image
not
available

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Funfzehnter Jahrgang.

1821.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, ꝛc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

Digitized by Google

den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preiß des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . 3 fl.
das Kunſt-Blatt . . . 3 fl.

Für dieſen Preiß kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Eine Revolutions-Scene der alten Welt. Nach Xenophon. 112.
Zur altdeutſchen Sittengeſchichte. Conz. 120.

Länder- und Völkerkunde.

Auszug aus einem ungedruckten Briefe Peter vas de Caminhas über die Entdeckung von Braſilien. A. d. Fr. 104. 105. 109. 110. 113.
Alexander Scotts Gefangenſchaft in Afrika. (Fortſ.) 106. 107. 108.
Abadeh-Araber. 111. 112.
Nachrichten über Laybach. A. d. Fr. 115.
Lebensart, Sitten und Gebräuche der Bewohner des Berglands Perche. A. d. Fr. 116. 117. 119. 120.
Oeffentliche Verſöhnungsfeyerlichkeit bey den Montenegr. A. d. Fr. 118.
Die neueſten Reiſeberichte vom Innern des Auſtrallandes. A. d. Engl. 125. 126. 127. 128. 130.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die Gefängniſſe der Schweiz. A. d. Fr. 104.
Muſikaliſches Tagebuch von und über Italien. 106. 127. 128.
Anekdoten. 107. 108. 113.
Miſſions-Geſellſchaft in Baſel. 108. 109.
Was Liebe zu Pflanzen vermag. 109.
Anekdote von Peter dem Großen. A. d. Engl. 114.
Seebiere in den nördlichen Polargegenden. A. d. Fr. 118.
Die Memnons-Säule. A. d. Fr. 119.
Gefahren der Wallfiſchfänger. 119.
Lutherſprüchlein. 120.
Die Arche. A. d. Fr. 122.
Neue Erfindung. 123.
Sommer-Morgenſegen. Moſengeil. 124.
Pompeji. 125.
Botaniſche Schätze in Madrid. 126.
Theater in Odeſſa. 126.
Atlantis. 128.
Anſicht der Braminen über ein dieſem Leben vorhergegangenes Daſeyn. A. d. Engl. 129.
Neues Rettungsmittel für Schiffbrüchige. 130.

Erzählungen.

Die Geächteten. 105. 106. 110. 111. 114. 115. 118. 121. 122.
Todesboten. A. d. Engl. 121.
Der Vatermörder. A. d. Engl. 123.
Der Engländer in Frankreich. A. d. Engl. 125. 126. 127. 129.
Die beyden Schweſtern. 130.

Biographie.

Leben und Schriften des Herrn Dupont de Nemours. A. d. Fr. 113. 114. 116. 117.

Gedichte.

Juliens Abſchiedsbrief. Aus Lord Byrons Don Juan. A. d. Engl. von Adrian. 104.
Der arme Wanderer. Schnabel. 107.
Charade. Von Georg Döring. Tauſendſchön. 108.
Der Menſch im Spiegel. Mr. 112.
Charade. Lichtſchirm. 114.
An Sie. Roderich Schneider, von Cölln am Rhein. 119.
Charade. Leberwurſt. 120.
Der Geiſelſtein. Von Guſtav Hohbach. 121.
Der Schwan. Von Maltiz. 123.
Am Grabe eines deutſchen Kriegers der bey der Einnahme von Paris in einem Garten fiel. A. d. Fr. von Adrian. 126.
Charade. Siegelring. 126.
Des Blinden Frühlingslied. Moll. 129.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Berlin. 111. 112. Dresden. 122. 123. Frankfurt 119. 121. 122. Freyburg in der Schweiz. 125. Hamburg 122. 124. 127. Italien 110. 112. 113. Kischinof. 115. Kopenhagen 116. 117. Lausanne. 130. Leipzig 109. 110. London 105. 106. 107. 116. 119. 120. Paris. 104. 105. 107. 123. 124. 128. Rom 127. 129. 130. Schafhausen. 128. Schweiz. 113. 114. 117. Strasburg. 125. Wien 108. 110. 118.

Kunst-Blatt.

Nro. 36.

Die Aegineten. v. d. Hagen. — Neues provisorisches Opernhaus in Paris. —

Nro. 37.

Der heilige Lukas. Speth. — Die Aegineten. (Forts.) — Warschau. — London. — Paris.

Nro. 38.

Das Danziger Bild. Johanna Schopenhauer. — Die Aegineten. (Beschl.) — Stuttgart. — London.

Nro. 39.

Das Münster in Straßburg. Speth. — Landschaftliche Darstellungen von Max Joseph Wagenbauer. Speth. — Das Danziger Bild. (Beschl.) — Neue Kupferstiche. Die Vermählung der heil. Jungfrau, nach Raphael, gest. von Giuseppe Longhi. Sehr gr. Fol. Von —ber. — Rom.

Nro. 40.

Das Sacro Convento in Assisi. — Zweifel. Von Mielach. — Tischplatte aus antikem Glase. — Notiz.

Nro. 41.

Ueber den Vorschlag zu einer Ausgrabung in Olympia. — Das Sacro Convento in Assisi. (Forts.) — Rom.

Nro. 42.

Plünderungs-Scene aus dem lezten französischen Kriege. Speth. — Das Sacro Convento in Assisi. (Forts.) — Lithographie. Darstellungen aus dem Gebiete der Natur, der Kunst und des Alterthums im Rheinlande. 1stes Heft. Cöln 1820. gr. Fol. —ber. — Petersburg. — Venedig, 30. April 1821.

Nro. 43.

Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Baukart, von Büsching. Breslau 1821. 8. 84 Seiten. Stieglitz. — Chinesisches Bilderbuch.

Nr. 29.

Belzoni's Reisen in Aegypten und Nubien. — Das Sacro Convento in Assisi. (Forts.) — London.

Literatur-Blatt.

Nro. 35.

Periodische Literatur. Dramaturgische Blätter in Hamburg. Amerika. Der Zuschauer. — Italienische Literatur. (Forts.) — Genugthuung.

Nro. 36.

Dichtkunst. Gedichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Vierter Band. Dramatische Dichtungen nebst einigen Liedern. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 337 S. gr. 8. — Erbauungs-Literatur. Eugenias Briefe von Heinrich Hirzel. Dritter Theil. Zürich bey Orell Füßli u. Comp. 1820. XVIII u. 432 S. 12. — Italienische Literatur. (Forts.)

Nro. 37.

Unterhaltungs-Literatur. Blumenkränze von Hartwig von Hundt-Radowsky. 1ster und 2ter Kranz. Leipzig und Merseburg b. Ernst Klein. 258 u. 256 S. 8. — Naturwissenschaft. I. Lehrbuch der Physik von Johann Ph. Neumann. Wien, Gerold, 1818 — 20. 1ster Bd., 558 S. gr. 8., 12 Kpfrtaf.; 2ter Bd., 783 S., gr. 8., 15 Kpfrtaf. II. Grens Grundriß der Naturlehre, herausgegeben von K. W. G. Kastner. Halle, Hemmerde, 1820. 6te Aufl. 882 S. gr. 8., 16 Kpfrtaf. — Englischer Literaturbericht für Januar und Februar 1821. (Forts.) — Uebersicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie in Paris, vom Jenner 1821.

Nro. 38.

Naturwissenschaft. I. Lehrbuch der Physik von Joh. Ph. Neumann. 1818 — 20. 1ster und 2ter Bd. II. Grens Grundriß der Naturlehre, herausgegeben von K. W. Kastner. 1820. 6te Aufl. (Forts.) — Englischer Literaturbericht für Januar und Februar 1821. (Forts.)

Nro. 39.

Naturwissenschaft. I. Lehrbuch der Physik von Joh. Ph. Neumann. 1818 — 20. 1ster u. 2ter Bd. II. Grens Grundriß der Naturlehre, herausgegeben von K. W. G. Kastner. 1820. 6te Aufl. (Beschl.) — Unterhaltungs-Literatur. Herbst-Blumine, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften (nach der Vorrede: aus dem Morgenblatt und dem Damenkalender) von Jean Paul. Drittes Bändchen. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1820. VIII und 568 S. 8. — Englischer Literaturbericht für Januar und Februar 1821. (Forts.)

Nro. 40.

Länder- und Völkerkunde. Joh. Heinr. Mayr's Reise nach Constantinopel, Aegypten, Jerusalem und auf den Libanon. Herausgegeben von Joh. Conrad Appenzeller. 2te verbesserte Aufl. Mit 4 Kupfern. St. Gallen. 1820. Bey Huber und Comp. 576 S. — Englischer Literaturbericht für Januar und Februar 1821. (Beschl.) — Italienische Literatur. (Forts.)

Nr. 41.

Dichtkunst. I. Die Treibjagd. Ein scherzhaft idyllisches Epos in vier Gesängen von Willibald Alexis. Berlin bey Dümmler 1820. S. 12. — II. Kampf und Minne von Robert Mäurer. Wiesbaden in Commission der Ritterschen Buchhandl. 1820. 136 S. 8. — III. Gedichte von Friedrich Krug von Nidda. Leipzig bey Ernst Klein. 1820. 317 S. 8. IV. Das Menschenleben in Dichtungen gebundener und ungebundener Rede von Ernst Ludwig. Altenburg bey Christian Hahn. 1821. X und 294 S. 8. — Italienische Literatur. (Forts.)

Nro. 42.

Unterhaltungs-Literatur. Friedrich Weissers neueste poetische und prosaische Werke. Erster Theil. Brünn bey Traßler 1820. 376 S. — Erbauungs-Poesie. Dom heiliger Sänger, oder fromme Gesänge der Vorzeit. Von J. P. Silbert. Mit Vorrede von Fr. v. Schlegel. Wien und Prag bey Karl Haas. 1820. XXII und 330 S. 8.

Nr. 43.

Schul-Literatur. Literärgeschichte der Sprach- Dicht- und Redekunst der Deutschen zum Leitfaden beym Schul- und Selbstunterricht für Deutschlands Jugend von Hellmuth Winter, Doktor der Rechte und der Philosophie. Berlin 1821. Im Büreau f. Lit. u. Kunst VII u. 254 S. gr. 8. — Lebensphilosophie. I. Aphorismen aus den Erfahrungen eines Siebenundsiebzigjährigen. Nördenitz 1820. 61 S. 12. II. Ueber Aufklärung, Bildung, Entwicklung als Höchstes im Leben der Menschheit. Eine Phantasie von Dr. Joh. Lhotsky. Leipzig bey Werther 1810. 67 S. gr. 8. — Italienische Literatur. (Forts.)

Digitized by Google

Nro. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Mai 1821.

Haſſt das Weib die Sünde wohl von Herzen,
Das von Herzen ſo den Sünder liebt?
Weiß ich, ob mir Buße dieſe Schmerzen,
Oder Liebe ſie zu fühlen giebt? —

Heloiſe an Abeillard von Pope.

Julia's Abſchiedsbrief.

(Aus Lord Byron's Don Juan.)

Ma ſagt, es ſey gewiß: du gehſt von mir!
Das iſt wohl gut, und dennoch, welche Pein!
Zurückgab ich dein junges Herze dir;
Ich bi das Opfer, möcht' es wieder ſeyn:
Verbrechen nennt zu große Liebe ihr?
Dann bin ich ſchuldig. — Nur die Stund' iſt mein,
Wenn Zeichen meiner Haſt im Brief erſcheinen,
Nimm nicht für Thränen ſie; ich kann nicht weinen.

Ich liebt', ich liebe dich; für dieſes Gut
Gab Ehr' und Ruh' ich, Erd' und Himmel hin;
Und nie bereuet Lieb', was Liebe thut,
So gane denkt des Traums der treue Sinn:
Nicht enn' ich meine Schuld aus Uebermuth,
Denn doch bin meine ſtrengſte Richterinn;
Ich ſchreibe, weil mich Schlaf und Ruhe meiden,
Ich klag' und flehe nicht, mein iſt mein Leiden.

Des Mannes Lieb' und Leben ſind getrennt,
Das Leid lebt liebend nur: in freyer Luft
Bewegt ihn ein jeglich Element;
Von Ehrgeiz, Stolz und Ruhm ſchwillt ſeine Bruſt,
Zu üben, was er will, ward ihm vergönnt,
Des Vorrechts iſt er freudig ſich bewußt;
Doch uns iſt nur der Eine Troſt geblieben,
Stets treu und los, und dennoch ſtets zu lieben.

Du dirſt in Stolz und Wonne weiter gehn,
Gelte oft wieder liebend; mir entſchwand
Der Ort Glück; nichts wird mein Auge ſehn,
Als ſüdlich meine Qual und meine Schand';
Auch der vergäß' ich, doch des Herzens Wehn,
Mein Lieben trag' ich bis zum Grabesrand.
Leb' wohl! Vergib mir, liebe mich — Nein, nimmer!
Vergebens iſt's, doch ſagen laß mich's immer!

Ganz Schwäche war mein Herz, noch jetzt iſt's ſchwach,
Doch denk' ich, daß es Faſſung wohl gewinnt;
Mein Blut ſtrömt noch dem Drang des Geiſtes nach,
Wie Fluthen wild dem raſchbewegten Wind:
Stets bleibt für Ein Bild die Erinn'rung wach,
Für alles Andre iſt mein Auge blind.
Die Nadel bebt, der Pol ſteht ohne Wanken —
So zuckt mein Herz und feſt ſtehn die Gedanken.

Nun weißt du Alles — Warum zögre ich?
Das Blatt zu ſiegeln, fehlet mir der Muth;
Doch ſo vollendet, was begonnen, ſich,
Und nichts mehr fürcht' ich von des Schickſals Wuth:
Brächt' Gram zum Grabe, längſt umfaſſt' es mich;
Umſonſt erſehnt' ich dieſes einz'ge Gut!
So muß ich dich für ewig ſcheiden ſehen,
Und leben, liebend Gott für dich zu flehen.

Adrian.

Die Gefängniſſe der Schweiz.

(Beſchluß.)

Die bisher von dieſen würdigen Frauen eingeſchlagene und übrigens den jedesmaligen Umſtänden angepaſſte Verfahrungsart iſt folgende. Zunächſt wird in einzelnen Unterredungen mit den Gefangenen, denſelben Theilnahme an ihrem Schickſal bezeugt und ſie werden zum Nachdenken über ihren Gemüths-

Digitized by Google

zustand und über die traurigen Folgen ihrer Verirrungen angeregt; ihr Verhaft wird ihnen als eine Fügung Gottes dargestellt, welcher straft, weil er liebt und weil er die Bekehrung seiner Kinder wünscht. Sanftmuth und Mitleid sind die einzigen Mittel, die man gebraucht, um ihr Herz zu rühren, ihr Zutrauen zu gewinnen, und sie zum offenen Geständniß ihrer Fehler und Laster zu bewegen. Dieses Leztere darf jedoch nicht den Gliedern der Frauenpflege, sondern es muß dem Geistlichen der Anstalt gemacht werden. Die Unterredungen der ersteren verweilen niemals bey diesen Verirrungen; sie trachten vielmehr die Tugend liebenswürdig als das Laster häßlich darzustellen, und sie sprechen ungleich öfter von Gottes Barmherzigkeit und Liebe, als von seinem Zorn und seinen Strafen.

Diesen einzelnen Gesprächen folgen solche allgemeine Versammlungen, in denen die besuchende Pflegerin ein Kapitel aus der Bibel oder dem neuen Testament lieset, und daran kurze, für die Zuhörerinnen passende Betrachtungen knüpft. Die Handlung wird mit einem knieend verrichteten Gebete eröffnet und beschlossen. Befindet sich unter den Gefangenen eine, die einen großen Fehler begangen hat oder sich halsstarrig und unbesserlich aufführt, so bittet man für sie, und benuzt den Anlaß, um Mitleid und Theilnahme an ihrer sittlichen Besserung gegenseitig unter den Sträflingen zu erzielen. Wenn eine schlechte Aufführung, anstößige Zänkereyen oder dergleichen etwas, statt gefunden hat, so werden alsdann Gebet und Vorlesung eingestellt, und diese Maßregel hat schon bey manchen sich als eine wirksame Strafe gezeigt. Es werden die Gefangenen auch niemals gezwungen, diesen religiösen Versammlungen beyzuwohnen; man ladet sie dazu blos ein, und gewöhnlich kommen sie alle; wenn eine ausbleibt, so ist daran meist, entweder Zorn und Haß gegen eine ihrer Unglücksgefährtinnen, oder eine gegen Gott und Menschen feindselige Gemüthsstimmung schuld, die zu herzlichem und fruchtbarem Gebet unfähig macht. Das Neue Testament und die Andachtsbücher von Osterwald und Doddridge befinden sich in den Händen der Sträflinge, auch wird ihnen zuweilen ein gewählter Abschnitt aus der Nachahmung Christi vorgelesen. Eine der Pflegerinnen war so großmüthig, im Winter von 1819 bis 1820, einem vierzehnjährigen zu einjährigem Verhaft verurtheilten Mädchen, alltäglich eine Stunde Religions-Unterricht zu ertheilen; der schöne Zweck ist hoffentlich erreicht, — indem die Herrschaft, in deren Dienst das Mädchen seit verwichenen April gekommen ist, ihm ein sehr befriedigendes Zeugniß ertheilt. Nebst dem moralischen Unterricht ist die Beschäftigung mit angenommener Arbeit und die Anleitung zu verschiedenen weiblichen Arbeiten, wodurch jedes Müßigseyn vermieden wird, die Hauptsorge der Frauenpflege. Von dem guten Erfolg ihrer Bemühungen könnten manche rührende Vorfälle in dem Gefängnißhause zeugen, deren Erzählung aber zu weit führen würde.

Ueber das Betragen der Sträflinge wird ein Buch geführt, und in ein zweytes Buch zeichnen die Pflegerinnen ihre Bemerkungen ein. Je zu drey Wochen versammelt sich die Pflege, um über die Verhältnisse der Gefangenen zu rathschlagen, die gemachten Beobachtungen sich gegenseitig mitzutheilen und nüzlichen Ideentausch zu veranlassen. Die Bemühungen dieser Frauenpflege erhalten übrigens wesentliche Unterstützung, durch zwey andere neuerlich in Genf zu Stand gekommene, verwandte Einrichtungen, deren eine die verführten und reuigen Mädchen unter Aufsicht hält (l'asile des repenties) und die andere (Comité de secours pour les prisoniers) den entlassenen Sträflingen mit Rath und That beysteht, um ihnen einen ehrlichen Broderwerb zu verschaffen.

Strafarten: In vielen schweizerischen Gefängnissen sind Ruthenstreiche, die zuweilen auch bey Weiben wie bey Männern angewandt werden, das einzige Zuchtmittel; die abgesonderte Einschließung und die völlige Einsamkeit werden seltner und nicht leicht mit hinlänglicher Umsicht und in gehöriger Ausdehnung angewandt. Wenn die Vermeidung der Willkühr und die Uebung strenger Gerechtigkeit auch in den Gefängnissen statt finden soll, so wird hieregen in denjenigen der Schweiz häufig gefehlt, und was in Bezug auf die Mittel zur Handhabung guter Mannszucht bemerkt wird, gilt noch ungleich mehr, hinsichtlich der zu Ersparung von Geständnissen gebrauchten Maßnahmen. Die eigentlich sogenannte Folter ist zwar meist in der Schweiz abgeschafft und sie wird es hoffentlich bald gänzlich seyn; aber dunkle und enge Kerker ohne Lufterneuerung; übrausschwere Ketten; Fesseln, womit Füße und Arme der Gefangenen in einer mühseligen Lage erhalten werden, und von denen sie auch auf ihren Lagerstätten nicht verschont bleiben, sind als Mittel Geständnisse zu erpressen, doch wohlauch Foltern, welche an barbarische Zeiten erinnern, und unter einem so aufgeklärten und gesitteten Volke, wie die Schweizer sind, nicht sollten angetroffen werden.

Besserungsmittel. Ich weiß recht gut, wie mancherley Schwierigkeiten sich einer befriedigenden Form der Gefängnisse dieses Landes widersetzen. Die meisten Gebäude, die zu Gefangenschaften gebraucht werden, hatten ursprünglich eine ganz andere Bestimmung. Es waren Klöster oder Schlösser, oder anderweitige Gebäude, wo alles mangelt, was für eine zweckmäßige Aufsicht, Abtheilung und Beschäftigung der Gefangenen erforderlich ist. Somit würde es eine vergebliche Mühe seyn, die innere Einrichtung der meisten dieser Häuser ändern zu wollen, und in mehreren Kantonen bleibt anders nichts übrig als neue zu erbauen. Die Vortheile guter Gefängnisse sind jedoch so groß, daß das darauf verwandte Geld immhin

wohl angewandt seyn wird. Die Kantone Bern und Waadt haben neuerlich sich dazu entschlossen, und im lezten ist man auch bereits über einen allen Bedürfnissen entsprechenden Plan einverstanden; die trefflichen Eigenschaften der Personen, denen die Ausführung übertragen ward, lassen am guten Erfolge nicht zweifeln, und es wird dieses Werk der Schweiz zuverlässig Ehre machen. In Genf will man dem guten Beyspiele folgen. Die Gefängnisse dieser Stadt waren vormals der Pallast der Bischöfe; ihre Lage mitten in der Stadt und ihre Gesammtverhältnisse machen sie für jede Besserung unbrauchbar; somit ist dann sehr zu wünschen, daß ein eignes Besserungshaus außer den Mauern erbaut und die bisherigen Gefängnisse ausschließlich als Verhaftort für Angeklagte gebraucht werden mögen. Wenn es unstreitig der Fall ist, daß für manchen Schweizerkanton die Erbauung und Einrichtung zweckmäßiger Besserungshäuser allzukostbar und auch außer Verhältniß mit dem Bedürfnisse für eine nicht große Zahl Sträflinge seyn würde, so bleiben alsdann angemessene Vereinbarungen und Einverständnisse mehrerer Kantone für gemeinsame Anstalten übrig, die den Theilnehmern gleichmäßig zum Vortheil und zur Ehre gereichen müssten.

Auszug aus einem ungedruckten Briefe Pedro vas de Caminhas über die Entdeckung von Brasilien.

(Ein, vor Kurzem von Rio Janeiro zurückgekehrter Reisender hatte das Glück, von diesem Brief, dessen Original sich in Lisbonne, in den königlichen Archiven von torro do Tombo, aber eine Abschrift davon in dem Kriegs-Archiv von Rio Janeiro befindet, eine Copie zu erhalten. Pedro vas de Caminha war ein Begleiter des Pedro Alvarez Cabral, welcher auf einer Reise nach Ostindien vom Sturme verschlagen, Brasilien entdeckte; sein Brief ist an den damaligen König Emanuel den Großen gerichtet, den er nach der Zeitsitte nur Hoheit nennt — denn erst viel später nahmen die portugiesischen Monarchen den Titel der Majestät an. Da unsre Absicht einzig dahin geht, den Leser mit dem Zustand von Brasilien, wie ihn seine Entdecker fanden, bekannt zu machen, übergehen wir den Anfang des Briefs in welchem der Verfasser das Schicksal der Expedition von ihrer Abfahrt von Belem den 19. März 1500, bis zu ihrer Ankunft in Porto Seguro, wie sie den Hafen der Küste von Brasilien nannten, in welchen sie gegen Ende Aprils 1500 vor Anker gingen. Hier fanden die Portugiesen späterhin das Holz, welches sie seiner Farbe wegen mit Brasa, auf Portugiesisch: eine Kohle, verglichen, und deßhalb dem Lande der Name Brasilien erfunden ward. Wir beginnen Caminhas Brief mit seiner Landung daselbst.)

Die vorausgeschickten Schaluppen fanden einen guten, zwischen den Riffen verborgenen Hafen, mit einem beschwerlichen Eingang; die Flotte ging hier in eilf Klafter Tiefe vor Anker. Alfonso Lopez, einer der Steuermänner, ruderte in einem Boot ans Ufer, wo er ein Canot mit zwey jungen, gut gebildeten, kräftigen Wilden mit Bogen und Pfeilen bewaffnet antraf. Andere eben so bewaffnete, liefen am Strand umher; diese beyden jungen Leute kamen aber an Bord des Admiralschiffs, wo man sie sehr gut empfing. Die Eingebornen dieses Landes sind braunroth, ihre Züge sind nicht unangenehm, ihre Gestalt oft schön. Sie gehen ganz nackt und denken dabey durchaus nichts Arges. Ihre Unterlippe ist durchstochen und mit einer Zierrath von Knochen, von einer Handbreite in der Länge, geschmückt. Oft sieht sie einer Baumwollespindel ähnlich; sie wird innerhalb der Lippen eingelegt, und diese schließt sich fest an sie an. Die beyden herausstehenden Enden haben ungefähr die Form eines Thurms der Schachbrettsteine. Beym Essen, Trinken oder Sprechen, scheint ihnen diese Zierde gar nicht im Wege zu seyn. Ihr Haar ist schwarz und glatt, sie tragen es in langen Flechten, allein ein wenig über den Ohren scheeren sie es ab. Der eine von ihnen trug eine Perrücke von gelben Federn, die jede einzeln mit etwas Wachs Aehnlichem in sein Haar befestigt war; es bedurfte nur ihm den Kopf zu waschen, um sie abgehen zu machen.

Wie diese Wilden sich nahten, bestieg der Admiral eine Art Thron und trug eine kostbare Kette um den Hals. Mehrere seiner Offiziere, zu denen auch ich gezählt wurde, saßen auf einem Teppich um ihn her. Die Indianer traten mit brennenden Fackeln hinzu, ohne irgend eine Begrüßung, nicht einmal an den Admiral, auch richteten sie sich nicht mit Worten an ihn. Der eine von ihnen betrachtete die goldene Kette, berührte sie mit der einen Hand, indem er die andere auf den Boden legte, wahrscheinlich um anzudeuten, daß die Erde Gold enthalte. Beym Anblick eines silbernen Leuchters machte er dieselbe Bewegung. Man zeigte ihnen einen Papagay; sie gaben zu verstehen, daß sich dergleichen auch in ihrem Lande befänden. Der Anblick eines Schaafes schien sie gar nicht zu befremden, allein wie ihnen eine Henne zu Gesichte kam, geriethen sie in großes Schrecken. Man bot ihnen Brod an, Fisch, eingemachte Früchte, trockne Weintrauben und Feigen, das alles schien sie anzuwidern; denn kaum berührten es ihre Lippen, so spuckten sie es wieder aus. Eben so wenig konnten sie sich Wein zu trinken entschließen; sie verschluckten, um sich, nachdem sie ihn geschmeckt hatten, den Mund zu spülen, sogar etwas Wasser. Der eine von ihnen erblickte einen Rosenkranz von weißen Körnern, der ihm ganz außerordentlich gefiel. Er schlang ihn um den Hals, dann wieder um den Arm, und deutete bald auf die Kette des Kommandanten, den Boden und den Rosenkranz, — wie wir es erklärten, um zu verstehen zu geben, daß er Gold dafür geben wolle; Andere meynten, der Wilde wolle den Rosenkranz gern mit-

Digitized by Google

nehmen — welches sich viel weniger zu unserer Absicht, einen Tauschhandel einzugehen, paßte. Der Wilde gab aber den Rosenkranz seinem Eigenthümer zurück, und nach wenigen Augenblicken streckten sich unsre Gäste, ohne alle Sorge für die Anständigkeit ihrer Stellung, auf einer Matte zum Schlaf aus. Der Admiral befahl ihnen Decken und Hauptkissen zu geben, worüber sie sehr zufrieden schienen. Derjenige mit der Federperrücke nahm sich wohl in Acht seinen Hauptschmuck durchs Liegen nicht zu verderben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 4. April.

(Fortsetzung.)

Bis Cuvier's Lobrede auf Sir J. Banks im Drucke erscheint, möge einstweilen ein sehr kurzer Auszug aus derselben hier stehen, oder vielmehr wünsche ich nur einen schwachen Begriff dieses literarischen Meisterstückes hier zu geben. Was Fontenelles akademischen Lobreden einen besondern Werth gibt, ist die philosophisch-ruhige und heitere Ansicht aller Dinge, und die anscheinlich unbefangene, wiewohl im Grunde künstlich berechnete Darstellung derselben. Diese an einem Geschichtschreiber der Wissenschaften sehr lobenswerthe Eigenschaften hat Cuvier seinem Vorgänger sehr gut abgemerkt und ahmet sie vortrefflich nach. Bey der Lobrede auf Banks hatte er aber ein großes Hinderniß zu beseitigen: er hatte einen englischen Gelehrten, englische Einrichtungen, englische Thaten vor einem französischen Publikum zu loben, das heißt, vor Leuten, welchen von Jugend auf Vorurtheile wider das Nachbarland beygebracht werden, und bey welchen sich diese Vorurtheile bey zunehmendem Alter durch alles, was sie sehen und hören, noch vermehren. Er hielt es deshalb auch nicht für unnöthig, gleich beym Eingange zu bemerken, daß er als Geschichtschreiber der Wissenschaften spreche, und als solcher Wohlthaten aufzuzeichnen habe, welche denselben durch einen fremden Gelehrten zu Theile geworden. Auch hatte er sehr klug vorne an das hohe Verdienst gestellt, das sich Sir J. Banks um die französischen Gelehrten erworben hatte, da er mitten in den langen und blutigen Kriegen zwischen Frankreich und England, als so viele Menschen- und Völkerrechte verletzt wurden, sich stets und unablässig wie einen großmüthigen Beschützer der Gelehrten und Reisenden, und der wissenschaftlichen Unternehmungen Frankreichs bewiesen, und auch eben so die Fürsprache des französischen Instituts zu Gunsten der gefangenen englischen Gelehrten in Anspruch genommen hatte. Während Lapeyrouses Seefahrt, bewog Banks die englische Regierung, sie, des Krieges ungeachtet, in allen Meeren ruhig fortsetzen zu lassen. Er selbst benutzte seine weitläufige Korrespondenz zur Einziehung von Nachrichten über den Erfolg dieser Seefahrt. Als der französische Botaniker Broussonet seine Reise antrat, fand er überall Empfehlungen des englischen Beschützers der Wissenschaften vor. Die beträchtliche Naturaliensammlung, die Labillardiere auf seiner Seefahrt nach Frankreich geschickt hatte, war den englischen Kaperern in die Hände, und der Regierung anheim gefallen. Banks, ohne sie einmal zu eröffnen, schickte sie ungesäumt nach Frankreich, da sein Einfluß bey der englischen Regierung allvermögend war. Der König Georg III. hatte für Sir J. Banks eine unveränderliche Zuneigung, und Cuvier meint, daß die vielen friedfertigen und wissenschaftlichen Unternehmungen, welche die lange Regierung dieses Königs bezeichnet hätten, zum Theile dem Rathe Banks zuzuschreiben seyen. Ueberhaupt hat Niemand je die Naturwissenschaft thätiger und wirksamer befördert als Banks, obschon er beynahe nichts geschrieben hat. Ueberall, wo ein nützliches Unternehmen zu diesem Zwecke zu Stande kam, half er mit Rath und That; wer ihm ein würdiger Schüler oder Gelehrter schien, dem eröffnete er mit ungemeiner Liberalität seine großen Naturschätze; eine Menge von Gelehrten haben aus denselben mit vollen Händen geschöpft, und so hat es sich ereignet, daß die außerordentlich reichhaltigen Beobachtungen und Sammlungen des englischen Gelehrten großentheils der Welt mitgetheilt worden sind, wenn er auch selbst nichts davon bekannt gemacht hat. Doch ließ Cuvier verlauten, daß es für die Naturgeschichte zu bedauern seye, daß weder Banks noch Solander, sein Reisegefährte, die Geschichte ihrer auf der Reise um die Welt gemachten Beobachtungen geschrieben habe. Von Banks läßt sich diese Sorglosigkeit begreifen; sie lag in seinem Charakter, und es war ihm genug, wenn das Gesammelte nur aufbewahrt und der Welt mitgetheilt wurde, gleichviel, ob durch ihn oder durch Andere. Aber wie ist es zugegangen, daß auch der Schwede Solander, der doch noch über zehn Jahre nach der ersten Cookschen Weltumseglung gelebt hat, keine Reisebeschreibung herausgegeben hat? Auch herrscht einige Dunkelheit über die Ursachen, welche Banks und Solander verhinderten, an der zweyten Cookschen Seefahrt Theil zu nehmen. Sie hatten sich schon zu dieser Reise vorbereitet, und sogar auf dem Schiffe die nöthigen Anstalten getroffen, als es zwischen Cook und Banks zu einem Bruche kam, und ersterer die gemachten Anstalten auf dem Schiffe zerstören ließ. Cuvier gestand, daß er sich nicht getraue, zwischen dem Seefahrer und dem Naturforscher zu entscheiden; da jedoch Cook sich auch mit den beyden Forster entzweyet, und auf seiner dritten Reise gar keinen Naturforscher mehr habe mitnehmen wollen, so müsse man wohl daraus schließen, daß die nöthigen Bequemlichkeiten und die Unabhängigkeit eines Naturforschers mit der eben so nöthigen Ordnung und Zucht auf einem Schiffe schwer zu vereinbaren seyen. Von aller Eifersucht wollte Cuvier übrigens den berühmten Seefahrer auch nicht freysprechen. Das betriebsame, humane und wohlthätige Betragen Banks auf der ersten Reise, seine Abenteuer u. s. w., die Cuvier elegant schilderte, bekannt sind genug. Er war der Vermittler, der Friedensstifter; er schaffte das Gestohlne wieder herbey; nur einmal, als die in seiner Nähe schlafende Königinn einer der Inseln des stillen Meeres ihm seine Kleidung gestohlen hatte, musste er sein Recht fahren lassen; jedoch in einem solchen Falle, bemerkte der muthwillige Sekretär der Akademie, sey es leicht zu entschuldigen, wenn man nicht auf seiner Hut sey. Wie er auf jenen Inseln die Sämereyen der europäischen Welt ausgestreuet, und von denselben wiederum eine Menge Sämereyen nach Europa mitgebracht, und an alle große Pflanzengärten vertheilt habe, weiß jedermann. Für Island, das er nach seiner Weltreise mit Solander besucht hatte, ward er in der Folge auch ein Wohlthäter, indem er auf eigne Kosten bey einer Hungersnoth Schiffe mit Lebensmitteln dahin schickte. Auf Neuholland hat Banks zuerst die Aufmerksamkeit der englischen Regierung gerichtet, und das vernünftige und zweckmäßige Kolonialsystem, welches daselbst eingeführt worden, schreibt Cuvier ebenfalls der Wirkung der Beobachtungen Banks zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 35.

Digitized by Google

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 1. Mai 1821.

Periodische Literatur.

Dramaturgische Blätter in Hamburg

giebt seit Anf. d. J. der Professor Zimmermann nicht blos für Hamburg (s. Heft 1. S. 7.) heraus. Wem fällt nicht schon bey dem Titel Lessings Hamburgische Dramaturgie ein? Der Herausgeber gesteht S. 5, daß er diesem musterhaften Werke „in Absicht, Form, Inhalt und Vortrag" nacheifern wolle nach seinen Kräften. Nach dem vorliegenden Hefte zu urtheilen ist er nur auf allzuricht igem Wege, sein Vorbild zu erreichen. Was wir damit sagen wollen? Nicht viel mehr, als daß Lessing seine Zeitschrift am 1. Mai 1767 begann, und — daß er sie auch schon am 19. April 1768 schloß. Vier und funfzig Jahre! Es wär' ein Wunder, wenn dasjenige, was damals der Kunst nöthig war, und was damals dem Geschmacke der Zeit entsprach, auch noch jezt am Platze wäre. Kurz, wir glauben überhaupt nicht, daß irgend eine alte Zeitschrift in Form, Inhalt und Vortrag einer neuen zum Muster dienen könne, weil sie, die neue, nothwendig eine Schrift für eine andere Zeit ist. Fragen wir die Erfahrung. Der Pseudonymus West in Wien begann vor 10 bis 12 Jahren ein Sonntagsblatt, und eiferte in Form und Gehalt höchst glücklich, höchst geistreich, dem englischen Zuschauer nach. Umsonst! Er mußt' es gar bald mit der Klage beschließen, daß es „vom Morgenblatte niedergeredet" worden wäre. Levezow in Berlin trat 1815 mit einem „dramaturgischen Wochenblatte," Hell und seine dramaturgischen Freunde in Dresden mit „theatralischen Mittheilungen," Amadeus Wendt in Leipzig mit einem, das neue Stadttheater vorzugsweise berücksichtigenden „Kunstblatte" auf. Alle diese Kinder, von den besten dramaturgischen Anlagen und Hoffnungen, starben an den ersten Zähnen, oder, unbildlich zu reden, sie wurden von den theaterkritischen Notizenschreibern, die den Postwägen polyhistorischer Tageblätter hintenauf zu sitzen pflegen, niedergeredet. Das Theater ist für das große Publikum Gegenstand der Conversation, man will Urtheile darüber zur Unterhaltung: leicht, scherzhaft, witzig, satyrisch, medisant mit unter; und so steht der gründliche Dramaturg gegen die flachen Theaterbriefler immer im Nachtheil, wenn er seine Betrachtungen auf das Theater seines Orts bezieht, und zeitschriftlich bekannt macht. Ueberdieß, wenn er sich nennt; so hat er conventionelle Rücksichten zu nehmen; er hat nur die Wahl, zu erbittern, oder zu schonen, zu beleidigen oder zu complimentiren, und was kann auswärtige Leser mehr langweilen, als das ewig wiederkehrende Preisen des trefflichen Herrn A., der unerreichbaren Frau B, und des hinreißenden Fräuleins C, die er nicht kennt. Wir möchten fast den Theaterkritikern, die Briefler mit eingeschlossen, rathen, daß sie sich's zum Gesetz machten, keinen Schauspieler öffentlich zu nennen, der nicht bereits durch Kunstreisen und Gastspiele eine Celebrität in Deutschland erlangt, oder doch wenigstens gesucht hat.

Es wäre zu wünschen, daß Herr Z. unter den Theaterfreunden zahlreiche Leser fände: denn er ist reich an Kenntnissen des Faches und an Einsichten in das Wesen der Kunst, er steht in jenen kaum Böttigern nach, und übertrifft ihn vielleicht in diesen, wenigstens scheint es uns, daß sein Geschmacksurtheil subjectiv fester stehe. Aber aus seiner Neigung, sich bey der Literärgeschichte des Stoffes, des Stücks, des Dichters aufzuhalten, entsteht eine Breite, die leicht unbehaglich wird. Lessing hat sie im Grunde auch; doch die polemische Stellung seines Geistes gegen die Dramatiker seiner Zeit macht sie anziehend: man folgt seinen Umwegen, weil man bald merkt, daß er irgend wohin will, wo es nach seiner Ueberzeugung nicht richtig ist mit der geltenden Meinung.

In diesem ersten Hefte zog uns nichts an, als die Exposition der Fabel von Oehlenschlägers Oper, die Räuberburg, und, theilweise, die Abhandlung über Heinrich's von Kleist Lustspiel, der zerbrochene Krug. Sehr richtig ist, was der Verf. in Nro. 8. über den Gebrauch des jambischen Hinkverses (Skazon, Hipponakteischer*) Vers, Choliambe) sagt. Bekanntlich ist das (um für

*) Von Hipponax, der darin Satyren gegen die Sybariter seiner Häßlichkeit geschrieben haben soll. Plin. 36. 5. Cic. ad famil. 7, 24.

deutsche Verskünstler faßlich zu reden) ein jambischer Sechsfüßler, der in dem lezten Fuße statt des Jambus einen Trochäus hat, und daher mit diesem Fuße hinkt. Z. B.

Der Sechsfüßler scheint ein Vers für Kunstrichter
Die immerfort mitsprechen, ob's gleich schlecht fort will,
Und eins nur wissen sollten, daß sie nichts wissen;
Wo die Krut hinkt, muß ja auch der Vers lahm seyn.

Der Gebrauch dieser Versmißgeburt zu Erhöhung der komischen Wirkung ist allerdings beachtungswerth, obschon Kleist darinnen schwerlich zum Muster dienen kann. Hier hätte den Schauspielern eine Regel über den Vortrag solcher absichtlich hinkenden Verse gegeben werden können. Sie müssen nämlich das Versmaaß, worein der Vers passen soll, genau inne haben, und ihn darnach bemerkbar scandiren. Herr Z. vergleicht damit den, bey Kleist häufig vorkommenden, jambischen Fünffüßler, der, weil seine Nachschlagsylbe lang ist, in einem Spondäus auszulaufen scheint. Z. B.

Ei Henker, seht! — Ein liederlicher Hund war's.

Aehnlich in der Wirkung sind ihm die Alexandriner mit asterspondäischen Reimen, z. B. in Müllner's großen Kindern:

— — — Ei sehn Sie!
Was ich nur aufgeschnappt, das scheint ja gar, verstehn Sie.

Aber dergleichen hinkende Ausgänge wollen selbst im Lustspiele cum grano salis gebraucht seyn. Unser V. hätte bey dieser Gelegenheit, und da er sie besonders in der Tragödie widerräth, auch wohl die hinkenden Anfänge unserer Jamben (mit einem Trochäus) berühren und beleuchten mögen. Schiller hat sie häufig; im Ynguld kommt keiner vor: warum sind sie in der Albaneserin im ersten Monologe des Arztes gehäuft? *)

Amerika,

dargestellt durch sich selbst, war der Titel eines Tageblattes, welches bis zum Schlusse des J. 1820 bey Göschen erschien, und den Versuch machte, Amerika, besonders Nordamerika, durch Auszüge aus dessen Zeitungen und periodischen Blättern darzustellen. Es ist in einem Alter von kaum zwey Jahren mit Tod' abgegangen, soll aber nach der Parentation des Verlegers als periodische Schrift, in stärkeren Abtheilungen, wieder auferstehen. Damit es nicht von neuem in der Kindheit sterbe, möchten wir wohl einen diätetischen Rath geben. Soll Nordamerika uns interessant dargestellt werden; so bedenke der Redacteur, daß unser Interesse an dieser neuen Welt hauptsächlich auf der Vergleichung ihres gesellschaftlichen Zustandes mit dem unseres Welttheils beruht. Er wähle daher seinen Stoff so, daß diese Vergleichung lebendig angeregt werde, und er habe nothfalls den Muth, sie selbst durch eigene Reflexionen durch geistreiche Mahnung an die europäischen Seiten- oder Gegenstücke anzuregen. Auch nehm' er mehr Rücksicht auf die Literatur in den vereinten Staaten. Das kann anziehend werden, denn die Wirkung der unsrigen auf sie ist jezt sehr im Steigen, und dürfte in den Blättern von Boston (wo u. a. the Germain Correspondent erscheint) sich am bemerkbarsten zeigen. Wir haben bisher nicht bemerkt, daß der Herausgeber oft an diese Quelle trinken gegangen wäre. Die Criminalverhandlungen, die bey weitem die meisten Leser fanden, werden gewinnen, wenn sie im Auszuge vorgetragen (referirt) werden, welches freylich wohl einen rechtsgelehrten Autor, vielleicht einen guten Rechtsphilosophen erfordert, der mit Rücksicht auf den oben berührten Zweck der Vergleichung referiren kann. Ueberhaupt kommt bey dergleichen Unternehmungen sehr viel auf den Redacteur an, obschon wir nicht mit dem Colporteur im Lit. Bl. sagen möchten:

Taugt das Blatt nicht, gilt der Name.

Der Zuschauer,

ein Berliner Zeitblatt „für Belehrung und Aufheiterung," erscheint seit Anf. d. J., und uns liegen davon 30 Nummern vor. Als Redacteur ist ein Herr J. D. Symanski genannt. Der oben angezogene Spruch des Colporteurs kann also dem Blatte nicht zu statten kommen, denn der Name des Herausgebers ist, uns wenigstens, blos durch eine frühere Zeitschrift, die Leuchte, und durch einen zweyten Freymüthigen („für Deutschland" wenn wir nicht irren) bekannt; Tageblätter, die beyde nur kurze Zeit existirt haben. Inzwischen enthält No. 1. einen Brief von dem geistvollen Hoffmann, welcher Beyträge aus dessen Feder hoffen läßt; doch bis No. 30. fanden wir keine. In No. 3. ist ein Trinklied von F. Weisser „aus dessen 1817 erschienenen Werken" abgedruckt. Haug und N. Roos haben einige Kleinigkeiten beygetragen. In No. 4. hat eine anthropologische Botanik begonnen, ungefähr in diesem Geiste: Bellis perennis, oder Gänseblümchen, giebt es häufig auf Wiesen und in Gärten, (auch in Journalen!) so wie in den Zimmern unserer Schönen, wo sie ausnehmend gut gedeihen. Für verwundete Herzen haben sie nur wenige Heilkräfte, doch sind sie manchen Kranken als gelinde anziehende Arzneymittel zu empfehlen. In der menschlichen Oekonomie werden sie zuweilen als Schaffutter mit dem besten Erfolg benuzt." Der Herausgeber gibt in Nro. 10. „erbauliche Betrachtungen" in diesem Geiste:

Der Prediger:

Verehrt das Wunderwerk, das unser Herr vollbracht:
Mit wenig Worten hat er Tausend satt gemacht.

Die Gemeinde:

Mit mag'rern Brocken noch als sie der Heiland gab,
Speist man in neurer Zeit oft Millionen ab.

Statt „Millionen" könnte da auch stehen: Abonnen-

*) Die Recensenten müssten nicht alles wissen.

M.

ten. No. 30. enthält eine zwar witzige, aber übelriechende Anecdote. Es gibt auch Kritik, und zwar eine solche, die mehr loben, als tadeln will. (No. 10.) Die stehende Ueberschrift derselben ist: Seitenblicke auf Literatur, Kunst und Leben. Literatur und Kunst von der Seite (schief) ansehen, ist gewöhnlich, aber nicht gut. Das Leipziger Conversationsblatt und seinen „Psychopompos" treffen gar scheele Seitenblicke. Die Dramaturgie ist entschieden antifataliſtisch. Das Aeußere ist empfehlend, der Druck für das Auge bequem. Da aller Anfang schwer ist, besonders bey Zeitschriften, die in Berlin erscheinen (die Sterblichkeit unter ihnen ist dort außerordentlich groß); so wünschen wir dem Unternehmer guten Abgang.

Nachträglich sey noch erwähnt, daß in dem Briefe Hoffmanns eine kleine Antikritik gegen die Anzeige seiner Serapionsbrüder im Lit. Bl. 1820. No. 43. sich befindet. Er spricht vom Serapions-Princip, welches „von einem strengen Manne verworfen und von ihm behauptet worden: mit der Anschauung sey es nichts, und nur der Verstand brüte wahre Dichterwerke aus." Das mag der „strenge Mann" selbst vertreten. *)

Italienische Literatur.

(Fortsetzung.)

Viaggi di Francesco Petrarca in Francia, in Germania, Italia, descritti dal Prof. Ambrogio Levati, Vol. 2do. Milano presso Susi e Stella 1820. L. 4. ital. Dieser zweyte Band enthält die zwey Reisen nach Neapel, und jene nach Pisa, Parma, Bologna und Verona. Der Autor spricht vor allem über die alte Sitte, Dichter zu krönen, und über den Grund, warum hiezu der Lorber gewählt worden. Diese leztere Sitte entstand, wie Boccaccio im Leben des Dante bemerkt, daher, weil die Lorber immergrünend bleibt, weil man glaubte, daß derselbe nie vom Blitze getroffen werden, und weil er sehr wohlriechend ist: diese drey Eigenschaften, glaubten die Alten, kommen den ausgezeichneten Werken der Dichter und siegreichen Herrschern zu, indem der Ruhm ihrer Thaten immer grünend ist und ewig lebt; weder durch das Feuer des Streits, noch durch die Ungewitter der Zeit vertilgt werden kann, sondern gleich dem Dufte des Lorbers immer angenehm seyn und bleiben werde. Die Sitte, Dichter im Campidolio zu krönen, welche zur Zeit des Verfalls des römischen Reiches aufhörte, erneute sich zu Petrarca's Zeiten wieder, welcher an einem Tage zwey Kuriere in Valchiusa empfieng, einen, welcher von der Universität geschickt wurde, und ihm den Dichterkranz brachte, den andern vom römischen Senate, der ihn zur Krönung auf dem Tarpeus berief. Nachdem Petrarca seinen Macen, den Kardinal Colonna, um Rath gefragt hatte, nahm er die Einladung der römischen Senatoren an, und um sich der Ehre würdiger zu zeigen, beschloß er vorher nach Neapel zu gehen; um sich dort von dem hochgeehrten König Robert prüfen zu lassen. Er ging in Marseille zu Schiff, und nun bedient sich der Verfasser, um alle Orte auf der ligurischen Küste zu beschreiben, des sprischen Itinerariums des Petrarka, welcher sie mit sehr frischen Farben schildert, die Ruinen der Stadt Luna ausgenommen, wo der Verfasser, die Dunkelheit der Ausdrücke Petrarka's damit hätte aufklären sollen, indem er eine Note aus dem fünfzigsten Kapitel des ersten Buches der Cronaca von Gio. Villani, welcher die Ursachen der Zerstörung angibt, beygesezt hätte. König Robert nahm Petrarca freudig auf, und prüfte ihn drey Tage nach einander im Angesichte des ganzen Hofes. Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß diese Prüfung hier sehr bündig zusammengefaßt, während in andern Werken Fragen und Antworten auf eine sehr ermüdende Weise angeführt stehen. Nach der Prüfung zieht Robert den Königlichen Mantel aus, umgibt Petrarca mit demselben, und erklärt ihn der Dichterkrone werth; dieser nimmt von ihm Abschied, geht nach Rom, und wird vor einer ungeheuren Menge Volks im Angesicht des versammelten Senates unter tausendfältigem Rufe: Viva il Campidoglio, il Poeta! gekrönt. Nach der Beschreibung dieser Feyerlichkeit führt der Verfasser die Worte an, womit Petrarca in späteren Jahren die jugendliche Eitelkeit bereute, die ihn nach zu grünen Lorbern, wie er sie hieß (da sie ihn später zum Gegenstande unversöhnlichen Neides machten) lüstern machte. Hier hätte der Verfasser der Schicksale gedenken sollen, welchen die Sitte der Dichterkrönung im Capitolium später unterworfen war, er hätte zeigen sollen, daß, wenn sich auch einige Male der Fall ereignete, daß große Männer diese Ehre gesucht, auch den wenig bedeutenden Improvisatoren diese Auszeichnung zu Theil geworden, er hätte die Bemerkung nicht unterlassen sollen, daß die Gelehrten sich nicht wenig entrüstet zeigten, als noch nicht gar lange die Nachricht ins Publikum kam, daß man an demselben Orte, wo Petrarca den Dichterkranz erhielt, und wo Tasso ihn hätte empfangen sollen, einen Poeten zu krönen versucht hatte, weil er ein Trauerspiel deklamirt hatte. — Von Rom gieng Petrarca nach Pisa, dessen Verfall er beschreibt. Die Beschreibung der vormaligen Blüte dieser Stadt ist sehr schön. Von dort gieng er nach einem mehrtägigen Aufenthalte nach Parma, wo er das Gedicht über Afrika fortsezte; der Tod Benedikt XII. und die Wahl Clemens VI. bestimmte Petrarca nach Avignon zu gehen. Wegen des Todes Roberts wurde Petrarca vom Papst nach Neapel gesendet, um einigen Gefangenen die Freyheit zu erbitten. Dießmal hielt er sich der Unruhen wegen, in den Umgegenden von Neapel auf und beschrieb sie nebst andern Gegenständen in den lateinischen Gedichten. An dieses Kapitel reihte der Verfasser die Gespräche, die Petrarca mit dem heiligen Augustin hielt. Das sechste Buch begreift die Reise nach Bologna und Verona, und beschreibt mit den Worten Petrarcas den Verfall der Universität zu Bologna, so wie die durch unruhige Auftritte der dortigen Schüler herbeygeführten Unordnungen und Faktionen, worein die ersten Familien verwickelt waren, die durch Tyranney des Romeo Pepoli, das Bündniß der Gibellinen aus der Lombardie, und durch die Excommunicationen der Päbste herbeygeführten Uebel. Die Stadt Verona, und der Hof der Scaliger ist mit vieler Meisterschaft beschrieben. In Verona entdeckte Petrarca die Briefe Cicero's, die er in einem an ihn gerichteten Briefe schilderte. Dieses Buch endigt mit der Rückkehr des Sängers nach Avignon und Valchiusa, und mit der Revolution von Rom, die Cola v. Rienzo bewirkte. Hier publizirt der Verfasser die merkwürdige Rede, welche Petrarca an Cola und an die Römer hielt, worin er sie aufforderte, die alte Republik

*) Damit kann meine Anzeige in der angez. No. des Lit. Bl. unmöglich gemeint seyn, denn die gerügte Absurdität steht nicht darinne. „Nur der Verstand?" Das wäre ja der Unverstand selbst! Meine Worte waren: „Wenn bey der Empfängniß eines Kunstwerkes Phantasie und Gemüth einander wechselsweise entzündeten; so muß bey der Geburt, sey sie nun geschwind oder langsam, immer der Verstand Heber und Leger seyn." Was hätte Hoffmann, dessen ausgezeichnetes Talent ich auch in jener Beurtheilung anerkannt habe, für einen Zweck dabey haben können, diese Ansicht zu verdrehen? Das ist nicht seine Weise. M.

wieder herzustellen; er verheimlicht es jedoch nicht, daß sein Held in diesem Werke zu fanatisch spreche und auf Stelzen einhergehe, da er von Rom im 14ten Jahrhunderte, wo es bekanntlich eine Beute der Anarchie geworden, eben so spricht, als von Rom zur Zeit des Cäsar und Augustus. — Famiglie celebri Italiane fasc. II. — Milano 1820. presso Paolo Emilio Giusti. Dieses schöne weitläufige Werk des Grafen Pompeo Litta ist bis zum zweyten Bande gediehen, nachdem der erste, welcher die Familie Sforza eben so ausführlich, als historisch strenge behandelte, den Beyfall Italiens verdient und erhalten hat. Hier stehen die Cecline und Sanvitale. Die erste Familie zieht ihren Ursprung von 1036 und verwebt ihre Schicksale mit der Mark Treviso und der Lombardie, bis sie im Jahr 1260 gänzlich vernichtet worden. — Il Plutarco austriaco del barone di Hormayr, ossia Vite e ritratti di tutti i sovrani della Casa di Austria e di tutti gli uomini più celebri della monarchia I. R. tipografia in Milano 8. 1820. Von diesem Werke, welches in sieben Bänden erscheinen wird, wurde bereits der erste Fascikel in der Staatsdruckerey zu Mailand ausgegeben. Jeden Monat soll ein Fascikel gedruckt werden. Der Preis desselben (zu 16 Cent. pr. Bogen und 25 Cent. für das Bild) ist mäßig, und hat es die Regierung allen öffentlichen Studienanstalten und Erziehungsinstituten anempfohlen. — Der durch mehrere theatralische Produktionen bereits bekannte Professor Barbieri zu Mailand kündigte unlängst eine Auswahl der neuesten und besten dramatischen Werke des In- und Auslandes an, worunter, dem Manifeste zufolge, keines der in besondern Sammlungen befindlichen aufgenommen werden soll. Alle Monate erscheint ein Band, welcher wenigstens drey Stücke enthalten wird. Der so eben angekündigte hat folgende Werke: Il Vespero Siciliano, Trauerspiel von Delavigne; il Conte di Benjowski, Com. von Kotzebue. Il terno al Lotto Com. in 5 Akten von Barbieri (dem Herausgeber). Das Format ist in groß Duodez, auf schönem weißen Papier, mit eleganten Lettern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genugthuung.

Der Herausgeber der Wage (D. Börne) hat im 3ten Hefte eine so geistvolle als launige Antikritik gegen das Lit. Bl. drucken lassen, weil in Nr. 104. vor. Jahres der „Buchrichter" sich geäußert: er, D. B., hätte mehr Witz als Urtheil. Nicht als ob der Antikritiker dies als eine Beleidigung empfunden hätte; aber „es ist eine „eigene Erfahrung, daß, wenn einem hochstehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt, wie eine Schneeflocke „so leicht, es oft als Lawine auf die Köpfe der Menge fällt, „und dort manche Stellungen verrückt oder gar umwirft." (Eine bedenkliche Schmeichelei! Das Lit. Bl. will kein Gletscher seyn, es piquirt sich sogar bisweilen, Gemüth zu haben.) „Freunde und Nicht-Freunde hatten früher mein Urtheil immer richtig gefunden, sobald sie aber das Lit. Bl. „gelesen, erzählten sie, es stünde darin, ich hätte durchaus kein Urtheil, und dies sey wahr." (Das sind Halbleser oder Verdreher gewesen.) „Ja, ein Bekannter kam zu „mir und fragte: haben Sie das Morgenblatt gelesen? und „als ich mit Ja geantwortet, rief er: o weh! und gieng „fort." Diese Bedrängniß hat nun unseren Humoristen bestimmt, dem Lit. Bl. eine „Schlacht" anzubieten, um seine Urtheilskraft wieder zu erobern. Aber wollen wir nicht lieber erst parlementiren?

Was verlangt er? Mehr Witz als Urtheil hat ihm das Lit. Bl. zugestanden. Will er nun von beyden gleich viel haben; so sind nur zwey Wege: entweder er giebt so viel Witz ab, oder er erobert so viel Urtheilskraft dazu, daß die Wage inne steht. Auf dem ersten Wege verliert er offenbar; auf dem zweyten kann er, hier wenigstens, nichts gewinnen: denn sein Buchrichter besitzt selbst nicht so viel Urtheilskraft, als erforderlich seyn würde, seinen (des D. B.) Witz aufzuwiegen, woran derselbe steinreich ist.

Sollt' es ihm nicht sicherer genugthun, wenn sein Buchrichter erklärt: das ausgelassene Zeitwort in dem Satze: Mehr Witz als Urtheil, sey nicht haben, sondern zeigen. Wir sagen: die Sonne hat weniger Licht, als gewöhnlich, wenn eben der Mond ein Stück davon deckt, oder eine bunte Abendwolke vorüber zieht. Da heißt aber hat nichts anderes als zeigt. Ja wir sagen auch wohl umgekehrt: der Mond zeigt kein Licht, wenn er wirklich keins hat, indem er total verfinstert ist. Und beydes ist statthaft nach dem Ausspruche des Stagyriten. Es ist ganz der Fall in der Poetik XXI. 10. nach Hermann: χαλκῷ ἀπὸ ψυχὴν ἐρύσας, τἀμ' ἀτειρέϊ χαλκῷ, von welchem der Philosophenpapa ausdrücklich sagt: hier heißt ziehen schneiden, und schneiden heißt ziehen. Bey dieser Erklärung behält der tapfere Gegner alle Urtheilskraft, die er besitzt, wie die Sonne in allen Finsternissen und Umwölkungen ihr Licht; und kann davon in allen kritischen Fällen soviel zeigen, als ihm beliebt.

Inzwischen nehm' er nun diesen Friedensvorschlag an, oder nicht; das Lit. Bl. kann auf keinen Fall für Houwald's Bild weiter gegen ihn kämpfen, welches zu dieser Fehde den ersten Stoff gegeben hat. Er gesteht S. 10. mit edler Offenherzigkeit zu, was das Lit. Bl. vermuthete: daß seine scharfgesalzene Kritik dieser Dichtung durch die Lobhudeleien der Tagesordnung veranlaßt worden sey. Das reicht hin zu des Lit. Blattes Genugthuung. Eine Schrift nicht ganz vergebens kritisirt zu haben, zumahl eine Kritik; das ist alles, was ein Lit. Bl. billiger Weise verlangen kann. Das Vergnügen, an dem Antikritiker einen Mann gefunden zu haben, welcher ergötzlich zu streiten weiß, ist dabey reiner Ueberschuß. Von Leidenschaft ist in seiner Antikritik keine Spur, und wie selten ist das!

Setzerwitz.

In der Recension des Buches: Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, in Nro. 26. S. 102. Sp. 1. Z. 19. v. u. hat die Kunst der Presse aus monarchischen Staaten moralische gemacht. Der Setzer verdiente, Minister, und der Corrector, der es hat geschehen lassen, Monarch zu seyn. Sp. 2. Z. 14. v. o. l. in st. an.

Nro. 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Mai 1821.

Die Welt war nimmer froh,
Seit niedres Heucheln galt für Artigkeit.

Shakespear.

Die Geächteten.

Amtmann Hofmüller fuhr an einem schönen Sommerabend mit seiner Frau aus Dülsen nach Tiefenteich, seiner Amtey zurück. Sie hatten einem, zu Ehren des Geburtstages ihres gnädigsten Landesherrn veranstalteten Mittagessen beygewohnt, wo ein Gespräch über die häufigen Auswanderungen die Männer sehr erhizt hatte. Ein großer Theil der Gäste, von ihrem eigenen falschen Herzen bethört, hielt einen andern, in ihrer Mitte, für spionirend und rapportirend, glaubte deshalb, und des Landesherrlichen Geburtstages zu Ehren, seine Loyalitätsgefühle verdoppelt ausdrücken zu müssen, brachte bey Gelegenheit der Auswanderung sehr lobenswerthe Ansichten vor, von denen wir wirklich wünschten, sie wären am rechten Fleck berichtet worden, indem es immer fatal ist, seine Seele um Nichts zu verkaufen. Eine kleine Gegenpartey sprach der Auswanderung das Wort; doch wie der Streit am heftigsten war, hielt ein Reuter am Gasthof und trat schnell ins Speisezimmer. — Es war Rudolph Erle, des Amtmanns Schwager, Besitzer schöner ehemaliger Klostergüter, eine Stunde vom Städtchen Dülsen. Die Auswanderungs-Partey jauchzte dem Ankommenden entgegen. Da kommt unser Mann! der soll unsre Sache besser wie wir gegen Euch verfechten, riefen die Gäste einander zu. — Aber woher so spät? — Weil ich's nicht genug kriegen kann, antwortete der kräftige, heitere Mann — er mochte gegen funfzig seyn. — Ich habe zu Hause unsers Herrn Festtag mit meinen Bauern und meiner Familie gefeyert; so bald ich mit meiner Frau den Tanz eröffnet, stieg ich zu Pferd, um wenigstens den Abschiedstrunk mit Ihnen zu thun. — Mit weniger Ausnahme nickten alle dem Sprechenden freundlich zu, nur Hofmüller machte ein säuerliches Gesicht, legte die flache Hand auf den Magen und sagte: ey, ey, Herr Schwager, an Werkeltagen sollte das Volk nicht zum Uebermuth gereizt werden. Daß der Einzelne ins Wirthshaus geht, können wir leider nicht mit Gewalt wehren. .. Nein, Schwager, ich hab's gerade damit gewehrt, daß ich die Bauern in meiner Scheune tanzen ließ, und Ihr Herr Collège hat den Tanz froher gemacht, weil er den Leuten vorher eine Rede hielt und ein Gebet für unsern Herrn sprach, bey dem den Leuten die Augen glänzten. — Hofmüller ließ die Hand langsam über den Magen gleiten, hob sein Glas an den Mund, streckte, seinen stieren Blick über das Glas hinaus richtend, die Lippen weit hinaus, und schlürfte den Wein mit sichtlicher Unlust hinunter.

Doch worüber stritten sie sich, meine Herren? fragte Erle, sich rasch zu der Gesellschaft wendend, von der viele ihren Beyfall über das Dorffest zu erkennen gaben. Man unterrichtete den Fragenden und er wusste den Streit in eine Erörterung zu verwandeln, bey welcher die argen Schreyer stillschwiegen, worauf, nachdem sie ohne alle Leidenschaftlichkeit lange gedauert hatte, die fernen Gäste sich meistens verabschiedeten.

Hofmüller begab sich sehr verdrießlich auf den Weg. Erles heitre Gutmüthlichkeit machte es ihm unmöglich, sich

mit ihm zu entzweyen, zum Theil weil auch der verkehrteste Mensch jenen Eigenschaften nicht widerstehen kann, und darum weniger bösartig ist, wie er gern möchte, theils auch, weil Erle um seiner Frau willen, deren Bruder mit unendlicher Langmuth ertrug. Er hatte noch einen andern Grund, keine Spaltung aufkommen zu lassen — er lag in der herzlichen Freundschaft seiner Tochter mit Hofmüllers Cunigunde — einem Mädchen, in welchem des Vaters Starrsinn in edle Festigkeit und der Mutter stumpfer Gehorsam in Engelmilde ausgeprägt war. Die Amtmänninn machte sich während der Rückfahrt so schmal in ihrer Wagenecke, wie möglich, um dem sich immer mehr aufblasenden Gatten Raum zu lassen, und so fuhren sie ins Dorf hinein.

Hm! was für eine Chaise kann das seyn, die da vor dem Wirthshaus steht? der Herr Oberforstmeister wird uns doch nicht den Schimpf anthun, seine Chaise ins Wirthshaus zu stellen? brummte der Amtmann, indem sie am Gasthof vorbey fuhren. Jezt hielten sie am Amthause — Ja wahrlich! der gnädige Herr ist da, rief die Frau Amtmänninn bestürzt und deutete auf ein Paar erleuchtete Fenster. Ihr Gemahl half sich aus dem Wagen und fragte rauh die mit Licht herbey eilende Magd: ist Besuch gekommen? — Ja wohl, gestrenger Herr! Ein amerikanischer Baron, sagt sein Johann; übers Weltmeer. Er hat eine Kutsche wie ein Graf. . . Hofmüller stieg die Treppe hinauf, indeß die Frau Amtmänninn in die Küche eilte, um die ersten Schrecknisse des Ueberfalls abzuwehren. Oben saß Gündel am Klavier und ein Fremder in seinem Reiseanzug, lehnte sich wie ein alter Bekannter, über ihre Stuhllehne. Der Vater! rief das Mädchen, dem der Spiegel vor ihr das runde, rothe Gesicht des Eintretenden zeigte. Lieber Hofmüller, sprach der Fremde, lebhaft aber mit milder Stimme, ich kann gar nicht erwarten, daß Sie mich noch kennen. Ich bin Walter aus —ch, der mit Ihnen in Erlangen studierte; politische Vorfälle nöthigten mich — wie Ihnen vielleicht damals zu Ohren kam — vor mehr als zwanzig Jahren mit meiner Familie nach Amerika zu gehen; der Wunsch, mein Vaterland noch einmal zu sehen, bewog mich zu einem Besuch Europas; eine ferne Aussicht, hier einen alten Freund, einen ehemaligen Unglücksgefährten zu finden, führt mich in diese Gegend, die mir als Ihr Geburtsort bekannt war, und da bin ich nun, um bey Ihnen vielleicht Nachweisungen über den lang Vermißten zu finden. — Walter hielt im Reden ein paar Mal ein, als hoffe er unterbrochen zu werden; Hofmüller that aber nichts dergleichen, sondern ließ seine dicke Hand schlaff in der treuherzig schüttelnden des Fremden liegen, und machte nur, vor sich hinstarrend, von Zeit zu Zeit eine steife und dennoch servile Verbeugung. Am Schlusse sagte er verlegen: entsinne mich wohl der Ehre, doch nicht des Unglücks — werde erfreut seyn, wenn ich dienen könnte, doch habe zweydeutige Personen immer vermieden. Hoffe, Sie werden mein niedriges Dach — — — Nur für mich ein Nachtlager, unterbrach ihn der Fremde, weil ich — recht als wären wir noch Studenten — auf Sie zählend, das Wirthshausbett ausgeschlagen habe. Meine Leute sind versorgt, und Ihre liebe Cunigunde hat der Mutter schon alle Mühe erspart. — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus einem ungedruckten Briefe Pèdro vas de Caminhas über die Entdeckung von Brasilien.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Samstag segelte der Admiral in eine sehr schöne Bay, die einen herrlichen Eingang und fünf bis sechs Klafter Tiefe hat. Mehr wie 200 Kriegsschiffe lägen hier in Sicherheit. So bald die Flotte vor Anker gegangen war, begaben sich alle Hauptleute zum Admiral; er befahl zweyen von ihnen, die Indianer ans Land zu bringen und dort ihrer freyen Willkühr zu überlassen. Man schenkte ihnen bey ihrem Abschied sechs Hemden, sechs rothe Mützen und zwey solche Rosenkränze, wie der, welchen sie so sehr bewundert, auch einige Schellen und Glöckchen. Alfonso Ribeira, der verschiedener Unthaten wegen zur Verweisung verurtheilt war, erhielt Befehl, sie zu begleiten und ihre Sitten und Gewohnheiten so viel möglich zu beobachten. Ich begleitete die beyden Hauptleute. So bald wir ans Land kamen, wurden wir von ein Paar hundert Indianern umgeben, alle nackt und mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Die beyden Wilden, welche wir mitbrachten, geboten ihnen durch Zeichen, sich zu entfernen und ihre Waffen abzulegen. Sie thaten es sogleich. Ribeira, der unter ihnen zu bleiben verurtheilt war, begab sich nun mit unsern beyden Gästen zu ihnen, allein sobald sie den Haufen erreicht hatten, fing dieser an, aus allen Kräften und ohne inne zu halten davon zu laufen, die Wilden schwammen durch einen ziemlich ansehnlichen Fluß und standen erst an einem Palmen-Wäldchen still, wo mehrere der Ihren sie zu erwarten schienen.

Dahin begab sich nun auch Alfonso Ribeira von einem Manne begleitet, der ihn beym Landen empfangen hatte und jezt mit sich unter die Palmen nahm. Dessenungeachtet kam er bald wieder zu uns zurück; die zwey Wilden, welche alle ihre geschenkte Kleidungsstücke wieder abgelegt hatten, begleiteten ihn; eine große Anzahl ihrer Landsleute folgte ihm nach, sie gingen bis unter die Schultern ins Wasser, umgaben unsre Schaluppen und boten uns eine Art Flaschenkürbisse mit süßem Wasser, welches uns auf den Gedanken brachte, ihnen unsre Wasserfässer zum Füllen anzuvertrauen. Sie thaten es gern, brachten sie bald wieder und forderten etwas für ihre Mühe. Nicolas Coelhos, einer der Offiziere, hatte zu diesem Endzweck eine Menge Klei-

mäkeiten mitgenommen; er vertheilte sie unter dieselben und machte ihnen damit eine so unermeßliche Freude, daß ihre Dankbarkeit gar keine Grenze kannte. Sie waren erbötig ihre Pfeil und Bogen gegen Mützen und Hüte unserer Matrosen zu tauschen. Nach einigen Augenblicken verließen uns unsre zwey frühern Gäste, und wir sahen sie nie wieder.

Ich beobachtete, daß die meisten aller dieser, jezt sehr zahlreich versammelten Wilden, eine oben erwähnten Zierrath in der Unterlippe trugen; die, welchen sie fehlte, hatten die Lippe dennoch durchbohrt und trugen ein Stückchen Holz von der Größe eines Korkstöpfels darin. Verschiedene hatten drey dergleichen, in der Mitte und auf beyden Seiten der Lippe; auch hatten viele Wilde den Leib gemalt, halb weiß halb schwarz, andere in weiß und schwarzen Würfeln, wie ein Schachbrett. Da alle die guten Leute unsre Fragen gar nicht verstanden, konnten wir ihre Besuche gar nicht benutzen. Wir bedeuteten sie bald, uns zu verlassen, worauf sie sich wieder jenseits des Flusses begaben, wir uns aber, sobald unsre Wasserfässer gefüllt waren, anschickten auf das Schiff zurück zu kehren. Dieses geschah, allein die Wilden brachten Alfonso Ribeira, den sie durchaus nicht bey sich behalten wollten, zu uns zurück. Wir hatten ihm jedoch ein kleines Gefäß und einige Mützen mitgegeben, um diese Dinge, wenn er einen König unter diesen Leuten finden sollte, demselben zum Geschenk anzubieten. Die Indianer nahmen durchaus nichts an, sondern schickten ihn mit allen seinen Habseligkeiten uns wieder zu. Wie ihm Bartholomeo Dias befahl, nochmals zurückzukehren, um seine Geschenke anzubieten, stellte er sie vor unsern Augen dem alten Indianer zu, der ihn gleich anfangs so gut behandelt hatte. Dieses war ein ältlicher Mann, sein ganzer Leib war mit Federn geziert, die so sonderbar befestigt waren, daß man ihn für einen mit tausend Pfeilen durchbohrten heilgen Sebastian hätte halten können. Einige seiner Landsleute trugen Mützen von grün und gelben Federn; ein junges Mädchen war über den ganzen Leib, Gesicht, Hände und Füße ausgenommen, auf die oben erwähnte Weise angemalt. Auch muß ich erwähnen, daß wir keinen einzigen Mißgestalteten unter ihnen wahrnahmen, sie auch dem Anschein nach viel rüstiger schienen wie wir. Nach diesem begaben wir uns hinweg und sie thaten dasselbe. Gegen den Abend ließ sich der Admiral in einem Boote längs des Ufers der Bay umher rudern, litt aber nicht daß einer von uns, obschon sich kein Eingeborner am Ufer sehen ließ, ans Land stiege; nur bey einer kleinen Insel durften wir landen, die weit genug von der Küste entfernt ist, um nicht ohne Canot dahin zu gelangen. Hier verweilten wir bey anderthalb Stunden, während daß unsre Matrosen sich mit Fischen beschäftigten; worauf wir an Bord zurückkehrten.

Da der Admiral sich entschlossen hatte, den Ostersonntag die Messe und Predigt auf der vorher erwähnten Insel zu feyern, erhielten alle Hauptleute Befehl, sich in den Chaluppen dahin zu begeben. Man hatte daselbst ein Zelt und unter ihm einen prächtigen Altar errichtet, wo der Pater Herique von allen Priestern der Expedition umgeben, uns die Messe las. Wir Alle hörten sehr andächtig zu, besonders der Admiral, welcher, um die Ceremonie feyerlicher zu machen, die Christusfahne, mit welcher er von Belem ausgezogen war, und die stets nach dem Evangelium aufgepflanzt wurde, hieher hatte bringen lassen. Nach Beendigung des Gottesdienstes legte der Priester die heiligen Gewande ab und bestieg einen erhabenen Sitz, um allen seinen auf dem Sande vor ihm knieenden Zuhörern die heiligen Worte des Evangeliums und die nützlichen Betrachtungen, die ihm unsre Ankunft in diesem fernen Lande eingaben, welches wir, durch unsre unumschränkte Liebe zum wahren Christuskreuz angetrieben, zuerst entdeckt hatten, allgemein hörbar zu machen.

Während der Messe sahen wir aus dem Innern des Festlandes eben so viele Indianer als die vorigen Tage an die Küste ankommen. Sie waren auf die gewöhnliche Weise bewaffnet und schienen sich am Ufer zu kurzweilen; da wir aber ihre Aufmerksamkeit sehr anzogen, sezten sie sich endlich nieder; sobald aber der Gottesdienst beendigt war, in dem Augenblick, wo wir dem Prediger aufmerksam zuhörten, standen mehrere von ihnen auf, stießen in eine Art Bockshorn und tanzten nach dem Ton, den es hervorbrachte.

Unter ihren Fahrzeugen waren drey oder viererley Arten von denen, die ich bisher gesehen hatte, ganz verschieden; sie bestanden nur aus drey neben einander befestigten Balken, und konnten nur in der Nähe der Küste und in ganz seichtem Wasser gebraucht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 4. April.

(Fortsetzung.)

Für einen Naturforscher musste nothwendig ein Land, worin alle vegetabilische und animalische Wesen anders gestaltet sind, als in der übrigen Welt, wo nur der Mensch und der Hund als bekannte Geschöpfe vorkamen, die noch dazu erst in neuerer Zeit dahin gelangt seyn müssen, wo die Natur die sonderbarsten und ihren gewöhnlichen Gesetzen widerstrebend scheinenden Formen hingeworfen hat, ein solches Land musste natürlich das äußerste Interesse darbieten. Was für einen wichtigen Einfluß eine englische Kolonie in einem so fruchtbaren Lande, unter einem so reinen und gesunden Klima, mitten oder neben einer so großen Inselwelt haben müsse, läßt sich wohl ahnen aber nicht bestimmt voraussagen; sey es nun, sagte Cuvier, daß sie von England abhängig bleibt, oder daß sie ein selbstständiges Land wird. Allein ich glaube nicht, daß die Engländer diese Selbstständigkeit so bald zu befürchten haben. Es gibt nicht viel Völker, welche Kraft und Energie genug besitzen,

ihre Selbstständigkeit mit Aufopferung alles ihnen Theuren zu behaupten. Cuvier kam endlich auf die Ernennung Sir J. Banks zum Präsidenten der Londner königl. Gesellschaft zu sprechen, und hier fand er Mittel, die Zuhörer durch eine ironisch-witzige Darstellung des großen Streites, der diese Ernennung veranlasste, außerordentlich zu belustigen, und den Franzosen Ersatz für das Lob zu geben, das er zuvor den Engländern beygelegt hatte. Den komischen Streit, der in England so ernsthaft behandelt wurde, schilderte er in folgendem Sinne. Es war die Rede davon, auf dem akademischen Gebäude einen Blitzableiter anzulegen. Ueber die Art des Anlegens waren alle zu Rathe Gezogene einig, außer einem einzigen Gelehrten, welcher statt der spitzen Stange eine mit einem Knopf vorschlug. Zu andrer Zeit würde vermuthlich diese Opposition eines Einzigen nicht das mindeste Aufsehen erregt haben; allein England lag damals im Kriege mit den nordamerikanischen Kolonien, und Franklin, der Nordamerikaner, hatte die Blitzableiter mit Spitzen erfunden. Die Spitzen wurden daher übel angesehen, und wer seinen englischen Patriotismus zeigen wollte, nahm die Knöpfe wider die Spitzen in Schutz. Die Politik mischte sich in die physikalische Angelegenheit, und es kam dadurch zu einem sehr heftigen Streite, in welchem selbst eine erhabene Person (Cuvier nannte den König nicht, allein aus seiner Erzählung war er deutlich zu erkennen) es nicht unter ihrer Würde hielt, auch Antheil daran zu nehmen, und sich zu Gunsten der Spitzen zu erklären. Bey dieser Gelegenheit bemerkte der Redner, daß es allerdings sehr lobenswerth sey, wenn Fürsten an den Fortschritten der Wissenschaften Antheil nehmen, und zur Beförderung wissenschaftlicher Zwecke beytrügen; nur müssten sie nicht ihr Ansehen dazu brauchen, um dieselben nach ihrer Meinung zu lenken. Während des Sturmes, welchen der Streit über Spitzen und Knöpfe in der königl. Gesellschaft veranlasst hatte, gab der Präsident Pingle seine Entlassung. Cuvier weiß nicht, ob Banks zur Partey der Spitzen oder zu der Knopfpartey gehörte; so viel ist aber gewiß, daß er, der heftigen Spaltung ungeachtet, von den meisten zur Präsidentenwürde erhoben wurde, die übrigens in jener freyen, blos aus ihren eignen Mitteln bestehenden, Gesellschaft vielmehr ehrenvoll als einträglich und angenehm war. Er hatte den leidenschaftlichen Widerstand einiger Wenigen zu erdulden gehabt; diese zogen sich zurück, und so kam wieder Ruhe und Friede unter die Gelehrten. Nur ein einziger, Horsley, behielt einen heftigen Groll wider Banks bey, und als dieser in der Folge dem französischen Institut für seine Ernennung zum auswärtigen Mitgliede in einem Schreiben dankte, welches bekannt wurde, nahm Horsley, welchen nicht einmal seine bischöfliche Würde zur Mäßigung verpflichten konnte, davon Anlaß, den berühmten Naturforscher mit einer neuen Schmähschrift zu verfolgen, und sogar nach seinem Tode hat er, wie Cuvier versichert, seinen Groll den Erben seines Vermögens hinterlassen, welches vermuthlich so viel sagen will, als daß Horsley seinen Erben aufgetragen hat, seine nachgelassenen Schriften herauszugeben, die wohl den schon bekannten gleichen mögen. Mit leichtern Waffen war Sir J. Banks angegriffen worden, als er zum Staatsrathe berufen worden war; einerseits richtete man einen vorgeblichen Brief der Insel-Königinn an ihn; anderseits stellte man ihn auf einem Karrikaturbilde nach Schmetterlingen haschend dar, indeß die andern Räthe über wichtige Staatsangelegenheiten berathschlagen. Banks traf, wie Cuvier sagt, das wahre Mittel zur Heilung der Wunden, die man ihm schlug; er lachte darüber, und sie wurden vergessen. Es gibt Länder, in welchen man die Sachen ernsthafter würde genommen, und die Spottvögel, die sich einen leichten Scherz über einen Staatsrath zu Schulden kommen liessen, ins Zuchthaus geschickt haben würde, und zwar, ohne die bestehenden Verordnungen zu verletzen. Eine sehr geschickte Uebersicht des Redners über die vielen wichtigen Arbeiten der königl. Londner Gesellschaft während des 40jährigen Vorsitzes des Naturforschers muß ich übergehen. Früherhin hatte Banks in seinem Hause eine Versammlung von Gelehrten gebildet, die in London, wo die Zusammenkünfte wegen der Scheidung der Stände nicht so allgemein statt haben als in Frankreich, etwas seltnes waren, und um desto mehr Nutzen stifteten. Der Sekretär der Akademie schloß seine Rede mit der Bemerkung, daß Banks Leben ein beständiges Beyspiel eines thätigen überall nützlich wirkenden Gelehrten sey; ein Beyspiel, welches diejenigen beschäme, denen es zwar nicht an Mitteln fehlt, humane Zwecke zu befördern, die aber lieber ihr Leben in nutzloser Unthätigkeit zubringen.

(Der Beschluß folgt.)

London, den 27. März.

(Beschluß.)

Wie der König vor Kurzem seit seiner Thronbesteigung zum erstenmal die Oper besuchte, so hatte man ein eignes Ballet veranstaltet. Als der Vorhang aufgieng, sah man einen großen erleuchteten Triumphbogen, welcher sich von einer Seite der Bühne bis auf die andre erstreckte, und worauf vive le Roi mit goldenen Buchstaben geschrieben stand. Es wurde Weihrauch geopfert und Gottheiten stiegen herab. Aber dieß war zu französisch; der französische Balletmeister hatte es angegeben und die englische Zuhörerschaft sah es stillschweigend an. Die Tänze waren jedoch vortrefflich und gefielen sehr. Mlle. Mélanie erntete wieder reichlich den Beyfall ein, welchen sie so sehr verdient. Dieß Theater hatte nie ein glänzenderes Auditorium. Alle Damen, und unter ihnen viele von großen persönlichen Reizen, prangten mit reichen Juwelen und hohen Federn. Hervorstechend war die Fürstinn Esterhazy. Dieser ganze Abend erhielt nicht wenig Interesse durch die entschiedene Beeiferung des gegenwärtigen Publikums, dem Könige durch die beste Aufnahme zu beweisen, daß die Auftritte des vorigen Sommers auf dasselbe keinen Eindruck gemacht haben. Das Konzert vorige Woche in den Argyle Rooms wurde merkwürdig durch den Benefiz-Abend der unglücklichen Miß Naldi, Tochter des braven italienischen Sängers, welcher in Paris vor etlichen Monaten so schrecklich ums Leben kam. Unabhängig davon, daß sie als geborne Engländerinn besondere Ansprüche auf das Mitleid der englischen Nation hat, besitzt sie alle musikalische Bildung, welche sie von einem so geschickten Vater erhalten konnte. Ueberdieß wusste man, daß gleich nach Ankunft der Nachricht von dem schrecklichen Unfalle Naldi's von den Schuldnern, welche achttausend Pfund zu fordern hatten, eine Exekution ins Haus gelegt, und daß mithin Mutter und Tochter aus dem Wohlstande und der allgemeinen Achtung, deren sie genossen, in Mangel, Elend und Kummer versetzt worden waren. Diese Umstände hatten die höchsten und reichsten Personen beyderley Geschlechts bewogen, sich bey diesem Benefiz-Konzert einzustellen, wobey auch die besten Tonkünstler, durch unentgeldliche Hülfe ihre Achtung an den Tag legten. Als nun Miß Naldi heraustrat und ihre Züge sowol als ihre tiefe Trauer an den unglücklichen Vater erinnerten, zerflossen die Damen in Thränen, und das gute Mädchen verlor selbst ihre Fassung, bis man durch langes Klatschen und Zurufen ihr wieder Muth einflößte. Sie trug Rossini's Arie di tanti palpiti vortrefflich vor, und sang nachher mit der Camporese das schöne Duett Lasciame, non t'ascolto. Miß Stephens gab die Arie bid me discourse mit ihrer gewohnten Grazie. Die Einnahme war beträchtlich. Ueberhaupt wird das Loos dieser unglücklichen Künstlerinn dem Musikliebenden Londner Publikum immer empfohlen bleiben.

Beylage: Monats-Register April.

Nro. 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 3. Mai 1821.

Denn ein ſolcher giftiger Menſch ſchadet ihm ſelber und wird ſeinen Feinden ein Spott.

Jeſus Sirach.

Die Geächteten.

(Fortſetzung.)

Nach einer kleinen Weile ſaß man am Abendeſſen, und nachdem dieſer Gebrauch beobachtet war — denn nach ſo einem Mittagmahl konnte es bey dem Amtmann unmöglich ein geſtilltes Bedürfniß ſeyn — forderte dieſer die von der —ch Botinn abgegebenen Pakete. Indeß er, nach einigen Entſchuldigungen gegen den Gaſt, ein Paar Briefe durchbuchſtabirte, ſchwazte Walter mit der Frau Amtmänninn von ſeinem amerikaniſchen Anbau und Landesprodukten, und beantwortete geduldig ihre albernen Fragen. Zulezt wollte ſie wiſſen: ob es wahr ſey, daß es dort ein Land gäbe, wo die Kieſel Edelſteine und der Sand Gold ſey? — Nicht durchaus, erwiederte Walter, aber hübſche Steinchen giebt es hie und da, dagegen mangelts uns an Fabriken dieſer Art Dinge — er nahm das verſchabte Schnupftabak-Döschen der Frau Amtmänninn aus ihrem Strickkörbchen, und ſchüttete den darin enthaltenen St. Omer in eine ſehr niedliche mit Gold gezierte Doſe vom ſchönſten Muſchelmarmor — an ſolchen Fabriken haben wir Mangel, deßhalb bitte ich, meine werthe Wirthinn, mir dieſen Tauſch zu erlauben; und Sie, liebe Gundchen, damit das niedliche Halskrägelchen immer ſo jungfräulich anſchließe, müſſen des Papa's Univerſitäts-Kameraden die Ehre erzeigen, dieſes amerikaniſche Kieſelchen als Nadel daran zu ſtecken. Damit zog er einen ſchönen Smaragd mit großen Perlen eingefaßt unter ſeiner Reiſe-Weſte heraus und reichte ihn dem hocherröthenden Kinde. Waltern mochte Hofmüllers Habſucht von Erlangen her beurtheilt haben, denn jezt entſtand von ſeiner Seite eine faſt rührende Weigerungs- und Dankes-Scene, die ſich mit einem ſultaniſchen Befehl des Hausvaters, die koſtbaren Geſchenke des werthen Herrn Univerſitäts-Bruders anzunehmen, beſchloß.

Haben wir denn nicht Brüderſchaft getrunken? fragte Hofmüller ſchmunzelnd, indem er, nach wieder hergeſtellter Ruhe, ein mit den Briefen eingelaufenes Bücher-Päckchen öffnete. — Ich glaube nicht, antwortete Walter trocken, und griff nach einem zum Packen gebrauchten Makulatur-Blatt, und bey uns iſt's gar nicht üblich, um uns von den Quäkern zu unterſcheiden, mit denen wir übrigens friedlich zuſammen wohnen. — Das iſt löblich, meynte Hofmüller, da dieſe Sekte doch eine von dem reinen Lutherthum — Walter hörte ihn nicht mehr, er hatte die Augen auf das Makulatur-Blättchen gerichtet und ſchien in heftiger Bewegung. Auf dieſem fand er folgendes, im gewöhnlichen Romanen-Format gedruckte Signalement:

„N. N. von — — circa 22 Jahr alt, iſt ungefähr 5 „Fuß 9 Zoll hoch, ſchlanker hagerer Geſtalt, glatten Ange„ſichts, röthlicher Farbe; hat hellbraune, rund abgeſchnittne, „über die Stirn hangende Haare, dunkelbraune feurige „Augen, und iſt in ſeinen Geberden ſehr lebhaft. Er trug „bey ſeiner Entweichung einen dunkelblauen Frack mit „paillefarbnen Unterkleidern u. ſ. w." Hier war das Blatt abgeriſſen und die Rückſeite enthielt einige, in gar keiner Beziehung mit dieſem Steckbriefe ſtehende Zeilen, eine Fa-

milienscene schildernd. Bald schien sich aber der Fremde aufzuraffen, er steckte das zerknitterte Blatt, nur von Gundchen bemerkt, in den Busen, als der Amtmann, der die empfangene Prozesordnung bey Seite gelegt und ebenfalls in den Makulatur gelesen hatte, mit hochrothem Angesicht rief: Herr Walter, danken Sie Gott, daß Sie in Amerika leben, wo die belletristischen Freybeuter und Romanen-Faßler noch nicht wagen, die vertrautesten Familien-Vorfälle zum Ausmahlen leichtfertiger Liebesbücher zu brauchen. — Das hat der französirte Renegate, der von seiner Mademoiselle la Regle unter dem Pantoffel gehaltene alte Uluf gethan. — Walter horchte auf, Frau Hofmüller „zitterte vor dem Schnauben seines Zornes" indeß Gundchen mit schmerzlichem, festem Blicke den Vater fragend ansah.

Der Fall war freylich ärgerlich. Hofmüller fand in dem Makulaturbogen eine sonderbare Geschichte erzählt, die vor einigen zwanzig Jahren in seines Vaters Hause stattgefunden hatte. Es hatte sich ein Taubstummer daselbst als Bettler eingefunden, war seines guten Verhaltens und ganz ungemeiner Geschicklichkeit wegen erst Knecht geworden, dann zum Zimmerdienst gebraucht, nach einem Jahre aber plötzlich entwichen, wobey er den sonderbaren Verdacht zurückgelassen habe, als sey sein Unglück Verstellung, und er in ein politisches Interesse verwickelt gewesen.

Hofmüller gab Walter, so eifrig er ihn befragte, durchaus weiter keine Erklärung, schloß sodann zornig den Makulatur-Bogen in seinen Schreibtisch und sagte: wenn ihn dieser Taubstumme interessire, so wolle er ihm einige Worte an seine Schwester geben, die einige Stunden hinter dem Walde einen Gutsbesitzer geheyrathet habe — „auch einen Fremden, der zur Zeit seines ersten Auftretens keine Bürgschaft gehabt hätte wie sein Geld, einen Tyroler oder Bündner, der sich freylich als redlicher Mann und guter Landwirth ausgewiesen. — Vertraut sind wir weiter nicht, schloß Hofmüller, bey welchem die Aufgeblasenheit wieder das Gewicht über den Zorn gewonnen hatte, er ist auch ein Neurungs-Mann, ein Konstitutions-Mann, wie manche Andre." — Diese hämische Bemerkung verdroß Waltern doch zu sehr, um das Gespräch fortsetzen zu können. Nun, gute Nacht, Herr Amtmann, sagte er gleichgültig, da eile ich mit dem frühsten zu dem Konstitutions-Mann, denn was bin ich auch. Haben Sie indeß Dank für Ihre Gastfreundschaft. Ehe ich das Land verlasse, sehe ich Sie wieder. — Hofmüllern fiel die Tabakiere und die Schmuck-Nadel ein, und er suchte durch die möglichst milde Auslegung seinem Konstitutions-Mann durchzuhelfen. Walter sagte lachend: lieber Pandekten-Mann, lassen Sie uns doch ein jeder den Namen unsers Sinnens und Treibens führen — nur frey bildet man sich zu etwas Ganzem. — Wie der Amtmann am andern Morgen, seine Nachthaube über die Augen gezogen, den Kammerladen öffnete, fuhr die elegante Chaise mit einem eben so eleganten Bedienten aus dem Hofthor, Walter grüßte mit Hand und Huth, und die Chaise verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexander Scotts Gefangenschaft in Afrika.

(Fortsetzung M. s. Nro. 25.)

Ungefähr einen Monat nachdem die Horde Araber, zu welchen Scott gehörte, beym Bahar angelangt war, erließen sie El Hezsh, nachdem sie von einigen andern Pilgern durch Händedrücken und das Küssen des oberen Theils des Kopfes, Abschied genommen hatten, in derselben Barke, in welcher sie herüber gekommen waren, und welche inzwischen noch andere Pilger herübergebracht hatte. — Scott bemerkte, daß selbst bey heiterem Wetter, der Fläche des Landes wegen, das entgegengesetzte Ufer von El-Hezsh aus nicht sichtbar war. Da der Wind etwas frisch wehete, so kreuzten sie zwey Ruder als Mast gegen einander, woran sie eine lange enge Decke, wie sie um den Leib zu wickeln pflegen, als Segel spannten. Sie fuhren ein wenig nach Mittag ab, und erreichten das entgegengesetzte Ufer am folgendem Morgen gegen sechs Uhr. Auf dieser Ueberfahrt hatte Scott keine Gelegenheit mit den Bootleuten zu sprechen. Es wurde ihm, so wie jedes andere Vergnügen untersagt, weil er seinen Glauben nicht hatte ändern wollen.

Während ihrer Abwesenheit waren mehrere Kameele gefallen, nach Scott's Vermuthung, durch die Steine und den Kies, welche sie im Weiden an den ganz dicht am Boden wachsenden Stauden mit verschluckt hatten, und wovon man beym Oeffnen eine große Menge in ihren Eingeweiden fand. Sobald die Bootmiethe bezahlt war (welche sich auf drey Kameele für jedwede Familie belief,) trat die Horde in derselben Richtung, woher sie gekommen war, den Rückzug an. Sie reisete ungefähr einen Monat lang, ohne daß sich etwas Merkwürdiges ereignet hätte, bis sie in den oben erwähnten Wald kamen. Hier begegneten sie einigen von den Schwarzen vom Volke der Bambarras, welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und ganz nackt waren. Die Araber griffen sie an, und nach einem kurzen Gefechte, worin mehrere der Araber verwundet wurden, mußten die Schwarzen mit dem Verlust von acht Gefangenen das Feld räumen. Diese wurden, an Händen und Füßen gebunden, in die Zelte gebracht und des andern Morgens, als die Caravane weiter gieng, mitgeschleppt. Die Neger waren tatowirt, oder mit drey Quer-Schnitten auf jedweder Wange und einem wagerecht laufenden Schnitt über die Stirne bezeichnet.

Nach diesem zog die Caravane ungefähr anderthalb Monate lang über harten hügeligen, mit niedrigem Gebüsch bewachsenen Boden ohne Bäume; in den Thälern, durch welche sie aber zuweilen kamen, standen deren von bedeutender Höhe. Um diese Zeit ungefähr kamen sie in ein großes Thal, wo es kurz zuvor stark geregnet hatte, und

ſich eine Menge friſches Waſſer befand. Die Bäume und Sträuche waren ganz grün, man ſah kein Gras, aber ein Kraut, wie Green-ſauce (?) in England, eine Blume wie die Gänſeblumen und eine andere ungefähr acht oder neun Zoll hohe gelbe Blume, welche das Vieh fraß. Die Horde lebte hier vorzüglich von jenem Kraut und Ziegenmilch. Sie blieben ungefähr ſechs Monden in dieſem Thale, während welcher Zeit die Männer oft auf Raub ausgiengen und Kameele, Getreide u. ſ. w., von ihren Streifereyen mitzurückbrachten. Als ſie endlich in dieſem Thale keine Nahrung mehr für's Vieh fanden, wurden einige von der Truppe ausgeſendet, um einen neuen Lagerplaß aufzuſuchen; als ſie einen ſolchen gefunden, brach die ganze Horde dahin auf und erreichte ſolchen in drey Tagen. Hier blieben ſie an drey Monate, bis die Bäume ihre Blätter verloren, alle Pflanzen verwelkten und der Boden austrocknete, worauf die Horde geradeswegs nach El Ghiblah aufbrach. — Ungefähr eine oder zwey Wochen lang zogen ſie über harten Boden hin, alsdann kamen ſie in gänzlich unfruchtbare Sandthäler, wo ſich kein anderes Gewächs zeigte, als der oben beſchriebene palmenähnliche Baum El Morreh genannt. In etwas mehr als einer Woche hatten ſie dieſe ſandige Gegend zurückgelegt, und nach einer Woche mehr kamen ſie wieder nach El Ghiblah, aber nicht gerade auf die vorige Stelle zurück.

Sie ſchlugen indeſſen ihre Zelte bey einigen Brunnen auf und ſchienen ſich zu Hauſe zu fühlen. Sie vermieden es immer zu weit nördlich zu gehen, aus Furcht, den Mauren des Kaiſers von Marokko, zwiſchen welchen und den nomadiſchen Arabern der Wüſte ein tödtlicher Haß und ewige Fehde herrſcht, in die Hände zu fallen. Die Horde, bey welcher ſich Scott befand, lebte auch mit den ſüdlich wohnenden Arabern im Kriege.*)

Muſikaliſches Tagebuch von und über Italien.

Von Franz Sales Kandler.

Der opernſchwangere Carneval bot auch dieß Jahr eine ſo reiche Ausbeute in Italien dar, daß ich mich genöthigt finde, bey Ueberſicht des Ganzen kürzer als gewöhnlich zu Werke zu gehen, und nur dem Neuen im engſten Sinne, wo nöthig, verweilende Aufmerkſamkeit zu widmen.

Venedig hatte auf der Fenice wieder zwey neue Opern und Ballets, wie es die Statuten jenes Theaters verlangen. Die erſte: La conquista di Granata, Poeſie von Romanelli, Muſik von Nicolini, wurde im Ganzen mit Kälte aufgenommen; das wenige Beyfallswerthe muß weniger der Muſik als dem klaſſiſchen Sänger Crivelli zugeſchrieben werden. Erſterer fehlt es an Erfindung, Friſche und überhaupt an dem, was man für das große Publikum braucht, an Neuheit des Geſchmackes; ſie gleicht den achtfach umgeänderten Theaterkleidern und abgeriebenen Dekorationen, die in Ermangelung eines beſſern ihre Rolle ſpielen ſollen. Indeß, wie geſagt, einige Scenen des Crivelli, ſo wie ein vierſtimmiger Canon im 2ten Akt, die Scene der Paſta (Musico) nebſt den Schluß-Variationen der Mad. Feron (die jedoch von Puccita geweſen) erregten Beyfall, und leztere insbeſondere Bewunderung. Für Mad. Feron ſollten aber von Rechtswegen die Operntheater geſchloſſen ſeyn, da ſie ihres ſonderbar gepreßten Organs und der ſtummen Ausſprache wegen, allenthalben die dramatiſche Wirkung verfehlen muß. Crivelli hat durch die Jahre in der Höhe und Feſtigkeit des Tons gelitten; aber er erſezt das Fehlende durch ſehr äſthetiſche Geſangs-Vorzüge, weßhalb er auch hier als König des Feſtes oft und laut gerufen wurde. — Das Ballet: l'ingresso trionfale d'Alessandro in Babilonia, vom 70jährigen Roſſi, iſt vielleicht ohne alle corographiſche Vorzüge, und ums allerwenigſte zu ſagen, matt und langweilig. Bianchi (Alessandro) iſt vielleicht der ſchlechteſte von allen, die dieſe Rolle auf ebenbürtigen Theatern je vorſtellten; Sgra. Brugnoli und Sgra. Leon, erſte Tänzerinnen, tanzten ziemlich gut; aber die zweyten Tänzerinnen, die zufällig nichts weniger als mittelmäßig waren, wurden ſchlecht benüzt. Dekorationen und Scenen, vom Profeſſor Bagnara, fanden Beyfall. — Weit glücklicher war die zweyte Oper Arminia, Poeſie von Co. Kraglianovich, Muſik von Paveſi, welch' Lezterer ſich dießmal übertroffen zu haben ſcheint. Text und Muſik verdienten ausführliche Erwähnung, da ſie wirklich über dem gewöhnlichen ſtanden, und die Krone der in ganz Italien erſchienenen Leiſtungen waren. Der echt intereſſante Geſang dieſes Schülers des unvergeßlichen Piccinni ward dießmal wie vier Jahre früher in den Danaiden ſehr liebgewonnen, und faſt in jeder Scene jubelnd ausgezeichnet; jede bedeutende Situation der Handlung durch gut motivirte Muſik gehoben, die Sänger leiſteten mit hohem Intereſſe, was ſie vermochten, weil ihre Individualität von dem wohlerfahrnen Meiſter vortrefflich benuzt war, kurz die Oper machte furore. Die Hauptſtüze waren freylich wieder die des ſinnvollen, denkenden, dramatiſchen Sängers Crivelli (Varro) deſſen Scenen ſo wie das Duett mit Arminio (Sgra. Paſta) in deſſen Duett mit Tosnelda (Sgra. Feron), nebſt dem herrlichen Canon des Quintetts im zweyten Akt, ohne Ende applaudirt wurden. Paveſis Muſik gleicht mehr dem geiſtvollen gereiften Wein, der ſich vom jungen berauſchenden Moſte auffallend unterſcheidet. Wäre das übrige Neue

*) Auf dieſen langen Reiſen ſah Scott noch manche Thiere, deren oben nicht erwähnt worden, z. B. Affen, Eichhörnchen, Stachelſchweine, Wölfe, Füchſe, Leoparde, welche ſehr furchtſame Thiere ſind, Haaſen, Rehe, mit und ohne Hörner, verſchiedne Arten wilden Rindviehes, und ein Thier gleich einem Bären. Auch Vögel von der Adlerart, — einen größeren von dieſem ſah Scott junge Ziegen davon tragen. Verſchiedene Arten von Weihen und Kräben. Ein Vogel wie ein Adler, nur größer, welcher nur auf Haſen Jagd macht. Ferner ſah er viele Strauſſe, Pfauen, Kraniche, rothfüßige Rebhühner, Papageyen und grün und rothe Vögel mit langen Schwänzen und einen großen grünen Vogel, mit dem unteren Theil des Schnabels wie ein Löffel.

der italieniſchen Muſik auf dieſe ſinnvolle der Wahrheit und Natur entſprechende Weiſe alt, man könnte ihr längeres Leben verſprechen. Alles, Meiſter, Sänger, Mahler, ſelbſt auch der edle Dichter, (welcher jedoch den angenommenen Namen Dalmiro Tindario nicht ablegt, folglich auch nicht erſchien) wurden ſtürmiſch gerufen.

Das zweyte neue Ballet: Ifigenia in Aulide, von demſelben Roſſi (nach Racine), welches etwas früher in Scene ging, hatte wieder ſehr ſparſame Handlung und war wenigſtens in den drey erſten Akten ohne Intereſſe, aber der vierte Akt, wo Agamemnon, Clitemneſtra, Iphigenia, Achilles und Kalchas, Natur, Pflicht, Liebe, Ruhm und Religion perſonificirend den merkwürdigen moraliſchen Kampf eben ſo einfach als wahr unter ſich führen, ergriff das Publikum dergeſtalt, daß es den Neſtor auf die Scene rief. Auch der fünfte Akt ward ziemlich warm durchgeführt, doch blieb das Publikum nach dem Schluſſe des Ballets ganz paſſiv.— Die übrigen Theater hatten blos Schauſpiel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, den 10. April.

Es iſt jedem noch aus der Schule bekannt, was für einen Lärm die Mönche erhoben, als durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt das Abſchreiben der alten Autoren aufhörte, wodurch die Klöſter ſich ſo anſehnliche Summen verdienten. Mit eben dem Widerwillen betrachtet eine gewiſſe Klaſſe von Kopiſten in London, law clerks, welche für Gerichtsagenten und Sachwalter Abſchriften machen, den Steindruck. Dieſer fängt an, ihnen das Brod wegzunehmen, und es haben daher an zwey bis dreytauſend derſelben dem Parlamente eine Bittſchrift wider die lithographiſchen Inſtitute eingereicht, obgleich Hobhouſe bey Uebergabe der Supplik bemerkte, daß ihnen das Parlament ſchwerlich würde helfen können.— Am 24. vorigen Monats ſtarb Alexander Stephens im 64ſten Jahre, ein Mann, der ſich der Literatur aus Leidenſchaft widmete, ohne auf Vortheil oder Ruhm zu achten. Vermögend und ſorgenfrey ſchrieb er beſtändig bald Bücher, bald Pamphlets, bald Ausarbeitungen für Freunde, bald Aufſätze für Monatsſchriften und Zeitungen. Eben ſo, wie unſer von Thümmel, fand er nur Ruhe an der Bruſt der Muſen. Seinen Namen mochte er außer dem Kreiſe ſeiner Freunde nicht bekannt werden laſſen, weil der Neid etlicher Kunſtrichter im Monthly und in andern Reviews ihm zu nahe getreten war, als er the History of the wars of the French Revolution in zwey Quartbänden herausgab. Außer vielen guten Recenſionen im Analytical Review, ſchrieb er mehrere Biographien für das Monthly Magazine. Von ihm ſind auch zwey Bände von Founders of the French Republic, neun von den eilf Bänden der ſo bekannten public Characters und die Biographical Indexes to the Houses of Lords and commons; desgleichen the Annual Necrology 1799, und das unlängſt angefangene Annual Obituary, wovon er kurz vor ſeinem Tode den Band für 1820 vollendet hatte. Biographie war ſein Lieblingsfach, und weil er da mit Liebe arbeitete, ſo gelangen ihm ſolche Aufſätze über die Maßen. Auch war dieſer Literator eine Art von lebendem biographiſchen Lexicon, wo man alles am Ort und Stelle fand. Einer der edelſten Züge dieſes wahrhaft würdigen Mannes war, daß er nie Jemanden durch ſeine Feder wehe thun, oder kleine Schwachheiten ans Licht ziehen mochte. Er war zu Elgin in Schottland geboren, ſtudirte in Aberdeen, und widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit im Middle Temple, und ſein erſtes literariſches Produkt war eine juridiſche Zeitſchrift. Er nahm dann Militärdienſte, und ſtand als Offizier bey einem Infanterie-Regimente in Jamaica. Bey ſeinem Abſchiede auf halben Sold geſetzt, heyrathete er in die Familie Dryden und ließ ſich zu Chelſea, einer Vorſtadt von London nieder, wo er ſeine Zeit zwiſchen der Literatur und den Freuden der Geſelligkeit theilte. Durch ſeine Converſationstalente, ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft mit den biographiſchen Umſtänden der Zeitgenoſſen, und ſeine feine Sitten war er das Leben freundſchaftlicher Kreiſe. — Der berühmte Miſſionär und Orientaliſt Dr. Will. Carey, zu Serampore, in Oſtindien, welcher ſich auch (wie man aus ſeiner Theilnahme an Roxbourgh's Flora Indica ſieht) für Botanik intereſſirt, hat einen merkwürdigen Proſpektus einer Land- und Gartenbaugeſellſchaft in Indien bekannt gemacht (datirt Mission-house, Serampore, 15. April 1820) welche wegen der noch ſo wenig bekannten Gewächſe des ungeheuren Indiens in dieſem Fache Epoche machen wird. Sie iſt zwar jezt nur erſt empfohlen, aber die Idee hat großen Beyfall gefunden. Carey ſchlägt vor, daß die Verhandlungen nicht blos in engliſcher, ſondern zum wenigſten auch in zwey der inländiſchen Sprachen gedruckt werden ſollten. — Die oſtindiſche Compagnie hat einen ungewöhnlich großen und ſchönen Diamant, 89½ Carat am Gewicht, erhalten, wofür ſie 30,000 Pf. Sterl. fordert. Man kennt nur zwey in Europa, die ſich ihm an Größe nähern, nämlich den Pitt-Diamant, welchen jezt der Kaiſer von Rußland beſitzt, und den Sancy, der ſich in Frankreich befindet. Der Londner Mineralienhändler Mawe ſah unter den Diamanten des Königs von Portugal (welche beynahe drey Millionen Sterl. werth ſind) einen von 365 Gran und einen noch ſchwerern — einen andern merkwürdigen Diamant hat jezt der Verganter Bullock zu verkaufen. Er iſt in dem ehemaligen Siegelringe der Maria, Königin von Schottland, ziemlich groß und von einfacher Faſſung, in welche die Anfangsbuchſtaben M. R. und die Wappenfelder eingegraben ſind, deren Annahme einen der Anklagepunkte wider ſie ausmachte. Dieſe Merkwürdigkeit beſaßen Jakob I. Carl I. und Carl II. Lezterer verſezte den Ring in Holland für nicht mehr als 300 Guineen. Nachher brachte ihn der Prätendent käuflich an ſich, von welchem er an den Lezten ſeiner Familie, den Kardinal York kam. Nach deſſen Tode ſchickte man ihn nach London zum Verkauf, und der Käufer läßt ihn nun von Bullock verſteigern. — Das Edinburger Philosophical Journal enthält eine kurze Nachricht von dem neuentdeckten antarktiſchen Feſtlande; es iſt äußerſt öde und felſigt; die Gebirge ſind faſt durchaus mit Schnee bedeckt. Man erblickt nicht die mindeſte Spur von Menſchen oder Landthieren. Es könnten ſich auch hier nur Raubthiere aufhalten, weil man keine Gewächſe antrifft, außer hier und da ein wenig elendes Gras. Auf die nackten Felſen hatten Myriaden von Schwimmvögeln ihre Eyer gelegt, welche ſie gerade brüteten. Dieſe Vögel, welche nie ein andres lebendiges Geſchöpf geſehen hatten, lieſſen ſich ſo wenig durch die Ankunft der Entdecker ſtören, daß ſie dieſelben gar nicht ans Land laſſen wollten, ſo daß man nur mit Gewalt durch ſie eindringen konnte. Sie beſtanden hauptſächlich aus vier Gattungen von Penguinen, aus Albatroſſen, Mewen ꝛc. Dieß neuentdeckte Land iſt jedoch ſehr bedeutend wegen der vielen an den Küſten befindlichen Wallfiſche, Robben und Seebären. Nirgends hat man ſchönere Felle geſehen als die, welche die hieſigen Robben haben; und wegen ihrer Seltenheit ſtehen ſie jezt in hohem Preiſe. Bey dieſer Gelegenheit läßt ſich denen, die gern abſprechen, ein Wink geben. Der Weltumſegler Cook glaubte zwey Aufgaben für immer gelöst zu haben; erſtlich, daß es kein Land am Südpol, und zweytens keinen Fahrweg in das Meer des Nordpols gäbe. Beyde voreilige Behauptungen wurden, wie jeder weiß, 1820 widerlegt.

(Der Beſchluß folgt.)

Nr. 36.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 3. Mai 1821.

Die Aegineten.

Vom Profeſſor von der Hagen. Rom, im May 1817.

Die älteſten und ächteſten griechiſchen Antiken hier in Rom ſind kürzlich erſt entdeckt und hergebracht worden: das ſind die Aegineten, die Marmorbilder, welche im Jahre 1811 eine Geſellſchaft von Reiſenden, Deutſche, Dänen und Engländer, auf der Athen gegenüber liegenden Inſel Aegina, bey Unterſuchung der Trümmer des dortigen Jupiter-Tempels, ausgegraben, und der kunſtliebende Kronprinz von Baiern um würdigen Preis (20,000 Scudi) erkauft hat. Der wackere Wagner, ſelber ein guter Künſtler, hat alles ſo eifrig wie glücklich betrieben, und hier die unſchätzbaren Bilder in ſeiner Verwahrung und Pflege, von denen er bald eine genaue Beſchreibung liefern wird. *) Sie ſind unter der Erde zwar vollſtändiger erhalten, als die meiſten Antiken; doch fehlt auch ihnen ſo manches: und nicht glücklicher konnte es ſich für ſie fügen, als daß Thorwaldſens Meiſterhand ſelber ihre Ergänzung übernommen hat. Nach ſeinen Modellen ſind ſie ſchon zum Theil hergeſtellt aus paſſenden alten Marmorſtücken, zum Theil noch in Arbeit **); und dieſe Werkſtätte, nahe am Corſo, iſt eine der beſuchteſten: manche ſchöne Stunde haben wir dort mit Freunden und Fremden zugebracht; und die Trefflichkeit und Eigenthümlichkeit dieſer alten Werke gibt täglich neue Anſichten, Aufklärungen und Räthſel. Es ſind 17 mehr und minder vollſtändige, etwa lebensgroße Bilder aus Pariſchem Marmor, meiſt fechtende Krieger, ſtehende, knieende und liegende, und faſt nackt, nur mit Helm und Schild. Sie theilen ſich in zwey Reihen, nach den beyden Giebelfeldern des Tempels, in welchen ſie ſtanden. Ihre Verbindung ergab ſich aus der Lage, wie ſie in der Erde gefunden wurden; ſodann verrieth ſie die mehr abgewitterte äuſſere Seite, und auch ſchon die vom Liegen bis zum Stehen allmählig zum Dreyeck aufſteigende Stellung: welche hier, durch den Raum ſelber bedingt, die ſonſt ſo viel geſuchte pyramidiſche iſt. Bey einem der Entdecker, Herrn Linkh, habe ich, neben mehreren ſchönen Alterthümern und Zeichnungen aus Griechenland, auch eine große Zeichnung des engliſchen Architekten Cockerell *) geſehen, welcher mit zur Geſellſchaft der Entdecker gehört, und aus der nächſten Anſchauung und den Meſſungen des Tempels, die Bilder ſehr glücklich wieder zuſammengeſtellt hat.

In der Mitte des weſtlichen Giebels ſteht Minerva, ganz bekleidet, den Helm auf dem Haupte, die Aegis, noch als urſprüngliches Fell, über Bruſt und Schultern, in der Linken den großen Schild, (welcher völlig rund iſt, wie alle übrigen Schilde,) in der rechten den Speer (der aber fehlt, wie alle ſolche Waffen): ſie ſteht ruhig, gerade vorwärts, die Füße aber unnatürlich links gedrehet, damit der zur Rechten vor ihr hingeſtreckte Krieger Raum hat. Dieſer, jugendlich, mit Helm und Schild, iſt im Kampfe gefallen, und ſtützt ſich auf der Rechten mit dem Schwerte. Von der andern Seite der Göttin beugt ſich ein ganz nackter Jüngling vor und ſtreckt die (fehlenden) Arme nach dem Liegenden. Die weiter auf jeder Seite folgenden Krieger ſind ſich paarweiſe in Stellung und Geberde ganz ähnlich, nur entgegengeſetzt: zuvörderſt, zwey Kämpfer mit aufgehobnen Speeren und Schildern vorſchreitend und zugleich die beyden vorigen ſchirmend, der linke bärtig in voller Mannskraft, der rechte jugendlich. Dann, zwey knieende Bogenſchützen: der rechte, mit Helm, und Harniſch um Bruſt und Rücken; der linke, mit einer Phrygiſchen Mütze, und bis auf Füße und Hände ganz in einem knappen Gewande, wie von Leder, welches ſchuppig bemalt geweſen iſt. Dieſe beyden allein ſind ſo geharniſcht, weil ſie als Bogenſchützen keinen Schild führen können. Hinter jeden kniet ein junger behelmter Krieger mit vorgeſtrecktem Speer und Schild; und endlich, in den beyden ſpitzen Winkeln des Giebelfeldes, liegen zwey ganz nackte

*) Sie iſt ſeitdem erſchienen, mit gewichtigen Anmerkungen von Schelling. 1817.

**) Nun vollendet.

*) Derſelbe hat ſie nun bekannt gemacht, in dem Journal of the royal institution, 1819. Nr. 12.; daraus, in der Iſis. 1819. St. 3. Früher ſchon hatte Quatremère de Quinci, in ſeinem Jupiter Olympien (1815). p. XXV., nach Fauvels Zeichnung, die Minerva und eine der beyden Figuren über dem Giebel, bekannt gemacht, aber ungenau-

Jünglinge, das eine Bein und den einen Arm aufstützend, und einen Pfeil aus der Wunde ziehend, der linke aus dem Schenkel, der rechte aus der Brust. Diesen eilf Bildern, die alle, bis auf den einen knienden Krieger, vorhanden sind, entsprechen im Ganzen der Stellung und Anordnung jene vom östlichen Giebel, von denen zwar nur noch fünf, aber sonst sehr bestimmte, Bruchstücke übrig sind, und Cockerell hat auch ihre Herstellung entworfen: sie sind ein weniges größer, und der Liegende, rechts vor Minerva (von welcher nur der Kopf übrig), ist bärtig und ältlich, und hat die Nase mit dem Helmvisir bedeckt; sein Vorfechter hat noch Spuren von Beinschienen, und der Bogenschütze zur Linken trägt einen Löwenkopf als Helm. Außerdem standen auf jedem Giebel, zu den Seiten einer leyerförmigen Verzierung, zwey halb so große weibliche Figuren, jede mit einer Hand das lange Gewand aufziehend: die Köpfe und Arme fehlen. Auf den Seitenecken des Giebels standen Greife, von denen nur ein Stück übrig ist. Der ganze Giebel war bemalt, selbst die anderswo ausgehauenen Zierrathen roth und weiß, das Gebälke blau und roth, das Giebelfeld blau, und eben so auch diese Bilder darin meist blau und roth: wie von allem noch Spuren sichtbar, besonders auch an Lippen und Augen. Dazu waren die Speere, Pfeile, Schwerter, die Riemen, die Zierrathen der Harnische, Schilde und Helme und selbst an manchen Stellen die Haarlocken, aus Erz, wie die Löcher und Stifte zeigen, — und von den Locken hat sich noch eine, korkzieherförmige, erhalten.

Was an diesen Marmorbildern sogleich ins Auge fällt, ist das hohe Ebenmaaß der Gestalten, die Natürlichkeit der Stellungen, und die fast täuschende Naturwahrheit der Gliedmaßen, die genaue Abstufung von den zartesten jugendlichen Leibern bis zu den ausgearbeiteten und bejahrten, heftig angespannten und hinsinkenden, mit einer bewundernswürdigen Ausführung ins feinste Einzelne aller Muskeln und Sehnen, Hände, Füße, Zehen, Finger, bis auf die Nägel und die Schamtheile; selbst an den schwer zugänglichen Stellen (z. B. den Locken unter einem Helm), und auch an der der Wand zugekehrten Seite, ist alles vollkommen rund, und eben so alles Geräthe genau ausgearbeitet. Die Gestalten sind heldenmäßig, hoch auf den Beinen; die Gliedmaßen alle richtig; die Verdrehung der Minerva ist absichtlich, und ebenso ist an dem vor ihr liegenden Krieger der Arm mit dem Schilde, wegen ihres Gewandes, verkürzt. Neben solcher Vollendung, welche diese Bilder den schönsten aller Antiken gleichsetzt, ist nun höchst auffallend, zuvörderst, die völlige Familienähnlichkeit aller Gesichter, selbst der Göttin, wie Geschwister, Väter und Kinder, und diese Gesichter sind zwar alle fast ohne den Ausdruck, den die Bewegung des übrigen Leibes fordert, in einer steifen Manier, mit abfallender Stirne, vortretenden gegen die Nase herabgezogenen Augen, flachen Wangen, dicken Lippen mit aufwärts gezogenen Mundwinkeln, und übermäßig starkem Kinne. Auf ähnliche Weise sind die Haare in langen fadenartigen Streifen geschlängelt und in kurzen Locken wie kleine Schnecken gewunden; das Lezte sogar an den Schaamtheilen, zugleich mit einem regelmäßigen nach oben spitzigen Schnitte. Die Bärte laufen auch spitzig aus. Dazu kommen endlich die regelmäßigen, steifen, wie aus Papier gekniffen Falten der Gewänder, besonders der Minerva, und auch an dem Unterkleide der beyden geharnischten Bogner.

Dieser seltsame Widerspruch ist zwar nicht neu, fand sich aber noch nicht in einer so großen Reihe ächt griechischer Bildwerke, und wurde insgemein Hetruriſch benannt, obwohl schon Winckelmann ihn auch für Altgriechiſch erkannte und viele Werke dieser Art zusammenstellte, *) von denen hier im Kapitol und Vatikan und in der Villa Albani die Altäre und Leuchter mit den halberhobenen Götterbildern die nächste Vergleichung bieten. Winckelmann erkannte auch schon die Aeginetiſche Kunſtſchule, zwar nur aus alten Zeugnissen darüber. Hier haben wir nun eine Reihe unzweifelicher Werke derselben vor uns und mögen ihren eigenthümlichen Styl erkennen, welchen Pausanias so häufig an alten Bildwerken bemerkt, und ihn mit dem Altattiſchen und Aegyptiſchen in eine Reihe sezte, aber alle drey auch wieder wohl unterscheidet, wie Quintilian ihn dem Hetruriſchen vergleicht. Der Aegyptische läßt sich auch wohl unterscheiden; obgleich alle Alterthümliches gemeinsam haben, so wie man durch den Aeginetischen offenbar eben dieses bezeichnete. Im Allgemeinen erklärt diese Erscheinung in der Griechischen Kunst sehr gut Quatremère de Quinci, in seinem Prachtwerke über den Olympischen Jupiter: die älteren, vom Himmel gekommenen Götterbilder, waren zum Theil unförmliche Sinnbilder oder wirkliche Puppen, wie Pausanias noch manche sah, bemalt und geputzt mit Haaraufsätzen und Anzügen, die gesteift und künstlich angelegt und auch gewechselt wurden: **) wie man noch hier in Rom und weit und breit in der Christenheit, ganz ähnlich aufgeschmückte, wunderbar entstandene und wunderthätige Madonnen- und Heiligen-Bilder verehrt. Die nächste Nachahmung derselben war weniger in Thon, als in dem bedeutsameren Holze und auch Erze. Dädalus löste gleichsam die noch im Baumstamme geschlossenen Beine und Arme: doch blieben auch solche in sich geschlossenen Bilder noch lange, nicht

*) In der Kunstgeschichte und den Monumenti inediti. Quatremère de Quinci gibt auch eine Tafel solcher Bilderserie (p. 18.) und noch mehrere verzeichnet Hirt in Wolfs Analekten, Bd. 3. S. 178.

**) Darauf deutet auch die Benennung eines jüdischen Abgottes Ephod, d. i. sonst der Name des heiligen und reichen Brustkleides des Hohenpriesters (2. Mose 2, 28). B. der Richter 8, 27. und Jeremias 10, 9 wird ausdrücklich solcher Götzenkleider gedacht. Vergl. Baruch 6, 8.

bles in Aegypten, und wurden auch wohl erneuert; noch Hesychius erklärt Aeginetische Arbeit durch sie. Die im Holze am leichtesten nachzuahmende Bekleidung wurde dann, wie das ganze Bild, bemalt. Dieselbe Nachahmung und Bemalung ging endlich auch auf die Marmorbilder über, wie eben diese Aeginetischen zeigen, und die Bemalung blieb sogar noch an den, auch in Bekleidung und Ausdruck des Gesichts, ganz freyen und vollendeten Werken des Phidias (z. B. am Parthenon zu Athen); und seine Minerva, Juno und Olympischer Jupiter waren ja eben die höchste Vollendung dieser aus Holz, Erz, Bein und Stein zusammengesezten farbigen Bildkunst für die Tempelgötter. Ein riesenhaftes, bey den äginetischen Bildsäulen gefundenes Elfenbeinauge, ist vermuthlich Ueberbleibsel von einem ähnlichen Bilde in diesem Jupiter-Tempel.

Die Aeginetische Kunst hat an Smilis einen ebenso mythischen Stammvater, wie die Attische am gleichzeitigen Dädalus, welcher als des Erechtheus (Erichthonius) Sohn von Vulkan und Minerva stammt. Smilis bildete zuerst die Juno zu Samos menschlich, und baute das Labyrinth in Lemnos. Epeus, der Bildner des hölzernen Rosses von Troja und eines Holzbildes des Mercur, war ein Urenkel des Aeakus, Königs von Aegina, und eine lange Reihe von Künstlern ist hier zu Hause. Hier erhielten sich aber die alten überlieferten und geheiligten Formen am längsten, wie dergleichen Bilder selber (z. B. von Diana, dem bärtigen Bacchus, Hekate), noch Pausanias sah, dessen durchblickende Vorliebe für die äginetische Art und Kunst vermuthlich eben von ihrer Alterthümlichkeit kam. Demnach hießen dann auch wohl im Alterthum schon anderweitige Werke Aeginetische, wie in Italien Hetrurische (bey uns Gothische). Fast alle vorkommenden Bildwerke der Aegineten selber sind noch von Holz und Erz, selbst des dem Phidias gleichzeitigen Onatas. Der Kunstfleiß dieses betriebsamen Inselvolkes, welches die ersten Münzen prägte, verbreitete sie weit, auch im Handel: die Thongeschirre (von denen auch ein köstliches Bruchstück bey dieser Sammlung ist) und Gußarbeiten Aegina's sind im Alterthume berühmt. Einen von Aegina gebrachten und aus solchem Erze gemachten Stier sah Plinius auf dem Foro Boario in Rom. Derselbe rühmt auch vor allen die äginetischen Erzleuchter, und daran insonderheit die Ausarbeitung der Oberfläche, im Gegensatze des Schaftes, also das Bildwerk daran: wahrscheinlich sind die gedachten Marmor-Leuchter im Vatican, mit Götterbildern im äginetischen Style, Wiederholungen davon. Und ohne Zweifel wurden dergleichen Bilder noch oft wiederholt, nachdem schon die Kunst der Aegineten längst erloschen war: auf ähnliche Weise, wie noch durch Hadrian die längst abgestorbenen ägyptischen Götter erneuet wurden. So hat z. B. jene herrliche Minerva zu Neapel, obwohl Tempelbild, schon das ausgebildete Antlitz und nur die alterthümlichen Falten, und der eine Gymnast, eben daselbst, allein noch die ringförmige Bildung der Haare an Haupt und Schaam, wie sogar noch an Myron von Plinius gerügt wird, und welche erst Leontius, sein Sieger im Kunstkampfe, naturgemäß machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues provisorisches Opernhaus in Paris.

Nach dem unglücklichen Tode des Herzogs von Berry beschloß die Regierung, das von Louis der Bibliothek gegenüber erbaute große Opernhaus fortan nicht mehr zu benutzen, und in Eile einen neuen provisorischen Saal erbauen zu lassen. Das Local, welches unterdessen zur Aushülfe diente, reicht nicht hin, um die Pracht der französischen Oper zu entwickeln, und die Finanz-Umstände erlauben eben so wenig, schon jezt ein Frankreichs würdiges Monument zu errichten. Leztere Aufgabe soll durch einen öffentlichen Concurs gelöst werden; der Platz ist schon bestimmt und mehrere große Entwürfe sind bereits eingegangen. Bis es aber zur Ausführung kömmt, will ich versuchen, Ihnen die Einrichtung des Hauses zu beschreiben, welches vor wenigen Monaten angefangen, und nun seiner Vollendung nahe ist.

Das Local zu diesem neuen Opernhause ist das Hotel Choiseul in der Straße Grange Batelliére, dessen Ausdehnung durch die Straße Pinont bis zur Straße Pelletier drey Zugänge für Fußgänger und Wagen darbietet. Ueberdieß hat der Architekt Herr Debret, (schon durch mehrere bedeutende Werke bekannt) die Gebäulichkeiten des Pallastes sehr gut für die Administration der Oper, dann zu Tanz- und Sing-Sälen, zu Logen der Schauspieler u. s. w. zu benutzen gewußt, und dadurch wenigstens eine Million Franken erspart.

1) Haupt-Façade. Es ist zu bedauern, daß die Façade oder der Haupt-Eingang nach einer Straße zu gerichtet ist, die nicht mehr als 36 Fuß Breite und daher große Unbequemlichkeit für den Zugang hat, wie sie auch dem Gebäude selbst einen wenig würdigen Anblick gewährt. Die prächtige, wie mir scheint ganz für den Gegenstand passende, Architektur der Façade verdiente eine bessere und günstigere Ansicht, obwohl andererseits dieser enge Raum auch beyträgt, das Imposante derselben zu vermehren. Es ist ein Vorurtheil, daß jedes schöne Gebäude auch eine schöne Umgebung haben müsse; gewiß wird dadurch oft gesündet. Wie viele alte und neue Monumente in Italien überraschen durch den unerwarteten Anblick da, wo man sie am wenigsten vermuthet, und wie vortheilhaft heben sie sich, wenn sie von unbedeutenden Häusern umringt sind. Wie viele der bedeutendsten Monumente in Rom selbst verdanken nicht ihre Wirkung solchen Contrasten?

Zwey an beyden Enden der Façade hervorstehende Pa-

villons verbinden die „Bürgerſteige" (trottoirs) der Neben-ſtraßen zur Bequemlichkeit der Fußgänger. Der zum Ab-ſteigen mit einem Schirm bedeckte Raum zwiſchen dieſen zwey Vorgebäuden bildet den Haupt-Eingang durch eine Reihe von 9 Arkaden, welche in ein 186 Fuß langes und 25 Fuß breites Veſtibulum führen, hinter welchem ein zweytes durch Säulen in drey Gallerien getheiltes folgt. Erſteres heißt Vestibule d'attente und das zweyte Vestibule d'échange. Von den beyden Enden dieſes lezteren führen zwey 12 Fuß breite Treppen zu den erſten Logen und zu dem Foyer; von der mittlern Gallerie führen zwey andere Trep-pen in das Parterre, die Baignoires und das Orcheſter. Zwi-ſchen dieſen und am Anfang der Gänge, die zu der Vor-Scene führen, ſind zwey große Treppen in Form eines Dreyecks, welche bis zur ganzen Höhe hinaufleiten. Alle dieſe Haupt-Aufgänge ſind nicht, wie bey andern Theatern, unter einander verbunden, und die Menge kann nur getheilt ſich darin bewegen. Zu dieſem Zweck werden auch die drey Abtheilungen des zweyten Veſtibulums am Ende der Vor-ſtellung durch Gitter verſchloſſen, welches verhindert, daß der Haufe ſich wie gewöhnlich auf einen Punkt hindränge, um die Ausgehenden zu begaffen. Dieſe günſtige Einrich-tung könnte jedoch vielleicht von mancher ſchönen Pariſerin nicht anerkannt werden.

Auf dem Erſten Stock bildet die Façade eine zweyte Reihe von Arkaden mit hervorſtehenden Säulen joniſcher Ordnung, worauf die Statuen der Muſen, nur daß Eine an der Zahl fehlt. (Auf dem franzöſiſchen Parnaß fehlt ja wohl auch mehr als Eine Muſe?) Eine Attike, woran dieſelben ange-lehnt, ſchließt die ganze Façade in einer Höhe von 70 Fuß, und erinnert an das Aeußere der Baſilica des Palladio zu Vi-cenza. Das Innere des erſten Stockes bildet ein 186 Fuß großes Foyer mit zwey Cafés an den beyden Enden, und Ausgängen auf die Terraſſen der hervorſtehenden Pavillons.

Zwiſchen dieſer Façade und dem hinteren Theile des Hotels auf dem Raum des Gartens wurde der Saal und das Theater aufgebaut, welches leztere mittels zweyer Trep-pen zur Bequemlichkeit der Schauſpieler mit dem Hotel ver-bunden iſt. Ein Durchgang bis zur Straße Grange-Bate-lière und ein anderer zur Straße Pinont iſt für das Volk offen.

2) Das Innere des Saales. Die Dispoſition des Innern iſt auf Befehl der Regierung ganz dieſelbe, wie in dem vorigen Opern-Saale, weil man die alte Auszierung für das neue Haus benutzen wollte. Da dieſe hinlänglich bekannt iſt, gebe ich Ihnen hierüber keinen weiteren De-tails. — Nur der Durchmeſſer iſt vergrößert und hat 66 Fuß. Die Breite der Oeffnung der Scene iſt 12 Fuß und wegen des großen Vorraths von Decorationen, der ſchon mehrere Millionen koſtete, ganz wie die vorige.

3) Theater. Die Veränderungen dieſes Theils des Hauſes beſtehen vorzüglich in einer größeren Ausdehnung. Die Tiefe des vorigen war 72 und die jetzige beträgt 82 Fuß. Die Breite von 72 Fuß zwiſchen den beyden Leitern der Gegengewichte (cheminées des contre-poids) iſt auf 97 Fuß vergrößert, ein beträchtlicher Vortheil für die Wirkung der Decorationen, wodurch die Hintergründe (toiles de fond) eine Breite von 66 Fuß erhalten können. Unter dem Fuß-boden iſt eine Tiefe von 32 Fuß. 31½ Fuß iſt die Höhe von dem Fußboden bis zur erſten Decke, 36 Fuß bis zur 2ten und 28½ Fuß bis unter den Giebel (faîtage). Die ganze Höhe des Theaters 128 Fuß.

4) Verbeſſerungen in der Conſtruction. Der Saal und das Theater ſind durch eine Mauer, die bis über das Dach hinaufführt, getrennt, um bey Feuersgefahr einen dieſer Theile zu ſchützen. Die Oeffnung in dieſer Mauer, wodurch die Scene gebildet wird, ſoll, wenn Feuer auskommt, mit einem Vorhang von Eiſendrath geſchloſſen werden, welcher dem durch den Architekten Bar-raguè im Odeon angebrachten Vorhang von Eiſenblech vorgezogen wurde. Der Vorzug ſoll darin beſtehen, daß man vermittelſt des Luftzuges durch den durchbrochenen Vor-hang von Eiſendrath und durch oben im Saale und im Theater angebrachte große Blaſebälge (Ventilateurs) der Flam-me eine Richtung geben, und ſie nach einer oder der andern Seite dirigiren kann, was bey dem Vorhang von Eiſenblech nicht möglich iſt, da derſelbe, wenn er glühend wird, in Stücke zerfällt und das Feuer nur mehr verbreitet. Eine ausführliche Beſchreibung dieſer Einrichtung würde für hier zu weitläufig ſeyn. Ich bemerke nur noch, daß zur ſchnel-len und augenblicklichen Hülfe bey ausbrechender Gefahr, oben auf dem Gebäude zwey große Waſſerbehälter angebracht ſind, die beſtändig theils vom Regenwaſſer angefüllt ſind, theils aus einem in dem großen Keller unter dem Orcheſter befindlichen Brunnen vermittelſt 4 Brandpumpen, deren Röhren ſich bis auf die Spitze des Hauſes vertheilen, ver-ſehen werden.

5) Heizung. Dieſe geſchieht für den Saal ver-mittelſt einer großen eiſernen Gallerie, die in dem Keller unter den großen Treppen des Veſtibulums angebracht iſt; gegoſſene Eiſenrohre leiten die Wärme in die Gänge, Trep-pen und Foyer's. Für das Theater aber wäre dieſe Art Heizung gefährlich und man hat eine andere ſicherere und be-quemere gewählt, nämlich durch den Dampf von kochendem Waſſer, welches auf Oefen, die ſich unter der Scene am Fuße der großen Mauer befinden, geheizt wird.

6) Die Beleuchtung, eine bey den Theatern wegen Koſten-Aufwand und Beſchwerniß wichtige Auf-gabe, ſoll hier durch Gas geſchehen. Dieſe Erfindung, die Anfangs in Frankreich nicht vorzüglich aufgenommen, nun aber in England vervollkommnet ward, iſt von den HH. d'Arcet und Cagnard de la Tour in dem Hospital St. Louis mit Erfolg benuzt, und ſoll unter Leitung dieſer beyden Profeſſoren auch in dieſem neuen Opernhauſe ange-bracht werden. Eine Königl. Gasbereitungsanſtalt iſt ſeit einem Jahr mit großen Koſten am Fuße des Mont-Martre errichtet; unterirdiſche Leiter ſind ſchon bis an's Boulevard Mont-Martre geführt und werden eheſtens bis ins Palais Royal fortgeſezt, und von dieſen ſoll ein Neben-Leiter für das Opernhaus angebracht werden.

In England, wo die Mechanik der Theater weit einfacher und nicht ſo ausgedehnt, wie in Frankreich iſt, wird die Gas-Beleuchtung auch auf dem Theater ſelbſt vermittelſt be-weglicher Leiter hervorgebracht, welche den Couliſſen in ver-ſchiedenen Richtungen folgen können. Die Beſchwerniſſe einer ſolchen Einrichtung bey dem hieſigen Theater hat die Admini-ſtration bewogen, für daſſelbe die gewöhnliche Art der Beleuch-tung beyzubehalten, und die Gas-Beleuchtung nur für die Scene, den Saal, den großen Leuchter, die Gänge, Ve-ſtibüle und Foyers zu benutzen, wozu eine Anzahl von 950 Mündungen und 5788 Fuß an Röhren von Bley und Guß erfordert werden.

Ueber den Erfolg dieſer Einrichtung werde ich Ihnen nach der Vollendung des ganzen Hauſes Nachricht geben.

Gau.

Nro. 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Mai 1821.

Den Weisen selbst berückt
Des Gefühls empörter Drang;
Darum fragt er bey dem Himmel an.

Pindar.

Der arme Wanderer.

An dem vollen Strom des Lebens
Saß ein Wandrer matt und bleich.
Armer Wandrer hoff'st vergebens,
Hoffnung zeigt auf's Schattenreich.
Jene finstere Gewalten
Rühret nicht dein Schmerzgeschrey,
Und die freundlichen Gestalten
Ziehen schweigend dir vorbey.

Schön verzierte Schiffe wogen
Auf der wildbewegten Flut,
Und er fühlt sich angezogen
Von der frischen Farben Glut;
Doch mit höhnendem Verneinen
Weis't der Schiffer ihn zurück;
Armer Wandrer kannst nur weinen,
Nicht im Glanze ist dein Glück.

Helle Klänge hört er schallen,
Und ergriffen von dem Ton
Will er zu den Frohen wallen,
Denn die Freude scheut den Hohn.
Armer, mit den Todes-Zügen,
Mit dem bleichen Angesicht,
Nahe nimmer dem Vergnügen;
Ach, es kennt das Leiden nicht.

Unter jungen Rosenhecken
Auf der ewig grünen Au,
Wo sich Liebesgötter necken,
Ruhet eine holde Frau.
Keinen sah man seufzend scheiden,
Jedem spendet sie Gewinn,
Jedes Wehe, jedes Leiden
Weicht der milden Trösterinn.

Lauschend dieser schönen Sage,
Findet er die Rosenspur
Und, geschieden von der Klage,
Naht er ihrer Zauberflur.
„Bringst du Blüthen? Bringst du Schimmer?"
Ach, er brachte nur ein Herz:
Armer Wandrer, kehre immer
Nur zurück in deinen Schmerz.

Und so schleichet er verlassen
Durch das tosende Gewühl,
Keinen Freund kann er erfassen,
Kein versöhnendes Gefühl. —
Armer Wanderer, die Götter
Haben deine Spur verflucht,
Und du findest kalte Spötter,
Wo du Thränen dir gesucht.

Da ernaht mit mächt'gem Grimme
Die Verzweiflung seiner Brust,
Und, gehorchend ihrer Stimme,
Suchet er nicht mehr die Lust.
Und dem nassen Schoß der Wellen
Nahet sich sein matter Fuß,
Wie sie toben, wie sie schwellen
Zu dem dunkeln Todesgruß.

Doch, es streift sein Aug' nach Oben,
Wo der Zug der Wolken zieht
Und er fühlet sich erhoben,
Und Verzweifelung entflieht,
Seht, ein heller Regenbogen
Zeigt sich dem verklärten Blick,
Auf des Lebensstromes Wogen
Strahlt er seinen Trost zurück.

Heller Bogen, hoher Glaube,
Biſt des armen Wandrers Schild;
Daß dich nicht das Leiden raube,
Strahlt am Himmelszelt dein Bild.
Ziehe muthig durch das Leben,
Armer Wandrer, matt und bleich,
Denn dir iſt ein Pfand gegeben
Morgen biſt du froh und reich.

Schnabel.

Alexander Scotts Gefangenſchaft in Afrika.

(Fortſetzung.)

Zu El Ghiblah wurden die gefangenen Schwarzen an einige Männer von Wadnoon verkauft, welche für jeden achtzig Thaler gaben. — Die Horde wurde jetzt von ihren Nachbarn in weit größerem Anſehen gehalten, als vor ihrer Wallfahrt, und die Männer hießen Sidi El Hözſh Hezſh. Für Scott aber war dieſe Reiſe eine Quelle des Elends, denn ſeitdem er ſich geweigert, ein Mahomedaner zu werden, behandelte man ihn weit grauſamer, und gab ihm faſt täglich Stockſchläge. Indeſſen geſtehet er ein, daß er ſich zuweilen dieſe Strafe durch ſein langes Schlafen des Morgens zuzog, wenn er hätte bey der Herde ſeyn ſollen. — Scott ſah mehrere Male die Horden Orghefet und Scarnas aus der Nachbarſchaft des Bahar El Tieb in El Ghiblah und dem benachbarten Bezirk Sachal, welche entweder des Krieges halber, oder um Getreide zu holen aus dieſer Entfernung gekommen waren. Dies wunderte ihn um ſo weniger, da ſein eigener Herr einmal ein ganzes Jahr lang auf einem ſolchen Zuge aus war, und die Einwohner von El Ghiblah zuweilen weit, nach Süden hin, nach einem Orte hinzureiſen pflegten, den ſie Elumgaufra nannten, deſſen Oberhaupt Wildibacaab hieß, und wo die Araber Sklaven gegen Pferde, in dem Verhältniß von drey oder vier Sklaven für ein Pferd eintauſchen. Die Sklaven werden nachher nach Wadnoon verkauft. Zu Elumgaufra, hörte Scott, ſey ein ſehr großer Fluß, welcher das Land weithin durchſtröme, und daß die Bewohner auf der andern Seite des Fluſſes keine Mahomedaner ſeyen. Auch dieſen Fluß nannte man Bahar El Tieb, eine Benennung, welche nur großen Flüſſen gegeben wird, und kleinere Flüſſe Illimon Sacharah, fließendes Waſſer, genannt werden; keinen ſpeziellen Namen konnte er erfahren. — Scott bemerkte auch, daß die Feindſeligkeiten immer von den Arabern angefangen werden, denn die Schwarzen kommen nie in feindlicher Abſicht unter ſie. — Die Araber bleiben gewöhnlich auf einem Lagerplatz ſo lange, bis das Vieh alle Kräuter aufgezehrt hat, oder ſolche aufgetrocknet ſind; alsdann ziehen ſie weiter, bey welcher Gelegenheit einige Schaafe und Ziegen geſchlachtet und gegeſſen werden. Dieſen werden die Felle, welche allzeit zu Schläuchen aufbewahrt werden, mit beſonderer Sorgfalt abgezogen. Zuerſt wird der Kopf herausgenommen, und während das Thier noch warm iſt, fährt man mit der Hand zwiſchen das Fell am Halſe hinein, und wühlt ſo lange darin herum, bis die Vorderfüße heraus ſind, wo dann das ganze Fell ohne einen einzigen Schnitt, abgeſtreift wird. — Die ganze Bekleidung der Araber beſteht aus einer um den Leib gewickelten Decke oder Shawl. Die dicken, ſtarken nennen ſie Lirſa und die dünnen Halck. Nur diejenigen, welche die Ehrentitel Siri führen, gewöhnlich ältliche Leute, ſo wie die Häupter der Horden, gleichviel ob alt oder jung, tragen den Turban. — Die Frauen tragen dieſelben Decken, nur daß bey ihnen zwey Enden durch ein ſilbernes Schloß über die Schultern und durch einen Gurt um die Lenden zuſammengehalten werden. Gewöhnlich tragen ſie blaue Leinwand um den Kopf. Die Frauen unter den Nomadenſtämmen tragen keine Schleyer. Sie ſind von Perſon ſchlank, die alten beſonders runzlicht. Die Heyrathen unter dieſen Arabern gehen ſehr einfach von ſtatten. Der Mann hält beym Vater um die Tochter an und giebt ihm mehrere Kameele, zuweilen zehn. Hierauf nimmt er das Mädchen zu ſich, und die Heyrath iſt vollzogen. Es ſchien Scott, daß die Gatten ſich nach Belieben von einander trennen können, und ein Mann nimmt ſo viele Weiber als er erhalten kann. Die Haut der Knaben und Mädchen iſt weit lichter als bey den erwachſenen Perſonen. Die Geſchlechter kommen frühzeitig zur Reife, und die Mädchen werden zuweilen im zehnten oder zwölften Jahre verheyrathet. — Die Begräbniſſe ſind von keinen Feyerlichkeiten begleitet. Am ſelben Tage, wo jemand ſtirbt, wird der Körper gewaſchen und ins Grab gelegt, welches man mit Zweigen und Steinen bedeckt, um es gegen wilde Thiere zu verwahren. Die Kinder lernen ſchreiben vermittelſt ſchwarzer, aus Kohle und Milch gemachten Dinte, welche ſie mit einem geſpaltenen Rohr auf ein glattes Brett anlegen. Auch Scott war auf dieſe Art unterrichtet, hat aber nicht ſonderlich dabey gewonnen, indem er zwar die Buchſtaben alle zu nennen, aber nicht alle zu ſchreiben weiß. Die Mundart von El Ghiblah aber, welche ein verdorbenes Arabiſch ſeyn ſoll, ſpricht er mit Geläufigkeit. — Zehn oder zwölf Tage nach der Horde Ankunft in El Ghiblah ging ſie auf eine Streiferey aus, worin ſie Scott begleiten muſſte. Die Waffen beſtanden aus Flinten und kurzen aber breiten Säbeln mit meſſingenen Scheiden und Griffen. Der Befehlshaber der Horde hatte ein Paar Piſtolen und einen Säbel, welche zu dem Schiffe Montezuma gehört hatten. In drey Tagen erreichten ſie die Zelte, welche ſie zu plündern wünſchten, und bereiteten ſich, ſolche in der Nacht anzugreifen; die wachſamen Hunde aber verhinderten den Ueberfall, und am Morgen kam es zwiſchen beyden Horden zum Gefecht. Scott's Horde ſchlug die andere, tödtete

mehrere davon, nahm ihre Kameele und verbrannte ihre Zelte. Fünf Tage nachher aber wurde sie von ihren Gegnern angegriffen, und mit dem Verlust ihrer ganzen Habe in die Flucht getrieben, worauf sie sich in das Was Seyghi dicht am Meere zurückzog. Hier blieb sie zwey Monate lang und wurde einmal beynahe vom Hunger aufgerieben; bey dieser Gelegenheit leistete Scott ihr große Dienste; die Araber haben einen solchen Widerwillen gegen Seewasser, daß sie ihre Füße nicht damit naß machen wollen, wenn sie es vermeiden können; und geschieht es ja einmal aus Noth, so ergreifen sie die erste Gelegenheit, um sich wieder mit süßem Wasser abzuwaschen; da aber jezt Fische ihre einzige Aushülfe waren, so wurde Scott von den hohen Felsen am Ufer hinabgelassen, wo er Muscheln und Fische für sie auflas. — Endlich verließen sie Wad Seyghi wieder, verschafften sich einen neuen Waffenvorrath, und suchten ihre alten Feinde auf, welche sie nach vierzehn Tagen fanden und angriffen. Scott bekam bey dieser Gelegenheit seinen Stand bey seinem Herrn, welcher ihn zu tödten drohte, wenn er (was er das vorigemal unterlassen hatte) seine Flinte nicht abfeuerte. Der feindliche Befehlshaber kam auf Scott's Herrn los, und dieser erschoß ihn mit einer Pistole. Zu gleicher Zeit kam ein anderer auf Scott los, und sein Herr befahl ihm zu schießen, er that es, und der Mann stürzte vom Pferde. Die Uebrigen wurden nun bald geschlagen und zerstreut. Bey dieser Gelegenheit hieß es, Scott habe den feindlichen Anführer getödtet, obgleich dem nicht also war, indessen hielt man ihn eines besondern Namens würdig, da er einen Feind im Treffen erschlagen; und statt ihn wie bisher Christian, oder, wie sie seinen Namen abzukürzen pflegten, Alewk zu nennen, nannten sie ihn jezt „Mahomed der Christ.“

Ein andermal musste Scott drey Araber auf einem Raubzug begleiten. Als sie bey den feindlichen Zelten angekommen waren, warteten sie bis gegen Tagesanbruch, wo sie ihren Raub zu beziehen hofften; das Bellen eines Hundes aber verrieth sie; sie wurden verfolgt, gefangen genommen, und, nachdem man sich ihrer Waffen bemächtigt, drey Tage lang festgehalten, während welcher man Scott zu ermorden drohete. In der dritten Nacht bemerkten sie, daß ihre Wache eingeschlafen war. Es waren fünf mit Flinten bewaffnete Männer; diese erschlugen sie, nachdem sie sich ihrer Waffen bemächtigt, und ergriffen mit siebenundzwanzig Kameelen die Flucht, wurden aber verfolgt und eingeholt, einer von Scott's Kameraden getödtet, und ein anderer verwundet, während er mit dem Dritten nur mit Mühe davon kam. Fünf Tage lang streiften sie umher, ohne irgend eine Nahrung als die Kräuter, welche sie zuweilen fanden, und am sechsten erst erreichten sie ihre Horde wieder.

Nicht lange nachher sah Scott, als er die Schafe an den Brunnen am Seeufer tränkte, ein Schiff im Meere, und fiel auf den Gedanken, zu entfliehen. Er lief wirklich davon; während der Nacht nahm er seine Zuflucht in einer Felsenhöhle, welche er, nach den Fußstapfen im Sande urtheilend, für den Aufenthalt eines Raubthiers ansah. Die Furcht, eingeholt zu werden, siegte aber über jede andere Furcht; zum Theil verließ er sich aber auch auf ein wenig Schießpulver, das er bey sich hatte, gegen dessen Geruch, wie er gehört hatte, selbst Löwen den größten Widerwillen haben. Indessen aber hatten die Araber die Zeichen seiner Fußtritte verfolgend, ihn ausgefunden; er wurde ergriffen und mit einer glühend heißen eisernen Stange auf die Fußsohlen bastonirt, so daß es zwey bis drey Monate dauerte, ehe er von seinen Wunden geheilt war.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

In Baldwin's London Magazine steht eine Nachricht von Napoleons Unterredung mit dem verstorbenen Präsidenten West, welcher 1802 während des kurzen Friedens nach Paris reiste, aber sich aus besondern Ursachen dem ersten Konsul nicht wollte vorstellen lassen, so sehr ihn auch Napoleons Minister anlockten. Unerwartet erhielt er einen Besuch von einem der Direktoren des Louvre, welche ihn ersuchen ließen, sich in die Gallerie desselben zu begeben, weil sie dort einige Brustbilder aufzustellen hätten und sein Urtheil darüber zu vernehmen wünschten. Das ließ sich nicht abschlagen. Als er dort war, kam auf Einmal Napoleon, einfach gekleidet, aber von dreyzehn Generalen umringt. „Wo ist der Präsident der Künste in England?“ rief er. West war äußerst betroffen. „Da Sie mich nicht besuchen wollen, Herr West, sagte er, so muß ich zu Ihnen kommen, und es sollte mir leid thun, wenn Sie wieder abreisten, ohne daß wir uns kennen lernten: wir haben bereits einen von Ihren Bekannten hier, auf welchem ich sehr viel halte.“ Sogleich wurde ihm zum größten Erstaunen sein erster schöner Umriß des „Todes auf dem fahlen Pferde“ (Offenb. Joh. 6, 8.) vorgezeigt. Der erste Konsul erkundigte sich, ob diese Skizze jemals nach Verdienst ausgeführt werden würde, und für wen? West antwortete: „Für den König „(Georg III.),“ „Ah, sagte er, der König von England ist ein guter, ein sehr religiöser Mann.“ Sie giengen dann zusammen durch das Louvre, und als sie an den Ort kamen, wo die Büsten aufgestellt werden sollten, blieb Napoleon still stehen, schlug die Arme in einander, wie er in seinen Standbildern vorgestellt ist, und schien, die Augen auf Ein Brustbild heftend, in tiefes Nachdenken versunken. Dann sagte er zu dem englischen Präsidenten: „Herr West, wenn es bey mir stünde, so wollte ich lieber das Original zu jener Büste seyn, als irgend ein Mensch, von welchem ich jemals gelesen oder gehört habe.“ Es war

Washington's Brustbild, und West wünschte sehnlich, er hätte ihm sagen dürfen, daß es blos an ihm läge, seinem Ehrgeize zu entsagen und sich durch die Befreyung Frankreichs einen gleich großen Namen zu erwerben. Napoleon erinnerte sich hierbey gewiß, daß West ein geborner Amerikaner war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 4. April.

(Beschluß.)

Von Banks gehe ich zu einem andern freylich bey weitem nicht so berühmten englischen Reisenden über, dem Hr. Bowditch, welcher indessen durch seine Reise nach dem afrikanischen Königreich Aschantie der Gelehrtenwelt hinlänglich bekannt ist. Er hat so eben in Paris einen Versuch einer Geographie des nordwestlichen Afrikas auf Englisch drucken lassen, die auch zugleich eine Art von Klageschrift ist, woraus man erfährt, daß Hr. Bowditch mit der englischen Regierung und mit den ministeriellen Journalisten Englands sehr unzufrieden ist. Vermuthlich ist es diese Unzufriedenheit, die ihn bewogen hat, sich nach Frankreich zu begeben. Hr. Bowditch hatte gehofft, wie es scheint, von seiner Regierung als Resident oder in einer andern diplomatischen Fähigkeit bey dem Könige von Aschantie, dessen Hof er auf eine so anziehende Weise beschrieben hat, angestellt zu werden, und alsdann wichtige Verbindungen zwischen Europa und Afrika einzuleiten, durch das so zu sagen neuentdeckte Königreich Aschantie ins Innere von Afrika vorzudringen, und auf diesem Wege das so lange verborgen Gebliebene dieses Welttheils aufzudecken. Allein diese Hoffnungen sind fehlgeschlagen, und in dem Quarterly Review, das bekanntlich nach dem Sinne der englischen Regierung abgefaßt ist, wird gegen Bowditch sogar eine Beschuldigung in Hinsicht seines Betragens erhoben. Dieses hat den Reisenden sehr entrüstet. Er behauptet in seiner Klageschrift, daß er, obwohl ein bloßer Begleiter der englischen Gesandtschaft beym Könige von Aschantie, eigentlich das Wort geführt, und als der Gesandte in einem wichtigen Augenblicke still geschwiegen, er, Bowditch die Antwort gegeben, und durch die Energie seiner Erklärung die Ehre seines Vaterlandes gerettet habe. Er meint also, solch ein Betragen habe vielmehr Belohnung als Tadel verdient. Es folgen darauf in den Anmerkungen eine Menge Auszüge aus Zeitschriften und aus Privatbriefen bekannter Gelehrten, welche ihm alle ihren innigen Antheil an seinen Reisen und Ansichten, und an seinem Schicksale zu erkennen geben. Unter diesen Schreiben befindet sich auch eins von Hrn. v. Humboldt, welcher ihm abräth, wider die Journalartikel zu schreiben, weil die Zeitungsschreiber „in geschlossenen Reihen" vorwärts rückten, und ein Privatmann also ihnen nicht wohl beykommen könne. Das französische Ministerium hat sich die Unzufriedenheit des Hrn. Bowditch mit seiner Regierung zu Nutze machen wollen, und daher denselben Anerbietungen thun lassen, um, wahrscheinlich als Reisender in Afrika, in den französischen Dienst zu treten. Hr. Bowditch versichert aber, daß er, seiner fehlgeschlagnen Erwartung ungeachtet, doch seinem Vaterlande die größte Anhänglichkeit geschworen, und die Anerbieten des französischen Marine-Ministers abgelehnt habe, wiewohl seine Freunde diese Uneigennützigkeit für übertrieben hielten. Er will nun ein Werk drucken lassen, worin die Gebräuche der alten Egyptier und Ethiopier mit denjenigen der heutigen Aschantier verglichen, und die Aehnlichkeit zwischen beyden dargestellt werden soll, woraus dann vermuthlich zu schließen wäre, daß alle diese Völker eines und desselben Ursprungs, nämlich des Ethiopischen sind. Wenn dieser Plan gut ausgeführt wird, so muß die Abhandlung des Hrn. Bowditch die Gelehrtenwelt über seine Nichternennung als Resident beym Könige der Aschantier trösten. Auch in Paris haben wir mehrere Männer, welche wider ihre Erwartung in den Ruhestand versetzt sind, und ihre Muße mit literarischen Arbeiten ausfüllen. So beschäftigt sich der vormalige Directeur général des droits réunis, Baron v. Baranta, mit einer Uebersetzung Schillers, der Erstaatsrath Guizot besorgt eine neue Ausgabe Shakespeares, und der Staatsrath Benoit, welcher als Ultraroyalist zur Zeit des Decazesschen Ministeriums, so wie jetzt Guizot, abgesetzt worden war, aber dann wieder, bey einer plötzlichen Veränderung des ministeriellen Systems, nicht allein angenommen, sondern sogar zum Staatsminister erhoben worden ist, hat seine Muße zur Uebersetzung von Malcolms Geschichte von Persien benutzt. Wer weiß, wie manche andre Staatsräthe, Liberale oder Ultras, noch in Shakespeare, Schiller, Malcolm oder andern Schriftstellern ihren einstweiligen Trost suchen werden, bis eine neue Fluth sie wieder von dem Sande, worauf die letzte Ebbe sie versetzt hatte, erhebt, und sie ans Staatsruder führt!

Dg.

London, den 10. April.

(Beschluß.)

Aus einem amerikanischen Blatte vom 11. März sieht man, daß die American Academy of Language and belles Lettres nun völlig eingerichtet ist. Der Staatssekretär John Quincy Adams ist zum Präsidenten gewählt. Man sammelt Geschenke, um die Akademie zu dotiren. Unter den ordentlichen Mitgliedern findet man die berühmtesten nordamerikanischen Gelehrten, unter andern Hrn. Washington Irving, jetzt in London, welcher sich unter dem Namen, Crayon, auch in England einen so großen Ruf erworben hat: Die Liste der Ehrenmitglieder besteht aus den bekannten Veteranen John Adams, Jefferson, Madison, Jay, Pinckney, Monroe und Trumbull. — Nichts kann die häufigen Auswanderungen aus allen Theilen von Europa, besonders aus dem brittischen Reiche, nach Nordamerika aufhalten; es ist daher wichtig, so viele Berichte als möglich über die dortigen neuen Niederlassungen zu erhalten. Den neuesten hat so eben William Tell Harris in seinen Remarks made during a Tour through the United states of america in the years 1817, 1818 and 1819. (Sherwood. 1821. 8. 4 Schill.) bekannt gemacht. Außer einer Menge interessanter Bemerkungen, wird der Deutsche mit Vergnügen lesen, mit wie vielem Lobe Harris von den dortigen deutschen Kolonien spricht. z. B. S. 78: Fleiß, Ordnung und Wohlstand herrschen bey ihnen durchaus; viele werden in Kurzem reich. (S. 80.) und haben blühende wohlerzogene Familien. Am merkwürdigsten war ihm die deutsche Kolonie zu Harmony, 23 Miles von Princetown und 33 vom Flusse Wabash, wo eine ansehnliche Menge Deutsche glücklich und zufrieden unter Hrn. Rapp aus Würtemberg lebt, dem sie, wie einem Patriarchen, einmüthig die Oberherrschaft anvertraut haben und pünktlich in Allem Gehorsam leisten, aber wegen dieses Gehorsams von den Amerikanern bedauert werden! Der bekannte Birkbeck befindet sich in seinem neuen Wohnorte sehr wohl. Harris fragte eine von dessen Töchtern, ob sie sich nicht nach England zurückwünschte? Sie antwortete: „so lange die Ursachen fortdauern, „welche uns bewogen, England zu verlassen, können wir nicht „wünschen, dorthin zurückzukehren; wir finden geselliges Vergnügen in unsrer Familie und bey unsern Nachbarn, und daß „uns die große Welt keine Genugthuung gewähren kann, wissen „wir schon aus der Erfahrung." Auch Harris erstaunte über das schnelle Entstehen und den frühen Flor ganzer Dörfer und Städte, als er Louisville sah, welches noch keine zwölf Jahre alt ist.

Nr. 36.

Literatur-Blatt.

Freitag den 4. Mai 1821.

Dichtkunst.

Gedichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Vierter Band. Dramatische Dichtungen nebst einigen Liedern. Stuttgart und Tübingen in d. Cotta'schen Bhdl. 337. S. gr. 8.

Fortsetzung derjenigen Sammlung, welche, in der nämlichen Verlagshandlung, im Jahre 1816 begonnen hat (s. Lit. Bl. No. 16. des ged. Jahres), und die wir als den Keim oder die Wurzel eines künftigen, vollständigen Fouqué betrachten zu dürfen glauben. Dieser Band enthält, wie der Titel anzeigt, größentheils dramatische Dichtungen, das heißt, Sagen, Lezenden und „Abenteuren" in dramatischer Form. Da wir sie hier unmöglich einzeln analysiren können, müssen wir uns auf die Frage nach ihrem allgemeinen Charakter beschränken. Wir könnten uns kurz von der Sache machen, wenn wir sagten: es ist der dichterische Charakter Fouqué's überhaupt. Aber was wäre damit gesagt? an einem Orte, wo eigentlich alles, was gesagt wird, so beschaffen seyn soll, daß auch etwas Klares dabey gedacht werde.*)

Fouqué heißt im Munde der literarischen Conversation, die ihn einstimmig für ein höchst bedeutendes Dichtertalent anerkennt, ein Mystiker und Romantiker. Was meint sie aber damit, die liebe Conversation? Mysticismus ist doch wohl in der ursprünglichen Bedeutung eine Richtung des religiösen Gefühls, die von der regen Empfänglichkeit für die Ahnung des Uebersinnlichen bis zu der Begierde nach einer inneren oder äußern Anschauung, oder nach einer leibhaften Empfindung desselben (so wollen wir einmal das französische Wort sensation zu verdeutschen wagen) aufsteigend fortläuft, so daß mithin der Begriff zwischen diese eben bezeichneten zwey Gränzen fällt, und mit seinem Mehr oder Minder innerhalb derselben sich bewegt. Sobald er die untere berührt, berührt er auch den absoluten Rationalismus in der Religionsansicht; wenn er die obere überschreitet, wird er Schwärmerey, Verrückung, Wahnsinn, und läuft Gefahr, mit der fixen Idee, Gott selbst (vielleicht auch der Teufel selbst, oder wenigstens von ihm besessen) zu seyn, im Irrenhause zu enden. Betrachten wir nun den Mysticismus am Dichter; so ist klar, daß er insoferne, als das religiöse Gefühl in seiner Dichtkunst zur Sprache kommt, denselben unmöglich ganz entbehren kann: denn der Rationalismus ist die reine Prosa der Religion, deren Tendenz auf klares Erkennen und besonnenes Anwenden geht — sehr ehrenwerth im wirklichen Leben, aber zu poetischen, durch das Medium der Phantasie gehenden, Schlageffecten auf fremdes Religionsgefühl gänzlich ungeeignet. Die rege Empfänglichkeit für die Ahnung des Uebersinnlichen darf nicht fehlen, wenn in dieser Sphäre der Poesie Wirkung erscheinen soll; aber ob jener stärkere Mysticismus, jene Begierde nach Anschauung und Sensation der übersinnlichen Mysterien, zu diesem Behuf nicht zuviel sey, das ist eine andere Frage. Wir möchten sie nur in dem Fall verneinen, wenn Phantasie und Gemüth des Dichters in ihrer Einigkeit reich und thätig genug sind, auf ihre Weise, das heißt durch künstlerische Selbsttäuschung (poëtice) diese Begierde auch zu befriedigen: denn anzuschauen und zu empfinden kann der Poet überall nicht geben, was er nicht selbst anschaut und empfindet, und wo ein unbefriedigtes Begehren in seinem Gesange athmet (oder stöhnt), da wird er nicht leicht etwas anderes, als das Anschauen oder Mitempfinden seines eigenen Mißgefühles, seiner eignen Unbefriedigung, in Andern bewirken. Weiter hat es bey uns wenigstens noch kein ascetisches Klaglied mystischer Gottbungrigkeit gebracht; und diese Wirkung kann nie ein Ziel der Kunst seyn, denn sie gewährt keinen Kunstgenuß, dessen Wesen eben Befriedigung ist.

Fouqué's religiöses Gefühl nun scheint uns die Halbscheid des Begriffes Mysticismus, den Gränzpunkt zwischen reger Empfänglichkeit für Ahnung und Begierde nach Anschauung und Sensation, nirgends zu überschreiten, während wir z. B. ein gleich mächtiges Dichtertalent — Wernern — häufig in der andern Halbscheid sich bewegen sehen. Fouqué sieht in den Erscheinungen der sinnlichen Welt gern Hindeutungen auf die übersinnliche, und nüzt

*) Vitam!

M.

jene, um diese zur inneren Anschauung (allenfalls auch theatralisch zur äußeren) zu bringen. Aber er bleibt darin, wenn nicht quantitativ, doch qualitativ, eher im Rückstand' als im Vorschuß', indem er es an der Mannigfaltigkeit dieser Hindeutungen fehlen läßt. Bis zur Anschauung, zur poetischen Gestaltung, treibt er dieselben gewöhnlich nur auf heidnischem Gebiet, dessen übersinnliche Region der Sehnsucht des Christen entrückt ist. Die Vorstellung des Uebersinnlichen, die über der christlichen Welt hängt, hüllt er in poetischen Nebel ein, er läßt sie selten anders, als durch ihre Wirkung in den Gemüthern seiner Geschöpfe, hervortreten; und der Sieg des gestaltlosen Lichtes (des christlichen Glaubens) über die gespenstervolle Nacht (das Heidenthum) ist eine Lieblingsidee, auf die er nur zu oft zurück zu kommen pflegt. Daß er das Symbol des Kreuzes gern als Quelle dieses Lichtstroms darstellt, ist eine von den Einförmigkeiten, welche er zu decken wissen würde, wenn er mehr Mystiker wäre, wenn er den Witz des Mysticismus besäße. Was wir unter diesem Witz verstehen, wird wohl am besten das religiöse Sinngedicht auf das Kreuz (wir wissen nicht gleich, ob es Johann Scheffler oder irgend einem andern Mystiker seines Jahrhunderts zugehört) deutlich machen, welches ungefähr sagt: der Liebesgott hat den Bogen des Kreuzes gespannt, und seinen Pfeil Christum mir in das Herz geschossen. Das möchte so ziemlich die Gränze des mystischen Witzes seyn, bis an welche Calderon in seinen Sacramentaldramen zu streifen pflegt, wohin aber Fouqué kaum die Richtung nimmt, geschweige denn, daß er sie überschreiten sollte. Mit dem Vorwurf' eines Uebermaaßes an Mysticismus, oder (was davon wohl zu unterscheiden wäre) im poetischen Gebrauche der Mystik, kann die Kritik diesem Dichter also nicht wohl beykommen. Beleuchten wir nun ein wenig seine Romantik.

Es mag von diesem dunklen Begriffe der heutigen Aesthetik leicht einige Dutzend von Descriptionen geben Da wir es aber hier, wie oben bemerkt worden, mit der lieben Conversation zu schaffen haben; so wollen wir sie blos auf ihr eigenes Lexikon verweisen, und dabey festhalten, ohne die dort, unter dem Artikel Romantisch, befindliche, ziemliche romantische Beschreibung des Romantischen weiter zu prüfen. Der Verf. jenes Artikels (M — i — z unterzeichnet er Aufl. 5.) sezt einen dreyfachen Hauptcharakter der Poesie: schöne Einfachheit oder das Edle, erhabene Mannichfaltigkeit oder das Große, und schöne Mannichfaltigkeit oder das Romantische. Den ersten Charakter findet er in der griechischen Poesie vorherrschend, er gesteht derselben zwar allenfalls auch das Große, aber nicht das Gigantische und Ungeheure zu. Den zweyten findet er in der Poesie des Norden, die „wie seine ewigen Berge und Wälder und stürmischen Meere, und wie sein düsterer Nebelhimmel, gigantisch ist, voller Riesen und allmächtiger Helden, weithinausschreitend über die Engen menschlicher Niedrigkeit, und selbst der Form nach mit großem, ernsten, furchtbaren Tritt einherschreitend." Die romantische endlich nennt er das verbindende Mittelglied zwischen beyden, und aus seiner langen Schilderung geht hervor, daß er ihr die Einfachheit abspricht, und ihrer Mannichfaltigkeit statt des nördlich Gigantischen den Charakter des südlich Schönen beylegt. Verfolgen wir diese Ansicht; so müssen wir das südlich Schöne in sittlich, und in sinnlich Schönes eintheilen, und den Lesern überlassen, wie sie jenes aus der Ritterminne, Ritterehre, und Klostertugend moralphilosophisch herausfinden wollen.

Nach dieser Conversations-Ansicht schwankt der dichterische Charakter Fouqué's zwischen der gigantischen Poesie des Norden, und der romantischen des Süden, doch hat der Dichter mehr als einmal beyde Charaktere in Einem und demselben Werke auf das anziehendeste vermählt, namentlich im Zauberring, und im Alboin. Daß er im Romantischen jemals zu weit gegangen sey, möchten wir nicht behaupten. Im Gegentheil! Uebertrieben kann es ja nach obiger Stellung des Begriffs kaum anders werden, als durch Mannichfaltigkeit, durch Häufung des Heterogenen bis zur Unübersehlichkeit, bis zur schreyenden Buntschäckigkeit. Aber eben die Mannichfaltigkeit ist es auch hier wieder, woran er es viel eher mangeln läßt, als daß er sie übertriebe. So wenigstens erscheint uns die Sache, wenn wir z. B. seine Corona mit Ariosts rasendem Roland, und seine romantisch-phantastischen Dramen mit Shakspear's Sturm und Sommernachtstraum vergleichen, obschon es bisweilen wohl nur seine Manier ist, welche die Mannichfaltigkeit seiner poetischen Gestaltungen für das flüchtige Auge uniformirt.

Diesen Abfall deckt auf der andern Seite ein bedeutendes Verdienst: seine Neigung zu dem Gigantesken der Nordlandspoesie wird für die Weichheit, die so manchen deutschen Kunstfreund, zumahl wenn er mit den Alten vertraut ist, an der südländischen Romantik widert, zu einem heilsamen Correctiv; sie bringt Kraft in die Charakteristik und in die Diction, und das ist schon ein großer Gewinn, obschon nach unserer Meinung die Kraft einer romantischen Dichtung vor allen in dem Hauptgedanken liegen muß, welcher in das weiche und glänzende Kleid eingehüllt ist.

So, wie wir eben den Dichter zu charakterisiren bemüht gewesen sind, haben wir ihn auch in vorliegendem Bande wieder gefunden, wenigstens in den Dramen. Die Ahnendichtung, der Hirt des Riesengebirges, Ahnherr des Geschlechtes Schafgotsch, und einige Siegespoesien sammt Gelegenheitsgedichten hätten wir lieber entbehrt, als gelesen. Im „Vorspiel" (kein Drama, sondern ein kurzes Präludium) fanden wir eine merkwürdige Stelle, merkwürdig als Zeichen der Zeit. Vor fünf Jah-

ren, sagt er (in Versen), reicht' ich euch das erste Kranzgeflecht mit kranker, halberlorbener Hand, doch freudigen Sinnes, denn die rückerfochtene Freyheit strahlte meine nach Jenseits gewandte Seele an. Ich genaß. Wie Gott will, dacht' ich.

„Es lebt sich schön im friedlich freyen Deutschland" :—
Ich lebe!
Ach, welch ein Seufzer quoll aus meiner Brust! —
Dräng' ihn zurück, du Eitler, Unzufriedner! —
Soll deinethalb die schaffende Natur
Einhalten ihren Schritt — — — u. s. f.

Diese Unzufriedenheit, diese Seufzer aus der Brust der Besseren und Besten in der Nation sind es, die wir unter dem Zeichen der Zeit verstehen, und sie sind kein gutes Zeichen! besonders nicht nach den kurz (was ist eine Olympiade in der Geschichte eines Volks?) — kurz vorhergegangenen Jubeltönen unserer Hoffnung begeisterten Sänger!

O, zwinge sie nicht, trügerische Zeit,
Ob ihrer kurzen Freude zu erröthen!
Du kannst die Hoffnung, nicht die Zukunft, tödten,
Und weit hinab im Liede tönt ihr Leid.

Erbauungs-Literatur.

Eugenias Briefe von Heinrich Hirzel. Dritter Theil. Zürich bey Orell Füßli u. Comp. 1820. XVIII u. 432 S. 12.

Von dem ersten und zweyten Theile dieser Schrift ist bereits die dritte Auflage erschienen, und im Lit. Bl. 1819. Nro. 41. angezeigt worden. In der Vorrede zur zweyten Auflage, die schon 1811 in das Publikum kam, hat der Verfasser deutlich erklärt, was er hat schreiben wollen: „Blätter zum Lobe der Natur, der Freundschaft und der kindlichen Liebe, mit Andeutungen und Ansichten über Welt und Daseyn, Unsterblichkeit und Zukunft." Diese hat er denn auch wirklich geschrieben, und der Beyfall, den sie gefunden haben müssen, (das verlegende Handlungshaus gehört bekanntlich nicht unter die Brockhäuser welche neue Auflagen pro forma machen) war ein hinreichender Grund, sie in vorliegendem dritten Theile fortzusetzen, da der Faden, an welchem er seine Betrachtungen angereiht hatte, die Fortsetzung erlaubte. Dieser Faden ist nämlich kein abgeschlossener Roman, sondern ein anziehendes Gemählde von Familien- und Freundschafts-Verhältnissen, Reisen, Naturscenen, Beziehungen des inneren Menschen auf seine Außenwelt u. s. w. Die Ereignisse sind nicht zum Behuf romantischer Wirkung erfunden, sondern, wenn nicht aus der Erfahrung genommen, doch aus dem Leben gegriffen. Sie dienen, so zu sagen, nur dem Gemüthe als electrische Leiter, durch welche demselben die Wärme zugeführt wird, die sich in der Brust des Verf. befindet, reichhaltig zwar, aber still, sonder dramatisch- oder episch-electrischen Schlag. Auf Bildung des Herzens, auf Erbauung ist es abgesehen, doch nicht durch Kanzelsalbung, sondern durch ästhetische Mittel, und so gehört die Schrift dem Gebiete der schönen Künste an. Will man sie nicht unter die Kategorie der Poesie stellen; so rechne man sie zu den Erzeugnissen der Redekunst. Auf den Styl ist große Sorgfalt verwendet, nur einzelne Ausdrücke, wie z. B. Hinschied (Hinscheiden, Tod) verrathen den Schweizer, und Phrasen wie: „wer die Mühe nehmen will," den Nachbar der Franzosen. (Qui voudra prendre la peine — wer sich d. M. nehmen will.) „Die Begründtheit der Hoffnung" ist in der deutschen Sprache überall nicht begründet. Wir empfehlen diese Lectüre besonders den Frauen; die Nordländerinnen zumahl werden sich mit Genuß in die südliche Natur, in die der romantisch wilden Schweiz und in die blüthenreiche Italiens versetzt sehen. Der schöne, fromme Tod einer jungen Wöchnerin schließt diesen dritten Theil, und entläßt den Leser mit erhebender Rührung.

Italienische Literatur.

(Fortsetzung.)

Del bello ideale e delle Opere di Tiziano. Lettere pittoriche di Giuseppe Carpani. Ediz. seconda riveduta ed accresciuta dall' Autore. Padova 1820. tipografia della Minerva. Diese Briefe waren anfänglich in der Bibliot. ital. abgedruckt, und enthalten die Kritik des Majerschen Werkes, della imitazione pittorica e dell' eccellenza e delle Opere di Tiziano, worin manche paradoxe Sätze über die Metaphysik des Schönen aufgestellt sind, welche Carpani zu widerlegen sich vorsetzte. Wirklich war der letztere sehr glücklich, und fand durch seine ungemein anziehende Schreibart eine große Menge Leser. Hierüber aufgebracht ließ Majer eine ganz heftige Apologie jenes Werkes (und zwar zu Ferrara bey Pomatelli, da er in Venedig die Erlaubniß der Censur hiezu nicht erhalten konnte) drucken, worin er mit Leidenschaft nicht nur Carpani's Sätze zu widerlegen, sondern ihn selbst als Schriftsteller und Mensch herabzuwürdigen sucht. Wie jener Gelehrte hierauf antwortete, das gibt ein an Acerbi in Mailand gerichteter und in der Bibliot. ital. (November) abgedruckter Brief zu entnehmen, und scheint der Streit vor der Hand beygelegt. Indeß kann man beyden Vertraulichkeit mit den Meisterwerken der Klassiker und Scharfsinn in Beurtheilung derselben zu ihrem Lobe nachsagen, doch scheint Majer durch seinen Gegner in beyden übertroffen zu werden. Was nun jene Briefe anlangt, so sind sie mit einem Appendix versehen, welcher Carpani Ehre bringt und worin er gegen jene neueste Sekte loszieht, welche behauptet, daß man, um Raphael, Correggio, Tizian zu werden, nicht vorzugsweise ihre Werke, sondern jene ihrer Meister und Vorgänger studieren müsse. Er zitirt Behufs der deutschen Jugend, für welche er, wie er sagt, geschrieben haben will, die Dissertation von Friedrich Schlegel über die Ausstellung der Kunstwerke deutscher Künstler in Rom bey Gelegenheit der

Anwesenheit des Kaisers von Oestreich, und vereinigt sich in der Hauptsache mit jenem Gelehrten, widerlegt jedoch dessen Behauptung, daß der moderne italische Styl aus dem französischen tragisch-exaltirten entstanden sey. — Von der Raccolta delle migliori fabbriche, monumenti etc. di Milano e suoi dintorni sind bereits der dritte vierte und fünfte Faszikel erschienen, das Werk wird immer interessanter, und findet guten Absatz. — Eufemio di Messina, tragedia di Silvio Pellico. — Ildegonda. Novella dell' avv. Tomaso Grossi. Milano per Vincenzo ferrario. Beyde eben nicht invita Minerva geschriebene Werkchen zeigen vom glücklichen Talente der Autoren in ihrem Fache; nur sollte der erstere noch etwas mehr feilen, und die Wuth heftiger Leidenschaften zügeln, der andere aber hat des Guten zu viel gethan; denn seine Novelle enthält 289 Ottave. Ohne Zweifel existirt kein ähnliches Beyspiel in der Novellen-Literatur. Indeß liest sich diese Novelle gut, und interessirt besonders in der Mitte, und gegen Ende um so mehr, als dort die Erzählung gedrängter und gefühlvoller wird. — Tragedie di Francesco Russa da Tropea. Livorno 1819. presso Glauco Masi. — Der Autor giebt hiermit sechs Tragödien, welche folgende Titel führen: Teramene, Agave, le Belidi, Codro, Ninia, e la Morte d'Achille: denselben geht ein Discorso über die dramatische Poesie voran, aus welchem die Forschungen des Verfassers an den Quellen der besten Dramaturgen der Vor- und Jetztwelt, sehr vortheilhaft sich bekunden. Die drey ersten Tragödien nennt er jedoch bescheiden Exercitien, wie einst Pepoli seine Produkte unter dem Titel itentativi d'Italia in die Welt eingeführt hatte. Obgleich nach Ref. Meinung nur zwey, nämlich Codro, e Teramene, eigentlich tragische Sujets unter den vorberührten enthalten, so hat doch jedes durch die Art der Behandlung Interesse, und gewähren sie sämmtlich eine angenehme und mitunter erhebende Lektüre. — Istoria della Vercellese Letteratura ed Arti di G. de Gregory parte 1a e 2da. Torino 1820. Es ist recht lobenswerth, daß einige Schriftsteller unserer Zeit umständliche Notizen rücksichtlich ihrer vaterländischen Gelehrten und Künstler sammeln; derley literarische Gedächtniß-Schriften erleichtern Auswärtigen das gewiß sehr schwierige Geschäft der historischen Quellensammlung, ein Geschäft, welches nur gar zu oft nicht einmal möglich ist. Das gegenwärtige Werk begreift nun in den fünf Abschnitten des ersten Theiles die Uebersicht der Literatur im 1sten, 2ten und 3ten Jahrhundert der gemeinen Era bis zum Reich des Constantin. Hier scheint es etwas auffallend, daß man, obgleich mit dem großen Jahrhundert Augusts begonnen wird, von der angebornen Barbarey der Römer und von der Art spricht, wie sich ihren Gemüthern die Liebe zu den Wissenschaften eingepflanzt habe. Im zweyten Abschnitte, der die Literatur von Constantin bis zum Fall des abendländischen Reiches enthält, gibt es einige Unrichtigkeiten und Verwechslungen von Namen, welche in andere Epochen gehören. Der dritte begreift das fünfte bis achte Jahrhundert, der vierte das neunte bis zwölfte; und der fünfte endlich das dreyzehnte. Diese letztere ist übrigens als das Jahrhundert des Wiederauflebens der Wissenschaften und Künste die merkwürdigste. Der zweyte Theil, den man noch erwartet, begreift die Vercellische Literatur bis auf unsre Zeit. — Der Fleiß des Autors in Aufsuchung der verborgensten Quellen und Notizen über verdienstvolle Gelehrte und Künstler ist ganz vorzüglich lobenswerth; viele neue gewichtige Namen und Nachrichten über schon gekannte Männer zieren sein Werk, und geben ihm Anspruch, einst selbst eine würdige Stelle unter den achtbaren Vercellensern einzunehmen, welche in jeder Epoche sowohl in Literatur als in den schönen Künsten Italiens sich ausgezeichnet hat. — Fondamenti di patologia analitica u. s. w. (Grundsätze der analytischen Pathologie) von Maurizio Buffalini, Pavia 1819. Der Verf. wendet die Methode Lokes und Condillacs, deren bey den Alten zum Theil Baglivi und Sydenham, bey den Neuen Hildebrand folgten, auf die Pathologie an. Er stützt sich dabey gänzlich auf die Erfahrung, welche die Vernunft möglichst benutzt. Sein Vortrag hat viel Bestimmtheit und Kraft. Am Schluß dieses, in Italien sehr günstig aufgenommenen Werkes findet sich ein Plan einer analytischen Klassifikation aller menschlichen Krankheiten. — Catechismo agragrio u. s. w. (Feldbau-Catechismus von Caro Pellini.) Von der Veronesischen Akademie des Landbaus der Künste, und des Handels gekrönt. Verona 1819. (8) Neuere Reisebeschreiber haben unsre Kenntnisse über den Landbau in Italien berichtigt, ja die Aufmerksamkeit der Lesewelt erst auf ihn geheftet — denn bisher hatten uns die Beschreiber jenes Landes einzig mit Kunstnachrichten und Alterthumsdeklamationen unterhalten. Vorliegendes kleines Werk beweist, daß man daselbst, sowohl wie bey uns, bemüht ist, den Landmann über seinen Beruf zu unterrichten. Der Verfasser geht, dem Wunsch der Akademie zu entsprechen, in diesen Katechismus alle Gegenstände, welche einen guten Landmann interessiren können, durch, und erklärt sie klar und deutlich; etwas Neues sagt er nicht, sondern wiederholt Philippo Re. Man hat das Werkchen sehr günstig beurtheilt, allein dennoch dem Standpunkt der Kultur des größten Theils der italienischen Bauern nicht angemessen gefunden. — Collezione dei classici metafisici u. s. w. (Sammlung der metaphysischen Classiker) Pavia 1820. Von dieser Sammlung enthält der jetzt erschienene achtzehnte und angekündigte neunzehnte Theil, Kants Kritik der reinen Vernunft. Die Herausgeber thun alles Mögliche zur Vervollständigung ihres Unternehmens; das große Gelingen desselben beweist, daß die Italiäner diesen Zweig der Wissenschaften, der gewöhnlich nur wenige Liebhaber findet, mit besonderem Eifer studieren. — Collani degli antichi historici greci volgarizzati. (Uebersetzung alter Geschichtschreiber ins Italiänische) Milano 1819 und 1820. 8. bey G. B. Sozogno. Der erste Theil enthält Dictys von Creta, und Dares den Phrygier, welche beyde den trojanischen Krieg beschrieben. Herr Compagnoni übersetzte sie. Die drey folgenden Theile enthalten Diodor von Sicilien, von eben dem Uebersetzer, und die neun Bücher des Herodot, übersetzt von Herrn Andreas Mustoridi aus Corfu. Wenn diese Arbeiten durch die häufige Benutzung derselben ihren Lohn finden, so ist ihre Wirksamkeit für die Geistesbildung wohl unbezweifelt. — Storia dell' America u. s. w. (Geschichte von Amerika) als Fortsetzung von Herrn Grafen von Segür „allgemeiner Geschichte") Milano 1820 2 B. mit Kupfern. Der erste Theil dieses Werkes eines unbekannten Verf. enthält als Einleitung die natürliche Geschichte der neuen Welt, der zweyte die moralische, ihrer Einwohner, der dritte ihrer Sitten und Gebräuche, der vierte handelt von den Thieren dieses Landes. Man kann diese Eintheilung nicht sehr bewundern. Der Verf. hat Hrn. v. Humboldt benutzt, aber Azara und Sobreviela außer Acht gelassen. Ein fünfter und letzter Theil spricht von den in Amerika bekannten Ursprachen und deren Ursprung. Man will deren 1264 gezählt haben. Das ganze Werk zeugt von mehr Talent, ein Buch zusammen zu setzen, als dessen Materialien mit Geist und Umsicht zusammenzutragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Mai 1821.

Viele Wege, gebahnt von der Gottheit, führen zum Heil.

Klopstock.

Die Missions-Gesellschaft in Basel.

Der dritte, die Verhandlungen vom Jahr 1820 befassende Bericht dieser, wie sich ergeben wird, jezt selbstständiger als zuvor auftretenden Gesellschaft, ist umständlich und wortreich abgefaßt; sein Redeschmuck gehört der eigenthümlichen Schreibart an, die sich allenfalls am kürzesten mit dem Namen des Kanzleystyls der Missions-Vereine bezeichnen ließe, und die gleich in der Einleitung gar ausführlich bey einer Vergleichung zwischen der Erscheinung des Welterlösers vor achtzehn Jahrhunderten und dem verweilt, „was in unsern Tagen in verschiedenen christlichen Ländern, und seit wenigen Jahren auch im geliebten deutschen und schweizerischen Vaterlande, zur Ausbreitung des Reiches Christi in der Heidenwelt begonnen hat.“ Ohne darauf weiter zurückzukommen, soll hier eine kurze Uebersicht seiner historischen Angaben dem Bericht enthoben werden.

Von den sieben aus der evangelischen Missionsschule von Basel im vorigen Jahr nach Holland gesandten Zöglingen, sind zwey (Daniel Müller aus der Schweiz und Ferdinand Vormeister aus Kurland) nach der Insel Java, und zwey andere (Johann Kindlinger aus Vorder-Oestreich und Lecroix aus der französischen Schweiz) nach der Missions-Station von Chinsurah in Bengalen abgereist, und von den älteren in der Nähe dieser Station, zu Burdwan, als Lehrer zahlreicher Kinderschulen, unter der Leitung des Kapitain Stewart angestellten Zöglingen, Jetter u. C. Dürr sind erfreuliche Berichte eingegangen. Von neunzehn Zöglingen, womit die lezthährige Schule sich eröffnete, ward einer (August Dietrich aus Sachsen) zur Erlernung der arabischen und persischen Sprache unter de Sacy und Kilzer nach Paris gesandt, von wo er sich nach London und Cambridge begab. Das neue geräumige Missionshaus in Basel ward im Juni (1820) geweiht, und im October von der Anstalt bezogen, welche in dem würtembergischen Prediger und Rector Handel gleichzeitig einen neuen Gehülfen erhielt. Um die biblische Theologie nicht aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft allein nur, sondern auch aus der Erbauung aufzufassen, sind die einst berühmten Spenerschen Collegia biblica eingeführt worden, und mit dem Missions-Seminar eine Präparanden-Klasse zu verbinden beschlossen, die zu Anfang 1821 mit ungefähr einem Dutzend frommer Jünglinge eröffnet ward. Noch findet sich aber auch mit einer bedeutend vermehrten Zahl von Missionszöglingen das volle Bedürfniß dieser Gesellschaft nicht erfüllt, indem die Arbeiter, welche sie in die Heidenwelt aussenden soll, nur durch das Maas der Geldunterstützungen begränzt werden darf, die dafür in ihre Hände gelegt werden.

Wenn bis dahin die Missionsanstalt in Basel nur Lehrer bildete, welche sie durch Vermittelung anderer Gesellschaften an ihre Bestimmung abgehen ließ, so wird sie von nun an einen für sich bestehenden und für sich wirkenden Verein bilden. Dahin führte die Wahrnehmung in der neuesten Missionsgeschichte, daß zunächst nur die Küstenländer der fremden Welttheile es sind, welche bis jezt den seefahrenden Britten für die Verbreitung des Evangeliums

zugänglich waren, und daß unermeßliche Strecken der Festländer übrig blieben, zu denen bis jezt das Licht der himmlischen Wahrheit nicht vorzudringen vermochte. „Wie wir es alle natürlich finden (sagt der Bericht), daß unsere christlichen Freunde in Großbritannien sich zunächst und hauptsächlich ihr fernes Indien und die zahlreichen Inselgruppen des stillen Oceans zum Schauplatze ihrer evangelischen Missionsthätigkeit erwählen; sollte es wohl weniger natürlich seyn, wenn die Christen des Continents ihre menschenfreundlichen Blicke nach Oberasien hinlenken, und in jenen weiten Gebieten die angemessensten Wirkungskreise für die Verbreitung vom Reiche Gottes finden?" Die brittische Gesellschaft kam mit der freundlichen Versicherung entgegen, ein solches den Forderungen der Zeit und dem Bedürfniß der Völker so angemessenes Beginnen, bereitwillig mit Rath und That zu unterstützen. Die neue Missions-Gesellschaft will dem Grundsatze treu bleiben, daß ihre Bemühung und die von ihr auszusendenden Missionarien nur der eigentlichen Heiden- oder mahomedanischen Welt angehören; inzwischen bietet sich, dazu gleichsam Bahn öffnend, die erwünschte Gelegenheit dar, eine Anzahl evangelischer Prediger und Schullehrer nach den Gegenden des schwarzen Meeres abzusenden, denen die Kaiserlich Russische Regierung Reisekosten und Jahrgehalt zahlt, und die zunächst für die deutschen Kolonien bestimmt sind, von denen Herr Superintendent Böttiger aus Odessa im Oktober v. J. folgendes meldete: „Auf meiner Reise durch die Krimm oder Taurien, von welcher ich so eben zurückkomme, fand ich die deutschen Kolonien mitten unter den Tartaren angesiedelt, welche mit diesen deutschen Kolonisten in der freundlichsten Eintracht leben. Ja ich war erstaunt, als ich hörte, wie fast alle Kolonisten, besonders die jüngern und die Kinder, tartarisch, und zwar servisch-tartarisch redeten, ohne es jedoch lesen oder schreiben zu können. Noch mehr! Bey der Ansiedelung wurde der Fehler begangen, daß man die Kolonisten zerstreute, hier zehn, dort fünf Familien u. s. w. ansiedelte; so geschah es auch, daß solche kleine Häuflein von Kolonisten mitten im Gebirge unter Tartaren wohnen, deren Kinder noch deutsch, aber besser tartarisch reden, von den Tartaren sehr geliebt werden, und überhaupt mit ihnen im besten Einverständnisse leben. Diese armen Häuflein sind nun ganz verlassen. Wenn auch bey den größeren Kolonien Geistliche und Schullehrer wären, was bis jezt nicht der Fall war, so könnten sie doch selten zu diesen zerstreuten Familien kommen, etwa des Jahres einmal. Scheint nicht der Herr selbst durch die Mißgriffe der Menschen hier die Spur vorgezeichnet zu haben, welcher wir nachgehen sollen? Hier sind die herrlichsten Standpunkte für die Boten des Herrn, den gutmüthigen aber armen und verlassenen Tartaren das Evangelium zu verkündigen. Hier in Neusalz, in Zürichthal (einer Schweizer-Kolonie), so wie in Sudak, in Krotenthal, im Gebirgsthal u. s. w., wo solche angesiedelte Familien sich finden, hat der Herr selbst eine weite Pforte für das Evangelium unter die Tartarenstämme aufgethan; und die Missionarien ihrerseits könnten gar leicht hier in Odessa, oder auf den Pfarrgemeinden, die tartarische Sprache erlernen." Es soll aber auch, wie gesagt, diese Station nur als Uebergang dienen; denn — fährt der Bericht fort, — jeder Seehafen des schwarzen Meeres führt in wenigen Tagreisen an die Gränzen von Persien hinab, nach Georgien hinüber, und mitten in das große Ländergebiet der ottomanischen Pforte, bis vor die Thore ihrer Hauptstadt. Von hier aus liegen selbst Egypten, Abyssinien und die Uferländer des nördlichen Afrika nicht zu ferne, als daß sie nicht leicht und gefahrlos erreicht, und wieder, sobald es nöthig ist, verlassen werden könnten.

(Der Beschluß folgt.)

Alexander Scotts Gefangenschaft in Afrika.

(Beschluß.)

Von dieser Zeit an, bis zu seiner endlichen Flucht, zog Scott mit der Horde umher, welche fast immer in Fehden verwickelt war, bald siegte und ihre Feinde plünderte, bald besiegt und selbst ausgeplündert ward. Gegen das Ende des Juli oder im Anfange des August 1816, lagerte die Horde an einem Orte Lah Thiem genannt, etwas südlich von dem Wad Ourerah, im Bezirke Till. Scott hütete, wie gewöhnlich, mit der Tochter seines Herrn die Schaafe und Ziegen. Es trug sich zu, daß beyde zugleich schliefen. In der Zwischenzeit kam ein Wolf, zerriß drey Schaafe und versprengte die übrige Heerde, so daß, als Scott und seine Gefährtinn aufwachten, die todten Schaafe allein noch im Gesichte waren. — Die Furcht vor der Strafe, welche ihn seiner Nachlässigkeit wegen erwartete, bewog ihn aufs neue zur Flucht. Er sagte dem Mädchen, sie solle die Schaafe nach einer Seite hin suchen, während er nach der andern ginge. Er lief sogleich nach dem Seeufer, das er vier Tage und vier Nächte lang nach Norden hin verfolgte. — Während dieser Zeit fristete er sich das Leben mit etwas frischem Wasser. Am Morgen des fünften Tages erblickte er gegen Osten einen großen Rauch und ein hohes Gebirge; er ging schnell auf den Rauch zu und begegnete in einem Hohlwege nahe bei einigen steinernen Häusern einem Mauren, welcher seine Flinte auf ihn anschlug und ihm befahl, sein Messer und seine Kleider abzuwerfen, und als er sich weigerte, ihn zu erschießen drohte. Scott sagte, dieß möge er thun, wenn er Lust habe. Als ihn der Mann arabisch reden hörte, hob er die Flinte auf und fragte Scott wer er sey. Diese Frage war bald beantwortet, worauf der Maure ihn bey der Hand nahm und mit der Versicherung, daß er nichts zu befürchten habe,

nach seinem Hause führte, wo er ihm zu essen vorsetzte. — Nachher ließ er Scott an den englischen Consul zu Mogador, Hrn. Willshire schreiben, dem er den Brief selbst zu überbringen übernahm, während er Scott der Sorgfalt seines Bruders und Sohnes übergab. Nach acht Tagen kam er zurück und brachte Scott nebst einer Einladung vom Consul ein Pferd und 27 Thaler zum Ankauf von Lebensmitteln. — Scott blieb noch drey Tage, um sich völlig zu erholen, und reisete alsdann mit seinem Wirthe nach Mogador ab, welches er nach fünf Tagen glücklich erreichte, während welcher sie wenigstens 30 englische Meilen des Tages zurückgelegt hatten. Da der Ort, wo Scott dem Mauren begegnet war, nicht über anderthalb englische Meilen von Wadnoon liegt, so muß die Entfernung dieses Orts von Mogador auf ungefähr 130 Meilen angeschlagen werden. Des Mauren Haus lag bey einem Flusse, ungefähr von der gewöhnlichen Breite eines Kanals in England. Dieser Fluß fließt durch die Stadt Wadnoon, und ist frisch bis wo ihm die Meeresfluth entgegentritt. — Aus der Nachbarschaft von Wadnoon sah Scott gegen Osten ein Gebirge, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt waren, der, wie man ihm sagte, nie schmilzt (die Kette des Atlas). — Die Sprache, welche man zu Wadnoon und Mogador redet, nennt Scott Schlech (nach Major Rennell vielleicht Shilah). Scott fand eine sehr gütige Behandlung von Hrn. Willshire, während seines Aufenthaltes zu Mogador, welcher dem Mauren das Lösegeld für ihn für die Rechnung der Londoner Eisenhändlerzunft, bezahlte. Scott war am 31. August nach Mogador gekommen, verließ es am 11. November in einem englischen Schiffe und erreichte London am 9. December 1816.

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

(Fortsetzung.)

Mailand hatte vor Anfang des Carnevals eine nicht uninteressante Akademie, welche der in Bergamo als Kapellmeister angestellte Virtuose Rovelli, in Deutschland bereits sehr vortheilhaft bekannt, zu seinem Vortheil gab. Die Mailänder hatten ihn bereits als Knabe gehört, und ermunterten seine bedeutenden Fortschritte durch lauten Beyfall. Auch die dortige Zeitungs-Kritik ließ ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. — Der Carneval wurde mit der neuen Oper: Pedro, Text von Romanelli, Musik von S. Mayer eröffnet. Da am ersten Abende des ungestümen, der jungen Debutante Adelaide Tosi zugedachten, Beyfallrufens wegen im zweyten Akte das Sipario herabgelassen und geschlossen werden musste, und somit ein guter Theil desselben verloren ging, so schien bey dem in Komposition und Ausführung bey weitem geringeren Gehalte des ersten Akts, anfangs das Schicksal der Oper unglücklich, und der arme Mayer ging ganz betrübt von dem Claviere; aber am zweyten Abend gewann die Sache ein besseres Ansehen. Manches gefiel weit besser, darunter eine Cavatine der Madame Belloc, und ein Duett zwischen dieser und der oben erwähnten Ad. Tosi, nebst der mit Force und vieler Gewandtheit gesungenen Cavatine des Basses Botticelli; im zweyten die beyden Rondo's der Tosi und Belloc (welches das Publikum am ersten Abende nicht gehört hatte), machten furore und wurden sowohl diese Sänger als der Maestro gerufen. Indeß die Physiognomie und Conduite des Mayerschen Styls sind zu bekannt, als daß hier nochmals darüber gesprochen werden sollte. Mayer, wie ich bey einer frühern Gelegenheit bemerkt habe, besitzt mehr das Talent, die gegebenen Massen zu verarbeiten, als das Genie, jene Massen aus Nichts zu erfinden; er ist Gestalter aber nicht Schöpfer; das verständige Talent der Anordnung trägt bey ihm über das geistige Genie der Erfindung den Sieg davon. Neues gibt es auch hier wenig oder nichts; das was die bloße Routine, und dem, der viel Musik treibt, von selber aufliegt, ist jetzt so auf allen Straßen zu finden, daß man es nicht weiter beachten, sondern eben gelassen seine Straße ziehen lassen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Zum Erstenmal sahen wir (im vorigen Monat) auf einer hiesigen Bühne ein Schauspiel von C. v. Houwald: Fluch und Segen, welches auf dem Theater an der Wien unter dem Titel: Das Opfer kindlicher Liebe gegeben wurde. Was die Abänderung veranlasst haben mag, ist leicht einzusehen; nicht so der Bewegungsgrund. Genug, das Drama hat gefallen, obwol der erste Akt die Theilnahme wenig noch in Anspruch nahm. Aber die Scene zwischen Mann und Frau ist auch viel zu umständlich, und die folgende, zwischen den Kindern, muß des Unvermögens solcher kleinen Mimen wegen, nothwendig etwas im Hintergrunde bleiben. Dazu kam, daß in jener der Pächter sich nicht genug von seiner Wanderung gesammelt hatte. Im zweyten Akte wird die Handlung durch das Triebwerk rührender Motive lebendiger. Die Darstellenden erkannten und benuzten ihren Vortheil, und die frommen Schlußworte wirkten kräftig auf die Herzen und die Hände. Setten erwirbt der Inhaber eines Benefize (das Stück wurde nebst dem Ballet Oberon zum Vortheil des Regisseurs Heurteur gegeben) durch seine Wahl den Dank der Beysteuernden, darum hatte man es hier vielleicht für gut befunden, ein Reziproce in Reimen abzufassen, worin der Erfolg dem gnädigen Beyfall zugeschrieben wurde; eine ganz neue Art, die Dichter zu krönen!

Bald darauf gab das Hoftheater ein neues Lustspiel: Liebe und Irrthum, in vier Aufzügen. Dieß dramatische Werk erschien in einem ungünstigen Zeitpunkt, wo man etwas Tüchtiges erwartete, weil man sich lange nach einer Neuigkeit gesehnt hatte, und mit Ungeduld dem goldnen Vließ entgegensah. Einige, die das Stück kannten und sich leicht von brillanten Rollen, wie man zu sagen pflegt, hinreißen lassen, waren zu voreilig mit günstigen Berichten gewesen; dann trug auch der vorher bekannt gewordene Name des Verfassers vieles bey, der hier verschwiegen werden soll, weil er selbst am Tage der Vorstellung sich bescheiden der Publizität entzog, kurz, die Spannung war zu groß, das Stück zu unbedeutend, und es fiel, wie auf dieser Bühne ein Produkt nicht leicht zu fallen pflegt, ohne doch wenigstens die zweyte Vorstellung zu erleben. Der Inhalt ist ohne Zweifel aus einem Roman von Lafontaine entlehnt. Grell kontrastirende Charaktere, wie sie in unsern tragi-komischen Familiengemählden von allen Seiten schon zur Schau gestellt wurden, machen den Hauptzweck der Behandlung aus, da aber die Handlung keinen Werth und keinen Halt hat, so reiben die zwecklosen Figuren sich unter einander auf, ehe sie

zum Ziel gelangen, und je mehr der Zuschauer von ihnen sich verspricht, desto weniger kann er die Täuschung verzeihen. Krüger trat in der Rolle eines mit seinem neugebackenen Rittertum sich spreizenden Philisters sehr imponirend auf, doch wie gewöhnlich nur von vorn herein und mit einem Aufwand von theatralischer Ausstaffirung, als da sind: schottischer, sogenannter Carbonari-Sommermantel, aus gewürfeltem Zeuge, wie's die modernen Damen tragen, mit weissem Merino aufgeschlagen, (göttlich! rief die schöne Welt und auch die minderschöne;) ein altfränkisches, enorm glitzerndes Galakleid — wie paßt das? — ein medischer Leibrock mit schmalen Borten besetzt (?) u. s. w. Die Ausführung entsprach diesem Apparat nicht, und die immerfort als müßiges Bühnenstück paradirende Figur ermüdet obnehin. Die Hauptrolle, ein junger Mensch, der, um sein Erbtheil nicht zu verlieren, ein Mädchen heyrathen soll und anfangs will, das an einem Andern hängt, ist eine ganz verfehlte Zeichnung, die durch Worbe keine feste Stellung gewinnen konnte. Costenoble war als Schulmeister bequem placirt; aber beym Himmel! was will ein alter Schulmeister, der mit seiner Tochter vom Ovidius spricht, in der modernen Bühnenwelt? — Die Löwe hatte eine gewöhnliche Liebhaberin, das ist etwas Ungewöhnliches; das zwischen Sympathie und Antipathie schwebende Liebchen affektirt aber einmal, um den aufgedrungenen Bräutigam abzuschrecken, eine Prezidse, und diese Scene gefiel. Der Verfasser, dem Gaben und Liebe nicht abzusprechen sind, wird hoffentlich seinen Irrthum wieder gut zu machen wissen. Auf dem früher genannten Vorstadt-Theater hat sich unlängst ein junger Tenorist, Rauscher genannt, als Ramiro in Aschenbrödel, nach Isouard's Musik, mit Glück versucht. Die Stimme ist klanglos, aber sie hat Umfang; die Mitteltöne sind noch schwach, doch muß vieles auch auf die mit einem ersten Probestück verbundne Schüchternheit gerechnet werden. Empfänglichkeit und Sinn für die Wahrheit des Ausdrucks lassen bey fortgesezter Bildung Brauchbares erwarten, das durch eine artige Liebhaberfigur noch mehr gewinnen muß. Die Lanzi trat wieder als Gast auf und sang die Parthie der Cendrillon einfach und gefällig, die Herzlichkeit aber fehlte. In der Darstellung zeigte sich freylich eine gewisse Naivetät, die gewöhnliche theatralische, die wie ein Kleid nur angezogen ist und nicht recht passen will, während aus den unbeweglichen Gesichtszügen, wie auf einer weis und roth bemalten Larve, keine Spur von innerm Leben schimmert. Das Uebrige muß einer Anfängerinn ohnehin erlassen werden. Dem Darsteller des Pandini (Spitzeder) musste man es diesmal danken, daß er nicht plump übertrieb, sondern der Rolle einen Anstrich von süßlicher Affectation gab, die aber auch zugleich in eine höchst langweilige Besonnenheit ausartete, die Feindinn des Humors, der zum Theil in einem heimlich schalkhaften Verständniß zwischen Schauspieler und Zuschauern besteht, wobey man nicht erst anzunehmen braucht, daß die mithandelnden Personen vor den Kopf geschlagen sind. Wenn man auch abgenuzte Späßchen übersehen wollte, wie Pretium affectationis, Monteconfusionis, statt Montefiascone, Paris die Stadt, für den Namen des Schäfers, so können doch folgende Verdrehungen: Thipfe statt Thispe, Windel statt Clorinde, nur für Schnurren gelten; als ein unverzeihlicher Mißbrauch des wirklich komischen Talents sind aber die Faxen anzusehen, die sich der verstellte Prinz mit Kron und Scepter, die er eigens dazu bringen ließ, erlaubte. Man hat diese Darstellung übrigens gelobt, was wahrscheinlich nur für ein Benefize-Kompliment zu halten ist. Selten gelingt es den deutschen Artisten, diese und ähnliche Rollen richtig aufzufassen.

Der Schauspieler Töpfer ist vom Hoftheater abgegangen, um eine Kunstreise zu unternehmen. Vor der Hand gibt er Gastrollen auf dem Palffyschen Theater und hat den Anfang mit dem Herzog, in dem von ihm selbst verfassten Drama: Der Tagsbefehl, gemacht. Dießmal war die sichtliche Erstürmung der vormals nur in Rede stehenden Batterie eine lockende Zugabe; sie fiel aber kleinlich aus und sah gleich eher einem Kinderspiel, was auf diesem Terrain sonst nicht leicht der Fall ist. Ein neues Vorspiel: Die Rettung, sollte zur Einleitung dienen. Die Zuschauer erfahren hier den Grund jenes strengen Befehls auf folgende Art. Zuerst heißt es: „Der Prinz ist gefangen!" dann wieder: „Nein, er ist gerettet!" — und zwar durch Dennewitz, der nachher den Befehl übertritt — das geht! Nun kommt die Ordre an; durch Feuer und Licht den Marsch des Heeres und den beschlossenen Ueberfall nicht zu verrathen. Das ist zu viel und zu wenig; dennoch marschirten beyde Stücke bereits fünf Mal nacheinander über die Bühne.

Der Klarinettist Bärmann hat ein zweytes Konzert gegeben; der Erfolg war wie das Erstemal, will so viel sagen: der Beyfall gleich groß, die Einnahme gleich unbedeutend. Einige Kunstrichter eifern, bey Gelegenheit der Beurtheilung einer von der Gesellschaft der Musikfreunde veranstalteten Aufführung des Oratoriums von Weigl: Das Leiden unsers Herrn Jesus Christus, nachdrücklich gegen das Publikum, daß es sich nicht zahlreich genug dazu eingefunden und das Spazierengehen vorgezogen habe. Mein Gott! Der Tage zum Spazierengehen in dieser Jahreszeit sind wenige, und die Zahl der Konzerte, Akademien und musikalischen Produktionen aller Art in dieser Jahreszeit heißt Legion! — Der Klavierspieler Carl Schunke hat endlich auch sein leztes Konzert gegeben, si fabula vera est. Man bemerkt nicht, daß der junge Mann während seines hiesigen, zweyjährigen Aufenthalts Fortschritte gemacht habe. Fertigkeit hat er mitgebracht, diese scheint er für den Gipfel der Virtuosität zu halten; aber leider besteht sie nicht im bloßen Herumtrommeln auf dem Fortepiano.

Wir haben hier zwar keine belle Limonadière, besitzen aber eine hübsche Kastanien-(Kästens) Braterinn, die in der Kärnthnerstraße, unter ihrem einfachen Gewölbe (sous son humble toit) die Winterabende hindurch großen Zuspruch und Häufevoll zu thun hatte, ihren blühenden und beschnittenen Kunden mit freundlichem Gesicht die Waare abzuwägen, um die es ihnen just am wenigsten zu thun war.

Charade.

„Sieh, Männchen," sprach Frau Lotte zu Lubinen:
„Wenn du mir Kutsch und Pferde wolltest halten,
„Zwey Kammermädchen, die mich stets bedienen,
„Und mit dem Geld mich willig liessest schalten,
„Daß ich nicht knickern muß beym Pharospiel;
„Dann gäb ich dir der Küsse gern so viel,
„Als die zwey ersten Silben dir verrathen!" —
„Du glaubst, wir hätten Plutus auch zum Pathen!"
So murrt Lubin; doch bald mit sanftem Wort
Spricht er zu Lotten: „Du bist fort und fort
„Die Lezte doch in ihrem holden Glanze
„Und die gibt dir der Frauen höchste Zier.
„Du scherzest nur! Der Eitelkeit Begier
„Ist deinem Geiste fremd. Da nimm das Ganze!
„Ein Kind der Gartenflur, so zart und mild,
„Sey es dir deiner Reize holdes Bild!"
Da bot die Gattinn freundlich ihm die Lippen,
Um nach Gelust die süße Kost zu nippen.

Dr. Georg Doring.

Auflösung der Charade in Nro. 102.
Hausmutter.

Nro. 13.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Zeichnungslehre, nach Pestalozzischen Grundsätzen v. Joh. Ramsauer bearbeitet,

enthaltend:

I. Theil. Das Zeichnen nach räumlichen Verhältnissen.
1. Abschn. Bildung der Hand und des Auges.
2. Abschn. Bildung des Schönheitsinns.

II. Theil. Das Zeichnen nach richtigen Verhältnissen, oder die Lehre der allgem. Perspektive.
1. Abschn. Bildung des Auges für die richtige Auffassung der richtigen Verhältnisse.
2. Abschn. Das Zeichnen nach der Natur.

Das Ganze besteht aus 15 gedruckten Bogen Text, und aus 31 Platten Zeichnungen, und ist so bearbeitet, daß es jedem Elementar-Lehrer als Handbuch dienen kann, der auch darnach unterrichten kann, ohne Zeichner zu seyn, wenn er es nur einmal für sich durchstudirt und durchgeübt hat.

Ein besonderer Werth aber, den diese Zeichnungslehre hat, ist gewiß derjenige, daß sie von Anfang bis zu Ende eine Sammlung pädagogischer und psychologischer Bemerkungen enthält, die jeden Lehrer, (der sie mit einiger Aufmerksamkeit durchliest,) so zu sagen, zwingen, diesen Unterricht, der sonst gewöhnlich so mechanisch gegeben wird — bildend zu geben. In praktischer Hinsicht enthält sie alle Uebungen und Formen, die in den Elementen der Kunst liegen, so daß derjenige, der diesen Cursus durchgemacht — vielseitig vorbereitet ist für jede besondere Seite der Kunst.

Jede Uebung ist erklärt durch Kupfer, die zugleich die wesentlichsten Formen der Kunst sind, und bey jeder Uebung ist angegeben, was sie Eigenes habe, in welchem Zusammenhang sie mit den frühern stehe ꝛc.

Im ersten Abschnitt des ersten Theils sind alle wesentlichen Grundformen der praktischen Kunst gegeben, und an diese schließen sich solche an, die zunächst mit diesen verwandt sind, nämlich: Pflanzen, Vögel, Fische, Quadrupeden, der Umriß des menschlichen Kopfes in allen Stellungen, Urnen, Vasen ꝛc., welche alle nur mit den wesentlichsten und charakteristischen Linien dargestellt sind. Durch diese Uebungen wird der Schüler reich an Formen aller Art, daher aufmerksam auf alle Gegenstände der Natur und der Kunst, und bildet sich am vielseitigsten Hand, Auge und Geschmack für alles Schöne, und bereitet sich also für jede Art höherer Kunstfertigkeiten vor, ohne sich je in eine einzelne festzurennen.

Der zweyte Abschnitt des ersten Theils führt das Kind auf eine psychologische Art zum selbstständigen Schaffen und Erfinden ästhetisch-schöner Formen.

Der zweyte Theil, oder die Perspektive, lehrt den Schüler denken, schauen und schaffen, und führt ihn dahin, jeden Gegenstand nach den strengsten Gesetzen der Perspektive darzustellen. Dieser zweyte Theil unterscheidet sich ganz besonders von jeder andern Lehre der Perspektive, und ist so bearbeitet, daß sie in jeder Real- und Elementar-Schule sowol, als in jeder höhern Kunstschule gegeben werden kann.

Wenn übrigens etwas für den Werth eines Ganges bürgt, der bey irgend einem Unterrichtszweig befolgt wird, so ist es das Dafür- und Davon-Angesprochen-Werden des Schülers, und für dieses bürgt in so fern der Gang des Verfassers, als unter mehr als zweytausend Schülern jeden Standes, vom Bettler bis zum Fürstenkind, und von jedem Alter und jeder Bildung, und von beyderley Geschlechtern, die er nach diesem Gang unterrichtete — alle ohne Ausnahme mit Eifer und Interesse darin gearbeitet und keines ganz zurückgeblieben ist. Was besonders die Perspektive betrifft, so haben diesen Theil erwachsene Personen, die oft im Zeichnen und Malen schon sehr geübt waren, mit eben dem Intresse durchgemacht, mit dem ihn jüngere und ungeübte Schüler durchgemacht.

Subscriptionspreis 2 fl. 24 kr. Ladenpreis 2 fl. 40 kr.

Kunst-Anzeige.

Von mehreren Seiten aufgefordert, eine Darstellung des Festspieles, Lalla Rükh, welches auf dem, am 27. Januar im Königlichen Schlosse veranstalteten Masken-Ball, von den höchsten Mitgliedern der Königlichen Familie veranlaßt, mit der größten Pracht und von Seiten des Kostüms mit möglichster Richtigkeit gegeben wurde, im Kupferstich herauszugeben, zeige ich hierdurch an, daß ich durch die mir gütigst zugesagte Unterstützung und einsichtsvolle Leitung des Herrn Grafen von Brühl, General-Intendanten der königlichen Schauspiele, in den Stand gesezt bin, dieser Aufforderung Genüge zu leisten.

Dieses Werk wird außer dem beschreibenden und erklärenden Text, welchen der Herr Graf von Brühl und der königliche Bibliothekar Hr. Dr. Spiker zu übernehmen die Güte gehabt haben, auf 24 Kupfertafeln die funfzig verschiedenen, mit der größten Genauigkeit gezeichneten und colorirten Kostüme, und auf einigen großen Blättern den ganzen Zug, ebenfalls colorirt, enthalten.

Um wegen der ansehnlichen Kosten bey diesem Unternehmen, welches ich auf eine des Gegenstandes würdige Art auszuführen beabsichtige, einigermaßen gesichert zu seyn, wähle ich den Weg der Subscription. Der Subscriptionspreis ist 10 Thaler, der nachherige Ladenpreis 15 Thaler Pr. Courant. Die Namen der Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt werden.

Außer diesem Werke wird, als zweytes Heft, noch apart erscheinen:

Darstellung der lebenden Bilder und einiger Momente aus der Pantomime des Rosenfestes von Kaschmir, in dem Fest-Spiel Lalla Rükh, welches

auf dem am 27. Januar d. J. im königl. Schlosse veranstalteten Maskenball gegeben wurde. Ein Heft von 12 Blättern, nebst dazu gehörigem Text.

Die Zeichnungen sind von Hrn. Wilhelm Henfel. Da dem Künstler von den höchsten und hohen Personen Sitzungen im Kostum gnädigst bewilligt worden, so darf nicht nur völlige Portrait-Aehnlichkeit, sondern auch in jeder Hinsicht etwas Ausgezeichnetes versprochen werden. Der größte Theil der Studien nach der Natur ist bereits vollendet und nur eine Stimme über das Gelungene der Aehnlichkeit. Beym Stich wird darauf gesehen werden, daß in keiner Hinsicht etwas vom Gehalt der Originalzeichnungen verloren gehe. Der Subscriptionspreis ist 12 Rthlr. Preuß. Courant. Die Namen der Subscribenten werden vorgedruckt werden.

Berlin, den 4. April 1821.

L. W. Wittich, Kunsthändler,
Oberwall- und Jägerstraßen-Ecke No. 13.

Der Globus.

Zeitschrift der neuesten Erdbeschreibung,

herausgegeben
von Streit und Cannabich.

Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften. Das Heft von circa 5 Bogen Text und einer Charte, kostet auf Druckpapier 16 gr. und auf Schreibpapier 20 gr. Preuß. Cour. Nach und nach bildet diese Zeitschrift, wovon 8 Hefte einen Band machen, einen completen Cursus der Geographie, und vollständigen Landcharten-Atlas, und trägt alle Veränderungen durch Supplemente und neue Charten nach. Ein mehreres besagt eine darüber erschienene specielle Ankündigung. Wenn die Theilnahme des Publikums nur die Kosten deckt: so erscheint im Juni d. J. das erste Heft. Pränumeranten-Sammler erhalten bey zehn Exemplaren das eilfte frey.

Die Keyserſche Buchhandlung in Erfurt hat die Hauptspedition übernommen.

In Hartlebens Verlag in Pesth ist neu erschienen:

Adolf Bäuerle's komisches Theater.

Dritter Band, enthält: 1. Der Fiaker als Marquis, Lustspiel in 3 Aufz. 2. Der verwunschene Prinz, Zauberspiel in 2 Akten. 3. Die Gespensterfamilie. Lustsp. a. 1821. 1 Rthlr. 8 gr.

Bey B. F. Voigt in Sondershausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ludwig Bonapartes, vormaligen Königs von Holland, Geschichte des englischen Parlaments seit seiner Entstehung im Jahre 1234 bis 1798 nebst der Charta magna und den eigenhändigen Anmerkungen des Kaisers Napoleon.

In England verbirgt sich die Republik unter den Formen der Monarchie. Montesquieu.

Preis geheftet 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Wir kennen bereits den Verfasser aus seinen frühezen Werken als einen gewandten Schriftsteller. Ohne Zweifel ist seine Geschichte des englischen Parlaments ein Meisterstück historischer Darstellung, Treue und Genauigkeit und sowol die bisher noch unbekannten Quellen, die ihm zu Gebote standen, als auch sein hervorstechendes Talent, die Geschichte mit Geist und beständigem Interesse vorzutragen, räumt ihm vor vielen ältern Historikern einen großen Vorzug ein. Ein besonderes Interesse hat dieses Werk durch die eigenhändigen scharfsinnigen und geistreichen Anmerkungen Napoleon Bonapartes erhalten, die mit beständigen Hinweisungen auf die neueste Zeit fast jeder Seite eingewebt sind. In unseren Tagen, wo die Augen der Welt auf das Parlament von England und auf Constitutionen überhaupt gerichtet sind, verdient diese wichtige Schrift ganz besondere Aufmerksamkeit. Die beygegebene Charta magna wird den Lesern eine sehr angenehme Zugabe seyn.

Literarische Anzeige.

Die Preiserhöhung betreffend von

Joh. Gottfried Sommer's Gemälde der physischen Welt oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet. gr. 8. Mit Kupfern und Charten. Prag 1818 bis 1821.

Die zahlreichen und kostspieligen Kupfer und Charten gestatten nicht, diese Preise für die Hefte 1 bis 12 länger als bis lezten December 1821 bestehen zu lassen. Vom 1. Januar 1822 anfangend, kostet jedes der drey Abonnements 2 Rthlr. sächsisch oder 3 fl. Conv. Münze, folglich die Hefte 1 bis 12 6 Rthlr. sächsisch oder 9 fl. Conv. Münze und nur für die folgenden 3 Abonnements treten die Besteller in die Vortheile der ersten Pränumeration ein, und bekommen solche à 1 Rthlr. 16 gr.

Gegenwärtig und bis lezten December 1821 kann man dieses als trefflich anerkannte Werk noch zu folgenden Preisen haben:

Das 1ste Abonnement oder Heft 1 bis 4 mit 11 Kupfern. 2 Rthlr. oder 3 fl. Conv. M.
— 2te Abonnement oder Heft 5 bis 8 mit 7 Kupfern 1 Rthlr. 16 Gr. oder 2 fl. 30 kr. C. M.
— 3te Abonnement oder Heft 9 bis 12 (wird 1 illum. Charte und beyläufig 7 Kupfertafeln enthalten) 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr. C. M.

Mit dem 1sten Januar 1822 tritt, wie oben bemerkt, für die 3 Abonnements durchgehends der zweyte Pränumerationspreis ein, welcher 2 Rthlr. sächsisch oder 3 fl. Conv. Münze ist.

Nach Vollendung des ganzen Werks (es werden beyläufig 6 Abonnements jedes von 4 Heften) tritt der Ladenpreis ein, wo dann jedes Abonnement 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. kosten wird.

Das 10te Heft ist bereits versandt, die Hefte 11 und 12 werden wahrscheinlich noch vor Ende May erscheinen.

Prag den 31. März 1821.

Friedrich Tempsky.
Firma: J. G. Calve.

Catalogus librorum, magnam partem rarissimorum, ex omni scientiarum, artiumque genere, qui, latina, graeca, aliisque linguis litera-

tis conscripti, inde ab initiis artis typographicae ad nostra usque tempora in lucem prodierunt, et pretiis solito minoribus, venales prostant apud Franciscum Varrentrapp. Preis 12 gr. oder 54 kr.

Dieser wichtige Catalog ist so eben erschienen, und durch alle solide Buchhandlungen, an die er bereits versandt ist, zu beziehen. Er enthält auf 16 Seiten 129 Werke, welche von Erfindung der Buchdruckerkunst an gerechnet, bis zum Jahr 1500 erschienen sind. Ferner auf 380 Seiten 5764 großen Theils bändereiche Werke. Da selbige ½, ⅓, ¼, ⅕, ⅙, je nachdem ich sie anzuschaffen Gelegenheit gehabt habe, im Preise herunter gesezt sind, so ist nicht zu zweifeln, daß die seltensten und geachtetsten Werke, welche mit großen Kosten und mit Zeitaufwand nur gesammelt werden konnten, schnell verkauft seyn werden. Reich ist dieser Catalog besonders im Fache der Philologie, in den geachtetsten Ausgaben der griechischen und römischen Classiker. Ich bitte daher die Freunde der Literatur, besonders die Herren Bibliothekare um gefällige Beachtung, und mich — mit Berücksichtigung des in der Vorrede des Catalogs Bemerkten — direct durch die Post mit ihren Aufträgen zu beehren. Diese Bitte halte ich um so wesentlicher, da ich viele Bücher zwar mehrfach besitze, und durch beständigen Ankauf und Vermehrung meines Lagers aufs Neue Exemplare dazu erhalte, die seltensten aber, welche oft eine Reihe von Jahren vergeblich gesucht werden, wenn mir die Bestellungen auf indirektem Wege zukommen, leicht früher verkauft seyn können.

Zugleich empfehle ich meine Handlung auch bey sonstigen Bedürfnissen von inn- und ausländischer Literatur, welche ich aus meinem Vorrath sogleich, oder, in dessen Ermangelung, durch Herbeyschaffung auf das Prompteste zu erfüllen mir angelegen seyn lasse.

Bey Büchersammlungen von Werth, welche zu veräussern gewünscht werden, biete ich meine Dienste an, indem ich nicht nur ganze Bibliotheken liefere und einrichte, sondern auch dergleichen unter annehmlichen Bedingungen, wie bisher an mich kaufe.

Hierbey muß ich bemerken, daß ich, wenn es nicht ausdrücklich bemerkt ist, keine Schreiberey, Flecken, oder sonstige Verunstaltungen, sie mögen auch noch so klein seyn, in den Büchern erwarte, und daß jedes Anerbieten, wo man die äußersten Preise zum Verkaufe nicht zugleich bemerkt hat, oder wo man wohl gar von mir ein Gebot verlangt, meiner Geschäfte wegen unbeantwortet bleiben muß.

Vorzüglich angenehm sind mir zum Ankauf griechische und römische Schriftsteller in geachteten Ausgaben und litterarische Seltenheiten.

Franz Varrentrapp
Buchhändler zu Frankfurt a. M.

Bey B. F. Voigt in Sondershausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der vollkommene Conditor,

oder gründliche Anweisung zur Zubereitung aller Arten Bonbons, Stangenzucker, Conserven, Zuckerkuchen, Essenz-Pasten, Gefrornen, Cremes, Gellees, Marmeladen, Compots, u. s. w., so wie auch zum Einmachen und Glasiren der Früchte, nebst Abhandlungen vom Zucker, den Graden bey dem Zuckerkochen und von den zur Conditorey nöthigen Gefäßen und Geräthschaften, ingleichen erprobte Vorschriften und Recepte zu allen Gattungen von

Kunstbäckerey,

als zu Torten, Pasteten, Makronen, Marzipan, Biscuit, Auflaufen, Leb- und Pfefferkuchen, Hohlippen, Hobelspähnen, Schmalz- und anderem Backwerk, ferner zu den beliebtesten Arten

künstlicher Getränke.

und Chokoladen, als zu den verschiedenen Obstweinen, Punscher, Everpunsch, Bischoff, Vin brûlé, Ricus, Limonade, Mandelmilch u. s. w.

von

Johann Christian Eupel,
praktischem Conditor zu Gotha.

Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage.
Preis, brochirt 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Der Aechtheit seiner Vorschriften hat dieses Buch die Auszeichnung zu verdanken, daß die erste Auflage mit allgemeinem Beyfall aufgenommen und schnell vergriffen wurde. Gegenwärtige zweyte Auflage ist mit vielen Verbesserungen und Zusätzen, als z. B. mit der Pasteten-Bäckerey ꝛc. vermehrt worden. Man sieht schon aus dem Titel, daß der Verfasser ein praktischer Conditor, kein Compilator ist, und daher sein Buch gewiß nicht aus zehn schon vorhandenen als das eilfte zusammen geschrieben hat. Dieses Werkchen ist eben sowohl für Hausmütter als für Conditors von Profession bestimmt und man findet darin manches geheimnißvolle Receptchen entschleiert, was bisher diese und jene wohl bewanderte Dame nicht ohne Stolz — wenn es den Gästen schmeckte — für ihr Eigenthum ausgab. Das wohlgeordnete Register zeigt uns 555 Gegenstände aus der Conditorey, Kunstbäckerey und Getränkebereitung u. s. w., über die man die deutlichsten Anweisungen und Recepte findet, und dieser Sachreichthum wird selbst dem Unterrichtetsten Hoffnung geben, darin etwas Neues zu finden.

Durch alle solide Buchhandlungen ist gleich oder auf Bestellung zu haben:

Statistische Uebersicht und Merkwürdigkeiten der europäischen und außereuropäischen Staaten nach ihrem neuesten Zustande von Christian Carl André.

(Aus dessen Neuen National-Kalender für 1821 besonders abgedruckt).

in 4. Prag 1821. 4 fl. 30 kr. WW. (für's Ausland 1 Rthlr. 8 gr. sächsisch.

Ein berühmter Literator, Hofrath Böttiger in Dresden, sagt von dieser Schrift bey Anzeige derselben in der Abendzeitung: „sie enthält auf 427 Quartseiten in gespaltenen Columnen eine statistische Uebersicht aller europäischen und nicht europäischen Staaten, mit den allerneuesten Angaben von André meisterhaft bearbeitet. Der doppelte Vorzug, daß in den Zahlenangaben die strengste Gewissenhaftigkeit, im Eintragen der neuesten Nachrichten der seltenste Fleiß angewandt worden ist, macht diese Uebersicht zum vollkommensten Handbuch für alle Zeitungsleser."

In Hartlebens Verlag in Pesth ist neu erschienen:

Lehrbuch der Zeichnung und Mahlerey. Zur Anleitung im zweckmäßigsten Unterricht im Zeichnen mit Bleystift, mit Kreide, in der getuschten Manier, und in der Mahlerey mit Wasserfarben, zur allgemeinen Belehrung und zum Privatgebrauch. Von R. Dagley. Aus dem Englischen von Dr. Michaelis. Mit 7 Kupf. gr. 8. 1821. 18 Gr.

Der Teutsche Fruchtgarten, als Auszug aus Sickler's Teutschem Obstgärtner, und dem allgemeinen Teutschen Gartenmagazin. Mit ausgemalten Kupfern in gr. 8.

Hiervon ist so eben III. Bandes 5s und 6s Stück erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden. Jeder Heft enthält 5 sauber ausgemalte Kupfertafeln und ein, auch zwey Bogen Charakteristik der Obstsorten als Text, und liefert immer Abbildungen von Aepfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen u. s. w., damit jeder Obstpflanzer Etwas für sein Lieblingsfach darin finde.

Jedes Heft kostet 12 Gr. Sächsisch oder 54 kr. Rhein. und 10 Hefte machen einen Band, der einen Haupttitel und Register erhält. — Der so äußerst billige Preis und die einzelne successive Lieferung der Hefte wird jedem Liebhaber die Anschaffung dieses schönen Werkes erleichtern, das ununterbrochen fortgesezt wird und durch alle Buchhandlungen zu bekommen ist.

Weimar, den 19. März 1821.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Bey B. F. Voigt in Sondershausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mungo Park's zweyte Reise im Innern von Afrika nebst einer Nachricht von seinem Leben. Aus dem Englischen von F. C. W. Büttner. Mit 1 Karte, Park's Portrait und 4 Abbildungen. Preis, geheftet 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 kr.

Mungo Park nimmt unter allen Reisenden besonders deßhalb mit die erste Stelle ein, weil er, wie nicht leicht ein anderer, einen großen Schatz von Kenntnissen, einen unermüdlichen Eifer für seine Zwecke, wenn sie auch noch so schwierig waren, eine seltene Kühnheit und Beharrlichkeit in ihrer Verfolgung und eine strenge Wahrheitsliebe in sich vereinigte. Nachdem wir ihm durch seine berühmte erste Reise den größten Theil unserer heutigen Kenntnisse des innern Afrika zu verdanken hatten, ließ ihm sein unwiderstehlicher Hang zu einer zweyten keine Ruhe. Von Seiten des englischen Hofes mit Truppen, Waaren, gelehrten Begleitern und allen nöthigen Hülfsmitteln ausgerüstet, unternahm er das große Wagestück nochmals. Nach einer langen Wanderung im Innern des Landes, auf der er zwar einen großen Theil seiner Zwecke erreicht, aber auch mit einer Menge von Schwierigkeiten, Abenteuern mit den Völkern des Landes und Krankheiten gekämpft hatte, die ihm Begleiter und Mannschaft raubten, war er beynahe der Lezte seiner zahlreichen Caravane, der diesen zweyten Versuch mit dem Leben bezahlen mußte. Eine deutsche Uebersetzung dieser so höchstmerkwürdigen Reisebeschreibung fehlte bis jezt noch, und wird hoffentlich willkommen seyn.

In Hartlebens Verlag in Pesth ist neu erschienen:

Die siebente durchaus verbesserte und vermehrte Auflage von

Prof. G. J. Wenzel's Mann von Welt, oder dessen Grundsätze und Regeln des Anstandes, der Grazie, der feinen Lebensart und wahren Höflichkeit, für die verschiedenen Verhältnisse der Gesellschaft.

Mit Vignette. 8. 1821. In Umschlag geheftet 18 gr.

In den meisten Werken, welche neben diesem unter ähnlichen Titeln um die Gunst des Publikums warben, finden sich gewöhnlich nur die Maximen der Lebensklugheit zusammengetragen, ohne die Regeln anzugeben, nach denen der Mann und das Frauenzimmer in der Welt zu erscheinen haben, um durch ihr äußeres Betragen und ihren Anstand zu gefallen und liebenswürdig zu seyn. Dieß wird neben Verstand und Tugend in der heutigen Welt als die erste Bedingung, unter der man sein Glück machen kann, angesehen, und dieß ist es, wovon dieses Werkchen so gründlich handelt, daß seit seinem Erscheinen sechs starke Auflagen davon vergriffen wurden. Die siebente Auflage wird durch die erhaltenen Verbesserungen und Vermehrungen des fernern Beyfalls des Publikums werth befunden werden.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber Aufklärung, Bildung, Entwickelung, als Höchstes im Leben der Menschheit. Eine Phantasie den Jünglingen gegenwärtigen Zeitalters besonders deutscher Nation gewidmet. Von Dr. Johann Lothsky.

gr. 8. broch. 8 gGr.

Wenn man bisher der österreichischen Nation den gerechten Vorwurf machte, daß sie an den Fortschritten der deutschen Philosophie, daß sie an den wichtigsten Angelegenheiten, die sich in Deutschland bilden, gar keinen Antheil nehme; so sehen wir den Herrn Verfasser dieses Werkes, einen jungen östreichischen Gelehrten, der schon früher mit seinen Beyträgen zur Politik ꝛc. aufgetreten ist, eine ehrenvolle Ausnahme von dieser Regel machen. Wir finden hier warme Theilnahme an den Angelegenheiten der Zeit, eine liberale freye Tendenz, und manche Funken und Ansichten, die keinen ernsten Leser unbefriedigt lassen werden. Vorliegendes Werk über Aufklärung hat der Herr Verfasser in einer recht gelungenen Vorrede unsern deutschen Jünglingen zugeschrieben, und somit empfehlen wir es denn auch ihnen, und jedem wahren Deutschen.

Berichtigung.

In No. 15. lezte Spalte, Zeile 22. v. u. ist der Verfasser der Feierabende, oder Erzählungen in Poesie und Prosa, Schmalkalden bey Varnhagen, D. L. Hyneck zu lesen.

Nro. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. Mai 1821.

— — — (So ſtand die Schöpfung vor dem Wilden.)
Durch der Begierde blinde Feſſel nur
An die Erſcheinungen gebunden,
Entfloh ihm ungenoſſen, unempfunden,
Die ſchöne Seele der Natur.

Schiller.

Auszug aus einem ungedruckten Briefe Pedro Vaz de Caminhas über die Entdeckung von Braſilien.

(Fortſetzung.)

Nach beendigter Predigt begaben wir uns in feyerlichem Zuge, die Fahne an der Spitze, in unſere Boote, welche nach dem Ufer, auf dem ſich die Wilden befanden, hinſteuerten. Bartholomeo Dias fuhr uns voran, und brachte ihnen, auf des Admirals Befehl, eines ihrer Ruder zurück, welches die Wogen ihnen entführt hatten. Wir folgten ihm auf eines Steinwurfs Weite; die Wilden gingen ſo tief wie möglich in die Wellen, um ſich an unſere Schaluppen zu drängen, allein man deutete ihnen an, ihre Waffen abzulegen, welches auch einige von ihnen thaten, andere aber nicht. Einer von ihnen ſchien ſie lebhaft zum Weggehen zu ermahnen; meines Erachtens hatte er aber keine Berechtigung über ſie, auch gehorchten ſie ihm nicht. Er führte dieſelben Waffen wie die übrigen, ſeine Bruſt, Schultern, Schenkel und Beine waren aber roth gefärbt, indeß ſeine übrigen Glieder ihre natürliche Farbe hatten; die Färbung war ſehr haltbar, das Waſſer wuſch ſie nicht ab, ſchien ihr gegentheils neuen Glanz zu geben. Einer von Bartholomeo Dias Matroſen hatte den Muth, das Boot zu verlaſſen und ſich unter ſie zu begeben; weit entfernt ihn zu mißhandeln, gaben ſie ihm verſchiedene Flaſchenkürbiſſe mit ſüßem Waſſer und machten den übrigen im Boote befindlichen Leuten Zeichen, auch ans Land zu kommen. Nach der Rückkehr des Matroſen ſtieß Dias wieder vom Ufer, und wir ruderten unter dem Schall der Trompeten und Flöten an Bord der Schiffe zurück. Auf der kleinen Inſel, wo wir die Meſſe gehört, ließ die zurücktretende Fluth eine große Menge Sand und Kieſel zurück; beym Auſterſuchen fanden wir Krabben von ungemeiner Größe.

Während des Mittagseſſens ward nach einigem Widerſpruch beſchloſſen, dem König durch das rückkehrende Proviantſchiff Nachricht von der gemachten Entdeckung zu ſenden. Auch warf man die Frage auf, ob man nicht einige Indianer durch Gewalt oder Liſt zum mitgehen bewegen ſolle, indem man ihnen eben ſo viele Verbannte als Geiſſeln hinterließ. Man antwortete darauf, daß dieſes die Indianer zwecklos beunruhigen würde, daß dieſe Leute, wenn ſie die europäiſchen Sprachen zu verſtehen anfingen, alle Fragen, die man ihnen über ihr Land thue, nur bejahend beantworteten, indeß zwey Verbannte, die einige Zeit in ihrem Lande lebten, im Stande ſeyn würden, weit beſſere Nachrichten zu ſammeln. Dieſer Rath gewann die Oberhand und es ward beſchloſſen, daß zwey Verbannte hieſelbſt zurückgelaſſen werden ſollten.

Nach dieſer Berathſchlagung lud uns der Admiral zu einem Spaziergang an das Ufer ein, wobey wir zugleich den Fluß unterſuchen ſollten. Wir beſtiegen wohlbewaffnet die Boote und ſtiegen bald bey der Mündung des Fluſſes an der mit Wilden bedeckten Küſte ans Land. Ungefordert legten ſie ihre Waffen ab und winkten uns zu ſich; allein in dem Augenblick, wo wir ans Land ſtiegen, eilten ſie alle nach Jenſeits des, hier nicht ſehr breiten Fluſſes. Einige

der Unsern folgten ihnen nach und mischten sich unter sie, verursachten aber dadurch einige Verwirrung. Nach und nach beruhigten sich jedoch die guten Leute und tauschten ihre Bogen gegen allerley Kleinigkeiten aus. Wie sich die Zahl unserer Leute zu vermehren begann, zogen sie sich zu ihren Landsleuten zurück. Nun ließ sich der Admiral selbst von zwey seiner Leute über den Fluß tragen und gebot allen Andern zurück zu gehen; wie die Wilden dieses wahrnahmen, versammelten sie sich um ihn, nicht weil sie ihn für unsern Anführer hielten — von Unterschied des Ranges schienen sie gar keinen Begriff zu haben — sondern weil sie die Andern hatten zurückgehen sehen. Sie brachten eine solche Menge Pfeile, Bogen und kleine Halsbänder, daß dergleichen an alle Welt vertheilt werden konnte; bald darauf ging der Admiral wieder über den Fluß zurück, und einige Wilde folgten ihm nach. Sie waren alle auf die mannigfachste Weise gemalt; unter ihnen befanden sich auch mehrere junge Frauenspersonen. Ich nahm eine Mutter wahr, die ihr kleines Kind also mit einem Stücke Zeugs an den Busen festgebunden hatte, daß nur seine kleinen Füße herausstanden. Der Befehlshaber ging den, stets mit der Küste parallel laufenden Fluß, hinaufwärts, wo wir einen Greis fanden, der ein Ruder trug. Wir thaten ihm mehrere Fragen, aber leider vergeblich — denn wir hätten gar zu gerne gewußt, ob es Gold in diesem Lande gebe? — Dieser alte Indianer hatte ein so großes Loch in der Unterlippe, daß man den Daumen hätte hinein stecken können; er trug einen garstigen grünen Stein darinnen, der es von außen zudeckte. Der Admiral bewog ihn, denselben heraus zu nehmen, worauf der Wilde einige Worte sprach und ihn in jenes Mund zu stecken suchte. Wir lachten herzlich darüber, unserm Befehlshaber gefiel es aber nicht. Einer von den Unsern tauschte den Stein gegen einen alten Hut ein, und er wird wahrscheinlich unter andern Seltenheiten Ihrer Hoheit zugeschickt werden. Der Fluß ist ziemlich tief, hat gutes Wasser und an seinen Ufern herrliche Kohlpalmen, deren wir eine Menge mit an Bord nahmen. Beym Ausfluß des Stromes sahen wir viele Indianer am Ufer, die, jeder einzeln, ohne sich die Hände zu fassen, umher tanzten. Da winkte der Almo Scherif (?) Diego Dias, ein sehr fröhlicher Mann, einem Guitarren-Spieler unter unsern Leuten, ihm zu folgen, begab sich zu den Wilden, und begann — wie es schien, zu ihrem großen Vergnügen — eine Stunde mit ihnen zu tanzen. Wir bemerkten sogar, daß sie den Takt des Instruments richtig beobachteten. Diego Dias machte ihnen nachmals auf dem Rasen eine Menge Tanzfiguren vor, und zuletzt den Königssprung, über den sie die lebhafteste Bewunderung äusserten. Nachdem sie dem, der sie so angenehm unterhalten, ihre Zufriedenheit bezeigt hatten, kletterten sie die Hügel hinan, und wir sahen sie nicht wieder. Wir begaben uns nun wieder auf das entgegengesetzte Fluß-Ufer, wo wir, indem unsre Schaluppen uns stets am Ufer nachfolgten, bis zu einem süßen Wassersee nahe am Meere fortwanderten. Ueberhaupt ist diese Küste sehr morastig, und das Wasser quillt allerwärts hervor. Nachdem wir über den Fluß gesetzt, stießen wieder sechs oder sieben Indianer zu uns und mischten sich unter die Matrosen, die einen Hayfisch trugen, den Bartholomeo Dias gefangen hatte. Die Seeleute ließen ihn aber fallen, und da verschwand er unter ihren Händen. Man nahm die Wilden gar nicht darum in Anspruch, aus Furcht sie zu erschrecken, sondern ließ alles gut seyn, damit sie sich nur erst an uns gewöhnen sollten.

Der Befehlshaber gab einem Greis, mit dem er sich unterhalten hatte, eine rothe Mütze; kaum hatte er sie erhalten, so schwamm er über den Fluß hinüber und kam nie mehr zu uns. Alle andern Indianer, die wir so gut empfangen hatten, machten es eben so, woraus ich schließe, daß dieses wilde Volk wenig Dankbarkeit, und noch weniger Scharfsinn besitzt; denn dieser Mangel veranlaßte doch wohl die Art von Fahrläßigkeit, die sie uns bezeigten. Doch muß ich gestehen, daß sie für ihren Leib sehr viel Sorgfalt haben, und äußerst reinlich sind.

Nach meiner Ansicht würde ich dafür halten, daß die Indianer, wie das Wild des Waldes, ihres Naturzustandes wegen, kräftiger sind wie wir. Sie scheinen der vollkommensten Gesundheit zu genießen, dennoch bin ich gewiß, daß sie keine Wohnung haben, in welcher sie gegen die Witterung eine Zuflucht suchen mögen; wahrscheinlich verdanken sie demnach ihre Kräftigkeit dem gesunden Klima des Landes, das sie bewohnen. Der Admiral befahl dem verbannten Alfonso Rebeira, abermals sich zu diesen Wilden zu begeben, allein vergeblich versuchte dieser von ihnen geduldet zu werden. Sie thaten ihm nichts zu leid, beraubten ihn keiner seiner Habseligkeiten, sondern schenkten ihm im Gegentheil eine Menge Bogen und Pfeile. Nur einer von ihnen entfloh, nachdem er ihm einen Rosenkranz von gelben Körnern gestohlen; allein seine Landsleute eilten ihm nach und zwangen ihn, denselben heraus zu geben. Ribeira sagte uns, daß er keine Art von Wohnungen unter den Wilden entdeckt habe, einige kleine, von grünen Zweigen roh aufgerichtete Hütten ausgenommen, jenen ähnlich, die man zwischen Doiro und Mino erblickt. Da es spät war, begaben wir uns der Nachtruhe zu genießen, an Bord zurück.

Wie wir am Montag die Wasserfässer zu füllen ans Land gingen, wurden wir alsobald von den Indianern besucht, aber in geringerer Anzahl als den vorigen Tag; sie hatten wenige Waffen mitgebracht, und hielten sich, ehe sie sich zu uns gesellten, eine Weile in einer ehrerbietigen Entfernung. Bald wurden sie aber dreister, ja so sehr, daß sie uns umarmten und mit uns spielten; doch zogen sie sich auch schnell wieder zurück. Wir tauschten ihre Waffen — wie es schien zu ihrer großen Zufriedenheit — gegen einige Bogen Papier ein. Bald vertrugen wir uns so gut,

daß einige zwanzig unſerer Leute mit ihnen an den Ort zingen, wo ihrer eine große Anzahl mit Weib und Kind verſammelt waren. Dort beluſtigten ſie ſich eine Zeit lang und kamen zurück mit Federmützen und Bogen beladen, von denen der Befehlshaber gewiß Seiner Hoheit welche vorlegen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Miſſions-Geſellſchaft in Baſel.

(Beſchluß.)

Um die neuen Plane zu begründen, unternahmen im Sommer 1820, der Inſpector der Miſſionsanſtalt, Herr Blumhardt, in Geſellſchaft des Herrn Dr. Steinkopf aus London, eine Beſuchsreiſe durch Deutſchland, die vom erwünſchteſten Erfolge begleitet war. „Um aus der ſtillen Geſchichte unſerer Anſtalt einen hiſtoriſchen Anfangspunkt für die evangeliſche Miſſionsanſtalt zu bezeichnen, glaubt unſere Committée um ſo mehr in dem Heidenfeſte des verfloſſenen Jahres 1820 (Feſt Epiphaniä, den 6. Jänner) den eigentlichen feſtlichen Stiftungstag derſelben anzutreffen, da ihr an dieſem, aus der Hand eines ungenannten verehrungswürdigen Predigers im Königreich Würtemberg, ein der evangeliſchen Miſſionsſache geweihtes Legat (von 3000 Gulden) eingehändigt wurde, das ſie mit Recht als einen von der Hand des Herrn ihr zugewieſenen Stiftungsbrief für die evangeliſche Miſſion dankbar zu ehren ſich bewogen fühlt. Die Geſellſchaft beſteht aus einzelnen Wohlthätern, welche Mitglieder derſelben ſind, aus Hülfsvereinen, welche die Unterhaltungskoſten eines oder mehrerer Zöglinge der Miſſionsſchule für die Dauer ſeines Aufenthalts in derſelben auf ſich nehmen, und endlich aus Hülfs-Miſſions-Geſellſchaften, welche die Koſten der Unterhaltung eines oder mehrerer Miſſionarien auf dem Gebiete ſeiner Miſſionsthätigkeit zu leiſten ſich anheiſchig machen. Mit Ausarbeitung des nähern Entwurfs aller Einrichtung, iſt die Committée, welche die einſtweilige Geſchäftsführung übernommen hat, wirklich beſchäftigt. Ein ſehr thätiger Hülfsverein in Genf unterſtützt durch die Ausgabe des der neueſten Miſſionsgeſchichte gewidmeten Magazin évangelique, die Sache des Vereines in Frankreich. Nicht ohne tief empfundenes Wonnegefühl reichen uns viele unſerer proteſtantiſchen Brüder in Frankreich, und zunächſt in dem benachbarten Elſaß, und wir ihnen hinwieder die Hand herzlicher Liebe, zur treuen Förderung eines Werkes, das vom anbetungswürdigſten Oberhaupt ſeiner Kirche, mit dem ſichtbaren Stempel ſeiner Huld beſiegelt iſt, und das Er ſelbſt als ein geſegnetes Mittel ausgezeichnet hat, den Frieden Gottes unter den Völkern der Erde zu befördern. Auch in den verſchiedenen Waldenſiſchen Gemeinden der piemonteſiſchen Gebirge, hat die evangeliſche Miſſionsſache ihre Freunde gefunden, und wir freuen uns, in den Kindern den frommen Sinn in liebenswürdigen Thatſachen erwachen zu ſehen, der ihre Väter als ein Salz der Erde und ein Licht der Welt bezeichnet hat. — Unſere brüderlichen Hülfsvereine in dem in ſo mancher Hinſicht geſegneten Königreiche Würtemberg, haben in der freundlichſten Uebereinſtimmung mit den beyden unermüdet thätigen Hülfsgeſellſchaften in Stuttgart und Tübingen, für die evangeliſche Miſſionsſache fruchtbare Saatfelder in ihren verſchiedenen Kreiſen auch in dieſem Jahre angetroffen, und unſere Committée fortwährend ein ermunterndes Beyſpiel des reinen Miſſionseifers und der aufopfernden Gottes- und Menſchenliebe vor die Augen geſtellt.“

Was Liebe zu Pflanzen vermag.

Wie viele tauſend und tauſend Taſſen Martinique-Kaffee, werden nicht täglich mit Behaglichkeit hinabgeſchlürft, ohne daß man ſich auch nur einmal des braven Mannes erinnerte, deſſen hoher Selbſtverläugnung wir dieſen Genuß verdanken! Herr v. Juſſieu, Director des botaniſchen Gartens zu Paris, vertraute im Anfange des vorigen Jahrhunderts einige wenige Kaffeebäumchen, welche er aus einigen Saamenkörnern, die der wackere Amſterdamer Bürgermeiſter Witſen aus ſeinem Privat-Garten ihm ſandte, dem Herrn von Declieux, der ſie auf Befehl der franzöſiſchen Regierung von Paris nach Martinique bringen ſollte. Auf der unglücklichen Fahrt des Schiffes, auf welchem dieſe Kaffeebäumchen nach Martinique die Reiſe machen ſollten, fing es an, an Trinkwaſſer zu fehlen, und das Schiffsvolk erhielt nur noch kleine Portiönchen deſſelben. Declieux wollte lieber vor Durſt verſchmachten, als ſeine Bäumchen zu Grunde gehen zu ſehen, und theilte das ihm ſparſam zugedachte Waſſer väterlich mit den kleinen Bäumchen. Ohne dieſe Selbſtverläugnung eines braven Mannes würde Europa den Martinique- und vielleicht allen Antillen-Kaffee, der von Martinique aus ſich auf den weſtindiſchen Inſeln verbreitete, vielleicht noch Jahre lang haben entbehren müſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig den 31. März.

In dieſem Monate war die heimliche Entfernung eines hieſigen Handlungsbeſitzers Namens Kopf, der mit 170,000 Rthlr. theils baar aufgenommen, theils auf der Reiſe gezogene Gelder, in Begleitung ſeiner alten Mutter, über Holland nach England gegangen war, um ſich dort nach New-York einzuſchiffen, ſo lange Stadtgeſpräch, bis die Nachricht der ihm in Auftrag der Kreditoren verfolgenden Reiſenden, daß man ſich ſeiner und der mitgenommnen Gelder noch in dem Schiffe glücklich bemächtigt, und nach nur wenigen Tagen die verfolgte Perſon ſelbſt vor dem Polizeyhauſe ankam. Ein ungünſtiger Wind hatte das Schiff nicht auslaufen laſſen, auf welchem man ihn und die beſagten Gelder fand; und nachher war es bloßen Vorſtellungen der ihm bekannten Reiſenden gelungen, ihn zurückzubringen, da er ſich der Haft nicht einmal gewärtigte und den größern Verdacht nicht zu ahnen ſchien, der ſich unterdeſſen gegen ihn erhob-

sen hatte. — Während dieser Zeit regnete es Sinngedichte im hiesigen Tageblatte, welche den Kopf auf den Nagel zu treffen sich angelegen seyn ließen.

Ich komme zu etwas Anderm, zu den Bühnenvorstellungen dieses Monats; doch finde ich mich zuvor bewogen zu erklären, daß der in Nro. 66. dieser Blätter ohne Unterschrift erschienene Bericht aus Leipzig über des Hrn. Gerhard Sophronia nicht von mir herrührt. Eine Redoute im Theater in Form eines geschlossenen Maskenballs, die zweyte und letzte in diesem Winter, übergehe ich, da ich nichts davon zu sagen wüßte. Dagegen ist zu bemerken, daß Houwalds Fluch und Segen am 7ten zum ersten Male auf die Bühne kam, und bald darauf mit großem Antheil wiederholt wurde. Man kann, wenn man sich einmal hingegeben, der Rührung nicht widerstehen, welche dieses Drama erweckt; obgleich die fast geflissentliche Erinnerung an den 24. Februar die Zuschauer auf den Lehrdichter hinzuweisen scheint, der aus ähnlichen Verhältnissen zur Ehre Gottes einen andern Ausgang bereiten wollte, durch welche Erinnerung die Nestorien erweckt wird. In der Zeichnung der Hauptpersonen finde ich Wahrheit — selbst in dem hier getadelten Günther, der kein Ideal seyn sollte, und dessen Unruhe, fast möchte ich sagen Verwilderung, mir in der That recht tief aufgegriffen zu seyn scheint. Der edle Seiltänzer, der am Schlusse hereintritt, stört den Glauben ein wenig, und die häuslichen Details (wie z. B. daß die Pächterinn dem Mann für das Gefängniß eine Decke aus ihrem warmen Rocke schneidert) könnten zum Vortheil des Totaleindrucks gespart seyn. Die Vorstellung gehörte zu den besseren. Mad. Miekte als Margarethe hatte den Kontrast, in welchem die Pächterin mit ihrem Manne steht, recht wohl aufgefaßt. Letztern stellte Hr. von Zieten dar. Nur im Anfange schien mir des Pächters Verdruß sich allzuhart gegen das Weib zu kehren, deren Anblick doch sonst immer eine mildernde Wirkung auf ihn hervorbringt. Auch der Knabe wurde (von Emma Jahn) recht gut vorgestellt; sonst pflegen dergleichen Rollen nur Deklamationsübungen für die Jugend zu seyn. — Ferner war neu: Peter und Paul nach dem Französischen des La Marteliere von Castelli, gefiel ungeachtet einiger Längen. Als Oper war neu Rossini's Barbier von Sevilla. Hier ist der melodiereiche Italiener in seiner Sphäre; er öffnet sich siegend die Ohren, in die er triumphirend einzieht; Lust und Muthwillen begleiten ihn, vor welchen selbst die grämlichsten Gesichter sich erheitern müssen. Einzelne Stücke, werden selbst von Kennern, welche strenge Anforderungen machen, vortrefflich gefunden (z. B. ein Duett zwischen dem Grafen und Figaro). Wenn dessen ungeachtet der Eindruck, mit welchem man am Schlusse entlassen wird, kein befriedigender ist, so liegt dieß wohl darin, daß auch hier die musikalische Charakteristik mangelt, durch welche die angenehmen und lieblichen Melodien zum Ganzen zusammengehalten werden sollten, daß die bekannten Spielereien des Komponisten auch hier oft störend eingreifen, daß wir durch Mozarts Figaro ꝛc. das Bessere in dieser Art kennen und lieben gelernt haben. Die Aufführung, welche unter der Leitung des Hrn. Musikdirektors Präger erfolgte, durch welchen die Stelle des abgegangenen Musikdirektors Schneider sehr glücklich besetzt worden ist, war feurig und sorgfältig. Noch in demselben Monate wurde Mozarts Figaro, Isouards Jocende und das Zaubergläckchen mit Musik von Herold wiederholt. Von Schauspielen wurden Houwalds Bild, mit vielem Beyfall Schillers Räuber, Lessings Nathan (bey sehr leerem Hause) wiederholt; auch die Kreuzfahrer, Klingemanns Faust und die (neueinstudirte) Bestürmung von Smolensk lockten die Menge.

In Konzerten wurde uns in diesem Monate nicht minder geboten. Wir hörten in den Abonnementskonzerten Beethovens Symphonie aus Fdur (Nro. 8.), in welcher des genialen Komponisten Humor sich doch allzusehr ins Barocke verliert, und die Ohren zu wenig schont; Bernh. Rombergs Trauersymphonie, J. Haydns Esdur-Symphonie, eine Ouvertüre von Winter (aus Cmoll) vom ersten kräftigen Charakter, aber im Schlusse zu lärmend, eine neue Ouvertüre von Neukomm (kräftig und recht aus einem Guß; unter allen Kompositionen, die wir in den letzten Jahren von diesem, jetzt in Brasilien lebenden Komponisten, gehört haben, das Gediegenste und Ansprechendste) und eine von Stunz (affektvoll, aber voll fremdartiger Gedanken, und durch Rossini'sche Figuren dem Modegeschmacke schmeichelnd). Einen vor allen ausgezeichneten Genuß aber verschaffte uns in dem Konzert am 8. März die Aufführung der Beethovenschen Musikstücke zu Goethe's Egmont. Da diese den Geist des Goethe'schen Egmont tief auffassenden Musikstücke, welche zu Beethovens größten Werken gehören, durch die dramatische Handlung getrennt, im Aeußeren kein Ganzes bilden, und also bisher nur bey der theatralischen Darstellung der Goethe'schen Tragödie, welche ohnedieß selten die deutschen Bühnen betritt, an einigen Orten, und wie dieß mit Zwischenmusiken immer geht, nur unvollkommen aufgeführt und genossen werden könnten; so hat sich Hr. Konsistorialrath Dr. Mosengeil in Meiningen um die Freunde dieser großen Musik ein Verdienst erworben, indem er dieselben durch poetische Zwischenreden, in welchen der Gang der Goethe'schen Tragödie nach den einzelnen Abtheilungen angedeutet wird, zu einem mittelst des deklamatorischen Vortrages zu bewirkenden Ganzen verbunden, und dadurch zur öfteren Benutzung und Würdigung jenes Meisterwerks beygetragen hat. Die gedachten Zwischenreden machten, in Verbindung mit dieser Musik, auf alle, welche Goethe's Egmont kennen, und Beethovens Geist zu würdigen wissen, den tiefsten Eindruck. Sie werden den vor mehrern Jahren bey Breitkopf und Härtel im Druck erschienenen Orchesterstimmen und dem Klavierauszug von dem Verleger künftig in einem besondern Abdruck beygelegt werden. Hr. Schauspieler Stein zeigte uns bey jener Aufführung sein treffliches deklamatorisches Talent.

Außerdem trug Hr. Stadtmusikus Barth Mozarts gediegenes Konzert für die Klarinette (besonders das Adagio sehr ausdrucksvoll); Hr. Grenser ein Flötenkonzert von B. Romberg; Hr. Heinze ein dem Instrumente sehr angemessenes Klarinettenkonzert (v. Härtel erschienen); und ein Hr. Haake, als Gast, ein Andante und Rondo für die Flöte von Dupuy recht nett und gefällig vor; doch hört man noch zu viel Wind.

Von großen Vocalmusiken wurde A. Rombergs ächt kirchliche Preiskomposition (CX Psalm) mit beyfälliger Anerkennung wiederholt, und dessen neueste bey Simrock erschienene Komposition des ambrosianischen Lobgesangs ebenfalls in deutschem Texte, zum ersten Male aufgeführt. In letzterer ist der erste Theil etwas eilend behandelt. Der zweyte Theil „Weltenrichter" ꝛc. ist sehr schön, erinnert aber einige Mal an Mozarts Requiem. Der dritte enthält eine prächtige Fuge. Der Vorrath guter neuerer Kirchenkompositionen ist auch durch diese beyden Stücke in der That bereichert worden. Die Aufführung des Mozart'schen Requiems kann ich, namentlich in Hinsicht des Chors nicht loben. Ueberhaupt ist der Chor in unserm Konzert schlecht aufgestellt, und wird bey der jetzt gewöhnlichen starken Besetzung von den Messing-Instrumenten fast immer überschrieen. Er steht im Hintergrunde, als wenn er das Orchester begleitete; und doch ist ja bey Vokalmusiken die vox humana die Hauptsache.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 37.

Nr. 37.

Kunst-Blatt.

Montag, den 7. Mai 1821.

Der heilige Lukas.

Oelgemälde auf Holz von Heinrich Heß.

(1′ 8″ breit. 1′ 5½″ hoch.)

Im Inneren eines einfachen Zimmers sieht man St. Lukas vor einer Staffeley, beschäftiget Mariens Bildniß zu malen, die seitwärts in einiger Entfernung von ihm sizt und den geliebten Sohn auf ihrem Schooße hält. Links daneben steht der kleine Johannes mit dem Lamme.

Die einfache, originelle Anordnung ist der Handlung völlig angemessen, so wie der Ausdruck des Charakters jeder darin begriffenen Person wahr und natürlich.

St. Lukas Haupt deckt eine rothe Mütze und von der Brust bis zu den Füßen herab fällt in großen Falten ein weites Gewand von zart violetter Farbe. So sizt er, und hält Pinsel und Palette ruhend vor sich hin, während sein forschendes Auge auf das Bildniß geheftet, es im Geiste mit seinem Urbilde vergleicht. — In dieser Situation sind Ausdruck und die ganze Haltung des frommen Malers von tiefer Wahrheit.

Mariens Kopf ist sanft geneigt; der züchtige, demuthsvoll gesenkte Blick ruht auf dem holden Knaben, den sie mit dem linken Arme umschlingt. Er sizt; das eine Händchen ruht unter dem Kinn, das andere auf der Mutter Hand, die sie ihm darreicht. Das tiefe, verständige Auge ist auf den Maler gerichtet, die ganze Haltung würdevoll und anmuthig, wie die Gestalt der Mutter.

So, gerade so mußt du, frommer Lukas, sie malen, willst du die himmlisch reinen Wesen, die Demuth und Unschuld im irdischen Abbild verklären.

Das weiße, leichte Gewändchen, das bis auf die Knie reicht, schillert in den Schatten ins blaß Violette, und ein volles Gewand von gebrochen-rother Farbe deckt mit einem blauen Mantel Mariens zarten Wuchs.

Zu dieser Gruppe bildet Johannes den Schluß. Er steht neben bey, in der Linken hält er das Kreuz, mit der Rechten führt er das Lamm an einem Bande. Auch seine Blicke sind mit dem Maler beschäftiget; doch hält Ehrfurcht die kindliche Neugierde zurück. Was immer der Ernst des bedächtlichen Mannes dort sinnt und treibt, es erfüllt sein Innerstes sichtbar mit stiller, andächtiger Freude.

So ist hier durch völlig übereinstimmende Beziehung des inneren Lebens die Einheit der äußeren Handlung vollkommen hergestellt, und das rühmliche Streben unseres jungen Künstlers sichtbar, überall den ideellen und wesentlichsten Theil der Kunst zu berücksichtigen.

Zu dieser glücklich gelösten Aufgabe kömmt nun noch eine zweyte von eigener Art.

Die Scene geht im Inneren eines Zimmers vor. Durch den obern Raum eines halbrunden Fensters fällt das Licht herein und verbreitet sich über alle Gegenstände auf eine magische Weise.

St. Lukas sizt dem Fenster zunächst, ihn beleuchtet es zuerst, doch mehr von der Seite her und rückwärts; so daß, außer einigen kräftigen Streiflichtern, die vorderen Theile der Figur mit dem Stuhle, worauf sie sizt, in einem durch Reflexlicht bewirkten Halbschatten und einem Tone der Wahrheit gehalten sind, daß dem länger darauf fixirten Blicke die ganze Gestalt von der Wand ab und völlig frey sitzend entgegen tritt. Eben so umfließt auch das Licht in gemildertem Grade Maria und das Kind, so daß sie von der durch Wiederschein erhellten Stelle der graulichen Wand sich täuschend hervorheben. — In demselben Verhältnisse weichen jezt alle übrigen Gegenstände auseinander, und mehr und mehr zurück, jeder an seine Stelle.

Wir erwähnen dieses künstlichen Theiles an diesem schönen Gemälde ausführlicher nur wegen der außerordentlichen Wahrheit in der Behandlung des Helldunkels, die uns, wir gestehen es, als des Künstlers erstes Unternehmen der Art, wirklich ganz besonders überrascht hat.

Was dabey den Genuß in der Betrachtung noch erhöht, ist der Anschein völliger Absichtlosigkeit im Hervorbringen dieser Wirkung, die vielmehr von selbst so geworden zu seyn, das Ansehen hat, und auf diesem Wege so werden mußte. Dieß ist auch der eigentliche Charakter des wahren Helldunkels in der Natur, und zugleich der schwierigste, wo die Theile nicht durch wohl markirte Gegensätze von Dunkel und Hell eigentlich mehr von einander getrennt, als vielmehr in gemeinsamer Lichtmasse verbunden, nur durch

höhere und niedere Grade einer verhältnißmäßigen Stärke von Licht und Schatten mittelst nöthiger Reflexe abweichend auseinander gehalten sind.

Im Ganzen herrscht ein heiterer Ton in freundlicher Zusammenstimmung mit den Lokaltönen des Fleisches und der Gewänder. Die lezteren sind von schönem Wurfe. Die einfach zierlichen Umrisse, das gute Verhältniß der Theile, die durchsichtige Behandlung und Sorgfalt, womit die Hauptsache mit den übrigen Beywerken ausgeführt sind, gehören zu den lobenswerthen Eigenschaften dieses höchst schätzbaren Bildes, das für Se. Majestät den König von Bayern bestimmt ist.

Jezt unternimmt der Künstler die Darstellung einer büßenden Magdalena, lebensgroße Figur, Kniestück, für die Privat-Kapelle Sr. Königlichen Hoheit des Herzogs von Leuchtenberg.

Speth.

Die Aegineten.

(Fortsezung.)

Die vornehmlich durch innere Tempelbilder berühmten äginetischen Künstler machten aber auch Bilder der Sieger in den Kampfspielen, wie mehrere namhafte vorkommen, und hatten hier in minder heiligem Stoffe doch mehr Freyheit, die sich auch wohl auf Kleidung und Gesicht erstreckte, und durchaus lebhafte Ebenbilder schuf. Die Wirkung der Gymnastik auf die Plastik, welche zugleich selber in den Kampfspielen durch die Bildsäulen der Sieger um den Preis rang, ist anerkannt, und auch in der Vollendung des Nackten in diesen äginetischen Bildern ganz offenbar: und hierin sind sie wohl von den wirklich hetrurischen vortheilhaft zu unterscheiden (so wie sie denn alle ähnlichen Bilder übertreffen), und namentlich von denen mit stark vortretenden Knochen, knotigen Gelenken und vollen Muskeln, wie sie Winckelmann aus alten Denkmälern bezeichnet: *) dagegen zeigt sich hier an einzelnen Leibern nur noch wenig von jenen älteren harten und mageren Holzschnitten. An diesen Gestalten, zwar von Göttern und Heroen am Tempel, doch nicht von verehrten Götterbildern im Tempel, durfte sich die Kunst des Nackten schon frey entfalten, und nur an der Bekleidung, welche, wie auch hier, vorzugsweise der Götter Auszeichnung war, und an den Gesichtern, unterscheiden sie sich etwa von jenen gymnastischen Ebenbildern. So sehr diese einförmigen Gesichter noch die ältere Uebermacht des Stoffes über die Kunst verrathen, so sind sie doch hier, sammt der Bekleidung, besonders des Hauptes, schon absichtliche Masken, und gehen auch von demselben Sinne aus, daß der Heros und Gott auf dem Theater nicht des Schauspielers Gesicht haben durfte; und so steif und eigensinnig hier auch die alten Typen festgehalten erscheinen, so enthalten sie doch eben die Bedingung und Grundzüge zu jener Idealität der griechischen Helden- und Götterbilder, deren Gesichter hier noch, wie jede Larve (zumal diese hier, mit dem grinsenden Lächeln und den schiefen Augen) jenes Grauen und jene Furcht erregen, welche die alte Götterverehrung forderte und sich erschuf. — Und auch hierin tritt der völlige Gegensatz der christlichen Kunst hervor, welche gerade von dem Bildnisse ausgeht, und zwar von dem Gesichte und Auge, als unmittelbarstem Ebenbilde des Geistes und Gottes. —

Diese äginetischen Marmorbilder zeugen also auch, daß die lebendige Kunst der Gymnastik bey den Dorern, denen Pindar angehörte, vor allen blühte, und zugleich von ihrem, vorzüglich dem Alten Herkömmlichen geneigten Sinne, in der Kunst, wie in der Religion, Verfassung, Sitte, Tracht, Sprache und Musik. Denn aus der Dorischen Zeit Aegina's sind diese Bilder, wie schon ihr Dorischer Tempel beweiset, obgleich sie Helden und Geschichten einer früheren Zeit darstellen, vielleicht wiederholen, wie ihr uralter Tempel des Panhellenischen Jupiter erneuet wurde. Diesen legte die Sage schon dem Aeakus bey, welcher ein Sohn Jupiters und einer Tochter des Flusses Asopus, bey Phlius, ist, nämlich der Aegina, welche Jupiter als Adler (nach anderer Sage, als Feuer) auf diese, seitdem nach ihr benannte Insel Oenone (Weininsel) entführte, und vielleicht die zu Phlius verehrte Ganymeda ist. Ihr Name Aegina bedeutet Ziege, wie Jupiter selber als Widder erscheint und von der Himmels-Ziege gesäugt wurde: weiset also auf den uralten Bocks-Dienst, wie Capri. Daher lag in der Mutterstadt Aegina's, in Phlius, welche sich für den Nabelort des ganzen Peloponnes hielt, auf dem Markte eine eherne und vergoldete Ziege, damit das Gestirn der Ziege den Weinbergen nicht schade; daher haben die älteren äginetischen Münzen einen Widderkopf; und den Corsischen Widder vergleicht Pausanias mit dem, wie ihn die Aegineten bilden, nämlich dünn, bocksartig und haarig: vielleicht auch mit solcher schneckenförmigen Haarbildung, wie noch die eherne Wölfin hier auf dem Capitole hat. — Des Aeakus Name deutet auf seine Ankunft, und wiederholt sich nachmals in Ajax. Sein Stamm ist noch ein mythischer der mit den Dorern (auch im Namen) nahe verwandten Achäer, und die Aeakiden blieben noch die Schutzgötter von Aegina, als sie schon, in der Ilias, die berühmtesten Helden geworden waren. **) Aeakus war der heiligste und gerechteste aller Griechen; bey einer Dürre, nach anderer Sage Fluth, konnte sein Gebet

*) Man vergleiche auch die Abbildungen bey Micali's alt-italischer Geschichte.

**) Ihre mythische Bedeutung s. weiter in Kanne's ersten Urkunden der Geschichte. S. 368. 390. 443. 673. 702.

allein helfen; er wohnte auf den Inſeln der Seligen, oder war einer der Todtenrichter: als Juno all ſein Volk auf Aegina getödtet hatte, flehte er zu ſeinem Vater Jupiter, und es erſchien ihm eine Eiche, vom Stamme jener zu Dodona, und daran herablaufende Ameiſen (Myrmedones, Niederdeutſch Mieren) dieſe wurden zu Menſchen, und hießen daher Myrmidonen. Nach andrer Sage, ſchuf Jupiter dieſe Menſchen aus der Erde. Aeakus baute mit den Göttern die Mauern von Troja, und ſoll zuerſt Tempel gebauet und das Gold erfunden haben, wie der Scythiſche König Indus das Silber: alles Hindeutungen auf die erſten mythiſchen Weltalter. Seine Söhne ſind von Endeis, des Centauren (Stiertödters) Chiron Tochter, Peleus (Erde) und Telamon, und von der Nereide Pſamathe (Sand) Phokus (Edelſtein): jene beyden tödten dieſen, auf Geheiß der Stiefmutter, beym Kampfſpiele, und entfliehen, der erſte nach Salamis, der andre nach Phthia. Telamon zeugt den Ajax und Teuker, und Peleus mit der Meergöttin Thetis, den Achill, welcher durch das Waſſer des Styx unverwundbar iſt, oder (nach anderer Sage) von der Mutter mit Ambroſia geſäugt und Nachts ins Feuer gelegt wird, um alles Sterbliche an ihm auszubrennen (wie Ceres mit dem Triptolemus that), und vom Vater *) gerettet, ſo allein von mehren Brüdern übrig bleibt, und daher auch Pyrrhiſoos (der Feuergerettete) hieß; welcher Name in ſeinem Sohne Pyrrhus, oder Neoptolemus, wiederkehrt, ſo wie dieſe Sage bey Homer noch in den vom Feuergotte für Achill geſchmiedeten Waffen. Des Aeakus Bruder, von Deione's Sohn Actor, war Menoetius, des Patrokllus Vater. Des Phokus Sohn aber war Panopeus und Enkel Epeus, der Bildner des Trojaniſchen Pferdes: ſo wie die übrigen Aeakiden, die berühmteſten Helden dieſes Krieges ſind. Die Ilias iſt, als Achilleis, eigentlich nur ein erweitertes Stück des großen mythiſchen Epos der Achäer, welches mit Neoptolemus wieder zurückkehrt nach Epirus, dem Sitze des Eichen-Orakels zu Dodona, welches Achill noch anruft; nach anderer Sage ſtarb Neoptolemus zu Delphi. —

Dieſe Aeakiden hatten auf dem heimiſchen Aegina, am höchſten Orte der Stadt, ein Heiligthum, das Aeaceum, auch noch als die Dorer von Epidaurus ſich dort friedlich bey den älteren ſtammverwandten Einwohnern niederließen: hier ſah Pauſanias das gedeimnißvolle Grabmal des Aeakus und des Phokus, und den gewaltigen Stein, womit Peleus den Phokus tödtete; vermuthlich ſtanden hier auch ihre Bilder (tragbare Idole), welche die Aegineten den Thebanern gegen die Athener zu Hülfe ſandten, zwar vergeblich, und welche zur Schlacht bey Salamis, wo Telamon ſchon als Schutzgott heimiſch war, von allen Griechen geholt, und in der Luft für ſie gegen die Perſer ſtreitend geſehen wurden. Auch ſah Pauſanias noch zu Delphi, in mitten eines Halbkreiſes die Bildſäule des Jupiter, welchen Thetis und Aurora für ihre Söhne Achill und Memnon bitten, und umher dieſe ſelber gegen einander kämpfend, deßgleichen Ulyſſes, Menelaus, Diomedes und Telamon gegen Helenus, Paris, Aeneas und Deiphobus: ein Weihgeſchenk der Apolloniaten, verfertigt von Myrons Sohn Lycius.

Dieſe Darſtellung der Götter inmitten von fünf Heldenpaaren, führt uns nahe auf die ähnliche mit eben ſo vielen kämpfenden Paaren in den noch vor uns ſtehenden zurück. Und ſehr glücklich ſcheint nun ihre Deutung, welche der im Alterthume heimiſche Hirt, der kürzlich auch hier wieder angekommen iſt, nach Cockerells Zeichnung, gegeben hat: *) es iſt nämlich, im weſtlichen Giebelfelde: der Streit um den gefallenen Patroklus, welchen Ajax, der Bogner Teuker und Ajax Oileus Sohn vertheidigen, gegen Hippothous, der ihn wegziehen will, aber von Ajax erſchlagen ward, und gegen Hektor, Paris den Bogner, und Aeneas; und im öſtlichen Felde: der Kampf des Herkules und Telamon gegen Laomedon, König von Troja, und deſſen Söhne; Herkules erſchoß ihn mit dem Bogen und gab deſſen Tochter Heſione dem Telamon. Auf die Söhne Laomedons, welche bis auf Priamus alle dabey fielen, deutet der Arm eines Phrygiſch gekleideten Bogners, und den Herkules, welcher auch in Aegina Gaſtfreund und verehrt ward, macht der Löwenhelm kenntlich. Von der Heſione iſt nur der Kopf übrig: ihre Entführung war aber das Vorſpiel, und auch der Sage nach, Anlaß zur Entführung der Helena; und vielleicht gehört der Helena ein ähnlicher noch vorhandener Kopf, und ſtand dieſe, wie jene, als Preis des Kampfes neben Minerva. So ſtanden beyde Vorſtellungen in genauer Verbindung, und weiſen noch auf eine ältere Anknüpfung: Aeakus baute mit Neptun und Apollo die Mauern Ilions, um deren Lohn ſie von Laomedon betrogen wur-

*) Er belauſcht ſie, und ſie entflieht darauf dem ſterblichen Manne für immer: wie die Meerfeen in ſo manchen bekannten Mährchen.

*) Ausführlich begründet: mit einer Abbildung dieſer Zeichnung, und in Beziehung auf Wagners und Schellings Schrift, ſteht ſie jezt in Wolfs Analetten. Band 3. S. 167. (1818.) Otfried Müllers früheres Aegineticorum liber (1817). voll der gründlichſten Forſchungen und neuen Aufſchlüſſe, ſollte dabey nicht ſo ganz übergangen ſeyn. Hätte Müller die Bilder und Zeichnungen geſehen, würde er ſie freylich nicht auf die Schlacht bey Salamis gedeutet haben. — Cockerell eignet jezt Hirts Deutung dem Obriſten Leake zu, ſo zwar, daß im weſtlichen Giebel Minerva eben beym Kampfe erſcheinen, und am öſtlichen derſelbe Kampf entſcheidend iſt. Es kann ſeyn, daß Leake ſelber darauf gekommen iſt, in Rom war aber damals Hirts Deutung Allen ganz neu.

den, (wie der Nordiſche Rieſe, welcher die Mauern Asgards baute), worauf ein Meerungeheuer die Heſione forderte: Herkules befreyte dieſe, und auch um die dafür bedungenen Roſſe betrogen, eroberte er Troja mit Telamon, welcher zuerſt die Mauer erſtieg und Heſionen erhielt. Eben ſo drang, bey der lezten Eroberung Troja's, Achills Sohn Pyrrhus, aus dem Holzroſſe zuerſt in Priamus Burg, und gewann deſſen Tochter Polyxena, mit welcher ſich vermählend Achill von Paris erſchoſſen wurde. Minerva, die als Palladium zugleich mit erobert wurde, iſt natürlich in beyden Kämpfen gegenwärtig, zwar ſcheinbar autheillos, aber eigentlich doch für die Achäer: ſie hatte auch in Aegina einen Tempel und konnte hier um ſo eher an dem Tempel ihres Vaters Jupiter erſcheinen. Als die Helferin Achills, verkündet ſie zugleich deſſen Rache, und den endlichen Sieg der Achäer. Sonſt würde man den Achill ſelber, der von allen doriſchen Stämmen faſt göttlich verehrt wurde, hier ungern unter den Aeakiden vermiſſen. In der Ilias iſt Minerva freylich nicht bey dieſem Kampfe, und auch die Bogner Teuker und Paris ſind nicht dabey: aber das Bildwerk faſſt zuſammen, ſtellt ein für allemal, und ſinnbildlich dar (wie die in den Giebelecken verwundet Liegenden den blutigen Kampf beyder Heere vorſtellen), auch wohl nach älterer, örtlicher Sage, wo die Aeakiden noch mehr Götter denn Helden waren; ſo ward auch, nach Diktys, Patroklus zuerſt von Euphorbus Pfeile getroffen. Paris iſt überall auf alten Denkmälern durch die Phrygiſche Mütze und Hoſen kenntlich, und bezeichnet hiedurch allein die Reihe der Trojer, welche ſonſt in Tracht und Waffen den Griechen ganz ähnlich ſind: wie bey Homer, wo ſie eigentlich auch ſchon als die ſpäteren achäiſchen Bewohner von Troas erſcheinen. Endlich wird dieſe Deutung auch durch andere ſehr ähnliche antike Darſtellungen deſſelben Kampfes um Patroklus Leiche, genügend beſtätigt. *) Die beyden weiblichen kleinen Bilder über dem Giebel deutet Hirt auf die alten Göttinnen Auxeſia und Damia, zu deren Bildern die Epidaurer aus Athen Oelbäume erhielten und welche die Aegineten ihnen entführten. Sie ſcheinen Ceres und Proſerpina zu entſprechen, und ihre Myſterien wurden noch ſpät herab in Aegina begangen. Damia war als Bona und Magna Dea auch bey den Römern verehrt.

(Der Beſchluß folgt.)

Warſchau.

Für die Akademie der ſchönen Künſte iſt ein neues Gebäude errichtet worden, mit welchem ein Obſervatorium, und ein botaniſcher Garten mit allem Zubehör verbunden iſt. Zu gleicher Zeit (im September v. J.) als Thorwaldſen auf ſeiner Rückreiſe von Kopenhagen nach Rom hier verweilte, um den Platz für die eherne Reiterſtatue des Fürſten Poniatowsky, wozu er das Modell machen ſoll, zu beſtimmen, befand ſich auch Hr. Landini aus Carrara hier, welcher in Rom lange Zeit mit Thorwaldſen gearbeitet hat, und nach Petersburg geht. Die Regierung benuzte dieß Zuſammentreffen, um dem italieniſchen Bildhauer die Ausführung von vier Löwen in Stein aufzutragen, welche an den beyden Eingängen des großen Hofs vom königlichen Pallaſte errichtet werden ſollen. — Auch Privatgebäude tragen zur Verſchönerung der Stadt bey. Freylich könnten manche noch in beſſerem Style ſeyn; doch iſt zu hoffen, daß die heranreifenden Architekten viel Nutzen von einem Baumeiſter Antonio Corazzi ziehen werden, den die Regierung aus Italien hat kommen laſſen.

London.

Von der wachſenden Kunſtliebhaberey in London zeugen folgende Ausſtellungen und Verſteigerungen, welche dieß Frühjahr ſtatt haben: Jährliche Gemälde der Königl. Akademie in Somerſethouſe; Gemälde der Britiſh Gallery; Waſſerfarben-Gemälde in Spring Gardens, Kupferſtiche lebender brittiſcher Künſtler in Soho Square, Bildniſſe der Monarchen, Fürſten, Generale ꝛc. gemalt vom Präſidenten Sir Thomas Lawrence auf Befehl des Königs, des verſtorbenen Präſidenten Weſt Gallerie ſeiner eigenen Gemälde, Glover's Landſchaften, Belzonis ägyptiſche Grabmäler, Haydon's Gemälde, Tomkins's Brittiſche Gemälde-Gallerie, Privat-Gallerie des Lord Grosvenor und des Marquis von Stafford, Fawles's Sammlung von Zeichnungen, große Privat-Gallerie von Hope, Augerſtein u. a. Verſteigerungen der Auktionatoren Chriſtie, Bullock, Phillips ꝛc.

Paris.

Eine unlängſt in den Ruinen von Antiochia aufgefundene und von Aleppo nach Paris gebrachte griechiſche Medaille von Silber liefert das Bild des Demetrius I. Soter, Königs von Syrien, in Verbindung mit einem weiblichen Kopfe. Bemerkenswerth iſt hierbey der Umſtand, daß von allen bis jezt bekannt gewordenen Denkmünzen von dieſem Könige, auch nicht eine dieſe Zuſammenſtellung darbietet. Hr. v. Hauteroche in ſeinen Essais et conjectures, Paris, Firmin Didot, 1820 in 4to, 60 S. beweiſt, daß jener Frauenzimmerkopf Laodice ſey, die Schweſter und Gemahlin Demetrius I. und beſtätigt durch ein authentiſches Monument die Vermuthungen des berühmten Viſconti, in Betreff des ſchönen, jene beyden Perſonen zuſammen vorſtellenden Cameo, der ſich in ſeiner Iconographie grecque pl. XLIII. Nr. 27. abgebildet findet.

*) Ein Vaſengemälde bey Millin, peint. de Vas. I 49; ein geſchnittener Stein, ebend. I. 72; ein anderer (worauf nur Ajax mit Teuker) bey Gori, Mus. Florentin. II. 27.

Nro. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Mai 1821.

Ihr, meines Lebens erste Wonne,
Ihr Lieben, die mein Arm umschloß,
Als noch auf uns die Morgensonne
Ihr allbelebend Feuer goß — —

Gotter.

Die Geächteten.

(Fortsetzung.)

Erles Landgut, Eichthal, lag in einem weiten Thal, dessen unebner Grund von einigen klaren, zwischen den umgebenden Hügeln hervorströmenden Bächen durchschlängelt ward, die endlich vereint, als ansehnliche Wassermasse dem nicht weit von seinem Ausgang fließenden Strome zueilten. Im Hintergrunde des Thales wuchsen die Hügel zu Bergen, eine alte Ritterburg mit wohl erhaltenen Thürmen und Mauern lag links an dem senkrechten Abhang des Thalrandes; unter ihr schäumte der Waldstrom, aber an Eichthal breitete er sich in ein liebliches Becken aus, das einen klaren Forellenbach aus einer nahen Felsenschlucht aufnahm. Von duftenden Wiesen bedeckt, stieg ein vorspringender Hügel hinter dem Gute empor, in dessen Mitte ward er von dem Dorfe Eichelberg wie von einem Gürtel umschlossen, und wo dessen Baumgärten aufhörten, stiegen röthliche Kleefelder bis zu einzelnen Mauertrümmern, welche den Raum, der ehemals eine Ritterburg eingenommen hatte, bezeichneten, empor. Jezt war die kleine Bergplatte mit Flieder, wilden Rosen und Epheu eingefaßt, die das Steingerölle bekleideten; nichts zeugte innerhalb dieses Raums von Zerstörung. Ein alter Hirt, der gern seine Ziegen dahin führte, machte fremde Besucher aber gerne aufmerksam, daß auf der einen Seite der Boden unter festen Fußtritten dröhnte, und antwortete auf die Frage; ob Keller da unten wären? mit geheimnißvoller Kürze: da unten mag vieles verborgen seyn.

Durch Landwege, die sich über und zwischen den Hügeln durchwanden, gelangte Walter an das freundliche, einfache Landhaus von Hofmüllers Schwager, denselben Erle, der, nach des Amtmanns strengen Begriffen, seine Bauern zum Müßiggang verführte. Auch heute war der Mann nicht zu finden. Alles, auf Feldern und in Gärten, war thätig, aber Herr, Frau und Kinder sämmtlich auf die Höhe des Eichelbergs gezogen, um dort ein Familienfest zu feyern. Aergerlich über die neue Fehlschlagung, wollte Walter im nächsten Thaldorfe den Abend abwarten, als ein junger blühender Mensch eilig ins Haus trat und mit ungezwungener Höflichkeit nach Walters Begehren sich erkundigte. Mit Herzlichkeit widersezte er sich seinem Fortgehen; Sie sind ein Fremder, Sie kommen vom Oheim, das ist nicht Sitte, daß man unser Haus also verlasse, scheuen Sie den Weg nach Eichelberg nicht! dort sind meine Eltern, ich blieb zurück, um die Arbeiten anzuordnen; jezt geh' ich ihnen nach. — Walter betrachtete mit steigender Bewegung den Jüngling, er ward zauberisch von ihm angezogen, ließ abspannen, ließ seine Leute von Rudy und des Gutsherrn Haushälterinn zu Kost und Wohnung empfehlen, und hatte die Hälfte des Hügels erstiegen, ehe er, von Ahnung erfüllt, zum Sprechen gelangen konnte. Rudy? fragte er plözlich, wie aus dem Traume erwachend, seinen jungen Begleiter, man nennt Sie Rudy? — ja, Rudolph; in meines Vaters Lande sagt man Rudy. — Und das ist? —

Vorarlberg. Nur meine Schweſter hat einen Landes-Namen: Mielchen, von Maria, der Mutter Name. Mein Bruder heißt Decius; — Das iſt ein großer Name, lieber Rudy, bemerkte Walter und blickte in des Jünglings Antlitz. Das iſt er! hieß mein Vater nicht wie ich, ich möchte Decius heißen. — Walter verfiel von neuem in ſeine Träumereyen. Jezt waren ſie dem Gipfel nahe, ſie hörten lachende Stimmen, und wie ſie um eine hohe Mauertrümmer bogen, auf der lange Zweige wilder Roſen ſich wie zu einem Portal herabneigten, erblickten ſie Rudy's Geſchwiſter, die in fröhlicher Bewegung auf ein über große Mauerſteine gelegtes Bret den Tiſch deckten, indeß Erle mit der Mutter zur Seite ſitzend, ihrem fröhlichen Leben zuſah. Mit Freudenzuruf ward der Bruder empfangen, Walter ſchritt raſch, die beyden Eltern zu begrüßen. — Aber er war ihnen noch nicht nahe, ſo ſtanden ſich beyde Männer mit dem Ausdruck des verſteinerten Erſtaunens einander gegenüber; nach einigen Sekunden faßten ſich ihre beyde Rechte, und ihre Blicke ſchienen jeder den andern in der innern Seele zu leſen, und erſt nach einer langen, ſtummen Weile umſchlangen ſich ihre Arme. Die Kinder ſahen erſtaunt von fernem dem Vorgange zu, und Rudolph! — Walter! riefen mit erſtickter Stimme die Männer. Die Mutter, eine anmuthige noch blühende Matrone, ſchien ängſtlich eine Erläuterung zu ſuchen. Jezt richteten ſich die Freunde auf, Walters Blicke ſuchten die Umſtehenden. Erle fragte, noch immer des Fremden Rechte haltend: biſt du noch Vater? — Ich bins, glücklich wie du, morgen hol ich dir meine Kinder. — Dieſe Worte ſchienen ein Freuden-Signal gegeben zu haben, Walter ward Frau Erle, ward den Kindern als des Vaters theuerſter Freund dargeſtellt, und die Trümmer des Eichelbergs verſammelten heute ſehr glückliche Menſchen.

In einem Zeitpunkt, der jezt vergeſſen iſt, verſuchten irgendwo einige Männer in Jugendmuth ſchöner Hoffnungs-Träume für ihr kleines Ländchen zu gewinnen, wozu jezt Nationen ſich berechtigt halten. In jenem Ländchen, wie bey dieſen Nationen, hätten Einzelne Opfer bringen müſſen für das Wohl des Ganzen; das wollten dieſe nicht, und waren ſtark genug, ihre Vorrechte zu behaupten. Ein Paar jener Träumer ſtarben auf dem Blutgerüſte, andere entflohen; unter ihnen Walter und Erle. Die Bevorrechteten handelten, wie alle, die durch halbe Großmuth beym Unrecht ie Nemeſis von ihrer Ferſe verſcheuchen wollen: ſie ſtellten ſich blind bey den Mitteln, durch welche die Verwandten der Geflüchteten deren Vermögen ihnen zuſicherten. Walter ſammelte einen anſehnlichen Theil des ſeinen, nahm Weib und Kinder in ſeine Arme und ſegelte nach Amerika ab. In den ſchweren Jahren des erſten Anbaues ſeines erkauften Grundſtücks, ſtarb ſein Weib im Kindbett mit einer Tochter. Das war ein ſchrecklicher Verluſt! in den öden Wäldern der kleinen Kolonie, mußte Benona, ſo hatte im Andenken der leidvollen Mutter im Evangelium Walter ſeine Waiſe genannt, muſſte Benona aufwachſen. Allein Gott ließ alles gedeihen, was Walter im Vertrauen auf ihn unternahm. Die Europäer, die er um ſich verſammelt hatte, ſchienen alle durch ihr Betragen beweiſen zu wollen, daß der Geiſt, der ſie aus ihrem Vaterland geführt hatte, ein guter Geiſt ſey; die Weiber erſezten bey Benonas Pflege die fehlende Mutter; Otto, der älteſte Bruder, vom Vater in Schulwiſſenſchaften unterrichtet, war gerade zehn Jahr alt, wie die fünfjährige Schweſter einen Lehrer bedurfte, und er ward dieſes mit unausgeſeztem Fleiß. Nun war Benona achtzehn Jahre alt, Otto mit einer eingewanderten Landsmänninn verheyrathet, als glücklicher Gatte und tüchtiger Landmann fähig, die jezt blühenden Ländereyen zu verwalten; er beredete ſelbſt ſeinen Vater, Europa noch einmal zu beſuchen, ſchöne wohlthätige Plane, welche ſich jezt allmählig vor unſern Augen entwickeln, waren die Haupttriebfeder der Reiſe; Benona und Nicolas, der zweyte Sohn, begleiteten ihn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszug aus einem ungedruckten Briefe Pedro vas de Caminhas über die Entdeckung von Braſilien.

(Fortſetzung.)

An dieſem Tage hatten wir Muſe, die Geſtalten der Wilden zu betrachten; die wunderbare Mahlerey auf ihren Körpern, und ihre durchbohrten Lippen. Einige von ihnen hielten eine, der Kaſtanie, wenn ſie noch in ihrer grünen Schaale iſt, ähnliche Frucht; doch war ſie kleiner und enthielt eine Menge kleine rothe Körner, die, wenn man ſie zwiſchen den Fingern zerdrückte, eine ſchöne rothe Farbe geben. Mit dieſer malen ſich dieſe Wilden, und das Waſſer, ſtatt ſie zu bleichen, macht ſie noch glänzender. Ich bemerkte auch, daß ſie alle das Haar bis über die Ohren abgeſchnitten haben, auch Augenwimper und Augenbrauen vertilgen. Von einer Schläfe zur andern ziehen ſie meiſtens einen zwey Finger breiten ſchwarzen Streifen.

Der Admiral befahl Alfonſo Ribeira und zwey andern Verbannten, nochmals ſich zu ihnen zu begeben, und Diego Dias erbot ſich freywillig, ſie zu begleiten. Nach einem Weg von ungefähr anderthalb Stunden kamen ſie an eine Art von Dorf, aus acht oder neun Häuſern beſtehend, die ſo lang waren, daß das größte davon wohl die Länge unſers Admiral-Schiffs haben mochte. Sie waren ziemlich hoch von Holz gebaut und mit einem Strohdache bedeckt; das Innere beſtand aus einem einzigen Raum mit einer Menge Pfähle, an welche ihre Hängematten zum Schlafen aufgehängt waren. Um ſich vor der Nachtkühle oder den Inſekten zu ſchützen, machen ſie Feuer darunter; jede Hütte mochte dreyßig bis vierzig Menſchen enthalten. Wie unſere Leute beobachteten, hatten ſie an beyden Enden einen

Ausgang. Die Fremden fanden den besten Empfang, man bot ihnen Yams- und andere Wurzeln an; da es aber spät ward, konnten sie nicht die Erlaubniß eines längern Aufenthaltes unter ihren neuen Gastfreunden erhalten; sie mußten deshalb zu den Schiffen zurückkehren, doch begleiteten sie einige Indianer, die uns nicht verließen, bevor sie nicht einige Kleinigkeiten gegen Papageyen, Federmützen und einem Stücke sehr künstlichen, von verschiedenfarbigen Federn verfertigten Zeuge, eingetauscht hatten, welches leztere Ihre Hoheit, da es der Admiral Ihnen schicken wird, nach Muse betrachten können.

Tags darauf stellten sich beym Wasserplatz wieder eine so große Anzahl Wilde ein, daß sie an 200 stieg. Sie mischten sich ohne alle Furcht unter uns, und waren uns beym Wasserfüllen nicht unnütz. Einige übten sich mit unsern Leuten im Ringen, welches ihnen viel Vergnügen zu machen schien. Beym Holzfällen beschäftigten sich zwey Zimmerleute, aus einem an diesem Tage gefällten Stamme ein großes Kreuz zu verfertigen. Die Indianer versammelten sich bald um sie; ich meyne nicht sowohl das Kreuz zu betrachten, als das Handwerkszeug; denn sie arbeiten gewöhnlich mit keilförmigen Steinen, die sie zwischen ein gespaltenes Holz solchergestalt befestigen, daß sie sich deren, nach dem Zeugniß der Personen, welche sie Tags vorher in ihren Hütten besucht hatten, wie einer Hacke bedienten. Die Neugier der guten Leute stieg endlich so hoch, daß sie uns bey unsrer Arbeit gar sehr belästigte. Der Admiral befahl nun den zwey Verbannten und dem Diego Dias, nochmals sich in die nächste Aldea oder indische Dorf zu begeben, und von da diejenigen, von denen sie reden hören würden, zu besuchen, gebot ihnen aber vor allen, selbst wenn man sie dazu würde zwingen wollen, nicht wieder an Bord zu kommen. Während der Arbeit sahen wir eine Menge gelbe und grüne Papagayen über den Wald fliegen. Wir nahmen daraus ab, daß sie sehr zahlreich seyn müssten. Dennoch fliegen sie immer nur in Haufen von neun und zehen zusammen. Auch eine Gattung Tauben nahmen wir wahr, größer wie die Portugiesischen. Ueberhaupt muß es bey der Größe der Wälder eine große Menge Thiere daselbst geben.

Ich habe Ihrer Hoheit die Waffen der Wilden noch nicht beschrieben. Ihre Bogen sind sehr lang, und von einem schwarzen, sehr harten Holze verfertigt, die Pfeile ihrer Größe angemessen, an ihrer Spitze mit einem Stück Schilf in Form eines Eisens bewaffnet.

Am Mittwoch blieben wir alle an Bord, weil der Admiral mit Vertheilung des Proviants für die Flotte beschäftigt war. Die Wilden hatten sich, nach unsern Ermessen zu 300 an der Zahl, versammelt, und sich ans Ufer gelagert, wo sie schliefen. Sancho de Toar, welcher ans Land ging, bestätigte diese Beobachtung und brachte Diego Dias und die zwey Verbannten mit zurück, welche versicherten, daß sie genöthigt gewesen wären, zum Ufer zurück zu kehren, indem die Wilden ihr Bleiben in der Aldea durchaus nicht gestattet hätten. Sie hatten viele Papageyen und eine Gattung schwarzer Vögel wahrgenommen, welche der Elstern gleichen, aber einen weißen Schnabel hatten, und kürzeren Schwanz. Wie Sancho de Toar an Bord zurückkehren wollte, wünschten viele Indianer, ihn zu begleiten, er nahm aber nur zwey junge Leute mit sich, die er während der Nacht sehr gut zu pflegen gebot. Sie waren sehr geneigt, ihm Ehre zu machen, aßen von Allem, was man ihnen anbot und gingen darauf sehr wohlgemuth in für sie bereiteten Betten zur Ruhe. Den folgenden Donnerstag, welches der lezte April war, kam Dias mit seinen beyden Indianern, die mit vielen Appetit bey uns (am Admiralsbord) frühstückten. Den Wein allein verweigerten sie. Darauf nahmen wir sie mit in unsre Schaluppen. Einer unsrer Offiziere gab einem von ihnen einen Eberzahn. Er steckte ihn sogleich in seine Lippe, solchergestalt, daß die Spitze heraufwärts stand. Wie er sich nicht halten wollte, gab man ihm ein Stückchen rothes Wachs, womit er diese prächtige Zierrath in Stand sezte, und so zufrieden damit schien, als über das kostbarste Kleinod. So bald wir ans Land kamen, gingen beyde Wilde davon und ließen sich nicht wieder sehen. Anfangs befanden sich sehr wenig Wilde am Ufer, bald wuchs ihre Anzahl wohl auf 600, welche den gewöhnlichen nichts bedeutenden Tauschhandel trieben. Es waren sehr schöne Menschen unter ihnen, die ihre Hautmalerey gar nicht entstellte. Sie halfen uns gutwillig bey unserm Geschäft, Wasser zu füllen und Holz zu schneiden; spritzten, was wir ihnen anboten, ja einige von ihnen tranken sogar Wein, und ich glaube, man hätte sie mit weniger Mühe alle dazu vermocht. Im Ganzen schienen sie geneigter unter uns zu kommen, wie wir es waren, uns zu ihnen zu gesellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 31. März.

(Beschluß.)

Endlich fielen in diesen Monat drey außerordentliche Konzerte. Das erste im Hotel de Saxe, gegeben von Hrn. Doyauer und seinen zwey Kindern. Hr. Doyauer ist uns als wackerer Violoncellspieler von früherer Zeit bekannt. Unser Orchester hat seinen Verlust empfunden, seitdem er in die Dresdner Hofkapelle berufen wurde, und das musikalische Publikum kennt ihn durch fleißige und gründliche Kompositionen für sein Instrument. Auf diesem Instrumente bildet er seinen jüngern Knaben (acht Jahre alt), der seine Polonoise auf dem Cellino recht keck und kaker spielte. Sein älterer Knabe (eilf Jahre) zeigte an den beliebten Alexandersvariationen für das Pianoforte von Mosaeles einen ziemlichen Grad von Fertigkeit auf lezterm Instrumente; endlich spielten Vater und Kinder Variationen für zwey Violoncells und Pianoforte mit vielem Beyfall. Demois. Wehlsbrück die Aeltere trug eine Arie mit obligatem Baßtone aus Mozarts Titus recht gelungen vor. Das Publikum nahm beyfällig und aufmunternden Antheil an diesem Konzerte. — Das zweyte Konzert wurde von einem wackern Schüler des berühmten Field, Hr. Pasko aus Stockholm, im Classingschen Saale gegeben, welcher auf einem kräftigen englischen Instrumente ein Konzert und ein Quintett mit Rondo von Field, von seiner eignen Komposition aber eine Phantasie und Variationen über schwedische Volkslieder, und ein Potpourri für sechs Hände vier sind fast nur begleitend) und zwey Pianoforte geschrieben, vortrug. Sein Spiel ist energisch und voll Ausdruck, weniger auf Leichtigkeit und Nettigkeit gerichtet; zuweilen noch etwas eilend. Das Naive, das den Field'schen Kompositionen eigen ist, hebt er gut heraus. Seine eigenen Kompositionen verriethen ein noch nicht vollkommen ausgebildetes Talent. Schade, daß die Theilnahme an dem Konzert des wackern Künstlers seinen Leistungen nicht entsprechend war. Hr. Grenser trug u

demſelben auch ein Flöten-Divertiſſement von B. Romberg vor, feurig, aber mit einem etwas forcirten Tone. — Der letzte muſikaliſche Gaſt dieſes Monats war der Dresdner Kapellmuſikus Kummer, ebenfalls mit ſeinem (zehnjährigen) Sohne. Hr. Kummer iſt als braver und fertiger Fagottiſt rühmlich bekannt; ſein Ton iſt vorzüglich in der Höhe angenehm; er ſpielt mehrere eigene Kompoſitionen, und führte zwey Ouvertüren mit acht ruſſiſchen Jagdhörnern begleitet, auf, die er an mehrern Stellen zu ganz eigenthümlicher Wirkung benutzt hat. Sein Söhnchen, auf dem Zettel, „der kleine Kummer" genannt, welcher ein Pianofortekonzert von Duſſeck, und Solovariationen von Klengel ſpielte, ein Kind von entſchiedenem Talent, zeigte, wie weit es ein Knabe im Einlernen, ſelbſt des Vortrags bringen kann. Nur muß man verhüten, daß das ſtarke Markiren des Knaben nicht Manier wird. Das Konzert war ziemlich ſtark beſucht. —

Aus Italien.

Von Venedig nach Trieſt macht nun das Dampfſchiff, la Carolina alle zwey Tage regelmäßig ſeine Reiſe. Ein zweytes Dampfſchiff, l'Eridano vollführt periodiſch die Reiſe von Pavia nach Venedig auf dem Po und geht mit ſolcher Schnelligkeit, daß zu dieſer Fahrt gewöhnlich nicht mehr als ſieben und dreyßig Stunden erfordert werden. Ganz kürzlich hat ein Dampfſchiff zu Trieſt, während eines heftigen Sturmes, der keinem andern Fahrzeuge geſtattete, ſich von der Küſte zu entfernen, einem reich beladenen Kauffahrteyſchiff rettende Hand geleiſtet.

In dem, auf einer der Lagunen-Inſeln gelegenen armeniſchen Kloſter zu Venedig wird gegenwärtig eine Zeitung in armeniſcher Sprache gedruckt, deren Artikel dem größten Theile nach aus den vorzüglichſten italieniſchen Tagesblättern überſetzt ſind. Dieſe Zeitung iſt in der ganzen Levante im Umlauf, zählt unter ihren Abonnenten mehrere Konſtantinopolitaner und ſoll den Weg bis in das Serail des Großherrn gefunden haben. Mit Hülfe eben dieſer Zeitung werden auch die politiſchen Bülletins redigirt, welche die Hoſpodars der Wallachey und Moldau dem Sultan wöchentlich müſſen zugehn laſſen.

Unterm 20. October v. J. hat Sgra. Cäcilia de Luna-Folliero zu Neapel, eine Freundinn und Dilettantinn der italieniſchen Sprache und Literatur dem Parlament ihrer Nation eine durch Correctheit und Eleganz ſich auszeichnende Saphiſche Ode über die Vortheile der neuen Staatsveränderung adreſſirt. Dieſelbe Dame kündigte zu gleicher Zeit ein Werk an über die phyſiſche und moraliſche Erziehung der Töchter, die berufen ſind, dem Vaterlande einſt ſtarke und tugendhafte eines freyen Landes würdige Söhne zu geben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wien, April.

Die auf einmal und zuverläſſig für die erſte Hälfte des May angekündigte Rückkehr Ihrer Majeſtäten, wird der Hauptſtadt nach ſo langer und oftmaliger Abweſenheit, wieder jenen verdoppelten Pulsſchlag der Wärme und der Bewegung zurückgeben, welcher dem lebensfroheſten Ort einer, nach kurzer trügeriſcher Ruhe wieder vielfach durchſtürmten Welt, zu ſeiner charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit nothwendig iſt. —

In literariſcher Hinſicht iſt es vielleicht höchſt merkwürdig und folgereich, daß der bisher in der praktiſchen Heilkunde ſo ſcharf verpönte Magnetismus unter gewiſſen Beſchränkungen und Vorſichten erlaubt ſeyn ſoll! — Er hat hier viele Verehrer, die zum Theil, Magnetismus und Katholicismus ſeltſam durcheinander mengen, und jeder Redliche wünſcht, daß dieſes Rieſenſchwert ja nie in Zwergeshände gerathen, oder religiöſer Sectirerey, zum Hebel dienen möge!

Die Jahrbücher der Literatur (bey Gerold) werden mit dem Schluſſe dieſes Jahres aufhören. — Schon früher hatte die liberalere Cenſur, deren ſie genoſſen, ceſſirt, und ſie wurden der gewöhnlichen unterworfen. — Der Redakteur Mathäus von Collin, Erzieher des Herzogs von Reichſtadt, bat hierauf, ihn der weitern Führung dieſer geachteten Zeitſchrift zu entheben, was auch auf der Stelle erfolgte. Die weitere Führung, bis zum Ende des Jahrgangs, iſt Hrn. von Buchholz, einſt Legationsſekretär am Frankfurter Bundestage, übertragen. — Da auch die zwar unbedeutende Chronik der öſterreichiſchen Literatur, zugleich mit den eingegangenen vaterländiſchen Blättern aufgehört hat, wird es der Kaiſerſtadt und der Monarchie, in der gegenwärtigen Conſtellation des Buchhandels, gänzlich an kritiſchen Blättern fehlen, wenn nicht irgend ein wiſſenſchaftlicher deus ex machina dazwiſchen tritt!

An die Stelle der Jahrbücher, ſoll, unter der unmittelbaren Leitung des Hofraths von Genz, ein politiſches Journal erſcheinen. Es ſoll die bisher von Seite des Staates den Jahrbüchern zugewendete Unterſtützung genießen, und zuförderſt den Hofrath von Genz ſelbſt, Adam Müller, Friedrich Schlegel, die Herren Werner, Haller, Pilat und Buchholz, in geſchloſſenem Vereine, als ſeine Mitarbeiter zählen.

Mit der hieſigen Akademie der vereinigten bildenden Künſte, wird jetzt zugleich eine Kunſthandlung verbunden, welche für unſere zahlreichen Kunſtjünger in mehrfacher Hinſicht vom wohlthätigſten Einfluſſe ſeyn kann. — Sie wird nämlich die angehenden Künſtler von dem harten Joche der Kunſthändler und Spekulanten erlöſen, ihnen alle nöthigen Materialien in den billigſten Preiſen liefern, und ihre Kunſtwerke für den Kenner und Liebhaber in einer permanenten Expoſition vereinigen. — Man ſetzt die wirkliche Eröffnung dieſer ſchönen Anſtalt, an deren geſchmackvollen Verbereitungen raſtlos gearbeitet wird, auf den halben May, beyläufig in die Epoche der Wiederkehr des Kaiſers.

Der Hofrath Ritter von Hammer hat von dem Schach von Perſien den Orden der Sonne und des Löwen erhalten. — Sämmtliche Miniſter des Schach haben dieſes in den Jahrbüchern der diplomatiſchen Relationen Oeſterreichs mit dem Orient, ſehr intereſſante Diplom unterfertigt. — Bey dem jetzigen Zuſtande der Dinge in der Moldau und Wallachey, im Peloponnes und auf den Inſeln, bey der Aufſtellung einer ruſſiſchen Armee in Ungarn und bey dem Geiſte, der in den Reichen überall aufzulodern ſcheint, hat Alles vermehrtes Intereſſe, was mittels oder unmittelbar auf den Orient Bezug hat, auf welchen in dieſem Augenblicke das Augenmerk beynahe eben ſo ſcharf gerichtet iſt, als gegen Weſten.

Man ſpricht jetzt, da die neue Direktion der beyden Hoftheater, zu ihrer ſteigenden Vervollkommnung, die zweckmäßigſten und eifrigſten Anſtalten macht, ſehr viel davon, der kunſtliebende Graf Ferdinand Palffy werde mit dem Theater an der Wien auch jenes in der Leopoldſtadt vereinigen, deſſen bisheriger Pächter, trotz der reichen Einnahme dieſer lokalen Bühne, unter Sequeſter gerathen iſt. — Ja man redet ſogar von Verſchmelzung und Aufhebung auch des Joſephſtädter-Theaters unter den nemlichen Unternehmer, da es (auch auf Ballete, welſche Oper ꝛc.) ein weit ausgedehnteres Privilegium beſitzt, als die durch Schikaneder entſtandene Bühne an der Wien. — Eine beſonnene und durchgreifende Oberleitung, mit ſteter Rückſicht auf Mannigfaltigkeit und auf den vorherrſchenden Geſchmack des Augenblicks, könnte allerdings die, beſonders für das recitirende Schauſpiel, in der neueſten Zeit ziemlich geſunkenen Fittige des Theaters an der Wien wieder neu beſchwingen. —

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 8. Mai 1821.

Unterhaltungs-Literatur.

Blumenkränze von Hartwig von Hundt-Radowsky. 1ster und 2ter Kranz. Leipzig und Merseburg b. Ernst Klein. 258 u. 256 S. 8.

Diese Kränze sind so gewunden, wie sie die liebe Lesewelt liebt: man sieht vor den vielen Blättern die Blumen kaum. Unter den Blätter verstehen wir nämlich die Erzählungen in Prosa, und unter den Blumen die Gedichte. Jene würden größtentheils befriedigend seyn, wenn man sie unbeschadet des Sinnes umgekehrt lesen könnte: der V. fängt gewöhnlich gut an; aber das Interesse läuft in absteigender Progression zu Ende. Dieß gilt indessen nur von den langen Erzählungen. Die kurzen, und vor allen die kürzeste, B. 1. S. 83—86., erregen gar keins. Man begreift nicht, was der Erzähler mit diesem „John Fallstaff" (sic) sagen will, welcher 10,000 Guineen durch Fleiß und gute Wirthschaft erworben hat (sonst nicht die Art, wie die Falstaffe erwerben), seinem Sohne, „dem Taugenichts," eine Stelle im Parlamente kaufen, seine Tochter an einen Herzog oder Grafen verheirathen, Bauerhäuser und eine Mühle, die ihm die Aussicht verderben, niederreißen lassen will; statt dessen allen aber die Nacht nach den Entwürfen stirbt, worauf wir in 15 Zeilen erfahren, daß der junge Falstaff, statt in das Parlament, an den Galgen gekommen ist, und daß Miß Falstaff in der Mühle, die der Vater niederreißen lassen wollte, als Magd dient. Dagegen spricht die, wenig längere Erzählung, S. 16. B. 2., das Blumenmädchen, wenigstens das Gemüth an. Die Prosa des Verf. ist fließend; aber der Blumen schwimmen schier zuviel und darunter zu alltägliche Wiesenblümlein in dem klaren Bache. B. 1. S. 20. stießen uns nie verwelkende, nektarische Blumen auf, wobey wir in Zweifel kamen, ob solche gemeint wären, die wie Nektar riechen, oder solche, die wie der Göttertrank schmecken. In der Reise zur Messe hat uns das 9te Kapitel S. 196. B. 1. am meisten gefallen: ein Buchhändler lieset einem Autor ein Collegium über die Nachahmung fremder (namentlich Fouque'scher) Manier, und über die Schwierigkeiten der Bearbeitung von Volkssagen und Legenden. Es ist in dem, was er sagt, weit mehr gesunder Menschenverstand, als in manchen ästhetischen und preißgerichtlichen Abhandlungen der brockhäuslichen Urania. Unter den Gedichten möchte des Zweifters Nachtgebet B. 2. S. 3. ff. das erheblichste seyn, obwohl Zephyrs hiacinthner Flügel uns nicht zusagen will. Er kommt auch in anderen Gedichten vor, und gehört unter die nektarischen Lieblingsblumen unseres Sängers. Das folgende Gedicht hebt an:

Mancherley Völker hab' ich gesehn, und mancherley Sitten,
Aber noch keine so hold (Sitten nämlich), keine so freundlich und zart.

Wie an der Spree Gestade! Dort athmet ein heiliges Leben!
Herrlicher schmücktest du nie, Tugend, des Weibes Geschlecht.

Die Red' ist von Berlin, und man sieht, wie Unrecht die Frommen haben, welche über die Unsittlichkeit der Schönen in den großen Städten klagen. *) Die „Lieder der Liebe und des Scherzes" machen einen besonderen Anhang aus. „Hoffentlich," sagt der V. im Vorwort zu B. 2., „werden sie manchen meiner jüngeren Leser nicht unwillkommen seyn, und der Tadel kapuzinisch-gesinnter Sittenrichter kann mir nicht wehe thun." Zur Zellenlectüre möchten sie wohl manchem Kapuziner eher zu kastalisch als zu lasciv seyn. Es sind meist Nachahmungen des Anakreon, ihre Plastik geht nicht über dasjenige hinaus, was man Brustbild nennt, die erotische Muse begnügt sich meist mit einem Tanz um die Waizenhaufen im hohen Liede Salomonis. Die Leichtigkeit des Tones verdient Beyfall, nicht etwa blos im Vergleich mit den hölzernen Anacreonticis, womit vor einigen Jahren Herr Gubitz seinen Gesellschafter ausstaffirte, sondern selbst den sehr gelungenen Eroticis

*) In einer Rede, welche nach der Frankfurter Oberpostamtszeitung 1820 Nr. 313. der Freyherr von Lüttwitz auf Kriblowitz gehalten, ist die Rede von einer besonderen „preußischen Tugendpflicht." Es wird also auch eine besondere preußische Tugend geben, man wird eine besondere preußisch-weibliche Tugend statuiren müssen, und diese wird der Dichter gemeint haben.

M.

von Gerhard (Anakreon und Sappho) gegenüber. Doch der Geist, welcher in ihnen waltet, ist nicht der des Griechen, der Gedanke kann noch nicht recht von der Materie loskommen, und keines von allen diesen Liedern mag sich mit Anakreons Biegenstich messen.

Naturwissenschaft.

I. Lehrbuch der Physik von Johann Ph. Neumann. Wien, Gerold, 1818 — 20. 1ster Band, 558 Seiten, gr. 8., 12 Kpfrtafeln; 2ter Band, 783 Seiten, gr. 8., 15 Kpfrtafeln.

II. Grens Grundriß der Naturlehre, herausgegeben von K. W. G. Kastner. Halle, Hemmerde, 1820, 6te Aufl. 882 Seiten gr. 8., 16 Kpfrtafeln.

Referent vereiniget die Anzeige dieser beyden neuesten deutschen Lehrbücher der Naturlehre, um, so weit es die quantitaven und qualitativen Grenzen gegenwärtiger Blätter gestatten, durch die Gegen-Einanderstellung verschiedener Ansichten einzelner naturwissenschaftlichen Schatten-Partien, entweder ein neues, aus polemischem Zusammenstoßen selbst hervorbrechendes Licht auf dieselben fallen zu lassen: oder aber um, in den Fällen, wo die Wissenschaft sich zur Höhe rationeller Einsicht noch überall nicht hat erheben können, den Leser, durch erzählende Substitution mehrerer bloßen Hypothesen, wenigstens in ihren historischen Besitz zu setzen. Die Wahl — um sich durch ein Beyspiel über seinen Begriff jenes Unterschiedes zu erklären — zwischen der Franklinschen und dualistischen Electricitätstheorie scheint ihm, da hier schon mit Gründen, die aus dem näher liegenden und viel behandelten Gegenstande selbst hergenommen sind, gestritten wird, in die erstere: die, in allen, damit beschäftiget gewesenen Händen, fast gleich dürftig ausgefallne Erklärung der, ihrer Natur nach viel ferner liegenden Erscheinung der Pol-Lichter dagegen, in die leztere Cathegorie zu gehören. Bey der allgemeinen Beschaffenheit des physischen — im Gegensatze des mathematischen — Stoffes, den uns die Naturlehre darbietet, hat es dem Referenten, unter fortgesezten Forschungen, nothwendig geschienen, den Begriff des Hypothetischen selbst in Unter-Abtheilungen aufzulösen; und die Kenner der Wissenschaft werden ihm darinn beypflichten. Er bevorantwortet nur noch, daß die Leser, diesem Plane gemäß, nicht Systematisches, sondern nur Fragmentarisches erwarten dürfen; aber Interessantes und nur solches wird er Ihnen vorzutragen bemühet seyn: der Grundsatz „tous les genres sont bons hormis le genre ennuyeux" darf auch auf den kritischen Vortrag Anwendung finden. — Zur Sache. Neumann erklärt (Einleitung) ein Natur-Gesetz (lex naturae) „für einen Satz, welcher aussagt, was, unter bestimmten Umständen in der Körperwelt, für ein Erfolg eintreten müsse." Kastner fügt bereichernd die Erklärung der Worte, natürlich, künstlich, unnatürlich (praeter naturam), widernatürlich (contra naturam) und wunderbar hinzu. „Natürlich" heißt ihm „ein Ereigniß, so fern es den nothwendigen Zusammenhang von Ursach und Wirkung erkennen läßt; wunderbar hingegen, wenn diese Erkenntniß unmöglich ist." — Die Begriffe Beobachtung (Observatio), und Versuch (Experimentum) ferner, welche das gemeine Leben häufig verwechselt, werden von der Erfahrungs-Naturlehre sorgfältig unterschieden: „Beobachtung (Neumann) ist die Wahrnehmung der Erscheinungen, welche sich an den Körpern, ohne unser Zuthun, ereignen; einen Versuch stellen wir dagegen an, wenn wir Körper, Behufs des Eintretens erwarteter Veränderungen, in gewisse Umstände versetzen." — Nach der Einleitung handelt Neumann, in den vierzehn Hauptstücken, in welche er den Vorwurf der Wissenschaft, nach seinem Plane zerfällt hat, und deren zusammenhangende Uebersicht unsern Lesern, als der Rahmen, aus dem die folgenden, vereinzelten Darstellungen ausgeschnitten sind, nothwendig ist: 1. Von den allgemeinsten Eigenschaften der Körper. 2. Vom Weltgebäude. 3. Von der Anziehung. 4. Von der Schwere. 5. Von den Phänomenen schwerer fester Körper. 6. Von den Phänomenen schwerer, tropfbar flüssiger Körper. 7. Von den Phänomenen der schweren ausdehnsamen Flüssigkeiten. 8. Von der Anziehung in der Berührung. 9. Von der Acustik. 10. Von der Wärme. 11. Vom Lichte. 12. Von der Electricität. 13. Vom Magnetismus. 14. Von den irdischen Erscheinungen im Großen. — Kastner giebt, auf die Einleitung (in überhaupt 13 Hauptstücken), im 1sten Hauptstücke, Metaphysische Naturlehre; im 2ten die Lehre von den Grundstoffen und Formen der Körper und ihrer Cohärenz; folgt dann, mit Uebergehung der, von Neumann in den Plan gezogenen Lehre vom Weltgebäude, ziemlich derselben Ordnung; und verbreitet sich nur im 10ten Hauptstücke: Von den schweren einfachen Stoffen und ihren Verbindungen, über den chemischen Theil der Naturlehre, welchen hinwiederum, aus Gründen, deren Entwickelung uns hier zu weit führen würde, von seinem (wie wir gesehen haben, dagegen im astronomischen Theile reicheren) Rival, außer speciellem Betracht gelassen worden ist. Wollten wir diesen doppelten Plan, nach der aufgestellten kritischen Maaßgabe gegenwärtiger Anzeige, vergleichen: so würde sich vielleicht sagen lassen, daß der Naturphilosoph, welcher bey den Erklärungen der mannichfaltigen Natur-Begebenheiten überall bis auf die lezten Grund-Ursachen zurückgehen muß, (Kastner), gewiß Nichts von dem entbehren kann, was

jedes der beyden Werke, angeführtermaßen, mehr als das andere aufgenommen hat.

Das Capitel vom Weltgebäude, in Neumanns Lehrbuche, enthält mehreres zu Interessantes über die physische Beschaffenheit der Planeten, als daß wir das weniger Bekannte davon unsern Lesern vorenthalten dürften. Die meisten der dießfälligen Beobachtungen lassen auf die Bewohnbarkeit der übrigen Weltkörper schließen, und bahnen uns, auf den Flügeln der Analogie, den Weg zu reizenderen Regionen. „Merkur hat im südlichen Theile Berge, deren senkrechte Höhe die des Chimborasso um das Doppelte übertrifft. Sein Dunstkreis zeigt keine leicht bemerkbaren Flecken" (vielleicht weil die große Nähe der Sonne keine Wolken-Ansammlungen zuläßt.) „Die Jahreszeiten sind beynah wie bey uns" (wegen fast gleicher Neigung der Are gegen die Ebene der Bahn), „folgen aber schon in 22 unserer oder Merkurstagen, von beynah gleicher Länge, aufeinander. Abgeplattet ist Merkur wenig." (Schöne Bestätigung der Newtonschen Theorie, die die Abplattung von Volumen und Schnelligkeit der rotatorischen Bewegung abhängig macht). „Venus hat viel Berge, von denen mehrere über vier geographische Meilen hoch sind" (lassen sich micrometrisch messen, indem sie als Auszackungen des Venus-Randes erscheinen, deren Höhe man mit der bekannten Größe der Scheibe vergleicht). Das Daseyn einer Atmosphäre ist durch Beobachtung von Dämmerungen außer Zweifel gesezt; sie scheint ebenfalls eine ziemlich gleichförmige Mischung zu behalten. Jahreszeiten fast wie bey uns, nur in etwas schnellerer Folge. Nordlichtartige Erscheinungen. Mars zeigt große Flecken, die an unsere Wolken erinnern, aber bleibender sind" (s. oben). „Die Neigung der Are ist beträchtlicher als bey uns, daher auch der Gegensatz der Jahreszeiten energischer seyn muß. Ihre Dauer übertrifft die der unsrigen fast ums doppelte" (darf man bey den oberen Planeten auf eine ähnliche längere Dauer aller übrigen Lebens-Einrichtungen rechnen? — Referent schiebt diese Fragen ein, um, nach dem polemischen Plane seiner Kritik, das Nachdenken zu Einwurf oder Beyfall aufzuregen). „Um den Pol, der jüngst die Winternacht hatte, zeigte sich eine weißglänzende, gegen den Aequator abnehmende Beleuchtung, die mit dem zweyten Winter auch wieder wuchs." Ist das Schnee? „Jupiter zeigt schwarze Flecken, welche an Gebirgskuppen mahnen, die aus der Atmosphäre hervorragen. Da die Are fast senkrecht auf der Ebene der Bahn steht, so hat auch fast keine Veränderung in den Jahreszeiten und in Gleichheit von Tag und Nacht statt." (Referent erinnert an seine obige Bemerkung, mit Beziehung auf die Gleichförmigkeit der Lebens-Einrichtungen auf den oberen Planeten: es ist dieß ein herzerhebender Gedanke, wenn der Erdenmensch den süßen Traum einer Abberufung träumt, und so schon anticipirend genießt, was ihm die Gottheit zugesichert zu haben scheint, indem Sie es seiner Beobachtung erschloß). „Saturn ist durch seinen, Gewölbähnlich frey über ihm schwebenden, mit vielen Bergen besezten, doppelten Ring, dessen Nutzen wir aber aus Mangel an Analogie nicht einzusehen vermögen, vor allen übrigen Planeten ausgezeichnet. Seine Jahreszeiten dauern jede sieben unserer ganzen Jahre. Saturn ist, bey schneller Rotation, auch sehr abgeplattet (s. oben): der Polardurchmesser verhält sich zum Aequatorialdurchmesser wie 32:35; die größte Krümmung steht aber, was ganz besonders merkwürdig ist, 43° vom Aequator ab" (ich möchte den analytischen Scharfsinn meiner Leser in Anspruch nehmen). „Uranus zeigte sich Herschein in einer sonderbaren vielblättrigen Gestalt. Die Zahl seiner Monde ist, durch die neuesten Entdeckungen, bereits auf acht gebracht, und vielleicht hat er deren noch mehr, da, mit dem Abstande von der Sonne, die Zahl der, den Planeten zugetheilten Monde zu wachsen scheint:" ein Umstand der zu deutlich an eine wohlthätige, für lebende Wesen besorgte Vorsehung erinnert, als daß man sich diesem Gedanken länger widersetzen dürfte. „Von den vier neu entdeckten Planeten (Planetoiden, Asteroiden) ist zu merken, daß man sie, lange vor ihrer Entdeckung, nach einem, für die Planeten-Entfernungen von der Sonne, statt findenden Gesetze, vermuthet hatte. Denn diese Entfernungen sind 4, 4+3, 4+6, 4+12, 4+24 u. s. w.; und die, in dieser Reihe früher bemerkte Stellen-Lücke ist durch die Asteroiden, welche die Sonne in gleicher Entfernung umkreisen, jezt glücklich ausgefüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englischer Literaturbericht für Januar und Februar 1821.

(Fortsetzung.)

Bey Leigh und Strand ist eine von Asheton gezeichnete und von Hall gestochene große historische Charte von Palästina erschienen, welche empfehlungswerth ist, es befanden sich darauf 96 Vignetten, welche das neue und alte Testament erklären. — Unter den in London lebenden deutschen Künstlern, welche ihrem Vaterland Ehre machen, befindet sich Herr Sporer, ein geborner Wiener, der schon über dreyßig Jahr in England lebt, berühmt und geschäzt. Er ist gleich geschickt als Zeichner und als Kupferstecher, wie seine viele Arbeiten beweisen. Jezt hat er hundert Ansichten von Edinburgh und dessen Umgebungen gezeichnet und gestochen, und eine Beschreibung der Kupfer wie auch eine politische und Kirchen-Geschichte der schottischen Hauptstadt hinzufügen lassen. Bey Constable in Edinburgh, 2 B. 8. Dr. 3 Pfd. 4 Sh. 6 P. auf Super Royal-Papier. Es gehört dazu eine Panoramische Ansicht von Edinburgh, 2 Fuß lang, Preis 8 Sh. (London bey Sherwood). Es giebt nur ein Haus in London, welches die in Ostindien gedruckten Werke einführt; die ihres inneren Werthes wegen äußerst gesucht und schnell verkauft werden, nämlich die H.H. Black, Parbury,

Kingsbury und Allen, haben folgende köstliche Werke erhalten: Flora indica v. seeligen Dr. Roxburgh, edirt von Dr. Carey, nebst neuentdeckten Pflanzen von Wallich M. D. und Aufseher des botan. Gartens zu Calcutta 8 Preis 18 Schill. — Sodann ein großes persisches Lexikon Boorhavi Quatin, mit persischen Erklärungen, aber nach Art der europ. Lexika geordnet. Aus dem sehr langen Titel ist zu schließen, daß es äußerst vollständig seyn muß; mit vorausgeschickter Grammatik von Muhamed Hassan Ibni Kuluf ut Tubrizi, poetisch genannt Boorhan. Mit Anhang, und geordnet von Thomas Roebuck. Royal-Quart Pr. 7 Guineen. — Ferner: The annals of the college of Fort William, von der Stiftung des Kollegiums an, durch den Marquis Wellesley bis auf unsere Zeiten. Von demselben Verfasser. Preis 1 Guinee. Endlich: The Khirut Ufroz, aus dem Uyar Danish in das Hindoostanische übersetzt; verfaßt von dem berühmten Shueth Ubool Fuzl, ersten Minister des Kaisers von Hindoostan 2 Bde. gr. 8. Pr. 3 Guineen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie in Paris, vom Jenner 1821.

(2. Jenner). Die Wahl eines Vice-Präsidenten der Akademie für das Jahr 1821 fällt auf Hrn. Gay-Lussac. Hr. Jomard übersendet eine neue Rechenmaschine, wie man sich ähnlicher in England für Abkürzung verwickelter Rechnungen bedient, und die Akademie ordnet eine Prüfung derselben an. Hr. Dureau de la Malle liest eine Abhandlung über die Herkunft der Cerealien, insbesondere des Weizens und der Gerste. Von Hrn. Edwards empfängt die Akademie eine Abhandlung über das Athemholen und über den Einfluß der Jahreszeiten auf den thierischen Haushalt, welche unter die Concursschriften für den physiologischen Ehrenpreis aufgenommen wird.

(8. Jenner.) Es werden Dankſagungsschreiben der Herren Leslie und Brinkley, als neugewählter Korrespondenten der physischen und astronomischen Sectionen, verlesen. Hr. Villet von Dijon übersendet die Beschreibung einer neuen hydraulischen Maschine und Hr. David bittet um die Untersuchung verschiedener von ihm erfundener Maschinen. Hr. Arago liest ein Schreiben des Hrn. Berzelius an Hrn. Berthollet über die Oersted'schen magnetisch-elektrischen Versuche. Hr. La Borne theilt eine den nämlichen Gegenstand betreffende Notiz mit und Hr. Ampère legt die Berechnung der Wirkung des Leitungsdraths auf den Magnet unter verschiedentlichen Verhältnissen vor. Hr. Cassini liest eine Abhandlung über die Keimung der Gräserfamilie (l'embryon des graminées), und Hr. Dumóril erstattet Bericht über eine der Akademie eingesandte neue Theorie des gelben Fiebers. Ihr ungenannter Verfasser (welcher übrigens bemerkt, daß er kein Arzt sey) ist der Meinung, die Fieberkrankheiten der Tropenländer würden ihre Bösartigkeit verlieren, wenn die davon betroffnen Europäer, gleich nach der Ansteckung, in eine, derjenigen ihres gewohnten Aufenthaltes ungefähr ähnliche Atmosphäre versetzt werden könnten. Er stützt diese Meinung zunächst auf die bekannte Erfahrung, der zufolg die neu in den heißen Erdstrichen eingetroffenen Europäer vorzugsweise und hauptsächlich vom gelben Fieber in Gegenden befallen werden, wo Neger und Mulatten beynahe allezeit davon frey bleiben. Die Akademie ernennt die verschiedenen Kommissionen, welche sich mit Prüfung der Preisschriften über die Zeitigung der Früchte, so wie der eingereichten statistischen und physiologischen Arbeiten beschäftigen sollen.

(15. Jenner.) Zwey zum Behuf der physiologischen Preisbewerbung eingereichte Schriften werden vorgelegt; die eine ist eine handschriftliche Abhandlung des Hrn. Dutrochet über Wachsthum und Fortpflanzung der sichtbarblühenden Gewächse; die andere ist ein gedrucktes Werk, über die Wege, auf welchen die Nahrungssäfte aus Magen und Gedärmen in's Blut gelangen. Hr. Dumóril erstattet einen sehr belobenden Commissionalbericht über vier verschiedene von Hrn. Bertin eingesandte Abhandlungen, die organischen Krankheiten des Herzens betreffend. Hr. Mongez liest eine Notiz über das nach England übertragene und dort gebrauchte Ellenmaß von Provins en Brie. Hr Berthollet erstattet in seinem eignen und Hrn. Thenard's Namen einen Bericht über acht verschiedene die chymische Zerlegung der Fettsubstanzen betreffende Abhandlungen, welche Hr. Chevreul der Akademie eingereicht hatte. Die überaus zahlreichen Versuche, welche dieser Arbeit zum Grund liegen, beziehen sich nicht nur auf die physischen Eigenschaften der Fettsubstanzen und ihre Auflösbarkeit im Alcohol, sondern auch auf ihr Verhältniß zu den salzfähigen Basen. Der Verfasser hat die chemischen Ergebnisse der Wirkung der Alcalien auf die Fettigkeiten dargestellt, deren einige jener Wirkung widerstehen, während andere durch sie wesentlich verändert werden; Er hat gezeigt, daß Fett, Butter und Oele, auf eine kleine Zahl Grund-Bestandtheile (principes immediats) zurückgebracht werden können, wovon die bedeutendsten sind, eine bey Zero des Thermometers flüssige öligte Substanz, welche er Elaine nennt, und eine bey ungefähr 48° flüssige, die er Stearine heißt. Die Verhältnisse beyder zu einander in den verschiedenen Fettsubstanzen sind genau erörtert. Das Fett des Menschen, dasjenige vom Hammel und das vom Schwein sind mit besonderer Umständlichkeit zerlegt und verglichen worden; und die achte oder Schluß-Abhandlung stellt die Ergebnisse aller vorhergehenden zusammen. Die Berichterstatter ertheilen dem Werke großes Lob und halten es der Aufnahme in den Recueil des savans étrangers würdig. Die Akademie genehmigte diesen Antrag und ernannte hierauf die Kommissionen, welche die eingekommnen um die Preise der Mechanik und Anatomie sich bewerbenden Schriften prüfen sollen.

(22. Jenner.) Ein Schreiben des Hrn. Warren aus Pondichery meldet, daß die gelehrte Gesellschaft in Calcutta künftig mit der Akademie unmittelbare Verbindung zu unterhalten wünsche. Hr. Arago giebt Nachricht von dem durch Hrn. Nicollet entdeckten neuen Irrstern, und Hr. Grimand liest den zweyten Theil seiner Abhandlung über die Thierwuth.

(29. Jenner.) Der Minister des Innern verlangt das Gutachten der Akademie über die von den HH. Pallard und Audeaud entworfenen Tontine-Einrichtung. Der Marine-Offizier, Hr. d'Urville, liest eine Abhandlung über die hydrographische Fahrt (campagne) der durch Kapitän Gauttier befehligten Gabarre. Die mineralogische Section schlägt für den todt geglaubten (es fand sich aber nachher, daß er gar nicht gestorben ist) Hrn. Pallassou Stelle, zu einem neuen Korrespondenten vor, die Herren Darbuisson in Toulouse; Freisleben in Freyberg; Brocchi in Rom; Breislack in Mailand; Weiß in Berlin; Haußman in Göttingen; Jamesson in Edinburgh und Raumer in Breslau.

Nro. III.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Mai 1821.

Sie sagte ihre Liebe nie,
Und ließ Verheimlichung wie in der Knospe
Den Wurm an ihrer Wange Purpur nagen.

Shakespear.

Die Geächteten.

(Fortsetzung.)

Erle war mit Walter entflohen, als Gatte und Vater hatte dieser seine Rettung bey möglichem Mißlingen seiner Plane voraus berechnet, und eilte nach deren Fehlschlagung unmittelbar in einen westeuropäischen Hafen. Erle, um einige Jahre jünger, ledig, durch kein geliebtes Weib, keine Kinder unter das schwere Joch des Lebens gebeugt, durch den Henkerstod seiner Freunde furchtbar erschüttert, irrte eine Weile planlos in Deutschland umher, seine Gemüthsheftigkeit hatte ihn bestimmt, sich auf eine Weise unkenntlich zu machen, die ihm jede halbe Uebereilung unmöglich machte! Er gab sich für einen Taubstummen aus, gelangte also in Bettlerkleidung auf einen Amthof am Fuß des Arlbergs, und erhielt dort Dienste als Knecht. Maria, oder wie der Volksgebrauch sie nannte, Mielchen, des Amtmanns einzige Tochter, legte noch eine — die schwerste Last — auf Erles Brust. Er liebte sie und musste Taubstummer seyn als Liebender, wie schon als geächteter Rebell. Mielchen hielt alle Empfindungen, die der Taubstumme in ihr erregte, für Mitleid, aber dieses Mitleid war der Inhalt ihres Lebens. Nach Jahr und Tag erhielt Erle Mittel, sein in Sicherheit gebrachtes Vermögen, aus seinem Vaterlande zu ziehen. Die Furcht, welche seine Obrigkeit unmenschlich gemacht hatte, war zerstreut, die Mitglieder verschiedener Partheyen verständigten sich; man durfte Erle wissen lassen: daß ihm im Auslande keine Nachfrage beunruhigen sollte. Plötzlich verschwand der Taubstumme von Herrn Hofmüllers Amthof, aber nach wenigen Wochen kam ein ansehnlicher Fremder, der, um Güter in der Gegend zu kaufen, des Amtmannes, als Gerichts-Person, Dazwischenkunft bedurfte. Niemand als Mielchen erkannte in ihm den Taubstummen, und Niemand ward je Theilhaber dieses Geheimnisses, als Mielchens vortreffliche Stiefmutter, die von des Taubstummen ersten Eintritt in ihr Haus, sein und Mielchens Schutzengel gewesen war. Der Fremde, den wir jetzt unter dem Namen Erle kennen lernten, erkaufte die Güter und machte Mielchen zur glücklichsten Frau; er war einer der begünstigten Sterblichen, die nach dem Ausdruck der Schrift, „wohlgefällig sind vor Gott und vor Menschen;" nur Mielchens Bruder, den jetzigen Amtmann Hofmüller, konnte er nie gewinnen. In vollkommenster Unwissenheit über seines Schwagers früheres Schicksal, schien dieser von jeher zu seinem bösen Engel bestimmt; denn ehe er als Taubstummer auf dem Amthof erschien, hatte der von seiner Obrigkeit erlassene Steckbrief den damaligen Rechtskandidaten, in dem eigentlich ein Groß-Inquisitor verloren gegangen war, zu scharfer Aufmerksamkeit auf alle Fremde, Wanderer und Landstreicher vermocht. Als Taubstummer spürte er etwas Verdächtiges in ihm, und seit der wohlhabende Gutsbesitzer Erle um seine Schwester warb, ward er ein Gegenstand seines Mißfallens, — einzig weil die Natur sie beyde an zwey entgegengesetzte moralische Pole gefesselt hatte. Wer mehr davon wissen will, muß in der Erzählung: „Der Taubstumme oder der Steckbrief" nachlesen, die, wie der Amtmann beym Lesen des Makulatur-Bogens, ganz richtig

errieth, der oben erwähnte Pfarrer Uluf in Hubers Erzählungen zweyte Sammlung, eingeschwärzt hat. Er führt sich bey dem heiligen Dreykönigs-Essen, wo der Taubstumme die Aufmerksamkeit aller Gäste auf sich zog, selbst unter den Gästen auf, er muß also von einigen Dingen doch ziemlich genau unterrichtet gewesen seyn, und hat der jezt allgemein statuirten Verletzung des Gastrechts: Familien-Interessen auf der Leipziger Messe zu verkünden, um zwanzig Jahre vorgegriffen.

Hofmüller ging nach Walters Abreise tückisch im Hause umher, herrschte in der Amtsstube wie ein Satrape, und haute, wo er an Kornäckern, Blumenbeeten und Krautfeldern herging, mit seinem spanischen Rohr allen hohen Gipfeln die Krone ab. Das war immer ein Zeichen, daß es recht schwarzgallig in ihm aufgähre. Nach ein Paar Wochen befahl er seiner Frau, Cunegunde den folgenden Tag mit ihm zum Schwager fahren zu lassen, er müsste bey ihm und in der Gegend umher nachforschen, ob die vielen Auswanderer nach Amerika, die sich meldeten, irgendwo einen mächtigern Rückhalt hätten. Cunigundens ernstes Gesicht ward von einer leichten Röthe überzogen, den Blick ihres schimmernden Auges barg sie aber, indem sie sich einen ihrer kleinen Geschwister einen Dienst zu erzeigen bückte. In Eichthal war ihr eigentliches Vaterhaus. Erle hatte ihren Verstand gebildet, seine Gattinn ihrem Herzen Kraft gelehrt; Marie, Erles Tochter, war ihre einzige Freundinn, aber von jeher war ihr der Umgang mit dem geliebten Eichthal erschwert worden, und seit einigen Monaten hatte Hofmüller, durch seine Gehässigkeit gegen seinen Schwager geblendet, seiner Familie allen Verkehr mit ihm verboten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ababdeh-Araber.

Ein gewisser Römer fragte einst sehr vorlaut: was ist Wahrheit? — und wenn es gleich tief ins zweyte Jahrtausend geht, daß diese Frage gethan ward, ist wenigen Fragern je eine Antwort hinreichend gewesen. Seit einem halben Menschenalter erörtern unsre Zeitgenossen nun die zweyte Frage: was ist Freyheit? — im Großen aber, nicht wie jener Römer der seinen Privat-Zweifel äußerte, durch Thränen, Verbrechen und Tod. Die Frager sind auch größtentheils Experimentirer — da war mirs um so angelegener auf die Beschreibung eines Menschenhäufchens zu kommen, der Freyheit genießt, indem er durch etwas Eigenthum und einige Uebereinkunft mit seinesgleichen aus dem Zustand des Thieres des Waldes gehoben, durch Einfachheit seines Besitzes und Beschränkung jener Uebereinkunft aber, von aller Kultur ferne geblieben ist. Dieses Menschenhäufchen sind die Araber vom Stamm Ababdeh, welche der egyptische Reisende Belzoni auf seinem Weg zu den alten Smaragdgruben des Herodot und Plinius antraf. Sie wohnen in dem Landstrich von der Erdenge von Suez, dem rothen Meeres-Ufer entlang, bis zum 23°. — Wohnen! das heißt, sie durchziehen in kleinen Haufen die Wendungen der verbrannten Felsengebirge, wo ihre wenig zahlreichen Heerden von Kameelen und Ziegen die dürren Pflanzen abweiden, die in den engen Thälern unter den spärlichen Schatten von Dattelbäumen wachsen. Hie und da finden sich Brunnen, die lezten Spuren von belebter Natur; meistens ist ihr Wasser brackisch, wie der Seemann es nennt, das heißt: bitter; selten sind es Quellen, sondern Vertiefungen in Felsen und Geklüfte, und wenn hie und da das Wasser aus dem Felsen springt — das wahre Bild dieses erfrischenden, belebenden Elementes! — so muß es sehr sparsam seyn, denn Belzoni spricht einmal von einer Quelle, der reichsten, die er in Egypten gesehen, welche in einem starken Daumen dicken Strahl aus dem Felsen geschossen sey. Diese Wasserplätze sind die Wegstationen der Reisenden; sie sind der Zankapfel der wandernden Stämme; sie sind bey ruhigen Besitz aber auch ihre Freudensäle. „Wie in den Tagen der Väter" ist der Gang der jungen Dirnen zum Brunnen die einzige Gelegenheit zum Gespräch, zur Bekanntschaft mit den Jünglingen, welche ihre Kameele dort zu tränken kommen. Wir finden hier die Scenen der Mosaischen Geschichte wieder, wir finden Gemählde aus dem herrlichen Gedichte Antar, das für uns so alt, und gegen Moses so neu (es sollen alte Volkssagen seyn, die unter Harun Al Raschid zuerst gesammelt wurden) zwischen diesem Lezten und Belzonis Reisen mitten inne stehen, um zu beweisen, daß sich die Sitten dieser Volksstämme in vielen tausend Jahren nicht änderten. Reichere Stämme mögen die ersten Bedürfnisse in reicherem Maße besitzen, aber deren Gebrauch bleibt sich gleich.

Die Ababdeh haben in ihren Felsengeklüften keine Nahrung als Durrah (eine Art Hirsen) und Wasser; wenn sie von Zeit zu Zeit eine magere Ziege verzehren, so ist das ein Leckerbissen; allein sie genießen sie mit dem Bewußtseyn der vollendetsten Unabhängigkeit, die keiner Gewalt der Erde verpflichtet ist. Ihr einziger Handelszweig sind die Kameele ihrer Zucht, die sie gegen Durrah verkaufen, denn weder ihre Neigung, noch ihr verbranntes Felsengestein erlaubt ihnen einen Anbau. Besonders Betriebsame unter ihnen, brennen Kohlen aus einem Baume, den Belzoni Sount nennt, welcher zahlreicher wie die Palmen in den Felsen-Schluchten gedeihen soll. Diese Kohlen tragen ihre Kameele ans Nil-Ufer, und bringen dagegen Durrah, Unschlitt, Leinwand zu Zelten, zurück. Allein diese Betriebsamen sind nach unserm Bedünken schon ausgeartet. Zu der Fülle einer Ababdehs-Glückseligkeit gehört vollkommner Müßiggang. Eine Pfeife Tabak ist ihnen ein Luxus-Artikel, sie gehen fast nakt, sind klein, schlecht gebaut, haben aber schöne Augen; die Weiber, welche Belzoni beym Brunnen versammelt sah, waren sehr hübsch; die verheyratheten

waren bedeckt, die Jungfrauen ganz unbekleidet, allein ihren Kopfputz ließen sie sich sehr angelegen seyn. Sie lassen ihre Haare lang wachsen, und flechten sie dann in so feste Flechten, daß kein Kamm hinein dringen kann; können sie Schaafsfett habhaft werden, so streichen sie es über den ganzen Kopf und überlassen dann der Sonnenwärme solches in die Haare hinein zu schmelzen. Um diesen Kopfputz unter dringenden Umständen nicht zu zerstören, bedienen sie sich zum Kratzen sehr geschickt eines spitzen Hölzchens und beweisen damit, wie gleiches Bedürfniß gleiche Erfindung hervorbringt. Vor einigen vierzig Jahren, wie unsre Mode-Schönen ihren Haarbau über ein Gerüst von Roßhaaren, Drath und Leinwand aufführten, das keineswegs bis auf den Grund täglich abgenommen wurde, bedienten sie sich langer Spiese — meistens zarter Stachelschweinborsten — an denen ein verzierter Knopf, oft ein kostbarer Edelstein, befestigt war, dessen sie sich unter den Namen gratte tête zum Kopfkratzen bedienten. Das Haar der Abadeh ist sehr kraus, ihre Haut dunkel Chokolatenfarb, ihre Zähne schön, aber sehr lang und vorstehend.

(Der Beschluß folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

(Fortsetzung.)

Das große heroische Ballet: il Ratto delle Sabine von S. Vigano in Mayland entsprach den Erwartungen nicht. Auch die Musik, woran selbst ein bekannter deutscher Komponist, den wir für dießmal mit dem Mantel der Schonung bedecken wollen, Antheil hatte, trug Schuld daran. Indeß erhielt Garzia's Balletchen: il pellegrino negromante anhaltenden Beyfall. Zur zweyten Carnevalsoper hatte man Rossini's brillante Donna del Lago, welche außer Neapel noch nirgends gehört wurde, gewählt, und der Wurf war, ungeachtet mehrere Sänger nicht den erforderlichen Diapason für diese Musik hatten, nicht ungelungen. Nach dem, was in meinen früheren Berichten zum Vortheile dieser Oper gesagt worden, wird es nicht uninteressant seyn, auch das Urtheil der Mailänder in Kürze darzulegen. Die Kenner rechnen diese Partitur unter die originellsten und schönsten der Rossinischen Muse; auch jene finden darin edle interessante Einfachheit in den Melodien, angenehme den Gesang meisterhaft hebende Instrumentirung, welche vorzugsweise in den Chören, Cavatinen und Duetten ausgezeichnet da steht. Dieser Styl sagen sie, trägt einen so originellen Stempel, daß er alle Nachahmer in Verzweiflung bringen muß, einen Stempel, der den Ruhm des Tonsetzers mit Blitzesschnelle in ganz Europa gegründet hat. Mad. Belloc (anfangs durch Kränklichkeit gehindert) entwickelte in den späteren Vorstellungen einen ungemein süßen ausdrucksvollen Gesang, der zum Herzen sprach. Jene Adein Tosi, deren schöner in guter Schule gebildeter Mezzo Sopran ungeachtet der nicht immer ganz sichern Intonation so großen Beyfall erhielt, erfüllte hier in noch höherem Grade die Ansprüche des Publikums. Ihre einfache, gedachte scenische Haltung verdient alles Lob. Erlangt sie höhere und freyere Ausbildung im Gesange, und wird erst das Gefühl ihr in das Herz und aus diesem in den Vortrag kommen; wird sie dabey bescheiden und fleißig bleiben, dann kann sie eine große Sängerin werden. Vorzüglich gefiel das berühmte Duett der Zoraide, welches sie mit Mad. Belloc im zweyten Akt sang; auch Tacchinardi, den die Mailänder durch gänzliches Nichtbeachten disgustirt hatten, erstand hier wieder zu neuen Lorbeern; doch hatte er nicht mehr Muth sich seiner alten Lieblings-Manier zu überlassen. Auch Botticelli wurde nebst den genannten drey Sängern auf die Scene gerufen.

Im Vorbeygehen berühre ich Vicenza, weil ich dort die ächt dramatische Musik der Imboscata von Weigl, ungeachtet mancher Verstümmlungen mit Vergnügen gehört habe. Schade daß der interessante Gesang oft von den Instrumenten übertönt wird. Melodie und Begleitung scheinen hier gleichsam eine konstitutionelle Monarchie zu bilden, wo erstere befugt ist, das Gesetz vorzuschlagen, leztere aber das Recht hat, diesem Gesetze zu widersprechen; das Accompagnement steht oft als Opposition, die nothwendige Einheit des Gemüthes wird nicht erreicht. Die Hauptstücke sind die Ouverture, Introduktion, das Finale des ersten Akts; im zweyten die Aria marziale der Primadonna Cavalli, die bey weniger aber gebildeter Stimme ein schönes Schauspielertalent besizt, die Arie des Buffo Zaccoli, der mit einem hölzernen Basse ein erträgliches Spiel verbindet; das Duett der beyden Frauen Cavalli und Cerioli, die Cavatine des mittelmäßigen Buffo Celli, so wie der Chor der Richter, wo bey dem Rathe die Musik das Yah des Esels mit Laune nachahmt; schade daß noch manches Gute weggelassen wurde. Das Orchester, besonders aber der Direktor der Violine, verdienen alles Lob.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin und Wien am 24. April.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen."

Schiller.

Berlin und Wien? Für dießmal muß ich so datiren; denn ein Wiener hat von mir Vergunst begehrt, ein Theater-Bulletin mit Hülfe der sogenannten 24 Pfünder zu publiciren. Er meint, das eigentliche Ziel der Batterie sey denn doch die Praxis der Theaterkunst im Allgemeinen (und darin hat er freylich recht), es komm' also auf den Ort wenig an, und diese Monatsberichte hätten vor den Wiener Tagesberichten in dortigen Zeitschriften den doppelten Vortheil voraus, daß sie weiter gelesen würden, und daß kein Theatersecretär sie censirte. Da er dem Anmerke-Rechte, in dessen verjährtem Besitze ich gegen meine Berliner Korrespondenten mich befinde, stillschweigend sich unterworfen hat; so hab' ich geglaubt, seinen Bericht

aufnehmen zu müſſen. Doch die Berliner geben der Ancienne-tät halber billig vor.

Brief des Kurzen.

„Haben Sie die lange Abhandlung über Wolffs Pretioſa in der Eleganten geleſen?“ (Ja.) „Was ſagen Sie dazu?“ (Nichts.) „Wer mag der unterzeichnete K.... ſeyn?“ (Ein Kenner, wie es ſcheint.) „Unſere Weinhäuslichen (?) Theaterrecenſenten ſind weiblich über dem Stück her.“ (Deſto beſſer.) „Leanm hat für Wauer die undankbare Rolle des Zigeunerhauptmanns geſpielt.“ (Das macht ihm Ehre.) „Uebrigens nichts.“ (Zu berichten, meint der Kurze unfehlbar.)

Brief des Dramaturgen.

„In einem hieſigen Subelblatte, das mir in die Hände fiel, las ich zu Anfange dieſes Monats die Theaterkritik: Calderons Leben ein Traum habe hier aus geſpielt, ein träumender Prinz ſey heutzutage ſelbſt auf der Bühne kein intereſſanter Gegenſtand mehr. Es iſt leider wahr, daß das Stück nicht mehr zieht; aber woran liegt es? An Weſt's Bearbeitung? Oder am Prinzen Siegmund? Der Stoff hat doch ſo unendlich viel Reiz.“ (Man mache nur eine Oper daraus, das wird ſchon ziehen.) „Es verleidet mir alles Theater, daß ſtets das Mittelmäßige, wenn es nur bunt iſt, mit Malerey, Geſang, Tanz u. ſ. w. untermiſcht, über das Vortreffliche ſiegt, ja daß ſelbſt die fremdartige, ſpaniſche Form zu gefallen ſcheint, wenn eine gewöhnliche Intrigue darinnen ſteckt. Sie ſehen, daß ich nicht aufgelegt bin, zu berichten.“ (Das ſeh' ich.) „Oder ſoll ich Ihnen ſchreiben, wie es ausſieht, wenn die brave Stich als Pretioſa Solo tanzt, während die Lemiere und Hoguet — figuriren?“ (Ich will nicht glauben, daß man Mad. Stich in einen Wettkampf geführt hat, wo ſie nothwendig geſchlagen werden muß. Wenn die L. und H. in dem Stücke tanzen, wie würde dann M. St. ſich als Tänzerin ausnehmen?)

Brief der konſtitutionell-geſinnten Damen.

„Wenn Sie ſich herausnehmen, den Cenſor zu ſpielen, mein Beſter, und meine Briefe zu ſtreichen, vom Anfang bis zu Ende; ſo werd' ich Ihnen keinen mehr ſchreiben. Damit Sie ſehen, daß das mein Ernſt iſt, ſchreib' ich Ihnen einen, der ſo gut iſt, wie keiner. Adieu!“

„N. S. Haben Sie denn das Aprilheft der Dresdener Muſe vom Advokat (Hofrath!) Kind geleſen?“ (Nein.) „Haben Sie geleſen, daß der Hr. Kind nicht mehr leiden will, daß jemand über die Albaneſerin ſchreibe?“ (Da hat er recht.) „Das Publikum, ſagt er, ſey über dieſen Gegenſtand völlig geſättiget! Ey, das iſt mir ja ein naſenweiſſes, ungezogenes Kind, das! Iſt er denn das Publikum? Wenn Eins von meinen Kindern in großer Geſellſchaft, wo's laut hergeht, rufen wollte: Stille! nun ſo wüſſt' ich, was es ſetzte. Ich will doch ſehen, ob dieſes Kind mir wehren ſoll, über Ihre Alberne zu ſchreiben!“ (Wenn Frau Jeanne Pauline und Herr Brockhaus es thun; ſo hat F. Kind wahrſcheinlich nichts darwider.) „Wenn das Kind artig wäre, und mir ein gut Wort gäbe, nun, ſo trät' ich ſeinen Materſchauſpielen auch die Ehre an, ſie zu bürſten! Daß dich!“

Brief des Wieners.

„Im Burgtheater drey Schlachten in zwey Tagen — zum Glück vor der Erfindung des Pulvers — nämlich: der Gaſtfreund und die Argonauten den 26. und Medea den 27. März, das Ganze eine tragiſche Trias von Fr. Grillparzer. Eine Trilogie iſt es nicht, da der Dreyheit die verbindende Einheit mangelt; man müſſte denn auch einen dreyeckigen Hut wegen der Divergenz ſeiner Extremitäten zu einer Trilogie erheben wollen. Eine durchgreifende Grundidee ſucht man umſonſt. Es iſt nicht einmal eine Fügung darin, vielweniger ein Schickſal, denn was ſich nicht fügt, ſchickt ſich natürlich auch nicht, in der Tragödie. Damit iſt den Chriſten und Heiden ein arger Anſtoß gegeben. Zuweilen ſteckt indeſſen das Schickſal auch ſeinen Kopf als minirender Maulwurf in die Höhe, z. B. wenn die volksthümlichen Heroen Flüche ausſprechen. Freylich ſind dieſe Flüche nur Windeyer, aber eben deßwegen tragiſch gut. Das Fatum macht ſich auf dieſe Weiſe über ſich ſelbſt luſtig und ſtirbt noch eher als die Opfer, die es kraft des gegebenen Wortes begraben ſoll.

Unter den drey genannten Trauerſpielen iſt auch nicht ein wirkliches vorhanden.

Pyrrus ſtirbt nur ſo bey Gelegenheit, weil der feigeberechnende Aietes die Ermordung des Gaſtfreundes weniger fürchtet als den Fluch, der doch nur durch die erſte die Kraft der höhern Vollziehung erhält. Hier gilt die Variante: „Aus Furcht zu tödten hat er gar getödtet.“ Auch der Tod des Abſyrtus iſt ein leeres Impromptu. Nur gut, daß Abſyrtus ſchneller aus dem Schiffe als Sappho vom Felſen ſpringt! Medea iſt eine tragiſche Schraube ohne Ende. Der fünfte Akt, der durch Medea das goldne Vließ wieder nach Delphi bringen ſoll — von wo es durch Pyrrus ausgegangen war, um ſo den tragiſchen Kreis zu ſchließen, iſt ein Anſatz ohne Halt, ohne Beruhigung, ohne Geiſt, kurz ohne irgend ein Intereſſe. Die Schickſalsidee, die der Dichter gern umgangen hätte, rächt ſich durch Parodien, an dem Helden Jaſon, der zur Strafe auf den Boden hingeſtreckt, Staub iſt, und an Medea, der Kolcherin, die nach ſolchen Thaten noch den Muth hat, der Sühne wegen mit den Delphiſchen Prieſtern zu unterhandeln. Die endliche Ausgleichung zwiſchen Nothwendigkeit und Freyheit, dieſer letzte Zweck der Tragödie, iſt durchgehends unberückſichtigt geblieben. Die Größe des heldenmüthigen Jaſon, des Führers der Argonauten, beſteht einzig in ſeinem ungeheuern Schilde und beträchtlichen Barte, im Punkte der Liebe iſt er ein untergetauchter, bey den Beinen wieder aus dem Waſſer hervorgezogener Pharo. Medea bildet ein ſchillerndes Quodlibet von Barbarey, Griechenthum, Modernität und Zigeunerweſen. Aietes vereinigt in ſeiner tragiſchen Natur als König den Wolf, den Luchs und den Haſen. Abſyrtus der Sohn geht an. Die Argonauten haben kaum den Fuß ans Land geſetzt, ſo treiben ſie hinter Jaſons Rücken feige Meuterey. Sie gleichen Ueberläufern, die unterweges überlegen, wo ſie für ein gutes Handgeld ſich friſche Spießruthen holen wollen. Gora, Medeas Amme, Kreuſa und Kreon zeichnen ſich dagegen aus. Um das Mitleid für Medea zu erregen, ſind ihren Kindern die unnatürlichſten Empfindungen untergeſchoben. Die Sprache iſt theilweiſe ſchön, mehr dem Koſtüme als der Empfindung nach griechiſch. Da bey dem Streben nach oberflächlichen Effekt dießmal nicht ſoviel Confekt als in der Sappho herumgegeben werden konnte, ſo fehlte die Hauptwürze. Die äußern Mittel der Darſtellung erinnerten in dieſem griechiſchen Thema häufig an den Spiegel von Arcadien. Das Auge der Phantaſie bekommt faſt gar nichts zu ſehen; dafür umzüngelt aber der Drache in leibhafter Geſtalt das goldene Vließ und Medea macht im Angeſicht des Publikums Kunſtſtücke trotz Philadelphia. In den Argonauten iſt die Taktik bewundrungswürdig. Das Trauerſpiel dieſes Namens hat entſchieden mißfallen und wird ſich ſchwerlich auf dem Repertoire halten können. Der Drache erweckte die Schlange im Parterre. Vom dritten Akte der Medea ſtellt ſich beym Publikum die Langeweile ein, und arbeitet crescendo. „Auch die bedeutende Kürzung hat bey der zweyten Vorſtellung nicht viel gefruchtet. Sie war, obwol zum Vortheile des Dichters, nur mäßig beſucht. Sappho wird in Wien Medeen überleben.“

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 14.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Die allgemeine Erhebung der Griechen gegen das türkische Joch und der glückliche Widerstand des Ali Pascha von Janina geben folgenden Werken ein erhöhtes Interesse:

Georg Scanderbeg. Glücklicher Vorgänger des Ali Pascha von Janina. Von Dr. 8. geheftet, 12 gr.

Krafts Handbuch der Geschichte von Altgriechenland. gr. 8. 1 Rthlr.

Ernst Kleins
literar. Comptoir in Leipzig.

Bey B. F. Voigt in Sondershausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Kunst, jedes deutsche Wort richtig zu schreiben; nebst Anleitung zu den im bürgerlichen Leben vorkommenden schriftlichen Aufsätzen und Briefen, nach einer neuen Methode auf das Leichteste und Einfachste dargestellt, sowohl zum Gebrauch in Schulen als auch zum Nutzen des Bürgers und Landmannes. 10¼ Bogen. Preis, in Umschlag geheftet 6 Gr, oder 27 kr.

Es darf diese Schrift nicht mit so vielen ähnlichen verwechselt werden, welche blos durch einen lockenden Titel blenden. Sie ist aus der Feder eines gründlichen und gereiften Lehrers geflossen, der erst dann zu ihrer Bekanntmachung schritt, als er sich durch vieljährige Erfahrung von der Haltbarkeit und dem Erfolg seiner Methode überzeugt fand. Diese ganz einfache Methode wird sowohl durch ihre Anwendung in Schulen zu unglaublich schnellen Fortschritten führen, als auch von erwachsenen Personen, die in ihrer Jugend hinsichtlich der Muttersprache, Rechtschreibung und des Briefstyls vernachlässigt worden sind, und das Versäumte auf eine kurze und leichte Art nachzuholen wünschen, von großem Nutzen seyn.

Von den

Chirurgischen Kupfertafeln

ist der IV. Heft (à 12 Gr. Sächs. oder 54 kr. Rhein.) erschienen und erläutert. (Tafel XVI.) die Unterbindung der Gefäß-Mündungen. (Taf. XVII.) der Blindbarmbruch. (Taf. XVIII.) chirurgische Nähte und Nadeln. Eine Doppeltafel (XIX. XX.) liefert farbig gedruckte und sorgfältig colorirte Abbildungen von Herpes phlyctaenodes, cicinnatus, praeputialis und Herpes iris, welche den Abbildungen von Batemann kaum etwas nachgeben, und des Beyfalls der Aerzte und Wundärzte nicht entbehren werden.

Der V. Heft, welcher die Natur oder Behandlung der Klumpfüße, des Nabelbruchs, der Schenkelhals-Fractur und des Staphyloms erläutert, ist bereits im Druck so weit vorgerückt, daß er bald wird ausgegeben werden.

Weimar, im März 1821.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands ist zu haben, und an die vorzüglichsten bereits versendet:

K. K. Bildergallerie im Belvedere zu Wien.

Nach Zeichnungen des k. k. Hofmahlers S. v. Perger, in Kupfer gestochen von verschiedenen Künstlern. — Nebst Erklärungen in historischer und artistischer Hinsicht, in deutscher und französischer Sprache.

Herausgegeben und
Seiner Majestät Franz dem I.
ehrfurchtsvoll gewidmet
von
Carl Haas.

Klein Quarto. Auf schönem Velinpapier.

Erste Lieferung erschien den 1sten März und enthält: Baroni, der verlorne Sohn; gestochen von Langer. — J. Ostade, der Zahnbrecher, gest. v. Langer. — Hackert, Wasserfall bey Tivoli; gest. v. Armann. — Fyt, Geflügel, gest. v. Eißner.

Zweyte Lieferung erscheint 16. April und enthält: Barotari, die Ehebrecherin, gest. v. Eißner. — G. Dov, der Charlatan, gest. v. Langer. — Peters, Meeressturm, gest. v. Rahl. — Hoogstraeten, der alte Jude; gest. v. Langer.

Der unterzeichnete Herausgeber dieses, von allen Kennern und Liebhabern mit Beyfall aufgenommenen, Werkes verweiset in Hinsicht auf dessen Eintheilung und Umfang auf den ausführlichen Prospectus des Werkes, welcher in allen Buch- und Kunsthandlungen gratis zu haben ist.

Der Pränumerations-Preis jeder Lieferung in 4to (bestehend aus 4 Kupferstichen 4 Blatt deutschen und 4 Blatt französischen Textes nebst einem artistischen Anzeiger, in gedrucktem Umschlage geheftet) ist 2 Rthlr. oder 3 fl. (im 20 fl. Fuß.)

Einige wenige Exemplare der ersten Kupferabdrücke werden avant la lettre nebst Text auf dem schönsten Velinpapier in klein Folioformat abgezogen. Davon kostet jede Lieferung 4 Rthlr. oder 6 fl., es muß jedoch hierauf bandweise pränumerirt, d. i. 15 Lieferungen voraus bezahlt werden.

Das Ganze wird aus 60 Lieferungen (deren 15 einen Band machen) bestehen, alle 6 Wochen erscheint regelmäßig eine Lieferung.

Wien, im März 1821.

Carl Haas, Buchhändler.

Tauschanerbieten von Büchern, Kupferstichen, antiken Münzen ꝛc.

Eine bedeutende Anzahl älterer, großen Theiles stel-

tener Werke, wovon ich die meisten als Duplikate besitze, herrührend aus den vormaligen Churfürstlich Mainzischen, Trierischen, Cölnischen Bibliotheken, aus den Sammlungen der Deutsch Ritter Ordens-Balley Coblenz, der Fuste von Stromberg, Freyherrn von Clodt, so wie aus jenen der aufgehobenen Abteyen Laach, Schönau, Marienstadt ꝛc., biete ich gegen anderweitige philologische, historische, geographische Schriften aus früheren Epochen zum Tausche, doch ausserdem nicht zum Verkaufe an. Interessante Drucke aus den ersten Zeiten der Typographie, namentlich aus den Jahren 1470, 1480, 1490 ꝛc., Charten in Atlassen und einzeln von Bertius, Merkator, Merian ꝛc. Kupferstiche und Holzschnitte von Böhm, Scheufelein und Solis, Handzeichnungen mit der Feder von Brechtel, Breuner, Fischer befinden sich unter denselben. Liebhaber, die auf einen Tausch der Art eingehen wollen, ersuche ich, mir die Werke, die sie abzugeben gesonnen sind, anzuzeigen: wogegen ich ich ihnen das vollständige, mehr als tausend Nummern über Theologie, Jurisprudenz, Diplomatik ꝛc. enthaltende Verzeichniß zur Auswahl zusenden werde.

Auch einige Hunderte römischer Münzen, meistens aus den mittlern Zeiten des Reiches, in jeder Gattung Erzes, (mehrere mit dem Stempel des Museums von Parma), siebenzig in Silber, sechs in Gold, ferner neun griechische Silbermedaillen (Antiochus, Demetrius, Gelo ꝛc.) aber ohne Reihenfolge und zu der vollständigen, früherhin in der hiesigen Amtsblattsbeylage, der Confluentia, und dem Rheinisch-Westphälischen Sprecher angezeigten Sammlung nicht gehörig, können gegen ähnliche vertauscht, doch gleichfalls nicht verkauft werden.

Werke, welche ich unter andern in wohlerhaltenen Exemplaren, recht bald, auf obige Weise oder gegen baare Bezahlung zu erhalten wünsche, sind folgende:

Gregor. Turon. historiae Francorum lib. 10. Basileae 1568.
Joan. Trithem. Spanheim. annal. Hirsaugiens. tomi 2. Monast. St. Galli 1690.
Codex legum antiquar. Visigothor. Burgundion. Allemanor. etc. edit. Lindenbrog. Francofurti 1693.

Coblenz im Großherzogthume Niederrhein
den 30. März 1821.

Johann August Klein aus Coblenz, Professor.
(Vormaliger Gymnasial-Director und Oberlehrer in Kreuznach an der Nahe.)

Literarische Anzeige.

Der Druck des von mir angezeigten

Encyklopädischen Wörterbuchs der Künste, Wissenschaften und Gewerbe, in 4 Bänden Lexiconformat,

hat nun begonnen, und wird damit rasch fortgefahren. Gleich nach der Ostermesse sind in allen Buchhandlungen die ersten Bogen zur Einsicht zu haben, damit sich das Publikum von dem fortschreitenden Gehalt desselben überzeugen kann, und durch falsche Gerüchte nicht irre geleitet wird, als erscheine dasselbe nicht.

Der Subscriptionspreis ist für Druckpapier 10 Thlr. und für Schreibpapier 15 Thlr.

Altenburg, den 15. April 1821.

Christian Hahn.

Bey Imman. Müller, Buchhändler in Leipzig ist so eben erschienen:

Bergmann, A., deutsche Vorschriften zur Bildung einer schönen und deutlichen Kaufmanns- und Geschäftshand. Für Handlungslehrlinge und Knaben, die einst die Handlung erlernen wollen, in 30 Vorschriften auf 15 Blättern. Preis 15 gr.

Diese schönen, auf Velinpapier gedruckten, und, im Verhältniß ihrer Stärke, so billig im Preise gestellten Vorschriften werden den Beyfall der Kenner gewiß erhalten.

* * *

Neue Hefte des Bilderbuchs für Kinder.

Von Bertuch's Bilderbuche sind so eben die Hefte 183 und 184, mit den dazu gehörigen Heften des ausführlichen Textes, erschienen, welche nicht blos der lernbegierigen Jugend empfohlen werden dürfen, sondern auch, wie manche frühere Hefte, von Erwachsenen nicht ohne Interesse durchgegangen werden möchten.

Jeder Heft kostet bekanntlich mit ausgemalten Kupfern 16 Gr. sächs. oder 1 fl. 12 kr. rhein., mit schwarzen 8 Gr. Sächs. oder 36 Kr. rhein.; das Heft des ausführlichen Commentars 4 Gr. oder 18 kr. rhein. und sind beständig vollständige Exemplare, wie auch einzelne Hefte durch alle Buchhandlungen, so wie von uns selbst zu erhalten.

Weimar, im März 1821.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

K. J. Beckers Weltgeschichte.

Neue Auflage; verbessert und fortgesezt von J. G. Woltmann. 10 Bde 8.

(jezt wieder vollständig.)

Schon vor einiger Zeit war die vierte Auflage der ersteren Bände erschienen; und jezt ist mit dem 10ten Bande (1821) die dritte Auflage der folgenden *) fertig geworden, wodurch das ganze Werk nicht blos wieder vollständig ist, sondern auch in großentheils neuer und vollendeter Gestalt vor uns liegt. Der Beyfall, den das Werk seit seinem Entstehen gefunden, galt nur als Aufmunterung, um demselben bey jeder neuen Auflage größere Vorzüge zu geben, indem der ursprüngliche Verfasser erkannte, was in verschiedenen Theilen mangelhaft geblieben, und ihm nach seinem Tode in Herrn Prof. Woltmann ein treuer Pfleger seiner Arbeit und seiner Wünsche für dieses Werk geworden ist. So hat es nicht blos der Zeit gefallen, in welcher es zuerst erschien, sondern es wird durch die größere Gründlichkeit in Betreff der Thatsachen, durch eine mehr historische Auffassung der Begebenheiten, durch eine Darstellung, welche die Würde der Geschichte nie verläugnet, und durch noch fleißigere Benuzung der wahren Quellen, sich jezt auch bey den strengeren Anforderungen die gemacht werden, empfehlen und einen dauernden Werth behaupten, wie das schon Bredow anerkannt und öffentlich ausgesprochen hat, und viele

---

*) Weil bey diesen Bänden gleich Anfangs die Anzahl der abgedruckten Exemplare verstärkt war, so ist von selbigen erst eine 3te Auflage nöthig geworden.

andere Stimmen es bestätigt haben. Der 10te Band führt die Geschichte bis zum Ausbruche der französischen Revolution, einem Zeitabschnitte, der am meisten zum Ruhepunkte geeignet ist, dem aber eine Bearbeitung aus derselben Feder, als Fortsetzung dieses Werks, wie wir zuverlässig versprechen dürfen, bevorsteht.

Wenn ein Nachdrucker, mit der diesen Leuten eigenen Unverschämtheit, seine im J. 1819 veranstaltete Ausgabe, mit einer angeblichen Fortsetzung des Herrn Prof. Pölitz, für eine vierte Auflage ausgibt, so ist dieß ein um so gröberer Betrug gegen das Publikum, da die mehrsten Bände der oben angezeigten dritten Auflage erst späterhin erschienen sind, und man also unter der angemaßten Benennung einer vierten Auflage eigentlich größtentheils nur einen Abdruck der veralteten zweyten erhält. Auch hat sich Herr Prof. Pölitz gegen die ihm angedichtete Unternehmung, als hätte er in ehrloser Gemeinschaft mit einem Nachdrucker eine Fortsetzung von Beckers Weltgeschichte beabsichtiget, sie in einer dem Meßcatalog beygefügten Protestation erklärt, wie es von einem so geachteten Schriftsteller zu erwarten stand; in beyden Vorgeben zeigt sich also der Nachdrucker als ein — Betrüger.

Wem es um einen besonderen Theil der Geschichte zu thun ist, findet in dem 1sten bis 3ten Bande die ältere, in dem 4ten und 5ten Bande die mittlere, in dem 6ten bis 10ten Bande die neuere Geschichte behandelt, und kann diese Abtheilungen, wie überhaupt jeden Band, einzeln (zu 2 Rthlr.) erhalten. Das ganze Werk kostet 19 Rthlr. 20 gr.

Dunker und Humblot
in Berlin.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Postille zum Vorlesen in Landkirchen, und zur häuslichen Erbauung, an allen Sonn- und Feyertagen des Jahrs, über die Evangelien und einige andere Texte; vom Pastor F. L. v. Kalm, gr. 4. (63½ Bogen.) 2 Rthlr. 16 Sgr.

Der, schon durch mehrere religiöse Schriften ausgezeichnete, Verfasser dringt auch in diesen (88) Vorträgen, oft von ganz neuen Seiten, tief in das Herz des Zuhörers, weil seine einfache, deutliche, kräftige Rede vom Herzen kommt, und Jedem, wer sie vernimmt, Belehrung, Ueberzeugung, Rührung, Trost und Ermunterung giebt. — Predigend jenen Glauben, der durch Liebe zur That wird, stellt sich der Redner dar, als einen vom Geiste der Bibel geleiteten Führer, welchen jede Landgemeine, jede Familie, jeder Christ, der durch gute Predigten sein Gemüth zu erheben sucht, lieb gewinnen wird. Wie der Inhalt erschöpfend und ächt christlich, der Vortrag klar und ergreifend, die Sprache edel und faßlich, so ist besonders das Zeitmaß der Betrachtungen, zum Vorlesen beym Gottesdienst, sehr sorgfältig berücksichtigt. Vollkommen entspricht daher diese Postille einem Bedürfniß unserer homiletischen Literatur, das allgemein gefühlt wurde, besonders, seitdem das bekannte Werk, von Heym, im Buchhandel nicht mehr zu haben ist, und nicht wieder erscheinen wird. —

Handbuch der kaufmännischen Rechenkunst. Von Franz Xaver Schwab. Zweyter Theil. Zweyte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. München bey Fleischmann. 1821. Preis 2 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 14 gr.

Niemand wird den Fleiß verkennen, mit dem der Verfasser diesen so eben erschienenen zweyten Band bearbeitet hat. Das kaufmännische Publikum ist nun im Besitz eines jedem Kaufmann unentbehrlichen, wahrhaft klassischen Rechenbuches. Was diesen zweyten Theil vorzüglich auszeichnet, sind: sämmtliche Europäische Course, die in andern Werken oft so unverlässig, hier aber nach ihrem neuesten Stande, mit Treue und Genauigkeit gegeben sind. Vom ersten Bande, der ebenfalls 2 fl. 48 kr. kostet, sind, wie vom zweyten, Exemplare in allen Buchhandlungen zu haben. Mehrere kaufmännische Lehranstalten haben dieses treffliche Rechenbuch bereits eingeführt.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Bey Imman. Müller, Buchhändler in Leipzig, ist so eben erschienen:

S. v. Tennecker, gründlicher Unterricht in der Zäumung, Beschirrung und Bespannung der Wagenpferde, so wie in dem Fahren mit zwey, vier und sechs Pferden, nebst einem Anhang über das Einfahren junger Pferde; ein Hülfsbuch für Herrschaften und Kutscher. Geheftet 16 Gr.

Inhalt: a.) Von den Eigenschaften eines Kutschers. b.) Von den Eigenschaften der Wagenpferde. c.) Die verschiedene Zäumung und Beschirrung der Wagenpferde. d.) Das An- und Ausschirren, Auf- und Abzäumen und die Passung der Geschirre und des Zaumzeuges. e.) Die Spannung der Pferde. f.) Das An- und Ausspannen. g.) Das Auf- und Absteigen des Kutschers auf den Bock und das Pferd, die Führung der Zügel und die Positur desselben. h.) Von den Hülfen und Strafen bey dem Fahren. i.) Von dem Anfahren, Vereinigen, Uebergehen in andere Gänge, Wenden, Verhalten, Pariren und Zurücknehmen. k.) Von dem Fahren mit zwey, vier und sechs Pferden vom Bocke und dem Sattel. l.) Allgemeine Regeln des Fahrens. m.) Von dem Einfahren junger Pferde.

Der Name: „Tennecker" verbürgt hinreichend, daß dieser vollständige, praktische und faßliche Unterricht im Fahren ein sehr brauchbares und seinen Gegenstand erschöpfendes Buch ist. * * *

Von den

Heidelbergern Jahrbüchern der Literatur. Vierzehnter Jahrgang 1821.

ist das 3te Heft unterm 20sten März und das 4te Heft unterm 20sten April an alle Buchhandlungen versandt:

Sie enthalten:

Speyer, Dr. C. F., über das Heilverfahren in Fieberhitzen und entzündlichen Krankheiten von J. W. H. Conradi. Codex medicamentar. Europ. Sect. III. pharmacop. Succicam et Danicam cont. Wening, J. R. über die Mängel und Gebrechen der juristischen Lehrmethode von A. F. J. Thibaut. Lücke, Fr., Commentar über d. Evangel. Johannes, 1r Theil, von H. E.

G. Paulus. Inghirami Francesco Monumenti Etruschi. Loebell, P. G. Commentat. de Orig. March. Brandenburg. Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herder, gesammelt und beschrieben von Max. Car. v. Herder, herausgegeben durch Joh. G. Müller. Carmichael, Rich., Beobachtungen über venerische Krankheiten, herausgegeben von C. G. Kuhn. Rink, G. T., sopra una inscrizione Graeca agli grandi Cabiri. Kronos, genealogisch-historisches Jahrbuch 1821. Leithold, Th. v., Ausflucht nach Brasilien. Kortüm, Fr., zur Geschichte hellenischer Staatsverfassungen. Poetae minores Graeci ed. Thom. Gaisford. Proceres, oder kurze Lebensbeschreibungen v. J. G. Gerlach. Virgilius Virgilianus scr. Fr. Hr. Bothe. Troxler, Dr., philosophische Rechtslehre. Allerley von Dr. Martin Luther, gesammelt von J. Leonhard Haupt. 28 Etwas. Fürst, J. J., Beyträge zur Verbesserung der Armen-Kranken-Pflege. Heusinger, Car. Fr. Com. semiol. de var. somni, vigiliarumq. cond. Elsässer J. A. Beschreibung der Menschenpockenseuche. Jahn, Dr. Fr., Klinik der chronischen Krankheiten, bearbeitet von Fr. A. Erhard. Hecker, Dr. A. Fr. pract. Arzneymittellehre, herausgegeben von Dr. Joh. Jac. Bernhardi. Lapostolle, über Blitz und Hagelableiter von Strohseilen. Andre, Chr. C., Mannigfaltigkeiten. Schütz, Entwurf einer Darstellung der Geschichte der französischen Revolution, v. Paulus. Virey J. J. Histoire naturelle des Médicamens, des Alimens et des Poisons. Moulin, Et., Abhandlung über den Schlagfluß oder die Gehirnblutung. Aus dem Französischen von C. Caspari. Verd, Dr. G. C., innerer Zusammenhang der pathologischen Erscheinungen des ersten Zahnens der Kinder. Catechismus der Botanik. Robbi, H., synopsis s. conc. compos. cor. Pharmacor. quæ quot. i Praxi medic. occurrunt. Häule, pharmaceutische Fossilienkunde. Bernoully, C., Grundriss der Mineralogie. J. F. d' Aubuisson de Voisins Traité de Geognosie. Mohs, Fr., die Characters der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten, oder die Charakteristik des naturhistorischen Mineral-Systems. Lipowsky, J. F., Geschichte der Jesuiten in Schwaben, von H. E. G. Paulus. Wagner, J. Fr., Notizen über die Mineraliensammlung des Hrn. Dr. Alex. v. Eruchton. Halberstadt, Wihmne, Gemälde häuslicher Glückseligkeit. Aristotelis Ethic. Nicomach. libr. X. ed. Car. Zell. Aristotelis de Rhetorica libr. III. Oxonii. Hegel, Dr. G. W. Fr., Grundlinien der Philosophie des Rechts. Marezoll, Dr. Th., Lehrbuch des Naturrechts. Ermann, P., Umrisse zu den physischen Versuchen des von Hrn. Prof. Oersted entdeckten electrochemischen Magnetismus. Paul Flemmings erlesene Gedichte, ausgewählt von Gustav Schwab. Schuppius G. P., Einladungsschrift zum Herbsteramen.

Wir glauben durch diese Anzeige und Uebersicht den besten Beweis zu liefern, wie vollständig das Versprechen der pünktlichen Erscheinung und der umfassenden Allgemeinheit dieses literarischen Institutes erfüllt wird, und durch die Hinweisung auf das Einzelne, wie genügend von jeder Wissenschaft nicht nur dem Gelehrten vom Fache, sondern jedem, der sich für die Wissenschaft nur irgend interessirt, Rechenschaft über die Erscheinungen in derselben und ihr Fortschreiten gegeben wird, und glauben noch besonders hervorheben zu dürfen, wie schnell dieses von manchen ausländischen Produkten der Fall ist, die noch kaum dem Namen nach in Deutschland bekannt sind.

August Oswalds
Universitäts-Buchhandlung.

Büchera nzeige.

Bey mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Calker, Dr. Friedr., Propädeutik, 1ö Heft: Methodologie der Philosophie. gr. 4. 12 gr.

Diese Propädeutik der Philosophie, deren zweytes Heft der Verfasser auf Veranlassung zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen schon vor einem Jahr unter dem Titel: System der Philosophie in tabellarischer Uebersicht, gr. 4. 1 Rthlr. herausgegeben hat, erscheint überhaupt in drey Heften, deren erstes, welches hiermit angezeigt wird,

die Methodologie der Philosophie;

das zweyte

das System der Philosophie in encyclopädisch-tabellarischer Uebersicht;

das dritte, welches bald nachfolgen wird,

die Grundsätze der Geschichte der Philosophie

enthält: so daß also dieses Werk eine vollständige Uebersicht der ganzen Philosophie, sowol in historischer als systematischer Hinsicht giebt, und dem Zwecke des Verfassers gemäß, eine wissenschaftliche Einleitung in das Studium der Philosophie bildet.

Esser, J. J., (K. Pr. Reg. Rath zu Arnsberg), über den Zustand der Israeliten, insbesondere im Regierungsbezirk Arnsberg, 8. geh. (in Kommission). 8 gr.

Nöggerath, Dr. J., fortgesetzte Bemerkungen über fossile Baumstämme und andere Vegetabilien. gr. 8. 8 gr.

Als Fortsetzung der im Jahre 1819 erschienenen gehaltvollen und mit rühmlicher Anerkennung aufgenommenen Schrift desselben Verfassers:

Ueber aufrecht im Gebirgsgestein eingeschlossene fossile Baumstämme und andere Vegetabilien. Historisches und Beobachtung. Nebst 2 Steindrucktafeln. gr. 8. 12 gr.

Kritik der geologischen Theorie besonders der von Breislak und jeder ähnlichen. gr. 8. 10 gr.

Sack, K. H., zwey Predigten von dem Wesen der christlichen und der evangelischen Kirche, gehalten zu Bonn, nebst einem Vorwort über die Lehre von der Kirche. gr. 8. 6 gr.

Pander, Dr. Chr. und Dr. E. d'Alton, das Riesenfaulthier, Bradypus giganteus, abgebildet, beschrieben, und mit den verwandten Geschlechtern verglichen. Mit 7 (äußerst schön ausgeführten) Kupfertafeln. Quer Royal-Folio. Auf Velinpapier 5 Rthlr. 16 gr.

E. Weber.
Buchhändler in Bonn.

Nro. 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Mai 1821.

Wir sehen jezt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jezt erkenne ichs stückweise; dann aber werde ichs erkennen gleich wie ich erkennet bin.

Paulus an die Corinther.

Der Mensch im Spiegel.

Wer bist du, Form, die mir entgegen schimmert,
Die still und klar vor meinen Blicken schwebt?
Bist du mein Ich? und wirst auch du zertrümmert,
Du Himmelskraft, die in mir denkt und lebt.

Wird das Gemüth, das in mir wohnt und waltet,
Das heiß und stark die ganze Welt umschlingt;
Die Phantasie, die glühend sich entfaltet,
Und Seeligkeit auf ihren Flügen trinkt,

Mit dir begraben, räthselhafte Hülle?
So war ich blos Erscheinung in dem Raum?
So bleibt mir nichts mehr? nicht der ernste Wille?
So war das Daseyn nur ein schöner Traum?

Doch wie das Bild, das mir das Glas entrückte,
Auch ohne dieß lebendig in mir lebt,
Weil ich mich schon getreu in ihm erblickte,
Und treu es noch vor meinen Sinnen schwebt,

So wird der Mensch, der einst in tiefen Gründen
Sich in den Quell der Liebe hat getaucht,
Das Urbild seiner Seele wiederfinden,
Das heil'ge Wesen, das ihn angehaucht.

Mr.

Eine Revolutions-Scene der alten Welt.

(Nach Xenoph. Gr. Gesch.)

Die nach dem Siege bey Angos Potamos und der Uebergabe Athens, von dem Lysander eingeführte oligarchische Regierung der Dreyßig, erwarb sich Anfangs den Beyfall des Volks, weil sie Leute, welche sich während der Democratie, als Angeber und Feinde aller Gutgesinnten, verhaßt gemacht hatten, hinrichten ließen. Kaum aber hatte ihnen Lysander, auf ihr Begehren, eine zur Leibwache dienende Besatzung bewilligt, so verriethen sich ihre wahren Gesinnungen, und sie fingen an, jeden zu verfolgen, von dem sie irgend ein Hinderniß in Ausübung willkührlicher Gewalt befürchteten. Theramenes und Kritias, zwey der Vornehmsten unter den Dreyßig, waren Anfangs Freunde. Als aber Kritias viele Athenienser blos aus Rachsucht für seine frühere Verbannung ums Leben brachte, widersezte sich ihm Theramenes, und sagte: es sey nicht Recht, Leute hinzurichten, welche bey dem Volke in Ansehen stünden, wenn sie die Gutgesinnten (d. h. hier die herrschende Parthey der Oligarchen) auf keine Weise beleidigt hätten; „haben doch" sezte er hinzu: „wir beyde selbst vieles gesagt und gethan, um den Beyfall der Bürger zu erwerben." Jener hingegen meynte, wer auf die oberste Gewalt Anspruch mache, müsse nothwendig diejenigen, von welchen er den stärksten Widerstand zu erwarten habe, aus dem Wege räumen, „wenn du aber glaubest, so sagte er, weil wir nicht Einer, sondern Dreyßig sind, es dürfe uns darum weniger nach unumschränkter Herrschaft gelüsten, so bist du ein Thor." Indessen vermehrten sich die willkührlichen Hinrichtungen, und es war kein Geheimniß, daß viele, aus Besorgniß, die Sachen möchten noch weiter gehen, zusammengetreten waren. Daher rieth Theramenes wieder, mehrere an der Verwaltung Theil nehmen zu lassen, weil sonst die Oligarchie sich nicht behaupten könnte. Kritias und seine Mit-

regenten fingen an zu befürchten, Theramenes möchte unter den Bürgern Anhänger finden. Sie wählten daher, um einen Schein von Democratie beyzubehalten, Dreytausend, welche gewissermaßen an der öffentlichen Verwaltung Theil nehmen sollten. Auch gegen diese Maaßregel stellte Theramenes, obwohl vergeblich, vor: wenn man die besten unter den Bürgern bey den Geschäften zuziehen wolle, so scheine es ihm ungereimt, gerade Dreytausend auszuwählen, als ob diese Zahl nothwendig alle guten Bürger in sich schließen müsste, und es ausser jenen keinen rechtschaffenen, unter ihnen keine schlechten Bürger geben könnte. „Ihr" sagte er, „verbindet zwey Dinge, welche einander schnurgerade entgegen stehen: eine willkührliche, und doch für die Beherrschten zu schwache Macht." Nach beendigter Wahl wurde sogleich jeder andere, welcher nicht zu jener Zahl gehörte, entwaffnet. Jezt glaubten die Dreyßig, es seye ihnen alles erlaubt. Viele wurden aus Feindschaft, viele ihres Reichthums wegen, hingerichtet. Um die Kriegsknechte besolden zu können, gaben sie einander auch die ansäßigen Fremden Preis, sie nach Willkühr zu tödten und ihr Vermögen einzuziehen. Auch Theramenes sollte sich bemächtigen, wessen er wollte: „Nein" erwiederte er, „für uns, die sich rühmen die Besten zu seyn, geziemt es sich schlecht, die ehemaligen Angeber an Ungerechtigkeit zu übertreffen. Jene ließen denen, welche sie ihres Vermögens beraubt hatten, das Leben; wir aber tödten Unschuldige, um ihre Güter zu besitzen. Ist das nicht weit ungerechter als jenes?" Jezt schien es den Uebrigen hohe Zeit, einen Mann, der ihren Absichten überall entgegentrat, aus dem Wege zu räumen. Sie versammelten den Rath, nachdem sie den kühnsten ihrer Anhänger befohlen hatten, heimlich mit Dolchen bewaffnet, sich dort einzufinden. Kritias suchte in einer weitläufigen Anklage zu beweisen, Theramenes, der ihnen überall im Wege stehe, müsse sterben, sonst würden alle Uebelgesinnte durch sein Beyspiel ermuthigt werden. Mit seinem Tode hingegen falle die lezte Hoffnung der Gegner in und außer der Stadt. Theramenes vertheidigte sich mit so hinreißender Beredsamkeit, daß Kritias einsahe, er werde, wenn man es zur Abstimmung kommen lasse, unfehlbar losgesprochen werden, was ihm seiner selbst wegen allzugefährlich schien. Nachdem er sich daher heimlich mit den Dreyßig besprochen, und seinen Dolchträgern befohlen hatte, sich vor den Augen des Raths an die Schranken zu stellen, sagte er: „Senatoren, ich achte es für „Pflicht eines Vorstehers, nicht zu gestatten, daß seine „Freunde getäuscht werden. Dieser Verpflichtung werde ich „also auch jezt Genüge leisten. Jene Männer dort (er „meynte die Dolchträger) erklären, nicht zugeben zu wollen, „daß wir einen offenbaren Feind der Oligarchie lossprechen. „Nun aber darf nach den neuen Gesetzen, keiner aus der „Zahl der Dreytausend, ohne eure Zustimmung zum Tod „verurtheilt werden; nur wer nicht in jenem Verzeichniß „steht, den mögen die Dreyßig hinrichten lassen. Daher „lösche ich den Namen dieses Mannes, mit euer Aller Zu„stimmung, aus dem Verzeichniß aus, und wir werden „ihn dann mit dem Tode bestrafen." Bey diesen Worten sprang Theramenes auf den Altar und rief: „Ich bitte um „nichts weiter, ihr Männer, als was der höchsten Billigkeit „gemäß ist, daß es nicht bey dem Kritias stehe, weder „mich, noch jemand von euch aus dem Verzeichniß zu strei„chen, sondern daß jeder von uns nach dem genannten Ge„setz behandelt werde. Wohl weiß ich, daß dieser Altar „mich nicht schützen wird. Ich möchte nur jedem einleuch„tend machen, daß diese nicht nur gegen Menschen höchst „ungerecht, sondern auch die ruchlosesten Verächter der „Götter sind. In Ansehung eurer, edle Männer, wun„dere ich mich nur, daß ihr euch selbst hülflos lassen wollt, „obschon ihr wisset, daß mein Name nicht leichter auszulö„schen ist, als jeder andere unter euch." Auf den Wink der Dreyßig traten jezt die eilf Männer *) mit ihren Gehülfen, unter Anführung eines sehr frechen und schamlosen Menschen, Namens Satyrus, herein, und Kritias redete sie folgendermaßen an: „Wir übergeben euch diesen Thera„menes, welcher nach dem Gesetz verurtheilt worden ist. „Führt ihn weg, und thut ihm, wie sichs gebührt." Da rissen Satyrus und seine Gesellen den Theramenes, während er Götter und Menschen zu Zeugen des Verbrechens anrief, von dem Altar herab. Der Rath, aus Furcht vor den das Rathhaus umringenden Wachen und vor den Spießgesellen des Satyrus, welche, wie man wohl wusste, mit Dolchen bewaffnet, vor den Schranken stunden, sah dieser Gewaltthätigkeit stillschweigend zu. Theramenes wurde über den Markt geführt, und hörte nicht auf mit lauter Stimme über die an ihm verübte Gewalt zu schreyen. Als Satyrus ihm drohte, es würde ihm schlimm ergehen, wenn er nicht schweige; erwiederte er: „Wenn ich aber schwiege, wird es mir nicht schlimm gehen?" Auch im Tode verließ ihn Muth und Heiterkeit nicht. Als er den Giftbecher bis auf wenige Tropfen geleert hatte, goß er diese klatschend auf den Boden aus und sagte: „Dieses sey dem edeln Kritias gebracht!" Das Omen blieb nicht lange unerfüllt. Auch hier nahm das Reich der Willkühr, wie immer, ein schnelles und klägliches Ende.

M*** A*** B***.

*) Denen es in Athen zustam, für Vollziehung der Todesurtheile zu sorgen.

Die Ababdeh-Araber.

(Beschluß.)

Den Physionomisten mache ich hier aufmerksam, daß dieser Bau des Mundes — der ohne alle Entstellung statt finden kann, ja bey einem schönen Munde — dem Gesichte immer einen wilden Ausdruck giebt; ja daß manches Ge-

ſicht, wenn ſich wilder Zorn auf demſelben ausdrückt, die Zähne entblößt zeigt, ſo wie auch arme Wahnſinnige in ihren heftigen Anfällen oft mit zurückgezogenen Lippen athmen. Dieſe Entſtellung, welche dem Munde ſeine menſchliche Schönheit benimmt, ſcheint demnach einen rohern Gemüthszuſtand, der endlich ſich der Thierheit nähert, anzudeuten.

Der Winter iſt bey dieſem Volke die geſellſchaftlichere Jahreszeit — Belzoni ſagt uns nicht, worin er ſich äußert; — ob das Ufer des rothen Meeres und deſſen angrenzende Gebirge Regengüſſe kennt, oder den nie bewölkten Himmel Egyptens theilt? genug, im Winter, ſagt Belzoni, verſammeln ſich die Ababdeh zahlreicher um die Brunnen. Der junge Araber ſieht dort die Töchter des Landes; hat er ſich eine von ihnen erkieſen, ſo ſendet er dem Vater ein Kameel, wird das Geſchenk angenommen, ſo erhält er Erlaubniß, das Mädchen zu beſuchen; er ſtellt ſich von einem Zeugen begleitet bey ihr ein, und bringt ſeine Werbung an, wird ſie genehmigt, ſo beſtimmt man den Hochzeittag, und während ſieben Tagen darf der Bräutigam ſeine Verlobte nicht ſehen, den achten endlich wird ſie ihm in dem Zelte des Vaters dargeſtellt, man ſpeist einige magere Schaafe, und Wettrennen zwiſchen Kameelen feyern das Feſt. Das Kameel, welches der Bräutigam dem Vater ſeines Mädchens zuſchickte, macht den Mahlſchatz der Braut; wird der Gatte ſpäterhin ihrer überdrüſſig, ſo ſchickt er ſie und dieſes Thier in ihres Vaters Zelt zurück. Dieſe Araber haben noch einen ſonderbaren Gebrauch, der ſittlich die Idylle einer Ababdeh-Familie eben ſo ſehr entſtellt, wie die mit Schaaffett getränkten Flechten es ſinnlich gethan haben: die Schwiegermutter darf nie mit ihrem Schwiegerſohn ſprechen. — Unſere herzloſe Familienpolitik kann das ſehr weiſe finden, die Natur und das Mutterherz muß ſo einen Gebrauch verabſcheuen. Wenn dem Vater ein Kind geboren wird, ſchlachtet er ein Lamm und giebt dem Neugebornen einen Namen. Sind dieſe Araber krank, ſo ſagen ſie „Hulla Kerim," legen ſich nieder, und verharren in dieſer Stellung, bis ſie geneſen oder todt ſind. Belzoni ſah viele Greiſe, die ihr Alter nicht anzugeben wuſſten, denn jede Art von Zeitrechnung iſt ihnen fremd; ſie meynten alle zwiſchen achtzig und neunzig Jahren inne zu ſtehen. — Eine ſolche Reihe Jahre in dieſem Zuſtande wandelloſer Beſchränkung! — was iſt da das Leben? — wie muß da der Tod angeſehen werden? Die Ueberlebenden ſcheinen ihn ſehr vertraulich zu behandeln, denn wenn ein Araber ſtirbt, legt man ihn in eine Grube, meiſt auf den Platz, wo er geſtorben iſt, ſtreut Sand über ihn her und rückt das Zelt ein Paar Schritt von ihm weg. — — Die Mädchen heyrathen immer Jünglinge ihres Stammes; eine Tochter des Hauſens, mit dem Belzoni bekannt ward, war von einem türkiſchen Caſcheff zur Frau begehrt worden; er ward verworfen, und wie er ſie zu entführen verſuchte, verſammelten ſich plötzlich über 300 Ababdeh, und zwangen ihn zum Rückzug. Das Mädchen heyrathete nachmals einen ihrer Verwandten und zog die Kalkfelſen und die rauhen Pfade zum Brunnen der Wüſte, den grünenden Ufern des Nils vor. Schon oft ſuchte die türkiſche Regierung dieſe Araber durch Verſprechungen unter ihre Herrſchaft zu bringen; ſie erklärten aber noch kürzlich in einem Schreiben an den Bey von Esné, daß ſie frey ſeyn wollten, wie ihre Väter, und dafür ihr Leben zu wagen bereit wären.

Iſt ſo eine Freyheit ein Gut? Für den, der ſie beſizt, ja! Allein könnten wir auf unſerm Standpunkt ſittlicher und geiſtiger Cultur in ſie die Beſtimmung des Menſchen ſetzen? Ich glaube nicht! — wir müſſen uns eine andere Art Freyheit erwerben. —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin und Wien am 24. April.

(Beſchluß.)

In einer Wiener-Zeitſchrift hab' ich eine ſehr ausführliche Darlegung des Inhalts von dieſen drey Trauerſpielen gefunden, und in der Hoffnung, daß ſie treu iſt, will ich aus derſelben den Stoff zu den Bemerkungen ſchöpfen, die ich dieſem Berichte anhängen zu müſſen glaube.

Das erſte Stück, der Gaſtfreund, enthält den verrätheriſchen Mord, welchen der König Aietes unter zauberiſcher Beyhülfe ſeiner Tochter Medea am Phryxus verübt, um ſich des geheimnißvollen goldenen Vließes zu bemächtigen, welches dieſer zu Delphi, im Traum, von dem colchiſchen Gotte Peronto als Zeichen des Sieges und der Rache empfangen zu haben erzählt. Das ſcheint freylich keine Tragödie zu geben, ſoll aber auch wohl keine ſeyn, ſondern nur ein Vorſpiel. Im zweyten Stück, die Argonauten, landet Jaſon mit ſeinen Gefährten, (den Herkules, Orpheus, Kaſtor und Pollux ſcheint er zu Hauſe gelaſſen zu haben) um das Vließ zu erobern, welches der Sage nach von den Urvätern der Hellenen herrühren, und ein theures Pfand für Hella's Heil und Glück ſeyn ſoll. Medea, die den Schatz durch die ihr inwohnenden, magiſchen Kräfte ſicher ſtellen ſoll, fühlt Liebe für den griechiſchen Helden. Nachdem dieſer ſie zur Gefangenen gemacht und ſie dem verbeyeilenden Vater Aietes zurückgegeben hat, entreißen ihr Jaſons Abſchiedsworte das Geſtändniß ihrer Liebe; ſie wird vom Vater verſtoßen und verflucht, und bleibt nun bey Jaſon zurück, der ſie zu bereden ſucht, ihm den Ort anzuzeigen, wo das verhängnißvolle Widderfell verwahrt iſt. Nach langem Widerſtreben, welches die Erinnerung an den Gräuel und an den Fluch motivirt, die an dieſem Talisman hängen, reicht ſie ihm den Zaubertrank, um den bewachenden Drachen einzuſchläfern. So erobert er das Fell und eilt mit demſelben, und mit Medeen, nach dem Schiffe zu. Im Kampfe mit Abſyrtus, des Aietes Sohne, macht er dieſen zum Gefangenen, und will ihn als Geiſſel gegen des Königs Angriffe auf das Schiff ſchleppen. Er ſpringt in das Meer. Der zum Kampfe verbeyeilende Aietes kommt zu ſpät, und Jaſon ſegelt mit dem Vließ und mit Medeen ab.

Das dritte Stück, Medea, zeigt das Walten der Nemeſis über Jaſons und Medeens Häuptern. Jaſon verſtößt Medeen mit Fluch um Kreuſa's willen; ſie nimmt an ihm die bekannte furchtbare Rache: Ermordung der Kinder und der Nebenbuhlerinn; mit ihrem Entſchluſſe, das Vließ nach Delphi zurückbringend ihr Haupt den Prieſtern als Opfer anzubieten, und mit der Mahnung an Jaſon, auch ſeinerſeits zu büßen, endiget dieſe Dichtung.

Wenn man von einer Trilogie fordert, daß jede ihrer drey Abtheilungen in Fabel und Ausführung eine vollſtändige Tragö-

Ne sey, die auch für sich allein bestehen könnte, und daß zugleich unter allen dreyen ein Zusammenhang bestehe, der ihre Gesammtheit zur Ausführung einer höher liegenden Grundidee, einer weiter greifenden, mehr umfassenden Ansicht der moralischen Weltordnung macht (wie dieß etwa bey Aischylos in der Ermordung des siegreich heimkehrenden, aber mit Tochteropferung belasteten Agamemnon, der Ermordung seiner Mörderinn Klytemnestra durch ihren Sohn Orest, und der Ausgleichung des, in diesen Fabeln sich darstellenden, Zwistes zweyer Götterwelten, des Olymp und des Reiches der Nacht, der Fall seyn möchte) — wenn man das von der Trilogie fordert; so scheint dieses „goldene Vließ" freylich keine zu seyn. Aber durch Schillers Wallenstein sind die Theaterfreunde bereits an mäßigere Ansprüche an die Trilogien gewöhnt, und man scheint jezt unter diesem Namen nicht viel mehr zu verstehen, als drey Folgestücke, deren Zusammenhang etwa dem von Kotzebue's Cora und Rolla's Tod ähnlich ist. Als eine dergleichen moderne Trilogie wird das Werk wohl seinen Werth haben. Spricht es das Theaterpublikum nicht recht lebendig an; so kann das sehr leicht an den Darstellern liegen, deren Stärke eben nicht in der Poesie der Darstellungskunst zu liegen scheint. Auch ist es unendlich schwer für den tragischen Dichter, das Theaterpublikum in der antiken, zumal in einer durchaus fabelhaften antiken Welt, wo den Helden Zauberkräfte und Wunderthiere dienen und resp. widerstreben, so vollkommen heimisch zu machen, daß die Fremdartigkeit des Elementes das Interesse an den menschlichen Geschöpfen nicht schwäche, welche sich darinnen bewegen. Was übrigens den leibhaftigen Drachen und dergleichen Dinge betrifft; so ist einem angestellten Theaterdichter (poëte fieffé) wohl nicht zu verargen, daß er dem schlechten Opergeschmacke seiner Zeit nachgibt. Er wird es schon nach und nach einsehen lernen, was der Beyfall werth ist, den man dadurch erzwingt, oder vielmehr stiehlt, weil er (nach Aristoteles Poet. VI, 23.) eigentlich den Handwerksleuten gebührt. Er wird es fühlen lernen, daß für den guten Geschmack, selbst auf dem Theater ein dichterisch beschriebener Drache, wie etwa der in der Phädra des Racine, oder auch in Schillers Kampf mit dem Drachen weit wirksamer ist, als ein gepappter. Inzwischen umzüngeln jenen wie diesen kritische Schlangen; nur haben sie zum Glück noch keinen Laokoon getödtet, welcher gesunde Söhne an seiner Seite hatte. Und ob sie es vermöchten, ein wahrer Laokoon stirbt ja nicht: denn den erwürgten ruft der Meisel in ein unsterbliches Leben. Es kommt mithin nur auf die Kleinigkeit an, ein Laokoon zu seyn, d. h. ein Mann, der über der Sphäre der gemeinen Meinung, über den blinden Neigungen und Leidenschaften seiner Zeit steht, und von keinem Schauspieler, von keinem Decorateur, von keinem schreibenden Hauptquartier der Theaterarmee, sich etwas einreden läßt. Müllner.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Ein italienisches Blatt schließt seine Beurtheilung des neuen, kürzlich zu London erschienenen Trauerspiels Ricciarda von Ugo Foscolo mit nachstehender merkwürdiger Apostrophe an den Verfasser: „Mann, wie es wenige gibt! wir haben deine Ricciarda gelesen und sie deiner würdig befunden. Aber warum verharrest du so hartnäckig dabey, dein Genie in einen Kreis von Betrübnissen und Jammer zu verschließen? Die Briefe der Jacopo Ortis, die Gräber und diese deine neue Tragödie werden deinen Namen der Nachwelt in einem düstern Todtenlichte erscheinen machen. Vergiß nicht, daß deine Leser Menschen, und daß es bessere Eigenschaften seyen, die dem menschlichen Herzen Stärkung und Trost bringen. Höre einmal auf, das Verbrechen mit allzu reizenden Farben zu schildern. Begierig liest Italiens Jugend deine Schriften und deine Briefe haben ihr sehr bedeutenden Schaden gebracht. Auch deine Ricciarda ist nicht völlig unschuldig. Indem wir deine Talente bewundern, fühlen wir uns verpflichtet, es den Unvorsichtigern zu Gemüthe zu führen, daß es nicht immer der Klugheit gemäß sey, sich solchen Regungen des Gemüthes, wie du sie zu wecken weißt, hinzugeben. Inzwischen sey du selbst auch auf deine Wohlfahrt bedacht. Hast du dich doch bis jezt genug gemühet! Der Name deiner Neider und derer, die dir übel wollen, ist Legion. Diese magst du schwatzen lassen, wie und was ihnen beliebt: ihre Stimmen vermögen dich nicht zu erreichen. Du aber komm' zu uns, in unserer Mitte das Lob der Tugend und von den Schönheiten der Natur zu singen, und wenn du in Italien nicht solltest glücklich seyn können, so müsse deine Seele sich empor schwingen in die Regionen einer bessern Welt!" — Von Neapel aus hat Hr. Salvadore Fabbricesi, vormals Director der italienischen Schauspielergesellschaft zu Mailand, und dermaliger Unternehmer und Director des Theaters Fiorentini zu Neapel, einen weitläufigen, nicht zum Besten stilisirten Aufruf an alle komisch- und tragisch-dramatischen Schriftsteller der italienischen Halbinsel ergehen lassen, worin er einen Preis von 200 Ducati auf die vorzüglichste derjenigen Komödien und Tragödien sezt, die im Laufe dieses Jahres nach Neapel zum Concurse werden eingesandt und nach vorher gegangener, durch sieben Gelehrte vorzunehmender, sorgfältiger Prüfung, auf der genannten Bühne aufgeführt werden. In seiner Kundmachung thut Hr. Fabbricesi neben andern die Erklärung, daß die Preisbewerbung unter den Auspizien der Regierung, und unter Dazwischenkunft einer königlichen Superintendentur und eines dramatischen Areopagus geschehen werde. Stücke, die ihrer ganzen Anlage nach (nel di loro assieme) offenbar schlecht sind, bleiben von dem Concurse ausgeschlossen. Jedes Buch (libro) d. h. jedes der eingekommenen Lust- oder Trauerspiele soll zwey Male aufgeführt werden. Die Kommission wird über das Mehr oder Minder des Effekts eines jeden der eingelaufenen Bücher (ciascun libro) ein Urtheil fällen und der Sekretär (l'attisante?) der königlichen Superintendentur die Stimmen sammeln. Ganz besonders verpflichtet sich Hr. Fabbricesi gegen das neapolitanische Publikum, um dieses von seinem Eifer und seiner Erkenntlichkeit zu überzeugen, bey den Aufführungen solcher um die 200 Ducati ringenden Stücke durchaus keine Erhöhung der Logen-Preise Statt finden zu lassen.....

Auf den beyden Universitäten des lombardisch-venetianischen Königreichs und auch in den Lyceen desselben, und wo es dergleichen noch nicht hat, selbst in den Gymnasien finden sich gegenwärtig Lehrstühle für die deutsche Sprache und Literatur errichtet. Zu diesem Unterricht hat jeder, dem um solches Wissen Noth ist, unentgeldlichen Zutritt. Man rechnet die Zahl der Deutsch lernenden Studenten in den beyden Lyceen zu Mailand im Durchschnitt jährlich auf zweyhundert. Neben dem mag eben dieses Studium von etwa dreyhundert jungen Leuten betrieben werden, die ohne mit den Lyceen in Verbindung zu stehn, zerstreut in der Stadt herum leben; die Gesammtzahl aber der zu Mailand lebenden Individuen, welche die deutsche Sprache verstehen und im Falle sind, die deutschen Schriftsteller ohne Hülfe einer Uebersezung im Originale zu lesen, beläuft sich ohne Uebertreibung, auf mehr als fünftausend. Manche von den italienischen Studierenden beginnen noch jezt ihren deutschen Cursus mit dem Studium des Naturdichters Salomon Geßner, der auch noch neuerlich an dem jungen Ritter Andr. Maffei einen sachkundigen Uebersezer gefunden hat. (Der Beschluß folgt.)

Nr. 38

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. Mai 1821.

Das Danziger Bild.

Probe aus der Schrift: Johann van Eyck und seine Nachfolger, von Johanna Schopenhauer.

Ehe wir uns von Johann van Eycks Leben und Werken hinweg zu seinen Nachfolgern wenden, muß ich noch der Darstellung des jüngsten Gerichts erwähnen, die seit nicht zu berechnender Zeit in Danzig, meiner Vaterstadt, sorgfältig aufbewahrt ward, bis 1807 französische Raubsucht sich auch dieses Kleinods bemächtigte. Deutsche Tapferkeit gewann es wieder, es ward nebst den übrigen wieder eroberten Kunstschätzen in Berlin öffentlich aufgestellt und dadurch unter dem Namen des Danziger Bildes allbekannt. Seitdem haben sich sehr bedeutende Stimmen gegen die alte Tradition erhoben, welche dieses vortreffliche Gemälde den Brüdern van Eyk zuschrieb. Sie sind zu bedeutend, als daß ich ihnen entgegen treten möchte, und doch vermag ich es eben so wenig, ihnen meine eigene Ueberzeugung blindlings zu opfern. Deßhalb bleibt mir nichts übrig, als neben der Beschreibung dieses Gemäldes einfach und wahr zu sagen, was ich von demselben weiß, und wie ich es ansehe, ohne mir doch dabey eine entscheidende Stimme anzumaßen.

Wann dieses Bild nach Danzig kam? weiß man bis jezt nicht genau zu bestimmen; doch gieng seit undenklicher Zeit die Sage von Mund zu Mund, daß ein Schiffer es in einem wohl verschlossenen Kasten auf offnem Meere aufgefischt und nach Danzig gebracht habe, wo er es der damaligen Marien-Kirche weihte. Leztere wird jezt die Pfarr-Kirche genannt und ist eines der imposantesten, größten Denkmäler früherer Baukunst, das noch kein Mensch ohne Ehrfurcht und Bewunderung erblickte. Die Sage vergaß ferner nie, dabey zu erwähnen: daß zwey Brüder, Namens van Eyck, welche man zugleich als die ersten Erfinder der Oelmalerey bezeichnete, es gemalt hätten, und so lebte dieser große Name fast an der äußersten nordischen Gränze deutscher Sprache noch immerfort, selbst unter dem Volk, und war auch mir bekannt und befreundet von Jugend auf, während ihn die übrige Welt, wenige Kunstverständige ausgenommen, beynahe gänzlich vergaß.

In der Zeit, wo die katholische Kirche in Danzig die herrschende war, schmückte dies Bild vielleicht einen kleinen Seitenaltar, doch gewiß nie den sehr großen hohen Hauptaltar der von ihren Erbauern der heiligen Jungfrau geweihten Kirche, weil sich der Gegenstand desselben, das jüngste Gericht, nicht hiezu eignet. Denn man wählte zum Schmucke des Hauptaltars immer ein Kunstwerk, das hauptsächlich auf den Heiligen Bezug hatte, dem zu Ehren die Kirche erbaut wurde. Und so enthält auch das Innere des Hauptaltars dieser Kirche eine in Holz geschnizte und reich vergoldete, fast kolossale Abbildung der von der heiligen Dreyeinigkeit umgebenen Mutter Gottes, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch dieselbe ist, von welcher Kurike in seiner Chronik, als im Jahr 1517 von Meister Michell übertauwortet, spricht. Sehr achtenswerthe Kunstkenner, welche aber diese Kirche nie sahen, fühlten sich durch diese in der Chronik enthaltene Stelle bewogen, das Danziger Bild für diese Tafel zu halten, und es deßhalb dem Meister Michael Wolgemuth zuzuschreiben. Böttticher aber, der bis ins Jahr 1615 bey dieser Kirche als Kirchenvorsteher angestellt war, nennt in seinem im Manuscript daliegenden historischen Kircheuregister den Verfertiger der Tafel auf dem Hauptaltar einen Priester, Namens Michael, und bemerkt, daß das Malwerk nebst dem Vergülden des Altars 3380 Mark gekostet habe, und der Contrakt darüber mit einem Meister Michell geschlossen sey, den Prätorius in einem andern Werke Michael Schwarz nennt.

Zwey gewaltige große Flügelthüren, ebenfalls mit geschnizten Figuren bedeckt, verschließen gewöhnlich das Innere dieses Altars. Wahrscheinlich waren es diese Figuren, deren Umalung den Maler beschäftigte, wie man es noch häufig in alten Kirchen findet; jezt sind sie weiß angestrichen und vergoldet; das Ganze ist überhaupt als Kunstwerk wenig erfreulich. Seit der Lutherische Glaube in Danzig der herrschende wurde, und man die kleinen Seitenaltäre wegnahm, hieng das Bild in einem verschlossenen Schrein, an einem der gewaltigen Pfeiler, welche das schwindelnd hohe Gewölbe der Pfarrkirche tragen.

Es war gewöhnlich verschlossen, doch keineswegs verkannt oder vergessen, im Gegentheil ward wohl nie ein Kunstwerk höher geachtet und allgemeiner bewundert, gerade

weil es in der großen Stadt so vereinzelt dastand. An seltenen hohen Festen, wenn die Kirche mit ihrem kostbarsten Altargeräthe prangte, pflegte auch das Bild aufgeschlossen zu werden, und dann strömte Alles herbey es zu bewundern. Das Gedränge war groß und die Kirche ward nie leer, so lange das Bild offen blieb, denn das Volk betrachtete es als einen Gegenstand der Erbauung, es schauderte vor dem Anblick der Hölle, und gewiß sind von sonst rohen Gemüthern vor diesem Bilde manche guten Entschlüsse gefaßt worden, die der strengste Bußprediger nicht hätte erwecken können. Uebrigens konnte man das Bild sich aufschließen lassen wann man wollte; es war die erste Merkwürdigkeit, welche jeder Einwohner aus den gebildeten Ständen seinen fremden Gästen zu zeigen sich bestrebte. Hausgenossen und Vorübergehende drängten sich dann freudig hinzu, ich habe bey solchen Gelegenheiten es als Kind unzähligemal gesehen, und darf wohl sagen, daß vor diesem Bilde das erste Gefühl für bildende Kunst in meiner Seele erwachte. Jezt steht es in einer Seitenkapelle der Kirche, doch vergehen wenige Tage im Jahr, an denen es nicht auf Fremder oder Einheimischer Begehren gezeigt wird.

Das Bild selbst besteht aus einem Mittelbilde und zwey Flügel-Bildern. Auf einem großen glänzenden Regenbogen, dessen Kreis bis auf einen kleinen Theil unten, wo er den Horizont berührt, ganz sichtbar ist, thront der Heiland in ernster Richterstrenge. Ein glühend rothes Schwert, die Spitze nach ihm gewendet, schwebt zur linken Seite dicht an seinem Haupt, zur rechten eine Lilie. Eine in der Luft schwebende goldne Kugel, in welcher sich die nächsten Gegenstände spiegeln, dient ihm zum Schemel. Er ist mit einem rothen Mantel bekleidet, der auf der Brust durch ein reiches Heft zusammen gehalten wird, dann von beyden Seiten zurückfällt, so daß der nackte Körper sichtbar wird, und über dem Schooß in großem schönem Faltenwurf sich ausbreitet. Vier Engel in farbigen langen Gewändern schweben über ihm mit den Emblemen seines Leidens für eine sündige Welt. Dicht hinter dem Regenbogen, auf Wolken sitzend, bilden die zwölf Apostel einen sich diesem anschließenden Kreis, auf jeder Seite sechs; am Ende dieses Kreises kniet zur Rechten Maria in betender Stellung, eine Strahlenglorie um das Haupt, in einen weiten dunkelgrünen Mantel matronenartig verhüllt; der Ausdruck ihres schönen Gesichts ist mütterliche Güte und vorbittende Milde. Ihr gegenüber am andern Ende des Kreises kniet Johannes der Täufer, ebenfalls eine Glorie um das sehr edle schöne Haupt, mit einem eng anschließenden Gewande von seinen Fellen bekleidet, über welche ein grüner, rothgefütterter Mantel fällt. Die bis in die kleinsten Einzelheiten vortrefflich ausgeführten Hände erscheinen etwas mager, doch warm und lebendig. Unter dieser Gruppe schweben drey Engel, ebenfalls in langen, die Füße bedeckenden Gewändern, und lassen die furchtbare Posaune zur Erweckung der Todten ertönen. Alles dieses geht in der Luft vor, auf der Erde öffnen sich die Gräber und die Todten stehen auf. Ganz dem Anschauer zugewendet und riesengroß gegen die fast um die Hälfte kleinern Auferstehenden, steht in der Mitte die hohe Heldengestalt des Erzengels Michael in prachtvoller goldner Rüstung, in welcher sich von beyden Seiten die nächsten Umgebungen spiegeln, eben wie in der Kugel, auf welcher die Füße des Heylands ruhen. Die prächtigen großen Flügel des Erzengels sind aus schimmernden Pfauenfedern zusammengesezt, ein weiter Mantel, scharlachroth mit goldnen Blumen, mit Purpur gefüttert, mit einer Doppelreihe von Perlen und farbigen Edelsteinen eingefaßt, über der Brust durch ein großes Juwelenreiches Medaillon zusammengehalten, fließet zu beyden Seiten von seinen Schultern bis auf den Boden herab, so daß der ganze Harnisch sichtbar bleibt; oben am Halse erscheint das Panzerhemd von goldenem Gestricke. Das ernste, von goldigen Locken umflossene Haupt schmückt eine schmale Binde, auf welcher vorn ein juwelenreiches Kreuz emporsteigt. Hoch in der rechten Hand hält der Engel einen langen schwarzen Stab, an dessen oberem Ende ein reicher kreuzförmiger Griff schimmert; in der Linken, mit dem Stabe sich kreuzend, hält er die furchtbare Waage. Die rechte Schaale, in welcher ein Seliger betend kniet, ruht am Boden, die linke, mit dem zu leicht Befundenen, fährt hoch in die Höhe; die Stellung des fast herausfallenden Unglücklichen, den ein naheſtehender Teufel schon beym Haar faßt, drückt das ganze Gefühl seines Elends aus. Nichts kann imposanter, höher, größer gedacht werden, als Michaels edle, glänzende schlanke Gestalt, als der richtende Blick seines etwas vorgebeugten ernsten Gesichts. Dennoch ist gerade dieß nicht mit vollkommner Freyheit behandelt, die Farbe ist so dünn aufgetragen, daß bey genauer Betrachtung einige Veränderungen des mit Bleystift gezeichneten Conturs hindurch schimmern, als habe dem Maler ein noch höheres Bild vorgeschwebt. Auch bey einigen andern Köpfen entdeckt man schwache Spuren solcher ausgelöschten Conture. Die Gruppen der Erwachenden und Erstandenen zu beyden Seiten des wägenden Engels sind zu mannichfaltig, um sie alle zu beschreiben. In der Nähe und Ferne steigen die Todten aus ihren Gräbern, alle drücken das Vorgefühl ihres nahenden Schicksals aus, sey es Freude sey es Entsetzen. Auf einem Grabstein steht die Zahl CCCLXVII, doch wie mir scheint von späterer Hand übermalt, so wie auch die Köpfe des Seligen in der Waage und des mittelsten der drey Engel mit der Posaune sichtbar aufgemalt sind.

Dicht hinter dem Erzengel streiten ein Engel und ein Teufel sich um den Besitz einer Seele. Die unaussprechlichste Angst, Schmerz, an Wahnsinn gränzende Verzweiflung, spricht zur Linken Michaels aus den unseligen auf das mannichfaltigste gruppirten, zum Theil dicht zusammen

gedrängten Gestalten jedes Alters und Geschlechts. Wunderbar phantastische Teufelsfratzen, zum Theil mit schönen Schmetterlingsflügeln, mischen sich unter die Verdammten und treiben sie auf mannichfaltige Weise mit wahrhaft satanischer Freude dem Abgrunde zu. Selbst Dante's gewaltige Phantasie, konnte nichts ersinnen was dieses überträfe. Auf der rechten Seite hingegen ist alles fromme Ruhe und seliges Vorgefühl der Himmelsfreuden, das in einigen, besonders weiblichen Köpfen sogar an fast kindisch-süßlächelnde Freudigkeit gränzt. Unter einer dicht zusammengedrängten, der Himmelspforte sich zuwendenden Gruppe zeichnet sich der Kopf eines Negers aus, in einer andern, dieser gegenüber auf der linken Seite, wo es auch an tonsurirten Mönchsköpfen nicht fehlt, steht ein ernster stiller Greis, dessen Gesicht nur tiefe Wehmuth, doch weder Schmerz noch Angst ausdrückt, und der wahrscheinlich im Contrast mit jenem getauften Neger einen der alten tugendhaften Heiden darstellt, die, ohne eigentlich verdammt zu seyn, dennoch nach dem Glauben der katholischen Kirche, besonders dem damaligen, keinen Anspruch auf die Seligkeit des Himmels machen können. Zwischen hohen, dunkeln, zackigen Felsen, zu welchen die Flammen des tiefen Abgrundes, von dem wir im Vorgrunde nur den Eingang erblicken, hoch heraufloderu, zeigt uns das linke Flügelbild alles denkbare Entsetzen, alle Verzweiflung, alle Quaal, allen Jammer der linken Seite des Mittelbildes, auf das fürchterlichste gesteigert. Noch wildere, entsetzlichere Teufel, die aber nie ins Widerwärtig-Scheußliche ausarten, treiben die armen Seelen den engen Felsensteig hinunter, zwischen Dampf, Flammen und Graus, dem Abgrund zu. Sie stürzen hinten über, sie fallen unter einander, über einander, klammern sich an, werden fortgeschleudert, mit entsetzlicher Gewalt. Die Mannichfaltigkeit der Stellungen aller dieser nackten Körper ist eben so unbeschreiblich, als der verschiedene Ausdruck des nämlichen Gefühls in allen diesen Köpfen. Dabey sind die Stellungen, oft in der wunderbarsten Verkürzung, mit einer Wahrheit gedacht und ausgeführt, die man nur bewundernd anstaunen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Die Aegineten.

(Beschluß.)

Wie also jene uralten, von allen Hellenen, besonders auch den Dorern, gleich den Dioskuren, als Schutzgötter verehrten Aeakiden, auf Aegina ein eigenes Heiligthum hatten, das Aeaceum, in welchem auch die Siegeskronen aus den Kampfspielen aufgehängt wurden: so standen sie hier noch, als die Vorstreiter aller Griechen, am Tempel des Panhellenischen Jupiters. Dieser, vor der Stadt auf der Höhe, Athen gegenüber, sollte schon zu Aeakus Zeit, zum Gesammtheiligthum aller Hellenen erbaut seyn, als bey einer großen Hungersnoth oder Dürre das Delphische Orakel auf Aeakus verwies, und er den Jupiter versöhnte: wie diese Gesandten an ihn auch am Eingange des Aeaceums ausgehauen waren. Der Tempel aber, welchen diese Marmorbilder zierten, und von welchem noch deutliche Trümmer stehen, aus welchen Cockerell ihn hergestellt hat, *) ist ganz in demselben Dorischen, überhaupt Altgriechischen Style, welchen ich bey den Tempeln zu Paestum ausführlich beschrieben **) habe, und insonderheit ist er dem dortigen Neptuns-Tempel an Säulenzahl und innerer Einrichtung ganz ähnlich. Er hat, wie jene, die Hauptseite gegen Morgen, mit einem nochmal so großen Vorraume, als an der Abendseite: die Bilder am Vordergiebel gehen auch in der Fabel den hinteren voran, sind etwas größer, vielleicht auch mehr, und künstlicher gestellt gewesen, und scheinen auch noch vollkommener gearbeitet. Dieser Tempel hat auch schon die schlankere ausgebildete Form mit den Tempeln Siziliens gemein, deren Vollendung Hannibal störte, und mit dem Parthenon zu Athen, das Iktinos baute und Phidias schmückte. Der Bau des Panhelleniums wird also auch um diese Zeit, zwischen die Perser- und Peloponesischen Kriege fallen, wo die Griechische Bildung sich nach allen Richtungen rasch vollendete. Das war auch die Blüthe der Aegineten, deren Handelsgeist die reiche Persische Beute aus der Schlacht von Platäa meist an sich zog: und als alle Städte Griechenlands den gemeinsamen großen Sieg durch heilige Denkmale und Erneuung der vielen von den Persern verbrannten Tempel feyerten, mußte das Panhellenium auf Aegina auch wohl so herrlich erneuet, und die Aeakiden, welche in der lezten entscheidenden Schlacht bey Salamis so hülfreich erschienen waren, mußten auch daran verherrlicht werden. Und eine Wirkung und Andeutung dieses Perserkrieges, welchen Herodot aus der Volkssage als Folge der Zerstörung Troja's darstellt, ist etwa die mehr Persische als Phrygische Tracht des Paris. Gehörten nun diese Bilder irgend einem der namhaften Aegineten an, so hat den nächsten Anspruch Onatas, welchen Pausanias nicht undeutlich dem gleichzeitigen Phidias gleichsezt, und der also das Panhellenium schmückte, wie Phidias das Parthenon, und vielleicht auch das Jupiterbild ***) darin machte, und wie dort

---

*) Sein Aufriß der Vorderseite ist der Abbildung des Giebelfeldes beygefügt, auch in der Isis.

**) Briefe in die Heimath, Bd. 3. S. 228 ff. 329.

***) Zu welchem etwa das oben erwähnte Elfenbeinauge gehörte. Ein ähnliches Ueberbleibsel fand sich in einem Tempel Pompeji's. Vergl. Briefe in die Heimath, Bd. 3. S. 88.

die Geburt und der Sieg der Minerva über Neptun an beyden Giebeln ſtand, ſo hier die beyden Hauptthaten der Aeakiden mit Minerva. Und wenn den Aegineten auch noch die lezte idealiſche Vollendung der Werke des Phidias fehlt, ſo vereinen ſie doch auch ſchon auf bewundernswürdige Weiſe den lebhaften Ausdruck der plözlichen That mit dem ruhigen Ebenmaaße der urbildlichen kanoniſchen Formen, wie jener Iliſſus und andere jezo nach England geführte Stücke des Parthenons, wie die Gruppe der Niobe (welche vermuthlich auch einen Tempelgiebel zierte), wie Laokoon, der Torſo und die koloſſalen Dioskuren auf Monte Cavallo: aus welchen allen Griechiſcher Geiſt und Kunſt am ächteſten und unmittelbarſten hervorleuchten. Das Alterthümliche der Aegineten in Tracht und Geſicht ſtimmt aber noch näher zu der älteren Doriſchen Bauart, und wiederholte mir ganz den Eindruck jener herrlichen Tempel zu Paeſtum, mit ihren ſo ſchwer und gewaltig vortretenden, und doch ſo zierlich ausgearbeiteten Formen. Sie ſind ſolchergeſtalt das ſprechendſte Denkmal des äginetiſchen Volkes von ſeiner vollen Höhe, in dem es zu Anfang des Peloponneſiſchen Krieges von ſeinen alten Feinden, den nahen Athenern, unterjocht, aller Kraft beraubt, dann grauſam zur Auswanderung gezwungen, und bis zur Austilgung verfolgt wurde. — Es iſt alſo gewiß ein großes Glück für unſer Vaterland, und ein hohes Verdienſt um die Kunſt, daß dieſe Bilder ihm zugeeignet ſind, wo ihre unmittelbare Anſchauung nicht nur dieſe bisher dunkele Gegend der Kunſtgeſchichte weiter aufklären, ſondern auch als lehrreiches Muſter die Kunſt ſelber fördern wird.

Stuttgart.

Hr. Gau, welcher ſich ſeit Anfang vorigen Winters in Paris befindet, um die Zeichnungen zu ſeinem Werke über Nubien in Kupfer ſtechen zu laſſen, iſt bereits ſo weit mit der Bearbeitung vorgerückt, daß das erſte Heft in Kurzem wird erſcheinen können. Der Titel iſt:

„Neu entdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils, von der erſten bis zur zweyten Kataraktе, gezeichnet und vermeſſen im Jahr 1819 und als Ergänzung des großen franzöſiſchen Werks über Aegypten herausgegeben von Franz Gau aus Köln. Stuttgart, im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung."

Die Gegenſtände der Zeichnungen ſind den Leſern des Kunſtblatts bereits aus der Anzeige in Nr. 92. des vorigen Jahrgangs bekannt. Die bis jezt über Nubien erſchienenen Werke haben über die höchſt merkwürdigen architektoniſchen Monumente dieſes Landes wenig Licht verbreitet. Wir beſizen von Cap. Light eine Beſchreibung von Nubien mit einer topographiſchen Karte; von Burkhardt ſehr anziehende Notizen über Sitten und Sprache; das einzige Werk, welches Abbildungen giebt, iſt das von Belzoni, aber die meiſten Blätter ſeines Atlaſſes enthalten die Basreliefs aus den Gräbern von Theben und nur wenige, mehr maleriſch als mit architektoniſcher Genauigkeit gezeichnete, ſind einigen Monumenten von Nubien gewidmet. Dagegen umfaßt das gegenwärtige Werk des Hrn. Gau ausſchließlich die Monumente von Nubien, und zwar mit der befriedigendſten Genauigkeit für das Studium jener uralten Kunſtwerke. Die maleriſchen Anſichten, welche zugleich eine Anſchauung vom jezigen Zuſtande des Landes liefern, durften dabey nicht fehlen; von den Gebäuden aber wird jedesmal Aufriß, Grundriß und Durchſchnitt nebſt den merkwürdigſten einzelnen Theilen, namentlich den gemalten Basreliefs in getreuer Ausführung ſowohl in Umriſſen als mit Farben, gegeben, und zwar in demſelben Maaßſtabe, nach welchem die Abbildungen in dem großen franzöſiſchen Werk über Aegypten gearbeitet ſind, als deſſen Ergänzung dieſes Werk betrachtet werden muß. Die Vergleichung wird dadurch ſehr bequem und genau angeſtellt werden können. Auch die von ihm copirten Inſchriften wird der Verf. unter die Abbildungen einreihen.

Dieſes Werk enthält die Zeichnungen und Vermeſſungen von Ein und zwanzig größeren und kleineren Monumenten, welche Hr. Gau, nachdem er bey der Reiſe den Nil hinauf ſich eine Ueberſicht des Vorhandenen verſchafft, während der Rückreiſe geſammelt hat. Es wird aus 60 Kupfertafeln beſtehen, worunter 10 colorirte; es erſcheint in 12 Lieferungen in demſelben Groß-Folioformat wie das der Description de l'Egypte, jede zu 4 bis 6 Blättern mit Erklärungen der Kupfer und Vignetten. Die Ausführung der Kupfer iſt den nämlichen Künſtlern übertragen, welche ſich durch den Stich der großen Platten für die Beſchreibung von Aegypten den verdienteſten Ruhm erworben, ſo daß auch in dieſer Hinſicht beyde Werke zuſammen paſſen. Der Text, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache von einem der vorzüglichſten Alterthumskenner beſorgt, wird erſt mit der lezten Lieferung ausgegeben.

Der Subſcriptionspreis für jede Lieferung — die Erklärung der Kupfer und den Text mit einbegriffen — iſt 8 fl. 24 kr. auf feinem Papier in Groß-Folioformat, und 16 fl. 48 kr. auf Velinpapier.

London.

A descriptive Catalogue of the Works of Rembrandt and of his scholars, Bol, Livens and Van Vliet, compiled from the original etchings and from the catalogues of De Burgy, Gersaint, Helle and Glomy, H. Carcus and Yoet. By Daniel Daulby. 1 Vol. 8vo. John Richardson. Price 10 sh. 6 d.

Nro. 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Mai 1821.

Unterlaſſt nicht, die Götter, die Genien und die Helden zu ehren und diejenigen hochzuachten, von welchen ihr Leben oder Wohlthaten empfingt.

Pythagoras.

Leben und Schriften des Hrn. Dupont de Nemours.

(Auszug aus der am 28. Juli 1820. in der franzöſiſchen Academie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, von Hrn. Dacier gehaltenen Rede.)

Peter Samuel Dupont, Sohn achtungswürdiger Eltern, ward zu Paris im December 1739 geboren; er fand im Schooſe ſeiner Familie die Vereinbarung von Lehre und Beyſpiel der ſittlichen Tugenden, welche er ſein ganzes Leben durch geübt hat. Ein ausnehmend lebhafter Geiſt und eine feurige Wißbegierde öffneten dem Knaben früher als gewöhnlich die Bahn der Studien, und förderten die Fortſchritte, welche der Jüngling darinnen machte; in allen Klaſſen beynahe wurden ihm Ehrenpreiſe zu Theil, und als er den der Rhetorik empfing, war er noch ſo jung, daß ſeine Schulgenoſſen, die ihn ſehr lieb hatten, ihm ihre Theilnahme auf keine ſeinem Alter ziemendere Weiſe, als durch Ueberreichung eines Körbchens mit Obſt, wie die Jahreszeit bot, darthun zu können glaubten. Mit dem ſich erweiternden Umfang ſeiner Kenntniſſe vermehrte ſich ſeine Lernbegierde; kein Fach des menſchlichen Wiſſens ſollte ihm fremd bleiben, und um deſto ſchneller vorzuſchreiten, befaßten ſeine Studien deren gleichzeitig viele. Neben den philoſophiſchen Wiſſenſchaften und der ſogenannten ſchönen Literatur, die ihn jederzeit am meiſten anzogen, widmete er ſich ſchon damals den Naturwiſſenſchaften, nicht ſowohl in der Abſicht, dieſelben gründlich zu erforſchen, als vielmehr, um ſich dasjenige davon anzueignen, was ſeinem Geiſte, ſeiner Phantaſie und ſeinen Beſtrebungen verwandt und anpaſſend ſchien.

Was Herr Dupont mittelſt ſeiner ausgebreiteten und mannigfaltigen Studien ſuchen wollte, und hinwieder auch fand, oder wenigſtens zu finden glaubte, der Umfang der Geſetze des Weltalls, die phyſiſchen und moraliſchen Verhältniſſe ſeines Daſeyns; die Stelle, welche dem Menſchen darin eingeräumt und angewieſen iſt; die Ausmittelung deſſen, was in den Geſellſchafts Einrichtungen von jenen urſprünglichen Beſtimmungen abweicht oder damit in Widerſpruch gerathen iſt; das Bedürfniß endlich und die Mittel für die Herſtellung der geſtörten Harmonie. Mit dieſen philoſophiſchen und moraliſchen Vorſtellungen, deren Verbreitung ſeine Herzensangelegenheit war, beynahe ausſchließlich beſchäftigt, drückte er ſich im Umgange, wo die anziehende Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes und die liebenswürdige Gefälligkeit ſeines Charakters ihn bereits ſehr bekannt gemacht hatten, mit ſolcher Freudigkeit, Vertrauen und Ueberzeugung darüber aus, daß ihm überall leichtes und williges Gehör zu Theil ward, wenn auch die meiſten ſeiner Zuhörer nur einen redlichen und geiſtvollen Träumer, deſſen philanthropiſche Sätze recht ſchöne aber unausführbare Dinge darſtellte, zu ſehen glaubten.

Die Zahl ſolcher Träumer war damals beträchtlich: Malesherbes und Turgot träumten nach der Weiſe des großen Sully, um zu erforſchen, ob die Regierungen den öffentlichen Wohlſtand nicht beſſer gewährleiſten und auch wohl befördern könnten, wenn ſie ſich mit Landbau und

Handel anders als um ihnen lästige Taxen und willkührliche Verordnungen aufzulegen, beschäftigen würden. Man erinnerte an die Grundregel von dem Minister und Freunde des guten Königs, welcher zu sagen pflegte: Feldbau und Viehzucht seyen die Milchbrüste des Staats. Der Marquis d'Argenson hatte das nicht zu viel regieren, hinzugefügt. Herr von Gournay, der Sohn eines Kaufmanns, faßte die ganze Lehre der Handels-Verwaltung in den Worten: ungehemmter Verkehr und ungehemmter Durchgang (laisser faire et laisser-passer) zusammen; der Doctor Quesnay endlich, welcher in einer Meierey geboren war und den Landbau für die erste, wenn nicht einzige Quelle des National-Reichthums hielt, wollte sie durch Stammvermögen und Einsicht groß gezogen wissen, und er war so glücklich gewesen, daß Ludwig XV. in Versailles eigenhändig jene die Landwirthschaft verherrlichende Maxime abdruckte: Armer Bauer, armes Königreich; armes Königreich, armer Selbstherrscher. Diese Lehrsätze und diese Versuche alle, die vielfältig zum Scherz dienten und mitunter auch lächerlich gemacht wurden, waren indeß die Vorläufer einer ganz neuen Wissenschaft, welche ihnen zunächst ihr Daseyn zu verdanken hat, wenn gleich ihre jetzigen Grundlagen von denen jener Versuche gutentheils abweichen, und welche unter der Benennung des Staatshaushalts, die Ursachen des Reichthums und Wohlstands der Nationen erforscht, und die Verhältnisse sowohl als den Einfluß ihrer Staatseinrichtungen, deren materielle Ergebnisse die Statistik nachweist, untereinander vergleicht. Weil die Urheber jener Versuche das Gute im Großen stiften und das Schicksal der Völker verbessern wollten, so trat Herr Dupont schnell in ihre Reihen, und arbeitete für ihre Zwecke mit dem Eifer und der grenzenlosen Hingebung, deren wahre Quelle die Reinheit und Güte seines Herzens gewesen ist. Was ihn dafür noch weiter anfeuern mochte, ist vermuthlich auch jene ehrenvolle Freundschaft von Männern gewesen, deren Einsichten und Bestrebungen er, so jung er auch war, dennoch vollkommen zu würdigen verstund, deren Namen und Gedächtniß Frankreich in großen Ehren zu halten seither gelernt hat, und deren Grundsätze und Lehren zu verbreiten, seine große und erste Herzensangelegenheit ward. Er hatte vielen Antheil an der Besorgung des Journal d'Agriculture und er hat fast ganz allein die Ausgabe der sechs und dreyßig Bände der Ephémerides du Citoyen besorgt. Gleichzeitig hat er die Abhandlungen über den Fruchthandel und über den großen und kleinen Feldbau bekannt gemacht, und die Königlichen Intendanten von Soissons und Limoges, welche in ihren Generalitäten Verbesserungen einzuführen bemüht waren, dabey wesentlich unterstützt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus einem ungedruckten Briefe Pedro vas de Caminhas über die Entdeckung von Brasilien.

(Beschluß.)

Nachdem der Admiral einen Umkreis der Gegend besichtigt hatte, begab er sich an den Platz des Waldes, wo das gezimmerte Kreuz in Erwartung morgen aufgerichtet zu werden an einen Baum gelehnt stand. Um den Indianern zu zeigen, wie sehr wir es verehrten, knieten wir nieder und küßten dasselbe; ja wir bedeuteten die nächsten um uns her, ein gleiches zu thun, wogegen sie sich auch keinen Augenblick sträubten. Diese guten Leute sind so sanftmüthig, daß ich gar nicht zweifle, sie würden, könnte man sich ihnen nur verständlich machen, sich sehr bald zum Christenthum bekehren. Wenn die bey ihnen zurückgelassenen Verbannten ihre Sprache lernen, so zweifle ich gar nicht, daß sie nach Ihrer Hoheit heiliger Absicht unsre Religion annehmen und an die katholische Kirche glauben werden, deren Vortrefflichkeit ihnen unser Heiland um der unschuldigen Einfalt ihres Herzens willen, seiner Gnade gemäß, gewiß begreiflich machen wird. Ich glaube, sie werden jeden beliebigen Eindruck annehmen. Gott, der ihnen einen gesunden und kräftigen Körper, und ein andern Menschen gleiches Angesicht gab, hat uns nicht ohne Absicht zu ihnen gesendet; ich darf deßhalb hoffen, daß Ihre Hoheit, welcher die Verbreitung des katholischen Glaubens so sehr am Herzen liegt, an ihrer Seligmachung arbeiten werden.

Die Indianer kennen den Vortheil des Landbaues gar nicht: sie verstehen keine Pflege der Heerden, und wir haben kein einziges Hausthier unter ihnen erblickt; ihre einzige Nahrung scheint die Yamswurzel zu seyn, die sie sich in großer Menge verschaffen können, und die Früchte wildwachsender Bäume. Dessenungeachtet genießen sie einer so guten Gesundheit, daß wir Europäer, die wir uns mit Brod und tausend andern Dingen ernähren, ihnen an Kraft und Gewandtheit nicht beykommen.

Heute tanzten die Wilden nach dem Ton einer Trommel, und gesellten sich vertraulicher, als es uns lieb war, zu unsern Leuten. Wenn wir sie durch Zeichen an Bord zu kommen einluden, willigten sie so vergnügt ein, daß ich nicht zweifle, wir hätten sie alle dahin führen können. Dennoch nahmen wir deren nur fünf mit uns; aus zweyen von ihnen wollten ein Paar unserer Officiere Bediente zu bilden suchen. In einem dieser fünfe erkannten wir einen derjenigen Indianer, die uns gleich bey unserer Ankunft besucht hatten. Er trug das ihm geschenkte Hemd, und war von seinem Bruder begleitet. Sie konnten sich ihres Empfanges nur rühmen; man gab ihnen zur Schlafstätte, sogar Matratzen und Leintücher, welches ihnen gewiß noch nie vorgekommen war.

Heute, am ersten Mai, haben wir uns gleich am Morgen mit unsrer Zahne unterhalb der Mündung des Flusses

gegen Süden zu ans Land begeben, weil uns dieſes der am mehrſten in die Augen fallende Platz ſchien, um das Kreuz aufzupflanzen. Nachdem der Befehlshaber die zu dieſem Zweck nöthige Grube zu graben befohlen, begaben wir uns an den Ort, wo ſich das Kreuz befand, und Prieſter und Geiſtliche der Expedition betend um daſſelbe verſammelt waren. Es ſtanden ſchon ſiebzig bis achtzig Wilde da herum, die uns, da ihnen unſre Abſicht das Kreuz fortzuſchaffen deutlich ward, Handreichung leiſteten. Während des Wegs zu dem uns angewieſenen Ziele vermehrte ſich die Zahl der Indianer bis auf 200. Das Kreuz iſt mit dem Wappenſchild und Wahlſpruch Ihrer Hoheit errichtet worden, und Pater Henrique hat, von allen Geiſtlichen bedient, die Meſſe dabey geleſen. Gegen ſechzig Wilde knieten nieder und ſchienen den ganzen Vorgang mit der größten Aufmerkſamkeit zu beobachten. Wie das Evangelium verleſen wurde, und wir alle mit aufgehobenen Händen aufſtanden, thaten ſie das Gleiche und warteten, um wieder nieder zu knieen, bis wir ebenfalls knieten. Ich verſichere Ihre Hoheit, ſie haben uns durch ihr Betragen erbaut. Nachdem die Prieſter das Abendmahl genoſſen, nahten ſich die Geiſtlichen, der Admiral und mehrere andere Perſonen dem Altar, allein die Sonne war ſo heiß, daß viele Wilde hinweg gingen. Einige blieben jedoch, unter ihnen ein Mann gegen ſechszig Jahr, welcher ſie zu bleiben einlud und die andern zurückrief; er zeigte ſogar, bald auf den Altar, bald auf den Himmel und ſchien über Religion mit ihnen zu ſprechen, — ſo kam es uns wenigſtens vor. — Nach vollendeter Meſſe legte Pater Henrique ſeine Meßgewande ab, und predigte über das Evangelium des Tages und Ihrer Hoheit heilige Abſichten bey der Sendung dieſer Expedition. Während der ganzen Predigt ſuchte der oben erwähnte alte Indianer ſeine Landsleute zum Bleiben und zur Aufmerkſamkeit zu ermuntern. Manch einer gab ihm Gehör. Nach geendigter Predigt ſtellte Nicolas Coelho dem Pater eine Menge von ihm mitgebrachter kleiner zinnerner Kreuze zu, damit er ſie unter unſre neue Freunde vertheile. Der Pater ſezte ſich zu den Füßen des Kruzifixes und hing einem jeden der Wilden ein ſolches Kreuz, nachdem er es ihn vorher hatte küſſen laſſen, um den Hals. Ungefähr fünfzig Wilde empfingen dieſes Geſchenk, und es war Mittag, wie dieſe Ceremonie zu Ende war. Wir begaben uns darauf an Bord zurück, wohin der Admiral den Wilden, welcher auf den Himmel und den Altar gedeutet hatte, mitnahm. Er vergönnte ihm ſogar, ſich von ſeinem Bruder begleiten zu laſſen, und beſchenkte einen jeden mit einem leinenen Hemd. Wir alle hatten die Anſicht, daß uns dieſe Leute nur zu verſtehen brauchten, um Chriſten zu werden, weil ſie alles, was ſie uns thun ſahen, nachahmten, welches zu beweiſen ſcheint, daß ſie noch an keiner Art von Abgötterey hangen. Ich bin deßhalb überzeugt, wenn Ihre Hoheit Jemand zu ihnen ſenden will, ſo wird Dieſelbe alſobald durch deren Gehorſam belohnt werden. Es wäre beſonders wichtig, dieſer Expedition einige Prieſter zuzugeben, um die Bekehrten zu taufen; denn bis dahin werden ſie durch die beyden Verbannten, welche wir ihnen zurücklaſſen, deren Herz durch den Genuß des heiligen Abendmahls gereinigt worden iſt, eine genauere Kenntniß unſerer Religion erhalten haben.

Ich habe unter den Wilden, die heute die Meſſe anzuhören zu uns kamen, nur ein junges Weib bemerkt. Man gab ihr ein Stück Zeug zu ihrer Bedeckung, ſie ſchien aber deſſen Nutzen nicht zu kennen. Daraus erſehen Ihre Hoheit, daß dieſe Menſchen ſich noch in dem Unſchuldſtand unſerer erſten Eltern befinden; und die troſtvolle Lehre, welche ihnen die Himmelspforten öffnen ſoll, ſchleunig annehmen werden.

Ich glaube die beyden Verbannten, welche wir hier zurücklaſſen ſollen, bleiben nicht allein; zwey unſrer Matroſen ſind dieſe Nacht entwiſcht, noch fand man ſie nicht wieder, und morgen ſegeln wir weiter. u. ſ. w.

Pedro vas de Caminha.

Porto Seguro auf der Inſel Vera-Cruz, Freytag den erſten Mai 1500.

Muſikaliſches Tagebuch von und über Italien.

(Fortſetzung.)

Zu Verona hörte ich wiederholt und mit geſteigertem Intereſſe die Seria: Le Danaidi Romane von Paveſi, worin Sgra. Malanotte als Proconſole triumphirte. Eine tiefdenkende, allen Leidenſchaften gewachſene Schauſpielerinn, weiß ſie ihrem Geſange bey übrigens ſpärlich zugemeſſenem Reichthum der Stimme, einen ſo ausdrucksvollen und allgemein ergreifenden Reiz zu verſchaffen, daß man ſich ihr ganz hingibt. Alle ihre Geſangſtücke, vorzüglich das Duett und Rondo: Nume perdonami (aus den Baccanali) im zweyten Akt erhielt reichen Beyfall. Die junge Primadonna Bonſignori, hat von Mad. Malanotti augenſcheinlich in ſceniſcher Hinſicht gewonnen; aber dem guten Mädchen fehlt die wahre Genialität, ohne welche auch der Sänger vergebens nach dem Allerheiligſten in der Kunſt ſtrebt; Bianchi that, was er konnte, aber der Zahn der Zeit! — Das berühmte Ballet: La Veſtale von Viganò, hatte, ungeachtet der Mitwirkung eines Veſtris, nicht ſehr angeſprochen, woran wohl die mittelmäßige Umgebung und die arme Ausſtattung an Scenen und Kleidern ſchuld geweſen ſeyn mag. Die zweyte Oper Ciro in Babilonia gefiel, weniger das Ballet. — Zu Mantua fand ich Torvaldo von Roſſini, ſo wie den inhaltsleeren Barone di Dolsheim von Pacini, ganz unter aller Kritik. Das Ballet chen war mittelmäßig. — In Parma gefiel Roſſini's Elisabetta; weniger das Ballet. — In Rimini und Macerata hat Torvaldo nebſt den reſp. Ballets gefallen. Dieſe Erſcheinung kann nur durch eingelegte gelungenere Einſchaltungen erklärt werden, denn nur zwey Stücke der ganzen Oper ſind Roſſini's werth. —

Modena hätte den Turco in Italia und Gazza Ladra nebst Adelina mit einigem Beyfall auf der Scene; aber die Sänger waren sämmtlich mittelmäßig. — Zu Ferrara hatte im T. com. Eduardo e Cristina von Rossini, mittelst Anstrengung der Sgra. Marchesini des Ten. Limpitelli einigen Beyfall. Die Ballets mißfielen. — Bologna hatte keine Oper. — In Cremona hatte unter den mittelmäßigen Reproduktionen, Mayers verstümmelte Rosa rossa den meisten Beyfall. Sgra. Elis. Coda, welche wegen fortwährender Unpäßlichkeit der Tosi Manfredini den Part der Primadonna übernahm, gefiel; auch der Tenor Sirletti sang das berühmte Duett und Terzett zu Aller Verwunderung ziemlich gut. — In Bergamo überflügelte Otello die nächstfolgenden Reproduktionen und erhielt sich vorzüglich durch die Manfredini. — Livorno, Reggio, Siena, Pisa und viele andere Städte Mittel- und Unter-Italiens, die ich der Kürze halber übergehe, hatten Reproduktionen bekannter Opern und Ballets.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Der kürzlich in St. Gallen ausgegebne Jahresbericht der Verhandlungen der schweizerisch-gemeinnützigen Gesellschaft vom Jahr 1820, bildet einen Oktavband von beynahe 300 Seiten, und da derselbe nur Auszüge gehaltener Reden und der Gesellschaft vorgelegter Berichte enthält, so ergibt sich daraus, daß es wenigstens an schriftlichen Mittheilungen und Arbeiten nicht fehlte, deren Gehalt freylich von sehr ungleicher Beschaffenheit ist. Das erweiterte Feld der Gesellschaft befaßt nebst dem Armenwesen, auch Erziehung, Industrie und Handel, und unter allen diesen Fächern ist keines, worin nicht für Klagen und Beschwerden, für Wünsche und Hoffnungen, für Entwürfe und Vorschläge, ein reicher Stoff zu finden wäre. Gutgemeint sind die hier vorkommenden alle, wenn auch unter den ersten manche ungegründet oder übertrieben, unter den zweyten verschiedene zweydeutig oder eitel, und unter den dritten einige unausführbar oder verwerflich gefunden würden. Aber neben diesem allem kommen noch viele werthvolle historische Angaben und Notizen in den der Gesellschaft erstatteten Berichten vor, deren man einige hier ausheben will.

Einer Darstellung der Gewerbe und Handelschaft des Kantons St. Gallen im Jahr 1810, von Hrn. D. Steinmann, ist eine Geschichte des St. Gallischen Leinwandgewerbes vorausgesandt, deren Hauptzüge folgende sind: Die dortige Leinwandfabrikation reicht in's Jahr 1160 hinauf. Ein Jahrhundert später wurde die erste Walke erbaut. Aber erst im Jahr 1415 blühte der Gewerb, durch Veranlassung der Kirchenversammlung in Konstanz, herrlich auf. Die konstanzischen Leinwandfabrikanten, dem großen Kirchengeräusche abhold, zogen sich nach St. Gallen, und dieses besiegte dadurch seine gefährlichste Nebenbuhlerinn, Konstanz selbst. Im Jahr 1452 wurde die Leinwandschau eingeführt, welche den Kredit der Waare bis auf die gegenwärtige Zeit gesichert hat. Im Jahr 1528 wurden schon 4000 Tücher in St. Gallen gebleicht, und im Jahr 1535 wurden 10329 gute Tücher geschaut. Lange konnte die Stadt St. Gallen diesen Gewerb wie ein Monopol auf solcher Höhe erhalten; aber im Jahr 1578 unternahmen auch die benachbarten Appenzeller die nämliche Fabrikation mit Erfolg, und als Abt Bernhard XI, freylich mit großen Opfern, den Leinwandhandel in Rorschach, dem schönen am Bodensee wohlgelegenen Marktflecken, einführte, erlitt der St. Gallische einen empfindlichen Stoß. Während des dreyßigjährigen Krieges war sein Schaden am größten. Man versuchte das mögliche, demselben zu begegnen, und milderte allzustreng scheinende Fabrikgesetze, doch blieb die Willkür in engen Schranken gehalten. Man stellte gegen Falliten scharfe Gesetze auf und vollzog dieselben. Mehrere Falliten wurden des Landes verwiesen, und einige sogar am Leben gestraft. Maßregeln dieser Art mochten das ihrige dazu beytragen, den Kredit des St. Gallischen Leinwandhandels zu erhalten, der wirklich noch lange blühte bis im vierten Jahrzehent des verflossnen Jahrhunderts das Weben der Barchente und im fünften die Fabrikation der Mousseline, den ersteren an Kraft und Ausdehnung schwächte. Barchent und Mousseline fanden bald starken und ausgebreiteten Absatz, und verschafften dem Arbeiter sogleich einträglichern Verdienst, dem Kaufmann größern Gewinn. Bald wurden viele tausend Hände vom alten Leinwand- in den neuen Baumwollen-Gewerb und Verkehr hinübergezogen. Der Leinwandhandel nahm nun dermaßen ab, daß im Jahr 1807 nur noch 2900 Leinwandtücher, hingegen 15561 Baumwollentücher zu 32 Ellen, und 79000 Stück Mousseline zu 16 Ellen auf den acht Bleichen von St. Gallen gebleicht wurden. Im Jahr 1816 nahm die Leinwandfabrikation wieder zu, und die der Baumwolle ab. Es wurden wieder 3700 gute Tücher gebleicht, im Jahr 1818 jedoch nur noch 2020, im jüngsten Jahr 2300.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

(Beschluß.)

Daß die Regierung die Schulen des wechselseitigen Unterrichts zu Mailand hat schließen lassen, ist einer großen Anzahl von Schülern sehr nahe gegangen. Mehrere derselben sollen sich an die alte Methode der so geheißenen Normalschulen durchaus nicht mehr gewöhnen wollen, und es sogar versucht haben, die mit der neuen Methode verbundenen, zur Entwicklung des Verstandes so sehr geeigneten Uebungen in Privat-Zusammenkünften fortzusetzen.

Von Rom aus hat der Dr. Hamel, ein eifriger Freund und Beförderer der wechselseitigen Unterrichtsmethode, der Pariser Erziehungsgesellschaft interessante Notizen über die italienischen Schulen und namentlich über die zu Rom in Betreff der neuen Methode angestellten Versuche eingesandt. Ebendaselbst ist aus der Feder des Abbate Baguttì eine Schrift erschienen, in der sich sinnreiche Vorschläge zur Verbesserung des Elementar-Unterrichts enthalten finden.

Zufolge der Behauptungen des Hrn. Ritter Lucas de Samuel Cagnazzi in seinem Saggio sulla popolazione etc. d. h. Versuch über die Bevölkerung des Königreichs Apulien, in ältern und in den neuesten Zeiten (Neapel bey Angelo Trani 1820) einem Werke, worin manche Ansichten der berühmtesten neuern Oekonomisten, eines Malthus und Andrer berichtiget und als Fingerzeig für das jetzt lebende Geschlecht die Ursachen auseinander gesetzt werden, welche, in verschiedenen Epochen, zum Wohlstande sowol als zum Verfall der Nation beygetragen haben, hätte sich die Bevölkerung des Königreichs Neapel im Jahre 1405 unter Alfons I. auf 1,597,370 Seelen belaufen, von da wäre sie, unter der Regierung der Arragonier fortwährend höher gestiegen bis im Jahr 1505, in der Folge, unter dem österreichischen Scepter etwas minder, alsdann aber nach der Besitznahme Karls III. zusehends immer stärker geworden. Im Jahr 1766 belief sie sich, nach Hr. Cagnazzis Angabe, auf 3,953,098, im Jahr 1775 auf 4,249,430 und im Jahr 1791 auf 4,925,381 Seelen. Seither hat diese Volkszahl neuerdings immerfort zugenommen und im Jahr 1804 ward sie, trotz dem Bestreben, sie geheim zu halten, auf 4,974,659 Köpfe gerechnet.

Beylage: Literaturblatt Nro. 38.

Nr. 38.

Literatur-Blatt.

Freitag den 11. Mai 1821.

Naturwissenschaft.

I. Lehrbuch der Physik von Johann Ph. Neumann. 1818 — 20. 1ster und 2ter Band.

II. Grens Grundriß der Naturlehre, herausgegeben von K. W. G. Kastner. 1820. 6te Aufl.

(Fortsetzung.)

Referent versezt nun seine Leser von den Grenzen des Licht-umflossenen Planetensystems, in die dunkelsten Regionen der Naturwissenschaft, in die Theorien von Wärme, Licht, Elektricität und Magnetismus, die er als die vier Hauptsprossen der Leiter betrachtet, mittelst welcher sich die neueste Schule, den Professor Dittmar zu Berlin an der Spitze, zu den Geheimnissen der Meteorologie zu erheben gedenkt.

Gren: „die objective Ursach der Empfindung, die Jedermann unter dem Namen der Wärme oder Hitze (Calor) kennt, nennen wir Wärmestoff (Caloricum). Nur dem Gemeingefühle, und keinem andern Sinne, können wir diese Substanz darstellen: aber es berechtigt dieß eben so gut zu dem Schlusse auf die objective Realität eines Wärmestoffs, als die Darstellbarkeit für andere Sinne bey andern Substanzen."

Fischer, der Herausgeber der fünften Aufl., in einer Anmerkung: „So wenig ich geneigt bin, das Daseyn eines Wärmestoffes zu bestreiten, so kann ich doch den Schluß, welchen d. V. hier macht, nicht für bindend erklären. Die Wärme erscheint dem Gefühle nicht als ein Objekt, sondern als ein bloßer Zustand des Subjects."

Kastner, in einer zweyten Anmerkung: „ich habe Gründe, welche mich bestimmen, die Wärme als Zustand der Ausdehnungs-Bewegung, und dadurch die freye Wärme als Gegensatz des Magnetismus (d. i. der freyen Cohärenzkraft), und die gebundene Wärme als Gegensatz der Cohärenz (d. i. des gebundenen Magnetismus) anzuerkennen." (Vergl. Kastners Einleitung in die neuere Chemie, Seite 278 sqq. und dessen Experimentalphysik S. 13 sqq.)

Neumann: Viele Physiker unserer Zeit denken sich die Ursach der Wärme oder das Wärmeprincip als etwas materielles und nennen es Wärmestoff (caloricum, thermogonium). Sie stellen sich diesen Wärmestoff vor, als eine eigenartige, flüssige, äußerst feine (d. i. äußerst wenig dichte), unwägbare Materie, die von den gröberen Materien angezogen wird, aber nicht gegen alle eine gleiche Verwandschaft hat. Der Wärmestoff ergießt sich, dieser Vorstellungsart gemäß, aus den wärmeren (d. ist mit Wärmestoff reichlicher erfüllten) Körpern in die kältern, und so auch in unsern Körper, wenn derselbe weniger mit Wärmestoff gesättiget ist, als derjenige, den er berührt. In diesem Falle haben wir das Gefühl der Wärme; berühren wir dagegen einen kälteren Körper, so geschieht das Gegentheil, und wir haben auch die entgegengesezte Empfindung. Man sieht, daß dieser Wärmestoff, eben weil sich seine Existenz nicht durch Abwägung außer allen Zweifel setzen läßt, zu den hypothetischen Materien gehört. Die Annahme desselben ist aber allerdings geeignet, den Ausdruck der Phänomene für die Phantasie bequemer zu machen: wer sich indeß die Wärme als eine Erscheinung der frey werdenden Expansivkraft denken will, braucht nur da, wo das Wort Wärmestoff gebraucht wird, das Wort Wärmekraft zu setzen. Da es uns hier nicht um Hypothesen, die nur einen relativen Werth haben können, sondern einzig um die Darstellungen der Erscheinungen und der Gesetze derselben zu thun ist, so werden wir uns darüber mit Niemanden in einen Streit einlassen." Referent ehrt diese Bescheidenheit, die die ernste Naturforschung so vortrefflich kleidet; und will daher mit seiner Erklärung, daß er, aus Gründen, davon das Allgemeinste in Nr. 40. des vorigen Jahrganges dieser Blätter beygebracht worden, der Hypothese vom Wärmestoffe anhange, der freyen Wahl seiner Leser keinen Eintrag thun. — Da die andere Hypothese, in ihrem Hauptmomente, darauf hinausläuft, sich die Ursach der Wärme nicht als etwas Materielles, sondern vielmehr als ein Bewegungsprincip zu denken, welches in den kleinsten Theilen der Körper gewisse eigenthümliche Schwingungen hervorzurufen vermag, als deren Folge sich die Erscheinungen und Empfindungen der Wärme veroffenbaren: so scheint der

Gegensatz in die Cathegorie des Streites zwischen dem Newtonschen Emanations- und Eulerschen Vibrationssystem (s. unten) des Lichtes zu gehören. Unter den Gegnern des Wärmestoffes ist Rumford, dieser eifrige Naturforscher und gewandte Experimentator ausgezeichnet; es ist aber nicht weniger der Mühe werth, die Gründe zu lesen, mit welchen ihn Berthollet bestreitet. —

„Die Wärme eines Körpers pflanzt sich von ihm auf die ihn umgebenden, weniger warmen Körper fort; die Erfahrung lehrt, daß dieß, bey der Berührung, durch Leitung allmählig geschieht. Durch die Luft oder andere gasförmige Stoffe verbreitet sich die Wärme aber gleichsam strahlend, mit einer, dem Lichte beykommenden Geschwindigkeit. Man setze zwey metallne Hohlspiegel einander dergestalt gegenüber, daß ihre Axen zusammenfallen; stelle in den Brennpunkt des einen einen beträchtlich erwärmten Körper, und in den des andern die Kugel eines empfindlichen Thermometers: so steigt Lezteres augenblicklich. Die von dem Körper, divergirend, ausfahrenden Wärmestrahlen werden nämlich, dem Gesetze der Hohlspiegel gemäß, von dem ersteren Spiegel parallel zurückgeworfen, und vom zweyten, im Brennpunkte, auf der Thermometerkugel, vereint. Stellt man, statt des erhizten Körpers, ein Gefäß mit Eis in den Brennpunkt, so zeigt das Thermometer dagegen augenblicklich auf Kälte. Giebt es also auch Kältestrahlen?" Neumann verneint's. Kastner: „Mit demselben Rechte, mit welchem man die Annahme eines Wärmestoffes gestattet, läßt sich auch die eines Kältestoffes vertheidigen." Die Leser mögen sich nun, nachdem sie sich für Einen, oder für zwey Stoffe erklären, in Unitarier und Dualisten theilen; und Referent überläßt den ersteren in ihrer Hypothese eine scharfsinnige Erklärung jenes, allerdings auffallenden, Phänomens zu suchen, gleichwie er, der zu den Unitarien gehört, eine solche, und zwar eben so nahe liegende als plausible, bereits gefunden hat.*)

Gehen wir zu den verschiedenen Theorien des Lichtes über. Lessing hat einmal das große Wort gesagt, daß wenn ihm die Gottheit in der einen Hand die Wahrheit, und in der andern die Erforschung der Wahrheit erböte, er die Leztere wählen würde; und so hofft denn Referent, mit Vergnügen annehmend, daß sich recht viel Lessinge unter seinen Lesern befinden, durch die Forderung strengen Nachdenkens Behufs der Selbst-Bestimmung, nur eine angenehme Verlegenheit erzeugt zu haben. Also was ist Licht?

Neumann: „Nach dem Emanationssystem ist das Licht eine feine Materie, welche sich von der Oberfläche des leuchtenden Körpers losreißt, und nach allen Richtungen verbreitet. Der leuchtende Körper sendet also die Lichttheilchen aus, und ist solchergestalt einigermaßen einem verdünstenden Körper ähnlich" (sehr ansprechend!); „der beleuchtete Körper ist derjenige, auf welchen diese Lichttheilchen auffallen, und, mehr oder weniger, zurückgeworfen werden; der durchsichtige Körper dagegen derjenige, durch welchen diese Lichttheilchen ihren Weg fortsetzen. — Diese Ansicht ist seit Newton, der sie geltend gemacht hat, von vielen Naturkundigen angenommen worden, und heißt auch die Newtonsche Ansicht. Nach der zweyten Hypothese, der Eulerschen oder dem Vibrationssystem, ist der ganze Weltraum mit einer äußerst feinen, ausdehnsamen Materie, dem Aether angefüllt, und dieser Aether ist das Licht. Das Leuchten besteht in einer Schwingungsbewegung des Aethers, wie, der, durch die Luft fortgepflanzte Schall in einer Schwingungsbewegung der Luft. Der leuchtende Körper ist also ein solcher, dessen Oberfläche in einer schwingenden Bewegung begriffen ist, welche sich dem Aether auf eine ähnliche Art mittheilt, wie die Schwingungen des schallenden Körpers (z. B. einer Saite) der Luft; der beleuchtete Körper hat eine Aehnlichkeit mit den Hindernissen, von welchen der Schall wiederhallend zurückkehrt; der durchsichtige Körper endlich aber ist ein solcher, welcher die erregten Schwingungs-Bewegungen selbst anzunehmen und durch seine Masse fortzupflanzen vermögend ist:" in welcher Darstellung namentlich die Erklärung des beleuchteten Körpers wiederum viel ansprechendes hat.

Hören wir noch Gren: „Das Licht," sagt dieser, „ist eine expansible Flüssigkeit, deren Theilchen, durch überwiegende Repulsions- (Ausdehnungs-)Kraft in Bewegung gesezt werden; und diese bewegen sich von der Quelle aus, wo sie thätig werden, nach allen Richtungen, wie die Radii einer Kugel vom Mittelpunkte nach der Fläche. Wir können uns also die Verbreitung des Lichtes von jedem leuchtenden oder erleuchteten Punkte als eine Sphäre von unbestimmter Größe vorstellen, deren Centrum der strahlende Punkt einnimmt, und deren Radii die Lichtstrahlen sind. Bey sichtbaren Punkten auf Flächen undurchsichtiger Körper, kann dieser Licht-Ausfluß als eine Hemisphäre gedacht werden."

*) Referent will noch eine merkwürdige Erfahrung anführen, die er diesen Winter gemacht hat, und die eine Heterogeneität des Wärmestoffes bey gleicher thermometrischer Intensität, nachdem er mittelst verschiedener Körper, z. B. verschiedener Holzarten entwickelt worden, anzukündigen scheint. Man lasse also etwas Fett auf die Röhre des Stuben-Ofens fallen, und heize denselben nun immer mit demselben Holze, z. B. Eichen, und immer bis zu gleicher Thermometerhöhe, so wird sich der Geruch endlich ganz verlieren. Nimmt man nachher aber Buchenholz, so riecht der Ofen, obwol nur bis zum nämlichen Grade erwärmt, neuerdings stark nach dem Fette, als wenn die Buchenholzhize, bey nur gleicher thermometrischer Intensität, doch noch eine eigenthümliche Wärmekraft zur Austreibung des Restes von Fett-Riechstoff, vor der Eichenholzhize voraus hätte. Referent empfiehlt die Verfolgung dieses Gedankens den Physikern von Profession.

Man mag sich nun hiernach den Lichtstrahl als eine Reihe von Lichttheilchen oder von Aetherschwingungen vorstellen: so kommen doch diese verschiedenen Ansichten darin überein, das Sehen von der Fortpflanzung der Lichtstrahlen durch die Pupille und demnächstiger Rührung der Retina durch dieselben abhängig zu machen; dem zu Folge das Auge dabey passiv erscheint. Allein, wiederum der polemisirenden Tendenz dieser Kritik getreu, will Recensent, zur Erweckung eigenen Nachdenkens bey seinen Lesern, gegen leztere Behauptung nur die einzige, leicht selbst zu machende Erfahrung anführen, daß, wenn man die Schreibfeder, wie gewöhnlich, mit dem Federmesser auf dem Daumnagel abkuppt, die abspringenden Spaltenspitzchen um so öfter in's Auge selbst treffen, je schärfer man darauf hinsieht, gleichsam als wenn das Auge eine anziehende Kraft darauf ausübte, die sich willkührlich erhöhen ließe. Und was hieße denn auch sonst, das Auge, bey unveränderten Entfernungen desselben Objects, mehr oder weniger anstrengen? — Zu den interessantesten Bereicherungen, wenigstens in experimentaler Hinsicht, welche die Lehre vom Lichte in den neuesten Zeiten erfahren hat, gehört die Entdeckung des, unter dem Namen „Polarisirung des Lichtes" bekannten, und, vorläufig, schon in Nr. 40. des vorigen Jahrgangs dieser Blätter, beschriebenen Phänomens. Da der Gegenstand einen der Haupt-Vorwürfe der naturwissenschaftlichen Tages-Literatur abgiebt, so wollen wir, um uns auf den Standpunkt einer mehrseitig-deutlicheren Ansicht zu erheben, auch noch unsere beyden VV. darüber vernehmen.

Neumann: „Wenn ein Lichtstrahl auf eine Glastafel fällt, so wird er gleichsam gespalten: ein Theil wird nämlich zurückgeworfen, und der andere Theil geht durch die Scheibe. Das zurückstrahlende Licht sowol wie das durchgegangene hat ferner gewisse Eigenschaften angenommen, die es früher nicht hatte. Ob es diese Eigenschaften in einem hohen oder niederen Grad habe, hängt von dem Winkel ab, unter dem es auf die Glastafel aufgefallen ist. Die neu erhaltene Eigenschaft aber besteht darin, daß selbiges Licht, auf eine zweyte Glastafel fallend, nicht, wie man erwarten sollte, von dieser so zurückstrahlt, wie das unmittelbar vom leuchtenden Körper kommende. Bey einer gewissen Stellung der Tafeln strahlt es gar nicht mehr zurück (diese Stellung ist in der angezogenen vorjährigen Nr. dieser Blätter, dahin Referent verweist, beschrieben; er bemerkt, auch besorgt um das Vergnügen seiner Leser, nur noch, daß jezt in München, nach Angabe des Professors Schweigger, Lichtpolarisationsmaschinen verfertiget werden, mittelst welcher diese ergözlichen Versuche leicht gelingen). Auch andere zurückstrahlende Körper üben diese Wirkung auf das Licht aus; die Metalle indessen am wenigsten" (welches also der Grund ist, warum, l. c., die Belegung der anzuwendenden Glastafel mit Folie untersagt wird). „Der Polarisationswinkel," führt ferner Kastner an, ist übrigens nicht bey allen durchsichtigen Materien gleich, sondern hängt sowol von derselben eigenem als des umgebenden Mittels Licht-Brechungsvermögen ab, und macht mit dem gebrochenen Strahle einen rechten Winkel" (wir haben l. c. gesehen, daß er für Glas 35° 25′ beträgt; für Wasser ist er dagegen 37° 15′ u. s. w.) Referent bringt, statt die Zeit mit Hypothesen zur Erklärung dieser, „sämmtlich noch der genauesten Erforschung bedürfenden Erscheinungen," zu verderben, auch aus Kastner, lieber noch einen artigen, hieher gehörigen Versuch bey, den die Leser leicht selbst anstellen können: „Man neige nämlich, auf einer horizontalen Tischplatte, zwey unbelegte Spiegelgläser, unter einem Winkel von etwa 110° gegen einander, stelle dazwischen einen Glas-Cylinder und lasse nun freyes Tageslicht auf beyde spiegelnde Flächen fallen, so sieht man in jedem der Spiegel ein schwarzes, in der Mitte helles Kreuz mit concentrischen, farbigen Kreisen in den Ecken." — Zur Erklärung der elektrischen Erscheinungen sind, wie schon Eingangs angedeutet ist, namentlich zwey Hypothesen, die Franklinsche, und die Dualistische ausgedacht worden; und die Hauptmomente beyder Ansichten hat Gren, sehr übersichtlich, folgendergestalt, zur Vergleichung zusammengestellt: „Nach der Franklinschen Hypothese ist durch alle Körper eine subtile Materie verbreitet, von welcher die elektrischen Erscheinungen abhangen. Diese elektrische Materie ist ein expansibles Fluidum, oder ein solches, dessen Theile Repulsionskraft gegen einander ausüben; es wird von den andern Körpern angezogen, und kann dadurch in einen Zustand versezt werden, daß es aufhört expansibel zu seyn. Jeder Körper kann aber von der elektr. Materie, wenn ihre Expansivkraft in demselben im Gleichgewichte seyn soll, nur eine gewisse bestimmte Menge enthalten, um sich im Zustande elektr. Sättigung oder natürlicher Elektricität zu befinden, wo er keine elektr. Erscheinungen zeigt: hat er mehr, so ist er positiv elektricirt, im Zustande der Plus-Elektricität, weniger, so wird er negativ elektricirt, befindet sich im Zustande der Minus-Elektricität." Diese Hypothese nimmt also an, daß dem Reibzeuge der Elektrisir-Maschine z. B., beym Reiben, durch den Cylinder elektr. Materie entzogen und im lezteren abnormal aufgehäuft werde (positiver Zustand), wogegen das Reibzeug nun in den negativ-elektrischen Zustand übergeht. „Nach der dualistischen Hypothese dagegen, deren Urheber der Engländer Robert Symmer ist, giebt es zwey verschiedene elektr. Materien, die sich, im richtigen Verhältnisse verbunden, neutralisiren, und so den elektr. Sättigungszustand der Körper constituiren; wogegen die elektr. Erscheinungen von der Zersetzung abhängig sind, in welchem Zustande sich gleichnahmige Materien abstoßen, ungleichnahmige aber

anziehen." Beym Reiben würden hier also die natürlichen Elektricitäten sowol des Glases als des Reibzeugs blos zersezt; auf der Oberfläche des ersteren aber die eine, und auf der des zweyten dagegen die andere abnormal aufgehäuft. — Nach dieser comparativen Darstellung beyder Theorien wollen wir die Elektricität von einer ihrer praktisch interessantesten Seiten kennen lernen, indem wir Neumann über ihre medicinische Anwendung vernehmen: „Man hat die Elektricität auch ärzlich anzuwenden versucht, und sie hat sich in manchen Krankheiten, namentlich bey rheumatischen Uebeln, Lähmungen, Nervenzufällen ꝛc. entschieden heilsam bewiesen. Besonders brauchen dergleichen Kranke das elektrische Bad. Wenn sich ein Mensch nämlich auf dem Isolirschemmel der Elektrisir-Maschine befindet, und mit dem elektrisirten Conductor in Verbindung steht, so ist er gleichsam ein Theil desselben, und zeigt alle elektrische Erscheinungen: elektr. Funken brechen aus seinem Körper hervor, an den Spitzen, die er in Händen hält, erscheint das elektr. Licht u. s. w. Von einem solchen Menschen sagt man, er sey im elektrischen Bade"; und die Frankfurter unter meinen Lesern können sich die eintretenden medicinischen Wirkungen aus dem Zustande von Uebersättigung mit elektr. Materie überhaupt (s. oben) erklären, welche also hier die Stelle eines andern, inneren, nur nicht durch den Mund, sondern durch Einsaugung, wie beym Baden durch die Poren, in den Körper gebrachten Heilmittels vertrate: wogegen die Symmerianer gleich befugt sind, die nämliche Wirkung davon abhängig zu machen, daß der Badende nur die eine der beyden Elektricitäten einsaugt, welche der, mit ihm in Berührung gebrachte Conductor durch den elektrisirten Cylinder der Maschine erhalten hat.

(Der Beschluß folgt.)

Englischer Literaturbericht für Januar und Februar 1821.

(Fortsezung.)

Ballantyne in Edinburgh hat angefangen eine Romanbibliothek herauszugeben, welche nicht nur die vorzüglichsten englischen, sondern auch die besten französischen, deutschen, italienischen Romane enthalten soll; im ersten Band stehen Fieldings Romane, mit einer biographischen Notiz dieses Dichters von der Feder Walter Scotts. Sollte dieser berühmte Dichter die Biographien der übrigen in diesem Werke aufgenommenen Schriftsteller auch ausarbeiten, so könnte es sich ohne Zweifel eines entschiednen Vorzugs rühmen. Dieß ist eine Ausgabe mit doppelten Spalten eine sogenannte Edition compacta, auf deutsch ein Augenpulver; wo man zwar bey dem sehr billigen Preise gewinnt, aber an den edelsten Sinnen desto mehr verliert. — Gleich dem ehemals in Deutschland so beliebten und nüzlichen Noth- und Hülfsbüchlein, erscheint hier: the Collegers monthly Visitor, in Monatsheften bey Pivington, jedes Stück 6 Pence; es handelt von Sparbanken, Pflichten der Lehrburschen, Sprüchen d. h. Schrift, Landbau, Haushaltungskunst, kurz von allem was dem lesenden Landmann von Nuzen ist. — Den Freunden neuer lateinischer Gedichte wird es nicht unlieb seyn, die Existenz folgender gelungener Uebersezung zu erfahren: Phingalissive Hibernia liberata, epicum Ossianis Poema, e Celtico sermone conversum, tribus praemissis dissertationibus, et subsequentibus notis: ab Alexander Macdonald. 8. 1820. Dem Herzog von Sussex zugeeignet. In einer Abhandlung beleuchtet der Uebersezer abermals die Frage von Ossians Alter. Liebhaber werden eine Probe dieser Uebersezung finden in dem Classical Journal for December. — Da durch Walter Scotts Werke schottische Gedichte und Alterthümer auch in Deutschland Liebhaber gewonnen haben, so kann es nicht überflüssig seyn zu erwähnen, daß so eben erschienen ist: Second series of the Jacobite relics in Scotland, d. i. Lieder, Arien und Romanzen der Anhänger des Hauses Stuart, gesammelt und erläutert von James Hogg. 8. nebst Musik, bey Cadell. Hogg, der hier einige seiner eigenen Gedichte eingewebt hat, gehört unter die geschäztesten schottischen Dichter, wie denn seine: Queens wake, a legendary poem, schon sechsmal aufgelegt worden ist. — Daß die Amerikaner über die Nichterkennung ihres literarischen Verdienste in England, ungerechte Klage führen, sieht man abermals aus der dritten Auflage des Romans Arthur Mervyn, von dem Amerikaner Brown, dessen Edgar, Huntley, Jane Talbot und Philip Stanley ebenfalls mehrmals aufgelegt worden, und überaus beliebt sind. — Von Watts bibliotheca brittanica (bey Longman. 4. 1 Guinee) ist jezt die fünfte Lieferung erschienen: das Ganze soll, wie man rechnet, eilf oder höchstens zwölf solcher Lieferungen (parts) ausmachen. — Während des Prozesses im vorigen Sommer gefielen sich die Freunde der Königin gar sehr in einer Vergleichung derselben mit Anna Boleyn, und die Gelegenheit war zu gut, als daß man sie nicht zu schriftstellerischem Behuf hätte benuzen sollen. Es erscheinen daher memoires of the life of Anne Boleyn Queen of Henry VIII. by Miss Benger 2 Bd. 8. bey Longmann; sie sind gut geschrieben, aber Neues suche man hier nicht. Der neueste unparteyische und genaue Bearbeiter der Englischen Geschichte, Lingard, ein würdiger katholischer Geistlicher, hat alle Zweifel über Annens Schuld aus dem Wege geräumt; er bricht ihr den Stab. Miß Banger spottet über diese Ansicht als Vorurtheil. — In der Literary Gazette giebt Jemand Reminiscences of Gibbon; nicht ein Wort Neues! Alles ohne die Quellen anzugeben, aus den vortreflichen Erinnerungen von Matthisson, (Neue Ausgabe 2 Band. S. 105 u. ff.) genommen. Denn die alte Ausgabe in zwey Bänden wurde gleich nach ihrer Erscheinung von der verstorbenen Miß Plumtree ins Englische übersezt. — Das Gebet- und Gesangbuch der bischöflichen Kirche (the book of common prayer) ist bey Bagster in acht Sprachen übersezt erschienen, und schön gedruckt. Die Griechische Uebersezung ist von dem geschickten jungen Calbo, einem gelehrten Griechen in London. Die deutsche Version ist von dem gelehrten Hofprediger Dr. Küper. Preis 2 Pfd. 10 Schilling. — Ostindien hat seit der Verwaltung des Marquis von Hastings so viele politische Veränderungen erlitten, daß die vorigen Charten abermals mit neuen vertauscht werden müssen. Allen, die sich um Ostindiens Geographie bekümmern, ist daher die neue Charte von Walker zu empfehlen, welche bey Black, Parbury u. Comp. erschienen ist. Sie kostet 16 Schilling; auf Leinewand, mit einer Rolle und einem Futteral oder überfirnißt 21 — 24 Schilling.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 114.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Mai 1821.

Da die dummen Eingeengten
Immerfort am stärksten pochten,
Und die Halben, die Beschränkten
Gar zu gern uns unterjochten;
Hab ich mich für frey erkläret
Von den Narren, von den Weisen,
Diese bleiben ungestöret,
Jene möchten sich zerreißen.

Goethe's westöstlicher Divan.

Die Geächteten.

(Fortsetzung.)

Hofmüller nahm nicht den nächsten Weg nach Eichthal, sondern sprach bey einigen Collegen ein, und zuletzt bey einem seiner ehemaligen Schreiber, der jetzt als Amts-Aktuar bey Erls Amtsobrigkeit arbeitete. Cunegunde las mit Schaudern auf ihres Vaters Gesichte, daß er, wohin er kam, eine Gift-Ernte einthat. Er hatte sich von einem Auswanderungs-Complot überzeugt, und suchte dessen Agenten. Der Glanz, den diese Entdeckung seiner Amtsführung geben würde, beschäftigte ihn schon lange. Von allen Wackern gemieden, bildete er seine Ansichten nach dem Geschwätz von Zuträgern und Verläumdern der gemeinsten Gattung; ein solcher war jener Amts-Aktuar, von ihm hörte er — erstaunliches Faktum! — daß Walter seit seinem Besuch in seinem Amthause, in Eichthal ganz einheimisch, ja nicht er allein, sondern nebst einem Sohn und einer Tochter, dort wie angesessen sey. In Hofmüllers Kopf ging es wie ein Stern auf! Was konnte Walter nach Europa geführt haben, was konnte ihm am Fuße des Eichelbergs halten? Ein Auswanderungs-Complot! — und Erle, welcher noch an des Fürsten Geburtstag diesen schändlichen Landesverrath, der die Beamten aller Vortheile der Verarmung, Vergantung, Verlumpung der Unterthanen beraubte, in Schutz genommen hatte, war sein Mitschuldiger.

Jetzt näherte sich Hofmüller seines Schwagers freundlichem Landsitz. Es war der Anfang der Heuernte, die Mäher zogen heiter in die Dörfer zurück, die Luft duftete balsamisch; aus den hohen Heuhaufen, die hie und da noch von fleißigen Händen gebildet wurden, zirpten die Grashüpfer; die westlichen Hügel zeichneten sich scharf ab im glühenden Abendroth, und röthlich flimmerte auf den kleinen Wellen des breiten Bachbettes sein goldner Widerschein. Cunegundens Herz betete für die geliebten Menschen, denen sie nahte, sie fragte sich nicht warum? — Dunkel ahnete sie, daß sie ihnen das Unglück ins Haus führe. „Sie speisen im Baumgarten" hieß es, wie der Wagen am Wohnhause vorfuhr, und ehe sich Gundy getraute, vom Vater, der bustend und brausend seine Corpulenz aus den Wagenpolstern erhob, wegzueilen, liefen zwey junge Mädchen herbey, Hand in Hand, jede mit einem Bedarf zur Abendtafel beladen, — die eine war Mielchen, die das Weidenkörbchen mit dem Tischbrod aus lauter Freude statt auf, in das nahe Brunnenbecken setzend, augenblicklich an Cunegundens Halse hing; Benona blieb erschrocken stehen, — eine lange, schlanke Gestalt mit dunkeln Locken, mit der blühendsten Farbe bey Lilienweiße. Neben dem deutschen Landmädchen sah sie etwas steif aus, und unter Fremden auch etwas stolz, aber wenn sie ein kleines Pferd bestieg, das ihr Erle verschafft hatte, oder den Rechen zum Heuraffen in die Hand nahm, oder nach Frau Erles Gesang mit Rudy auf dem Grasboden walzte, war niemand behender wie sie. Jetzt sah sie schüchtern auf die sich umhalsenden Mädchen, noch schüchterner auf den Amtmann, der, ohne auf diese Kinderpossen zu achten, und des mangeln-

den Empfangs empfindlich entbehrend, sehr hochmüthig auf den Garten zuwanderte.

Unter den Bäumen, die mit den gerötheten Kirschen prangten, oder an anderem Obst die reichste Ernte versprachen, an einer Wand blühender Gesträuche stand der Tisch gedeckt; das Abendroth färbte das weiße Tischtuch, ein Paar Jünglinge tummelten sich auf der gemäheten Wiese in kraftvollem Jugendmuth, Frau Erle bereitete eine ungeheure Schüssel goldgelben Kopfsalats, indeß ihr Gatte mit Walter in einer nahen Laube, welche den ganzen Raum überschaute, an einem Tischchen saß, auf welchem Landkarten und Bücher ihre Beschäftigung bewiesen. Hofmüller ward mit treuherziger Höflichkeit empfangen, die jungen Leute kamen herbey, zogen die Ermel zurecht, zupften sich das Heu aus den Haaren, und Erles Söhne, so wie Nicola, Walters Zweitgeborner, schüttelten des Oheims halb widerstrebende Hand mit offnem, zuversichtlichem Blicke. So oft Hofmüller in dieses Haus kam, war es ihm wie einer Schnecke, wenn sie auf einem von der Sonne gewärmten Stein geräth; der liebliche Strahl des wärmenden Lichtes quält sie und benimmt ihr zugleich die Kraft, ihm zu entgehen.

Bald kamen die drey lieblichen Mädchen herbey, und vollendeten das Bild einer glücklichen Familie. Cunegunde in ihrer sanften Schwermuth, Benona mit der bedeutungsvollen Kälte eines noch nie angeregten Herzens, Mielchen in der Fülle sorgloser Heiterkeit, Gesundheit und thätigen Lebens beysammen, schien jede von der andern die ihr fehlende Eigenschaft zu borgen, und durch die ihr eigenthümliche die andern zu beglücken. Hofmüller mußte seinen Campagneplan gemacht haben, denn er zwang sich zu einer passiven Größe, nahm seiner gutmüthigen Schwester Aufmerksamkeiten mit schweigendem Wohlgefallen an, und ward von den Männern bald als abwesend behandelt. Den folgenden Tag ließ es sich Erle gefallen, dem Herrn Schwager zu Ehren die ganze Nachbarschaft zu bewirthen; Beamte und Landadel besuchten gerne den freundlichen Erle, der bey jeder Gelegenheit ihr Rathgeber, und zu allem Guten ihr Beyspiel war. Den Abend brachten die Jünglinge ein Paar Dorfmusikanten herbey, der Tanz ward auf der Wiese eröffnet, und der Milzsüchtigste in der Gesellschaft fühlte sich in dem freundlichen Kreise erheitert. Frau Erle bemerkte wohl, wie ihr Decius um die stolze Benona bemüht war, und seufzte bey dem Gedanken, daß der Ocean diese Liebe trennen könnte; sie machte aber auch ihren Mann aufmerksam, wie Nicola und Rudy unzertrennlich um Cunegunde geflattert, so daß sie fürchteten, die lebhaften Knaben haben sich zu einer Geckerey verleiten lassen, weil es doch unmöglich im Ernst seyn könne, daß zwey Freunde sich um dasselbe Mädchen bewürben. Erle strich seiner Gattinn das Haar von der noch glatten Stirn, und drückte einen Kuß auf sie, wie er in dem Mai ihrer Ehe gethan. „Sorge doch nicht, Mütterchen, ermahnte er. Rudys freudiges Gemüth und Nikolas heroischer Sinn müssen gleich angezogen seyn von Cunegundens lieblicher Schwermuth. Mielchen hat über ihrer Cousine drückende Lage gewiß aus der Schule geschwazt, denn seit das junge Volk beysammen ist, ergiessen sich ja die Herzchen wie in den englischen Romanen. Walter behauptet selbst, Benona würde ihm unkenntlich durch ihr endloses Geschwäz, und mir scheint der derbe Rudy hier nur der Vertraute zu seyn. Laß Gott walten, meine Liebe!“ schloß er, sie an sich drückend, und ging in sein Schlafgemach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Schriften des Hrn. Dupont de Nemours.

(Fortsezung.)

In jener Zeit erhielt Frankreich von verschiedenen europäischen Staaten eine der schmeichelhaftesten Huldigungen, welche die, ihrer Natur nach friedfertige und großherzige, ächte Philosophie sich vorzugsweise wünschen mag. Seine Staatsmänner, seine Weltweisen und Schriftsteller wurden von mehreren fremden Selbstherrschern zu Rath gezogen, einberufen und ehrenhaft ausgezeichnet. Der König von Schweden, Gustav III., wollte den Herrn Dupont persönlich kennen und er beehrte ihn mit seinem neugeschaffenen Wasa-Orden; der Markgraf von Baden wählte ihn zu seinem Legations-Rath, und der König von Polen, Stanislaus Poniatowsky, hatte ihn zum Secretair seines Erziehungs-Rathes ernannt. Allein Herr Dupont, welcher die Philosophie im Leben nicht minder übte, als er ihre Lehren empfahl, machte sich von diesen auswärtigen Verbindungen bald wieder frey, durch andere angezogen, die mächtiger auf sein Gemüth wirkten, und ihn beynebens ins Vaterland zurückführten. Herr Turgot, als er zum Finanzminister ernannt war, wünschte, durch die umfassenden Einsichten und den warmen Eifer des Herrn Dupont, wie durch die für ihn hegende Freundschaft und Zutrauen geleitet, denselben zum vertrauten Gehülfen zu erhalten, und Herr Dupont entsagte allem andern, um diesem ehrenvollen Rufe zu folgen. Es ist bekannt, wie viele Irrthümer zu bekämpfen Herr Turgot unternahm, wie viel selbstsüchtigen Widerstand und Verdrießlichkeiten er zu überwinden hatte; wie viele Schlingen ihm gelegt wurden, vor denen er sich in Acht nehmen mußte; eben so weiß man, durch was für geheime Künste und Anschläge es gelungen ist, das Vertrauen des tugendhaften Fürsten in einen Minister, welcher ihm mit eben so viel Muth als Hingebung diente, erst zu erschüttern, hernach Zweifel in ihm zu erregen und ihn glauben zu machen, es sey der gewandte General-Controleur nur ein Systematiker, der vom Finanzwesen nichts verstehe, und endlich diesen zu nöthigen, seine Entlassung zur nämlichen Zeit zu geben,

wo auch diejenige des Herrn von Malesherbes angenommen ward.

Herr Dupont konnte unter diesen Umständen nicht vergessen bleiben, die Ungnade, welche seinen Gönner traf, mußte auch ihn befassen. Weil er keine Entlassung zu geben hatte, begnügte man sich, ihm zu bedeuten, er möchte sich aufs Land begeben. Er wählte sich seinen Aufenthalt in der Landschaft Gatinois, wo er Landwirth ward, durch Vergang und Beyspiel lehrte, und manche Verbesserungen des Feldbaues einführte. Dieser angenehmen Beschäftigung ward er jedoch bald wieder durch wichtige Aufträge entzogen, die ihm der Graf von Vergennes ertheilte, so wie nicht minder durch vielfache Verbindungen, welche zwischen ihm und den Herren von Calonne und d'Ormesson, die einander im Finanz-Controleur-Amte gefolgt waren, sich gebildet hatten. Ein Paar Jahre später ward er zum Secretär der Notabeln-Versammlung ernannt; in der Folge wählte die Balley Nemours ihn zu ihrem Abgeordneten an die Generalstände; er ward Mitglied vom Rathe der Alten, und in allen diesen Stellen hat er sich mit gränzenlosem Eifer, öfters auch nicht ohne guten Erfolg, mit den Fächern der Finanzen, des Handels und der Diplomatik, voraus aber und jederzeit mit der Vertheidigung der ordnenden und erhaltenden Grundsätze beschäftigt, die durch Unverstand und Verkehrtheit anderer, leichter Gehör findender Leute, so oft und vielfältig leider! untergraben und zerstört worden sind. Der unerschütterliche Widerstand, welchen Herr Dupont dieser zerstörenden Gewalt, die tyrannisch, streng, und selbst grausam war, wie es alle unrechtmäßige und vorübergehende Gewalten sind, entgegensezte, ward seinem Leben gefährlich. Er war geraume Zeit flüchtig und ohne Obdach gewesen, als die entschlossene Freundschaft eines Zöglings der Astronomie des Hrn. Harmond (jezt im Finanzministerium angestellt) ihm zu Hülfe kam, und Mittel fand, ihn in der Mazarinschen Sternwarte zu verbergen, wo sein ganzes Hausgeräth in zwey schlechten Strohsesseln bestund, und er zuweilen an Brod, öfters an Wasser Mangel litt, der thätigen und sinnreichen Wachsamkeit seines Wohlthäters ungeachtet, welcher sich bald auch selbst bedroht sah, zur Armee abgehen zu müssen, und dadurch am meisten nur für seinen Gefangenen besorgt ward. In dieser angstvollen Lage eilte jener, dem Hr. De Lalande von der Sache Kenntniß zu geben, bey welchem es keiner Bitten für die Erreichung seines Wunsches bedurfte. Der berühmte Astronom, bey dem Herz und Thun nicht hinter dem Geiste zurückstunden, anerbot sich, die gefährliche Sorge für die Rettung des geächteten Mannes selbst zu übernehmen; und wenn dieß nachher nicht nöthig ward, so hatte er immerhin den Willen dafür zu Tage gelegt, und dadurch den Gefangenen sowol als seinen großmüthigen Wärter beruhigt.

Auf der Mazarinschen Sternwarte, die ihn den Mordscenen des 2ten Septembers entzogen hat, schrieb er seinen Oromasis, und in einem andern nicht bequemern Zufluchtsorte, wo er an Allem Mangel litt, hat er seine Philosophie de l'Univers aufgesezt. Die Barbarey jener Zeit einer schrecklichen Erinnerung würde es sehr verzeihlich machen, wenn Hr. Dupont in seinen Schriften einige Bitterkeit gegen die Menschen zu Tage gelegt und mit dem witzigen Candide der Meinung gewesen wäre, es sey zweifelhaft, ob alles auf dieser Welt zum Besten beschaffen sey; es geht aber seine gänzliche Selbstverläugnung in den Betrachtungen über die sittliche und intellektuelle Weltordnung so weit, daß, während er ein Opfer der Ungerechtigkeit und Verkehrtheit der Menschen war, er nichts desto minder zu beweisen versuchte, es sey keineswegs ausgemacht, daß etwas wirklich böse sey. In beyden Werken, die sich das gleiche Ziel vorsetzen, ist es eine milde und trostreiche Sittenlehre, welche er als den Geist der physischen Gesetze des Weltalls darstellt: seine Zusammenstellungen begreifen alle Glieder der Schöpfung; er entwickelt ihre Rechte und ihre Pflichten aus den verschiedenen Graden ihrer Intelligenz, betrachtet das Leben und den Tod als Zwischenstände, bringt die Gesammtverhältnisse der Schöpfung auf eine Art Einheit zurück, die er durch das Wort lieben (aimer) bezeichnet; er stellt die Liebe dem Tod gegenüber, weist in dem einen den Ersatz (compensation) des andern nach, sucht den Beweis hiefür aus der Stärke dieses Gefühls herzuleiten, welches sich reiner und zärtlicher in dem Verhältnisse darstellt, wie die Geschöpfe über die Nothwendigkeit des Sterbens unterrichteter sind, und die Sittlichkeit seiner Lehre dient ihm für den Beweis ihrer Wahrheit. Es ist darin nichts übergangen, weder der Schmerz, „diese häßliche aber gute Freundin (sagt er), die treue Schildwache des Lebens, die Sturm läutet, so oft Gefahr droht, und die den Geist dem Körper zur Hülfe ruft; noch die Hoffnung, ein reicher und großmüthiger Rentner, welcher dem gegenwärtigen Unglück auf das künftige Glück leiht, und dieß so gefällig und auf eine so edle Art thut, daß man das Unterpfand wider eignes Befinden für gut hält."

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote von Peter dem Großen.

(Aus Clarkson Life of W. Penn.)

Während seines Aufenthalts in England, hatte Peter eine lange Unterredung mit Penn, die einen solchen Eindruck hinterließ, daß der Czaar nachher, als er in Deptford war, gelegentlich die Versammlung der dortigen Quäker besuchte, und sich dabey mit großem Anstand und Herablassung betrug. Auch war dieser Eindruck nicht von kurzer Dauer. Denn als er im Jahr 1712 d. h. sechszehn Jahre später, mit fünftausend Mann zu Friedrichsstadt in Holstein war, um den Dänen gegen die Schweden beyzustehen, war eine seiner ersten Fragen, ob es Quäker an dem Orte gebe? und auf die bejahende Antwort, erklärte er sich, eine

ihrer Verſammlungen beywohnen zu wollen. Es wurde daher eine ſolche veranſtaltet, welche er, in Begleitung des Prinzen Menzikoff, des Generals Dolgorucki und anderer Großen, beſuchte. Bald nachdem ſie ſich geſetzt hatten, fing der Gottesdienſt an. Philipp Defair, ein Quäker, ſtand auf und predigte. Die Moscowitiſchen Herren beobachteten ein ehrfurchtsvolles Stillſchweigen, obſchon ſie kein Wort von dem Geſagten verſtanden. Um dem abzuhelfen, verdollmetſchte ihnen der Czaar ſelbſt hin und wieder, was geſprochen wurde, und als die Rede zu Ende war, lobte er ſie mit den Worten: „Jeder, der ſolchen Lehren gemäß leben könnte, würde glücklich ſeyn.“

M**. A***. V***.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

(Beſchluß.)

Hinwieder wird über den Verkehr und Gewerb in Baumwolle und Baumwollewaaren von St. Gallen, weſentlich folgendes berichtet. Nie wollte der Verkehr in rober Baumwolle gedeihen, und jezt noch, wie vor zwanzig und dreyßig Jahren, wird ein großer Theil des hieſigen Bedürfniſſes von Winterthur und Zürich befriedigt. Fehlte es unſerm Platze an Spekulationsgeiſt für dieſen Handelsſtoff, oder an Glück im Spekuliren? Aber den Verkehr in engliſchen Garnen betreffend, kann St. Gallen als Hauptmarkt der Schweiz angeſehen werden, indem jährlich bey zehntauſend Centner daſelbſt eintreffen. Dagegen kennt man aber auch die früher dem Kanton ſo wichtige und gewinnreiche Handſpinnerey in Baumwolle jezt bald nur noch dem Namen nach, weil auch das Bedürfniß in groben Sorten durch die mechaniſchen Spinnereyen befriedigt wird. Dieſer leztere Fabrikationszweig aber iſt dagegen ſehr bedeutend geworden. Siebenzehn ſolcher Spinnereyen waren in der für den Handel günſtigen Zeitepoche, im Kanton St. Gallen, und ſieben zum Theil auf Rechnung St. Galliſcher Bürger im Kanton Appenzell errichtet. Dieſe 24 Spinnereyen enthielten 347 Spinnſtühle mit 62,400 Spindeln, die täglich 2250 Pfund, und in Jahresfriſt 700,000 Pf. Garn, Nro. 50 als ungefähren Maßſtab angenommen, geliefert haben. Durch alle Spinnereyen wurden etwa 550 Erwachſene und 1150 Minderjährige, alſo etwa 1700 Perſonen beſchäftigt. Der Arbeitslohn belief ſich im Durchſchnitt wöchentlich auf 3600, im Jahr alſo auf 172,000 fl. Die größte Thätigkeit und günſtigſte Epoche dieſer Spinnereyen war zur Zeit des Continentalſyſtems eingetreten; durch die Aufhebung deſſelben aber und die freye Zufuhr fremder Garne, vorzüglich der in der Niedrigkeit des Preiſes kaum erreichbaren engliſchen, wurden die St. Galliſchen Spinnereyen erdrückt. Bereits ſtehen acht Spinnereyen mit etwa 170 Maſchinen ganz ſtill; ein Theil der Maſchinen ging ins Ausland, namentlich ins nahe Vorarlberg über, und den Kantonen St. Gallen und Appenzell wurden dadurch unmittelbar etwa 75000 fl. Arbeitslohn entzogen. So mögen auch einige tauſend Gulden damit verloren gehen, daß nun weniger Arbeit für Reparaturen u. ſ. w. erforderlich wird.

Eine der Fragen, worüber die Geſellſchaft aus verſchiedenen Gegenden der Schweiz Stimmen geſammelt hatte, betrifft die Lancaſterſche Unterrichtsmethode. Die Summe des Ergebniſſes der eingekommnen Antworten iſt kürzlich dieſe: Wenn erwieſen werden kann, daß die Lancaſterſche Methode vortheilhafter als andere iſt — daß ſie, weil ſie eigentlich nur Disciplinar-Methode iſt, ſich mit jeder Schule verbinden und nach der Individualität jeder Schule modifiziren läſſt, ſo ſollte ſie allerdings angenommen und angewandt werden. Aber nur modificirt, und jeder beſondern Schule beſonders angepaſſt darf dieß geſchehen. Des deutſchen Rochow und Zerrenner, des Schweizer Peſtalozzi, des Franzoſen Gaultier Methoden ſollen ja auch ſo wenig als diejenige des Britten, unbedingt und unverändert, wie ſie ſich in ihren Inſtituten finden, angenommen und in jede Schule, in jedes Inſtitut verpflanzt werden. Die Form werde modificirt, der Geiſt, das Weſen werde angenommen, was bey der Lancaſterſchen um ſo leichter möglich iſt, weil ſie ſich allen, auch den verſchiedenſten Unterrichtsmethoden anpaſſen läßt. Dieß bringt ihre Natur mit ſich, denn ſie betrifft nicht die innern Mittel des eigentlichen Unterrichts, ſondern ſucht nur den Unterricht durch äußere Mittel fruchtbarer zu machen. Das Weſentliche iſt ja nur: der wechſelſeitige Unterricht und die Klaſſeneintheilung nach verſchiedenen Stufen der Geſchicklichkeit der Schüler; dann auch die genaueſte Aufſicht zu ſteter Beſchäftigung eines Jeden. — Das bis dahin in der Schweiz befolgte Syſtem, bey der Anhäufung der Schulkinder in einer Gemeinde, eine zweyte, dritte Schule u. ſ. w. zu errichten, hat namentlich auf dem Lande ungemeine Vorzüge vor der Einrichtung, vermöge welcher 80 bis 200 Kinder in einer Schule lancaſteriſch verſammelt ſind. Ueberhaupt wird ein Lehrer, der in einer Schule von 25 bis 30 Kindern, um den Ausdruck zu gebrauchen, ſolche Arbeit liefert, für die er gut ſteht, in einer lancaſteriſchen von 100 Kindern nur Fabrikarbeit liefern. Trefflich aber paſſt dieſe Methode für zahlreiche Armenſchulen in Städten. Für ſolche iſt ſie ja aber auch erfunden, und bisher am häufigſten (in der Schweiz zu Zürich u. ſ. w.) angewandt worden.

Ein Bericht über die Induſtrie-, Erziehungs- und Armenverhältniſſe des Fürſtenthums Neuenburg enthält manches Eigenthümliche. Die zu Locle und Chaux de fond neuerlich errichteten Schulen für Waiſen und Armenkinder werden anziehend geſchildert. Das Sinken des Arbeitslohnes der Induſtriezweige in den neuenburgiſchen Thälern hatte viele Auswanderungen nach den nordamerikaniſchen Freyſtaaten verurſacht. Allein ſie hatten, namentlich für die Uhrenmacher, nicht den beſten Erfolg, weil ihre Kunſt auch dort der engliſchen Konkurrenz unterliegt. Beſſeres Gelingen fanden einige Familien in Ruſſiſch-Polen, wo ihnen Ländereyen eingeräumt wurden. Dieß ermunterte Einige, ihrem Beyſpiel zu folgen. Weil auch von dieſen gute Berichte anlangten, bereiten ſich neue Auswanderungen. Bedeutendere Folgen aber (ſagt der Berichterſtatter) für die ſchweizeriſche Induſtrie dürfte es haben, wenn ſich die Sage verwirklichte, daß einige der größten Indienne-Fabriken im Neuenburgiſchen einen Theil ihrer Fabrikation, wie es auch ſchon von andern geſchah, ins Ausland verpflanzen wollen. Möchten ſie dann nur auch für die Anſtellung ihrer jezt ſchon halb brodloſen Arbeiter beſorgt zu ſeyn ſich geneigt und verpflichtet fühlen!

Charade.

Uns Alle freut der Erſten Schein;
Sie ſtellet mit dem Tag ſich ein.
Mit ihr wird Wald und Aue wach,
Und lüſtern greift das Kind darnach.
Die Zweyte dient bey Sonnenbrand
So wie bey Regengüſſen immer.
Und wenn Verſuchung euch umwand,
Verſagt der Himmel ſie euch nimmer.
Das Ganze braucht ihr in der Nacht,
Wenn ihr nicht müßig tändelnd wacht.

Auflöſung der Charade in Nro. 108.
Tauſendſchön.

Nro. 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. Mai 1821.

Leise geht der ernste Weise
Durch des Lebens laute Kreise,
Aber er verhört es nicht,
Was der Weltgeist leise spricht.

Georg Sellinger.

Die Geächteten.

(Fortsetzung.)

Was der Herr Amtmann Hofmüller seinerseits in dieser Gesellschaft beobachtet hatte, wissen wir nicht. Die Bekanntschaft eines benachbarten Beamten hatte er aber gemacht, der eben so mager wie Hofmüller dick, eben so demüthig wie Hofmüller hochfahrend, eben so beweglich wie jener steif, dennoch der Bassa seines Amtsbezirks war, wie Hofmüller des seinigen. Eine sichtliche Sympathie zog diese Bruderseelen an einander, sie saßen an dem Gesellschaftstage in manchem eifrigen Gespräche beysammen, und am folgenden Morgen bat der Amtmann seinen Schwager, zu dessen großer Verwunderung, um Erlaubniß, Cunegunde in Eichthal zu lassen, während er zu erwähntem Herrn Collegen hinüberfahren wolle, um den Plan des neuen Gefangenhauses in Augenschein zu nehmen, das in seinem Amte erbaut werde. Der Abend, welchen Cunegunde jetzt vom Auge des Vaters befreyt in Eichthal zubrachte, war ein allgemeines Fest. Jugendheiterkeit färbte ihr Antlitz, wie eine Blume sich färbt, wenn ein Hinderniß, das ihr die Sonne benahm, entfernt wird. Vertraulich schmiegte sie sich an die freundliche gute Tante, mit töchterlicher Aufmerksamkeit wetteiferte sie mit Benona, Waltern Freude zu machen. Rudy hatte gutmüthig seinem ältern Bruder ein Geschäft auf einem Vorwerke abgenommen, ließ ihm in der Hausnähe die Aufsicht, und war bey seiner Rückkehr am Abend, zu Frau Erles großer Beruhigung, nicht so eifrig, wie den vorigen Tag, Cunegunden zu unterhalten, welches diese, von Nicola um keinen Schritt breit allein gelassen, nicht zu bemerken schien.

Schauderlich freundlich kam Herr Hofmüller von seinem Amtsbruder zurück, und verließ endlich Eichthal mit einer dringenden Einladung an die ganze Familie, ihn auf dem Amthause zu besuchen. Alle vermißten Cunegundens milde Gegenwart. Nicola aber war, wie ein Büßender, die ersten Tage gar nicht aus den Wäldern zu bringen, wo er mit stiller Freundlichkeit und seltner Körperkraft den Köhlern half die Meiler zu schichten. Die Männer schüttelten den Kopf und deuteten gegen ihre Weiber: es möge wohl nicht richtig im Oberstübchen seyn; diese hingegen nahmen sorgfältig seiner schönen Jacke wahr, die er, um leichter zu arbeiten, auf die Stumpfen warf, und ächzten über die feinen Hemden, die in Fetzen rissen von dem Tragen der Holzblöcke. Walter sah das lächelnd an: wie der arme Junge durch müde Glieder ein stürmisches Herz bändigen wollte. Nach einigen Tagen, wie Nicola wieder beym Abendbrod fehlte, fing er endlich sehr heiter zu Erle und seiner Frau an: hört Freunde, wir müssen Mittel finden, den Hofmüller seine Tochter für Nicola zu kapern; — Rudy lachte auf, die Andern blickten mit dem verschiedensten Ausdruck auf den sonst ernsthaften Sprecher. — Nun, du willst sie doch nicht entführen? fragte Erle. — Nein, das nicht, aber Umstände herbey führen, die ihn bewegen, sie mit Nikola nach Amerika ziehen zu lassen. — Muß denn das seyn? — fragte Decius mit glühendem Gesicht und schüchterner Stimme. Es muß seyn, weil das Weib dem Mann folgen soll, aber

nicht umgekehrt, antwortete Walter etwas streng. — In einem Satz stand Decius vor dem Amerikaner in stehender Stellung und sprach: Werther Herr, wenn dem also ist, und ich wäre nach Waterhill gekommen und hätte um Benonas Hand gebeten . . . Rasch, aber ernst, ergriff Walter seiner neben ihm sitzenden Tochter zitternde Hand und reichte sie dem Jüngling. — Ich hätte gesagt, unterbrach er diesen: „ziehe fort mit diesem Weibe, und der Gott unserer Väter möge dich segnen.“ — Das liebende Paar stürzte verstummt zu Walters Füßen, alle Andere drängten sich in der tiefsten Rührung um sie her, denn obschon Jeder Decius Liebe kannte, und diese Auflösung seines Schicksals gehofft hatte, war dieser Auftritt doch einzig von Decius Uebereilung herbeygeführt worden.

Es war Walter und Erle seit ihrem Wiedersehen gegangen, wie es dem Menschen im Verhältniß zum Schicksal immer geht; sein freyer Wille zieht die Begebenheiten herbey, und diese bedingen wieder seinen Willen. Walter war nach Europa gekommen, um noch einmal seine Berge, seine Gewässer zu sehen. Schon lange war der Bann gegen ihn aufgehoben, allein die Jahre hatten seinen Geist gereift, er wollte daher dort, wo er schon so lange bürgerlich todt war, keine Bürgerrechte wieder ansprechen, er wollte auch den gereizten Gemüthern nicht das Schauspiel eines Freyheitsmärtyrers geben, sondern unbekannt an den theuern Ufern wallen, die Sonne am Aufgang von den Alpen begrüßen, die Schnee Firsten im Abendstrahl glänzen sehen, und dann zurückkehren in das Jugendland der neuen Welt. Das Schicksal aller seiner ehemaligen Unglücksgefährten war ihm bekannt worden; es lebte keiner mehr der kleinen Zahl, Rudolphen allein, uns unter dem Namen Erle bekannt, hatte er nur bis nach dem Arlbergischen nachspüren können. Meere, Wälder und Jahre bannen gar bald alle Freundschaftsbande in die bloße Erinnerung; mehr wie zwanzig Jahre hatte diese treu in Walters Brust geruht, und bey seiner Ankunft in Europa, eilte er in den Winkel von Deutschland, wo er seinen Rudolph aus den Augen verloren hatte. — Wir haben erzählt, wie er die erste Spur seines Freundes in dem Romanmakulatur fand, auch das Wiederfinden der Freunde haben wir erzählt. Walter machte sich in Eichthal zuerst wieder mit den europäischen Dingen, vor allen mit der Lage seines Vaterlandes bekannt. Was er über die Auswanderungen erfuhr, bestärkte ihn in dem Plane: den bessern, besonnenern Auswanderern ein bestimmtes Ziel, eine sichere Aussicht zu eröffnen. Erle, der in seiner gegenwärtigen Eigenschaft als B***scher Gutsbesitzer schon lange wieder Verhältnisse mit seinem Vaterlande angeknüpft hatte, verständigte sich schriftlich mit einigen würdigen Bürgern desselben, und die Sache kam späterhin zu einer Oeffentlichkeit, welche sie dem Gebiet dieser kleinen Erzählung entzieht. Walter erlas sich ein Dutzend wackrer Familien, die er nach und nach seinem Sohne nach Walterhill schickte, und einige von diesen Auswanderern, welche, um ihren Patron in der neuen Welt, kennen zu lernen, über Eichthal zogen, veranlaßten durch ihre Geschwätzigkeit das Gerücht: als mache Erle und sein Freund sich des Werbens zum Auswandern schuldig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Laybach.

(Von H. Charles Nodier.) *)

Laybach, die Hauptstadt von Krain, auf die Europa jezt ein gespanntes Augenmerk richtet, liegt in dem alten vindelicischen Illyrien, unter dessen ansehnlichste Städte es von jeher gehörte. Die Alten, welche ihre Gründung Jason zuschrieben, nannten es Armona, die Oesterreicher heißen es Laybach, die Italiener Lubiana, und die Innländer, Lublan. Eben diese verschiedenen Namen hat der Fluß Lublan, welcher die Stadt ihrer ganzen Länge nach, in zwey fast gleiche Theile durchschneidet. Diese beyden Theile sind durch drey Brücken verbunden, die ihrer vielen Heiligen-Bilder und ihrer frommen Sinnbilder wegen merkwürdig sind, und immer eine Menge Volks zur Andacht um sich versammeln. Laybach enthält höchstens 20000 Seelen, das Illyrisch-vindelicische ist hier Volkssprache, sie weicht vom Croatischen und eigentlich Istrischen wenig ab, allein es giebt wenig Menschen hieselbst, die nicht das Deutsche und Italienische damit verbänden, oder des Neugriechischen, und oft aller dieser Sprachen zusammt mächtig sind. Der lange Aufenthalt der Franzosen hat ihre Sprache ebenfalls hier sehr verbreitet, so daß die gewöhnliche Erziehung hier zu Lande allgemein polyglottisch ist, und der gemeinste Bürger Unterrichts-Elemente besizt, die wir vergeblich in manchen Akademien suchen würden; denn außer diesen verschiedenen Idiomen und den verschiedenen sclavonischen Dialekten, ist die Kenntniß des Lateinischen und Altgriechischen hier allgemeiner unter alle Klassen verbreitet, als bey uns unter den höheren Ständen.

Die Straßen in Laybach sind breit, wohl gebaut und ausnehmend reinlich. Mehrere öffentliche Gebäude sind, ihrer zierlichen Einfachheit wegen, der Aufmerksamkeit der Reisenden werth, die auch die zahlreiche Provinzial-Bibliothek mit Theilnahme betrachten werden.

Die Krainer sind groß, kräftig, ein bischen gebogen, sie haben sanfte, edle, ausdrucksvolle Gesichter, ihre Weiber sind merkwürdig wegen der ausnehmenden Feinheit

*) Nicht alle Beschreibungen, die uns von Laybach gemacht wurden, stimmen in Hrn. Nodiers durchgängige Bewunderung ein; allein viel Anziehendes muß der Ort haben, da, wie verlautet, die glänzende Versammlung, die sich dort so unerwartet vereinigte, über ihren Aufenthalt höchst zufrieden ist. Obschon wir also das Gemälde etwas geschmeichelt glauben, halten wir es doch der Bekanntschaft unsrer Leser werth.

ihrer Haut, ihrer frischen Farbe, den zarten Schattirungen derselben; allein in Folge einer unter den Einwohnern der Subalpinen-Ebenen allgemeinen Klage, die sich, wie man sagt, auf die Eigenschaft des Wassers gründet, ist ihr Mund meistens schlecht mit Zähnen versehen. Sie haben eine ausschweifende Neigung für Putz, Tanz, Schauspiel; ihre Nationalkleidung ist allerliebst! Rücksichtlich der moralischen Eigenschaften dieses Volks, ist es nicht möglich ein vollkommeneres zu sehen. Nüchtern, fromm, gastfrey, mäßig in allen seinen Neigungen, gilt der Krainer bey den östlich-illyrischen Völkerschaften, weil er den Vortheil der Civilisation vor ihnen voraus hat, für verschlagen. Die Geschichte seines Volks bewahrt das Andenken keiner Revolution, keines politischen Sturmes, nicht einmal einer vorübergehenden Unordnung; ja noch mehr: Menschen, die mehrere Jahre in Laybach lebten, erinnern sich nicht von einem Verbrechen reden gehört zu haben. Die Landessprache hat für einige, die wir am häufigsten begehen sehen, gar keinen Namen. Im Jahr 1812 waren ein und fünfzig Jahre verflossen, ohne daß Laybach eine Hinrichtung gesehen hatte; die Gestalt der in Europa zur Hinrichtung von Verbrechern üblichen Werkzeuge war unbekannt.

Laybach steht durch seine Lage mit drey großen Städten in regelmäßigem Verkehr. Wien und Venedig, von dem es nur sechzig Stunden, und Constantinopel, von dem es zwar weiter entfernt ist, wohin aber der Handel regelmäßige und häufige Verbindungen erhält. Die nächsten illyrischen Städte sind Adelsberg, wegen des Zirknizer Sees berühmt, in dessen Umfang im Laufe des Jahrs gefischt, gejagt und geerntet wird; Idria, durch seine Bergwerke bekannt, und Krainburg, dessen herrliche Lage an die schönsten Schweizer-Aussichten erinnert; das schöne Triest, das durch seine Paläste mit Genua und in glücklicheren Zeiten durch seinen Handel mit den reichsten Hafen des Festlandes wetteiferte; das lachende Gonizza, welches den Lauf des reizenden Isonzo beherrscht, den Dichtern wohl bekannt, dessen fruchtbare Felder in weiterer Ferne von den Wassern des Trinaro benezt werden, die Virgil uns besang. Ein an sinnreichen und stark ansprechenden Rückerinnerungen reiches Land, welches allenthalben das geschichtliche Andenken von Kastor und Pollux zurückruft, der ersten Schiffenden auf der Sava (Sau), das des Eroberers des goldnen Widderfells, der auf seinem Zuge Städte erbaute, das Andenken Japix, des ersten Gesetzgebers, Diomedes, des ersten Königs von Tergeste,*) und Antenors, der seinen Weg noch weiter fortsezte, und an den Ufern der Brenta, das gelehrte Padua baute, — das Land endlich, das von dem Felsen, der ehedem Epidauriens Mauern trug, bis zu dem, der geschichtlich merkwürdigen Ebenen von Passeriano, der Ruhm der französischen Krieger durchflog.

Laybach ist von einem, auf einem angenehmen, vom schönsten Pflanzenwuchse geschmückten Hügel gelegenen Castell bestrichen, die ganze Gegend ist an herrlichen Buchen- und Tannenwäldern reich; dreyviertel Meilen von der Stadt fließt die Sau, von der eine noch bekannte Sage behauptet, daß die Argonauten hier ihr Schiff zuerst den Wellen vertraut hätten.

Kein Land der Welt übertrifft Krain an natürlichen Schätzen. Es ist nicht möglich, sich einen Begriff von seinem Reichthum an Inseltengattungen zu machen, eben so an botanischen Ueberfluß, wie ihn die Flora und die Fauna Carniola beschreibt, zwey sehr schätzbare Werke, die aber an neuern Entdeckungen sehr zurück stehen. Die Füchse und Bären dieser Gegend sind wegen ihrer schönen Felle in dem Handel berühmt, das Wald- und Sumpfwild ist sehr zahlreich, See- und Flußfische bietet der Markt zu Laybach in Ueberfluß dar. In dem durch die Stadt fliessenden Gewässer werden die größten Krebse in Europa, ja vielleicht in der ganzen Welt gefangen, sie sind zehn bis fünfzehn Zoll lang und machen, nebst einer sehr geschäzten Landschildkröte, die Leckerbissen der Volksfeste. Die Jahrbücher der antiken Eßlust erzählen, daß Lucullus seine Schnecken aus Illyrien erhielt, und die lumache illiriche machen noch jezt die Seligkeit der venetianischen und neapolitanischen Leckermäuler aus.

In eben dem Grade, wie die Krainer von der Natur begünstigt worden sind, scheinen sie die Bequemlichkeiten des Luxus und der Künste zu scheuen. Wie die französischen Armeen in ihr Land kamen, musste man alles Hausgeräth aus der Fremde kommen lassen; die mehrsten uns gewöhnlichen Geräthschaften waren ihnen unbekannt; die größte Zierde ihrer Zimmer ist eine weißgekalkte Wand, die höchstens mit der Art italienischer Malerey versehen ist, die vermittelst eines ausgeschnittenen, auf die weisse Wand gelegten Musters, mit einem Pinselstrich aufgetragen wird. Ihre sehr schmalen Betten gleichen Särgen. Die in Frankreich zum Zeitvertreib der Gesellschaft dienenden Spiele sind ihnen unbekannt; wir haben sie zuerst einige Hazardspiele kennen lehren, *) obschon dem ihnen so nahe Venedig seit so vielen Jahrhunderten alle Verfeinerungen des geselligen Lebens bekannt war.

Die Spaziergänge um Laybach sind nicht merkwürdig, die Annehmlichkeiten aller seiner Umgebungen machen sie entbehrlich. Die herrlichen Wälder von Leopolds-Ruhe sind nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt; Krakau,

*) Der Uebersetzer gesteht aufrichtig, daß ihn hier seine Geschichtskenntniß und seine Nachschlagebücher im Stiche lassen. Er weiß nicht, wer Japix war, noch was Tergeste gewesen ist; nur so viel findet er, daß diese Landschaft im Alterthum Jappie genannt wurde.

*) Das alles sagt der gefühlvolle Nodier ohne die geringste Bemerkung, oder Empfindung der Schuld die seine Landsleute unwillkürlich auf sich luden, indem sie dieses Völkchens glückseliger Unwissenheit und Beschränktheit vernichteten! —

Ghiekha, die angenehme Gegend des heiligen Grabes, die schönen Buchen von Strohloff vervielfältigen die bezaubernd-sten Aussichten und die reizendsten Zufluchtsörter.

Diese unbekannte Stadt nahm in der Reihe der gelehrten Städte schon lange einen ansehnlichen Rang ein; die Naturforscher Scopoli, Panzer, Fabricius und Paikull wurden hier geboren; zu unsrer Zeit lebte hier Baron Zois, einer der größten Mineralogen, eben so der gelehrte Pezneigger, der mehrere griechische Dichter übersetzte, Wodnik, Adelunk, der vindelizisch-illyrische Johnson und Gränz, ein sehr gelehrter Sprachforscher, auch Doktor Jenniker, der in diesem entfernten Winkel in früher Jugend den Fortschritten der Arzneykunde vorauseilte, und der bescheidene Kalister, jezt Bibliothekar in Laybach, dessen Kenntnisse einen würdigern Schauplatz verdienen, und dem ich das Gelingen wünsche, welches Gelehrsamkeit ohne Charlatanismus in Deutschland immer erhält. —

(Zum Schlusse rühmt Hr. Nodier das gute Vernehmen, in welchem die Franzosen mit den Laybachern gestanden, die Achtung, welche sie ihrem Andenken widmen, und das Leidwesen, mit denen man sie das Land verlassen sah, so lebhaft die Krainer das Glück ihrer Befreyung zu schätzen wussten.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kischinoff in Bessarabien, April.

Da uns in der Mitte von Deutschland der Zustand dieser fernen Provinzen und die Bemühungen um ihre Verbesserungen, sehr unbekannt bleiben, hoffe ich Sie durch die Nachricht von den Bestrebungen eines jungen Mannes zu verbinden, dessen Namen durch seinen Vater der gelehrten Welt rühmlichst bekannt ist. Dieses ist ein junger De Carro, Sohn des, um die politzeyliche Medizin, so wie um die Wissenschaftsforschung selbst, höchst verdienten Arztes in Wien. Er stiftete in Gemeinschaft mit einem Genfer, Du Pont, vor einigen Jahren hieselbst ein Handelshaus, welches alle Bedürfnisse der Gemächlichkeit und des Luxus herbeyzuschaffen strebt, um sie gegen baares Geld den genußsüchtigen, auch wohl nach Kultur jeder Art verlangenden Bojaren des Landes und der anstoßenden Provinzen, zu verkaufen. Die Artikel dieses Handels sind nicht herzuzählen. Diese Menschen haben Nichts der Art und mbdten Alles. Was bisher zu ihnen gelangte, ging durch die Hände der Juden, die schlechte Waare um unmäßiges Geld feilboten. Die Politik des neuen Handelshauses Dupont und De Carro besteht darin, sich Waaren zu verschaffen, welche jenes Handelsvolk nicht führt und aus eigner Rohheit und gänzlicher Unkunde westeuropäischer Sitten nicht einzukaufen versteht. Während einer der beyden jungen Unternehmer in Kischinoff verkauft, reist der andre einen Theil des Jahrs zwischen Wien, Genf und Paris umher, Waaren herbeyzuschaffen. Alles, was von den beyden lezten Orten abgeschickt wird, geht auf der Axe bis Ulm, von da auf der Donau nach Wien, worauf es zu Wagen über Lemberg durch die Buckowina nach Kischinoff gebracht wird. Ihnen wird es unerhört scheinen, zwey Schenkel eines Dreyecks auf mühseligen Landwegen zu befahren, da die herrliche Donau mit ihren länderverbindenden Fluthen den dritten Schenkel des Dreyecks bezeichnet. Nichts deutet so grell, wie dergleichen Hindernisse, auf die Verkehrtheit und Barbarey der politischen Verhältnisse der angrenzenden Länder, und die Fehlerhaftigkeit ihres Regiments, als diese Vernachlässigung der Vortheile, welche die Natur dem Verkehr der Menschen darbietet. Bey der Donaufahrt finden sich Schwierigkeiten, welche die Kosten des Landwegs aufwiegen, besonders der Weg durch türkisches Gebiet bey Galacz, der zu einer Quarantaine zwingen würde. Die Stifter dieses Handelshauses haben nicht ihren Vortheil allein im Auge; sie haben zugleich die, von Georg Forster in der Sammlung seiner kleinen Schriften in einem Aufsatz über Nordamerika so herrlich dargestellte Ansicht, den Handel zum Werkzeug der Kultur zu gebrauchen, aufgefasst. Zu diesem Endzweck versuchten sie deutsche Handwerker in und um Kischinoff anzusiedeln, um inländische oder von Osten hervergeführte Stoffe zu verarbeiten; allein diese Menschen hatten größtentheils nicht Tugend und Kraft genug, die Widerwärtigkeiten des Anfangs zu überwinden, und dieser Zweig des Instituts glückte sehr wenig. Ein, wie mich bedünkt, noch wohlthätigeres, und auf dem reellsten Wege zu der Verbesserung des Landes abzweckendes Unternehmen, ist die unter dem Schutz der russischen Regierung gestellte Anlage einer unermesslich großen Baumschule und eines Pflanzengartens, der nun, da in der nächsten Jahrszeit Setzlinge und Sämereyen jeder Art verkauft werden sollen, schon als ein bestehendes Unternehmen angesehen werden kann. Die Herren Eigenthümer waren so glücklich, dasselbe einem vortrefflichen Gärtner anzuvertrauen, der mit genauer Kenntniß des Bodens und Klimas seine Pflanzungen berechnete. An Absatz kann es ihm nicht fehlen, da die Bessarabier und alle angrenzende Bewohner Früchte, und besonders eingemachte Früchte, über alles lieben. Bisher bezogen sie dieselben mit großen Kosten aus dem Ausland, das Impfen und Pfropfen der Bäume war ihnen gänzlich unbekannt. Die jezt in der Wallachey u. s. w. ausgebrochenen Unruhen können die Betriebsamkeit des Hauses begünstigen. Viele Bojaren flohen mit ihren Schätzen herüber, und kaufen mit Begier; lassen sie sich in Bessarabien, wo der russische Zepter Sicherheit verspricht, nieder, so bleiben sie gute Kunden, kehren sie nach wieder hergestellter Ruhe in ihre Wohnsitze zurück, so nehmen sie neue Bedürfnisse mit, und kennen den Weg, auf dem sie dieselben befriedigen können. Allein auch das ganze angränzende Rußland und österreichische Polen muß sich, wenn der Zustand der Besitzthümer schon der Obstkultur fähig ist, aus dieser Pflanzschule bereichern können, da keine nähere und seinem Klima analogere, diesen Gegenden gleichen Vortheil anbietet. Die Pflanzschule der Herren Dupont und De Carro, von welcher in den nächsten Wochen ein Katalog gedruckt werden soll, enthält schon jezt 80,000 Obststämme jeder Art, aus den der Obstzucht günstigen französischen Provinzen nach Bessarabien verpflanzt; sie kann jährlich 50,000 Obststämmchen von 400 Gattungen abgeben, nebst dem noch viele tausend andre, zum Wegbepflanzen, und Garten-Anlagen geeignete Bäume. Außer Bäumen und Büschen, bietet der Gärtner an die siebzig Gattungen Rosen an, Blumen jeder Art und an hundert Gattungen Sämereyen zu Küchenkräutern. Es macht mir eine sonderbare Empfindung, diese friedliche Arbeit zu beobachten — Wehmuth und bittrer Ernst wechseln in mir. Aus einem Gesichtspunkt betrachtet, bildet dieser geordnete Fleck, diese Jugendnatur, diese Bäumchen mit blühenden Kronen, trotz dem Reichthum des Bodens eine Oasis — der Kultur — in einem Lande der Barbarey; werfe ich aber meinen Blick dorthin, wo die Donau die Landesgränze macht; so scheint mir der herrliche Garten am Rande eines Kraters zu liegen, dessen Lavaströme von einem Moment zum andern ihm Verderben drohen. — —

Nr. 39.

Kunst-Blatt.

Montag, den 14. Mai 1821.

Das Münster in Straßburg.

Oelgemälde auf Kupfer von Dominicus Quaglio.

(Höhe 2′ 2″. Breite 1′ 6″.)

Herr Dominicus Quaglio, dem wir früher so manche bildliche Darstellung altdeutscher Bauwerke, theils in Zeichnungen, theils in Gemälden, verdanken, hatte bereits vor einiger Zeit von der äußern Ansicht des durch Alter und Zierlichkeit der Bauart weitberühmten Straßburger Münsters, an Ort und Stelle eine Zeichnung verfertiget, nach welcher er jezt ein Gemälde vollendet hat, das seinen vielverbreiteten Ruhm in dieser Art der Malerey aufs Neue bewährt.

Die Ansicht ist von der Seite des Hauptportales genommen, so daß man zur Linken noch einen Theil des daran stoßenden alten Münsters zu Gesicht bekömmt.

Ueber dem Gebäude der Kirche hebt sich der Thurm frey und kühn empor, seine Spitze hoch in den blauen Aether tauchend, der da und dort durch das zerrissene Gewölk freundlich hindurchblickt. Die Gebäude dieses Platzes, die den stolzen Bau umgeben, sind gleichfalls nach der Natur genommen, ihre Verhältnisse zum Hauptgebäude, so wie das der Figürchen, die den Vor- und Mittelgrund beleben, sind dem Auge allerdings ein vergleichender Maaßstab von der überwältigenden Höhe des Thurmes.

Es war keine kleine Aufgabe für den Künstler, einem Ganzen von so unendlichem Detail und unerschöpflichem Reichthume an Gliedern und Verzierungen aller Art, Zusammenhang zu geben und eine Deutlichkeit, die, ohne in's Trockene und Geleckte einer kleinlichen Ausführung zu fallen, alles mit möglichster Treue darstellt, doch weniger um des Einzelnen, als der Wirkung des Ganzen wegen.

So sehen wir hier von der untersten Stufe an, bis hinauf zur höchsten Spitze alle die tausend Einzelnheiten zu einer Masse vereiniget, nicht einzeln zusammengetragen, nicht ängstlich an und übereinander gestellt, sondern gleichsam organisch zusammengewachsen, wie Stängel und Blätter und Blüthen aus sich selbst hervorgetrieben, gleich dem wirklichen Baue.

Herr Quaglio bediente sich in der Ausführung seiner ihm eigenen freyen, geistreichen Behandlungsweise.

Der Bau selbst gewährt zu wenig und zu schmale Flächen, als daß der Künstler in der Nachbildung ein buntes Farbenspiel hätte treiben können; wie dieß bey größeren Räumen gewöhnlich der Fall ist, um der Eintönigkeit zu entgehen und gegen die Wahrheit dem Auge gefällig zu seyn.

Herr Quaglio beabsichtigte durchaus mehr den Ton des Gebäudes selbst, das durch seine vielen hervorspringenden Theile ohnehin eine große Mannichfaltigkeit im Wechsel von Schatten und Licht darbietet, wenn auch nicht in größeren zusammenhängenden Massen, doch überall gleichmäßig vertheilt, wodurch dem Ganzen eine hinlänglich malerische Wirkung gesichert ist, die keineswegs hineingelegt, sondern durch die Construction des Gebäudes selbst bedingt und mittels einer richtigen, verständig angebrachten Luft- und Linien-Perspektive überall noch erhöht ist.

Wir zählen auch die Luft und ihre Behandlungsweise, so wie die wirksame Beleuchtung des Ganzen mit zu den wesentlichen Schönheiten dieses ausgezeichneten Bildes, das zum Stiche bestimmt und gegenwärtig im Cabinette Sr. Majestät des Königs von Bayern befindlich ist.

Jezt arbeitet Herr Quaglio für einen Kunstfreund in Hamburg an der Wiederholung eines Bildes, welches das Innere der Kirche zu Unserer Lieben Frau in München vorstellt. Derselbe Gegenstand wurde schon im verflossenen Jahre für einen Liebhaber in Leipzig und zwar in der nämlichen Größe ausgeführt. Das Gemälde erhielt in der Dresdner Kunstausstellung desselben Jahres eine ehrenvolle Würdigung.

Speth.

Landschaftliche Darstellungen von Max Joseph Wagenbauer.

Die Natur hat Momente, worin sie dem Landschaftmaler große, wirkungsreiche Scenen zur Nachahmung darbietet. Im Sonnenuntergange malt sie mit glühenderen

Farben, größere Lichtmassen verbreiten sich über die Fläche, die Schatten verlängern sich nach dem Vorgrunde zu und stehen immer bedeutungsvoller dem Lichte entgegen und desto kräftiger und bestimmter, je mehr alle Gegenstände in die Ferne hin in zärterem Duft sich auflösen. — So entstehen natürliche Contraste, die auch dem Gemälde, wenn sie darin mit derselben Wahrheit und ohne Uebertreibung der Natur glücklich aufgefaßt sind, einen Effekt sichern, der eben so wahr, als überraschend ist. Ein Bild der Art mag immer ein Effektbild genannt werden. Es ist es auch, nur von guter Art, so ferne seine Gesammt-Wirkung nicht gesucht, sondern dem Geiste und Charakter der Natur selbst und ohne Manier nachgeahmt ist.

In diesem Sinne hat Hr. Wagenbauer eine sehr gelungene Landschaft gemalt (auf Leinwand, 4′ breit, 3′ 3″ hoch.)

In einer ebenen Gegend, worin das Auge sich in weiter Ferne verliert, senkt die Sonne sich eben hinter die Fläche hinab. Weithin erglänzt der Horizont von ihren Strahlen, die sich an den Rändern des Gewölkes in leichtere Streifen brechen. Der fernen Ebene entsteigt der Abendduft im gebrochenen Licht der Sonne, das über sie hinwegstreift.

Auf dem vordern Grunde treibt ein Hirt die Heerde der nahgelegenen Hütte zu, um welche ein Zaun und einige Bäume stehen. Der Boden ist sumpfig und mit Schilf und andern Kräutern bewachsen. Fast in der Mitte des Bildes steht eine Kuh gerade vor der untergehenden Sonnen-Scheibe. Im Wasser spielen ihre Reflexe, und über die seichte Fläche streifen die Schlagschatten hin.

Der Hirt und die Thiere sind in Schatten gehalten, deren Kanten sich da und dort in glänzenden Schlaglichtern conturiren, und in dieser Haltung kräftig und bestimmt von dem hell schimmernden Hintergrunde hervortreten, wo man zur Rechten und neben einem Walde ein Dörfchen sieht, nach welchem im Mittelgrunde eine Frau und ein Wagen mit seinem Führer der Ruhe zueilen.

Das schöne Ganze ist das Werk eines verständigen, oft wiederholten Blickes in die Natur selbst, ohne welchen dem Künstler das Gelingen solcher Momente immer schwer bleibt, wenn er nicht gar Gefahr läuft, Manier für Wahrheit, und Künsteley für Natur zu geben.

Im Ganzen herrscht eine gewählte Zusammenstimmung der Farben und eine verständige Abstufung des Lichtes zur deutlichen Auseinandersetzung der Theile. Außer dem glücklich angebrachten grauen Lokal-Ton der mittleren Kuh, zeigt sich noch eine gewisse Lichtwirkung über sie verbreitet, ähnlich derjenigen, die sich dem Auge in der Betrachtung eines Gegenstandes darstellt, der vor der Sonne steht und von ihrem blendenden Schimmer umflossen ist. Eine sehr wahre und gelungene Stelle.

Auch in der stufenweisen Fortführung des glühenden Lufttones von seiner höchsten Kraft an bis hinauf zum schwächeren Uebergange in den blauen Aether, hat der Künstler die mit der Ausführung verbundene Gefahr, schmutzig zu färben, mit dem glücklichsten Erfolge überwunden. — Die in den Flächen mit großer Wahrheit angebrachte Luft- und Linien-Perspektive und die Freyheit der Behandlung durchaus, sichern dem Ganzen eine ungemein wahre und kräftige Wirkung.

Das zweyte Bild von kleinerem Umfange (1½′ breit, 1′ hoch, auf Holz) schildert eine landschaftliche Scene am Morgen, einige Stunden nach Sonnenaufgang.

Bey niederem Horizonte von Gebirgen begränzt, erhebt sich zur Linken des Vorgrundes eine kleine Anhöhe mit einer Eiche, an deren Stamme sich eine Kuh reibt, eine andere, dieser zunächst, geht eben den Hügel hinab, in verkürzter Stellung nach dem Mittelgrunde gekehrt. Am Abhange ruht ein Kalb neben dem abgehauenen Stück eines dicken Buchenstammes. Oben, und neben der Eiche, an einen Zaun gelehnt, steht der Hirt, die sich reibende Kuh betrachtend. Im Mittelgrunde führt ein Steg über den Bach weiter nach dem Hintergrunde, wo sich ein Schloß neben einem Wäldchen zeigt, zwischen dessen Stämmen sich die Aussicht in die Ferne fortsezt. Den Vorgrund beleben mehrere Kräuter und Pflanzen.

Das Ganze im Farben-Ton der Tageszeit gehalten, ist mit vieler Zufälligkeit angeordnet. Die Bewegung der Kuh, die sich reibt und das Behagliche ihres Gefühls dabey, sind der Natur abgelauscht. In allen Theilen des Vorgrundes zeigt sich eine sorgfältige Ausführung. Stamm und Beblätterung der Eiche sind im Charakter dieser Baumart trefflich behandelt.

Hinsichtlich des schönen Zusammenwirkens der Farben, des deutlichen Auseinandergehens der Theile und einer überlegten Ausführung der Luft und des Mittel- und Hintergrundes, theilt diese Darstellung mit der ersten gleiche Wahrheit.

Beyde Gemälde befinden sich jezt in der Privat-Sammlung Sr. Majestät des Königs von Bayern.

Speth.

Das Danziger Bild.

(Beschluß.)

Der rechte Flügel des Gemäldes zeigt uns ein prächtiges, mit Säulen geziertes und im gothischen Styl erbautes Portal, durch welches die Seligen zur ewigen Freude einziehen. Bildwerke von halberhabener Arbeit schmücken die Façade und den Plafond der hochgewölbten Eintrittshalle. Ueber derselben in einem Giebelfelde ist auf diese Weise die Schöpfung der Erde dargestellt, im Innern des Plafonds Cherubim und Seraphim; unter dem Bogen desselben, inwendig auf einem Pfeiler, Christus als König auf dem Throne sitzend, zu seinen Füßen das Lamm, rings

um ihn die Embleme der vier Evangelisten. An zwey grossen thurmähnlichen Pfeilern, zu beyden Seiten der Halle, sind zehn Statuen, theils sitzender, theils knieender Könige und heiliger Ordensstifter angebracht; über sie erheben sich zierlich geschnizte Baldachine, genau wie man es an den herrlichsten alten Kirchen sieht. Alles dieß scheint mit solcher täuschender Wahrheit in Stein gehauen, und ist von so vollendeter Ausführung, daß man sogar das Geäder des Holzwerks an der offen stehenden Thüre, die Beschläge derselben, ja sogar die einzelnen Nägel erblickt. Hinter der dieses Prachtgebäude krönenden Balustrade stehen singende, musizirende, jubilirende, Blumen hinabstreuende Engel in reichen Meßgewändern; etwas tiefer, auf zweyen die Pfeiler umgebenden Balkonen auf jedem drey kleine wunderliebliche und schön beschwingte Engel, ebenfalls in Meßgewändern, welche von Gold und Juwelen strahlen; drey von ihnen singen aus einem Buche, drey andere spielen die Harfe, die Zither und die Geige. Wolken umgeben das Gebäude von beyden Seiten, es scheint sogar auf diesen zu ruhen, obgleich die lezte der krystall-ähnlichen Stufen, welche zu denselben führen, noch die Erde berührt, auf welcher, zwischen Kieseln und Kräutern, Diamanten und Rubinen umher gestreut liegen. Acht Geistliche haben schon die Stufen erstiegen und ziehen, dicht an einander gedrängt, zur Himmelspforte ein, so daß man von den mehresten nur die tonsurirten Hinterköpfe erblickt, voran prangt einer mit der Tiare, neben dieser zeigt sich ein Kardinalshut. Vier sehr schöne Engel, in reichen Meßgewändern mit hohen prächtigen Schwingen, bekleiden die Eintretenden mit geistlichen Gewändern, einem der leztern wird eben die Bischofs-Mütze aufgesezt. Unten auf der zwoten Stufe, recht väterlich freundlich und mild, steht die würdige Gestalt des heiligen Petrus, er hält den großen goldnen Schlüssel, und reicht einem Greise die Hand, welcher die erste Stufe betritt. Mehrere Selige naben, Männer und Frauen, und ein sehr reich bekleideter Engel, unfern dem heiligen Petrus, steht, bey ihrem Empfange helfend, diesem zur Seite, und winkt den Erwählten, die Stufen vollends zu ersteigen. Mit derselben Wahrheit, wie auf der linken Tafel der Jammer der höchsten Verzweiflung, ist auf dieser die Ruhe des Himmels, das freudige und doch demüthige Erstaunen beym ersten Gefühl unaussprechlicher Seligkeit ausgedrückt. Jeder von diesen Köpfen scheint Porträt zu seyn, alle sind ausgeführt wie die feinste Miniatur, alle leben wie die Wirklichkeit selbst.

Die vielen nackten Körper sind in Zeichnung und Farbe tadellos, doch etwas hager, besonders an Armen und Beinen. Man sieht, daß der Künstler nicht Gelegenheit hatte, in dieser Hinsicht so die Natur zu studiren, wie in den Köpfen, Händen, Gewändern und allen andern darzustellenden Gegenständen.

Wie auf der Tafel der heiligen Cäcilia und der singenden Engel des Genter Bildes zu Berlin, ist auch auf diesem der Grund oder die Luft von wirklichem Golde; wahrscheinlich hier wie dort, weil der Glanz des sich öffnenden Himmels dargestellt werden sollte, und keine irdische Atmosphäre; indem die Erstehenden und Heiligen ihrer zum Athmen nicht mehr bedürfen. Alles andere Gold, in Schmuck, Stickereyen und Stoff, wie überhaupt alles Metall, ist einzig durch Farben bis zur höchsten Täuschung hervorgebracht. Auch die goldene Kugel unter dem Fuße des Heilandes und die Rüstung des Erzengels Michael. Die Art, wie sich in diesen beyden die äußern Gegenstände abspiegeln, erinnert lebhaft an den Spiegel, dessen Facius in der Beschreibung der von Johann van Eyck gemalten Badstube erwähnt.

Die Himmelspforte, in allen ihren Theilen, in allen ihren Verzierungen, gleicht auf das genaueste den architektonischen Gegenständen, den Tempeln, Säulen und dem erhabenen Schnizwerk auf den Gemälden van Eycks in der Boisserée'schen Sammlung. So auch die Behandlung der Stickereyen, der Waffen, des Geschmeides. Die vor der Himmelspforte gestreuten Juwelen und farbigen Edelsteine sind genau die nämlichen wie die, welche unter den Füßen der zur Anbetung des Lammes hinziehenden Ritter und Pilger auf den Genter Tafeln in Berlin hervorstrahlen.

Die Engel, in ihrer prächtigen Kleidung, sind ebenfalls bis in die kleinsten Einzelheiten der Köpfe, des Schmuckes, der Goldstoffe, der Schwingen, der ganzen Behandlung, den Engeln auf den Genter Bildern auf das vollkommenste gleich; ja die kleinen singenden und musicirenden Engelchen auf den Balkonen gleichen so sehr den Engeln auf dem Genter Bilde, daß man sie für Miniatur-Porträte der nämlichen Chorknaben halten könnte, die bey jenen großen Figuren zum Vorbilde dienten.

Die unbeschreiblich schönen Köpfe der Apostel, der Mutter Gottes, des heiligen Petrus und Johannes des Täufers sind in Farbe, Ausdruck, Form, Behandlung der Haare ganz so, wie auf den Tafeln von Johann van Eyck in der Boisserée'schen Sammlung, besonders erinnert hier vieles an die Tafel des heiligen Lukas. So ist es ferner mit dem Faltenwurfe der Gewänder, der Behandlung der verschiedenartigen Stoffe und des Goldbrokats. Unter den Köpfen der Seligen fand ich mehrere, die ich auf den Genter Tafeln, unter den Rittern und Eremiten gesehen zu haben glaube. Die Pracht der Farben ist übrigens ganz so strahlend, wie wir sie an allen Gemälden van Eycks bewundern müssen, die ich kenne.

Als ich im Frühlinge des Jahres 1820 nach einer langen Reihe von Jahren meine Vaterstadt wieder besuchte, eilte ich, sobald ich konnte, auch dieses Gemälde wieder zu sehen. Wenige Tage vorher hatte ich die Genter Tafeln in Berlin aufmerksam betrachtet, im Herbste des Jahres zuvor mich in der Boisserée'schen Sammlung an den Meister-

werken Johann van Eycks aufs neue erfreut, und alle diese Gemälde schwebten noch hell und deutlich vor meinem innern Auge. Die Aehnlichkeit des Danziger Bildes mit jenen mir unvergeßlichen, besonders mit denen in Berlin, trat mir im ersten Moment auf das Bestimmteste und Erfreulichste entgegen. Die Ueberzeugung, daß dieses Danziger Bild unter van Eycks schöpferischen Händen entstand, begründete sich immer fester, je öfter und je länger ich es betrachtete, und ich zweifle in der That nicht daran, daß auch bey Andern jeder Zweifel schwinden würde, sobald man nur die Genter Tafeln in Berlin diesem Bilde gegenüber stellen könnte, um sie mit einander genau zu vergleichen.

Uebrigens stammen diese Tafeln gewiß aus der früheren Zeit der van Eyck und wurden lange vor dem Cyklus aus dem Leben der heiligen Jungfrau, den die Boisserée'sche Sammlung besizt, gemalt; wahrscheinlich kurz vor dem großen Altargemälde in Gent, über welchem Hubert im Jahr 1426 starb. Kenner mögen entscheiden, ob ich irre, wenn ich in manchen, vor allem in den Erstandnen und in den Teufelsgestalten, hin und wieder Huberts Mitwirkung ahne. Bestätigt sich dieß, so wäre dieses herrliche Gemälde ein Meisterwerk der vereinten Kräfte beyder Brüder, und dadurch für die Geschichte der Kunst von um so größerer Bedeutung.

Neue Kupferstiche.

Die Vermählung der heil. Jungfrau, nach Raphael, gest. von Giuseppe Longhi. Sehr gr. Fol.

Das Kunstblatt (Nr. 68. v. J.) hat bereits ein sehr gründliches Urtheil über diesen Kupferstich gegeben, allein seiner Vortrefflichkeit wegen, und da das Blatt erst jezt in Deutschland in Umlauf gesezt wird, kommen wir noch einmal darauf zurück.

Wenn wir sagen, das Original gehöre in Raphaels frühere Zeit, so sind wir weit entfernt, damit nur einen Schein von Tadel begründen zu wollen. Im Gegentheil däucht es uns vielmehr der größte Lobspruch, daß man nirgends in diesem wunderschönen Bilde eine Spur künstlerischer Absicht wahrnimmt, sondern alles, wie bewußtlos, aus der Fülle eines herrlichen, reich begabten jugendlichen Gemüths ins Leben hervorgetreten ist. Der treffliche Meister hat, unstreitig, Größeres hervorgebracht, aber wenige seiner Werke sind so ganz, wie dieses, in Huld und Liebe empfangen; jungfräulicher ist keine seiner Madonnen, als die hier vor dem Priester steht.

Da jeder Künstler seine eigne Weise hat, so geht daraus eine Hauptregel für den Kupferstecher hervor, und ein Blatt nach Raphael fordert durchgängig eine andere Behandlung, als ein Blatt nach Rubens oder Correggio, ja bey Raphael selbst wird der Stecher seine Taillen ganz anders anlegen müssen, je nachdem er ein Gemälde aus der frühern oder spätern Periode des Künstlers vor sich hat. Darum kann denn auch, (was nur zu oft der Fall ist), ein Kupferstich gut, ja vortrefflich seyn an sich, aber gänzlich verfehlt in Bezug auf den Charakter des Originals. In der That sieht man es auch manchen gepriesenen (und in andrer Hinsicht vielleicht preiswürdigen) modernen Kupferstichen auf dem ersten Blick an, daß sie bloße Copien von Zeichnungen sind, keineswegs aber Darstellungen von Gemälden. Longhi gehört nicht unter die Stecher, welche durch Metallreiz zu glänzen suchen, und die technische Virtuosität nicht als das Höchste betrachten. Er weiß sich mit dem Geiste seiner Urbilder vertraut zu machen, und kennt die Gränzen seiner Kunst eben so genau, als die mannichfachen Hülfsmittel derselben. Nach dem Vorbilde der trefflichsten ältern Meister verbindet er den gehaltenen Gang des Grabstichels mit dem freyen Schwung der Nadel, wo der Charakter des Gemäldes eine solche Vereinigung erheischt, und hätte er auch nichts geliefert, als seine Grablegung nach Crespi und seine Magdalena nach Correggio, so würden wir ihn schon, dieser beyden Bilder wegen, über die meisten seiner Zeitgenossen stellen. Das gegenwärtige Blatt weist ihm seinen Platz noch höher an. Wer Raphael kennt, der muß ihn hier augenblicklich wieder erkennen, und — wir behaupten es keck — sogar bis auf die Handhabung des Pinsels. Uns auf die einzelnen Schönheiten einzulassen scheint überflüssig, da sie in der frühern Anzeige bereits herausgehoben sind, und kein wahrer Kunstfreund das Blatt wird missen wollen. Wer sich freylich an starke, überraschende Effekte hält, der mag beym ersten besten Niederländer seine Rechnung mehr finden, denn das gegenwärtige Bild hat auch das mit den Originalen des göttlichen Jünglings von Urbino gemein, daß man sich durch längere Betrachtung in dasselbe vertiefen muß, um es ganz begreifen zu lernen. Mit den Augen seines Gemüths sah Hamlet den Geist, und so will auch Raphael und will jeder herrliche Künstler angeschaut seyn. *) —ber.

Rom.

Der Landschaftmaler Rebell ist nach Laybach berufen worden, um in der Nachbarschaft dieses Orts Gegenden aufzunehmen.

Ein junger Italiener, Campanile, hat eine perspektivische Vorstellung der erleuchteten Capelle Paulina ausgestellt, die in der Art der Perspektiven von Granet gemalt ist.

Der Bildhauer Schadow, dessen Spinnerin und Sandalenbinderin der König von Preußen gekauft hat, wird nun wahrscheinlich auch eine Unterstützung von seinem Monarchen erhalten, um die Gruppe Achilles und Penthesilea (S. Kstbl. 1821. Nr. 1.) in Marmor auszuführen.

*) Von diesem trefflichen Blatte, welches seinesgleichen sobald nicht erhalten wird, hat die Kunsthandlung Artaria und Fontaine in Mannheim eine Anzahl vorzüglicher Abdrücke an sich gebracht, die ohne Zweifel bald vergriffen seyn werden. (Preis?)

Nro. 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. Mai 1821.

Wort gehalten wird in jenen Räumen,
Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

Schiller.

Leben und Schriften des Hrn. Dupont de Nemours.

(Fortsetzung.)

Die Philosophie de l'Univers, hatte Herr Dupont aus seiner geheimen Zufluchtstätte einem vertrauten Freunde überschrieben, und dieser Freund war der berühmte und unglückliche Lavoisier, den Herr Dupont gegen sein Erwarten überlebt hat, um ihn mit allen Freunden der Wissenschaften zu beweinen. Als die jammervolle Zeit, die so viele gute und vortreffliche Bürger wegraffte, einer kurz dauernden Ruhe auf dem staatsthümlichen Boden gewichen war, betrat auch Herr Dupont die fortwährend gefährliche Stätte von neuem, und ihre Tücken trafen ihn nochmals, indem er, als Mitglied des Rathes der Alten, und als Herausgeber eines vortrefflichen Tagblattes (L'Historien, welchen er in sechszehn Bänden vom 22. Novbr. 1795 bis zum 18. Fructid. V. herausgab) auf die Deportationsliste des 18. Fructidor 1796 gebracht ward, und ihren Folgen einzig nur durch das Ansehen und den Einfluß einer seiner Amtsbrüder im gesetzgebenden Rath und im Institut der Wissenschaften entzogen ward. Herr Chenier hatte das Glück, ihn für einen achtzigjährigen Greis gelten zu machen, während er kaum noch ein sechsziger war. Herr Dupont wollte diese unschuldige List nicht für sich allein benutzen, und wie sehr auch, aus Furcht sie möchte entdeckt werden, in ihn gedrungen ward, daß er alsbald nach der Entlassung aus dem Gefängniß sich entfernen sollte, verlangte er, unbekümmert um eigene Gefahr und beharrlich, verschiedene seiner Unglücksgefährten, die nicht schuldiger als er selbst waren, gemeinsam zu retten, und erst nachdem diese ihn zu begleiten verweigert hatten, verließ er Paris, um auf einem dafür bereit gehaltenen Schiffe nach den vereinten Staaten abzureisen. Der Graf Boissy d'Anglas war einer jener Freunde, und ihm verdankt man die Kenntniß dieses Zuges von Herrn Dupont's muthvoller Freundschaft.

Es hatten ihn seine zwey Söhne nach Amerika begleitet, wo er selbst durch seine Schriften, durch seinen offenen und redlichen Charakter bereits auch gekannt war, er ward daselbst mit der Achtung und Auszeichnung empfangen, die er in so vielfacher Hinsicht, besonders auch durch den Antheil verdiente, welchen er an den Verträgen von 1783 für die Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinten Staaten genommen hatte. „Es sind keine Staatsgeschäfte, mit denen ich mich beschäftigen werde, sagte er, ich habe mich davon gänzlich losgesagt. Aber wenn Ehr- und Geldsüchtler, wenn Heerführer und Gesetzgeber, die ihr Handwerk nicht lernen wollen, Trümmer über die Erde verbreiten; alsdann sind Handelsleute und Landbauer die einzigen Retter in dem mannigfachen Unglück, sie sind der Welt, was die Spritzenleute bey Feuersbrünsten und die Krankenwärter in Spitälern sind. Wir wünschen im Dienst der Freunde und der Menschheit zu sterben." Dem Dienste der Wissenschaften ist Herr Dupont aber auch nicht minder treu geblieben, und er hat aus dem Lande, wo er während der Unruhen seines Vaterlandes friedlich lebte, der Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften des Institutes,

deſſen Mitglied er von Anfang geweſen iſt, eine Reihenfolge von Abhandlungen aus der Naturgeſchichte und Erdbeſchreibung eingeſandt, welche die Früchte ſeiner Beobachtungen und Forſchungen in der neuen Welt enthalten. Mit der hergeſtellten Ruhe im Jahr 1802 kehrte er nach Frankreich zurück; allein es ſollte dieſe Rückkehr abermals nur ein Beſuch ſeyn, und er ſchien beſtimmt, fern von dem zärtlich geliebten Vaterlande ſterben und von dem Boden deſſelben nochmals über das Weltmeer flüchten zu müſſen.

In Paris waren es auch dießmal die gewohnten Beſchäftigungen, denen er ſich ungetheilt und mit jugendlichem Feuer widmete, indem er eines der thätigſten Glieder jener ächt patriotiſchen Vereine war, worin eine Anzahl durch menſchenfreundlichen Eifer, durch Uneigennützigkeit und durch Einſichten ausgezeichneter Männer, mit der rühmlichſten Anſtrengung ununterbrochen alles dasjenige ſich zur angelegenen Sorge machen, was zur Verbeſſerung und Vervollkommnung des Landbaues, des Kunſtfleißes, des Handels und der öffentlichen Erziehung beytragen kann. Es waren dieß ſeine Lieblinge, und er fühlte ſich glücklich, ſo oft er von Menſchenwohl träumen konnte; ſeine thätige Seelengüte genoß das mögliche Gute auch in der größten Ferne ſchon, und ſeine fruchtbare Phantaſie vervielfältigte ihm dieſe Genüſſe, indem ſie der Hoffnung die Geſtaltung der Wirklichkeit darreichte.

Als treuer Freund hat er mehrere Jahre auf die Sammlung der politiſchen und literariſchen Werke des Herrn Turgot verwandt, die er in neun Bänden herausgab. Er hat dabey einen einzigen Umſtand vergeſſen, nämlich von dem Antheil zu ſprechen, den er ſelbſt an der ſo vieles auf die richtige Bahn zurückführenden Verwaltung des philoſophiſchen Miniſters gehabt hatte.

Noch ein anderer, der Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes genau ſich aneignender, Studien-Vorwurf des Hrn. Dupont konnte gewiſſermaßen auch nur für eine Entwicklung deſſen gelten, was er in ſeiner Philosophie de l'Univers über die lebendige Schöpfung vorgetragen hat. Er glaubt, Gott habe, ſo wie er Leben und Empfindungsvermögen allen lebenden Weſen zu Theil werden ließ, hinwieder einen großen Theil derſelben Intelligenz, Freyheit und Moralität, welche Urtheilskraft vorausſetzen, zugetheilt; einigen ſogar auch das Vermögen, ſich bis zu ſeiner Erkenntniß zu erheben; und er reihet ſie nach einer einzigen Stufenleiter, welche die Quantität der Intelligenz jeder Art, ohne die Qualität derſelben zu unterſcheiden, bezeichnen ſoll. Um dieſe Meynung, wenn nicht mit befriedigenden Gründen, doch wenigſtens mit Beobachtungen und Betrachtungen, durch die ſie wahrſcheinlich werden mag, zu unterſtützen, legte er ſich auf die Erforſchung deſſen, was er die Wiſſenſchaften, die geſellſchaftlichen Einrichtungen und die Sprache der Thiere nennt. Dafür weilte er Tage lang in einem für geheime Beobachtungen eingerichteten Behälter, worin er ganz unbeweglich, mit geſpanntem Aug' und Ohr, kaum zu athmen wagte, um die verſchiedenen ihm genäherten Thierarten zu beobachten, dem Raben das Wörterbuch ſeiner aus fünf und zwanzig Wortformen gebildeten Sprache abzulauſchen, unſerer europäiſchen Spinne die Reihe einſylbiger für ihre Zweygeſpräche gebrauchter Laute; den Ameiſen genaue Angaben über ihre Intelligenz, die Wiſſenſchaften, mit denen ſie ſich abgeben und die ſtaatsthümlichen Einrichtungen, unter denen ſie leben; dem Wolf, welchen man (ſagt er) nicht nach dem Zeugniß der Hirten beurtheilen darf, die Beweiſe ſeiner Geſelligkeit, ſeiner Sittlichkeit und ſeiner Einſichten über Theorie und Praxis und die getreue Erfüllung der mit ſeinesgleichen abgeſchloſſenen Verträge; der zärtlichen und melancholiſchen Nachtigall endlich, das Lied, womit ſie Abends auf einem Aſt in der Nähe ihres Haushalts ſitzend, dieſen durch den rührenden Ausdruck aller Gefühle der Gattenliebe und älterlicher Zärtlichkeit zu ergötzen ſucht. „Ich habe (ſagt Herr Dupont) dieß Lied ganz überſezt, und ich bitte meine Leſer um Nachſicht; wären ſie Nachtigallen, ſo müſſt' ich dieß noch viel mehr thun; in jeder Ueberſetzung verliert die Urſchrift, ich kann nur die Worte übertragen. Man denke ſich den Abbé Desfontaines, welcher den Virgil überſezt."

(Der Beſchluß folgt.)

Lebensart, Sitten und Gebräuche der Bewohner des Wald- und Berglandes Perche. *)

Die Bewohner dieſes Ländchens leben größtentheils in iſolirten Häuſern, mitten in ihren Feldern, Wieſen, Wal-

*) Im Auszuge aus: Description du Bocage Percheron, des mœurs et coutumes des habitans, par M. Dureau de la Malle, membre de l'Academie des inscriptions. Paris. 1821.

Das Ländchen, von welchem hier die Rede iſt, bildet einen der höchſten Punkte des Innern von Frankreich. Der Boden deſſelben iſt größtentheils bergig, und mannigfach durchſchnitten, mit vielen Erhöhungen und Vertiefungen. Die Berge liegen 100 bis 200 Klaftern höher, als die Meeresfläche. Die Gipfel und Gräthe, welche das Departement Orne, von den Departements Sarthe und la Manche abtrennen, bilden zugleich die Scheidelinie zwiſchen den Gewäſſern, die ſich nordwärts theils unmittelbar, theils durch die Seine in den Kanal und ſüdwärts durch die Loire in den Ocean ergießen. Auf der einen Seite ſind es die Huine, der Iton, die Eure, die Rille und die Orne, auf der andern die Sarthe mit ihren Nebenſtrömen, welche alle in der Landſchaft Perche oder im Departement Orne ihren Urſprung haben, und entweder in den Kanal, oder in den Ocean ausfließen. Es iſt dieß der Culminations-Punkt dieſer Abtheilung des Innern von Frankreich, mit welchem auch die Enden der Urgebirgskette, die von Breſt ausgehend, Bretagne in zwey Theile theilt, und bey Alençon aufhört, zuſammenſtößt. Der vorherrſchende Wind iſt der Weſt und alle Bäume neigen ſich vor-

dungen, und jederzeit in unmittelbarer Nähe der von ihnen bebauten Grundstücke. Die Städte sind ziemlich weit entfernt und eben nicht von großer Bedeutung. *) zahlreicher, doch sich ebenfalls nicht über das Mittelmäßige erhebend, die Flecken; die Sitten, Gebräuche und Lebensart dieser Landleute sind seit etwa achthundert Jahren unveränderlich dieselben geblieben, und der Umgang mit den Städten hat ihre Sprache, Manieren und Sitten nur wenig verfeinert. Sie pflegen zwar wöchentlich einmal ihre Consumtions-Artikel nach der nächsten Stadt zu tragen, wo sie wegen ihrer lauten und rauhen Stimme, ihres groben Patois, ihrer Unbeweglichkeit unter der Menge, ihrer grauen Kleidungen und langen ungepuderten Haarlocken unter dem Spottnamen Eber (Sangliers) bekannt sind. Inzwischen verstehen sie, wie die Menschen, welche in den Anfängen des gesellschaftlichen Umganges lebten, und wie heut zu Tage noch die Wälderbewohner von Nordamerika, von allem etwas, und sind nicht selten Schmiede, Wagner, Zimmermann, Böttcher, Weber, Feldbauer und Viehhändler in einer Person. Die Besorgung des Korns, Roggens, Hafer, der Gerste, der Esparsette, des Klees, der Erbsen, Wicken, Wurzelgewächse, des Hanfes und Flachses, der Aepfel, Birnen, der Waldungen, das Aufziehn der Ochsen, Hammel, Pferde, Schweine, Gänse und andern Hausgeflügels, beschäftigen die ländliche Haushaltung das ganze Jahr hindurch, und finden sich öfters in einem fünf und zwanzig Morgen haltenden Pachthofe vereinigt.

In diesem Lande ist der bekannte Ausspruch:

Du côté de la barbe est la toute-puissance,

noch in voller Kraft. Die Frau des Pächters, Meisterinn **) genannt, die den Mann ihren Meister heißt, sezt sich, wenn sie auch noch so ermüdet ist, niemals mit ihrem männlichen Gesinde zu Tische. Sie kocht für dasselbe und bedient es, speist aber selbst, so wie alle Weiber und Töchter ohne Ausnahme, stehend.

Wenn die Meisterinn niedergekommen ist, so frägt man: Ist es ein Knabe? Ist dem nicht also, so heißt es: Ouen; c'est qu'une créature (ein Mädchen). In der That hat hier zu Lande ein Mann wirklich vier bis fünfmal so viel Werth, als eine Weibsperson. Eine noch so starke und handfeste, zu allen groben Arbeiten taugliche Magd, verdient sich neben ihrem Unterhalte jährlich nicht über 36 Francs, während ein Arbeiter 150 bis 200 Francs Jahrlohn erhält. Knechte und Mägde haben für ihre Kleidung selbst zu sorgen.

Mildthätigkeit und Gastfreundschaft sind in dem Ländchen Perche zu Hause. Wenn ein Unbekannter oder ein zerlumpter Bettler des Abends in eine Wohnung eintritt, so erhält er den Ehrenplatz am Kaminfeuer. Er sizt neben dem Hausvater, speist von den gleichen Gerichten, wird von der, so lange die Mahlzeit dauert, stehenden Meisterinn bedient, und sezt den andern Morgen nach eingenommenem Frühstücke, seinen Stab weiter, um anderwärts dieselbe Gastfreundschaft gegen seine Person üben zu lassen.

Noch vor kaum zwanzig Jahren gebrauchte der hiesige Landmann zu seiner Kleidung so viel als nichts von Industrie-Produkten und Manufactur-Gegenständen. Seine Birken, Erlen und Wallnußbäume, vor allen aber seine Buchen lieferten ihm und liefern ihm noch gegenwärtig starke und leichte Holzschuhe, als die zweckmäßigste Fußbekleidung bey einem kühlen und lehmigten Erdreiche, wo der durch die häufigen Regen erzeugte Koth, wegen der Menge von Bäumen nicht trocknen kann. Auf Reisen hingegen, auf der Jagd, oder um mit Fuhrwerk in die Ferne zu fahren, bedient er sich grober, mit Eisen beschlagener, fünf bis sechs Jahre dauernder Schuhe, deren Sohlen aus zwey Stücken des stärksten Ochsenleders, die Obertheile aber aus Kuhleder, das nicht allein für das Wasser, sondern selbst für den Thau so viel als undurchdringlich ist, verfertigt sind. Zu Pferde trägt der Percheron lederne Kamaschen und eine Art starker, unbeschuheter Stiefeln, die mit Riemen angeschnallt werden. Seine Socken und Strümpfe sind von einer fetten, weiß und grauen Wolle gemacht, wie seine Schaafe ihm dieselbe liefern. Aus eben dieser Wolle wird sein Rock, Weste und Beinkleider verfertigt. Weiber und Kinder spinnen sie während der langen Winterabende, und in eben der Wasser- und Walkmühle, die seine Münze, d. h. die Portion Korn mahlt, welche die Familie während acht Tagen zu verbrauchen pflegt, wird auch die Wolle gewalket.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Die drey ansehnlichsten Ortschaften dieser Gegend sind die Städte Mans, Alençon und Evreux; die erste von 18,533, die zweyte von 13,234, die dritte von 9,238 Einwohnern.

**) Würde wohl mit Herrinn besser gegeben seyn?

D. R.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, den 17. April.

Hazlitt ist einer von den Schriftstellern, die sich durch ihr Genie ausgezeichnet haben. Ob ihn gleich das Quarterly Review wegen seiner heftigen Oppositionstendenz bitter und mit Recht getadelt hat, so ist ihm dieß doch eben so wenig nachtheilig gewesen, als das Lob des Edinburger Review, welches ihn wegen seiner Neigung zur Demokratie wie einen Freund behandelnd, viel zu seiner Celebrität beygetragen hat. Lob und Tadel der Recensenten thun zwar etwas, aber am Ende wird der Ruf doch nur durch das wahre Maß des Verdienstes bedingt. Dieß ist nun bey Hazlitt beträchtlich. Aus allem, was er schreibt, leuchtet der denkende Kopf hervor. Dann hat er eine fruchtbare Einbildungskraft, eine ansehnliche Masse von Kenntnissen und einen lebhaften Styl. Besonders gelingen ihm Charakterschilderungen. In seinen gesammelten Aufsätzen, die er-

Tischgespräche benannt hat, stellt er die Charaktere dreyer Männer, Cobbett, Owen und Cartwright auf, die in England jedem, und außer der Insel vielen bekannt sind. Offenbar malt er Cobbett mit Vorliebe, aber doch ohne der Aehnlichkeit zu nahe zu treten. Er schildert ihn ungefähr so: „Aus Cobbett häudereichen Schriften erinnert man sich zwar keiner witzigen oder auffallenden Bemerkung, aber wohl bleibt in frischem Andenken, was er diesem und jenem für einen Spitznamen, oder für ein Beywort gab. Hierin sucht er Seinesgleichen. Konnte wohl etwas kurzweiliger seyn, als da er ein Jahr nach dem andern Erstine mit seinem zweyten Titel eines Baron Clackmannan zusetzte? Er führt nichts auf Prinzipien zurück, sondern achtet blos auf kleine und örtliche Umstände. Er scheint gar nicht nachgedacht zu haben, als bis er sich hinsetzt, um seine Gedanken niederzuschreiben; aber dann fließen sie wie ein unwiderstehlicher Strom, eben weil er sich an kein System bindet. Er erläutert und erörtert unmerfort, als ob er gar nicht aufhören wollte; der Gegenstand scheint ihm völlig bekannt zu seyn, er zeigt ihn von unzähligen Seiten, und sein Styl ist gerade so, als ob er die Sache immer gerade vor Augen hätte. Er häuft Thatsachen: Schlüsse daraus sind sparsamer. Ein systematisches Werk über die Staatswissenschaft zu schreiben, würde er nicht im Stande seyn, aber eine politische Wochenschrift so viele Jahre nacheinander, so von Geist sprudelnd, mit solchem Beyfalle und mit immer gleichem Interesse herauszugeben, wie er that, wird nur wenig Andern gelingen. Ueber Alles, was vorgeht, macht er seine Glossen, sey die Frage noch so verwickelt. Unermüdet im Zusammenstellen, voll politischer Kenntnisse und vollendeter Meister im gemeinfaßlichen Vortrage, scheint er niemals anzufangen noch zu endigen. Er schreibt so, daß ihn alle Parteyen lesen, ob er sie gleich alle abwechselnd beleidigt; selbst die lesen ihn, welche er auf das heftigste angreift. Sein Blatt findet man bey Tories, Reformers und Whigs: die lezten geißelt er unbarmherzig. Keiner kann es mit ihm als politischer Partengänger aufnehmen; weder einzelne Menschen, noch ganze politische Systeme sind im Stande, es lange wider ihn auszuhalten; aber mit derselben Keule schlägt er Freunde und Feinde zu Boden: eine sehr schlimme Gewohnheit! Ihm ist es eben so unangenehm, wenn man ihm beifen, als wenn man sich ihm widersetzen will. Er theilt Schläge aus, sein Ruf mag noch so sehr dabey leiden. Der Grund davon liegt darin: Er kann es nicht leiden, daß etwas gelingt und gedeihet, nicht einmal seiner eignen Ansicht und Partey gönnet er guten Erfolg. Sobald irgend eine Meinung herrschend wird, bereitet er sich zum Kampfe, um zu zeigen, daß er sie niederschlagen könne; kurz, wo Macht ist, da rüstet er sich zum Streite. Den Meinungen und Wünschen der ganzen übrigen Welt zu widerstreben, darauf geht sein ganzes Bemühen. Er ist keiner von denen, die am liebsten stromabwärts fahren. Könnte er eine Parlamentsreform bewirken, so darf man beynahe darauf wetten, daß er sein eignes Werk wieder umwerfen würde. Er zankt sich mit seinen eigenen Kreaturen, sobald er sie ein wenig emporgebracht hat. Sein ganzes Wesen ist Streitsucht; er steht in beständigem Widerspruche mit sich selbst. In England schimpft er unaufhörlich auf die ganze englische Staatsverfassung; in Amerika aber verdrießt ihn die ausgelassene Freyheit der Republik, und wäre er nur ein wenig länger dort geblieben, so würde er einer der altertreuesten Unterthanen des Königs von England geworden seyn."

Kopenhagen, Januar.

(Verspätet.)

Daß Handel und Literatur, wenigstens in einer seefahrenden Nation, in genauer Verbindung stehen, und daß mithin Mercurius gar sinnreich ein merkantilischer und literarischer Gott zugleich ist, dieß lehren uns hieselbst die Zeiten immer mehr. Während die übrigen Zweige des Handels in Dänemark blühten, blühete auch der Buchhandel. Die Lust, Bücher zu kaufen und zu lesen, hatte sich fast bis zu allen Ständen verbreitet; es fanden sich mehrere bedeutende Privatbibliotheken; einige Buchhändler sammelten durch Verlag dänischer Schriften bedeutende Reichthümer (z. B. der vor mehrern Jahren verstorbene Agent Gyldendal, dessen Buchhandlung, unter Leitung seines Schwiegersohns, noch den alten Ruhm erhält); selbst Schriftsteller, was nur selten der Fall ist, wurden reiche Männer, wenigstens erwarb Holberg in der frühern Zeit, da aber der dänische Handel schon sehr lebhaft war, mittelst des Selbstverlags seiner Schriften ein Vermögen von mehr als hundert Tausend Rthlr. Cour. und starb als Freyherr und Besitzer eines der schönsten freyherrlichen Güter in Seeland. Jezt, da ein bedeutender Theil des Handels darniederliegt, und einige der ansehnlichsten Handlungshäuser zu Grunde gehen, kauft fast niemand Bücher, die vorher gegründeten Privatbibliotheken sind meistens alle verschwunden, die Buchhändler, wenige ausgenommen, verarmen oder erhalten sich nur dürftig; einen starken Absatz finden gewöhnlich nur Schulbücher u. dergl., und selbst die Werke beliebter Schriftsteller hüten nun den Laden viel länger als vormals. Man hat behauptet, daß auch die Verordnung vom 27. Sept. 1799, „nähere Bestimmungen der Grenzen der Druckfreyheit" enthaltend, einen nachtheiligen Einfluß auf die dänische Literatur gehabt habe. Dieß kann jedoch nur eigentlich mit Rücksicht auf Schriften politischen Inhalts gelten, und die vorgeschriebenen strengern Maßregeln in Hinsicht der Herausgabe der Schriften im Allgemeinen hat eigentlich nur auf Flugschriften Beziehung. Zu bedauern ists aber, daß man bey Abfassung gedachter Verordnung es auch für nöthig hielt, ein gänzliches Verbot gegen alle Anonymität festzusetzen, und daß man es bisher nicht rathsam gehalten hat, dieses Verbot wieder zurückzunehmen. Jedoch sind in den lezten zehn Jahren mehrere Ausnahmen von dieser Regel verstattet worden, so daß jezt die periodischen Schriften und Blätter stets anonyme Beyträge aufnehmen, unter der Verantwortlichkeit der Herausgeber. Auch sind überhaupt die Vorschriften dieser Verordnung meistens immer von der Regierung nach sehr liberalen Grundsätzen ausgeübt worden. Die nicht erfreuliche Folge des noch bestehenden Verbots der Anonymität bey Herausgabe einzelner Schriften, ist die Pseudonymität, welche besonders in einigen Perioden der Literatur, wo Gegenstände des Tages von allgemeinem Interesse debattirt wurden, und mit einer Menge Produkten vorgeblicher Autoren überschwemmte. Blickt man übrigens auf die jetzige Zahl unserer Tagblätter, so müßte man beynahe einen blühenden Zustand der Literatur vermuthen; denn diese Blätter haben sich in kurzer Zeit so vermehrt, daß einem darüber fast bange werden möchte, wenn uns die Erfahrung nicht gelehrt hätte, daß diese meistens unnütze Erzeugnisse der Literatur, Pilzen gleich, schnell emporschießen, dagegen aber — wenn sie wirklich unnütz sind — auch eben so plötzlich verschwinden als sie hervor kamen. In diesem Augenblick machen allein die in Kopenhagen erscheinenden Tageblätter ein Dugend aus. Sie kommen entweder wöchentlich oder zweymal die Woche, oder auch täglich zum Vorschein. Wenn man aber drey bis vier, die alle schon früher bestanden, ausnimmt, schränkt sich das Publikum der übrigen nur auf die Hauptstadt ein, und selbst da haben sie nur eine sehr dürftige Existenz. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 39.

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 15. Mai 1821.

Naturwissenschaft.

I. Lehrbuch der Physik von Johann Ph. Neumann. 1818 — 20. 1ster und 2ter Band.

II. Grens Grundriß der Naturlehre, herausgegeben von K. W. G. Kastner. 1820. 6te Aufl.

(Beschluß.)

Die überraschende Aehnlichkeit zwischen den elektrischen und den magnetischen Erscheinungen hat die Naturforscher bald auf den Weg geleitet, zur Erklärung der lezteren eine analoge Hypothese auszudenken. Neumann: „Man hat zur Erklärung der magnetischen Erscheinungen, gleichwie bey den elektrischen, zwey eigenartige Flüssigkeiten (die magnetischen) angenommen, und sich vorgestellt, daß in einem Eisen, welches sich im nicht magnetischen = d. h. im Zustande magnetischen Gleichgewichtes befindet, wo es keine magnetischen Wirkungen äußert, diese beyden Materien, gleichwie die elektrischen im unelektrisirten Körper, im normalen Verhalten gegenseitiger Neutralisation oder Bindung stehen; wogegen die magnetischen Wirkungen auf die Zersetzung eintreten, in deren Folge sich der frey werdende eine Bestandtheil (+ m) gegen den einen Pol des Eisens, der andere (— m) aber gegen den anderen begiebt, wo sie nun beyde frey und wirksam sind. Jeder beyder Magnetismen zieht ferner den andern an, stößt aber den gleichnahmigen zurück, und erregt zugleich in seiner Umgebung (magnetische Atmosphäre) den entgegengesezten (Gesetz der Vertheilung)." Nähert man also z. B. dem, mit + m beladenen, Pole eines Magnets, ein Stück unmagnetisches Eisen, so wird in des lezteren zugewendetem Theile — m erregt, daher dann Anziehung erfolgt. Woher dauert diese und das Anhängen aber fort, da man eher ein Ineinanderfließen beyder, sich, Behufs gegenseitiger Sättigung, suchenden Materien vermuthen sollte? „Weil," antwortet die Hypothese, „die Kraft, mit welcher das Eisen den Magnetstoff, auch noch nach der Zersetzung, zurückhält, zu groß ist, um jenes gänzliche Losreißen, Behufs Ueberganges in einen andern Körper, zu gestatten." (Darin unterscheiden sich also die magnetischen Materien von den elektrischen, welche lezteren die weiter oben vorgetragene dualistische Theorie, zur gegenseitigen Neutralisation, in andere Körper übergehen läßt). Wie erklärt denn nun aber endlich dieselbe Hypothese das Gesetz der Richtung der Magnetnadel, darinn bekanntlich Veränderungen vorgehen, welche durch das Allgemeine, was Referent über den nämlichen Gegenstand, Nr. 39. des vorigen Jahrgangs d. Bl. aus Biot beygebracht hat, noch nicht begreiflich gemacht werden? Neumann: „Man denkt sich im Inneren der Erde einen Magnet, dessen Achse aber die Erdachse, unter einem gewissen Winkel, schneidet, daher die Abweichung, und welcher zugleich Veränderungen in seiner Lage erleidet, denen also jene Veränderungen in der Richtung entsprechen müssen." — Vernehmen wir dagegen Gren: „Jede Theorie über den Magnetismus ist bis jezt unzureichend gewesen. Noch sind unsere Kenntnisse über die Erscheinungen selbst nicht weit genug vorgerückt, und die Thatsachen selbst noch nicht genugsam vervielfältiget, um darauf ein Lehrgebäude errichten zu dürfen;" bey welcher lezteren Aeußerung Referent sich an die vorjährige Englische Nordpol-Expedition erinnert hat, auf welcher die höchst merkwürdige Beobachtung gemacht worden ist, daß die Magnetnadel, in den höheren nördlichen Breiten, ihre ganze freye Wirksamkeit einbüßt (S. Morgenbl. 1820 Nr. 280 und 1821 Nr. 73.) ein überraschender Umstand, der, als unerklärbar aus der dualistisch-magnetischen Hypothese, ihren objectiven Werth auf den subjectiven eines scharfsinnigen Gedanken zu reduciren droht. *)

Die Verfasser beyder, vor uns liegenden Systeme der Physik, lassen auf die eben beleuchteten Lehren von der Wärme, dem Lichte, der Elektricität und dem Magnetism, in dem Schlußkapitel ihrer Werke, „Betrachtungen über

*) Der größte jetzige Magnet, so viel d. R. bekannt ist, befindet sich im Teylerschen Museum zu Harlem: er wiegt mit der Armatur über 3 Centner und trägt gegen 200 Pfund.

die Erde, deren Atmoſphäre, und die Theorie der irdiſchen beſonders der atmoſphäriſchen Erſcheinungen im Großen überhaupt" (Atmoſphärologie, Meteorologie, Meteoromantie) folgen, indem ſich dieſe Erſcheinungen in der That als ein Agregat der Wirkungen von den Thätigkeiten, namentlich jener vier mächtigen Agenten der Natur darſtellen. Referent, der im Munde der Wiſſenſchaft das Geſtändniß der Unkunde, welches den Weg der Forſchung offen erhält, einer frechen Dogmatik vorzieht, die die Bahn zum Lichte durch vorgebliche Gewißheiten verſperrt, hat ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden gehalten, ſeine Leſer in die Ueberſicht der ganzen Unzulänglichkeit und Blöße der entwickelten phyſiſchen Theorien zu ſetzen. Denn nur von dieſem ſkeptiſchen Geſichtspunkt' aus dürften ſich über den rationellen Werth aller vorgeblichen Theorien der Witterungskunde (dergl. Herr Prof. Dittmar in ſeiner neuen meteorologiſchen Zeitſchrift Aurora wenigſtens grundzüglich vorbereitet) geſunde Urtheile fällen laſſen: da ſich zu dieſer höchſten Aufgabe der Wiſſenſchaft, die Theorien von Wärme, Licht, Elektricität und, Magnetism *) deren ganze bis jetzige Unvollſtändigkeit vor unſeren Augen aufgedeckt worden iſt, gleichwol nur erſt wie Hülfsdoctrine verhalten? Wenn Referent alſo ſeinen Leſern eine beſondere Vorſicht gegen die Zudringlichkeit der meteoromantiſchen Dogmen an's Herz legt: ſo darf er, nach einer ſo gründlichen Entwickelung der Prämiſſen ſeiner Schlußfolge, wenigſtens nicht die Beſchuldigung fürchten, nur eine perſönliche Idioſynkraſie geltend machen zu wollen. — Zu den überraſchendſten und prächtigſten atmoſphäriſchen Erſcheinungen gehören die, ſchon Eingangs erwähnten Polarlichter: was weiß uns die Wiſſenſchaft von ihnen zu berichten? Neumann: „Hell meint, das Nordlicht ſey eine optiſche Erſcheinung, und ſchreibt es dem Sonnen- oder Mond-Lichte zu, welches von den, in den Polargegenden ſchwebenden Eistheilchen reflectirt werde. — Mairan will es von der Sonnen-Atmoſphäre herleiten. — Halley ſchreibt es dem Magnetism zu. — Kirwan nimmt als Urſach eine Verbrennung der, in beträchtlichen Entfernungen von unſerer Erde angehäuften brennbaren Luft an. — Franklin hielt das Nordlicht für eine elektriſche Erſcheinung: die, aus der heißen Zone nach den Polargegenden ſtrömende Luft enthalte viel Elektricität, welche beym Niederſchlag des Schnees frey werde, ſich, weil ſie nicht in die, mit Eis bedeckte Erde dringen könne, in die Höhe begebe, bald in den luftleeren Raum gelange, und, in ſichtbaren Lichtbüſcheln hervorbrechend, gegen die gemäßigten Zonen ziehe. — Lichtenberg hielt die Erde für eine Art von Turmalin, an deſſen Polen die elektriſchen Thätigkeiten hervortreten, und ſich als elektriſches Licht zeigen." — Kaſtner: „Nord- und Südſcheine ſind vielleicht die, den magnetiſchen Erdpolen periodiſch entſtrömende Erdelektricität" (Schon!)

Meteorſteine, Feuerkugeln: Da die wahrſcheinlichſte Hypotheſe über den Urſprung dieſer, nicht weniger merkwürdigen Meteore, bereits in Nr. 94 des vorigen Jahrgangs d. Bl. mitgetheilt worden, ſo wollen wir hier zuerſt Neumann nur über das Factiſche vernehmen: Aus gleichzeitigen Beobachtungen auf verſchiedenen Punkten, hat man die Höhe mancher Feuerkugeln bis über 60 geograph. Meilen gefunden; ihre Geſchwindigkeit iſt außerordentlich, ſie durchziehen in wenigen Augenblicken den ganzen Himmel; ihre Größe iſt verſchieden, bey manchen muß der Durchmeſſer aber mehrere hundert Fuß betragen haben; der Effekt ihres Falles endlich wird durch den Widerſtand der Luft ſehr geſchwächt, daher die größte Tiefe, bis zu welcher Meteorſteinmaſſen, fallend, in die Erde gedrungen ſind, bis jetzt drey Klafter gefunden worden iſt." Fiſcher und Kaſtner: „Der ſonderbarſte Umſtand iſt die immer gleiche chemiſche Miſchung der Meteorſteine: ſie beſtehen aus Nickel-haltigem, gediegenem Eiſen, Eiſen-Oxyd, Kieſel Erde, Talk-Erde und etwas Schwefel. Eine gewiſſe Familien-Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und manchen Trappgebirgs-Arten iſt mineralogiſch unverkennbar, zum Theile der Maſſe, vorzüglich aber der Textur nach." Will man alſo den cosmiſchen Urſprung der Meteorſteine zugeben, will man ſie z. B. mit Laplace für vulkaniſche Mondsproducte halten, ſo ſcheint jene Aehnlichkeit der Maſſe und Textur wiederum eine Beſtätigung des weiter oben geäußerten, intereſſanten Gedankens von den Aehnlichkeitsbeziehungen zwiſchen den verſchiedenen Weltkörpern abzugeben. — Um die Naturgeſchichte der Wolken hat ſich, in neueſter Zeit, beſonders L. Howard *) verdient gemacht: „er beſizt (Neumann) 5 engl. Meilen oſtwärts von London, auf einem Landhauſe, ein eigenes meteorologiſches Obſervatorium, ein ringsum mit Fenſtern verſehenes Kabinet. Nach ſeinen Beobachtungen, hat man ſieben Haupt-Modificationen von Wolken zu unterſcheiden, deren jeder er einen eigenen lateiniſchen Namen gegeben hat." „Im Allgemeinen (Gren) ſind Wolken nichts anders, als Nebel, die in den höheren Luftgegenden ſchwimmen. Wird der, mit Waſſerdunſt beladenen Luft jener höheren atmoſphäriſchen Regionen durch irgend eine Urſach, z. B. durch kalte Winde, der nöthige ſpecifiſche Wärmeſtoff entzogen, ſo kann der Himmel, in

*) Wer den Zuſammenhang des Magnetism mit den atmoſphäriſchen Erſcheinungen bezweifelt, braucht ſich nur an die, unter dem Namen affollemens bekannten Affectionen zu erinnern, welche die Magnetnadel während der Dauer der Polichter erleidet. S. Nr. 42 des vorigen Jahrgangs d. Bl.

*) Edwart, zu Plaißow bey London, in ſeiner Schrift: of the Clouds; deutſch von Forſter, Leipzig, Baumgärtner, 1819.

Folge der nun eintretenden Verdichtung, plötzlich und mit Einem Male von den dadurch sich bildenden Wolken überzogen werden: so wie umgekehrt Wolken kleiner werden und endlich ganz verschwinden müssen, wenn hinzutretender Wärmestoff diese verdichteten Dunstmassen neuerdings dilatirt."

So weit der Referent. Der Recensent tritt sein Amt mit der bereitwilligen Erklärung an, daß beyde vorliegenden Werke Ansprüche auf den lebhaften Dank ihres Publikums haben, wiewol sie sich auf eine sehr verschiedene Weise darum bewerben: Neumann, in einem fast doppelten Umfange, durch Ausführlichkeit, den Selbstunterricht voraussetzende Popularität, und einen, die Höhe des poetischen Schwunges (Vorrede, S. XIII. sqq.) erreichenden Enthusiasmus für seine Wissenschaft, dessen Wärme sich belebend über den Vortrag verbreitet; Gren mit seinen beyden Emendatoren Fischer (dem Herausgeber der 5ten Aufl.) und Kastner, durch Fülle bey Gedrängtheit, ein häufiges blos fragmentarisches, das Nachdenken mehr anregendes, als erzählend-befriedigendes Andeuten, und eine eigenthümliche, wenn auch nur aus der Form, der zu Folge die abweichenden Ansichten der verschiedenen Herausgeber in Noten unter dem Texte fortlaufen oder demselben, mit Beyfügung der Chiffre, auch eingemischt sind, herscheinende polemische Tendenz. Rücksichtlich der äußern Ausstattung hat Neumann an Schönheit des Papiers, Druckes und der Kupfer (die überhaupt bey den in Wien erscheinenden mathematischen, physikalischen u. s. w. Werken immer nett zu seyn pflegen) etwas voraus: wogegen Gren nicht halb so theuer ist, und einen besondern Vorzug durch ein ziemlich*) vollständiges, alphabetarisches Register erhält, welches durch die von Neumann gegebene ausführliche Inhalts-Anzeige nicht ersezt wird.

Dr. Nürnberger.

Unterhaltungs-Literatur.

Herbst-Blumine, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften (nach der Vorrede: aus dem Morgenblatt und dem Damenkalender) von Jean Paul. Drittes Bändchen. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1820. VIII und 568. S. 8.

Gelesen sind diese gesammelten Werkchen wohl sämmtlich — oder um nach Wolke's Anleit zu schreiben sämmtlich — von sämmtlichen Freunden und Freundinnen des vielgelesenen Verfassers; aber recensirt sind sie wahrscheinlich noch nicht, da das Morgenblatt gar nicht, und der Damenkalender selten zu dieser Ehre gelangt. So viel nun das Morgenblatt anlangt; so hätte dasselbe hier die Gelegenheit, in seinem Vorläufer oder Postscripte, dem Literaturblatte, an den von 1812 bis 1816 darin erschienenen Jean-Paul'schen Werkchen sich diese Ehre selbst zu erweisen. Da aber die Selbstkritik von vielen Literatursprechern, und neuerlich insonderheit von einem berühmten Eigenthümer, Unternehmer und Verleger (von Journalen und Büchern) gemißbilliget worden, wenn nicht im Allgemeinen, doch wenigstens in so ferne, als er sie nicht selbst an den von ihm unternommenen Werken übt; und da man heutzutage einer Autokritik nur glaubt, wenn der Verfasser sich anklagt, gleichwie die Gerichtshöfe den Delinquenten nur in Hinsicht der Ein- und Zugeständnisse die Gründe und den Beweis erlassen: so hat diese Selbstrecension des Morgenblattes für das Morgenblatt ihre Bedenklichkeiten, von denen wiederum einige wichtige nicht sowol im Morgenblatte, als vielmehr in Jean Paul liegen, welcher das Morgenblatt schreiben hilft, und zwar primo loco in mehrfacher Bedeutung: denn er pflegt nicht nur die Jahrgänge desselben anzufangen, (nur dieses Jahr hat er es leider unterlassen), sondern er ist auch dessen erster Humorist, und zwar wiederum in mehrfacher Bedeutung, nämlich der älteste (so viel wir wissen) und der beste, in soferne der beste Humor derjenige seyn dürfte, welcher am tiefsten in die Menschenbrust und in das Weltall — den Mikro- und Makrokosmos — greift, und dem piquantesten Salze des Witzes und der Satyre die Bitterkeit zu benehmen weiß. Demungeachtet wäre Ref. vielleicht mit diesen Bedenklichkeiten fertig geworden, zumahl da das Lit. Bl. schon einmal im vor. Jahre sich darüber weggesezt hat; wenn er nur die Schwierigkeiten hätte besiegen können, die sich folgendem Einfalle entgegensezten. Er wollte nämlich dem Schein der Selbstkritik vom Morgenblatte ab- und auf Jean Paul selber leiten, und zu dem Ende die sämmtlichen Werkchen dieser dritten Sammlung in Jean-Paul'scher Art, Kunst und Geschmack recensiren, gleichwie er, J. P. selbst, einmal bey Gelegenheit einer Vorrede, womit er ein fremdes Buch begleitete, dasselbe gleich in der Vorrede im Namen und in der Art und Kunst der Jenaischen Literaturzeitung recensirt hat, so daß jeder Leser in sich den Wunsch empfinden mußte, diese Literaturzeitung thäte ihren leidigen Nimbus von sich, und lernte schreiben, wie er. Aber daß dieß nicht so leicht ist, merkte Ref., sobald er es versuchte. Ueberall fehlten ihm bald die Vergleichungen, bald die Kraft, sie in kecke Sam-Wörter-Bildungen zusammenzudrängen, bald die Frommheit und Milde des Humors, bald und am meisten der Humor selbst.

So hat er sich denn entschließen müssen, von der

*) Ziemlich? Hier ist was ich damit meine: Wer z. B. den Artikel Polarisation im Register sucht, der findet ihn nicht unter P., wohl aber unter Licht. Zur Vollständigkeit hätte eben dorthin die Nachweisung: „Polarisation, s. Licht." gehört. Der Verleger, der so viel für sein Werk gethan hat, benuzt diese Bemerkung vielleicht bey der nächsten Auflage.

beabsichtigten Autokritik abzusteben, und beschränkt sich hier blos auf dasjenige, was von dem Buche noch zur Zeit weder im M. Bl. noch im Damenkalender gestanden hat, und das besteht einzig in der kurzen Vorrede. Daraus stehe hier folgende Stelle:

„Von den Aufsätzen haben drey das Glück gehabt, schon 1812 unter Napoleon gedruckt zu werden; und diese darf ich mit einigem Vergnügen für meine politisch reinsten ansehen, da sie unter jenem Großzensor Europa's, unter dem Generalwardein aller Köpfe, sowol abgedruckter als gekrönter, probhaltig und rein befunden, und unverbrannt über die glühenden Pflugscharen der Zensur gegangen. Aber auch die spätern Aufsätze dieser Blumine, wovon der jüngste 1816 zur Welt und zur Zensur gekommen, dürfen wol ihrer unter den Besiegern des Generalwardeins erhaltenen Zensurgesundheitpässe sich gern rühmen, welche ihnen von einsichtigen Männern müssen ausgefertigt seyn, da sie damit fünf Jahre lang in aller Welt herumgegangen, ohne anzustecken. Ich kann nicht der Meinung eines neueren Staates seyn, der nach einer ersten lossprechenden Zensur, noch eine zweyte zuläßt, welche verdammen kann, wenn die erste nicht witternd und wetternd genug gewesen; denn auf diese Weise könnte eine zweyte eine dritte nöthig machen, und so fort, und kein Mensch in der Welt sähe sich hinlänglich zensiert. Ordalien, oder ein Gottes- oder Zensors-Urtheil hatte man von jeher nur ein einzigesmal zu bestehen; ja wer vor weltlichem Gericht einmal von der Begehung eines Fehlers freygesprochen worden, kann ihn nachher gestehen, ohne gestraft zu werden. —"

„In allen drey Bändchen der Herbst-Blumine wird ein leises Ohr Seufzer über die Zeiten vernehmen; aber damals durfte man die Brust nur langsam zum Seufzen füllen und leeren, und leztes mußte bloßes Athmen scheinen."

„Allgütiger! verschone die Länder mit leisen Seufzern: aber noch mehr mit Verboten der leisen!—"

Dieser Stelle kann Ref. seinen Beyfall nicht versagen, weder in Hinsicht auf den Inhalt, noch in Betracht der Form. Um aber doch auch etwas an dem recensirten Werke (der Vorrede sammtlicher Werkchen) zu tadeln, hat er sich überall darin umgesehen, und nichts gefunden, als am Schlusse eine Pfauenfeder, „die der gemeine Mann zuweilen in Gesangbücher, und der vornehme Wiener auf die Tafel legt; obwol zu entgegengesetztem Gebrauche, dort zum Behalten, hier zum Vonsichgeben."

So wäre denn hiermit die Vorrede gelobt und getadelt, also recensirt. Ausdem Buche schreibt Ref. noch zweyerley ab, um die Leser zum Wiederlesen der gelesenen Aufsätze zu ermahnen.

Das Volk als Selbstretter. (S. 185.)

„Die Tyrannen wollen gegen Druck durch größeren abstumpfen und Thränen durch Thränen wegschwemmen. Aber die Thränen der Völker fallen, wie in Tropfsteinhöhlen die Tropfen; sie bleiben beysammen, und versteinern sich endlich zu zackigen Säulen, und diese Säulen trotzen und halten."

Die Nachdrucker. (S. 307.)

„Hier ist nun die Frage, ob ein Staat Mitglieder, welche von der stärksten Mehrheit von Ländern und Zeiten ihrer Ehre entsezt, mit Verwünschungen und sittlicher Schmach beladen einhergehen, ob er sie noch in einer gewinnsüchtigen Selberentehrung, welche sie seiner unwerth macht, und welche zu neuer Entehrung vorbereitet, und in einem trotzigen Verletzen alter Gewohnheit, die ja sonst dem Gesetze gleichgilt, fortarbeiten lassen darf, gesezt sogar, der Nachdruck wäre an sich erlaubt."

Antwort: Nein!

Englischer Literaturbericht für Januar und Februar 1821.

(Fortsezung.)

Es ist der erste Fascikel brittischer Vögel in Imperial-Folio von Rideaux John Selby Esq. auf Twizel House und Mitglied der Wernerschen Gesellschaft in Edinburgh gedruckt; dieser Mann, welcher als trefflicher Beobachter von Naturgegenständen bekannt ist, zeichnet dieselben auch so genau, daß seine radirten Blätter aus der Naturgeschichte den besten Arbeiten in diesem Fache an die Seite gestellt werden können. Nach dieser ersten Nummer zu urtheilen, wird sich unter den in England erscheinenden Ornithologischen Werken keines mit diesem messen dürfen; die Figuren sind voller Leben und Kraft, die Federn sind meisterhaft gezeichnet, und die Beine und Füße, welche so oft vernachlässiget werden, sind hier sorgfältig und genau dargestellt, alle Theile harmoniren so vollkommen, daß diese Vögel ausnehmend schöne Gemälde darstellen. Eben so schön sind Swainsons zoological illustrations; ihm kommt die Erfindung des Steindrucks sehr zu statten, weil er nun, ein gründlicher Kenner der Ornithologie, seine selbst empfangene Eindrücke wieder geben kann. Der Ornitholog wird das Werk nicht ohne große Befriedigung betrachten; seine Beschreibungen sind deutlich und ausführlich, er befolgt im Ganzen das Linneische System, doch ohne die Verbesserungen und Unterabtheilungen neuerer Naturforscher zu vernachlässigen. Swainson hat sich lange in mehreren fremden Ländern aufgehalten, wodurch sein Werk sehr gewinnt. — Die berühmte schottische Schriftstellerin Joanna Baillie in Edinburg hat ihre seit einiger Zeit sehnlich erwarteten metrical Legends of halted characters nun herausgegeben. Sie enthalten William Wallace, Christophe Columbus und Lady Griseld Baillie, mit erklärenden Anmerkungen. Es sind herrliche, vollendete Gedichte, besonders Wallace, der schottische Nationalheld. Angehängt sind einige glückliche Balladen, welche sich auf Volksmährchen gründen. Sie hat durch diese äußerst gelungenen und sorgfältig gefeilten Hervorbringungen ihren Ruhm sehr vermehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 117.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Mai 1821.

Der Feldbau, der in seinem Kreise
Sich immer kräftig still bewegt,
Nach alter, nach erneuter Weise,
Der Erde Fruchtbarkeit erregt,
Den Menschen lehrt sich selbst genügen,
Gefesselt gern am Boden bleibt,
Indem er mit gewissen Zügen,
Die lange, reine Furche schreibt.

Goethe.

Lebensart, Sitten und Gebräuche der Bewohner des Wald- und Berglandes Perche.

(Fortsetzung.)

Bis auf kurze Zeit trugen die Männer keine Halsbinden, auf dem Kopfe eine rothe oder graue Mütze, und an den Festtagen einen breiten Hut à la Basile, der von einem Geschlecht auf das andere überging. Auch das weibliche Geschlecht ging durchgängig in Wollenstoffe gekleidet, und der Hanf, den sie selbst pflanzten, spannen und woben, musste das Tuch zu ihren Hemden liefern. Demnach blieben die Männer dem Handel und der Industrie einzig für ihre Taschentücher, die Weiber für ihre Taschen- und Halstücher, und außerdem noch für ihre Schnürbrüste, die sie vor Kurzem noch gerade so trugen, wie man sie zur Zeit Franz I. getragen hatte, zinsbar.

In den neuesten Tagen hat dem sich auch in die ländlichen Hütten einschleichenden Luxus manches von diesen uralten Moden das Feld räumen müssen. In Folge der in dem Lande eingeführten Baumwollenspinnereyen hat das weibliche Geschlecht den gefärbten Baumwollenzeugen Geschmack abgewonnen. An die Stelle der verehrlichen Schnürbrust ist ein einfaches, fischbeinloses Corsett gekommen. Feine Bändelschuhe, goldene Kreuze, Hauskleider von bunten Stoffen, Fürtücher von Musselin, große Hauben von gesticktem Musselin und weiße oder blaue, baumwollene Strümpfe müssen an Hochzeiten, Markt- und Festtagen den altmodischen Schmuck und Anzug ersetzen. Auch die Männer gehen an besondern Tagen in baumwollenen Gilets, Röcken von Manufactur-Tuch und gepudert einher. Man fängt an im Takte zu tanzen und mit Präcision Contre-Tänze auf der Violine zu spielen. Auch rücksichtlich auf die Sprache ist man der alterthümlichen Mundart verschiedentlich untreu geworden.

Desto beharrlicher haben die Sitten dem Wechsel der Zeiten Widerstand geleistet. Sie sind in der ganzen Landschaft noch sehr rein, zumal in dem aristokratischen Ländchen der sogeheißenen Bocage, wo die Stände genau unterschieden sind, und ein eigentlicher Adel unter den Bauern Statt findet; dieser Adel besteht aus der Gesammtheit der Pächter und der auf dem Lande wohnenden Grundeigenthümer. Diese Klasse unterscheidet sich im Allgemeinen durch rauhere und strengere Sitten, bessere Einsichten, mehr Zuversicht, Keckheit, Geradsinn, Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft; betrachtet aber dabey die Kaufleute, Lohnarbeiter und Manufacturisten der Städte und Flecken, in sofern sie nicht zugleich Grundbesitzer sind, als unter sich. Unter dieser Klasse kommen wenig Prozesse und so zu sagen keine Verbrechen oder Vergehungen zum Vorschein. Es ist eine äußerst seltene Erscheinung, wenn eine Pächtertochter vor ihrer Verheyrathung einen erklärten Liebhaber gehabt, oder gar sich noch etwas Aergeres hat zu Schulden kommen lassen. Im leztern Falle hält sich die ganze Familie für geschändet und trägt zwey Jahre lang Trauer. Ein solches Beyspiel bleibt für die niedrige Klasse der Dienstmädchen nicht ohne bedeutende Wirkung. Wenn eine Magd auf einem

Pachthofe einen Liebhaber hat, auf verdächtigem Umgange ertappt wird, oder gar sich Folgen eines solchen Verhältnisses verspüren lassen, so wird sie sofort und ohne Barmherzigkeit aus dem Hause gejagt. Eine solche Person findet nicht leicht wieder einen Dienst, kann sich nirgends verheyrathen, und wenn der Verführer, der kein solches Strafurtheil auszustehen hat, sie nicht zur Frau haben will, so ist sie genöthigt, selbst für ihr Kind zu sorgen und außerhalb des Bezirkes durch Betteln ihre Tage zu fristen. Unter den Einwohnern der Flecken und noch mehr der Städte sind die Sitten weniger rein; daher auch die Bauern gegen die Städter eine Art von Verachtung bezeigen, die durch eine gewissermaßen müßige Lebensart, der sich diese leztern überlassen, wenigstens nicht vermindert wird.

Trotz dieser untadelhaften Sitten und eines geregelten Betragens, herrscht in dem Ländchen Perche eine große Ungebundenheit im Reden, und eine gewaltige Derbheit im Ausdruck.

Die Behandlung des Viehes und Geflügels, ist den Weibern und Töchtern gänzlich überlassen. Sie nöthigt sie zu Beschäftigungen, und macht sie zu Zeuginnen von Auftritten, welche die Schamhaftigkeit beleidigen. Das weibliche Geschlecht dieses Ländchens denkt nichts Böses dabey. Zugleich lassen es die Männer und Junggesellen ihrer Seits an unfeinen Späßen nicht fehlen, dann lachen die Töchter aus vollem Halse, fügen etwa selbst auch ein kräftiges Wort bey, und bleiben nach wie vor ehrbar und züchtig. Zur Abendunterhaltung werden nicht selten ausgelassene, pöbelhafte, ja selbst obscöne Lieder gesungen und von dem sittsamsten Mädchen mit laut schallendem Gelächter aufgenommen. Aergerliche Anekdoten und Geschichten von hintergangenen Ehemännern, in Patois erzählt, werden von den Anwesenden mit Herzenslust angehört. Meist ist der Erzählende eine Mannsperson; der Held der Geschichte aber ein Stadtbürger oder ein städtischer Kaufmann, und sehr häufig ein Häscher, den sie Sergeant oder auch „Grenier à coups de bâton" heißen. Die Ernte- oder August-Lieder beziehen sich entweder auf die Mahlzeit, welche die Hausfrau für das Schnittervolk (aculeros) rüstet; oder sie haben zum Inhalte einen Vorfall mit einer Tochter, die mit einem Kriegsmanne davon gegangen, ihr Vaterland verlassen und ihre Ehre verloren hat, (a cassé son sabot) oder die Geschichte eines armen, in einen Fluß oder Graben gefallenen Mädchens; es gehen Bursche vorbey, sie bietet ihnen hundert Thaler, daß dieselben sie den Fluthen entreißen; allein diese verlangen als Lösegeld ihre Ehre, und sie faßt den Heldenentschluß, lieber im Wasser zu verbleiben. Eine solche Tugend wird eben so einmüthig belobt und bellatscht, als man über die schmutzigen Ausdrücke, womit der Gesang verziert ist, aus vollem Herzen gelacht hat. Die letztgenannten Lieder werden alljährlich einmal, nämlich zur Erntezeit, und außerdem nie, in Chören abgesungen und haben sich in dem Bocage Percheron seit undenklichen Zeiten erhalten.

Die Bewohner des Bocage sind große Liebhaber von Calembourgs, Anspielungen und Metaphern. Nachstehender Calembourg wäre eines Brünets nicht unwürdig. An welchem Orte in der Welt giebt es am meisten Katzen ohne Haare? In der Kirche; weil da jede rechtschaffene Frau ihren chapelet (chat-pelé) mit sich führt. Den Kaiser (Napoleon) pflegte man hier zu Lande statt l'empereur, l'empireur zu nennen. — Noch eine Probe ihres Witzes. Um ganz vortreffliche und wasserfeste Schuhe zu haben muß, sagen sie, das Oberleder aus einer Musikantenkehle verfertigt seyn, als welche kein Wasser einläßt, die Sohlen aus Weiberzungen, denn diese nützen sich niemals ab, und die Nähte mit Zwirn genäht, der aus Priestergroll gedreht ist, denn solcher dauert ewig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Schriften des Hrn. Dupont de Nemours.

(Beschluß.)

Das Ergebniß seiner Beobachtungen, denen eine Menge mehr und minder zuverlässiger Thatsachen hinzugefügt wurden, die er zur Unterstützung seiner Meynung gesammelt hatte, war eine Abhandlung über den Instinkt, in welchem er drey Theile unterscheidet, die Wahrnehmung des Gegenstandes, die Ueberlegung durch Schlüsse, und die Entscheidung des Willens; was dann also von dem, so man beym Menschen Vernunft heißt, nicht sehr verschieden ist. Der geistvolle Beobachter, welchem die von älteren und neueren Weltweisen den Thieren eingeräumte Intelligenz und ihre Unterscheidung von den Verstandeskräften der Menschen nicht genügt, verwirft diesen Unterschied, welcher seinen Lehrsätzen von der Einheit der Intelligenz wie von der Einheit des materiellen Stoffes zuwiderläuft; seinem Systeme treu, stellt er dasselbe voll Zuversicht dar, und construirt damit gleichsam eine neue Welt. Dem scharfsinnigen und thätigen Geiste gelingt es, öfters sehr kunstreich und allezeit mit eigenthümlicher Anmuth, die Theile des von ihm aufgeführten neuen Gebäudes untereinander also zu verbinden, daß das Ganze zunächst Erstaunen erregt, zuweilen hinreißt, und mindestens allezeit auch denen selbst Theilnahme einflößt, die sich nicht hinreißen lassen.

Man hat ohne Zweifel bereits schon wahrgenommen, daß Herr Dupont, in verschiedenen seiner Schriften, eben so sehr Dichter als Prosaiker ist; denn er konnte seine Lehrgebäude nicht erschaffen, ohne die Mitwirkung einer lebhaften und glänzenden Phantasie, welche den Gegenständen eine völlig dichterische Färbung ertheilen, ihnen eine mun-

derbare Hülle verleihen, sie dem Gang der Handlung anpassen, und die Entwickelung durch sie befördern konnte, gleich als wollte er in seinem Schauspiele die Poesie vielmehr als die Philosophie des Weltalls darstellen.

Herr Dupont blieb jedoch nicht allein bey prosaischen Dichtungen stehen, früher schon hatte er Verse gemacht und solches nie ganz aufgegeben; er hatte deren sogar an Voltaire gerichtet, als Begleiter von Finanzplanen, von denen er glaubte, sie sollten die Staatseinkünfte vermehren und die Lasten, welche das Volk drückten, mindern. „Sie senden mir, antwortete ihm der Weltweise in Ferney, mit recht hübschen Versen Rechnungen über 740 Millionen. Eine solche Einnahme sieht der Poesie ziemlich ähnlich und ist eine sehr ehrenwerthe Dichtung; um die Schönheit des Plans zu vollenden, sollte der Verfasser die Summe vorschießen." Seit jener Zeit haben die Dinge sich sehr verändert, wir wissen jezt, daß die Finanzplane des Herrn Dupont noch mehr Werth hatten, als seine Verse, und jene Einnahme, die dem großen Manne als eine ehrenwerthe Dichtung erschien, trägt für uns gar nichts poetisches mehr an sich.

Auch eine gereimte Uebersetzung des rasenden Rolands hatte Herr Dupont unternommen, und wenn von dieser unvollendet gebliebenen Arbeit hier Meldung gethan wird, so geschieht es nicht als ein neuer Beytrag zu seinem gelehrten Verdienste, sondern vielmehr um des seltsamen Zusammentreffens dieser Uebersetzung mit den merkwürdigsten Verfällen seines Lebens willen. Die Gesänge, die er in französische Verse übertragen hat, sind nämlich Früchte der verschiedenen politischen Aechtungen, von denen er betroffen ward. Der erste Gesang erschien im Jahr 1781. „Ich verfertigte ihn, sagt der Verfasser in seiner Vorrede, als ich um der Ehre willen der Freund eines großen Mannes (des Herrn Turgot) zu seyn, und durch die Gunst des Hrn. von Maurepas, geächtet war; es ist dieß eine gute Zeit zum Versemachen. Wenn diejenigen, welche armen Schriftstellern dadurch Kränkung zuzufügen glauben, daß sie dieselben aufs Land senden, den Werth der ihnen damit gewährten Muse kennten, sie hätten dieselben im Strudel von Paris gelassen." Späterhin, als Herr Dupont mit der Deportation nach Cayenne bedroht war, nahm er den Ariost wieder vor und steckte das Buch in seine Tasche. Und als endlich die Ereignisse von 1815 den Eifer, welchen er im Jahr zuvor für die Herstellung der rechtmäßigen Dynastie zu Tage gelegt hatte, beynahe zum Verbrechen machten, kehrte er nach Amerika zurück und beschäftigte sich nochmals mit der Uebersetzung des rasenden Rolands, von dem er ganze Gesänge im Gedächtniß behielt und dieselben nicht eher als nach ihrer gänzlichen Vollendung niederschrieb. Die drey ersten wurden im Juni 1817 ausgegeben; die drey folgenden sandte er einem seiner Amtsbrüder mit dem Versprechen der Fortsetzung, obgleich er in einem zur nämlichen Zeit an den Sekretär der Akademie gerichteten Briefe meldet: „Ich will Ihnen einige Notizen über meine Familie und über meine Jugendjahre senden, da sie bald mit mir zu thun haben werden."

Dieß, durch die seit einiger Zeit eingetretenen Altersbeschwerden veranlaßte Vorgefühl war leider nur allzurichtig; die verheißenen Notizen trafen nicht ein und bald vernahm man, daß Hr. Dupont am 6. August des nämlichen Jahres an den Folgen einer nach dem Unterleib zurückgetretnen Gicht verstorben war. Wenn gleich ohne Aufträge der Regierung abwesend, hatte er jedoch seine Stelle im Staatsrath, womit der König seine Ergebenheit und geleisteten Dienste belohnt hatte, so wie diejenige in der Akademie beybehalten. Die weite Entfernung des Landes, wo er sein Leben endigte, hat den Schmerz über seinen Verlust nicht gemindert, und Alle, die ihn kannten, haben die Trauer der Seinigen mitempfunden. Er ist zweymal vermählt gewesen, und wie glücklich er es war, geht am zuverlässigsten aus der zarten Ehrfurcht hervor, welche er allezeit für die Frauen hegte; ihr Lob ist fast auf jedem Blatt seiner Schriften ausgedrückt. Im Weibe erblickte er das vollendetste Werk der Schöpfung; er erkannte darin ohne Zweifel jene geheimnißvolle Einheit, die er in dem Wort lieben ausgedrückt hat; ihm, sagte er, verlieh der Schöpfer ein Bedürfniß, die Liebe, ein Geschäft, die Liebe, eine Pflicht, die Liebe, eine Belohnung, die Liebe: er selbst war von diesem Gefühle mehr oder minder lebhaft für alle seine Mitmenschen belebt; lieben war das Bedürfniß seines Herzens; wissen dasjenige seines Geistes: die zwey Worte (aimer et connoître) waren sein Wahlspruch, und dieser stellt sein treues Bild dar, wie er auch seine ganze Philosophie enthält.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Die wie immer nur für ihre Mitglieder gedruckten Verhandlungsblätter der Gesellschaft für vaterländische Kultur im Kanton Aargau. Jahr 1820 (164 S. 8.) zeugen abermals von dem rühmlichen Eifer, womit achtungswürdige Männer im Aargau, das Gemeinwohl ihres engern Vaterlandes durch Privatanstalten und Unternehmungen, wie durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse uneigennützig befördern helfen, ohne dabey das Wohl und die Bedürfnisse des gesammten schweizerischen Bundesstaats je aus dem Auge zu verlieren. Der bürgerliche Lehrverein in Aarau, dessen Gründung und Bestimmung das Morgenblatt vor einem Jahr erzählt hat, gedeiht sehr gut. Die Wintervorlesungen des ersten Lehrkurses wurden am 25. März 1820 geschlossen; 40 Zöglinge des Kantons zum Theil auch Männer (von 19 bis 30 Jahren) hatten dieselben angehört und als eine wohlthätige Wirkung der Anstalt wird mit gutem Grund auch die geschlossene freundschaftliche Verbindung so vieler junger Männer aus so verschiedenen Bezirken des Aargaus gerechnet. Der zweyte Kurs ward am 6. November eröffnet und es hatten sich damals 31 Genossen dafür gemeldet. In 32 Lehrstunden wöchentlich werden physikalische Erdbeschreibung und Staatswirthschaft von Hrn. Zschokke, allgemeine Weltgeschichte von Hrn. Menzel, Geschichte der Schweiz von Hrn. Bock, Naturrecht von Hrn. Tanner, Geometrie durch die Herren Strauß und Jäger, Mechanik von Bronner, Mineralogie von Hrn. Wanger, geometrische Zeichnung von Hrn. Belliger vorgetragen. Die von der Gesellschaft gegründete zinstragende Ersparnißkasse, welche nicht nur unentgeldlich verwaltet, sondern auch durch begüterte Gesellschafter gewährleistet wird, besteht nun seit neun Jahren. Am 1. Jenner 1820 waren der Theilnehmer 754; die Einlagen überstiegen die Summe von 39,000 Fr., das Vermögen der Anstalt nach Abzug der Passiven war 1790 Fr.; seit der Gründung der Ersparnißkasse waren den Theilnehmern zurückbezahlt worden 7667 Fr. Einen Bericht des Hrn. Pfarrer Brentano in Lausenburg über die Arbeiten der Mitglieder im Frickthal und über die Verhältnisse dieser Landschaft entheben wir etliche Be-

merkungen. „Die Austheilung der vorjährigen (sehr ansehnlichen und im ganzen Kanton Aargau gesammelten) Steuer für die hagelbeschädigten Frickthäler, erregte in allen unterstützten Gemeinden Zank und Undank. Die Quelle solchen Benehmens ist nicht bloße Rohheit, sondern harter Eigennutz und niedriger Neid; der Reichere will Entschädigung, der Arme Rettung vom Mangel und Nackheit; Keinem genüget die Gabe, und ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß milde Beysteuern oft mehr moralische Uebel erzeugen, als sie physische heilen; ja daß sogar die unter Thränen des Mitleids gebrachten Gaben des Menschenfreundes zuweilen muthwillig beym Zechtische verjauchzet werden. Gewöhnlich begleitet den Anfang eines Unglücks Betäubung. Nach meiner Erfahrung sollte bey Brand, Hagel, Ueberschwemmung, vorerst nur Nahrung, Kleidung, Saatkorn beabsichtigt werden, hingegen sollte die Baarschaft Nachwehen heilen. Eine gepfändete Kuh dem jammernden Hausvater lösen, die Kinder bekümmerter Mütter zur Schule und Kirche kleiden, den durch Schrecken Erkrankten dem heilenden Arzt zuführen, solches Elend nachher zu mildern, ist gewöhnlich dringender, als blos die erste Betäubung zu erheitern... Die Verbildung junger Theologen muß ich nochmals beklagen. Die Klerisey des Frickthals mußte sich ehemals nach einem bestimmten, gesetzlichen Studienplan bilden, jezt überspringt beynahe jeder ungerügt die Bildungsstufe; man jagt von dem Pfluge unwissende Menschen ins ehrwürdige Gewand des Herrn, und bedenkt nicht, daß der blos fromme Blinde noch keinen Blinden führen kann. Man überlegt nicht, wie sehr Volkssitten, und hiemit auch das bürgerliche Wohl, mit dem Pfarrberuf verbunden sind. Sittenverderben des Volks wird oft nicht ohne Grund bejammert. Um dieses zu beschränken, will man jezt nur fromme Priester erziehen; man will der Ausartung eine schüchterne, blos frömmelnde Aszetik entgegensetzen, die man noch mit Mystizismus aller Art würzet. Dabey jammert man über das unbändige Burschenwesen, von welchem die Klerisey wenig zu befürchten hat; denn der eigentliche Bursche kleidet sich nicht in den Talar; und jener Theolog, der auf Universitäten seine Tugend geprüft, seine Kenntnisse gemehrt hat, wird mehr paulinisch, wird kräftiger wirken, als der Unwissende, dessen Tugend nur durch des Meisters Ruthe hervorgerufen wurde, und nicht selten fällt, wenn die Ruthe verschwindet. Zwar sind jene Theologen, welche vom Staate Stipendien genießen, verpflichtet, sich auf Universitäten zu bilden, allein diese Vereinzelung stiftet ein Reich der Trennung unter den Geistlichen; das Hell und Dunkel erzeuget ein unmännliches Auftauschen, ein niederträchtiges Anschwärzen, ein unchristliches Verketzern. Einzelne Ausgebildete können, dürfen nicht wirken, und das, was man ihrem Mund und ihrer Feder als Klugheit empfiehlt, ist am Ende nichts anderes, als ein unthätiges Zurückziehen." — Wie neuerlich in der Waadt, so hat sich nun auch im Aargau, zu Beförderung und Besserung des Weinbaus, eine Gesellschaft von Rebenbesitzern vereinbart.

Kopenhagen, Januar.

(Beschluß.)

Unter den obengedachten hieselbst fallirten Handlungshäuser machte der Banterott des Hauses Ryberg und Comp., und derjenige von Meyer und Trier am meisten Aufsehen, wegen des Alters, des Ansehens und der vormaligen Reichthümer derselben. — Der einzige Zweig des Handels, welcher noch hier in einem gewissen Grade blüht, möchte wohl der Handel mit westindischen Produkten seyn, indem nach unsern fruchtbaren Inseln in Westindien (St. Croix, St. Thomas und St. Jan) eine bedeutende Zahl grosser Schiffe von hieraus expedirt werden, auch einige wenige von den Provinzstädten gehen dahin. — Ueber den vormaligen Zustand des Handels und der Schiffahrt Dänemarks werde ich nächstens einige Notizen liefern. —

Die in einer besondern kleinen Schrift empfangenen Angriffe des Professors T. Baden auf die nordische Mythologie, setzt er in den Tagesblättern fort. Eine neue Anschauung der Sache, oder ein merkliches Resultat, werden diese Angriffe, nach ihrer Art und Weise, schwerlich liefern. Jenes Schriftchen, worin er es für unentschieden hält, ob es wirklich eine nordische Mythologie gibt, hat außer der gründlichen Widerlegung von Professor Finn Magnusen, auch in der dänischen Literatur-Zeitung eine scharfe Kritik gefunden, Der Recensent zweifelt daran, daß Hr. Torkel Baden die nöthigen Kenntnisse, um mit Gewicht in dieser Sache zu sprechen, besizt, welches Hr. Baden jedoch ganz unumwunden behauptet hatte. Uebrigens ist von Prof. Baden wirklich eingestanden worden, daß er die eddaische Mythen, welche er unter andern „Isländische Spinnstuben-Lieder und Kinder-Mährchen" nennt, nicht gelesen habe; auch räumt er, wie er sagt, dem Recensenten sehr gerne ein, „daß er die Werke, welche der dänischen Literatur zur schönsten Zierde gereichen, nicht kenne." Ihm ist die klassische Literatur der Griechen und Römer über Alles; „ich bin Humorist, und ziehe die Zierden der griechischen und römischen Literatur vor," sagt er, und bemerkt dann schließlich, daß „Sujets aus der Edda zu nehmen, sich nur für Rhyparographen (Dreckmaler) schickt."

Für die Meinung des Professors T. Baden haben sich die Maler Eckersberg und Hoyer (ersterer Mitglied der Kunst-Akademie, deren Sekretär Baden ist) öffentlich erklärt. Man ist aber nicht immer Kunstrichter, weil man Künstler ist. —

Ewald, Pram und Oehlenschläger (drey der genialesten Dichter Dänemarks) haben umfassende poetische Darstellungen aus der eddaischen Mythologie entlehnt, und besonders Oehlenschläger hat sein Epos Nordens Götter und seine übrigen nordischen Dichtungen treu aus den Urquellen geschöpft. Auch haben Männer, deren Kenntnisse und Geschmack allgemein anerkannt sind, den eddaischen Mythen kritische Untersuchungen und Erläuterungen gewidmet; sie haben die Aechtheit der Asalehre hinlänglich dargethan und die Schwächen der in älterer und neuerer Zeit dagegen angeführten Einwendungen genugsam beleuchtet. Eddaische Mythen, wovon mehrere in der Grundsprache herausgegeben worden, sind demnach wenigstens so bekannt, daß es kaum gewagt seyn dürfe, diejenige Meinung, welche jezt die eddaische Götterlehre für unächt oder untergeschoben erklärt, selbige für eine sinnlose Erfindung dummer Barbaren, und als völlig unbrauchbar für die schönen Künste verschreyen will, unreif und an sich unbedeutend zu nennen. Uebrigens ist es ja die Frage nicht: ob die nordische Mythologie, als Gegenstand der Maler- und Bildhauerkunst, die griechische verdrängen solle? sondern: ob nicht auch jene Götterlehre den Künstlern mit bedeutungsvollen Ideen und sinnreichem Stoff versehen, ob nicht ein schöpferischer Geist, durch Studium der Antiken ausgerüstet, mittelst der eddaischen Mythologie eine neue Kunstbahn einschlagen und eine neue Kunst- und Ideen-Welt eröffnen könne? Die Dichter haben, wie es sich gebührt, den Künstlern bereits vorgearbeitet; sie haben praktisch bewiesen, daß die nordische Mythologie für die Dichtkunst brauchbar ist, und wer, z. B., Oehlenschlägers Nordens Götter mit unbefangenem Kunstsinn gelesen hat, der wird kaum zweifeln, daß diese Mythen auch von dem bildenden Künstler mit Erfolg benuzt werden können. — Es haben sich auch in Deutschland während unserer Zeit, Stimmen von Gewicht für die nordische Mythologie vernehmen lassen. —

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 15.

Nro. 15.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Neuentdeckte Denkmäler von Nubien *)

an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweyten Katarakte.

Gezeichnet und vermessen im Jahr 1819, und als Ergänzung des großen französischen Werks über Aegypten herausgegeben von

Franz Gau,

aus Köln.

Stuttgart, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Hr. Gau ist auf seiner langen und beschwerlichen Reise dem Wege gefolgt, welcher von den Künstlern der französischen Commission von Aegypten eingeschlagen, und durch die Herausgabe der großen Beschreibung von Aegypten vorgezeichnet worden war. Dieß Werk, das für Geschichte und Kunst so mannichfaltige Resultate gewährt und veranlaßt hat, durch eine Untersuchung von Nubien zu vervollständigen, war der Hauptzweck seines Unternehmens. Nachdem er einen großen Theil der Monumente von Ober- und Nieder-Aegypten betrachtet, studiert und gezeichnet, und sich mit dem Charakter der ägyptischen Architektur vollkommen vertraut gemacht hatte, begann er seine eigene Arbeit im Süden vom ersten Wasserfall des Nils. Um aber einen Ueberblick der reichen Entdeckungen, die ihm bevorstanden, zu gewinnen, hielt er es für nothwendig, erst den Nil bis an die zweyte Katarakte hinauf zu reisen, und beyde Ufer auf dieser ganzen Fläche zu untersuchen. Auf der Rückreise machte er dann die Zeichnungen und Vermessungen von Ein und zwanzig höchst merkwürdigen Monumenten.

Die Zeichnungen des Hrn. Gau geben Aufschluß über den Ursprung und die Fortbildung der Architektur in jenen Ländern, wie sie, von Nubien oder Aethiopien ausgegangen, sich bey den Aegyptern vervollkommnet, und in den Monumenten von Theben ihre höchste Stufe erreicht zu haben scheint. Sie stellen die am weitesten gegen Süden gelegenen und wahrscheinlich ältesten Tempel dar, welche ganz in die Felsen gehöhlt sind; näher an Aegypten sind diese Tempel nur zur Hälfte in den Felsen, und diejenigen, welche sich in der Nachbarschaft des ersten Nilfalls befinden, sind ganz auf ebenem Boden erbaut, wie die ägyptischen.

Nebst den Aufrissen, Durchschnitten und Grundrissen, in demselben Maaßstabe, wie die in dem großen französischen Werk über Aegypten enthaltenen, werden bey jedem Monument die für gelehrte Forschungen und künstlerisches Studium nothwendigen Theile gegeben. Außerdem hat Hr. Gau mit größter Sorgfalt eine Menge von Basreliefs gezeichnet und colorirt, die über die Geschichte der ältesten Bewohner von Nubien, von welchen diese Monumente erbaut sind, mannichfaltiges Licht verbreiten. Um nichts außer Acht zu lassen, wurden mehr als hundert griechische Inschriften mit der äußersten Genauigkeit von ihm kopirt; und endlich fügte er auch die interessantesten malerischen Ansichten bey, welche eine Vorstellung von dem Lande, das er durchreist hat, und von der Lage der Monumente in ihrem gegenwärtigen Zustande geben.

Die Zeichnungen des Herrn Gau, Früchte des aufmerksamsten und beharrlichsten Fleißes, ausgeführt mit seltenem Gefühl der Wahrheit und mit ausgezeichnetem Talent, haben sich den ungetheiltesten Beyfall in Italien, Deutschland und Frankreich erworben.

Das Werk wird aus 60 Kupfertafeln bestehen, worunter 10 colorirte, alle von den berühmtesten Künstlern gestochen. Es erscheint in 12 Lieferungen in demselben Groß-Folio-Format, wie die große Beschreibung von Aegypten, jede Lieferung zu 4 bis 6 Blättern mit Vignetten und Erklärungen der Kupfer begleitet.

Die erste Lieferung wird in drey Monaten erscheinen, und das Ganze in zwey Jahren beendigt seyn.

Der Text des Werks, in deutscher und französischer Sprache von einem der vorzüglichsten Alterthumskenner besorgt, wird erst mit der lezten Lieferung erscheinen.

Der Subscriptionspreis für jede Lieferung, die Erklärung der Kupfer und den Text mit einbegriffen, ist 8 fl. 24 kr. auf feinem Papier in Groß-Folioformat, und 16 fl. 48 kr. auf Velinpapier.

*) Bis jezt sind über Nubien erschienen: Vom Cap. Light eine Beschreibung mit einer geographischen Charte; von Burkhardt interessante Notizen über Sitten und Sprache; und das Werk von Belzoni, welches allein Kupferstiche enthält, die jedoch meistens die Basreliefs aus den Gräbern von Theben darstellen, welche Hr. Belzoni auf den Originalen abgeformt hat.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- u. Landwirthschaft ꝛc. herausg. von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Vierter Band 4tes Heft.

Inhalt.

Erster Nachtrag zur geschichtlichen Darstellung der neuen Brenn-Einrichtungen mit und ohne Zutritt der atmosphärischen Luft. Vom Professor Marechaux in München. Dieser Nachtrag enthält die Abbildungen, Beschreibung und Würdigung der Apparate der HH. Pistorius, Dorn, Schirmer, Reuß und Romershausen. — Beschreibung der Romershausenschen Dampfpresse, und deren An-

wendung in Färbereyen, Gerbereyen, Bierbrauereyen ꝛc. Mit Abbildungen. — Beschreibung verschiedener Verbesserungen einer Maschine zum Rauhen und Zurichten des Tuches. Von Jak. Collier. Mit Abbildungen. — Beschreibung des am Firth- und Clyde-Kanal errichteten Postboot aus geschlagenem Eisen. Von Joh. Robinson. Mit Abbildungen. — Vorschlag, emaillirte Weinfasser aus Eisen zu verfertigen. — Beschreibung eines verbesserten Butterfasses. Von Edw. Roberts. Mit Abbildungen. — Beschreibung einer Maschine, um Wasser in die Höhe zu heben, um Maschinen zu bewegen. Von Jos. Pontifex. Mit Abbildungen. — Beschreibung des Verfahrens, wie in England die Eisenbleche verzinnt werden. Von Sam. Parkes. Mit einer Abbildung. — Beschreibung des Verfahrens, um Bley zu verzinnen und zu plattiren. Von Thom. Dobbs. Mit einem Zusatz des Herausgebers. — Etwas über Darmsaiten; nebst einem gemeinnützigen Vorschlage zum Emporbringen der vaterländischen Gewerbe. — Vergleichung der Beleuchtungs-Gase aus Oel und aus Steinkohlen, in Hinsicht auf die Vortheile derselben bey ihrer Anwendung. Von Ricardo Esqr. — Ueber schwefelsauren Indigo als Prüfungsmittel zur Bestimmung der Stärke der Auflösungen des Chlorinkalks. — Ueber Moder am Holze. Von W. M. Dinsdale. — Ueber das Aufziehen der Feigenbäume an Wänden. Von Th. Andr. Knight. — Ueber ein verbessertes Hygrometer. Von J. Livingstone. — Ueber die Stiftung des Vereines zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen, nebst dessen Statut. — Verzeichniß der im März 1821 in England ertheilten Patente. — Literatur. Wuttig's System der Hylognosie ꝛc. Stolze, über Holzsäure und den mit ihr zu erzeugenden Produkten. — Die Kunst des Webers. — Miscellen. Bestandtheile der Rhabarbara. Grüner Lack aus Kaffee. Thenard's oxygenirtes Wasser. Mercurial-Atmosphäre. Coate's hydrostatische Wage. Kettentaue als ante Blitzleiter. Neues Verfahren, Granitblöcke von beliebiger Länge zu brechen. Die französische Cashmire-Ziegenheerde. Die Expedition nach dem Nordpol. Mammoth. Kürbis- Erdäpfelbau. Polytechnischer Anzeiger.

Der Jahrgang von 12 Heften mit 24 bis 30 Kupfern kostet 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. sächsisch.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Allgem. politische Annalen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten herausgegeben von Friedr. Murhard. 1821. 5tes Heft.

Inhalt.

I. Die Staatsumwälzung im Königreiche beyder Sicilien. II. Eröffnung des Parlements zu Neapel. III. Frankreich. Auszug aus dem in der Pairskammer vom Grafen Bastard über Louvel abgestatteten Berichte. IV. Schweiz. V. Einige Hypothesen über das Petarbenunwesen in Paris und was jetzt Pflicht der Liberalen ist. VI. Richtigere Darstellung einer auf dem dermaligen Reichstage in Norwegen etwa zur Sprache kommenden Debatte. VII. Der erreichte festere Rechtszustand in Deutschland und der erwartete für die Nachkommenschaft. VIII. Vorschlag zur Austilgung der geheimen politischen Gesellschaften. IX. Deutschland vormals und jetzt. X. Politische Ansichten der Zeit.

Allgem. deutsche Justiz- Kameral- und Polizei-Fama, herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. 1821 März.

Pränumerations-Anzeige.

Von den drey historischen Schriftstellern der Engländer, Gibbon, Hume und Robertson, deren klassischer Werth zu allgemein bekannt ist, als daß es nöthig wäre, zu ihrer Empfehlung etwas zu sagen, erscheinen neue Ausgaben in meinem Verlag. — Mit

EDWARD GIBBON'S
HISTORY
OF THE DECLINE AND FALL
OF THE
ROMAN EMPIRE

in 12 Volumes wird der Anfang gemacht, und ist dieses Werk nicht nur unter der Presse, sondern die 2 ersten Bände sind bereits fertig und an alle Buchhandlungen versendet, damit jeder Liebhaber, ehe er pränumerirt, sich zuvor überzeugen kann, was er in Hinsicht des Drucks und Papiers zu erwarten habe.

Es erscheint auf schönem Schreibpapier mit neuen Lettern sauber und korrekt gedruckt, und ist die Einrichtung getroffen, daß alle zwey Monate zwey Bände die Presse verlassen sollen, so, daß das ganze Werk binnen einem Jahr beendiget seyn kann.

Um die Anschaffung zu erleichtern, biete ich es auf Pränumeration an, nämlich: für alle 12 Bände Zwölf Thaler Sächs. oder 22 fl. — rheinisch, und Sammlern bey fünf Exemplaren das sechste gratis. — Der nachherige Ladenpreis wird Achtzehn Thaler seyn.

Sobald Gibbon beendiget, wird Hume und Robertson in ganz ähnlichen Ausgaben und unter gleichen Bedingungen folgen.

Den 1sten März 1821.

Gerhard Fleischer,
Buchhändler in Leipzig.

An alle Freunde der englischen Sprache.

Samuel Johnson's Englische Sprachlehre. Englisch und Teutsch. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Friedrich Otto. gr. 8. München, bey Fleischmann. 1821. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Die von den besten Grammatikern stets als Quelle benutzte englische Sprachlehre des durch seine großen Verdienste im In- und Auslande hochgeachteten Johnson war bisher noch nicht übersetzt, und nur im Originale, mit dem seltenen und theueren englischen Wörterbuche des Verfassers verbunden, zu haben. Herr Dr. Otto hat sich durch die mit einer deutschen Uebersetzung begleitete Herausgabe dieser klassischen Sprachlehre um das Studium der englischen Sprache unter den Teutschen höchst verdient gemacht. Sie ist unentbehrlich für Alle, welche in den Geist der englischen Sprache eindringen wollen, und bewundernswürdige Fortschritte werden den Unterricht begleiten, dem sie zu Grunde gelegt wird.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Anzeige.

Sehr billige und gut gearbeitete Taschenuhren und zwar:

In Erizot einem ganz dem Golde ähnlichen Metalle:

(Die Preise sind im 24 fl. Fuß).

Eingehäusige französische ordinaire zu 32 fl. das Dutzend.

		Das Stück.
dito	dito feinere	3 fl. 10 kr.
dito	verzierte matt gearbeitet	5 — — —
dito	muschelartig (à coquille)	5 — 15 kr.
dito	mit Springdeckel (à Savonette)	5 — 30 kr.
dito	matte mit vergoldetem Zifferbl.	7 — — —
dito	muschelartigmit verziertem dito	7 — 30 kr.
dito	fein vergoldete Damenuhren mit vergoldetem Zifferblatt	8 — — —
dito	fein vergoldete Damenuhren gestreift	9 — — —
dito	Repetier	17 — — —
dito	dito feinere	18 — — —
Zweygehäusige englische		4 — 30 kr.
dito	dito mit Staubdeckel (callotte)	5 — 20 kr.
dito	dito mit vergoldetem Zifferblatt	6 — 30 kr.

In Silber.

Eingehäusige		5 — — —
dito	feine	7 — — —
dito	ganz schwer mit Stern oder gestreift	8 — 40 kr.
dito	dito dito dito dito und Datum	9 — — —
dito	Repetier	18 — — —
dito	feinere	20 — — —
dito	dito polirt und vergoldet unterm Zifferblatt	22 — — —
Zweygehäusige mit Firniß-Kapsel		6 — 30 kr.
dito	mit silbernem dito	8 — 40 kr.
Dreygehäusige mit 2 dito, ein Firniß Kapsel		9 — — —

In feinem 18karatigem Golde.

glatte Damen-Uhren mit Springdeckel (à Savonette)		18 — — —
fesonirte	dito mit dito	20 — — —
matte mit versilbertem Zifferblatt		22 — — —
dito	farbigen Steinen	23 — — —
dito	goldenem Zifferblatt	25 — — —
dito	ächten Turquoise oder schwere Sorte mit weißem Zifferblatt, oder mit Springdeckel	27 — — —
mit zwey Reihen Perlen besezt		30 — — —
mit Springdeckel und Perlen besezt		33 — — —
"	Emaille und mit dito dito	35 — — —
"	ächten Turquoise ganz schwer in getriebener Arbeit	36 — — —
Repetier-Uhren für Herren		42 — — —
dito	dito mit vergoldetem Zifferblatt	46 — — —
ganz schwere bis zu		110 — — —

Im Dutzend aber für Handelsleute besonders, noch billiger, sind in der Haupt-Erizot-Uhren-Niederlage bey Unterzeichnetem gegen Einsendung des baaren Betrags, oder 2 Monat Papier auf Frankfurt a. M. zu haben.

Briefe und Gelder werden portofrey erbeten.

Siegmund Geisenheimer.

Schnurgasse Littera H. No. 53. in Frankfurt a. M.

Taschen-Bibliothek
der
ausländischen Klassiker.
in neuen Verdeutschungen.
Zwickau, bey den Gebr. Schumann.

Diese, bey uns erscheinende Sammlung der vorzüglichsten Dichter und Prosaisten des Auslands in deutschem Gewande, ist eben so gedruckt und eingerichtet, wie unsere übrigen, vom Publikum so wohl aufgenommenen Taschenausgaben. Sie erscheint in Bändchen, jedes im Durchschnitte von 200 Sedezseiten, ist auf das sauberste und korrekteste, auf ächtes Schweizerpapier gedruckt, mit Titelkupfern versehen, und so elegant, daß man sie nur sehen darf, um sie lieb zu gewinnen. Dabey ist der Preis, der für's brochirte Bändchen 9, für's rohe nur 8 Gr. beträgt, so billig, daß der Ankauf dieser Sammlung auch für wenig Bemittelte leicht möglich ist, zumal, da man jedes Werk einzeln erhalten kann. Die Verdeutschungen werden den bereits vorhandenen aber auch am innern Gehalte nicht nachstehen, vielmehr hat man sich bestrebt, solche zu übertreffen. Im Laufe des Jahres sollen 8—12, auch mehr, Bändchen geliefert werden, je nachdem der Beyfall der Käufer es erheischt. Man kann solche durch alle Buchhandlungen beziehen. Ihrer gefälligen Form wegen eignen sich diese, — die vorzüglichsten Geisteserzeugnisse der berühmtesten Ausländer enthaltenden — Ausgaben zunächst für Reisende und Spaziergänger, junge Studierende und für Gebildete jeden Alters und Standes, auch recht besonders zu Geschenken der Freundschaft und Liebe.

Fertig, und an die Buchhandlungen versendet, sind bereits 8 Bändchen, welche enthalten:

B. 1.—2. Voltaire's Candide. Uebersezt von F. F. Sigismund. 2 Bände.

B. 3. Molieres Tartüff. Lustspiel, übers. von Dr. Langenbeck.

B. 4.—6. Voltaire's Karl XII.; übers. von M. Stein. 3 Bände.

B. 7. Lord Byron's Poesien, übers. von Julius Körner. 1s Bdch.

B. 8. W. Shakspeare's Timon; übersezt von M. Regis.

Von Voltaires Candide sowohl, als von seinem Karl XII. fehlten uns neue, treue Uebersetzungen. Die neuste des Candide, von Mylius (1795) ist mehr bloße Nachahmung, und Posselts Geschichte Karls XII. (1791) soll auch nur Nachbildung des voltairischen seyn. — Eine Verdeutschung des berühmten Tartüffe, im Versmaße des Originals gieng uns auch noch ab; so wie Shakespears Timon hier ebenfalls zuerst, treu dem Originale nachgebildet, erscheint. — Die Poesien Byrons sind vielleicht an keinem Orte noch so glücklich, und so im Geiste des großen Dichters, in eine andere Sprache übertragen worden, als es dem deutschen Uebersetzer hier gelungen ist. — Die Originale der übersezten Autoren sind, eben so gedruckt und zu denselben Preisen, in unserem Verlage erschienen.

Einladung zur Unterzeichnung
auf ein

mit allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs von Preußen erscheinendes jeder Regierung, jeder Stadt,

jeder Gemeinde, allen Militair- und Civil-Staatsbeamten, so wie jedem gebildeten Privatmanne sich eignendes, durch innern Werth und Ausführung sich auszeichnendes Werk.

Abriß
des
Kriegs-Schauplatzes in Deutschland und Frankreich
in den Jahren 1813, 1814, 1815,
dargestellt
auf zwey großen Kupfertafeln
ede von 30 Rhein. Zoll Breite und 24 Zoll Höhe.
nebst 2 Bänden Text in gr. 4to.

Ueber dieses Unternehmen, so wie über die Bedingungen besagt ein ausführlicher Prospectus, welcher in allen Buchhandlungen gratis zu bekommen, wenigstens für den ersten Augenblick zur Ansicht zu haben ist, das Weitere.

Berlin im April 1821.

Maurersche Buchhandlung
Poststraße No. 29.
Nauck'sche Buchhandlung
Pentagon No. 1.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Gelehrten verfaßt
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.
gr. 4. mit Kupfern und Landcharten.
Leipzig bey Johann Friedrich Gleditsch.

Hiervon ist der 6te Theil erschienen, und mit solchem zugleich an alle Buchhandlungen eine neue

Ankündigung mit ausführlichen Erläuterungen

versendet worden, welche:

a) über den Plan, die Anlage und seitherige Ausführung;
b) über die Herren Mitarbeiter, (deren Namensverzeichniß) und Herausgeber;
c) über den Preis und die Anschaffung der allgemeinen Encyclopädie

die Urtheile des Publikums und die öffentlichen Stimmen möglichst berichtigen.

Die ersten 6 Theile den Buchstaben A enthaltend, 372½ Bogen und 65 Kupfertafeln in gr. 4., sind noch für den Subscr. Preis zu erlangen mit der Bedingung, daß zugleich für den 7ten und 8ten oder die 4te Lieferung, oder für den

1n—8n Theil auf fein weiß Druckp. 30 Thlr. 16 Gr. sächs.
1n—8n Theil auf Velinp. 40 Thlr. — —

beym Empfang entrichtet wird.

In Orten und Gegenden, wo keine Buchhandlungen sich dafür interessiren können, erhalten Subs. Sammler auf Vier bestellte Exemplare ein Fünftes gratis.

Literarische Anzeige.

Der Druck des von mir angezeigten

Encyklopädischen Wörterbuchs der Künste, Wissenschaften und Gewerbe, in 4 Bänden Lexiconformat,

hat nun begonnen, und wird damit rasch fortgefahren. Gleich nach der Ostermesse sind in allen Buchhandlungen die ersten Bogen zur Einsicht zu haben, damit sich das Publikum von dem fortschreitenden Gehalt desselben überzeugen kann, und durch falsche Gerüchte nicht irre geleitet wird, als erscheine dasselbe nicht.

Der Subscriptionspreis ist für Druckpapier 10 Thlr. und für Schreibpapier 15 Thlr.

Altenburg, den 15. April 1821.

Christian Hahn.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, ist zu haben:

Karl Wilhelm Ramler's
Kurzgefaßte Mythologie
oder
Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. In zwey Theilen nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält. Mit 14 Kupfertafeln enthaltend 59 figürliche Darstellungen. Fünfte verbess. Aufl. 8. Ladenpreis 1 Thlr. 4 Gr.

Es ist eine erfreuliche Erfahrung, daß das Gute und Nützliche gesucht wird und überall Eingang findet. Diese Mythologie erlebt in kurzer Zeit das Glück, abermals neu aufgelegt zu seyn. Ihr innerer Werth ist vollkommen erwiesen. Die Verlagshandlung hat schon lange den Gedanken genährt, diese Mythologie auch durch äußere Vorzüge hervorstechend vor so vielen andern zu machen, und endlich den Herrn Prof. Gubitz dahin vermocht, dieses durch Holzschnitte in seiner so anerkannt vortrefflichen Ausführung nach den besten vorhandenen Gemmen u. s. w. zu bewirken. Dieses ganz für sich bestehende Unternehmen soll keinen Einfluß auf den, für Schulen bestehenden wohlfeilen Preis des Buches selbst haben, niemand gezwungen seyn, diese Verzierungen eines so verdienstvollen Werkes zu kaufen. Es wird einzig hierbey auf den Geschmack der unzähligen Besitzer dieses Werkes gerechnet, welche sich diese aparten Holzschnitte eines sich in dieser Kunst so auszeichnenden Mannes, wie Herr Prof. Gubitz ist, gerne verschaffen werden. Noch im Laufe dieses Jahres wird diese Arbeit vollendet ausgegeben, und die Darstellungen werden nach der Angabe des Textes und nach den besten vorhandenen Mustern ausgeführt. Der Preis wird möglichst billig gestellt werden, dieß versichern wir im voraus.

Es giebt keine Kunst, keine Wissenschaft, wo die Mythologie nicht eingreift. Ja schon zur Verständigung der mehrsten Titel unserer Zeitschriften ist durchaus erforderlich, daß man mit selbiger bekannt sey. Und das hat Ramler's Mythologie vor allen voraus, daß, ohne das Zartgefühl zu verletzen, das Buch Jedermann in die Hände gegeben werden darf. Es gewährt neben dem Unterricht eine angenehme Unterhaltung und liest sich gleich einem Romane.

Die Neue Auflage ist an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt; und wo bereits vergeblich darnach gefragt worden ist, kann jeder jezt befriedigt werden.

Nro. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Mai 1821.

Ich soll das Glück in meiner Heymath finden,
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tausend Freudespuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland — — — — — —
Ach wohl hab' ich es stets geliebt! ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

Wilhelm Tell von Schiller.

Die Geächteten.

(Fortsetzung.)

Erle, dessen tiefes Gefühl den Gedanken, sein Vaterland, daß er unter so schrecklichen Umständen verließ, wieder zu sehen, bisher nie gestattet hatte, ward von Walters Nähe so beglückt, daß er ihn nun bat, die dringendsten Feldgeschäfte bey ihm abzuwarten, um dann ihm nach — — zu begleiten; nachher wollte Walter den Winter in Eichthal verleben, und im Frühjahr nach Amerika zurück segeln. So waren seine Entschlüsse, allein wie der Keim der Pflanze gar nicht ähnlich ist, die aus ihm sich entwickelt und doch ihre Gestaltung hervorbringt und bestimmt, so entfaltete die Zeit ganz etwas Anderes, als Walter beschlossen hatte, ohne seine Gedanken zu verändern. Rudys Liebe zu Benona war der erste Schoß des entwickelten Keims. Erle sagte gieb mir die Tochter, dir bleibt ja ein Sohn, der dir eine andere bringt. — Das ist in der Ordnung, antwortete Walter. Ich mögte wissen, wie es anders hätte kommen können zwischen unsern Kindern; aber überlaß es den jungen Leuten, ihre Vereinigung zu erbitten. — So hatten nun die Väter ein Geheimniß und saßen oft und besprachen die Zukunft der Kinder, und gingen in ihre Vergangenheit zurück. Erles Gattinn war immer sehr weich bey dem lezten, und sagte oft: „Rudolph, ich denke immer, dich zieht es endlich wieder hin: alt zu werden, wo deine Jugend so schön war." — Die Besuche der Auswanderer und ihre Erzählungen erweckten manches entschlummerte Bild des Lokalzaubers jenes Berglandes, den keine Vernunft erklären kann, weil er mit ihr nichts zu thun hat. Da saßen einst die beyden Freunde auf der Platte des Eichelbergs, wo Walter seinen Rudolph wiedergefunden hatte, und übersahen die weite, jezt durch den hohen trocknen Sommer schon dürr erscheinende Gegend. Ein Theil der Ernte war unter Dach, die Obstbäume prangten mit Früchten, aber gaben durch ihr bräunliches dürres Laub der Landschaft eine leblose Tinte. — Dagegen unsre jugendgrüne Thäler! rief Walter, und erinnerte seinen Freund an das Lauterbrunnenthal und das paradiesische Hirtenland des Emmenthals, und beschrieb die lebendigen Ströme und die riesengroßen Nußbäume, die sich über sie wölben, und den Duft der ewig grünen Matten und den Silberschaum der rauschenden Wasserfälle. — „Und das Läuten der Kühe, wenn sie Abends zur Sennhütte ziehen, und aus den Felsenwindungen die Glöcklein bald leise, bald lauter erschallen" sagte jezt Erle, fast weichmüthig. — Und die Bauern die im vorübergehen das: Guten Abend! rufen, das kein Ton auf Erden ausdrückt, wie diese Menschen ihn sprechen! mahlte Walter das Bild aus. — Stille folgte; Beyde blickten nach Abend, wo die Sonne hinter leichten Dünsten strahlenlos wie ein goldner Schild hinter die Hügel hinabsank. Jezt verschwand sie. — Guten Abend, sagte Walter, die Sprache seiner Landsleute nachahmend und reichte dabey, in der Absicht die Rührung hinweg zu scherzen, seinem Freunde die Hand. Aber dieser alte Zauber wirkte das Gegentheil, Erle legte stürmisch

beyde Arme um Walters Hals, und die beyden ſtarken Männer ſchluchzten einen Augenblick wie die Kinder.

Von da an bildete ſich eine Sehnſucht in der Freunde Bruſt, die Frau Erle wohl verſtand, und wehmüthig wachſen ſah, und wie ſie das Widerſtreben der Männer gegen das, was ſie Schwäche nannten, wahrnahm, großmüthig ſie beym Namen nannte. „Warum, ſagte ſie einſt, wie alle junge Leute entfernt waren, zu den beyden Freunden, warum geht ihr nicht offen mit euch ſelbſt um? Ihr habt das Heimweh. Männer, wie ihr, kränkeln nicht darum, wie junge Rekruten, aber es quält euch. Rudolph, du wollteſt Rudy ein Eigenthum kaufen, weil Decius Eichthal ſoll anbauen — kauf's in deinem alten Vaterland, und Sie; Walter, ſtehen Sie zu ihm im Kaufe und leben dort und hier bey Venona, wenn ſie Decius Weib iſt.“ — Wahrlich! die Sehnſucht hatte ſich zum Bilde geſtaltet! — Anfangs ſchämten ſich die Männer, Erle wollte von keinem Heimweh etwas ſpüren, Walter ſprach von der Atlanta, als ſey eine Brücke darüber, die er an jedem ſchönen Sommerabend überſchreiten könnte. Ich komme wieder, ſagte er, was iſt uns Amerikanern eine Seereiſe? ich komme wieder und ſterbe bey euch. — „Das iſt ein trüber Gedanke, ſagte Frau Marie, die leichte Seefahrt ſoll uns für Ihre Söhne tröſten, dieſe müſſen uns wieder beſuchen; aber Sie, lieber Walter, verlaſſen meinen Rudolph nicht mehr.“

Was aus weiblicher Gutmüthigkeit erſonnen war, ward von männlicher Herzlichkeit ergriffen, und mit männlicher Vernunft beſchloſſen. Es iſt wahr, der Amerikaner ſieht eine Seereiſe als ein ſehr ungefährliches Unternehmen an, und das Weltmeer, oder hundert Meilen Landes, als geringe Hinderniſſe. Indeß Walter und Erle berathſchlagten und überlegten, was das Herz ihnen eingab und die Vernunft geſtattete, ging die Welt ihren Gang und belehrte ſie immer mehr, wie das Auswandern nach einem feſten Plane geleitet werden müſſte, und bald würde; und einige böſe Geſichter von Engköpfen geſchnitten, und einige Machtſtreiche von Querköpfen angerathen, das Ganze wenig aufhalten würde. Sie dachten ſich, wie Walter durch ſeine lange, gründliche Kenntniß der neuen Welt, die zur Auswanderung Entſchloſſenen vor Täuſchung bewahren könnte, wie Otto ſein älteſter Sohn, bey ihrer Ankunft in Waltershill ihre Anſiedlung könnte erleichtern, wie im ſchönen edeln Sinn der Alten, Mutterland und Colonie Hand in Hand in die Geſchichte eingehen würden. Ehe man ſichs verſah, war der Entſchluß reif, im alten Vaterland ein Beſitzthum zu kaufen; Nikolas Liebe zu Cunegunde brachte allein neue Zweifel hervor, denn konnte der Jüngling ſeinem Herzen nicht gebieten, oder wollte Hofmüller ſeine Tochter nicht übers Meer ziehen laſſen, was beſchloß man alsdann? — Erle hätte wohl ſeinen Rudy gegen Nikola ausgetauſcht, denn ihm zog der Gedanke an, ſeinen Sohn zum freyen Bürger der neuen Welt werden zu ſehen, aber ſeine Gattinn ſagte mit weinenden Augen: „O beſchließt nichts! laßt doch Gott etwas zu thun übrig. Seht! wie er euch bis daher ſo ganz ohne eure Weisheit geführt hat.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Oeffentliche Verſöhnungs-Feyerlichkeit bey den Montenegrinern.

(Aus der Voyage historique et politique au Montenegro. Par Mr. le Colonel Vialla de Sommieres.)

Erbfeindſchaften, Blutrache, finden wir bey allen kräftigen, freyen Völkern der Vorzeit, und finden ſie noch bey ſolchen, die in Vergleich unſerer Kultur rohe Völkerſchaften heißen. Bey vielen ſtirbt die Feindſchaft erſt mit dem Stamm des einen oder andern Feindes; oft wird ſie durch Geldbußen geſühnt, hie und da durch das Anſehen eines Oberhauptes geſchlichtet; bey den Montenegrinern fand Herr Vialla eine Feyerlichkeit gebräuchlich, die nach beſtimmtem Herkommen der Blutrache ein Ende machte.

Wenn unter den Montenegrinern zwey Familien beſchloſſen haben, ihrer Feindſchaft ein Ziel zu ſetzen, ſo bitten ſie um die Zuſammenberufung eines Kmeti (außerordentlicher Gerichtshof), der aus vier und zwanzig angeſehenen Greiſen, zwölf von jeder der feindſeligen Familien gewählt, beſteht. Der Pfarrer des Dorfs des zuletzt Beleidigten oder Getödteten, oder eine andere achtbare Perſon, ſteht dem außerordentlichen Gerichtshof vor, und giebt im Fall gleicher Theilung, durch ſeine Stimme den Ausſchlag; dieſer Fall tritt aber ſelten ein, weil vor der Zuſammenkunft die Sache ſchon erörtert und die Uebereinkunft beynahe abgeredet iſt.

Am Tage der Zuſammenkunft wird eine feyerliche Meſſe gehört, die Fahnen flattern um die Kirche her und an deren Zugängen; merkwürdig aber iſt es, daß bey dieſer Gelegenheit, bis zum Schluß der Verſammlung kein Schuß gehört wird. Alle Mitglieder des Kmeti nehmen bis nach der Verſammlung keine Nahrung zu ſich, und alle Anweſende, Männer und Weiber, laſſen es ſich angelegen ſeyn, in ihrem ſchönſten Putz zu erſcheinen.

Eine Stunde vor der Meſſe verſammelt ſich der Kmeti um „das vergoſſene Blut zu berechnen.“ Eine Wunde, die ſie „ein Blut“ nennen, wird zu zehn Zechinen angeſchlagen. Der Tod eines Menſchen, welcher „ein Kopf“ heißt, gilt zehn Wunden, alſo hundert Zechinen; der Kopf eines Prieſters oder Gemeinoberhauptes wird ſiebenfach bezahlt. Dieſe Schätzung beſteht ſeit undenklichen Zeiten, doch geht man heut zu Tage unter gegebenen Umſtänden von ihr ab; zuweilen wird der Preis vermöge eines Vermittlers durch Uebereinkunft beyder Theile feſtgeſetzt. Der Kmeti hat das Recht, von der verabredeten Summe vierzig Zechinen für den Lohn ſeiner Mitglieder abzuziehen; allein dieſes geſchieht ſtets zum Beſten des Strafbaren, dem man ſie

Digitized by Google

gleich nach der abgeschlossenen Versöhnung zustellt. Nach bestimmter Schätzung theilt der Kmeti seine Verhandlungen den Partheyen mit, die den Tag der Ceremonie selbst bestimmen. Sogleich werden Freunde und Verwandte davon in Kenntniß gesezt, damit sie allseitig aufs glänzendste erscheinen können. Man unterrichtet die Anhänger beyder Theile sorgfältig vom Stande der Dinge, damit durch den fehlgeschlagenen Versuch einer Versöhnung keine schmerzliche Demüthigung herbeygeführt werde. Darauf wird Zeit und Ort bestimmt, wo der Ausspruch die öffentliche Anerkennung erhalten soll. Zuvörderst muß aber die Einwilligung des Wladika (Bischofs) und des Gouverneurs erhalten werden, die sie nie verweigern; sie benachrichtigen die ganze Provinz davon und sind mit zahlreicher Begleitung selbst gegenwärtig.

Am bestimmten Tage sendet der Gerichtsschreiber am frühen Morgen zwölf Säuglinge auf den Armen ihrer Ammen an das Haus des Beleidigten. Einem jeden wird ein kleines leinwandenes Tuch in die Hand gegeben, sie klopfen an die Thür, und nun nimmt man an, daß sich der Beleidigte durch ihre Unschuld habe rühren lassen, denn nachdem er eine Weile ihr Geschrey und ihre Bitten angehört, öffnet er die Thür und nimmt die zwölf Schnupftücher an.

An demselben Tage findet darauf eine feyerliche Messe statt; Fasten, Aufstellung der Fahnen, Glockengeläute. Nach Beendigung der Messe versammeln sich die vier und zwanzig Schiedsrichter an dem anberaumten Ort; gewöhnlich wählt man diesen in einem Klosterbezirk oder neben der Kirche, im Dorf wo der Beleidigte wohnt; dieser langt in Begleitung seiner Verwandten und der Greise des Orts, unter Vortritt des Popen an. Am äußersten Ende des angewiesenen Raums bildet sich ein von der Menge getrennter, gleichsam eine Schranke bildender Halbkreis, innerhalb dessen die Mitglieder des Kmeti ihren Platz nehmen.

Der Beleidiger erscheint gleich darauf, von seinen Verwandten begleitet, am Eingang des Platzes auf den Knien, die Waffe, mit der er den lezten Mord beging, um den Hals hängend, und also auf seinen Knien, sich mit den Händen forthelfend, schleppt er sich bis zum Kmeti. Der Pope löst jezt das Mordwerkzeug ab, läßt es zwischen seine Füße auf den Boden fallen, und wirft es dann, so weit möglich, von sich. Die Anwesenden raffen es auf und brechen es sogleich in Stücke. In demselben Augenblick erklärt der Reuige, daß er seinen Ausspruch nach Herkommen zu empfangen willig ist. Er fragt seinen Gegner: ob er geneigt sey, aller Feindschaft und Rache zu entsagen. Der Beleidigte zeigt große Unruhe, weint, sinnt nach, blickt gen Himmel, seufzt, zögert, seine Seele scheint von den widerstrebendsten Empfindungen zerrissen. Die Freunde, die Verwandten beyder Theile, reden ihm zu, ermahnen zur Versöhnung; man spricht, man erhizt sich, man fürchtet die Verwirrung, welche eine Weigerung, die noch in des Beleidigten Macht steht, hervor bringen würde; die Ansehnlichsten aus der Versammlung drängen sich um ihn. Bey einer Feyerlichkeit dieser Art, von der ich Zeuge war, sagt Hr. Vialla, ließ sich eine Stimme — es war die des Aeltesten unter den Greisen — mit kräftigem Unwillen hören. „Was zögerst du, Herz von Eis?" rief er.— „Meine Seele ist noch nicht bereit (pas prete, nicht fertig, heißt der Text) antwortete stolz der Beleidigte. — Alle Anwesende traten zurück; man überließ ihm eine Weile seinem Nachdenken, indeß der Beleidiger noch zu seinen Füßen kniete, mit gebücktem Haupt seinen Blick vermeidend. Während dieser Stille näherte sich ein Priester dem Zürnenden, sagte ihm leise einige Worte, und streckte dann schweigend die Hand deutend zum Himmel auf. Das mußte den Zürnenden gerührt haben, er half seinen Gegner mit der einen Hand vom Boden auf, hob die andere zum Himmel und rief: „Gott sey Zeuge, daß ich ihm vergebe!" Nun streckten beyde Feinde die Arme gegen einander, umschlossen sich fest und lange beym Jauchzen der Anwesenden, die sich von Theilnahme hingerissen ebenfalls unter einander umarmten. Während dieses frohen Rausches gaben der Pope und der Vorsitzer des Kmeti den beyden Versöhnten den Bruderkuß. Der Vergebende versicherte nochmals vor der ganzen Versammlung mit dem Ausdruck der herzlichsten Aufrichtigkeit, daß er aller Feindschaft, aller Rache entsage, und gleich darauf begaben sich die Schiedsrichter, die Verwandten beyder Partheyen, die versöhnten Feinde an ihrer Spitze, in das Dorf des Beleidigers, der ein reichliches Mal bereitet hatte. — Bey diesen Gelegenheiten sieht man zuweilen ganze Hämmel, Schweine, ja ganze Ochsen unter freyem Himmel braten. Alle Freunde, Bekannte alle Anwesende, ja alle Vorübergehende haben das Recht, an diesem Fest Theil zu nehmen; es findet auf einem freyen Platze statt, wo Raum zu Tänzen und jeder Freudenfeyer gelassen ist. Während der Mahlzeit wird der Sühnepreis herbey gebracht; Gold, Silber und Kostbarkeiten befinden sich in einer zum Kirchengeräth gehörigen Schüssel, größere Stücke bringt man in der Hand. Zuweilen weist der Beleidigte aus Großmuth alles zurück.

Der Urtheilsspruch wird, auf dasselbe Blatt zweymal geschrieben, dem Pfarrer überreicht, der jeder Partey eine Abschrift davon übergibt, die sie als ein Ehrendenkmal bewahrt; die zwey Hälften des Blattes sind durch eine Schnur verbunden, die, durch eine sehr dünne türkische Geldmünze gezogen, beyde Papierränder vereinigt. Der Pope schneidet diese durch, also daß eine Hälfte derselben an jedem Blatte hängen bleibt, deren Vereinigung mit der andern Hälfte, die Identität beweist. Man hat kein Beyspiel, daß solche Verträge verlezt worden wären; dieselben Familien können sich von Neuem entzweyen, aber des Vergangenen wird nicht mehr gedacht. Den Beschluß des Festes machte ein donnerndes Gewehrfeuer, das die heimkehrenden Gäste in allen Richtungen ihrer Wege Stunden weit hören lassen.

Seethiere in der nördlichen Polargegend.

Kapitain Scoresby, der in seiner „Beschreibung der Polar-Gegenden" so manche naturhistorische Beobachtung mitgetheilt hat, macht besonders von den Seethieren jener öden Regionen eine Darstellung, welche die Phantasie ergreift. Er spricht von der Aehnlichkeit einiger Amphibien, des Wallrosses und Seekalbs, mit der menschlichen Gestalt als wirklich stattfindend. Diese Thiere heben ihre runden Köpfe über die Wasserfläche empor, und betrachten mit ihren wasserhellen, glanzlosen Augen, die vorüberrudernden oder segelnden Fahrzeuge, so daß der menschenentwöhnte Schiffer wohl leicht versucht seyn kann, das garstige Gebilde auf der öden, nur von Eisschollen umgränzten, Wasserfläche für Zauberthiere, Sirenen und Meermänner zu halten. Scoresby und sein Schiffswundarzt sahen einige solcher Köpfe sich über die Wellen recken und gestanden selbst ein, daß sie Menschengestalten ähnlich gewesen. — Ueber die Unempfindlichkeit gegen Schmerz, welche dieser Gattung von Geschöpfen als trauriger Ersatz ihres farblosen Lebens in Kälte und Dunkel, gegeben ist, erzählt Scoresby das Beyspiel von einem Seehund, der an einem todten Wallfisch fressend, angetroffen ward. Man stieß ihm ein langes Messer in den Leib; mit diesem entwischte er, kehrte zu seinem Fraß zurück und prasste weiter. Ein schwarzgalliger Dichter könnte dieses kaltblütige, hartnäckige Thier, das mit der Todeswunde verletzt, noch seinen blutigen Genuß fortsetzt, zu einem tragischen Vergleich brauchen. Rechnen wir dazu, daß des Seehunds sehr kleines Herz nur sieben oder achtmal in einer Minute klopft, aber der Brust entrissen noch einige Stunden also zu klopfen fortwährt; auch der Körper, in Stücken zerlegt, hört lange Zeit nicht auf, sich in den getrennten Theilen zu bewegen; und nicht ohne Gefahr darf man wagen in den Rachen des abgeschnittnen Kopfes die Hand zu stecken, weil er noch beißend zusammenschnappt. — Ein furchtbar sinnvolles Bild! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, den 19. April.

Im März äußerte ich — s. d. Mgbl. Nro. 88. — sehr gute Vorsätze in Betreff von Franz Grillparzers drey Verbindungs-Stücken oder sogenannter Trilogie, das goldene Vließ, ich wollte keine brühwarme Kritik schreiben, wollte mich erst recht satt daran sehen, und dann recht gründlich berichten und begutachten. Aber l'homme propose, Dieu dispose. Satt hab' ich mich zwar so ziemlich gesehen, aber zum Gründlich-seyn doch lange nicht genug. Es geht diesmal mit den ersten Aufführungen nicht so geschwind. Die Argonauten sind als ertrunken zu betrachten, und ich bekenne, daß mir dies ganz recht ist, denn sie würden widrigenfalls dem deutschen Kunst-Kolchis, der Oper, ein goldenes Bockfell rauben. Der Drache, der hier auf die Bühne kommt, wie in der Zauberflöte, der Zauberapparat, den Medea in einer Truhe mit sich herumschleppt, und der lichtschimmernde Zauberthurm (der Gerda aus Fouque's Zauberringe ungefähr), aus welchem Jason die jungfräuliche Hexe aber (nach Schillers Macbeths-Bearbeitung) Schicksalsschwester herbey holt — kurz, das Ganze muß über lang oder kurz irgend einen Theaterdichter zu einem Operntexte begeistern. Medea wurde erst am 2. April zum zweyten Male gegeben, und zwar — (was hab' ich in Nro. 88. prophetisch vom Zusammenschmelzen geschrieben?) abgekürzt, und vom dritten Akte an tüchtig zusammengezogen, nicht unähnlich einem prächtigen Garderobestück, welches, weil es dem derzeitigen Schauspieler nicht passen wollen, vom Theaterschneider eiligster Weise eingenähet wird. Da die Vorstellung Benefiz für den beliebten inländischen Dichter war, so füllte sich das Haus so ziemlich, aber der rechte Effekt wollte nicht kommen, es war selbst im Beyfall etwas Absichtliches, wie wenn eine Partey sich kein dementi geben will. Die dritte Vorstellung der Medea war schon sehr wenig besucht, und ich fürchte, meine aus Voltaire abgeschriebene Prophezeyung wird schneller eintreffen, als ich selbst geglaubt.

Seitdem ist nun von der ganzen Trilogie noch nichts wieder gegeben worden, und man wird wohl mit dem Geschmacke des Publikums sehr ökonomisch spekuliren müssen. Wenn man, auf einige Zeit wenigstens, die Mißernte verbergen will, darf man natürlich sich nicht darauf einlassen, leeres Stroh zu dreschen. Ich kann also zu meiner gründlichen Kritik jezt nicht gelangen, wenn ich nicht die merita causae, die mir noch nicht recht klar eingeleuchtet haben, aus dem gründlichen Sammler abschreiben will, der vermuthlich so glücklich gewesen ist, sie geliefert zu erhalten; denn er ist in der Erzählung des Inhalts sehr freygebig, obwol nicht allzu patriotisch. Ich muß mich also beschränken auf — wenig.

Die Zusammenziehung der Medea, welche der Dichter einer andern, bekannten Bearbeiterhand überlassen haben soll, ist ohne allen günstigen Erfolg geblieben. Den fünften Akt, der wirklich nicht viel mehr als die Vorbereitung und resp. Ermahnung zur Buße enthält, streicht gewissermaßen das Publikum — ein großer Theil geht vor dem Anfang desselben fort, ungefähr wie in Berlin nach dem Krönungszuge in der Jungfrau von Orleans, dessen sich denn der Dichter getrösten mag. Die ersten Akte gefallen allerdings durch angenehme Schilderungen; aber bald macht der Mangel an wahrem tragischem Interesse sich fühlbar. Wenn Medea — Mad. Schröder — von Kreusa das Spiel der Leyer lernen will und ihr das Instrument dann mit den (sapphischen!) Worten zurückgibt: „Es geht nicht" u. s. f. so lacht, wer Muth hat, und wenn sie später im Rücken Jasons ihre Zauberkünste zu machen eilt und dieser sie abweist, so vermehrt sich die Zahl der Muthigen. Kurz, das Streben nach dem verwünschten Theatereffekt, welches auch hier überall durchleuchtet, verdiente eine eigne, durchgeführte Beleuchtung. Nie ist wohl ein junger Dichter auf dem falschen Wege, den er am Arme des Publikum fortzuschleudern glaubte, ärger aus dem Traume geweckt worden. Das beweist etwas Gutes: es beweist, daß der talentvolle Dichter blos dem dunkeln Gefühl gefolgt ist, aber nicht einer guten Effektberechnung, womit z. B. Kotzebue, unbekümmert um die wahre Dichtkunst, Requisitionen auf das Herz und die Sinnlichkeit auszuschreiben pflegte, denn diese Berechnung trog Kotzebue nie für den Moment der Neuheit auf dem Theater. Hier stünde denn vielleicht der junge Herkules am Scheidewege! Medea, denk' ich mir, sollte die Ansprüche derer befriedigen, die in der Sappho Mangel an Kraft fanden. In den Argonauten hoffte der Verf., im voraus Raum zu gewinnen für das Treiben und Wesen seiner Romantik, auf welche keine der neuesten Erklärungen passen will. Da er, aus sich heraus, seine Landsleute kennt, so wollte er das Gräßliche mildern durch einen künstlichen Stufengang, legte aber eben dadurch die Zuschauer, die er schonen wollte, auf die ausdehnende Folterbank. Gleichwol verdient er, ungeachtet dieser Nemesisstrafe für den Epikureismus der Sappho, als Dichter große Achtung, und ist beyläufig ein Apollo neben demjenigen, welchen einmal das Lit. Bl. mit allzufreygebigem Lobe einen gebornen Dichter genannt hat, bey Gelegenheit eines nicht mißlungenen — Liedchens.

Nach dem Feste sollen wir die Klytemnästra eines Berliner Dichters jüdischer Nation zu sehen bekommen. Wir müssen antik werden, oder es geht nicht mit rechten Dingen zu!

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 40.

Nr. 40.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 17. Mai 1821.

Das Sacro Convento in Aſſiſi.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß der heilige Franziskus kurz nach ſeinem Tode (den 14. Jul. 1228) unter die Heiligen aufgenommen ward; es wurde ihm zu Aſſiſi eine Kirche erbaut, und ſchon am 23. Mai 1230 ſein Körper darin beygeſezt. *) Der Sage nach ſtand hier ehemals der Galgen, doch erwähnt Vaſari ſchon einer zwey Jahre vor des Heiligen Tode gebauten, und der Jungfrau gewidmeten Kirche. **) Hierher, ſagt er, ſtrömte die ganze Chriſtenheit zuſammen, um den Körper des Heiligen zu verehren, und durch das ſo eingekommene Almoſen war man im Stande, den großen Bau zu unternehmen. Doch ſcheint er hierbey in offenbarem Widerſpruch mit dem ausdrücklichen Zeugniß des heiligen Bonaventura***) zu ſtehen, der berichtet, daß erſt vier Jahre nach des Heiligen Tode, ſein Körper in der ihm zu Ehren erbauten Kirche beygeſezt worden ſey. Dieſer und unzählige andere Zweifel, würden ſich heben laſſen, wenn nicht die Archive des Sacro convento, die ſchon früher in ſchlechtem Zuſtande geweſen ſeyn ſollen, durch die Entfernung der Mönche zur Zeit des franzöſiſchen Gouvernements völlig zu Grunde gerichtet wären. Die Geiſtlichen haben mich wiederholt verſichert, daß ſich, abgerechnet einige päpſtliche Conceſſionen (die ſich aber gleichfalls in Unordnung befinden), keine Urkunde erhalten habe.

Der Cavaliere Frondini, der mit unermüdlichem Eifer die Alterthümer und Kunſtwerke ſeiner Vaterſtadt zu erläutern bemüht iſt, hat faſt ohne Erfolg die wenigen Reſte durchſucht, und der Padre Guglielmo della Valle, der vor jener Kataſtrophe in Aſſiſi war, iſt dem Publikum ſeine Geſchichte des Sacro convento ſchuldig geblieben. *)

Die Schwierigkeit bey Erbauung der Kirche war, daß ſie am Abhange eines Hügels, an deſſen Fuß ein verheerender Bergſtrom fließt, errichtet werden mußte. Aus dieſem Grunde berief der damalige Ordensgeneral Fra Elia, den zu jener Zeit geſchickteſten Architekten, Jakob den Deutſchen. Dieſen giebt Vaſari für identiſch mit Lapo, von dem in Toscana viele Bauwerke exiſtiren, aus. Baldinucci und P. G. della Valle **) läugnen nicht nur dieſe Identität, ſondern ſuchen auch, obwohl nicht ganz befriedigend, zu beweiſen, daß Lapo kein Deutſcher geweſen ſey. Es iſt ein Fehler der gelehrten Kunſtkenner in Italien, daß ſie überall, wo ſie einen in der Kunſtgeſchichte bekannten Namen in Urkunden finden, auch die Perſon für dieſelbe halten. Lapo war damals, beſonders in Florenz, einer der häufigſten Namen, und allerdings, wie Vaſari ſagt, Abkürzung von Jacopo. ***) Der Padre della Valle ****) glaubt gar, ohne irgend einen Grund, in Nic. Piſano den Baumeiſter unſerer Kirche entdeckt zu haben, obgleich es ſchwer ſeyn möchte, in einer der Arbeiten des Piſaners eine Aehnlichkeit mit dieſer Kirche zu finden. — Wie dem indeß auch ſeyn möge, ſo iſt es gewiß, daß, trotz der ungünſtigen Lage, dieſe Kirche mit hoher Zweckmäßigkeit und mit ſolcher Feſtigkeit aufgeführt iſt, daß ſie ſchon ſeit ſechs Jahrhunderten den dort mit beſonderer Heftigkeit tobenden Stürmen und anderem Unwetter widerſtanden hat. Vaſari erzählt von drey Kirchen, doch dieſe Fabel iſt ſchon oben widerlegt worden. Die obere Kirche, die zum Got-

*) Wegen mancher, insbeſondere von den Frati minori osservanti aufgeworfenen Zweifel, iſt im Jahr 1819. zum Theil durch den Felſen, ein Gang unter dem päbſtlichen Throne angefangen und bis unter den Hauptaltar geführt worden. Hier fand man 3 ſteinerne Särge in einander, und im innerſten menſchliche Gebeine. Hierdurch iſt theils die Tradition, daß hier des heiligen Franziskus Körper ruhe, der Gewißheit nahe gebracht, theils aber ſind auch die vielen Sagen von einer unterirdiſchen Kirche, von der völligen Erhaltung und aufrechten Stellung des Heiligen u. ſ. w. widerlegt. Genauere Rechenſchaft von dieſen Nachgrabungen ſind in einer zu Rom gedruckten Nachricht davon zu finden.

**) Vaſari I. 255. Saneſer Ausg. 1791. II Bde. 8.

***) Aurea legenda. fol. 52.

*) Vaſari II. 80. Nota *).

**) Notizie de' Professori del Disegno. Con dissertazioni, note ed aggiunte di Giuseppe Piacenza. Torino 1768 — 1817. 5 Voll. in 4to (unvollendet) T. I. p. 56 — 61. Vaſari T. I. p. 157. N. *)

***) Dante Parad. XXIX. 103. und die Commentare daſelbſt.

****) Lettere Sanesi T. I. p. 179. cc. Tiraboschi Storia della letter. ital. III. 6. §. 4. p. 489.

tesdienst im Allgemeinen bestimmt ist, ruht auf der unteren, die ursprünglich blos Begräbnißkapelle des Heiligen seyn sollte, und mit ihren vierfachen Armen die Last des Kreuzes der oberen hält. Zehn Pfeiler halten beyde Kirchen zusammen, und von diesen gehen alle die Rippen aus, welche in vier Absätzen übereinander, und im Kreuze sich durchschneidend, die Gewölbe beyder und das Dach tragen, so wie den zwischen beyden Kirchen gelassenen Raum zu größerer Festigkeit ausfüllen. In der unteren Kirche herrschte einst völlige Dunkelheit, in die obere aber fällt durch große schönbemalte Fenster ein helles Licht herein. Ihre Vorderseite trägt einen spitzen Giebel, der die Höhe des Daches um Vieles übersteigt. Darunter giebt ein großes mit Säulen und kleinen Rosen ringsum reich geziertes rundes Fenster der Kirche Licht. An den vier Seiten desselben sieht man in erhabener Arbeit die Symbole der vier Evangelisten aus der Mauer hervortreten. Zu ebener Erde ist die Thüre, von einem Spitzbogen eingefaßt, auf jeder Seite von fünf schlanken Säulen geziert, in der Mitte aber von drey anderen getheilt. Die Wände beyder Kirchen waren einst völlig bemalt. Die Pfeiler prangten mit lauter Verzierungen und mit nachgeahmter Mosaik. Zwischen den Rippen der Kreuzgewölbe, welche mit Rebenlaub und Gegitter und den Bildnissen vieler Propheten und Heiligen geschmückt waren, sah man das Gewölbe mit Ultramarin (das eine Königin von Cypern geschenkt haben soll) bemalt, auf dem unzählige goldne Sterne glänzten. Die Wände zeigten eine lange Reihe von Geschichten aus dem alten und neuen Testamente, aus dem Leben des heil. Franziskus und anderer Heiligen. Doch von dem Allen hat vieles dem zerstörenden Einflusse der Zeit, andere der Geringschätzung der Menschen weichen müssen.

Um alles Uebriggebliebene und dessen Urheber kennen zu lernen, müssen wir beyde Kirchen einzeln durchgehen. Doch ehe wir die Gemälde zu betrachten anfangen, sey noch folgende Bemerkung erlaubt. Aus dieser und vielen derselben ähnlichen Kirchen des 13ten Jahrhunderts und aus der häufigen Erwähnung deutscher Baumeister und Steinmetzen sieht man, wie die Italiener um diese Zeit einen besonderen Geschmack an deutscher Baukunst zu finden anfingen. So erhielt italische Bau- und Bildhauer-Kunst von Deutschland her einen erweckenden Anstoß, der Viele hervorrief, die anfangs Nachahmer wurden, bald aber auf eigenem Wege fortschritten. Dadurch entstand jene Veränderung, welche die deutsche Baukunst unter dem fremden Himmelsstriche litt, und die man auch an diesem Gebäude nicht verkennen kann. Denn obgleich man das Sinnreiche der Anlage, und insbesondere den symbolischen Geist, dem man überall begegnet, bewundern muß, so fehlt es dennoch besonders der Façade durchaus an der Zweckmäßigkeit und Zierlichkeit, welche man an der sogenannten gothischen Baukunst rühmt. War es wirklich ein geschickter deutscher Baumeister, der dieß Gebäude entwarf, so scheint wenigstens sein Plan bey der Ausführung nicht genau befolgt zu seyn. Denn nicht nur spricht Vasari *) von solchen Aenderungen, sondern der Augenschein selbst lehrt, daß die Fensterrose der oberen Kirche in unreinerem Geschmack als die der unteren gemacht ist. Auch habe ich die Durchzeichnung eines Originalentwurfes zu lezterer gesehen, der sich in dem Archive finden soll, und offenbar weit schöner ist, als das jetzige Fenster sich darstellt.

I. Gemälde der oberen Kirche. Vasari **) nennt, nächst den Griechen, Cimabue als den Ersten, der im Sacro convento malte. Aber der F. S. della Valle ***) und Franc. Maria Angeli von Rivotorto ****) behaupten, vor Cimabue habe Giunta Pisano in der oberen Kirche gemalt. Ja, jener geht so weit, Cimabue zu einem Schüler Giunta's zu machen; dieser hingegen giebt das Jahr seiner Ankunft in Assisi auf 1236 an. Gewiß ist es, daß der Frate Elia, erster Ordensgeneral, von diesem Pisaner Maler ein Cruzifix mit seinem knieenden Bildniß für die obere Kirche anfertigen ließ. Dieses Cruzifix wird von den Schriftstellern bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts als vorhanden angeführt. Ob es noch existirt, weiß ich nicht, denn ich habe es nicht gesehen. Es hatte indeß nach Tiraboschi †) folgende Inschrift:

Frater Elias fecit fieri
Jesu Christo pio
Miserere precantis Helie.
Giunta Pisanus me pinxit anno Domini M. CC. XXXVI.

Wenn man, wie es in Ermangelung von Urkunden nicht anders möglich ist, nach Analogie anderer bekannter Arbeiten von denselben Meistern, diese bestimmen soll, so möchte es am wahrscheinlichsten seyn, für die fast verloschenen Werke im Chor und den Seiten-Armen dieser Kirche folgende Urheber zu vermuthen.

a) Von den Griechen scheinen in den beyden Seiten-Armen die Figuren über dem durch die ganze Kirche laufenden Vorsprunge (oder Gallerie) herzurühren. Man erkennt an ihnen kurze dicke Körper, steife und gewaltsame Bewegungen, übertriebene und vergrößerte Zeichnung der charakterisirenden Theile, besonders der Augen, kleinen

*) I. p. 256.

**) I. 239.

***) Vasari I. 318. Nota *). 239. Nota **).

****) Amoenitas collis Paradisi. Ed. Fr. Fr. Ant. Felix Carosini. Monte falisco, 1704. fol. Tit. 24. p. 31. Wenn ich mich recht erinnere, so finden sich genauere Nachrichten über Giunta's Malereyen in Assisi in des Ab. Gior. Batt. Temposti Lebensbeschreibungen berühmter Pisaner. Doch habe ich dieß Buch nicht gerade zur Hand.

†) A. a. O. §. 10. p. 497.

Ober- und breiten Untertheil des Gesichtes, auffallende Fleischfalten im Gesichte, kurze, dicht anliegende Haare, hoch gewölbte Augenbraunen, unzweckmäßige, mit unordentlichen Falten überhäufte Bekleidung, blasse Färbung mit schwarzen Fleischtönen, kurz Alles, was schon seit dem fünften Jahrhundert die griechischen Maler auszeichnet.

b) Bessere Proportionen bemerkt man an denen im Chore und in den Seiten-Armen kaum noch erkennbaren Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau und der Apostel und an einer Kreuzigung im südlichen Arme. Auch wird man durch keinen so wilden, widrigen Ausdruck der Gesichter geschreckt. Formen und Bewegungen runden sich mehr und mehr, doch kann man (wenn gleich Vasari das Gegentheil sagt) in diesen Arbeiten durchaus nicht die Vollendung des Cimabue, am wenigsten in der Composition, finden. Wesentlich unterscheiden sich aber diese Bilder von den Arbeiten Cimabue's durch eine Beymischung von Bleyweiß zu den meisten Farben, welches durch den Kalk, auf den es aufgetragen ist, völlig schwarz geworden ist, und so diese Gemälde fast unkenntlich macht. Da man außerdem in diesen Sachen Aehnlichkeit mit den Arbeiten Giunta's findet, die noch in seiner Vaterstadt aufbewahrt werden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er der Meister derselben war. *)

c) Von Cimabue scheint dagegen die Kreuzigung im nördlichen Arme zu seyn, obgleich der Padre Angeli a. a. O. sie dem Giunta Pisano zuschreibt. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Kopf der in Ohnmacht sinkenden Maria, der sich vorzüglich gut erhalten, in der Nähe zu sehn, und glaube, daß er von der Hand Cimabue's ist. Mehr und bedeutendere Arbeiten sind uns von Cimabue in dem Hauptschiff dieser Kirche erhalten.

Die fünf Kreuzgewölbe wurden von ihm verziert. Vasari versichert zwar, daß Cimabue nur auf zweyen den gestirnten Himmel, auf den übrigen dreyen aber Figuren dargestellt habe, allein der Theil der Decke über dem Hauptaltar, wo, nach Vasari's Versicherung, die vier Evangelisten zu sehen waren, zeigt jezt keine Spur mehr von einer Figur, obgleich Vasari, der unsere Kirche im Jahre 1563 besuchte, die gute Erhaltung dieser vier Bilder ausdrücklich anmerkt. **) Auf dieses Gewölbe folgt gegen Morgen ein anderes mit Sternen auf blauem Grunde. Das dritte zeigt in 4 Rundbildern Christum, Maria, Johannes den Täufer, und den heiligen Franziskus mit einigen Engeln in den Ecken des Gewölbes. Man kann nicht läugnen, daß diese Brustbilder unbehülflicher und finsterer sind, als die übrigen Arbeiten, die man von Cimabue in derselben Kirche sieht. Allein es ist ein für allemal zu bemerken, daß in Andachtsbildern und stehenden Heiligenfiguren die Maler des Mittelalters stets einen strengeren und alterthümlicheren Styl, als in ihren übrigen Werken befolgten. Ungefähr wie zur klassischen Zeit die griechischen Künstler, noch lange die alten sanktionirten Formen in der Gesichtsbildung ihrer Gottheiten nachahmten.

Das fünfte Gewölbe ist wieder mit Sternen ausgefüllt; im sechsten dagegen bildete Cimabue die vier Kirchenväter, einen jeden mit einem seiner Schüler, auf reich verzierten Sitzen vor entsprechenden Pulten ab. An diesen Gemälden hat sich die Farbe vorzüglich frisch erhalten, doch läßt sich eine solche unwesentliche Verschiedenheit vielleicht schicklich durch den heilsamen Einfluß der frischen Luft erklären, die zu diesen Bildern mehr als zu den anderen freyen Zutritt hatte, ohne daß man darum, wie der F. Guglielmo della Valle *) zu der Annahme eines anderen Meisters seine Zuflucht zu nehmen hätte. Nächst den angeführten Kreuzgewölben malte Cimabue den ganzen Raum über dem erwähnten Vorsprunge bis an die Decke mit sechszehn Geschichten aus dem alten und sechszehn aus dem neuen Testamente aus. Ueber der Hauptthür stellte er die Ausgießung des heil. Geistes und die Himmelfahrt Christi mit vielen Aposteln und Zuschauern vor. Doch diese Sachen sind sämmtlich sehr verdorben, und in den Geschichten aus dem alten und neuen Testament läßt sich kaum hin und wieder einmal eine Figur erkennen. Vorzüglich gut erhalten ist das Bild nördlich zunächst der Thür, das die Versöhnung Joseph's mit seinen Brüdern darstellt. In allen diesen Arbeiten bemerkt man mit Bewunderung eine freye höchst natürliche und einfache Composition, bey der das angeborene Gefühl und seine lebhafte Phantasie den Cimabue so geleitet haben, daß z. B. die Vertreibung aus dem Paradiese, von der man am westlichen Ende der nördlichen Wand noch einen Schatten sieht, im wesentlichen selbst von Masaccio und Raphael nachgeahmt ist.

Bey allem Mangel an Perspektive und Verkürzung, der uns anfangs lästig ist, sehen wir doch durchaus nicht, daß der Maler durch dieses Bedürfniß sich gehemmt fühlte. Der Ausdruck der Gesichter ist wunderbar, und wo nicht die spitzige Nase und der schmale Untertheil des Kopfes das Gegentheil vermuthen lassen, so vollkommen, daß man in Versuchung kommt, Giotto für einen der Mitarbeiter an diesen Werken zu halten. Haare und Gewänder sind mit Freyheit behandelt, und insbesondere lassen die Falten der

*) Ueber dem päbstlichen Sitze in mitten des Chores sah man die Bildnisse Gregor des IX. und Innozenz des IV. S. d. P. Angeli.

**) „In dem ersten Kreuzgewölbe über dem Chore malte er die vier Evangelisten über Lebensgröße, und so gut, daß man noch jezt viel Verdienst an ihnen erkennt. Die Frische der Farben des Fleisches beweist, daß die Malerey durch die Bemühungen Cimabue's große Fortschritte in der Kunst in fresco zu arbeiten machte."

*) Vasari I. p. 240. Nota **).

lezteren an großartiger Anordnung wenig zu wünschen übrig. Die Färbung ist ziemlich natürlich, obgleich nicht frey von grünen Fleisch Tönen.

(Der Beschluß folgt.)

Zweifel.

In Nr. 30. des Kunstblattes wird unter der Ueberschrift: „Frage," eine Erklärung jener altdeutschen Verse zu geben versucht, welche Nr. 21. dieser Zeitschrift, bey Gelegenheit eines Aufsatzes über das Schloß Marienburg mitgetheilt hatte. Wenn eine Antwort auf diese Frage, oder vielmehr noch ein Wort über diesen Gegenstand vonnöthen ist, so mögen folgende Zweifel zur Erwiderung dienen. „Turren" ist unser heutiges „dürfen," welches nach Adelung auch so viel als „sich erkühnen" ausdrückte; „der" und „ir" sind offenbar nur, einst häufig gebrauchte, Abkürzungen von „derer" und „ihrer"; „nv" ist ganz unser „nun"; „wurchte" völlig unser „wirkte"; „werde" kann entweder „werthe, wünschenswerthe" oder „Würde" heißen. In den Nibelungen V. 46. findet sich z. B. „werdenheit" statt „Würdigkeit." „Gust" könnte zwar, übereinstimmend mit der gegebenen Erklärung „just, ganz so" bedeuten; doch würde sich auch, wie die Note in Nr. 30. bemerkt, „Lust, Freude, Glanz, Glück" rechtfertigen lassen. Wenn die Vermuthung eines, durch die Unleserlichkeit der alten Schrift etwa veranlaßten, kleinen Irrthumes von Seite des ersten Hrn. Einsenders erlaubt wäre; so möchte dieser Vers sich vielleicht also emendiren lassen:

„Daz her dirre werlde gluſt"
(Daß er dieser Welt Lust)

„sam" endlich kommt genau überein mit unserem „gleichsam als, als wie, als."

Demnach könnten die betreffenden Verse ungefähr diesen Sinn haben:

Bitten wir Gott, uns (zu) bescheren
Freunde, die sich erkühnen (zu) wehren,
Derer ist nun viel große Noth,
Ihrer liegen viel erschlagen todt.

Dann weiter:

Demuth und Gottesfurcht
Viel kräftig (oder, christlich) an ihm wirkte,
Daß er dieser Welt Lust *)
Verschmähte als geringe Lust.

Salv. mel.

Mielach.

*) Oder, wenn die Abänderung verworfen würde:
„daß er dieſer Würde Glanz."
oder:
„daß er dieſes werthe (Erden-) Glück."

Tischplatte aus antikem Glase.

Wir wissen bekanntlich die Kunst der Alten im Verfertigen farbiger und bunter Gläser nur theilweise und höchst unvollkommen nachzuahmen. Die Trümmer römischer Glasgefäße waren lange Zeit nur der Gegenstand unfruchtbarer Neugier. Jezt erst hat man angefangen, sie mit Glück zu Damenschmuck anzuwenden, und wenn das Werk Herrn von Bartholdy's über die antiken Pasten und die Glasfabrikation der Alten erschienen seyn wird, so wird auch dieser Gegenstand der Alterthumsforschung dem Leben näher als seither gebracht werden.

Einstweilen hat Herr Dodwell, der bekannte Reisende nach Griechenland, dessen Wohnung nach und nach zu einem Museum wird, eine Tischplatte mit Stücken antiken Glases mosaikartig belegen lassen, und der Versuch ist so über alle Erwartung gelungen, daß er wohl bekannt zu werden verdient.

Jeder Leser kennt die sogenannten Studiolis aus verschiedenen Marmorarten. In dieser Art sind die Scherben alter Gefäße von dem geschickten Mosaiker Francesco Sibilia auf eine Marmorplatte mit unsäglichem Fleiße aufgekittet worden. Den äußersten Rand bilden Stücke, welche Porphyr, Granit, Lapislazuli, Serpentin u. s. w. nachahmten. Dann kommen rautenförmige, welche drey zusammen eine Stufe nachahmen und so immer kleinere Stücke bis zum Mittelpunkte, welcher eine sehr große Scheibe bildet. Die Verschiedenheit der Zeichnungen, die Stäbchen, Blumen oder größere eingemischte Massen bieten eine ganz unglaubliche Verschiedenheit, und das Ganze macht einen sehr angenehmen Eindruck wegen des Schmelzes und der Frische der Farben.

Dieses bis jezt einzige Stück wird nicht so bald nachgeahmt werden können. Einmal findet man nur hier so viele Bruchstücke, und dann kann eine Arbeit dieser Art nur von sehr geübten Mosaikisten ausgeführt werden. Diese Tischplatte kam auch ohne den Ankauf der Pasten, an welchen mehrere Jahre gesammelt wurde, auf einige hundert römische Scudi.

So verdankt Rom wieder einem Ausländer eine neue Art Industrie, welche wegen Seltenheit, Schönheit und lokaler Eigenthümlichkeit gewiß mehr Nachfrage, als Material finden wird. So hätte früher D'Agincourt die terre cotte, Fürst Poniatowsky die architektonischen Bruchstücke, Hr. von Bartholdy die Glascameen und Intaglios zu Sammlungsgegenständen erhoben.

Notiz.

Hr. Amsler ist mit dem Kupferstich der Madonna nach Raphael, welcher in Nr. 80. des Kunstblatts 1820 auf Subscription angekündigt wurde, bereits so weit gediehen, daß er hofft, ihn bald beendigen und dem Publikum übergeben zu können.

Nro. 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Mai 1821.

Es tritt die seel'ge Hoffnung ein, die still vertrauend
Zu jener Seligkeit Gefild hinaufschaut,
Das, wer es aufsucht, auch gewinnt; was immer
Hienieden er gefehlet, sühnt ers anders —
Und dieser Sühne Anbeginn ist: fühlen,
Daß sie Bedarf ist.

Lord Byron in Manfred.

An Sie.

So wie der Schwan einher rauscht auf den Fluthen
In seines Flügelschlages Silberklange,
Und fühlt sein Herz in stiller Wehmuth bluten,
Bis in der Sehnsucht übermächt'gem Drange
Sich endlich die Gefühl' in Tön' ergossen
Ausströmend in melodischem Gesange, —
So lebt' in mir, von zartem Duft' umflossen,
Ein dunkles Bild des Wohllauts und der Schöne,
Mir selber unbewußt und dumpf verschlossen;
Da neigte sich die göttliche Camöne,
Geschmückt mit deinen Engelzügen, nieder,
Und dich begrüßten die gesund'nen Töne.
Und sieh'! mir ward, als ob ich meine Lieder
Gesungen einst in andern Himmelsstrichen,
Und sahe jezt die wohlbekannten wieder;
Doch der Gestalten Fülle wär entwichen
Und Alles in ein Nebelmeer versunken,
Worin die lezten Strahlen matt erblichen.
Nun aber fühl' ich klar: ein Götterfunken
Erglänz' in dir aus meiner Vorwelt Trümmern
Und meine Seel' erkannt' ihn wonnetrunken. —
So sieht der Wandrer in der Sterne Flimmern,
Die spärlich seines Pfades Nacht erhellen,
Erfreut den Wiederschein der Sonne schimmern. —
Denn schwebten wir, Geliebte, nicht im schnellen
Gedankenflug' in seel'gen Regionen
Umleuchtet von des ew'gen Lichtes Wellen?
Wir lebten unter reineren Dämonen
Vor Gottes Angesicht ein Götterleben
Vereinigt seit undenklichen Aeonen.
Wann sich der Geist aufschwingt in kühnem Streben,
So fühlt er, edelzürnend, in dem Staube
Des Erdenlebens noch den Körper kleben,
Und nach des Friedens amaranthner Laube
Entbrennt ein unermeßliches Verlangen,
Der Menschheit ewiger und tiefer Glaube. —
Was hält auf Erden länger mich gefangen?
Was hindert mich die Hülle zu vernichten,
Um zu der Klarheit Urquell zu gelangen?
Du bist allein es nur, die mir im schlichten
Gewand' erscheint als Königinn der Sphären
Und übt in Einfalt ihre schweren Pflichten. —
So mußt' in stiller Demuth sich bewähren
Der Jungfrau Würde, die der Herr erkoren,
Als Gottesmutter herrlich zu verklären. —
Wie könnt' ich Bande lösen, die geschworen
Im Angesicht der Himmel und der Erde
Und eine höh're Welt in mir geboren?
Eh' duld' ich selbst die härteste Beschwerde
Und harre, bis versiegt des Lebens Quelle
Und ich in deinen Armen selig werde.
Denn ohne dich ist an des Himmels Schwelle,
Dem Lechzenden der Labetrunk entzogen,
Und Seligkeit die tiefste Qual der Hölle.
Doch mit dir zieht des Friedens holder Bogen
Versöhnend durch des Orkus graufe Nächte,
Und stillt der aufgeregten Zwietracht Wogen.
So will ich muthig denn im Irrgeflechte
Des Lebens kämpfen für das ewig Wahre,
Und mir ersiegen meine Götterrechte. —
Und wenn ich glorreich fallend am Altare
Der Menschlichkeit, des Abgrunds Saat zermalme,
So schmücke mit dem Lorbeer meine Bahre
Und reiche jenseits mir die Siegespalme!

Roderich Schneider,
von Cöln am Rhein.

Lebensart, Sitten und Gebräuche der Bewohner des Wald- und Berglandes Perche.

(Fortsetzung.)

An mancherley Volkswahn, Aberglauben, Glauben an Gespenster, Geister, Kobolde, Währwölfe u. s. w. fehlt es im Bocage Percheron auch nicht; doch mag es in dieser Hinsicht seit dreyßig Jahren sich merklich gebessert haben, aus dem natürlichen Grunde, weil die Leute gegenwärtig etwas mehr Handelsverkehr haben, als ehemals, des Nachts öfter gehen und dadurch mit den Gegenständen ihres Schreckens vertrauter werden, als in ältern Zeiten. Ich habe, erzählt der Verfasser dieser Nachrichten, im Jahr 1785 einen jungen Menschen an einer solchen Gespensterfurcht sterben gesehen. Ich war bey meinem Vater in seinem Landhause zu Landres. Man erzählte von der vormaligen Gutsbesitzerinn, einer gewissen Frau von Hauteville. Sie erschien, hieß es unter andern von ihr, in dem Garten-Pavillon, in der Gestalt eines Hermelinwiesel. Der junge Bursche machte den Großsprecher und spottete überhaupt über den Glauben an Gespenster. Jemand geht eine Wette mit ihm darauf ein, daß er den Muth nicht habe, allein in dem Pavillon zu schlafen. Der junge Mensch speist zu Nacht und begiebt sich unter Scherzen und Lachen nach dem Pavillon, wo ein gutes Bett ihn erwartet. Den andern Morgen findet man ihn todt, und ganz schwarz; eine durch Furcht hervor gerufene Apoplexie hatte seinem Leben ein plötzliches Ende gemacht. Da hieß es denn freylich überall, den Burschen habe das Thier oder Hermelin-Wiesel (laitice) zertreten. Und noch jetzt haben die Frauen vor diesem, einzig für ihr Hausgeflügel furchtbaren, niedlichen Thierchen eine gewaltige Furcht. Das Hermelin-Wiesel ist von blendender Weisse, sehr lebhaft in seinen Bewegungen, wandelt meistens zur Nachtzeit, sein Erscheinen und Wiederverschwinden ist das Werk eines Augenblicks. Die Gutsherrinnen pflegten zur Winterszeit Pelzwerk von diesem Thierchen zu tragen daher der Glaube, daß Frau von Hauteville ihre Geisterwanderung als Hermelin-Wiesel vornehme. Noch kürzlich — führt Herr Dureau de la Malle fort — haben mich vier bis fünf Weiber versichert, die erwähnte Dame am 22. December 1819 als Laitice in dem Pachthofe umher wandeln gesehen zu haben. Die feurigen, über den Morästen einher schwebenden Dünste, das phosphorische Holz, die sonderbar gestalteten Baumstumpfen, die durch solchen Schein beleuchteten Aeser sind es hauptsächlich, welche den Glauben an Pechpfannen, Ungeheuer, Währwölfe u. s. w. zumal unter dem weiblichen Geschlechte erzeugt und ununterbrochen erhalten haben. Letzteres wagt sich auch heut zu Tage noch des Nachts nie selten auf die Straße, wenigstens allein nicht. Dagegen setzen die Müller und Mehlhändler ihren Weg durch das Dunkel desto sorgloser fort.

Die Pachtvermiethungen gehen auf sehr lange Termine, manchmal bis auf sechszehn Jahre. Gute Pächter bleiben meist fortwährend auf demselben Pachthofe. Der Verfasser weiß aus dem Gebiete seiner eigenen Besitzungen zwey Beyspiele von Pächterfamilien anzuführen, welche zwey Jahrhunderte hindurch, ungeachtet einer fünfmaligen Veränderung des Besitzthums, dasselbe Pachtgut beworben haben. Auch betrachten solche Pächter sich als nutznießende Eigenthümer und werden nach dem Namen des von ihnen beworbenen Gutes benannt, als z. B. der Mann von Pincaloup, der Mann von Beruil, vom Arcissa u. s. f.

Unter dieser Klasse hört man, wie gesagt, äußerst selten etwas von Verbrechen. Nicht minder selten sind die Prozesse. Wohl können zuweilen Eingriffe in Durchgangs- oder Wässerungsrechte Zwistigkeiten veranlassen; übrigens ist jedes Feld mit einem Zaun umfaßt, und Marksteine bestimmen die Gränzen der Erbgüter. Auch die Theilung von Erbschaften kann, wo niemand der Gesetze kundig ist, zuweilen Prozesse herbey führen. Doch hat der Verfasser auch Kinder von mehreren Ehen, eine theils Mobiliar- theils Güterverlassenschaft von sehr veränderlichem Werthe und schwer zu bestimmenden Preisen, ohne einen Notar, und ohne daß etwas geschrieben worden, oder ein ungutes Wörtchen dabey gefallen wäre, theilen sehen. Ueberhaupt weiß man hier zu Lande wohl, wie viel die Gerechtigkeit kostet, und will lieber die Prozeßkosten als Dünger auf das Feld hinaus tragen, als es den Rechtsgelehrten in die Hände spielen.

Der Verkehr und Umgang der Landleute mit den Städten, beschränkt sich größtentheils darauf, daß der Pächter an den Markttagen seine Verbrauchsartikel zu Markte bringt. Bevor er nach der Stadt abgeht, nimmt er ein Frühstück zu sich, und sein Lastthier ebenfalls. Letzteres trägt auf dem Viktualien-Sack auch noch den Bund Heu, der ihm zum Mittagmahle dienen soll. Die Pächterinn verkauft die Eyer, die Butter und das Geflügel. Alles dieß steht unter ihrer Gerichtsbarkeit (guerment). Beyde Ehegenossen suchen ihre Artikel abzusetzen, und der einzige Gegenstand, über den sie sich mit dem Stadtbürger unterhalten, sind die Preise. Das Pferd wird indessen gegen zwey Sous Standgeld (placage) in den Stall gestellt. Gegen zwey Uhr, oft noch früher, besteigt der Mann das seiner Vorräthe nun entlastete Thier, läßt seine Frau hinter sich aufsitzen und kömmt auf diese Weise nicht selten nach Hause, ohne daß im Wirthshause irgend etwas verzehrt worden, oder auch von dem Gewinn, den ihn seine landwirthschaftliche Betriebsamkeit abwirft, irgend etwas aufgegangen ist. Ueberhaupt werden die, für einen Landbauer so äußerst wesentlichen Tugenden der Ordnungsliebe und Sparsamkeit in einem sehr hohen Grade ausgeübt.

(Der Beschluß folgt.)

Gefahren der Wallfischfänger.

Kapitain Scoresby, aus dessen „Beschreibung der Polargegenden" wir gestern ein Bruchstück mitgetheilt haben, erzählt: im Jahr 1809 traf ein Harpunirer des Schiffs Resolution, einen jungen Wallfisch, den seine Mutter säugte; wie diese sich von unsern Schaluppen umgeben sah, schloß sie ihr Junges in die Kreise ein, welche sie schwimmend mit so einer erstaunungswürdigen Schnelligkeit beschrieb, daß wir nicht vermögend waren, ihr zu folgen. Dennoch machten wir Jagd auf sie, und da ich selbst die Harpune führte, gebot ich mit Rudern inne zu halten, weil ich glaubte, der Wallfisch werde jezt wieder auf der Wasserfläche erscheinen. Plözlich empfand die Schaluppe einen ungeheuern Schlag; fünfzehn Geviertfuß wurden eingebrochen, das Wasser strömte herein und sie sank augenblicklich. Zum Glück war Hülfe in unserer Nähe, andere Schaluppen nahmen uns auf, und wir hatten keinen andern Schaden davon, als einige Minuten im Wasser gesteckt zu haben.

Den 29. Mai 1807 harpunirte ein Offizier desselben Schiffes einen Wallfisch, der, nachdem er Anfangs in eine große Tiefe niedergefahren war, auf die Wasserfläche kam und mit Floßen und Schwanz solchergestalt um sich schlug, daß sich ihm niemand zu nahen wagte. Der Kapitain verwies der Mannschaft ihre Schüchternheit und warf ihm eine zweyte Harpune zu. Eine Schaluppe, welche der seinen nachruderte, kam dem wüthenden Ungeheuer zu nahe, sein Schwanz hob sich drohend über dem Haupt eines unserer Matrosen, der nur eben sich retten konnte, indem er über Bord sprang; allein der Schlag des Schwanzes traf die Mitte der Schaluppe, wo dieser Mann gestanden war, und machte sie sogleich unbrauchbar; Kiel und Bord waren zerkrümmert, alle Bretter zerspalten, zwey ausgenommen, obschon die Gewalt des Schlages durch einen Haufen abgetakelter Taue, den er zuerst traf, sehr geschwächt werden mußte.

Scoresby sezt hinzu: daß diese Zufälle sehr häufig seyn und viele Menschen kosteten; ja er sagt, daß er während wenigen Jahren oft wahrnahm, wie die Wallfische gegen jede ihnen nahende Schaluppe eine regelmäßige Angriffs-Linie bildeten, und sie zertrümmerten; wobey mancher der darauf befindlichen Seeleute von ihnen getödtet ward, oder in den Wellen umkam. Rechnen wir nun hinzu, wie viele Wallfischfahrer, nach unsers Gewährsmanns Bericht, mit Schiff und Mann bey dem Wallfischfang in den Eisschollen ihren Tod finden, so sollten wir bey allem Gewinn, den der Wallfisch unserm Wohlbehagen liefert, den Manen der Verunglückten einen sühnenden Wunsch nachsenden; ja wir könten sogar die Leiden, welche sich unsre Schönen vermittelst ihrer verdammlichen vertikalen Rippen, Blanchers (le buse) genannt, die ihnen der Wallfisch liefert, zuziehen, für eine solche von dem Schicksal verordnete Sühne halten.

Die Memnons-Säule.

Ein englischer Reisender, Sir Arthur Smith, dem Belzoni schon bey seinen Streifereyen in Egypten begegnete, schreibt dem russischen Gesandten in Rom aus Theben, daß er nun auch die berühmte Memnon-Statue besucht habe. Er behauptet früh um sechs Uhr den Ton, von welchen die Alten so vieles gesagt, deutlich vernommen zu haben. Seiner Ueberzeugung nach kommt derselbe nicht aus der Bildsäule, welche ein Erdbeben umstürzte, sondern aus dem Fußgestell; er sieht ihn als die Wirkung des Luftzugs auf die Steine des Fußgestells an, welche absichtlich zur Hervorbringung dieses Tons geordnet waren.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Schon oft sind durch öffentliche Blätter Nachrichten von Erfindungen und Versuchen mitgetheilt, um Menschen aus Schiffbrüchen und Wassersnoth zu retten, allein schwerlich wird die Mehrzahl der Leser sich aus jenen kurzgefaßten Beschreibungen eine richtige Vorstellung von Rettungs-Böten und Maschinen ꝛc. haben machen können. Folgende Beschreibung eines im vergangenen Jahre in England erfundenen und mit vielem Beyfall aufgenommenen Rettungs-Boots, wird daher vielleicht manchem angenehm seyn. Sie ist in einem hier ins Deutsche übersezten Briefe des Erfinders (Kapitain Marryat von der königl. Marine) an die Royal Humane Society enthalten.

Die nothwendigen Eigenschaften eines Rettungs-Boots sind folgende:

Es darf nicht so leicht umschlagen wie andere Böte, indem es nur dann zu Hülfe genommen wird, wenn der Gebrauch der andern zu gefahrvoll geworden ist. Es muß hinlängliche Schwimmkraft haben, um jede Anzahl Menschen, die darin zusammengepreßt sind, zu tragen, indem sonst ohne diese Eigenschaft, bey dem panischen Schrecken eines Schiffbruchs, nicht nur die Schiffsmannschaft, sondern auch die Bootleute, welche ihr Leben zu deren Rettung wagen, umkommen könnten. Im Fall es mit Wasser angefüllt würde, muß dieses sogleich wieder auslaufen können, und das Boot durch seine spezifische Leichtigkeit wieder auftauchen. Dieses sind die nothwendigsten Eigenschaften eines Rettungs-Boots, allein noch gibt es andere, welche gleichfalls in Betracht zu ziehen sind, und zwar muß das Boot viele Leute aufnehmen können, ohne die Ruderer zu hindern; am Vorder- und Hintertheil darf es nicht beschwert seyn, indem dadurch seinem Bestreben, sich über die Wogen zu heben, Einhalt geschieht, es auch beträchtlich geschwächt wird und verursacht, daß es viel Wasser schöpft. Die Gestalt muß diejenige eines Wallfischfänger-Boots seyn, Vorder- und Hintertheil völlig gleich, der Boden fast flach, wodurch das Prinzip der Schwimmkraft mehr unmittelbar in Wirksamkeit gebracht wird. Der Kiel muß tief seyn, um dadurch einen bessern Halt im Wasser zu gewinnen, und da Rettungsböte immer gegen Wind und Wellen ankämpfen müssen, so würde auch alles überflüssige herausstehende Holzwerk zu vermeiden seyn, worauf der Wind sonst einwirken und die Anstrengungen der Ruderleute im Sturm beträchtlich erschweren würde. In der innern Bauart des Boots muß Schwimmkraft mit Sicherheit verbunden seyn. Ob ein Ding durch ihre spezifische Leichtigkeit der stärkste Agent ist, den man anwenden kann, so ist sie doch von zu trüglicher Natur, um sich ganz allein darauf verlassen zu dürfen.

Man hat einige Rettungsböte erbaut, wobey Luft als der einzige Agent der Schwimmkraft angewandt iſt; um der anerkannten Gefahr des Entfliehens der Luft abzuhelfen, hat man in dem Boote verſchiedene luftdichte Abtheilungen angebracht, in der Meinung, daß die Luft der einen Abtheilung entfliehen könnte, ohne daß dadurch eine andere leiden würde, ſollte dem Boot ein Unfall begegnen. Dieſes iſt nicht ganz richtig, hinſichtlich der Seiten des Boots, wo die Abtheilungen den größten Dienſt leiſten würden, denn ſollte ein Stoß gegen die eine oder andere Seite ſo heftig ſeyn, um eine der Abtheilungen zu zertrümmern, ſo würde auch dadurch die ganze Seitenplanke dermaßen erſchüttert und gelockert werden, daß das Waſſer bald Eingang in alle übrigen finden würde, worauf dann das Boot ganz unbrauchbar ſeyn und auf einer Seite liegen würde.

Nur ſechs Abtheilungen können von Nutzen ſeyn, da dann die eine Seite des Vorder- oder Hintertheils, oder eine der Seiten eingeſtoßen werden kann, ohne daß die übrigen dadurch Schaden erleiden.

Um einem Rettungsboot die gehörige Sicherheit zu geben, müſſen zwey Agenten angewandt werden: Luft und Korkholz. Dieſes letztere muß allein hinreichend ſeyn, durch ſeine Schwimmkraft das ganze Gewicht der Ruderleute, des Eiſenwerks ꝛc. zu tragen, wenn alle luftdichten Abtheilungen zertrümmert ſeyn ſollten, und es muß ſo angebracht ſeyn, daß unter allen Umſtänden das Boot Gleichgewicht genug behält, um die Menſchen wieder an die Küſte zu bringen. Das Modell, welches ich die Ehre habe, vorzulegen, iſt nach der Scala von 30 Fuß Länge 8 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe. Die Geſtalt iſt faſt flach, Kiel tief, und Vorder- und Hintertheil ſind ſich gleich. Um dieſem Boote die oben zuerſt erwähnte Eigenſchaft zu geben, ſind die Ruderleute dicht an die Seiten placirt, wodurch ſie ſoweit wie möglich von dem Centrum der Bewegung entfernt werden, und indem ſie auf das äußerſte Ende von dem fulcrum wirken, ſich gegenſeitig vereinigen, das Gleichgewicht wieder herzuſtellen, welches das Boot durch die Gewalt der Wellen verlieren könnte. Die Ruder werden auf einem eiſernen Rahmen bewegt, wodurch (obgleich das Boot etwas mehr Gewicht erhält) die Leute mehr Kraft gewinnen und in den Stand geſetzt ſind, mit Leichtigkeit zu rudern. Ich will annehmen, daß das Boot mit Menſchen angefüllt ſey, von dem Vorder- und Hintertheil ſind 5½ Fuß gedeckt und jedes wieder in zwey luftdichte Abtheilungen geſchieden, welche unbeſetzt bleiben müſſen, damit das Boot ſich deſto leichter über die Wellen heben könne; der mittlere Theil, wo die Menſchen ſich befinden, iſt ſo ſicher, daß ſie nicht herausgewaſchen werden können, wenn das Boot nicht umſchlägt. Die innere Bauart iſt folgende: der mittlere Theil iſt 19 Fuß lang und 4 Fuß breit; der Boden dieſes mittlern Theils beſtehet ſeiner ganzen Ausdehnung nach aus einer ſoliden Grundlage von Korkholz, welches durchlöchert und überher vergattert iſt, damit das Waſſer, welches etwa hineinfließt, wieder ablaufen könne. Dieſes Korkholz iſt im Stande ein Gewicht von 3550 Pf. zu tragen, alſo 836 Pf. mehr als das ganze Gewicht der Ruderleute und des ſämmtlichen Eiſenwerks beträgt, und da es eine Fläche von vier Fuß Breite an den Boden des Boots einnimmt, ſo würde es hinlänglich ſeyn, das Gleichgewicht zu erhalten, ſollte die luftdichte Abtheilung einer der Seiten eingeſtoßen werden, und die Leute könnten immer noch ihre Ruder gebrauchen und die Küſte erreichen. Der übrige Theil des Boots beſteht aus ſechs luftdichten Abtheilungen. Das Vorder- und Hintertheil iſt der Länge nach geſchieden, welches die Abtheilungen vermehrt und das Boot beträchtlich ſtärker macht. Die luftdichten Abtheilungen an den Seiten enthalten zugleich die Plätze für die Ruderleute, welche darin mit einem ledernen Schurz um den Leib ſitzen, um das Eindringen des Waſſers abzuhalten. Dieſes Boot kann nebſt ſeinem Eiſenwerke das Gewicht von 128 Menſchen tragen, alſo ungefähr dorpelt ſoviel, als man darinnen zuſammendrängen kann, und ſollte auch die See darüber gehen und es füllen, ſo iſt ſeine ſpecifiſche Leichtigkeit doch ſo, daß es ſogleich wieder auftauchen und das Waſſer durch die Löcher am Boden unmittelbar wieder ablaufen würde.

Frankfurt, May.

Mad. Catalani hat dieſen Sommer ihren Reiſeweg den Main abwärts genommen. Von Würzburg aus ließ ſie der Fürſt von Löwenſtein Wertheim in ſeiner Equipage holen, um ihr die romantiſchen Ueberbleibſel des Schloſſes von Wertheim und das wilde Thal der Tauber zu zeigen. Sie ſang in einem muſikaliſchen Verein, den der Fürſt in ſeiner Hofhaltung gab, und zu welchem ſich manche gebetene und ungebetene Gäſte einfanden, wie er es ſogar in öffentlichen Blättern bekannt machen ließ. Mancher ſtille Bewohner des Maines wurde nun nach Frankfurt gelockt, um die Sängerinn zum Erſtenmal zu hören, oder doch ſie nach fünf Jahren und ihrem Aufenthalt in dem ſo verderblichen Klima von Rußland, wieder zu hören. Das erſte Konzert war vorüber, und 4000 Perſonen, die ihr Opfer brachten, legten eine Summe von 16000 Gulden zuſammen. Am Montag, 7. Mai, erfuhr man, das heutige und lezte Konzert, vor ihrer Abreiſe nach Paris, werde ohne Orcheſter zu Stande kommen, da das hieſige Orcheſter mit der Künſtlerinn im Streit verwikelt ſey und dieſe vor der Polizey verklagt habe. Mancher Muſikfreund, der in Berathung mit ſeiner Kaſſe gefunden, daß ſelbſt vier Gulden für ein Konzert das Gleichgewicht mit andern Bedürfniſſen ſtören würde, tröſtete ſich durch dieſen Unfall ſo wie durch die Verſicherung, ihre Stimme ſey um ein Paar Töne in der Höhe vermindert, ſeit dem Luſtrum, wo ſie zum Erſtenmal alle Seelen entzückte. Für mich, der ſie ſchon ohne Accompagnement gehört hatte, wäre ein Konzert ohne Orcheſter ein viel minderer Genuß geweſen. Schon um ſechs Uhr war der Saal, da das Konzert doch erſt um neun Uhr beginnen ſollte, gefüllt — dem Auge nach — obgleich im Hintergrunde noch viele Bänke unbeſetzt waren. Eine Reihe wohlriechender Blumen beſetzten den Saum des Orcheſters, aber Muſiker fehlten ganz. Endlich langten ſechs von auswärts hergekommene Inſtrumentiſten an, die auch das Konzert nicht auf die glänzendſte Weiſe eröffneten. Doch ein Konzert der Catalani kann lange Eingänge am erſten miſſen, denn jeder möchte nur den Zeitpunkt erreichen, ſie ſelbſt zu hören. In dieſer Hinſicht ſtellt ſich jeder, der ein Zwiſchenſpiel übernimmt, nur mit einiger Aufopferung hin; denn das geſpannte Publikum würdigt in der Erwartung ſelbſt das Beſſere nicht, und obgleich Hr. Clement ein gut komponirtes rondeau brillant von ſeiner Kompoſition ſpielte, war jeder zufrieden, daß es kein langes Konzert war, obgleich Mad. Catalanis häufige Ausrufe: il joue comme un ange, ihm ſtets Beyfall zuklatſchten. Das nach der Ouverture auf dem gedruckten Zettel angekündigte Gratias agimus tibi, welches in einer Geſellſchaft, die Graf Reinhard zu dem Taufeſt des Herzogs von Bordeaux gegeben hatte, von Mad. Catalani geſungen wurde, und, von Guglielmo in einem grandioſen Styl komponirt, zur Ehre der ſtarken Töne der Catalani in der Art des God save the King beyträgt — dieſes Gratias wurde mit einer Bravour-Arie von Hrn. Clement vertauſcht. Gegen die Kompoſition wäre nichts zu ſagen geweſen, aber eine rauſchende Bravour ohne Blasinſtrumente, nun gar, wenn der Suon della tromba durch Worte verkündigt, die Trompeten und gewohnten Gänge der Waldhörner durch die Blasinſtrumente angegeben werden — dann ſchwindet die Täuſchung.

(Der Fortſetzung folgt.)

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Freitag den 18. Mai 1821.

Länder- und Völkerkunde.

Johann Heinrich Mayr's Reise nach Constantinopel, Aegypten, Jerusalem und auf den Libanon. Herausgegeben von Johann Conrad Appenzeller. 2te verbesserte Auflage. Mit 4 Kupfern. St. Gallen. 1820. Bey Huber und Compagn. 576 S.

Als Hauptbewegungsgrund zu der Reise, deren Geschichte in vorliegendem Buche erzählt wird, giebt der V. die dem Sturze Napoleons vorausgegangenen, Handel und Wandel, Fabriken und Manufakturen lähmenden Zeitumstände an. Durch zu eröffnenden Waarenabsatz nach der Levante hoffte er nämlich den Arbeitern in seiner Manufaktur ihren Unterhalt fernerhin sichern zu können. Er gieng im May 1812 von Wien ab, und reiste durch Ungarn und das Bannat nach Konstantinopel. Aus dieser Stadt vertrieb ihn die Pest nach Smyrna, Aegypten, Palästina, und auf den Libanon, von wo aus er durch den Archipel seinen Rückweg über Salonichi nach der Wallachey nahm, und im Januar 1814 wieder in Wien eintraf. Sein Tagebuch über diese Reise schrieb er blos zu seiner Erinnerung und zur Mittheilung für Freunde, keineswegs aber in der Absicht es drucken zu lassen. Allein es fanden sich so viele alte und neue Bekannte, die es zu lesen wünschten, daß das ihm werthe Manuscript darüber zu Grunde gegangen seyn würde. Was war da wohl räthlicher als — es drucken zu lassen, zumal da er von allen Seiten dazu aufgefordert wurde, und es zum Abschreiben, gewiß aus guten Gründen, nicht füglich an Jemand überlassen konnte. Da es nun nothgedruckt bereits eine 2te Auflage erlebt hat, folglich Beyfall gefunden zu haben scheint, so möchte eine beurtheilende Anzeige wohl zu spät kommen. In einem der Vorrede einverleibten Briefe an den Herausgeber, den Prediger Appenzeller zu Biel, urtheilt der bescheidne V. von sich selbst folgendermaßen:

„Mir mangelt nach meiner innigsten Ueberzeugung alles, was zu einem Schriftsteller gehört, — Gelehrsamkeit und Sprachkunde. Selbst die nöthigen Vorkenntnisse, welche unnachläßlich von einem Manne gefordert werden können, der eine solche Reise unternimmt oder beschreiben will, giengen mir ab. Ich konnte mich gar nicht auf dieselbe vorbereiten, weil ich nicht ahnte, daß die Pest mich bis auf die Felsenklippen des Libanon jagen würde. Was nicht mein Verdienst, sondern ein Geschenk der Vorsehung, und eine Folge meiner vielen frühern Reisen durch die meisten Staaten Europens war, das mag auch einzig diesen Blättern einigen Reiz und Werth geben, nämlich Beobachtungsgabe, Menschenkenntniß und Geistesgegenwart; Vorzüge und Eigenschaften, von welchen ich wohl als Reisender behaupten darf, daß sie mir in entscheidenden Augenblicken weit mehr nützten, als alle tiefe Gelehrsamkeit."

Diesem Geständnisse des Vs. entsprechen nun allerdings die Beobachtungen, die er auf seinen Reisen gemacht, und in vorliegendem Buche etwas breit niedergelegt hat. Wahr ist's, er sieht durch keine gelehrte Brille, und ist unbefangen von vorgefaßten Meinungen und Ansichten. Allein da ihm die nöthigen Hülfsmittel zu genauern Beobachtungen, z. B. die Kenntniß der morgenländischen Sprachen und Antiquitäten, der Astronomie, Physik, Statistik ꝛc. abgehen, ihm folglich, worauf er zu sehen hat, nur zu oft verborgen bleibt, so müssen seine Beobachtungen natürlich größtentheils auf der Oberfläche der Dinge hinstreifen, und ziemlich alltäglich ausfallen. Das erste Buch enthält die Reise von Wien bis Konstantinopel. In Ungarn fällt unserm V. auf, das ungebaute, des Anbaus so fähig scheinende Land, die Unreinlichkeit und vernachlässigte Polizey, das schöne Gras in den Straßen von Ofen, die baumlose Oede zwischen Pesth und Temesvar, wo getrockneter Kuhmist gebrannt wird, da doch ganze Waldungen von Akazien angelegt werden könnten, die Trägheit der Einwohner und ihre Unzufriedenheit bey allem Anschein von Wohlstand. Das Bannat scheint ihm besser angebaut und schöner zu seyn als Ungarn. In der Türkey findet er bemerkenswerth die unzählige Menge herrenloser, ungezogner, den Franken wegen ihrer harlekinmäßigen Kleidung besonders aufsäßigen, nachts fürchterlich heulenden und sehr gefährlichen Hunde, den Bezirkshund *), die Bauart der Häuser, den Kontrast

*) Jeder Hund hat seinen Ort, den er als seine rechtmäßige

zwischen unserer ärmlichen, und der türkischen reichen Kleidung, die seltne gespenstartige Erscheinung der türkischen Weiber, das stolze verachtende Betragen der Männer gegen die Franken, und ihre wenige Furcht vor der Pest, den Luxus in Pfeifenmundstücken, die Bereitung des Kaffees*), das Schlachten mit Hirschfängern, die große Stille an öffentlichen Orten bey großem Gewühl, den Umstand, daß bey übrigens großer Unreinlichkeit keine menschliche Exkremente in den Straßen gefunden werden, und daß die Türken nichts von Auskleiden und Betten wissen. Die Ehrlichkeit der Türken, ihr gesetztes würdevolles Wesen preißt der V.; auch die Armenier kommen leidlich weg, arm zu scheinen und zusammen zu halten sey ihre Politik. Hart dagegen urtheilt er Seite 161 über die Juden. Niederschlagend für jeden, der jene schönen Länder dem Erbfeinde der Christen entrissen, und der Kultur wiedergegeben zu sehen wünscht, ist die S. 22 und 126 gegebne Charakteristik der Griechen. „Mit ausgezeichneten Geistesgaben, man möchte fast sagen, mit angebornen, ist der größte Theil dieses Volkes von der Natur ausgestattet; ein glückliches Gedächtniß, und ein entschiednes Talent für die Sprachen, scheinen den meisten aus ihnen eigen, nicht selten findet man Griechen, die 8 bis 9 Sprachen verstehen und sprechen; sie sind überhaupt von lebhaftem Charakter, fein, heiter, gesellig; dieß ist der Grundzug derselben; ausgebildet — sey es durch Verfassung oder Religion — beherrschen sie sich selbst mit Kraft im Unwillen und Zorn, sie scheinen kalt, wenn es auch in ihnen kocht. Von früher Kindheit an wirkt das Beyspiel überlistender Verstellung; verschlagen und verschmizt bedecken sie künstlich die glatte Außenseite durch die Grimasse der Freundschaft und Höflichkeit, sobald es um ihren persönlichen Vortheil zu thun ist. Ihr Hauptzug, beynahe ohne Ausnahme, ist Partheygeist, Eifersucht eines Stammes gegen den andern. Ist der geringste Anschein vorhanden, daß eine Parthey die andre überflügeln möchte, so finden sich gleich ein halbes Hundert, die es heimlich nach Möglichkeit zu hindern suchen, und ich bin überzeugt, daß wenn man es auf Stimmenmehrheit ankommen ließe, eher zehn Türken auf den Thron gesezt würden, als daß man sich einverstehen würde, einem Griechen diesen Platz einzuräumen. Keine Familie, kein Stamm, würde groß genug denken, ein Opfer für eine andre Familie, für einen andern Stamm darzubringen; von dem Geiste der alten Griechen hat sich auf die neuen nichts vererbt, als der, der Zwietracht und Familienpartheysucht. Das Sprichwort: 10 Griechen, 11 Sinne, soll eins der richtigsten seyn. Der Grundsatz, durch Ehrgeiz und Eifersucht fortdauernd genährt: lieber einen Landsfremden über sich zu sehen, als einen verhaßten Nebenbuhler, wird die Griechen bis an den jüngsten Tag hindern ein selbstständiges Volk zu werden."

Der Anblick Konstantinopels von der Ferne entzückte den V., in der Nähe betrachtet schien ihm aber alles elend und jämmerlich. Während seines Aufenthaltes daselbst starben über 90000! an der Pest; auch war er Zeuge einer ungeheuern Feuersbrunst, während welcher die zahllosen Hunde wider ihre Gewohnheit sich ganz ruhig verhielten. Das 2te Buch beschreibt die Reise von Konstantinopel über Smyrna, die Insel Scio und Rhodos, bis Alexandrien. Zu Manissa in Anatolien ließ sich der Verf. auf türkische Art, die einem damit Unbekannten Angstschweiß auspreßt, rasiren. Der Barbier drückte den Kopf des zu Rasirenden hart an seine Lenden, und nahm den Bart so scharf und tief ab, als es nie bey uns gewöhnlich ist. Am Ende wurden mit einer feinen Scheere die Haare aus den Nasenöffnungen geschnitten. In den Basars von Konstantinopel, Seres, Scio und aller andern levantischen Märkte ist es, der Landessitte gemäß, dunkel, und die Kleinwaaren liegen untereinander, als ob sie niemand angehörten. Ein mittelmäßiger europäischer Schelm, meint der V. könne hier in einigen Tagen sein Glück auf Jahre machen; nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Grundsatz werde nichts gestohlen. Gut ists, daß bey uns die Ochsen, Esel und andre lastragenden Thiere nicht so eigensinnig sind, als in Asien die Kamele. Diese so folgsamen, nützlichen, selbst von Kindern zu leitenden Thiere sind weder durch Güte noch Gewalt zu bewegen wieder aufzustehen, wenn sie nur wenige Pfund über das gewöhnliche Gewicht beladen werden. In Rhodos sind die Vögel ihrer Nahrung wegen weniger schlimm daran, als die Menschen; diese reißen sich um die Lebensmittel, die Spatzen hingegen sättigen sich nach Herzenslust vor den Läden, wo Korn und Reis ausgesezt sind, und kein Türke unterfängt sich, sie zu stören. Ueber Klöster und Klosterleben sagt der V. viel Wahres.

Das dritte Buch begreift den Aufenthalt des Vs. in Aegypten, und enthält nichts Besonderes, als seine Bemerkungen über die dortigen Augenkrankheiten, die er theils der so schnell abwechselnden Temperatur zwischen Tag und Nacht zuschreibt, theils dem Staube in den engen Gassen der größern Städte. Dieser Staub enthalte die ammonialhaltigen durch die Hitze pulverisirten Exkremente der die Straßen unaufhörlich durchziehenden Dromedare, Pferde, Büffel, Hunde ꝛc. und werde durch diese sowol als das Gedränge der Menschen, und deren weite schleppende Kleidung verursacht, daher denn die in der Wüste und mitten im Sande wohnende Beduinen frey davon blieben. Das vierte Buch ist der Reise nach Jerusalem, und dem Aufenthalte daselbst und auf dem Libanon gewidmet. In Jaffa

Heimath, so lange er lebt, bewohnt. Fallen Junge, so kampiren diese in der Nähe, aber immer jeder auf seinem eignen Flecke; dieß scheint einverstandne Sitte unter dieser Race.

*) Der Kaffee wird nirgends gemahlen, sondern fein, wie Mehl, zerstoßen. Er wird dick, trüb und schwarz, ohne Zucker, mit dem Satze getrunken.

wundert sich der V. über manche Maßregeln der dortigen Regierung. Kommt ein Schiff in dem schlechten Hafen an, so nimmt die Regierung Besitz von der Ladung, und bestimmt den Waarenpreis nach Willkühr; jeder Passagier, der aussteigt, bezahlt 4½ Piaster, eben so viel, wenn er wieder abreist. Sie erhielt eine starke Schiffsladung Eisen, die sie zu übertriednen Preisen absetzen wollte. Da sich Niemand fand, der davon kaufen wollte, so ward das Eisen auf die Einwohner, dem Schneider so viel, dem Kaufmann so viel, dem Schuster so viel ꝛc. vertheilt; ohne Widerrede mußte der Jedem zugemeßne Antheil angenommen und sogleich bezahlt werden. Einem Schweizer müssen freylich dergleichen Dinge auffallen —! Von dem vorigen Pascha von Akre, Achmet Cesar, erzählt der V. empörende Grausamkeiten. Ein Drittheil der Einwohner von Akre ist durch ihn verstümmelt worden. Man sieht da Einwohner, die entweder gar kein, oder blos ein Auge haben, andre mit abgeschnittnen Ohren, Händen, Nasen, Füßen. Der Tyran besaß eigne Maschinen, mit dem er im Nu ein Auge herauszuzwicken wußte; man brachte ihm deren oft ganze Teller voll. Zu was, wird der Obscurant wohl gesagt haben, braucht ihr Hunde denn die Augen? wollt ihr mir etwa damit auf die Finger sehen? Von Jerusalem ist der V. nicht eben bezaubert; er findet es unbegreiflich, wie die Könige David, Salomon ꝛc. ihre Residenz in dieser Oede aufschlagen konnten. Entsetzen ergriff ihn, als er am heiligen Grabe das schweinemarktähnliche Gewühl und Gebrüll, das unfeyerliche Betragen der Andächtigen, das lächerliche Rituale, die verschiednen einander hassenden Secten der Christen, und zwey Türken sah, welche in Gang und Geberden Stolz, Hohn und Verachtung ausdrückend, eine Peitsche mit 6 breiten ledernen Riemen schwangen, und damit wie die Schweinhirten auf die Köpfe und Gesichter der Christen losdraschen. Wer wollte, äußerte ein Pater, hier Ordnung halten können, wenn es die Türken nicht thäten. Wäre ich ein Muselmann, ruft der V. aus, nichts, was ich hier sah, könnte mich bewegen, ein Christ zu werden. Zufriedner ist er mit seinem Aufenthalte auf dem Libanon, und mit dem Lande und Fürsten der Druſen.

Das 5te Buch enthält die Ausflüge des Vs. vom Kloster Charissa auf dem Libanon aus nach Balbeck und dem Cedernwalde, und seine Rückreise von Beyrut aus über Cypern, Rhodos, und Scio bis Salonichi. Gegen die Ruinen von Balbeck gehalten nennt er Roms und Siciliens Alterthümer bloße Armseligkeiten. In den Gemäuern von Balbeck fand er Felsenblöcke, 80 und mehrere Schuhe lang und über 2 Mannshöhen hoch. Den Libanon hatte er sich voll von Cedern gedacht, fand aber während einer sechstägigen Reise keine. Endlich kommt er am Cedernwalde an, und ist ganz verblüfft über das Trüppchen Bäume, welches man in einer halben Stunde, umgehen konnte. Er zählte 9 Cedern, die sich durch Umfang und Alter auszeichneten, nicht aber durch ihre Höhe; der Umfang der größten maaß, 4 Schuh vom Boden, 10½ franz. Elle. Ein einziger Ast bis zum abgebrochnen Ende hielt 30 Schritt Länge. Die Tracht der Frauen in dieser Gebirgsgegend ist seiner Beschreibung nach drollig. Ihre größte Zierde ist ein silbernes auch wohl goldenes, an der rechten Seite des Kopfs oder auf der Stirne mit einer Binde befestigtes, über 1 Pfund schweres, einem großen Posthorn ähnliches Horn, über welches ein gedrucktes blaues Tuch als Schleyer geworfen wird. Mit dem vino d'oro des Libanons hielt weder der Cyperwein, dem der V. keine Lobrede hält, noch irgend ein andrer in Europa die Vergleichung aus. Im 6ten Buch wird die Rückreise von Salonichi nach Wien beschrieben und über die elende Quarantaine-Anstalt in Orsowa bitterlich geklagt. Zum Besten der leidenden Menschheit theilt schlüßlich der V. das Mittel mit, wodurch er sich von einem Nasenpolypen befreyete, an dem er 30 Jahre gelitten hatte. Das Abbinden, Abätzen und Ausreißen hatte so wenig als der Gebrauch innerlicher Arzneymittel geholfen; immer war der Polyp binnen kurzer Zeit wieder gewachsen. Das pulverisirte und täglich in 4 — 5 Prisen geschnupfte Katzenkraut (Teucrium marum L.) heilte ihn (wohlgemerkt, nach der Operation) radikal. Die 4 Kupfer stellen Ansichten dar, von der Stadt Jerusalem, der Gegend des Cedernwaldes, der großen Ceder selbst, und einem Kloster auf Libanon.

Englischer Literaturbericht für Januar und Februar 1821.

(Beschluß.)

Ein Bändchen unterhaltender Briefe über die Havana (bey Miller, 6 Sh. 6 D. mit Charte) giebt ein lebhaftes Gemälde der dortigen Sitten, und schildert überhaupt den jetzigen Zustand der Insel Cuba. Der ungenannte Verfasser läßt sich auch über den Sclavenhandel auf der Insel aus, ein Gegenstand, der jezt in England besonders Interesse hat, weil das Parlament sich aufs neue damit beschäftiget, Mittel und Wege zu finden, wie dieser Bluthandel den Franzosen, Portugiesen und Spaniern erschwert werden könne? Was die lezteren anlangt, so sieht man aus diesen Briefen, daß die Kaufleute in der Havana sich besonders durch den Sclavenhandel bereichert haben, und daß sich in Cuba allein 181,968 Leibeigene befinden. ja daß die Vereinigten Nordamerikanischen Staaten voriges Jahr den Sclavenhandel im Staate Missouri bestätigt haben. — Lyon's Reise in Nordafrika ist so eben erschienen mit 17 illuminirten Bildern in Steindruck (bey Murray, Preis: 3 Guineen); sie wird dem Liebhaber der Länderkunde nicht unwillkommen seyn. Er begleitete den bekannten Ritchie, welchen die brittische Regierung 1818 abschickte. Die Reise hat zwey Abtheilungen: 1. von Tripoli nach Murzuk, wo Ritchie starb; 2. Lyon's Nachforschungen in dem übrigen Königreiche Fezzan. Die Sendung kehrte dann nach Tripoli zurück. Von Ritchie ist nichts Aufgezeichnetes vorhanden, weil er seinem Gedächtnisse traute. Aber Lyon hielt sich ein Tagebuch, wo er aufschrieb, was vorkam, ohne verschönern oder übertrei-

den zu wollen. Gerade dieß giebt seiner Erzählung Werth. Von Tripoli sagt er manches Neue, besonders über die Marabuten. Man bewundert sie wegen ihrer Kenntniß, die Schlangen ohne Schaden in die Hand zu nehmen, aber Lyon lernte dieß bald selbst. Die Einwohner von Tripoli sind außerordentlich zum Trunke geneigt. Der dortige Admiral ist ein Renegat und ursprünglich aus Schottland: er steht in hohem Rufe. Das wichtigste in diesem Buche ist wohl die Schilderung der Arabischen Sitten und Gebräuche, da der Verf. nichts mittheilt, als was er selbst erfuhr; seine Erzählung liest sich angenehm. — Einer der besten Künstler Londons, C. A. Stothard, fährt fort mit seinen beliebten monumental effigies of Great Britain, wovon die neunte Nummer erschienen ist. Diese Bildnisse, welche man entweder in groß Folio oder groß Quart haben kann, sind aus den Englischen Domen und Kirchen gesammelt und geben die treuesten Darstellungen, die man jezt noch auftreiben kann, von berühmten Königlichen und andern Personen, die zwischen Wilhelm dem Eroberer und Heinrich VIII. lebten. Um diese Reihe von Portraits vollständig zu machen, suchte Stothard die Denkmäler der ersten Plantagenets in den ehmaligen Provinzen Maine und Anjou auf, und fand sie glücklicherweise, doch nur mit vieler Mühe. In diesem Hefte findet man Geoffrey Plantagenet, Graf von Maine und Anjou; Heinrich II., genannt Plataganet; die Königin Eleonore von Guienne, seine Gemahlin; Richard I. Löwenherz; seine Gemahlin Berengaria von Navarra; und Isabella von Angoulesme, Gemahlin Johannes ohne Land. Auch die Beschreibung ist mit trefflichen Vignetten ꝛc. verziert. — Die berühmte und reiche Societät der sogenannten Dilettanti hat wieder einen Band, the unedited Antiquities of Attica, herausgegeben, in Atlasformat, Preis: 10 Guineen, darstellend (in 84 unvergleichlichen Kupfern von den vorzüglichsten Englischen Künstlern) die Ueberreste der Gebäude zu Eleusis, Rhamnus, Sunium ꝛc. (bey Longman, Murray).

Italienische Literatur.

(Fortsezung.)

Pensieri sulla scienza della Storia u. s. w. (Gedanken über die Wissenschaft der Geschichte von dem Herzog von Ventignano) Napoli 1820. 8. in der Simonianischen Typographie. Der Verf. welcher J. B. Rio den Vater der historischen Synthese nennt, und auch schon einige Trauerspiele geschrieben hat, wünscht die geschichtlichen Kenntnisse einem wissenschaftlichen System zu unterwerfen, indem er ihnen den Charakter der Zuverlässigkeit und einer nothwendigen Ordnung ertheilte, so wie die der Ursache und Wirkung, welche aus den Grundgesetzen der menschlichen Natur hervorgeht. Von diesem allgemeinen Gesichtspunkt ausgegangen, schmeichelt er sich, die Fortschritte der Kultur, den Gang des Menschengeschlechts, das Ziel und die Richtung der moralischen und physischen Kräfte des Weltalls auseinandersetzen zu können. Wie weit ihm dieses gelungen ist, wagen wir nicht zu entscheiden. — Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al Vocabulario della Crusca u. s. w. (Verbesserungs- und Vermehrungs-Plan des Wörterbuchs der Crusca II. B. 2. Theil Milano 1820. Der Ritter v. Monti sezt dieses, gegen die Verfasser des Wörterbuchs der Crusca und ihre Nachfolger, welche sich das Recht angemaßt haben, allein über die italiänische Sprache zu urtheilen, gerichtete Werk, fort. Er vertheidigt die Sprachfreyheit so muthig, als gälte es die politische, und er hat Recht, wenn er Despotenketten der Sprache, die ihre Bereicherung und Verjüngung durch den Fortgang der Zeit und Weltgeschichte hemmen sollen, verwirft; er verehrt aber die Arbeiter der Crusca, welchen die schöne italienische Sprache großtentheils ihre Fortschritte verdankt, und erkennt, daß die Freyheit sich durch Gesetze von der Anarchie auszeichnet, wie vor dem Despotismus bewahrt. Dieser Theil des Montischen Werks enthält einen merkwürdigen und sehr gelobten Aufsatz des Grafen Perticari „über den Patriotismus des Dante;" er beweist, daß dieser ernste Dichter durch die Darstellung der Faulheit, Undankbarkeit, des Leichtsinns und aller Laster seiner Landsleute, fortwährend ihre Besserung beabsichtigte. Der zweyte Theil enthält eine Untersuchung über den wahren Ursprung der italienischen Sprache, den er unter Friedrich II. und Manfred in Palermo und Neapel sucht, und zeigt, wie sie sich, dem Volksbedürfniß gemäß, aus den Trümmern des Lateinischen unter dem Einfluß der Barbaren gebildet hat. — Poesie d'un amico degli uomini u. s. w. (Gedichte eines Menschenfreundes unter dem Preßzwang gedichtet und vermöge der Preßfreyheit gedruckt) von Carlo Meli. Neapel 1820. bey Angelo Trani. Man nimmt an diesem Titel wahr, daß das Werk vor dem Druck durch die Censur gieng, dennoch athmen diese Gedichte Freyheit und vaterländischen Eifer. Die edle Denkart des Verf. spricht sich besonders in einer Rede ohne Versmaß, welche den Gedichten vorangeht, aus. Darin zeigt er, warum die Neapolitaner, denen es, so wie allen Italienern, nicht vergönnt ward, die Wissenschaften zu pflegen, sich so eifrig mit der Dichtkunst beschäftigten. Der Dichter äußert schöne, belebende Hoffnungen, deren Erfüllung Italiens jetzige Lage zerstört hat, oder ihre Unzeitigkeit darthat, und nennt die ruhmwürdigen Namen der Prinzen Luperano, Turella, Lequile Montemiletto, Strongoli, Jerome Pignatelli, die Familie der Herzoge von Montelone u. a. m. welche, wie der Verf. selbst, die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes den Vorrechten eines unterdrückenden und dem Gemeinwesen feindlichen Adels vorziehen. Wir erinnern uns nicht, ob diese Namen in den neuesten Begebenheiten genannt wurden. — Del orgine de'Sacrifizi u. s. w. (vom Ursprung der Opfer.) Denkschrift des Ritters Giuseppe de Cesare Philadelphia, Neapel 1819 8. ist eine neue Auflage. Der Verf. hält die Menschen in ihrem Ursprung für thiermäßig wild und ihresgleichen verzehrend; glaubt aber, daß ihre Kultur endlich alle Spuren von Barbarey auf Erden vertilgen wird. Und so scheint der Verf., in gewissem Sinne, die Zukunft seines Vaterlandes zu weissagen. — Ricciarda, Tragedia von Ugo Foscolo, zwar in London 1820 gedruckt, gehört aber hieher: Bey den bis jezt unbesiegten Hindernissen, das italienische Publikum für eine höhere Tendenz des Schauspiels empfänglich zu machen, sind die Bemühungen der Dichter für ernstere Theaterpoesie sehr achtungswürdig. Ricciardo wurde in Italien in der Handschrift gelesen, sogar aufgeführt, aber so wie alle Trauerspiele, mit wenigem Beyfall. Die Charaktere des Stücks sind ungestümer und grausamer, als je die heftigste Leidenschaft vor dem Gesetz der Sittlichkeit verantworten kann, allein die Situationen sind sehr anziehend, die Schreibart so schön, daß sie den Leser des Italienischen durchaus Theilnahme einflößen wird. Derselbe Verf. dichtete schon zur Zeit des italienischen Königthums ein andres Trauerspiel: „den verliebten Ajar" in welchem er Gesinnungen äußerte, die das Trauerspiel verbieten machten und seinem Verf. die Verweisung zuzogen. Dennoch möchte Ajar als Gedicht betrachtet der Ricciarda vorzuziehen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Mai 1821.

... Wem nicht zur Religion sich verklärt Erkennen und Wissen,
Nimmer suche du Gold, glänzenden Sand nur, bey dem.

K.

Zur altdeutschen Sittengeschichte.

1.

Von Halberstadt berichtet Aeneas Silvius in seinem interessanten Werke: „in Europam" überschrieben (Argentor. MCCCCXCI 1491). In einer dortigen Kirche, deren Erbauer Karl der Große gewesen seyn soll, habe folgende Gewohnheit geherrscht. Jährlich wurde einer, den man mit größern Sünden belastet glaubte, von der Gemeine abgesondert und in Bußkleider gehüllt, mit umbundenem Haupt am ersten Tage der Fastenzeit in besagte Kirche geführt. Nach vollendetem Gottesdienste wurde er aus derselben hinausgestoßen. Sofort musste er vierzig Tage nacheinander baarfuß die Stadt durchwandern und um alle Kirchen herumgehen, ohne daß es ihm erlaubt war, in eine hinein zu treten. Auch anreden durfte er niemanden; eben so sprach niemand mit ihm. Als ein Auswürfling aus der Kirche und bürgerlichen Gesellschaft so behandelt, abgeschnitten von allem Verkehr, gewann er seinen nothdürftigen Lebensunterhalt blos von dem, was ihm die Domherren, denen dies oblag, wechselsweise zu thun, als Speise vorsezten, und blos durch ihre Winke eingeladen durfte er essen.

Zu schlafen war ihm erst nach Mitternacht auf den Straßen erlaubt. Am h. Donnerstag nach der Consecration des Oels wurde er wieder in die Kirche eingeführt, und nach einer feyerlichen Rede von seinen Sünden losgesprochen. Das Volk nennt einen solchen Menschen Adam und glaubt, daß er nach einem solchen Vorgange jezt ganz makellos sey von aller Schuld.

2.

Das Ruthenfest.

In einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Eppingen in der Pfalz, war es ehmals Sitte, daß die Kinder jährlich einmal mit ihrem Schulmeister einen Umgang durch die Stadt hielten, indem sie mit Birkenruthen in dieselbe einzogen, anzudeuten, daß sie so gerne der Strafe der Ruthen, wo sie derselben bedürften, sich unterzögen. Wahrscheinlich war dies eine Art christlichen Maienfestes, das unsere moderne Pädagogik freylich nicht der Nachahmung würdig halten wird. Wir wünschten übrigens, genaueres über diese Sitte zu wissen. Daß sie aber da und dort einheimisch war, beweist ein altes Lied, ohne Namen des Verfassers, überschrieben:

Ein Lied, wölches die Schüler zu Eppingen in der Pfalz gelegen, etwa gesungen, wann sie mit Ruthen durch die Stadt eingezogen, deren Schulmeister ich zwölf Jahr gewesen bin.

Im Ton: „Wölcher das Elend bauen will."

Es fängt folgendergestalt an:

Ihr Väter und ihr Mütterlein
Nun sehend, wie wir geh'n herein
Mit Birkenholz beladen:
Wölches uns wohl dienen kann
Zu Nutz und nicht zu Schaden.

Ewer wil und Gots Gebot
Uns darzu getrieben hot:
Das wir jtzt unsre Ruten,
Ueber unsern aigen Leib,
Tragen mit leichten Muthe.

Der heilg Vater Abraham,
Von Got ein solch Gebot vernam:
Nimm hin dein liebes Kinde,
Und opfers auf an jenem Ort:
Thu im das Holz aufbinden.

Da zog der Jsak fein daher
Als wann er gleich ein Schüler wer,
Vor Got wolt' er sich bücken:
Und trug zugleich, als wie wir jetzt,
Das Holz auf seinen Rücken.
u. s. w.

Das Lied findet sich in:

Poëseos aliquot piae exercitationes, conscriptae in gratiam generosorum adolescentum, Wirichi et Sebastiani fratrum germanorum de Dhaun, Comitum de Falkenstein, Baronum in Oberstein et Bruch etc. per Leonardum Engelhardt Halensem. Tubingae apud viduam Ulrici Mothardi. Ao. 1565. in 4to.

einem für Literatoren nicht uninteressanten, jezt sehr seltenen Buche, worin mehrere alte, geistliche Lieder, die sich größtentheils auch noch in den ältern Gesangbüchern finden, sammt andern erbaulichen Gedichten von Engelhardt und Andern, lateinisch übersezt, gegenüber dem deutschen Originale stehen, so wie auch verschiedene lateinische Gedichte von fremden Verfassern durch Engelhardt deutsch gereimt hier auftreten, nicht ohne Gewandtheit der Sprache für die damalige Zeit. — Von diesem Engelhard, Lehrer am Pädagogium in Tübingen, findet man bey Crusius, seinem Freund und Gevatter, in dessen Annalen noch viele Nachrichten, z. B. I. 608. II. 19, 218, 252, 304, 319 u. s. w. (Moserische Uebersetzung). Auch in der angeführten Sammlung sind manche griechische Gedichte von Crusius durch Engelhard in lateinische Verse übersezt. —

Das eben erwähnte Gedicht aber, zu Ehren des Ruthenfestes, ist nicht von Engelhard, sondern, wie die Aufschrift besagt, von Aquarius ins Lateinische übersezt — (redditum latine) à Theodorico Aquario Lubecensi, Medicinae Studioso und fängt an:

Huc oculos patres, oculos huc vertite matres.
Quid sibi natorum, cernite, pompa velit.
Adsumus et lentas gestamus corpore virgas,
Quae possunt nostro nil nocuisse choro.
etc.

C. . .

Lebensart, Sitten und Gebräuche der Bewohner des Wald- und Berglandes Perche.

(Beschluß.)

Die Revolution ist wie ein reißender Waldstrom über Bocage Percheron hingegangen. Die Einwohner sahen davon nichts, als die Besizthümer aus einer Hand in die andere wandeln, ihre Priester verfolgen und den Familien ihre Kinder entreißen. *) Durch Aufhebung der Zehnten fanden sie sich zwar geschmeichelt; doch waren es blos die Grundeigenthümer, die davon einen Gewinn zogen, indeß die Pächter fortwährend alle an die Stelle der Zehnten und der Steuern eingeführten und noch einzuführenden Abgaben zu bezahlen haben. Die Feudalrechte waren nichts weniger als lästig und kaum dem Namen nach bekannt. Einige Pächter haben den Mißcredit der Assignate zum Ankauf von Kirchen- und Emigrirten-Gütern zu benuzen gewußt. Das gemeine Volk kennt die Besizungen lediglich unter dem Namen von guten und schlechten, d. h. Erb- und Nationalgütern. Die leztern galten kaum halb so viel als die erstern und finden wenig Käufer, liegen übrigens dem größten Theile nach in den Händen der Stadt- und Fleckenbewohner: nur sehr weniges davon ist Eigenthum der Landleute geworden.

Noch vor zwanzig Jahren war es im Bocage Percheron eine Seltenheit, wenn ein Bauer oder ein Pächter lesen oder schreiben konnte. Gegenwärtig sind alle Schulen mit Lernenden angefüllt. Viele Eltern strengen sich beynahe über Vermögen an, um ihre Kinder in einer benachbarten Stadt in die Kost zu thun und sechs bis sieben Jahre daselbst unterrichten zu lassen, allein sie verfehlen größtentheils ihre Absicht. Bis ins siebente Jahr lernen nämlich die Kinder das Patois ihrer Eltern, Ammen und Dienstboten. In der Schule lernen sie mit Mühe Französisch lesen und sprechen. Mit dreyzehn oder vierzehn Jahren können sie lesen, schreiben, ein wenig rechnen, begehen ihre erste Communion, kommen nach dem Pachthofe zurück und werden Viehhändler oder Feldbauer. Von nun an wird neuerdings Patois mit ihnen gesprochen, und das Französische hört auf, für sie eine lebendige Sprache zu seyn. Sie lesen nichts mehr, schreiben noch weniger, handhaben dagegen die Sichel, den Pflug, den Karst und die Hacke, die Schulkenntnisse gehen wieder verloren, und kaum daß sie, zur Zeit, da sie sich verheyrathen oder einen Miethvertrag abschließen, mehr im Stande sind, ihren Namen zu unterzeichnen.

Zu den Wundern von Frankreich gehören, ihrer außerordentlichen Vegetation wegen, die Wälder von Perche.

---

*) Das war eben der Grund, warum Napoleon hier zu Lande l'empereur genannt zu werden pflegte, weil er alle jungen Leute in Requisition sezte und dadurch an der Verschlechterung (empirement) des Ackerbaues Schuld war.

Sie bestehen aus Buchen und Eichen, untermischt mit wenigen Ulmen, Erlen und Kastanien. Diese Hochwälder werden je zu neunzig und hundert Jahren umgehauen. Man findet daselbst glatte und gerade Stämme, deren Höhe bis zu den Aesten hundert bis hundert zwanzig Fuß beträgt. Es sollen dieß die schönsten Wälder in Europa seyn, und Napoleon, als er im Jahre 1811 vor dem Russischen Feldzuge, die Waldgegend von Bellesme besuchte, äußerte sich, noch nirgends so schöne Hochwälder gesehen zu haben. Diese Hochwälder, von denen in einem Lande, das zu Wasser kein Holz absetzen kann und an Brennholz einen Ueberfluß hat, die Heltare gleichwohl schon mehrmals 12 bis 15,000 Francs gegolten hat, liefert den ganzen Holzbedarf für das See- Genie- und Artillerie-Wesen, nicht weniger als für alle bürgerlichen und militairischen Bedürfnisse und Bauten. Sehr zu wünschen wäre es, daß der Grund und Boden, auf welchem die Waldungen so vortrefflich gedeihen, von Seiten der Regierung besser verwahrt und die leeren und gelichteten Stellen jedesmal wieder frisch angepflanzt würden.

Die Wohnung eines Pächters, der unter gänzlicher Steuerfreyheit einen jährlichen Pachtzins von 1000 bis 5000 Francs zu entrichten hat, ist folgendermaaßen zusammengesezt: Erstlich das Haus (Maison) d. h. die Küche, wo man speist, sich wärmt und zwey Betten stehen hat. An diese stoßen auf der einen Seite das Waschhaus und der Milchkeller, auf der andern das Schlaf- und Spinngemach der Mädchen, welches keinen andern Eingang als durch die Küche hat. Diese vier Zimmer sind getäfelt und haben breite Fenster mit Laden. Dann folgen mehrere, dem Umfange des Guts angemessene Ställe; einer für die Pferde, ein zweyter für die Ochsen, ein anderer für die Kühe und Rinder, ferner Schwein- und Hühnerställe, Stallungen für die Enten und Gänse; weiterhin ein bis zwey Speicher für Getreide und Sommerkorn, die groß genug sind, um die ganze Ernte zu fassen; sodann eine geräumige Kelter und eine Reibe von Granit oder Eichenholz, wo das Mostobst vermittelst eines durch ein Pferd in Bewegung gesezten Rades gequetscht, alsdann auf das Trottbett geschüttet und unter einem ungeheuern, vermittelst einer Schraube sich auf- und abwärts bewegenden Kelterbaume ausgepreßt wird. Auch einen Schaafstall für vierzig bis hundert Stück Wollenvieh begreift der Pachthof in sich; dann noch einen oder zwey Keller, wo die Mostfonnen, sowohl für den Hausgebrauch, als was davon zum Verkaufe bestimmt ist, aufbewahrt werden, und endlich eine isolirt stehende Backstube, wo das Brod für die Haushaltung gebacken wird. Die Knechte schlafen bey dem Vieh, in den Lagerstätten der Pferde- und Kuhställe. Ebendaselbst wird auch den Armen und Bettlern, die um ein Nachtlager bitten, ihr Quartier angewiesen. Die Betten des Pachthofes bestehen aus einem guten Strohsacke und einer Matratze, oder einem, auch mehreren Federbettstücken und Kissen, wozu die Gänse der Wirthschaft die Federn liefern müssen. Das Bett des Meisters steht in dem Hauptzimmer (Maison) und ist mit Vorhängen von wollnem Zeuge versehen.

Die Regenzeit über, oder wenn es schneyt und bey großer Kälte, beschäftigen sich die Männer damit, in den Scheunen ihr Korn zu dreschen, ihren Obstmost zu bereiten, Reife zu machen, ihre Tonnen frisch zu binden, das schon ausgedroschene Getreide aufzurühren, Körbe zu flechten und des Viehes zu warten. Die weiblichen Glieder des Haushaltes, mit Ausnahme der Meisterinn, welche mit ihrer Küche, dem Geflügel, den Milchkühen, dem Milchgewerbe, der Zubereitung des Käses, der Butter, der Nahrung für die Schweine, Kälber, Lämmer, u. s. w. vollauf zu thun hat, spinnen die Wittwen und Mädchen am Rade den Hanf, der innerhalb der Gränze des Pachthofes gewöhnlich in einem Morgen Landes gewachsen ist, und den sie selbst im Sommer eingesammelt, getrocknet, geröstet und gebrochen haben. Auch das Brodbacken ist ein Geschäft der Mädchen, die übrigens der Frau vom Hause in Besorgung ihrer Geschäfte und des Viehes an die Hand gehen. Noch eine Arbeit für die Winter- und Schneetage ist das Herausziehn des Mergels aus den Ziehbrunnen und denen an diese anstoßenden Gewölben. Die schönen Wintertage benuzt man dazu, das Erdreich aufzulockern und durch Vorarbeiten zum Empfange des Sommerkorns zu bereiten, die Zäune und Gehaue zu schneiden, Reisigbüschel aufzubinden, die Wässerungskanäle und Scheidungsgraben neu aufzuthun, die Wege und Gänge des Pachthofes auszubessern, den Dünger aufzuschichten; Heidekraut, Kehrig und Unkraut zum Faulen unter den Ablauf des Düngwassers zu bringen (zum Erzeugen künstlichen Düngers); in guten Jahren die Klee- Heu- und Getreideschober, die das Gebäude wegen überschwenglicher Ernte nicht hatte fassen mögen, unter das Dach zu bringen, die Materialien zu allfälligen Bau-Reparationen herbey zu führen u. s. f. Mit einem Worte, der Wahlspruch des Percheron ist: Qu'on nechomme jammais de quoi faire, et on fait toujours quelque chose d'utile.

Luther Sprüchlein.

Auf der Büchersammlung am Dom zu Halberstadt ist eine lateinische gedruckte Bibel vom Jahre 1483 vorhanden, welche einst Luthern angehörte und worin dieser Gottesmann eigenhändig seinen Namen und folgendes schöne Sprüchlein geschrieben hat:

„Es ist kein streuchlein ohn der Bibel, wenn maus „klopffet, das nicht einen gülden apffel gebe.“

Büsching's Reise durch einige Münster und Kirchen des nördlichen Deutschlands. (Leipzig 1819). S. 263.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London den 24. April.

Der Premierminiſter hat endlich den Kuratoren des brittiſchen Muſeums eine anſehnliche jährliche Summe zum Bauen bewilligt. Das Muſeum hat einen ſchönen, ziemlich großen Garten, welchen es nun für die beabſichtigten Anlagen aufopfern muß. Aber vorher wird es einige Mühe haben, ſich mit dem reichen Herzog von Bedford zu vergleichen. Die neuen ſchönen Straßen, welche dieſer Herr in der dortigen ihm als Grundherrſchaft zugehörigen Gegend (the Bedford estate) erbauet hat, ſtößt an dieſen Garten und umringt ihn von drey Seiten, und die Häuſer verlieren natürlich ihre freye Ausſicht durch die vorhabenden Bauten. Doch wahrſcheinlich wird ſich die Sache ausgleichen laſſen.

Wie in England faſt Alles zehnmal theurer iſt als auf dem feſten Lande, ſo finden auch Buchhändler das Ankündigen ihrer Bücher überaus koſtſpielig. Große Häuſer, wie Longman u. Comp., Cadell, Murray, Baldwin, Colburn und Andere, bezahlen dafür an die Zeitungen jährlich Summen, die man kaum glauben würde. Das Wohlfeilſte iſt noch eine Ankündigung auf den Umſchlägen der Magazines und Reviews, oder einzelne hinten eingeheftete Blätter, ob gleich auch dieſe hoch zu ſtehen kommen. Wenn man z. B. ein einziges Blatt an das Quarterly Review anheften läßt, ſo bezahlt man fünf Guineen für die Aufnahme deſſelben, und muß fünfzehntauſend Exemplare (denn ſo groß iſt die Auflage des Quart. Rev.) liefern. Murray verdient dadurch ſo anſehnlich, daß ihm dieſe Ankündigungen oft die Hälfte der Koſten eines Stücks bezahlen. — Das Trauerſpiel Marino Faliero von Lord Byron, deſſen Bearbeitung der beliebte Dichter Theodor Hell zu übernehmen vorigen December in der Abendzeitung ankündigte, kam vor etlichen Tagen heraus, war aber ſchon zwey Stunden nach der Erſcheinung nicht mehr zu haben. Die Geſchichte iſt dieſe. Sobald ein Buch in London heraus kommt, iſt der erſte Schritt des Verlegers to subscribe it, d. h. er ſchickt gleich zu den übrigen Buchhändlern, vornehmlich nach Pater-noster Row, und dort gemeiniglich zuerſt zu Longman und Comp., dem größten Hauſe, den Titel des neuen Buchs nebſt dem Verkaufs- und dem Nettopreiſe, und bittet das beſchickte Haus für ſo viel Exemplare zu unterzeichnen, als es etwa brauchen kann. Murray hatte von Lord Byrons Marino Faliero 3500 Exemplare gedruckt. Als der Zettel von ſeinem Diener zu Longmans gebracht wurde, unterſchrieben dieſe Herren gleich für tauſend Exemplare. Der Diener ging nun zu Baldwin und Comp. Dieſe nahmen fünfhundert. Die nächſten Häuſer nahmen 400, 300, 200 u. ſ. w. Als der Diener nach Fleetſtreet und in den Strand zurückkam, wo es auch mehrere ſolide Häuſer gibt, ging die noch vorräthige Anzahl ſchon ſo ſehr zuſammen, daß die in der Gegend von Coventgarden wohnenden Häuſer mit genauer Noth noch zehn Exemplare erhielten. Nun blieb alſo für das ganze ſogenannte Weſt — end of the town, wo es beſonders in und um Bondſtreet ſehr anſehnliche Häuſer gibt, auch nicht Ein Exemplar mehr übrig, ſo daß Hof, Miniſter, hoher Adel, Gentry, nebſt der ganzen ſchönen und galanten Welt, welche nach dem neuen Byroniſchen Produkte hungerten, vergebens darnach ſchickten, und nun mit ihren Buchhändlern deßwegen ſchmolzen. — Durch die eben erwähnte Gewohnheit der Londner Buchhändler (to subscribe their publications) werden ſie jedoch nur eine gewiſſe Anzahl los: es herrſcht unter ihnen noch eine andre Sitte für dieſen Zweck, nämlich die Buchhändlerſchmäuſe (dinners, booksellers' sales, or auctions.) Während der Saiſon (die season der Londner Buchhändler währet von Oktober bis Anfang Mai's) gibt es ſechzig bis ſiebenzig ſolcher Schmäuſe. Ein Haus, oder zwey, auch wohl drey Häuſer laſſen Kataloge der zu verſteigernden Bücher auf große Foliobogen mit breitem Rande drucken und ſchicken dieſe an (the trade) die Buchhändler. Auf einem ſolchen vorliegenden Katalog heißt es: „Ein Katalog roher Bücher" (inquires) welche an „die Buchhändler in London und Weſtminſter Dienſtag den — „in der Albion Taverne, in Aldersgateſtreet verauktionirt werden „ſollen." Gleich darunter ſtehen die „Bedingungen der Verſteigerung," nämlich vier Monate Kredit für Käufer zu zehn Pfund; vier und acht Monate für zwanzig Lſt.; vier, acht und zwölf Monate für funfzig Lſt.; vier, acht, zwölf und ſechszehn Monate für hundert Lſt. und darüber. Dieſe Schmäuſe ſind eben ſo koſtbar, wie wenn die vornehmſten Leute zuſammen ſpeiſen: das Gedeck zu einem Carolin (a guinea per head). Es ſind gewöhnlich ſechszig bis ſiebenzig Buchhändler gegenwärtig, ſelten nur vierzig. Im Durchſchnitt koſtet ein ſolches Gaſtmal dem Buchhändler, welcher es zur Verſteigerung ſeines Verlags beſtellt, über hundert Pfund, und man wählt dazu die erſten und vorzüglichſten Hotels, z. B. the Albion, the London etc. Die Einladungen dazu ſind, wie ſich denken läßt, ſehr dringend, und jemehr Häupter oder doch Aſſocie's der erſten Häupter ſich einſtellen, deſto ehrenvoller iſt es, und deſto beſſere Ausſicht für die Verſteigerung hat man. Man ſpeiſt um zwey Uhr hier, eine ſehr frühe Stunde, um Zeit zu gewinnen. Nach Tiſche läßt man alle Aufwärter abtreten, und die Auktion hebt an.

Charade.

Die beyden erſten Sylben zu errathen.
Erinn're dich an Romas hohe Retter.
Die zwar wie Pepe's muthige Soldaten,
Der Zung' nicht ſchonten als das Krieges-Wetter
Erfrachte; doch geſchlagen ward der Feind.
Deß neu Geſchlecht nicht gleicher Ruhm beſcheint.

Prometheus auch gedenk' des göttlich kühnen,
Der klaglich an den Felſen hingeſchmiedet,
Doch nicht vermocht' den Frevel zu entſühnen.
Wenn dich vielleicht mein hoher Flug ermüdet,
So laſſe dich, die Merkmale zu mehren,
Vom kranken Melancholikus belehren.

Die letzte Sylb' bezeichnet Leckerbiſſen;
Doch vorgeſetzt den ihr einſt eignen Namen,
Haſt du ein Männchen da, das viele miſſen,
Die ſonſt zum Lachen in's Theater kamen.
Auf Räder ſtellt man es in andern Ländern,
Um Zeit und Aufenthalt ſchnell zu verändern.

Der Schlange iſt das Ganze zu vergleichen.
Zu dem Geſchlecht gehört's der vor'gen Sylbe,
Darum trifft jene auch genau dieß Zeichen.
Doch würgt das Ganze nicht 'mal eine Milbe,
Wenn jener Sylb' Bedeutung oft beſieget,
Selbſt ihrem Gift der Elephant erliegt.

Auflöſung der Charade in Nro. 114.
Lichtſchirm.

Berichtigung.

In Nro. 115 iſt der Name unter dem Motto Georg Fellinger zu leſen.

Nro. 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Mai 1821.

Und niemand frug, was da geschah:
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Gellerts Fabeln und Erzählungen.

Der Geiselstein. *)

Eine Volkssage.

Was schauet vom Felsen ins Thal herein?
Es ist der Graf von Geiselstein.
Er schaut so wehmuthsvoll mich an,
Was hat man dem armen Grafen gethan?

Es ist um das heilige Osterfest,
Als fröhlich der Graf sein Schloß verläßt;
Er reitet auf die Jagd hinaus,
Die Knaben bleiben allein zu Haus.

Sie sahen wohl lange dem Vater nach,
Als Hugo zu seinem Bruder sprach:
„Sieh, Albert, es scheinet die Sonne so schön,
„Komm, laß uns hinab an den Burgsee gehn."

„ „Nein, Hugo! sieh, wie die Wolken nah'n!
„ „Es zieht ein schweres Gewitter heran." "
„Der Vater ist fern im dunkeln Wald,
„Und die schwarzen Wolken verziehen sich bald.

„Der ruhige See, er ladet uns ein;
„Komm, Albert, und laß das Sorgen seyn!" —
„ „O sieh, wie die Woge den Fels bespritzt!
„ „Sieh, wie es da hinten so schaurig blitzt!" " —

„So geh' ich allein zum See hinab,
„Und fänd' ich im Wasser mein frühes Grab." —
„ „Nein, Hugo, zusammen gehen wir,
„ „Und solltest du sterben, so sterb' ich mit dir!" "

Es hat der Vater nicht Ruhe, nicht Rast,
Er durchjaget den Wald in ängstlicher Hast;
Bald stößt er ins Horn, es ist ihm so bang;
Es dünket die Zeit ihm unendlich lang.

Er eilet nach Haus, er stürzt in den Saal,
Er suchet die Knaben wohl überall.
„Wo seyd ihr, o Himmel, wo seyd ihr?" — es bricht
Des Vaters Herz, denn er findet sie nicht.

Da sieht er hinaus mit sehnendem Blick,
Erblicket die Knaben und bebet zurück,
Denn sie suchen umsonst auf schwankendem Kahn
Im Sturmesgeheule dem Ufer zu nah'n.

Es hallet der Donner, die Woge braust,
Die Blitze zucken, der Sturmwind saust;
Da beten die Knaben zu Jesu hinauf:
„Nimm gnädiglich unsere Seelen auf!"

Und wie sie so beten, der Donner schweigt,
Und im Nachen ein holdes Knäblein sich zeigt.
Es spricht umgeben von Himmelsschein:
„Geht nun in das Reich des Vaters mit ein!"

Da schauen die Knaben zum Schloß hinan:
„Lieb Vater, leb wohl!" — Da sinket der Kahn.
Da erkaltet des liebenden Vaters Herz,
Er erstarret zu Stein vor unendlichem Schmerz.

Die Burg ist zerfallen, der See ist nicht mehr,
Doch blickt noch heute schauerlich hehr
Ins Thal herab das Haupt von Stein
Des armen Grafen vom Geiselstein.

Gustav Hobbach.

*) Bey Geislingen, einer romantischen Gegend auf dem Weg von Stuttgart nach Ulm.

Die Geächteten.

(Fortsezung.)

Ganz anders als mit so freudigen Entschlüssen, Liebes-Verbindungen und Freundesbündnissen, beschäftigte sich Amtmann Hofmüller seit seiner Rückkehr von Eichthal. Er schickte und erhielt Boten, vernahm in Geheim einiges schlechtes Gesindel, das, wenn gleich von den Gensdarmes gebracht, doch mit Wein und Speise reichlich bewirthet ward; endlich reiste er in die Kreisstadt, und Cunegunde, die ihn begleiten musste, um für die Mama und alle elegante Frauen der Umgegend Putz und Gewürz für ein ganzes Jahr einzukaufen, nahm mit Angst wahr, daß er Leuten den Hof machte, vor denen allen ihr Inneres, wie Margarethens in Mephistophles Gegenwart, erbebte. Nach seiner Rückkehr hielt er sich still, wie die Spinne in ihrem vollendeten Gewebe wartet, bis die arme Fliege dem Morgenstrahl entgegen eilend, sich in die überglänzten Fäden verwickelnd, ihr Opfer wird.

Die Sommerernten waren beendigt, das Land sah einem reichen Herbste entgegen, der Bauer war froh. — Da erhielt der Amtmann einen Brief von Erle, der ihn mit seiner Familie aufs freundlichste zu Decius Verlobungsfest mit Benona einlud. Cunegunde erbleichte, und rief doch mit himmlischer Heiterkeit: Gott segne sie! und die lieben Eltern, die ihr Glück machen! — Die Frau Amtmänninn sah sich ängstlich nach Verhaltungsvorschriften auf ihres Mannes Gesicht um; dieser lächelte aber hämisch, legte den Brief langsam in seine alten Falten, zog ihn durch die Finger und sagte, den Kopf zurücklehnend vor sich hin: „Wir wollen kommen, wir wollen kommen. Das ist eine vernünftige Heyrath."

Erle hatte mit seinen Freunden diese Verlobungsfeyer sehr wohl ausgesonnen. Dieser Tag ist dem liebenden Herzen und dem zarten Gefühl nicht so wichtig wie der Hochzeittag, und da der Besitzer von Eichthal an einem der beyden Tage seine Nachbarn und Bekannte nach guter Landessitte bewirthen musste, gewann er den Vortheil, den Schwager Amtmann von der Hochzeit zu entfernen, wenn er ihn zum Tumult der Verlobungsfeyer einlüde. Dieser Tumult, von einen halb hundert Landedelleuten und Beamten im frohen Muthe erzeugt, brachte manches Gute hervor. Er entzog Nicolas Entzücken beym Wiedersehen seiner Cunegunde, und die zitternde Freude dieses, des Glückes ungewohnten tief fühlenden Geschöpfes, er machte aber auch die Gegenwart des Amtmanns weniger merklich, der lauernd und lächelnd mit stierem Auge unter den fröhlichen Gästen umher schlich. Das Mittagsmahl war vorüber, der Tanz sollte beginnen, als ein fremder Wagen von einigen Gensdarmes begleitet in den Hof fuhr, und zwey Fremde ausstiegen, die etwas verwundert die vielen ledigen Chaisen der anwesenden Gäste auf dem Hofe zu bemerken schienen. Das herbeyeilende Gesinde bedeutete die Fremden von der Veranlassung zum statthabenden Fest, worauf sie sich einander verlegen ansahen. Hofmüller, den kein Gespräch festhielt, hatte sich fleißig an den Fenstern aufgehalten, wo er seiner alten Knabensitte getreu, Fliegen gemordet und die Landstraßen überschaut hatte; er nahm den Wagen mit der Begleitung der Gensdarmes sehr früh wahr, allein statt die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sie zu ziehen, schlich er vom Fenster weg, und ward nachher im lezten Zimmer auf der Gartenseite, bey einem Schachbrett sitzend gesehen, wo er, sein eigner Gegner, Schach zog. Das Geräusch auf dem Hof machte jedoch aufmerksam, mehrere Gäste schauten aus dem Fenster, unter andern auch der Justiz-Präsident Flad, der einzige Residenzbewohner, der, in dem benachbarten Curort sich aufhaltend, durch einen Zufall von einem der Gäste eingeführt worden war. Befremdend sah er sich nach dem Hausherrn um, dieser war indessen auf die Einladung der so eben angekommenen Fremden mit Walter in ein unteres Zimmer gegangen, und die Gensdarmes hatten die Ausgänge des Hauses besezt. Es entstand eine allgemeine Bestürzung, die jungen Leute vom Hause versammelten sich alle um die Mutter, welche sichtbar angegriffen ihre Fassung dennoch behauptete und den Kindern befahl, die Gäste zu unterhalten. Jezt schickte Erle einen Diener herauf und bat den Justiz-Präsidenten um seine Gegenwart. Der Mann nahte sich mit offenbarer Gemüthsbewegung der Hausfrau, faßte ehrerbietig ihre Hand, drückte sie an seine Lippen und sagte, auf ihre noch immer bang um sie versammelte Kinder deutend: „werthe Frau, ich habe hier genug gesehen, um der Freund ihres Mannes zu werden." — Jezt brach Frau Marie in Thränen aus. Mielchen stürzte in ihre Arme, Cunegunde, Benona faßten ihre Hände und knieten zu ihren Füßen, undeutliches Angstgefühl ergriff sie. Decius hatte seinem Bruder und Nicola einige Worte ins Ohr gesagt, und die drey Jünglinge standen wie junge Löwen, die den Angriff des Jägers erwarten. Der Moment war peinigend, die guten Nachbarn wollten trösten, die Fremden zogen sich in die anstoßenden Zimmer, und besprachen leise, in Gruppen gesondert, den zweydeutigen Vorfall. Stiller ward es und stiller in der Nähe der bangen Gattinn. Jezt hörte man die Thüren der untern Zimmer sich öffnen, erschrocken richteten alle den Blick zur Treppenthür, und die Jünglinge verschlangen, glühende Blicke auf einander heftend, ihre Rechte wie zu einem Bundesschwur. Da trat der Präsident herein, Walter und Erle an der Hand haltend, und führte sie zur zitternden Hausfrau. — „Das war ein schöner Tag, sagte er mit lauter Stimme, der mich hierher führte, um Zeuge des Siegs der Rechtschaffenheit zu seyn. Meine Herren, rief er, zu der sich neugierig nahenden Gesellschaft gewendet, belieben Sie in Gegenwart, und mit Vergünstigung des hier anwesenden Herrn Commissärs und Aktuars, die Veranlassung dieses Vorfalls zu hören, der

die ganze Nachbarschaft interessiren muß. Sehr schlechte Diener unsers guten Landesvater hatten diese beyden ehrenwerthen Männer in der Residenz angeschwärzt, als werben sie Auswandrer nach Amerika an; die Gesetze verhängen darüber verdiente Strafen. Durch Ränke wußten jene Angeber alle Formalitäten zu umgehen, auf ihre bloße Anklage erhielten diese Herrn den Befehl, unsern edeln Wirth und seinen Freund ins Kreisgefängniß abzuführen." — — Mit lautem Schreckensruf drängten sich die Gattinn, die Töchter um Gatten und Väter, stolz und mit verzehrenden Blicken auf den Regierungskommissär traten die Jünglinge mitten in den, um die Familien gebildeten Kreis. — Der Justiz-Präsident fuhr fort: „doch unsre Freunde hatten alle Mittel in Händen, den Auftrag dieser Herren unnöthig zu machen; der wirkliche Sachbestand befindet sich also: Unser wackerer Wirth hat seinem zweyten Sohn Ländereyen in ** gau gekauft, und wird mit seinem Freund zum Theil hier, zum Theil dort den Lebens-Herbst genießen. Walter hat mit mehreren ** Regierungen eine offenbare, loyale Unterhandlung angeknüpft, um die, nicht mehr vom Auswandern abzuhaltende Landleute, von ihren eigenen Obrigkeiten angeleitet, in die neue Welt abzuschicken; dort hat der wohlthätige Mann seinen Credit und ansehnliche Geldsummen verwendet, um sie sichre Wohnplätze in günstigen Gegenden finden zu lassen. Sein eigner hier gegenwärtiger Sohn wird im nächsten Frühjahr diese Auswanderer führen. Darauf beruhte demnach die Beschuldigung der verächtlichen Angeber. Diese Herren sind durch die vorgelegten Dokumente von dem wirklichen Sachbestand so klärlich überzeugt, daß sie ihren Auftrag für beendigt halten, und mir erlauben, nach Beendigung meiner Badekur, diese beyden Männer selbst nach der Residenz zu führen, um sie unserm gütigen Fürsten vorzustellen." — Der Kommissar bezeugte die Wahrheit dieser Erklärung mit lauter Zustimmung; noch mehr, indem er ans Fenster trat und den Gensdarmes zurief, daß ihr Geschäft geendigt sey, und sie den Hof unverzüglich zu verlassen hätten.

(Der Beschluß folgt.)

Todesboten.

Vor einigen Jahren verfielen die Einwohner von Reading in England, durch gewisse ahnungsvolle Zeichen, die sich auf dem Brode vom Backofen eingeprägt fanden, in große Besorgnisse. Eine alte Dame sah ganz deutlich auf der untern Seite eines Laibes die Umrisse eines Todtenkopfes mit kreuzweis gelegten Beinknochen, und war durch dieses Zeichen, welches sie als einen unfehlbaren Todesboten ansah, so erschrocken, daß sie krank wurde. Eine andere Frauensperson in der Blüthe der Jahre, sah ganz deutlich die Worte: „Gestorben den 20. September," und schloß daraus, daß ihr das Schicksal auf diese Weise ihren Sterbetag verkünden wolle. Auf dem Brod einer Dritten stand in großen Buchstaben das Wort: „Resurgam." Die erstaunte Frau zeigte das Brod einem verschmitzten Nachbar, welcher, ohne an etwas Uebernatürliches zu denken, es für eine unschuldige Devise des Bäckers hielt, um damit seinen Wunsch, daß das Brod aufschlagen möchte, anzudeuten. Indeß zerbrach man sich im ganzen Ort die Köpfe, um die Ursache dieser wunderbaren Erscheinungen herauszubringen, und nach einigen Erkundigungen löste sich das Räthsel auf eine sehr natürliche, obgleich für den Bäcker nicht sehr ehrenvolle Art.

Durch einige in dem St. Giles-Kirchhofe vorgenommene Veränderungen waren nämlich einige flache Grabsteine überflüssig geworden, indem die Personen über deren Gräber sie gelegen, das enge Haus schon so lange bewohnten, daß kein Freund mehr vorhanden war, um sie im Besitze ihres lezten Rechtes, des steinernen hic jacet zu erhalten, das einst Liebe oder Pflicht ihrem Andenken gewidmet. Es ereignete sich aber, daß gerade der damalige Kirchenvorsteher der vornehmste Bäcker des Ortes war, und mit lüsternen Augen sah er diese schönen geglätteten Steine, die sich so sehr für seinen Ofen zu passen schienen, welcher gerade eines neuen Bodens bedurfte. Ging er in die Kirche oder kam er aus der Kirche, so war es immer dasselbe, er konnte nie die Steine sehen, ohne zugleich an seinen durchlöcherten Ofen zu denken. Die Versuchung war zu groß, in einer schwachen Stunde entschloß er sich kurz, schaffte die Steine nach Hause und befriedigte sein Verlangen, indem er sie in den Ofen mauerte, wo sie kein anderes Auge erblicken sollte als sein eigenes. Aber die stummen Steine bekamen Zungen. Obgleich durch die Länge der Zeit glatt abgerieben, waren doch die Spuren ihrer ersten Bestimmung nicht ganz verwischt, und diese druckten sich ganz natürlich an dem Boden des Brodes ab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, May.

(Fortsetzung.)

Die ersten Leistungen der gefeyerten Sängerinn waren heut mit einiger Anstrengung verbunden. Bekannt ist, daß nichts so sehr als die Gemüthsstimmung auf die Stimme wirkt: Schreck oder Aerger können sie ganz rauh machen. Wie sehr mußte dieß der Fall seyn an einem Tage, wo indeß eine zahlreiche Versammlung ihre für manchen unter ihnen nicht unbedeutende, Opfer brachten, diese so berühmte Person vor die Polizey gefordert ward, und von dieser des streitigen Gulden à Person wegen zur Bezahlung angewiesen wurde. Dieser Vorfall konnte der Kunde des Publikums nicht entgangen seyn. Natürlich, daß die Verlegenheit, ohne Orchester zu singen, und der Widerwillen sich von den fremden Musikern begleiten zu lassen, eine Bewegung in ihr erregt haben mußte, die ihrer Stimme leicht eine Alteration geben konnte. Die Sache war folgende: vor fünf Jahren als die Konzert-Entree fünf Gulden betrug, zahlte die Catalani jedem Musiker eben so viel. Dießmal blieb sie in eben dem Verhältniß, um so mehr, da der verdiente Kapellmeister Guhr von Kassel, wie Hr. Clement sagte, der zwar selbst nichts nahm, aber

für die Andern dieß angab, ihnen hierin zur Richtschnur diente. Das Orchester klagte; die Oberbehörde aber entschied, daß, weil die schlecht bezahlten Musiker sich durch Lectionen ihre Bedürfnisse erwerben müssten — sollten auch die fünf geforderten Gulden ihnen nicht geschmälert werden. Da nun Mad. Catalani von keinem einzigen dieser Musiker accompagnirt seyn wollte, strafte sie sich und das Publikum durch die fremden Instrumentisten; denn obgleich sie nichts äußern durfte, sah man doch die zuweilen nicht zurückgehaltene Ungeduld der Sängerin, deren Enthusiasmus durch Mißgriffe oder störenden Verstoß der accompagnirenden Instrumente gehemmt ward. Nach der ersten Clement'schen Bravourarie spielte dieser junge Mann, Direktor des Theaters an der Wien, sein rondeau brillante sehr gut. Der Klang des Namens hatte manchen Kenner herbeygezogen, der sich an so manchen Genuß am Klavier erinnerte, den Clementi ihm geschenkt hatte; allein bey weiterer Nachfrage, entdeckte sich keine Verwandtschaft mit ihnen. Als viertes Musikstück war die Arie povero cor perche von Blumenthal angekündigt. Mad. Catalani trug statt ihrer ein einfaches italienisches Thema vor mit Variationen, wo eine ihrer Hauptfertigkeiten: die Schnelle, die dem Zuhörer fast den Athem nimmt, glänzt. Als sie zurückkam und die Bemerkung wieder erscholl: es wäre nicht das angezeigte Tonstück, sagte sie, „diese Variationen sind von mir selbst komponirt." Ganz vorzüglichen Effekt machten die Halbtöne, hier, wo sie nicht in willkürlichen Ausdehnungen, sondern in dem Takt rein wie Perlen hervorrollten. Die Phantasie des Hrn. Clement auf dem Piano war ein pot pourri, wie ihn mancher Dilettant zur Ausfüllung gegeben hätte. Nun kamen die Rhodischen Variationen, die die Kunstfertigkeit der Violin-Passagen mit den Tönen der Stimme einten; immer mehr wurde Angelica belebt, und ihre Staunen erregenden Töne wirkten nicht allein auf die Zuhörer, sondern auch auf sie selbst. Als sie kam, war sie so leidend, daß sie selbst bekannte: sie sey so krank, daß sie die größte Furcht habe, sie werde nicht singen können. Ihre Furcht war nicht ganz ohne Grund, da sie dem verlangenden Publikum nichts zu bieten hatte, als ihre Stimme, indem kein würdiges Ensemble für diesen Abend möglich war. Ihr häufiges Trinken einer bavaroise, Essen von Pastillen, oder wohl gar Räuspern und öfteres Husten, was eigentlich jeder guter Singmeister verbietet, da es das Hinderniß nur scheinbar wegzuräumen sucht, indem es wirklich die Rauhigkeit vermehrt — konnte nichts bessern. Nur die gewohnten Huldigungen ihrer vornehmern Bewunderer, die wohl fanden, daß es eine Schande für Frankfurt sey, den Saal nicht mehr gefüllt zu sehen — konnten ihr die Bedrängnisse des Tages vergessen machen. So sehr an Beyfall gewohnt, ist es zu verwundern, daß der Weihrauch noch so ihr Element, und ihr Streben so sichtbar auf Stern und Orden gerichtet ist. Statt der polacca (la placida campagna von Portugallo) wurde eine Arie von alt-italienischer Melodie gesungen, die nicht das in sich fasste, was man unter alt-italienischer Musik versteht, die auch das; c'est de Mr. Clement nur in einigen variirten Beylagen rechtfertigen konnte. Bey der Frage: warum Portugallos polacca nicht gesungen würde? meinte Mad. Catalani; sie sey zu bekannt und es sey viel mehr Ausdruck in dem, was sie jetzt sänge. Doch wurde wohl die Wahl nach den Umständen getroffen, wo die Blasinstrumente am leichtesten entbehrt werden konnten und nicht etwa Solo's hatten, was sich mit so einem schnellen Zusammentreten von einem Personale, das nicht zu den erstern Meistern gehörte, sich am leichtesten thun ließ. Die Herzoginn von Strelitz, eine Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen, der im Winter in Hessen-Kassel, im Sommer unweit Frankfurt, in Rumpenheim am Main wohnt, und die Schwester der Herzoginn von Cambridge ist, veranlasste das Publikum, den Gesang des durch die Catalani so berühmt gewordenen God save the King zu begehren, welches in Wien durch das Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser," ersetzt wurde, und in welchem die Worte „Francesco l'imperatore" so unnachahmlich von ihr gesprochen wurden, daß sie allen Zuhörern einen großen Eindruck machten. In den gehaltenen Tönen solcher Volkslieder glänzt die starke Stimme der Sängerinn. Bey der großen Singakademie in Berlin mag indeß der Effekt größer gewesen seyn, weil da ihre Stimme durch die vielen andern sich durchhören ließ. Auch mich ließ das Lied kalt gegen den Eindruck, den es in Coventgarden machte, wo alles mit sang. — Auch war ihre Aussprache nicht rein. Die Drucke, um die Gewalt der starken Stimme zu verstärken, thun nicht wohl, und auch eben so wenig beym Ansatz einiger Passagen, was der Franzose durch élan de voix forcé, ausdrücken würde. Mehr noch würde ich die Töne halten, und jede italienische Verzierung beleidigt in dem einfachen Volksliede das Gefühl. Unmäßiges Klatschen ging vor dem Liede her, so daß es, bey dem Schlusse wiederholt, seine Bedeutung verlor. Jetzt reist Mad. Catalani nach Paris, wo sie ein Schloß, fünf Stunden von der Hauptstadt, gekauft hat, das einen schönen Park und achtzig Morgen Land haben soll. Ihr Gatte ist voraus gereist, wie Mad. Catalani sagte: pour recevoir la dame du chateau de 80 arpens de terre. Ihre Villa Catalani bey Florenz, ist ihren Eltern zum Genuß gegeben; aber, sagte sie, mein Vater ist zu alt, um die Bauern in der Ordnung zu halten, die machen, was sie wollen. Den Morgen des Konzerts wurden keine Besuche bey der regina dell canto angenommen, die dießmal, obgleich ein Gulden in der Einnahme ausgefallen, dennoch von der zweyten, in die erste Etage des englischen Hofes gestiegen war, wo man sonst nur die höchsten Gäste hinlogirt. Die Herzoginn von Strelitz war an dem Morgen nach dem zweyten Konzert auch unter den besuchenden Damen. Kein Wunder, wenn durch so viel Aufmerksamkeit ihre Eitelkeit geweckt wird, und daß sie den geringsten Andenken ihrer Hand eine Zaubertraft und Reliquien-Eigenschaft beylegt. Ein Riechfläschchen mit Eau de Cologne, dessen Stöpsel sich einsenkte, als einer der Herren ihn öffnen wollte, und nun keinen Tropfen mehr herausließ, von welchem sie den silbernen Kapseldeckel verloren hatte, schenkte sie in der Ueberzeugung, daß es ihr unschätzbar seyn würde, der neben ihr sitzenden Gräfinn M. mit dem Beysatz: Gardes cela en mon souvenir. Die beyden Kinder der Catalani sind auch in Frankfurt. Wenn sie zwey Monat in Paris gewiesen, geht sie nach Baden, das Wasser für den Rheumatismus zu brauchen — und Erntezeit zu halten. Leicht verkältet sie sich in dem Mittelpunkt des Halses und muß ihn darum sorgfältig bedecken. Sobald sie aufs Orchester tritt, erhebt sie sich auf einer Stufe, die in der Mitte wie der Piedestal einer Statue steht, wodurch sie sich hoch über dem Publikum, auch den hinten Stehenden zeigt. Beym God save the King hält sie sich grad und steif in der Erhöhung, und sichtbar schwellen bey der Anstrengung der starken Töne die Muskeln des Körpers. Den Damen wird es wohl nicht ungelegen seyn, auch etwas von ihrem Aeußern zu hören. Ein sehr einfacher großer Kamm und ein Diadem von Brillanten verklärte die Stirn, die braunen Locken wallten einfach, das Gesicht bey einer kleinen Blässe, die nur beym Gesang belebt wurde, ganz ohne Roth. Weiß war ihre ganze Bekleidung; das lange blonde Unterkleid war durch den verkürzenden Absatz einer garnirten Blonde geziert; beym Gesang war sie unbedeckt, allein so wie sie zu ihrem Sitz wiederkehrte, warf sie einen Flor Shawl um, und außer dem Saal war sie mit einem großen weissen ostindischen mummisirt, um jeder Erkältung vorzubeugen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 41.

Kunst-Blatt.

Montag, den 21. Mai 1821.

Ueber den Vorschlag zu einer Ausgrabung in Olympia.

Die seit Kurzem ausgebrochenen Unruhen in Griechenland, ein Ereigniß, dessen Ausgang Europa wohl mit größerer Erwartung entgegen sehen muß, als der Entwickelung mancher andern politischen Begebenheit der lezten Monate, scheinen zwar der Ausführung des schon öfter besprochenen Vorschlags Hindernisse entgegenzusetzen. Doch können wir auch jezt nicht umhin darauf zurückzukommen, indem wir unsere Leser auf eine Vorlesung aufmerksam machen, welche in der öffentlichen Versammlung der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 31. März 1821. von Hrn. Oberbaurath Klenze gehalten worden, und nun in München bey Lindauer unter dem Titel: Ueber das Hinwegführen plastischer Kunstwerke aus dem jetzigen Griechenland und die neuesten Unternehmungen dieser Art, in Druck erschienen ist. Nachdem der Verf. die vielseitige Entfaltung des jetzigen Kunststudiums geschildert hat, wie es, das lang vernachläßigte Mittelalter erforschend, dadurch auch zur tieferen Verständniß des klassischen Alterthums gelangt sey, bezeichnet er die Plastik als diejenige Kunst, zu der sich unsre Zeit mit besonderer Vorliebe neige. So habe, fährt er fort, natürlich immer lebhafter der Wunsch erwachen müssen, die kostbaren Ueberreste alter Sculptur in Griechenland aus den zerstörenden Händen der türkischen Besitzer zu retten. Hierauf werden Lord Elgin's erfolgreiche Bemühungen geschildert, und das mit noch mit viel größeren Schwierigkeiten verknüpfte Unternehmen der vereinigten Freunde v. Haller, Linkh, Cockerell, v. Stackelberg, v. Bröndstedt und Koes. Wie jenem den Besitz von den Werken des Phidias am Parthenon, so verdankt diesen das gebildete Europa die Erwerbung der phigalischen und äginetischen Skulpturen. Der Verf. sezt die Wichtigkeit aller dieser Denkmäler ins Licht, und geht zulezt mit warmer Beredsamkeit auf den in diesen Blättern enthaltenen Vorschlag über. Wir lassen die Stelle, welche den Schluß der Vorlesung bildet, hier wörtlich folgen.

Red.

„Doch ist seit jener Zeit diese fruchtbringende Art, Griechenland zu durchforschen, beständig fortgesezt worden, und fast jeder Reisende bringt jezt, nebst Griffel und Zirkel, auch Karst und Grabscheid mit dahin, um diese in der einen und des Pausanias Periegesis in der andern Hand, den geweihten Boden zu durchsuchen. Keinem aber war derselbe ganz unergiebig, und besonders sind es die englischen, leider fast alle unter Clausur begriffenen Landhäuser, welche durch die Früchte dieser Nachforschungen geschmückt werden. Dieses hat den Eifer deutscher Forscher von Neuem erregt, und die Ebene von Olympia ist uns jüngst von einem verdienten deutschen Archäologen, dem C. R. Dr. Sickler zu Hildburghausen, als der Ort bezeichnet worden, wo wir, eine Lieblings-Idee unseres unsterblichen Winckelmann erfüllend, reiche Schäze der Plastik heben könnten.

„Da, wo der Alpheios, jezt Ruphia genannt, aus den arkadischen Bergen bey Asea entsprungen, in das flächere Land trat, und nachdem er den Ladon, Erymanthos und Kladeos aufgenommen, breit und seicht seinen wandelbaren Lauf gegen Pheia und Pitane zu, nach dem sizilischen Meere richtet, lag in der Landschaft Elea, am Fuße des saturnischen Hügels und am Haine Altis die heilige Pisa oder Olympia. Hier hatten schon Kronos und Zeus um die Herrschaft der Welt gerungen, hier schon Deukalion dem göttlichen Sieger ein Tempelhaus gestiftet, und Herakles, der idäische Daktylos, Kampfspiele angeordnet, welche durch Iphitos erneut, und im achten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, als Koröbos den Siegerkranz erhielt, zur hellenischen Aera erhoben wurden. Hier vereinigten diese olympischen Spiele jede vier Jahre alles, was im ganzen Hellas nach Ruhm und Ehre strebte. Hier kämpften und siegten in Stadium und Hippodrom die Athleten Kleomenes, Timanth, Theagenes und Milon nebst so vielen anderen, deren Andenken und Ruhm Pindars Siegeshymnen, und die Erzbilder der Skopas und Lysippe ehrten. Hier feyerte Themistokles, der Sieger bey Salamis, den schönsten Tag seines Lebens, und der göttliche Plato genoß hier die öffentliche Verehrung von ganz Griechenland.

„Die Tempel des Zeus Olympios, der Juno, Ceres und Ilithyia, die Schatzhäuser von Sikyon, Epidamnos,

Selinus, Athen und Megara, das Pelopäum, Hippodameion, und die Altäre fast aller Gottheiten, waren hier von unzähligen Werken der Plastik, von Götter- und Heroenbildern und Weihgeschenken aller Art umgeben. Pausanias, welcher Olympia erst im Anfange des zweyten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sah, also nachdem römische Eroberer schon tausende von Werken theils hinweggeschleppt, theils, wie Nero, in die Kloaken des Alpheios werfen lassen, Pausanias beschreibt noch einige vierzig kolossale Standbilder des Zeus, und ein halbes tausend anderer Statuen, theils von Göttern, theils von Heroen und olympischen Siegern.

„Bedenken wir jezt das, was aus der Lokalität, und besonders aus der Natur des Bodens, und des ihn durchströmenden Alpheios hervorgeht, und das, was alte und neue Reisende, besonders aber die neuesten, Dodwell, Fauvel und Pouqueville, von dem Zustande Olympia's sagen, so wie die häufigen Ueberreste von Bildwerken, welche sich täglich dort finden, so erhält die Hoffnung einer reichen Ausbeute, durch eine gehörig geleitete Aufgrabung in jener Gegend, den höchsten Grad der Sicherheit. Der Alpheios, ein Bergstrom, führt nämlich, von den arkadischen Gebirgen kommend, eine solche Masse von Erde und Thon mit sich, und ist bey starkem Regen so reißend, unstät und wild, daß sowohl seine Mündung, als sein ganzer Lauf sich, seit Pausanias und Strabo ihn beschrieben, völlig geändert haben. Den größten Theil des Jupiter-Tempels, welchen Dodwell noch deutlich erkannte, hatte wenige Jahre später dieser Fluß schon verschlungen; Pouqueville konnte an einigen Stellen genau beobachten, daß der Boden, seit der Zerstörung Olympia's, welche übrigens, da die Spiele noch im fünften Jahrhunderte bestanden, ziemlich spät erfolgt seyn muß, durch die Flußalluvionen um 18 Schuh erhöht war. Daß aber die unter diesem Boden sicher ruhenden Werke nicht ins Meer fortgeschwemmt worden, zeigen deutlich die bronzenen Helme, Harnische, Schilde und Geräthe von äußerst dünnem Metall, welche die Fischer häufig aus dem Flußbette hervorziehen.

„Das Stadium, der Hippodrom, das hadrianische Amphitheater und seine Thermen, die Schatzhäuser, das Theater, die arkadischen Gräber, das Gymnasium, und die meisten andern Gebäude Olympia's erkannten Fauvel und Pouqueville wieder, mehr von dem beständigen Niedersatz des trüben Wassers des Alpheios bedeckt, als eigentlich zerstört. Da nun überdem bekannt und aus der Lage der Ruinen ersichtlich, daß die Zerstörung dieser Gebäude durch Erdbeben herbeygeführt ward, so wird es sowohl bey jenen Reisenden, als bey uns selbst zur Gewißheit, daß bey Nachforschung in gehöriger Tiefe eine Ausbeute an Werken des Phidias, Skopas und Prariteles, sowohl in Olympia, als bey Elis an den Ufern des Peneus zu erwarten sey, und alle jene Reisenden sprechen von zukünftigen Entwürfen zu solchen Nachgrabungen.

„Um dieser Conjectur aber noch mehr Gewicht zu geben, führen wir hier einige Werke an, welche nur in den lezten Jahren, und zwar ganz absichtlos in dem Bette des Alpheios gefunden und uns bekannt geworden sind. Einen korrhenischen Helm kaufte Pouqueville in Olympia, und er ist, wir wissen nicht wie, jezt Eigenthum des Obersten Roß geworden. Dodwell sah in Phlokа einen runden Schild nebst einem Helmfragment, und erwähnt zweyer anderen Helme im Besitze des Herrn Makenzie; einen andern Helm mit Inschrift brachte Payne Knight an sich; zwey andere gleichfalls mit Inschriften versehen, einen ganzen Küraß und eine Diskusscheibe sah Pouqueville, und es ward selbst vor einigen Jahren, nebst noch vielen Waffen und Geräthen ein kesselartiges Gefäß gefunden, welches höchst wahrscheinlich den Tripoden, die als Eck-Akroterien den Jupitertempel zierten, angehörte. Alle diese Werke sind von Erz, und die Lage der Stadt Olympia, wohin Marmor-Blöcke nur mit vieler Mühe gebracht werden konnten, macht es erklärlich, daß hier auch zu großen Werken das Erz mehr als jener, und mehr als in irgend einem andern Orte Griechenlands im Gebrauche war. Was von größeren Werken dieser Art nicht weggeschleppt und zerstört ward, versank vermöge eigener Schwere tiefer in den schlammigen Boden, und die leichteren Geräthe, welche man absichtlos so häufig entdeckte, scheinen uns ein Gewähr zu leisten, daß größere und bedeutendere Schätze noch in der Tiefe begraben sind.

„Doch, möge es mit diesem genug seyn, um zu beweisen, daß sich der Scharfsinn unseres Winckelmann nicht irrte, wenn er auf diesen Punkt seine nach ächt griechischer Kunst sich sehnenden Blicke richtete, und wir müssen es für eine glückliche Inspiration halten, daß dieser Gedanke, welcher von so vielen unleugbaren und augenscheinlichen Beweisen jezt schon unterstüzt wird, wieder aufgefaßt wurde, um ihn zum Andenken dessen, dem er zuerst angehörte, in Ausführung zu bringen. Der rege Sinn für alles, was Kunst heißt, besonders aber für das Treffliche ächt hellenischer Werke, welchen ein jeder mit freudiger Anerkennung in Deutschland wahrnimmt, läßt uns hoffen, daß auch dieser Gedanke mit Lebhaftigkeit aufgegriffen werden wird, und wir würden uns glücklich schätzen, wenn das, was wir hier darüber gesagt, die Blicke der Kunstkenner und Freunde noch bestimmter darauf hinleiten könnte. Mit freudiger Erwartung sehen wir schon dem Augenblicke entgegen, wo deutsche Forscher diese Entdeckungsfahrt nach dem geheiligten Boden Olympia's antreten, und ist es wahr, was wir im Anfange dieser Rede sagten, so werden die Kunstgebilde des Phidias und Myron willig aus ihrem feuchten Grabe erstehen und zu uns herüberwandern, wo, wie Pindars Hymnos einst die von Olympia Heimkehrenden, unser Jubel diese Besieger der Jahrtausende empfangen soll.

„Wenn aber bey dem Unternehmen, auf welches wir hiemit dieſe hochverehrte Verſammlung aufmerkſam machen wollten, nur die Wünſchelruthe der Archäologie als hiſtoriſcher Wiſſenſchaft, Schätze helleniſcher Welt in Olympia's heiligem Gebiete ahnen und entdecken konnte, ſo iſt es doch nur die Kunſt, die dieſen Schätzen innewohnt, welche den Werth jener Entdeckung beſtimmt. So wie aber die Wiſſenſchaft und Kunſt ſich hier gleichſam über Jahrtauſende hinweg die Hände reichen, ſo mögen auch in dieſem Aſyle beyde ſtets vereint gehen und wirken. Iſt doch die erſte ohne der lezten Schmuck trocken und todt, ſtark aber und vergänglich die Kunſt ohne der Wiſſenſchaften Hülfe! Dieſe Verſchwiſterung von Wiſſen und Können im ausgedehnten Sinne des Worts iſt ja wohl der ſchönſte Zweck der Stiftung, deren Jahrestag wir heute feyern, und dieſen Zweck mit Beruf und Liebe fördernd, werden Wiſſenſchaften und Künſte eine gleiche Anzahl Sterne zu dem Kranze fügen, welchen Mit- und Nachwelt über das Maximilianiſche Zeitalter emporheben.“

Das Sacro Convento in Aſſiſi.

(Fortſezung.)

Als Cimabue die genannten Arbeiten vollendet hatte, war er genöthigt, nach Florenz zurückzukehren, und muſſte die auf der unteren Mauer, nach Vaſari's Ausſage, bereits angefangenen Bilder unvollendet laſſen.

Dieſe 28 (nicht 32 wie Vaſari *) und Baldinucci **) ſagen) Geſchichten wurden indeß dennoch gemalt, und man ſieht ſie noch jezt ziemlich wohl erhalten, ſo geordnet, daß zwiſchen je zwey Pfeiler immer drey Bilder kommen. Zwiſchen dem äußerſten Pfeiler und der Thürwand ſieht man auf jeder Seite vier. Ein anderes zu jeder Seite der Thür, und über derſelben, in drey Rundbildern, Maria mit dem Kinde und zwey Engeln. Nach Vaſari iſt Giotto der Urheber dieſer Bilder; allein ſchon Fra G. della Valle zweifelt a. a. O., ob man ſie alle dieſem großen Künſtler zuſchreiben könne. Um indeß eine eigene Meinung über dieſe Frage feſtzuſtellen, iſt es nöthig, vorher dieſe Vorſtellungen einzeln, wenn auch nur flüchtig, durchzugehen.

1) Wie ein einfältiger Bürger von Aſſiſi, der Sage nach von Gott erleuchtet, als er dem, damals noch jungen, Franziskus begegnete, ſeinen Mantel abnimmt, zu den Füßen des Heiligen ausbreitet, und verſichert, Franziskus ſey der höchſten Ehrenbezeugungen würdig, da er einſt Großes vollbringen werde. Man ſieht den öffentlichen Platz von Aſſiſi mit dem, freylich ſehr entſtellten, Minerventempel. Zu jeder Seite zwey Zuſchauer.

2) Wie der Heilige einem Soldaten ſein Gewand giebt.

3) Wie er im Traum einen prachtvollen Pallaſt ſieht.

4) Wie der Gekreuzigte dem Heiligen die Wiederherſtellung ſeines Hauſes anbefiehlt.

5) Wie der heil. Franziskus ſeinem Vater die Kleider zurückgiebt, und wie der Biſchof ihn mit ſeinem Pallio bedeckt. In dieſer reichen und ausdrucksvollen Compoſition bemerkt man auf eine auffallende Weiſe an dem Körper des Heiligen und an ein paar Kindern, die man unter den Zuſchauern ſieht, wie wenig ſich der Künſtler auf die Zeichnung des Nackten verſtand.

6) Wie Pabſt Innocenz III. im Traume die Kirche von dem heiligen Franziskus unterſtüzt ſieht. Neben dem Bette des Pabſtes ſitzen zwey Schweizer und halten Wache.

7) Wie der Pabſt in Beyſeyn der Kardinäle dem Heiligen die Beſtätigung ſeines Ordens ertheilt.

8) Wie die Gefährten des Heiligen ihn zu Rivotorto in einem feurigen Wagen fahren ſehen.

9) Wie ein Engel einem Kloſterbruder, der in Gemeinſchaft des Heiligen betet, fünf Sitze zeigt, die im Himmel für ſeine Gefährten, und der ſchönſte für Franziskus ſelbſt, bereitet ſind.

10) Wie der Fra Silveſtro auf Befehl des daneben knienden Franziskus die Teufel aus dem, von innerlichen Kriegen verwüſteten, Arezzo treibt.

11) Wie der Heilige dem Sultan anbietet, zur Probe der Aechtheit ſeines Glaubens, gegen die muſelmänniſchen Prieſter die Feuerprobe zu beſtehen. Das Feuer brennt ſchon auf dem Boden, der Sultan befiehlt verdrüßlich, und mehrere der türkiſchen Prieſter laufen mit ſo gutem Ausdruck des Schreckens davon, daß es nicht möglich ſcheint, ihn beſſer darzuſtellen.

12) Wie der heilige Franziskus in Gegenwart von vier ſeiner Genoſſen in einer Wolke zu Chriſto emporgehoben wird.

13) Wie der Heilige im Jahr 1223 zu Greccio in Beyſeyn mehrerer Geiſtlichen und Weltlichen des Präſepe einſezt und feyert.

14) Wie auf das Gebet des Heiligen, als dieſer nach einer entfernten Einſiedeley ritt, für den durſtigen Eſeltreiber eine Quelle aus dem Felſen entſprang. Zur rechten ſtehen zwey Kloſterbrüder und halten den Eſel. Der Treiber liegt an der Erde und trinkt. Von ihm ſagt Vaſari: Unter andern iſt eine Geſchichte vorzüglich ſchön, wo ein Durſtiger, in dem man das Verlangen nach dem Waſſer lebendig ausgedrückt ſieht, trinkt und ſich mit ſo großer und wahrhaft wunderbarer Empfindung zur Erde neigt, daß er faſt eine lebendige Perſon, die trinkt, zu ſeyn ſcheint.*)

15) Wie der heilige Franziskus ohnweit Bevagna die

*) II. p. 80.

**) a. a. O. T. I. p. 86. 87.

*) Vergl. Lanzi storia pittorica d'Italia. Neueſte Ausg. Pisa, Capurro. 6 Bde. 1815. 12mo. T. I. p. 22.

Vögel zur Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer ermahnt. Neben ihm steht einer seiner Gefährten.

16) Wie der heilige Franziskus bey dem Hauptmann von Celano speist. Dem Heiligen war in dem Gebet, das er vor Tische verrichtete, offenbart worden, daß sein Wirth nicht mit ihm, sondern in einer andern Welt zu Mittag essen werde. Er hat es jenem gesagt, und, nachdem derselbe gebeichtet und Absolution empfangen hat, sinkt er todt in die Arme der Seinigen. Mit diesem Gemälde beginnt eine Reihe von Darstellungen, die durch entsprechende und reiche Composition, wie durch einen freyeren Ausdruck vor den früheren sich auszeichnen. In der That hält die Ruhe des Heiligen und seines Gefährten (der ungestört fort ißt) sehr schön das Gegengewicht gegen die Gruppe der Weiber, die mit lauter Klage den Sterbenden umringen.

17) Wie der heilige Franziskus auf den Wunsch des Kardinals Ostia vor dem Pabst und den Kardinälen predigen soll, und seine einstudirte Rede gänzlich vergessen hat, aber, durch Eingebung des heiligen Geistes, mit solcher Beredsamkeit spricht, daß er seine Zuhörer hinreißt und zerknirscht.

18) Wie der heilige Franziskus, während der heilige Antonius in dem Kapitel zu Arles über die Ueberschrift des Kreuzes Christi predigt, den versammelten Mönchen mit ausgestreckten Armen erscheint, und von einem derselben, mit Namen Monaldus, gesehen wird, die Uebrigen aber mit solchem Seelentroste erfüllt, daß auch sie an seiner Gegenwart nicht zweifeln. *)

19) Wie der heilige Franziskus die Wundenmale empfängt. Neben einer Kapelle sizt einer seiner Gefährten und liest.

20) Wie die Seele des heiligen Franziskus, nachdem sie ihre körperliche Hülle verlassen, auf einer weißen Wolke in den Himmel geführt wird. Sehr verdorben.

21)} Unkenntlich.
22)}

23) Wie am andern Morgen der Körper des heiligen Franziskus mit Kerzenlicht und unter dem Gesange geistlicher Lieder nach Assisi gebracht wird, um in der Kirche St. Giorgio beygesezt zu werden. **) Das Volk ist zahlreich herbeygeströmt und hat sich mit Baumreisern geschmückt. Sehr glücklich ist die Bewegung eines Knaben, der auf einen Baum geklettert ist, auf dem er, wie man sieht, Mühe hat, sich zu erhalten, und sich einen Zweig abreißt. Der Zug hat vor der Kirche des heiligen Damianus (Sta. Clara) gehalten, und während die Geistlichen zu singen fortfahren (welches in den aus dem Leben gegriffenen Gesichtern derselben bis zur Täuschung natürlich ausgedrückt ist *) verläßt die heilige Klara mit ihren Jungfrauen die klösterliche Haft, um die theuern Züge des Lehrers und Freundes noch einmal zu sehen und zum ersten und lezten Male zu küssen. Wenig Gemälde dieser Kirche dürften sich wohl mit dem so eben beschriebenen an Natürlichkeit der Composition, Großartigkeit der Stellungen, Wahrheit des Ausdrucks, Lieblichkeit der Charaktere, besonders der weiblichen, und Schönheit der Architektur vergleichen.

24)} Unkenntlich.
25)}

26) Wie der heilige Franziskus von zwey Engeln unterstüzt, einem gefährlich Verwundeten erscheint und ihn heilt. Zur Rechten drey müßige Personen.

27) Wie auf Fürbitte des heiligen Franziskus eine Todte wieder auflebt, um einem Geistlichen **) zu beichten; worauf der Satan entflieht, und ein Engel kommt, die Seele in Empfang zu nehmen. Zur rechten Dienende und Zuschauer; zur Linken Klagende.

28) Wie auf Fürbitte des heiligen Franziskus, der in der Luft erscheint, ein Gefangener befreyt wird. Der Bischof fällt auf die Knie. Zur Rechten viel Volk. Ueber diesem ein achteckiger Thurm, mit Säulen, wie der Campanile in Pisa. Ueber dem Gefängnisse ein runder, der eher einer Säule gleicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses, so wie das Gemälde Nr. 16. finden sich gestochen in: Riepenhausen Geschichte der Malerey in Italien. Tübingen 1810. Heft II. Taf. 11 und 12. obgleich die im dem Texte p. VI. gegebene Beschreibung irrig ist, wie nicht nur die Vergleichung mit dem heiligen Bonaventura, sondern auch die Inschriften zeigen, die ein einheimischer Gelehrter, etwa Cav. Frondini herausgeben sollte.

**) Als ich oben Nr. 40. S. 157. von der Epoche der Erbauung dieser Kirche sprach, erinnerte ich mich nicht an diese Stelle des heil. Bonaventura. fol. 52. welche Vasari's Behauptung geradezu widerspricht.

*) Dante Purgat. X. 58.

Dinanzi parea gente, e tutta quanta
. . . . . , a' duo miei sensi
Facea dir l'un no, l'altro sì canta.

**) Zu großem Aergerniß des ehrlichen Fra Giacomo fanden wir in den Zügen dieses Geistlichen eine auffallende Aehnlichkeit mit unserm Luther. Der arme Frate glaubte fast das Heiligthum entweiht, und versicherte einmal über das Andere: Eh! ma è un pezzo, che quello sta all' inferno.

Rom.

Römische Blätter lassen sich über die neueste Arbeit Canova's also vernehmen: „Die Marmorgruppe, welche in zwey gigantischen Statuen den Theseus vorstellt, wie er im Begriffe steht, einen Centaur zu tödten, verdient mit Recht als eine der bewunderungswürdigsten Arbeiten des unvergleichlichen Canova genannt zu werden. Der Held, im Augenblicke des Angriffs dargestellt, schwingt mit der Rechten die gewichtige Keule des Periphetes, und drückt mit der Linken dem grimmigen Feinde die Kehle zusammen, der, mit seinem thierischen Theil auf den Boden hingestreckt, im Begriffe steht, sich zu einer lezten Anstrengung gegen seinen furchtbaren Ueberwinder aufzuraffen. Mit seltner (!) Genauigkeit hat der Künstler bey dieser Erstaunen erregenden Arbeit sich an die Regeln des Nackten gehalten und die natürlicher Weise ganz entgegen gesezt Empfindungen eines tapfern Kriegers, der es fühlt, daß er gesiegt hat und eines gestürzten und geschlagenen Feindes ausgedrückt. Die Natur hatte diesem erhabenen Bildhauer von je her zum Vorbilde gedient, und sich ausführlicher über sein Genie verbreiten zu wollen, hieße blos dasjenige wiederholen, was schon unzählige Male zu seinem verdienten Lobe gesagt worden ist."

Nro. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Mai 1821.

Die früh sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Gotter.

Die Geächteten.

(Beschluß.)

Jezt winkte der Präsident die Tanzmusik herbey, und führte, trotz der Rheumatismen, die ihn zu so gelegener Zeit in das benachbarte Bad geführt hatten, die noch immer tief erschütterte Hausfrau zu einem Ehrentänzchen auf. „Kommen Sie, werthe Frau, zischelte er ihr zu, lassen Sie uns, der Menge wegen, Ihrer Freude ein grobes Gepräg geben. Ich schaffe Ihnen die Gäste dann bald aus dem Haus.“ Die jungen Leute folgten gern dem Winke, denn wie gefällig bietet sich der Tanz um das auszudrücken, was Decius und Benoua, Nicola und Cunegunde sich jezt nicht mit Worten mittheilen konnten! — Walter und Erle versammelten den ältern Theil der Gesellschaft um Trink- und Spieltisch und Pfeifen, und hier trat endlich auch Herr Amtmann Hofmüller nahe zu seinem Schwager und sagte mit seinen gewöhnlichen starren Gesichtsmuskeln: „das war ein fataler Schreck, Herr Schwager; da war dem Glück zu wünschen, der sich wie Sie, unversehrt wusste.“ — Apropos, ja! rief Erle, wie sich plözlich besinnend, mit Ihnen habe ich doch noch ein Wörtchen zu sprechen! Ihro Excellenz, sagte er zu dem, eben vom Ehrentänzchen abtretenden Präsidenten, auf ein Wort, wenns gefällig ist! Damit öffnete er eine nebenan befindliche Thür, komplimentirte den Staatsmann hinein, schob den Schwager hinter drein, und machte, ihnen folgend, hinter sich zu. Herr Präsident, fing er jezt an, die Vorsehung sandte Sie heute zu meinem Segen in mein Haus, lassen Sie sich gefallen, Ihre schöne Sendung zu vollenden. Seyn Sie einziger Zeuge meines Vorschlags an den Herrn Amtmann! Schwager Hofmüller, fuhr er zu diesem gewendet fort, die Commission, welche meine Verhaftung beschloß, hat eine sehr alberne Unvorsichtigkeit begangen. Sie legte zu den Beweisstücken meiner Schuld einen Brief von Ihnen, welcher die Hauptpunkte der gegen mich angebrachten Beschuldigung enthält. Ich habe ihn in Händen. Sie begreifen nun alle Folgen, die ich dieser Sache geben könnte. Ich verklage die Commission und Sie, und Sie als der kleinere Dieb, müssen, dem Sprichwort zu Folge, hängen. Allein Ihre Schuld traf nur mich, ich darf Ihnen verzeihen; doch Ihre Lage zum Besten Andrer benutzen, das will ich. So werde ich denn für meines Freundes Sohn Nicola um Ihre Tochter Cunegunde. Ich weiß Alles, was Sie als Vater an diesem Kinde verschuldet haben, ich vergesse es nie, so wenig wie Ihren Verrath an mir, verschweige aber auf immer die Schande von meiner Gattinn Bruder; auch der Herr Präsident wird sich diesem Schweigen unterziehen, ob ich ihn gleich, gegen Sie, als Zeuge bedurft habe. Willigen Sie in Cunegundens Heyrath? .... Dem Mann wird übel, rief der Präsident, und riß ein Fenster auf, um Hofmüller Luft zu machen. Erle trat ihm näher, und sagte sanft, laß mir dir dein Halstuch lösen, Schwager, und beruhige dich, — und der von Zorn Erstarrte ließ es geschehen. — Da ist kalt Wasser, sagte der Präsident, indem er einen zufällig da vergessenen Kühlkessel herbey trug; — und nach

einigen Sekunden half sich die von keinem warmen Herzschlage nie ermüdete Amphibien-Natur des Kriminal-Menschen — er fand Worte, und sagte trotzig: Nun ja, ich bin in Ihrer Gewalt, ich gebe dem Amerikaner meine Tochter zur Frau, aber diese Banditen-Manier, mir die Hände zu binden, beweist mir, daß Sie und Walter dieses Mal klüger, aber keineswegs ehrlicher sind, wie ich.... Herr —rr —! rief der Präsident, das R lang haltend, indem er den wüthenden Amtmann fest anblickte. — Hier, Schwager, sagte Erle besänftigend, hier führt eine Thür in das ihnen angewiesene Zimmer, beruhigen Sie sich. — Noch heute Abend geben Sie Ihre Tochter einem braven Manne zur Frau. — Mit diesen Worten ging er mit dem Präsidenten zur Gesellschaft zurück, die sich auf des Leztern geschickte Veranstaltung ziemlich früh verabschiedete.

Dieses Verlobungsfest hatte wie ein üppiger Frühlingstag im Freudesonnenglanz begonnen, furchtbar hatten Schwefeldünste seinen Mittag umlagert, und sich in unglückschwangere Wolken gethürmt; von Gottes Vatermilde geführt, war das Verderben vorüber gezogen, und wie nun am späten Abend der Familien-Kreis versammelt war, öffneten sich alle Herzen, wie die Blumen ihre Kelche, und hoben sich gen Himmel blickend Aller Häupter, wie der Bäume Gipfel im Abendhauche, wenn die Sterne über die regengetränkte Erde heraufziehen, und die ganze Natur feyert. Frau Marie glaubte heute ihrem Gatten von neuem angetraut zu seyn, nachdem sie ihm einer Gefahr entgangen sah, die ihre Phantasie sich, seine frühern Schicksale hineinmischend, furchtbar ausgemahlt hatte; Benona und ihr Bruder beugten sich mit liebender Ehrfurcht vor dem Vater, der abermals in Ruhe und Kraft seinen Weg durchschritten hatte. Erst spät kam Hofmüller, der sich Unpäßlichkeit wegen einige Stunden in seinem Zimmer gehalten hatte, hinzu. Nachdem man ihm achtungsvoll seinen Schwager- und Oheims-Ehrenplatz einnehmen lassen, trat Walter zur unbeschreiblichen Ueberraschung der jungen Leute, vor allen des Liebespaares, vor ihn, und brachte mit wenig Worten, Namens seines Sohnes seine Werbung um Cunegunde an. — Mein Schwager hat mich unterrichtet, antwortete der Amtmann ziemlich gefaßt, und ich habe es ihm überlassen, für Cunegundens Vortheil zu stipuliren. Ich habe mehrere Kinder, und bin kein reicher Mann. . . Sie geben meinem Sohn eine gute Gattinn, jede andere Anforderung überläßt er Ihren übrigen Kindern. . . Nur Ihre Liebe! mein Vater, nur Ihren Segen! rief Cunegunde, die herbeygeeilt und zu seinen Füßen gesunken, flehend ihre Hände aufhob. Nicola faßte treuherzig seine widerstrebende Rechte, Schwiegervater, sagte er, versuchts nur, mich lieb zu haben, betrachtet nur, wie wohl es euch thun wird, wenn ihr alle Abende denkt: in Amerika beten meine Kinder für mich. — — Welches Herz konnte solch einen Auftritt widerstehen?

So ein Mensch, wie Hofmüller, lernt nicht lieben, aber nachdenklich ward er, und sah es von da an gern, wenn man ihn nicht haßte und vermied. Darum kam er öfter wie sonst zum Schwager, auch nachdem im nächsten Frühjahr Nicola mit seiner Cunegunde nach Walterhill abgereist waren, und Decius und Benona in Eichthal wirthschafteten, ja er besuchte sogar die beyden Freunde in ihrem Bauerhause am ** See. Halb mochte ihm der Wunsch, sich immer ihrer Verschwiegenheit von neuem zu versichern, dahin führen, halb ist es aber ein Gefühl von Selbstrechtfertigung, das ihn antreibt und seinen Haß gänzlich verlöschen zu sehen seinen Verwandten Hoffnung giebt. Vom Glücke der jungen Ehepaare, von den Liebes-Boten, Gebeten, Gedanken, die von dem kleinen Winkel Deutschlands seitdem übers Weltmeer hin und her flattern, sagen wir nichts; das fühlt Jeder, der uns liest; er wisse aber nur zugleich, daß die freudigen einfachen Herzen unserer Freunde nicht, weil ihnen allen noch Wünsche übrig blieben, im Genuß der erfüllten, noch im Danke zu Gott, gestört sind.

Die Arche der griechischen Sprache.

Dieses ist der Titel des „allgemeinen griechischen Wörterbuchs," von welchem der erste Theil vor Kurzem in Constantinopel, in der Druckerey des Patriarchats in dem Fanal erschienen ist. Es führt folgendes Epigraph:

> Anscheinende Hindernisse dürfen nicht vermögen, einem nützlichen Unternehmen zu entsagen; gegentheils muß man sich die Beharrlichkeit auferlegen, welche dem Menschen allein zu allem Guten fähig macht; besonders wenn es Dinge betrifft, welche oft die Grundpfeiler des Daseyns und der Erhaltung sind. Polybius 10r. B. 44. Hauptstück.

Wie sich auch die — vielleicht jezt schon entschiedne — Bewegung des alten Hellenen-Volkes entwickelt, seine Bemühungen um Wiedererlangung von Bildung und Bildungsmitteln sind so merkwürdig, und werden endlich doch so folgenreich seyn, daß wir des Danks unsrer Leser gewiß sind, indem wir ihnen die Umstände mittheilen, welche ein französisches Journal über die Entstehung dieses wichtigen Buches enthält.

Wie sich unter Selim III. Regierung die Civilisation heimlich in das türkische Reich einschleichen zu wollen schien, machte der Fürst Demetrius Morosini, einer der glorreichsten Wohlthäter des heutigen Griechenlands, den Plan, eine National-Akademie zu errichten. Unter dem Schutz einer kaiserlichen Erlaubniß, stiftete er 1805 die Akademie von Kourou Tchesme, der Name eines kleinen Dorfes am Ufer des Bosphorus, eine Stunde von Konstantinopel, zu

deren Präsidenten er ernannt ward; neben und unter Aufsicht der Academie ward zugleich ein Collegium gegründet.

Das erste Augenmerk des neuen Instituts war die Sprache, welche in einem Volksdialekt unterzugehen Gefahr lief. Die großen politischen Umwälzungen Griechenlands, die Vertilgung alter Gebräuche, Gesetze und Einrichtungen musste nothwendig eine Sprache verändern, die keiner ihrer alten Schriftsteller in feste Regeln zu bringen gesucht hatte. Keine gleichzeitige Sammlung hat die Ausdrücke, die Wortfügungen, welche jedem Heroen der griechischen Literatur besonders eigen waren, zusammen getragen; einige Gramatiker des achten und neunten Jahrhunderts, hatten ohne Uebereinstimmung einige wenige griechische Schriftsteller einzeln compilirt, und eine Anzahl, allgesammt unvollständiger Anmerkungen daraus gezogen.

In Frankreich ward in Ludwig des Vierzehnten Zeitalter durch die französische Akademie das für die französische Sprache vollbracht, was die Griechen versäumt hatten; sie glaubten, die schöne Mundart, welche ihre größten Dichter und Redner ausgebildet und bestimmt hatten, in einen sichern Ort niederlegen und so vor Verderbniß und Ausartung sichern zu müssen. Die heutige griechische Sprache ist dagegen der Willkühr der Schriftsteller Preis gegeben; man findet in ihr barbarische Wortfügungen und die zierlichen, harmonischen Ausdrücke der alten Hellenensprache vermischt; man machte einige Versuche, sie zu reinigen, vielleicht trafen die Verbesserer aber nicht die rechte Mittelstraße zwischen der Sprache ihrer Vorfahren und ihrer Zeitgenossen; es gelang ihnen nicht, und der Ruhm des Unternehmes, welches um so gefahrvoller ist, da es der erste Schritt zur Wiedergeburt der Griechen zu seyn scheint, blieb noch zu erringen. Fürst Demetrius Morosini ließ sich durch nichts abschrecken; alle Rücksichten literarischer Hindernisse und persönlicher Gefahr traten vor seinem Eifer und seiner Vaterlandsliebe zurück.

Während der vorläufigen, zu dieser Arbeit nothwendigen, Nachforschungen erfuhr er, daß der Cretenser Johannes Blastos, ein Arzt, sich schon seit langer Zeit mit einem griechischen Wörterbuche beschäftige. Er kam mit diesem gelehrten Lexikographen mehrere Male zusammen, und gab seiner Arbeit, die nichts wie eine vergleichende Compilation der schon vorhandenen Glossarien war, seinen Beyfall. Durch ihre beyderseitigen Beobachtungen angetrieben, entwarfen diese beyden Männer bald ausgedehntere Plane, und nahmen Stephani Thesaurus zur Grundlage ihrer Arbeit. Sie beschlossen, ihn ganz zu übersetzen, ihn mit Noten aus andern Wörterbüchern zu bereichern, die Citationen zu mehren, und solchergestalt ein allumfassendes Wörterbuch zu bilden. Die Ausführung dieses Plans ward Blastos anvertraut, und unverzüglich legte er die Hand an das Werk.

Nach kurzer Zeit erfuhren sie, daß ein Einwohner von Jassy, Namens Johannes aus dem Dorf Zagrab in Croatien gebürtig, sich vorgenommen habe, ebenfalls Stephans Thesaurus zu übersetzen, und nur durch die ungeheuren Kosten des Druckes von der Arbeit abgeschreckt worden sey. Weitere Erkundigungen belehrten sie, daß sich seine Arbeit allein auf die griechischen Zeitwörter beschränkt habe, und sie in diesem unvollkommnen Zustande kurz vor Johannes Tod dem Fürsten Scarlato Gika anvertraut worden sey. Dieser eilte, die erwähnte Uebersetzung der Akademie mitzutheilen, die sich schon in Besitz von Johannes von Zagrabs Handschriften befand; mit ihnen vereinigten sie die verschiedenen bekannten Wörterbücher und die gänzliche Sammlung griechischer Schriftsteller in Prosa und Versen, welche sie zum Theil aus Europa kommen ließ, oder in den Kloster-Bibliotheken vorfand. — Alle diese Materialien wurden der Verfügung von vier Professoren übergeben, den Herren Neophylos Bambas, Paisins Carapatas, Nicolas Logades und Constantin Psomakes. Obgleich sich die beyden ersten zurückzogen, ließen sich die beyden übrigen nicht entmuthigen, und hatten nach zehn Jahren ihre mühselige Arbeit beendigt. Nun wars noch nothwendig, die Handschriften der vier Grammatiker zu vergleichen, zu vereinigen, und in ein einziges Werk zu verschmelzen. Dieses Geschäft ward Anfangs Joachim, dem Erzbischoff von Cysicum aus Paros gebürtig, anvertraut; nach seinem bald erfolgten Tod übernahm einer der ersten Mitarbeiter, Nicolas Logades, die Vollendung der ganzen Arbeit, die er nach vielen Anstrengungen auch wirklich zu Stande brachte.

Dieses ist die Entstehung der Kibotos oder der Arche der griechischen Sprache. Wirklich enthält sie den ganzen Schatz derselben und wird ihn der Nachwelt übermachen. Nun kam es darauf an, die beträchtlichen Druckkosten herbey zu schaffen; dieses Hinderniß ward durch das Wohlwollen und den Schutz des damaligen Patriarchen Cyrillus von Adrianopel, dem Ex-Dragomann der Pforte, Jakob Argiropulo und Michael Soutzo, gegenwärtigen Fürsten der Moldau, gehoben. Diese Umstände sind zum Theil in der in altgriechischer Sprache geschriebenen Vorrede zur Arche, von Hilarion von Creta, dem Prior des Klosters auf dem Berge Sinai, enthalten; er läßt ihr eine kleine metaphysische Exposition vorangehen, die bey diesem gelehrten Sprachwerk an ihrem Platz ist. Der Druck selbst ward aus Mangel an Pressen oft unterbrochen; man brauchte diese zu theologischen Werken, so daß der erste 1816 angefangne Theil, erst 1819 beendigt ward, er hat 763 Seiten und geht bis über den Buchstaben Δ. Von diesem, vorzüglich der Jugend bestimmten Werk, sollen 2250 Exemplare gedruckt werden; der Preis des ersten Theils ist fünfzig türkische Piaster (gegen acht und dreyßig Franken) der des zweyten Theils nur von vierzig Piastern. Da die Handschrift vollendet ist, wird die Fortsetzung schnell erfolgen.

Dieses Wörterbuch ist in reiner, neu-griechischer Sprache geschrieben; es enthält aber auch die gemein-griechischen

Bedeutungen der Worte; die ganze Redensart der angeführten Schriftsteller ist stets beygesezt. Dieser Umstand muß sie für den Ausländer sehr unterrichtend rücksichtlich der jetzigen Landessprache machen. Diese Entstehungs-Geschichte der Arche macht zugleich die Fortschritte der Buchdruckerkunst bey den Griechen deutlich. Konstantinopel hat darin das größte Verdienst; die Druckerey in Scio und Cydome ist noch sehr unfruchtbar. Der Druck des Wörterbuchs hat die Aufmerksamkeit auf die Pressen des Fanal gelenkt; verschiedne große Bojaren wollen altgriechische Werke, deren Seltenheit sie den Lesern entzieht, neu auflegen lassen; die Werke des heil. Chrisostomos sollen den Anfang machen. Da es dazu an mechanischen Mitteln fehlte, legte Hr. Alexander Argyramus eine neue Druckerey an, und ist jezt bemüht, sich Arbeiter zu erziehen. Unter seiner Aufsicht bildet sich eine dritte Druckerey, die der Londner Bibelgesellschaft; unzufrieden mit der 1810 in London gedruckten griechischen Bibel, hat diese Gesellschaft dem oben erwähnten Herrn Hilarion von Creta, der die Vorrede zur Arche schrieb, eine neue Bibelübersetzung aufgetragen, und dieser unermüdliche Mann hat sie auch schon größtentheils beendigt. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Wie feyerlich und herzlich der Namenstag unsers allverehrten Königs im Anfang des verflossnen Monats gefeyert wurde, haben so viele Blätter erzählt, daß mein Bericht zu spät kommt. Ich gebe daher zu meinem Theaterbericht über. Das öffentliche Geheimniß, Lustspiel in drey Akten nach Calderon und Gozzi, von Lembert, eröffnete im Monat März den Zug der Neuigkeiten auf unsrer Bühne. Nach einer Gotterschen Bearbeitung war es schon in ältern Zeiten auf derselben gegeben, seit mehr als zwanzig Jahren aber beygelegt worden. An diesem Tage konnte sich weder der Beyfall noch das Mißfallen des Publikums laut aussprechen, da es der 5te März, jener oben erwähnte Namenstag war, an dem unser geliebter König laut und jubelnd begrüßt in das Schauspielhaus trat, und mithin jede Aeußerung nur dem Gefeyerten gelten konnte. Bey der bald darauf folgenden Wiederholung aber bestätigte sich der kalte Empfang, den es, nach der geringen Begier, welche für die abermalige Aufführung bezeigt worden war, doch auch schon damals erhalten hatte. Man bewies nur ein einzigesmal Mad. Schirmer, als Laura, und Hrn. Julius als Federico, seinen Dank für ihr zartes und feines Spiel, und schwieg übrigens ganz. Eine solche Aufnahme hatte das Stück wohl nicht verdient. Die Intrigue desselben ist bekannt, und gewiß nicht ohne Interesse, welches sich mit jedem Akte steigert, die Charaktere sind lebendig gehalten, zeigen Verschiedenheit, entfalten sich angenehm, und die Sprache ist zwar nicht überall gleich wohllautend, doch aber im Ganzen fließend, angemessen, witz- und gefühlreich. Unstreitig war bey uns das Verhältniß der Fürstinn zu ihrem Geheimschreiber, und dann wieder die herablassende Vertraulichkeit zu dem Diener Vito das, was den Sinn von dem Stücke entfremdete. Man konnte oder wollte nicht einsehen, daß man gegenwärtige Verhältnisse größerer Höfe nicht mit denen an diesem kleinen Salernitanischen Hofe im Mittelalter in Vergleichung stellen müsse, daß der Vito nun einmal der unverläßliche Grazioso sey, mit dem man es nicht so genau zu nehmen habe, und daß das Nachtwandeln einer Fürstinn in ihren Gärten, im heissen Klima Unteritaliens, weit weniger zu bedeuten habe, als zehn Grade weiter nordwärts. Die Darstellung selbst ließ wenig zu wünschen übrig.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt. Mai.

(Beschluß.)

Die Umgebungen Frankfurts sollten eine ewig dankbare Erinnerung an den Fürst Primas erwecken. Frey grünts und blühts, ohne daß eine unbescheidene Hand nur ein Blatt berührte, denn unsichtbar wallet die Polizey unter tausend Formen in diesen Anlagen, den Frevel ohne Ansehn der Person, das Geschlechts und Ansehens zu rächen. Alle Mineral-Wasser findet man in einem artigen Gebäude der Anlage. Der schöne Cecilien-Verein zog mich heute an, in welchem der Davide penitente von Mozart, von welchem ein Theil noch ganz unbekannt ist, gegeben ward. Doch trug Zemire und Azor von Spohr die Palme davon. So leer es gestern in Zriny war, so überfüllt war das heutige Schauspiel im Mittwochs-Abonnement, wo alle die, die nicht zu oft ihre Zeit im Schauspiel verlieren wollen, sich abonnirt haben. Trefflich ist die Musik! ein Canon göttlich! Das Orchester wogt in völliger Einheit, und Guhr, der lange Kapellmeister in Cassel war, dirigirt vortrefflich, und ist auf sechs Jahre in Frankfurt gefesselt.

Die junge Bamberger ist eine schöne Acquisition für die hiesige Bühne; im 17ten Jahre ist eine solche Stimmenreinheit, Stärke und Leichtigkeit selten. Man merkt in ihrer Kehle, daß ihre Großmutter eine Italienerin war. Ihre Mutter, die nicht mehr auf dem Theater ist, aber Singstunden giebt, hat eine Familie von zehn oder mehreren Kindern, denen es bey solchen Talenten nicht an Fortkommen fehlen wird. Die neu komponirte Zemire erinnerte an Gretrys Komposition. Die Schwestern, die bey der Arbeit in der Nacht den theuren Vater zurück erwarteten, sangen bey Gretry das bekannte: veillons mes sœurs veillons encore, hier aber gehen sie am Meere spazieren und schauen, ob er wiederkehrt, in einem schönen Trio das hierdurch viel Leben erhält. Aber die Scene, als der Vater weinend, von den beyden Töchtern getröstet, im Zauberspiegel sich zeigt, wird durch den einfachen Zusammenklang des Terzets: Ah laissez moi, laissez moi la pleurer bey Gretry so rührend, daß alle Kunst, womit das Trio von Spohr geschmückt ist, diese nicht im Effekt erreichen kann. — Eine Flugschrift: Katzensprung oder Sprünge, von Frankfurt nach München, unter erborgten Namen, zog mich so an, daß ich sie schnell lesen mußte, ohne abzubrechen; für den Fremden faßt sie viel zusammen, da sie alles berührt, obgleich der Einheimische wohl manches auszusetzen haben mag. Sie ist leicht und witzig geschrieben. — Herr von Holzhausen, der viel Vorzügliches in seiner Gemälde-Sammlung hat, wird Frankfurt verlassen, um künftig in Mannheim zu leben. Viele seiner Bilder zogen mich an, Margarethe mit der Palme z. B. ist göttlich. Der Kupferstich dieses Bildes, neu erschienen bey Artaria, ist dem Raphael so ähnlich, der in der Wiener Sammlung seyn soll, daß ein großer Wiener Kenner hier das Original vermuthete, indem es in der Revolution verloren gieng und sich sehr leicht zu Jude Aberle in Mannheim, wo es verkauft wurde, hin verirren konnte.

Nr. 41.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 22. Mai 1821.

Dichtkunst.

I. Die Treibjagd. Ein scherzhaft idyllisches Epos in vier Gesängen von Willibald Alexis. Berlin bey Dümmler 1820. S. 12.

Der Held Adolf liebt Mathilden, die Tochter eines Pfarrherren. Sie verspricht ihm das bräutliche Ja unter der Bedingung, daß er auf der morgen bevorstehenden Jagd, die sein Freund der Baron anstellt, einen Hasen schieße, und giebt ihm zu dem Ende den treuen Wachtel ihres Vaters mit. Sein Ungeschick im edlen Waidwerk kennend, giebt der Baron sich alle Mühe, ihm zu einem Hasen zu verhelfen, aber umsonst: er träumt von Liebe, läßt das Wild durch, schießt dann irrthümlich den treuen Wachtel statt eines Hasen todt, und alles scheint verloren. Doch auf dem Heimwege stolpert er an einem Fuchsbau, die fallende Flinte geht los und eine schöne Häsin ist erlegt. So gelangt er durch die blinde Macht des Geschicks zum Ziele.

Wenn das nicht eine Satyre auf die neuere tragische Romantik ist — eine Vermuthung, die sich aber lediglich auf die Worte des Barons S. 187 bauen läßt:

> Ja, du bist der erlorene Held, das Romantische flieht dich.
> Wenn du es suchst, und kommst, wenn du zürnend zum Wirklichen hineilst —

also, wenn das Gedicht nicht eine solche Satyre ist; so weiß Rec. nicht, was er daraus machen soll. Indessen — was ist die ästhetische Kritik? Eine Treibjagd. Die Recensenten sind die Schützen; die Herren Redacteurs die Jagdherren oder Förster; die Buchhändler, die ihnen die Bücher zusenden, die Treiber; die Gedichte das Wild, und die Abonnenten der kritischen Blätter die Zuschauer.*). Schreiber dieses ist vom Herrn Förster zwar auch als Schütz angestellt; aber er will es nur gestehen, daß er in der empfindsamen Literaturzeit erzogen ist. Er hat keine Freude an dem leidigen Morden, und so mag denn der Förster grollen, und die ganze Jagd, Schützen und Zuschauer, lachen nach Belieben; er — läßt das Wild durch. Es hat so ein zahmes, bescheidenes Wesen an sich, muß es ja geschossen werden, nun so führ' es sein Geschick in eins von denjenigen Treiben, wo die Schützen mit Lobdunst geladen haben.b) Unser gestrenger Herr Förster hat nun einmal gegen diese Art von Loth ein Vorurtheil.

II. Kampf und Minne von Robert Mäurer. Wiesbaden in Commission der Ritterschen Bhdl. 1820. 136 S. 8.

Herr M. war nach dem Vorbericht zur Zeit der Herausgabe dieser Gedichte neunzehn Jahr alt, jezt also zählt er zwanzig. Daß man in diesem Alter von Kampf und Minne singt, ist in der Ordnung; daß man es aber drucken lasse, hat seine Bedenklichkeiten. Der Leser will vor allen denjenigen Kampf sehen, welchen Schiller in den Worten beschreibt.

> Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
> Mit dem Stoff sich zu vermählen,
> Thatenvoll der Genius entbrennt;
> Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
> Und beharrlich ringend unterwerfe
> Der Gedanke sich das Element.

Allenfalls nimmt er auch mit einem Dichter vorlieb, wie Oscar im Ynguid sich schildert:

> — — Das Leben meiner Seele,
> Das innre Leben, zehrt mein Leben auf.
> Nach außen strebt in eurer Thatenwelt —
> Nach außen stets das gierige Beginnen,
> Was mir an Kraft ward wendet sich nach innen.
> Und unter Scalden nur bin ich ein Held.
> In einem Reich von Bildern und von Tönen
> Ringt Geist und Herz dem Großen nach, und Schönen,
> Und meine Thaten sind — Gesang und Thränen;

zumal wenn eben die Minne bey ihm in der Blüthe steht, wie bey Oscar:

> Für neue Leiden und für neue Lust
> Klopft hier ein neues Herz mit raschern Schlägen.

a) Der Rec. hat die Hunde vergessen. Weiß er wohl, wen Goethe so genannt?

b) Da hat der Rec. wieder etwas vergessen: den Wegweiser. M.

Und neue Sinnen sind mir aufgeschlossen,
Wie Frühlingsblüthen, die im Sonnenregen
Zum ersten Mal dem jungen Baum entsprossen.

Aber von jenem Kampf und von dieser Minne hat Rec. hier nicht viel angetroffen. Zwar regt sich wohl in dem B. etwas Oscarhaftes, und die meisten dieser Lieder tragen der Minne Leichenhemd: Sehnsucht nach Lieb' oder Tod: Aber —

Mein muß das Reich der Töne und der Gestalten,
Mein muß es seyn, so weit der Flügel trägt,
Der wundersam im Menschenhaupt sich regt.
Frey muß die Willkühr mit dem Stoffe schalten!

Dieses Oscarhafte scheint noch zu fehlen. Der B. ist noch nicht recht Herr im Reiche der Töne, prosaisch: der Sprache. Z. B.

Magst auch grimmig Zähne flechzen,
Winselnd, wie der Schakal lechzen. S. 62.
Horch, die Terzerole knallt. S. 68.
Dörner blühen auf dem Felsenwalle. S. 74.
Weh! der Hölle Verderben wacht!
Grafen (den Grafen)
Lanzen trafen,
An der Klippe Schacht. S. 100.
Forscht nach des Pilgers Will (en). S. 114.
Befolgte — des Ritters Will. S. 116.

Auch ist der Oscarflügel (die Phantasie) weder stark noch gewandt; doch ist ein Flügel da, und es ist leicht möglich, daß er den Vogel aus dem Reiche der Gemüthstöne in das der dichterischen Gestalten hinauf tragen lerne. Nicht unkräftig ist z. B. gleich sein erster Schlag:

Vollmond rollt am Abendhimmel
Stürmisch durch die Wetterwolken,
Donner kracht im Eichenthale,
Blitze schwärmen im Gebirge u. s. f.

Ueber sich denn immer die Kraft vor's Erste, die Schönheit des Flugs wird sich finden.

III. Gedichte von Friedrich Krug von Nidda. Leipzig b. Ernst Klein. 1820. 317 S. 8.

Ein briefliches Vorwort von Fouqué führt auf bescheidene Weise den bekannten, von vielen geliebten, und von keinem verschmähten Dichter dem Publikum vor, spricht sinnig über die Abneigung der Kritik gegen Verse, und nimmt beyläufig auch den Frühling, den Mondschein, die Welt der Minne und des Ritterthums in Schutz. Ey, wer wollte den Frühling nicht lieben auf einer „Lenzfahrt" in solchen Versen?

Wie du mich anschau'st,
Bräutlich gelockte
Blühende Jungfrau,
Freye Natur!
Wie deine Berge
Hoch mich umbrüsten —
Düfte dein Odem,
Lacht deine Spur!

Ueppig entbunden
Thauen die Wolken,
Athmen die Winde
Um dein Gebild;
Recken sich Thürme,
Lagern sich Hütten,
Wiegen sich Wälder,
Sonnig und mild.
Westlich hinunter
Neigen die Ströme,
Um mich verengt sich's
Eisern zum Thor;
Wolken und Winde
Schiffen hinüber,
Wolken und Winde
Wandern mir vor.
Hin zu Hygäens
Sonnigen (m) Tempel,
An der Najade
Heilendes Herz.
Tauch' in die Fluthen,
Feindliche Neigung;
Irdische Leiden —
Ewigen Schmerz!

Gegen den Mondschein „am See" S. 17. möchte sich schon eher Gegner erheben:

Die Woge steigt,
Mondsichel bleicht
Die Felsenhörner am See,
Sturmvögel ziehn
Vom Steinrain —
Burgfräulein, o weh, o weh!
— — — — — — —
„O Ritter mein!
Wie Morgenschein
Winkt mir dein rettender Kahn!
O Weg', o Fluth,
O Minnegluth
Heran, mein Liebling, heran!"

Gegen die Minne wird niemand etwas einwenden, wenn sie auch nicht im Costume des Eros auftritt; nur bleibe sie Liebe: Tugend unter der Herrschaft der Vernunft; aber nicht die alleinige oder höchste! Leidenschaft, Wahnsinn, Raserey allenfalls, wenn jener Zaum reißt; aber dann hänge sich Nemesis an ihre Ferse, und was nur allzu menschlich ist, werde nicht für übermenschlich oder göttlich verkauft. Das Ritterthum endlich — was dran poetisch ist, bestehe, und ungestört schalte der Romantiker in dessen phantastischer Sphäre; nur in die wirkliche Welt trag' er es nicht hinein: denn die Krankheit, an welcher sie leidet, heilt keine homöopathische Methode, wie sehr man auch das Gift des Vorurtheils verdünne.

K. v. N. ist allerdings Romantiker, wie sein Vorredner. Mangelt ihm der Reiz der nordländischen Colossalität, neigt seine Romantik sich stärker dem weichen Süden, ihrer Heimath zu; so ersetzt jenen Reiz eine höhere Klarheit, eine strengere, psychologische Consequenz und Conti-

mität, eine größere Mannigfaltigkeit der Gedanken und Bilder.

Die Bemerkung, zu welcher der vierte Band von Fouqués Gedichten, so wie früher Uhland, Gelegenheit gegeben hat, daß die Besseren und Besten im Volke darin einig zu seyn scheinen, ihre Klagen über die Zeit (gewissermaßen der Gegensatz der Klagen über den Zeitgeist) in starken Klängen der Nachwelt zuzusingen, findet auch bey unserem Dichter Bestätigung. „Luthers Geist" antwortet S. 95. u. a. seinem Beschwörer, Müllner:

Wohl ward manch goldner Hoffnungsschein
Im Aufgehn schon vernichtet;
Der Schlachtgefilde Leichen schreyn:
Sind wir umsonst gerichtet?
Ha'n wir den Leib,
Sammt Kind und Weib —
All Erdenlust und Leben
Umsonst dahin gegeben?

Wohl ist manch hehres Fürstenwort
Wie Windeswehn verklungen. —
Versunken schier der Völker Hort,
Auf blut'gem Feld errungen;
Doch muthvertraut!
Was Gott erbaut
Auf ew'gen Rechtes Säulen
Kann kein Geschick ereilen!

Auch aus dem wildverworrnen Stand, (?)
Der das gemeine Wesen
Befangen hat von Land zu Land,
Wird sich die Perle lösen.
Kein Land, kein Meer,
Kein zahllos Heer,
Kann freye Geister trennen,
Die sich im Licht erkennen!

Im Licht? Nun, der Obscurantismus kann es allenfalls in seiner prosaisch-geradlinigten (optischen) Bahn ein Weilchen aufhalten; aber diesem Lichte hat der Schöpfer die Eigenschaft beygelegt, sich auch in den Schallwellen des Gesanges fortzupflanzen, die kein Schirm hemmt.

IV. Das Menschenleben in Dichtungen gebundener und ungebundener Rede von Ernst Ludwig. Altenburg b. Christian Hahn. 1821. X und 294 S. 8.

Die Gedichte dieser Sammlung, nach S. V. der Ausdruck von Gefühlen des Verf. in bedeutenden Lebensmomenten, und mehr Erzeugnisse eines innern Bedürfnisses dieses Ausdruckes, als freyer Künstlerwahl, nehmen für den Sänger ein. Seine Ansicht des Lebens ist würdig und moralisch-schön. Die Kritik der Poesie treibt bekanntlich ihre Forderungen weiter, und wer mag es tadeln? Unendlich ist die Bahn der Dichtkunst; soll die Kritik ihr folgen; so ist es nicht sonderlich folgerecht, sie in ihren Ansprüchen zu beschränken. Sie fordert gern neue, große, tiefe Ansichten der Welt, der sinnlichen wie der übersinnlichen; fordert mächtige Anregung, eindringende oder blendende Anschaulichmachung des lebendig Angeschauten. Unser V. spricht so ungesucht bescheiden von sich, und so verständig, daß man voraussetzen muß, er denke auch so. Offen also sey es eingestanden, daß Rec. an jenen Vorzügen der Poesie hier keinen Ueberfluß gefunden hat. Aeußere Hindernisse sind nicht da, soviel man sehen kann. Der V. ist der äußeren Mittel, der Sprache, des Reimes, der Metrik, der ganzen Tonkunst der Poesie, in einem weit höheren Grade mächtig, als mancher gefeyerte Poet; sein Geist ist wohlgenährt, ohne darum beleibt zu seyn, sein Blick hell, sein Geschmack gebildet: aber die Phantasie scheint nicht kräftig, nicht thätig genug, um mit dem angeregten Gefühl eine Funken und Flammen gebende Reibung zu unterhalten. Dieß Urtheil ist nur Eine Stimme. Der Sänger vernehme viele, vernehme deren mehr, als im Druck laut werden dürften, suche sie auf, achte mehr der sichtbaren Wirkung, als des Wortes, und spreche dann sein Urtheil selbst. Poëtae nascuntur.

Italienische Literatur.

(Fortsetzung.)

Herrn von Jussieus allgemein und verdient günstig aufgenommer Simon de Nantua ist von Francesco Contarini ins Italienische übersezt, und durch den Marquis von Breme zum Druck befördert worden. — Degli Uomini illustri d'Urbino. Urbino 1819 bey Guerrini. Diese Darstellung ist dem Standpunkt unsrer Zeit, welche mit williger Aufmerksamkeit das Verdienst ruhmwürdiger Bürger erzählen hört, angemessen. Urbino war die Vaterstadt Raphaels; Guidobaldo, Commandino Baldi, Barrocci, Brabante erblickten dort das Licht — Männer, welche durch Kunst und Wissenschaft unsterblich wurden, erwarben Vorrechte, die kein Wandel der Zeiten ihnen raubt, und erwecken Mitbewerber, die ihr Erbthum nicht zu schmälern brauchen um ihnen ebenbürtig zu werden. — Vita et commercio litterario di Galileo Galilei, etc. von Gio Battista Clemente di Nelli. Lausanne (Florenz) 1793. — Damals ward dieses Werk zwar gedruckt aber erst 1820 kam es ins Publikum. Es enthält die Bildungsgeschichte, Entdeckungen, Schriften, Reisen, Streitsachen, Unglücksfälle und Fehler dieses merkwürdigen Mannes. Am Schluß des Werks findet sich ein Verzeichniß aller auf Galilei erschienenen Lobschriften, Denkmänzen, Inschriften, Bildnisse u. s. w. — Fassortea. Gedicht von D. S. Oliva 1820. In vier Gesängen und Ottave rime auf Tassos Gedächtnißfeyer. Der Dichter unterhält sich auf dem Parnaß mit Dante und Tasso von Neapels künftiger Größe. — Welches auch Neapels Loos werden mag, so verdient die Schönheit dieser Verse Nachahmung. — Tragedie von Francesco Ruffo. Livorno 1819 bey Glauco Masi. 2 Vol. Die Gegenstände dieser sechs Trauerspiele sind alle aus der alten Geschichte genommen, und die Dichtwerke voll Unvoll-

kommenheiten; der fünf und zwanzigjährige Dichter zeigt aber so viel Feuer und Geist, daß er bey Fleiß und ausdauerndem Bildungseifer zu etwas Vollendeterem Hoffnung giebt. — Sulla gangrena contagiosa o nojominale von Alessandro Riberi. Turin 1820. Angelo Morano. Bisher hatte noch kein italienischer Arzt diesen wichtigen Gegenstand mit der erforderlichen Aufmerksamkeit behandelt. Der Verf. fügt einige Bemerkungen über eine ansteckende Rose bey, welche eine der sonderbarsten Erscheinungen der Krankheitskunde ist. — Storia della Filosofia Greca von Dr. Deffendente Sacchi Pavia, 1818 — 1820, bey Giovanni Tori. Von diesem Werk sind nun vier Theile heraus: der 1ste enthielt die jonische und pythagoräische Sekte, der 2te die italische, der 3te die eleatische, der 4te endlich die heraklitische und sophistische Sekten. Der Verf. legt Klarheit und Gelehrsamkeit an den Tag. — Dell economia della specia Umana von Adiodato Ressi, Professor in Pavia Vier Bände, Pavia 1819. Dieser bekannte Gelehrte setzt die Theorien Quesnais, Adam Smith, Stavard, Giojas G. B. Ortes ziemlich klar auseinander, und bringt die Meinung der berühmtesten Oekonomisten, als Malthus, Herrenschwand, Lauderdale, Sismondi, Lichtenstein bey. — Pregetto d'un nouovo piano di Studi nebst einer Methode der Behandlung der Wissenschaften und einer Erläuterung über die Kunst zu denken und sich auszudrücken. Palermo 1820 Lorenzo Dato. Der Umfang dieses Werkchens — es hat nur zwey und achtzig Seiten — scheint uns zu beschränkt, um seinen Gegenstand gründlich zu behandeln; doch muß bemerkt werden, daß der Verf. mit den Theorien der neuern Ideologen bekannt ist, und durch deren Anwendung auf den praktischen Unterricht, womit er sich vorzüglich beschäftigt, sehr nützlich wird. — Saggio sulla la populasione u. s. w. Versuch über die Bevölkerung des Königreichs Apulien, in der vergangenen und gegenwärtigen Zeit. Von dem Ritter Luca de Simule Cagnazzi V. Th Neapel, 1820. Angelo Trani. Des Verfassers Absicht ist zu zeigen, welche Ursachen in den verschiedenen Zeitaltern zum Steigen und Sinken des Landeswohls beygetragen haben, damit das gegenwärtige Geschlecht daraus eine Lehre ziehe. Ihm zu Folge belief sich die Bevölkerung des Königreichs Neapel unter Alphons I. 1465, 1,597,376 Seelen; bis 1505 nahm sie unter der Herrschaft der Arragonier zu, während der österreichischen Regierung nahm sie etwas ab, allein nach der Besitznahme Karls III. vermehrte sie sich je mehr und mehr. 1766 betrug sie 3,953,098 Seelen; 1775, 4,249,430; 1791 aber 4,925,381, und diese Zahl hat sich seitdem immer vermehrt. So viel daran lag, sie zu verheelen, schätzte man sie 1804 doch auf 4,974,659 Seelen. Herr Cagnazzi sucht oft die Meinungen der berühmtesten Oekonomisten, unter andern auch Malthus u. a. zu berichtigen.

Unter dem Titel Tentativo di un nuovo giuoco di Scacchi hat Hr. Jos. Ciccolini in Rom eine Beschreibung und Erläuterung eines nach seiner Erfindung erweiterten Schachspieles herausgegeben, (Rom bey Franz Bourlin, 2 Bdch., mit Kupfertafeln), das in mehr als einer Hinsicht den Verstand angenehm zu beschäftigen und auch wohl zu schärfen geeignet ist. Sein Schachbrett ist, anstatt in die gewohnten vier und sechszig, in hundert Quadrat-Felder eingetheilt. Eine der Piecen, womit er die streitenden Kräfte vermehrt hat, ist der Elephant, dessen Befugnisse und Eigenschaften er auseinander setzt. Die Kraft des Läufers hat Hr. Ciccolini verstärkt und ihm auch noch den Marsch des Thurmes, jedoch nur auf seine Farbe, zugestanden. Namentlich hat er auch den sogenannten Rösselsprung, der vor mehrern Jahren Viele, und unter ihnen große Mathematiker, beschäftigt hat, d. h. die Kunst, den Springer also auf dem Schachbrette herum hüpfen zu lassen, daß er in 64 Sprüngen nicht nur alle Fächer derselben betritt, sondern auch von dem zuletzt betretenen mit Einem Sprunge wieder auf das Feld gelangt, — von welchem er ausgegangen ist, durch die hundert Felder seines Schachbrettes hindurch geführt *) — Von Rom wird, als etwas für die Freunde der Pflanzenkunde sehr erfreuliches gemeldet, daß der um diese Wissenschaft sehr verdiente Hr. Ernest Mauri den Lehrstuhl der Botanik an der dortigen Universität erhalten soll. Schon im Jahr 1818 hatte er sich durch seinen, gemeinschaftlich mit Hrn. Prof. Sebastiani herausgegebenen Vorläufer einer Römischen Flora bekannt gemacht, in welchem zwölfhundert Pflanzen jenes Bodens beschrieben werden, und der um so mehr geeignet seyn wird, eine zur Stunde noch vorhandene nicht unbedeutende Lücke in der allgemeinen Flora von Italien auszufüllen, da Hr. Mauri sein früheres Werk nun neuerdings fortsetzt: wie er denn wirklich in einem kürzlich erschienenen Hefte desselben abermal hundert römischen Pflanzen, worunter drey neue, eine Vicia, den Hügeln von Albano entnommen, und zwey Arten Ophris, von denen die eine in den Weideplätzen (macchie) von Marino, die andre am Monte Mario und in der Villa Pamfili wächst, beschrieben hat. — Zu Neapel scheinen sich seit einiger Zeit die kenntnißreichsten Männer den für alle Klassen der Gesellschaft unentbehrlichen öffentlichen Unterricht zu einer ihrer Hauptangelegenheiten zu machen. Im Königreiche Neapel hatte seit einiger Zeit in dieser Beziehung ein völliger Stillstand Statt gefunden. Es hatte zwar über diese Materie Genovesi einige allgemeine, unzusammenhängende Ideen auf die Bahn gebracht, der erste Philosoph aber, welcher es gründlich versucht hat, einen vollständigen Plan der öffentlichen und Privaterziehung darzulegen ist, Filangieri. Nach ihm hat Hr. Galdi einige Gedanken über denselben Gegenstand bekannt gemacht, und Hr. Luoco, Namens einer mit Erledigung dieser Angelegenheit beauftragten Kommission, der Regierung einen Plan zur Einrichtung der Schulen und des öffentlichen Unterrichts im ganzen Königreich eingereicht, der zwar etwas zu allgemeine, aber gleichwol in mehr als einer Hinsicht mit Vortheil zu benutzende Ideen enthält. Alle diese Versuche sind von früherem Datum als die Revolution. Seit dem Ausbruche derselben sind bis jetzt erschienen: Nuovi pensieri etc. d. h. Neue Gedanken über den öffentlichen Unterricht, betrachtet in seinen Verhältnissen zur Freyheit und zur Regierung von G. Masdea, und Della riforma etc. d. h. von der Verbesserung des öffentlichen Unterrichts im Königreich beyder Sicilien von M. Galdi. Der erstgenannte dieser zwey Schriftsteller scheint, obwol er den öffentlichen Unterricht von verschiedenen Seiten betrachtet, doch blos bey allgemeinen Ideen zu verweilen; der letztere beschäftigt sich mehr mit einer genauen Auseinandersetzung des Zustandes des öffentlichen Unterrichts im Königreich Neapel und macht, nachdem er die Mängel desselben gerügt, den Vorschlag zu einer neuen, den dermaligen Bedürfnissen der Natur angemessenen Methode.

---

*) Unter den vielen Auflösungen dieser Art findet man die von Euler in Kochs Schachspielkunst, 2te Ausg. Thl. I. S. 22.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Mai 1821.

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
Die Götter des Griechenlands von Schiller.

Der Schwan.

Stiller Träumer auf den Wellen,
Die sich ed'nen dir zur Bahn,
Die sich dir zum Lager schwellen,
Weißer, königlicher Schwan.

In der Wellen Zauberflimmer
Wird die Sonne Sternenlicht,
Du erblickst nur Widerschimmer,
Aber Schatten siehst du nicht.

Mag der Aar um Sonnen schweben,
Ueber Sterne schwebt dein Kahn;
Mag der Aar im Blitze leben,
Doch unsterblich ist der Schwan.

Fruchtlos rufen die Syrenen
Von des Ufers Blumenplan,
Mit des Echo's schönsten Tönen
Dich von deinem Ocean.

An des Busens weiche Fülle,
Schlummert süß die klare Flut,
Wann der Herold heil'ger Stille
Ueber den Gewässern ruht.

Kühn wie dieser Hals gebogen,
Wie vom Zephyr nur belebt;
Stand die Säule sanft gebogen,
Eh' zum Himmel sie gestrebt.

Hör' ich keine Lieder rauschen
Aus der Vorwelt Hain zurück?
Aber nein, der Wehmuth Lauschen
Und nicht Sinnen ist dein Blick.

Jener Vorwelt Heldenklängen,
Schwebtest du begeistert vor,
Und unsterblichen Gesängen
Lauschet immer noch dein Ohr.

Ja, vor diesem Götterzeugen,
Wenn des Sehers Geist entglüht,
Sterbliche, in diesem Schweigen,
Lauschet auf des Sängers Lied!

von Maltiz.

Der Vatermörder.

(Aus London Magazine.)

Vor ungefähr dreyßig Jahren kam ein junger Mann mit seinem Vater und dessen alten Mutter in die Gegend des Forts Cumberland, an der Küste von Hampshire; sie nahmen ihre Wohnung in einer Hütte in der Nähe des Forts, und zogen ihren kärglichen Unterhalt vorzüglich von einem ungewissen Fischfang. Sie hatten früher ein ansehnliches Geschäft zu Portsmouth betrieben, waren aber durch unvorhergesehene Unfälle in gänzliche Armuth gerathen, und zuletzt zu ihrer gegenwärtigen Lebensweise getrieben worden. Während der ersten Monate nach ihrer Ankunft verschaffte ihnen der tägliche Absatz, den sie im Fort für ihre Fische fanden, ein ziemlich gemächliches Leben, als ein Orkan ihr Fischerboot gegen die benachbarten Felsen zertrümmerte, und ihnen auch ihren lezten armseligen Erwerbszweig raubte. Um Elend an s höchste zu treiben wurden beyde alte Leute

krank und schmachteten hülf- und freudenlos im größten Mangel. Der junge Mann würde sein eigenes Elend haben ertragen können; aber der Anblick seiner theuersten Verwandten, welche im eigentlichsten Sinne des Wortes verhungerten, und auf ihrem Schmerzenslager kaum einige Lumpen zur Bedeckung ihrer erstarrten Glieder übrig hatten, trieb ihn zur Verzweiflung. Wenn er das eingesunkene Auge, die eingefallenen Wangen, den ausgemergelten Körper seiner Großmutter betrachtete, sie nach einem einzigen Bissen Brod zur Erquickung schmachten sah, da ward sein Schmerz zur völligen Raserey. Er benuzte die Gelegenheit, als sein Vater, der sich eben ein wenig von seiner Krankheit erholt hatte, und in das Fort gegangen war, um des Gouverneurs Beystand anzustehen, und stürzte mit dem verzweifelten Entschlusse sich an die Landstraße zu stellen und alle Vorübergehende zu berauben, mit einem Paar Sattelpistolen in der Tasche, aus der Hütte. Die Nacht war besonders zur Ausführung eines solchen Unternehmens geeignet. Es war finster, die Winde heulten und das ferne Brüllen der Meereswogen und das einzelne Krächzen der Seevögel vermehrte das Schreckhafte der Scene. Indeß eilte der junge Mann zitternd vorwärts, und seine Seele nahm nach und nach das düstere Gepräge der umgebenden Nacht an. Jezt brach ein Gewitter, welches schon lange gedroht hatte, los, furchtbar rollte der Donner über dem Haupte des Unglücklichen, und zuckende Blize kreuzten sich vor seinen Augen. Als er unter dem Hochgericht vorbeyging, wo das unbegrabene Gebein vieler Verbrecher ausgestreut lag, und ihm das Klirren der Ketten in die Ohren klang, woran noch die Gebeine des zulezt Gerichteten hingen, da zeigte sich ihm sein eigenes Geschick im Fall der Entdeckung, und zum ersten Mal sank ihm der Muth. In diesem Augenblick vernahm er den Schall von Fußtritten, welche über die Heide her auf ihn zukamen; die Klänge kamen näher und eine dunkle tief verhüllte Gestalt strich an ihm vorüber. Er zog eine seiner Pistolen hervor, während der Wanderer langsam vorwärts schritt; zweymal versuchte er sie loszudrücken, und zweymal versagte ihm die zitternde Hand den Dienst. Zulezt aber kam ihm der Muth der Verzweiflung wieder, er dachte an seine sterbende Großmutter, an seinen hülflos verschmachtenden Vater; diese Gedanken trieben ihn zur Raserey. Der unselige Schuß fällt, und mit einem Schrey, der ihm wie zerschmetternd aufs Gehirn fällt, stürzt sein Schlachtopfer leblos zu Boden. Halb sinnlos trägt er den blutigen Leichnam in seine Hütte und sezt ihn auf einen Stuhl, bis er sich ein Licht angezündet, wobey er ihn zu berauben gedenkt.

Mitternacht war vorüber, die Großmutter hatte sich schon längst zur Ruhe begeben, und tiefe Stille herrschte in der Hütte, die nur des wilden Sturmes Geheul und das entfernte Toben der Wellen unterbrach. Bald kehrte der Unglückliche mit Licht zurück, beleuchtete zitternd sein Schlachtopfer, und er erblickte die gebrochenen Augen seines Vaters! — des Vaters, für den er sich so tief ins Verbrechen gestürzt, und den er auf der Rückkehr vom Gouverneur, der ihm Hülfe zugesagt, ermordet hatte. Der Wahnsinn ergriff ihn. Er hob die Leiche vom Boden, und mit einem bittern Schrey, dessen Klang etwas furchtbar-unnatürliches gehabt haben soll, stürzte er damit in die Kammer seiner Großmutter. Ein trübes Nachtlicht brannte in der Ecke des Kamins, als er hineintrat, und die Fetzen des alten Vorhangs waren dicht ums Bett hergezogen. Er riß ihn auf, und schreckte die Unglückliche durch sein wildes Gelächter empor. Zitternd fuhr sie in die Höhe, und ihr Blick fiel — auf die blutige Gestalt ihres Sohnes, und auf ihren wahnsinnigen Enkel. — Mit einem Blick sah sie all diesen Jammer, und hatte dann zu sehen und zu fühlen aufgehört. — — Mit einem Seufzer, welcher noch Segen auf das Haupt ihres unseligen Mörders herabzurufen schien, sank sie ohne Leben auf ihr hartes Kissen zurück.

Indessen zog das Gejauchze des Rasenden einige Soldaten des Forts herbey, welche in ihrer Runde eben vorbeykamen. Sie traten ein, um nach der Ursache zu forschen, und erblickten eines der gräßlichsten Schauspiele, die man je auf Erden gesehen. Nur erst nach mancherley Versuchen gelang es den Wachen, sich des Wahnsinnigen durch List zu versichern, und sie brachten ihn auf das Gefangenenschiff, welches dem Fort gegenüber lag. Die Leichen der Mutter und des Sohnes wurden in der Stille in einer kleinen Erhöhung an der Küste begraben.

Tage und Monde verstrichen, und während die Zeit, wo ihm der Proceß gemacht werden sollte, sich näherte, schien die Raserey des unglücklichen Vatermörders sich in einen unwandelbaren Tiefsinn auflösen zu wollen. Man nahm ihm daher die schweren Klöze, woran bisher seine Füße befestigt gewesen waren, ab, und räumte ihm eine Kajüte ein, die ihm eine Aussicht aufs Ufer gewährte. Hier pflegte er stundenlang zu sitzen, und dem Flug der vorüberseegelnden Schiffe nachzusehen, während schwere Thränen beym Andenken an die Vergangenheit ihm über die bleichen Wangen rollten. In der Entfernung erblickte er das Hochgericht, zugleich der Ort seines Verbrechens und seiner vermuthlichen Strafe. Ein fürchterlicher Schauder überlief ihn jedesmal, so oft er dahin blickte und Wahnsinn ergriff seine zerrüttete Seele aufs neue. War dieser Anfall vorüber, so fand er wieder Erleichterung in seinen Thränen und verhielt sich still und abgezogen. Sein von Natur gutmüthiges Herz war durch Unglück nur noch milder geworden, und selbst seine Mitgefangenen empfanden Mitleiden für den Unglücklichen, wenn er so einsam da saß, ins Leere hinstarrend und vor sich hin murmelnd. Indessen nahm seine Gesundheit sichtlich ab, und man bemerkte deutlich in seiner zunehmenden Niedergeschlagenheit, so wie in der schwindsüchtigen Röthe seiner Wangen, daß er dem

Ziele seiner Leiden nahe war. Er selbst schien sich immer bey dem Gedanken seines herannahenden Todes zu freuen, und oft bemerkte man ein schwaches Lächeln auf seinen Lippen, wenn er seine eingefallene Gestalt betrachtete und die zunehmende Hinfälligkeit seines Körpers fühlte. So wie sich die Stunde seiner Auflösung näherte, wünschte er noch einmal die Stelle zu sehen, wo alles, was ihm einst auf Erden theuer gewesen, begraben lag. Mit diesem Wunsche tief im Herzen, benuzte er eines Abends, als sein Fenster offen war und die Wache sich entfernt hatte, um sich von den leichten Fesseln die ihn hielten zu befreyen und ans Ufer zu schwimmen.

In der stillen Mitternachtsstunde sah man plözlich Lichter auf dem Gefangenen-Schiffe hin und her bewegen, die Sturmglocke erklang, der Donner des Geschüzes schallte über die Wellen hin, und die allgemeine Verwirrung unter den Soldaten und Matrosen verkündigte die Flucht eines Gefangenen. Ein wohl bemanntes Boot, worin sich zwey Bluthunde befanden, kam ans Ufer, und die Hunde, denen die Verfolger auf dem Fuße folgten, wurden der Spur des Wahnsinnigen nachgesandt. Sie hatten sie bald aufgefunden und verfolgten sie eifrig bis zur kleinen Hütte, wo der Arme einst gewohnt, und welche jezt als der Aufenthalt böser Geister allgemein vermieden wurde. Die Wache kam ihnen gleich nach, sie waren aber kaum hineingetreten, als sie einen schwachen Schmerzensschrey vernahmen. Er kam von dem Unglücklichen, welcher schluchzend vor dem armseligen Bette kniete, worauf sein Vater zum leztenmal geruhet. Die Bluthunde stürzten auf ihre Beute los, die ihrer Wuth widerstandslos erlag. Man begrub ihn neben seinen Verwandten in dem kleinen Hügel; der Aberglaube hat von seinem Grabe Besiz genommen, und wenn die dunkle Welle brausend ans Ufer schlägt und ein herannahender Sturm die Landschaft verdunkelt, heißt es, steige sein Geist aus dem Grabe hervor, frohlockend über das Schauspiel der Zerstörung.

Neue Erfindung.

Seit dem November 1818 hat Hr. Touboulic, Chef de l'atelier de boussole des Havens von Brest, ein selbst erfundenes Instrument verfertigen lassen, das auf der See zur Genauigkeit die Beobachtungen bey Nacht, sowol in Lenkung des Schiffs als Betrachtung der Gestirne und der Bestimmung ihres Standpunktes, sehr nüzlich seyn muß. Dieses ist ein Kompaß (boussole à variation?) dessen Rose auf Talk (ein halb durchsichtiger Stein) gezeichnet ist. — Eine kleine Laterne, welche hinter der Schachtel angebracht ist, wirft ihr Licht durch in dieser Schachtel und dem Futteral des Kompaß gebohrte Löcher, bis auf die Rose, deren Eintheilungen dem Beobachter alle zu einem sanftem Lichte sichtbar werden, welches ihn nicht hindert, den Punkt, den er aufnimmt, zu beobachten. Der unschäzbare Vortheil dieses Instrumentes ist, daß es in jedem Wetter und sogar im Angesicht des Feindes Beobachtungen zu machen erlaubt. Auch ist es schnell in Gebrauch gekommen; in Brest sind deren schon dreyßig verfertigt, Toulon, Rochefort, Lorient lassen ähnliche machen.

Zu eben der Zeit hat Hr. Touboulic auf der Fregatte Cleopatra ein Kompaßhäuschen (habitacle) nach einer neuen Erfindung bauen lassen; das Licht desselben, welches auf der Batterie (der Stückwall wo die Kanonen stehen) steht, fällt bis auf die auf Talk gezeichnete Rose, so daß der Steuermann diese sieht, ohne dessen Widerschein auf die Segel, und ohne daß sein Glanz sein Auge angreife. Daraus entsteht der Vortheil, daß eine einzige Lampe die Batterie, oder bey kleinen Schiffen, die Kajüte des Kapitains, und beyde Kompässe hinlänglich erleuchtet, auch der Wache bey der ihr aufgetragenen Bewegungen dient; daß Wind und Regen nicht auf diese Lampe wirken, daß das Kompaßhäuschen durch seine Größe die Schiffsmanöver nicht hindert, daß bey dem Bau- und bey dem Erleuchtungs-Material fünfzig vom Hundert gewonnen wird, und daß es endlich eine gefälligere, festere Gestalt hat. Ein Linien-Schiff, drey Fregatten, und sechs Corvetten oder Gabarren wenden bereits dieses neue System an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 1. April.

(Beschluß.)

Weit besser gefiel das zweyte neue Stück dieses Monats, Peter der Große und Alexis, Trauerspiel in vier Akten von E. Gebe. Unser junger Mitbürger Gebe fährt mit steigender Sicherheit fort, sich der tragischen Muse zu widmen. Im vorigen Jahre sahen wir seinen Heinrich IV. mit vielem Interesse, in den ersten dießjährigen Heften der von Fr. Kind herausgegebenen Zeitschrift, die Muse, befinden sich zwey Akte seines Trauerspiels Dido, und im Kindschen Almanach auf dieses Jahr, lasen wir Hirten-Scenen aus einer Niobe von ihm. Nicht ohne Erwartung sah man daher diesem Trauerspiele entgegen, und fand diese recht erfreulich befriedigt. Der Dichter stellt dem Kampfe zwischen Peter und Alexis, seinem Sohne, den Kampf der Aufklärung mit der Finsterniß vor, das alte Rußland kämpft mit dem neuen, der Sohn steht dem Vater gegenüber als Vertheidiger der alten, rohen, aber kräftigen Sitte, während dieser durch Kunst und Wissenschaft, Handel und Verfeinerung allerdings Kultur, aber auch Verweichlichung einführen will. Daß Alexis, nachdem seine offnen Kämpfe scheitern, endlich unterliegt, ist der Geschichte gemäß beybehalten worden. Der Dichter läßt ihn aber nicht vom Henkerbeile fallen, sondern im Moment, als er zur Hinrichtung abgeführt werden soll, von einem ehemaligen Mitverschwornen befreyet werden, damit er vom Soldatenband, nicht von der des Scharfrichters falle. Katharine steht als schöne Vermittlerinn zwischen Vater und Sohn, aber

leider fruchtlos. Sie ist unstreitig der gelungenste Charakter, und ihr Auftreten ist jedesmal von der wohlthuendsten Art. Peter könnte man vorwerfen, daß ihn der Dichter hie und da zu weich gehalten habe, daß wir seiner den Kaiser in ihm erblicken, öfter den gerührten Vater. Alexis dagegen ist zwar sehr consequent in der Handlung durchgeführt, aber seine Art der Rede ist nicht ganz im Einklang mit der Rohheit seiner Ansichten. Doch bleibt den Schauspielern selbst dabey vieles zur richtigen Zeichnung überlassen, und sowol Hr. Hellwig, der den Zaar, als Hr. Julius, welcher den Alexis gab, leisteten auch in dieser Hinsicht vieles Verdienstliche, wie denn die ganze Darstellung mit Liebe gegeben, und mit theilnehmender Wärme aufgenommen ward. Besonders gut in Scene gesezt waren die Auftritte mit den gemeinen Russen im ersten Akte, und wir wünschten, daß Volksscenen in andern Stücken mit gleichem Fleiße eingeübt werden möchten. Die ehemaligen Vorstellungen des Egmont gaben darin vielen Wünschen Raum. — Von Gästen trat ein Herr Röckel aus Prag als Seneschall und Abrian von Ostade auf, entfaltete gute musikalische Kenntnisse, schwache aber angenehme Stimme, hinterließ jedoch kein bleibendes Andenken. — Um so mehr bedauert man den Verlust des Gesangsheiden Gerstäcker, welcher mit Schluß des Monats März die hiesige Bühne verließ. Dem Vernehmen nach soll er ein glänzendes Engagement in Wien angenommen haben. Man sagt, die hiesige General-Direktion habe sich alle Mühe gegeben, ihn den hiesigen Verhältnissen gemäß, auf längere Zeit für die Dresdner Bühne zu gewinnen, und es sey ihm zulezt ein Kontrakt auf sechs Jahre mit einem jährlichen Gehalte von 2700 Thlr. angeboten, auch ansehnliche Urlaubszeit verwilligt worden; bereits in Wien eingegangene Verbindungen hätten ihn aber abgehalten, seine Talente ferner dem hiesigen Theater zu weihen. Wir rufen ihm ein freundschaftliches Lebewohl nach, und geben die angenehme Hoffnung nicht auf, ihn vielleicht künftig wieder den unsrigen nennen zu können. — In der italienischen Oper war Leonora von Pär neu einstudiert worden. Die Hauptrollen wurden vortrefflich gegeben; dessen ungeachtet wollte diese Oper nicht mehr die Wirkung hervorbringen wie vordem, als sie von Pär für das hiesige Theater geschrieben ward — Ein Hr. Kimercati aus Mayland gab ein Konzert auf der Mandole. Er behandelt dieses Instrument mit einer Fertigkeit, welche Bewunderung erregt, aber es ist an sich so undankbar, daß trotz dieser Meisterschaft der Vortrag darauf keinen wahren musikalischen Genuß gewähren kann, sondern man blos die Geschicklichkeit des Meisters anstaunt. — Es war in diesem Monate auch der Kopfabschneider Schumann, der sich einen Professor der Magie! nennt hier, ohne daß sein „außerordentlich mechanisch-automatisches Schauspiel" vielen Zulauf gehabt hätte.

Ein großes Verdienst um die Armen-Anstalten dieser Stadt hat sich der im März verstorbene Präsident des Appellationsgerichts, Geheimerath von Hünerbein, erworben, welcher, da er unverehlicht und kinderlos starb, das hiesige Stadt-Krankenhaus zum Universalerben seines höchst bedeutenden über 100,000 Thlr. betragenden Vermögens eingesezt hat. So hocherfreulich diese milde Stiftung, und so ehrend sie für das Andenken des Erblassers ist, so sehr darf man auch hoffen, daß der hiesige Stadt-Magistrat, unter dessen Aufsicht dieses Institut steht, in den jährlich ohnedies erfolgenden Berechnungen, zu seiner Zeit, dem theilnehmenden Publikum Dresdens einen genauen Bericht, sowol über den Betrag des Zuwachses am Stammvermögen, als über die Art der Anlegung und Verwendung ablegen, und dadurch, nicht nur das von dem edlen Stifter in ihn gesezte Vertrauen vollkommen rechtfertigen, sondern gewiß auch einen rühmlichen Nacheifer zu ähnlichen Unterstützungen der hiesigen öffentlichen Anstalten wecken wird.

Paris, den 30. April.

Neulich hielt die Gesellschaft zur Aufmunterung der National-Industrie eine öffentliche Sitzung. Die Fabrikanten hatten, wie gewöhnlich, ihre Neuigkeiten in dem Vordersaale ausgestellt; es war aber dießmal wenig merkwürdiges zu sehen; der Verfertiger falscher Edelgesteine war wieder da mit einem großen Vorrathe von Rubinen, Diamanten und Smaragden, die man zu einigen Franken per Pfund ankaufen, und so gut wie die feinsten Juwelen zum Schmucke brauchen konnte. Ob dieser Wundermann vielen Absatz mit seiner schimmernden Waare hat, weiß ich nicht; vermuthlich rühmen sich seine besten Kunden wohl ihres Kaufes nie. Dann waren, aus roher Seide verfertigte Mannshüte ausgestellt, die mit dem Beynamen impermeables (undurchdringliche) bezeichnet waren. Will man dadurch zu verstehen geben, daß das Wasser nicht durchdringt, so ist dieß eine sehr überflüssige Bemerkung; denn durch die gewöhnlichen Filzhüte dringt es auch nicht durch; will man aber damit sagen, daß sie dem Regen Trotz bieten, so ist die Behauptung unrichtig; denn der Regen verderbt die Seidenhüte sehr schnell. Ueberhaupt scheint mir der Nutzen dieser neuen Erfindung eben nicht wesentlich zu seyn; nur kann sie in Frankreich, wo es an roher Seide nicht fehlt, den Arbeitern eine neue Beschäftigung geben, wenn Mode oder neue Industriezweige die bisher gebräuchlichen Seidenwaaren außer Gang bringen sollten; für die Stadt Lyon insbesondere wäre der neue Erwerbzweig desto ersprießlicher, da hier die Verarbeitung der Seide und die Hutmacherey mit gleicher Thätigkeit betrieben werden. Bekanntlich werden auch jezt in Frankreich die italienischen Strohhüte der Damen in französischer Seide sehr gut nachgeahmt; eine Dame kann also jezt vom Kopfe bis zu den Füßen ganz in Seide gekleidet und geschmückt seyn, und für keinen Heller ausländischen Zeuges an sich haben. Ferner war noch eine schöne Tafel von gelbgeflecktem Marmor zu schauen, die aus einem neu eröffneten Marmorbruche in den Pyrenäen gekommen, und sehr schön verarbeitet worden war. Die Inschrift besagte: Dieß sey der erste Versuch der Bearbeitung des französischen Marmors, vermuthlich wollte man sagen des Marmors dieser Art; denn andre Gattungen inländischer Marmore werden ja zu hunderten in Frankreich verarbeitet; nur an weissem, zum Bildhauen tauglichen Marmor fehlte es bisher; es sind zwar mehrere Probestücke, meistens aus den Pyrenäen, zu verschiednem Malen nach Paris gesandt worden; allein bey der Untersuchung hat sich jederzeit gefunden, daß sie nicht rein weiß, sondern von grau weissen Adern durchdrungen waren, welche nicht dieselbe Härte besaßen, wie das übrige. Man ist daher gezwungen, den Bildhauermarmor aus Carrara zu verschreiben. Dieses ist aber mit so ungeheuren Kosten verbunden, daß, wenn der Marmor in den Pariser Werkstätten angelangt ist, jedweder Quadratschuh auf mehrere hundert Franken zu stehen kommt. Daher beschränken sich auch fast alle Bildhauerarbeiten in Frankreich auf dasjenige, was auf Kosten des Staates verfertigt wird. Dann waren in dem Vordersaale der Gesellschaft noch einige neue gestreifte Zeuge ausgestellt, die das Eigene hatten, daß die Streifen nicht parallel liefen, sondern, wie Radien eines Zirkels von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte ausgiengen, und sich nach allen Richtungen entfernten. Wozu nun diese Erfindung dienen mag, kann ich nicht ausmitteln, es möchte denn etwa seyn, um einige Neuerung im Anzuge der Damen hervorzubringen. Vielleicht hat auch der Erfinder blos zeigen wollen, wie er große Schwierigkeiten überwunden habe; nur schade, daß er bey Beseitigung der Hindernisse zu keinem nüzlichern Resultate gelangt ist; vielleicht hat er mehr Zeit und Mühe verloren, als die Sache werth ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Mai 1821.

Ich machte mich auf und ging hinaus ins Feld, und siehe, die Herrlichkeit des Herrn stand daselbst, und ich fiel nieder auf mein Angesicht.

Ezechiel.

Sommer-Morgensegen. *)

Es dämmerte der Morgen aus der lauen Mondnacht in den beginnenden wolkenlosen Tag hinüber, als ich, — recht selig daheim in meiner vaterländischen Flur, — zu ihrer schönsten Waldhöhe hinaufstieg.

Hier und da wurde in den Gärten, an welchen ich auf feuchtbethautem Pfade vorüberschritt, ein Singvogel wach; als ich aber in den hohen Forst trat, da lebten schon tausend fröhliche Stimmen auf. Es flatterte von Zweig zu Zweig um mich her, und allmählig kamen die Bienen hergezogen zur honigreichen Haide. Da und dort raschelten bunte Eidechsen durchs hohe Waldgras, erschrocken vor meinem Fußtritt, ins Gestein, und schüchternes Wild eilte flüchtig durch die Büsche. „Fliehet nicht vor mir! — hätte ich diesen Waldbewohnern zurufen mögen, welche die Erfahrung den Menschen zu scheuen gelehrt hat, — fliehet nicht! der frohe Wandrer meynt es herzlich gut mit euch!"

In Stunden frommer Freude möchten wir so gern Frieden schließen mit allen Naturwesen, und den ewigen Krieg beschwichtigen, in welchen das Bedürfniß, — oft aber auch Laune und Uebermuth, — uns mit einem großen Theil derselben verwickelt hat. Der Wald ist die anmuthige Heymath unzähliger, sich ihres Lebens freuender Geschöpfe. Sie bauen, arbeiten, genießen dort, jedes nach seiner Art und nach dem Maße der ihm verliehenen Kräfte. Warum sieht doch der selbstsüchtige, alles Irdische mit Gier an sich reißende Mensch überall nur sein Eigenthum! — Mir war es an diesem heiligen Morgen, als dürfte ich mich nur betrachten wie ein bescheidner Gast im großen, grünen Wohnhause aller dieser Wesen, die hier ihren kurzen Tag hindurch fröhlich und thätig sind.

Welch ein wimmelndes Leben um mich her; — fliegend, laufend, schwirrend; hastig eilend und langsam schleichend. — Hier lebt und stirbt das Eine im Umkreis der Pflanze, die seine Welt ist, dort schwingt sich das Andre mit blitzschneller Kraft von Wipfel zu Wipfel. Hier stillt es friedlich an einem Tropfen Blumensaft die Bedürfnisse des Tages; dort bemächtigt sich's mit Gewalt seiner Waffen der ihm angewiesenen Speise. Aber das Auge ist zu klein, der Blick zu kurz, alle die Gestalten zu fassen, — das Ohr zu eng, alle die vielartigen Töne aufzunehmen, die ringsumher vom Boden herauf, und von den dichtverzweigten Bäumen herab jeden meiner Schritte begleiteten!

Als ich heraus auf die offene Höhe trat, — mir zur Seite die alten grauen Mauern des öden Bergschlosses; — vor mir das weite lachende Thal mit seinem blauschillernden Strom; an allen Hügeln schwankende Aehrenfülle; um jedes Dörfchen dichtes, fruchtreiches Grün der Obstbäume, auf jedem Pfad kommende Arbeiter, die das gefällte Gras dem schon heißer werdenden Strahl der Sonne zuzuwenden, oder die noch stehenden hohen Halmen in Maden hinzustrecken

*) Aus den nächstens bey Kesselring in Hildburghausen erscheinenden „gottgeweihten Morgen- und Abendstunden, in ländlicher Einsamkeit gefeyert."

eilten; — dort Hirten mit ihren Heerden, manche, die auf dem Felde übernachtet, andere, die aus den Dörfern herangezogen; — da ward mir alles so herrlich und neu, ich fühlte mich entrükt weit in des Orientes lebenreiche Gefilde, und sah dort den hohen, heiligen Sänger betend wandeln.*)

Wie dränget nun der Ausruf sich von selbst hervor, den uns der Dichter aus der Seele nimmt:

„Wie viel sind deiner Werke, Gott!
„Sie alle hast mit Weisheit du geschaffen.
„Die Erd' ist deiner Güte voll!"

So rief es unablässig auch aus meinem Herzen, wenn ich hinausschaute in das vom Morgenthau erquickte, mit glänzenden Farben überkleidete Thal, das sich im goldenen Duft des Osten weit in der Ferne verlor; so daß es anzusehen war, als ob dort die Erde ende, und der Himmel beginne.

Nach langem Schauen stieg ich wieder hinab, dem Leben näher zu kommen, das uns Menschen zunächst anspricht. Da schallten die Stimmen der sich grüßenden Arbeiter über Felder und Wiesen einander zu, und freundliches Gespräch knüpfte sich zwischen Kommenden und Gehenden an. Eine Mutter schritt, von jubelnden Kindern umringt, zum Tagewerk der duftenden Wiese hin. Ein Freund harrte winkend des Freundes, der aus der Ferne ihm entgegeneilte. Ein Greis hob den ihn begleitenden Enkel, den die kleinen schnellen Schritte schon ermüdet hatten, zärtlich hinauf an sein Herz. — Von der Trift erklangen Hirtenlieder, und auf der fernen, am Gebirg hinlaufenden Straße tönte vom fortziehenden Reisewagen her des Hornes muntrer Schall.

Wie hatte uns Alle der himmlische Morgen so einig und froh gestimmt!

Einmal nur zog ein trübes Erdenwölkchen über diesen glanzvollen Morgenhimmel. — Ein junges Weib eilte, ihren Berufsweg verlassend, über ein Brachfeld hin der niedern Kirchhofsmauer zu. Dort stand sie lange und blickte weinend hinüber auf ein kleines Grab, das noch schwarz und nackt sich aus dem grünen Rasen erhob.

„Mutterthränen um einen früh heimgegangenen Liebling!" sprach ich theilnehmend in meinem Herzen. — Wohl ein herber, lange nachbebender Schmerz! Aber zeuget nicht auch er von des Vaters milder Gnade? O wie selig ist des Menschen Herz, daß es seine Liebe und seine Sehnsucht bewahren darf, so lang es schlägt! Wie hat uns Gott so reich beschenkt, daß unsre Einbildungskraft die Gestalten der Geliebten so treu und gegenwärtig erhält, die uns verlassen haben! Wie wohlthätig und süß wird selbst der Kummer um die Verlornen im Gedanken: daß unter den Engeln, die in der himmlischen Heymath auf uns warten, auch die sind, die wir auf Erden schon mit zärtlichen Namen unser nannten!

„Schmecket und sehet wie freundlich der Herr ist!" Dieß Wort der Schrift will ich nun aus dem schönen Morgen mit hinüber nehmen in die Geschäfte des Tages!

Haben wir auch keine Sprache für den Ausdruck göttlicher Größe, so haben wir doch ein Herz für das Gefühl göttlicher Liebe.

Welche Summe wohlthuender Gefühle ist um uns her verbreitet! Wie sind so viele Gesetze des Herrn der Natur darauf berechnet, daß seine Geschöpfe fröhlich seyn können! Alle Töne, die mir heute nah und ferne entgegenschallten, waren Töne der Lebenslust, des Wohlseyns! Und wo ein Laut des Schmerzes die Harmonie zu unterbrechen scheinen mochte, da deutete auch er darauf hin, wie theuer und lieb das Leben sey, da Schmerz nur seine Störung ist. — Freuen, fortfreuen will ich mich im Herrn; — so nur fröhlich seyn, daß der Gedanke an das Höchste und Ewige meine Lust erhöht, nicht durch Schreck und Reue zerstört. Das ist der klare Wille des Vaters der Freude! Dieses Glück hat er auch heute in den genußreichen ersten Tagesstunden mir zum Segen der kommenden geschenkt. Da war keine Stimme, die Ihn nicht nannte; keine Blume, die nicht zu Seiner Ehre blühte; kein Lüftchen, das Ihn nicht lobte; kein Lichtstrahl, der mir nicht als blitzender Juwel, — kein Thautropfen, der mir nicht als Perle am Saume Seines Kleides erschienen wäre!

O könnte ich mir diese selige Stimmung erhalten! dürfte doch keine eitle Sorge, kein selbstsüchtiger Uebermuth, keine pflichtverletzende Neigung während der Geschäfte des Tages mir die Erinnerung rauben oder trüben, wie glücklich, fromm und froh ich ihn begonnen!

Einen Becher süßer Erdenlust
Schöpf' ich froh nach meines Vaters Willen,
Doch des Geistes ew'gen Durst zu stillen,
Rinnt ein andrer Quell zu dieser Brust.

Selig, wem er seine Labung beut;
Selig, wem der Gott im Herzen thronet,
Daß die Unschuld bey der Freude wohnet,
Und das Rechte sich des Schönen freut!

Fröhlich dann! — Das Tagewerk beginnt.
Muthig, — wenn des Mittags Schwüle drücket!
Unverdrossen, — wenns nicht immer glücket!
Hoffend, — bis der Stundensand verrinnt!

Abends, wenn der Herr dem Diener winkt,
Geht er müde zwar, doch ohne Sorgen,
Durch die kurze Nacht zum lichten Morgen,
Dessen Sonne niemals untersinkt.

Friedrich Mosengeil.

*) Psalm 104 hier nach Herders Uebersetzung angeführt.

Die neuesten Reiseberichte vom Innern des Australlandes.

Bekanntlich wird die Landschaft, welche die Hauptniederlassungen der brittischen Kolonie von Neusüdwales enthält, westlich durch eine Bergkette begrenzt, der die Kolonisten den Namen der blauen Berge gaben. Manches

Jahr seit Gründung der Kolonie gieng vorüber, ohne daß ein Versuch gemacht ward, diese Schranke, welche ihr Gebiet von dem innern Lande trennte, zu überschreiten. Die außerordentliche Trockenheit des Sommers von 1813, bey der die Kolonisten einen Theil ihres Viehstandes einbüßten, veranlaßte die Herren Lawson, Blarland und Wentworth einen Weg in's Gebirg zu suchen, um auszumitteln, ob sich daselbst nicht ein für ihre Heerden nutzbares Land fände. Sie setzten über den Nepean-Strom, erstiegen die erste Bergreihe, und nach mehreren mühsamen Tagreisen gelangten sie in ein mit reichem Graswuchs bedecktes Thal. Ein kleiner östlich fließender Strom bewässerte dasselbe und überzeugte die Reisenden, daß sie den westlichen Abhang noch nicht erreicht hatten; weil aber ihre Vorräthe beynahe erschöpft waren, beschlossen sie, diesmal nicht weiter zu gehen, und trafen nach vierwöchentlicher Abwesenheit wieder in Sydney ein.

Etliche Monate später beauftragte der Statthalter der Kolonie, Hr. Macquarie, den Hrn. Evans, die gemachten Entdeckungen weiter zu verfolgen. Am 20. Nov. 1813 setzte dieser über den Nepean-Strom und am 26. des gleichen Monats hatte er das Reiseziel seiner drey Vorgänger erreicht. In westlicher Richtung durchwanderte Herr Evans hierauf verschiedene fruchtbare und gut bewässerte Thäler, und am 30. entdeckte er ein kleines westlich abfließendes Gewässer, welches er Fish-river nannte. Sieben Tage folgte er dem Laufe desselben durch eine zum Feldbau und zur Viehzucht gleich-gut geeignete Landschaft, wo sich alsdann ein anderer von Süden kommender kleiner Fluß mit dem Fish-river vereindarte. Die Vereinigung der zwey Flüsse nannte er, dem Statthalter zu Ehren Macquarie. Dem Flusse weiter folgend kam er nochmals durch fruchtbare und gut bewässerte Ebenen, die von Känguruh's und Kasuaren bewohnt sind und für neue Ansiedlungen mancherley Vortheile darboten. Auf dieser ganzen Reise hatte er inzwischen mehr nicht denn sechs Landeseingeborne gesehen, zwey Weiber und vier Kinder. Am 8. Jenner 1814 traf er zurück ein, nachdem er bey hundert Millen westlich vom Nepean-Strome seine Wanderungen fortgesezt hatte.

Um den Kolonisten die Benutzung dieser Entdeckungen möglich zu machen, ertheilte nunmehr der Statthalter dem Hrn. Cox den Auftrag, durch die Schluchten und Felsen der blauen Berge eine für Wagen fahrbare Straße anzulegen. Als diese mit großen Schwierigkeiten verbundene Arbeit zu Anfang 1815 vollendet war, wollte der Statthalter sich von der Wahrheit der ihm darüber erstatteten Berichte selbst überzeugen und verreiste am 26. April 1815 diesen Augenschein einzunehmen. Am 4. May hatte er eine schöne Ebene, unfern vom Reiseziel des Hrn. Evans erreicht; er gab ihr den Namen Bathurst und bezeichnete sie als die Grenze, wo die westwärts der blauen Berge zu gründenden neuen Niederlassungen anfangen sollten. Während seines dortigen Aufenthalts, ließ er durch Hrn. Evans die südwestlich von Bathurst befindliche Gegend erforschen, und das Ergebniß dieser Untersuchungen veranlaßte zwey größere Reisen, wozu in den Jahren 1817 und 1818 Hr. John Oxley den Auftrag erhielt, und deren Beschreibung, welche dieser Uebersicht zum Grunde liegt, im Jahr 1820 zu London im Druck erschien. *)

Die erste Reise des Hrn. Oxley hatte zur Absicht, weiter als bisher geschehen war, in das innere Land von Neu-Süd-Wales vorzudringen, insbesondere aber den Lauf des von Hrn. Evans entdeckten Lachlan stroms genauer auszumitteln. Der Reisende konnte in dem beynahe ganz unbewohnten und ziemlich einförmig aussehenden Land keine mannigfachen Beobachtungen anstellen. Ohne darum bey seiner umständlichen Beschreibung des durchwanderten Landes zu verweilen, mag es hinreichen, einen allgemeinen Begriff von den ausgedehnten, jezt noch öden und unfruchtbaren Ländereyen zu geben, die durch menschlichen Arbeitsfleiß vermuthlich einst in ein fruchtbares und bebautes Land verwandelt werden.

Herr Oxley Sydney verließ am 6. April 1817, und am 14. des gleichen Monats traf er in Bathurst ein. Hier hatte bereits alles schon ein anderes Aussehen gewonnen, als zur Zeit von des Statthalters erstem Besuche im Jahr 1815. Ein gut gebautes Haus, die Wohnung des Oberaufsehers, war inzwischen aufgeführt worden; der zum Anbau gewählte Boden fand sich eingezäunt und wie es schien wohl bearbeitet; der Ertrag der lezten Ernte war in Scheunen gesammelt, und zahlreiche Heerden von Groß- und Klein-Vieh zeugten durch ihre Gesundheit und Stärke für die Güte der Weiden. Hr. Oxley verließ Bathurst am 20. um nach der am Lachlan-Strom errichteten Station abzugehen, wo er die für seine weitere Reise nöthigen Lebensmittel und übrigen Bedürfnisse in Empfang nehmen sollte. Er legte den Weg in fünf Tagen zurück, während denen er abwechselnd, bald ansehnliche Ebenen und bald von niedrigen Hügeln eingefaßte Thäler, die überall gute Weiden darboten, durchwanderte. Die Bäume, welche er auf diesem Wege traf, gehörten alle zur Familie der Eucalyptus, sie waren mit Ausnahme der zunächst am Flusse stehenden, insgesammt klein und verkrüppelt. Sobald die Reisenden auf der Station eingetroffen waren, kamen eine bedeutende Zahl Eingeborner am jenseitigen Ufer zum Vorschein, und etwa zwanzig derselben ließen sich bereden, über den Fluß zu schwimmen. Als sie das Land erreicht hatten, legten sie ihren Galengar oder das steinerne Beil vor Herr Oxley auf die Erde nieder, um damit zu zeigen, daß auch sie, wie er selbst und sein Gefolge, unbewaffnet seyen. Es waren große und starke Männer von ziemlich gutem Aussehen mit langen Bärten. Einige trugen aus Opossum-Fellen verfertigte Kleider. Die Leichtigkeit, mit der sie die an sie gerichteten Fragen verstunden, war ein Beweis ihrer mit den in Bathurst niedergelassenen Britten bereits angeknüpften Verbindungen. Ihre Sprache war übrigens von derjenigen der Bewohner der Ostküste von Neu-Wales gänzlich verschieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, im April.

Nachdem ich längere Zeit über unsere gute Stadt geschwiegen, ergreife ich einmal wieder die Feder, um einige Worte darüber zu schreiben. Erlaubt möge es nun seyn, mit dem Theater für diesmal zu beginnen. Dieses bot uns in der lezten Zeit manche neue, zum Theil erfreuliche Erscheinung dar, und man wird erstaunen, wie thätig unsere Direktion ist, wenn

*) Journal of two expeditions u. s. w. Beschreibung zweyer Reisen in's Innere von Neuwales, in den Jahren 1817 und 1818, auf Befehl der brittischen Regierung unternommen, durch John Oxley, General-Intendant und Lieutenant des k. Seewesens. London, 1820. Ein Quartband mit Kupfern und Karten.

ich die Anzahl der neuen Stücke aufzähle, die sie in kurzer Zeit ins Repertoire gebracht hat. Von Houwald sahen wir nicht allein „das Bild, meisterhaft, entzückend schön auf unsrer Bühne dargestellt, sondern auch den „Leuchtthurm" und „Fluch und Segen." Bey den ersten Aufführungen schien „das Bild" einen außerordentlichen Eindruck auf unser Publikum zu machen und das Haus war immer voll, so oft es angekündigt ward; späterhin schien jedoch die Lust an diesem ausgezeichnet vortrefflichen Stücke sich zu vermindern, und jezt wird es meist nur vor leeren Bänken gespielt, daher auch nur überaus selten gegeben. Ein gleiches Schicksal scheint dem „Leuchtthurm" eben dieses Dichters hier zu drohen, gegen welches Stück sich nicht allein Herr Professor Zimmermann in seinen vortrefflichen dramaturgischen Blättern aufs nachdrücklichste erklärt hat, sondern das auch im Publikum viele Tadler fand. So mißbilligten es Einige höchlichst, daß man darin einen Cadaver — diese Tadler konnten kaum ein Wort finden, das ihren Widerwillen hinlänglich gegen diese Scene auszudrücken vermochte — aufs Theater bringe; sie mochten aber nicht bedacht haben, daß in mehrern unserer schönsten Trauerspiele Leichname aufs Theater gebracht werden, namentlich in der „Braut von Messina." in „Wallensteins Tod" u. a. m., ohne daß man Anstoß daran genommen. Referenten erging es mit diesem Stücke seltsam. Am ersten Abende, da man es aufführte, war er im Theater gegenwärtig und überaus ergriffen, begeistert fast von der Dichtung; aber wie ein Rausch schwand diese Begeisterung vorüber, sobald die gediegene Kritik des Herrn Professor Zimmermann in den dramaturgischen Blättern erschien, die den Zauberhauch des Romantischen von der Dichtung abstreifend, nur ein verkrüppeltes Gerippe zurück ließ; daß Herr Professor Zimmermann Recht habe, musste man eingestehn, aber erfreulich, wohlthuend war es keineswegs, hier nackt und verbildet zu erschauen, was bekleidet und mit Schmuck behangen so schön und rührend gewesen war; wie Referenten ist es Mehreren ergangen. Wenn irgend etwas dasselbe im Repertoire erhalten kann, so ist es das treffliche Spiel der darin auftretenden Künstler und Künstlerinnen; unser Schwarz gibt den Ulrich Hort mit einer Wahrheit und einem Studium, die vielleicht unübertrefflich seyn möchten; wenn auch nicht in dem Grade, doch auch ausgezeichnet gut, wurden die andern Rollen in diesem Stücke gespielt; Frau Doktorin Reinhold als Dorothea und Hr. Weiß als Wächter des Leuchtthurms, so wie Hr. Kühne als Holm waren ganz an ihrem Platze; überhaupt bietet dieß Stück ein seltenes Zusammenspiel ausgezeichneter Künstler dar; nur Hr. Jacoby als Walther nahm seine Stelle zu naiv und hatte, leider! wieder schlecht memorirt; trotz dem ist er unverkennbar der Liebling des Publikums, das zu Zeiten große Nachsicht gegen ihn ausübt, wie weiterhin auseinander gesezt werden wird. Mit ungetheiltem Beyfall nahm man das herzergreifende Stück: „Fluch und Segen" hier auf, und in der That verdient es diesen so ganz, daß wir nicht umhin können, bey dieser Gelegenheit dem geist- und gemüthvollen Dichter den herzinnigsten Dank für sein Meisterwerk zu bezeugen. Wahrlich, wer nicht von demselben ergriffen, tief gerührt und mächtig angezogen wird, ist sehr zu bedauern: Auch dieses Stück erfreut sich einer trefflichen Darstellung, und besonders Frau Doktorin Unzer, diese denkende, geniale Künstlerinn, ließ als Margaretha in demselben keinen Wunsch übrig. Sie gab ihre schöne Rolle mit einem Gefühle, einer Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, die zu Herzen dringen mußten; dabey hatte sie vollkommen gut memorirt, und selbst bey der ersten Aufführung schien der Souffleur ganz überflüssig. Bey solchen Stücken ist es immer erfreulich, wenn Rollen, wie Margarethens, in die Hände von Künstlerinnen fallen, die auch im bürgerlichen Leben geachtet und achtungswerth dastehen, und dieß ist nicht allein mit Frau Doktorinn Unzer, sondern mit den meisten Mitgliedern unserer Bühne der Fall, die eine Zierde unserer ersten Gesellschaften sind und einer Achtung genießen, wie man sie nur in Deutschland, allenfalls auch in England, den Histrionen zu zollen gewohnt ist. Herr Direktor Schmidt gab den Günther vortrefflich, eben so Hr. Schwarz den Amtmann und Hr. Lebrün den Seiltänzer Sebaldo. Andre neue Stücke waren: „Der Prinz kommt!" „das öffentliche Geheimniß" nach Calderon und Gozzi von Lembert; „die Kunst „wohlfeil zu leben." Die wunderliebliche Oper: „die Räuberburg" mit Musik von Kuhlau, gedichtet von Adam Oehlenschläger, ward wieder gegeben und endlich „die Schauspieler" nach dem Französischen des Desavigue, alle mit Beyfall aufgenommen und gut dargestellt; die „Theatersucht" von Schall ist hier wie an andern Orten durchgefallen und wird wohl fürs Erste nicht wieder hervorgesucht werden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris den 30. April.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung begann mit dem Verlesen des Berichtes über die leztjährigen Arbeiten und Verhandlungen der Aufmunterungs-Gesellschaft, und über die neuerlichen Fortschritte des Gewerbsfleißes in Frankreich, von Hrn. Degerando, Generalsekretär der Gesellschaft. Bey der Uebersicht des jetzigen Zustandes des Handels- und Gewerbfleißes in diesem Reiche gestand Hr. Degerando, daß Frankreich sowol als andre Länder den Druck fühle, womit die Zeitumstände jezt auf beydes wirkten; jedoch fühlte es die Folgen derselben minder, weil ihm mehrere Hülfsquellen zu Gebote ständen als andern Staaten. Und so ist es auch wirklich; man bemerkt mit Erstaunen, wie ungeachtet der Kriegsgefahren, womit gewisse Begebenheiten Europa bedrohen, doch in mehrern Industriezweigen eine sehr große Betriebsamkeit herrscht. Ich führe zum Beweise nur eine zu meiner Kenntniß gelangte Thatsache an. Ein Reisender, der kein Handelsmann ist, kam neulich aus Florenz nach Paris mit Bestellungen, deren Werth sich über zwanzigtausend Franken belief, und als er sich dieser Bestellungen entledigen wollte, erfuhr er bey den hiesigen Fabrikanten, daß mehrere ihm erst, wegen überhäufter Arbeit, nach Verlauf von einigen Monaten die bestellten Waaren liefern könnten. Kommen nun aus einer einzigen Stadt Italiens, und von einigen Privatleuten so beträchtliche Bestellungen ein, wie ungeheuer muß dann nicht der Betrag alles desjenigen seyn, was von allen Ländern aus Frankreich bezogen wird! Hr. Degerando gestand jedoch, daß das jetzige Handelssystem in Europa auf sämmtliche Reiche sehr nachtheilige Wirkungen äußere, daß die überall eingeführte Mauthsperre auch überall allen Handel aufheben müsse, indem jedwedes Land gern seine Waaren absetzen möchte, aber dagegen keine fremden Waaren annehmen wolle, wodurch dann fremde Waaren von allen Seiten zurückgestoßen würden, und folglich der Gewerbsfleiß jedweden Landes nothwendig gelähmt werden müsse. Die Aufmunterungsgesellschaft hofft, daß die Regierungen endlich das Nachtheilige und Widernatürliche dieses Zustandes einsehen, und nachdem sie sich überzeugt haben, daß das jetzige System sie alle unglücklich macht, und daß man andre nicht zwingen kann, von uns zu kaufen, wenn wir von ihnen nichts kaufen wollen, sich gegenseitige Vortheile einräumen, und dadurch ihrer aller Wohl befördern werden. Deßhalb räth auch die Aufmunterungsgesellschaft den französischen Handelsleuten an, sich neue Märkte aufzusuchen, besonders in Amerika; St. Domingo verspricht vortheilhafte Aussichten für die Zukunft.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 42.

Nr. 42.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. Mai 1821.

Plünderungs-Scene aus dem lezten französischen Kriege.

Oelgemälde auf Holz von Peter Heß.

(Höhe 2′ 3″. Breite 1′ 2″.)

Vor einem Hause, nah am Thore des Städtchens, hält ein mit einem Pferde bespannter Wagen. Zwey Kosacken sind beschäftiget, die geraubten Habseligkeiten darauf zu packen; ein anderer steht am hinteren Theile des Wagens, sie mit Stricken zu befestigen. Eine Kuh und eine Ziege sind schon an den Wagen gebunden. Rechts sieht man die Frau des Hauses mit zwey weinenden Kindern; sie sind Zeugen ihrer Beraubung. In stummem Schmerz auf den einen Arm der Deichsel gelehnt, den Kopf auf den linken Arm gestüzt, steht der Mann und Eigenthümer, bestimmt sein eigenes Gut von Haus und Hof hinweg nach dem Lager der Feinde führen zu müssen. Im Hintergrunde und seitwärts des Wagens mehrere gesattelte Kosakenpferde. — Durch das Thor öffnet sich die Aussicht nach der nah gelegenen Anhöhe.

Die Zusammenstellung des Ganzen könnte nicht glücklicher gedacht und ausgeführt seyn. Der Haushund, der den Kosaken anfällt, und die Bewegung der Kuh, die ihrer Bande sich zu entledigen sucht, sind Zufälligkeiten, die mit zu dieser Scene gehören, und deren Charakter sehr sinnig bezeichnen.

Eine genaue Schilderung des Ausdrucks und die angemessenste Motivirung desselben gehören jedesmal zu den wesentlichen Vorzügen der Gemälde dieses genialen Künstlers. Wir finden sie auch in dieser Darstellung.

Der Mann, an die Deichsel gelehnt, ist ein wahres Bild des Jammers. Er hält seinen Gram, den er gegen die Gewalt nicht geltend machen kann, stumm in sich verschlossen; er ist im höchsten Grade unglücklich. Anders malen sich die Gefühle in den Zügen und Geberden des Weibes. Sie sieht ihre Habseligkeiten verloren, ganz in den Händen der Feinde, dieß bringt sie außer Fassung; während die beyden Kinder, das ältere der Mutter sich anschmiegend, mit verdeckten Gesichtern den schmerzlichen Verlust beweinen. — Ein schneidender Contrast zu der rohen Gleichgültigkeit gefühlloser Naturen, die weder des verschlossenen Kummers noch der Verzweiflung achtend, sich nur ihres Raubes zu versichern eifrig bemüht sind.

Hinsichtlich der Ausführung läßt dieses Gemälde wohl nichts mehr zu wünschen übrig. Was demselben eine wirksame natürliche Haltung sichern konnte, das ist mit gründlicher Einsicht und praktischer Gewandheit des Pinsels hervorgebracht. Alle Theile sind durch schönes Helldunkel deutlich auseinander gesezt, die Farben zusammenstimmend gewählt, die Uebergänge bey größeren Massen gehörig vorbereitet, ohne Anwendung absichtlicher Kunstgriffe in Entgegenstellung frappanter Licht- und Schatten-Wirkungen (Contraposte). — Ton und Behandlung der Luft und der angebrachten Gebäude sind von der größten Wahrheit. Alles ist mit richtiger Zeichnung und genährtem Auftrage geistreich ausgeführt und nett und zierlich in den Details.

Wir erinnern uns kaum eines Bildes von diesem Künstler, das in allen Theilen so durchaus und vollkommen befriedigte, wie dieses.

Gegenwärtig beschäftiget sich Herr Peter Heß mit einem großen Gemälde (11′ breit, 7′ hoch), welches das Treffen des linken Flügels bey Arcis sur Aube vorstellt, und das Gegenstück zu dem vor einigen Jahren schon in gleicher Größe vollendeten Infanterie-Gefechte ist, welches auf dem rechten Flügel desselben Treffens statt gehabt.

Der Künstler hat bereits die Skizze dazu vollendet, nach welcher das Ganze eine große Cavallerie-Charge entwickelt, die von vieler Artillerie unterstüzt ist. Im Vorgrunde sieht man den Feldmarschall Fürst Wrede mit zahlreichem Gefolg, worunter sich eine Menge Porträts befinden.

Beyde Gemälde gehören Sr. Majestät dem König von Bayern.

Nach der Vollendung sehen wir einer passenden Aufstellung derselben in einem würdigen Lokale entgegen.

Speth.

Das Sacro Convento in Assisi.

(Fortsetzung.)

Zwar schreiben die italienischen Schriftsteller, den einzigen Padre della Valle *) ausgenommen, (der freylich seinen besondern Haß gegen Cimabue und Giotto überall auszulassen bedacht ist, diese Malereyen durchgängig dem großen Giotto zu, ja manche, wie z. B. Baldinucci, **) wählen gerade sie, um auseinanderzusehen, welche Fortschritte die Malerey durch diesen vortrefflichen Künstler gemacht habe; doch ich glaube mit Grund eine ganz andere Hand als die des Giotto in ihnen bemerkt zu haben. Um so dreister wage ich diese Meinung auszusprechen, da gelehrte Freunde, die schon länger vertrauten Umgang mit den Kunstwerken dieser Zeit führen, derselben beystimmen.

Giotto, der Hirtenknabe aus Vespignano, ergründete mit der ihm ganz eigenen Tiefe der Empfindung, das Wesen des Gegenstandes, den er behandeln wollte, völlig, und dieß stellte er durch eine so harmonische Verbindung der Theile dar, daß das Bild den bezweckten Eindruck mit einemmale machte, und ihn nie wieder durch Episoden in den Einzelnheiten störte. Eine stille Würde durchdringt alle seine Personen und bewirkt, mit der Vollkommenheit des Ausdruckes verbunden, jenes ruhige, stets wachsende Wohlgefallen, das wir beym Anschauen seiner Werke empfinden. Wenn seine Bewegungen oft gezwungen sind, so sind sie doch nie gewaltsam. Die Kenntnisse von Anatomie, Verkürzung und Perspektive, die, vermöge der Zeit, in der er lebte, ihm abgingen, vermißt man bey ihm weniger, als bey allen gleichzeitigen und nächstfolgenden Künstlern, weil er die zu seinem Zweck dienenden charakteristischen Züge so sehr hervorzuheben wusste, daß sie die ganze Aufmerksamkeit beschäftigen, und weil er nicht die Anmaßung mehrerer seiner Zeitgenossen hatte, Dinge zu malen, zu denen ihm die Mittel fehlten. Der Faltenwurf seiner Gewänder ist meistens so großartig, daß er sich der Pisaner und Deutschen Bildhauerschule an die Seite stellen kann. Die Physiognomien, besonders der Jünglinge und Greise, haben allerdings in seinen Bildern eine gewisse Familienähnlichkeit, allein es ist dieselbe, als Ausdruck des gemeinsamen Antheils der vorgestellten Charaktere an den dadurch ausgesprochenen wohlgefälligen Eigenschaften, zu vertheidigen, ja zu loben. Wer einem neuen Mitgliede solch einer Familie begegnet, wird sich immer wieder freuen, solche Züge abermals zu finden. Die Gesichter Giotto's sind meistens länglich mit etwas vortretendem Untertheil. Das Profil nähert sich dem Griechischen. Hohe Stirn (besonders bey den Jünglingen und Engeln) feine und längliche Nase. Die Augen haben oft einen eigenen Ausdruck hingebender Begeisterung, der wahrscheinlich zu den langgeschlitzten Augenwinkeln, die so Manchen bey Betrachtung seiner Werke stören, Veranlassung gegeben hat. *) Die Haare sind meistens perückenartig hinten übergeschlagen und am Rande aufgelockt. Die Figuren sind schlank aber proportionirt. Die Farbengebung ist zwar selten brillant, doch sehr sinnvoll gewählt, und durch richtige Anwendung von Mitteltönen über fast alle gleichzeitige Malereyen erhaben. Die Schatten des Fleisches neigen sich immer mehr zum Lichtgrauen als zum Grünen. Die Frescomalereyen Giotto's pflegen weit mehr als die vieler seiner Zeitgenossen a fresco gemalt zu seyn, weßhalb man wenig von den Schraffirungen und Retouchen al secco wahrnimmt, wovon die Arbeiten jener Zeit sonst ein Uebermaaß zu haben pflegen. So war die Vortrefflichkeit Giotto's in der Malerey, **) und so übertraf er seinen Lehrer Cimabue, ***) dem die Kunst doch auch viel verdankt. Aber seine Schüler waren so weit entfernt dieß Beyspiel nachzuahmen, daß vielmehr während des nächsten Jahrhunderts die kaum hell aufgeloderte Kunst wieder in Schutt und Asche zu versinken schien. Wenig Auserwählte, wie A. Orgagna, S. Memmi, Giottino u. s. w. abgerechnet, erscheint uns das Künstlerstreben damaliger Zeit in keinem sehr vortheilhaften Lichte. Wie man aus den vielen Geschichtchen, die Boccaccio, Sacchetti und Vasari uns aufbewahrt haben, sieht, ward die Kunst durchaus als Handwerk erlernt und mit dem Schutze, den Giotto ihr erworben hatte, betrieben. Daher die Fortpflanzung des Styles, welche die Kunstgeschichte dieser Epoche so sehr verwirrt, und die am Ende fast todte Nachahmung der vorliegenden Muster. Freylich zeigten sich auch zu dieser Zeit vorzüglich begabte Künstler, wie Agnolo Gaddi, die beyden Spinelli u. s. w. aber auch von diesen ging die schönere Hälfte zu Grunde, weil sie das ihnen gegebene Talent zu beschränkt für irdische Zwecke benutzen wollten, und daher nur zu oft in ein Fabrikmalen und gänzliches Entfernen von der Natur verfielen.

Diesem lezten Streben scheinen die oben beschriebenen Wandgemälde zunächst verwandt, und für Giotto zugleich zu vollkommen und zu unvollkommen.

*) Vasari II. pag. 80. Nota *).

**) Notizie. T. I. p. 87.

*) Es versteht sich, daß Giotto die Charaktere, die er als gehässig zu schildern beabsichtigte, ganz anders zu behandeln wusste. Man sehe nur z. B. den Judas im Abendmale von Sta. Croce zu Florenz im Vergleich mit den übrigen Aposteln.

**) . . . . . Giotto, al qual'la bella
Natura parte di se somigliante
Non occultò nell' arte, in che suggella.
Boccaccio.

***) Dante Purgat. XI. 94.
Credette Cimabue nella pintura
Tener lo campo; et ora ha Giotto il grido,
Si che la fama di colui oscura.

Zu vollkommen insofern, als sich in diesen Gemälden eine detaillirtere Nachahmung der Natur findet, als man sie an Giotto gewohnt ist. Mit besonderer Liebe sehen wir die einzelnen Falten des Gesichtes angegeben, und eine Art von Bravour setzt der Künstler darein, durch kleine der Natur abgelauschte Züge den Beschauer recht in das Leben einzuführen. So z. B. der zurückgebeugte Kopf und weit geöffnete Mund der singenden Priester in Nr. 23. Ferner sieht man, daß der Künstler eine besondere Bedeutung in die Farbe legen wollte. So macht er den Pietro Bernardone im fünften Bilde auffallend braun. Es scheint sogar, als ob der Urheber dieser Bilder die Antike gekannt und geschätzt habe, denn der in der letzten (28sten) Vorstellung erwähnte runde Thurm scheint eine Abbildung der Trajanssäule seyn zu sollen, und die darauf vorgestellten, spiralförmig herumlaufenden Basreliefs, die ich ganz in der Nähe betrachtet, sind offenbar der Antike nachgebildet. Hierdurch wird man um so mehr verhindert, diese Bilder für Giotto's Arbeit zu halten, da dieser nach dem Zeugnisse der Schriftsteller erst vermöge des Rufes, den er sich durch seine Malereyen in Assisi erworben hatte, nach Rom berufen ward.

Unvollkommener als Giotto ist zuerst die Composition. Nicht allein findet man nur in wenig Bildern eine Phantasie, die sich der jenes großen Meisters an die Seite stellen dürfte, sondern es mangelt auch fast Allen jene Einheit und Würde, die wir an den Werken Giotto's gepriesen haben. Die Figuren stehen meistens zerstreut und haben nur selten den gehörigen Ausdruck. Auffallend sind die Fehler gegen die Proportion, die sich der Maler zu Schulden kommen läßt, indem er seine Figuren meistens kurz und dick, manchmal aber übermäßig lang macht. Die Bewegungen sind lange nicht so frey, wie man sie an den Figuren Giotto's sieht, und haben durchaus nicht den Adel, den Giotto's Geschöpfe nie verläugnen können. Haben die Physiognomien eine Familien-Aehnlichkeit, so ist sie von der des Giotto durchaus verschieden, und drückt vielmehr eine gewisse Wohlhäbigkeit und Vergnüglichkeit aus. Runde, fette Gesichter, kurze Stumpfnase, ein gerader Mund, kleines rundliches Kinn, und kurze, dicht anliegende, schlichte Haare sind Züge, die insbesondere in der ersten Hälfte dieser Bilderreihe herrschend sind. Das Nackte ist über die Maaßen hölzern und fehlerhaft, und genießt dabey eines, dem Giotto ganz fremden, Ueberflusses, wie man insbesondere am fünften Bilde in den Figuren des heiligen Franziskus und einiger Kinder bemerken kann. Die Farben endlich sind mit solcher Rohheit und Willkühr aufgetragen, daß man beständig durch ihre Grellheit und Disharmonie beleidigt wird. Das Fleisch ist durchgehends grün untermalt, und in den Schattentönen ist diese Farbe überall fast ungemildert stehen geblieben.

Ohne einen bestimmten Maler anzugeben, halte ich mich daher überzeugt, daß diese Bilder einer späteren Zeit und wahrscheinlich nicht einmal einem unmittelbaren Schüler des Giotto zugehören. Ein sehr unterrichteter Kunstkenner äußerte gegen mich, er habe den Parri Spinello von Arezzo als Urheber dieser Bilder in Verdacht, doch ich glaube dieser Meinung nicht beytreten zu dürfen; denn, geschweige, daß Parri, wie sich aus den wenigen Werken, die in seinem Vaterlande sich von ihm erhalten haben, abnehmen läßt, durch übertriebene Länge und nicht durch Kürze seiner Figuren fehlte, haben wir Vasari's ausdrückliches Zeugniß *) daß der genannte Künstler ein vorzüglicher Colorist gewesen sey, und nicht nur nicht das Fleisch grün übermalt habe, sondern vielmehr der erste gewesen sey, der diesen üblen Gebrauch (nach dem die Gesichter nicht a fresco, sondern nach Art der Aquarellmalereyen gearbeitet wurden) abschaffte, und dadurch den Gemälden eine größere Schönheit und Dauer gab.

Ob ich nun gleich die Urheber dieser Bilder nicht zu nennen weiß, so glaube ich doch die Zahl derselben wenigstens auf drey festsetzen zu können. Der Erste malte Nr. 1 — 15 und erscheint uns als der prosaischste, talentloseste. Der Zweyte wahrscheinlich von Nr. 16 — 23. Er hat viel Phantasie und empfiehlt sich durch seinen zweckmäßigen und wohlgeordneten Figurenreichthum. Auch trifft ihn ein großer Theil des obigen Tadels nicht. Der letzte, der bis ans Ende gemalt haben mag, ist wieder ziemlich nüchtern, zerstreut in der Composition, und zeichnet sich durch übermäßige Länge vieler Figuren aus.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

*) T. III. p. 104.

Lithographik.

Darstellungen aus dem Gebiete der Natur, der Kunst und des Alterthums im Rheinlande. 1stes Heft. Cöln 1820. gr. Fol.

Werke dieser Art lassen sich aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten: einmal von Seite der Treue, und dann — in Hinsicht auf artistische Behandlung. Ohne Zweifel darf man, in unsern Tagen, von einem Künstler verlangen, daß er beyden Anforderungen genüge, ohne es gerade auf eine zwecklose Pracht anzulegen, wie besonders die Engländer sie in solchen Darstellungen aufzuwenden gewohnt sind. Ueber das gegenwärtige Unternehmen selbst müssen wir uns mit Beyfall äußern, denn nur erst, wenn sich der große Reichthum unsrer rheinischen Alterthümer und Kunstdenkmäler bequem übersehen läßt, kann eine gründliche und zusammenhängende, historische Benützung statt finden. Was Moller, Dorow, Quednow &c. bis jetzt im Einzelnen geleistet, ist mit Dank zu erkennen, inzwischen haben sie Herrn A. Meyer, von welchem die vorliegenden Darstellungen herrühren, eine reiche Nachlese übrig gelassen, die für den Antiquar, für den Geschichtfor-

scher, für den Künstler und den Kunstfreund ein großes und mannichfaches Interesse darbietet.

Hierbey müssen wir jedoch wünschen, daß Hr. Meyer die Natur von seinem Plan ausschließen möge, theils weil an malerischen Ansichten der Rheingegenden nichts weniger als Mangel ist, theils auch, weil die Art der Behandlung in diesen Blättern sich am allerwenigsten für Landschaften eignen dürfte. Das erste Heft enthält, auf vier Blättern, folgende Abbildungen: 1) Den Beyen-Thurm zu Köln aus dem 13ten Jahrhundert. Er hat nichts Ausgezeichnetes. 2) Die im Jahr 1811 eingestürzte Martinskirche zu Bonn. Es war eine Rotunde, wahrscheinlich noch von den Römern erbaut. Wir hätten, neben der hier gegebenen Ansicht, auch noch einen Grundriß gewünscht. 3) Das Hochkreuz bey Godesberg, der Sage nach 1333 errichtet. Ein schönes Denkmal deutscher Architektur, welches dem neulich bey Berlin aufgestellten Monument zum Vorbilde gedient haben mag, nur ist jenes in sich abgeschlossen, dahingegen das lezte mehr in die Form einer gothischen Kirchthurmsspitze übergeht. 4) Fünf römische Grabsteine, Basreliefs ꝛc. bey Bonn aufgefunden. — Daß zu diesen Abbildungen kein Text gegeben worden, ist sehr zu beklagen. Der Künstler hat sich der Linienmanier bedient, und die Zeichnungen mit der Stahlfeder auf den Stein aufgetragen. Allein die Manipulation scheint ihm noch nicht recht geläufig, und außerdem mag die Dinte auch nicht gehörig zubereitet gewesen seyn. Darum erscheint alles so trocken und fast abgestorben, und ausserdem fehlen durchaus die Mitteltöne und Abstufungen, weßwegen nicht nur die Haltung meist verloren geht, sondern auch die Umrisse bisweilen (wie in Nr. 2.) mit dem Grunde in Eins zusammenfließen.

Man erlaube uns, bey dieser Gelegenheit, einige zeitgemäße Bemerkungen, die wir jedoch ohne alle Beziehung auf Hrn. Meyer aussprechen, der sich gewiß bald in die lithographische Technik einüben wird. Die Erfindung der Lithographik ist gewiß eine der nützlichsten und angenehmsten; allein bey der Leichtigkeit, sie zu handhaben, entstehen Mißbräuche, deren Folgen für die Kunst und den Geschmack nicht ersprießlich seyn können. Das Publikum wird von Sudlern mit Steindrücken überschwemmt, und, bey der Wohlfeilheit derselben, verbreiten sie sich durch alle Stände. Daß dieß den guten Geschmack unmöglich fördern könne, wird man mir leicht zugeben, inzwischen zeigt sich hier noch ein anderer und größerer Nachtheil. Die Lithographik wird sich, auf diesem Wege, selbst zu Grunde richten, wie sich früher die Punktiermanier zu Grunde gerichtet hat, denn es liegt im alten Gange menschlicher Dinge, daß das Gute seinen Untergang findet im Schlechten. Die Kritik sollte ihr Amt hier schonungslos verwalten.

— ber.

Petersburg.

Auch hier tritt die Lithographie, eine bisher noch nicht einheimische Erscheinung mit Erfolg auf. Mehrere landschaftliche Werke sind kürzlich begonnen: 1) Prospekte von St. Petersburg und von dessen Umgebungen. Diese kommen in Lieferungen von vier Blättern in gr. Fol. heraus; jede Lieferung kostet 4 Rubel. Das erste Heft enthält folgende Ansichten: das Winter-Palais, die Börse, das adelige Fräuleinstift und die Insel Krestovsky. Der beygefügte erläuternde Text ist in russischer Sprache. Jährlich kommen wenigstens 4 solcher Hefte heraus. Zu dieser Unternehmung giebt eine Gesellschaft von Kunstliebhabern die Kosten her, und der Gewinn soll als ein Kapital zum Besten der Künstler angewendet werden.

2) Ein ähnliches Werk über St. Petersburg und die Umgegend giebt Hr. Swinin gleichfalls Heftweise, jedoch in kleinerem Format, und mit einem historischen Text in russischer und französischer Sprache heraus. Von diesem sind bereits 4 Hefte erschienen. Die Zeichnungen sind von dem Herausgeber selbst; das eben jezt erschienenene 4te Heft liefert folgende Gegenstände: 1) Die Eremitage; 2) den Hafen von Kronstadt; 3) den Semik; 4) die Kirche unsrer Lieben Frauen ꝛc. Die historisch-artistische Beschreibung des Palais der Eremitage füllt allein 113 gedruckte Seiten. Dieß Werk wird nach seiner Beendigung ein interessanter Wegweiser durch Petersburg seyn.

3) Der Rath bey der kayserlichen Kunst-Akademie, Hr. Martinoff, giebt eine malerische Reise von Moskau bis zur Gränze von China heraus, in welcher die malerischen Prospekte, die sich auf diesem Wege darbieten, nach der Natur gezeichnet, in 30 Blättern geliefert werden. Das Format ist gr. 4., der Druck auf Velinpapier und der Preis für schwarze Abdrücke 30, für illuminirte 230 Rubel.

4) Von eben diesem Künstler erscheinen auch 56 neue Prospekte von St. Petersburg, in Steindruck; dieß Werk ist der Prinzessin Labanow-Rostowsky zugeeignet. Es erscheint in drey Lieferungen, jede von 12 Blättern, welche in schwarzen Abdrücken 30, illuminirt 100 Rubel kosten.

Venedig, 30. April 1821.

Gestern wurde im Beyseyn des Gouverneurs und der ersten Civil- und Militärautoritäten der Grundstein des prächtigen, zur Gemäldegallerie der hiesigen k. k. Akademie der schönen Künste bestimmten Gebäudes von dem Hrn. Patriarchen feyerlich gelegt und eingeweiht. In den zwey neu zu erbauenden Sälen sollen die Meisterwerke venetianischer Maler zum Unterricht der jungen Künstler aufgestellt werden.

Nro. 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Mai 1821.

„Sag nur, wie trägst du so behäglich
Der tollen Jugend anmaßlich Wesen?“
Fürwahr sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

Goethe.

Der Engländer in Frankreich.

(Eine Geschichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert.)

Wir sind oft bey sehr ernsten Gelegenheiten zu der Bemerkung genöthigt, daß die Erfahrung der lezten dreyßig Jahre wenig Vorurtheile vertilgte. Folgendes Geschichtchen, aus einem sehr geschäzten englischen Blatte (dem European Magazine) gezogen, belehrt uns auf eine erheiternde Art von eben der Wahrheit. Der ehrliche Erzähler, der von den Heeren seines Landes leicht besser hätte benachrichtigt werden können, behandelt darin den französischen National-Charakter, wie seine Landsleute und die unsern dazu nach der Schlacht von Roßbach glaubten thun zu dürfen. Doch ist der Scherz noch gutmüthig genug.

Die Einwohner des Städtchens Assel in Frankreich haben sich immer durch eine Selbstgefälligkeit und einen hohen Begriff von ihrer eigenen Wichtigkeit ausgezeichnet, welche sie oft zum Spiel von Abentheurern machten, die ihre Schwäche zu ihrem Vortheil oder ihrer Unterhaltung benuzten; im Jahr 1659 aber wurde ihnen ein Streich gespielt, welcher viele Jahre lang der ganzen Umgegend Stoff zum Lachen gab.

Nach der gänzlichen Niederlage Karls I. in England mußten sich seine Anhänger, welche so glücklich waren, der Rache der Rebellen zu entgehen, auf das Festland flüchten. Unter diesen befand sich ein junger Britte, Namens Sir Hugh Raschleigh, den der hohe Muth, womit er das Königthum vertheidigen half, eben so sehr auszeichnete, als sein lebhaftes Temperament und eine unüberwindliche Neigung zum Scherz, welche ihn zu den kühnsten Abentheuern verleitete, wenn sie nur seiner Lieblingsleidenschaft Nahrung zu liefern versprachen. Er hatte sich in der Stadt Harville niedergelassen, wo er trotz seines geringen Einkommens, das blos aus dem kärglichen Almosen des französischen Hofes und dem ungewissen Zuschuß, den ihm seine Freunde in England zuzuschicken vermogten, bestand, seine Munterkeit beybehielt, und jedwedem Vergnügen nachging. In Harville lebte eine reiche schöne Wittwe, Frau von Argencourt; zwar war sie die größte Coquette, welche je über ein Paar schöne schwarze Augen zu gebieten hatte. Sir Hugh aber war bezaubert und machte ihr aufs emsigste den Hof. Sie war eine zu wünschenswerthe Parthie, als daß sie nicht mehr als einen Liebhaber gehabt haben sollte. Ein genaues Verzeichniß aber davon zu geben, würde eine zu schwierige Aufgabe seyn. Die vorzüglichsten darunter waren, nebst einem zahllosen Schwarm von Abbés, ein reicher General-Pächter, ein Gasconischer Offizier, der zwar nur Lieutenant gewesen, seiner Meynung nach aber den Hauptmannsrang verdiente, und sich also selbst die Gerechtigkeit erwies, die ihm Andere verweigerten, indem er sich als Capitain Millebombe ankündigte. Dieser selbstgestempelte Capitain hätte sich in der Länge seines Stammbaumes, seines Bartes und seines Säbels mit dem größten Eisenfresser der Welt messen dürfen. Ein zweyter von der Dame Liebhabern war ein Advokat, ein listiger einschmeichelnder Schlaukopf, unter dessen Perrücke mehr Schelmerey zu finden war, als in einem ganzen Jesuiten-Collegium; und endlich, obgleich nicht der

geringſte in ſeinen Augen, der Graf Sansterre, deſſen Vorfahren einſt eine große Herrſchaft beſaßen, ihrem würdigen Abkömmling aber wenig übrig gelaſſen hatten, als den Namen, und den zwar nur, weil er ſich nicht verkaufen ließ. Die Wittwe war eine luſtige Seele, völlig bekannt mit der Gewalt ihrer Reize und der Anziehungskraft ihres Vermögens, und obgleich äußerſt gutmüthig, ſo machte ihr keine weibliche Unterhaltung ſo viel Vergnügen, als wenn ſie ihre Liebhaber quälen konnte. Selbſt der Luſt, eine neue Bekanntſchaft durch die Hechel zu ziehen, wollte ſie entſagen, wenn ſie einen davon in Harniſch jagen konnte. Bald zweifelte ſie an dem Reichthum des Generalpächters, bald klagte ſie den oft beſchworenen Muth des Gascogners an, dann wieder ſchien ihr des Advokaten Rechtsgelehrſamkeit nicht weit her zu ſeyn, oder ſie erkundigte ſich über die Lage von des Grafen Gütern, den ſie einmal ſehr boshaft fragte, ob das Schloß, deſſen Schönheit er ihr beſonders rühmte, nicht auf etwas luftigem Boden erbaut ſey; ein andermal wollte ſie nicht an Sir Hughs feſte, männliche Liebe glauben. Indeſſen war ſie doch nicht ganz ſo ſelbſtſüchtig, als Coquetten zu ſeyn pflegen, und ob ſie ſich gleich über ihre Liebhaber der Reihe nach luſtig machte, ſo konnte ſie doch nicht den wohlgemeinten Aufmerkſamkeiten des Sir Hugh widerſtehen, ſo verſchieden von den Wegen, welche ihre andern Liebhaber einſchlugen. Offen, frohſinnig und treu, tapfer wie ſein Degen, trug er ſeine Liebe anſpruchlos und ohne Uebertreibung vor, und bot der muntern Wittwe die Huldigung eines ſo redlichen Herzens dar, als es ſich nur unter der Herrſchaft des franzöſiſchen Königs finden ließ; er gab ihr Aufſchluß über den Verluſt ſeines Vermögens und ſeine jetzige Armuth, und es glückte ihm, wenigſtens die Eiferſucht der erwähnten vier Herren rege zu machen, welche ſich mit einander verbanden, um ſeine Bewerbung zu vernichten. Er aber verfolgte, ohne etwas von ihren Kabalen zu ahnen, ſeine Liebe mit Wärme, und er war ſchon ſo weit gekommen, daß er die Dame dahin vermochte, zehn Minuten lang ernſthaft auszuſehen (welches vorher noch keinem Sterblichen gelungen war), als ſie plötzlich die Unterhaltung mit der Erklärung abbrach, ſie habe ſich entſchloſſen, nie einen andern als einen Prinzen zu heyrathen. Umſonſt ſuchte er ſie zu ihren vorigen Gefühlen zurückzubringen, ſie waren entflohen, und er nahm endlich mit gekränktem Gefühle Abſchied, indem er ſchwur, weder der Mond, der Wind, noch der Aprilregen ſeyen ſo veränderlich als eine franzöſiſche Wittwe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die neueſten Reiſeberichte vom Innern des Auſtrallandes.

(Fortſetzung.)

Nach zweytägiger Raſt auf der Station von Lachlan-River, die unter 33° 40′ ſüdlicher Breite und 148° 21′ öſtlicher Länge von Greenwich, ungefähr 600 Fuß über der Meeresfläche liegt, ſetzte Herr Orley ſeine Reiſe weiter fort. Ein Theil ſeiner Leute fuhr mit dem Gepäcke auf Kähnen den Fluß hinab, während er ſelbſt mit den andern längs des Stromes den Weg zu Pferd einſchlug. Die Ufer waren niedrig, ſtellenweiſe mit ausgedehnten Sümpfen beſetzt, worauf Enten, Trappgänſe und ſchwarze Schwäne hauſeten. Der Graswuchs war mitunter ſo hoch und dicht, daß die Pferde durchzukommen Mühe hatten; die einzigen Bäume, welche auf der Ebne wuchſen, waren Zwerg-Buchsbäume, Gummibäume und Camarinas; auf den felſigen Spitzen der ſeitwärts liegenden Hügel ſtunden einige Cypreſſen. Der dreyßig bis vierzig Ellen (Yarden)-breite Strom, hatte viele Krümmungen und die Schiffahrt ward durch eine Menge ins Waſſer gefallene und ſeinen Lauf hemmende Baumſtämme erſchwert. Spuren von Menſchen bemerkten die Reiſenden öfters, aber am ſiebenten Tage erſt, nach der Abreiſe von der Station am Lachlan, ſtießen ſie auf ein Häufchen von acht Landeseingebornen, die ſich ganz furchtlos ihnen näherten. Sie trugen Kleider aus Opoſſum-Fellen, hatten ihr Antlitz mit einer Art roth und gelber Schminke gefärbt und die Haare in niedlich geflochtene Netze gehüllt. Die oberen Schneidezähne beſaßen ſie alle unverſehrt, außer ihren ſteinernen Beilen trugen ſie keine Waffen. Das wenige Befremden, welches dieſelben beym Anblick weißer Menſchen zeigten, ließ vermuthen, daß ſie deren auch ſchon geſehen hätten. Am folgenden Tag (6. Mai) traf Herr Orley bey einem am Ufer des Lachlan ſtehenden hohen Felſen ein, dem er den Namen Mount Ampot gab. Von der Höhe deſſelben ſah er einen zweyten ähnlichen, jenſeits des Fluſſes, welchen er Mount Stuart nannte; ſüdwärts dehnten ſich ſehr weite Ebenen aus, die von Baumwuchs völlig entblößt und mit ziemlich beträchtlichen Hügeln eingefaßt waren, und denen er den Namen Hamiltons Ebenen gab; die Fernſicht nach Weſten war nicht minder ausgedehnt, ſie glich einem Ocean von Bäumen, worin hin und wieder einzelne Lichtungen bemerkt wurden, und deren Einförmigkeit nur durch abgeſonderte Hügel unterbrochen war, wovon die nächſten, 25 bis 30 Millen wenigſtens von Mount Ampot entfernt ſtunden. An einigen Stellen ſah man Rauchſäulen aufſteigen, ohne Zweifel von den Feuern, welche die in dieſen Einöden herumziehenden Eingebornen angezündet hatten.

Die ganze öſtlich von Mount Ampot gelegene Landſchaft, welche Hr. Orley Princeß Charlottes Crescent genannt hat, ſcheint öfteren Ueberſchwemmungen ausgeſetzt zu ſeyn, von denen ohne Zweifel die vielen da befindlichen Sümpfe, Moräſte und Pfützen herrühren. Der Boden iſt magr und unfruchtbar, die Bäume ſind krüppelig, aber der Fluß iſt ſehr fiſchreich; innerhalb einer Stunde hatten die Begleiter des Herrn Orley achtzehn Fiſche gefangen, wovon einer

drey siebenzig Pfund, und mehrere andere deren fünfzehn bis dreyßig an Gewicht hatten.

Westlich vom Mount Amyot fand Hr. Orlep ungleich fruchtbarere Ebenen als die östlichen nicht sind; er nannte sie Fields Plains an einigen Orten sind dieselben niedriger als die Stromufer, und darum den Ueberschwemmungen ausgesezt. Der öftere und plözliche Anwachs des Flusses, welcher während der ganzen Reise, und obgleich fast immer trockne Witterung herrschte, wahrgenommen ward, scheint darzuthun, daß diese Ueberschwemmungen nicht vorgesehen werden können; daraus erklärt sich's, warum die Landeseingebornen keine bleibende Niederlassungen in der Nachbarschaft des Stromes errichtet haben, so sehr auch die Menge der Fische und des Geflügels dazu einladen machten; sie wohnen ohne Zweifel auf solchen Höhen, die das Wasser nicht erreicht, hingegen zeigen die mit Muschelschaalen umgebenen Feuerstätten, welche Herr Orlep an vielen Orten antraf, daß sie unterweilen auch die Ebenen durchstreifen.

Nach einer vierzehntägigen, ohne große Schwierigkeit fortgesezten Wanderung längs des Lachlans, gelangte Herr Orlep am zwölften Mai an eine (33° 15′ 34″ südliche Breite und 157° 16′ östliche Länge von Greenwich gelegene) Stelle, wo der Strom sich in zwey Aeste theilt, deren einer nordwestliche, der andere südwestliche Richtung nimmt. Er versuchte längs des einen und des andern weiter zu kommen, überzeugte sich jedoch bald, daß beyde in einen ungeheuern Sumpf auslaufen, in welchem es völlig unmözlich gewesen wäre, fortzukommen. Er entschloß sich also, einen andern Weg einzuschlagen, und in südwestlicher Richtung wo möglich die Küste zu erreichen. Wenn aus den Sümpfen ein Fluß hervorging, welcher sich zwischen dem Golfe Spencer und dem Cap Ostwap in die See ergösse, so hoffte er, es sollte ihm derselbe nicht entgehen; somit ließ er die Kähne ans Land bringen und alle seine Vorräthe den vierzehn Pferden, welche er besaß, aufladen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pompeji.

Die Arbeiten in Pompeji sind jezt so weit gediehen, daß man in den meisten Straßen der Stadt umhergehen kann. Hr. Williams, ein englischer Reisender, hat vor Kurzem diese Ruinen besucht; er kam von der Seite des appischen Wegs durch eine enge Gasse wohlausgehauener Grabsteine, deren Inschriften deutlich zu lesen waren. Dicht am Thor, in einem Schilderhaus, fand man das Gerippe eines Soldaten, mit einer Lampe in der Hand. In einem Ort, wo wahrscheinlich gesellschaftliche Vereine statt fanden, bemerkte Hr. Williams noch die Spuren der Trinkgeschirre auf den Steinen. Die meisten Häuser und öffentlichen Gebäude haben noch ihre architektonischen Verzierungen und Malereyen frisch und unversehrt behalten; auf den Gassen nimmt man noch die Wageuspuren im Pflaster wahr, — überall hat nur das Leben aufgehört, überall erscheinen die Spuren eines betriebsamen, mitten in seinen Geschäften niedergestreckten Volks. Hier erblickt man eines Blechschmieds Werkstatt; der Hammer liegt auf dem Ambos und erwartet den Gesellen; dort arbeitete ein Bildhauer, angefangne Statuen und Marmorblöcke stehen umher; weiterhin befindet sich ein Beckerladen, ein Weinschank, wo das Geld noch im Zahltisch liegt. Eine Schule, ein großer Gerichtshof, ein Ampditheater von 220 Fuß Länge, Tempel, eine Kaserne, deren Pfeiler mit Soldatennamen und gemeinen Scherzen von den sie damals bewohnenden Soldaten beschrieben sind. Brunnen, Cisternen, Triclinien, schöne Altäre von Mosaik, Statuentrümmer, Wasserröhren von gebrannter Erde, Gefängnisse und Fesseln der Gefangnen — darin bestehen die Ueberreste dieser Zerstörung. Die Häuser waren sehr niedrig, viele nur zehn Fuß hoch; die Straßen gegen sechszehn Fuß breit mit drey Fuß breiten Fußwegen (trottoirs). Diese sind hoch, man gelangte auf Stufen dahin; die schmälern Straßen sind nur sechs bis zehn Fuß breit und die Fußwege danach abgemessen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Strasburg, den 19. May.

Es ist unsrer Stadt einer ihrer verdientesten Bürger, unsern öffentlichen Anstalten eines ihrer wirksamsten Mitglieder entrissen. Hr. Levrault, Ritter der Ehrenlegion, Rektor der hiesigen königl. Akademie und Präfekturrath, auch Mitglied der Handelskammer, hat in einem Alter von 58 Jahren sein thätiges Leben geendet, während noch so viele Hoffnungen auf ihm beruhten, noch so manche gute Zwecke seiner Umsicht und Regsamkeit zu ihrem Gedeihen bedurften. — Unlängst in die öffentliche Laufbahn als Rechtsgelehrter in der Eigenschaft eines General-Advokaten beym vormaligen Magistrat eingetreten, mit allen Erwerbungen fleißiger Studien ausgeschmückt, von der Natur mit reichen Talenten und angenehmen äußern Formen begabt, lebhaften Geistes, und für alles Gute offenen Gemüths, so fand ihn die Revolution; die schönen Strahlen, die ihre Morgenröthe auf alle Hoffnungen des Menschenfreundes warf; da er in ihr die Wiederherstellung der Rechte der Völker, die Festsetzung der Regierungsgewalt auf die von der Natur des Menschen, von den Zwecken der Gesellschaft selbst angewiesene Grundlagen sehen mußte, begeisterten auch ihn, wie jeden jungen Mann warmen Herzens, der sich frey von den Fesseln des Vorurtheils bewegen gelernt, den nicht der Egoismus des Kastengeists und der Privilegiensucht umfing. Die Freundschaft des geistvollen, für gleiche Ansichten glühenden Dietrichs, ersten Maires von Strasburg, sezte ihn in ein näheres Verhältniß mit vielen der besten und reinsten Beförderern der entblühenden Freyheit. Volkswahl rief ihn bald zu den bedeutendsten Stellen, zuerst in der Gemeindeverwaltung und bald in der Distrikts- und Departementsbehörde. So wie aber die Freyheit von der Zügellosigkeit entthront ward, schloß sich Levrault mit unerschütterlicher Festigkeit an die Konstitution, an den konstitutionellen König und protestirte, allen Gefahren trotzend, gegen die Greuel des 10. Augusts. Nur durch Flucht, zuerst in die Einsamkeit der Vogesen, endlich

in die Schweiz, rettete er sich vor der blinden Wuth, vor der Rache der Jakobiner und ihrer Schreckensherrschaft. Nur erst nach dem 9. Thermidor, da denen durch Verfolgung vertriebenen Handwerkern und Ackersleuten des Elsaßes die Heimath wieder eröffnet ward, kehrte er in der Eigenschaft eines Buchdruckers, wovon er sich in der That in der schönen Buchdruckerey-Anstalt, die sein Vater mit der Buchhandlung verband, auch die mechanischen Fertigkeiten, schon in den Knabenjahren angeeignet hatte, zurück, in den Schooß einer ihn mit Sehnsucht erwartenden Familie, und widmete sich jezt ausschließend eben diesen von seinem Vater in Gemeinschaft mehrerer Brüder ererbten Handlung und Druckerey, wozu auch eine treffliche Schriftgießerey gehört. In der That bedurften diese Anstalten, die so manche Einbuße durch die Revolution erlitten, eines so einsichtsvollen und thätigen Oberhaupts. Lange verbarrte Levrault bey dem Vorsatz, sich durchaus von allen öffentlichen Geschäften fern zu halten; nur für die Handelskammer machte er eine Ausnahme, und er übernahm geraume Zeit die Stelle ihres Sekretärs. Nur endlich, als eine feste Regierung wieder Zuverlässigkeit in den Geschäftsgang gebracht, und die Revolutionsstürme, die Levrault so hart mitgenommen, beschworen zu haben schien, entsagte er seinem Entschlusse, und nahm zuerst eine Munizipalstelle, und bald diejenige als Präfekturrath an. Mit der Errichtung der kaiserl. Universität erhielt er eine der Inspektorstellen bey der hiesigen Akademie. Seit der Restauration ward er in allen diesen Stellen bestätigt, und endlich in den lezten Jahren zum Rektor der Akademie befördert. In alle diese zugleich verwalteten Aemter brachte er seine unermüdliche Thätigkeit, seine heiße Liebe für alles Gute, seinen, sich jezt ausschließend der Vaterstadt und seinem Departement widmenden, Patriotismus, durch Erfahrung überzeugt, daß auch Völkerglück sich, wie Gebäude, nur von unten hinaufbauen lasse. Er verstund es, allen seinen vielfachen Geschäften zugleich vorzustehen, und alle nach Gewissen zu erfüllen. Hätte nur auch seine so stark scheinende Gesundheit mit seinem Willen und seinen Anstrengungen gleichen Schritt gehalten; allein bereit, alle seine Geschäftslasten zu übernehmen, unterlag seine Körperkraft, und es entspann sich eine Leberkrankheit, die ihn in wenig Monaten wegraffte. Vorzüglich hart trifft sein Verlust die Akademie, und nicht leicht wird sie wieder einen Vorsteher finden, der so sehr alle, durch die Natur der Sachen und Personen verwickelte, Lokalverhältnisse mit so unparteyischer, sachkundiger Gewandtheit wird zu leiten verstehen. Wie viel haben nicht alle unsre wissenschaftliche und Erziehungs-Anstalten überhaupt unter seiner Führung gewonnen! — Bürger, Gelehrte, Geschäftsmänner betrauern ihn zumal; wie tief aber erst ist der Schmerz für seine näheren Freunde und seine Familie. —

Heute ward sein Leichenbegängniß mit den Ehrenbezeugungen und Feyerlichkeiten, die seine Aemter mit sich brachten, unter Beywohnung aller Behörden, aller Mitglieder und Zöglinge der Gelehrten- und Erziehungs-Anstalten, und einer Menge Bürger aller Klassen begangen. — Sanft ruhe seine Asche!

C. M. E.

Freyburg in der Schweiz, April.

Von den Kolonisten in Brasilien treffen von Zeit zu Zeit Briefe ein; einem der lezten, welchen Jean Grand-Jean an seinen Bruder zu Morjon bey Bex geschrieben hat, sind folgende Nachrichten enthoben. „Durch Fieber und Durchfall, welche hier herrschende Krankheiten sind, ist die Bevölkerung der Kolonie um ein Drittheil verringert worden. Unserem Pfarrer, Hrn. Jove, hat Se. Maj. den königlichen Christorden verliehen und ihm einen Jahresgehalt von 200 Dublonen ausgesezt. Für den Bau eines Pfarrhauses hat der König 480,000 Reis anweisen lassen. Für Greise und Waisen soll auf königl. Befehl ein Krankenhaus errichtet werden, zu dessen Unterhalt der Ertrag des Pachtes der Schlachthäuser, Mühlen u. s. w. bestimmt ist. Mehrere Kommissionen für öffentlichen Unterricht, Landwirthschaft, Straßenbau und Forstverwaltung sind durch den König bestellt worden, und unverzüglich wird man ein Kollegium bauen, in welchem die Schuljugend auch in der Landessprache Unterricht erhalten soll. Das Fest des heil. Johannes, des [illegible], wurde sehr feyerlich begangen. Die Kolonis[illegible] unter den Waffen und man gab uns ein Pferderennen zum Besten, was uns neu und sehr ergözlich war. Am Tage des heil. Peters, der Name des Großkanzlers von Miranda, Direktors der Kolonie, bewaffneten sich die Kolonisten wieder, vier derselben trugen unsern Beschüzer und Wohlthäter im Triumph herum, wobey ihm das Volk, reich an Zahl, jauchzend begrüßte und beehrte. Abends gabs ein Feuerwerk, dann eine Gasterey, und zulezt wurde getanzt, wobey der Wein, obschon sehr theuer, reichlich floß. Die vier Männer, welche den Hrn. von Miranda getragen hatten, erhielten ein Geschenk von 100 Franken. Ueber Hr. Gachet (den brasilianisch-schweizerischen Kommissär für die Auswanderung) hört man nichts als Klagen. Der Prozeß wird ihm gemacht; er geht zwar frey herum, allein man weiß nicht, wie das enden wird."

Ein vormaliger Trappiste, Nicolas Darguier, aus Frankreich, jezt Kaplan zu Wippingen bey Bulle, und beynebens auch Arzt für allerley Leibesgebrechen, hat deutsch und französisch ein Gespräch über die Gesundheit, als Lesebuch fürs Stadt- und Landvolk, mit obrigkeitlicher Gutheißung (Freyburg. 1821. 12.) herausgegeben, das über den Werth der Gesundheit und die Mittel ihrer Erhaltung recht gute und allgemein verständliche Sätze enthält, obgleich es an den Gesundheitskatechismus von Doktor Faust lange nicht reicht. Der Pater Gregor Girard, der hochverdiente Schulreformator von Freyburg, hat zum Vergnügen seiner Mitbürger, welche Haydn's Jahrszeiten aufführten, ihren deutschen Text ins Französische übersezt (Les saisons, d'après Thomson, mises en musique par Joseph Haydn, exécutées en allemand, par la Société de Musique de la ville de Frybourg en 1821. 8.), wobey die Bemerkung gemacht ward, daß der Eber der Winzer und Winzerinnen, welcher lezthes Jahr im frommen Basel unterdrückt ward, im altkatholischen Freyburg unbedenklich gesungen werden durfte. Es endet derselbe in der Uebersezung also: „Vive le vin, le noble vin qui chasse la bile et les soucis; que sa louange eclate dans la jubilation! allons, soyons joyeux et chantons: Vive, vive! de toutes nos forces."

Späte nur und seit einigen Wochen erst, ist hier, der schon im Weinmonat vorigen Jahrs im Kanton Freyburg erfolgte Uebertritt des bernischen Geheimenraths, vormaligen Professor und als Restaurator der Staatswissenschaften bekannten, Hr. Carl Ludwig Haller, zur katholischen Kirche, allgemein bekannt geworden. Die dabey zunächst interessirten Personen hielten die Sache geheim, und der Neophyte selbst schien eine Zeit lang dem Gerüchte widersprechen zu wollen. Doch that er es nur zweydeutig, und als er dann plözlich, ohne daß man wusste wofür und warum, nach Paris abreiste, drangen seine Verwandten auf bestimmte Erklärung. Er gab diese in einer ausführlich motivirten Darstellung des lange schon beabsichtigten Schrittes. Daß die Sache viel Aufsehen erregt, läßt sich denken. Ein geistvoller Berner ist, wie man versichert, mit einem Seitenstück zu dem Aufsatze des Kirchenrath Paulus: „Wie Fritz Stollberg ein Unfreyer war?" beschäftigt. Ein Karikaturbild, das man herumbietet, zeigt den Collateral des Reformators Berchtold Haller und den Abstämmling des Heidelbergers Katechismus Apostels Albrecht Haller, vor dem Kapuziner-Bischofe von Freyburg auf den Knieen liegend.

Beylage: Literaturblatt Nro. 42.

Digitized by Google

Nr. 42.

Literatur-Blatt.

Freitag den 25. Mai 1821.

Unterhaltungs-Literatur.

Friedrich Weiſſers neueſte poetiſche und proſaiſche Werke. Erſter Theil. Brünn b. Traßler. 1820. 376 S.

Ein Epigrammatiſt kann nichts dagegen einwenden, wenn man ihn in Epigrammen recenſirt.

Neueſte Werke.

Voll Neugier nahm ſie Recenſent zur Hand,
Denn mit den ältern war er unbekannt.

Poetiſche Werke.

Druckfehler, fürchten wir, es ſoll polemiſch heißen;
Die Meiſten ſind gemacht, um Horn und Kind zu beißen.

Proſaiſche Werke.

Wißt, daß Beſcheidenheit den Titel ihm empfahl;
Iſt Eins poetiſch hier, ſo ſind ſie's allzumahl.

Weiſſer.

Der Nam' iſt Ironie, geweißet wird hier nichts,
Geſchwärzet mancher Ruf, des Meiſters wie des Wichts.

Erſter Theil.

Bedenklich Titelwort, du ſchreckſt an dieſem Platz,
Denn wärſt du gar nicht da; wärſt du dein Gegenſatz.

Verzeichniß
der früheren Schriften des Verfaſſers.

Da ſteht es, was der Mann ſeit neunzehn Jahren ſchrieb,
Auch was die Buchhandlung nicht liefert, ihm zu Lieb'.

Das lezte Epigramm (das Wort in unſeres Verfaſſers Sinne gebraucht) gründet ſich auf eine Vermuthung. In dem S. 375. angehängten Verzeichniß iſt ein erſter Theil ſeiner „Sämmtlichen Werke" aufgeführt, der 1817 erſchienen ſeyn ſoll, und dabey heißt es in Parenthese: „Den zweyten Theil dieſer, blos die poetiſchen Werke enthaltenden Sammlung hat die Verlagshandlung noch nicht geliefert." Wenn vielleicht Sinngedichte darin vorkommen, wie hier, S. 35:

Ein Eſelein beſteig in Demuth, armer Horn!
Der edle Pegaſus giebt nichts auf deinen Sporn —

oder wie S. 347:

Tief verachtend ſpielt die Stummen,
Wenn der Afterrichter ſchreit!
Dumm zu ſeyn erlaubt dem Dummen,
Weil's ihm die Natur gebeut —;

dann kann man es der Buchhandlung nicht verdenken, daß ſie den zweyten Theil dieſer poetiſchen Werke zurücklegte. Hier kommen deren viele vor. Was auch Franz Horn an dem V. mag verſchuldet haben (Rec. hat deſſen Generalkritik der neuern Dichter nicht geleſen); unmöglich kann er verſchuldet haben, daß um ſeinetwillen Herr W. ſich ſelbſt ſo verunglimpfte. Und was hat F. Kind an ihm verſchuldet? (S. 17. 226.) Was St. Schütz? (S. 168.) Was Bürger? (S. 186. 333.) Was Goethe? (S. 179.) In Bezug auf den leztgenannten ſteht S. 37. die gelegentliche Bemerkung: „Ein Talent, zu welchem ich nicht die geringſte Anlage hatte, ſo heißt es zwey Mahl in dem Roman des Herrn von Goethe: Meiſters Lehrjahre. Hat man Anlage zu Talenten, und alſo Anlage zu Anlagen, Talent zu Talenten?" Herr W. ſcheint nicht zu wiſſen, was Talent heißt. Wer hat ihn denn gelehrt, daß Anlage und Talent gleich bedeutend ſeyen? Hat er nie von natürlichen und erworbenen Talenten gehört? und können Anlagen erworben werden?

Herr W. mag wohl Anlage zum Talent haben, wenigſtens zu dem der Satyre; aber es ſcheint, daß bey ihm die Galle den Humor verdorben hat. Vielleicht iſt ſie dadurch aufgeregt worden, daß ſeine früheren Verſuche weniger Anerkennung gefunden haben, als ſie verdient haben mögen. Nach dem angeführten Verzeichniſſe waren es literariſche Kleinigkeiten (Acht Romanzen, Sinngedichte, Tändeleyen, Miſcellen, Mährchen u. ſ. w.) die häufig dieſes Schickſal haben; darüber muß der Autor nicht einen Groll hegen, welcher leicht größere Leiſtungen, deren er fähig wäre, im Keim erſtickt.

Erbauungs-Poesie.

Dom heiliger Sänger, oder fromme Gesänge der Vorzeit. Von J. P. Silbert. Mit Vorrede von Fr. v. Schlegel. Wien und Prag bey Karl Haas. 1820. XXII und 330 S. 8. (1 Thlr. 8. gr. geh.)

An der Pforte dieses Domes empfängt uns Hr. v. Schl., dazu erbeten, mit einigen empfehlenden und belehrenden Worten. (S. VI — XII.) Er rühmet nämlich, daß zu gegenwärtigem Chore des geistlichen Gesanges die Stimmen aller Jahrhunderte und der verschiedensten Nationen der christlichen Zeit mit der mannichfaltigsten Auswahl vereinet wären, setzet ferner den nicht neuen, aber sehr wahren, Gedanken aus einander, daß auch Gefühl und Phantasie, als die ästhetische Seite des Menschen, zur christlichen Vollkommenheit ausgebildet werden müssen, obschon die Wirkung und Lehre der Religion in Unterricht, Andacht und Predigt vorzüglich und zunächst auf das Herz und Gewissen (bey Hrn. v. Schl. soviel als Vernunft und Willen) gerichtet seyn, und in diese bessernd und bildend eingreifen sollen, und entläßt uns dann, indem er noch auf die im Lichte der Gnade erleuchteten Liebessänger, den Johannes vom Kreuz und den sel. Liguori aufmerksam macht, deren Tiefsinn gerade das Innigste und Geheimste der wahren Andacht und Religion berühre. Noch treten wir aber nicht in den Dom selbst ein, sondern Hr. S. macht uns zuvor noch mit dem Inhalte der von ihm gewählten und übersezten Gesänge (S. XIII — XXII.) bekannt, welche er in 5 Bücher abgetheilt und mit Ueberschriften versehen hat, von denen einige freylich an nichts weniger, als an einen Dom heiliger Sänger, erinnern. Sie sind folgende: 1) Das Kindlein Jesu (10 Elegien aus dem Lat. des Wilh. Becan, S. 5 — 42); 2) geistliche Gesänge (31 an der Zahl von verschiedenen Verff. auf die wichtigsten Glaubenslehren und an einige Heilige, S. 45 — 128); 3) der Bienenstock (7 Oden von Balde, veranlaßt durch die „wunderbare" Begebenheit, daß im J. 1651 bey München ein junger Bienenschwarm seine Honigzellen in einem Crucifixe anlegte; 7 Lieder auf die Leiden des Herrn nach Jak. Merl. Horstius und 2 Osterlieder nach Ambrosius, sämmtl. aus dem Lat. S. 131 — 172); 4) Philomele (32 Gesänge verschiedener Verfasser, die mystische Liebe zu Gott und Jesu besonders schildernd S. 175 — 282.) 5) Maria (16 Gesänge an die heil. Jungfrau und zu Ehren derselben von Balde, Sarbievius und Liguori S. 285 — 330.), auf welche auch schon 2 Lieder sich in dem zweyten Buche finden.

Die Kritik hat bey dem Urtheile über den Werth einer Sammlung, wie die vorliegende ist, theils auf die Wahl, theils auf die Uebersetzung der einzelnen Gesänge zu sehen. Bevor aber Rec. dieses Urtheil selbst abgiebt, muß er die Leser noch ins Klare setzen über die Behauptung der Vorrede, daß hier die Stimmen aller Jahrhunderte und der verschiedensten Nationen der christlichen Zeit vereiniget seyn sollen. Dieß kann nur gelten, wenn eine poetische Fiction zugelassen wird; denn man vernimmt hier nur Stimmen aus dem vierten (Gregor von Nazianz und Ambrosius), eilften (Petrus Damianus), dreyzehnten (Thom. von Celano, der h. Bonaventura und die h. Gertrud), dem funfzehnten (Thom. von Kempis), dem sechszehnten (Hieron. Vida, Erasm. von Roterdam und Johannes vom Kreuz) und dem siebzehnten Jahrhundert (Cas. Sarbiev, Jak. Balde, Wilh. Becan, Jak. Merl. Horstius). Von diesen Sängern gehören der Nation nach Einer den Griechen, Einer den Spaniern, sechse den Italienern, drey den Deutschen, drey den Niederländern und Einer den Polen an. Um die Ueberzeugung zu gewinnen, wie reich noch außer den genannten die ältere christliche Kirche an trefflichen Dichtern sey, darf man sich nur erinnern an Hilarius von Poitou, Prudentius *) Fortunatus, Gregor den Gr., Johann

---

*) Dieser scheint dem Recensenten des Büchleins: Alte christl. Lieder und Kirchengesänge deutsch- und lateinisch durch Adolph Ludw. Follen, Eberfeld 1819, in den Neuen theol. Annalen Dec. 1820. S. 1001, nicht bekannt gewesen zu seyn. Er sagt: „Zwey andere Lieder, die wir „wohl von Herrn Follen verdeutscht lesen möchten, theilen „wir hier mit, da wir sie handschriftlich besitzen, ohne eine „gedruckte Quelle nachweisen zu können. Das erste u. s. f. „— Ueber den Ursprung des zweyten wissen wir nichts „beyzubringen, aber es bedarf in seiner rührenden Einfach„heit keiner Empfehlung von außen: Salvete flores „martyrum, Quos lucis in limine etc." Die beyden Strophen, welche der gedachte Rec. nun zum besten giebt, stehen aber eben bey diesem, sehr bekannten, christl. Dichter des vierten Jahrh., Aurel. Prudentius Clemens. Cathemerin. Hymnus 12. de Epiphania. V. 125 ff. S. 51. nach der Ausgabe von Joh. Weis. Hanau 1613. Die N. theol. Annalen, als Gelehrten-Journal, sollten das eigentlich nicht erst durch das Morgenblatt erfahren.

D. Rec.

Warum denn nicht? Muß doch das Morgenblatt selbst dergleichen Dinge bisweilen durch das Morgenblatt erfahren. Im Lit. Bl. 1819. Nr. 7. S. 26. Sp. 1. wußte es noch nicht, wer Johann Angelus gewesen, aus dessen Cherubinischem Wandersmann Franz Horn Auszüge in Fouqué's Frauentaschenbuch hatte einrücken lassen, obwol F. Horn es hoffentlich gewußt, und bey Gelegenheit dieser Auszüge erwähnt haben wird. Im Lit. Bl. 1821. Nr. 3. S. 10. hat nun das Morgenblatt erfahren, daß dieser Angelus der bekannte Johann Scheffler, und nicht sowol „ein Mönch." als vielmehr Protestant, Leibarzt, und später Katholik und Priester gewesen ist. Die literarischen Blätter müssen nur Geduld haben, es kommt alles an den Tag zu seiner Zeit. Wer weiß, ob die frommen Poeten unserer Zeit den Cherubinischen Wandersmann mit so viel Liebe

Damaſcen., Beda den Ehrwürdigen, Odo von Clugny, Bernhard von Clairvaux, von welchem nur eine Stelle in Proſa als Vorwort zum fünften Buche aufgenommen iſt, Thomas von Aquino; nicht zu gedenken, der trefflichen Lieder, welche aus früherer Zeit ohne die Namen ihrer Verfaſſer auf uns gekommen ſind. Ueberhaupt würde es den Leſern intereſſant in mehreren Beziehungen geweſen ſeyn, wenn es Hrn. Silbert gefallen hätte, ihnen einige Nachricht von den in ſeinem Dome verſammelten heil. Sängern zu geben, da man wohl kaum vorausſetzen darf, daß ſelbſt Katholiken genauer mit den Lebensumſtänden der mehreſten bekannt ſind, und manches Lied noch höhere Theilnahme erwecket durch die Umſtände, unter welchen es gedichtet iſt. Um nur Eins zu erwähnen, wie viel gewinnet das Lied des Johannes vom Kreuz S. 216 ff.: Geſpräch der Seele mit Gott, (Ubi te abscondisti, amate etc.) wenn man weiß, daß er es dichtete, als er in Toledo von den Obſervanten in dem ſchmutzigſten und härteſten Gefängniß, unter häufigen Schlägen feſtgehalten wurde, um ihn zu nöthigen, den Orden der baarfüßigen Carmeliter zu verlaſſen?

Werfen wir nun einen Blick auf das oben mitgetheilte Verzeichniß der Geſänge, ſo ergiebt ſich, daß Hr. Silb. mehr die Stimmen neuerer, als älterer Sänger, vorzüglich des Balde und des Becan, vernehmen läſſet. Bekanntlich hatten ſich aber dieſe Jeſuiten, ſo wie Sarbiev, durch die Lektüre der römiſchen Claſſiker gebildet, welche lezteren ſie auch in ihren Gedichten nachahmen. Was dadurch auf der einen Seite an Richtigkeit und Eleganz der lateiniſchen Sprache gegen die frühern geiſtlichen Lieder gewonnen wird, gehet oft auf der anderen wieder an Tiefe und Stärke des religiöſen Gefühls, an inniger Sehnſucht nach Gott und Jeſu und an himmliſcher Ruhe verloren. Indem die Wahl auf dieſe Sänger beſonders fiel, konnte es nicht fehlen, daß unter vieles Vorzügliche manches ſich eingeſchlichen hat, was ſchwerlich Gefühl und Phantaſie für die chriſtliche Andacht auch nur zu bilden geeignet iſt. In der Ode des Balde S. 131. fordert die chriſtlich-andächtige Seele die heydniſche Muſe, Kalliope, auf, mit ihr, doch einfach ländlich geſchmückt, zu ziehen. In der fünften Elegie des Becan S. 21. ff. herrſchet mehr eine tändelnde Phantaſie, als ein auf das Heilige ernſt gerichtetes Gemüth. Nur Eine Stelle daraus wird dieß beweiſen, wo Maria, die ſogar ſelbſt die Beſchneidung verrichtet, ſo angeredet wird:

Fleuch, denn nimmermehr iſt dein Herz mit Marmor bewaffnet,
Noch wohnt eiſerner Sinn dir in der liebenden Bruſt!
Aber was ſag' ich — O ſieh'! ſie ſelber, ſie ſchärfet das Meſſer,
Und die Zarte, ſie bringt, dienend dem blut'gen Geſetz.
Selbſt das Geräthe, die göttlichen Glieder mit Schmach zu verwunden;
In des Geborenen Blut färbt die Gebärerin ſich!
Hohe Mutter! iſt dieſes das Ziel der zarten Liebkoſung? (ᴗ — ᴗ)
Dieſes der liebe Beweis, ſo (?) du ihm tauſendmal gabſt?
Ach was beginnſt du! — Kalt vergießeſt ſein Blut du nun ſelber,
Deſſen Thränen erſt jüngſt Marter zu ſchauen dir war!
Breite lieber den Schooß, und reiche dem Säugling die Brüſte,
Siehe das Knäblein, es ſtreckt lechzend die Hände darnach,
Weihen willſt du dem Meſſer ihn jezt, die Schilf du gefürchtet,
Ach! und bedenkeſt dein Kind, achteſt dein ſelber jezt nicht!
Holde Mutter! doch nein! — Nicht Mutter, — unwirthlicher Felsſteinl!
Kieſel, dem Kaukaſus ſelbſt, als er gewüthet, entſtürzt!
Glaube(?), kein harter Kieſel, noch auch ein unwirthlicher Felſen
Iſt die Jungfrau, und tief fühlt ſie den zwiefachen Schmerz.

Selbſt das Lied des Johannes vom Kreuz S. 199.: die dunkele Nacht, ſollte nicht in einem Dome gehöret werden, da der Gegenſtand der Liebe zu wenig bezeichnet iſt, und ein irdiſcher Liebhaber die nächtliche Zuſammenkunft mit ſeiner Geliebten eben ſo, ohne ein Wort zu ändern, beſingen könnte. b)

Die ausgehobene Stelle giebt ſchon eine Probe von der Art, wie Hr. S. ſeine Verſe bauet und wie leicht er es mit der Proſodie und Scanſion nimmt; doch läſſet ſich daraus noch nicht von dem Werthe, den die Ueberſetzungen ſelbſt haben, urtheilen. Daher noch einiges davon. Es ſoll die Prüfung an zwey älteren lateiniſchen Geſängen gemacht werden, weil hier ſchon viel vorgearbeitet iſt und an den Ueberſetzer, der aufs neue eine Verdeutſchung unternimmt, ſtrengere Foderungen mit Recht gemacht werden dürfen. An dem mächtig ergreifenden Dies irae etc. hat ſich auch Hr. S. S. 90 verſuchet, das früher ſchon der Ex-Jeſuit Franz Rav. Riedel in den Liedern der Kirche aus den römiſchen Tagzeiten und Meßbuche überſ. Wien 1773. 8., dann das Münchener und Koſtnitzer kath. Geſangbuch, Herder in der Abraſtea (Werke zur ſchönen Lit. Th. 12. S. 220.), Aug. Wilh. Schlegel in dem von ihm und Tieck herausgegebenen Muſen-Alman. für d. J. 1802., J. G. Fichte, die Abendzeitung vor einigen Jahren mehrfach und noch neuerlich Adph. Ludw. Follen in den alten chriſtlichen Liedern und Kirchengeſängen deutſch und lat. nebſt einem Anhange. Elberfeld, 1819. 8. deutſch gegeben haben. Mehrere Strophen ſind Hrn. S. beſſer, als ſeinen Vorgängern, gelungen, z. B. folgende beyde, von denen zur beſſern Vergleichung noch Schlegel's und Fichte's Ueberſetzungen da ſtehen mögen:

extrahirt haben würden, wenn ſie gewußt hätten, daß ihr Angelus Silesius eigentlich Scheffler geheißen, und daß er vor circa 100 Jahren ſchon von einem Herrn Scherzer myſtificirt worden iſt. Es wird wohl durch die lebendigen Bücherkatalogen noch von gar manchem handſchriftlichen Erbauungsſchatze, den man entdeckt haben will, an den Tag gebracht werden, daß er von einem vorlängſt gedruckten abgeſchrieben worden iſt. Fata libellorum!

M.

b) Iſt das nicht auch der Fall mit manchem Kapitel im Hohenliede Salomonis? vielleicht mit dieſem ganzen heiligen Buche? M.

Tuba, mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum,
Coget omnes ante thronum.

Schlegel.

Die Posaun im Wundertone,
Wo auch wer im Grabe wohne
Rufet alle her zum Throne.

Silbert.

Hehr wird die Posaune klingen,
Wird durch ferne Grüfte dringen,
Alle vor den Thron zu zwingen.

Fichte.

Die Posaun im Wundertone
Regt auf, was in Gräbern wohne (!)
Sich zu stellen vor dem Throne.

Ingemisco tanquam reus,
Culpa rubet vultus meus:
Supplicanti parce deus.

Schlegel.

Reuig muß ich Angst erdulden,
Tief erröthend vor den Schulden;
Sieh' mich Fleh'nden Gott mit Hulden.

Silbert.

Straſbar, seufz' ich auf mit Bangen:
Schuld, sie röthet meine Wangen.
Laß mein Flehen Huld erlangen.

Fichte.

Nieder werf ich mich in Demuth
Hin zerfließ ich dir in Wehmuth;
Ob der Schuld sieh meine Demuth.

Andere Strophen sind nicht so gelungen als:

Quaerens me, sedisti lassus,
Redemisti crucem passus:
Tantus labor non sit cassus.

Du hast mich gesucht von Herzen,
Mich am Kreuz erlöst in Schmerzen;
So viel Huld laß nicht verscherzen.

Inter oves locum praesta
Et ab hoedis me sequestra,
Statuens in parte dextra.

Laß in deiner Schaafe Schaaren
Fern den Böcken, mich bewahren,
Und zu deiner Rechten fahren;

Der Rhythmus de gloria Paradisi von Petrus Damiani S. 93. hat keine Strophe, welche sich ganz an das Original anschmiegte und einer früheren Uebersetzung den Rang streitig machte. Die Leser mögen selbst urtheilen.

Nam et sancti quique velut
Sol praeclarus rutilant:
Post triumphum coronati
Mutuo conjubilant,
Et prostrati pugnas hostis
Jam securi numerant.

Hr. Silbert.

Sonnen ähnlich strahlen alle
Heiligen im Himmelssaal;
Und in lautem Jubelschalle
Sieggetrönt bevm ew'gen Mahl,
Feyern froh in Gottes Halle
Nun sie ihrer Siege Zahl.

Omni labe defœcati
Carnis bella nesciunt:
Caro facta spiritalis
Et mens unum sentiunt:
Pace multa perfruentes
Scandala non perferunt.

Alle Schuld ist längst vergeben,
Ferne ist des Fleisches Streit;
Einen Sinn, Ein himmlisch Streben
Fühlt es mit dem Geist erneut;
Ewig schweben sie, umgeben
Von des Friedens Lieblichkeit.

Mutabilibus exuti
Repetunt originem,
Et praesentem veritatis
Contemplantur speciem:
Hinc vitalem vivifontis
Hauriunt dulcedinem.

Und vom Pilgerkleid befreyet,
Wandelnd in des Ursprungs Zier,
Schaun, zur Wahrheit sie geweihet
Alle froh sie mit Begier;
O wie labet und erfreuet
Sie der Quell des Lebens hier!

Die frühere Ueberſetzung (Rec. weiß nicht mehr bestimmt, ob sie in den angeführten Liedern der Kirche stehet) hat:

Dort, dort leuchten auch die Frommen
Gleich der Sonn' mit hellem Strahl,
Und aus ihrem Munde tönet
Froher Siegeslieder Schall;
Wonnevoll ermißt ihr Auge
Der bestandnen Kämpfe Zahl.

Die die Sünde nicht befleckt,
Kennen nicht des Fleisches Streit;
Geistig lebet mit dem Geiste
Auch der Leib in Einigkeit,
Und der Bund, der sie verknüpfet,
Wird durch keine Lust entweiht.

Von der Sterblichkeit entkleidet
Forschen sie der Dinge Grund,
Und die Wahrheit ohne Schleyer
Macht sich selber ihnen kund;
Aus des Lebens-Quelle schöpfet
Kraft und Seligkeit ihr Mund.

Rec. darf nicht erst noch hinzusetzen, welchen Werth diese Sammlung habe, und welcher Klasse von christlichen Lesern sie angemessen sey; aber einen sehr ernsten Wunsch kann er bey dieser Gelegenheit nicht bergen. Da jetzt grober Mysticismus und ein Spiel mit äußern religiösen Formen in mehreren Gegenden Mode wird, so werden sich bald auch dienstfertige Schriftsteller finden, welche die älteren lateinischen Kirchengesänge wieder der Modewelt zuführen. Möge nur das Gediegene kräftig und gleichmäßig alle religiöse Grundlagen im Menschen Weckende und Stärkende dargeboten werden, damit die wahrhaft fromm werden, welche sich der Frömmeley in die Arme werfen, um noch in der Einbildung zu schwelgen, weil Ueberdruß an sinnlichen Genüssen sich ihrer bemeistert hat, oder die Kraft zur Sünde von ihnen gewichen ist.

Nro. 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Mai 1821.

Es geht ein ſtiller Bund durch die Welt, der die Herzen vereinigt, wo die Köpfe ſich trennen. Er iſt alt wie die Menſchheit, ehrwürdiger wie das Geſetz, und heiliger als Schwüre.

F. W. Meyer.

Am Grabe eines deutſchen Kriegers, der bey der Einnahme von Paris in einem Garten fiel.

(Frey nach dem Franzöſiſchen der Frau von —.)

Schlummre ſüß im fremden Lande,
Junger Krieger, wo dein Loos dich traf;
Blumen wiegen an dem Rande
Deines Grabes dich in ſanften Schlaf:
Blumen, unter deren Hülle
Mutterhand verſammelt dein Gebein.
Schlummre in des Grabes Stille,
Ruhe ſanft, ſo fern den Lieben dein.

Sagt mir, ob dort für den Armen
Eine Mutter, eine Schweſter bebt,
Eine liebe Gattinn um Erbarmen
Himmelan die Hände weinend hebt?
Ach, ſie finden den nicht wieder,
Der hienieden ihre Luſt, ihr Glück,
Sinken an der Fahne nieder —
Sieg bringt ſie, den Theuern nicht zurück.

Dachten mit dem Lorberkranze
In der Sieger ſchönen frohen Reihn
Zög aus blut'gem Waffentanze
Der Geliebte in die Heimath ein —
Weint, euch kehrt der Arme nimmer;
Hier im Park, in ſtolzer Kampfesluſt,
In des Sieges freud'gem Schimmer
Sank er an des Todes kalte Bruſt.

Wer möcht' hier des Feindes denken?
Ruhig würd' ich im Gewühl der Schlacht
In ſein Herz den Stahl verſenken —
Jetzt umhüllet ihn des Todes Nacht;
Um den Todten darf ich trauern,
Mitleid, Liebe und Gebet ihm weihn:
In des Grabes düſtern Schauern
Eint ſich alles, wohnet Lieb' allein.

Schlummre ſüß! Im ſchönern Lande
Werd' ich dich und deine Lieben ſehn,
Und dann knüpfen ſanfte Bande
Alle uns in jenen Friedenshöhn:
Was auf Erden bang geſchieden,
Wird in Liebe droben hold vereint,
Und das Auge umſtrahlet Frieden,
Das hier trauernd, freudelos geweint.

Adrian.

Der Engländer in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Als Sir Hugh nun verdrießlich durch die Gaſſen ſeiner eigenen Wohnung zuſchritt, ſah er beym Mondſchein vier Männer auf ſeinem Wege ſtehen. Es war nahe um Mitternacht und die Straßen waren leer und ſtill. Als er ihnen nahe kam, zogen ſie alle vier, und befahlen ihm ſtille zu ſtehen. Schnell entſchloſſen zog Sir Hugh ſeinen Degen, und, indem er ſich mit dem Rücken gegen einen Thorpfoſten ſtellte, fragte er, was ſie wollten. Der gröſte trat hervor, und, indem er die Degenſpitze ſenkte, redete er ihn kaum an, als er auch ſogleich ſeinen Gasconiſchen Nebenbuhler erkannte.

„Fremdling" ſagte er, „ehe der ſchnelle Blitz meines treuen Degens, und der meiner Freunde, deine ketzeriſche

Seele von deinem bereits mehr als halbtodten Körper trennt, fühle ich mich durch Mitleiden bewogen, dir Bedingniſſe anzubieten, wodurch du dein Leben erhalten kannſt. Ihr macht der Frau von Argencourt den Hof, gebt ſie auf, und athmet unſere Luft in Sicherheit; weigert ihr euch, ſo fällt in einem Augenblick Verderben auf euer unglückliches Haupt. Sprich, das Schickſal begleitet deine Antwort." — Sir Hugh, den die Gefahr doch nicht am Lachen verhindern konnte, erwiederte: „Ich habe euch nichts über dieſen Punkt zu erwiedern, ſo ihr aber euern Kopf liebt, geht aus dem Wege. Alle andere Antwort müſſt ihr von der Spitze meines Degens holen." — „Drauf denn" ſchrie der Gascogner ſeinen Freunden zu, indem er ſelbſt den Angriff begann. Sir Hugh wandte den Hieb ab, und mit einem kräftigen Stoß ſtreckte er den unglücklichen Capitain zu ſeinen Füßen nieder. Die drey andern ſtanden einen Augenblick erſtarrt, als Sir Hugh aber auf ſie eindrang, liefen zwey davon, und der andere warf ſich um Gnade flehend ihm zu Füßen. Dieſer war der Generalpächter, von dem er erfuhr, daß die andern der Graf und der Advokat waren. — Er ließ ihn aufſtehen, und ihm in der Beſichtigung des Capitains helfen, ſie wandten ihn um, aber er war leblos.

„Mein Herr," ſagte Sir Hugh, „dieſes Unglück haben Sie ſich ſelbſt zu verdanken; ich werde es immer bedauern müſſen, ob es gleich in meiner eigenen Vertheidigung geſchehen iſt." — "Ach!" ſagte der General-Pächter, „es war unſere Abſicht gar nicht, Ihnen zu ſchaden. Der arme Mann da zu ihren Füßen, ſagte, Sie würden nicht gegen uns Alle fechten wollen, und es würde leicht ſeyn, Sie von der ſchönen Wittwe wegzuſchrecken." — „Er hat ſich verrechnet," ſagte Sir Hugh: „Indeſſen muß ich mich für jezt aus dem Wege machen, bis die Sache in Ordnung gebracht iſt." — „Schenken Sie mir das Leben" ſagte der Pächter, „und ich will Ihnen zu Ihrer Flucht behülflich ſeyn." — „Topp!" ſagte Sir Hugh, welcher nach gerade das Gefährliche ſeiner Lage einzuſehen begann, und es am rathſamſten hielt, ſich die Furcht ſeines entwaffneten Nebenbuhlers zu Nutze zu machen. Sie trugen nun den noch warmen Körper des Erſchlagenen durch eine Hinterthür des Gartens in des General-Pächters Haus, wo ſie ihn niederlegten und ſogleich in den Stall eilten. Der leztere ſattelte Sir Hugh ſein beſtes Pferd, und indem er ihm eine hohe Hecke am Ende ſeines Gartens zeigte, ſagte er ihm, daß er, da die Stadtthore jezt geſchloſſen ſeyen, über dieſelbe ſetzen, und dann durch einen Fluß, welcher ſich in einer kleinen Entfernung dahinter befinde, ſchwimmen müſſe. Sir Hugh machte ſich nichts aus dem Sprung, und der Pächter kehrte zu ſeinem todten Waffenbruder zurück.

Sir Hugh, dem die Gegend wohl bekannt war, kam bald auf die Landſtraße. Zuerſt wuſſte er nicht, wohin er ſich wenden ſollte, als er ſich aber bald darauf einer Einladung erinnerte, die er vom Grafen Banſſon erhalten, ihn auf einer Wildeſchweins-Hetze zu begleiten, ſo drehte er ſein Pferd deſſen Schloſſe zu. In zwey Stunden eines ſtarken Gallops brachte ihn ſein gutes Pferd an den Ort ſeiner Beſtimmung. Es war um zwey Uhr des Morgens, und der männliche Theil der Geſellſchaft war noch im Zechen begriffen. Er ließ den Grafen heraus rufen, erzählte ihm den Vorfall und bat ihn um eine Herberge in ſeinem Hauſe, bis er weitere Nachrichten von dem Schickſale des Verwundeten einziehen könnte. Der Graf bedauerte den Zufall aufs lebhafteſte und verſprach ihm ſeinen Beyſtand für den ſchlimmſten Fall; und als dieſes in Ordnung gebracht war, muſſte es ſich Sir Hugh gefallen laſſen, mit ihm zur Geſellſchaft zu gehen. Hier kam das Geſpräch auf die auſſerordentliche Einfalt der Einwohner des zwey Stunden von dort gelegenen Städtchens Aſſel. Unter den Gäſten befand ſich ein Herr Chabanes, der Amtmann von Aſſel. Er war der erſte, der ſich über ſeine Mitbürger luſtig machte, und manches Beyſpiel von ihrer Thorheit erzählte; ja, ſagte er, kein Betrug iſt für ſie zu ſtark, und irgend einer von der gegenwärtigen Geſellſchaft möchte ſich, ohne Gefahr entdeckt zu werden, für den Prieſter Johann, den Chan der Tartarey oder irgend einen andern eingebildeten Potentaten ausgeben. — „Was ſagen Sie dazu," rief der Graf, „wenn wir uns mit dieſen weiſen Spießbürgern einen Spaß machten. Wir haben noch zwey Tage bis zur Jagd, könnten wir dieſe nicht auf dieſem Wege angenehm hinbringen?" — Die ganze Geſellſchaft ſtimmte dem Einfall bey, und die Schwierigkeit lag nur noch in der Art, wie er ausgeführt werden ſollte. Chabanes ſchlug endlich vor, daß einer einen Griechiſchen Prinzen vorſtelle, welches um ſo glaublicher erſcheinen würde, da vor Kurzem ein Prinz von dieſer Nation bey ſeiner Durchreiſe durch Frankreich dem Könige zu Verſailles einen Beſuch abgeſtattet habe. Der Vorſchlag ward einſtimmig angenommen, und die Wahl fiel auf Sir Hugh, ſowohl ſeiner bekannten Vorliebe zum Scherz wegen, als auch darum, weil er das Franzöſiſche mit einer fremden Ausſprache redete. Dieſer übernahm die Rolle ſogleich, welche am folgenden Morgen ausgeführt werden ſollte, und da ſeine Ankunft im Schloſſe nicht bemerkt worden, ſo beſchloß man, außer der gegenwärtigen Geſellſchaft niemand ins Geheimniß zu ziehen, und ging zu Bette.

Als ſich die Herren am folgenden Morgen wieder verſammelten, hatte einer bereits Empfehlungsbriefe vom Hofe an den Amtmann von Aſſel verfertigt, worin demſelben aufgetragen wurde, den Prinzen, der auf ſeiner Reiſe in der Provinz durch ſeine Stadt kommen dürfte, mit aller der ſeinem hohen Range gebührenden und der Würde der alten Stadt Aſſel angemeſſenen Achtung zu empfangen. Der Plan zur Maskerade wurde nun völlig entworfen, die Rollen ausgetheilt, und Chabanes ging ſogleich ab, um zum Empfang des Prinzen Anſtalten zu treffen. Man hielt es indeſſen für rathſam, die Damen zu Rathe zu ziehen, und

ſich ihres guten Geſchmackes und Beyſtandes bey der Ausrüſtung des Prinzen und ſeines Gefolges zu bedienen. Sie billigten den Plan und nahmen ſogleich die nöthigen Arbeiten zu deſſen Ausführung vor.

Chabanes, entzückt über die Gelegenheit, einige der eingebildetſten ſeiner Mitbürger zu Narren haben zu können, ließ ſogleich bey ſeiner Ankunft zu Aſſel den Maire und den Stadtrath zuſammen kommen. Mit dem größten Ernſte legte er ihnen in einer pomphaften Rede alle Lügen über den Prinzen vor, dieſer nur erſinnen konnte, welcher, wie er ſagte, ſich in dieſem Augenblick incognito auf dem Schloſſe des Grafen aufhielt; er zeigte ihnen die Briefe vom Hofe vor, und beſchrieb mit den glühendſten Farben die Vortheile, welche die Einwohner durch die Fürſprache des Prinzen beym König erlangen dürften.

(Die Fortſetzung folgt.)

Botaniſche Schätze in Madrit.

Don Mariano la Gasca, Profeſſor und Director des Pflanzen-Gartens zu Madrit, iſt ein enthuſiaſtiſcher, ſehr tüchtiger Botaniker. Nicht nur die Flora hiſpanica, welche er eifrig bearbeitet, (er zählt darin 6000 Arten), ſondern auch die von Mexico und Chili kennt er aus den Herbarien von Cavanilles und Nee ſehr genau. Er iſt ſcharf und analytiſch. Blos ſeine Abgetrenntheit von der Literatur des übrigen Europa läßt ihn manchmal kleine Fehler begehen. Er dirigirt nächſt dem Garten auch die ungeheuer großen Herbarien von Cavanilles, Nee, Mutis und andere, die im botaniſchen Garten aufgeſtellt ſind, ſo wie eine Sammlung von 6000 Pflanzen-Abbildungen, welche Mutis in Santa Fé de Bogota verfertigen ließ. Die Reiſe von Mutis, welche dreyßig Jahre dauerte, und oft eine Menge Maler beſchäftigte, hat dem ſpaniſchen Gouvernement 1,500,000 Piaſter gekoſtet. Es finden ſich hier 2000 Species theils colorirt, theils ſchwarz abgebildet und gut analyſirt. Der Bibliothekar des botaniſchen Gartens iſt Don Simon de Rocta Clemente, gegenwärtig Mitglied der Cortes, ein unterrichteter wackerer Mann, der eine gute ökonomiſche Geſchichte der Weinrebe geliefert hat. Pavon, nach Ruiz Tod der einzige Herausgeber der Flora peruviana, ſezt mit Galvez, dem Pflanzenmaler, der ihn begleitet hatte, das Werk ſehr langſam fort. Das Herbarium dieſer peruvianiſchen Expedition iſt in einem eigenen Hauſe aufgeſtellt, daneben wohnt Pavon ſelbſt. Mehrere hundert Platten ſind zum Abdruck fertig, eben ſo wie ſechszig Platten von Cavanilles Hortus madritensis, die la Gasca in Verwahrung hat. Die ſpaniſchen Gelehrten hoffen jezt durch ihre Cortes das benöthigte Geld zur Herausgabe dieſer Schätze zu erhalten. Höchſt wünſchenswerth wäre dies allerdings für die Wiſſenſchaft, denn von den in Madrit vorhandenen Reichthümern macht man ſich keine Vorſtellung. Mocinnos Sammlung von 1600 Pflanzenabbildungen, die de Candolle (wie das Morgenblatt im vorigen Jahre erzählt hat), in Copie beſizt, kommt, da erſterer neuerlich in Barcellona geſtorben iſt, ebenfalls nach Madrit.

In Liſſabon iſt Brotero, der achtungswürdige und verdiente Profeſſor der Botanik, jezt alt und ſchwächlich geworden, ſo daß er allmählig das Intereſſe für die Wiſſenſchaft zu verlieren anfängt, vorzüglich auch weil er in dem großen Liſſabon, was kaum zum glauben iſt, keinen einzigen Schüler hat, der ihn anregte. Von ſeiner Phytographia lusitanica (der Anlage, Form und Ausführung nach ein Seitenſtück zu Cavanilles Plantæ rariores hispaniæ), iſt ein Band fertig geworden, aber ſchwerlich dürfte davon noch ein zweyter erſcheinen.

Theater in Odeſſa.

Vor Kurzem ward hier eine griechiſche Ueberſetzung von Voltaires Trauerſpielen, Mahomed und Cäſars Tod, aufgeführt. Die ſehr zahlreichen Zuſchauer beſtanden faſt gänzlich aus Griechen. Beyde Stücke wurden gleich gut geſpielt und mit unbegränztem Beyfall aufgenommen. Beſonders gefiel Herr Drakuli von der Inſel Ithaka, der auch den Beyfall der unter den Zuſchauern befindlichen Europäern gewann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Braſilien.

Denen von Hrn. Hofrath Langsdorff, in Betreff der Kolonie von Leopoldinia bekannt gemachten Aeußerungen, ſehe ich mich genöthigt und verpflichtet, öffentlich zu widerſprechen, da ſolche höchſt unrichtig ſind. Sollte Hr. Hofrath Langsdorff, was höchſt unwahrſcheinlich ſeyn muß, jenen Schritt aus Unwiſſenheit gethan haben, ſo ſchäme ich mich, ihn, der ſo lange in Braſilien war, belehren zu müſſen; denn wenn er behauptet, und die portugieſiſche Regierung beſchuldigt, daß ſie überhaupt keinem einzigen Fremden, der ſich in Braſilien habe niederlaſſen wollen, auch nur den mindeſten Vortheil zugeſtanden habe, ſo kann ich nicht genug über die Keckheit dieſer Behauptung erſtaunen, beſonders da ihm die Widerlegung derſelben in vielfältigen Beyſpielen, wo fremden Anſiedlern bedeutende Ländereyen und ſelbſt Vorrechte zugeſichert wurden, bekannt ſeyn muſſte; wenn es ihm auch nicht bekannt war, daß man uns, den Gründern beſagter Kolonie, Ländereyen und alle erbetene Vortheile, zugeſtanden habe, ohne zu fragen von weſſen Glaubensbekenntniſſe wir ſind. Auch iſt es erdichtet, daß die bey Rio-Janeiro ſich niedergelaſſenen Schweizer Katholiken ſeyn müſſen, da beynahe die Hälfte derſelben Proteſtanten ſind, die nicht nur Duldung, ſondern auch gleiche Rechte mit jenen genießen.

Uebrigens ſcheint es mir, daß Hr. Hofrath Langsdorff obige Unwahrheiten zum Nachtheil eines Privatmanns habe auszuſtreuen geſucht; dieſes Betragen iſt von einer Art, die mich der Mühe überhebt, ihn auch hierin zu widerlegen, ſondern ich überlaſſe ſolches dem rechtlichen und unparteyiſchen Publikum, welches bereits auch ſeine über Braſilien früher bekannt gemachten Anſichten zu würdigen wiſſen wird.

Leopoldinia in Braſilien am 11. Juni 1820.

(Eingeſendet von W. F. Baron von Dem Buſſche.)

Aus Rom.

Sehr häufige, faſt tägliche Gelegenheit nationale Muſik zu hören, bieten die ſehr häufigen Madonnen-Bilder an den Straßen-Ecken oder in Winkelgaſſen dar, indem am Vorabend jedes Feſtes und beſonders der Madonnen Tage, die Nachbarſchaft ſich vereinigt, um durch Abſingung der Litaneyen ihre Andacht zu verrichten. Wer den Geſang dieſer Leute nur einmal gehört hat, wird ihn in ſeinem Leben nicht wieder vergeſſen. Wie kann ein einfacher, kindlich frommer Geſang das Herz ſo ſchnell umſtimmen! Wie oft ſah ich, daß beſonders fremde Künſtler, wenn ſie auf dem Wege in die Oper zu gehen begriffen, vor einer ſolchen ſingenden Geſellſchaft ſtehen geblieben, und Oper und alles darüber vergeſſen haben. Das macht, daß die Kunſt, die, nicht ſich ſelbſt als Götzen frönend, blos ſich bemüht, das, was ſie ſoll, auszudrücken, allein im Stande iſt, Vernunft und Gemüth zu ergreifen und zu veredeln. Wie kommt es doch, daß die Muſiker bis jezt ſo wenig auf dieſe ungekünſtelte, aber den wahren Zweck der Kunſt in ſich enthaltende, Muſik Acht gehabt haben? Es iſt wahr, es ſind keine Diſſonanzen zu hören, ſondern lauter reine Harmonie, keine Modulationen, ſondern es bleibt immer in einem Ton, aber am wenigſten gibt es enharmoniſche Verwechslungen (unharmoniſche Wechſelbälge zu deutſch) darin; keine Sprünge von mehrern Oktaven, ſondern einen Umfang von — fünf bis ſechs Tönen, die aber jedermann in der Kehle hat, und zwar ohne ſie herauszupreſſen, ſondern ganz natürlich. Daher kommt es, daß die gemeinen Leute, die nur dieſe ihre religiöſe Nationallieder ſingen, nicht allein ſehr ſchöne Stimmen haben, ſondern ſie auch bis ins Alter rein und klar behalten, dahingegen diejenigen, welche die neueſte Theatermuſik zu ihrem Götzen gemacht haben, da dieſelbe mit Trillern und gewaltſamen Tonſprüngen überladen, einen ungeheuern, von der Natur höchſt ſelten verliehnen Umfang von Stimme erfordert, die übrige bald erſchöpfen, oder durch Bruſtſchwächung gar ihr Leben verlieren. — Auch die profane Nationalmuſik iſt ſehr eigenthümlich. Die allgemeinſte iſt der Saltarello, der aber nur aus einem gewiſſen Rythmus beſteht, zu dem bey jeder beſondern Gelegenheit auch eine beſondere Melodie und Text unterlegt wird. Wenn Abends im Sommer die Leute vom Feld nach Hauſe ziehen, ſo ſieht man gewöhnlich dreyßig bis vierzig Mädchen, wovon zehn Tamburine ſpielen und die übrigen ſingen, den Zug anführen. Merkwürdig iſt, daß dieſe Melodien noch ziemlich nach den griechiſchen Tonarten geſungen werden, die ſich bey dem Volke, in abgelegenen Gegenden beſonders, noch ziemlich rein erhalten haben. Dieſe Melodien haben aber etwas Wildes, Ungeſtümes, und der heftigere ſinnliche Affekt, der ohnehin darin liegt, wird durch die immer ſteigende Heftigkeit, womit die Mädchen ihre Stimmen und Tamburine erſchallen laſſen, noch ſehr erhöht; ſo daß ein ſolcher ſingender Trupp oft einem Haufen Bachantinnen, wie ſie in der alten Zeit in dieſer Gegend geweſen ſeyn mögen, ſehr ähnlich wird. Die Melodie, womit der junge Menſch ſeiner Geliebten ein Ständchen bringt, drücke die ſinnliche Liebesgluth im höchſten Grade aus, und es iſt herzzerſchneidend in der Nähe eines ſolchen Ständchens zu ſeyn. Der junge Menſch ſingt ſich aber ſo ab, daß er zulezt ganz heiſer wird. Aber ſo wie ſeine Stimme abnimmt, ſo greift er ſeine Gitarre immer ſtärker an, und weicht nur, wenn er die Stimme und dieſe die Saiten verloren, es habe denn ſeine Schöne es nicht ſo weit kommen laſſen. — Ein ſchöner Gebrauch war es ehmals in Rom, daß, wer etwas zu verkaufen hatte, es durch Geſang in den Straßen anpries, ſo daß es ſich oft ergab, daß, wenn mehrere Verkäufer an den Ecken zuſammentrafen, ſie ſich ſogleich harmoniſch zu einem Canon vereinigten; von dieſem iſt nur noch in den Blumenhändlerinnen und dem Manne der aqua acetosa verkauft, eine kleine Spur übrig. Die unmuſikaliſche Polizey hat der Fröhlichkeit, wie überall ſo auch hier, das Maul geſtopft. —

Nach und nach geht die ſtille Faſtenzeit vorüber, denn ſchon vermehren ſich die Fremden, um die folgenden glänzenden Kirchenfeſte mitzumachen, und das heutige Feſt der Verkündigung Mariä macht gleichſam den Anfang, und iſt durch das Gemiſch von Altem und Neuem ſehr merkwürdig. Die Kirche, in der es gefeyert wird, heißt Maria sopra Minerva, weil ſie auf dem Grund eines jener Göttinn geweihten Tempel erbaut iſt; ſie befindet ſich auf einem viereckigen Platze, in deſſen Mitte ein Obelisk ſteht. Die Bauart iſt gothiſch, beſonders das Innre ſehr ſchön. An beyden Seiten des Hauptaltars ſtehen Statuen in Lebensgröße, wovon die eine „Chriſtus den Herrn" von Michel Angelo vorſtellt, und eins der ſchätzbarſten Werke dieſes großen Künſtlers iſt. Um aber den wahrhaft heiligen Eindruck — den eine gothiſche Kirche, beym Eintritt in dieſelbe erregt, den gar viele und beſonders die Italiener nicht ertragen können, weil ſie ſich nun einmal in den Kopf geſezt haben, daß deren Anblick barbariſch ſey, — ſo zu vermindern, daß zarte Seelen nicht zu ſehr davon überraſcht und angegriffen werden mögen, baut man an dieſem Tage ein mit rothem Tuch ausgeſchlagenes Gerüſt, das einem Triumphbogen gleicht, hauptſächlich um das Schiff der Kirche von den Nebengängen abzuſchließen, und die Pfeiler zu verdecken; zugleich dient es auch zu erhabenen Sitzen für die vornehmeren Zuſchauer. — Auf dem Platze iſt in der Runde Militär aufgeſtellt, um den ſehr großen Andrang des Volks in Ordnung zu halten. Der Pabſt zieht vom Quirinale in nobile Cavalcade, d. h. in Begleitung der Nobelgarde, in einem goldnen Staatswagen mit großen Fenſtern rechts und links den Segen reichlich austheilend, nach der Kirche, wo ſich das Kardinal-Kollegium bereits verſammelt hat. Während deſſen ſpielt die Militärmuſik ein Dutzend luſtiger Märſche, zum Vergnügen des Volks, und wie man an den Geſichtern bemerken kann, auch der Geiſtlichkeit. Der Zug des Pabſtes geſchieht auf folgende Weiſe: Voraus auf einem weiſſen Eſel reitend, trägt ein Prälat das Kreuz, dann folgt mit gezogenem Schwerte die Nobelgarde, dann der Pabſt, umgeben von dem Senatore di Roma und vier Conſervatoren ſchwarz gekleidet. Vor der Kirche begibt ſich der Pabſt in einen Seſſel, um, wie gewöhnlich, durch die Kirche auf ſeinen Thron getragen zu werden. Mit dem Eintritt fängt der Gottesdienſt folgendermaßen an: der Organiſt phantaſirt eine halbe Stunde über etliche Thema's aus Roſſiniſchen Opern, und verſezt die Zuhörer mit ſeinen Tönen in das komiſche Theater, mit oder wider Willen derſelben, iſt ihm gleichgültig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charade.

Das iſt nun Brauch ſo und der Dinge Lauf:
Dem ſchönſten Bund drückt man die Erſten auf,
Wenn man das Zweyte gibt als Unterpfand,
Daß bis zum Tode Lieb' und Treue währen:
Das Ganze dient als Erſtes an der Hand,
Doch iſt's als Modezier leicht zu entbehren.

Auflöſung der Charade in Nro. 120.
Leberwurſt.

Berichtigung.

In Nro. 23. bittet man unter dem Motto zu leſen: Die Götter Griechenlands.

Nro. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Mai 1821.

Wer einen Narren lehret, der flicket Scherben zusammen: und thut eben als wenn man einen Mann aus einem tiefen Schlaf weket. Wenn er ausgeredet, so spricht er: was ist das?

Jesus Sirach.

Der Engländer in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die drey größten Männer in Assel waren der General-Lieutenannt, der Pfarrer und ein kleiner Arzt. Ohne Argwohn gingen diese in die Falle, und nachdem ein jeder eine Rede gehalten, worin er seine Beredsamkeit sowohl, als seine Erhabenheit über alle Regeln der Sprachlehre an den Tag gelegt, gingen sie an die Vorbereitung zum Empfang des glorwürdigen Griechen. Des General-Lieutenannts Haus sollte ihm während seines Aufenthaltes zur Wohnung dienen, alle Leckerbissen auf dem Markte wurden für seine Tafel in Beschlag genommen, und da ihnen Chabanes besonders zu verstehen gegeben, daß der Prinz incognito reise, so beschlossen sie ihm einen öffentlichen Empfang zu geben. Hierauf eilten sie ihre Perrücken zu pudern und ihre Sonntagsröcke anzuziehen. Der Lieutenant ließ seine Milizen aufmarschiren, ein buntscheckiger Haufen, dem es noch nie mit einer Salve hatte gelingen können, indem sie immer in ein Rottenfeuer zerstückte. Vor diesem Heere marschirte der Pfarrer mit dem Chor, dem Küster, Sertant, Sacristan und Glöckner. Der Arzt sah noch einmal so wichtig aus, und schritt mit einem Stock, der über ihn hinausreichte, dem Pfarrer zur Seite. Ein Vorreiter berichtete die Ankunft des Prinzen. Zuerst kamen zwölf mit des Prinzen Gepäck beladene Maulthiere. Dann zwölf von des Grafen Jägern in langen Sattelbecken und Tüchern, welche sie beynahe ganz bedeckten; diese, sagte man, seyen Araber. Eine Truppe von zwanzig Herren in Jagdkleidern, welche zu des Grafen Jagd eingeladen waren, dienten ihnen zur Bedeckung. In einer kleinen Entfernung hinter ihnen ritt Sir Hugh mit dem Grafen Banffon an der Seite. Er trug ein morgenländisches Kleid, ritt auf einem sehr schönen Pferde, und sah so sehr einem Prinzen ähnlich, daß er wohl klügere Leute als die Asseler betrogen haben dürfte. Des Grafen Kammerdiener, gleichfalls in griechischer Kleidung, folgte, und stellte des Prinzen Vertrauten vor, mehrere andere Diener schlossen den Zug.

Sobald sie an dem äußeren Stadtthore angekommen waren, ward eine alte Kanone, die seit einem Jahrhundert kein Pulver gerochen hatte, gelöst, und die geistliche Truppe des Pfarrers und die bewaffnete des Lieutenans besezten die beyden Seiten der Straße, wo die eine Parthey ein Te Deum anstimmte und die andere ihr Rottenfeuer hören ließ. — Mit diesem Gepräng ward der Prinz nach der für ihn bereiteten Wohnung geführt. In dem großen Saale erwartete ihn ein prächtiges Mahl auf einem in der Eile nach morgenländischer Weise zusammengezimmerten Tische von einem Fuß Höhe. Sir Hugh sezte sich auf eine zierliche Art mit ausserordentlicher Gravität nieder. Der Graf war ihm zur Linken und die Uebrigen um den Tisch her. Die Gallerien waren mit den Asselern Schönheiten angefüllt; in dem untern Theil des Saales hatten sich diejenigen Einwohner versammelt, denen ihr Rang nicht gestattete, dem Prinzen näher zu kommen. — Das Essen ging mit großer Ernsthaftigkeit vorüber; der Prinz sprach Französisch in

seinem fremdartigen Accent. Als er den Pfarrer, den General-Lieutenant und den Arzt neben sich sah, lehnte er sich gegen den Bedienten, welcher den Günstling vorstellte, zurück, und redete mit ihm in fremdartigen Wörtern, welche dieser eben so geschickt beantwortete. Sie konnten sich Beyde nicht des Lächelns enthalten, als sie die ungemeine Neugierde der Herren bemerkten, und dieß ließ dieselben vermuthen, der Prinz und sein Günstling scherzten miteinander. Der Lieutenant lächelte, der Pfarrer that, als wenn nur Bescheidenheit ihn hinderte alles zu verstehen, während der Arzt seine glanzlosen Augen bald zuschloß und gewaltsam seine Ernsthaftigkeit zu behaupten suchte. Er hatte Hippocrates im Original gelesen, aber das war lange her, und mit der wichtigsten Miene wandte er sich an seinen Collegen, dem er sagte, sie redeten Griechisch, es wiche aber ein wenig von der alten Reinheit ab. Der Seelsorger, welcher die Klänge einiger griechischen Wörter, die ihm in der Schule waren eingeprügelt worden, noch nicht vergessen hatte, glaubte in des Prinzen Sprache einige alte bekannte Laute zu erkennen, und pflichtete dem Arzte bey, während der Lieutenant, kühner als seine Freunde, ohne Umstände behauptete, es sey nicht nur rein Griechisch, sondern das reinste, und zierlichste, das er je gehört (und hier sprach er wahr), er habe aufs vollkommenste verstanden, was Se. Hoheit gesagt, und daß, wenn es die übrigen nicht verstanden, so geschähe es darum, weil sie nur aus Büchern gelernt, wodurch sich die natürliche Aussprache nicht mittheilen lasse.

(Der Beschluß folgt.)

Die neuesten Reiseberichte vom Innern des Australlandes.

(Fortsetzung.)

Am 18. Mai ward das Gestade des Lachlans verlassen. Sieben Tage wanderte Herr Oxley durch ein flaches und unfruchtbares Land, welchem Wasser mangelte und worauf zwischen magerem Gras hin und wieder Cypressen angetroffen wurden, nebst einer Akazienart, welche er die niederhängende (pendula) hieß, um ihrer Aehnlichkeit mit der Trauerweide willen. Am 25. traf er am Fuß eines ziemlich ansehnlichen Hügels ein, dessen Westseite eine senkrecht abgestutzte 250 bis 300 Fuß hohe Felsenmauer bildete, und welchen er Mount Aiton nannte. Auf dem Gipfel dieses Hügels fand sich eine nach allen Richtungen weit ausgedehnte, aber auch höchst einförmige Fernsicht. Das Auge übersah ungeheure Ebenen, worauf nur selten kleine Erhabenheiten merklich waren, einen magern und elenden Pflanzenwuchs, und in weiten Entfernungen etliche Rauchsäulen, die das Daseyn menschlicher Wesen andeuteten. Die Zahl der Einwohner dieses Landes scheint überall sehr klein zu seyn, und man begreift dieß, wenn man seine geringen Hülfsmittel bedenkt. Die Landschaft besitzt wenig Wasser, und die einzigen Thiere, die den Reisenden begegneten, waren Känguruh's und einige Vögelarten; Fruchtbäume fanden sich gar keine, und öfters kostete es Mühe, auch nur das kärgliche Futter für die Pferde zusammen zu bringen.

Siebenzehn Tage ungefähr setzte Herr Oxley seine Wanderung in süd-westlicher Richtung fort. Sandige, völlig unfruchtbare Ebenen, wechselten mit dem dichten Gehölze stachlichter Akazien, durch die mit dem Beile Bahn geöffnet werden musste, und hinwieder mit einem rohen steinigten Boden. Die Reisenden bekamen nur einen einzigen Eingebornen zu Gesicht; es war ein großer und starker Mann, mit langem Barte, ohne Waffen und Kleider, der schnell fortlief, als man sich ihm nähern wollte. Am 3. Juni erreichte Herr Oxley das südliche Ende einer Hügelkette, der er den Namen Peels Range gab. Seit mehreren Tagen hatte es an Wasser für die Pferde gemangelt, welche äußerst erschöpft waren; er beschloß darum, sie hier einige Zeit ausruhen zu lassen. Der Ort liegt unter 34° 13′ 33″ südlicher Breite und 146° östlicher Länge von Greenwich. Auf den Bericht einiger seiner Leute, die auf Kundschaft ausgesandt waren, daß sie süd-westlich keine Spur von Wasser, hingegen eine völlig undurchdringliche Waldung angetroffen hätten, entschloß er sich zu dem Versuch, in nord-westlicher Richtung die Reise fortzusetzen. Anfangs schien auch dies nicht zu glücken, indem sich überall die nämliche Unfruchtbarkeit und Wassermangel darstellten. Am 18. Juni endlich gelangten die Reisenden in ein kleines Thal, worin sich kräftiger Graswuchs und am Fuß eines Granitfelsens in einigen Höhlungen angesammeltes Regenwasser fand. Zwischen zwey Hügelreihen, deren einen Herr Oxley Macquarie's Range und den andern Barrow's Hill's nannte, gelangten sie alsdann auf eine freye Ebene, die sich westlich, so weit das Auge reicht, ausdehnte. Seit den Ufern des Lachlan zeigte sich hier auch zum erstenmal wieder eine zahlreiche Känguruh-Heerde, nebst vielen Kasuaren und Trappen. Der Boden verrieth Spuren öfterer Ueberschwemmungen; dieser Umstand gab Hoffnung, bald fließendes Wasser zu erreichen, und dieses fand sich dann auch. Am 23. Juni ward unversehens ein Strom entdeckt, welchen Herr Oxley für eine Fortsetzung des Lachlan hielt. In einem bey dreyßig Fuß breiten Bett nahm er seine Richtung mit starkem Falle westlich, und seine zwölf bis vierzehn Fuß über dem Wasser erhöheten, mit dichtem Gesträuch bewachsenen Ufer, hatten ihn von weitem unsichtbar gemacht. Diese Entdeckung endigte die Ungewißheit, in welcher Richtung die Reise fortzusetzen sey; Herr Oxley entschloß sich, dem Strome zu folgen, so weit seine Vorräthe es möglich machen würden, und gleich folgenden Tags wurde die Wanderung angetreten. Die Stromufer waren sumpfig, durch Teiche und zum Theil trockne Hölungen unterbrochen, mit Sumpf-

pflanzen bewachsen, zwischen denen einzelne Akazien, Buchs- und Gummibäume, nebst einigen andern Arten, aber alle niedrig und krüppelhaft stunden. Ein Faulgeruch, welcher den Reisenden beschwerlich fiel, und der zur Zeit der großen Hitze auch sehr gefährlich seyn muß, entstieg dem Boden überall. In einer Ausdehnung von beyläufig fünfzig Millen hat Herr Orley nicht einen einzigen Stein gesehen. Auch kein vierfüßiges Thier traf er an, wohl aber verschiedene Vögelarten: Krähen, Kakadus und Tauben. Weil das Land immer sumpfiger und dadurch für die mit Gepäck und Lebensmittel beladenen Pferde ermüdender ward, fand Hr. Orley für gut, sein Gefolg nun größtentheils zurück zu lassen, und nur mit dreyen seiner Begleiter nebst dem Lebensbedarf für drey bis vier Tage, desto schneller vorzurücken. Er hatte jedoch kaum sechs Millen in der Richtung des Flusses zurückgelegt, als die Strombewegung zusehends langsamer ward und zuletzt völlig aufhörte. Ein ausgedehnter nach allen Richtungen unübersehbarer Sumpf, mit seinem unerträglichen Gestank, verschloß den Weg vollends, und raubte jede Hoffnung des Weiterkommens. Es ist wahrscheinlich, daß hier der Lachlanstrom sich endigt, dessen Länge, wenn man seine sämmtlichen Krümmungen in Anschlag bringt, wohl bey zwölfhundert Millen betragen mag. Allem Anschein nach führt dieser Kanal jenem ungeheuren mittelländischen Sumpfe alle Gewässer von der Westseite der blauen Berge zu; die Wasser dieses Gebirges sind es auch wohl ausschließlich, die ihn unterhalten, indem er während seines ganzen Laufs keine Seitenäste mit sich vereinbart. Die Masse des Wassers muß in der Regenzeit äußerst beträchtlich seyn, um die ausgedehnten Ueberschwemmungen zu bilden, von denen die sumpfigen Ufer, so wie die vielen übrig gebliebenen Teiche und Pfützen zeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

(Fortsetzung.)

Zu Florenz hatte Meyerbeers Emma in der Pergola ein zweydeutiges Schicksal, obwohl Sgra. Mombelli und Sgra. Corteſi (eben die, welche bey der ersten Aufführung dieser Oper zu Venedig, als Edemondo so ungemessenen Beyfall erntete), und der eben nicht mittelmäßige Tenor Cardini die Hauptrollen besetzt hatten, ungeachtet das Orchester, wie ich mich persönlich genau überzeugte, sehr achtungswerth, und alles übrige, den Chor ausgenommen, ganz erwünscht war. Trotz alle dem sprach die Oper nicht an, und herrschten im Publikum eben nicht die günstigsten Urtheile über diese Musik. Man hat es in der Florentiner Zeitung an Tadel nicht fehlen lassen, und dieser war, wenn man ihm die weiche Hülle wegnimmt, sehr hart und ungegründet, daß ich Lust hätte, ihn antikritisch zu mildern, wenn es mir der Raum dieses Blattes verstattete. Blos der vierstimmige Canon des ersten Aktes erhielt Beyfall. Zur zweyten Oper wählte man Emilia (das Sujet der Vestalin) vom March. Zampieri. Ich konnte trotz meines besten Willens keinen einzigen Zug von Genialität, technischer Kenntniß, oder sonstigen guten Eigenschaften darin finden. Keine Hand bewegte sich. Die Ballets: Agamemnon und la Rosa rossa hatten wegen der mimischen Vorzüge der Sgra. Pezzoli und kraft der ehrenwerthen Leistung des als vorzüglichen erster Tänzer bekannten Chochus Beyfall. Uebrigens hatte das Maskengewühl in diesem Theater besonders gegen Ende des Carneval einen solchen Grad Jovialität erreicht, daß man von der Musik wenig oder keine Notiz nahm.

Genua hatte unter andern Mosè in Egitto von Rossini und das Ballet: il Califfo di Bagdad von Angiolini auf der Scene. Die Oper hatte hier nicht den glücklichen Erfolg wie in Neapel. Als Hauptstück wurden das erste Duett (das Bertozzi mit Pellegrini die Introduction zur dritten Scene des zweyten Akts mit dem folgenden Rezitativ, so wie die preghiera der Israeliten im dritten Akt ausgezeichnet, doch das Publikum blieb im Ganzen kalt. Aber wie groß sind die Schwierigkeiten der Uebersiedlung einer solchen Oper von S. Carlo auf andere Theater, und noch dazu einer biblischen im Carneval! Der Ausgang des Ballets war ebenfalls zweydeutig. — Turin hatte zwey neue Opern mit dem Sängerpersonale: Velluti, Morandi, Donzelli. — Die erste vom braven Maestro Stunz war nicht glücklich, die zweyte vom Maestro Nicolini gefiel etwas mehr, besonders die Scenen Velluti's, doch schien die Musik bey weitem nicht das Verdienst der ersten zu besitzen. Was beyden abging, Erfindung und Genialität, ist doch immer die unnachläßige Bedingung für das Gelingen! Die nicht verdienstlose Musik unseres Stunz war karg an Gedanken, und er sollte die vorhandenen hübsch in das von der Tradition gegebene, dem Lande eigene Kleid hüllen. Gewiß ist's, daß die Qualität der Musik der Quantität nicht nachgestanden. Aber der gute Stunz kennt noch nicht den Schlußstein jedes musikalischen Künstlerthums; er weiß nicht Effekt zu machen. Schade, daß deßhalb so viel Schönes wie spurlos übergangen wurde. Der gewiß unpartheyische Nicolini äußerte mir in einem Briefe ganz unverholen: Stunz schrieb eine vortreffliche, seiner würdige Musik, allein dieses Publikum läßt ihm nicht die verdiente Gerechtigkeit widerfahren u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, im April.

(Beschluß.)

Herr Jacoby gab zu seinem Benefiz am 31. März Grillparzers „Ahnfrau" zum Besten, und hatte sich, wie zu vermuthen stand, eines überaus zahlreichen Publikums zu demselben zu erfreuen. Nicht allein das Parquett hatte für die Damen eingerichtet werden müssen, sondern auch die Plätze des Musik-Chors waren besetzt, ja selbst auf dem Theater sollen Sitze eingerichtet worden seyn. Hr. Jacoby scheint sich in der Rolle des Jaromir überaus zu gefallen, und doch ist sie keineswegs eine seiner gelun-

genſten, denn er übertreibt die ohnedieß grell und ſcharf gezeichnete Rolle noch mehr, als es ſelbſt der Dichter in dieſem noch etwas unreifen Dichtwerk gewollt hat. Am 9. April gab man die Ahnfrau bey ſehr vollem Hauſe nochmals, denn natürlich wollte nun Jeder das Stück ſehen, der zur Benefiz-Vorſtellung keinen Platz mehr hatte finden können. Tadelnd muß bemerkt werden, daß Hr. Jacoby an dieſem Abende Sprachfehler machte, die nur die Nachſicht des deutſchen Publikums ungerügt hingehen laſſen konnte; ſo kam unter andern der unverzeihliche aus ſeinem Munde hervor: Er hat mir verflucht!!! Sollte man nicht wenigſtens ſo viel Kenntniß und Bildung von unſern Schauſpielern fordern dürfen, daß ſie die Mutterſprache rein ſprächen? Wie würde es Hrn. Jacoby in Frankreich ergangen ſeyn, wenn ihm dort dergleichen begegnet wäre? — Wenn aber das deutſche Publikum milder und nachſichtiger als das franzöſiſche iſt, darf es darum mit weniger Achtung von den Künſtlern behandelt werden? und wir behaupten, daß es gegen die demſelben ſchuldige Achtung gefehlt ſey, ſolche Sprachſchnitzer zu machen. Coſtenoble ſoll für jeden in ſeine Rolle eingeſchobnen witzigen Einfall 4 ß. haben an die Armen zahlen müſſen, und ſolche Zahlung, zum wahren Ergötzen des Publikums, oft geleiſtet haben; wäre es nicht paſſend, für jeden ſo groben Sprachfehler eine größere Buße den Künſtlern aufzuerlegen? — Dl. Koblerſche Spring-Familie hat uns verlaſſen und gab in Altona ſeitdem mehrere Tanz-Beluſtigungen — das Wort Ballet paſſt nicht für das, was ſie zur Anſchauung bringen — wobey ſich der gewiß höchſt ſelten vorkommende Umſtand ereignete, daß man die Statiſten herausrief. Man hatte nämlich eine Anzahl von den zu Altona in Garniſon liegenden königl. däniſchen Soldaten zu militäriſchen Evolutionen eingeübt, und dieſe wackere Degen machten ihre Sachen bey der Aufführung ſo vortrefflich, daß ein Uniſſimo Heraus! Statiſten heraus! ſich hören ließ; das war denn überaus hübſch und ergötzlich zugleich. —

Eine junge vielverſprechende Sängerinn, Demoiſelle Paaſche, gab am 9. April ein großes Konzert im Apollo-Saal, wobey nicht allein ein ſehr zahlreiches, ſondern auch höchſt befriedigtes Publikum ſich eingefunden hatte. Mit Leidweſen vernimmt man aber, daß die junge talentvolle Künſtlerinn, die von der Natur mit einer wunderlieblichen Stimme begabt worden, an einem Bruſtübel leide; möge ſie ſich denn ſehr mit der Ausübung ihrer zauberiſchen Kunſt in Acht nehmen, und ja nicht wieder ſingen, bis dieſes Uebel aus dem Grunde geheilt worden. Die kleine neunjährige Louiſe David ſpielte in dieſem Konzert ein überaus ſchweres Konzert von Kublau mit Präciſion, Leichtigkeit und Geſchmack; die kleine beſcheidene Künſtlerinn verdient Lob und Ermunterung; ſie wird dereinſt Großes leiſten, wenn ſie auf der rühmlich betretenen Bahn unermüdet fortſchreitet; aber ſie glaube nimmer, das Ziel ſchon erreicht zu haben, denn jetzt bewundert man noch mehr ihre Jugend bey der Kunſt, als dieſe ſelbſt. —

Merkwürdig iſt die Dicht-Manie, die jetzt unſre niedern Klaſſen ergreift; ſollte das vielleicht ein Zeichen ſeyn, daß ſie ſich in den höhern Ständen abzukühlen beginnt? Möchte es doch damit ergehen, wie mit gewiſſen Theater-Liedchen, die, wenn man ſich müde daran geſungen hat in den Boudoirs und Geſellſchafts-Zimmern, erſt an die Dudel-Kaſten-Männer kommen. — Alles will jetzt Gedichte haben und ſogar machen, und ein Dienſtmädchen feyert nicht ihr Geburtsfeſt, ohne von dieſem oder jenem guten Freunde ſich beſingen zu laſſen; auch gibt es hier in der Stadt Leute, wie mir glaubhafte Freunde verſichert, die um Geld Verſe nach dem Ellen-Maaße zu ſolchen wichtigen Gelegenheiten verfertigen. Nur die liebe Kaufmannſchaft bleibt noch immer proſaiſch und wird ſelbſt durch die immer ſchlechter werdenden Zeiten nicht einmal zu einer Jeremiade begeiſtert. —

A. S.

Aus Rom.

(Fortſetzung.)

So wie der Pabſt auf ſeinem Sitze angekommen, ſchweigt der leidige Organiſt und die Meſſe beginnt. Die päbſtliche Kapelle, die nur aus Sängern beſtehen darf, und in der weislich jede Inſtrumentalmuſik auf ewige Zeiten verboten iſt, ſtimmt das Kyrie der Meſſe Papa Marcelli an, von der Claudius (im Wandsbecker Boten) ſagt, daß ſie mit langſam erhabenem Schritt einhergehen und ihre Augen unverrückt gen Himmel richte. Wer irgend noch ein reines Gefühl mitbringt für das, was die gottesdienſtliche Feyer auch in muſikaliſcher Hinſicht erfordert, der kann bey Anhörung dieſer Meſſe nicht ohne Erbauung bleiben. Bey ihr denkt man ſich den Chorgeſang der himmliſchen Heerſcharen, wenn ſie um den Thron Gottes das dreymal „Heilig“ anſtimmen. Kein menſchlicher Affekt wird da erregt, ſondern alle werden durch die himmliſche Harmonie aufgelöst und zum Einklang mit der Gottheit gebracht. Welche himmliſche Wonne liegt doch im Geſang, wenn er wahrhaftig und zum Lobe ſeines Schöpfers angeordnet wird. Aber wie weit ſind wir doch in jetziger Zeit vom Ziele. Wie wenig wollen die Menſchen die Kunſt, die nicht ihr ſinnliches Vergnügen zum Zweck hat! Das iſt bey dem heutigen Feſte, ſo wie bey jedem andern, deutlich zu ſehen; während der Organiſt aus Roſſini ſpielt, iſt alles aufmerkſam, nur hie und da ſcheint einer oder der andre die Herabwürdigung der Kirchenfeyer durch ſolche Tonſtücke zu empfinden, und erſtaunt, daß das geiſtliche Kollegium dieſelbe duldet. — An dieſem Tage werden ungefähr 400 junge Mädchen, die das Zeugniß des Wohlverhaltens haben und armer Eltern Kinder oder Waiſen ſind, in das Buch einer Stiftung eingeſchrieben, welche ihnen zu ihrer Verheirathung eine Summe Geldes von 100 Scudi zuſichert. Sie verſammeln ſich in einem Kloſter, wo ſie mit weiſſen Kleidern angethan werden, ſo daß nur ein wenig die Wangen und die Augen ſichtbar bleiben, der lange weiſſe Schleyer, der auf dem Rücken herunter hängt, das Kreuz auf der Bruſt und die brennenden Kerzen in der Hand, machen ihren Aufzug ſehr feyerlich. Das Alter von zehn bis ſiebzehn Jahren, die ausnehmende Schönheit und auch Sittſamkeit macht dieſe Prozeſſion zu einem der lieblichſten Gegenſtände, die hier zu ſehen ſind. Unter dieſen 400 waren ungefähr ſechzig, die ſich zum Nonnenſtande beſtimmten, dieſe hatten außer jener Kleidung noch goldne Kronen auf dem Haupte. Mitten in der Meſſe kam der Zug in der Kirche an, und nachdem die Schweizer der päbſtlichen Leibwache, vermittelſt der Hellebarde, durch den dichteſten Haufen hinreichend Platz gemacht, paſſirte er langſam und feyerlich in eine Seitenkapelle, wo ſie vom Notario des Sacro Palazzo aufgezeichnet, und durch einen Geiſtlichen am Pabſte vorbeygeführt wurden, um von ihm den Segen zu empfahen; darauf zogen ſie eben ſo feyerlich ab. Während deſſen ſingt die Kapelle das Sanctus und das Uebrige der Meſſe; es war aber ein ſolcher Lärmen, daß man ſein eigen Wort nicht hört, viel weniger die Meſſe, denn Niemand kam um dieſelbe zu hören, ſondern das Schauſpiel zu ſehen. Nach Beendigung der Meſſe beginnt der Organiſt eine Buffoarie zu ſpielen, und der Pabſt und das Sacro Collegio zieht wieder ab, auf die nämliche Art wie ſie gekommen. Draußen vor der Kirche paſſt die Militärmuſik mit allerley neuen luſtigen Stückchen, um die abziehenden Hohen und Niederen damit zu unterhalten.

Wunderlich, aber wenig erfreulich iſt einem zu Muthe, nachdem man ſo das bunteſte Gemiſch von wahrhaft großem und heiligem, mit dem profanſten Unſinn geſehen und gehört hat; mit Wehmuth aber wird einem das Herz erfüllt, wenn man ſieht, wie das Letztere das Erſte immer mehr und mehr zu verſchlingen droht. — — — (Die Fortſetzung folgt.)

Nr. 43.

Kunst-Blatt.

Montag, den 28. Mai 1821.

Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Bauart, von Büsching. Breslau 1821. 8. 84 Seiten.

Wenn ich es unternehme, über diese Schrift zu sprechen, so geschieht es mit einiger Schüchternheit, weil man mich, der ich bereits gegen Herrn Dr. Büsching, im Betreff seiner Meinung über die byzantinische oder neugriechische Kunst, aufgetreten bin, als Partheyen ansehen könnte, der es nicht zieme, ein Urtheil zu fällen. Eines solchen enthalte ich mich jedoch und versuche es nur, diesen Gegenstand hier ausführlicher zu erörtern, wozu die Schrift des Herrn Dr. Büsching Veranlassung giebt, der vorher noch nicht so deutlich sich ausgesprochen, der überdieß mich aufgefordert hat, meine Ansicht öffentlich darzulegen. Unpartheyischen Richtern und mehr Erfahrnen als ich bin, sey das Urtheil in dieser Sache überlassen, da es für die Kunstgeschichte des Mittelalters nicht unwichtig ist, hierin zu einer festen Bestimmung zu gelangen.

Herr Dr. Büsching verfolgt in dieser Schrift die aufgefaßte und ihm liebgewordene Idee, die byzantinische oder neugriechische Kunst habe keinen Einfluß auf die Kunst der Deutschen gehabt. Seiner Ansicht nach soll die ältere deutsche Bauart eine eben so ächte deutsche Erfindung seyn, als die spätere schöne altdeutsche Baukunst (S. 11), keine Tochter der griechisch-römischen Bauart, sondern etwas Eigenes, Neues, Eigenthümliches (S. 50), ob er gleich auch äußert, diese Kunst sey auf den Trümmern eines untergegangenen Römerthums gebildet und sie lehne sich, auf ihre ersten Grundbegriffe zurückgeführt, an die altrömische Bauart an. (S. 27. 44.) Ihm ist daher die der älteren in Deutschland ausgeübten Baukunst gegebene Benennung, Neugriechisch zuwider, und er wählt dafür die, schon von den Engländern gebrauchte Benennung, sächsische Bauart, (S. 11.), nicht um anzudeuten, daß der alte Volksstamm der Sachsen Erfinder und Ausüber dieser Bauart gewesen, sondern zur Bestimmung, daß sie eine ächte deutsche Erfindung sey; eine Benennung, die zu gleicher Zeit anzeige, unter welchem Kaiserhause diese Bauart in Deutschland besonders blühte, nämlich unter den Ottonen dem sächsischen Kaiserstamm, der die wichtigsten Gebäude dieser Art hätte aufführen lassen.

Es möchte wohl schwer zu erweisen seyn, die älteste in Deutschland gewöhnliche Bauart sey für eine deutsche Erfindung zu nehmen, dem vielmehr alles widerspricht. Carl der Große bahnte den Weg zur feineren Bildung der Deutschen und erst durch ihn wurden sie mit Kunst und Wissenschaft bekannt. Er war es, der durch den Bau seiner Schlösser und vieler Kirchen die Kunstfertigkeit der Deutschen erweckte und die Kunst nach Deutschland verpflanzte. Aber wie wäre es möglich gewesen, daß die Deutschen gleich im Anfange ihrer Bildung eine Kunst hätten erfinden können, die sogleich in einer gewissen Vollendung sich zeigte? Es wäre überdieß eine eigene Erscheinung, daß diese neue Erfindung einer alten schon bestandenen Kunst der in Italien und andern durch die Römer cultivirten Ländern so ganz ähnlich war. Denn die ältere Bauart in Deutschland hat nichts Eigenthümliches, sondern alles findet sich schon an der ausgearteten griechisch-römischen Bauart, der halbkreisförmige Bogen, das Kreuzgewölbe, das bereits in den Bädern Diocletians zu Rom sich zeigt, die unmittelbar auf Säulen ruhenden Bogen, unter andern an der Kirche St. Giovanni in Borgo zu Pavia, die Knäufe und Füße der Säulen, jene vorzüglich nach dem korinthischen Knaufe gebildet, diese dem attischen Säulenfuße nachgeahmt, nicht weniger die Blätter und Laubverzierungen der Glieder und Simswerke, die ebenfalls von italischen Bauwerken entlehnt wurden. Will man nun diese ältere in Deutschland übliche Bauart von jener griechisch-römischen unterscheiden, und als eine eigene deutsche Bauart aufstellen, so bestimme man diesen Unterschied, der aber nirgends zu finden ist.

Wir sind also gewiß, daß vorzüglich aus Italien, zu den Zeiten Carls des Großen, Kunst und Bauart nach Deutschland kam. Daß nun damals, und früherhin, in Italien, in der Kunst, sey es Baukunst oder Malerey, der byzantinische Styl herrschte, kann wohl keinem Zweifel unterworfen seyn. Constantins des Großen Verlegung des kaiserlichen Sitzes von Rom nach Byzanz, die vielen Baue, die er daselbst unternahm, zogen die Künstler

dahin, die in Rom und in Griechenland jezt wenig oder gar keine Beschäftigung fanden. Fernerhin und während der Völkerwanderung und den Einfällen roher Völker in Italien, lag daselbst die Kunst ganz danieder, und sie fand, vor allem, in dem Morgenlande Schutz und Aufnahme. Hier allein wurde sie cultivirt, hier, wo die Art und der Styl sich bildete, den man byzantinisch oder neugriechisch nennt. Erst unter Theodorich erwachte in Italien die Kunst wieder. Und da sie vorher ganz darnieder gelegen, die Gothen selbst aber, eine kriegerische Nation, nur auf Eroberungen bedacht, keine Kunstfertigkeit besaßen, so wurden die Künstler, die Theodorich in Italien zur Errichtung neuer Bauwerke, so wie zur Wiederherstellung alter, bedurfte, aus dem Morgenlande gezogen, wo seither allein die Kunst war ausgeübt worden, wozu schon die genaue Verbindung Theodorichs mit dem morgenländischen Hofe Gelegenheit gab.

Alles dieses spricht die Geschichte deutlich aus, und es ist daher die Benennung der Kunst jener Zeiten, byzantinisch, neugriechisch, wohlgegründet. Und da wir nun gesehen haben, daß Carl der Große die Kunst aus Italien nach Deutschland brachte, so ist auch die damals in Deutschland blühende Kunst mit Recht als neugriechisch zu erkennen. Es ist aber, wie schon bemerkt wurde, zwischen der damaligen Kunst in Deutschland und der in Italien nicht der geringste Unterschied. Der einzige, der statt finden könnte, die hohen Dächer, wurde vom Clima erzeugt, und erhielt erst späterhin Einfluß auf die Formen der Theile. Wollte man die Form des lateinischen Kreuzes der Kirchen für etwas Eigenthümliches der Kunst in Deutschland ansehn, wodurch sie sich von dem morgenländischen griechischen Kreuze unterscheidet, so ist zu bedenken, wie jenes lateinische Kreuz nicht in Deutschland allein, auch in dem ganzen Abendlande angenommen war. Diese Form steht zunächst in keiner Verbindung mit den Formen der einzelnen Theile des Bauwerks, der Bogen, Säulen, Simswerke und anderer, sie sind auch bey den Kirchen beyder Kreuzformen ebendieselben und einander ganz gleich. Ist nun die Form des lateinischen Kreuzes nicht von den Griechen entlehnt, so kann doch daraus kein Schluß auf die Formen der Theile gemacht werden, daß diese ebenfalls nicht von den Griechen entlehnt wären. So wie nun diese Formen augenscheinlich neugriechischer Styl sind, so zeigen ebenfalls die Basreliefs an den Kirchen Deutschlands der ältern Zeit, vorzüglich die über den Thüren angebrachten, ganz deutlich die neugriechische Kunst, die hauptsächlich in der Stellung und Anordnung der Figuren sich ausspricht, weßhalb wir, unter andern, auf den Dom zu Mainz, auf die Kirche zu Gelnhausen, auf die Leonhards-Kirche zu Frankfurt am Main aufmerksam machen. Es zeigen den neugriechischen Styl nicht weniger die ältesten in deutschen Kirchen erhaltenen Gemälde, die an den Pfeilern der Kirche zu Memleben, die an den Mauern des Doms zu Worms.

Wie nun Herr Dr. Büsching die Benennung byzantinisch, neugriechisch, in Rücksicht der Kunst in Deutschland, ganz verwirft, so wählt er, an ihrer Statt, für die ältere in Deutschland übliche Bauart, die Benennung: sächsische Bauart, aus dem eben bereits angeführten Grunde, daß in ihr die Bedeutung einer rein deutschen Erfindung läge, daß sie zu gleicher Zeit anzeige, unter welchem Kaiserhause diese Bauart besonders blühte, unter den Ottonen, dem sächsischen Kaiserstamme. Daß diese ältere in Deutschland übliche Bauart nicht als eine deutsche Erfindung anzuerkennen sey, ist schon bemerkt worden, welchen, weil der Verfasser den Vasari als Zeugen anführt, wie selbst Ausländer den Deutschen eine eigene Kunst zuschrieben, noch hinzuzufügen ist, daß die Kunst, die Vasari deutsche Kunst nennt, nicht von der ältesten in Deutschland herrschenden zu verstehen ist, sondern von der zu seiner Zeit gewöhnlichen, wo die deutsche Kunst schon ausgebildet war. Unter den Ottonen aber hatte, wie die Geschichte lehrt, die Cultur der Neugriechen sehr großen Einfluß auf Deutschland und die Deutschen, daher es um so weniger zu verwundern ist, daß damals auch die Kunst noch im neugriechischen Style ausgeführt wurde, was Bauwerke und Malereyen dieser Zeit bewähren. Doch zeigen sich hier auch schon deutsche Eigenthümlichkeiten, vorzüglich der Spitzbogen. Unter andern beurkundet dieses die unter den Ottonen erbaute Kirche zu Memleben. Wäre es auch nicht unmöglich, was jedoch der Bauart des Ganzen nach nicht wahrscheinlich ist, daß die vordere mit einem Spitzbogen bedeckte Thür späterhin hinzugekommen, so sind es doch die über den das Schiff von den Abseiten trennenden Pfeilern angebrachten Spitzbogen, welche den damaligen Gel auch der Spitzbogen bestätigen, da sie augenscheinlich dem ursprünglichen Baue angehören. Daß die Engländer für jene ältere Bauart den Namen Saxon Architecture gebrauchen, darf nicht irre machen, eine Benennung, die in England dieser Bauart nicht gegeben wurde, weil man die Sachsen für Erfinder oder Beförderer derselben hielt, sondern deßhalb, weil während der Herrschaft der Angel-Sachsen in England auf jene Art gebaut wurde, und die nicht durch die Sachsen, eine in jener Zeit kriegerische, in den Künsten des Friedens unerfahrene Nation, sondern durch die Bauvereine nach England kam. So erhielt in England die Bauart, die während der Herrschaft der Normannen daselbst gewöhnlich war, welche Spitzbogen hat und einige vom arabischen Style entlehnte Theile, wie die Würfelknäufe, die Benennung Normannische Bauart, ohne daß man deßhalb berechtigt wäre, die Normannen für Erfinder derselben zu halten.

Nach allem diesem könnte daher die Benennung, sächsische Bauart, zu den Mißverständnissen und falschen Ansichten

Anlaß geben, sie als eine Erfindung der alten Sachsen anzuerkennen, oder zu glauben, daß in den von den Sachsen bewohnten Gegenden vorzüglich jene Bauart ausgeübt worden wäre, oder daß sie unter den sächsischen Kaisern besonders sich erhoben hätte.

Wie wir nun hierin mit dem Herrn Dr. Büsching nicht einverstanden seyn können, so findet sich auch bey dem, was er über die wirkliche altdeutsche Bauart sagt, welche er die schöne nennt, einiges zu erinnern. Es ist die unrichtige, und zu einer falschen Ansicht dieser Kunst führende Idee eines versteinerten Eichenhaines, einer versteinerten Pflanzenwelt, zu sehr hervor gehoben, obgleich der Verfasser einräumt, daß man sich zu weit von der Wahrheit entfernen würde, wenn man ein auf jene Aehnlichkeit gegründetes regelrechtes Lehrgebäude entwerfen wollte. Und so richtig auch die Bemerkung ist, daß der Spitzbogen als keine neue Erfindung des Mittelalters anzusehen, sondern derselbe schon früher bekannt gewesen, und daß nur zu beachten sey, wann diese Form als eine das Ganze des Gebäudes bedingende Regel festgesezt wurde, so können wir doch darin nicht beystimmen, daß die Anwendung des Spitzbogens von neben einander gestellten, sich durchschneidenden Halbkreisbogen, einer in Englands ältern Kirchen zuweilen vorkommenden Verzierung, entlehnt und so die schöne altdeutsche Baukunst entstanden sey (S. 68). Hr. Dr. Büsching ist hierauf durch eine Vermuthung des Dichters Gray geführt worden, aber auch ein anderer Engländer Milner, stellt eine gleiche Hypothese auf. Daß ebenfalls an deutschen Bauwerken zuweilen eine solche Verzierung gebraucht wurde, bezeugen die in der Grau-Münster-Kirche zu Danzig befindlichen Chorstühle, die wir aus Mollers Denkmälern der deutschen Baukunst, Tafel 64, kennen lernen.

Diese Ideen vom Ursprunge der altdeutschen Baukunst, so wie die, welche diese Kunst von den Pyramiden der Aegypter, oder aus der Holzconstruction herleiten, berühren, wie ich schon anderwärts bemerkte, nur das Aeußere der Kunst, ohne das Innere, den Geist der Werke zu beachten, aus dem die Form hervorgeht. Aber freylich, nur wenige bestreben sich, in den Geist der altdeutschen Kunst, in das Dichterische und Romantische derselben einzudringen; sie betrachten und untersuchen alles nur wissenschaftlich und geschichtlich, nur mit dem Aeußern beschäftigt. Und so ist es nicht zu erwarten, daß sie diese Kunst mit Wärme und Liebe erfassen, vielmehr nicht zu verwundern, wenn durch ihre Darstellung manche falsche Ansicht entsteht, manche harte Beurtheilung derer, die, ergriffen von dem Hohen dieser Kunst, über das Wissenschaftliche hinausgehen und deßhalb von jenen kalten Beobachtern wohl gar als Schwärmer betrachtet werden.

Jener Geist, welcher die Formen schuf, sind die Gesetze der Natur, die des Widerstandes, der Wirkung und Gegenwirkung, aus denen die Geometrie hervorging, und nur mathematische Grundsätze sind es, welchen christliche Symbolik beygemischt wurde, worauf die Formen der Bauwerke sich gründen, wobey auch das Clima einwirkte, durch welche Vereinigung das Hochstrebende sich ausbildete, das, schon vorher nicht ungewöhnlich, jezt, vom dreyzehnten Jahrhundert an, das Charakteristische der deutschen Baukunst wurde. Nicht also ein Ungefähr brachte die allgemeine Anwendung des Spitzbogens hervor, sondern jenes Uebereinstimmende mit dem Hochstrebenden, so wie die Einsicht der in die Geometrie tief eingeweihten Künstler, daß der Spitzbogen, gegen den Halbkreisbogen gehalten, den wenigsten Druck auf die Seitenmauern ausübe und den wenigsten Widerstand erfordere, was dem Eigenthümlichen der Bauwerke dieser Zeit, dem leichten und kühnen Ansehen, angemessen war. Auch darauf ist aufmerksam zu machen, wie die Zierden der Geländer dem mathematischen Ursprung der Formen entsprechen, die alle nach geometrischen Elementen, dem Zirkel, Dreyeck, Viereck und andern, zugleich in Hinsicht auf Symbole, gegründet sind, nirgends aber eine aus der Pflanzenwelt entlehnte Verzierung zeigen.

Dieses führt auf die falsche Ansicht zurück, die aus den Wäldern hergeleitete Entstehung der altdeutschen Baukunst anzunehmen. An den Gebäuden aus der Blüthe der deutschen Kunst, von der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts bis gegen das Ende des vierzehnten, an dem vordern Theile des Münsters zu Straßburg, am Münster zu Freyburg im Breisgau, am Dom zu Cölln, an der Stephans-Kirche zu Wien und anderen, findet sich in der Construction des Ganzen und im Wesentlichen nichts, was auf Nachahmung der Pflanzennatur deuten könnte. Alles ist hier nach mathematischen Grundsätzen gebildet, mit Beachtung der Symbole. Nicht willkührlich erheben sich die Massen übereinander, sondern nach bestimmten Regeln geht ein Theil aus dem andern hervor und in allem zeigt sich hohe Dichtung, die Gesetze der Natur darstellend. Aber in den folgenden Zeiten geriethen die Künstler, sich den Einfällen ihrer Phantasie überlassend, und durch das Bestreben, etwas Neues und, ihrer Meinung nach, Schöneres als das bereits Gebildete zu schaffen, auf die Abwege, die strenge Regelmäßigkeit der Formen zu vernachlässigen und sie mit willkührlichen Schnörkeln, vorzüglich aus der Pflanzenwelt entlehnt, zu besetzen, so daß man nicht selten das ganze Bauwerk einer Pflanze ähnlich empor steigen ließ. Diese Uebertreibungen in den Verzierungen, diese willkührlichen der reinen Form ertheilten Zusätze, gab Gelegenheit zu der Idee der Herleitung der altdeutschen Baukunst aus den Wäldern, wozu die zufällige Aehnlichkeit nicht wenig beytrug, welche die in einander geschlungenen Gurtbogen und Reihungen der Gewölbe eines Doms, mit den sich durchkreuzenden, ein belaubtes Gewölbe bildenden Baumästen eines Waldes zeigen. Es ist daher nicht richtig, was der Verfasser (S. 72) sagt: „je reiner die Bauart, um so mehr ist der Schmuck

allein aus der Pflanzenwelt entlehnt," es ist vielmehr das Gegentheil anzunehmen.

Auch darin ist dem Verfasser nicht beyzupflichten, daß er nur zweyerley Style der in Deutschland herrschenden Bauart annimmt, die ältere, die er die sächsische nennt, die spätere, die schöne altdeutsche Kunst von ihm benannt, so wie daß die Entwickelungen der schönen deutschen Kunst nur aus dem Kopfe Eines Mannes hervorgegangen seyn sollen (S. 73). Es läßt sich hierin kein Sprung von Einem zu dem Andern denken; und wenn wir sehen, daß in den älteren Zeiten die sächsische, nach unsern Ansichten, die byzantinische Bauart herrschte, in den spätern Zeiten aber, ungefähr vom dreyzehnten Jahrhundert an, die schöne deutsche, die in ihren Eigenthümlichkeiten und ihrem Charakteristischen sehr von einander verschieden sind, so muß doch von einer zu der andern ein Uebergang statt gefunden haben, da es überdieß die Geschichte einer jeden Kunst lehrt, daß sie sich nur nach und nach vervollkommnete, und nicht von dem noch Unausgebildeten sogleich zu dem Vollkommenen übersprang. Eine solche den Uebergang darstellende Bauart findet sich auch wirklich, vom Ende des eilften bis in die ersten Jahre des dreyzehnten Jahrhunderts. Hier zeigen die Bauwerke kurze, neugriechische Säulen, worauf der deutsche Spitzbogen sich erhebt, andere tragen Bogen aus mehreren Kreisstücken zusammengesezt, vom arabischen entlehnt. Hier sieht man würfelförmige Knäufe neben andern glockenartigen. Diese und mehrere Vermischungen sind deutliche Zeugen eines Ueberganges der Kunst von der frühern zur spätern. Sie für bloße Launen des Künstlers oder Bauunternehmers zu nehmen, wie Herr Dr. Büsching thut, ist wohl zu weit gegangen. Und wäre dieß auch, so liegt doch schon darin ein Uebergang. Ist nicht zu läugnen, daß die Mischungen zuweilen nicht ursprünglich statt fanden, sondern dem Alten ein Neueres Werk eingefügt wurde, so giebt es doch nicht wenig Bauwerke, wo die Mischung zu augenscheinlich ursprünglich sich zeigt, als daß sie nicht als solche angenommen werden müßte. So finden sich in der Kirche zu Memleben die niedrigen, im neugriechischen Style gebildeten Pfeiler, zwischen dem Schiffe und den Abseiten, die ihr hohes Alter auch durch die daran befindlichen im neugriechischen Style gemalten Bilder bewähren, mit deutschen Spitzbogen bedeckt, augenscheinlich eine Einrichtung des ursprünglichen Baues. So finden sich Kirchthüren, deren starke, kurze Säulen an den Anschlagsmauern, deren Verzierung an und über der Thüre, nebst den dabey angebrachten Basreliefs, neugriechisch sind, deren Wölbung aber aus einem Spitzbogen besteht, welcher so genau mit dem Ganzen verbunden ist und in dasselbe paßt, daß er auf keine Weise als ein Zusatz späterer Zeit anzunehmen ist. Und so giebt es noch mehrere ähnliche Mischungen, die bey dem ursprünglichen Baue statt fanden.

Was Herr Dr. Büsching über die Bauvereine sagt und über ihre große Wirksamkeit auf die Kunst des Mittelalters, ist zwar bekannt, aber ganz an seinem Orte und gut ausgeführt. Er erwähnt auch der zwey in Rücksicht der Bauvereine merkwürdigen Säulen im Dom zu Würzburg, von denen in meinem Buche, von altdeutscher Baukunst, Abbildungen gegeben sind. Bey dieser Gelegenheit ist die Bemerkung des Recensenten jenes Buches, in den Göttinger Gelehrten Anzeigen nicht zu übergehen, der beyde Säulen als geschmacklos tadelt und sie in spätern Zeiten entstanden wähnt; ein Urtheil, das wir von einem Manne, der Kenntniß in der Kunst und ihrer Geschichte besizt, nicht vermuthet hätten, und das nur aus einer gewissen vorgefaßten Meinung oder irgend einem Vorurtheile gegen den inneren Werth der altdeutschen Kunst hervorgegangen zu seyn scheint, welches nicht zuläßt, das Sinnvolle und Symbolische zu erkennen, was diese Säulen auszeichnet, ihnen einen besondern Werth giebt und zugleich ihr hohes Alter nicht bezweifeln läßt, was aber denen verständlich seyn wird, welchen die Symbolik der altdeutschen Baukunst und der Bauvereine nicht fremd ist, und die sie zu schätzen wissen, da sie so viel Weisheit in sich faßt.

Stieglitz.

Chinesisches Bilderbuch.

Die Revue encyclopédique Vol. 8. livr. 23. giebt Nachricht von einem chinesischen Werke, das den Titel San tsae tou hwuy — d. i. Sammlung von (in Kupfer?) gestochenen Abbildungen aus den drey Reichen der Wissenschaft, vom Himmel, von der Erde, und von den Menschen — führt. Es besteht aus 64 Bänden in Octav. Man nennt es unter den Europäern gewöhnlich: die chinesische Encyclopädie, obgleich es nur eine Sammlung von Abbildungen mit kurzen Erklärungen ist. Der Verfasser ist Wang-Hung-Chow, ein ausgezeichneter chinesischer Gelehrter unter der Regierung des Wan-Leih (ums J. 1600). Um diese Zeit kamen zuerst europäische Missionäre nach China; es ist auch in dem Werke von europäischen Flinten die Rede. Der Verfasser wurde in der Arbeit an diesem Werk von seinem Sohn unterstüzt. Die Gegenstände sind in folgende Ordnung getheilt: 1) Astronomie. 2) Geographie. 3) Bildnisse merkwürdiger Menschen und der verschiedenen Stämme jeder Region. 4) Die Mysterien des Cyclus und das Pa-Kwa. 5) Architektur. 6) Hausrath, Wirthschafts-, Garten-, Fischer-, Kriegsgeräthe. 7) Anatomie. 8) Kleider. 9) Schach- und andere Spiele. 10) Alte chinesische Charaktere. 11) Botanik und Naturkunde verschiedener Länder. 12) Vor- und Fechtkunst. 13) Hauen. 14) Tanzen. 15) Verschiedene Stellungen und Geheimnisse, die Gesundheit zu stärken und das Leben zu verlängern. 16) Stier- und Hahnenkämpfe und andere Vergnügungen dieser Art. 17) Münzen und gegrabene Silberstücke. — Man versichert, die Platten zu diesem Werk seyen verloren und die Exemplare davon sehr selten und theuer. Doch existiren einige Exemplare in England und auf dem Continent.

Nro. 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Mai 1821.

Und die Erde war wüste und leer, und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser.

Mosaische Schöpfungsgeschichte.

Die neuesten Reiseberichte vom Innern des Australlandes.

(Fortsetzung.)

Von der Unmöglichkeit eines weitern westlichen Vordringens überzeugt, kehrte Herr Oxley nach der Station zurück, wo seine Leute geblieben waren, und die den angestellten Beobachtungen zufolge, unter 33° 53′ 19″ südlicher Breite, und 144° 33′ 50″ östlicher Länge von Greenwich gelegen war. Am 9. Juli ward unter einem Baume eine Flasche vergraben, welche ein Papier enthielt, mit der Zeitangabe der Ankunft und Abreise, nebst den Namen aller Reisegesellschafter — worauf dann aber von diesen die Rückreise stromaufwärts begonnen wurde. Am 19. gelangten die Wanderer an die Stelle, wo sie einen Monat zuvor den Strom zuerst entdeckt hatten. Die einzige Merkwürdigkeit, welche auf diesem ganzen Weg sich ihnen darbot, war das häufige Steigen und Fallen des Wassers, obgleich durchaus kein Regen fiel.

Statt den früheren Weg wieder einzuschlagen, ward jetzt vorgezogen, dem Strome zu folgen, um Gewißheit zu erhalten, daß es wirklich der Lachlan gewesen sey, der bey seinem Ausgang aus den Sümpfen, die Reisenden ihren Weg in südlicher Richtung fortzusetzen genöthigt hatte. War man hierüber gewiß, so sollte alsdann die Reise nordöstlich fortgesetzt, wo möglich der Macquarie-Strom erreicht und längs desselben die Rückkehr nach Bathurst vollendet werden. Am 21. Juli ward dieser Theil der Reise angetreten, noch am nämlichen Tage begegneten zwey der Begleiter, die eine Mille Weges voraus gegangen waren, einer Familie Landeseingeborner, die aus einem Mann, zwey Weibern und drey Kindern bestund, wovon das älteste drey Jahre zählen mochte. Der Mann war groß, schlank und völlig nackt, mit Ausnahme einer kleinen Schürze um den Leib; die Weiber waren mit Thierhäuten bekleidet und trugen ihre Kinder auf dem Rücken. Der Mann hielt eine Lanze in der Hand, welche er durchaus nicht ablegen wollte; eben so wenig gab er zu, daß die zwey Engländer sich ihm nähern durften, und nachdem sie sich entfernt hatten, riß er die kleine aus Baumrinde gebaute Hütte nieder, in der seine Haushaltung die Nacht zugebracht hatte, und schlug, unter lautem Geschrey, als wollte er jemand zu Hülfe rufen, den Weg nach dem Fluß ein.

Sieben Tage verfolgte Hr. Oxley den Strom in nordöstlicher Richtung. Das Land war etwas minder einförmig, als das früher durchwanderte. Hügelketten, einzelne Berge, große von zahlreichen Wasservögeln belebte Seen, feuchte und sumpfige Ebenen, ertheilten der Landschaft mancherley Wechsel. Am 29. Juli hatte er einen ziemlich hohen Hügel erstiegen, von welchem aus er die nämlichen Berge wieder erblickte, die er zehn Wochen zuvor von der Stelle aus gesehen hatte, wo der sumpfige Boden ihn das Stromufer zu verlassen zwang. Weil also nun kein Zweifel übrig blieb, daß der Fluß, an dessen Gestade er sich befand, wirklich der Lachlan sey, und weil er sich nicht in diese großen Moräste vertiefen wollte, so entschloß er sich, an dieser Stelle über

den Fluß zu sehen, eine nördlichere Richtung einzuschlagen, und den Macquarie-Strom aufzusuchen. Dazu war ein Floß erforderlich, um die Vorräthe und das Gepäcke der Reisenden auf's gegenüberstehende Ufer zu bringen, und es ward demnach ein für diese Arbeit schicklicher Platz gewählt.

In der Nähe des kleinen Lagers entdeckte Herr Oxley einen Grabhügel, welcher noch gar nicht alt schien, und seine Neugierde reizte. Er hatte eine längliche Form und auf ungefähr fünf Fuß Höhe, neun Fuß Länge; die eine Seite desselben war von drey halbkreisförmigen aus aufgeworfener Erde gebildeten Sitzen eingefaßt. Nachdem etwa zwey Fuß Erde von dem Hügel abgehoben worden, fanden sich drey bis vier übereinander gelegte Holzbretter; unter diesen kamen andere Lagen von Baumrinde, dürrem Gras und Kräutern zum Vorschein, welche die in einer ovalen etwa vier Fuß langen und zwey Fuß breiten Höhlung verwahrte Leiche deckten. Die Füße berührten das Haupt, die Arme lagen zwischen den Schenkeln, das Haupt war ostwärts gerichtet und das Antlitz nach unten gekehrt. Der ganze Körper fand sich sorgfältig in Opossum-Felle eingewickelt. Aus dem Zustand von Fäulniß, worin er getroffen ward, ließ sich vermuthen, er sey vor sechs bis acht Monaten beerdigt worden, und die Zähne sowohl als die langen und schwarzen Haare schienen den Leichnam eines Mannes zwischen dreyßig und vierzig Jahren anzudeuten. Von zwey Cypressen-Stämmen, welche in einer Entfernung von fünfzig bis sechszig Fuß, nordwärts und westwärts vom Grabe standen, war die Rinde der dem leztern zugekehrten Seite abgeschält, und seltsame Schriftzüge sehr künstlich eingeschnitten.

Die Arbeit etlicher Tage brachte das Werk zu Stand, die Flöße konnten ins Wasser gebracht und alles Reisegepäck auf das nördliche Gestade des Lachlan übergesezt werden; der Ort, wo dieser Uebergang bewerkstelligt ward, lag unter 30° 40′ 2″ südlicher Breite und 146° 31′ 50″ östlicher Länge von Greenwich.

Aus allen während seiner Reise gemachten Beobachtungen schließt Herr Oxley, daß der Lachlan-Strom seine Gewässer einzig nur von dem, auf den blauen Bergen den Winter durch, das will sagen vom März bis zum August fallenden, Regen erhält. Der westwärts von den blauen Bergen fallende Regen, wird von dem flachen, leichten und sandigen Boden zu schnell verschluckt, um das Wasser des Stromes vermehren zu können, und da mit diesem sich, wie schon bemerkt, auch kein anderer Fluß vereinbart, so müssen wahrscheinlich den Sommer über, das will sagen vom September bis zum Februar, seine Gewässer beynahe stille stehen. Dieses periodische Steigen des Flusses erklärt uns wahrscheinlich auch die vielen Krümmungen desselben, da er bey gleichmäßiger Strömung das ganze Jahr durch, sein Bett ohne Zweifel in gerader Richtung gegraben hätte, zumal auch der sandige, auf seinem ganzen Lauf nirgends felsige Boden, ihm keinerley Widerstand entgegensezte. An den Gestaden des Lachlan finden sich ungefähr die nämlichen Thiere, welche auch in der Gegend von Bathurst angetroffen werden, zwey Arten des Kängurah ausgenommen, deren eine sich durch ihre rothe Farbe, die andere durch ihre Kleinheit und Kopfgestalt auszeichnet; auch zwey Nachtvögel, von denen einer das Geschrey der Landeseingebornen, und der andere das Bellen der wilden Hunde nachahmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Spur der versunkenen Atlantis. *)

So beliebt es uns die im lezten Sommer auf Newfoundland gemachte Entdeckung zu nennen. Dort fand man, etwa eine halbe Viertel-Meile vom Ufer der Sander Bay, ein Bruchstück von einer kleinen weiß-marmornen Säule. Es ist achteckig, achtzehn Zoll lang, hat zehn Zoll im Durchmesser. Seine Oberfläche ist durch die Luft so sehr angegriffen, als die am meisten beschädigten Theile der Statuen des Parthenon. Als Schiffs-Ballast kann es nicht zurückgeblieben seyn, da es eine Viertel-Meile vom Strande gefunden ward, und kein Schiff sich in dieser Gegend auf drey Viertel-Meilen dem Ufer nähern kann. Der Theil des Ufers ist bis tief ins Land hinein unbewohnt; der Marmor sieht keiner der dem Einsender dieser Nachricht bekannten Gattungen ähnlich, er ist gelblich weiß, hat kornige Krystalle u. s. w. Der Einsender trägt den Newfoundländischen Alterthumsforschern auf, den Ursprung dieser Kunst-Trümmer von einer Stadt herzuleiten, welche eine von Asien aus gegangene Bevölkerung ehemals hier gebaut haben soll. — Wir bitten um Vergünstigung, diese zierliche kleine Säule als eine Spur der versunknen Atlantis dem Nachsinnen unserer Vorweltsforscher zu empfehlen. Daß uns die Atlantis nach Westen lag, wissen wir; wie weit sie reichte, weiß niemand, daß „wie unsre Weisen sagen" die Inseln des atlantischen Oceans; die sichtbar gebliebenen Bergrücken der Atlantis gewesen seyn können, ist bekannt; dazu gehören die Azoren. Auf einer der Azoren soll, bey ihrer Entdeckung vor vier Jahrhunderten, ein Standbild zu Pferd gefunden worden seyn, das mit der Hand nach Westen zeigte. — Das Versinken der Atlantis verhindert dieses Stehenbleiben des Standbilds gar nicht; es blieb manches recht feste Ding stehen, wenn das Uebrige versank und; — nun ziehe man eine Linie von? . . nun . . von Madeira nach den Azoren, von da nach Newfoundland, und beweise uns dann die Unmöglichkeit, daß die Atlantis, von welcher die Alten mit Bewunde-

*) Siehe Journal of Science, Literature and the Arts. Nro. XXI.

rung sprachen, und die Reiter-Statue auf den Azoren, und die Säulen-Trümmer auf Newfoundland nicht in Zusammenhang stehen können.

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

(Fortsetzung.)

Der Oper des nunmehr 60jährigen Nicolini in Turin fehlte es ebenfalls an Gedanken, doch wusste er den spärlichen Vorrath gut zu verwenden, und mit weit geringeren Mitteln mehr als sein Vorgänger zu erreichen. Indeß Nicolini wird alt; er hat sich ausgeschrieben; es ist auch in Italien überhaupt nicht leicht, originelle Opernmusik zu schaffen. Wenn die ästhetischen Momente eines Zeitalters einmal dichterisch, malerisch, plastisch, musikalisch ꝛc. ꝛc. durchgearbeitet sind, so fühlt auch der kräftige Geist diesen geschehenen Verbrauch, und wenn es ihm und Minderbegünstigten leicht gemacht ist, nachzubilden, wird es ihm schwer Original zu seyn, weil er fast überall auf bekannten Wegen, in betretenen Fußstapfen wandelt. Die Sänger sind bekannt, und leisteten einzeln, besonders der wackere Velluti, selbst in den gefährlichen Momenten, noch über Gebühr; aber das Ensemble scheiterte der höchst ungleichartigen Organe halber, leider nur gar zu oft!

Rom zeichnete sich durch namhafte Leistungen aus. Das Theater Argentina ward mit der neuen Oper: Scipione in Cartagine eröffnet; die Dichtung von Ferretti, Musik von Mercadante. Ein günstiges Schicksal krönte abermals die Bemühungen des jungen Meisters; von der Symphonie bis zum Schlusse des ersten Finale fand Alles, darunter vorzüglich das Quartett und Finale, Beyfall. Im zweyten Akt zeichnete man zwey Duette und die Arie des Lucio (Sgra. Carol. Bassi) aus. Die Musik wird von Kennern wegen ihrer Solidität und Angemessenheit für Sänger und Orchester in Ehren gehalten, sie ist nicht so reich an Erfindung als lebendig und ausdrucksvoll. Die berühmte Bassi hatte weniger gelungene Stellen und gefiel nicht wie gewöhnlich, indeß errang sich die früher todt geglaubte Passerini durch ihre ausserordentliche Geläufigkeit der Kehle in allen Stücken, vorzüglich in den mit der Violine konzertirenden Variationen, allgemeine Bewunderung. Bonoldi wurde weniger in dieser als in der darauf folgenden Oper La rosa rossa e la Rosa bianca ausgezeichnet, in welcher er zum Gelingen des wunderschönen Duetts und Terzetts das Meiste beytrug. Unter den Ballets war Gundeberga das vorzüglichere, auch das Balletchen gefiel. — Herr Meyerbeer hätte kontraktmäßig die zweyte Oper für dies Theater schreiben sollen, er musste jedoch Unpäßlichkeit halber sein Vorhaben auf das nächstkünftige Jahr verschieben. Man sagte mir in Rom, daß Sgra. Bassi, welche eine Art Verbindlichkeit übernommen, dadurch in nicht geringe Verlegenheit versezt worden seye.

Im Theater Valle hat die neue Oper des Pacini: La gioventù d'Enrico V. den Kennern mißfallen. Im großen Publikum waren die Stimmen getheilt. Die erbärmliche Charakterzweydeutigkeit der früheren erweisen sich auch hier wieder auffallend. Das beste darin für den theatralischen Effect war die Cavatine des Sbigoli, das Terzett des ersten Aktes, und das erste Finale. Der zweyte Akt ist theilweise ausgezischt worden. — Die zweyte neue Oper: Le nuovi Amazzoni von Trento, hatte dasselbe Schicksal. Die Musik war allenthalben um zwanzig Jahre zu alt, und bot auch übrigens keine Ressource dar. Der arme Trento wird wohl nie wieder Opernmusik schreiben! Ein Glück für ihn, daß er durch die Munifizenz des Ludw. Bonaparte eine Pension genießt, welche ihn in den Stand sezt, von der geräuschvollen großen Welt entfernt zu leben. Er hält sich jezt in einem Schlosse seines Mäzens zu Albana, fünfzehn Meilen von Rom entfernt, auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musik und Poesie.

Ach, warum sogar vereinen,
Was Gesang und Dichtung schafft?
Wogt doch voll in jedem Einen,
Himmelsgluth und Himmelskraft!

Wie denn, Herz! willt du bestehen,
Wenn sie beyde treu vermählt,
Nun in Wonne, nun in Wehen,
Armes, dich zum Ziel erwählt?

J. R. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. April.

(Beschluß.)

Der Herr Sekretär machte noch auf eine Art von Umwälzung aufmerksam, die im französischen Handel seit mehrern Jahren vorgefallen seye. Diejenige Klasse, welche die rohen Materialien liefert, das heißt die landbauende Klasse, hat sich der verarbeitenden oder industriellen Klasse immer mehr und mehr genähert. Die beyden Klassen haben sich zulezt angewöhnt, sich ohne die kaufmännische Klasse zu behelfen; die Fabrikanten beziehen direkt von den großen oder kleinen Landwirthschaftern ihre Materialien, und bedürfen keiner jener Niederlagen mehr, die sonst in den großen Städten vorhanden waren; folglich geschieht der Ankauf aus der ersten und nicht mehr aus der zweyten Hand, ist folglich wohlfeiler, und nicht so vielen Verfälschungen mehr unterworfen als zuvor. Auch bekommt der Fabrikant die Materialien gerade so wie er ihrer bedarf, wenn er einmal weiß, wo er die rechten zu suchen hat. Daher sieht man jezt in ganz Frankreich eine Menge von Handelsdienern umherreisen, was sonst keine gewöhnliche Erscheinung war. Indessen weiß ich doch nicht, ob die Vortheile unser Neuerung wirklich so groß sind, als sie Hr. Degerando anführt. In den großen Handelsstaaten sind, dünkt mich, die Produkten-Niederlagen immer als eine sehr bequeme Einrichtung angesehen worden. Der Kauf-

mann, der sich einzig damit abgibt, die Materialien aufzusuchen und zu assortiren, muß es natürlich weiter in der Auswahl bringen, als der Fabrikant, der besser seine Zeit auf seine Fabrik verwendet; jener muß freylich daran gewinnen; allein da er eine große Menge von Materialien bezieht, so kann er sie auch wohlfeiler bestimmen. Eben so muß es für den Landwirthschafter bequemer seyn, wenn er sich an Handelsleute wenden kann, die ihm zu jeder Zeit seine rohen Materialien abnehmen, und nicht zu warten braucht, bis der Fabrikant ihrer bedarf. Hr. Degerando schreibt es dieser Veränderung im Handel zu, daß jezt die Bankgeschäfte unbedeutend werden, und an manchen Orten ganz eingehen. Der Hr. Sekretär gestand, daß sich das lezte Jahr durch keine einzige wichtige Entdeckung bemerklich gemacht habe, daß man aber emsig mit der Vervollkommnung der bereits geschehenen Erfindungen beschäftigt seye, weßhalb auch wohl zu keiner Zeit so viele Vervollkommnungspatente ausgetheilt worden seyn, als in gegenwärtiger. In der That bezogen sich die Belohnungen und Aufmunterungen, welche die Gesellschaft in jener Sitzung austheilte, und welche in Gold- und Silbermedaillen bestunden, auf bloße Verbesserungen, die an verschiedenen Maschinen oder Fabrikaten angebracht worden waren. Senefelders lithographisches Papier wurde blos erwähnt, ohne sonderliches Lob; es sollte scheinen, daß die Aufmunterungsgesellschaft von dem Vortheil dieser Erfindung noch nicht hinlänglich überzeugt ist. Auch im Publikum wird sie noch nicht mit Eifer aufgenommen; erstlich weil man daran zweifelt, daß die Pappeplatten eine bedeutende Anzahl von Abdrücken liefern können, und zweytens, weil Hr. Senefelder mit seiner Pappe kleine Handpressen verkaufen will, welche den Apparat sehr vertheuern, und die man füglich entbehren kann. Der Erfinder wird also hier einige Schwierigkeit zu überwinden haben, ehe seine lithographische Pappe so allgemein verbreitet wird, als seine erste Entdeckung.

Nach dem Berichte des Generalsekretärs wurden einige andre Berichte verlesen. Aus der Berechnung der Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft erfährt man, daß sie sich in sehr blühendem Zustande befindet und seit ihrem Entstehen, das heißt seit zwanzig Jahren, ein beträchtliches Vermögen aufgehäuft hat. Sie gibt bekanntlich ein periodisches Werk unter dem Titel Bulletin de la societé d'encouragement heraus, worin die vorzüglichsten Aufsätze und Berichte, die in ihren Versammlungen verlesen und gutgeheißen worden sind, abgedruckt und mit Kupfern begleitet werden. Ohne dieses Bulletin würde die Gesellschaft einen weit geringern Wirkungskreis haben; vermittelst desselben nuzt sie nicht allein den Einheimischen, sondern auch den Fremden. Graf Larochefoucault-Liancourt hielt eine kurze Rede über den blühenden Zustand der Gesellschaft, und schloß in seiner gewöhnlichen kräftigen und bündigen Sprache mit dem Wunsche, daß in Frankreich Freyheit, Ordnung und bürgerliche Wohlfahrt stets gleichen Schritt mit einander halten mögen. Es wurde darauf noch eine Lobrede auf ein neulich verstorbenes Mitglied der Gesellschaft, Hrn. Scipio Perrier, vom Hrn. Degerando verlesen; allein diese Rede war so gedehnt, daß sie den Zuhörern etwas Langeweile verursachte. Scipio Perrier, Bruder des Bankiers und vortrefflichen freysinnigen Deputirten Casimir Perrier, war einer der einsichtsvollsten und unternehmendsten Handelsleute Frankreichs, und verdankte großentheils sein beträchtliches Vermögen dem Erfolge seiner wohlangelegten Unternehmen. Er besaß große Eisenhämmer im Isère-Departemente, war einer der Theilnehmer an den großen Steinkohlenbergwerken zu Anzin, wovon einige tausend Menschen leben; er hatte die Pariser Pompes à feu an sich gekauft, und war noch in der lezten Zeit mit der Vermehrung der Kanäle in Frankreich beschäftigt; die Bank, der Manufakturrath am Ministerium des Innern, die Aufmunterungsgesellschaft und noch andre Versammlungen erfreuten sich seines weisen Raths und seiner tiefen Kenntnisse in allem, was auf den Gewerbsfleiß Bezug hatte; kurz überall, wo von gemeinnüzigen Anlagen die Rede war, fand man ihn thätig und willig zur Hülfe. Die Lage eines Mannes, wie Scipio Perrier, gehört in einem großen Staate, wie Frankreich, zu den beneidenswerthesten für einen Bürger. Sie sezt ihn in den Stand, oft mehr Gutes zu wirken, als ein großer Beamter, der von einer Menge von Privatrücksichten abgehalten wird; er macht einen edeln Gebrauch von seinem großen Vermögen; seine Hoflaune kann ihm dieses rauben, er ist unabhängiger wie das Oberhaupt des Staates, und in der allgemeinen Achtung seiner Mitbürger findet er die Belohnung seiner gemeinnüzigen Betriebsamkeit.

Dg.

Schaffhausen, April.

Die im Weinmonat 1816 gestiftete Hülfsgesellschaft in Schaffhausen hat kürzlich die vierte Rechenschaft ihrer Verrichtungen vom Jahr 1820 bekannt gemacht (60 S. 8.). Im Ganzen haben die wohlfeilen Lebensmittel das Publikum lau gemacht und seine Beysteuern vermindert, wogegen der Bericht recht gut erinnert, daß der Bedrängnisse, denen eine verständige Hülfsgesellschaft abhelfen soll, eine Menge auch da übrig bleiben, wo für Suppenaustheilung kein Bedürfniß weiter obwaltet. Es scheint denn aber in der That auch, daß es einer solchen höhern Wirksamkeit des wohlthätigen Vereines in Schaffhausen an Hülfsmitteln nicht fehlt. Sein Bericht rühmt den glücklichen Fortgang und das erwünschte Gedeihen der Versorgungs- und Erziehungs-Anstalt für gemeine Bürgertöchter, deren Einrichtung die Anzeige des vorjährigen Berichtes im Morgenblatt darzustellen Anlaß nahm. Zwey Töchter sind nach vollendetem Unterricht und Erziehung bereits entlassen worden, vier andere verlassen die Anstalt noch in diesem Monat, und neue Zöglinge harren mit Sehnsucht der Aufnahme. Völlig mißglückt ist hingegen das von der Gesellschaft ausgehende Unternehmen einer von der Regierung privilegirten öffentlichen Leihbank, und man überzeugte sich: „daß von der weitern Fortsetzung des Geschäfts, welche einem gewagten Trotz gegen die Ungunst der Umstände und gegen gewisse gehässige Vorurtheile und Machinationen, von Seite der im Finstern schleichenden Privatbanken gleich sähe, nichts Vortheilhaftes für das Unternehmen selbst zu erwarten und kein erwünschter Zweck zu erreichen wäre." Die Liquidation der Leihbank wird demnach dem Publikum kund gemacht und dabey bemerkt: „So augenscheinlich diese Anstalt in den Theurungsjahren, da sie eröffnet wurde, sich durch die lebhafte und zahlreiche Theilnahme als wohlthätig erprobt hatte, so sehr scheint sie bey den gegenwärtigen Zeitumständen, zumal die Theilnehmenden sich bedeutend vermindert haben, entbehrlich geworden zu seyn. In den ersten sechzehn Monaten wurden 746 Pfandnummern ausgegeben, worauf Gl. 7246 angeliehen worden sind; in den zwölf folgenden reducirten sich die Pfänder auf 400 Nummern, gegen Gl. 3293, und im lezteren Jahre vollends auf 250 gegen Gl. 1817. Unter denen, welche die Anstalt benuzten, fanden sich mehrere Unwürdige, die von dem entlehnten Gelde nicht immer den besten Gebrauch gemacht haben mögen, und bey solchen Verhältnissen scheint der Aufwand von Zeit und Mühe, welchen die Anstalt erfordert, mit der Nuzbarkeit derselben in keinem Gleichgewichte mehr zu stehen, und von Zeit zu Zeit ein Defizit unvermeidlich zu werden, das sich am Ende nur durch die unzweckmäßigsten Aufopferungen ersetzen liesse." Die Ersparnißkasse findet besseres Gedeihen. Ein weiteres Detail der Rechnungen kann sich jedoch für diese Blätter nicht eignen.

Nr. 43

Literatur-Blatt.

Dienstag den 29. Mai 1821.

Schul-Literatur.

Literärgeschichte der Sprach- Dicht- und Redekunst der Deutschen zum Leitfaden beym Schul- und Selbstunterricht für Deutschlands Jugend von Hellmuth Winter, Doktor der Rechte und der Philosophie. Berlin 1821. Im Büreau f. Lit. und Kunst VII u. 254 S. gr. 8. Ladenpreis 1 Thlr. Pr. Cour. Parthiepreis 18 Gr.

Die Uebersicht des Inhalts schließt S. VII. also: „Siebenter Zeitraum. Das Zeitalter der klassischen schönen Literatur, oder von der vollständigen Poetik und Rhetorik der Deutschen bis zur abgeschlossenen deutschen Nationalpoesie. Von 1760 bis auf künftige Zeiten." Bis auf künftige Zeiten? Da eine Geschichte der künftigen Zeiten entweder ein Undinz, oder eine Prophezeyung wäre; so schlug Rec. sofort voller Neugier den Schluß des Buches auf, fand aber von der literärgeschichtlichen Zukunft nichts, wohl aber eine andere Curiosität: eine Abtheilung mit der Rubrik: Sprachproben dieses Zeitalters, und unter dieser Rubrik die Bemerkung: „daß dieser Zeitraum, da die klassischen Werke desselben in allen öffentlichen und Privatbibliotheken, so wie in jeder Leihbibliothek vorhanden wären, ohne Sprachproben geschlossen werden könne."

Nachdem Rec. darüber im Klaren war, daß der Ausdruck: bis auf künftige Zeiten, soviel heißen sollte, als: bis an die künftigen Zeiten, i. e. bis auf die gegenwärtige Zeit, nahm er die „Vorrede und Zueignung" vor. Sie fängt an mit den Worten: „Meine Literärgeschichte, die ich hiermit zugleich meinen Kunstrichtern zur redlichen Beherzigung, den respectiven akademischen Lehrern, allen Directoren und Rektoren gelehrter Schulen, Gymnasien, Real- und Bürgerschulen zum Leitfaden ihrer Vorträge; so wie jedem Freunde der schönen Literatur zum Selbstunterrichte zuzueignen mich beehre, macht nur auf die alleinigen Verdienste (ein alleiniger Pluralis!) Anspruch, sich als ein praktisches Schulbuch durch sich selbst zu rechtfertigen und als eine in dieser Art neue Erscheinung eine wesentliche Lücke in der schönen Literatur auszufüllen." Rec. erinnerte sich dabey, vor einigen Jahren eine Ankündigung von einer Universal-Tragödie, betitelt Fürst Menzikoff, gelesen zu haben, von welcher ihm die Worte im Gedächtnisse geblieben waren: „Mein Menzikoff ist eine ethische Tragödie." Er schlug nach, und fand sie richtig wieder in einer Berliner Zeitschrift Jedidja von 5577 (nach christlicher Zeitrechnung 1817) B. 1. H. 1. S. 85., und siehe da! der Verfasser der Universaltragödie war auch der Verfasser der Literärgeschichte bis auf künftige Zeiten: Hellmuth Winter. „Zum Winter wird meine heroische Tragödie Deutschlands Haupttheatern zur Aufführung übergeben. Bis dahin werde ich durch den Abdruck mehrerer Probescenen in der Zeitung für die elegante Welt, so wie im Morgenblatte und in verschiedenen Theateralmanachen die deutsche ästhetisch gebildete Welt mit Vergnügen darauf vorbereiten, und nach und nach in meine Ideale einweihen." So heißt es S. 89 gedachter Zeitschrift. Rec. war nun auch mit dem Verfasser im Klaren, und gieng die Literärgeschichte mit den größten, universellsten Erwartungen durch.

Bis zum Ende des sechsten Zeitraumes (bis 1760) erkannte er nur an einzelnen Phrasen den Universal-Tragöden wieder. Bis dahin ist das Buch für seinen Zweck gar nicht so übel, als man nach dem Angeführten vermuthen sollte. Der V. ist gar rüstig — um mit Justinian zu reden — per medium profundum der deutschen Literatur von Ulphilas bis auf Brawe und Cronegk geschritten, und hat nicht ohne Fleiß und nicht ohne Ordnung zusammengetragen, was für die Jugend etwa taugen möchte. Eignes, gründliches Quellenstudium giebt sich zwar nicht kund, vielmehr verräth die Note S. 5. zu dem Vaterunser des Ulphilas: „Thatei ist dunkel, mithin schwer zu interpretiren, der schwedische Professor Ihre" u. s. f. ziemlich deutlich, daß dem V. Zahns Ulphilas nicht bekannt geworden ist. Auch würde man ihm für jeden Zeitraum leicht supervisus nachweisen können, die mit der Voraussetzung eines gründlichen Quellenstudium nicht wohl zu vereinbaren wären, z. B. den Mangel des Johann Scheffler (Angelus Silesius) S. 84., der doch in der geistlich-mystischen Dichtkunst Epoche machte. Indessen sind hier

für die Jugend die, Sprachproben die Hauptsache, und diese sind, in Bezug auf den Zweck einer leichtfaßlichen Uebersicht der Sprachumbildung im Allgemeinen, gut gewählt, und kurz.

Dagegen ist der siebente Zeitraum, besonders die zweyte Hälfte desselben, eine rudis indigestaque moles von Materialien, woraus hervorgehet, daß der Verf. zur gehörigen Sichtung weder Geschmack noch kritische Urtheilskraft genug besaß. Es kam hier darauf an, vor allen den schwankenden Begriff der Classicität wenigstens nothdürftig festzustellen; aber daran hat er so wenig gedacht, daß man glauben möchte, er habe das Wort classisch in derjenigen Bedeutung genommen, in welcher es bey Jul. Cäsar vorkommt: classica canere, auf Trompeten blasen. Er läßt so ziemlich alles für classisch passiren, was in der neuesten, partheygängerischen Periode irgend einmal als etwas Vorzügliches ausposaunt worden ist; und sucht das S. 218. mit dem Spruche Voltaire's zu rechtfertigen: On doit des égards aux vivans, on ne doit aux morts que la vérité. Nichts destoweniger vermißt man in seiner Classicitätsliste, welche auch die Aesthetiker angeben will, die Namen Böttiger, Blümner, F. G. Zimmermann u. a. m., Bouterwek's Aesthetik scheint nach S. 152. dem V. ganz unbekannt gewesen zu seyn, und Karl Müchler ist als lyrischer Dichter unter die Classiker gestellt. Auf den Namen der Benedicte Naubert (der doch im Conversationslexikon zu finden war) stieß Rec. nirgends, auf Arthur von Nordstern eben so wenig, obschon das beygefügte Namenregister mit Fleiß gearbeitet zu seyn scheint. In diesem Register finden sich sechs Müller angeführt; aber Wilhelm Müller fehlt. Das möchte sich allenfalls in Bezug auf die Dichtkunst des siebenten Zeitraums entschuldigen lassen (Vergl. Lit. Bl. Nr. 21.), aber bey'm dritten Zeitraume hätt' er dessen Blumenlese aus den Minnesingern (Berlin 1816.) und den Vorbericht dazu sehr gut benutzen können. Eben so fehlt F. A. v. Stägemann, dessen Kriegsgesänge (zweyte Ausgabe, Halle und Berlin 1816.) schon wegen ihres antik-classischen Geistes, und ihres Anschließens an die Geschichte, wenigstens S. 191. ad vocem Tyrtäus, oder S. 156. i. d. Anmerk. hätten erwähnt werden sollen. Kannte der Verf. diesen Berliner Landsmann nicht? Oder wie? fand er etwa keinen lyrischen Schwung in Oden, wie diese?

Durch der Zweige dunklen Dom
Braust der Sturm, wie Orgelstrom;
Durch der Aehre goldnen Segen,
Wie durch Harfen, rauscht der Regen.

Also in bewegter Brust
Wühlet des Gesanges Lust,
Und die Töne gleich den Wellen,
Stürzen aus den tiefen Quellen.

Andacht für das Vaterland!
Tapfres Schwert in Mannes Hand,
Pfeil, der von dem Bogen gleitet,
Den ein Gott mir scharf besaitet!
Flammen schlag', ein hoher Geist
Von der Lippe, die dich preist,
Daß die Macht verklärter Klänge
Siegesbahn durch Felsen sprenge. u. s. w.

S. 219. wird unter den ausgezeichneten Dramatikern auch M. Beer, J. G. Pfranger und Karl Schöne genannt, obwol sie nicht so glücklich gewesen sind, wie der Herr Redacteur des Lit. Bl. und wie Rec. selbst, unter die Classiker gestellt,*) und in besonderen Rubriken verabhandelt zu werden.

Mit einem Worte, dieser lezte, ein Drittheil des Buches füllende Abschnitt kann unmöglich Lehrern zum Leitfaden dienen, sie werden vielmehr einen brauchen, um sich darinnen zurecht zu finden. Die Schwierigkeit der Sache nimmt aber hier allerdings auch den verunglückten guten Willen in Schutz. Der Ausdruck in der Ueberschrift dieser Periode: „bis zur abgeschlossenen deutschen Nationalpoesie" ist mit dem: „bis auf künftige Zeiten" sinnverwandt. Der Verf. erwartet die Abschließung von einer künftigen achten Periode. Quod deus avertat! Die Poesie lebt nur in einer Nation, so lange sie strebt.

Lebensphilosophie.

1. Aphorismen aus den Erfahrungen eines Siebenundsiebzigjährigen. Nöbdenitz 1820. 61 S. 12.

Der Greis, der hier in kurzen Sentenzen zu seinen Freunden spricht (von dem Büchlein sind nur etwa 100 Prachtexemplare als Mspt. für Freunde gedruckt worden) ist der Altenburgische geheime Rath Hans Wilhelm von Thümmel, Bruder des verstorbenen Dichters der Wilhelmine u. s. f. Rec. ist ermächtiget, ihn öffentlich zu nennen, und dem größeren Publikum einige Proben vorzulegen.

„Einen kranken Staat lasse man ja bey aufmerksamer Diät sich langsam erholen. Viel Aerzte, baldiger Tod. Jeder schreibt Recepte, man will rasche Curen. Gewöhnlich ist Papiergeld die Blausäure, womit Räthe und Minister die Cur bewirken wollen." S. 6.

„Ich möchte wissen, ob vor Minos Richterstuhle die Vertheidigung angehört würde: das Unmenschliche, das ich vollführte, geschah auf Befehl;**) mein Beruf war zu gehorchen; an dem einmal gegebenen Worte hieng meine Ehre." S. 10.

„Ein consequenter Fürstenhof wäre ein Perlenschmuck, kostbar wegen seiner Seltenheit. Die Reinheit müßte man dessenungeachtet nicht so genau untersuchen." S. 13.

*) Mich gehorsamst zu bedanken! M.

**) In den Eumeniden des Aischylos wird zwischen den Furien, Apoll und Pallas einiges darüber verhandelt. Wenn Orest nur mit einer Kabinetsordre sich vertheidigen könnte wegen seines Justizmordes an Klytemnestra; schwerlich würden ihn die Eumeniden aus ihrer Macht entlassen. M.

„Der Despotismus legt seinen Unterthanen ein Schloß vor den Mund, um nicht hören zu müssen, daß die Peitsche weh thut.“ S. 50.

„Der emporsteigende Zeitgeist ist die räthselhafte Sphinx, die mit der Hyder des Herkommens kämpft und gewöhnlich siegt.“ S. 57. (Nous verrons.)

„Die immer fortschreitenden, bluttriefenden Revolutionen in der Welt gleichen den Gewitterwolken, die von allen Himmelsgegenden hin und herziehen. Da die ganze Atmosphäre mit elektrischer Materie geschwängert ist, so kann man nicht genau bestimmen, welchen Lauf sie nehmen können; meistens ziehen sie im Kreise herum. Man hört den Donner nur von weitem und der Blitz ist über unserem Haupte, ehe wir es uns versehen.“ S. 61. (Omne simile claudicat! Man schießt in die Gewitter mit Kanonen, um sie zu zerstreuen; das ist bey dieser Art von Gewittern häufig verunglückt.)

II. Ueber Aufklärung, Bildung, Entwicklung als Höchstes im Leben der Menschheit. Eine Phantasie von Dr. Johann Lhotsky. Leipzig b. Werther 1820. 67 S. gr. 8.

Die Phantasie, welche hier philosophirt, scheint nach dem Datum der Vorrede (Berlin 28. Nov. 1817, nach dem Motto des Buches (von Steffens) und nach der Dedikation auf dem Umschlage (Den Jünglingen gegenwärtigen Zeitalters besonders deutscher Nation) einem jungen Berliner Turn-Manne anzugehören. Er spricht S. 19. von einer erhabnen Allnatur (eine Schallnatur nach Andern), und empfiehlt sie S. 20. mit den Worten: „Die Jugend finde in ihr eine Anregung ihrer Kräfte, welche ihr in den höhern Ständen bis auf die neueste Zeit gewissenlos vorenthalten wurde. Das Mittelalter übte die Kräfte seiner begüterten, vom Arbeitszwange freyen Jugend an Turnieren und Kämpfen, der Geisteszwerg neuerer Zeiten warf auch das weg, und des Tanzens und Fechtens leichtes Spiel war seine einzige körperentwickelnde Thätigkeit; bis die neueste Zeit durch die allgemeine Konskription und die Turnkunst kräftigere Resultate verspricht. Künftige vorurtheilsfreye Zeiten werden diese zwey Radien der Natur als gefühlanregender und körperlich entwickelnder Potenz vereinen, und alle Stände werden in Bearbeitung der Natur einen Theil ihrer Zeit zubringen, jede Nation wird in die allseitigste umfassendste Wechselwirkung mit ihrer vaterländischen Natur treten; dann ist der Kreis einer großen Periode geschlossen, die Entwicklung der Nationen als klimatisch determinirter Gemeinschaften — der belebte geflügelte Genius der Nationen wird höher fliegen, dann erblicken und realisiren sie die Idee des mundanen Allwesens der Menschheit.“

Es ist eine gar rüstige Phantasie, sie hat u. a. auch ihren Jean Paul, oder doch die chrestomatischen Auszüge aus seinen Schriften gelesen, das zeigt das sehr humoristische Vorwort; aber was zeigt das Buch? Großes, Niegehörtes, Ungeahntes, Unaussprechliches, Unrecensirbares! Phrasen, worinnen die ganze Welt in nuce steckt! Worte, in welche durch die bloße Vor- oder Nachsetzung der Sylbe All- die ganze sinnliche und übersinnliche Natur, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Zeit und Ewigkeit, hineingestopft sind. Andeutungen, Winke, Gedankenstriche, die den menschlichen Verstand mit dem Voll- All- und Tiefgefühl seiner Nichtigkeit neben der Voll- All- und Hochmacht einer philosophirenden Phantasie erfüllen!

„Bildung als Grundidee der Menschengeschichte.“ (S. 14.) Groß, in grober Mittelfraktur, zwischen durchschossenem Corpus-Texte. So spricht die große Wahrheit, daß die Menschheit nicht geschaffen ist, um täglich dümmer zu werden, durch das Auge schon das Gemüth an. Für die Religion, als einen der edelsten Theile des sich ausbildenden Menschheitsorganismus, kündigt der V. S. 32. eine große Bildungs-Crisis an im Mesmerismus (gemeinhin auch thier. Magnetismus genannt). „Geister werden uns verbrüdert, wir umfassen kommende Jahrhunderte, und Gottes Allmacht steigt herab; doch jeder Geist, der zur Erde kommt, wird Mensch und muß es bleiben, so lange er hier weilt.“ Man sieht, daß der Verf. ein Moderatist in der Vergöttlichung des thierischen Magnetismus ist. Und er scheint es auch im Christenthume zu seyn, dessen Transscendentaldogma ein gänzliches Vergessen des Zeitlichen um das Ewige predigt. „Glaubt nicht Jenen, die Ewigkeiten verheißen (S. 37.) und euch die Gegenwart entziehen, da doch die Ewigkeit auch nur das Aggregat aller Gegenwarten ist (wie mathematisch klar!) und wir sie, die Ewigkeit, ja nie anders als einzeln und in ihren Theilungen genießen können.“ Welche Thoren sind doch die Asceten aller Zeiten gewesen, nicht einzusehen, daß man eben so wenig ohne Genuß der Gegenwarten (oder Gegenwärtigkeiten) zum Genuß der seeligen Ewigkeit (oder ewigen Seeligkeit) gelangen kann, als man z. B. eine geräucherte Magenwurst zu verzehren vermag, ohne davon Scheibe für Scheibe herunter zu schneiden, zu kauen, zu verschlucken und zu verdauen!

Der Staat ist bekanntlich sehr schwer zu definiren für den philosophirenden Verstand; unsere Berliner Phantasie liefert S. 38. die Definitionen zum Auslesen.

„Der Staat ist die Vereinigung der Kräfte Aller zum Nutzen Aller.“

„Der Staat ist ein System zur allgemeinen Verbrüderung alles Hervorgetretenen.“ (Auch alles im Druck Hervorgetretenen? alles gedruckten Unsinnes?)

„Der Staat ist eine geschehene Konzentration zur Wirkung auf Natur und Menschheit.“ U. s. f.

Das erste Postulat an den Staat ist S. 39: „Dem

Menſchen ſey in einem (in jedem) Staate ſeine Würde und Hoheit garantirt." (Zugeſtanden! werden die Staatskünſtler antworten; aber Feſtungen können wir doch der lieben Jugend nicht als Garantie desjenigen einräumen, was der Menſch vor dem lieben Vieh voraus hat.) Die Thätigkeitsſphäre des Staats (S. 44.) iſt in Bezug auf die geiſtige und körperliche Freyheit: „Alles Hervorzutretende, (beyläufig noch ſchlechteres Deutſch, als S. 38. Z. 2. v. u. die „ununzufaſſende Wirkung") und eine ungehinderte Vertreibung deſſelben zu unterſtützen." (Die Vertreibung (expulsio) des zur Unluſt der Machthaber Hervortretenden wird zur Nothdurft unterſtützt, und oft über die Nothdurft betrieben.)

„Repräſentation (wiederum grobe Mittelfractur, S. 50.) iſt ein aus der Natur der Menſchheit hervorgehender Moment" — — doch Ref. bricht hier ab: denn der Herr Redacteur des Lit. Bl. iſt ja ein Widerſacher der — Weißenfelſer Communrepräſentanten,*) und man muß den regierenden Häuptern der journaliſtiſchen Welt keinen Anſtoß geben. Aber eine eben ſo unableugbare, als verſtändig ausgedrückte Wahrheit iſt doch (loco cit.) dieſe: „Die Möglichkeit, in einem Staate das Beſſere und Abzuändernde ohne Störung der Ordnung darzuſtellen, und das beſtändige Augenmerk dahin, ſind die Haupterforderniſſe einer vernunftgemäßen Geſtaltung."

„Medizin als Geſtaltendes und Regelndes der Menſchenorganiſation." S. 58. Als Geſtaltendes? Allerdings: denn „Medizin iſt die Kenntniß der Konſtruktion und Rekonſtruktion des körperlichen Lebens. Die Konſtruktion iſt das poſitive und abſolute, die Rekonſtruktion das negative und relative. — Die poſitive Medizin iſt die bewußtvolle (sic) Führerin durch die Genüſſe der Natur, ſie bildet den Menſchen zu einer Idealität, die Zartheit und Stärke, Empfindſamkeit und Felſenmuth verbindet." Nach dieſer genialen Anſicht gehören Schriften, wie die vorliegende, ebenfalls zur poſitiven Medizin.

„Wiſſenſchaft (S. 63.) iſt die Durchdringung der Welt und Menſchheit durch den Geiſt." Ein wenig dunkel! Dringen die Welt und die Menſchheit durch den Geiſt hindurch? oder werden ſie von ihm durchdrungen? Am Ende gleichviel: denn „die Unterſchiede von Theorie und Anwendung als unweſentlichen zerſtörenden Anſichten ſchwinden, denn ſie ſind in ihrer höheren Bedeutung nur eins. Wiſſenſchaft, Leben, Genuß, Thätigkeit, Erfahrung, Gefühle, die Liebe, die Mittheilung, alles wird eins; alle Strahlen der Lebensſonnen löſen ſich im allgemeinen Lebensozean." So löſen ſich die Strahlen der Genialität am Ende in Waſſer auf; aber es wird Lebenswaſſer.

„Muſik als Repräſentirendes der ſchönen Künſte." S. 65. Wieder eine Anzahl Definitionen zum Ausleſen. „Muſik iſt eine Reihe von Gefühlen durch unartikulirte Töne geäußert." (Das wiſſen die Operiſten wohl, ſoll ihr Geſang Muſik werden, ſo müſſen ſie gar nicht oder ſchlecht artikuliren.) „Sie iſt nichts Eignes, Selbſtſtändiges, ſie iſt keine Blume des Lebens, ſie iſt der Duft aller, die es entwickelt. Sie iſt das feinſte, wirkſamſte Ferment des Geiſtes, blitzſchnell umwandelnd in ſeine Form." (Was umwandelnd?) „Sie iſt der Gott Hymenäus der Seelen, und ihre gleiche Wirkung das Erkennungszeichen des großen Seelenordens. Sie iſt ein Lebendes, denn ſie iſt organiſch in ſich geregelt und begränzt. Sie iſt —" nun mit Einem Worte, ſie iſt das Repräſentirende aller ſchönen Künſte, und erhebt ſogar die Philoſophie zur ſchönen Kunſt, indem ſie dieſelbe übt, auf der hohlen und eben darum klangreichen, wortbezogenen Geige des Verſtandes zu phantaſiren. Schade, daß dieſer Abſchnitt des Buchs nicht franzöſiſch geſchrieben iſt, er würde den Herrn Say und ſeine geiſtreiche Dame von ihrer Ketzerey bekehren.

*) Aus guten Gründen: Sie ſind lediglich vom Hofe (Stadthofe) aus beſtellt.

M.

Italieniſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Sul Administrazione della Giustizia penale ne'governi Costituzionale u. ſ. w. Ueber die Verwaltung der peinlichen Juſtiz unter konſtitutionellen Regierungen. Von Francesco de Marco, Neapel 1821, Marotta, Wanſpandoch und Angello Nobile. Der Verf. welcher den erſten Theil ſeines Werks bekannt macht (und die folgenden wohl nun zurückbehalten wird) ſucht die wahren Grundſätze der peinlichen Geſetzgebung auf, und indem er die Verhältniſſe des konſtitutionellen Syſtems zu den gerichtlichen vor Augen legt, leitet er die Nothwendigkeit der Geſchwornen-Gerichte daraus her. Er ſezt auch die verſchiednen Methoden auseinander, welche die neuern Nationen dieſen Gerichten gegeben haben. Der junge Autor ſcheint in der neuern Gerichtspflege ſehr bewandert zu ſeyn. — Bey eben den Verlegern erſchien 1821: Saggio d'instruzione universale et publica u. ſ. w. Verſuch eines allgemeinen und öffentlichen Unterrichts, dem National-Parlament zugeeignet. Von Nicola Corelli, Profeſſor der Chemie und Botanik. Alſo auch eine Früh-Blüthe, die der Jahrszeit zum Opfer fiel. Außer den allgemeinen Anſichten, die das Werk enthält, ſtellt der Verf. auch den Entwurf eines Geſchwornen-Gerichts auf, das ſich mit der Verbeſſerung aller Künſte und Wiſſenſchaften beſchäftigen ſoll. — Memorie Storiche u. ſ. w. Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten über den Grafen Vincenzo Dandolo und ſeine Werke, von dem Ritter Compagnoni. Mayland 1820. Der Verf. war Dandolos Freund; er ſezt das Publikum in eine genaue Kenntniß aller Verdienſte, welcher ſich dieſer geſchäzte Mann um die Chemie erworben hat; ſo wie der Anerkennung, die er von auswärtigen großen Männern in dieſem Fache erhielt. Die Schrift enthält zugleich ein genaues Verzeichniß von deſſen Werken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Mai 1821.

Rund umher von Nacht umflossen,
Ach von Schauern übergossen,
Wall ich bebend an mein Grab.
Leite mich im dunkeln Thale,
Quell des Lichts! mit einem Strahle
Sende Licht zu mir herab!

v. Gerstenbergk im Ugolino.

Des Blinden Frühlings-Lied.

Wieder ist der Lenz gekommen,
Und der Sonne milder Strahl
Weckt die Blumen wieder alle
In dem schönen Wiesenthal.
Lämmer grasen an dem Hügel,
Lerchen singen in der Luft,
Neubelebet stieg die Schöpfung
Aus der kalten Todtengruft.

Schön ist, Vater, deine Erde,
Wenn der Frühling sie begrüßt;
Alles freuet sich des Lebens,
Alles jubelt und genießt.
Mir allein blüht keine Freude,
Wenn die Flur, der Hain erwacht,
Und der Strahl des neuen Lebens
Hellt mir nicht die graufe Nacht.

Einstens war ich doch so selig,
Als der Blick noch offen war,
Fröhlich hüpft' ich durch die Schöpfung,
Wenn der Lenz sie neu gebar.
Ach mein Auge hat jezt nichts mehr,
Als nur bittre Thränen noch;
Wenn ich klage, wenn ich weine,
Vater, ach, vergieb mir doch!

Alles ist mir abgestorben
In der fröhlichen Natur,
Und der laute Ruf der Freude
Mehret meinen Jammer nur.
Einsam wall' ich an dem Stabe,
Tiefgebeugt vom schweren Fluch,
Eingehüllt ist mir die Schöpfung
In ein düstres Leichentuch.

Ach die Sonne strahlet Allen,
Auch dem schlimmsten Bösewicht;
Aber meine Nacht durchdringen
Ihre Strahlen ewig nicht.
Ach mir grünet keine Wiese,
Ach mir glüht kein Abendroth!
Und der Baum in voller Blüthe
Ist dem blinden Auge todt.

Doch einst wird der Blick geöffnet —
So verheißt's der innre Blick —
Helle wird mirs-jenseits tagen,
Jenseits blühet mir mein Glück.
Wenn mein Geist auf Engelflügeln
Froh der Erdennacht entfliegt,
Wird mir alles, alles helle,
Was mir hier im Dunkeln liegt.

Moll.

Der Engländer in Frankreich.

(Beschluß.)

Die Unterhaltung ward jezt allgemeiner und in französischer Sprache geführt; der Prinz hielt den Tugenden, Talenten und dem Muthe des Königs eine warme Lobrede. Unter andern sagte er, der König habe ihm nie etwas abgeschlagen. Der General-Lieutenant flüsterte hierauf jezt seinen Collegen zu, und nach einer kurzen Berathung traten sie auf den Prinzen zu, und ersuchten Se. Hoheit mit den tiefsten Bücklingen, daß er geruhen wolle, seinen mächtigen Einfluß bey Sr. Majestät zu verwenden, um den Erlaß der

Steuern, welche die Stadt zu bezahlen habe, für sie zu erhalten. — Nach einigen Erkundigungen versprach ihnen der Prinz mit vieler Leutseligkeit die Gewährung der Bitte. „Erinnere mich," sagte er zu seinem Günstling, „daß ich sogleich an meinen guten Freund und Bruder den König schreibe." Die Bittenden zogen sich zurück, und indem sie den Leuten am untern Ende des Saales einen Wink gaben, schrien sie aus Leibeskräften: „Es lebe der König! wir werden keine Abgaben mehr bezahlen! Es lebe der griechische Prinz! er hat versprochen für uns zu reden, doch!" Die Damen ließen ihre Taschentücher wehen, und der Prinz hatte alle Herzen gewonnen. Gleich nach diesem Auftritt ereignete sich ein Vorfall, welcher für Se. Hoheit üble Folgen hätte haben können, wären seine Freunde im Ende des Saales weniger hartnäckig gewesen. Der Advokat, welcher ihm die vergangene Nacht zu Harville das Fersengeld gegeben, befand sich unter den Zuschauern. Er erkannte im Prinzen seinen Nebenbuhler Sir Hugh, und theilte seinen Verdacht sogleich den Umstehenden mit. Der Pöbel aber statt ihm zu glauben, antwortete ihm mit Rippenstößen, um ihm seinen schändlichen Verdacht gegen Se. Hoheit auszutreiben. In diesem Geschäft wurde er aber etwas laut, der Lieutenant und Chabanes kamen herbey, und da man sie von der Ursache des Lärms unterrichtet, meynten sie, der Verbrecher sey in guten Händen, und empfahlen ihn hinaus zu werfen. Was sollen wir mit ihm anfangen? fragte ein kleiner rothhaariger Schuster den Herrn Amtmann, als sie den unglücklichen Advokaten die Treppe hinunter schleppten. Chabanes Auge fiel auf einen großen Wassertrog im Hofe, woran man Pferde zu tränken pflegte, und er erwiederte in einem angenommenen mitleidsvollen Tone: „Ob, taucht ihn doch nicht ins Wasser." Der geringste Wink ist für Jan Hagel oft genug; sie schleppten den Advokaten zum Trog, und ehe er zwey Worte zu sagen vermochte, schlug schon das Wasser über ihn zusammen. Man wollte die Operation wiederholen, als sich Chabanes ins Mittel schlug, und der Advokat schlich sich, triefend wie ein Pudel, davon. Als sie in den Saal zurückkamen, fanden sie den Prinzen im Begriff, sich zur Mittagsruhe zurückzuziehen. Sobald er aber mit Chabanes allein war, erkundigte er sich nach den Anstalten zum Abzug. Der Amtmann sagte ihm, er habe die Pferde der ganzen Gesellschaft in einer geringen Entfernung ausserhalb der Stadt untergebracht, und alles sey bereit, um sich, sobald die Stadt stille geworden seyn würde, aus dem Staube zu machen. Er erzählte ihm alsdann zu seiner großen Lust die Geschichte des Advokaten, und sagte ihm, daß man ihm zu Ehren einen Ball veranstaltet habe. Als der Prinz nach einer kurzen Siesta in den Saal zurück kam, ward er von dem Prior eines benachbarten Klosters aufs feyerlichste angeredet; Se. Hochwürden schrieben ihm alle Tugenden unter der Sonne zu, und schlossen mit der Bitte um eine milde Beysteuer für die armen Mönche. Der Prinz nach einigen Lobsprüchen auf die Beredsamkeit des ehrwürdigen Bettlers, befahl seinem Günstling, das Kloster mit zehn Pistolen anzuschreiben, und der Prior entfernte sich mit eben so viel Bücklingen, als wenn er sie schon in der Tasche hätte.

Der Lieutenant trat jezt mit seinen Collegen hervor, und überreichte Sr. Hoheit mit großer Feyerlichkeit das Bürgerrecht der Stadt Assel, mit der Erlaubniß, innerhalb ihres Bezirkes alle die darin aufgezählten Handwerke treiben zu dürfen. Der Prinz versicherte sie von den warmen Gefühlen, womit er diese Ehre empfange, und der übrige Theil des Abends ward mit Tanzen zugebracht. Auf einen Wink des Amtmanns, daß der Prinz von der Reise ermüdet sey, entfernte sich die Gesellschaft, und die wohlweisen Mitglieder des Stadtrathes, entzückt von dem freundlichen Benehmen des Prinzen, träumten von nichts als den hohen Ehrenbezeugungen, welche sie am andern Morgen von dem vornehmen Fremdling erhalten würden.

Sobald die Stadt stille geworden, und das melodische Schnarchen ihrer Bewohner die Festigkeit ihres Schlafes verkündete, brach der Prinz mit seinem Gefolge auf. Sie erreichten bald das Schloß, wo sie die Damen äußerst begierig fanden, den Verlauf des Unternehmens zu erfahren. Sobald diese Neugierde befriedigt war, sagte die Gräfinn mit ernsthaften Blicken zu dem Exprinzen, sie habe ihm eine böse Nachricht mitzutheilen: „Der General-Pächter hat Ihren Weg hierher ausgewittert, und ist mit einer Person hier angekommen, deren Ansehen Sie gehorchen müssen, und welche geschworen hat, daß sie ohne Sie nicht weggehen wolle." Sir Hugh, wie sich's erwarten läßt, war ein wenig erschrocken; indessen sagte er, wenn es sich nicht vermeiden ließe, so würde er sich wohl ergeben müssen. Er wandte sich um, um mit dem Grafen zu sprechen, als der Generalpächter, welcher sich hinter einen von der Gesellschaft gestellt hatte, mit einem freundlich lächelnden Gesicht auf ihn zutrat und ihn versicherte, alles was ihm die Gräfinn gesagt hätte, sey wahr. — „Herr," sagte der Ritter zornig, „wenn ich bedenke, unter welchen Bedingungen wir uns trennten, so ist es nicht genug, wenn ich sage, daß ich über Ihr ehrloses Betragen erstaune. Ich mag nicht mit Ihnen sprechen, erinnern Sie sich aber, daß, wenn diese Sache nur erst abgethan ist, ich strenge Rechenschaft von Ihnen fordern werde." Erlauben Sie mir gnädige Frau, fuhr er zur Gräfinn gewandt fort, „daß ich meine Kleider wechsele und der Person folge, die, wie ich höre, meiner warte."

„Nein!" rief eine Stimme, die Sir Hughs ganzes Herz erschütterte, „ich gebe es nicht zu." Der Vorhang eines Alkoven öffnete sich, und Frau von Argencourt stand vor ihm. „Ich hatte geschworen" fuhr sie fort, „niemand als einen Prinzen zu ehelichen, und ich bleibe dabey." — Sir Hugh, ausser sich vor Erstaunen, bat, man möchte ihm

doch diese Räthsel lösen. Die schöne Wittwe erzählte ihm dann, der Generalpächter fand bey seiner Rückkehr ins Haus, zu seinem großen Erstaunen den Kapitain auf den Beinen, und bey einer genauern Untersuchung entdeckte es sich, daß der Stoß nur durch den Mantel gegangen war, und ihn selbst völlig unberührt gelassen hatte. Der tapfere Mann versicherte, daß, da er nicht verwundet sey, ihn eine Ohnmacht befallen haben müsse, welches oft bey solchen Gelegenheiten bey ihm der Fall gewesen. Der General-Pächter, mit dieser Erklärung Milbombes eben so wenig, als mit dessen ganzen Benehmen zufrieden, wies ihm die Thüre, und begab sich des andern Morgens zur Wittwe, der er den ganzen Vorfall erzählte. Sie gestand frey, daß Sir Hughs Benehmen ihre gute Meinung von ihm erhöht habe. — „Um Sie für seinen Angriff auf Sie zu entschädigen," fuhr die schöne Wittwe fort, „erbot er sich, mich zu Ihnen zu begleiten, und wenn Ew: Hoheit plötzliche Erhebung Ihre Gesinnungen gegen mich nicht verändert hat, so dürften Ihnen die Folgen dieses Abentheuers vielleicht nicht unangenehm seyn."

Sir Hugh warf sich ihr zu Füßen und schwor ihr ewige Liebe. Dann schüttelte er des General-Pächters Hand und versicherte ihn, daß er ihn, nach Milbombe, welcher das Abentheuer erfunden, für seinen besten Freund halte. Der Graf, welcher sich vorsätzlich während dieser Scene entfernt hatte, kam nun zurück und erklärte, das Brautpaar dürfe sein Haus nicht eher verlassen, bis die Hochzeit vorüber sey. Die Wittwe war zu weit gegangen, um zurückzutreten, also — willigte sie ein, und der folgende Tag ward zur Hochzeit bestimmt.

Ehe noch die Bewohner des Schlosses sich aus den Armen des Schlafes gewunden hatten, wussten die armen Asseler schon, daß man sie zu Narren gehabt hatte, und nachdem man sich von allen Seiten gewundert und auch ein wenig geärgert hatte, beschlossen sie für die Zukunft weiser zu seyn. — Chabanes schien den Betrug am meisten zu fühlen, und schämte sich, wie er sagte, sich sehen zu lassen; daher verließ er Assel, um bey der Hochzeit auf dem Schlosse seinen Schmerz zu ertränken. — Die Verbindung des edeln Paares ward aufs feyerlichste begangen, und da die Thronbesteigung Karls II., welche nach einigen Monaten erfolgte, Sir Hugh wieder zum Besitz seiner Güter verhalf, begab er sich sogleich mit seiner geliebten Gattinn nach England zurück, wo die Erinnerung an dieses glückliche Abentheuer ihnen an dem eigenen Heerd für manchen Winterabend Unhaltung gewährte.

Ansicht der Braminen über ein diesem Leben vorhergegangnes Daseyn.

Die Bramınen in Indien geben vor, eine Kenntniß zu besitzen, die sie Currembeybak nennen, wodurch sie den Charakter erkennen, den die Menschen in einem früheren Leben besessen, und wornach sie eine besondere Sühne für jedes Vergehen vorschreiben. Diese Kunst wird in vier Arten abgetheilt; und das Ayeen Akberp gibt besondere Beyspiele von jeder, wovon die folgenden ausgehoben sind. — Krankheiten, welche Strafen für Vergehungen im vorigen Daseyn sind. — Lahmheit ist die Strafe, wenn jemand einen Braminen getreten hat. — Heilmittel: man nehme einen Tolah Goldes, in der Gestalt eines Pferdes und gebe es den Armen, und speise 180 Braminen. Ein Fieber ist die Strafe, wenn jemand einen unschuldigen Kheteree getödtet. — Heilmittel: Wiederhole hundert Mal die Gebetsformel des Mahadeo, speise dreyzehn Braminen und besprütze das Bild Mahadeos hundert Mal mit Wasser. Ein Husten ist die Strafe, wenn jemand einen Braminen getödtet. — Heilmittel: Mache ein Lotus von vier Tolahs Gold und nach der Wiederholung gewisser Gebetsformeln, und nachdem man die Ceremonie des Howm damit angestellt, gebe man sie einem frommen Braminen. — Eine Frau, die ihren Gatten verliert, war in ihrem vorigen Daseyn von guter Familie, die sie verlassen, um mit einem Fremden zu leben, mit dem sie sich bey seinem Tode verbrannte. — Heilmittel: sie muß ihr ganzes Leben in Buße zubringen, oder ihrem Daseyn dadurch ein Ende machen, daß sie sich in Schnee begräbt. — Eine Frau, die nur Töchter hat, wird dafür bestraft, weil sie in ihrem vorigen Leben sehr stolz gewesen und ihrem Gatten nicht die gebührende Achtung bezeugt hat. — Heilmittel: sie muß einen weissen Ochsen mit Gold u. s. w. behängen und hundert Braminen satt zu essen geben: oder sie muß zehn goldene Maschen (?) in der Gestalt einer Gottheit machen, und solche nach gewissen Ceremonien den Armen geben, und funfzig Brahminen speisen. Menu gibt unter andern folgende Zeichen als Strafen für früher begangene Sünden an, wofür Buße gethan werden muß, wenn der Bestrafte nicht aufs Neue mit schmachvollen Zeichen geboren werden soll. — Einer, der einem Braminen Gold gestohlen, sagt er, hat Nägelgeschwüre; ein Brautweintrinker schwarze Zähne; wer einen Braminen erschlagen, die Schwindsucht; ein bosshafter Angeber, stinkende Geschwüre in den Nasslöchern; ein falscher Verläumder, stinkenden Athem; ein Getreidedieb, irgend ein gebrechliches Glied; einer der schlechte Waaren mit guten vermischt, irgend einen Auswuchs; einer der zubereitetes Getreid; gestohlen, Unverdaulichkeit; ein Dieb heiliger Worte, oder ein unberechtigter Leser der Schriften, Stummheit; ein Kleiderdieb, Aussatz; ein Pferdedieb, Lahmheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Rom.

(Fortsetzung.)

Der Palmtag *), wird in der Kapelle des Quirinals gefeyert. Schon morgens früh versammeln sich die anwesenden

*) Dieser Abschnitt unsers Korrespondenten, enthält eine so lebendige Beschreibung der Feyerlichkeiten der katholischen Kirche,

Fremden auf zwey Tribunen, wovon die eine für die fürstlichen Personen, die andere für die Damen errichtet ist. Auf dem Altar stehen sechs Lichter; das silberne Kreuz und das Altarblatt ist von nun an mit einem dunkeln Schleyer verhüllt. Um neun Uhr erscheint der Pabst mit der Mitra von Silberplatten. Bey seinem Eintritt in die Kapelle beginnen die Sänger den Introitus im Canto fermo, der, wenn sie denselben langsam und mit seiner erforderlichen Würde vortragen, das Gemüth sehr zur Andacht stimmt. Weil der Gesang aber mit den Ceremonien zusammentreffen muß und diese oft sehr schnell vor sich gehen müssen, so wird er mit solcher Eile gesungen, daß er anstatt wohlthätig zu seyn, sehr störend ist. — Nach einem kurzen Gebet, das der Pabst auf einem Sessel knieend vor dem Altar spricht, begibt er sich auf den Thron, wo er die Huldigung der Kardinäle empfängt. Während dieser Ceremonie wird ein Psalm, von Palästrina gesetzt, gesungen. Ungeachtet das Singchor nicht mehr stark ist, denn es sind nur noch dreyßig, auch die guten Stimmen sehr selten sind, so ist die Gewalt dieses Gesangs unendlich größer, als von einem dreyfach stärkern Orchester, so sehr ist die dem Menschen anerschaffene Stimme über jedes Instrument erhaben. Und vollends Palästrina's gewaltiger Kirchengesang; da ist kein Notenhaschen, keine künstliche Ausweichungen, kurz kein bloßes Musikmachen, das nur die Phantasie kitzelt, sondern er stand vor Gott und wollte sein Herz vor ihm ausschütten. Da war ihm die Kunst nicht Zweck, sondern Mittel zu einem unendlich höhern Zweck, als die Kunst je seyn kann. Und in diesen Zustand versetzt sie jeden, der diesen Gesang mit religiösem Gemüth anhört; weil das aber nicht immer angetroffen wird, so ist dieser Psalm nicht gehörig gewürdigt noch erkannt worden. — Nach dieser Ceremonie legen alle Priester andere Kleider an, die Kardinäle violettfarbige, die andern je nach Stand und Rang, verschiedene, und bereiten sich zur Prozession und Benediktion der Palmen. Die Bedeutung dieser Prozession ist die Vorstellung des Einzugs Christi in Jerusalem. — Nachdem sich die ganze anwesende Geistlichkeit, so wie es das Rituale vorschreibt, umgekleidet hat, steigt der Diakonus und Subdiaconus mit den Palmen und Oelzweigen auf die letzte Stufe des Throns. Der Pabst liest von seinem Sitz die vorgeschriebenen Gebete, segnet darnach mit Weihwasser die Palmen und Oelzweige, und schwingt dreymal das Rauchfaß gegen sie. Einen Theil der geweiheten Oelzweige verbrennt man, um die Asche am nächsten Aschermittwoch den Gläubigen aufs Haupt zu streuen. Der Monsignore Guvernatore nimmt die ersten Palmen, gibt sie dem Kardinal-Dekan, der sie dem Pabst überreicht, von dessen Hand sie dem zweyten Kardinal-Dekan gegeben werden. Der Senator von Rom, der immer am Thron des Pabstes steht, behält die Palmen in der Hand, bis die Ceremonie zu Ende ist. Der Ceremonienmeister bedeckt dem Pabst mit einem kostbar gestickten Schleyer die Knie. Darauf geben von den Kardinälen an bis auf den letzten der Kirche, alle vor ihm vorüber, küssen ihm die Palme, die Hand und die Knie, und empfangen die Palme. Auch vornehme Fremde wurden zum Empfang der Palme zugelassen, müssen ihm aber die Füße küssen. Während der Austheilung wird gesungen Pueri Hebraeorum, und weil unter dem Volk, das Christus mit Palmen und Oelzweigen begrüßt, die unschuldigen Kindlein sich besonders ausgezeichnet, so werden auch deren Worte und das Hosianna gesungen. Nach Beendigung reicht der Senator dem Pabst das Waschbecken, er wäscht sich die Hände und der erste Kardinal reicht ihm das Handtuch. Hierauf begibt sich das Singchor hinaus in den großen Saal vor der Kapelle, der von der Miliz der Stadt besetzt ist, und die Prozession beginnt, womit des Christen Pilgerschaft gegen die Ewigkeit angedeutet wird; das Kreuz wird voraus getragen, weil Christus allein sein Führer seyn soll auf dieser Reise. Alles, was zum römischen Hof gehört, folgt nach Rang und Würde. In der Mitte folgt der Pabst, die Palme in der Hand, unter dem Baldachin auf dem Sessel getragen. Sobald der Subdiakon, der das verschleyerte Kreuz trägt, mit demselben zur Thüre hinaustritt, fangen die Sänger den Hymnus Quum appropinquaret an und gehen denselben endigend mit der Prozession im Saale umher. Sobald der Pabst mit seinem Gefolge aus der Kapelle getreten, und nachdem sich einige von den Sängern wieder hinein begeben, wird die Thür verschlossen. Die Sänger von innen und außen singen abwechslungsweise den Hymnus Gloria, Laus et Honor bis zu Ende. Nach dem symbolischen Begriff der Kirche ist der Einzug Jesu Christi ein Vorbild der Auffahrt in den Himmel, dessen Pforten er den Auserwählten zuerst wieder eröffnet, nachdem die Sünde Adams sie verschlossen und die Palmen ein Zeichen des Siegs; deßhalb werden die Thüren der Kirche verschlossen und öffnen sich, indem der Subdiakonus mit dem Stamm des Kreuzes gegen sie stößt. Das Singchor zieht wieder herein, singend Ingrediente Domino, während dessen der ganze Zug herein geht und alle wieder ihre Plätze einnehmen, um die jetzt beginnende Messe zu hören, zuvor aber nehmen die Priester in einem Nebengemach wieder ihre vorigen Kleider. Der Pabst kehrte nicht wieder zurück, weil er das lange Stehen, wegen seines hohen Alters nicht mehr ertragen konnte.

Nun beginnt die gewöhnliche Messe, das Kyrie wird im Canto fermo gesungen. Nachdem die Epistel im gewöhnlichen Ton gesungen, treten aus dem Singchor drey, die zugleich Priester sind, vor den Altar, um die Passion zu singen, die heute aus dem Evangelisten Matthäi gezogen war. Der erste, ein Tenor, singt den Text, der zweyte ein Contreält, stellt die Magd, und der dritte ein Baß, Jesum vor. Jeder hat eine besondere, sehr ausdrucksvolle Melodie zu singen, die gewiß eine der ältesten ist, die existirt. Das, was das Volk spricht, wird von dem übrigen Singchor und mehrstimmig vorgetragen. Wer hier mit religiösem Sinn mehr auf die Sache und aufs Ganze sieht, als auf die bloße, übrigens sehr naive Form, der wird das Erbauliche dieses dramatischen Gesanges nicht verkennen. Bey der Stelle, „Er neigte das Haupt und verschied," fällt die ganze Versammlung zur Erde, der Gesang schweigt, damit jeder Zeit habe, sein Herz dem jetzt vollendeten Erlöser und seinem Werke zuzuwenden! — Nach Endigung der Passion und einigen in der Messe gewöhnlichen Ceremonien, stimmt der Messe lesende Priester das Credo an, das das Singchor fortfahrend vollendet. Nach dem Offertorium wird an diesem Tage das herrliche Stabat Mater von Palästrina, das Alles weit übertrifft, was von Andern über diesen Text geliefert worden, aufgeführt. Das sind Töne, die erkannt oder nicht erkannt, ewig wahr, und ewig Muster des Kirchengesangs bleiben werden. — Nach Beendigung der Messe ertheilt der Priester die den Anwesenden vom Pabst zugestandne Indulgenz von dreyßig Jahren. Jeder nimmt seine Palme mit und bewahrt sie als ein Segen bringendes Mittel für sich und für Alles, was ihm angehört. Zwey davon mit dem Wappen des Pabstes, werden bis zum Fest der Himmelfahrt in der Kapelle aufbewahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

daß er vielleicht manchem, der ihnen sogar beywohnte, erst ihre Bedeutung erklärt. Diesen Umstand berücksichtigend, haben wir nichts von dem auslassen wollen, was die lebhafte Aufmerksamkeit unsers Korrespondenten aufgefaßt hatte, sollte ers auch hie und da in zu glänzendem Lichte gesehen haben.

Nro. 16.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Karte des Kriegs-Theaters in den Alpen, in der Schweitz, in Italien und Süd-Deutschland. Zur Geschichte des Revolutions-Kriegs vom General Jomini. 4 Blatt. Groß Imperial-Format, 14 fl. auf Leinwand aufgezogen und in Futteral. Preis 18 fl.

Carte générale de la chaine des Alpes, contenant la haute Italie, la Suisse et l'Allemagne méridionale. Dressée pour l'intelligence de l'histoire des Guerres de la Revolution. Par le Général Jomini. 4 feuilles. Prix 14 fl.

Diese während sieben Jahren in den Händen der Kupferstecher befindliche Karte ist mit der größten Genauigkeit nach den besten Hülfsmitteln unter der Leitung des Generals v. Jomini entworfen und von den geschicktesten Pariser Kartenstechern mit der höchsten Sorgfalt ausgeführt worden. Sie wird daher alle Kenner befriedigen, und die Freunde der Erdkunde erhalten dadurch über eine der bedeutendsten Gegenden Europa's, die stets der Mittelpunkt der merkwürdigsten Ereignisse bleiben wird, eine eben so schöne als treffliche ausgeführte Uebersicht.

Der Umfang, auf welchen sie sich erstreckt, begreift Alles in sich, was zwischen Zweibrücken, Landau, Feuchtwangen, Burglengenfeld, Kham, Horazdiowitz, Bechin, Sobieslau, Brünn, von da herunter bis Wien, Neustadt, Fürstenberg, Pettau, Agram, Petrinio, Bihatsch bis Sebenico, dann Ancona, Florenz, Pisa, Nizza bis Aups, und von da hinauf über Gap, Chamberp, Rumilp, Genevе, St. Claude, Besançon, Vesoul, Luneville, Sarguemine bis Zweibrücken — begriffen ist, mithin die gesammte Alpenkette, den wichtigsten Theil der Apenninen, überhaupt dasjenige Gebirgsland, dessen Besitz bey jedem Krieg die entscheidendsten Resultate gewähren muß.

Anzeige.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Kirchliche Statistik des Königreichs Würtemberg, evangelisch-lutherischen Antheils. Erster Theil, welcher die General-Statistik oder die Darlegung der kirchlichen Verfassung im Allgemeinen enthält. Preis 2 fl. 45 kr.

In der unterzeichneten Buchhandlung erscheint im Laufe dieses Jahrs folgendes interessante Werk:

Beschreibung des Feldzugs der Franzosen und ihrer Verbündeten gegen Rußland im Jahr 1812. In besonderer Beziehung auf die königlich-württembergischen Truppen, mit einer Uebersichts-Karte und 17 Planen. Vom Major Moriz v. Miller, im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Folgende Uebersicht dieses Werkes, das größten Theils nach seither unbenutzten Quellen mit Rücksicht auf die bereits hierüber erschienenen Werke bearbeitet ist, wird genügen, das militärische Publikum auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Erster Theil. Bewegungen und Begebenheiten der beyden Heere vor Ausbruch des Kriegs bis nach der Einnahme von Moskau. Dieser Zeitraum zerfällt nach dem Gang der Operationen in vier Perioden.

1ste Periode. Marsch des französisch verbündeten Heers nach der russischen Grenze; — Uebergang über den Niemen; — Einnahme von Wilna und Rückzug der russischen Heere unter Barklay de Tolly und dem Fürsten Bagration bis an die Dwina und die Berezina.

2te Periode. Rückzug der russischen Haupt-Heere von der Dwina und der Berezina bis zu ihrer Vereinigung am Dnieper bey Smolensk; — Gefechte bey Polzaia, bey Kukowiatzi, vor Witepsk und Treffen bey Mohilow, welche im Laufe dieses Rückzugs statt fanden; — Bewegungen der abgesonderten Corps vor Riga, bey Polotsk und in Mossinien; — Gefechte bey Eckau, bey Jakubowo und Treffen bey Gorodezna.

3te Periode. Zug des französischen verbündeten Heers aus dem Lager vorwärts Witepsk nach Smolensk; — Gefecht bey Krasnoi, Einnahme der Stadt Smolensk und Schlacht im heiligen Thal; — Bewegungen der abgesonderten Corps während dieser Zeit; — Gefecht bey Polotsk.

4te Periode. Marsch Napoleons nach Moskau; — Schlacht bey Mojaisk, Gefecht zwischen Mojaisk und Moskau und Einzug des französischen Heers in der alten russischen Hauptstadt; — Bewegungen der abgesonderten Corps und Vereinigung der Moldau-Armee unter dem Admiral Tschitschakow mit der russischen Reserve-Armee.

Zweyter Theil. Begebenheiten in Moskau und Rückzug des französischen verbündeten Heers von Moskau bis an die Oder. Dieser Theil zerfällt in drey Perioden.

1ste Periode. Bewegungen der französischen und russischen Heere nach der Einnahme von Moskau, und Rückzug der Franzosen bis nach Smolensk; — Schlacht bey Maloljaroslawetz und Treffen bey Wiazma; — Bewegungen der vereinten russischen Moldau- und Reserve-Armee unter dem Admiral Tschitschakow bis

zum 20sten November; — Bewegungen der abgesonderten Corps bis zum 6ten November.

2te Periode. Abmarsch der Franzosen nach Smolensk; — Gefechte am 15ten, 16ten, 17ten und 18ten November zwischen Smolensk und Krasnoi; — Rückzug über die Berezina; — Bewegungen der abgesonderten Corps bis zum 23sten November.

3te Periode. Bewegungen der gesammten französischen und russischen Heere von dem Zeitpunkt des Uebergangs über die Berezina bis zu Ende des Feldzugs.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ankündigung.

Bey Leopold Grund, k. k. priv. Buchdrucker am St. Stephansplatze, wird Subscription angenommen auf die zu erscheinende Schrift:

Eichenblätter.

Diese Schrift, welche zunächst höheres Vergnügen der geehrten Lesewelt bezweckt, wurde die Ehre zu Theil, dem Vereine adelicher Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen gewidmet werden zu dürfen, welchem Vereine überdieß das zu entfallende Honorar zu irgend einer wohlthätigen Verwendung übergeben wird.

Dieses edlen Zweckes wegen haben viele gefeyerte Dichter und rühmlich bekannte Literatoren Oesterreichs mit dem uneigennützigsten Eifer, alles Gute und Nützliche zu fördern, sich bereitwillig gefunden, das Unternehmen mit Beyträgen zu unterstützen. Die Namen der Herren: Baron Biedenfeld, Castelli, Deinhardstein, Prof. Dies, Baron Epd. Grillparzer, Kuffner, Leßmann, Millauer, Graf Riesch, Prof. Schießler, Prof. Span, Treitschke ꝛc. ꝛc., welche daran Antheil nehmen, mögen die Hoffnung der Unternehmer, den strengen Forderungen einer gebildeten Lesewelt Genüge zu leisten, einigermaßen rechtfertigen.

Den Inhalt dieses Werkes, das sich nicht auf rein ästhetische Gegenstände beschränken, sondern sich ein umfassenderes Interesse zu gründen trachten wird, werden zunächst ausmachen:

I. Aufsätze aus dem ganzen Gebiete der prosaischen Erzählung, von dem rein geschichtlichen Aufsatze (unter welchem Artikel vaterländische Stoffe vorzüglich erwünscht seyn dürften) durch alle Mittelglieder der sentimentalen und komischen Novelle ꝛc. bis zum Mährchen.

II. Kleinere Gedichte aller Art, als: Lieder, Balladen, Romanzen, Sagen, Monologe, Idyllen, Elegien, Epigramme ꝛc.

III. Kurze dramatische Versuche, und Bruchstücke aus grösseren ungedruckten Werken dieser Art.

IV. Abhandelnde, durch Tendenz und Schreibart dem Geiste dieser Schrift nicht widerstreitende Aufsätze, aus dem Gebiete der Philosophie und schönen Kunst.

V. Bruchstücke aus Reise-Journalen, unter welchem Artikel jede die Vaterlandskunde bereichernde Notiz sehr an ihrem Platze wäre.

Ein eigener Artikel: Blätter für das Herz, dürfte eben so erwünscht als interessant seyn.

Der erste Band (dermalen 16 bis 18 Bogen in 12mo stark) erscheint gegen Mitte des Monats May, welchem von Zeit zu Zeit ein gleich starker nachfolgt.

Niedliches Format, schönes Papier, reiner Druck, und ein jeden Band schmückendes Kupfer, wie auch ein geschmackvoller netter Umschlag dürften dem inneren Werthe des Werkes durch äußere Eleganz würdig entsprechen.

Der Subscriptions-Preis eines Bandes ist:

Auf schönem weißen Druckpapier 4 fl. W. W.

Auf Velinpapier . . 4 fl. W. W.

Das Verzeichniß der P. T. Herren Subscribenten wird jedem Bande beygedruckt.

Bey H. J. Hoelscher in Coblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Bemerkungen über die Beweggründe, Irrthümer und Tendenz der Carnotischen Vertheidigungsgrundsätze, nebst einer Auseinandersetzung der Mängel seines neuen Befestigungs-Systems ꝛc. ꝛc. Von dem Obristen Baron Sr. H. Douglas. A. d. Engl. von Bachoven von Echt. 8. geh. 20 gr. 1 fl. 24 kr.

Reinbeck, Dr. G., sämmtliche dramatische Werke, fünfter und lezter Band. 8. geh. Velinpap. 2 fl. 40 kr.

Dieser Band wird auch vereinzelt mit besonderen Titeln zu folgenden Preisen:

Der Verführer, oder die klugen Frauen, Lustspiel in 5 Aufz. Nebst Briefen über die Wahl des Schauspielerstandes und ein paar Worte über Theaterbeurtheilungen. 8. geh. 1 fl. 24 kr.

Der argwöhnische Ehemann, Lustspiel in 5 Abtheilungen. 8. geh. 1 fl. 12 kr.

Die Rückkehr, Vorspiel in 1 Aufz. 8. geh. 30 kr.

In Hartlebens Verlag in Pesth ist neu erschienen:

Die siebente durchaus verbesserte und vermehrte Auflage von

Prof. G. J. Wenzel's

Mann von Welt,

oder dessen

Grundsätze und Regeln des Anstandes, der Grazie, der feinen Lebensart und wahren Höflichkeit, für die verschiedenen Verhältnisse der Gesellschaft.

Mit Vignette. 8. 1821. In Umschlag geh. 18 gr.

In den meisten Werken, welche neben diesem unter ähnlichen Titeln um die Gunst des Publikums warben, finden sich gewöhnlich nur die Maximen der Lebensklugheit zusammengetragen, ohne die Regeln anzugeben, nach denen der Mann und das Frauenzimmer in der Welt zu erscheinen haben, um durch ihr äusseres Betragen und ihren Anstand zu gefallen und liebenswürdig zu seyn. Dieß wird neben Verstand und Tugend in der heutigen Welt als die erste Bedingung, unter der man sein Glück machen kann, angesehen, und dieß ist es, wovon dieses Werkchen so gründlich handelt, daß seit seinem Erscheinen sechs starke Auflagen davon vergriffen wurden. Die siebente Auflage wird durch die erhaltenen Verbesserungen und Vermehrungen des fernern Beyfalls des Publikums werth befunden werden.

Digitized by Google

Nachricht die Fortsetzung des Taschenbuches für Schauspieler und Schauspielfreunde betreffend.

Aufgemuntert durch den zahlreichen Absatz und die nachsichtsvolle Aufnahme dieses Taschenbuches, habe ich mich entschlossen, dasselbe alljährig fortzusetzen, und ersuche hiermit alle Direktionen größerer und kleinerer Bühnen, mich gefälligst bey Zeiten mit den nöthigen Beyträgen zu versehen, nämlich:

1) Namen der Direktions- und übrigen ausübenden Mitglieder, mit angeführten Rollenfächern.

2) Neu aufgeführte und neu einstudirte Schauspiele, Opern, Ballets u. s. w. vom 15ten Juli 1820, bis 15ten Juli 1821.

3) Verzeichniß der abgegangenen und neu engagirten Mitgliedes, der gegebenen Gastrollen, Debuts und aller wissenswerthen Begebenheiten; als da sind: Veränderung der Direktion, Verhältnisse, unter welchen die Bühne besteht u. s. w.

Da das frühere Erscheinen des nächsten Jahrganges auch frühere Einsendung der Beyträge bedingt, so ersuche ich sämmtliche Bühnen-Vorstände oder Bühnen-Mitglieder, mir selbe vom nächstkommenden 15ten Juli an gefälligst einzusenden; so zwar, daß selbe wo möglich bis Ende Juli in meinen Händen seyn können. Einsendungen, die mir nach dem 15ten August zukommen, können nicht mehr aufgenommen werden, und die Saumseligen haben es sich dann selbst zuzuschreiben, wenn ihre Bühnen in dem Verzeichnisse aller Bühnen fehlen.

Wien im May 1821.

J. W. Lembert,
k. k. Hofschauspieler.
Wohnt am Kohlmarkt No. 1147.

Bühnen, denen Leipzig näher liegt, können ihre Beyträge dahin senden, unter der Adresse der Herbigschen Buchhandlung.

Bey Reusel und Sohn in Coburg sind folgende Neuigkeiten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Boehner, L., Fantasie pour le Piano Forte. Oeuvre 50. 12 gr.

Wendel's, J. A., deutsche Grammatik für Schulen, mit Hinsicht auf Schottel, Adelung, Grimm, Radlof und Andere. 8. 10 gr.

Derselbe über den Werth und die Bedeutung des Nibelungen-Liedes, vorzüglich in Hinsicht auf Homer und die neuere allegorische Erklärung. gr. 8. 6 gr.

Koch's, J. A., poetische Feierstunden. 8. 16 gr.

Das neue Reit-Instrument oder Zeichnung, Beschreibung und Anwendung des einzig zweckmäßigen Mittels, das Steigen der Pferde zu verhindern und ganz abzugewöhnen. Von Karl Kegel, K. K. Oesterr. Oberlieutenant zu Bamberg. Mit 3 Abbildungen in Steindruck. 8. 20 gr.

„Se. Majestät der Kaiser aller Reussen haben allergnädigst geruht zum Zeichen allerhöchster Zufriedenheit mit der Erfindung dieses Instruments dem Verfasser desselben einen wegen seltener Schönheit allgemein bewunderten Brillantring allerhuldreichst zu verleihen."

Liebhaber der Sache, welche sich das Instrument zueignen wollen, belieben sich deßhalb an ihn selbst schriftlich zu wenden.

Anzeige.

Sehr billige und gut gearbeitete Taschenuhren und zwar:

In Crizot einem ganz dem Golde ähnlichen Metalle:

(Die Preise sind im 24 fl. Fuß).

Eingehäusige französische ordinaire zu 32 fl. das Dutzend.

		Das Stück.
dito	dito feinere	3 fl. 10 kr.
dito	verzierte matt gearbeitet	5 — — —
dito	muschelartig (a coquille)	5 — 15 kr.
dito	mit Springdeckel (à Savonette)	5 — 30 kr.
dito	matte mit vergoldetem Zifferbl.	7 — — —
dito	muschelartigmit verziertem dito	7 — 30 kr.
dito	fein vergoldete Damenuhren mit vergoldetem Zifferblatt	8 — — —
dito	fein vergoldete Damenuhren gestreift	9 — — —
dito	Repetier	17 — — —
dito	dito feinere	18 — — —
Zweygehäusige englische		4 — 30 kr.
dito	dito mit Staubdeckel (callotte)	5 — 20 kr.
dito	dito mit vergoldetem Zifferblatt	6 — 30 kr.

In Silber.

Eingehäusige		5 — — —
dito	feine	7 — — —
dito	ganz schwer mit Stern oder gestreift	8 — 40 kr.
dito	dito dito dito dito und Datum	9 — — —
dito	Repetier	18 — — —
dito	feinere	20 — — —
dito	dito polirt und vergoldet unterm Zifferblatt	22 — — —
Zweygehäusige mit Firniß-Kapsel		6 — 30 kr.
dito	mit silbernem dito	8 — 40 kr.
Dreygehäusige mit 2 dito, ein Firniß Kapsel		9 — — —

In feinem 18karatigem Golde.

glatte Damen-Uhren mit Springdeckel (a Savonette)	18 — — —
fasonirte dito mit dito	20 — — —
matte mit versilbertem Zifferblatt	22 — — —
dito - farbigen Steinen	23 — — —
dito - goldenem Zifferblatt	25 — — —
dito - ächten Turquoise oder schwere Sorte mit weißem Zifferblatt, oder mit Springdeckel	27 — — —
mit zwey Reihen Perlen besezt	30 — — —
mit Springdeckel und Perlen besezt	33 — — —
- Emaille und mit dito dito	35 — — —
- ächten Turquoise ganz schwer in getriebener Arbeit	36 — — —
Repetier-Uhren für Herren	42 — — —
dito dito mit vergoldetem Zifferblatt	46 — — —
ganz schwere bis zu	110 — — —

Im Dutzend aber für Handelsleute besonders, noch billiger, sind in der Haupt-Crizot-Uhren-Niederlage bey Unterzeichnetem gegen Einsendung des baaren Betrags, oder 2 Monat Papier auf Frankfurt a. M. zu haben.

Briefe und Gelder werden portofrey erbeten.

Siegmund Geisenheimer.
Schnurgasse Littera H. No. 53. in Frankfurt a. M.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Spaniens neueste Geschichte. Von der Ausfertigung der neuen Constitution durch die Cortes im Jahr 1812, bis zur feierlichen Bestätigung derselben durch den König im Jahr 1820. Von Dr. C. Venturini. gr. 8. Altona bey Hammerich. 2 Thlr. 4 gr.

Wenn die neueste Geschichte Spaniens mit Recht die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog, so ist zu erwarten, daß ein Buch, welches sorgfältig gesammelte Vorarbeiten zu einer künftigen, ausführlicheren Geschichte dieser großen Revolution enthält, mit Begierde wird ergriffen werden. Der Verfasser hat, um ein klares und richtiges Urtheil über jene große Weltbegebenheit zu begründen, die Thatsachen aus den besten Quellen gesammelt, und so viel dieß thunlich war, diese pragmatisch zusammengestellt.

Altona, den 21. April 1821.

Hammerich.

Samuel Parkes chemische Abhandlungen und Versuche für die Künste und Manufacturen in Großbritannien. Erste Abtheilung. Mit Abbildungen auf 8 Tafeln. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. Weimar, 1821, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs und in allen Buchhandlungen zu haben.

Der Verfasser dieser Versuche, dem Teutschen Publikum durch seinen so allgemein günstig aufgenommenen chemischen Katechismus vortheilhaft bekannt, ist selbst Eigenthümer einer bedeutenden Produktenfabrik, hat seit mehreren Jahren die wichtigsten Manufakturen Englands besucht, mit den bedeutendsten Künstlern Bekanntschaft angeknüpft und sich alles aufgeschrieben, was ihm auf seinen Reisen Merkwürdiges vorkam. „Er schmeichelt sich daher," sagt er in der Vorrede, „daß er im Stande sey, den Vorrath von Kenntnissen, den man über diese Gegenstände „hat, zu vermehren, und ohne Anmaßung auf die Ehre „Anspruch machen zu dürfen, in die Fußtapfen von Bergmann, Scheele, Watson, Bertholet ꝛc. zu „treten."

Die in diese erste Abtheilung, welcher noch einige folgen werden, aufgenommenen Abhandlungen sind: I. Ueber den Kohlenstoff. II. Ueber die feuerbeständigen Laugensalze. III. Ueber die Schwefelsäure. IV. Ueber den Salmiak und V. über die Kunst des Bleichens, welche sämmtlich sehr verständlich, und wie können nicht anders sagen, als angenehm vorgetragen sind, so daß einige zugleich eine unterhaltende Lektüre gewähren, welche sich dem Publikum selbst empfehlen wird.

So eben verläßt die Presse:

Faßlicher Unterricht über die Trennung und Vereinigung der Lutheraner und Reformirten. Für alle Gebildete, welche über diesen wichtigen Gegenstand näheren Aufschluß zu haben wünschen, von K. Pischon. 8. Berlin in Commission der Maurerschen Buchh. geheftet 12 Gr.

Willkommen wird jedem Gebildeten folgende äußerst schön gezeichnete und gestochene Charte im größten Format seyn:

Vollständiger Schauplatz
von
Griechenlands Wiedergeburt.
Oder
Charte der europäischen Türkei und ganz Kleinasien.
Nebst
den 7 Inseln, Siebenbürgen, Ungarn, Dalmatien und den russischen Provinzen am schwarzen und Asowschen Meere. Entworfen und gestochen von Champion. Nach den Provinzen illuminirt. 12 gr. Velinpapier 18 gr.

Ernst Kleins geographisches Comptoir in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Eudocia, Gemahlin Theodosius des Zweiten. Eine Geschichte des fünften Jahrhunderts von Benedicte Naubert. Neue Ausg. 2 Thle mit Kpfrn. 8. Leipzig, A. Wienbrack. 2 Rthlr.

Der Stoff dieses Romans beruht nicht blos auf Erfindung, sondern er ist aus der äußerst interessanten Epoche der römisch-griechischen Geschichte entnommen, welche bald auf die Theilung des römischen Reichs durch Theodosius den Großen im Jahre 395 erfolgte. Auf diesem historischen Grunde, der mit Treue und Genauigkeit gehalten ist, führt die allgemein geehrte Schriftstellerin mit festem Striche die hervorstechendsten Charactere aus, besonders ist die Schilderung der Frauen, namentlich der Eudocia, der Heldin dieses Gemäldes, gelungen. Verstand und Gemüth wird bey Lesung des Buchs fortwährend angenehm beschäftigt.

Bücheranzeige.

Bey F. A. Helm in Halberstadt ist erschienen, und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Antwort auf das Sendschreiben des Herrn Kirchenraths Dr. Schott in Jena über den Theophanes, in welcher insbesondere eine neu bearbeitete Theorie der Wunder von K. A. Märtens. gr. 8. broschirt 16 gr.

Früher erschien eben daselbst:

Das liebenswürdige Mädchen. Eine moralische Zeichnung zum Anschauen für Deutschlands zur sittlichen Bildung gestimmte Töchter. Von W. D. Fuhrmann. 8. sauber broschirt 1 Rthlr.

Romane von Walter Scott.

Der neueste in's Deutsche übertragene, und als einer der vorzüglich interessanten, nach den vorlängst erschienenen beyden ersten Bänden beurtheilt, ist

„Das Kloster", übers. v. K. L. Methus. Müller;

wovon der dritte und letzte Band so eben im Verlage der Unterzeichneten erschienen ist. Preis aller 3 Bände, sauber geheftet, 3 Thlr. 8 gr.

Duncker u. Humblot in Berlin.

Nro. 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Mai 1821.

Dahin entflieht den blevernen Zeiten,
Wenn sich der mystische Cyclus gerundet,
Wenn einst die Formen der Bildung veraltet,
Wenn in dem Alten das Alte versunken,
Vater Saturn, dein gegründetes Reich.

Friederike Brun.

Die neuesten Reiseberichte vom Innern des Australlandes.

(Beschluß.)

Am 4. August nahmen die Reisenden ihren Weg nordöstlich in der Absicht, den niedrigen und sumpfigen nördlichen Ufern des Lachlan zu entgehen, um hernach sich weiter östlich zu wenden, um Bathurst zu erreichen. Sie kamen wechselnd durch niedriges und feuchtes mit herabhängenden Akazien bewachsenes Land, über Hügelflächen, die mit Eucalyptus dumosa dicht beholzt, mühsam zu durchwandern waren, und über sanfte mit Mimosa- und Akazien-Gebüschen besezte Abhänge, deren Blumen und Blätter gegen das dunkle Grün der Cypressen und Buchsbäume erfreulich abstachen. Weiterhin fanden sich kleine mit zerbröckeltem Quarz bedeckte, völlig nackte und mit einer Art Siderorilen (iron bark) beschattete Hügel; es hielt überall schwer, das benöthigte Wasser sowohl als das Futter für die Pferde zu finden. Am 8. August erst gelangten die Reisenden in ein Thal, das, von einem kleinen Flusse bewässert, üppigen Graswuchs besaß. Die astronomischen Beobachtungen gaben die Lage an, von 32° 47′ 58″ südlicher Breite und 147° 25′ östlicher Länge von Greenwich; es erhielt dasselbe den Namen Emmeline's Valley. Fünf Tage später gelangten sie an einen kleinen Fluß, der seine Richtung nördlich nahm und dem sie den Namen Allan Water geben. Sie hatten jezt vom Lachlan weg über 100 Millen allzeit in nord-östlicher Richtung zurückgelegt, ohne den Macquarie zu erreichen. Die Besorgniß, an Lebensmitteln erschöpft zu werden, bewog nun den Herrn Oxley, diese Richtung zu verlassen, um Bathurst auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Er hatte zwar öftere Spuren von Eingebornen, aber nie diese selbst angetroffen; am 14. August, als eben seine Leute das Gezelt aufzuschlagen beschäftigt waren, hörten sie in der Nähe Beilschläge, und als sie nach der Stelle hingingen, woher die Töne kamen, erkannten sie einen vom Baume herabsteigenden Eingebornen. Kaum hatte dieser sie erblickt, als er wieder auf den Baum kletterte, seine Gefährten zu Hülfe rief und ein eben gefangenes Opossum den Reisenden zuwarf. Alsbald erschien ein zweyter, welcher drey oder vier junge Opossums und eine Schlange trug, die er, als wollte er ihnen eine Gabe darbringen, den Britten vor die Füße legte. Der erstere kam jezt auch vom Baume herunter, und beyde zitterten am ganzen Leib. Es waren wohlgewachsene ungefähr zwanzigjährige Jünglinge, von angenehmer Bildung, aber am ganzen Leib mit länglichten Narben überdeckt, deren einige neun Linien tief waren. Das Erstaunen dieser Wilden über alles, was sie in dem Gezelt der Reisenden zu sehen bekamen, leistete sattsamen Beweis, daß sie noch nie weisse Menschen gesehen hätten. Sie steckten nun ihre Opossums zum Braten über das Feuer, boten, als ihnen solche gar däuchten, sie den Reisenden dar, und bedeuteten zugleich, daß sie nicht länger bleiben möchten. Herr Oxley schenkte ihnen also zum Abschied einige Kleinigkeiten; leider verstunden sie kein einziges Wort aus dem kleinen Wörterbuche,

welches jener sich während des Aufenthalts auf der Station am Lachlan gesammelt hatte, so daß keinerley Aufschlüsse von ihnen zu erhalten möglich war.

Statt der sumpfigen Niederungen und den mit dichter Waldung bewachsenen Hügeln, befanden die Reisenden sich jezt in einer sehr fruchtbaren Landschaft, die, dem aufsteigenden Rauch mehrere Feuerheerde nach zu schließen, auch keineswegs unbewohnt seyn mochte. Am Tage nach dem eben bemerkten Zusammentreffen, begegneten ihnen neun unbewaffnete Landeseingeborne, die vermuthlich auch schon weisse Menschen gesehen, oder wenigstens von solchen gehört hatten, indem sie sich ihnen ganz ungescheut näherten. Alle trugen ein durch den Nasenknorpel gezogenes Stück Holz oder Knochen; es schienen sanfte und friedliche Leute zu seyn, die nichts anrührten, ehe sie dafür durch Zeichen um Erlaubniß gebeten hatten. Fünf Tage sezte Herr Oxley seine Wanderung durch fort, deren fruchtbarer Boden zu jeder Art Anbau tauglich und durch mehrere kleine Flüsse bewässert war; am 19. August gelangte er nun aber an einen viel größeren, in süd-östlicher Richtung fließenden Strom, welcher ohne Zweifel der so lange vergeblich gesuchte Macquarie seyn musste. Sein Wasser war hell und klar, die leicht eingesenkten mit Gras bewachsenen Ufer gingen in ein Sand- und Kiesel-Gestade über, das zweyhundert Fuß breit, oder viermal breiter war, als in Bathurst. Den Beobachtungen des Herrn Oxley zufolge, liegt der Ort, wo er den Macquarie erreichte, unter 32° 32′ 45″ südlicher Breite und 148° 51′ 30″ östlicher Länge von Greenwich.

Bevor er stromaufwärts nach Bathurst zurückkehrte, machte Herr Oxley noch einen kleinen Ausflug in umgekehrter Richtung, längs des Stromes abwärts. Wechselnd fand dieser sich zwischen beträchtlich hohen Felsen eingeengt, und hinwieder mitten auf einer fruchtbaren Ebene ausgebreitet, oder längs der schönsten grünen Hügel vorbeyfließend. Hochstämmige Bäume, vorzüglich Gummibäume, Casuarina's und Cypressen, alle zu Bauholz wohl tauglich, wuchsen in Menge; Granit, Kalk- und Schiefersteine mangelten hier keineswegs. Der Strom ist reich an Fischen und Flußmuscheln; Kasuare, Schwäne und Enten kommen in Menge vor. Die beyden Ströme, der Lachlan und der Macquarie, unterscheiden sich übrigens verschiedentlich und sehr wesentlich von einander. Der leztere nimmt auf seinem Laufe vier verschiedene ihm zufließende Ströme auf, und befruchtet eine sehr ausgedehnte Landschaft, während der erstere, auf seinem ganzen langen und krummen Lauf keinerley Zuwachs erhält, sondern sein schlammigtes Wasser über eine flache und öde Landschaft ergießt, die er in unzugängliche und unbewohnbare Sümpfe verwandelt.

Bey fast gänzlich erschöpften Vorräthen, konnte Herr Oxley seine Entdeckung nicht weiter ausdehnen, und war genöthigt, möglichst schnell gen Bathurst zurückzukehren. Zwey Tage wanderte er längs des Stromes aufwärts, und fand sein Gestade durchaus fruchtbar, zum Behufe von Niederlassungen in jeder Hinsicht überaus wohl geeignet. Am dritten Tage bewog ihn das hügeliger gewordene Ufer, sich davon zu entfernen und einen minder beschwerlichen Weg südwärts einzuschlagen. Dieser führte abwechselnd durch mehr und minder fruchtbare Thäler, welche mit Hügeln besezt und wasserreich waren; die Wasser sammeln sich in Bäche, welche alle dem Macquarie zufließen, tiefe Schluchten, mit senkrechten Granit- oder Schieferwänden, hielten zuweilen die Reisenden auf, die dann endlich nach einer neunzehnwöchentlichen nicht wenig beschwerlichen Reise, am 29. August wieder in Bathurst eintrafen.

Die beyden Schwestern.

Schon wieder so trübsinnig, liebes Fräulein? so rief der ernsten stillen Marie die treue Pflegerinn ihrer Kindheit Johanne zu, als sie ihre junge Herrschaft im Gartenhause, zwar mit der Hand am Stickrahmen, aber mit ihren Gedanken weit weit von ihm entfernt, antraf. Gewiß! Sie werden es noch bereuen, diesem Hange zu schwermüthigen Grillen nachgegeben zu haben. Ihr Vater liebt Sie, Ihre Geschwister sind fröhlich und heiter, was fehlt denn nur Ihnen allein, um es auch zu seyn?

„Ach! antwortete Marie mit einem leisen Seufzer, den sie vergeblich zu unterdrücken strebte, mir ist freylich viel gegeben, aber sehr, sehr vieles muß ich doch auch entbehren. Ich habe ja keine Mutter mehr. Sieh mich darum nicht so traurig an, liebe Alte! fuhr sie fort, indem sie mit dem unverkennbarsten Ausdruck stiller Gutmüthigkeit Johannens Hand faßte. Ich weiß wohl, daß du seit unserer frühesten Jugend alles gethan hast, was nur in deinen Kräften stand, um mich und Anna die Mutter nicht entbehren zu lassen. Verzeihe mir, wenn ich die Sehnsucht nach der sanften, frommen Frau, die du mir so oft geschildert hast, dennoch nicht unterdrücken kann. Sieh! Anna ist schön und blühend, ihr kommt alles mit Wohlwollen, mit Zuneigung entgegen; ich stehe dann oft von ferne, ohne daß nur ein einziges Auge mit Theilnahme auf mich blickt. Ach, dann denk' ich zuweilen, die liebe, sanfte Mutter würde mich den Mangel äußerer Vorzüge, an dem ich ja unschuldig bin, nicht entgelten lassen; ihre Liebe würde mir Ersatz dafür geben, und dann würde ich's vergessen: daß mir ihn andere oft so hoch anrechnen. — Geh, Liebe! überlaß mich nur noch einen Augenblick mir selbst, dann werde ich ruhiger und stiller wieder zu euch hereinkommen."

Kopfschüttelnd ging die alte Dienerinn, die im Lauf

der Jahre sich fast gewöhnt hatte, auch Rathgeberinn zu seyn, ein Paar Schritte; dann kehrte sie wohlmal wieder zurück. Sie hatte im Sinn, noch ein leise tadelndes Wort zu sagen, daß solcher vergeblicher Harm zu nichts führe, und daß Marie sich das Nachtheilige ihrer Lage übertreibe; doch als sie ihr nun recht fest in das traurige Gesicht sah, da erstarb ihr jedes Wort auf der Lippe. Sie zu trösten, darauf verstand sie sich auch nicht so, wie sie es in diesem Augenblick gewünscht hätte; drum ging sie dann lieber wieder ins Haus zurück, nur noch dem Fräulein empfehlend, daß sie doch ja bald nachkommen möge. —

Was Marie so eben in unwillkührlichen Aeuß.. verrathen hatte, das empfand sie oft noch weit tiefer und schmerzlicher, als sie es jezt aussprach. Ihr Aeußeres war nicht angenehm, ein sehr blasses und etwas düsteres Ansehn raubte ihr ganz die Lieblichkeit der ersten aufblühenden Jugend, welche ihr sonst den Jahren nach hätte zu Theil werden müssen. Dabey war sie still und verschlossen, so war es freylich kein Wunder, daß sie sich neben der lebhaften blühenden Anna, dem wahren Bilde der Heiterkeit und Lebensfreude, nur gar zu oft zurückgesezt sah. Auch am heutigen Morgen hatte sie eine ähnliche Zurücksetzung erfahren, und auf eine doppelt schmerzliche Weise, da sie von einem Manne kam, auf dessen Bekanntschaft sie sich schon seit Monden gefreut hatte, auf dessen Wohlwollen sie mit jugendlicher Begeisterung den höchsten Werth sezte; einen weit höhern, als die um zwey Jahre jüngere Schwester, deren Sinn für das, was dieser Mann als Maler und Sänger edler Lieder war, sich noch bey Weitem weniger entwickelt hatte. —

Wie oft hatte Marie an seinen schönen harmonischen Landschaften, deren ihr Vater einige besaß, sich im Stillen gefreut! Wie oft hatte ihr poetischer Geist und ein leiser Hauch von Schwermuth, welcher über sie verbreitet schien, sie immer aufs Neue zu ihrem Anschauen zurückgeführt! Nach solchen Augenblicken, oder wenn sie ein einfach kräftiges, inhaltreiches Lied des verehrten Mannes gelesen hatte, stieg oft ihre Sehnsucht zur lebhaften Ungeduld, daß er, der ein Jugendfreund ihres Vaters war, doch endlich Wort halten, und ihn mit dem lange verheißenen Besuch erfreuen möge. Nun kam er gerade an einem Morgen an, wo sein Freund in Geschäften außer Hause seyn musste; auch Anna war ausgegangen, und so konnte Marie denn nicht wohl anders als ihn ganz allein empfangen.

Etwas schüchtern zwar, doch auch mit dem deutlichen Gepräge der achtungsvollsten Bescheidenheit, suchte sie ihm die Zeit bis zur Heimkehr ihres Vaters auszufüllen. Und da sie gerade von dem sprach, was sie vor so vielen andern lebhaft interessirte, so unterhielt sie ihn wirklich ziemlich gut. Besonders schien ihm das recht wohl zu gefallen, was sie über eine schöne in Sepia gezeichnete Landschaft von einem andern Künstler sagte, welche im Zimmer hing. Sonst war er, wie viele, denen die Kunst hold ist, mit Layen im Gespräch über sie gewöhnlich einsylbig und abbrechend, weil es ihn langweilte, nicht .e Klarheit wieder zu finden, die er selbst zu geben vermogte; doch jezt ließ er sich herab, mit Marien zu der Landschaft zu treten, und sie noch auf manche ... auf kleine Mängel derselben aufmer... ... ...

Minuten, erleuchtet den Ort um sich her, und erleichtert das Auffinden der Schiffbrüchigen, indem sie ihnen zugleich das erste Mittel zur Rettung bringt. Auf dieser Boje ist nämlich auch eine acht Pfund schwere Glocke befestigt, deren Klüpfel durch die Bewegung der Boje auf den Wellen hin und her geschwenkt wird. Zugleich schlägt aber auch ein, durch ein Windrad bewegter metallner Hammer auf die Glocke und vermehrt das Getön; der Schiffbrüchige und seine Retter, die ihn suchen, sind durch das Feuer oder die Glocke geleitet. Man begreift, wie diese beyden Mittel die Möglichkeit des Gelingens mehrey

---

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Rom.

(Beschluß.)

Vom Aschermittwoch an wird der Gottesdienst im Vatikan gefeyert, der Pabst wohnt gewöhnlich bis zum Sonnabend daselbst. Die alten Christen feyerten das Todesbegängniß des Erlösers, Officium Tenebrarum, genannt, um Mitternacht, und endigten am Morgen, deßwegen heißt es auch Nocturnium und Matutinum. Aber um Unordnungen, die sich nach und nach einschlichen, zu verhindern und überhaupt der Menschen Schwachheit zu Hülfe zu kommen, hat man es auf den Nachmittag verlegt, doch so, daß es, weil man die alte Benennung beybehielt, nach Sonnenuntergang erst endigt. Außer den sechs Lichtern auf dem Altar und eben so viel auf dem Gitter, das in der Mitte der Capelle sixtina steht, sind auf einem dreyeckigen Leuchter noch funfzehn gelbe Kerzen, so daß sie einen Winkel bilden, auf der rechten Seite des Altars aufgestellt, wovon am Ende eines jeden Psalmen eines vom Ceremonienmeister ausgelöscht wird. Mit diesem wird das Wanken und Verschwinden des Glaubens und Vertrauens der Jünger Jesu ausgedrückt, welche, um sich selbst zu retten, ihren Meister und Herrn flohen. Das lezte Licht wird nicht gelöscht, sondern brennend unter den Altar verborgen, und die heilige Jungfrau, die den Glauben an ihren Sohn und besonders an seine Auferstehung nicht verlor, so wie ihres göttlichen Sohnes Auferstehung am dritten Tage bedeuten soll. Zwey Stunden vor Sonnenuntergang erscheinen die Kardinäle in violetten Mänteln und der Pabst mit der Kapuze auf dem Haupte, sein langes Gewand von zwey Bischöffen getragen. Der erste Sopran beginnt die erste Antiphone „Zelus" des ersten Matutinum, welche der Chor abwechselnd beantwortet, alles im Canto fermo; nachdem die Anzahl Psalmen gesungen, die zum ersten Matutinum gehören, erhebt sich der Pabst, um ein stilles Vaternoster zu beten; wenn er sich wieder auf den Thron gesezt, beginnen darauf die Lamentationen Jeremiä, von Allegri vierstimmig gesezt. Schwerlich wird dieser Gesang auch den leichtesten Sinn unangeregt lassen. Selbst die Sänger des Chors, die die Psalmen, die nach dem Canto fermo gesungen werden, unverzeihlich überhudelten und den Eindruck und das Verständniß der Worte dadurch stören, konnten bey diesem Gesang nicht umhin, mit wahrem Gefühle zu singen, nicht um ihre schönen Stimmen und Kunst zu zeigen, sondern weil ihr Gesang ihr eignes Herz ergriff. Das einzige, was in unserer Zeit störend seyn könnte, ist, daß der Titel und die Buchstaben, womit die Verse, anstatt der Zahlen, nach Art der Alten bezeichnet sind, auch gesungen werden. Das zweyte und dritte Matutinum wird in der nämlichen Ordnung fortgesezt, nur thut das zu schnelle Singen der Canti brni gewiß jedem weh, der die Worte zu schätzen weiß. Doch wird der lezte, welches der Gesang des Zacharia ist, als er seine Sprache wieder bekam, wieder mit Würde vorgetragen und dient dem unvergleichlichen Miserere Allegri's zur herrlichen Vorbereitung. Bey dem lezten Vers dieses Gesangs werden die Lichter des Altars und auf dem Gitter gelöscht, und da die Sonne auch schon untergegangen ist, so erregt die Dunkelheit, die nur durch den geringen Schein der unter dem Altar verborgenen Kerze ein wenig gemildert wird, einen feyerlichen Schauer, und erinnert also abermal bildlich an die große Finsterniß bey dem Tode des Heilandes. Hier betet der Pabst, und die tiefe Stille ladet alle Anwesenden dazu ein. Nun beginnt, wie vom Himmel der Engelchor, Allegri's Miserere. O! welche Macht hat des Menschen Stimme, wenn er singend vor seinem Gott steht! Da die Kraft der Sänger es nicht vermöchte, den ganzen Psalm so zu singen, so werden sie in zwey Endren vertheilt, welche abwechselnd einen Vers im Canto fermo und den andern von Allegri singen, aber zulezt vereinigen sich beyde, um mit der ganzen Macht des Kirchengesangs die Erschütterung unsers Gemüths zu vollenden. Still und anständig geht die ganze Gesellschaft aus der Kapelle, selbst die, welche bis zum Miserere sich wie in einer Assemblee betragen haben.

Lausanne, April.

—Der Professor de Candolle in Genf hat so eben den Entwurf einer physikalisch-geographischen Flora des Lemanersees (projet d'une flore physico-géographique de la vallée du Leman) bekannt gemacht, der für dieß schöne und reiche Thalgelände eine botanische Statistik (wenn der Ausdruck erlaubt ist) hoffen läßt, wie sie keine andere Landschaft noch besizt. Die großen Entwicklungen, welche die Pflanzen-Erdkunde in der jüngsten Zeit erhalten hat, begründen den Nutzen und die Wichtigkeit der einzelnen Beobachtungen sattsam, die nur demjenigen als Spielerey und kleinlicher Tand erscheinen können, der es nicht weiß, daß eben diese genauen und mühsamen einzelnen und ihm klein erscheinenden Beobachtungen es sind, welche die einzig zuverlässige Grundlage von Forschungen werden mögen, die der Scharfsinn der Naturforscher bis an die Gränzen der menschlichen Erkenntniß hinaufsteigert, und deren Anwendung im Leben sich rückwirkend hinwieder in der mannigfachsten Nutzbarkeit darstellt. Das Thal des Lemans begreift die ganze vom Rhonestrom durchzogene Landschaft, von der Landenge der Brücke bey St. Maurig an bis zum Fort l'Ecluse. Die Herren Dufour und Baucher haben ein Relief dieses Beckens geliefert und eine geographisch-physikalische Karte desselben soll nächstens ausgegeben werden, um den Arbeiten der Flora zur Grundlage zu dienen. Für diese leztere sucht nun Hr. Decandolle Mitarbeiter in jeder einzelnen Gemeinde, und er wird den minder gebildeten durch umständliche Anweisung ihr Geschäft erleichtern; die unbewohnten Gegenden, wo Mitarbeiter zu finden unmöglich wäre, sollen jährlich zu verschiedenen Zeiten besucht und durchforscht werden; die sämmtlichen auf dem Boden jeder Gemeinde vorkommenden Pflanzen werden mit allen darüber gewünschten Angaben gesammelt und getrocknet, an's Museum von Genf zur Vergleichung und Bearbeitung eingesandt, von diesem aber hernach die Doubletten-Sammlungen wieder an andere Institute oder an die vorzüglichsten Mitarbeiter abgegeben. Schon haben sich den Genfer Naturforschern manche Kenner und Liebhaber im Kanton Waadt für die Ausführung des Entwurfes angeschlossen.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 44.

Nr. 44.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 31. Mai 1821.

Belzoni's Reisen in Aegypten und Nubien.

Die kühnen Unternehmungen dieses merkwürdigen Reisenden haben dem brittischen Museum unter andern bedeutenden Werken ägyptischer Kunst die kolossale Memnonsbüste erworben, welche jezt in London Bewunderung erregt. Auch spricht man von seinem Vorhaben, das prächtige Königsgrab, das er im Thale von Biban-el-Moluk entdeckt, und von dessen Reliefs er genaue Wachsabdrücke genommen, in demselben Maaßstab in England nachzubilden. Die Beschreibung seiner Reise, durch ihn selbst zu London in englischer Sprache, und zu Paris durch Depping in einer französischen Uebersetzung herausgegeben, entwirft ein lebendiges Gemälde von seinem vierjährigen Aufenthalt in Aegypten, von der Beschaffenheit und Sitte des Landes sowohl, als von der Individualität des Mannes selbst, und enthält manches Merkwürdige in Beziehung auf die alten Monumente, von denen er, wenn auch nicht gründlicher Kenner, doch leidenschaftlicher Liebhaber ist. Der Atlas von 44 meist illuminirten Tafeln in Großfolio, welcher die zwey Bände begleitet, kann nicht als Gegenstand der Kunstbeschauung, sondern blos als erläuterndes Hülfsmittel gelten. Man erkennt in den nach des Verfassers Skizzen höchst flüchtig gearbeiteten Blättern eine im Zeichnen wenig geübte Hand, und das Beste darin sind die Nachbildungen einiger farbigen Reliefs aus dem Königsgrabe zu Theben.

Aus einer römischen Familie zu Padua geboren, und anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt, wird Belzoni durch die französische Invasion in die Welt hinausgetrieben, und lebt von der Zeit an unstät und in fremden Ländern, indem er, aller Unterstützung entblößt, so gut als möglich von einigen früher erworbenen Kenntnissen Vortheil zieht. Nach einem neunjährigen Aufenthalt in England, wo er sich verheyrathet, geht er mit seiner Frau nach Portugall, Spanien und Malta, und schifft sich im May 1815 von da nach Aegypten ein, um sein Glück bey Mohammed-Ali zu versuchen. Sein Vorhaben, eine hydraulische Maschine zu fortwährender Bewässerung der Felder zu erbauen, wird in Cairo glücklich ausgeführt; aber Besorgniß der Araber und ein unglücklicher Zufall vereiteln die Annahme bey dem Pascha, und Belzoni faßt den Entschluß, tiefer ins Land einzudringen und die Erwerbung alter Denkmäler zu versuchen.

Bekanntlich hat der ehemalige französische Generalkonsul Drovetti durch den bedeutenden Einfluß, den er bey dem Pascha genießt, viele wohlthätige Einrichtungen in Aegypten begründet und dadurch auch das Reisen in diesem Lande sehr erleichtert. Von ihm unterstüzt, würde Belzoni vieles bequemer gefunden haben; aber obgleich von der ersten Bekanntschaft an ein gutes Vernehmen zwischen beyden zu gedeihen schien, ergeben sich doch später offenbare Mißhelligkeiten, und Belzoni giebt sogar einen persönlichen Angriff, den er von Drovetti's Agenten erduldet, als Ursach an, warum er Aegypten verlassen. Um darüber zu urtheilen, müsste man doch auch die Gegenparthey hören. Denn große Abneigung gegen die französische, und eben so große Vorliebe für die englische Nation ist in den Aeußerungen Belzoni's durchgängig ausgesprochen.

Von dem brittischen Consul Salt unterstüzt, oft aber auch auf sich selbst zurückgewiesen, — zuerst in Begleitung seiner Frau, dann allein, während diese eine Wanderung nach Palästina unternimmt, — geht nun unser Reisender den Nil hinauf und herab, beginnt Transporte und Aufgrabungen, wird heimisch in Theben, sammelt Alterthümer und bringt in Gräber ein, öffnet eine lang verschlossene Pyramide, und streift endlich nach Osten ans rothe Meer, und nach Westen in die Oasis. Ein Mann von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau gewöhnt er sich an die härtesten Beschwerden; muthig, klar und besonnen, mit einem glücklichen Scharfblick begabt, und von Enthusiasmus für die Monumente des Alterthums beseelt, unternimmt er rasch und vollendet beharrlich; er ist schnell vertraut mit der Sitte der Einwohner und versteht die unfreundlichsten zu gewinnen, oder er imponirt ihnen durch seine Persönlichkeit. So gelingt ihm in kurzer Zeit viel Bedeutendes, indem ein günstiger Stern über allen seinen Unternehmungen waltet. Sein Bericht ist meistens deutlich, er urtheilt mit natürlichem Sinn und ohne Prätension, weiß aber auch im Gefühl seiner selbst die Schwierigkeiten,

die ihm entgegenstanden, wohl zu schildern, und das Verdienst ihrer Besiegung geltend zu machen.

Durch den liebenswürdigen Reisenden Burkhardt angeregt, schlug der brittische Consul Belzoni vor, das Fragment der kolossalen Memnonsstatue, welches auf der westlichen Seite von Theben im Sand lag, und dessen Wegführung von den Franzosen während der ägyptischen Expedition ohne Erfolg versucht worden war, nach Alexandria zu schaffen: es sollte dem brittischen Museum als Geschenk angeboten werden. Belzoni hatte selbst nichts sehnlicher gewünscht. Mit Instruction und Firman versehen reist er ab, erwirbt sich die erste Kenntniß ägyptischer Baukunst in den Ruinen von Antinoe und Tentyra, und genießt des imposanten Anblicks der weit ausgedehnten Trümmer von Luxor, zu vergleichen „einer alten Stadt, von Riesen erbaut, die nichts als diese Tempel hinterlassen haben, um „der Nachwelt ein Zeugniß ihres Daseyns zu geben.“ — Die kolossale Büste lag an der bezeichneten Stelle neben den Trümmern des Rumpfs und Sitzes, wozu sie vormals gehört, das Angesicht nach oben gewendet. Norden hatte sie noch umgewendet, mit dem Gesicht an der Erde gesehen, welche frühere Lage die gute Erhaltung desselben erklärlich macht.

Die Werkzeuge zur Fortschaffung bestanden in nichts anderem, als in vier Walzen, vier Seilen von Palmblättern, und vierzehn Hebeln, wovon acht zur Verfertigung einer Bahre gebraucht wurden. Der Austritt des Nils war nicht mehr entfernt und der Weg bis an den Strom ungleich und beschwerlich. Darum blieb keine Zeit zu verlieren. Aber es vergehen drey Tage in Unterhandlungen mit dem Kascheff von Erment, der nicht geneigt ist, arbeiten zu lassen. Durch Geschenke und Versprechungen gelingt es endlich, ihn und die Fellahs zu bewegen. Sie glaubten, der Kaphamp, so nannten sie die Büste, könne nie von seiner Stelle gebracht werden; nun als er unter ihren Hebeln sich erhebt, stoßen sie ein Geschrey aus und geben dem Teufel die Ehre; als Belzoni Notizen aufzeichnet, vermuthen sie, alles geschehe durch Zauber. Die gewöhnliche Meinung unter ihnen ist, daß die Europäer nur deßhalb Steine wegführen, weil sie darin Geld und Schätze zu finden hoffen.

Der Block aus rothem Granit, von der Brust bis zur Scheitel 10 Fuß hoch, und etwa 12 Tonnen, oder 24,000 Pfund schwer, wird glücklich auf die Bahre und dann auf die Walzen gebracht; aber nachdem er in sieben Tagen ein beträchtliches Stück Wegs fortgeführt ist, bleiben die Arbeiter aus, und Belzoni muß die alten Mittel ergreifen, ja sogar seine körperliche Ueberlegenheit zeigen, um die Häuptlinge von Neuem willig zu machen. Nach fünftägiger Arbeit bringt man endlich die Büste ans Ufer des Nils, und die Araber erhalten außer dem bedungenen Lohn jeder ein Geschenk, bestehend in 12 Sous oder 1 Piaster.

Um ein Fahrzeug zu erhalten, ward nun ein Courier an den Brittischen Consul geschickt; bis dieses käme ließ Belzoni einen Damm von Erde um die Büste aufführen und entschloß sich, unterdessen den Nil weiter hinaufzugehen. Esne, Elethyia, Edfu, Ombos vorbey, deren Monumente er kurz beschreibt, verweilt er in Essuan (Syene), wo die alte Stadt auf einem Granitfelsen den ersten Wasserfall des Nils und die Insel Elephantine beherrscht. Mit vieler Mühe wird sodann eine Barke von dem Aga gemiethet, und die Reise über Philä hinauf nach Nubien angetreten.

Die Beschreibung dieses Wegs enthält flüchtige Notizen über einige Monumente, deren genaue Abbildungen wir in Gau's Werk erhalten werden. Die Bewohner von Nubien sind ärmer als die Aegypter, und betragen sich mit mehr Scheu und Unfreundlichkeit gegen den Fremden. Nur an Tauschhandel gewöhnt, weigern sie sich, für Geld zu arbeiten, als Belzoni den Vorsatz faßt, den großen Tempel von Ybsambul *), der fast bis an die Friese von Sand verschüttet war, aufzugraben. Die Erlaubniß dazu muß vom Kascheff von Eschke, anderthalb Tagreisen oberhalb Ybsambul, geholt werden, und Belzoni, als er den Mann nicht antrifft, geht noch bis zur zweyten Katarakte, die von einem hohen Felsen aus gesehen, mit ihren unzähligen grünbewachsenen Inseln und den schwarzen Klippen, zwischen welche sich der weiße Schaum der Wellen drängt, einen höchst malerischen Anblick darbietet. — Bey der Rückkunft versteht sich der Kascheff ohne Mühe die Ausgrabung zu erlauben, aber in Ybsambul hält es schwer, die Fellahs, obwohl sie nun den Werth des Geldes kennen gelernt, zur Arbeit zu bringen, und als sie angefangen, sie dabey zu erhalten. Doch gedeiht das Unternehmen in kurzer Zeit so, daß der Sand etwa zwanzig Fuß hoch abgeräumt wird; die kolossalen Figuren oberhalb des Eingangs werden ganz aufgedeckt, und die nördliche der riesenhaften vor dem Tempel sitzenden bis unter die Schultern. Fiengen aber nun die Fellahs an das Geld zu schätzen, so begann es Belzoni zu mangeln; er sah, daß zur völligen Aufgrabung noch viel Zeit nöthig sey. Darum schnell entschlossen nimmt er dem Kascheff das Versprechen ab, bis zu seiner Wiederkunft Niemanden graben zu lassen, bemerkt die Höhe des Sandes und geht unter Segel, um nach Aegypten zurück zu kehren.

In Philä will unser Reisender einen kleinen Obelisk (22 Fuß lang und an der Base 2 Fuß breit) einschiffen; weil aber ein Fahrzeug fehlt, nimmt er einstweilen förmlich Besitz davon im Namen des Generalconsuls Sr. Brittischen Majestät, und behält sich die Wegführung vor, welche denn später Anfeindungen und Streitigkeiten veranlaßt.

Nach Theben zurückgekommen, begegnet er den beyden Reisenden Cailliaud und Jacques, die den Nil hinaufgehen

*) So schreibt Belzoni statt Ipsambul oder Abussimbul.

wollen, und miethet ihr Fahrzeug zum Transport der Memnonsbüste. Während mit den Schiffern unterhandelt wird, läßt er Nachgrabungen in Karnak anstellen, und findet in wenig Tagen achtzehn Statuen, wovon sechs unverstümmelt, darunter eine lebensgroße von weißem Marmor, den Jupiter Ammon darstellend, jezt mit den übrigen ebenfalls im brittischen Museum. Zu gleicher Zeit beginnt er nach den Katakomben zu forschen. Endlich wird der Prozeß gegen die Schiffer, welche den Akkord zur Einschiffung des Kolosses nicht halten wollen, weil sie die Last fürchten, durch eine plözlich entstandene günstige Stimmung des Kascheffs entschieden, und nach einer Arbeit von drey Tagen der Stein glücklich vom Ufer des Nils auf die Barke gebracht. Mit diesem und den übrigen Antiken kehrt Belzoni nach Cairo, und von da nach Alexandria zurück, wo er nach einer Abwesenheit von sechs Monaten im Januar 1817 anlangt.

Der brittische Consul und Burkhardt trugen die Kosten des Transports der Büste gemeinschaftlich und Belzoni erhielt eine Gratifikation. An dem kolossalen Werke, wie es nun im brittischen Museum aufgestellt ist, sieht man das Gesicht vorzüglich gut erhalten, nur das rechte Ohr und ein Theil der Kalantika ist beschädigt. Ein Stück, das von den französischen Ingenieurs bey ihrem Versuch den Block hinwegzubringen, abgebrochen wurde, hat man in England wieder angefügt, wobey die außerordentliche Härte des Granits erprobt worden ist. Nach Belzoni's Benennung könnte man versucht seyn zu glauben, dieser Koloß sey die berühmte Memnonssäule gewesen, welche beym Sonnenaufgang den Klang hören ließ; es ist aber bekannt, daß lezterer in einem andern noch stehenden wiewohl sehr beschädigten Koloß zu suchen ist, von welchem denn auch neuere Reisende den Ton gehört haben wollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Sacro Convento in Assisi.

(Fortsezung.)

II. Untere Kirche.

Ehe ich zur Beschreibung der Gemälde in dieser Kirche übergehe, muß noch mit ein paar Worten des Hauptaltars Erwähnung geschehen, unter dem der heilige Franziskus begraben liegt. Er ruht auf 20 kurzen Säulchen, die zum Theil glatt, zum Theil aber gewunden sind, und deren Kapitäle aus verschiedentlich geschwungenen aber ziemlich barbarisch-geformten Akanthusblättern bestehen. Diese Säulen tragen Spizbogen, die wieder mit bunter Glasmosaik ausgefüllt und umgeben sind. Hierauf endlich ruht die Platte des Altares. — Der Zeit nach könnte man in Versuchung gerathen, diese Arbeit den Kosmaten *) zuzuschreiben, allein die Sage giebt ihr byzantinischen Ursprung, und das ist auch sehr wahrscheinlich; denn sie ist schlecht genug dafür, und die Mosaik in keinen vorzüglichen Mustern unordentlich zusammengesezt.

Von jedem der vier Pfeiler, die in den Winkeln der Kreuzes-Arme stehen, und durch die obere Kirche durchgehend, das ganze Gebäude zusammenhalten, geht nach den drey andern ein Bogen herüber, und diese Bogen bilden das Kreuzgewölbe, das gleich einem Baldachine das Grab des heiligen Franziskus bedeckt. Die sechs Rippen selbst sind mit Heiligenbildern und biblischen Sprüchen geziert, und der Schlußstein der sich durchkreuzenden bildet Gott den Vater ab. Durch diese Bogen wird das Gewölbe in vier eingeschlossene Räume getheilt, die mit symbolischen Bildern ausgefüllt sind.

Wir haben nun von vier Gemälden unsres Giotto zu reden, die nicht allein einstimmig für seine besten Arbeiten gehalten werden, sondern die in der unermeßlichen Fülle menschlicher Kunstwerke an Tiefe der Gedanken und Reichthum der Phantasie ziemlich einzig (?) dastehen. **) Diese Werke sind es, deren Großartigkeit nicht besser ausgesprochen werden konnte, als durch eine Sage, die Dante, dem göttlichen Dante, ihre Erfindung zuschreibt, oder wohl gar diesen Sänger des höchsten Liedes aus jener Welt herabsteigen läßt, um dem Künstler im Traume die Gedanken zu so wunderbaren Werken einzuflößen. **) Eine Beschreibung kann nur einen schwachen Begriff von dem Verdienst dieser Werke geben, da sie trennen muß, was der Künstler für gleichzeitige Wirkung berechnet hatte; aber sie ist von großem Nutzen, um demjenigen, der diese Gemälde zum erstenmale sieht, als Commentar der oft versteckten Allegorie zu dienen.

1) Auf der dem Hauptschiff zugekehrten Seite ist dargestellt, wie der heilige Franziskus sich mit der Armuth vermählt. Der Heilige nannte selbst die Armuth öfters seine Braut oder Gattin, ausgeführter aber finden wir das Gleichniß bey Dante, und, will man auch jene Sage für unbegründet halten, so scheint es doch gewiß, daß der große

*) S. über dieselben den P. della Valle zum Vasari T. I. p. 252. N. *) und Storia del Duomo d'Orvieto Roma 1791. 4°. pag. 264. nota a).

*) Lanzi (Storia pittor. I. 22.), der sonst kein großer Verehrer der alten Kunst ist, sagt: „Dieß ist vielleicht das Beste, was uns von seinen (Giotto's) Kunstwerken übrig ist; denn es sind deren noch in Ravenna, in Padova, in Rom, in Florenz und in Pisa. Ohne Zweifel ist es das geistreichste, in dem er hier mit dichterischen Bildern den Heiligen als Widersacher des Lasters und Anhänger der Tugend darstellt. Und es scheint mir, daß er damals die ersten Muster der symbolischen Malerey gab, die seinen bessern Nachfolgern so vertraut ist."

**) Vasari II. 93. Vor einer Fabel der lezten Art entsezen sich freylich die aufgeklärten Augen des P. della Valle. S. Nota *).

Dichter wenigstens die Erfindung dieſes Gemäldes durch ſeine Worte veranlaßt habe. Sie lauten ſo: *)

„Sie (die Sonne**)) war vom Aufgang noch nicht weit entfernt, als ſie anfieng, die Erde einige Wirkung von ihrer großen Kraft empfinden zu laſſen. Schon als Jüngling zog er ***) ſich den Krieg mit ſeinem Vater um eines Weibes willen zu, vor der, wie vor dem Tode, Niemand die Pforte des Vergnügens aufſchließt. Denn vor dem geiſtlichen Hofe ****) und in des Vaters Gegenwart vereinigt er ſich mit ihr. Nachher liebte er ſie von Tage zu Tage ſtärker. Eilfhundert Jahre und länger blieb dieß Weib, ihres erſten Mannes beraubt, in Dunkelheit verachtet und bis zu ihm unbegehrt. Ihr half weder die Kunde, daß der, der ſich der ganzen Welt furchtbar machte†), ſie mit Amyklas beym Schalle ſeiner Stimme ſicher fand.††) Noch half es ihr, ſo ſtandhaft und muthig zu ſeyn, daß wo Maria unten blieb, ſie auch aufs Kreuz mit Chriſto ſtieg. Aber, damit ich nicht weiter allzu verborgen rede, ſo nimm in meiner langen Rede nun Franziskus und Armuth für jene Liebenden."

Aehnlich, nur geſchmückter, hat Giotto denſelben Gegenſtand dargeſtellt.

Auf erhöhtem Erdreich erſcheint Chriſtus (der Armuth erſter Mann), der die Armuth, die dürftig und in ein weiſſes zerlumptes Gewand gekleidet iſt, als Gattin dem heiligen Franziskus zuführt. Zwey Buben ſtehen etwas tiefer und laſſen ihren Muthwillen an ihr aus. Der Eine ſtößt die Dornen, die vor ihr liegen, zwiſchen ihre nackten Fü der Andere wirft ſie mit Steinen, und ein kleiner Hund läuft bellend auf ſie zu. Umher ſtehen viele Engel und andere Leute. Am rechten Ende des Bildes, wo das Erdreich ſich herabſenkt, ſieht man einen Jüngling (vielleicht den heiligen Franziskus ſelbſt) der einem Armen ſeinen Mantel reicht. Wenn man die bittende Geſtalt des Armen betrachtet, der mit dem einen Arm ſich auf die Krücke ſtützt und den andern ausſtreckt, ſo möchte man ihm gleich auch ein Almoſen geben, und es ſcheint nicht möglich, dieß mit größerer Herzlichkeit zu thun, als in jenem Jünglinge ausgedrückt iſt. Zur Linken ermahnt ein Engel mehrere Männer beyzunehmen. Doch der Eine hält den Geldſack feſt. Auf der Hand des Andern ſitzt ein Raubvogel, und der Dritte legt die Hand auf die Bruſt, um anzudeuten, daß er an ſolchen Feſtlichkeiten keine Freude finde. Aber in der Luft ſchweben zwey Engel zu Gott dem Vater empor, der auf dem Schlußſteine abgebildet iſt. Der Eine reicht ihm das Gewand, das der Jüngling dem Armen ſchenkte, der Andere eine Kirche. *)

*) Dante Parad. XI. 55.

Non era ancor molto lontan dall' orto,
Ch' e' cominciò a far sentir la terra
Della sua gran virtude alcun conforto;
Che per tal donna giovinetto in guerra
Del padre corse, a cui, com' alla morte,
La porta del piacer nessun disserra:
E dinanzi alla sua spiritual corte
Et coram patre le si fece unito,
Poscia di dì in dì l'amò più forte.
Questa, privata del primo marito,
Mill' e cent' anni e più dispetta e scura
Fino a costui si stette senza invito.
Nè valse udir, che la trovò sicura
Con Amiclate al suon della sua voce
Colui, ch'a tutto 'l mondo fe' paura:
Nè valse esser costante, nè feroce,
Sì che, dove Maria rimase giuso,
Ella con Cristo salse insu la Croce.
Ma perch' io non proceda troppo chiuso,
Francesco e Povertà per questi amanti
Prendi oramai nel mio parlar diffuso.

**) Man erinnert ſich, daß Dante (Parad. XI. 42 ff.) den heil. Franziskus unter dem Bilde einer Sonne darſtellte.

***) Franziskus. Sole (die Sonne) iſt im Italieniſchen Masculinum, und daher verſchmelzen im Originale die Gränzen der bildlichen Rede.

****) In Gegenwart des Biſchofs.

†) Julius Cäſar.

††) S. Lucan. Phars. V. 513 u. ff.

*) Baſari p. 81. 82. iſt, wie gewöhnlich (außer Florenz und Arezzo), nicht beſonders genau. Ich will zur Vergleichung bey jedem dieſer vier Bilder ſeine Beſchreibung in der Anmerkung beyfügen: „Drittens ſieht man die Armuth, die mit bloßen Füßen auf Dornen tritt. Ein Hund verfolgt ſie bellend und ein Kind iſt dabey, das ſie mit Steinen wirft, und ein anderes, das ſich ein Geſchäft daraus macht, mit einem Stocke gewiſſe Dornenſträuche ihren Füßen zu nähern. Und dieſe Armuth ſieht man hier, wie Franziskus ſich mit ihr verheirathet, während Jeſus Chriſtus ſie bey der Hand hält, und nicht ohne myſtiſche Bedeutung Keuſchheit und Hoffnung gegenwärtig ſind." Weit genauer iſt die Beſchreibung des G. Angeli a. a. O. p. 33. 34., obgleich er, mit ſeltener Beſcheidenheit, verſichert, nur den Baſari auszuſchreiben.

(Die Fortſetzung folgt.)

London.

Von den Blättern, welche S. W. Reynolds nach den Werken des Sir Joshua Reynolds herausgibt, ſind bereits eilf Hefte erſchienen, jedes ſechs Blätter enthaltend. Es ſind darin ſowohl Malereyen als Skizzen dieſes Meiſters nachgebildet.

Ein anderes bedeutendes Werk ſind P. William Tomkins's „Kupferſtiche nach der Gemäldeſammlung des Marquis von Stafford, nach Schulen eingetheilt, chronologiſch geordnet, und mit Bemerkungen über jedes Gemälde von William Young Ottley Esq." 4 Bände in Folio.

Von denſelben erſcheint: „die brittiſche Gemäldegallerie eine Auswahl aus den beſten Werken alter Meiſter in Großbrittannien." 1 Band in Folio.

Druckfehler.

In Nr. 43. S. 170. Sp. 2. Z. 13. v. o. bittet man welchem ſtatt welchen zu leſen.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Funfzehnter Jahrgang.

1821.

Juni.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preiß des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . 3 fl.
das Kunſt-Blatt . . . 3 fl.

Für dieſen Preiß kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Anekdote von Jefferſon, dem vorigen Präſidenten der vereinigten Staaten. A. d. Engl. 138.
Die Ankunft der Araber in Spanien. Nach der Geſchichte der arabiſchen Herrſchaft in Spanien von Don Fr. A. Conde von Dr. Pfeilſchifter a. d. Spaniſchen überſetzt. 143. 144. 146. 148.

Länder- und Völkerkunde.

Einige Bruchſtücke aus Briefen über England. Von Heinrich Meidinger. 131. 132. 137. 138.
Bruchſtücke aus des Profeſſor M. A. Pictet von Genf Briefen aus Italien. A. d. Fr. 133. 134. 135. 136. 139. 141.
Pomare König von Otaheiti. 135.
Etwas über England. Auszüge aus dem Tagebuch des Herrn Jonathan Kentuky, eines Amerikaners. A. d. Engl. 140. 150. 151. 152.
Einige Nachrichten über die Neuſeeländer. A. d. Engl. 148.
Die neueſten Zeugniſſe über Karakter und Sitten der Javaneſer und der übrigen Volksſtämme des indiſchen Archipels. A. d. Engl. 153. 154. 156.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Neu entdecktes Arzneymittel. A. d. Fr. 132.
Muſikaliſches Tagebuch von und über Italien. 134.
Vergleichende Tabelle über die Zahl der von den Aſſiſenhöfen während der Jahre 1817, 1818 und 1819 in Frankreich gefällten Urtheile. 134.
Ehrwürdiger alter Klub in Breslau. 135.
Zuchthaus in London. 142.
Die Staats-Ehe. 145.
Nachricht von einer indiſchen Sutee. A. d. Engl. 147.
Eine geiſtliche Komödie. 152.
Armen-Weſen in China. 155.

Erzählungen.

Die beyden Schweſtern. (Fortſ.) 131. 132.
Liebestreue bey moraliſcher Verderbniß. A. d. Engl. 134.
Aberglaube und Grauſamkeit. A. d. Engl. 136. 137. 139. 140.
Klara oder die Erſcheinung im Kloſtergrunde. 141. 142. 144. 145. 148. 149. 152. 153. 154.
Bruchſtücke aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren von Goethe. 142. 143. 146. 147. 148.

Gedichte.

Jakobs Dienſtjahre. Sonett nach Camoens. Von Adrian. 132.
Charade. Glücksrad. 132.
Der Papagey und der Dichter. Ernſt Tittmann. 133.
Frühlingstage. 136.
In ein Stammbuch. Adrian. 137.
Der Kirchhof. Breitſchwerdt. 138.
Charade. Sonntag. 138.
Vom Heuberg herab. Moll. 143.
Charade. Spiegelfechterey. 144.
Die Labung des Sterbenden. Legende von J. R. Wyß. 147.
Parabel. Von Goethe. 148.
Zweyſilbige Charade. Spottgeld. Ad. 150.
Die Weiſen und die Leute. Von Goethe. 151.
Das Opfer des Themiſtokles. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Auffenberg. 155. 156.

Korreſpondenz.

Augsburg. 136.
Berlin. Müllner. 148.
Dresden. 138. 139.
F. 155.
Genf. 152.
Hamburg. 155. 156.
Leipzig. 133.
London. 132.
Madrid. 140. 141. 142.
Mitau. 135.
München. 151.
Paris. 131. 132. 134. 144. 145. 150. 152. 153.
Rom. 137. 147. 148. 151.
Aus der Schweiz. 137. 146.
Seelbach bey Lahr in Breisgau. 150.
Stuttgart. 139.
Wien. 143. 154.

Kunſt-Blatt.

Nro. 45.

Di Cennino di Drea Cennini, trattato della Pittura, messo in luce la prima volta con annotazioni dal cavaliere Gius. Tambroni. Roma 1821. 8vo. — Das Sacro Convento in Aſſiſi. (Fortſ.) — Rom. — Florenz, den 5. Mai 1821. — London.

Nr. 46.

Das Sacro Convento in Aſſiſi. (Beſchl.) — Mailand.

Nro. 47.

Belzoni's Reiſen in Aegypten und Nubien. (Fortſ.)

Nro. 48.

Die neue Reiterſtatue Heinrichs IV. am Pontneuf in Paris. — Belzoni's Reiſen in Aegypten und Nubien. (Beſchl.) — Rom, den 23. Mai 1821.

Nro. 49.

Der Tempel der Minerva Polias auf der Akropolis zu Athen. — Die neue Reiterſtatue Heinrichs IV. am Pontneuf in Paris. (Fortſ.)

Nro. 50.

Die neue Reiterſtatue Heinrichs IV. am Pontneuf in Paris. (Beſchl.) — Ueber den ſogenannten ſterbenden Fechter. — Stockholm. — München.

Nr. 51.

Blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand der Malerey, beſonders bey den Deutſchen, in: Fiorillo's, F. D., Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland ꝛc. Band IV. 1820. 8. von Seite 79 bis 116. — Lithographie. Sechs Anſichten des Heidelberger Schloſſes, auf Stein gezeichnet von Ernſt Fries. gr. Quer-Fol. 6 fl. — ber. — Wien.

Nro. 52.

Blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand der Malerey, beſonders bey den Deutſchen, in: Fiorillo's, F. D., Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland ꝛc. Band IV. 1820. 8. von Seite 79 bis 116. (Fortſ.) — Lithographie. Sifrids Tod, erfunden und gezeichnet von Fries. Heidelberg bey Mohr und Winter. Sehr gr. Quer-Fol. — ber. — Leipzig, Ende Mai 1821. A. W. — Breslau. Siegerts Panorama des Aetna und der Umgegend deſſelben. Bg. — Petersburg.

Literatur-Blatt.

Nr. 44.

Dichtkunſt. Des Quintus Horatius Flakkus vier Bücher der Oden in gereimter Ueberſetzung nebſt Erklärungen für gebildete Nichtgelehrte von Karl Ludwig Kannegießer, Doktor der Philoſophie und Rektor des Gymnaſiums zu Prenzlau. Prenzlau b. d. Ludw. Ragocyſchen Buchhandl. 1820. IV u. 308 S. 8. — Theaterkunſt. Dramaturgiſche Aphorismen von Friedrich Ludwig Schmidt, Mitdirektor des Hamburger Stadttheaters. Hamb. b. Hoffmann und Campe. 1820. 236 S. 8. — Italieniſche Literatur. (Fortſ.) — Ueberſicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris; Vertheilung der Akademiſchen Jahrespreiſe in der Sitzung vom 2. April 1821.

Nro. 45.

Länder- und Völkerkunde. Briefe über Italien. Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Fr. Lullin von Chateauvieux, von H. Hirzel. In zwey Theilen. Leipzig bey Reclam. 1821. 253 u. 204 S. 8. Mit 2 Titelkupfern. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Litteratur. Januar, Februar, März. — Ueberſicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris; Vertheilung der Akademiſchen Jahrespreiſe in der Sitzung vom 2. April 1821. (Beſchl.)

Nro. 46.

Periodiſche Literatur. Naturwiſſenſchaft. Oerſted's u. A. Entdeckungen über die magnetiſirenden Kräfte des electriſchen Stroms. In Gilbert's Annalen der Phyſik und phyſikaliſchen Chemie, Heft XI und XII 1820, Heft I und II 1821. Dr. Nürnberger. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. (Fortſ.) — Der fliegende Steindruck. M.

Nro. 47.

Kirchengeſchichte. Ueber die Unkirchlichkeit dieſer Zeit im proteſtantiſchen Deutſchlande. Den Gebildeten der proteſtantiſchen Kirche gewidmet von Dr. Karl Gottlieb Bretſchneider, OER u. Gen. Sup. zu Gotha. Gotha, bey Juſt. Perthes. 1820. VI u. 192 S. in gr. 8. (geh. 21 gr.) — Machination. — Auſtraliſcher Aſtronom.

Nro. 48.

Die Leipziger Büchermeſſe. Oſtern 1821.

Nro. 49.

Dichtkunſt. Paul Flemmings erleſene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit Flemmings Leben begleitet von Guſtav Schwab. Stuttgart und Tübingen i. d. Cotta'ſchen Buchhandl. 1820. LVI u. 240 S. gr. 8. — Kirchengeſchichte. Ueber die Unkirchlichkeit dieſer Zeit im proteſtantiſchen Deutſchlande. Den Gebildeten der proteſtantiſchen Kirche gewidmet von Dr. K. G. Bretſchneider. (Beſchl.) — Trochäen.

Nro. 50.

Die Leipziger Büchermeſſe. Oſtern 1821. (Fortſ.)

Nro. 51.

Die Leipziger Büchermeſſe. Oſtern 1821. (Fortſ.)

Nro. 52.

Die Leipziger Büchermeſſe. Oſtern 1821. (Fortſ.)

Nro. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Juni 1821.

In allen Pflichten sey uns erste Pflicht
Vergessenheit sein selber, so geräth uns
Unser Werk, und süß ist jede That,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frey
Und groß und ewig und allwirkend macht.

Herder.

Die beyden Schwestern.

(Fortsetzung.)

Daß auch auf so vorzügliche, in so vielfacher Rücksicht ausgezeichnete Menschen der Zauber der Schönheit diesen mächtigen Einfluß übe; daß auch hier der lieblichen Blume, die neben ihr blüht, alles das gleichsam von selbst zufalle, was sie vielleicht in langer Zeit mit allen Wünschen und Streben nicht würde erreicht haben, — das hatte Marie erst jezt in seiner ganzen niederschlagenden Klarheit erfahren. Immer tiefer verstrickte sie sich in schwermüthigen Vergleichungen ihres Looses mit dem ihrer Schwester, und diese waren es, denen sie zu entreißen, wir vor wenigen Augenblicken die treuherzige Johanne zwar gutmeynend, aber völlig vergeblich bemüht sahen. —

Anna war nichts weniger als kalt oder unfreundlich gegen ihre Schwester gesinnt; allein wer immer fröhlich gewesen ist, an dem gehen leisere Aeußerungen des Schmerzes oder der Trauer leicht unbeachtet vorüber. So war es auch hier geschehen; sie hatte bisher gar keine Ahnung von dem, was Mariens Seele oft so niederschlagend beschäftigte; sie versezte sich gar nicht in ihre Lage, und so acht- und sorglos wie sie war, bemerkte sie selbst auch weit weniger, als diese, die großen Vorzüge, die ihr in allen gesellschaftlichen Verhältnissen mit jedem Tage mehr zu Theil wurden. Erst jezt, nach jenem Besuche des Fremden, da das Stille und Traurige in Mariens Wesen immer auffallender ward, blieb es auch von ihr nicht mehr ganz unbemerkt, und mit freundlicher Gutmüthigkeit fragte sie sie um die Ursache ihres Trübsinns. Allein diese konnte und wollte ihr freylich Marie fast weniger als jeder andern sagen. Anna, die gar nicht gewohnt war, so schnell aufzugeben, was sie einmal gewollt hatte, wandte sich nun an Johanna, und es ward ihr nicht schwer, erst in halben Worten und dann in vollständiger Erklärung, alles von ihr zu erfahren, was sie selbst aus einzelnen Aeußerungen Mariens über den Grund ihrer Schwermuth erfahren hatte. Denn das Verlangen zu erzählen, ließ sie völlig vergessen, wie oft diese sie dringend gebeten hatte, ihrer Schwester von jenen Aeßerungen nie, auch selbst die allerleiseste zu verrathen.

O das ist doch zu hart, rief Anna, als Johanna ausgesprochen hatte, mit ihrer ganzen kindlichen Lebhaftigkeit aus. Ich fühle recht gut, daß Marie weit mehr als ich verdient, immer froh und glücklich zu seyn, und nun sollte ich gar selbst Anlaß geben, daß sie es nicht ist? Nein, nein, das muß anders werden! Gewiß, ich will mein Möglichstes thun, sie zu erheitern, und dann wird es mir ja auch gelingen. Der Vater sagte erst gestern, was man ernstlich wolle, das könne man auch. Nun hier will ich gewiß recht ernstlich! Denn wahrlich, ich wüsste es ja jezt kaum zu ertragen, wenn ich Marien nicht bald wieder heiterer sehen sollte! —

Wirklich war seit dem Tage das liebe Mädchen augenscheinlich verändert. Sie, die sonst oft rasch und achtlos an der ernsten Schwester vorübergeeilt war, suchte sie jezt mit der liebevollsten Herzlichkeit auf, und strebte mit so

freundlichem Eifer, ſie zu zerſtreuen und ihr Freude zu machen, daß Marie eben ſo überraſcht als gerührt ward. War jezt eine ermüdende Arbeit, welche ſie ſchon lange ſcheute, von fremder Hand in heimlicher Geſchäftigkeit für ſie vollendet; fand ſie neue Muſikalien, welche ſie ſich gewünſcht hatte, doch ganz ohne Hoffnung ihren Wunſch erfüllt zu ſehen, nach einigen Tagen auf ihrem Notenpult; ſchimmerte ihr von ihrem Arbeitstiſch bald eine ſchöne Blume, bald eine geſchmackvolle Stickerey entgegen, die mit dem ſorgfältigſten Fleiße für ſie gearbeitet war — dann war es immer Anna und keine andere, welcher ſie dieſe liebevolle Aufmerkſamkeiten zu danken hatte. Und ſie thaten Mariens Herzen um ſo mehr wohl, da ſie ihr im Laufe des Lebens bisher noch ſparſam und ſelten zu Theil geworden waren.

Auch im geſelligen Leben ſuchte Anna der ſtillen, oft ſchüchternen Schweſter wohlzuthun, wo ſie nur konnte; und ihr Herz lehrte ſie bald die Schonung und Feinheit, deren es dabey bedurfte. Nie Marien aus dem Auge verlierend, war ſie die erſte, ſie aufzuſuchen, und bald durch heitern Scherz, bald durch leicht gefundene Frage wieder mit ins Geſpräch zu ziehen, wenn ſie ſie überſehen und einſam fand. So lernten manche, welche die nur zu ſehr in ſich Zurückgezogene bisher faſt gar nicht bemerkt hatten, ſie jezt erſt kennen; und ſo gewann ſie allmählig das Wohlwollen mehrerer, welche ſie bisher gleichgültig behandelt hatten.

Gerührt und dankbar, aber auch nicht ohne ein ſchmerzliches Gefühl von Beſchämung, erkannte Marie den treuen Willen der Schweſter. Mit bitterem Vorwurf geſtand ſie ſich ſelbſt, wie ſehr viel edler Anna jezt erſcheine, als ſie mit ihrem doch immer etwas ſelbſtſüchtigen Grübeln über die Nachtheile einer Lage, die nicht zu ändern war; und ihr feſte Vorſatz, ernſtlich gegen ähnliche Grübeleyen zu kämpfen, war die Folge davon. Dieſe von Egoismus genährten Feinde wurden auch nun immer ſtiller und ſtiller in ihrer Bruſt. Anna war ja jedes Lobes, jeder Auszeichnung ſo werth! Schon einigemal hatte Marie ſich über den Beyfall, der ihr zu Theil geworden war, faſt ſo herzlich mitfreuen können, als habe ſie ſelbſt ihn geerntet, und durch dies Gefühl in ſich ſelbſt erhoben, ſtrebte ſie die edlere Richtung ſorgſam mit Liebe und Innigkeit zu nähren, und ſo brachen ſchon die erſten Strahlen eines neuen ſchöneren Tages in ihr bisher ſo trübes Leben hinein.

(Der Beſchluß folgt.)

Einige Bruchſtücke aus Briefen über England von Heinrich Meidinger. *)

Ankunft in England.

Es war an einem ſchönen, friſchen Morgen, als ich in Begleitung einiger Franzoſen und Engländer in Dover an's Land ſtieg. In Calais muſſte ich mehrere Tage verweilen, weil der ſtürmiſchen Witterung wegen kein Paquetboot im Hafen war, und erſt eins von der engliſchen Küſte erwartet wurde. Bey der Ueberfahrt über den Kanal iſt die Eiferſucht zwiſchen Frankreich und England noch immer ſichtbar, ſo wie die Ueberlegenheit der engliſchen Schiffahrt über die franzöſiſche. Jedes franzöſiſche Paquetboot muß in Dover bedeutende Hafengebühren entrichten, und ſo umgekehrt jedes engliſche in Calais, daher kein Paquetboot, wenn es nicht gerade das Briefe-Felleiſen (mail) führt, abfahren kann, ohne ſich durch eine gewiſſe Anzahl Paſſagiere oder erhöhten Preis für ſeine Reiſe gedeckt zu ſehen *). Dabey blickt der engliſche Capitain mit Stolz und öfters Verachtung auf den franzöſiſchen, der ſeinerſeits mit Hitze über den engliſchen eifert. Gewöhnlich geht jedoch lezterer in Hinſicht der Abreiſe ehrlicher zu Werke, da man ſich jederzeit auf die Stunde der Abfahrt bey ihm verlaſſen kann, während die franzöſiſchen Schiffe öfters noch einen ganzen Tag über die verſprochene Zeit liegen bleiben, um immer noch neu ankommende Paſſagiere einzunehmen. Auch herrſcht auf den engliſchen Schiffen weit mehr Ruhe und Bekanntſchaft mit dem Meere, als auf den franzöſiſchen, wo oft bey der geringſten Windveränderung Unruhe und Durcheinanderlaufen ſichtbar wird, welches auf die ohnehin ängſtlichen Reiſenden nachtheilig zurückwirkt. Die ſchnellſte Zeit der Ueberfahrt iſt 2½ Stunde, der gewöhnliche Preis im Sommer ½ Guinee, oft auch nur 8 Schilling; im Winter dagegen ein bisweilen auch zwey Guineen. Der Banquier Baring aus London war bey meiner Ankunft in Calais, und wartete mit mir auf das Paquetboot. Da es ihm aber zu lange währte, miethete er an einem windſtillen Nachmittag für ſechs Guineen ein offenes Boot mit ſechs Ruderern, und ſezte mit ſeinem Bedienten in vier Stunden hinüber. Ein Wageſtück, das bey gutem Wetter nichts zu bedeuten hat, bey eintretender ſchlechter Witterung aber traurige Folgen haben kann.

Die ganze franzöſiſche Küſte, die bekanntlich von Breſt bis Holland keinen einzigen ſichern Hafen darbietet, war durch den ſchrecklichen Sturm wenige Tage vorher, mit

---

*) Briefe von einer Reiſe in England, Schottland und Irland im Sommer 1820, von Heinrich Meidinger; welche in wenigen Monaten in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart erſcheinen werden.

*) Zwiſchen Calais und Dover, und Boulogne und Dover gehen im Sommer vier engliſche und drey franzöſiſche Paquetboote — zwiſchen Dieppe und Brighton blos zwey engliſche, und zwiſchen Oſtende und Margate und Dower zwey engliſche. Von Harwich gehen jeden Mittwoch und Sonnabend drey engliſche Paquetboote, eins nach Holland, eins nach Hamburg und eins nach Gothenburg mit den Briefefelleiſen (mails). Dieſe fahren regelmäßig Sommer und Winter, doch wechſeln ſie unter einander ab. Die nach Hamburg und Gothenburg fahren das nächſte Jahr zwiſchen Holland und ſo umgekehrt.

Nach Antwerpen geht von London direkt alle acht Tage ein Schiff mit Gütern und Paſſagieren.

Trümmern von Schiffen bedeckt. Nur allein zwischen Calais und Dünkirchen lagen 42 meistens englische Schiffe, die zwar nur auf den Sand getrieben waren, aber so hoch an's Ufer, daß sie nie wieder flott gemacht werden konnten, und deßhalb auf den Abbruch verkauft werden mußten. Ein herrlicher Amerikaner lag dicht vor dem Hafen von Calais, und theilte gleiches Schicksal mit den übrigen.

Bey dem ersten Tritt auf englischen Boden glaubt sich der Neuankommende im ersten Augenblick in einen fernen Welttheil versezt. Bauart und Kleidung sind von denen der gegenüber liegenden Küste gänzlich verschieden. Die Häuser sind mehr nach italischer Art und mit flachen Dächern. Mädchen und Frauen tragen spanische Mäntel mit Hüten und Schleyern. Die Männer sind fast alle in dunkler Kleidung und bis auf den geringsten Beamten und Krämer sauber gekleidet. Eine frische, muntere Jugend spielt auf dem Strande. Ueberall kräftiges und gediegenes Wesen, überall Leben und Thätigkeit, und doch mitten im Leben Ruhe.

In Dover bestieg ich das weitläuftige alte Schloß, das, wie eine Wetterwolke, dräuend und gewaltig nach Frankreich hinüberlenchtet. Eine ungeheure Kanone 24 Fuß lang von van Tolhuys in Utrecht 1544 gegossen und der Königin Elisabeth von den holländischen Staaten zum Geschenk gemacht, liegt dicht vor dem Schlosse auf einem kleinen freyen Platz, und scheint Tod und Verderben dem entgegenzusenden, der es wagen möchte, ohne Zuthun und Wissen seiner Regentin den englischen Boden zu betreten. Vor 38 Jahren wurde sie das leztemal bey der Genesung des Königs abgefeuert. Jezt ist sie, durch mehrere Sprünge an der Mündung nicht mehr brauchbar und blos der Zierde wegen vorhanden. Das alte Schloß — welches als der Schlüssel von England betrachtet wird, — war schon zu Julius Cäsars Zeiten ein römisches Castell, wovon noch zwey alte Thürme sichtbar — wurde späterhin durch Wilhelm den Eroberer stark befestigt und in den neueren Zeiten erweitert und verstärkt, so daß es jezt im Nothfall über 10,000 Mann fassen kann. Die gewöhnliche Garnison in Kriegszeiten ist jedoch nur 2000 Mann, und in Friedenszeiten nur 300 Mann. In der Mitte des Schloßhofs steht das von Wilhelm dem Eroberer erbaute viereckige Castell mit dicken Mauern und 60 Kanonen besezt, als eine eigene kleine Festung von den übrigen Gebäuden völlig abgesondert, mit großer Rüstkammer im Innern. Der ganze Felsen, worauf das Schloß steht, ist unterminirt und mit Kasematten versehen, und hängt mit einer starken Schanze auf einem gegenüber liegenden Hügel zusammen, zu welcher aus dem Städtchen Dover selbst eine besondere steinerne Doppeltreppe von 250 Stufen führt. Auf dem Schlosse und in der Schanze liegen zusammen 300 Stück Kanonen und 60 Mörser.

Die Wohnung des Gouverneurs ist einfach und die Wände blos mit Holz bekleidet. Die Zimmer dienen jezt dem Bruder des Königs, Herzog von Clarence, zum Sommeraufenthalt. Aus den Fenstern hat man die herrlichste Aussicht. Vor mir lag klar und deutlich im hellen Morgenschimmer die weiße französische Küste mit den Thürmen von Calais und Boulogne. Unzählige Schiffe durchzogen, mit leuchtenden Segeln nach allen Richtungen hin, den Kanal. Draußen auf der Rhede lagen drey stolze Kriegsschiffe vor Anker, und unten in der Tiefe rauchte still und friedlich das Städtchen Dover mit seinen sich hart an die Kreidefelsen schmiegenden Häusern.

Londner Kaufläden.

Der Reichthum und immer zunehmende äußere Glanz der Kaufläden ist außerordentlich. In Fleet Street hat sich seit Kurzem wieder ein Laden eröffnet, wo die feinsten indischen Gewebe und Tücher auf Tischen von lauter Glas ausgebreitet liegen. Dazwischen prächtige Spiegelpfeiler und sogar die Decke von Glas, die von allen Seiten die Gegenstände hundertfältig zurückstrahlen. So ist auch im Strand ein Goldhändler und Juwelier, der im Besitz aller Reichthümer zu seyn scheint, die Aladdin's Lampe je an's Licht der Welt gezaubert hat. Hunderte von Dosen und Uhren, mit schimmernden und blitzenden Diamanten bedeckt, liegen hinter den Fenstern. Dazwischen ganze Bestecke von goldnen Messern und Gabeln, in blaußammtnen Futteralen, und Löffel von allen Größen, vom kleinsten Theelöffel bis zum großen Vorlegelöffel, nebst Tellern und Leuchtern von gediegenem Golde. Sogar besizt derselbe mehrere goldne Schalen von 1½ bis 2 Schuh im Durchmesser, deren Preis bis zur ungeheuren Summe von 1000 Guineen hinauf steigt. Der ganze Laden dieses Mannes soll über zwey Millionen Gulden werth seyn, und so giebt es vielleicht dreyßig und mehrere, zwar von geringerer Bedeutung, aber noch immer sehr reich, ohne der erstaunlichen Anzahl Silberhändler zu gedenken, die gerade das in Silber besitzen, was ihre reichern Brüder in Gold aufzeigen. Ein Mann, der in diesem Artikel bewandert ist, glaubt in seiner Angabe nicht übertrieben zu seyn, wenn er den Werth sämmtlicher Juwelen und Gold- und Silberwaaren in London auf funfzig Millionen Guineen oder sechshundert Millionen Gulden anschlägt, eine Summe, deren bloße Erwähnung schon im Stande wäre, einen echten Geizhals von Sinnen zu bringen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 8. Mai.

Um die landwirthschaftlichen Anlagen eines Bekannten, des Hrn. v. ** ehemaligen Präfekten eines der Rheindepartemente, zu besichtigen, beschloß ich, die Ostertage zu Vieux-Maisons, einem Dorfe an der Straße nach Nancy, zehn Meilen von Paris zuzubringen, und nahm am Sonnabend vor Ostern die Nancyer Diligence. In der Woche vor und nach Ostern sind fast alle französischen Diligencen mit Schauspielern aus den Provinzen angefüllt, und beynahe das ganze dramatische Korps rollt auf den Landstraßen einher; Tragiker und Komiker, Liebhaber und

Duegnen durchkreuzen sich in allen Richtungen, die im Süden lebten, ziehen gen Norden, und die westlichen reisen nach Osten. Alle theatralischen Engagements beginnen nämlich in Frankreich mit Ostern; vermittelst der Theateragenten, die in Paris wohnen, werden also die Sujets auch auf diese Zeit bestellt, und sobald im Anfange der Charwoche die Theatervorstellungen geschlossen worden sind, so fliegen die Schauspieler rechts und links auseinander, um sich auf ihren neuen Posten zu begeben, und sogleich nach Ostern, vielleicht hundert Meilen von ihrem vorigen Standorte wieder aufzutreten. Die Theaterdirektoren zahlen, wie es scheint, die Kosten dieser Versetzungen; zusammengerechnet müssen sie sich auf eine ungeheure Summe belaufen, und den Unternehmern der Fuhrwerke sehr einträglich seyn. Vermittelst dergleichen Transporte kann sich ein Schauspieler in Zeit von vierzehn Tagen das Vergnügen verschaffen, an einem Orte ausgepfiffen, und an einem andern tüchtig beklatscht zu werden. Wer an einem Orte dem Publikum nicht gefällt, erwartet mit Ungeduld die kommenden Ostern, um sich weit wegzubegeben, und anderswo sein Heil zu versuchen, und das Publikum, das eines Schauspielers müde ist, sieht auch mit Ungeduld der Wiedereröffnung der Bühne und der Wiedererneuerung der Truppe entgegen. Es ist nichts seltenes, daß, wenn das Publikum allzulaut sein Mißvergnügen über einen Schauspieler zu erkennen gibt, der Direktor es ergebenst bittet, bis Ostern Geduld zu haben, da er vor dieser Zeit den mißfallenden Schauspieler nicht ersetzen könne; und dieser Beweggrund ist so vollwichtig, daß sich die Zuschauer damit zu begnügen pflegen. Aber schlimm ist der Direktor daran, wenn einer der neu auftretenden Schauspieler das Unglück hat, dem Publikum zu mißfallen; denn alsdann muß er ihn den Zuschauern gleichsam aufdringen, weil er bis zum folgenden Jahre nicht leicht Mittel findet, einen tauglichern auftreten zu lassen. Da jedoch die Direktoren meistentheils das Privilegium eines ganzen Theaterarrondissements haben, so bleibt ihnen noch ein Hülfsweg offen, derjenige nämlich, daß sie den mißfallenden Schauspieler auf einer andern von ihrer Direktion abhängigen Bühne auftreten lassen; mehrere Direktoren lassen auch eine einzige Truppe einen Theil des Jahrs hindurch in den Städten ihres Arrondissements umher reisen, und auf dieser Wanderung geben dann die schlechten Schauspieler mit den bessern ziemlich leicht durch. Solche wandernde Truppen sind daher auch gewöhnlich sehr mittelmäßig, und gute Schauspieler machen es zur Bedingung, daß sie nicht zu wandern brauchen.

Die Nancyer Diligence war dießmal voll von Schauspielern und Schauspielerinnen, die aus Hâvre, Caen, Orleans u. s. w. kamen, und nach Nancy, Metz und Strasburg verschrieben waren. In den französischen komischen Romanen werden die Schauspieler aus der Provinz als armselige mit den Ueberresten ehemaliger Herrlichkeit gekleidete, pedantische Leute geschildert; vielleicht war diese Schilderung ehemals richtig, als die Sitten noch nicht so verfeinert waren wie jetzt. Die heutigen Schauspieler legen in ihrer Kleidung sowol als in ihrem ganzen Betragen eben so viel Anstand an den Tag, als die andern Klassen der Gesellschaft, und aus ihrem Aeußern würde sich ihr Stand schwerlich errathen lassen, wenn nicht ihr Gespräch sich unaufhörlich auf ihre Beschäftigung hinlenkte. Das Theater wurde auch sogleich bey meinen Reisegefährten der Angelpunkt, worauf sich die ganze Reise hindurch ihre Unterhaltung drehte. Alles Uebrige schien ihnen völlig fremd, und auch nicht von dem mindesten Interesse zu seyn. Sie verriethen eine gänzliche Unkunde in der Reiseroute, die sie hinter sich zu legen hatten, und konnten kaum die Namen der Städte im Gedächtnisse behalten; ein Beweis von der Einseitigkeit ihrer Bildung, da sie wahrscheinlich von Jugend auf sich blos auf ihren Stand verlegt hatten. Nicht wenig auffallend für mich war es, wie eine Schauspielerinn ihrem vierjährigen Kinde in der Ferne eine Heerde Schaafe und den Schäfer mit den Worten zeigte: Siehst du, mein Kind, dieß ist eine wirkliche Heerde; und wie das Kind antwortete: O der Schäfer ist nicht so schön wie auf dem Theater! Ich hatte bisher geglaubt, daß es eine Uebertreibung wäre, wenn man behauptete, daß es Pariser gäbe, welche Berge, Felsen und Thäler blos durch die Theaterdekorationen kennten; allein nunmehr sehe ich ein, wie es Leute geben kann, welche die Natur und das Land blos auf der Bühne gesehen haben. Diejenigen Schauspieler, welche aus Hâvre kamen, klagten außerordentlich über die Unbarmherzigkeit des dortigen Publikums, welches in Zeit von einem Jahre, ich weiß nicht wie viele Ellevions, Triats, Martins u. s. w. ausgepfiffen und verworfen habe. Ich bemerke im Vorübergehen, daß in der französischen Schauspielersprache die Rollen der Operetten nach denjenigen benannt werden, die sich in denselben auf der Operettenbühne zu Paris ausgezeichnet haben. Wenn man mit diesen Ausdrücken nicht vertraut ist, so lautet es komisch, daß man einen Ellevion verschrieben habe, daß zwey Martins durchgefallen seyn u. s. w. Das Hâvrer Publikum soll mit den armen Schauspielern außerordentlich barsch verfahren, und bey einem Verstoße derselben sie sogleich zwingen, öffentliche Abbitte zu thun. Sogar der Musikdirektor, dem bey dem Gepolter des Parterre einmal eine unsanfte Aeußerung wider dasselbe entfahren war, hatte sollen im Orchester um Verzeihung bitten; er aber hatte sich dieser Demüthigung nicht unterworfen, sondern lieber den Staub von seinen Füßen geschüttelt, und anderswo seine harmonische Laufbahn fortgesetzt. In Frankreich ist solch ein Betragen allerdings auffallend; allein man muß sich erinnern, daß Hâvre eine Seestadt ist; wahrscheinlich wird das Theater dort häufig von Seeleuten besucht, die natürlich etwas matrosenartiges mit hineinbringen. Der Gehalt eines Schauspielers von gewöhnlichem Schlage scheint sich monatlich auf hundert Franken zu belaufen: was drüber ist, wird abs und zugedungen, je nachdem der Direktor oder der Schauspieler benöthigt ist, schnell abzuschließen. Ist der Schauspieler nun verheirathet und verdient seine Frau ungefähr eben so viel, so kann das Paar ordentlich leben. Trauer- und Lustspiele scheinen in den Provinzstädten, die größten abgerechnet, wenig Glück zu machen; in der That müssen diese sehr gut aufgeführt werden, um allen Klassen zu gefallen. Dagegen finden die meisten Operetten und Vaudevilles der Pariser Bühnen auch Beyfall auf den Provinzialbühnen; von den neuern großen Opern sind hauptsächlich die Vestalin und die Nachtigall (?) in den Provinzstädten zu Lieblingsstücken geworden; in diesen versuchen sich daher auch häufig, die neu eintretenden Sänger und Sängerinnen. Ehe ich meine Reisegefährten verlasse, kann ich nicht umhin, die Unparteylichkeit und Gerechtigkeit zu rühmen, die sie dem Talente ihrer entfernten Mitbrüder und Mitschwestern, wie auch dem Betragen ihrer Direktoren, widerfahren ließen. Von einer ihrer Mitschauspielerinnen, die im Laufe des Jahres gestorben war, erzählten sie, sie sey so sehr bedauert worden, daß die ganze Stadt sie zu Grabe geleitet habe, und daß, als der Bischof sich geweigert habe, das Seelenamt über ihren Leichnam zu halten, das Volk ihn dazu gezwungen habe. Sonderbar ist es, daß die Polizey, die sich doch in alles mengt, bey diesen so häufig sich ereignenden Beyspielen geistlicher Intoleranz und Herrschsucht in Frankreich still schweigt, und daß die Regierung der Clerisey keine allgemeinen Verhaltungsbefehle ertheilt, wodurch solchem Aergernisse vorgebeugt würde. Man sollte glauben, die Regierung habe nicht den Muth, der Clerisey hierüber etwas vorzuschreiben, und überlasse es dem Volke, bey ähnlichen Auftritten die Geistlichkeit zurechtzuweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 44.

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. Juni 1821.

Dichtkunst.

Des Quintus Horatius Flakkus vier Bücher der Oden in gereimter Ueberſetzung nebſt Erklärungen für gebildete Nichtgelehrte von Karl Ludwig Kannegießer, Doktor der Philoſophie und Rektor des Gymnaſiums zu Prenzlau. Prenzlau i. d. Ludw. Ragoczyſchen Buchhandl. 1820. IV u. 308 S. 8.

Gereimt wird bey Ueberſetzungen der Alten von pedantiſchen Kunſtrichtern für ungereimt gehalten. Rec. iſt dieſer Meinung nicht; er ſieht nicht ein, warum wir nicht eben ſowol einen gereimten Horaz haben ſollen, wie die Franzoſen; aber dennoch hat er bey Leſung dieſes gereimten Horaz häufig gewünſcht, daß er ungereimt ſeyn möchte.

An Lydia. (I, 8.)

Bey allen Göttern, ſprich, wozu die Haſt
Zu opfern, Lydia, mit Liebeswonne
Den Sybaris, daß er das Marsfeld haßt,
Er (,) ſonſt gehärtet gegen Staub und Sonne.

„Einen Jüngling mit Liebeswonne opfern," wie mancherley kann das heißen? wie wenig erreicht es die Perſpicuität des Originals: Sybarin cur properas amando perdere? Rec. hat dieſe Ode ſelbſt einmal ungereimt überſetzt; er mag damit nicht gegen den Rektor (des Gymnaſiums zu Prenzlau) in den Kampf ziehen, denn er war damals noch Schüler auf einem Gymnaſium — kaum Primaner; aber verſtändlicher wäre ſie den „gebildeten Nichtgelehrten" doch wohl:

Sag, Lidia, bey allen Göttern,
Was eilſt du ſo, den Sybaris
Durch's Spiel der Liebe zu verderben?

Warum muß er, des Staubes Wolken,
Den Stich der Sonne ſonſt gewohnt,
Jezt Mavors offnen Kampfplatz haſſen?

Er that ſich auch unter ſeinen Comilitonen (vielleicht entſinnen ſich manche noch der Sache) nicht wenig darauf zu Gute; aber noch eh' er das Gymnaſium verließ, trieb ihn ein Neidhart in die Enge, indem er den eben erſchienenen „Horaz, lateiniſch und deutſch mit Anmerkungen für junge Leute von M. Jakob Friedrich Schmidt" (die 3te Auflage 1793 Gotha b. Ettinger) als Chriſtgeſchenk von Hauſe bekam, und darinnen eine viel beſſere, dem Original ſich weit näher anſchließende Ueberſetzung fand:

Lydia, die, per omnes
Te Deos oro, Sybarin
Cur properas amando

Perdere? cur apricum
Oderit campum, patiens
Pulveris atque solis?

Lydia, ſag, ich bitte
Bey den Göttern, ſage warum
Eilſt du ſo, durch Minne

Sybaris aufzureiben?
Der ſonſt Staub und Sonne vertrug,
Liebt er noch freyen Kampfplatz?

Freylich auch ungereimt; aber man vergleiche nur einmal weiter! nämlich:

a) den Gymnaſiaſten:

Was fürchtet er die goldne Fluth
Der Tiber? Sag, was meidet er
Vorſichtiger, als Blut der Otter,
Was unſre nackten Ringer glättet?
Warum trägt er die blauen Spuren
Nicht auf dem nervenreichen Arm,
Daß er oft ruhmvoll ſeinen Diſcus —
Oft über's Ziel den Wurfſpieß warf?

b) den Magiſter (Schmidt):

— — Wagt er
In den gelben Tiber ſich noch?
Flieht er nicht Kämpferſalbe
Aerger, als Blut der Ottern?
Weiſt er blauen, ſtrienigten Arm,
Spuren von ſchwerer Rüſtung?
Schleudert er noch den Wurfſpieß
Und den raſchen Diſcus hinaus
Ueber das Ziel? —

c) den Rektor:

Daß er — — — —
Nicht mehr im goldnen Tiber ſich will kühlen
Das Oel mehr ſcheuet, als der Viper Zahn,
Den Arm nicht blau ſich trägt im Waffentanze,
Er, den wir oft die Scheibe werfen ſahn
Weit über's Mal hinaus, gleichwie die Lanze.

Wie viel dunkler iſt das Oel (Olivenöl ſagt Horaz)

unſeres Rektors, als die Kämpferſalbe des Magiſters! Wie hat der Reim, indem er aus dem Blute der Viper einen Zahn machte, die Klarheit der Ideenverbindung geſtört! Und wie ſchleppt ſich die Lanze, mit ihrem bleyernen Flickworte gleichwie (für wie, und) am Schafte, proſaiſch hinterher, anſtatt poetiſch zum Ziele zu fliegen!

Die zweyte Ode deſſelben Buchs, an Cäſar Auguſtus, ſchließt bey Schmidt im Vermaaße des Originals:

— — Liebe vielmehr Triumphe,
Lieb' es, daß wir Vater und Fürſt dich nennen,
Und kein Meder nahe ſich ſtraflos, nun du
Herrſcheſt, o Cäſar.

Was hat Herr K. aus dem: Neu sinas Medos equitare invitos, te duce, Caesar! gemacht?

Laß hier vielmehr dich in Triumphesweiſen (,)
Dich mit dem Namen Fürſt und Vater preiſen;
Und daß das Roß des Meders ſtraflos ſchnaubt,
Sey, führeſt du, nicht länger ihm erlaubt.

In der Ode an die bandusiſche Quelle (III. 13.) will der Ueberſetzer

Dir (der Quelle) weihn eines Böckleins jugendlich Blut,
Schon ruft zur Lieb' ihn (es, das Böcklein) der freudige Muth.
Die Stirne keimt ihm ſchon (cornibus nämlich) doch ach,
(empfindſamer Horaz!)
Bald färbet dich, o kühler Bach,
Der fröhliche Sprößling der Heerde mit Blut.

Schon dieſes badinirende Dactylengehüpf' iſt wider den Geiſt der Ode, die den beſungenen Quell adeln ſoll, (fies nobilium tu quoque fontium) und den der, wenn er im Original ihn nicht wahrnahm, wenigſtens aus Bürger's Nachbildung (an die Nymphe des Negenborns, Ged. Thl. 1. S. 137. Reinhard's Ausg.) hätte herausfühlen können: eine Nachbildung, auf welche Jani in ſeiner Ausgabe des Horaz aufmerkſam gemacht hat.

Am Schluſſe der zweyten Ode, V. 3. ſagt Schmidt:

— — — Dieſpiter
Hat oft im Zorn mit Frevlern den Redlichen
Hinweggerafft, und ſelten iſt das Laſter
Der hinkenden Straf' entflohen.

Das entſpricht ganz der einfachen Würde des Originals:

— — — saepe Diespiter
Neglectus incesto addidit integrum;
Raro antecedentem scelestum
Deseruit pede poena claudo.

Herr K. überſetzt:

Weil bey Dieſpiters gereiztem Schelten
Mit dem Verruchten oft der Fromme ſinkt;
Den Frevler, läuft er gleich vorauf — nur ſelten
Erreicht die Straf' ihn nicht, wenn ſie gleich hinkt.

Wenn an dieſer Strophe irgend etwas gelobt werden ſollte; ſo müßt' es der Umſtand ſeyn, daß ſie auf ihren zwey Hinterfüßen eben ſo anſchaulich hinkt, wie die Strafe. (Warum nicht wenigſtens: „Obſchon ſie hinkt" ∪ — ∪ —) Das Schelten Dieſpiters iſt eine wahrhaft lächerliche Reimgeburt.

Es folgt das berühmte Justum et tenacem, das ja wohl die meiſten Leſer auswendig wiſſen. Herr K. hebt an:

Den wackern und den wankelloſen Mann
Ficht kein Befehl empörter Bürger an.

Wankellos? Vielleicht ein Druckfehler für wandellos. Aber die gleichfolgenden „Tyrannendräuerblicke" ſind ein übelgebautes Sammwort, weil der Sinn wankt, je nachdem man die beyden erſten oder die beyden lezten Glieder zuſammenfaßt — Blicke des Tyrannendräuers (Bedrohers) oder Dräuerblicke des Tyrannen. Gelungen dagegen iſt:

Bräch' auch der Kreis der Erd' in Trümmer,
Er ſtürzte mit, doch bebt' er nimmer.

Doch wieder völlig verunglückt der Schluß:

Doch wie geziemt ſcherzhaften Saiten das?
Wohin, verwegne Muſe, ſtrebſt du, laß,
Laß ab ein Götterwort zu ſprechen,
Und Großes leiſen Tons zu ſchwächen.

Sermones referre Deorum, ſagt Horaz, nachdem er die lange Rede der Juno vorgetragen hat. Heißt das: ein Götterwort ſprechen?

Das rejecit alto dona nocentium vultu (IV. 9.) überſezt Herr K:

So oft zurück er Frevlergaben ſchlug
Mit ſtolzem Blick.

Feinde ſchlägt, Gaben weiſt man zurück, oder ſchlägt ſie aus.

Nach dieſen Proben entſcheide ſich nun der ſelbſturtheilende Leſer zwiſchen gereimt und ungereimt. Damit man darin keinen Doppelſinn ſuche, erklärt Rec., daß er, gegen Adelung, für gut hält, in der figürlichen Bedeutung zu ſchreiben: ungeräumt. Das Wort kann ja eben ſo gut von räumen, aufräumen, abgeleitet werden, oder iſt vielleicht Corruption eines von dem niederſächſiſchen Unrahm (Irſium, Widerſinn) abſtammenden Wortes, etwa ungerahmt. Auch das niedrige unreimiſch kann gar füglich ein verdorbenes unrahmiſch ſeyn. *)

*) Scherz bey Seite! — „Einen zuſammen rahmen" heißt in der niedrigen Sprechart meines Vaterlandes (Oberſachſens): einem den Text leſen, ihm den Kopf zurecht ſetzen, und Rahm heißt nach Adelung der Gedanke.

M.

Theaterkunst.

Dramaturgiſche Aphorismen von Friedrich Ludwig Schmidt, Mitdirector des Hamburger Stadttheaters. Hamburg b. Hoffmann und Campe. 1820. 236 S. 8.

In ſo ferne man die Schauſpielkunſt zur Dramaturgie rechnet, ſind dieſe Aufſätze allerdings dramaturgiſch zu nennen. Aber warum trennt man nicht beyde Gegenſtände auch durch die Namen? Wär' es nicht beſſer, den erſten Theil des ganzen Lehrſyſtems vom Drama ausſchließlich mit dem Namen der Dramaturgie zu bezeichnen, da der Ausdruck: Poetik des Drama, nicht recht paßt, weil es auch eine leidige Proſaik in der ſogenannten dramatiſchen Dichtkunſt giebt.

Wer über die Schauſpielkunſt ſchreibt, bey dem fragt die Kritik vor allen Dingen billig nach dem Begriffe, den er ſich davon gebildet hat. Aus vorliegenden Aphorismen ergiebt ſich, daß der V. ſich zu demjenigen bekennt, welcher unter dem Namen: Kunſt der Menſchendarſtellung auf der Bühne, bekannt iſt. Er ſcheint dem Rec. zu eng, theils weil er die Kunſt nur auf den einzelnen Schauſpieler, und faſt nur auf die ſogenannte Charakteriſtik bezieht, die Kunſt aber, ein Drama darzuſtellen, gar nicht berührt; theils weil er die Darſtellung ſolcher dramatiſchen Perſonen ausſchließt, die, ohne Menſchen zu ſeyn, doch von Menſchen dargeſtellt werden können. Man denk' an die Götter der Griechen, an den Geiſt im Hamlet, an die Hexen im Macbeth, an Caliban, an Mephiſtopheles u. ſ. f. Man bedenke, in Hinſicht der erſtgenannten Ausſtellung gegen die Definition, daß ein Drama in der Regel von mehr als Einem Schauſpieler darzuſtellen iſt, daß deſſen Gelingen auf der Zuſammenwirkung beruht, und daß dieſe Zuſammenwirkung von Kunſtgeſetzen abhangt, ſo gut wie die Darſtellung einer einzelnen Perſon: von Kunſtgeſetzen, die theils der mitſpielende Einzelne, theils der Director (der Darſtellung) kennen und üben muß, wenn etwas Beſſeres herauskommen ſoll, als die zuſammengeflickten Lumpenkönige von Darſtellungen, die wir heutzutage auf den meiſten Bühnen ſehen.

Nach dem Titel, den der V. als Mitdirector einer zu ihrer Zeit berühmten Bühne unterzeichnet hat, erwartete Rec. eine vorzügliche Rückſicht auf dieſen wichtigen Theil der Kunſt; aber er fand ſich getäuſcht. Rückſicht auf den obenbezeichneten (man könnte ſagen transſcendentalen) Theil der Individual-Schauſpielkunſt, auf die Darſtellung dichteriſcher Idealperſonen, die außer den Kreis der Menſchheit fallen, erwartete er nicht, und fand ſie auch nicht. Er fand Bemerkungen, meiſt aus der praktiſchen Sphäre der Gewöhnlichkeit; Rügen von Sünden, wie Talentloſigkeit und Handwerksſchlendrian ſie zu begehen pflegen; mehr innige Achtung und Liebe für die Kunſt, als tiefe Einſicht in ihr innerſtes Weſen und in die pſychologiſchen Geſetze ihrer Uebung und ihrer Wirkung: dabey aber einen gebildeten Geiſt, einen geläuterten Geſchmack, einen korrekten und angenehmen Styl.

Die Klagen (S. 34 ff.) über die Art, wie das Publikum den Beyfall austheilt, ſind gerecht, aber dagegen giebt es kein Mittel, als im Schauſpieler: er muß Schöpferkraft genug in ſich haben, dieſen Hebel nothfalls entbehren zu können; er muß vom ſogenannten Beyfall und ſeinen Zeichen die Zeichen der Wirkung zu unterſcheiden wiſſen, und dieſe auf ſich wirken laſſen, wie jene auf die gewöhnlichen Hiſtrionen zu wirken pflegen. Der Böſewicht z. B., der mißmuthig wird, weil der Applaus fehlt, iſt gewöhnlich ein Kunſtwicht. Der Tragiker, dem die tiefe Stille des Hauſes nicht lieber iſt, als unterbrechender Jubel, iſt meiſtens ein halber.

Als Beleg desjenigen, was der V. über das Studium der Rolle ſagt, giebt er eine Entwickelung der Rolle des Marinelli. Sie iſt in Bezug auf dieſen Zweck gelungen zu nennen. Seine Anleitung zum Memoriren dagegen iſt einſeitig, Eine Methode paßt nicht für alle; auch iſt ſie mangelhaft, das leidige Stichwörterweſen, und der Unterſchied zwiſchen Verſen und Proſa iſt nicht in Betracht gezogen. Er ſtimmt für das Vorleſen der Stücke durch Einen (vor der Leſeprobe), welches der Redacteur dieſes Blattes in dem Artikel Vorleſer empfohlen hat. Eine feine Bemerkung über das Tragiren der Leidenſchaften im Luſtſpiel kommt S. 165 vor, und wird durch das Beyſpiel der Donna Diana treffend erläutert. „Der lezte Act der Donna Diana, und namentlich die lezte Hälfte deſſelben, kann ſehr ernſt, kann höchſt tragiſch geſpielt werden, wird aber alsdann einen ganz zweckwidrigen Eindruck machen. Die Leiden der Diana, rein tragiſch ausgedrückt, können ihr nimmermehr unſre Theilnahme erwerben; denn die Närrin hat zu ſehr ihr Schickſal verſchuldet und verdient. — Wird ſie aber bis an's Ende treu im Charakter des Luſtſpiels gehalten, nehmen wir auch in ihren Leiden einen Grad der Verzweiflung wahr, der, indem er ſich durch Sophismen abmartert, im eigenen Gewebe der feinſten Koketterie nur mehr und mehr ſich verfängt, ſich erhizt, ſich mit Begierde tiefer und tiefer hineinſpricht; ſo gewinnt auch ihr Schmerz eine Seite, die uns ein Lächeln abzwingt. Dieß verſöhnt uns mit ihr; Rührung hätte das nie vermocht. Indem wir ſie alle Grade der Demüthigungen, die ſie Ceſar'n beſtimmte, ſelbſt empfinden ſehen, iſt das Gemüth des Zuſchauers gern geneigt, Frieden mit ihr zu ſchließen." Rec. rieth einer braven Künſtlerin, die in jenem Fehler befangen war, in Bezug auf eben dieſe Rolle faſt wörtlich daſſelbe, der Rath drang ein, wurde befolgt, und der Beyfall ſtieg in quali wie in quanto.

Für Schröder's Kunst hat der V. Vorurtheile. Was dieser Schauspieler davon der Hamburger Bühne nachgelassen, ist von Klingemann gewürdiget worden: es scheint nicht mehr hinzureichen, mit der dramatischen Dichtkunst Schritt zu halten. Der V. kann da vermöge seines Postens vielleicht nachhelfen, wenn er besonders über den Satz nachdenkt: Ein poetisches Stück muß in dem Style gespielt werden, in welchem es gedichtet ist. Diejenige Wahrheit des Spiels, welche Schröder im Munde zu führen pflegte, tritt diesem Zwecke bisweilen höchst prosaisch entgegen, indem sie die Vorstellung des Dichters desidealisirt. „Der höchste Zweck der Auffassung ist, die Vorstellung des Dichters von der darzustellenden Person mit der Phantasie zu erreichen.“ Conv. Lex. 5. Aufl. Art. Schauspielkunst. Von der ganzen Dichtung gilt, für das gesammte Personal, dasselbe.

Italienische Literatur.

(Fortsetzung.)

L'Italiade u. s. w. Gedicht in zwölf Gesängen von dem Ritter Angelo Maria Ricci. Livorno 1819 bey Glauco Massi. Das Gedicht war schon längst angekündigt und sein schöner Titel erregte Erwartungen; hat sie aber nicht erfüllt. Der Gegenstand ist Italien und den Italienern nicht angenehm, da er die Siege Karls des Großen in diesem Lande besingt. Die Italiener, welche das Werk am besten müssen beurtheilen können, beschuldigen es eines verworrenen, schlecht geordneten Plans, mehrerer Fehler in den Episoden, und klagen, daß seine Helden keine Theilnahme einflößen. Auch dem Styl fehlt es an Zierlichkeit und Darstellung. Hrn. Riccis Italiade wie Hrn. Ariecis Jerusalem, beweisen also, daß es in Italien eben so schwer ist, einem epischen Gedicht Vollendung zu geben, wie noch mehr wie ein neuerlich in Deutschland erschienenes für unsre Muttersprache bewies. Es scheint aber nicht, als wenn die italienischen Dichter so leicht Lobredner fänden, als die unsern. — Iliade d'Omero, in achtzeiligen Stanzen übersezt vom Abbe Eustachio Fiocchi, Prof. u. s. w. Mayland 1818. Einen Homer in ottave rime! Möge Homer und Voß es verzeihen! Es sind schöne Verse und sie geben den Sinn des Originals sogar treulich wieder. — Odi di Pindaro u. s. w. 2 Theile. Pindars Oden. Uebersezt von Antonio Mezzanotte, Prof. der griechischen Literatur bey der Universität in Perouse. Pisa 1820. Der Name dieses Gelehrten ist der Literatur nicht fremd; der zweyte Theil enthält eine Abhandlung Corsinis über die pythischen Spiele, und zwey Kupferblätter mit Darstellungen von Münzen, welche Bezug auf die pythischen Spiele haben, nebst deren Erklärung. Die Arbeit beweist Gelehrsamkeit und Liebe zur Sache. Die häufigen Uebersetzungen aus den Klassikern lassen für die allgemeine Bildung immer etwas Trefliches hoffen, da man im Durchschnitt doch nur immer das zu drucken fortfährt, was Leser findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris. — Verheilung der Academischen Jahrespreise in der Sitzung vom 2. April 1821.

(Die Verhandlungen der Monate Hornung und Merz folgen nachher.)

Seit ein Paar Jahren hatte ein Ungenannter der Akademie der Wissenschaften ansehnliche Summen in Staatsrenten zur Stiftung akademischer Preise übergeben, aus deren Zinsen alljährlich die wichtigsten Arbeiten in den Fächern der Statistik, Mechanik und Experimental-Physiologie belohnt werden sollten. Mit Genehmigung des Königs waren diese Stiftungen angenommen und die Einladungen zum Behuf der Preisbewerbungen kund gemacht worden. Im verflossenen Jahr ist nun der achtungswürdige Mann, von dem diese Stiftungen ausgiengen, verstorben, und sein Name durfte also nicht weiter verborgen bleiben. Staatsmann, Gelehrter und Schriftsteller, hatte derselbe vor zwanzig Jahren auch selbst einen Preis der Stockholmer Akademie über die Fortschritte der Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert davon getragen. Der Baron von Montyon, vormals Staatsrath und Kanzler des Grafen von Artois, hatte bereits im Jahr 1782 einen Preis von 12000 Fr. gestiftet, welcher dem Verfasser des gemeinnützigsten im Lauf des Jahrs erschienenen Buches, nach dem Befinden der französischen Akademie, ertheilt werden sollte. Die galante Akademie krönte im darauf folgenden Jahr die Verfasserin der Conversations d'Emilie (die Frau d'Epinay), und reizte damit die Eifersucht ihrer Mitbewerberin, der Verfasserin von Adèle et Theodore (Frau von Genlis), die sich in der Erzählung les deux Reputations alsbald und etwas unklug zu Tage legte. Die Revolutionszeit verlebte Hr. von Montyon in England, wo er, gegen Calonnes Behauptung, Frankreich habe nie constitutionelle Gesetze gehabt, sein Buch sur les principes de l'ancienne monarchie française, und später die Particularités et observations sur les ministres des finances de France depuis 1760 jusqu'à 1791 schrieb, und 1815 nach Frankreich zurückkehrte. Die Michaud'sche Biographie der Lebenden rühmt von ihm, er sey unter allen Franzosen der, welcher die meisten Anekdoten kenne. Ehrwürdiger, als durch dieses leztere Verdienst, bleibt sein Andenken unstreitig durch die neugestifteten akademischen Preise, welche nun künftighin die Montyonschen heißen.

Den statistischen dießmal gedoppelten Preis einer Goldmünze von 1060 Fr., erhielt der Departemental-Rath Hr. Delpon, für eine handschriftliche, sehr umfassende und musterhafte Statistik des Lot-Departements. Der Preis der Mechanik, welcher einer ausgezeichneten Erfindung oder Vervollkommnung nützlicher Werkzeuge für Landwirthschaft, Künste und Wissenschaften zu Theil werden soll, hatte keinen seiner werth erachteten Bewerber gefunden, und er wird demnach auf kommendes Jahr verdoppelt. Hingegen ward der Preis der Experimental-Physiologie an zwey gleich verdiente Mitbewerber vertheilt: der eine, Hr. Dutrochet, liefert in seiner Schrift über Wachsthum und Fortpflanzung der Gewächse, neue Beobachtungen über das Keimen, über die Bildung der Wurzeln, Knospen und Zweige u. s. w.; der zweyte, Hr. Edwards, hat in der Abhandlung über den Einfluß physischer Agentien auf die Wirbelthiere, aus zahlreichen Versuchen neue Folgerungen über den Einfluß des thierischen Athmens auf die Luft und dieser auf das erstere gezogen. Mit dem Accessit beehrte die Akademie die Herren Tiedemann und Gmelin für ihre gedruckte Schrift, von dem Uebergang der Flüssigkeiten aus Magen und Darmkanal in's Blut. Ehrenvoll erwähnte sie endlich die Denkschrift des Hrn. Magendie über den Mechanismus der Einsaugung bey roth- und warmblütigen Thieren, und diejenige des Hrn. Desmoulins über die Verhältnisse des Nervensystems beym nicht-senilen Marasmus.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 132.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Juni 1821.

O wie süß sind alle Sorgen,
Jede Mühe wie so leicht,
Wenn man hoffet, morgen, morgen,
Wird vielleicht der Wunsch erreicht.

Gotter.

Jacob's Dienstjahre.

(Sonett nach Camoens.)

Als Hirt', die schöne Rahel zu erringen,
Dient Jakob sieben Jahr in Sorg' und Müh'n;
Um Lohn nicht trägt er Kält' und Sommerglühn,
Er fühlt, sie würd' den schönsten Lohn ihm bringen.

Und was er hofft und wünscht, sieht er gelingen,
Die lang ersehnte Stunde schon erblühn —
Da täuschet grausam Rahel's Vater ihn,
Nicht ihre — Lea's Arme ihn umschlingen.

Und traurig ging der Hirt', in seinen Mienen
Malt' sich der Gram, daß seiner Hoffnung Licht
Entflohn und seine Liebe doch geblieben.

Beginnend andre sieben Jahr zu dienen,
Sprach er: ich diente länger, wäre nicht
So kurz das Leben für so langes Lieben!

Adrian.

Die beyden Schwestern.

(Beschluß.)

Da ward plötzlich Anna von den in der Gegend ziemlich allgemein verbreiteten Blattern befallen. Marie hatte sie schon gehabt, doch auch ohne das würde sie sich nicht haben abhalten lassen, unzertrennlich von ihr zu seyn. Die Krankheit war zwar nicht bösartig, aber heftig; man fürchtete für Annas Schönheit, und selbst der ältliche, sonst etwas finstere Arzt äußerte gegen Marien mit der freundlichsten Theilnahme: es würde doch Jammerschade um das einnehmende Gesicht des armen Schwesterchens seyn, wenn es durch Narben entstellt werden sollte. Auch die Kranke selbst hatte etwas von Besorgnissen dieser Art gehört, allein sie scherzte nur darüber und äußerte nicht die mindeste Unruhe. Das befremdete Marien, sie begriff nicht, wie man ein Gut, das ihr so wünschenswerth schien, mit so vieler Sorglosigkeit in Gefahr wissen könne. Würde es dir denn gar nicht leid seyn, Liebe, fragte sie, wie Anna einst in lebhafter Fieberbewegung über diesen Gegenstand scherzte, wenn dein schönes helles Auge matt würde, und dein liebes zartes Gesicht von den Blattern entstellt? — „Ach Marie, antwortete Anna, unwillkührlich das aussprechend, was ihr sonst wohl im Innersten des Herzens verschlossen geblieben wäre, — nein! ich glaube es würde mir nicht sehr leid thun. Laß mich dir's nur gestehen! Seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß man mir manchen Vorzug vor dir gab, weil ich hübsch war; ich sah auch, daß du zuweilen traurig darüber warst — und wie sehr ich das bedauerte, kann ich dir nicht sagen. Sieh! wenn ich nun Narben von Blattern bekäme, so wäre das alles auf einmal vorbey, und gewiß, ich wollte, was ich vielleicht verlieren könnte, gern ertragen, wenn ich dich nur heiterer und zufriedener wüßte. Es ist ja ohnehin mit der Schönheit immer schnell zu Ende, und ich brauchte dann doch nicht anzusehen, daß so mancher Tag der heitern Jugend für dich nur trübe und traurig dahin gehen muß."

O lieber, lieber Engel! rief Marie, und ein heißes Roth der tiefen, innern Beschämung färbte ihre sonst so bleiche Wange — wie demüthigst du mich! wie wenig ver-

diene ich diese reine innige Liebe! Wolle doch Gott dir alles erhalten, was nur immer dazu beytragen kann, daß dein Leben so hell und heiter bleibe, als es bisher war! wie könnte ich je glücklicher dadurch werden, dich etwas entbehren zu sehen? Ach gewiß! ich schämte mich ja schon meiner unedeln Unzufriedenheit; ich erkannte ja schon mein Unrecht, ihr nachgegeben zu haben. Und jezt, nach dieser Stunde? — Ach erhole dich nur bald, blühe schöner und lieblicher auf, als je vorher! und nie sollst du mich wieder mißmuthig sehen über dem Mangel eines Gutes, das du vor so vielen andern verdienst, das du durch die Schönheit deiner Seele so rührend veredelst!"

Helle Thränen rollten bey diesen Worten über ihre Wangen; und auch Anna vermochte nicht, die ihrigen zurück zu halten. Doch in schneller Besorgniß, daß diese Thränen, so sanft und milde sie auch waren, den leidenden Augen der geliebten Kranken schaden möchten, fasste sich Marie sogleich, begann ein ruhigeres Gespräch, und vermied mit der schonendsten Behutsamkeit alles, wodurch Anna aufs Neue zu lebhaft bewegt werden konnte; sich nur noch im Herzen an den schönen kindlichen Worten erfreuend, welche sie, beynahe zu sehr für die Ruhe der Kranken, erschüttert hatten.

Allein durch bittre Sorge ward bald diese sanfte innige Freude verdrängt. Annens Krankheit ward bedenklich, und sie war einige Tage wirklich sehr in Gefahr. Doch ihr kräftiger Körper, Mariens treue Pflege, und des Arztes Geschicklichkeit — vor diesen mächtigen Streitern erlag der drohende Feind. — Die Genesende erholte sich schnell, und ihre liebliche Schönheit hatte von der drohenden Krankheit nicht gelitten.

Aufs Neue trat nun, in ruhigen, von keiner Sorge getrübten Tagen, das Bild jenes schönen Augenblicks am Krankenbett in seiner ganzen rührenden Gewalt vor Mariens Seele. Sie hielt aufs vollständigste, was sie damals mit tiefbewegtem Herzen gelobte. Auch Anna blieb unwandelbar sich selbst und der Schwester getreu; und so ward ein Verhältniß, das so oft nur als traurig und drückend erscheint, eins der edelsten und schönsten, das auf dieser Erde zu finden seyn konnte. Mögten sich ähnliche nur oft so umwandeln im Leben! —

Liebe, ungleiche Schwestern! ihr habt das Mittel dazu in eurer Hand. Er, dessen klarer Blick in das Innerste der menschlichen Brust wohl nur von Wenigen erreicht ward, nennt es auch mit einem einfachen, tiefeindringenden Wort: „gegen große Vorzüge eines andern ist kein Rettungsmittel, als die Liebe!"

Allein diese Liebe bedarf auch von zwey Seiten der milden belebenden Pflege. Und dieß gedenkt, ihr schönen, holdblühenden Mädchen! denkt auch, daß ihr die vom Schicksal Begünstigten seyd. Folgt Annens freundlichem Vorbilde nach, in sanfter schonender Zartheit, in dem aufrichtigen Streben, die zu erheitern und zu erfreuen, welche das Glück weniger mit seinen Gaben schmückte. Hat doch die feste Anhänglichkeit derer, die überall aufgesucht sind, an den ersten schönen Banden des Lebens in unsern Augen so leicht doppelten Werth! Thut nur das Eure, und gewiß! manches bessere Gemüth wird sich über jede Regung der Eifersucht, über jeden Druck eines ungünstigen Looses durch Liebe erheben, und ihr reines Licht wird auch da Helle verbreiten, wo sonst nur trüber und trüber eine unheilbringende Wolke sich drohend zusammenzog.

Caroline Stille.

Einige Bruchstücke aus Briefen über England von Heinrich Meidinger.

Londner Schauspielhäuser.

Wenden wir uns nun zu den beyden großen Theatern in Drurylane und Coventgarden. Hier erblickst du eine Pracht, die nahe ans Fürstliche grenzt, ja von manchen darüber hinaus gesezt wird. Vier Reihen reich verzierter Logen, von versilberten Pfeilern getragen, erheben sich in geschmackvoller Wölbung über einander. Vor jeder Loge hängt ein Kronleuchter, aus welchem zwölf bis funfzehn blendende Gasflämmchen hervor strömen. An den Seitenlogen befindet sich ein schön durchbrochenes Gitterwerk, und oben an der Gallerie läuft ringsum ein reich vergoldetes Geländer. Der Grund auf den Brüstungen ist von mattblauer Farbe, mit heitern Gruppen aus der Mythologie. Das Ganze wird mit so viel Sorgfalt unterhalten, daß sogleich nach Beendigung des Schauspiels alle Logen mit Tuch behangen werden, um allen Staub davon entfernt zu halten. Oefters fällt jedoch auch diese Sorgfalt ins Uebertriebene. So kommen in der großen Oper zwey Bediente in den Zwischenakten mit Kehrbesen, und kehren den Staub von der Bühne. Der Preiß einer Loge in der Oper ist für den Winter 200 Guineen.

Das Theater Coventgarden faßt, nach Cook, 3015 Personen, nämlich

1200	in den Logen
632	Parterre
822	erste Gallerie
361	zweyte Gallerie
3015	

Das Theater Drurylane 3948 Personen, nämlich

1960	in den Logen
930	Parterre
632	erste Gallerie
426	zweyte Gallerie
3948.	

(Um acht Uhr findet in beyden Theatern ein halber Preis Statt, d. h. der Eintritt kostet dann nur die Hälfte.)

Die große Oper (Kings Theatre) faßt nur 2500 Personen, nämlich

900 in den Logen
800 Parterre (Preiß 1 Guinee)
800 Gallerie

2500

Die übrigen kleinen Theater sind unbedeutend. Die Oper ist blos Dienstags und Samstags, und nur vom December bis in Juni oder Juli geöffnet.

Ein großer Abbruch geschieht den beyden großen Theatern durch den unvergleichlichen Künstler Matthews (ein zweyter Garrik, aber blos im Komischen), der seit zwey Wintern in einem eigenen ehemaligen Schauspielhaus im Strand ganz allein das Publikum unterhält, und zwar auf eine höchst originelle Weise durch eine erstaunliche Fertigkeit der Zunge, Gesichtsveränderungen, schnelle Verkleidungen, Bauchrednerkünste und Nachahmung der Sprachen. Am meisten Beyfall erntete er in der Erzählung und lebendigen Darstellung seiner Reise nach Paris (a trip to Paris), ein Gewebe von launigten Einfällen und komischen Abentheuern. Sein Auftreten kündigt er jedesmal durch die Anzeige: „Mr Matthews at home" an.

Neu entdecktes Arzneymittel.

Herr Girard, ein Arzt in Lyon, glaubt ein Mittel gegen das Betrunkenseyn erfunden zu haben; er erinnert seine Amtsbrüder an den Gebrauch des Alcali volatil fluor (flüssigen Salmiak) in Wasser gemischt, als eines wirksamen, krampfstillenden Mittels. Er wendet es mit Vortheil gegen die Trunkenheit an, die er für eine Nervenkrankheit hält, und vertrieb mit sieben bis acht Tropfen diesen krankhaften Zustand. Ein Pariser Arzt, den die medizinische Societät in Paris die Untersuchung dieser Wirkung auftrug, findet sie nicht darin, daß der Salmiak den Wein zersetze, er meynt, er habe nur Einfluß auf die Reizbarkeit der Schleimhaut des Magens, und wirke auf die zahllosen Nerven, die sich auf ihn verbreiten und den Anstoß, den sie erhalten, auf das Gehirn übertragen. Hier dürften also die Betrunkenen sich eines schnellen Nüchternwerdens getrösten; einer unserer Landsleute schrieb dagegen vor nicht langer Zeit ein Werk, in welchem er bewies, daß die Liebe zum Trunk eine Krankheit sey, deren Paroxismus, das Betrinken, man, wo sie einmal schon Statt fände, nicht widerstreben dürfe. — Da hätte also der Trunkenbold seine Entschuldigung bey der Hand. Er ist krank und der flüssige Salmiak kommt ihm in seinen Paroxismen zu Hülfe. Was ist weiter Unrechtes dabey? —

Korrespondenz-Nachrichten.

London, den 1. Mai.

Lord Byrons neue Tragödie, Marino Faliero, erregte schon als Gedicht viel Aufsehen, aber die unerwartete Aufführung derselben hat sie in den gebildetern Kreisen beynahe zum ausschließlichen Gegenstande des Gesprächs gemacht. Alle unsre öffentlichen Blätter sind voll davon. Lord Byron hat vier Jahre an dem Stücke gearbeitet. Es kommt zwar dem Manfred nicht bey, hat aber viele sehr schöne Stellen, und gehört im Ganzen unter die besten Hervorbringungen des Dichters. Kenner und Liebhaber dramatischer Schöpfungen, denen daran liegt zu wissen, was von dem neuen Werke des so viel besprochenen Dichters zu halten sey, müssen es selbst lesen; auf englische Beurtheilungen dürfen sie sich dießmal nicht verlassen, weil hier fast jeder, und zwar heftig, entweder für oder wider den sonderbaren Mann Partey genommen hat. Den ausgelassensten Feind hat er in der Literary Gazette gefunden, deren Erbitterung über alles Maß geht. Aber solche Ausfälle verfehlen ganz ihren Zweck. Lord Byrons Laster, Fehler, Verstöße und Inconsequenzen werden weit überflügelt von seinem Genie, seinen Kenntnissen, seiner Charakterstärke, seiner kühnen Freymüthigkeit, seiner Wohlthätigkeit, seinen geselligen Talenten und einigen zufälligen Vorzügen, worunter Vermögen und Rang keine unbedeutende Stelle einnehmen: durch die Summe von Vortheilen und Nachtheilen, die sich in ihm vereinigen, hat er einen solchen Ruhm bey Freunden, einen so üblen Ruf bey Feinden, und eine solche Celebrität in dem ganzen gebildeten Europa erreicht, daß ihm ein armer Wicht von literarischem Miethling (?) nicht mehr schaden kann. Für Literaturfreunde, welche blos naschen, ist die Vorrede beynahe noch merkwürdiger als das Trauerspiel selbst. Lord Byron zeigt sich da ohne alle Scheu in seiner wahren Gestalt, wie das so seine Art ist, verachtet die englischen Zeitungen und Reviews, will nichts von den Besuchen der Tausende von Landsleuten wissen, die mit Adressen kommen, um ihn anzugaffen, lobt Horace Walpole's Tragödie the mysterious mother vielleicht eben; weil sie von allen andern rechtlichen Leuten verabscheuet wird, und zeigt überhaupt eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Meinung derer, die mit ihm nicht übereinstimmen. Besonders erklärt er ausdrücklich, sein Trauerspiel sey nicht für die Bühne geschrieben, welche er in ihrem jetzigen Zustande ziemlich geradezu verachtet. Trotz dieser ausdrücklichen Erklärung wurde es in Zeit von etlichen Tagen einstudirt und am 25. April im Drurylanetheater aufgeführt. Murray, der Verleger, hatte sich vergeblich bemühet, es zu verhindern und mußte seine Zuflucht zum Lord Kanzler nehmen, der ein Verbot (injunction) der fernern Aufführung ergehen ließ. Bey der nachherigen Aufführung der Parteyen bemühte er sich, einen Vergleich zu bewirken; da aber keine von beyden nachgeben wollte, erkannte er am 29sten darauf, daß die Rechtsfrage, „ob ein gedrucktes Trauerspiel gegen den Willen eines Autors auf die öffentliche Bühne gebracht werden dürfe?" in dem Gerichtshofe der King's bench entschieden werden müsse, bis wohin es dem Drurylanetheater freystünde, die gedachte Tragödie aufzuführen. Ein solcher Vorgang würde einem jungen dramatischen Schriftsteller von nicht geringem Nutzen seyn; auch für Lord Byron ist er nicht gleichgültig, nur daß er dieser Hülfe nicht mehr bedarf. Dennoch muß es ihm angenehm seyn zu erfahren, daß die Vorstellung des Stücks, ob man es gleich sehr beschnitten und durch die Weglassung wesentlicher und überaus schöner Stellen verunstaltet hatte, von einer ungewöhnlich zahlreichen Zuhörerschaft zum erstenmal gut aufgenommen wurde. Gestern Abends, wo man es wieder aufführte, waren der Mißvergnügten schon mehr; und es scheint, Lord Byron hatte ziemlich Recht zu wünschen, daß sein Marino Faliero nie öffentlich vorgestellt werden möge.

Paris, den 8. Mai.

(Fortsetzung.)

Meaux ist, obgleich es im Kriege von 1814 hart mitgenommen, immer noch eine äußerst betriebsame Handels- oder vielmehr Krämerstadt, in ihrer sehr langen Hauptstraße reiht sich Bude an Bude, und kaum ist es begreiflich, wie alle ihre Krämer gewinnen können; tritt man aber in die Nebenstraßen ein, so findet man alles öde und stille. Schöne, nach englischer Art eingerichtete Landkutschen fahren täglich zwischen Paris und Meaux hin und her; die sechs Meilen werden in fünf Stunden zurückgelegt. Jedwede Kutsche faßt vierzehn oder funfzehn Reisende in sich; dennoch sind sie fast immer besetzt; außerdem zieht die Nancyer oder Straßburger Diligence täglich durch Meaux, an einem Tage nimmt sie den Weg über Chateauthierry, und am andern über Montmirail. Letzterer war der Weg, den die unsrige nahm. Laferté, ein hübsches Städtchen an der Marne, liegt zur Linken der Landstraße, und treibt einen beträchtlichen Handel mit Mühlsteinen, den besten im Reiche. In der ganzen Gegend erblickt man ganz oder halbfertige Steine dieser Art, besonders längs der Marne, auf der sie weiter geschifft werden.

Zu Vieux-Maisons nahm ich von meinen Reisegefährten Abschied, welche schon die Stunden zählten, bis zur Zeit da sie an ihrem Bestimmungsort anlangen, und Thaliens Dienst wieder antreten könnten. Vieux-Maisons ist ein Dorf von sieben bis achthundert Seelen an der Südspitze des fruchtbaren Aisne-Departements. Die ehemaligen Gutsherrn des Dorfes besaßen hier ein Schloß und sehr beträchtliche Anlagen; während der Revolution wurden diese, wie die andern adelichen Güter in Frankreich, verkauft; ein Notar der Gegend kaufte dieses große Gut für ein Spottgeld, und riß, nach dem Beyspiele andrer Ankäufer, das Schloß nieder, um aus dem Verkaufe der Baumaterialien sogleich den Kaufpreis wieder zu lösen. Da diese Gegend aber an Steinen einen solchen Ueberfluß hat, daß auch die Häuser der Aermsten daraus erbaut sind, so schlug seine Spekulation fehl, wie sie es verdient hatte; späterhin kaufte Hr. v. ** das ehemalige Gut an, nachdem blos ein Theil desselben veräußert worden war. Der alten Schlösser wird es bald in Frankreich nur noch wenige geben: auch kann man sich nicht verhehlen, daß sie oft in Vergleich mit den daneben stehenden ärmlichen Hütten ein verhöhnendes Ansehen hatten. Einen befriedigendern Anblick gewährt ein Dorf, in welchem auch das kleinste Haus Bequemlichkeit und Reinlichkeit darbietet. Dieß ist ungefähr der Fall zu Vieux-Maisons. Die Bauern leben fast alle von Ackerbau, und besitzen einiges Land, oder haben einiges in Pacht. Fette Wiesen, beträchtliche Gehölze mit großem und kleinem Wildprett, schöne Aecker nehmen die ganze Gegend ein, und kein Fleckchen liegt unbebaut. Hr. v. **, welcher während seiner Präfekturzeit manche Verbesserung der Landwirthschaft hat einführen helfen, hat dieselben auch hier eingeführt; er umgibt seine Güter mit schönen Pflanzungen, und dieß ahmen die Bauern allmählig im Kleinen nach. Er veredelt die Viehzucht, verwandelt regelmäßig seine Teiche in Ackerland, und dann wieder in Teiche, wie dieß in mehrern Gegenden Frankreichs üblich ist, hält durch Einzäunungen, die nach und nach die Festigkeit von Dämmen annehmen, die alles verwüstenden Waldbäche in Schranken, bepflanzt die Wege mit Obstbäumen u. s. w. Ein großer Park, welcher dem ehemaligen Gutsherrn mehr zur Pracht als zur Landwirthschaft gedient zu haben scheint, vereint unter dem jetzigen Besitzer das Angenehme mit dem Nützlichen. Dieß ist eine allgemeine Wirkung der französischen Revolution; die unnütze Pracht wird vermieden; dagegen sucht jeder Landeigenthümer nunmehr aus seinen Besitzungen den höchsten Nutzen zu ziehen. Holz, Kohlen, Schaafe, Fische, Geflügel, alles findet hier guten Absatz, und wird zu den Pariser Märkten gebracht, die alles verschlingen, was die Erde weit und breit hervorbringt. — In Hinsicht des konstitutionellen Geistes, erblickt man in französischen Dörfern noch gar keine Spur! und wie sollte auch das Landvolk an einer Regierungsform hangen, die es bisher höchstens nur durch Hörensagen kennt? Der Bauer hängt sehr an dem Besitze desjenigen, was er seit der Revolution erworben hat, und freuet sich, der ehemaligen Plagen los zu seyn, womit die Gutsherrschaften ihn belasteten. Seit der Wiedereinsetzung der königl. Regierung ist es ihm auch lieb, daß er die verhaßte Konskriptionsgeißel nicht mehr fühlt, und die Kolonialwaaren wohlfeiler bekommen kann; allein dagegen wird er jetzt zuweilen durch das Gerücht erschreckt, als wolle man ihn wieder in den alten dienstbaren Zustand versetzen; auch findet er, alles Rühmens der konstitutionellen Regierung ungeachtet, sehr wenig in der Art verändert, wie er regiert wird. Die Auflagen sind noch sehr drückend; man ernennt ihm einen Maire, ohne daß er irgend einen Antheil an der Gemeindeverwaltung hat, und wenn es darauf ankommt, eine Veranstaltung zum allgemeinen Besten zu treffen, so muß das Gesuch durch den Unterpräfekten an den Departementspräfekten gelangen; dieser sendet es zum Minister des Innern nach Paris; nun kommt es in das Labyrinth der Bureaux, und bleibt da gewöhnlich Monate lang liegen, ohne daß sich jemand darum bekümmert, bis endlich wiederholte Nachfragen nach dem Erfolge des Gesuches geschehen. Diese Vernachlässigung der Gemeinde-Angelegenheiten ist in Frankreich ein Uebel, das allenthalben laute Klagen verursacht. Es ist in der That abgeschmackt, daß in einem ministeriellen Bureau zu Paris über eine Lokalangelegenheit eines Dorfes muß entschieden werden. Es ereignet sich daher auch sehr oft, daß die Entscheidungen ganz verkehrt ausfallen, oder daß gar keine Entscheidung erfolgt. Unbegreiflich ist es, wie die Regierung nicht sogleich im Jahr 1814 die Nothwendigkeit eingesehen hat, vor allem ein freyes Munizipal- und Gemeindewesen einzuführen, und dadurch der mit Recht verhaßten Bureaukratie ein Ende zu machen, und den konstitutionellen Geist bis in den geringsten Weiler des Reichs zu verbreiten. Allein bisher ist nicht das Geringste geschehen, um diese Verbreitung zu befördern; man beschuldigt die Ultras, daß sie dieselbe hintertrieben haben, indem sie der Regierung Mißtrauen wider die Gesinnungen des Volks eingeflößt, und sie vor sogenannten revolutionären Folgen einer freyen Gemeindeverwaltung gewarnt haben. Das Munizipalgesetz, welches neulich der Deputirtenkammer vorgelegt worden, scheint ganz unter dem Einflusse dieser Parthey abgefaßt worden zu seyn, und wird daher auch schwerlich großen Nutzen stiften. Unter den jetzigen Umständen wird das Wohl der Gemeinden von den Präfekten fast ganz vernachlässigt, da sie von den Ministern mit ganz andern Geschäften belastet werden; z. B. mit dem Hintertreiben der Wahlen der Freysinnigen u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Des Ersten Kind umschwebt stets Lust und Freude,
Ihm zeigt sich nicht des Lebens Schattenseite:
Am Wagen hilft mein Zweytes dir zum Ziel;
Des Ganzen Lauf vertraue nicht zu viel,
Weil es, vom staunenhaft'sten Weib gedreht,
Im vollsten Schwung gewöhnlich stille steht.

Auflösung der Charade in Nro. 126.
Siegelring.

Beylage: Monats-Register Mai.

Nro. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. Juni 1821.

Gesegnet bist du meinem Herzen.
Du Gott beneidenswerther Schmerzen,
Und süßer, süßer Lust!
In deinem Ernst, in deinen Spielen,
Laß mich dich allgewaltig fühlen.
Du König meiner Brust.

An die Eifersucht, von Gerstenbergk.

Der Papagey und der Dichter.

Papagey.

Der du die Wälder durchirrst, Amaliens Fesseln entronnen,
Blick in die Höh, es begrüßt freundlich ihr Papchen dich hier!

Dichter.

Strahlender Sittig, was konnte des Käfiges Gold dir verleiden,
Und Amaliens hold azenden Finger und Mund?

Papagey.

Ach, gern hätt' ich gedient im Kerker der Herrinn, wenn immer
Unter den Vögeln allein Treue nur mir sie geschenkt.

Dichter.

Ach, wie hätt' ich so gerne gedient, leibeigen, der Holden,
Hätte die Falsche nur mich unter den Männern geliebt!

Papagey.

Doch es schenkt' ihr ein Geck den immer schwatzenden Jaco,
Brachte den Cacadu, gleichen Gelichters mit ihm.

Dichter.

Ja, das war der Verräther, der schenkend die lustigen Vögel,
Sich mit fadem Geschwätz stahl in Amaliens Herz.

Papagey.

Papchen, da warst du vergessen. Sie hört nun Nichts, als des grauen
Jaco's welsches Geschwätz, immer um ihn nur bemüht!

Dichter.

Schlimmeres mußt' ich erfahren, des schönsten Hexameters Tonfall
Klingt ihr hölzern und steif gegen des Gecken Sonett.

Papagey.

Doch nun ist es vorbey und Haß nun schwör' ich der Falschen.
Glücklich dem Gitter entwischt, flieg' ich zum Ganges zurück.

Dichter.

Kühn abstreifend die Fessel der Neigung, flieh' ich zum fernen
Mississippi und dort schwör' ich ihr ewigen Haß.

Papagey.

Freund! nicht gleiches Geschick traf dich, denn Zeuge noch war ich
Häufiger Thränen, die sie dir, dem Entwichenen, weint.

Dichter.

Sittig! darf ich dir trau'n? Auch dich vermißt sie mit Schmerzen,
Oft dich beweinend, mir hat's heute der Nachbar erzählt.

Papagey.

Ach, wie liebt' ich sie stets! Wie war ich der seligste Vogel,
Wenn mit der niedlichen Hand neckend sie Zucker mir bot!

Dichter.

Glückliche Zeit, da Vertrauen erwiederte kosende Lockung,
Da ihr Händchen, so süß, spielt in des Seeligen Hand!

Papagey.

Da mit dem knöchernen Schnabel des Vögels ihr ſchwellender Mund ſprach,
Reden verſtändig, wie ſie Platon den Jüngern vertraut.

Dichter.

Da des Hexameters Maaß ihr oft beym ſchnurrenden Rädchen
Fuhr in den tretenden Fuß, daß ihr der Faden zerriß.

Papagey.

Unglückſeeliger Vogel! Nun fliege zum finſtern Brahmanen,
Bete bey trauriger Koſt Sprüch' aus dem Vedam mit ihm!

Dichter.

Unglückſeeliger Dichter! In nadoweſſiſcher Zunge
Nun verſuch' es, wie ſchön kling' ein tibulliſcher Vers!

Papagey.

Ach auf Palmen des Ganges wird mir vom Ufer der Elbe
Stets nachtönen der Ruf: Papchen o kehre zurück!

Dichter.

Ach! nachtönen wird mir am Morgen über das Weltmeer,
Lieblicher lockend der Laut: Liebender kehre zurück!

Papagey.

Wenn auch andern Gefieders geſchicktere Wendung ſie liebte,
Blieb ihr Papchen doch ſtets Hähnchen im Korbe bey ihr.

Dichter.

Wenn auch des Gecken Sonett und galliſcher Sprung ſie erfreute,
Blieb ihr Herzens-Poet dennoch begünſtigt, wie ſonſt.

Papagey.

Freund! wenn beyde zurück wir kehrten, ſollte Gewohnheit
Aelterer Neigung uns nicht freundlich eröffnen die Thür?

Dichter.

Zürnt ſie Reuigen wohl, die wiederkehrend ihr ſagen:
Hole den Käfig herbey, ſchlinge die Feſſel wie ſonſt?

Papagey.

Sieh! auf die Schulter dir flieg' ich. So trage zurück mich zur Holden!
Kehret ihr Dichter zurück, wird ſie dem Vogel verzeih'n.

Dichter.

Komm, du ſtrahlender Sittig! du altklug redender Vogel!
Sollte ſie zürnen, ſo wirſt du mir Verzeihung erflehn.

Ernſt Tittmann.

Bruchſtücke aus des Profeſſor M. A. Pictet von Genf, Briefen aus Italien.

Herr Pictet reiste in mehreren Wagen mit ſeiner ganzen Familie, weshalb er in ſeinem erſten Brief ſehr heiter ſagt, ſein Zug habe den Reiſen der Patriarchen geglichen. Sein erſtes Ziel war Florenz, nach welchem er den 24. Oktober v. J. von Genf abreiste; da ihn die Zeit ſehr drängte, bedurfte es ſeines thätigen aufmerkſamen Geiſtes, um dennoch gleichſam im Durchflug, manche ſehr unterrichtende Bemerkung zu machen. Wir theilen unſern Leſern einige derſelben mit.

Die Reiſenden hatten die Nacht in Gliß zugebracht, und traten den Weg nach dem Simplon an. Herr Pictet ſagt: mit meinem Barometer und Hammer verſehen, trat ich jezt den Weg allein an, um deſto ungeſtörter die mit ſo viel Recht berühmte Straße betrachten und bewundern zu können. Ich hatte ſie ſchon einmal, jedoch mit der Poſt und alſo gleichſam nur im Fluge geſehen; man lernt aber eine Straße nur als Fußgänger gehörig kennen, und dieſe hier verdient mehr als irgend eine gekannt zu ſeyn. Man freut ſich ſeiner Menſchheit und iſt gewiſſermaaßen ſtolz darauf, wenn man ſieht, was der Wille eines Einzelnen, mit den Hülfsmitteln, welche die Wiſſenſchaft darreicht, gegen die dem Anſchein nach unüberſteiglichſten natürlichen Hinderniſſe auszurichten vermag. Senkrechte Felſen, Gletſcher, Abgründe, ſcheinen zwey ſonſt angrenzende Gegenden völlig zu trennen; ein einzelner Menſch ſpricht ſeinen Willen aus; verſtändige Einſicht zeichnet die Bahn; Schießpulver gewährt die Ausführung; in wenig Jahren ſind alle Schwierigkeiten überwunden, und wo der kühne Jäger und die leichtfüßige Gemſe ſich kaum hinwagten, da wird für Fuhrwerke aller Art eine breite Straße, mit ſanfter und gleichförmiger Senkung geöffnet; Gebäude, zum Schutz bey ſchlimmen Wetter, ſind in geringer Entfernung von einander aufgeführt; durch Felſen werden überall, wo ſie der vorzüglichſten Richtung im Wege ſtehen, lange Gallerien geſprengt, und eine wohl eingerichtete Pferdepoſt ſteht den Reiſenden zu Gebot. Dies iſt das wunderbare Ergebniß eines kräftigen Willens, und der Hülfsmittel, welche menſchliche Kunſt gewährt. Ich werde ſpäter wieder darauf zurückkommen.

Das erſte dieſer Meiſterwerke, welches man eine Viertelſtunde von Gliß und 270 Fuß über dieſem Standpunkt antrifft, iſt eine bedeckte Brücke über die Saltine, einen Strom, der von der Nordſeite der Simplonkette abfließt, und deſſen tief ausgehöltes Bett, theils durch natürliche Felſen, theils durch zwey gewaltige Kunſtmauern, die dem Zimmerwerk des Brückengewölbs zur Widerlage dienen, eingefaßt iſt. Da fängt der erſte jener kunſtreich durch die Ingenieure gezeichneten Zickzake an, welche durch ihre Ausdehnung die ſteilſten Abhänge nach Gutfinden ſanfter machen; eine geraume Zeit ſteigt man oſtwärts, in der Richtung einer Einſiedeley, die mit einem halb Dutzend dahin führenden kleiner Kapellen oder Ruhealtäre, von weitem her ſichtbar iſt; in ihrer Nähe wendet ſich die Straße weſtwärts, in großer Erhöhung über jener Saltine, worüber man anderthalb Stunden zuvor gekommen iſt. Der Barometer zeigte eine Erhöhung von 1488 Fuß über der Saltine-Brücke. Hier wendet die Straße, nachdem ſie eine kleine Weile am Rand der tiefen Schlucht, worin die Saltine fließt, fortgegangen iſt, ſich wieder oſtwärts, und nach einem Steigen von nicht mehr als 235 Fuß, gelangt man an das Zufluchtshaus Nro. 2. Auf dieſen zwey erſten Stunden Weges ſind die, theils von ſelbſt, theils in Folge der Straßenarbeiten zu Tage auslaufenden Gebirgsarten feinkörnige Schiefer,

mit sehr deutlichen, unterabgetheilten, öfters gekrümmten und verdrehten Blättchen, die durch Eisenoxyd nicht selten goldgefärbt erscheinen.

Vom Zufluchtshaus Nro. 2. bis zur Gantherbrücke beträgt die Entfernung eine Stunde, und die Erhöhung nicht mehr als 306 Fuß; die Straße läuft zur Seite eines hohen Berges, in welchem sie ohne besondere Schwierigkeit eingehauen ist. Die Gebirgsart bildet da einen allmähligen Uebergang vom Schiefer zum Gneiß, dessen Einsenkungen verschieden sind. Ueber der Brücke erst gelangte ich zum bleibenden Schnee, welcher nun fortgehend tiefer ward bis zum Zufluchtshaus Nro. 3, wo die Post-Station befindlich ist. Ich traf da kurz vor eilf Uhr ein, und wenige Minuten nachher folgten unsere Wagen. Der Ort heißt Brival und seine Erhöhung über der Ganther-Brücke beträgt 366 Fuß. Wir machten hier einen Halt und nahmen Erfrischungen ein. Um halb ein Uhr ward die Reise fortgesezt, und die Wagen fuhren bergan über den Schnee, der allmählig einen Fuß tief ward; ein Viertel nach drey Uhr hatten wir den höchsten Punkt der Straße erreicht. Hier ist ein Schlagbaum, wo ein Zoll bezahlt wird, dessen Ertrag für den Unterhalt der Straße dient, die wir überall in sehr gutem Zustande fanden. Von Brival waren wir 1546 Fuß gestiegen, und wenn man die ganze Erhöhung von Gliß bis zum höchsten Punkte zusammenrechnet, so ergiebt sich die Erhöhung von 4211 Fuß. Noch vergaß ich eines großen Gebäudes zu erwähnen, das bis an die Balken des ersten Stockwerks einschließlich aufgeführt ist, und zu einer weitläufigen Herberge für Reisende bestimmt war. Die allzugroße und prachtvoll berechnete Anlage hat die Vollendung gehindert, die nun auch wohl kaum je zu Stande kommen wird. Die Lage des Hauses war gut gewählt. Der ganze, etwas steile Theil der Straße ist zurückgelegt, und bis zum Schlagbaum führt der Weg nur noch über eine große Bergebene. In zwey Stunden sind wir von jenem ins Dorf Simplon herabgestiegen, welches 1664 Fuß unter dem Culminations-Punkt liegt, und wo wir mit Eindruch der Nacht anlangten. Wir fanden ein gutes Wirthshaus, einen warmen Speisesaal und ein treffliches Nachtessen. Der Thermometer stund auf Null und der Barometer zeigte 23 Zoll 5½ Lin.

Am 29. October 1820 Morgens kündigte der die Nacht über gestiegene Höhemesser schönes Wetter an, und der Tag war in der That auch prachtvoll. Mit Tagesanbruch reisten wir ab. Nach einer Viertelstunde Bergabfahrens war kein Schnee mehr zu sehen. Wir verliessen den Wagen und bestiegen ihn wenig mehr. Die auf diesem italischen Theil der Straße entwickelten Wunder der Kunst sind zu oft schon beschrieben worden, um hier nochmals ihre Darstellung zu versuchen. Feder, Bleystift und Pinsel haben dafür miteinander gewetteifert; aber man muß sie als Fußgänger gesehen und erforscht haben, um einen deutlichen und nicht unter der Wahrheit zurückstehenden Begriff davon zu erhalten. Oft wandert man einem ungestümen Bergstrome zur Seite, den man bey seinem Ursprunge gesehen hat, und den die von den nahen Gletschern abfließenden Gewässer, so wie man vorschreitet, anschwellen; einer dieser Gletscher zeigte sich links in kleiner Entfernung. Hin und wieder verändert das die Nacht über im Niederfallen gefrorne Wasser die Felsen mit zierlichen Zacken oder gewaltigen Kämmen vom reinsten Eise, dessen Glanz durch die Sonnenstrahlen noch gehoben ist. Dort wird der Waldstrom zum Flusse (die Doveria), der sich zur Seite des Wanderers schäumend fortwälzt; hundert Fuß weiter brüllt derselbe in einer Tiefe, die das Auge nicht zu ergründen wagt. Von den sanften und zierlichen Windungen der Straße bald wieder erreicht, entzieht er sich ihr wieder eben so schnell durch einen neuen Fall; weiterhin reicht die Abdachung der Kunststraße an den Fluß hin und hängt auch wohl über. Was war da zu thun und wie vorwärts kommen? durch den Felsen. Allein dieser besteht aus Granit, und es musste ein Berg durchbrochen werden! — Immerhin, mittelst Geduld und Schießpulver wird das Werk möglich; es ist möglich geworden, und das neunzehnte Jahrhundert hat dadurch seinen Eintritt in die Reihenfolge der Zeiten mit unvergänglichen Denkmälern bezeichnet; diese Gewölbe sind in der That wahrhafte Triumphbogen! Sie bezeugen, nicht daß irgend ein Theil von zwey Armeen die gegenseitige Mörderey überlebt hat; nicht daß dieser oder jener Heerführer geschickter oder glücklicher als sein Gegner war, sondern daß menschliche Einsicht und Kunst einen edeln, nützlichen und fortdauernden Sieg über die Natur errangen, welche Völker von einander getrennt hatte, deren Bestimmung ist, sich einander behülflich zu seyn und durch Handelsverkehr wechselseitig ihren Wohlstand zu mehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

Zu den ausgezeichnetsten Kunstfreuden gehörten im Monat April zwey von dem Kapellmeister N. Hummel mit großem Enthusiasmus aufgenommene Konzerte. Mehr als die Ouvertüre zu seiner Oper Mathilde interessirte sein noch in Manuscript befindliches und nächstens im Druck erscheinendes Pianoforte-Konzert, welches darauf folgte. Vorzüglich schön ist der in einem ernsten Styl gehaltene erste Satz. Im gesangvollen Mittelsatz bringt die Begleitung von vier Hörnern und deren Abwechselung mit der Hauptstimme eine neue und höchst ansprechende Wirkung hervor. Ueber den gediegenen, bis ins Kleinste ausgebildeten Vortrag dieses Meisters der Wiener Spielart etwas zu sagen, würde nur den Raum beschränken, da diese Meisterschaft allgemein anerkannt ist. Das Credo aus einer Missa Hummels wollte vielen zu weltlich bedünken, als Musik für sich betrachtet, hat es glänzende Verdienste. Im zweyten Theile spielte der Meister sein großes Trio sehr zart durch Violine (von Hrn.

Konzertmeister Mattiäi und durch Violoncell begleitet. Der Wirkung schadet es sehr, daß einzelne Sätze durch zu große Ausdehnung einzelner Passagen ermüden. Das Graduale von Hummel, welches darauf folgte, ist im ernstern Kirchenstyle geschrieben, und wirkt durch seine kräftigen Unisono's eigenthümlich. Die freye Phantasie, in welcher der Konzertgeber viele liebliche Themen aus Mozarts Figaro und Don Juan mit meisterhafter Leichtigkeit zu einem humoristischen Ganzen verwebte, entzückte das lauschende Publikum aufs höchste, und der Schluß: der Vogelfänger bin ich ja, konnte zugleich als witzige Pointe gelten. In seinem zweyten Konzert am 7. April trug er sein herrliches A-Moll-Konzert und am Schlusse eine freye Phantasie im höhern Style vor, in welchem er seine völlige Herrschaft über die Töne und eine Gewandtheit in klaren harmonischen Ausführungen beurkundet, welche wohl jezt einzig genannt werden kann. Sein Polymelos russischer Volkslieder habe ich schon früher als Gelegenheitsstück angeführt, und gestehe, daß ich diese Volkslieder für sich und am gehörigen Orte lieber, als in diesem Zusammenhange hören möchte. Zu bemerken ist noch, daß an diesem schönen Konzerte auch der Violinist Hr. Wiele, Königl. Würtembergischer Kammermusikus, Theil nahm. Er trug ein Violinkonzert von Lafont (gewöhnliches französisches Produkt) und selbst komponirte Variationen für Violine vor. Das Streben dieses Virtuosen scheint etwas zu sehr auf Kraft und glänzende Fertigkeit gerichtet zu seyn; manche Härte des Vortrags, die noch der Milderung bedarf, wird durch die Art seiner Bogenführung veranlaßt. Wird sich der talentvolle Mann hierin noch vielseitiger ausbilden, dann kann ihm die allgemeine Anerkennung nicht entgehen.

In diesem Monat wurden im Abonnementskonzerte Haydn's christliches Meisterwerk, die sieben Worte des Erlösers am Kreuze, leider in Hinsicht des Gesangchors nicht so tadellos, wie wir sie früher hier vernommen haben, aufgeführt, und Fr. Schröders kürzlich erwähnte neue Ostercantate mit kräftiger Wirkung wiederholt. Zum Besten der hiesigen Armen gab das Konzert-Direktorium Beethovens Oratorium Christus am Oelberge; darauf wurden die vor Kurzem mit vielem Beyfall aufgenommene Musikstücke desselben Meisters zu Goethes Egmont, durch poetische Zwischenreden von Fr. Mosengeil (abermals vom Schauspieler Stein gesprochen) verbunden und erläutert, den Wünschen des musikalischen Publikums gemäß wiederholt. Man sehe hierüber meinen leztern Bericht.

Auf der Bühne war zum erstenmal: die beyden Peter, oder der Burgermeister von Sardam (lezterer ist nicht die Hauptrolle) Lustspiel in drey Aufzügen von Römer. Das in meinem lezten Berichte genannte Lustspiel Peter und Paul könnte in Hinsicht des Sujets als Fortsezung angesehen werden. Die ersten Akte unterhalten angenehm; in dem lezten wird die Sache politisch ernsthaft und verdrießlich, und man möchte fast den Czaar tadeln, daß er sich muthwillig in die bunte Jacke gesteckt, oder vielmehr so lang in diesem Incognito geblieben. In der Darstellung sind vor allen Hr. Wohlbrück als Bürgermeister (nur leider nicht ganz fest im Gedächtniß), Hr. Genast als Lefort, Hr. Wieime als Czaar und Dem. Böhler als Maria zu loben. Die scenische Anordnung im Eingang des zweyten Akts war malerisch und voll Charakter, aber leider wollte es mit dem darauf folgenden sehr unterbrochenen Dialog noch nicht recht klappen, wodurch die Scenen im Wirthshause an Lebhaftigkeit sehr verlieren. Das Stück schien zu gefallen und wurde bald darauf wiederholt. — In der Oper war neu der lustige Schuster, komische Oper nach dem Italienischen mit Musik von Paer. Der komische Stoff, der zuerst durch Hillers Kompositionen auf die deutsche Opernbühne kam, that auch hier seine volle Wirkung. Nur der zaudernde Pilger, der in die bürgerliche Welt hereingeschneit wird, ist eine störende Figur, deren man vielleicht durch eine andere Wendung der Intrigue, z. B. durch einen Schlaftrunk entrathen seyn könnte. Uebrigens sollte man ein Paar Nummern der Musik herauswerfen, welche den Gang der Handlung bis zur Ungeduhr aufhalten, wenn auch die Wahl schwer werden dürfte. Die bekannte Musik ist im Ganzen lebendig, sogar charakteristisch und überaus gefällig und klar; ein Quartett im ersten Akte, ein Duett und eine Polonoise im zweyten gehören zu dem Angenehmsten, was Paer geschrieben hat, die Ouvertüre dagegen zu dem Fadesten. In der Darstellung strebte alles recht erfreulich zu einem Ziel. Nicht nur Hr. Fischer spielte den lustigen Schuster mit wahrer Laune, und ohne die hohle Bearbeitung, die er sich zuweilen zu Schulden kommen läßt, gleichsam in einem komischen Zuge fort, sondern auch Mad. Neumann-Seßi zeigte im Spiel der Baronin die auf der Bühne seit einiger Zeit erworbene Freyheit zu allgemeinen Vergnügen; sie war lebhaft und beweglich und blieb im Ausdruck der verschiedenen Situationen nicht zurück hinter ihrem vortrefflichen Gesang. Hr. Höfler sang die Rolle des Hausfreundes (besonders auch die Polonoise) recht rund und sorgfältig. Ebenso Hr. Gay die Parthie des Pilgers; Hr. Genast hatte das Verdienst, die etwas undankbare Parthie des Barons mit Sorgfalt auszuführen. Da der liebenswürdigen Dem. Böhler der Beyfall des Publikums immer gewiß ist, so trägt Unterzeichneter um so weniger Bedenken, zu gestehen, daß dieselbe als Weib des Schusters in der Uebertreibung ein wenig zu weit zu gehen schien, da diese Bemerkung ihrem Talente nichts schaden kann. Die fast unausgesezten Mandver's mit der Schleppe, welche sie nach ihrer Verwandlung trägt, der mehrmals versuchte Baßton konnten diese Parthie leicht zum Unangenehmen zwingen und die Verlegenheit in ungraziöse Einfalt verwandeln. Im Uebrigen gestehe ich dieser Schauspielerin einen Reichthum von Mimik und drolliger Laune zu, welcher auf der deutschen Bühne selten ist. Der Bedientenball, welchen Hr. Fischer zu allgemeinem Lachen einen thé penchant (?) nannte, wurde so lustig, wie die ganze Oper in und über dem Orchester gegeben. Von Opern wurden überdem noch das beliebte Zaubergldckchen, die heimliche Ehe, die Vestalin (eine vortreffliche Aufführung auch von Seiten des Orchesters), Barbier von Sevilla, von Scheffler, Johanna von Montfaucon, wobey Hr. Schmidt, als neu angestelltes Mitglied den Philipp zur Zufriedenheit des Publikums dargestellt haben soll, die Bestürmung von Smolensk, Jungfrau von Orleans, Leben ein Traum, gegeben.

Auf den ersten Ostertag fielen zwey Deklamatoria, deren eines der beliebte Deklamator Spitzig, das andere die Theaterdirektion, wie ich höre, mit geringem Erfolg veranstaltete. Gewiß daß man in dieser Art der Kunstübung leicht zu viel thun kann. — Am lezten d. gab der neue Musikdirektor des Theaters, Hr. Präger, im Saale des Gewandhauses ein Konzert, in welchem er mehrere Stücke von seiner Komposition und unter andern ein neues Violinkonzert und eine Cantate, im geistlichen Style gab. Beydes waren die ausgezeichnetsten Stücke. Sein Spiel auf der Violine jezt durch ungemeine Fertigkeit in Erstaunen, und ist dagegen im gehaltenen Vortrag am schwächsten. — Die vom Konzertmeister Matthäi veranstalteten herrlichen Quartett-Unterhaltungen schlossen mit einer braven Ausführung von Spohrs Nonett (Wien bey Steiner erschienen), in welchen sich die Eigenthümlichkeit des Komponisten auf eine jedes Gefühl ergreifende Weise mittheilt; ich glaube diese Eigenthümlichkeit am passendsten auszusprechen durch den Ausdruck: Er lächelt durch Thränen.

Nr. 45.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 4. Juni 1821.

Di Cennino di Drea Cennini, trattato della Pittura, messo in luce la prima volta con annotazioni dal cavaliere Gius. Tambroni. Roma 1821. 8vo.

Hier haben wir endlich einen Abdruck dieſer für die Praxis der Malerey äußerſt wichtigen Schrift. Die Maler und Wiederherſteller alter Bilder können nunmehr viele veraltete Erfahrungen mit Bequemlichkeit nachſehen, und, wenn ſie anders wollen, von Neuem in Anwendung ſehen. Indeſſen darf man von dieſer Ausgabe, ſo viel ſie auch in ihrer gegenwärtigen Geſtalt dem Künſtler leiſten mag, ganz und gar nicht erwarten, daß ſie durchgehend mit reifem Urtheil und mit vollſtändiger Benutzung aller gelehrten Hülfsmittel beſorgt worden ſey. Der Herausgeber nämlich begnügte ſich, von drey bekannten Handſchriften, mit der neueſten und mithin unzuverläſſigſten. Er bezeichnet ſie Seite XV ſeiner Vorrede, ſcheint aber nicht einmal zu ahnen, daß ſie eine moderne Abſchrift des bekannten Codex der Laurentiana iſt; daß ſie eben deßhalb, wenn auch nur für die Aechtheit der Ueberſchrift mit ihrem Originale hätte verglichen werden müſſen. Aus lezterem Codex, eben wie aus einer mit Verſtand verfaßten Abſchrift der Riccardiana läßt ſich Vieles für Verbeſſerung der Lesarten, ſelbſt eine nicht unbedeutende Vervollſtändigung des Textes gewinnen, welches der aufgeregte Eifer der florentiniſchen Gelehrten nun nicht lange mehr vorenthalten wird. Auf dieſe Veranlaſſung möchten auch die eignen, willkürlichen und doch unzureichenden Verbeſſerungen und Erklärungen des Herausgebers hart auf die Probe geſtellt werden.

Unter dieſen Umſtänden konnten die literariſchen Nachrichten ſeiner Vorrede nur äußerſt ſpärlich ausfallen. Alle Zweifel und Vermuthungen, welche der Anblick des laurentianiſchen Codex ſelbſt über den Zuſtand des nicht mehr vorhandenen Autographi anregt, entgiengen ihm vollkommen; er glaubte einen einzigen Verf., ein auf den Wurf verfaßtes Buch vor ſich zu haben. Eben daher wirft er — Seite XXIV — dem Vaſari vor, den Cennino gar nicht geleſen zu haben, weil ſeine Anführungen aus demſelben nicht mit dem gegenwärtigen Texte übereintreffen; namentlich weil Vaſari ſagt, daß Cennino mehrere Dinge nicht gekannt habe, welche im Codex der Laurentiana, mithin auch in der Abſchrift, welche der Herausgeber nuzte, ausführlich behandelt werden. So groß Vaſari's Flüchtigkeit iſt, ſo wird es doch ſchwer zu glauben, daß er ſo vereinzelte Angaben ganz aus der Luft gegriffen habe. Gewiß hatte Vaſari den Codex der Laurentiana, die Urſchrift der neueſten Copien der Riccardiana und Vaticana, nicht geleſen. Wer ſteht uns aber dafür ein, daß er nicht das Autographum ſelbſt vor Augen hatte? Wer kann uns verbürgen, daß dieſes urſprünglich dieſelbe Geſtalt, denſelben Umfang hatte, als gegenwärtig die älteſte wie beyde ſpätere Abſchriften? Gewiß geſtattet die Beſchaffenheit ſolcher vereinzelten, ziemlich planlos hingeworfenen Anweiſungen, daß die ſpäteren Zuſätze ſich leicht mit dem erſten Stoffe verſchmelzen. Demungeachtet ſcheint mir z. B. der einfach hingeworfene Eingang von mancher längeren, gewandter abgefaßten Stelle der nachfolgenden Anweiſungen weſentlich abzuweichen. Dieſen Zweifel werden geübtere Kenner der italieniſchen Sprache binnen Kurzem beſeitigen oder verſtärken.

Jener Angriff auf Vaſari dient dem Herausgeber, um ſeine Unterſuchung über den Urſprung und das Alter der Oelmalerey von fern her einzuleiten. Auch hier ſcheint er nicht alles gekannt und genuzt zu haben, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden iſt. Daß man den Gebrauch der Oele in der Malerey lange vor Johann van Eyck kannte, daß mithin Vaſari nicht ganz richtig belehrt war, ſezte ſchon die Bekanntmachung des Theophilus hinreichend ins Licht, und die eifrigen Unterſuchungen, welche darauf folgten, hoben jeden Zweifel auf. Cicognara hat ſpäterhin verſucht, darzuthun, daß jener Theophilus ein Italiener, und dieſe Kunſtanwendung ſelbſt urſprünglich italieniſch ſey. Wäre dieß lezlere auch völlig ausgemacht, ſo bliebe doch nichts deſto weniger den alten Niederländern der Ruhm, zuerſt alle Vortheile der Oelmalerey entwickelt zu haben, und in der Vollkommenheit dieſer Kunſt das Vorbild der Italiener geweſen zu ſeyn. Und dieß ſcheint mir rühmlicher, als die rohe Erfindung ſelbſt. — Die Handſchriften

des Cennino (es iſt wohl unausgemacht, ob er ſelbſt oder ein nachfolgender Vermehrer ſeiner Vorſchriften hier redet) ſagen: „ich will euch lehren in Oel zu malen, wie es die Deutſchen im Gebrauch haben.“ Aus dieſer Stelle zieht der Herausgeber nur in ſo weit Nutzen, als ſie ihm dient, die bekannten Erzählungen des Vaſari, von Antonello, Domenico Veneziano, Andrea del Caſtagno zu entkräften. Es folgt aber daraus nicht nur, daß die Italiener ungleich früher von der ausgebildeten Oelmalerey Kunde hatten, als Vaſari angiebt; vielmehr auch, daß dieſe Kunſt von den Deutſchen häufiger und, wie die Beyſpiele der van Eyck u. A. lehren, ſchon in der größten Vollkommenheit geübt wurden, während in Italien, bis gegen 1470 ſelbſt ein theilweiſer Gebrauch des Oeles nur höchſt ſelten vorkommt. Gegen Vaſari hätte der Herausgeber noch anführen können, daß von Dom. Veneziano, welcher die Oelmalerey nach Florenz verpflanzt haben ſoll, nur ein einziges, trocken a tempera gemaltes Bild, in Sta. Lucia zu Florenz, durch ſeine Inſchrift beglaubigt, vorkommt. Eine ſonderbare Erſcheinung für einen, der das Geheimniß der Oelmalerey nach Florenz gebracht haben ſoll. Dahingegen ſpricht für die allgemeinere Wahrheit der Angaben des Vaſari, daß gerade die Venezianer und Lombarden in der Oelmalerey den Florentinern vorangiengen, daß bey dieſen bis gegen Ende des 15ten Jahrhunderts nur in vereinzelten Fällen Oelgemälde vorkommen.

C. F. Freyh. v. Rumohr.

Das Sacro Convento in Aſſiſi.

(Fortſetzung.)

2) Gegen Norden ſieht man die Keuſchheit, eine ältliche Geſtalt, mit gefalteten Händen in einem großen viereckigen Thurme (maschio) ſitzen, der ſich aus einer Feſtung erhebt, die mitten im Bilde ſteht, und an den vier Ecken von vier kleineren Thürmen vertheidigt wird. Von dem Gott Vater im Schlußſteine ſchweben zwey Engel herab, die der Keuſchheit Palme und Diadem reichen.

Vor der Burg iſt ſymboliſch die Umwandlung dargeſtellt, die im Menſchen der Erlangung wahrer Keuſchheit vorhergehen muß. — Vier weibliche Geſtalten waſchen in einem Brunnen einen nackenden Menſchen. Zwey Engel halten ſeine Kleider und die Reinigkeit, in weißem Gewande, neigt ſich über die Mauern der Burg herab und gießt eine Schale voll Waſſer über das Haupt des Neugebornen, während neben ihr die Stärke das Handtuch herabreicht. Zur Rechten ſtehen Kaiſer Heinrich II. und König Boleslaus pudicus von Polen, als erprobte Kämpfer der Keuſchheit, in voller Rüſtung. Weiter hinabwärts ſieht man den heiligen Franziskus mit zweyen ſeiner Gefährten mehrere Geiſtliche und Laien zu gleicher Reinigung herbeyrufen, und dieſe mit freudig geöffneten Armen der Einladung folgen. — Zur Linken vertreiben drey Jünglinge Tod und Teufel (erſteren in Geſtalt eines ſchwarzen Gerippes); und die Buße (Sancta poenitentia), geflügelt dargeſtellt, verſcheucht im Anachoretengewande mit ihrer Geißel die unheilige Liebe (amor profanus, der mit Köcher und Binde aber mit Bocksfüßen erſcheint) und ſtürzt die Unreinigkeit den Felſen herab. *)

3) Gegen Mittag: Unter einem von acht Säulen auf halbrunden Bögen getragenen Baldachin ſitzt auf einer reich verzierten Bank der Gehorſam (Sancta Obedientia), eine ältliche, geflügelte, und mit dem Ordensgewand bekleidete Geſtalt. Sie legt den Finger der einen Hand auf den Mund, und knieend empfängt ein Kloſterbruder aus ihrer andern ein Joch auf ſeine Schultern. Die zweyköpfige Klugheit (mit Zirkel und Weltkugel **)) und die Demuth in härenem Gewande ſind gegenwärtig. Aber, gleichſam zur Heiligung, ſieht man über der Geſtalt des Gehorſams ein Cruzifix (das indeß von der Decke des Baldachins und von jener Figur großentheils verdeckt iſt) einen Strom Blutes aus der Seitenwunde vergießen. Unter dieſen Figuren knieen zwey Engel, wovon der eine zwey knieende Perſonen dem Gehorſam zu empfehlen ſcheint, der Andere aber den Eigenſinn (capriccio,

semivirumque canem, semicanemque virum,

wie ſich der P. Angeli ausdrückt) in der Geſtalt eines ſcheußlichen Centauren vertreibt. Die umherſtehenden Engel feyern ſchon hienieden die Selbſtüberwindung des Gehorſams. Aber über dem Baldachine erſcheint der Heilige, an dem nur irdiſch laſtenden Joche von zwey Händen, die aus dem Aether hervorkommen, zu Gott dem Vater, der, wie ſchon bemerkt, auf dem Schlußſtein abgebildet iſt, emporgezogen. Zu jeder Seite knieet ein Engel und hält eine Rolle mit Sprüchen des Gehorſams. ***)

---

*) Vaſari II. p. 81. „In der zweyten Ecke iſt die Keuſchheit, welche, auf einer höchſt feſten Burg befindlich, ſich weder von Reichen, noch von Kronen, noch von Palmen, die Einige ihr darbieten, beſiegen läßt. Ihr zu Füßen iſt die Reinigkeit, die nackte Perſonen wäſcht, und die Stärke führt Leute zum Baden und Reinigen herbey. Neben der Keuſchheit iſt auf der einen Seite die Buße, welche mit der Geißel den geflügelten Amor verjagt, und die Unreinigkeit fliehen macht.“ Der P. Angeli (p. 34) giebt nebſt mehreren anderen Berichtigungen die Namen Heinrich und Boleslaus an.

**) Auf dem Geländer, hinter dem die Klugheit ſich befindet, ſteht ein halbrunder Bogen mit ſpitzigem Dach, den jene mit einem Zirkel ausmißt; welchen ſie in der Rechten hält. In dem Bogen ſieht man eine blaue Kugel, und in der Linken hält ſie eine halbrunde, inwendig rothe Schaale. Doch weiß ich nicht, was dieſe Allegorien bedeuten.

***) Vaſari T. II. p. 81. „In der erſten iſt der heil. Franziskus im Himmel verherrlicht mit denjenigen Tugenden

4) Endlich zeigt die gegen Abend gewandte Seite des Gewölbes den heil. Franziskus in der Herrlichkeit. Im goldgewebten Diakonuskleide ſizt er auf einem zierlichen Throne in Mitten des Bildes und hält Kreuz und Ordensregel in den Händen. Ueber ihm ſchwebt eine rothe Fahne mit goldenem Kreuz und ſieben Sternen. Um ihn her ſingen, ſpielen und tanzen mehr denn vierzig Engel und erzeigen ihm Ehre. *).

Es iſt oft bemerkt worden **) und kann nie genug berückſichtigt werden, wie ein allegoriſcher Geiſt überall im Mittelalter vorherrſcht. Wer in Dante's ſymboliſchen Perſonen, wie z. B. Virgil, Beatrice, u. ſ. w. Shakſpeare's aus dem Leben gegriffene Charaktere ſucht, wird unbefriedigt die göttliche Komödie aus der Hand legen; und wer in Giotto's Malereyen Gozzoli's Lebenswahrheit zu finden glaubt, wird vor den erhabenſten Werken dieſes Meiſters, ohne von ihnen angeſprochen zu ſeyn, vorübergehen. Nicht auf Schilderungen, deren Wahrheit wir bewundern (wie z. B. der Streit zwiſchen Sinon und dem Maeſtro Adamo) ſondern auf die myſtiſche Bedeutung, die er ſeinen Erfindungen unterlegt, iſt Dante ſo ſtolz, daß er die Leſer ſelbſt auf ſeine Kunſt aufmerkſam macht. So ſagt er z. B. vor der Beſchreibung der geheimnißvollen Thür des Fegefeuers:

Lettor; tu vedi ben, com' io innalzo
La mia materia e però con più arte
Non ti maravigliar s'io la rincalzo.

Wenn ein ſolcher Hang zu bildlichen Ausdrücken durch die Religionsurkunde ſelbſt veranlaßt ward, ſo iſt es natürlich, daß er bey religiöſen Gegenſtänden ſich am meiſten offenbarte. Die Ausdrücke der Frömmigkeit über Gott waren bildlich, und bildlich war auch was man von denen ſagte, die ihn verkündeten. Die Erſcheinung wurde nur aufgezeichnet, in ſo weit ſie eine geiſtige Eigenthümlichkeit ausdrückte, und jede Eigenthümlichkeit des Geiſtes wurde durch bildlichen Ausdruck zu einer wirklichen Erſcheinung. So ward das Leben der religiöſen Helden ſchnell zum Gedicht, und das nie geweſene blieb dichteriſch wahr. Jene Zeit fragte nicht nach der Wirklichkeit wunderbarer Ueberlieferungen, ſondern ihr genügte der höhere darin ausgeſprochene Sinn. Seitdem indeß die neuere Zeit angefangen hat, ſolche Erzählungen als hiſtoriſche facta zu kritiſiren, iſt das Verſtändniß jenes Sinnes und der wahre Geſchmack an allegoriſchen Ausdrücken untergegangen, und das Wohlgefallen an ungeſchminkter Wirklichkeit iſt an deſſen Stelle getreten. Sey nun aber der Geiſt jener oder dieſer Zeit der beſſere *), ſo iſt es nothwendig, bey Betrachtung und Beurtheilung der Werke jener Jahrhunderte, ſich, ſo viel als möglich, in die damalige Denkart zu verſetzen. Nur wenn man mit dieſer einigermaßen vertraut geworden iſt, lernt man Werke verſtehen und ſchätzen, deren erſter Anblick uns meiſtens als fremdartig abſchreckt. Denn nicht ſowohl Mangel an Perſpektive, Verſtändniß des Nackten u. d. gl., als vielmehr die ungewohnte Art der Darſtellung iſt es, welche die vielen harten Urtheile über ältere Dicht- und Maler-Kunſt hervorbringt, während der nähere Bekannte jene Künſtler, um deſſentwillen was ſie entbehren, nur bedauert ohne ſie zu tadeln, und, in ihre Denkart eingeweiht, ſich an ihren Werken erfreut.

Betrachten wir nun auf ſolche Weiſe Giotto's eben genannte Werke, ſo müſſen ſie wegen ihrer tiefen Bedeutung und der ſinnreichen Art, womit jene ausgedrückt iſt, uns als ſehr vollkommen erſcheinen. Insbeſondere wird uns aber bey ihm und bey vielen ſeiner Zeitgenoſſen der Ausdruck in den einzelnen Geſtalten in Erſtaunen ſetzen, der ſie nur in Beziehung auf den abgebildeten Gegenſtand darſtellt, ohne ihnen weder die detaillirte Individualität der Maler des 15ten Jahrhunderts, noch die ſeichte Idealität neuerer Künſtler zu ertheilen. Allerdings iſt aber dieſe Art des Ausdrucks im wahren Sinne ideal zu nennen, und ſo ſchließt er ſich an die griechiſche Kunſt an, die ſchon frühe ihren chriſtlichen Perſonen einen, von Ueberlieferung wahrſcheinlich ganz unabhängigen, Typus mitgab, und für innere Bewegungen diejenigen äußeren Zeichen erfand, die ihr für jeden Gemüthszuſtand am charakteriſtiſchſten ſchienen. Die Kunſt von Giotto und ſeinen Nachahmern änderte nichts an dieſem Streben, als daß ſie die durch langes mechaniſches Ueben der Malerey eingeriſſenen

umber; die erforderlich ſind um zur Gnade Gottes vollkommen zu gelangen. Auf einer Seite legt die Gehorſamkeit (obedienza im Ital. weiblich) dem Halſe eines Kloſterbruders, der vor ihr kniet, ein Joch auf, deſſen Bänder von gewiſſen Händen zum Himmel gezogen werden; und während ſie mit einem Finger auf dem Munde Stillſchweigen andeutet, hat ſie die Augen auf Jeſus Chriſtus gerichtet, der Blut aus der Seitenwunde vergießt. Und in Geſellſchaft dieſer Tugend befinden ſich Klugheit und Demuth: um anzudeuten, daß wo der Gehorſam wahrhaft ſich findet, es immer Klugheit und Demuth ſind, die Alles gut vollbringen helfen."

*) Vaſari p. 83: „Im vierten und lezten der genannten Räume iſt ein heil. Franziskus, gleichfalls verherrlicht, mit einer weißen Diakonus-Tunika bekleidet; und wie triumphirend im Himmel inmitten einer Menge Engel, die ein Chor um ihn bilden, mit einer Standarte, in der ein Kreuz mit 7 Sternen iſt, und in der Höhe iſt der heilige Geiſt."

**) Fr. Schlegels Geſchichte der Literatur. Wien 1815. Bd. I. S. 272. 73. B. II. S. 6. 7. 9. 10.

*) Hierüber dürfen wir uns wohl nicht im Zweifel laſſen. Wenigſtens was die künſtleriſche Anwendung der Allegorie betrifft, müſſen wir uns doch geſtehen, daß die eben beſchriebenen Darſtellungen des Giotto den einfachen Sinn fürs Schöne nicht anſprechen, ſondern abentheuerlich, ja lächerlich erſcheinen. M. ſ. das Urtheil eines Kenners in Nr. 32. S. 126. dieſer Blätter. Darum mißlingt auch in neuerer Zeit jeder Verſuch, zu ſolchen myſtiſch-allegoriſchen Darſtellungen zurückzukehren.

Anm. d. Red.

Uebertreibungen vermied und aufs Neue aus dem lange vergeſſenen Quell der Natur friſches Leben ſog. So bleibt jede Geſtalt gleichſam das Symbol der durch ſie ausgedrückten Gemüthsſtimmung, und alle übrigen Rückſichten, als Compoſition, Lichtvertheilung u. ſ. w. mußten dieſer Hauptidee nachſtehen, obgleich ſie, bey der Einheit des Gegenſtandes in einem Bilde, meiſtens durch jene von ſelbſt erfüllt wurden. Daher wird uns der wunderbare Eindruck erklärbar, den die Werke dieſer Zeit auf uns machen, weil wir, ohne durch unweſentliche Züge oder durch bedeutungsloſe Formen im mindeſten geſtört zu werden, ſogleich den innerſten Sinn erkennen. Gleich einem Chorale erwecken die reinen und vollen Töne jeder Saite die verwandten Akkorde unſres Herzens mehr als die geſchmückten Compoſitionen.

(Der Beſchluß folgt.)

R o m.

Der Kupferſtecher, Herr Ruſcheweyh, bekannt durch ein Blatt nach Dominichino, in neuerer Manier, und durch eine Folge von Blättern nach dem Fauſt des Cornelius, denkt die Sibyllen von Raphael, in der Kirche della Pace zu Rom, von Neuem herauszugeben. Da das ältere Blatt, von Cunego, vergriffen iſt, und da ſeitdem die erfolgte Reinigung des Originals die Hoffnung giebt, für dieſen neuen Kupferſtich eine ungleich beſſere Zeichnung zu erhalten; ſo glaubt der Unternehmer auf die Theilnahme der Kunſtliebhaber rechnen zu können. Eben dieſe nimmt er durch die Aufforderung zu einer vorläufigen Subſcription in Anſpruch. Die Pränumeration würde erſt dann eingefordert werden, wenn eine hinlängliche Anzahl von Subſcribenten vorhanden wäre, das Unternehmen zu decken. Der Pränumerationspreis, der noch nicht genau beſtimmt werden kann, ſoll jedoch in keinem Falle die Summe von zwey Zechinen — venezianiſchen Ducaten — für das Exemplar après la lettre überſteigen.

Florenz, den 5. Mai 1821.

Anton Krüger, aus Dresden, Schüler des Herrn Profeſſor von Müller zu Stuttgart, iſt im Begriff eine Zeichnung der Madonna von Raphael in der florentiniſchen Gallerie, genannt del Cardellino, zu vollenden, und ſodann unverzüglich den Stich derſelben zu beginnen. Da dieß Bild bis jezt nicht von Kupferſtechern des erſten Ranges geſtochen worden iſt, ſo tritt er ſeine Unternehmung um ſo leichteren Muthes an. Die Liebhaber und Kunſthändler, die ihn durch Unterſchrift mit Vorausbezahlung begünſtigen werden, erhalten das Exemplar après la lettre für einen franzöſiſchen Louisd'or, avant la lettre für das Doppelte.

L o n d o n.

Die Königl. Akademie der Künſte hat für dieſes Jahr folgende Preisaufgaben geſezt: In der Malerey: die Geſchichte vom verlornen Sohn; Bildnerey: Harmon und Antigone, Gruppe aus der Antigone des Sophokles; Architektur: Plan, Aufriß, Durchſchnitt und perſpektiviſche Anſicht eines Theaters. Der Preis für jede iſt eine goldene Medaille mit den Reden der Präſidenten Reynolds und Weſt. Eine Anzahl ſilberner Medaillen wird für die beſten Zeichnungen und Modelle von Figuren, und für die beſte und genaueſte Zeichnung der Vorderſeite der Kirche von St. Martin's in the fields nach genauen Meſſungen, vertheilt. Die erſte Medaille iſt mit den Vorleſungen der Profeſſoren Barry, Opie und Füßly begleitet. Drey Silbermedaillen erhalten die Zöglinge in der Antiken-Akademie für die beſten Modelle einer Statue oder Gruppe, welche vom Aufſeher ausgewählt wird. Der erſten Medaille werden dieſelben Vorleſungen beygegeben.

Herr Holloway und ſeine Gehülfen, die HH. Slann und Webb haben kürzlich die vierte Platte nach Raphaels Cartons in Hamptoncourt beendigt. Der Gegenſtand iſt „wie der Zauberer Elymas mit Blindheit geſchlagen wird.“ Die drey erſten waren: „Paulus predigt in Athen,“ „Chriſtus überträgt Petrus das Amt der Schlüſſel“ und „der Tod des Ananias.“ Gegenwärtig iſt „der wunderbare Fiſchzug“ begonnen, und die Zeichnungen für die zwey lezten Platten, „das Opfer zu Lyſtra“ und „die Heilung des Lahmen“ ſind ſchon vollendet. Man ſagt, daß die Künſtler noch nicht genug Subſcribenten haben, um auf angemeſſenen Lohn ihrer Arbeit rechnen zu können. Ein ſchlimmes Zeichen für den wahren Kunſtſinn in England, da den Kupferſtichen allgemein großes Lob widerfährt. Man hofft daß die Ausſtellung einiger von dieſen Kupferſtichen in der neuen Gallerie von Soho Square die Theilnahme an dem Werke ſteigern wird. Die HH. Slann und Webb ſind Holloway's Schüler. Die Zeichnungen, Probedrücke und Beſchreibungen der drey erſten Platten wurden noch unter den Augen und mit dem Rathe des verſtorbenen Präſidenten Weſt gemacht.

Katalog von Gemälden brittiſcher Künſtler im Beſiz von Sir John Fleming Leiceſter, Baronet, mit Umriſſen nach der ganzen Sammlung, die ſich zu Tabley-houſe in Cheſhire befindet. Ausgeführt und mit biographiſchen Notizen begleitet von John Young, Aufſeher an der British Institution.

Von den Anſichten der Südküſte von England, geſtochen von W. B. und G. Cooke iſt die eiſte Nummer erſchienen.

Nro. 134.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. Juni 1821.

Doch es schmiedete
Ein Gott um ihre Stirn ein ehern Band,
Rath, Mäßigung, und Weisheit und Geduld,
Verbarg er ihrem scheuen düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher.

Goethe's Iphigenia.

Liebestreue bey moralischer Verderbniß.

Vor Kurzem ward in einer englischen Provinzialstadt ein Weib Namens Johanna Wilson, die des Gattenmords überwiesen, hingerichtet. Diese Unglückliche war die Frau eines geachteten Handwerkers, den sie vor ungefähr zwey Jahren verließ und sich einem häßlichen schmutzigen Kesselflicker hingab, mit dem sie das Land durchstrich. In dem Laufe ihrer Wanderungen kamen sie auch durch ihren vorigen Wohnort, wo ihr ihr Gatte begegnete und sie nach vieler Mühe überredete, zu ihm zurückzukehren. Nicht lange aber, so fiel der arme Mann ein Opfer seiner Güte und Nachsicht, die Elende ermordete ihn Nachts im Bette, und zog dem Kesselflicker mit der geraubten Baarschaft des Gemordeten nach. Beyde wurden bald ergriffen und vor Gericht gestellt, wo beyde die That eingestanden und nur darauf bedacht waren, einer vom andern die Schuld abzuwälzen. Die Jury verurtheilte indessen nur das Weib, während der Mann aufs lauteste auf ihrer Unschuld und seiner Schuld bestand; und sie auf der andern eben so feyerlich die Gerechtigkeit des Ausspruches anerkannte. Am Tage der Hinrichtung stellte er sich unter den Zuschauern dicht unter das Blutgerüst und schrie laut gegen das Urtheil. Das Weib schien ihre schreckliche Lage ganz zu vergessen und sah sich nur ängstlich nach ihm um; und ihr gegenseitiger Trost schien in dem lezten Blick zu liegen, den sie sich einander zuwarfen.

Diese Anekdote, welche ich aus englischen Provinzial-Zeitungen geschöpft, erinnert mich an eine ähnliche Begebenheit, welche sich vor einigen Jahren in London selbst ereignete, und wo möglich, die Gewalt der thörichten und verbrecherischen Liebe in noch grellerem Lichte zeigt. — Ein Mädchen von ungemeiner Zartheit in Wesen und Person und von bedeutender Schönheit, verliebte sich in einen Mann, der von allem gerade das Gegentheil war. Sie hatte eine gute Erziehung genossen und lebte im Hause ihrer Eltern, wohlhabende und angesehene Leute. Der Gegenstand ihrer Zuneigung war ein nichtswürdiger Landstreicher. Seine Sitten waren ungemein roh, und ein schwarzes narbiges Gesicht und rollendes Auge waren ein treuer Spiegel von der unwiderruflichen gewohnheitsmäßigen Schlechtigkeit seines Charakters. Wo und auf welche Art sie mit ihm bekannt geworden, hat die Unglückliche nie gestehen wollen. Gegen ihre sonstige Gewohnheit suchte sie auf einmal so oft wie möglich allein auszugehen, und blieb bis spät des Abends weg; dieß flößte den Eltern den ersten Verdacht ein, daß sie irgend eine Bekanntschaft gemacht, deren sie sich zu schämen habe. Als man endlich die Ursache entdeckte und die gehörigen Erkundigungen einzog, erwies es sich aufs unbezweifeltste, daß ihr Liebhaber ein gemeiner Dieb war. Die klarsten Beweise, die man dem Mädchen hiervon vorlegte, blieben ohne Erfolg; alles was nur auf das Herz oder den Verstand eines sittlichen und gebildeten Weibes Eindruck machen konnte, ward angewandt, aber vergebens. Alle Bitten, Verweise und Drohungen der Eltern blieben fruchtlos; sie hing nur desto fester an der Verblendung, welche zu ihrem

Verderben führte. Der fortdauernde Widerstand trieb sie zuletzt dahin, daß sie ihre Heimath verließ, und sich dem Elenden in die Arme warf, der weder sie selbst, noch das Opfer zu schätzen wußte, das sie ihm brachte. Ihr unglücklicher Vater überlebte diesen Schritt nur kurze Zeit. Ihre Mutter sah sie zurückkehren unter ihren Schutz — elend, verworfen, verlassen — aber reuig. Nicht lange aber war ihr der Friede der häuslichen Stille vergönnt. Ihr Verführer, als er sie aufs neue in einer Lage sah, wo sie ihm nützen konnte, suchte sie auf; — und die Unglückliche ward noch einmal das Opfer seiner Künste, ungeachtet der Erfahrungen, welche sie jezt von seiner Rohheit und Undankbarkeit gemacht hatte. Die Erneuerung ihrer geheimen Zusammenkünfte konnte nicht lange verborgen bleiben; und sie war nun so tief gesunken, daß sie sich dazu bereden ließ, ihn mit seinen Gefährten zur Nachtzeit ins Haus zu lassen, um solches zu plündern, und es gelang ihnen, einen bedeutenden Raub davon zu tragen. Das elende Mädchen entfloh mit ihnen, ein Umstand, welcher sogleich den Verdacht auf den rechten Mann hinzog. Er ward ergriffen, gerichtet und verurtheilt; die Vermittelung der Familie brachte es indessen dahin, daß die Todesstrafe in eine lebenslängliche Deportation verwandelt wurde. Das unglückliche Geschöpf aber war jezt für die Tugend erstorben. In Verzweiflung und untröstlich über die Trennung von ihrem heißgeliebten Bösewicht, beschloß sie ihm zu folgen; und sie, die selbst mitten unter den schändlichsten Auftritten der Ausschweifung, worin sie der Elende eingeführt hatte, sich allzeit von dem entferntesten Verdacht der Untreue gegen ihren Verführer frey erhalten hatte, wie er es selbst oft gerühmt, überließ sich schamlos dem rohesten Schiffsvolke, um nur die Ueberfahrt zu ihm zu erhalten. Dies gelang ihr, und einen natürlichen Widerwillen gegen die See überwindend, unternahm sie eine lange und gefahrvolle Reise, um zu einem Mann zu kommen, welcher nie wieder von ihr zu hören wünschte. Weder Gefahren noch Leiden konnten die Beständigkeit ihrer Liebe erschüttern. — Ihr Körper aber war zu schwach für das Unternehmen, sie starb, noch ehe sie das ersehnte Gestade erreicht hatte. Ihr Unglück rührte selbst die rohen Söhne des Meeres, und mit Bedauern begruben sie ihre Hülle auf einem kleinen Eilande, dessen Oberfläche sich kaum über die Wellen des östlichen Oceans erhebt.

Bruchstücke aus des Professor M. A. Pictet von Genf, Briefen aus Italien.

(Fortsetzung.)

Dem Bergstrome entlang bietet sich für den Freund der Geologie mancherley Stoff zu Bemerkungen dar. Es fragt sich, ob wohl dieß Wasser selbst auch das Bett gegraben haben sollte, worin es hüpft und wirbelt? Bey näherer Prüfung findet er, daß in dem wirklichen Bett, worin gegenwärtig und seit so viel Jahrhunderten als man anzunehmen für gut findet, der Strom sich fortwälzt, seine Wirkung auf die Abründung der Winkel der Felsblöcke beschränkt bleibt, um die seine Wellen schäumen; daß der Gußrand seiner Cascaden sich nur unmerklich erniedrigt hat, und daß die Stellen, wo sie niederfallen, auch nur wenig ausgehölt sind; daß unmittelbar über dem jetzigen Wasserbett die Wände der mehr und minder tiefen Schlucht, deren Grund das Wasser einnimmt, die scharfen Ecken ohne irgend eine Spur von Zerfressung ihrer ganzen Höhe nach darstellen. Diese Thatsache beweist offenbar, daß die Trennung der Wände der Bergschlucht die Wirkung irgend einer großen, frühern und dem schwachen Wasserstrom, welchem sie später und seither Durchgang gewährt hat, fremdartigen Erschütterung seyn muß; daß im Laufe einer unbekannten Zahl von Jahrhunderten, die ganze Wirkung des durchfließenden Wassers sich auf einige Abründung der Winkel des harten Gesteines beschränkt, von dem der höchst unregelmäßige Grundtheil der Schlucht gebildet wird, der sich im Lauf der Zeiten hinwieder auch weder verebnet noch merklich verändert.

Richtet man, von dieser Betrachtung der Wirkung der Gewässer in der Tiefe des Strombettes den Blick zu den Gipfeln der Bergkette, welche man durchwandert, empor, so stellen sich dieselben in einer abweichenden Gestaltung von denjenigen dar, die der Centralkette der Montblancs-Alpen angehören; sie erscheinen nicht, wie diese, in schmale Zacken ausgespizt (en aiguilles), sondern sie bestehen aus mächtigen Bänken oder Schichten, die ziemlich parallel am Horizont auslaufen, und deren verschiedentliche Färbung ungleiche Gebirgsarten vermuthen läßt, obgleich sie wahrscheinlich alle den Urgebirgen angehören. Eine dieser ungeheuren Massen, der man, wenn drey Viertheile des Niedersteigens zurückgelegt sind, gegenüber steht, erscheint von oben bis unten fast senkrecht, in einer Höhe von 700 bis 800 Fuß gespalten. Hätte, statt der bloßen Trennung des Zusammenhangs eine völlige Losreißung statt gefunden, so wäre dieß ein neues Beyspiel der Zerstörungen geworden, die der Bildung von Strombetten in den Alpenländern vorangehen und sie herbeyführen.

Während wir den Berg abstiegen (alle zu Fuß, Große und Kleine) ward das Wetter heller, wärmer und ganz vortrefflich; die Vegetation kam zusehends wieder zum Vorschein; Ziegenheerden bevölkerten und belebten diese Einöden; bald fanden sich auch belaubte Nußbäume ein, wir wanderten über grüne Weiden wie im Sommer, und in italischem Klima, noch am nämlichen Vormittag, den wir im norwegischen begonnen hatten, so gelangten wir zu der schönen Crevola-Brücke am Fuß des Berges. Sie besteht aus zwey hölzernen, auf einem gewaltigen Mauerträger ruhenden Jochen. Zunächst bey der Brücke liegt ein Steinbruch von feinkörnigem Gneiß, der von selbst in großen

Platten ſpaltet, woraus nachher Pfähle gehauen werden, die man in der Gegend zu Rebengeländern braucht.

Unfern von der Straße und beym Herabſteigen links, findet ſich ein Marmorbruch von ſchönem, zu Bildhauerarbeit ſich eignenden Geſtein, von welchem zum Behuf der in Mailand angefangenen Arbeiten prächtige Blöcke gezogen wurden; noch ſteht ein ſolcher Block ſeitwärts von der Straße auf dem nämlichen Schlitten, worauf er vor mehr denn zehn Jahren vom Steinbruche hergeführt ward. Es iſt ein Säulenſchaft, welcher fünftehalb Fuß im Durchmeſſer und bey zwey und dreyßig Fuß Länge hat, demnach eine Maſſe von fünfhundert und neun Kubikfuß bildet, die, den Fuß zu hundert und achtzig Pfund gerechnet, ein Gewicht von 91,620 Pfund oder 916 Centner haben muß. Es iſt eine der Säulen, welche für den durch Bonaparte in Mailand angefangenen Siegesbogen beſtimmt war; ſie hat das Schickſal des Denkmals getheilt, welchem ſie angehören ſollte, und ſie iſt hinwieder ſelbſt ein Denkmal der getäuſchten Ehrſucht und des wankelmüthigen Glückes geworden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſches Tagebuch von und über Italien.

(Beſchluß.)

— Im Theater d'Apollo fingen die Vorſtellungen mit der Cenerentola an, die jedoch, weil ſie bereits vor Jahren in Rom zur Welt kam, und ſchon damals wie jetzt zu oft wiederholt wurde, ohne Publikum blieb. Nicht viel glücklicher, aus demſelben Grunde, war der Barbiere di Seviglia. Man nahm in Ermanglung einer Oper zur Tragödie Aristodemo, von Monti, ſeine Zuflucht. Nun erſchien die neue Oper: il Pellegrini bianco, von Grazioli, der, wenn ihm auch kein Platz unter den berühmten Komponiſten zu Theil geworden, doch dießmal die Erwartungen des Publikums übertroffen hat. Seine Muſik hat nichts Meiſterhaftes, nichts Originelles, nichts Geniales, aber ſie gab den Sängern Gelegenheit ihre Talente glänzen zu machen. So hatte z. B. die Debütante Annetta Parlamagni in der Rolle des Knaben Giuſtino effektvolle Geſangſtücke mit Grazie vorgetragen; die Arien der Primadonna Lipparini, ſo wie jene des Ambrogi, Parlamagni (Vaters der Vorigen) und Guioſioravanti wurden ſehr günſtig aufgenommen. Indeß iſt das Ganze ein gehaltloſer Schaum. Alles wäre verſpielt, wenn man dabey die Kritik zur Beſinnung oder gar zum Worte kommen lieſſe. — Gegen Ende des Carneval erſchien endlich die ſehnſüchtig erwartete neue Semiseria Roſſini's: Matilde di Shabran ossia Bellezza e cuor di ferro, daſſelbe Sujet, welches unter dem Titel Corradino bereits von mehrern Dichtern bearbeitet wurde. Der nicht talentloſe Ferretti, von dem wir die Cenerentola, il Pellegrino bianco und andre haben, verſtund ſich jedoch nicht ganz auf die rechten Theatercoups, daher die langweiligen Epiſoden, daher die ungemeſſne Länge des handlungsarmen Drama. Doch hierüber nicht mehr. Roſſini's Muſik hat wenigſtens im zweyten Akt einiges Verdienſt, und auch der erſte wurde nach und nach etwas beyfällig aufgenommen; wenigſtens erhielt die Introdukſion des Ambrogi die Arie des Moncado. Das Duett zwiſchen der Lipparini und Parlamagni fand Beyfall. Die Ouverture war mit weniger Abänderung dieſelbe des Eduardo; ſämmtlichen Stücken des erſten Akts fehlte es an Gründlichkeit und Kraft der Originalität; man hörte ſie einigemal und ſie gefielen theilweiſe, dann legte man ſie ruhig und geſättigt bey Seite. Die Hauptſtücke des Ganzen aber ſind ein Quintett und Sextett im zweyten Akt, die alle Gegner, deren Roſſini in Rom nicht wenige fand, zum Schweigen brachte, und hohe Schönheiten darbieten. Obwol nicht neu, liegt darin ein Talisman ſowol für das gebildete als ungebildete Publikum. Roſſini zeigte hierin, daß er ſeine Situation äſthetiſch aufzugreifen wußte, daß er nicht nur die körperlichen Züge, ſondern auch den feinſten Ausdruck der Seele zu ſuchen, zu finden und wieder zu geben verſtand. Welcher Genuß, wenn ein geiſtreicher Künſtler dem reingeiſtigen Ausdrucke auf der Spur folgt und ihn zu würdigen verſteht! Nach dem erſten Akte kämpften zwey Faktionen, und der Streit war wenigſtens in den erſten Abenden unentſchieden, aber dem zweyten ließ man Gerechtigkeit widerfahren. Indeß beyde Theile hatten Recht; die einen wollten von Roſſini's Talente rein originelles Kunſtwerk, und fanden ſich natürlich nicht befriedigt; die andern, welche unbekümmert um das Vergangene und Zukünftige nur augenblicklichen ſinnlichen Genuß ſuchten, fanden größtentheils ihre Rechnung; ſomit ging es in der unruhigen Opernwelt, wie es in der politiſchen zu geſchehen pflegt; die erhitzten Gemüther, endlich des Streites müde, legten ſich zur Ruhe, und gegen Ende der Vorſtellungen ſtellte ſich eine gänzliche Apathie gegen Alles ein. Roſſini ſcheint indeß mehr für ſeine Neapolitaner Sänger, (dieſe Oper wird nächſtens zu Neapel gegeben werden) als für die hieſigen (römiſchen) geſchrieben zu haben, denn dieſe Leutchen waren einer ſolchen Arbeit bey weitem nicht gewachſen. Die Vocalausführung war alſo mittelmäßig, jene des Orcheſters gelungener, da Paganini, aus Gefälligkeit für ſeinen Freund, die eben nicht ausgezeichneten Muſiker anführte. Paganini hatte gegen Ende des Carnevals ein ſehr belobtes und beſuchtes Konzert allhier gegeben.

Vergleichende Tabelle über die Zahl der von den Aſſiſen-Höfen, während der Jahre 1817, 1818 und 1819, in Frankreich gefällten Urtheile.

Die Freunde der Menſchheit werden mit Zufriedenheit wahrnehmen, daß die Zahl der Verbrecher, ungeachtet der

Verderbniß unſrer Zeit, in dieſen drey Jahren wirklich abnahm.

	1817.	1818.	1819.
Auf Lebenszeit zu Zwangarbeit und Entehrung verurtheilt	511	393	398
Auf eine beſtimmte Zeit	2645	1992	1421
Auf beſtimmte Zeit mit Entehrung, wegen Verfälſchung und Landſtreicherey	117	184	196
Zuſammen	3273	2569	2015

Doch muß dabey angemerkt werden, daß dieſe Tabelle die zu Gefängnißſtrafe, Landesverweiſung und Deportation Verurtheilten, nicht enthält.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 8. Mai.

(Beſchluß.)

Die geiſtlichen Angelegenheiten ſtehen ebenfalls in einem klägſichen Zuſtande. Zu Vieux-Maiſons war am Oſtertage kein Gottesdienſt, weil das Dorf mit drey andern Dörfern einen gemeinſchaftlichen Pfarrer hat, und dieſer unmöglich in allen vier zu gleicher Zeit ſein Amt verrichten kann. Zwey Meſſen an einem Morgen zu leſen, iſt einem Pfarrer in ſolchen Fällen erlaubt; alſo bleiben doch immer zwey Dörfer ohne Gottesdienſt. Die Biſchöffe ſollten an Feyertagen wenigſtens die jungen Seminariſten zum Predigen auf die Dörfer ſchicken, die keine eigne Pfarrer haben; das geſchieht aber nicht; man hatte den Biſchof erſucht, er möge wenigſtens das Abſingen der Chorgeſänge, bey Abweſenheit des Pfarrers, erlauben; dieß iſt abgeſchlagen worden. Zu dieſem Mißverſtändniſſe zwiſchen Geiſtlichkeit und Volk kommt noch, daß die Gemeinden mit ihren Pfarrern wegen des Beytrages zu dem Unterhalte derſelben im Streite liegen. Zu Vieux-Maiſons verlangt der Pfarrer 300 Franken; die Gemeinde will aber nur 200 geben. Das Pfarrhaus iſt während der Revolution verkauft worden, und der jetzige Eigenthümer iſt gar nicht Willens, es wieder abzutreten, ſo daß der Pfarrer nicht einmal eine anſtändige Wohnung mehr hat; natürlich zieht er daher unter den vier Dörfern dasjenige vor, wo er ſich am beſten befindet.

In einem ſo vernachläſſigten Zuſtande ſteht jetzt der Religionskultus eines großen Theils des franzöſiſchen Reichs, und man ſieht nicht ein, wie die Geiſtlichkeit, die ſich in Paris ſo ſehr bemüht, ihre vorige Herrſchaft wieder zu erlangen, es in den Provinzen anfangen wird, um nur die alten Pfarrerſtellen wieder in Ordnung zu bringen. Es hat mich daher auch nicht gewundert zu vernehmen, daß in jener Gegend noch viele abergläubiſche Vorurtheile herrſchen, daß man an Weiſſagungen, Hexenmeiſter und Geſpenſter glaubt, und daß man abgeſchmackte Mittel anwendet, nur das Gelingen eines Vorhabens zu befördern. Die Geiſtlichen ſollen zuweilen zu ſolchen Mitteln ihre Zuſtimmung geben, da ihnen einiger Nutzen davon zufließt. Hr. v. ** hat ſich die Mühe gegeben, alle abergläubiſchen Gebräuche und Meinungen der Gegend aus dem Munde der Bewohner zu ſammeln und aufzuzeichnen. Es iſt eine furchtbare Liſte von Verirrungen des menſchlichen Geiſtes.

Im J. 1814 ſind oberhalb Vieux-Maiſons, von L'Epine-aux-bois und Marchais an, bis Montmirail blutige Gefechte zwiſchen Franzoſen und Verbündeten vorgefallen, und mancher Ruſſe hat in dieſer Gegend ſein Grab gefunden. Obſchon die Eroberung der Gegend mit ſo vieler Ordnung ſtatt gehabt hatte, daß die Zeitungen der verbündeten Mächte die vortreffliche Mannszucht ihrer Truppen gerühmt hatten, ſo ſind die Bewohner doch nichts deſto weniger ihrer beſten Habſeligkeiten beraubt worden, und ſie erwähnen noch mit Bitterkeit den erlittenen Verluſt. Freylich hatten die Franzoſen nirgends beſſer gehandelt.

Am 1. Mai Abends kehrte ich mit der Nancyer Diligence, welche am folgenden Morgen früh zu Paris anlangt, wieder zur Hauptſtadt zurück; in den Dörfern herrſchte die gewöhnliche Stille; denn, wie geſagt, die Dörfer nehmen an den öffentlichen Begebenheiten wenig oder gar keinen Antheil: aber Laferté und Meaux war ganz erleuchtet wegen der Feyer der Taufe des Herzogs von Bordeaux; zu Meaux lag ſchon die geſammte Bevölkerung im Schlafe, und nur die Lampen dienten zum Zeichen der Feyer; doch wurde in einem Privathauſe an der Hauptſtraße bey offnen Fenſtern weidlich getanzt und gefidelt; vermuthlich lag dem Hausherrn daran, daß ſeine Freude kund wurde, und die Stadtbehörde wird nicht ermangelt haben, den Namen des freudigen Mannes dem Präfekten mit einer empfehlenden Note zu überſenden.

Bey meiner Rückkunft in Paris hörte ich über das ſchlechte Feuerwerk des vorigen Tages, und über das fürchterliche Gedränge im Tuilleriengarten klagen, und ſah große Anſtalten treffen zu dem Feſte, welches die Stadtbehörden, oder eigentlich die Regierungsbeamten mit dem Gelde der Stadt geben wollten, und welches wirklich prächtig geweſen iſt. Zu gleicher Zeit betranken ſich Köhler und Laſtträger mit dem Weine, der ihnen Eimerweiſe auf öffentlichen Plätzen zugeſchoben wurde; es wurden ihnen wie gewöhnlich Brod und Würſte zugeworfen; ſie erdrückten ſich an den Kletterſtangen und den kleinen Schauſpielerbühnen unter freyem Himmel; am folgenden Tage wurden die Fiſchweiber und Köhler abermals, wie vor einigen Monaten, ſehr höflich auf ihren Märkten zu Gaſte und zu Tanze gebeten; alsdann wurden die miniſteriellen und Ultra-Blätter mit prunkenden Beſchreibungen aller dieſer Feſte angefüllt; und aus ihren Beſchreibungen hätte man ſchließen können, daß bey ſolchen Feyerlichkeiten den Franzoſen nicht das Geringſte mehr zu wünſchen übrig bleiben könne. Die liberalen Blätter verbargen aber, aus Furcht vor dem Cenſurzwange, ihren Unmuth über die erſt ſo eben in der Deputirtenkammer beſchloſſene Einſchränkung der Redefreyheit, und über die verſchwenderiſche Austheilung von Gnadenbezeugungen an diejenigen Deputirten, Schriftſteller und Beamte, welche ſich am heftigſten oder am geſchickteſten der Ausübung der verfaſſungsmäßigen Volksrechte widerſetzt, und an die Dichter, welche die beſten Liedchen und Theaterſtückchen zu den Feſten gedichtet haben. Und kaum waren die Feſte zu Ende, ſo wurde der öffentliche Luſtgarten des Luxemburger Schloſſes mit Soldaten angefüllt, und in dem Schloſſe ſelbſt begann vor dem Pairshofe der Kriminalprozeß wegen der Militärverſchwörung vom Auguſtmonate vorigen Jahres. Die wahre oder verſtellte Freude einer Partey, der Unmuth der andern, welche mit jedem Tage die Macht und Kühnheit der Ultras wachſen ſieht; die verſchwenderiſchen, prachtvollen Feſte, und ſogleich darauf ein Kriminalprozeß, worin über Leben und Tod von dreyßig Perſonen entſchieden werden ſoll; dieſer grelle Abſtich ſpricht die Seele des ruhigen Beobachters ſonderbar und widerlich an, und er kann ſich nicht erwehren zu denken, daß es beſſer wäre, wenn ſtatt jener ausgelaſſenen und koſtſpieligen Feſtlichkeiten eine allgemeine ruhige und ſtille Zufriedenheit unter den Bürgern geherrſcht hätte.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nro. 45.

Nr. 45

Literatur-Blatt.

Dienstag den 5. Juni 1821.

Länder- und Völkerkunde.

Briefe über Italien. Aus dem Französischen des Hrn. Fr. Lullin von Chateauvieux, von H. Hirzel. In zwey Theilen. Leipzig bey Reclam. 1821. 253 u. 264 S. 8. Mit 2 Titelkupfern.

Die Reise des vielseitig gebildeten Genfers, welche hier in einer sehr gutgeschriebenen Uebersetzung erzählt wird, geschah in den Jahren 1812 u. 13, nachdem der Verfasser zwanzig Jahre früher bereits auch Italien besucht hatte; die Briefe, worin er seine Reisebemerkungen mittheilt, sind zum Theil später bis 1816 geschrieben, und die meisten davon erschienen zuerst einzeln in der Bibliothèque britannique, aus welcher damals auch mehrere im Morgenblatt übersezt stunden; seither aber wurden zwey französische Ausgaben ihrer Sammlung (1816 u. 1820) gedruckt, und die Vermehrungen der zweyten, mit der deutschen Uebersetzung gleichzeitig ausgegeben, hatte Hr. Lullin dem Uebersetzer handschriftlich mitgetheilt.

Von der Menge italienischer Reisebeschreibungen unterscheidet sich die vorliegende durch eigenthümlichen Zweck, durch dessen verständige Ausführung und durch eine geistvolle Darstellung; alles Kleinliche und Persönliche, was nur für den Augenblick Interesse gewähren kann, ist ihr fremd geblieben und sie hat sich dadurch einen bleibenden Werth gesichert. Neben der landwirthschaftlichen Kultur und dem staatswirthschaftlichen Systeme der italienischen Landschaften, sind es Geist und Bildung, Arbeiten und Sitten der verschiedenen Klassen ihrer Bewohner, die sich der Reisende zum Gegenstand der Beobachtungen wählte, deren Ergebnisse ihm hinwieder zur Entwicklung der Ursachen des Wirklichen, zum Theil sehr versunkenen Zustands jener Gegenden dienen sollten; daneben sind die Naturschönheiten des Landes kaum anderswo mit so innigem Gefühl und so lebhafter allem Uebermaß jedoch fremd bleibender Phantasie geschildert worden, und es sind diese Gemälde gutentheils auch solchen minder bekannten Gegenden enthoben, die höchst selten besucht und in den meisten Reiseberichten gar nicht erwähnt werden.

Mit den Angaben der Einzelnheiten wachsen die anziehenden Uebersichten, und die Vergleichungen, zu denen England und Frankreich den meisten Stoff darboten. So wird gleich im ersten Briefe, Italien in drey große landwirthschaftliche Regionen getheilt. Die erste nimmt bey den Alpen der Stadt Susa und des Berges Cenis ihren Anfang und erstreckt sich bis an das Ufer des adriatischen Meeres. Sie umfaßt das ganze, durch den Lauf des Po in zwey beynahe gleich große Hälften getheilte Flachland der Lombardie. Dieser reichen Ebene entkeimt aus üppig fruchtbarem Schooße ohne alle Unterbrechung und in größter Mannichfaltigkeit eine Reihe der vortrefflichsten Produkte: sie mag wegen dieses preiswürdigen Gemisches von Ernten und Erzeugnissen, das Land der Kulter durch Eintheilung der Schläge heißen. Die zweyte Gegend begreift alle südlichen Abhänge der Apenninen vom Ende der Provence bis an die Grenzen Calabriens: man kann sie die Region der Oehlbäume oder der cananäischen Kultur nennen. Sie besteht aus Hügelabhängen und Bergrücken. Eine morgenländische Kultur erhebt sich stufenweise in einer Reihenfolge künstlicher, durch Rasenwände festgehaltner Terrassen, und besezt diesen angenehmen Erdstrich über und über mit mancherley, durchgehends von Früchten belasteten Bäumen. Der dritte Bezirk, das Land der patriarchalischen Kultur, oder auch der verpesteten Luft, erstreckt sich dem Mittelmeere entlang von Pisa bis Terracina, und umfaßt das ganze, zwischen dem Meere und der ersten Appenninen-Kette sich dehnende Flachland. Diese Gegend, glücklicherweise an Umfang die kleinste, und ihrer Bevölkerung beraubt durch die Geissel einer mörderischen Atmosphäre, hat ihren vormaligen Wohlstand zugleich mit ihren Dörfern und ihrem Feldbau eingebüßt. In diesem mit unübersehbaren Weideplätzen bedeckten Landstriche finden nur noch die Heerden ihr Futter, welche, wie zur Zeit der ersten Bewohner des Erdkreises, den einzigen Reichthum des Hirtenvolkes ausmachen. Neben den drey erwähnten Abtheilungen schließt Italien in seinen höhern Gebirgen noch wilde Gegenden in sich, deren Bewohner ausschließlich von dem Ertrage der Wälder leben, so wie denn auch längs den Ufern des Po gar manche Striche Landes

zu finden sind, in denen unzählige Kanäle die immer grünen, zahlreiche Heerden ernährenden Wiesen bewässern, und in denen sich die isländische und nordische Kultur unter Italiens schönem Himmel zu erneuern scheint.

Das Seitenstück zu dieser Eintheilung des Landes gewährt ein im 23sten Briefe enthaltenes Gemälde der fünf Klassen seiner Einwohner: der Landbauer, der Grundeigenthümer (possidenti), der Kaufleute (mercanti), der Fabrikanten und Handwerker, und der vom Staate Lebenden (Civil- oder Militär-Beamte und die Geistlichkeit). Man will dem reichen Bilde nur etliche Züge entheben. Die erste Klasse allein beläuft sich auf mehr als 13 Millionen, d. h. auf ungefähr vier Fünftel der gesammten Landesbevölkerung. Der italienische Landbauer, welcher für die Hälfte des Güter-Ertrags arbeitet, hat keine Schulden und der Name Gläubiger ist ihm unbekannt;*) er häuft keine Kapitalien an, und kann daher auch nie aus seinem Stande heraustreten. Um ihre Einkünfte zu verzehren, begeben sich die Güterbesitzer fast alle nach den Städten, was als eine natürliche Folge der Untertheilung der Domainen und ihres geringen Umfanges zu betrachten seyn mag. In England ist es ein sehr erwünschter Umstand, daß die Landbesitzer auf ihren Gütern zu leben pflegen, weil dieß zur Vermehrung der ländlichen Bevölkerung beyträgt, während die Städte durch den Kunst- und Gewerbfleiß bevölkert genug sind; wo sie hingegen in Italien öde und leer stehen würden, wenn sich nicht die Rentner zusammen thäten, um ihre Wohnungen in den Mauern derselben aufzuschlagen. In den Seehäfen Italiens ist der Handel ungemein leicht und sicher. Er besteht darin, daß gegen Kolonial-Waaren und Fabrik-Artikel, nach einem sich ziemlich gleich bleibenden Tarife, Korn, Reiß, Oehl, Seide, Wolle und Baumwolle umgetauscht, und was man von diesen Artikeln entbehren kann, nach dem Auslande verführt wird. Die durch den Handel gewonnenen Kapitalsummen werden, so wie sie zusammengelegt sind, zum Ankaufe liegender Gründe verwendet. Da die Kaste der Grundeigenthümer vor der Kaste der Kaufleute den Rang behauptet, so ist es ganz natürlich, daß diese lezteren danach streben, sich, vermittelst ihres gesammten Vermögens, der erstern einzuverleiben; und so ist es in Italien die Agricultur, welches fortwährend alles an sich zieht, daher denn auch sie allein sich daselbst in einem blühenden Zustande befindet. Die gewerbtreibende Volksklasse lebt größtentheils dürftig, meist in den Städten, wo die Bedürfnisse der Consumirenden den Maßstab für ihre Arbeit an die Hand geben. Aus der Entvölkerung der meisten Städte und dem Verluste verschiedener Industriezweige zu schließen, dergleichen bald jedes Jahr den einen oder den andern über Italien herbeyführt, müssen sich jene Bedürfnisse höchst wahrscheinlich von einem Tage zum andern vermindern, und in eben dem Verhältnisse steigt auch die Armuth und Entvölkerung derjenigen Klassen, welche von der Industrie leben. Uebrigens ist es fast nicht zu begreifen, wie alle diese Arbeiter, die von Natur so viel Einsicht und Geschicklichkeit besitzen, ungeschickte, untaugliche Leute, ohne alle Erfindungsgabe geworden sind. Ohne Zweifel ist dieser Umstand auf Rechnung des allgemeinen Verfalles der Künste, des Gewerbfleißes in Italien zu schreiben. Wenn dieser Verfall einen gewissen Grad erreicht hat, so hört die Nacheiferung auf und mit ihr sinkt auch der Muth und die Hoffnung. Von der nicht productiven Volksklasse ist die Geistlichkeit, welche in der Rangordnung der Stände Italiens, so zu sagen, oben an steht, durch die Revolution über alle Massen zusammengeschmolzen, während hingegen der Militärstand sich bedeutend vermehrt hat. Von Rechtsgelehrten und Advokaten giebt es hinwieder auch einen Ueberfluß, welcher einerseits von den vielen kleinen, nahe bey einander liegenden Landesherrlichkeiten, und der Kleinkultur der zahlreichen Besitzungen von geringem Umfange, anderseits aber und hauptsächlich, von der Einführung aller jener Bewässerungs-Systeme herrührt, vermöge welcher die Kanäle in ihrem Laufe so viele verschiedene Besitzungen durchschneiden. Diese Kanal-Systeme führen, bey aller ihrer Schönheit, die Unbequemlichkeit mit sich, daß sie eine Quelle mannigfaltiger Prozesse sind. Nebendem ist es leicht zu begreifen, daß eine große Anzahl reicher und müßiger Grund-Eigenthümer ihre Lust darin findet, Prozesse zu betreiben und ihren Gang zu verfolgen. Es ist dieß eine Beschäftigung, die vielleicht mehr Unterhaltung als manche andere gewähren mag.*) Sie hat zu allen Zeiten und in Italien, mehr als irgendwo, ihre Liebhaber gefunden, weil sie in jeder Hinsicht zu dem Geiste der Nation paßt.

Es würde den Umfang dieser Anzeige zu sehr ausdehnen, wenn weiterhin auch nur die vorzüglicheren Bestandtheile des Buches aufgezählt werden sollten. Die so ungemein schönen Gegenden von Florenz, der Kirchenstaat und seine gegen zum Theil ungerechten Tadel vertheidigte Verwaltung, die Campana Felice, die pontinischen Sümpfe, die Umgebungen von Neapel, der während seines Ausbruchs von 1791 erstiegene Vesuv, die Nachgrabungen von Pompeji, die Meeresküsten, und hinwieder des Landes nördliche Grenze gegen die Schweiz hin, wo sich die orientalische Natur mit derjenigen der Alpen vereinigt, um die schönsten und herrlichsten Ansichten, deren man hier auf Erden theilhaftig werden kann, durch den nämlichen Horizont zu begrenzen; diese und noch andere leuchtende Punkte

*) Die beste Unwissenheit von der Welt.

M.

*) Aber eine theure.

M.

mehr sind es, über die man den kundigen und scharfsinnigen Beobachter allezeit mit Vergnügen erzählen hört.

Den Uebersetzer haben während seiner Arbeit frohe Erinnerungen der in den geschilderten Gegenden verlebten Jugendjahre ermuntert, und die gemüthliche Stimmung, die aus denselben hervorgieng, drückt sich in verschiedenen Anmerkungen aus, die den Briefen beygefügt wurden, und von denen hier einzig nur derjenigen über Rom, über das lachende Arno-Thal bey Florenz und über den damaligen geliebten Beherrscher von Toscana erwähnt werden mögen. Den Großherzog Leopold hatte Hr. Hirzel den Anlaß, auf seinen einsamen Wanderungen, niemanden erkennbar als wer ihn von Person kannte, zu beobachten, und über seinen menschenfreundlichen Sinn ein nochmaliges Zeugniß abzulegen. „Auf mehr als einen seiner Söhne (fügt er hinzu), von denen einige der ältern, gerade in den Jahren, von denen hier die Rede ist, in angehender schöner Blüthe des Jünglingsalters einherwandelten, haben sich diese und andere seiner preiswürdigen Eigenschaften fortgeerbt."

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

Der Plan, den wir im vorigen Jahre bey unsern monatlichen Uebersichten uns vorgezeichnet hatten, war zu ausgedehnt, als daß dem Ganzen ein lebendiges Interesse hätte gegeben werden können. Er sollte alle Schriften umfassen, die in bibliographischer Hinsicht einige Aufmerksamkeit verdienten; um jedoch das Trockne, welches bey solchen Arbeiten fast unvermeidlich ist, so viel wie möglich davon zu entfernen, oder um nicht ausschließlich für Bibliographen, sondern für alle Klassen von Leser zu schreiben, wünschten wir uns nicht blos auf die Anzeige der Titel der Bücher, ihrer Stärke, ihres Preises und ihrer Verleger beschränken zu dürfen, sondern auch etwas über ihren Inhalt sagen zu können. Aber ihre große Anzahl stand mit den beschränkten Gränzen dieses Blatts in zu ungleichem Verhältnisse, als daß wir bey jeder Schrift uns gleich lang aufzuhalten im Stande gewesen wären, auch reichte zur Prüfung aller, der Zeitraum eines Monats nicht hin, daher wir darauf Verzicht thun mußten, ein gleichförmiges Ganzes zu liefern. Um nun in diesem Stücke mehr Befriedigung zu geben, werden wir künftig nicht monatlich, sondern vierteljährig, unsere Uebersicht aufstellen, die Zahl der aufzunehmenden Schriften einschränken, sie sorgfältiger untersuchen, und vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit auf belletristische Produkte richten, ohne jedoch die höheren Wissenschaften mit Stillschweigen zu übergehen. Unsere Uebersicht wird demnach beydes bibliographisch und analytisch seyn, wobey die nämliche Ordnung der verschiedenen Fächer beybehalten werden soll, die wir im vorigen Jahre zur Aufstellung unsrer anzuzeigenden Bücher angenommen hatten.

Gottesgelahrtheit, Religion, christliche Moral.

L'Anti Pyrrhonien, oder vollständige Widerlegung der Grundsätze, die im zweyten Bande des Versuchs über die Gleichgültigkeit in Religions-Angelegenheiten vom Abt La Mennais enthalten sind, Grundsätze, die den Umsturz der Lehren der Religion und der Moral drohen, und die den Begriffen einer gesunden Naturlehre nicht minder zuwider sind, als den Erfahrungen, die die Geschichte darbietet; von Jondot. Der zweyte Band der La-Mennaischen Schrift, die hier mit Nachdruck angegriffen wird, erschien im Monat Juli v. J. Er zeichnete sich durch eine noch größere Unduldsamkeit aus, als der erste Band. Da dem Verfasser der Ruf eines gelehrten, geistreichen Mannes vorher gieng, so konnte es nicht fehlen, daß sein Buch viele Leser und seine Grundsätze viele Anhänger fanden. Einige der öffentlichen Pariser Blätter erhoben es in die Wolken, welches um desto weniger zu verwundern war, da selbst Zeitschriften des Auslandes, namentlich die Wiener Jahrbücher der Literatur, in hochtönenden Ausdrücken das Lob des Herrn La-Mennais erschallen ließen. Einige der hiesigen geneigten Kritiker waren vorher schon so weit gegangen von ihm zu sagen: qu'il dominait la pensée du siecle, und der Herr Abbe, dem unstreitig diese Redensart deutlicher seyn muß, als uns, hat, wie er selbst in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit sagt, „nicht gesäumt, das Jahrhundert vor Gericht zu stellen," und demselben ganz unbarmherzig den Stab zu brechen. Dieses arme Jahrhundert nun nimmt Hr. Jondot in Schutz, führt dessen Sache mit Geist und Talent, und indem er einen nach dem andern der Zweifel seines Gegners untersucht, beweiset er, daß sie nicht minder ungereimt und lächerlich sind, als die bekannten Hirngespinste der hartnäckigsten Sceptiker des Alterthums. In der Anklage unsers Jahrhunderts bediente sich der gelehrte Abt unter andern des Ausdrucks: daß in der menschlichen Gesellschaft das Böse allein herrsche, daß nur noch dem Verbrechen gefröhnt werde, und deutet dabey auf die Gräuel der Revolution hin. Diese nicht minder verabscheuend als Hr. La-Menais, beweiset Hr. Jondot, mit der Geschichte in der Hand, daß andere, jenen weit übertreffende Gräuel ihnen entgegen gestellt werden können. Er führt hier das Blutbad zu Paris und Vincennes vom 12., 13., und 14. Juni 1448 an, wo Tags zuvor allen Einwohnern bey Lebensstrafe verboten wurde, einem Geächteten ein schützendes Obdach zu gewähren; wo die Kerker nicht alle unschuldige Schlachtopfer fassen konnten; wo das Blut in Strömen floß; wo die Gefangnen im großen Chatelet gezwungen wurden, sich von der Höhe des Thurms hinab auf einen Wald von Lanzen zu stürzen; wo andere dem Tode Geweihete in ihrem Kerker eine förmliche Belagerung aushielten und bis zu ihrem letzten Athemzuge mit ihren Fesseln sich vertheidigten; wo hier verstümmelte Leichname vom Pöbel in den Straßen der Hauptstadt herumgeschleppt wurden, dort Zuschauer, von sogenannter vornehmer Abkunft, die Mörder durch Beyfall und Lob aufmunterten; wo endlich die Habe der gefallenen Opfer öffentlich versteigert wurde und mehr denn eine Familie von Bedeutung bereicherte. Durch solche handgreifliche Gründe bekämpft Hr. Jondot den frommen Eifer des gelehrten Abbes in seinem Angriffe auf das jetzige Jahrhundert. Das Ganze zeichnet sich durch eine richtige Logik, durch umfassende historische Kenntnisse, und, unerachtet der gelehrten Forschungen, durch einen leichten, fließenden Styl aus.
(1 Band in 8. Preis 5 Fr. Bey Pillet.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris. — Vertheilung der Academischen Jahrespreise in der Sitzung vom 2. April 1821.

(Die Verhandlungen der Monate Hornung und März folgen nachher.)

(Beschluß.)

Von ihren eigenthümlichen Preisen ertheilt die Akademie den zum dritten mal ausgeschriebenen von 3000 Fr.

über die chymischen Veränderungen, welche beym Zeitigen der Obstfrüchte in denselben vorgehen, dem Hr. Berard in Montpellier, einem ihrer Korrespondenten. Es sollte der Aufgabe zufolg, die Zerlegung (analyse) der Obstarten in den verschiedenen Zeitpunkten ihrer Reifung und spätterhin auch während ihres Teigwerdens (blessissement) und Faulens vorgenommen; die Beschaffenheit und Menge der zu diesen verschiedenen Zeiten darin enthaltenen Substanzen sollte verglichen und endlich der Einfluß äußerer Agentien, vorzüglich der Luft, auf die Früchte und dieser auf jene, sorgfältig ausgemittelt werden. Die gekrönte (und nun bereits auch im 16ten Band der Annales de Chymie et de Physique abgedruckte) Preisschrift löst zwar die Aufgabe keineswegs zu einer vollständigen Befriedigung, und sie läßt noch gar vieles zu wünschen übrig, indem die von Hrn. Berard angestellten Beobachtungen weder so zahlreich noch so genau sind, um allgemeine und unwidersprechliche Folgerungen zu gestatten. Hingegen hat er dann allerdings den Einfluß der Gasarten auf die Zeitigung des Obstes durch merkwürdige Thatsachen wesentlich erläutert. Er hat dargethan, daß diese Zeitigung nur mittelst Berührung der atmosphärischen Luft geschieht, und daß sich dabey durch Verbindung des Sauerstoffes der Luft mit dem Kohlenstoff des Obstes kohlensaures Gas bildet, so daß hier eine Erscheinung statt findet, die das Gegentheil derjenigen darbietet, welche die Blätter im Sonnenschein zeigen.

„Das Obst (sagt Hr. Berard) wirkt nicht wie die Blätter auf die atmosphärische Luft; denn sein Einfluß auf dieselbe, am Tage und bey der Nacht, in allen Zeitpunkten seines Wachsthums, besteht in einem Absatz von Kohlenstoff, welcher sich mit dem Sauerstoff der Luft vereinbart und ihn in Kohlensäure verwandelt. Dieser Absatz oder Verlust von Kohlenstoff ist für die Zeitigung des Obstes das nothwendige Erforderniß; indem, wenn dasselbe in einer keinen Sauerstoff enthaltenen Atmosphäre sich befindet und jener Absatz also unterbrochen und unmöglich wird, alsdann auch die Zeitigung nicht statt findet, und wofern die Frucht noch am Baum hängt, dieselbe vertrocknet und abstirbt. Mit den Hülsenfrüchten verhält es sich nicht anders, und ihre Saamenkerne mögen in den Hülsen nur reifen, weil die darin enthaltene Luft eine hinlänglich offene Verbindung mit der äußern Luft hat, um ein stets annäherndes Gleichgewicht ihrer Bestandtheile zu bewirken, wie dieß die chemische Prüfung der Hülsenluft darthut."

„Wenn solche vom Baum abgepflückte Früchte, die ihre Zeitigung für sich selbst vollenden können, in einen von Sauerstoff entblößten Raum oder Mittel gebracht werden, so reifen sie darin nicht; es ist jedoch ihr Vermögen zur Zeitigung nur unterbrochen, und es kann dasselbe in neue Thätigkeit gebracht werden, wenn man die Früchte in eine Atmosphäre bringt, die ihnen Kohlenstoff abnehmen kann. Nur wenn der Aufenthalt im ersteren Mittel allzulang gedauert hat, so behält zwar das Obst sein Aussehen gutentheils bey, verliert aber die Kraft zur Zeitigung, durch besondere darin vorgegangene Veränderungen."

„Es folgt hieraus, daß die meisten Obstarten, sonderheitlich solche, die nicht am Baum selbst reifen müssen, eine Zeitlang durch künstliche Verzögerung ihrer Zeitigung aufbewahrt und dadurch der Genuß dieser angenehmen Speisen verlängert werden kann. Das einfachste Verfahren dazu ist wohl, daß ein aus Kalk, Eisenvitriol und Wasser bereiteter Teig auf den Boden eines gläsernen Pokals gebracht wird, worinn die völlig gesunden und einige Tage vor ihrer Zeitigung gepflückten Früchte, ohne den Teig zu berühren, und auch so viel möglich von einander gesondert gebracht, der Pokal aber mit einem gut verkitteten Korkstöpsel zugepropft wird. Durch diese Vorrichtung befinden sich die Früchte bald in einem von Sauerstoff entblößten Raum und sie enthalten sich darin längere oder kürzere Zeit; die Pfirsiche, Pflaumen und Aprieosen zwanzig bis dreyßig Tage, Aepfel und Birnen bey drey Monate. Nimmt man sie alsdann heraus, so werden sie an der Luft in Kurzem recht gut zeitigen. Nach bedeutend längerem Verweilen in jenem Sauerstoffleeren Raume hingegen, erleiden sie eine eigenthümliche Veränderung, die sie zum Zeitigen unfähig macht."

„Reifes der Luft ausgesetztes Obst fault entweder oder es wird teigicht; in beyden Fällen verwandelt es zuerst den Sauerstoff der umgebenden Luft in Kohlensäure und entwickelt hernach aus eignen Bestandtheilen eine große Menge Kohlensäure. Die Gegenwart von Sauerstoff scheint zum Teigwerden wie zur Fäulniß des Obstes erforderlich; denn ohne Berührung mit demselben erleidet es eine anderweitige Veränderung. Bey Früchten, die nur am Baume selbst zeitigen können, erfolgt die Zeitigung nicht durch eine chemische Veränderung ihrer Substanzen im noch grünen Zustand, wohl aber durch das Hinzukommen neuer ihnen vom Baum gelieferter Substanzen, und wenn sie den früheren sauren Geschmack durch die Zeitigung verloren zu haben scheinen, so ist dieß das Ergebniß des vielen hinzugekommenen Zuckers, welcher im reifen Obst den ursprünglichen Geschmack verdrängt oder überwiegt.

Der Preis über die vergleichende Zergliederung des Gehirns ward einstimmig dem Arzte am Barmherzigkeitsspital (hôpital de la Pitié) in Paris, Hrn. Serre zuerkannt, dessen Arbeit das Motto führt: „Democritos und Anaxagoras hatten schon vor bald dreytausend Jahren Gehirnzergliederung vorgenommen. Haller, Vicq, d'Azyr und viele jetztlebende Zergliederer haben sich damit beschäftigt, aber keiner unter ihnen findet sich, der seinen Nachfolgern nicht zu weiteren Entdeckungen Stoff übrig gelassen hätte." Ehrenvolle Meldung beschloß die Akademie von der Preisschrift des Arztes Hrn. Somme zu thun.

Der astronomische von Lalande gestiftete und alljährlich der für die Sternkunde merkwürdigsten Entdeckung oder wichtigsten Abhandlung zu ertheilende Preis, ward zwischen die Herren Nicollet und Pons getheilt, welche beyde am gleichen Tag (21 Jenner 1821) und beynahe in der gleichen Stunde, in der Constellation des Pegasus einen Kometen entdeckt, auch seine Bahn weiterhin verfolgt und beobachtet haben, der eine in der Königl. Sternwarte von Paris und der andere in derjenigen von Marlia bey Lucca.

Ein neuer physikalischer Preis von 3000 Fr., der im Jahr 1823 ertheilt werden soll, betrifft einen immer noch dunkeln der Physik und der Physiologie gleich wichtigen Gegenstand, die Lehre vom Ursprung der thierischen Wärme. Es sollen nämlich, durch genau anzustellende Versuche, die seyen es chemischen, seyen es physiologischen Ursachen der thierischen Wärme ausgemittelt werden. Insbesondere wird verlangt, daß die von einem gesunden Thier in einer bestimmten Zeit ausgehende Wärme sowol, als die durch das Athmen desselben erzeugte Kohlensäure genau bestimmt, und daß diese Wärme mit derjenigen, welche das Verbrennen des Kohlenstoffs, bey Erzeugung der gleichen Menge Kohlensäure hervorbringt, verglichen werde.

Nro. 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Juni 1821.

Durch Zeiten und Alter wird weben und wehen
Des höhern Wesens verklärendes Wort.
Uns dämmert es drüben — der Zauber der Wahrheit
Erhellet das Dunkel mit siegender Klarheit,
Und glimmt von Seelen zu Seelen stets fort.

Georg Fellinger.

Pomare, König von Otaheiti.

(Aus dem Evangelical Magazine.)

Der jetzige Pomare ist nicht derselbe, welchen Kapitain Wilson besuchte, sondern dessen Sohn, welcher damals Otoo (Otuh), so wie sein Vater, bevor er zur Herrschaft kam, genannt wurde. — Der ältere Pomare ward am 3ten September 1803 durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft, worauf der gegenwärtige König an die Regierung gelangte; seit welcher Begebenheit er sich freundlicher gegen die Missionarien bewiesen, als sein voriges Benehmen hätte erwarten lassen. Er hat sich vor dieser Periode eine geraume Zeit auf Eimeo aufgehalten; bey seiner Rückkehr nach Otaheiti nahm er seine Wohnung nahe bey dem Missionshaus zu Matavái. Hier brachte er oft ganze Tage in dem Zimmer irgend eines der Brüder zu, wo er sich mit Schreiben beschäftigte, worin er damals (1806) bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Sein Benehmen gegen die Brüder war alsdann gütig und sogar freygebig; aber noch immer zeigte er keine Neigung, das Christenthum anzunehmen, oder irgend einen religiösen Unterricht zu empfangen, und so oft der Gegenstand im Gespräch oder im Schreiben berührt wurde, wußte er ihn immer geschickt zu beseitigen. Im August 1806 verlor Pomare seine erste Königinn, Tetuas. — Im folgenden Jahre schrieb er seinen ersten Brief an die Direktoren, datirt Januar 1807, woraus es schien, als hätten seine Vorurtheile gegen das Christenthum einigermaaßen abgenommen; wenigstens daß sein Herz in gewisser Hinsicht eine Ueberzeugung davon erhalten. Dieser Brief, den er ganz allein aufgesetzt hatte, fing mit folgenden Worten an: „Ich wünsche Euch allen Segen, Freunde, in Eurer Wohnung, in Eurem Lande, nebst guten Erfolg in der Belehrung dieses bösen Landes, dieses thörichten Landes, dieses Landes, welches das Gute nicht kennt, dieses Landes, das den wahren Gott nicht kennt, dieses nachlässigen Landes. Freunde, ich wünsche Euch Gesundheit und Glück, möge auch ich leben, und möge uns Jehovah erlösen."

Im Jahr 1808 wurde Pomare mit einem Theil seiner Unterthanen, welche ihn der Herrschaft zu entsetzen suchten, in Krieg verwickelt. Bey dieser Gelegenheit wurden die Häuser, Gärten u. s. w. der Missionarien zerstört; und sie sowohl als Pomare waren gezwungen, sich auf die benachbarten Inseln zu flüchten. Da sich im folgenden Jahr noch immer keine Aussicht zur Wiedereinsetzung des Königs zeigte, begaben sich die Brüder, mit Ausnahme der Herren Hayward und Nott, nach Neu-Süd-Wales, von wo indessen fünfe auf die dringenden Vorstellungen des Pomare, dessen Macht nachmals wieder hergestellt wurde, im Jahr 1811 zurückkehrten. Jetzt zeigte der König eine noch größere Anhänglichkeit für die Missionarien, und schien sich nur in ihrer Gesellschaft glücklich zu fühlen. Im Juli 1812 erklärte er ihnen seine Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums, und seinen Entschluß, für die Zukunft Jehovah anzubeten. Er drückte zugleich seine Reue über seine frühere Sündlichkeit aus, warf seine Götzen hin-

weg *), suchte seine Verwandten zur Annahme des christlichen Glaubens zu bereden, und schlug den Missionarien vor, sogleich dem wahren Gott eine Kirche zu erbauen. — Im Jahr 1814 betrug die Anzahl der Eingebornen, welche dem Götzendienste entsagt und die christliche Religion angenommen hatten, ungefähr funfzig, worunter sich einige Oberhäupter befanden; von jezt an aber vermehrte sich ihre Zahl so schnell, daß man im folgenden Jahr bereits deren 500 zählte. Einige der götzendienerischen Oberhäupter von Otaheiti wurden indessen über die Verbreitung des neuen Glaubens so aufgebracht, daß sie die Christen ohne Ausnahme eines Einzigen auszurotten beschlossen; glücklicher Weise aber erhielten die Lezteren noch früh genug Nachricht davon, und flüchteten sich auf Eimeo. Es war auf dieser Insel, wo Pomare damals (Juli 1815) wohnte, und da er sich endlich versichert, daß die Oberhäupter nichts gegen ihn im Schilde führten, begab er sich nach Otaheiti, wo er die Geflüchteten unter seinen Schuz nahm. Am 19. November aber wurden die Christen während des Gottesdienstes von den Götzendienern wüthend angegriffen, und es erhob sich ein hizziges Gefecht, worin Pomare einen vollkommenen Sieg erhielt. Die beyspiellose Milde, womit Pomare bey dieser Gelegenheit die Besiegten und deren Familien behandelte, machte einen mächtigen Eindruck auf die Gemüther der Götzendiener, welche einstimmig beschlossen, das Christenthum anzunehmen und ihren Göttern nicht länger zu vertrauen. Der König ward hierauf von Allen anerkannt, und ist seitdem nicht im Geringsten im Besiz der Herrschaft beunruhigt worden.

Seitdem hat sich Pomare bey jedweder Gelegenheit als ein Freund des Christenthums und der Missionarien bewiesen, und ihnen zu jedem Unternehmen, den Götzendienst unter den Insulanern auszurotten, und die christliche Religion bey ihnen einzuführen, die Hand geboten. Auch hat er sich bey der Druckanstalt sehr hülfreich gezeigt. Am 10. Juni 1817 kam er nach Eimeo herüber, wo die erste Setzung für den Druck statt finden sollte; und unter der Anweisung der Missionarien, sezte er selbst das Mybabet im Anfange des Taheitischen Buchstabierbuches, welches die erste Operation dieser Art war, welche noch in seinem Staate vorgenommen worden. — Im folgenden Monat schrieb er Briefe an mehrere Geistliche, welche die Insel im Jahre 1809 verlassen und sich in Neu-Süd-Wales niedergelassen hatten. In einem derselben sagt er: „Gesundheit und Glück Euch und gleichfalls Eurer Familie; und die Erlösung Jesu Christi, welcher der wahre Erlöser ist, durch den wir selig werden können. Das Wort Gottes hat hier auf Taheiti große Wurzel gefaßt, und auch wahrlich auf Raiatea und den andern Inseln wird das Wort des wahren Gottes allgemein geglaubt; Er selbst ließ sein Wort Wurzel fassen, und darum gedeihet es in diesen Ländern. Von alten Zeiten her waren diese Länder in grober Finsterniß eingehüllt, in dieser jezigen Zeit aber sind sie erleuchtet; durch Jehovah selbst wurde das Licht mitgetheilt, folglich sind sie aufgeklärt und dahin gebracht das vortreffliche Wort zu kennen; der Herr selbst sandte uns gnädig zu seinem Worte, darum sind wir jezt belehrt. Die Götzen dieses Landes sind gänzlich abgeschafft, sie sind verbrannt im Feuer, gleichfalls sind die damit verbundenen mannigfaltigen Gebräuche abgeschafft, sie sind gänzlich vom Volke weggeworfen. Alles dieses ist nur durch Gottes Wort zu Stande gekommen." — Am 6. December desselben Jahres wurde ein von den Missionarien erbautes Schiff von ungefähr siebenzig Tonnen Last, im Hafen Oponohu auf Eimeo vom Stapel gelassen. Bey dieser Gelegenheit übte Pomare die gewöhnlichen Gebräuche aus, und sprach indem es an ihm vorbeyschoß die Worte: Jaorana Haweis aus (d. h. Glück dem Haweis). Es war nämlich der besondere Wunsch Pomares gewesen, daß das Schiff nach dem seligen Dr. Haweis genannt würde, welcher sich immer als ein besonderer Freund der Otaheitier gezeigt. — Am 13. Mai 1818 wurde auf Eimeo eine allgemeine Versammlung gehalten, worinn die Errichtung einer Taheitischen Hülfs-Missionarien-Gesellschaft, zur Unterstüzung der Mutergesellschaft in England, beschlossen wurde, wovon das Evang. Magazine vom lezten August ausführlichen Bericht giebt. — Pomare ist ungefähr sechs Fuß hoch und verhältnißmäßig stark, geht aber gebückt und ist etwas schwerfällig in seinem Ansehen. Er ist ungefähr fünf und vierzig Jahr alt. In seinem gewöhnlichen Ansehen liegt etwas Finsteres; dieß verschwindet aber, sobald er sich in eine Unterredung einläßt. Seine Stimme ist sanft und angenehm; sein Wesen einnehmend, sein Betragen frey und leutselig, und seine Gemüthsart gütig, großmüthig und vergebend. Er bringt einen großen Theil seiner Zeit mit Reisen durch die verschiedenen Theile seines Landes zu, wobey er von einem großen Gefolge begleitet wird. In seinem Hause sizt er auf einer Matte, welche über Gras, das zuerst auf dem Boden ausgebreitet wird, hingelegt ist. Er schreibt viele Briefe, hält

*) Der Klog, welcher den Körper des großen Gottes Oro bildete, welcher so viele Kriege in Otaheiti verursacht hatte, ward in des Königs Küche aufgestellt, um Körbe mit Lebensmitteln daran aufzuhängen: eine der verächtlichsten Bestimmungen nach Otaheitischen Begriffen. Seine Familiengötzen stellte er in 1816 den Missionarien nebst einem Briefe zu, worin er sich folgender Gestalt erklärte: — „Freunde, möget Ihr durch Jehovah und Jesum Christum unsern Erlöser erlöset werden. Dieß ist meine Anrede an Euch, meine Freunde. Ich wünsche, daß Ihr diese Götzen nach England an die Missionariengesellschaft schicket, damit sie sehen, wie die Götter gestaltet sind, welche Tahiti angebetet. Wenn Ihr es für gut haltet, so mögt ihr sie alle im Feuer verbrennen; oder, wenn Ihr wollt, schickt sie nach Eurem Lande; zur Besichtigung des europäischen Volkes, daß es seine Neugierde befriedige, und Tahitis lächerliche Götter erkenne." Die Missionarien schickten sie nach England, und sie befinden sich jezt in dem Museum der Gesellschaft.

ein Tagebuch, und verfertigt ein Wörterbuch seiner Muttersprache. Wenn er schreibt, legt er sich der Länge nach auf dem Leib an den Boden. Er stehet seinem Vater weit in Geistesstärke nach, und zeigt wenig von dessen Neigung, den Zustand der Wohnungen und des Ackerbaues bey seinen Unterthanen zu verbessern.

Bruchstücke aus des Professor M. A. Pictet von Genf, Briefen aus Italien.

(Fortsetzung.)

Ich hatte den Wunsch geäußert, eine Anstalt zu besuchen, von der ich viel Gutes hörte, und deren Oberaufseher einer von des Ritter Morosi Freunden war, sehr gefällig begleitete er mich in das Arbeitshaus, welches für Gefangene beyder Geschlechter bestimmt ist. Das ansehnliche Gebäude würde noch ungleich größer seyn, wenn dessen ursprünglicher Plan nach Maria Theresia's Anordnung vollständig wäre ausgeführt worden. Es ist dasselbe in abgesondertem Mauerumfang und gleichsam außer der Stadt erbaut. Der Aufseher besaß keineswegs das kalte und ernste Aeußere, welches ein langer Aufenthalt unter verdorbenen Geschöpfen, die mit Strenge behandelt werden müssen, ertheilt, sondern es stellte sich vielmehr auf seinem Gesicht der eigenthümliche Ausdruck philanthropischer Sinnes- und Handlungsweise unzweydeutig dar; er empfing uns mit liebenswürdiger Herzlichkeit und beantwortete meine vielen Fragen während des langen Besuches aller Theile des Hauses mit unermüdlicher Geduld.

Der Zweck, welchen man in dieser schönen Anstalt zu erreichen sich hauptsächlich vorgesetzt hat, ist nicht zunächst oder allein nur die sichere Aufbewahrung der Sträflinge, sondern eine solche Behandlung derselben, die ihre Besserung erzielen möge. Für diesen löblichen Zweck werden mancherley Mittel angewandt. Das erste und wirksamste unter allen ist die Arbeit. Die Gefangenen werden überhaupt mit Wollespinnen und verschiedentlicher Weberey beschäftigt, die, welche vor ihrer Strafzeit ein Handwerk betrieben, werden wo möglich zur Fortsetzung desselben in Stand gesetzt; jedem wird eigne Rechnung geführt, worin ein Theil des Arbeitsertrags ihm gutgeschrieben, und bey seinem Austritt überliefert wird, wogegen er den Ueberschuß wöchentlich zu gutfindender Verwendung empfängt. Dadurch wird in den Sträflingen die Begierde, sich durch Arbeitsfleiß ein Eigenthum zu erwerben, neu angeregt. Neben der Geldrechnung wird jedem hinwieder auch eine Rechnung guter Merkzeichen eröffnet, deren Ergebniß eine Besserung seiner Verhältnisse im Hause nach einer festgesetzten Stufenordnung ist; man hat diese kleinen Auszeichnungen zweckmäßig zu vervielfältigen und bis zu solchen Bedienstungen, welche Vertrauen erheischen, zu steigern gewusst. Ein dadurch aufgeweckter und thätig erhaltener Geist der Nacheiferung bringt die besten Wirkungen hervor, während die vertheilte aber geregelte Aufsicht die Erhaltung der Ordnung des Hauses befördert. Die Küche, in der ich die höchste Reinlichkeit gefunden habe, wird vom Küchenmeister bis zum Küchenjungen einzig nur durch Sträflinge bedient. Die sanftmüthige Behandlung, welche im Charakter der Verwaltung liegt, wird hinwieder als ein kräftiges Besserungsmittel betrachtet. Der Aufseher ward von den Sträflingen überall mit fröhlichem und grüßendem Ausdruck empfangen, und man konnte einen väterlichen Freund unter seinen Hausgenossen zu sehen glauben. Die Nahrung ist gesund und das Brod vortrefflich. Alle sind einförmig gekleidet, und ihr Aussehen kündigt Gesundheit und beynahe Zufriedenheit an. Etlichemal in der Woche erhalten die Gefangenen einen ihrer Lage angepaßten religiösen und sittlichen Unterricht. Die in dieser Anstalt befolgeten Grundsätze sind insgesammt ungemein freysinnig; der auf ihren Unterhalt verwandte Theil des Arbeitslohns der Sträflinge beträgt nur den fünften Theil der Gesammtausgabe; die vier anderen Fünftheile sieht die Regierung mit gutem Grund als eine der wohlthätigsten Verwendungen der Staatseinkünfte an.

(Der Beschluß folgt.)

Ehrwürdiger alter Klubb in Breslau.

Im Jahre 1696 traten in Breslau zwölf Freunde zur gemeinsamen geselligen Unterhaltung wöchentlich einmal und dann zu fröhlichem Abendbrod nachher zusammen. Bis zum Jahre 1706 blieben es nur Zwölfe, da wurde die Zahl auf vierzehn vermehrt, die späterhin noch einmal auf achtzehn erhöht wurde. Als im Jahre 1796 die Gesellschaft ihr hundertjähriges Jubelfest feyerte, (wahrlich eine seltene Erscheinung für eine solche Verbindung!) wurde eine Denkmünze für die Dauer der Gesellschaft geschlagen und die Zahl der Mitglieder ward auf vier und zwanzig erhöht. Am 5. April 1821 feyerte diese Gesellschaft der zweymal Zwölfen (obgleich sie noch immer sich nur Zwölfer nennt), ihr einhundert fünf und zwanzig jähriges Jubelfest. Da die Gesellschaft sich fortdauernd in der geringen Anzahl hält, und nicht dem Untergang der meisten solcher Vereine, der zu großen Ausdehnung, nachjagt, werden unsere Enkel und Urenkel wohl noch manches Jubelfest derselben erleben, und das Morgenblatt vom Jahre 1896 wird nicht verfehlen, über die zweyhundertjährige Feyer zu berichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mitau, Februar.

Es ist zwar wahr, daß deutsche Kunst und Wissenschaft hier ihre Gaben etwas spät vertheilt, dagegen von hier zur fernen Heimat nicht gern etwas hinüber nimmt, weniger glaube ich, weil sie uns zu arm zum Geben, als sich zum Empfangen zu reich fühlt. Daß wir hier die Künste lieben und ehren, die alte deutsche Sprache, klänge sie auch nicht altdeutsch genug, nicht verlernt haben, sie vielmehr von dem großen Staate, dem wir gehören, geachtet sehen, mag jeder Reisende berichten, wenn er unparteyisch seyn will und kann. Auch für die Liebe zur Kunst haben wir achtungswerthe Zeugen im Auslande, von welchen man nur den Bildhauer Launitz, die Maler Egging und Bienemann in Rom; den Maler Buetner in Dresden, sämmtlich Kurländer, nennen will, denen bald ein sehr talentvoller junger Mann, Namens Schubert, folgen wird, der als Maler viel zu leisten durch Talent und Fleiß verspricht. Die literärische Gesellschaft und das Museum, welche in drey Jahren seit ihrer Entstehung, nicht nur manche gute wissenschaftliche Arbeit geliefert haben, sondern deren Sammlungen an Büchern, Gemälden, Denkwürdigkeiten der Vorzeit, Merkwürdigkeiten der Natur und dergleichen, bald sehenswerth seyn werden, verdienen schon um des reinen uneigennützigen Bestrebens für wissenschaftliche Zwecke, alle Achtung. Es gab in Mitau schon seit langer Zeit, zwey nicht unbedeutende Gemälde-Sammlungen, dem Hrn. Geheimerath und Präsidenten von Offenberg und dem Hrn. von Berner gehörig, jetzt sind zwey andere hinzugekommen, von denen die eine dem Hrn. v. Repp auf Neu-Autz gehörig, die viele und seltene Meisterwerke enthält, und von welcher vielleicht künftig nähere Nachricht mitgetheilt werden wird. Die zweyte besaß ehemals der rigaische Kaufmann Klein, und ist jetzt von dem Kammerherrn Grafen Johann von Medem erkauft worden, und hat viel schöne Werke, besonders aber mehrere Original-Gemälde von Kügelchen, die man nach dessen Tode wohl noch immer mehr suchen und achten wird. Körner hat in seinen Liedern mehrere Bilder aus dieser Sammlung verewigt, die aus Deutschland nach Riga und jetzt hieher gelangt sind. Musik wird von Personen des ersten Ranges mit ausgezeichnetem Talent geübt, und es ist natürlich, daß, wo der Genius einer Kunst weilt, sich viel der Jünger ihm zugesellen, daher sind die Liebhaber-Konzerte hier so vorzüglich gut, und zahlreich von Kennern der Musik besetzt und besucht.

Die vaterländische Literatur Kurlands, hat manche selbst dem Auslande nicht unbekannte Namen, die Professoren Trautvetter, Paucker, Kruse, Libau, Bilderling und Braunschweig, sind Männer von anerkanntem gelehrten Verdienste; der Landund Oberrath Freyherr von Schlippenbach, Staatsrath von Buck, Freyherr von Schilling, Kreismarschall von Fircks, Probst Richter, Doktor Riemschneider, die Pastoren Krüger und Launitz, Professor Lindner, Notarius Aders, sind dem Auslande als geschätzte Schriftsteller nicht fremd und ein noch junger Dichter, der Justiz-Sekretär Kolbe in Goldingen, verdient es, bekannt zu werden, durch manches treffliche Gedicht, das er in hoher Begeisterung mit einer sehr lebendig glühenden Phantasie gesungen. Noch gibt es Andere, die manches Gute schon geleistet haben, und Andere, von denen sich viel erwarten läßt.

Da sich der Sinn der Architektur immer mehr verbreitet, fängt Mitau sich immer mehr zu verschönern an. Zur Verschönerung des Marktplatzes, wo ein überwölbter Kanal sich in einem mit Quadern ausgemauerten und mit eisernem Gitterwerk versehenem Bassin ergießen soll, sind alle ehemaligen, den schönen freyen Platz verunstaltenden Buden, Wachthäuser und Stadtwagen niedergerissen und anderweitig versetzt worden, hat der Kaiser Alexander auf Vorstellung des General-Gouverneurs die nicht unbeträchtliche Summe von 80,000 Rubel angewiesen. Alle neuen Gebäude müssen ihre Façaden aus einer reichhaltigen Sammlung von Aufrissen, welche die Regierung in den vorzüglichsten Städten niedergelegt hat, herauswählen, und in drey Jahren hat Mitau allein mehr als funfzig dergleichen Häuser façadenmäßig erbaut, unter denen es palastähnliche Gebäude gibt. Bald wird es sich, da seine Straßen mehrentheils geräumig sind, zur schönen nordischen Stadt gebildet haben. Auf dem Lande sind die Paläste im neuesten Styl nicht selten; Eßen, Remmten, Kaydangen, Mesothen, dienen zu hinreichendem Beweis. Schöne Gebäude von geringerer Größe und Umfang sind auf dem Lande zahlreich erbaut worden. Daß so viele mit großen Kosten erbaute Prachtgebäude, auch in architektonischer Rücksicht, wohlgelungen vorhanden sind, ist Verdienst des Hrn. Geheimeraths und Präsidenten von Offenberg, der seine Kenntnisse und Geschmack durch viele Reisen ausgebildet und die mehresten Risse der schönsten Gebäude in England entworfen hat.

Von der hiesigen Schauspielkunst kann Referent nicht so viel Gutes sagen, als er wohl wünschte, doch will er auch im Zeugniß über sie gerecht und unparteyisch seyn. Ein schon seit zwanzig Jahren in Goldingen bestehendes Liebhaber-Theater, auf welchem sich oft glänzende Talente darstellen, eignet sich, eben weil es ein Liebhaber-Theater ist, nicht zur öffentlichen Beurtheilung. Zu Johannis erscheint in Mitau gewöhnlich die Rigaische Schauspielergesellschaft, in der sich das Gute mit dem Schlechten auch wohl gemischt hat, nur hat das Erstere dort das Uebergewicht; ganz umgekehrt aber ist es bey der schon seit drey Jahren bestehenden Mitau'schen Bühne. Diese Bühne, wo auch Opern dargestellt werden, hat manche gute Schauspieler, z. B. Hrn. Arnstein und dessen Gattin, letztere eine ausgezeichnete treffliche Künstlerin; Mad. Hesse, ist nicht nur als Schauspielerin zu achten, sondern auch eine sehr gute Sängerin, deren Stimme schön ist und viel Umfang hat. Hr. Hesse dirigirt das Orchester und ist ein gewickter Künstler. Wenn aber, besonders, Opern gegeben werden; so entsteht oft ein wunderbares Getön! Mad. Hesse, die, wie gesagt, eine gute Sängerinn ist, thut wohl alles mögliche, um mit starker vollthönender Stimme diesen Wirwar zu überschallen, wird aber unwillkürlich fortgezogen, und die Melodien geben nur in harmonischen Bruchstücken hervor, immer durch schneidende Dissonanzen getrennt. Die Bühnen-Direktion hat aufgehört und das Schauspiel steht jetzt unter einer besondern Administration; es heißt indeß, daß mit dem Frühling die ganze Schauspielgesellschaft sich auflösen wolle. In den kleinern Städten sehen ein Paar wandelnde Bühnen umher, aus Gliedern bestehend, welche wie Meteor-Steine aus den Memelschen und Mitauschen Schauspiel-Planeten heruntergefallen, und so lange herumstreifen, bis sie die Kraft der Schwere (ihrer Schulden) festhält und nun irgend ein anderes Metier ergriffen wird. Der Schneider Fips oder Schuster Joost flickelte sich mit andern Namen an und es heißt dann — „aber ach! „die frühern Künste wurden nach und nach Natur." So wurde der Theater-Direktor einer solchen wandelnden Bühne Handlanger eines Arztes, und an die Stelle eines dramatischen Theaters, lernte er ein anatomisches bedienen, vielleicht deßhalb weil es ihm bey ersterem auch nicht an leblosen Körpern gefehlt hatte.

Druckfehler.

In der Charade von Nro. 120. Sp. 2 Zeile 6 lies Daß statt Deß und Zeile 18 Ort statt Bett.

Nro. 136.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Juni 1821.

Psyche trinkt, und nicht vergebens.
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens,
Wie ein Traumgebild hinab.

v. Matthison.

Frühlings-Klage.

Marci XVI.

Bist du auferstanden
Von der Grabesruh,
Von den Todesbanden,
Lebendringer du?
Engel Gottes stehen
An der off'nen Thür,
Frühlingsdüfte wehen:
„Er ist auferstanden,
Und ist nicht mehr hier."

Aber ach! der Lieben
Stilles, ödes Grab
Ist ja zu geblieben,
Niemand wälzt mir ab
Ihren Stein vom Grabe,
Schon bedeckt ihn Moos,
Und ich Armer habe
Nichts, als eitle Klagen,
Denn der Stein ist groß.

Immer bin zur Stätte
Komm' ich früh und spät,
Ob vom kühlen Bette
Sie nicht aufersteht.
Winter ist vergangen,
Bettlein wird schon grün;
Aber ihre Wangen
Wollen immer, immer
Noch nicht auferblüh'n.

Jüngling dort zur Rechten
Im schneeweißen Kleid,
Licht in Grabesnächten,
Trost in Traurigkeit,
Engel an der Pforte!
Wann erschein'st du mir,
Mit dem Osterworte:
„Sie ist auferstanden,
Und ist nicht mehr hier!"

Aberglaube und Grausamkeit. *)

(European Magazine.)

Am Abend des 29. Juni 1555 sprang plötzlich in einer der engen Gassen des Poultry-Gefängnisses in London, ein starker Kerl mit hoher Mütze und einer ledernen Jacke hervor, und stieß mit aller Gewalt seinen Dolch gegen die Brust eines vorbeygehenden Mannes. „Bey der Jungfrau," sagt der Mann, „dieß würde keinen Dank verdient haben,

*) Unsre Leser werden sich erinnern, daß Gardiner, Bischof von Wincheſter, den diese sonderbare Erzählung darstellt, das Hauptwerkzeug in der Königinn Maria der Ersten von England Händen war, bey Verfolgung und — wie alle Verfolger hoffen — Vertilgung des Proteſtantismus, der unter den beyden vorhergehenden Regierungen sich verbreitet, geduldet und unter Eduard den Sechsten, sogar eingeführt ward. Maria wollte die Reformation vertilgen — sie belud ihr Andenken mit Fluch, und unter ihrer Nachfolgerinn ward sie die Stütze des Staats und der glorreichen Regierung Elisabeths.

wenn der Stoff von meinem Rocke dünner gewesen wäre, du sollst aber eine Schelle haben, woran dein Herr dich erkenne." Indem er so sagte, schwang er mit seiner Linken einen zweyschneidigen Dolch, während er mit der Rechten, an welcher er einen eisernen Handschuh zu tragen schien, dem Mörder ins Gesicht zeichnete und im nächsten Augenblick verschwand.

„O du ungeschickter Kerl!" rief ein anderer aus einem Winkel hervorkommend, „diesmal sind deine zwanzig Pfund beym Henker." — Der Teufel hole seinen Mantel, Coniers, er muß einen Koller darunter angehabt haben; du magst dir das Geld selbst verdienen; du hast schon einen goldnen Ring und zwanzig Schilling voraus erhalten." — Geh wieder zu deiner Nadel und Scheere, wie's einem Schneider, wie dir, geziemt, du hast den Unrechten angepackt, und er hat deine Nase mitgenommen, daß er auf den Rechten schwören könne. — „Mein Messer ist noch scharf genug für dich," murmelte der beschämte Gesell, während er seinen Mantel über das blutige Gesicht hielt, und sich in einen dunklern Winkel zurückschlich. — Inzwischen schritt der Gegenstand ihres Gesprächs und beabsichtigten Büberey mit vermehrter Eile aufs Gefängniß zu, und fragte nach dem verurtheilten Gefangenen John Bradford. Der Kerkermeister kannte Bischof Gardiners Sekretair, denn das war der meuchlings Angefallene, und ließ ihn ohne Zögern ein, in der Hoffnung, daß er dem frommen Manne Gnade zu bringen käme, dessen demüthiges Benehmen im Gefängnisse ihm die Liebe Aller erworben hatte. Der Sekretair fand ihn seiner Gewohnheit nach, auf den Knieen, in welcher demüthigen Stellung er sein karges Mahl einnahm, und mit dem Hut über den Augen in Betrachtungen versunken lag. Er stand auf, um den Besuchenden zu empfangen, und die große schlanke, edel gehobene Gestalt trug ein Gesicht, welches von einer schwachen Röthe und einem glänzend braunen Bart, einen Ausdruck von Jugendschönheit erhielt, welche ein Maler zum Vorbild eines Christus, für dessen Glauben er litt, nicht unwürdig gehalten haben würde. Gardiners Sekretair entblößte das Haupt, und bückte sich demüthig auf seine Hand herab, welche er mit Thränen küßte. „Sey gutes Muthes, Bruder, hob Bradford an, ich habe in diesem Königreiche nichts geübt, als religiösen Frieden, es sey denn, daß ich mich zu eifrig am St. Paulskreuze bemühte, um Juden zu retten, welcher jezt Bischof von Bath ist, als seine unbedachtsame Predigt das Volk aufbrachte." — „Ja wohl, ja wohl, Bradford, du rettetest denjenigen, welcher dich jezt verbrennen läßt! Wär' es nicht um dich gewesen, ich würde ihn an jenem Tage mit meinem Schwert durchstoßen haben." — Bradford fuhr mit einem ernsten Blick zurück. — „Jezt erst erkenne ich deine Stimme, und ich erinnere mich derselben, wie sie mir beym Aufruhr am St. Paulskreuz dieselben Worte ins Ohr raunte. Wozu kommst du jezt? Ein Mann des Blutes ist keine passende Gesellschaft für einen Sünder, der zum Tode gehet." — „Nicht, so lange ich lebe, mein theuerster Lehrer! — Ich bin Rufford von Edlesburgh."

Der Greis warf sich an seine Brust und hielt ihn einen Augenblick lang fest umarmt. „Es ist nun zwölf Jahre, seitdem ich dich zum leztenmale sah, und mein Herz blutete, als ich eine Stimme, wie die deinige, bey dem wilden Tumult am Paulskreuz vernahm. Bist du es selbst, oder träume ich nur? Es ging die Sage, dein alter Feind Coniers habe dich im vergangenen Jahre zu Huntingdon erschlagen." — „So meynte er es, Johann Bradford; ich hatte aber eine dickgesteppte Jacke an, und eine harte lederne Mütze auf dem Kopfe. Ich habe seinen Helfershelfern mehr als einmal begegnet, und sie wissen, welche Spuren meine Hand zurücklaßt. Genug hiervon. — Ich bin jezt nicht in England als Giles Rufford; ich werde die bessere Dienste leisten, als es dir scheinen mag." — „Der Schein war nie ein guter Dienst. Was hast du mit mir zu schaffen, der ich in Gottes Händen bin?" — „Er bereitet Heilmittel aus Gift, erwiederte der Schüler. — Ich werde ihm dienen, wenn ich seinen Diener rette, und sollte es auch durch Betrug geschehen. Ich habe mich durch meine Erfahrung in fremden Sprachen und hebräischen Geheimnissen in Gardiners Gunst eingeschlichen, darum bin ich jezt sein Schreiber, und ich habe eine Verbündete im Gemache der Königinn selbst." — „Diese Königinn," erwiederte Bradford, „ist in Dingen, die nicht an ihren Glauben rühren, weder unvernünftig noch unbarmherzig; ich will mir aber durch kein schlechtes Verfahren gegen sie helfen lassen. Gnade mit Gottes Gnade wird mir willkommen seyn, lieber aber will ich sterben, als sein meineidiger Diener werden." — „Meister, die Frucht sammeln, welche die Vorsehung für uns hat reif werden lassen, kann keine Sünde seyn. Gardiner war einst Wolsey's Schüler und besizt mehr heidnische Gelehrsamkeit, als katholischen Eifer. Es ist ihm von seinen alten Studien ein Sauerteig geblieben, welcher zu unserm Besten arbeiten soll. Er glaubt an die Kabale der Juden, und liest seltsame Bücher von Padua und Antwerpen, welche ihm die glücklichen und unglücklichen Tage angeben. Ich werde ihm den morgenden Tag als einen voller böser Zeichen vorzustellen wissen, und sein Aberglaube soll seine Grausamkeit erschüttern. — „Du bist nur noch ein unreifer Jüngling, versezte Bradford, wenn du nicht weißt, daß Grausamkeit das Kind des Aberglaubens ist. Nimm dich in Acht, daß diese heidnische Hexerey dich nicht um deinen Verstand und Sicherheit betrüge. Denn ob ich gleich nur wenig schlafe, und selten von irdischen Dingen träume, so kam doch, wie ich glaube, von keiner heiligen Kunst erzeugt, gestern Nacht eine Erscheinung in meinen Kerker. Sie hatte einen solchen Zug von himmlischer Schönheit in ihrem Gesichte und solche

seltene Musik in ihrer Stimme, daß sie mich fast bewogen hätte, ihrem Versprechen zu glauben. Aber ich erinnerte mich meiner Schwäche, und war sicher."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus des Professor M. A. Pictet von Genf, Briefen aus Italien.

(Fortsetzung.)

Damals war die berühmte Domkirche (il Duomo) lange nicht vollendet, obgleich ihr Bau bereits im vierzehnten Jahrhundert begonnen hatte. Der Ertrag ihrer reichen Stiftung ward nur zum Theil und nachlässig darauf verwandt, und der Zahn der Zeit hatte einzelne Theile des Gebäudes schon wieder angegriffen, während andere noch überall mangelten. Bonaparte wollte, die Mailänder sollen aus seiner Hand ihren Dom empfangen; er übernahm des Werkes Kosten und Ausführung, und in Kurzem war dasselbe zu Stande gebracht. Am Eingang des dahin führenden Platzes ertheilen seine gothische Bauart, seine pyramidenförmigen Zierrathen und die weiße Farbe seines Marmors, ihm eher das Ansehen eines unserer von ferne gesehenen Alpengletscher, als dasjenige einer Stiftskirche. Die Einzeltheile mag man erst, wenn man näher kömmt, unterscheiden, und alsdann ist die Menge der theils in Nischen aufgestellten, theils gleichsam in der Luft schwebenden Bildsäulen von Heiligen so übergroß, daß der Blick gestört und das Auge verwirrt wird; mit Bedauern findet man, daß die Künstler sich umsonst bemüht haben, vorzügliche Arbeiten zu liefern, die auch nur aufzufinden dem Beschauer schon Mühe macht.

Die gleiche Aeußerung thue ich ein für allemal, über jene gepriesenen Kuppeln, wobey so viele große Maler in mehr oder weniger überladenen Kompositionen ihre Kunst versucht haben, deren Allegorien oder historische Anspielungen mehr oder minder leicht zu errathen und die Einzeltheile vom Auge kaum zu unterscheiden sind. Nachdem man den Hals lange peinlich gedreht, und in dem halbkugelförmigen Gemälde, ungewiß wo das Bild anfängt oder endigt, das regellose Gemengsel von Beinen, Armen und fliegenden Gewändern mit ihren schimmernden Farben betrachtet hat, fühlt man sich in nicht geringer Verlegenheit, anzugeben, was man eigentlich gesehen habe, und man fragt sich mit schmerzlichem Seufzer: Wie mochte die Kunst ihre Bestimmung und was sie zu leisten vermag, in solchem Grade verkennen? Wie viel besser wäre sie angewandt worden, im Innern dieser Kuppeln die scheinbare Höhe derselben durch jene Täuschungen zu verstärken, welche die Fernkunst und wohlberechnete Abstufungen des Kolorits erzielen können; um den Sternhimmel in ihren Gewölben darzustellen, oder mit einem Worte, um sie dem über unsern Häuptern ausgebreiteten Himmelsgewölbe, so weit möglich ist, ähnlich zu machen.

*

Hier (auf dem von Bonaparte angelegten neuen Spaziergange und Waffenplatz) sollte die neue Simplon-Straße auslaufen, und der von den Ansichten des Bergpasses ermüdete Blick der Reisenden sollte mit Entzücken und Bewunderung auf dem Triumphbogen, einem Denkmale des Sieges der Kunst über die Natur, verweilen. Leider, kann das nur noch zu zwey Drittheilen zu Stand gebrachte Denkmal jezt einzig ein Zeugniß ablegen von der Eitelkeit menschlicher Plane und von der Wandelbarkeit des Glückes. Der fertige Theil des Werks ist schön, ich möchte sagen bewundernswerth, und man bedauert die Einstellung der Arbeit um so mehr, als alle zu ihrer Vollendung bestimmten Marmorblöcke, die flach erhabenen Werke, die Karnieße, die Einsetzrosen und der ganze reiche Schmuck des Bauwerks, aufs vortrefflichste gearbeitet, bereit liegen. Sie sind in nahen Schoppen aufbewahrt, wo wir dieselben gesehen haben. Das Ganze dieser unterbrochenen Arbeiten, mit den bereits daran spürbaren Angriffen der Zeit, stellt das völlig naturwidrige Bild einer der Schöpfung vorausgehenden Zerstörung dar. Entweder sollte, scheint es, das angefangene Werk überall weggeschafft, oder auf eine würdige Weise vollendet, und der Reisende nicht länger in Ungewißheit über einen so räthselhaften Zwischenzustand gelassen werden.

Unfern von dem unterbrochnen Werk steht ein anderes, das durch Erfindung wie durch Ausführung dem Imposantesten und Populärsten zugleich, was das Alterthum geleistet hat, nahe reicht. Es ist ein, für Nationalfeste bestimmtes Amphitheater, von elliptischer Form, dessen Umfang auf dreyhundert und fünf Fuß Breite, siebenhundert und zehn Fuß Länge hat. Zehn Stufenbänke aus Granit umgeben seine Arena, und die unterste, etliche Fuß über die Grundfläche erhaben, ist wasserdicht zusammengefügt, so daß, nachdem die Rundbühne für gymnastische Spiele und Wagenrennen ist gebraucht worden, dieselbe in wenig Minuten, mittelst des aus naheliegenden Kanälen herbeygeführten Wassers, als Naumachie für Schiffgefechte dienen kann. Die zehn Stufenbänke nebst dem obern Parterre mögen bey dreyßigtausend Zuschauer sehr bequem fassen. Am einen Ende der kleinen Achse der Ellipse und auf der Höhe des obern Bodensaums steht eine geräumige Säulenhalle, deren Eingang mit acht Granitsäulen verziert ist, und unter welcher die Zuschauer, von oben gedeckt, die zwiefache Uebersicht, einerseits der zu ihren Füßen liegenden Rundbühne und anderseits der für militärischer Uebungen bestimmten sehr ansehnlichen Ebene vor Augen haben. Man kann da, in einem Tage und ohne den Platz zu ändern, drey verschiedenartige große Schauspiele genießen. Die Halle enthält einen sehr ansehnlichen wohlgeformten Sallon, dessen Decke und Wände mit zierlichen Fresco-Malereyen geschmückt sind.

Am einen Ende der großen Achse des Circus befindet sich eine Terrasse, in deren Gewölben wir römische Wagen und alle Geräthschaften der Schauspiele des Alterthums aufbewahrt fanden, die nur noch aus Beschreibungen der Dichter und numismatischen Forschungen gekannt waren, als der Mann der Geschichte in unseren Tagen den Gedanken fasste, auch dieses Blatt des Ruhmes allen übrigen, die sein unersättlicher Ehrgeiz vereinbaren wollte, hinzuzufügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Augsburg, Mai.

Neben mehrern zum Erstenmale gegebenen Stücken hat sich unser Theater auch drey ganz neuer zu erfreuen, welche durch den Umstand, daß ihre drey Verfasser unsere Mitbürger sind, unser Interesse steigerten. Aber derselbe Umstand ist es hinwieder, welcher mich hindert, in deren nähere Beurtheilung einzugehen, da Lob und Tadel zu sehr als eine Rede pro domo angesehen werden möchte. Es genüge daher, ihre Namen zu erwähnen, und zu melden, daß sie keine ungünstige Aufnahme fanden. Dieselben heißen: der Sekretär, eine Familien-Scene in einem Aufzuge, von Adam (Redakteur der hier erscheinenden deutschen Schaubühne); die beyden Mittel, ein vaterländisches Schauspiel in sechs Aufzügen, von Schmid, und die sizilianische Vesper, eine Tragödie in fünf Akten, von Delavigne, frey übersezt, von Ecker. Unter jenen zum Erstenmale gegebenen Stücken waren, sowol an sich, als des Erfolges wegen, die merkwürdigsten Erscheinungen: Demetrius, nach Schillers hinterlassenem Entwurfe von Maltitz bearbeitet; die falsche Catalani, und der Schicksalsstrumpf. Demetrius fand, und zwar billiger Weise, nur in so weit Anerkennung, als dieselbe der hohen Idee Schillers gebühret; Catalani machte Furore, gleich der wahren; und der Schicksalsstrumpf ward mit Beyfall aufgenommen. Mit Beyfall? wird man fragen. Doch die Antwort ist leicht. Diese Lust ist nämlich eine von den guten Eigenschaften des jetzigen Zeitgeistes, welchen Goethe in der Stelle des Faust: „Ich bin der Geist, der stets verneint," u. s. w. trefflich charakterisirt. Ein geistreiches Gedicht ist heut zu Tage nicht das Höchste und Ehrwürdigste, was in den Staub gezogen wird. Aber — warum sich ereifern? Ist doch vielleicht dem genialen Müllner selbst diese erbärmliche Parodie erträglicher, als manche Kritiken über seine Albaneserin, welche durch ihre Mephistopheles-Natur die bitterste Empfindung in dem Herzen erregen. Es soll mich freuen, wenn der deutschen Kritik nächstens wieder von England her der Staar gestochen und der Schatz gezeigt wird, welchen wir an dieser Albana besitzen. Stolz wäre ich, wenn man dort mit mir die Meinung theilte, daß mit derselben keine andere deutsche Tragödie in die Schranken treten dürfe, Schillers Maxie Stuart, Goethes Iphigenia und Tasso, und wenige andere etwa ausgenommen, welche fast isolirt neben einer Unzahl, zum Theile hochgepriesener dramatischer Ungeheuer stehen. Nachsicht für diese Abirrung von meinem Wege! Rücksichtlich unsers Theaterwesens überhaupt darf von der gegenwärtigen, unter Hrn. Schemenauers Leitung hier anwesenden Gesellschaft gerühmt werden, daß sie, besonders im Conversationsstücke, jeder billigen Anforderung, trotz der nicht gar günstigen Lokalverhältnisse entspricht. Einen neuen Aufschwung gab ihr das Auftreten eines willkommenen Gastes, der Frau v. Busch, vom Frankfurter Theater. Ein, in öffentlichen Blättern bereits besprochener Vorfall verscheuchte diese ausgezeichnete Künstlerinn von ihrer heimatlichen Bühne, und führte sie zu unserm Vortheil in unsere Mitte. Sie hat sich nun nach Wien begeben, und unsere dankbare Bewunderung begleitete sie. Die Zeit ihrer Abreise war zugleich der Anfang der gewöhnlichen Pause in den Theaterunterhaltungen, welche der Feyer der Charwoche wegen Statt findet. Eine milde Frühlingswitterung begünstigte den überaus zahlreichen Besuch der, in unsern katholischen Kirchen, meistens geschmackvoll aufgerichteten, sogenannten heiligen Gräber. Fromme und Neugierige jedes Bekenntnisses und Standes wallten in Schaaren dahin. Selbst Nichtkatholiken wurden bey dieser Gelegenheit über das unanständige Betragen einiger (noch überdieß fast nur katholischer) Aufklärlinge empört, welche hier und dort durch Schwätzen, Lachen, freche Geberden und Stellungen die Heiligkeit der Tempel und der Gebräuche verachten, und auf diese ungeeignete Weise ihre Bildung und ihren Rang bemerklich machen zu müssen glaubten. Nahe war es daran, daß einige handfeste, unberufene Fäuste die Kirchenzucht gehandhabt hätten, da der dazu Berufenen keiner den Unfug abstellte.

Mit dem Frühlinge begannen auch wieder, und zwar auf das eifrigste, die Verschönerungen unserer Stadt, und ihrer Umgebungen. Man muß darüber erstaunen, was unser Magistrat in so kurzer Zeit geleistet hat. Keine Mühe und Kosten wurden gescheut überall, so viel als möglich, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und das Tüchtigste hervorzubringen. Bald wird man rings um unsere große Stadt auf kein Plätzchen mehr stoßen, wo es nicht reinlich und niedlich aufgeräumt aussähe, wo nicht irgend eine neue englische Anlage oder eine frisch gepflanzte Allee das Auge erfreute, und die im besten Stande gehaltenen Wege und Ruhebänke die Lustwandler anlockten. In der Stadt selbst ist die Einrichtung eines großen Wasserleitungswerkes, welches dem Vernehmen nach über 100,000 Gulden kosten soll, und eine zweyte, länßst als nothwendig befundene, Verbindung der Stadt mit der Vorstadt, dann eine herrliche Linden-Allee auf dem obern Graben, das Wichtigste, was unternommen wurde. Bey einem so kräftigen und zweckmäßigen Einschreiten der Behörden ist kaum noch der, übrigens nahe liegende, Wunsch erlaubt, daß die innere, zwecklose Stadtmauer (die Grenze der ehemaligen Stadt) auch auf dem untern Graben vollends verschwinden, und einer neuen Häuserreihe Platz machen möge, gleichwie bereits zum Behufe der erwähnten Verbindung ein Theil derselben, nebst einem alten, düstern Gefängnißthurme (Mausthurm nach einer grausen Sage benannt) weichen mußte. Die Zeit der Erbauung dieses Thurmes wird verschieden angegeben; einige halten ihn gar für ein Römerwerk, was indessen die Form desselben, — ein umgekehrter Kegel, — und die innere Einrichtung nicht zu bestätigen scheinen, vielmehr auf eine barbarische Zeit hindeute.

Zum Schlusse melde ich Ihnen eine tragische Begebenheit, welche sich jüngst in unserer Nähe zutrug. In Türkheim, einem Markte auf der Straße nach Mindelheim, ließen wohlhabende Bürgersleute ihr einziges, dreyjähriges Kind unter Aufsicht der jungen Schwester der Mutter zu Hause, während sie sich in Geschäften auf einige Stunden entfernten. Diese Schwester, ein braves häusliches Mädchen, bereitet zum vorhabenden Aussegen der Stube, einen Kübel heißen Wassers. Es hatte unglücklicher Weise die Siedhitze erreicht. Das Mädchen trug aus der Küche Wasser zum Abkühlen herbey, und unterdessen stürzte das Kind in das Gefäß. Einige martervolle Stunden vergingen, ehe es verschied. Die Empfindung der heimkehrenden Eltern war unbeschreiblich; das Mädchen aber mußte mit Gewalt vom beabsichtigten Selbstmorde zurück gehalten werden.

M.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 46.

Nr. 46.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. Juni 1821.

Das Sacro Convento in Assisi.

(Beschluß.)

Dieß sind die Malereyen, die der vortreffliche Maler Giotto, als einen redenden Beweis seiner überwiegenden Größe, uns an dem Kreuzgewölbe über dem Grabe des heiligen Franziskus zurückgelassen hat. Es bleibt uns nun noch übrig, kürzlich die Malereyen, die, großentheils von seinen Schülern, an den übrigen Wänden der Kirche sich erhalten haben, zu betrachten.

Zuerst also muß eine Kreuzigung Christi genannt werden, die, im mittäglichen Arme der Kirche, sich an der Morgenwand befindet. Die Composition muß sehr reich gewesen seyn. Die Schüler und Schülerinnen Jesu, seine Angehörigen, Engel, Krieger und Kriegsknechte, die beyden Schächer, neugieriges Volk und schadenfrohe Pharisäer waren in diesem Bilde vereint, und gaben dem Künstler Gelegenheit, in der Darstellung so verschieden gesinnter Personen, seine Vortrefflichkeit zu zeigen. Allein der feine Geschmack neuerer Zeit hielt einen auf vermeintlich griechische Manier aufgebauten Altar für eine würdigere Zierde, und so ist denn bis auf den oberen Theil und bis auf ein paar Fetzen zu jeder Seite dieses Werk zerstört worden, doch ist genug davon erhalten, um uns zu zeigen, wie sehr wir diesen Verlust beklagen müssen.

Unter dem Kreuze des einen Schächers sinkt Maria in Ohnmacht. Ihr bleiches von Gram schon eingefallenes Haupt wird von einer ihrer Begleiterinnen unterstützt. Diese scheint, mit dem Lachen der Verzweiflung auf die Mutter Gottes deutend, zu sagen: so weit habt ihr es gebracht! Johannes senkt sein von Locken umflossenes Haupt und ringt die Hände. Entfernter sieht man vier Weiber stehen, von denen die Erste fast verdrießlich auf die Ohnmächtige nieder sieht, die Andere, eine herrliche Gestalt, in einen rothen Mantel gehüllt in stummer Traurigkeit dasteht, die Dritte, eine Alte, blickt ernst zum Gekreuzigten empor, und die lezte sieht mit Thränen-schwangeren Augen hinaus in die Luft. Neben diesen viele Reiter und andere Zuschauer. Unter jenen bemerkt man vorzüglich ein holdes Jünglings-Angesicht und daneben den Hauptmann, der mit Erstaunen und Betrübniß zu dem Gekreuzigten emporblickt, und zum Zeichen seines Glaubens die Hand auf die Brust legt.

Jesum umschweben viele kleine Engel mit zarten florenen Gewändern und zeigen mit Geberden und Bewegungen auf höchst rührende Weise, ihre Angst, ihren Schmerz.*) Es ist ein so idealer, himmlischer Ausdruck in diesen Engeln, daß man sie ohne Bedenken den vollkommensten Werken an die Seite setzen kann. Ueberhaupt nähert sich dieses Bild der Größe Giotto's ausnehmend und unterscheidet sich von diesem Meister hauptsächlich durch eine größere Bestimmtheit und Härte und durch geringere Anmuth der Farben. Vasari **) schreibt diese Arbeit dem Pietro Ca-

*) . . . . . Pareyan pecorello, quando 'l lupo
S'avventa, e forte li mastini assanna,
E l' un e l' altro conli denti atterra.
A tutte ambascia l'umil cuore affanna.
Le miserelle corron' guardando a terra
E'l più fuggente ritiran' per tema.

**) T. II. p. 199. „Als er nachher auf der Rückreise nach Rom durch Assisi ging, nicht nur, um die so bedeutenden Werke, die sein Meister (Giotto) dort gemacht hatte, zu sehen, sondern, um auch etwas von seiner Hand dort zu hinterlassen, malte er in der unteren Kirche des heil. Franziskus, d. h. in dem Arme, der auf der Seite der Sakristey ist, eine Kreuzigung Jesu Christi mit bewaffneten Leuten zu Pferde in verschiedenen Trachten und mit vieler Verschiedenheit seltsamer Kleidungen und von verschiedenen fremden Völkern. In der Luft machte er einige Engel, die auf den Flügeln schwebend Ströme von Thränen vergießen, und die, Einige indem sie die Hände vor die Brust drücken, Andere indem sie sie kreuzen, und Andere indem sie in die Hände schlagen, den äußersten Schmerz über den Tod des Sohnes Gottes bezeigen, und alle sind von der Mitte des Körpers hinter- oder herabwärts in Luft verwandelt."

„Ich habe in diesem Werke das im Colorit (welches frisch und lebhaft ist) sehr gut, in den Zusammensetzungen der Kalkstücke aber so gut gemacht, daß es in einem Tage angefangen und vollendet scheint, das Wappen des Herzogs Walther von Athen;" (in den Jahren 1342 und 43 Tyrann von Florenz) „gesehen, aber weil man weder Jahreszahl noch andere Schrift daselbst findet, so kann ich nicht versichern, daß jener es habe machen lassen. Ich sage indeß, daß, geschweige daß jeder dieses Werk bestimmt von der Hand des Pietro hält, die Manier nicht mehr die seinige scheinen könne, als sie es thut. Ueberdieß kann man, da

vallini, den er als den ersten einheimischen römischen Maler aufzählt, zu; doch scheinen schon zu seiner Zeit verschiedene Meinungen darüber geherrscht zu haben. Ich wünschte sehr, hierüber aufs Reine zu kommen, und über diesen fast fabelhaften Meister einige genauere Nachrichten geben zu können; deßhalb habe ich vor einigen Tagen alle hiesigen (Römischen) Kirchen besucht, in denen Cavallini nach Vasari's Angabe gearbeitet. In Araceli, S. Grisogono, Sa. Cecilia, S. Francesco a Ripa und an der (alten) Façade von St. Peter sind seine Werke verschwunden. In Sa. Maria in Trastevere und in S. Paolo fuor le mura haben sich fast nur die ihm zugeschriebenen Mosaiken, aus denen man freylich einen Maler sehr unvollkommen kennen lernt, erhalten. In jener Kirche ist nun zu bemerken, daß weder die Anbetung in der Façade, (die in eine frühere), noch die beyden Verkündigungen in der Vorhalle, (die in eine spätere Zeit fallen), von Cavallini seyn können. So bleibt ihm also nur unter den Mosaiken: der Abris, die Geburt Mariä, Verkündigung, Präsepe, Anbetung, Darbringung im Tempel und Tod Mariä nebst dem darunter befindlichen Rundbilde. Aus diesen Arbeiten, mit den ihnen ähnlichen in der Façade von S. Paul verglichen, geht hervor, daß Cavallini durch die Unnatürlichkeit, die man in den griechischen Bewegungen und Köpfen findet, seinen Figuren etwas Ueberirdisches zu verleihen glaubte; weßhalb er auf der Bahn der Griechen fortgieng,*) sich aber bemühete, durch Beymischung einer gewissen Grazie und harmonischer Farben, ihnen die Anmuth zu geben, die man an jenen so gänzlich vermißte, und wodurch er sich fast dem Buffalmacco nähert. Seine Compositionen haben wenig Rundung. — Obgleich mit viel höherer Würde, entsprechen dennoch dieser Schilderung die Verkündigungen, die man von demselben Meister in Florenz zeigt. Die berühmteste derselben in Sa. Nunziata **) habe ich wegen der großen Verehrung der Florentiner, die dieses wunderbare Bild fast immer verdeckt hält, nicht gesehn; dagegen kenne ich durch ganz Toscana viele alte Copien davon, und unter denen, die von Cavallini selbst seyn mögen, ist in Florenz eine am Mercato nuovo und eine andere dem Pallast de' Ricci gegenüber. Eine dritte soll sich in Augsburg bey Hrn. Legationsrath Werner finden. Von verschiedener Hand indeß scheinen die jezt fast unkenntlichen Fresco-Gemälde unter den Fenstern in S. Paolo fuor le mura di Roma und in der Capella del corporale in Orvieto zu seyn. Man vermißt an ihnen die Anmuth und die richtigen Proportionen, welche die oben genannten Bilder auszeichnen.

Nach dem nun, was vorhin als bezeichnend für die beschriebene Kreuzigung erwähnt ist, scheint sie auf keine Weise von gleicher Hand, mit den unbestrittenen Arbeiten des Cavallini in Rom seyn zu können, obgleich es nicht unmöglich wäre, daß dieser Meister mit der Zeit seine Manier verändert und an Vortrefflichkeit zugenommen hätte. Ich glaube irgendwo gelesen zu haben, Pietro sey der erste gewesen, der mit Geschick Pferde zu malen wusste, und habe deßhalb den Beynamen Cavallini bekommen. Wenn sich das bestätigte, so wäre es sehr denkbar, daß die vielen auf unsrem Bilde abgebildeten Pferde ihm den Namen eines Werkes von diesem Meister verschafft haben. In der mehrmals genannten Kirche S. Paolo ist indeß ein großes Cruzifix, das, der Sage nach, *) Cavallini selbst in Holz geschnizt hat, und das sich sehr dem großartigen Style unsres Bildes nähert, weßhalb ich es nicht wage, über die Verneinung von Vasari's Behauptung geradezu abzusprechen.

Neben der Kreuzigung, an der mittäglichen Wand sieht man die Kreuzabnahme, die Grablegung und über der Treppe (zwischen der Orgel und der Thür, die nach dem Klosterhofe führt) den heiligen Franziskus, der die Wundenmale empfängt, in einem Style, der dem der Kreuzigung sehr gleicht. Man kann nicht zweifeln, daß die beyden ersten von einer Hand sind, denn die Züge der einzelnen, darauf dargestellten Personen gleichen sich porträtmäßig, und das dritte gleicht jenen beyden in der Manier vollkommen. Es sind diese Bilder ausnehmend schön gedacht, und es theilt sich der abgebildete Schmerz schnell dem Zuschauer mit, obgleich man an dem Maler größere Uebehülflichkeit und geringere Kenntniß des Nackten, als in der Kreuzigung nicht verkennen kann. Vasari **) nennt diese drey Bilder als

---

dieser Maler zu der Zeit arbeitete, wo der Herzog Walther in Italien war, sowohl glauben, daß Pietro dasselbe gemacht habe, als daß es auf Befehl des Herzogs geschehen sey. Doch glaube jeder wie er will, das Werk ist als ein altes nicht anders als lobenswerth, und die Manier zeigt außer der öffentlichen Stimme, daß es von seiner Hand sey."

*) Vasari T. II. 197. . . . . „Figuren, in welchen er, weil ihm die griechische Manier sehr gefiel, sie immer mit der des Giotto vermischte."

**) Nach Lami und Lanzi (a. a. O. I. 12.) ist dies Bild von einem Maler Bartolomeo um das Jahr 1236 und nicht von Cavallini gemalt.

*) Vasari II. 200. 201. „Manche versichern gleichfalls, daß Pietro einige Bildhauerey gemacht habe, und daß sie ihm vorzüglich wohl gelungen seyen, denn er hatte Talent zu Allem, was er zu machen anfieng, und, daß von seiner Hand das Cruzifix sey, welches in der großen Kirche St. Paul außerhalb Roms ist, welches, wie man sagt, und wie man glauben muß, im Jahr 1370 zu der heiligen Brigitte sprach."

**) Vasari II. 82. „Gleichfalls sind außer den genannten vier Winkeln auf den Seitenwänden sehr schöne Gemälde, die in der That verdienen, hoch gehalten zu werden, sowohl wegen der Vollkommenheit, die man an ihnen sieht, als auch, weil sie mit solchem Fleiße gemalt sind, daß sie noch bis heute sich frisch erhalten haben. Unter diesen Gesichtern ist Giotto's eignes Bildniß, sehr gut gemacht, und über-

Werke des Giotto, was mir aber aus den angegebenen Gründen und wegen des grauen Colorits nicht wahrscheinlich ist. Links unter der Kreuzigung sieht man auch unter mehreren vorzüglichen Heiligen-Bildern neben einer Maria mit dem Kinde ein Bildniß, welches Vasari für das des Giotto ausgiebt.

In dem Tonnengewölbe dieses Armes ist der Einzug in Jerusalem, die Fußwäsche, das Abendmahl, die Gefangennehmung, Geißelung und Kreuzigung in sechs viereckigten Bildchen dargestellt. Man muß an diesen Arbeiten viel Geist *), freye glückliche Bewegungen und große Rundung in der Composition bewundern, ob man gleich sieht, daß die geschwungenen Stellungen, die glänzenden Farben und prachtvollen Gebäude um Effekt zu machen angewandt sind, und sich sehr von der einfachen Größe Giotto's entfernen.

Vasari **) sagt uns, daß Puccio Capanna diese Leidensgeschichte Christi gemalt habe. Wenn dem so ist, so sind gewiß die vier Bilder in der Sakristey von Sa. Croce in Florenz, dem Eintretenden rechts, den Werken dieses Meisters beyzuzählen, da sie offenbar von derselben Hand herrühren. Die übrigen Arbeiten, die von ihm in Assisi seyn sollen, habe ich nicht gesehen.

In dem angränzenden Chore fieng Stefan von Florenz an, eine himmlische Glorie zu malen, die uns Vasari ***) ausführlich beschreibt, und, obwohl unvollendet, als eine sehr vortreffliche Arbeit schildert. Jezt ist keine Spur davon übrig geblieben, und man sieht an dessen Stelle einen scheußlichen Engelsturz, welcher Verlust um so mehr zu beklagen ist, da uns äußerst wenig Werke dieses gerühmten Meisters erhalten sind. Ebendaselbst hatte Johann von Mailand einen Gekreuzigten mit Maria und der heil. Chiara gemalt. ****)

In dem gegenüber stehenden Arme sieht man an der abendlichen und mitternächtlichen Wand drey Bilder, die Wunder darzustellen scheinen und zum Theil sehr beschädigt sind. Sie scheinen aus einer neueren Zeit, vielleicht aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts herzurühren, ob ich gleich keinen Meister zu nennen wüßte, mit dessen Manier sie besondere Aehnlichkeit hätten. Es ist nicht mehr die edle Einfalt früherer Zeiten, die uns an ihnen anspricht, sondern man sieht schon die stattlichen Aufzüge, wie wir sie aus den Werken des Dom. Ghirlandajo, Filippo Lippi u. s. w. kennen, doch kann man an ihnen eine sehr fleißige zarte Ausführung und ein vortreffliches Streben nach dem Idealen nicht verkennen.

In dem Tonnengewölbe dieses Armes sieht man in ähnlichen Abtheilungen wie auf jener Seite, die Heimsuchung Mariä, die Geburt Christi, die Anbetung, Beschneidung, Flucht nach Aegypten, Kindermord, Christus im Tempel und Heimzug von Jerusalem, die man der Manier nach ohne Zweifel für Arbeiten des Taddeo Gaddi halten würde, wenn uns nicht Vasari *) sagte, sie seyen das Werk des Johann von Mailand, Schülers und Freundes des Ersteren.

Auf der nach Morgen gerichteten Wand eben dieses Armes ist die Kreuzigung Christi gleichfalls dargestellt. Die Schächerkreuze sind hier weggelassen, und auf der linken Seite steht der heil. Franziskus mit seinen Genossen betend. Von eben der Hand scheinen die Gemälde in der anstoßenden vom Cardinal Pontanus gebauten Kapelle der heiligen Maria Magdalena zu seyn. An diesen sowohl wie an jenen ist der Ausdruck (z. B. an den Engeln in der Kreuzigung) größtentheils übermäßig gezwungen; dasselbe gilt von den Bewegungen. Die Zeichnung ist ziemlich schwach und die Proportionen sind oft gar zu sehr außer Augen gesezt. Die Farben sind sehr kräftig, fast grell. Bey alle dem kann man den Geist des Künstlers nicht verkennen, und manche Compositionen verdienen viel Lob.

Die Cap. des Sacraments, und die vom Card. Aegidius Albernotius gebaute enthalten einige ziemlich fabrikmäßige Malereyen, von denen Vasari **) die lezten dem Buffalmacco zuschreibt; allein, nicht zu gedenken, daß Buffalmacco geraume Zeit vor Erbauung dieser Capellen starb, sind offenbar diese Bilder zu unbeholfen und geschmacklos, um sie diesem Meister beyzulegen.

Das Grabmal der Königin Jolanta von Fuccio ***), das auf das Hauptschiff stößt, ist für die Geschichte damaliger Bildhauerkunst sehr merkwürdig.

An der gegenüber stehenden mittäglichen Seite findet sich die Cap. des heil. Martinus, die durch die Schönheit ihrer Bauart, durch die vortrefflichen gemalten Fenster, und durch den Werth der in ihr erhaltenen Malereyen, vielleicht den gefälligsten Eindruck in der ganzen Kirche macht.

---

der Thür der Sakristey ist von der Hand ebendesselben, ebenfalls in fresco ein heil. Franziskus, der die Wundenmale empfängt, mit solchem Ausdruck von Liebe und Andacht, daß dieß mir die vortrefflichste Malerey scheint, die Giotto in diesen Werken machte, welche alle wahrhaft schön und lobenswerth sind."

*) Es verdient die sinnreiche Art bemerkt zu werden, wie der Maler in der Fußwäsche dem Uebelstande, daß die Thür den Raum des Bildes unterbricht, dadurch abzuhelfen wusste, daß er den Thüreinfassungen als eine gemauerte Verbindung zwischen zwey Pfeilern, auf die mehrere Apostel sich lehnen, darstellte.

**) II. 104.

***) II. 137.

****) II. 235.

*) II. 235.

**) II. 185.

***) I. 271.

In zehn Bildern ist hier die Geschichte des heil. Martinus dargestellt, und wenn gleich der Maler kein überwiegendes Genie in der Composition entwickelt, so gewinnt er uns doch durch die Liebe der Ausführung und durch die sanften verschmelzenden Farben, so, daß gewiß jeder Kopf bey längerer und näherer Betrachtung nur mehr und mehr Bedeutung erhält. Diese Eigenschaften stimmen nicht mit denen überein, die wir oben an den Werken Puccio Capanna's bemerkt haben, also scheint die Behauptung Vasari's, *) der diese Bilder dem genannten Meister zuschreibt, zweifelhaft.

Ueber der Kanzel sieht man von Giottino **) eine Krönung Mariä, und im Spitzbogen zwey Geschichten des heil. Stanislaus nebst einer kleinen Kreuzigung, und eine andere größere sieht man von eben demselben in einem Vorzimmer des Klosters. Das eigenthümliche Streben dieses Meisters nach bestimmter Charakteristik und nach geregelter Composition spricht sich auch in diesen Werken aus, und man sieht, daß er seinen Pinsel so in der Gewalt hatte, daß man in den Ausdrücken des Schmerzes, mit denen der Freude verglichen, kaum dieselbe Hand wieder zu erkennen weiß.

Es thut mir leid, daß ich meinen Lesern die Vorstellung nicht durch Abbildungen habe erleichtern können, aber so viel ich weiß, sind, außer den genannten Blättern der HH. Gebrüder Riepenhausen, keine der Meisterwerke dieser Kirche in Deutschland gestochen. Einige andere, aber freylich ziemlich schlechte, Blätter finden sich in einer bis jezt unbekannten Sammlung alter Kunstwerke bey Pirolli in Rom. Aber höchst wünschenswerth wäre es, daß Hr. Vogel aus Sachsen seine vortrefflichen in Assisi gemachten Zeichnungen den Kunstfreunden nicht länger vorenthielte.

W.

*) Vasari II. 105.

**) Vasari II. 262.

Mailand.

Auf die Allegorien des Giotto, die unseren Lesern aus dem vorigen Blatte noch erinnerlich seyn werden, lassen wir hier eine neuere folgen, zwar nicht von mystischem Gehalt, vielmehr voll der plansten Gedanken, aber wie jene ein Beweis, daß es zu allen Zeiten gefährlich ist, sich in der Kunst vom Einfachen und Natürlichen zu entfernen.

Red.

Mailand. Noch zu Ende des vorigen Jahres malte Hr. Monticelli, ein nicht unberühmter Historienmaler, aus Auftrag und in den Diensten der Theaterverwaltung von alla Scala einen neuen Theatervorhang für diese Bühne, der die Stelle des alten, der dreyundvierzig Jahre lang gedient hat, ersetzen soll. Der Hauptgedanke, den der Künstler in diesem 64 Fuß langen und eben so hohen Gemälde, zu dessen Verfertigung eine vormalige Kirche als Werkstätte gebraucht wird, auszuführen versucht hat, ist: „Die schönen Künste, mit vereinten Kräften beschäftigt, das italienische Theater zu vervollkommnen.“ Zu seiner Linken, auf dem Gipfel eines lieblichen Hügels, erblickt der Zuschauer einen Altar und um denselben her die vier Musen der Bühne, Thalia mit dem gekrümmten Hirtenstab schürt das heilige Feuer, das von dem geweiheten Altare auflodert und sich durch einen von Apolls vom Empyräum herab geschleuderten Strahl noch heller entzündet. Euterpe stimmt ihre Leyer; Terpsychore sezt die Füße zum Tanz in Bewegung, während Melpomene, in der einen Hand die Keule haltend, und in der andern die tragische Maske, wie es scheint, im Begriffe steht, die Bühne zu betreten. Etwas weiter links und gegen den Rand des Gemäldes erblickt man am Eingange eines Gehölzes ein Denkmal, das wie ein Altar geformt und der Unsterblichkeit geweiht ist. An demselben erscheinen in Basrelief die sehr ähnlichen Bildnisse der drey Dichter, Alfieri, Goldoni und Metastasio, mit den Emblemen der Tragödie, des Lustspiels und des lyrischen Drama. In der Nähe dieses Altars thun sich die fünf übrigen Schwestern zusammen. Drey derselben halten ihre Blicke auf die vier dramatischen Musen gerichtet, und Klio deutet der Erato mit dem Finger auf die in den Altar der Unsterblichkeit eingegrabenen Namen. Die Unsterblichkeit selbst ist vorgestellt als eine weibliche Statue, von kolossalischer Größe, die, mit der Scheere der Atropos, der Zeit, die sie mit dem einen Fuße niedergetreten hat, die Flügel beschneidet, in der andern Hand aber einen Kreis hält. Gegen die Mitte des Gemäldes hin findet sich die schöne Gestalt eines Genius, der, kühn und edel einher schreitend, die Künste zu der Unsterblichkeit hinführt. Mit der einen Hand hält er eine brennende Fackel, mit der andern zeigt er den Künsten, deren Gruppe in einiger Entfernung hinter ihm steht, den Altar der Göttin und die Musen, welche sie einladen, mit ihren Meisterwerken näher herzu zu treten. Die Gruppe der Künste scheint sich im Gefolge des Genius zu nähern. Die Bildhauerkunst mit ihrem Meißel und Hammer und einem Basrelief, das den Michel Angelo vorstellt; die Architektur in einer Zeichnung die fünf Ordnungen hinhaltend, nebst den Namen des Palladio, Vitruv, u. s. w.; die Malerey, den Raphael tragend und ihr zur Seite ihr Genius sammt Palette und Pinsel. Neben ihr die mimische Kunst mit der komischen, tragischen und allegorischen Maske, als ihren Emblemen, die Optik mit dem Fernglase des Galilei, das Drama mit der Leyer in der einen und einem Blatte Papier in der andern Hand, und endlich die Mechanik, die als Emblem die Schraube des Archimedes trägt. Hinter dieser Gruppe sieht man am Rande des Gemäldes zur Rechten eine große und schöne Statue der Minerva, die, als Beschützerin der Künste, ihnen gestattet, dem Genius zu folgen. Ueber der Gruppe der Künste rechts, am äußersten Ende des Gemäldes ist das Ziel (Meta) vorgestellt als eine dorische Säule, auf welcher die Statue des Ruhms steht. Zwischen dieser Säule und den Künsten liegt der Flußgott der Tiber, in gewohnter Darstellung mit Scepter und Füllhorn. Man sieht die Gewässer des Flusses sich zwischen dem Aventin und Palatin durch eine weite Ebene hinziehn. Der Hintergrund bietet eine überaus schöne und sehr geschickt auf den Effekt berechnete Ansicht von Rom dar. Weiter aufwärts und in einem warmen Himmel erblickt man eine Masse von Wolken, die den Wagen des Apollo tragen. Der Gott hält die Zügel der Pferde an, mit Wohlgefallen herab schauend auf das, was im Kreise der Musen vorgeht. Lucifer geht vor ihm her und um den Wagen tanzen die Horen, mittlerweile vier kleine Genien, mit Lorbeerkränzen, die in dem heiligen Haine gepflückt sind, heran schweben, und sich rüsten, die Künstler, welche die italienische Bühne verschönert und ihren Ruhm vermehrt haben, zu krönen.

Nro. 137.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Juni 1821.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne säet,
Erfreuliches zu ernten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.

Schiller im Wallenstein.

Aberglaube und Grausamkeit.

(Fortsetzung.)

Des Sekretairs Augen glänzten und ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen, aber er unterdrückte dieses und schlug jene nieder, indem er fragte: „Was versprach die schöne Erscheinung?“ — „Sicherheit und Befreyung, wenn ich ihr vertrauen wollte.“ — Nach einer langen Pause hob der junge Mann aufs neue an: „Erinnert Ihr Euch nicht, mein Pflegevater, des wilden Lorbeerbaumes, welcher bey meiner Geburtsstätte wuchs? Ein Sterndeuter zu Pisa verkündete mir, er solle nicht verdorren bis an meinem Sterbetage. — Und es schien mir, wenn ich unter seinem Schatten wandelte, daß seltsame Töne von den Blättern kommen, als berührte sie ein Geist. Er ist grüner und voller, als die nebenstehenden Bäume, und der Quell, welcher an seiner Wurzel entspringt, hat, wie man allgemein glaubt, eine sonderbare, heilsame Kraft. Die Träume, welche ich habe, wenn ich darunter liege, sind immer die Erscheinung eines lieblichen Geistes. Wie wenn die Sagen Griechenlands und Syriens wahr redeten? Könnten wir nicht beyde Schutzengel haben, die uns in irdischen Gestalten erschienen?“ — „Mein Sohn,“ erwiederte Bradford, „diese Gedanken sind die Perltropfen, welche über die jungen Rosen des Lebens zerstreut liegen. Die Sonne der Wahrheit und Vernunft sollte sie aber zerstreuen. Der Mensch hat nur einen Beschützer, und er bedarf keines andern, es sey denn, er vergesse dieses Einen. Man nannte dich in deiner Jugend den seidenen Fürsprecher, weil deine Worte wie die sanft gesponnene Fäden in einem reichen Gewebe waren. Hüte dich, damit sie dich nicht selbst ins Garn ziehen, und ein Fallstrick werden, statt eines Banners, das da geeignet sey, einen Christen zu leiten. Ich bin ein abgestorbener für's Feuer bestimmter Baum, und du kannst mich nicht retten, und wenn du auch die Frische deines jungen Lorbeerbaumes darum versengen wolltest.“ — „Ich will den Astrologen morgen beschämen,“ sagte Rufford; „deßwegen muß ich diese Stunde abkürzen. Das Weib, welches über der Königinn Geheimnisse gebietet, ist bestochen, um Marien barmherzig zu machen. Es ist Hoffnung zu einer Stelle am Hofe da, und der Tod muß nichts zu schaffen haben. Lebe wohl! Mißtraue aber der schönen Erscheinung nicht, wenn sie morgen die Thüren dieses Kerkers öffnen sollte.“ — Mit diesen Worten eilte der junge Mann hinweg, ohne auf Bradfords verweisende Geberde zu achten.

Stephan Gardiner, Bischof von Wincheſter und Großkanzler durch der Königinn Gunst, saß diese Nacht allein und gedankenvoll in seinem Kabinett. Er hatte als Obercommissarius bey Bradfords Prozeß vorgestanden, und ob er gleich seine Collegen eifrig angetrieben, ihn zu verdammen, so verabscheute er doch in seinem Innern die höfische Grausamkeit des Bischofs Bonner und die Feigheit Bournes, welcher nicht den Muth hatte, das Leben des Wohlthäters zu retten, den er einst um die Rettung des seinigen angefleht. — „Ihr seyd lange ausgeblieben,“ sagte der Bischof zu seinem eintretenden Sekretair —

„die Sterne ſind im Abnehmen, und ihre Belehrung wird unvollſtändig ſeyn.“ — „Ich ſpürte vor Mitternacht nach,“ erwiederte dieſer, ich bedurfte aber der Hülfe von Ew. Herrlichkeit Wiſſenſchaft.“ — „Es iſt ſonderbar,“ ſagte Gardiner, auf einem Bande Roger Bacons geſtüzt, „daß Menſchen in jedem Zeitalter und Glauben dieſen Geſchmack für eine unnüze Kenntniß haben, und es würde noch ſonderbarer ſeyn, wenn die heilige und profane Geſchichte uns nicht ſagte, daß eine ſolche Kenntniß manchen geworden, obgleich umſonſt. Was iſt das für ein Papier in deiner Hand?“ — „Es iſt eine ſchlechte Berechnung, Mylord, von den Aſpecten dieſer Nacht. Ich habe, wie Ew. Herrlichkeit wiſſen, in Arabien etwas weniges von der chaldäiſchen Sternkunde aufgefangen; ich halte aber die Charaktere und Zeichen der Hermetiker (Schüler des Egyptiſchen Hermes) für kräftiger, um die verſtändlichen Himmelskörper feſtzuhalten. Sie waren die Symbole, welcher ſich Zoroaſter und Pythagoras, ſo wie ihr großer Lehrer Apollonius bediente.“ — „Ignaz von Loyola und Athanaſius Kircher haben ſie nicht gering geſchäzt,“ ſagte der Biſchof, indem er ein Kreuz ſchlug. — „Indeſſen, was war das Reſultat deiner Berechnung?“ — „Nichts,“ erwiederte der Sekretair demüthig. „Nichts wenigſtens, das nicht ſchon einem Geſchickteren als ich bekannt wäre. Der erſte Juli iſt ein Tag böſer Zeichen, und der lezte Tag im Juni hat einen zweifelhaften Einfluß. Mein Bericht ſagt mir, wenn an dieſem Tage ein Leben geopfert wird, ſoll ſich eine Biſchofsmüze in der Aſche finden.“ — „Ha! — und das werden die Ketzer glauben, wenn Bradford ſtirbt, — denn ſie pflegen zu ſagen, er ſey des Biſchofſtabes würdiger, als wir der Stelle eines Dorfpfarrers. — Du haſt noch nicht Alles geſagt.“ — — „Das Uebrige, Mylord, erſcheint mir nur trübe. — Es ſind Zeichen da von einem fallenden Sterne und einer von Blute ausgelöſchten Flamme. Sie reden von einem baldigen prächtigen Leichenbegängniß.“ — Gardiner verſtummte einige Minuten lang, ehe er wieder das Haupt erhob. „Du weißt, Ravenſtone, begann er wieder, daß ich, wie der Jeſuit Loyala, die irdiſchen Dinge ſtudiert und in profanen Kriegen gedient hatte, ehe ich das Kreuz aufgenommen. Darum beging ich keine Sünde, als ich das lernte, was ich weiß. Und du weißt, er hielt viel von heidniſcher und egyptiſcher Zauberey, dieß aber iſt mein Geheimniß nicht. Plato und Sokrates hatten ihre vertrauten Dämonen. Ich habe vielleicht einen ſolchen die vergangene Nacht im Traume geſehen. Es kam mir vor, als ſtünde neben mir in meinem Oratorium ein Weib von königlicher Geſtalt und ſeltener Schönheit. Sie zeigte mir, wie durch einen Nebel, einen grünen Baum, welcher bey einer Quelle ſtand, und der Stern, welcher ſich in der Quelle ſpiegelte, war der glänzendſte am Himmel; plözlich aber verbreiteten ſich die Aeſte des Baumes und der Stern ging hinter ihm unter. Dann ſah ich in meiner Domkirche zu Wincheſter mein eignes Bild auf einem Grabmale, aber die ganze Inſchrift war ausgelöſcht und zerbrochen, ausgenommen der Datum, und ich las den erſten Tag im Juli. — Iſt es nicht ſonderbar, Ravenſtone, daß ein Traum ſo genau mit deiner aſtrologiſchen Berechnung übereinſtimmen ſolle? Und doch prophezeyte mir einmal eine Hexe, der Biſchof von Wincheſter würde der Königinn Maria Leichenpredigt halten.“ — „Das mag er auch, Mylord,“ ſagte der Sekretair, welcher jezt den Namen Ravenſtone trug; „aber ein Whitè könnte Biſchof von Wincheſter ſeyn.“ — Oh! ich verſtehe dich, White iſt ein liſtiger Geiſtlicher und wartet auf eine Stelle. Höre denn, es ahnet mir, daß ſich dieſe Nacht Böſes gegen mich vorbereitet; um mir meinen Traum zu Nuze zu machen, will ich London in dieſer Stunde noch in der Stille verlaſſen, und mich heimlich in Wincheſter aufhalten, bis die Idus des Juni vorüber ſind. Nimm du aber mein Petſchaft und ſetze meine Unterſchrift und Siegel unter Bradfords Todesurtheil, wenn es vom Hofe kommt.“ — „Glauben Sie, Mylord, daß es kommen werde?“ fragte der Sekretair mit gleichgültiger Miene, „man ſagt der Königinn Kammerfrau habe ihr prophezeyt, ſie werde die Mutter keines lebendigen Weſens werden, wenn ſie irgend ein lebendiges Weſen beſchädigt.“ — „Pah, dieſes Weib iſt eine verſchmizte Kreatur, aber wir bedürfen ihrer Bundesgenoſſen, wenn eine Königinn regiert. Es war ſehr weiſe, Ravenſtone, daß du ihr Giles Raffords Ländereyen verſprachſt. Da der Mann todt iſt und ſein Erbe ihn ermordet hat, ſo wollen wir Elſe Aline von Huntingdon zu ſeiner Erbinn machen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Einige Bruchſtücke aus Briefen über England vom Heinrich Meidinger.

Edinburg, im Juni 1820.

Aus der hohen Gebirgsſtadt Schottlands, lieber Freund, ſchreibe ich dir dieſe Zeilen; aus jenen rauhen aber intereſſanten Hochlanden, ſchon in grauer Vorzeit der Aufenthalt eines großherzigen und tapfern Volkes, von dem uns die Geſchichte ſo manche ſchöne Sagen und herrliche Lieder aufbewahrt hat. Ehe ich dir aber über die Nachkommen dieſes Volkes und ihre merkwürdige Hauptſtadt etwas ſage, will ich vorher noch einiges von meiner Reiſe nachholen.

Gleich hinter Newcaſtle beginnt eine breite ſchöne Heerſtraße, welche die Gemeinde der Stadt auf ihre eigene Koſten hat errichten laſſen.

Von der alten Römermauer (Picts Wall) ſieht man in der Nähe der Landſtraße keine Spur mehr. Blos im Innern des Landes findet man hie und da noch anſehnliche Trümmer und Bruchſtücke *). Das Land nimmt nun einen

*) Dieſe Mauer lief drey Meilen öſtlich von Newcaſtle bis zwey Meilen weſtlich von Carliſle und beſtand aus zwey beſon-

ehren und rauheren Charakter an. Auf einem Hügel ſteht hart am Wege eine einfache Denkſäule zu Ehren Nelſons.

Sechs und dreyßig Meilen von Newcaſtle liegt mitten im Gebirge das Städtchen Alnwick mit dem alten gothiſchen Schloſſe der Herzoge von Northumberland. Auf den Mauern dieſes Schloſſes ſtehen unzählige Streiter mit Kolben, Schwertern, Schildern und Lanzen bewaffnet, alle in drohender Stellung. Die ſteinernen Figuren ſind alle in Lebensgröße, daher das getäuſchte Auge in der Ferne wirklich ein Heer von Reiſigen auf den Zinnen der Burg zu erblicken glaubt. Das Städtchen treibt ziemlichen Ackerbau, der beſonders durch den Herzog begünſtigt wird. Die Pächter haben ihm deßhalb auf einer kleinen Anhöhe eine Ehrenſäule errichtet mit einem Löwen auf der Spitze, und dem Motto des Herzogs:

Vertrauen auf Gott!
Esperance en Dieu!

Alle Häuſer in Städten und Dörfern ſind nun von Stein, und beſitzen darin viel Aehnlichkeit mit dem Norden von Deutſchland. An den Landſtraßen bemerkt man auch mehrere Brunnen und Bäume. Viele Kinder und Weiber ſieht man barfuß auf Straßen und Feldern. Das Land iſt nur dünn bevölkert. Zur Linken des Wegs erheben ſich hohe kahle Berge (Cheviot hills), von denen einige oft bis in Juli mit Schnee bedeckt ſind. Rechts hat man dagegen bey heiterm Wetter einen prachtvollen Anblick; denn hier ſpült das vom hohen, unentdeckten Pole herabrauſchende Nordmeer ſeine blauen, kryſtallhellen Wogen heran.

Vor der alten Stadt Berwick liegen fünf kleine Inſeln im Meer, wovon zwey mit Leuchtthürmen verſehen, die übrigen aber unbewohnt ſind. Weiter hinauf liegt die heilige Inſel (holy Island) mit einem Fiſcherdorf von 500 Einwohnern und einem Caſtell mit fünf Kanonen. Der Kanal zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande iſt bey der Ebbe ſo ſeicht, daß man ihn bequem durchwaten kann.

Berwick, 8000 Einwohner, an der Mündung des Fluſſes Tweed, über den eine lange ſchmale, ſteinerne Brücke führt, iſt eine kleine alte Stadt mit engen Straßen. In der etwas breitern Hauptſtraße bemerkt man das Rathhaus mit zwey in Stein gehauenen Bären auf der Vorderſeite. Die alten, feſten Wälle ſind noch rings um die Stadt ſichtbar. Der Hauptverkehr von Berwick beſteht im Salmen-Fiſchfang. Die Fiſche werden in Eis verpackt und durch ſchnellſegelnde Fahrzeuge nach London verſandt, die bey günſtigem Winde oft früher wie die Poſtkutſche eintreffen.

Außerdem hat die Stadt einige Leinwand-Manufakturen und Bleichen für Rechnung verſchiedener Edinburger Häuſer.

Von hier an tragen die Knaben kleine blaue ſchottiſche Mützen mit einer weiß und roth gewürfelten Einfaſſung.

Zwiſchen Berwick und Dunbar kommt man über zwey ſteinerne Brücken, Pease bridge und Cockburns path, die über zwey ſogenannte glens (Klüfte) geworfen ſind. Die Gegend iſt hier kahl und wild.

Sechs und dreyßig Meilen von Berwick liegt ebenfalls hart an der Küſte das Städtchen Dunbar mit einer breiten Hauptgaſſe und den Ruinen eines alten Schloſſes, worüber die See bey der Flut wegſpült. Unter dem Schloſſe liegt eine dunkle, grauſe Höhle, die bey ſtürmiſchem Meer von den ſchäumenden Wellen benezt wird. Dieß ſoll früher das Burgverließ geweſen ſeyn. Die Stadt hat einen guten ſichern Hafen. Blos der Eingang iſt durch die vielen Klippen gefährlich. Die Einwohner nähren ſich meiſtens vom Heringfang. Auch gehen mehrere Schiffe auf den Wallfiſchfang.

Nahe bey Dunbar ragt die Felſen-Inſel Baß aus dem Meere empor, auf deren Spitze die Ruine eines alten Thurmes liegt, der früher zum Staatsgefängniß gedient hat. Dieſe Klippe, die blos auf einer Seite zugänglich iſt, hat eine engliſche Meile im Umfang. Merkwürdig iſt die ſüße Quelle und das ſchöne Gras auf der Fläche des Felſen. Hier halten ſich viele Kaninchen und eine große Zahl Waſſervögel auf, worunter am häufigſten die Solandgans (Soland goose, Pelecanus Bassanus Linn.), die blos hier und auf den Orkaden getroffen wird, und gewöhnlich zur Heringszeit eintrifft. Die Daunen dieſer Vögel liefern den Küſtenbewohnern, — die ſich zu den Neſtern mit Lebensgefahr an Stricken den Felſen hinunterlaſſen, — einen einträglichen Erwerb.

Der landeinwärts liegende Flecken Haddington iſt blos als Geburtsort des Reformatoren John Knox berühmt.

Jezt nähert man ſich Edinburg, und von allen Seiten gewinnt das Land ein ſchönes und ſorgfältig unterhaltenes Anſehen. Bey Muſſelberg (von den Schotten das zweyte Montpellier genannt) ſieht man ſchon viele artige Landhäuſer. Dieſer Ort liegt dicht am Meerbuſen von Edinburg (ſechs Meilen), hat eine geſunde Luft und viele Seebäder. Die Einwohner ſind größtentheils Fiſcher und Gärtner, die die Hauptſtadt mit grünem Gemüſe und Fiſchen, meiſtens Kablian (Haddocks), verſehen. Am thätigſten ſind dabey die Muſſelburger Weiber, gewöhnlich von ſtarkem, vierſchrötigem Bau, die, wie die Pariſer Poiſſardes, jeden Abend in den Straßen von Edinburg mit heller Stimme ihre friſche Waaren ausſchreyen. Bey verſpäteter Ankunft der Fiſche haben ſie eine Eilpoſt unter ſich errichtet, wobey ſie, wie die Chineſen, von einer Strecke zur andern ihre

---

dern Linien. Die erſte, unter Kaiſer Hadrian erbaut, war blos ein Erdwall, acht Fuß dick und zwölf Fuß hoch; die zweyte, von Severus, war ein Steinwall, ſieben Fuß dick und eilf Fuß hoch. Während des ſchottiſchen Aufruhrs im Jahr 1715 und 1745 ſollte eine Heerſtraße über die alten Trümmer dieſer Mauer errichtet werden, wo man überall auf alte Thürme, Caſtelle und Ueberbleibſel von Lagern und Städten ſtieß. Die beabſichtigte Straße kam nach Unterdrückung der Unruhen nicht zu Stande.

Posten stehen haben, und im vollen Lauf die schweren wicker baskets (Körbe) aus einer Hand in die andere bis zur Hauptstadt weiter befördern.

(Der Beschluß folgt.)

In ein Stammbuch.

Von der Wiege bis zur Bahre
Locket uns der irre Schein,
Und das Gute und das Wahre
Hüllen düstre Wolken ein.

Doch dem steten, reinen Streben,
Und des Geistes freyer Kraft
Wurde die Gewalt gegeben,
Die im Dunkel Sonnen schafft.

Hohe Tugend, klares Wissen
Und ein freyer, froher Muth —
Dann magst du das Glück vermissen,
Denn du stehst in bessrer Huth.

Adrian.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Zu Lausanne verstarb im verflossnen Februar nach einer langwierigen Krankheit, der gelehrte und verdienstvolle Professor Louis Bridel, im 61sten Altersjahre. Nebst gründlicher Wissenschaft besaß er Scharfsinn und Geschmack, und vereinte damit viele Welt- und Menschenkenntniß, die er auf zwanzigjährigen Reisen, als Begleiter von Jünglingen aus höhern Ständen durch die meisten europäischen Länder, sich zu erwerben im Fall war. Von 1803 bis 1808 war er Pfarrer an der französischen Kirche in Basel, und seit 1809 begleitete er das Lehramt der orientalischen Sprachen und der Schriftauslegung an der Akademie in Lausanne; er war zugleich Mitglied des großen Raths vom Kanton Waadt. Unter den von ihm erschienenen Schriften zeichnen sich die französische Uebersetzung vom Buche Hiob, diejenige der Psalmen und eine wohlgelungene des 5ten Buches von Dante's Hölle aus, eine Abhandlung über die jüdische Zeitrechnung, Aufsätze im Conservateur suisse u. s. w.

Die Feuilles d'Agriculture et d'Economie générale, welche seit 1812 in monatlichen Heften zu Lausanne ausgegeben werden, haben mit dem gegenwärtigen Jahrgang ihren Plan erweitert und demselben gemäß die Aufschrift angenommen: Feuilles du Canton de Vaud ou journal d'agriculture pratique, de sciences naturelles et d'économie publique. Sie wollen insbesondere auch von den Kantonal-Instituten zum Behuf des Unterrichtwesens, die mehr und mehr in Aufnahme kommen, Berichte erstatten. Ein erster begreift das, was neuerlich für die Naturwissenschaften geschehen ist. Bey der alten Akademie von Lausanne waren dieselben so gut wie völlig vernachlässigt. Nicht einmal für die Mathematik war eine Lehrstelle vorhanden, und weder über Experimental-Physik, noch Chemie, oder Mineralogie, Zoologie und Botanik wurden Lehrvorträge gehalten. Jezt hingegen werden alle diese Fächer, die Botanik allein ausgenommen, welche noch im Rückstande blieb, an der Akademie gelehrt, und Anlagen der für ihre Vorträge erforderlichen Sammlungen sind gleichfalls vorhanden. Die Instrumente, deren die Professoren der Chymie und Physik bedürfen, sind angeschafft und erhalten jährlichen Zuwachs; für den Professor der Sternkunde sind die wichtigsten Werkzeuge bereits auch eingetroffen. Was die Regierung eines kleinen Freystaats nicht thun kann, das leistet der Bürgersinn der Privaten. Einige begüterte Männer traten zusammen, um eine in Lausanne verkäuflich gewordene ansehnliche Fossiliensammlung zu kaufen und dem Kanton zum Geschenk anzubieten. Der Staatsrath nahm dasselbe mit Freuden an und räumte der Sammlung ein Lokal ein, worin sie eine große Ausdehnung erhalten kann. Nicht aus Eitelkeit, sondern um einen rühmlichen Nacheifer zu wecken, ward der kleine Anfang ein Kantonal-Museum genannt, und die dabey genährte Hoffnung fängt bereits an in Erfüllung zu gehen. Der mineralogische Theil des neuen Museums hat viele und reiche Beyträge erhalten, unter denen sich eine nach Werner's und eine zweyte nach Hauy's System geordnete Reihenfolge gewählter Stücke auszeichnen; aus den Bergen vom Bezirk Aigle sind vortreffliche Kristallisationen von Gips und Strontianit vorhanden, wie sie sonst nirgends angetroffen werden; nicht minder vorzügliche Suiten vom Gotthard und von der Alpenkette, die sich vom Simplon zum Montblanc ausdehnt, so wie eine andere von vulkanischen Produkten der Auvergne, zieren das Museum; einen reichen Vorrath russischer Mineralien, den der Kaiser Alexander im verflossenen Jahr dem General Laharpe sandte, hat dieser der akademischen Sammlung geschenkt. — Auch ein Kunstkabinet ist als Bestandtheil dieser leztern gegründet worden, und abermals waren es begüterte Kunstliebhaber, welche den Grund dazu legten, indem sie den Nachlaß des vor etlichen Jahren in Lausanne verstorbnen berühmten Malers Louis Ducroz ankauften, um ihn der Akademie zu schenken. Er besteht aus vielen Oelgemälden und einer großen Menge Aquarellzeichnungen, welche die schönsten Landschaften Italiens und die wichtigsten Denkmäler dieses klassischen Bodens der Künste darstellen; es sind dieselben eine Frucht von Hrn. Ducroz vierzigjährigem Aufenthalt in jenem schönen Lande. Eine Auswahl seiner Gemälde sollte in London gestochen werden, als der Tod des Künstlers das von ihm eingeleitete Vorhaben zerstörte.

Rom, den 23. Mai.

Die Räuber hindern mich, den Mai auf dem Lande zuzubringen, oder auch nur einen etwas weitern Ausflug zu wagen. Neulich hat Vettori's Bande den Convent von Camaldoli hinter Frascati aufgehoben, und noch sind vier oder fünf Mönche in ihren Händen. Auch in der Macchia di Nettuno, auf dem Wege nach Siena, und hinter Tivoli zeigen sich Banden. Das päbstliche Militär, in Allem 7000 Mann, kostet den Staat gegen zwey Millionen Gulden. Man scheint nicht gesonnen, österreichische Hülfe zu requiriren.

Dank sey es den Sorgen des Msgr. Nicolai, Presidente delle strade, Rom wird täglich reinlicher. Der Weg vom Corso nach St. Peter wird neu, und mit Trottoirs gepflastert, und zwischen S. Giovanni Laterano und S. Maria maggiore wird eine Allee gepflanzt. Auch der spanische Platz soll gepflastert werden.

Die Erneuerung des Theaters Valle geht rasch vorwärts, ich zweifle jedoch, daß man schon im künftigen Fasching es werde eröffnen können. In Argentina wird beynahe immer vor halbleerem Hause gespielt und gesungen. Gegenwärtig ist der Barbiere di Seviglia von Rossini an der Tagesordnung. In S. Mayr's Elisa hätte man den Mönchen des Bernhards-Berges ein ganz komisches Costum gegeben.

Die Fremden sind beynahe alle abgereist, und der Drang nach Neapel ist um so stärker, als Viele die jezt durch die politischen Ereignisse waren verhindert worden, hinzugehen.

Die Akademie der Alterthümer wird nun bey di Romanis eine Auswahl ihrer Verhandlungen in Quarto herausgeben. Der erste Band ist bereits unter der Presse.

M.

Beylage: Literaturblatt Nro. 46.

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Freitag den 8. Juni 1821.

Periodiſche Literatur. Naturwiſſenſchaft.

Oerſted's u. A. Entdeckungen über die magnetiſirenden Kräfte des electriſchen Stroms. In Gilbert's Annalen der Phyſik und phyſikaliſchen Chemie, Heft XI und XII 1820, Heft I und II 1821.

Auch für die Theorien des Magnetismus und der Elektricität, welche nach ihrem ſeitherigen Stande, in dieſen Blätter wiederholentlich als die dunkelſten Partien der Naturwiſſenſchaft bezeichnet worden ſind, ſcheint ein junger Tag anzubrechen. Mit dem erſten der vier vor uns liegenden Hefte von Gilberts Annalen der Phyſik hebt, wie ſich deren würdiger Redacteur in einem Vorworte ausdrückt: „ein Cyklus neuer und großer Entdeckungen über den Magnetismus und die magnetiſche Elektricität an, welche nach ihrer wunderbaren Natur eine neue Epoche in der Naturlehre zu begründen verſprechen;" und deren experimentales Geſammtreſultat ſich in den Worten zuſammenfaſſen läßt, daß, ihnen zu Folge: „der elektriſche Strom, wie er in dem geſchloſſenen Galvaniſch-elektriſchen Kreiſe wirkt, magnetiſirende Kräfte hat, Meſſing, Platina, kurz alle Metalle, ſo lange er durch ſie hinfließt, Stahl aber auch für die Folge bleibend, zu Magneten macht, und daß es nur des Kreiſens des elektriſchen Stromes in einer Spirale, um einen ſtählernen Stab bedarf, um ihn in einen ſtarken Magneten zu verwandeln." Es iſt bekannt, daß wenn man z. B. Kupfer- und Zinkplatten, etwan von der Größe der Thalerſtücke, mit dazwiſchen liegenden, angefeuchteten Tuchſcheiben, dergeſtalt abwechſelnd über einander aufſchichtet, daß die entſtehende (Voltaiſche) Säule mit dem einen Metalle anfängt und mit dem andern aufhört, eine elektriſche Spannung und Strömung elektriſcher Materie (der Voltaiſche Strom) in der Säule entſteht, die man am bequemſten beobachten kann, wenn man ſowol am Kupfer- als Zink-Ende (dem negativen und poſitiven) der Säule leitende Dräthe anbringt: Sind beyde Enden durch einen ſolchen Drath (den verbindenden Leiter) mit einander in Verbindung geſetzt, ſo iſt der Galvaniſch-elektriſche Kreis, in dem alſo die elektriſche Materie ſtrömt, nunmehr geſchloſſen.

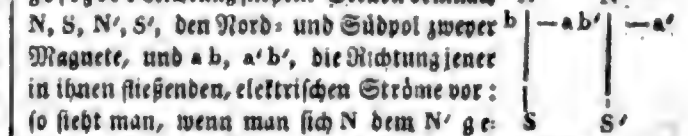
Mit einem, nach dieſen Grundſätzen, nur, Behufs ſtärkerer Wirkung, äußerlich etwas anders eingerichteten, ſogenannten Trog-Apparate nun, ſtellte der Profeſſor Oerſted zu Kopenhagen, dem wir die erſten dieſer glänzenden Entdeckungen verdanken, im verwichenen Jahre Verſuche an. Er brachte nämlich ein gradliniges Stück des verbindenden Drathes, der zu dem Ende ohne Schaden gebogen werden kann, und in welchem man alſo unterdeß die elektriſche Materie fortſtrömend denken muß, in horizontaler Lage, über und hernach unter eine gewöhnliche, frey ſpielende Magnetnadel, ſo daß er ihr parallel war; und bemerkte zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die Magnetnadel dadurch Abweichungen von ihrer normalen Richtung erlitt, welche bis auf 45° gingen, aber, im erſteren Falle weſtlich, im andern öſtlich waren: „ſo, daß der Pol der Magnetnadel, über welchem die, vom negativen Ende der Säule herkommende Elektricität eintritt, nach Weſten, der Pol, unter welchem ſie eintritt, nach Oſten abgelenkt wird."

Dieſer, auf vielfache Weiſe abgeänderte und ausgedehnte, hier, zur leichteren Ueberſicht, nur in ſeinem Hauptmomente bezeichnete Verſuch, zu deſſen Erklärung Oerſted annimmt: „daß die negative elektriſche Materie eine rechts gewundene Spirale (vergl. unten) durchläuft und den Nordpol der Magnetnadel fortſtößt, auf den Südpol aber nicht wirkt, wogegen ſich bey der poſitiven in Allem der umgekehrte Fall ereignet," wurde nun zunächſt von den Profeſſoren Pictet und de la Rive zu Genf wiederholt. Sie fanden die wichtigſte der Thatſachen, die bis auf 45° gehenden Abweichungen der Nadel vom magnetiſchen Meridian, im entgegengeſetzten Sinne, nachdem der verbindende Drath über oder unter ihr angebracht iſt, vollkommen beſtätigt, und bemerkten überdieß, was dieſe Einwirkung des elektriſchen Stromes

um so auffallender macht, daß dieselbe in dem Falle, wo man ihre größte Stärke hätte erwarten sollen, nämlich wenn die Magnetnadel selbst einen Theil des schließenden Kreises ausmacht, Null wird: wagen aber noch nicht daraus bestimmte Folgen für die Theorie zu ziehen.

Ein noch glücklicherer Erfolg krönte die nächste Wiederholung dieser Versuche durch Arago, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Er bemerkte: „daß die Wirkung des Voltaischen Stromes nicht auf schon magnetische Nadeln eingeschränkt sey, sondern daß derselbe auch die Kraft besitze, in vollkommen unmagnetischen Eisen- oder Stahl-Nadeln, ja selbst in andern Metallen den Magnetismus in einem hohen Grade zu entwickeln." Als er nämlich dem, von ihm zum verbindenden Leiter gewählten Messing- oder nachher substituirten Platin-Silber- u. s. w. Drathe, Eisenfeilspäne hinreichend nahe brachte, so belud er sich damit, gleichwie ein wirklicher Magnet gethan haben würde: jedoch mit der Einschränkung, daß der Meissing, Platin u. s. w. die erhaltene magnetische Kraft nur auf so lange behielt, als er mit den beyden Enden der Säule in Verbindung blieb; wogegen es gelang, stählerne Nadeln auf diese Weise bleibend und vollständig zu magnetisiren. „Als ich" fährt Arago fort, „diese Versuche meinem Confrater an der Akademie, Ampere, mittheilte, hatte derselbe kurz zuvor die wichtige Entdeckung gemacht: daß zwey geradlinige parallel neben einander hinlaufende Dräthe, durch welche zwey elektrische Ströme fließen, sich anziehen, wenn diese Ströme einerley Richtung haben, und sich dagegen abstoßen, wenn die Richtungen der Ströme einander entgegengesezt sind." Durch diesen Umstand und gewisse daraus abgeleitete, theoretische Folgerungen, wurden beyde Akademiker sogleich auf den Gedanken gebracht, daß die magnetisirende Kraft des Voltaischen Stroms sehr verstärkt werden müsse, wenn man denselben nicht durch einen geradlinigen Verbindungsleiter fließen lasse, sondern diesen Leiter spiralförmig winde, und die zu magnetisirende Stahlnadel in der Are der Spirale anbringe. Diese Voraussetzung fand sich auch durch den Erfolg auf das vollständigste bestätigt: eine solchergestalt in der Are des, zu einer Spirale gewundenen, verbindenden Drathes, angebrachte Stahlnadel war schon nach einigen Minuten stark magnetisirt; und ihre beyden Pole lagen überdieß so, als es, nach jenen theoretischen Voraussetzungen, der Fall seyn mußte. Es giebt nämlich (vergl. oben) bekanntlich rechts- und links gewundene Spiralen: eine, in einer solchen rechts gewundenen Spirale angebrachte Stahlnadel nun erhielt, dem Kupfer- (negativen) Ende der Säule zuwärts, einen Nordpol, d. h. eine nach Norden zeigende Spitze; war die Spirale dagegen links gewunden, so fand sich die, demselben Ende der Säule zugekehrte Spitze der Nadel in einen Südpol, d. h. in eine nach Süden zeigende verwandelt. — Unterdeß hatten Oersteds Versuche aber bereits die Aufmerksamkeit des ganzen übrigen, gelehrten Europa auf sich gezogen, und wurden, besonders in Deutschland und Frankreich, auch von andern, als den bereits nahmhaft gemachten Physikern mit immer gleichem Glücke wiederholt; ja, es war besonders unserm Gilbert selbst gelungen, mit einem viel einfacheren, elektromotorischen (Elektricität erregenden) Apparate, gleichwol viel stärkere, ja bis auf 30° gehende Abweichungsschwingungen der, den Wirkungen des Voltaischen Stromes ausgesezten Magnetnadel zu bewirken: als endlich Ampere die Bahn zu einer theoretischen Darstellung dieser Gesammt-Erscheinungen brach, welche, wie sich der Herausgeber ausdrückt, „Bewunderung verdient, und namentlich über den, noch so sehr im Dunkeln liegenden Magnetismus der Erde, ein erfreuliches Licht zu verbreiten verspricht."

Diese Theorie geht von dem Gesichtspunkte einer vollkommnen Identität der Elektricität und der Ursach der magnetischen Erscheinungen aus, indem sie die Eigenschaft der Magnete anzuziehen und zurückzustoßen, von elektrischen Strömen abhängig macht, welche, gleichwie zwischen den Elementen der Voltaischen Säule, hier zwischen den integrirenden Eisen- oder Stahltheilchen entstehen, und in einer, auf der, beyde Pole verbindenden geraden Linie (Are), senkrechten Richtung umher kreisen; zu welchem Schlusse sie durch die oben angeführte Erfahrung von den Umständen, unter denen sich Dräthe, während der Voltaische Strom durch sie fließt, anziehen und abstoßen, auf Analogie fortbauend allerdings berechtigt zu seyn scheint. Statt also, wie bisher, eine nördliche und eine südliche magnetische Materie anzunehmen, und die Verschiedenheit der Pole des Magnets, von der Anhäufung der einen dieser Materien um den einen, und der andern um den andern abhängig zu machen: kennt Ampere keinen anderen Unterschied zwischen ihnen, als daß der eine rechts, der andere links von den elektrischen Strömen liegt, die senkrecht auf die sie verbindende Are stoßen, und die sich, angeführtermaßen, anziehen, wenn sie in einerley-, abstoßen, wenn sie in entgegengesezter Richtung fließen. Stellen demnach N, S, N′, S′, den Nord- und Südpol zweyer Magnete, und a b, a′ b′, die Richtung jener in ihnen fließenden, elektrischen Ströme vor: so sieht man, wenn man sich N dem N′ gegenüber gelegt denkt, mit Einem Blicke, daß, da nun die Ströme in entgegengesezter Richtung fließen, Abstoßung erfolgen muß; wogegen N das gegenüber gedachte S′, wegen jezt eintretender gleicher Strom-Richtung anzieht: was man so lange mit dem Ausdrucke



feindschaftlicher und freundschaftlicher Pole bezeichnet hat. Gleichergestalt erscheint die allgemeine Wirksamkeit der Erde im Richten der Magnetnadel, nach dieser Theorie, als eine Folge elektrischer, senkrecht auf den magnetischen Meridian vorgehender, also dem ob der Nadel parallelen, und letztere deshalb in der Lage S N festhaltenden Strömungen: worin aber periodische Modificationen vorgehen, die von der Rotationsbewegung der Erde und dadurch veranlaßten Temperatur-Veränderung, und säculare, die von Anomalien in der elektromotorischen Thätigkeit der Elemente der Erdkugel abhängig sind. Fließt ferner, in den Oerstedschen Versuchen, ein Voltaischer Strom, nach der Richtung der Are der Magnetnadel, über oder unter ihr hinweg: so bildet derselbe augenscheinlich rechte Winkel mit den, von unserer Theorie gleichzeitig in ihr angenommenen, auf jener Richtung senkrechten, elektrischen Strömen; und die, mit lezteren Strom-Richtungen behaftete Nadel, welche der Voltaische Strom also in seine Richtung zu drehen bestrebt ist, muß, zufolge des Conflicts dieser Anziehung mit der terrestrischen Wirksamkeit, vielleicht auch nachdem dieß Bestreben für die eine oder die andere Seite der Are überwiegt, diejenigen Abweichungsschwankungen erleiden, für welche Ampere, statt der oben gegebenen Oerstedschen, die präciser ausgedrückte Formel substituirt: „daß der Nordpol von der Richtung des Voltaischen Stromes stets links, der Südpol stets rechts abgelenkt wird." Dagegen scheint es Referenten, als wenn die, weiter oben, ebenfalls angeführte, von Pictet und de la Rive gemachte Erfahrung, daß die Nadel nämlich, wenn der Voltaische Strom durch sie selbst fließt, keine Abweichung erleidet, von dieser Theorie noch nicht befriedigend erklärt werde*); wie denn auch ihr Bearbeiter die Erörterungen über Arago's Entdeckung wirklicher Mittheilung des Magnetismus vermittelst des Voltaischen Stromes, einer zweyten Abhandlung vorbehält, auf die wir, seiner Zeit, zurückkommen werden. —

Dr. Nürnberger.

*) Sollte man sich zur Erklärung derselben nicht vielleicht so ausdrücken können: da die Nadel in entgegengesetztem Sinne abweicht, nachdem der Voltaische Strom über und unter ihr wegfließt; und die eine Wirkung also, nachdem sie für eine gewisse Entfernung des Voltaischen Stromes von der Nadel ihr Maximum erreicht hat, allmälig in die entgegengesetzte überzugehen strebt, nachdem man den Voltaischen Strom eben so aus der ersten Lage in die andere bringt: so muß es eine gleiche Entfernung desselben von den beyden Orten des Maximi dieser entgegengesetzten Wirksamkeiten, als Uebergangsort aus der einen in die andere, geben, wo er also keine von Beyden üben kann; und dieser Uebergangsort muß, nach Maaßgabe der respectiven Entfernungen, in der Nadel selbst seyn? Die Haltbarkeit dieser Hypothese ließe sich durch directe Versuche prüfen, wenn man den verbindenden Leiter, dessen Wirksamkeit, nach Oerstedts Versuchen, ihr Maximum in einer Entfernung von ½ Zoll über und unter der Nadel erreicht, derselben bis zur Berührung näherte, um zu sehen, ob sich nun eine Abnahme der Abweichung zeige. — Welcher Erfolg tritt ferner ein, wenn zwey parallele Voltaische Ströme, gleichzeitig, der eine über, der andere unter der Nadel weggeleitet werden? Referent möchte es vorhersagen.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortsetzung.)

Le Missionaire selon l'évangile, par M. le Comte de N . . . Seitdem Hr. Le-Mennais seine so eben erwähnte Luftkugel hat aufsteigen lassen, ist sie von mehrern Pariser Zeitungen und Monatsschriften als ein Signal zur Fortsetzung des Feuerwerks betrachtet worden; doch geschieht es nur vermittelst kleiner, unbedeutender Schwärmer. Der Verfasser gegenwärtiger Schrift durfte daher vermuthen, daß eine große Anzahl solcher Schwärmer auch gegen seine Ansichten gerichtet werden würde. Dem aber ist nicht also. Selbst die sogenannten Freunde der Religion haben dieser Schrift noch mit keiner Sylbe in ihrem Blatte erwähnet, obwol sie treulich erfüllet, was ihr Titel verspricht, und sich in allen Stücken an den Buchstaben des Evangeliums hält. Sie ist mit einem ausgezeichneten Talente abgefaßt, und die Ansichten des Verfassers werden in jedem Lande Beyfall finden, wo Religion hochgeschäzt wird. Besonders aber verdienen sie Beherzigung in den Gegenden Frankreichs, wo die Missionäre gegenwärtig ihre Beredsamkeit üben und Beweise ihres heiligen Eifers ablegen, die Verirrten auf die Bahn des wahren Glaubens zurückzuführen. Wenigstens wird man Gelegenheit haben, einen Vergleich anzustellen, und sich überzeugen können, ob jene Herren in ihren Reden und ihrem Betragen mit dem tugendhaften Missionär übereintreffen, wovon der Graf R... hier mit so vieler Wahrheit das Bild entworfen hat. (1 Bd. in 12. Preis 2 Fr. bey Arthur Bertrand.

De l'influence du Christianisme sur la condition des femmes; par M. Gregoire, ancien évêque de Blois. In dieser kleinen Schrift, voll wahrer Gelehrsamkeit, liefert der würdige Verfasser einen neuen Beweis von der innigen Verbindung des Christenthums mit der wahren Freyheit. Zuvörderst wirft er einen Blick auf die vielen Erniedrigungen, Unterdrückungen und Grausamkeiten, denen das weibliche Geschlecht fast bey allen Völkern in größerem oder geringerem Maße ausgesezt war, und greift dann mit treffender Beredsamkeit den Mißbrauch der Kraft an, welchem der Schwächere stets unterliegt. Er zeigt demnächst, wie die Aufklärung, deren Fortschritte das Christenthum so mächtig unterstüzte, eine Art von Gleichgewicht unter den zwey Geschlechtern wieder herstellte, und wie die christliche Religion den eigentlichen Grund zu ihrer Gleichheit legte, indem sie ihnen die nämlichen Verpflichtungen auflegte, nach Vollkommenheit zu streben, und ihnen die nämlichen Belohnungen als Preis ihres Bestrebens vorhielt. Er ent-

wirft darauf ein liebliches Bild von der edlen Hingebung des Weibes bey allen Pflicht-Erfüllungen und faſt in allen Lagen des Lebens, es ſey als Gattinn, als Mutter, oder als fromme Jungfrau, die ſich dem Dienſte der leidenden Menſchheit weihet. Er ſtellet die Frauen als tröſtende Engel dar, die den Unglücklichen vom Himmel geſandt wurden, ihnen ihre Leiden zu verſüßen, ihre Hoffnungen wieder anzufachen, und von ihrem Sterbebette die Schreckniſſe des Todes zu verſcheuchen. Daß die Beyſpiele von Beſtändigkeit, von Treue, von Frömmigkeit, überhaupt von allen weiblichen Tugenden, ſich bey den Frauen der großen Welt in geringerer Anzahl finden, dieſen Umſtand ſchreibt Hr. Gregoire einzig und allein einer fehlerhaften oder ſogenannten Mode-Erziehung zu. Uebrigens iſt der Gegenſtand der Schrift durchaus mit der Gründlichkeit und Klarheit abgehandelt worden, die man von ihrem gelehrten Verfaſſer gewohnt iſt. (3 Bogen Druck in 8. bey Baudouin).

Auswahl geiſtlicher Lieder zum Gebrauch der evangeliſchen Konſiſtorialkirche zu Paris. Es kann dem proteſtantiſchen Deutſchland nicht gleichgültig ſeyn zu erfahren, wie die evangeliſche Kirche zu Paris, ſeit ihrer Gründung vor eilf Jahren, durch das unermüdete Beſtreben ihrer zwey vortrefl[illegible] Prediger Goepp und Boiſſard, und den eifrigen Z[illegible]and ſämmtlicher Mitglieder des Konſiſtoriums, immer mehr gedeihet, und troß der Scheelſucht ſo mancher Widerſacher, unter dem löblichen Schutze der Regierung ſtets ſich feſter gründet. Zu den vielen Verbeſſerungen, die ſie jüngſt erhalten hat, gehöret auch die Einführung des neuen deutſchen Geſangbuchs, wovon hier die Rede iſt. Da nur blos Kirchengeſänge darin aufgenommen werden ſollten, nicht aber zugleich Lieder, die blos zur häuslichen Andacht ſich eignen; da ferner die Geſangbücher von der Kirche geliefert werden, beym Gottesdienſte jeder Zuhörer ein ſolches auf ſeinem Platz findet; und da, nach dem angenommenen Syſteme, alles was in dieſer kleinen Gemeinde, zum Gottesdienſte oder zu den Kirchengebräuchen gehört, durch milde Beyſteuern herbeygeſchafft wird, ſo ſah man ſich genöthiget, haushälteriſch zu verfahren, die Druckkoſten zu verringern, und daher die Zahl der Lieder ſo viel wie möglich einzuſchränken. Aber um deſto ſchwieriger wurde es unter der großen Menge vortrefflicher Lieder, die die geiſtliche Muſe Deutſchlands hervorgebracht hat, eine glückliche Auswahl zu treffen. Der Paſtor Goepp, dem dieſe lithurgiſche Arbeit allein übertragen war, wollte die alten Kernlieder von Luther, von Decius, von Gerhard und Anderen, da ſie ſo allgemein bekannt ſind, nicht ganz verwerfen; aber auf der andern Seite, würde es dem heutigen, gebildetern Geſchmack zuwider geweſen ſeyn, wenn ſie in ihrem Zuſtande der Unvollkommenheit oder Derbheit geblieben wären. Selbſt gewandter Dichter übernahm es daher Herr Goepp, ſie unter die Feile zu legen, und dieſes ſchwierige, undankbare Geſchäft iſt ihm vollkommen gelungen. So beſtehet denn dieſe intereſſante Sammlung außer einigen Kirchengeſängen der drey erwähnten Dichter, aus den beſten Liedern von Andreas Cramer, Gellert, Klopſtock, Zollikofer, Lavater, Jacobi, Pfeffel, Reche, Münter, Neuhofer, Dieterich und Frau von der Reck. Vom Paſtor Goepp ſelbſt befinden ſich ſechs oder ſieben unter der Anzahl, der auch zu einigen die Melodien verfertiget hat. (3 Bogen Druck in 12. Straßburg.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Der fliegende Steindruck.

Der Verfaſſer der „Elemente der Luftſchwimmkunſt,“ M. A. W. Zachariä, Lehrer der Mathematik zu Kloſter Roßleben (einem Gymnaſium in Thüringen) hat unter dem 14. April d. J. eine kleine Schrift: Fluglust und Fluges Beginnen, auf Subſcription (8 Gr.) angekündiget. Sie ſoll zeigen, daß der Menſch die ſogenannte Aëronautik bis zum eigentlichen Schwimmen in der Luft — d. h. Fliegen — bringen kann, und die Ankündigung ſagt unter andern: „Es wird derſelben ein Blatt in Steindruck beygegeben, welches ſchon wirklich fliegt, und obendrein den Bauriß zu meinem Flugkahne enthält, den ſich der Empfänger im Kleinen ſelber machen kann“ u. ſ. w. Daß Papier zum Fliegen zu bringen iſt, zeigen die zahlloſen Flugſchriften unſerer Tage eben ſowol, als die papiernen Drachen der Kinder; aber der Bauriß des Flugkahnes wird hoffentlich nicht ausfliegen, ohne von zahlreichen Liebhabern der Mechanik eingefangen zu werden. Altfränkiſche Leute aus den Zeiten, wo Wieland ſeine Aëropetomanie ſchrieb, werden freylich dieſe Ankündigung beſpotten: doch man denke ſich nur einmal den Fall, daß zur Zeit der erſten Druckerpreſſe jemand einen Beweis angekündigt hätte, daß dieſe Kunſt bis zum Steindrucke zu bringen ſeyn würde. Charlatanerie! würd' alle Welt gerufen haben, und doch iſt der Steindruck nun da, und fliegt wirklich, nämlich in den Kammern conſtitutioneller Staaten aus einer Hand in die andere.

Wie alt iſt denn unſere ſogenannte Aëronautik? Sie iſt freylich keine Luftſchiffahrt zu nennen: denn der Schiffer weiß nicht, wohin er fährt. Sie iſt auch noch keine Luftſchwimmkunſt: denn dieſer Begriff wird dadurch noch nicht erſchöpft, daß der Erdfiſch, Menſch genannt, vielleicht der Gründling der Schöpfung vernünftiger Weſen, vom Grunde auftaucht, in ſeinem Fluidum nach oben fährt, und ſich in der oder jener Region einige Zeit erhält. Der wirkliche Flußfiſch taucht auf und nieder, gleitet willkührlich nach allen Seiten hin, bewegt ſich in gerader und gebogener Bahn: er fliegt im Waſſer. Die Dichtigkeit der Luft (bis auf eine gegebene Höhe) im Verhältniſſe zu der des Waſſers, und das Verhältniß der Schwere ſeiner Maſſe zu dem Raum, welchen ſie einnimmt, ſind bekannte Größen, aus welchen ſich in der reinen Mathematik die Bedingniſſe finden laſſen, unter welchen ein gegebener Körper fliegen kann. Freylich nur auf dem Papier, in analytiſcher Formel; aber wenn die Natur den Zeug zu der wirklichen Herſtellung dieſer Bedingniſſe auch verſagen zu wollen ſcheint, die Praxis der Mathematik darf ſo leicht nicht daran verzweifeln, denſelben in der dunkeln Vorrathskammer der blinden Mutter ſelbſt auszuſpähen. Mithin verdient der Hr. M. Zachariä, der als tüchtiger Mathematiker, nicht als Spielmechaniker bekannt iſt, den Antheil der Zünftigen und die Unterſtützung der Vernünftigen.

M.

Druckfehler.

Seite 117. Sp. 1. Z. 4. v. u. lies Habnzog ſtatt Habnzag. Sp. 2. Z. 6. v. o. lies Habnzog ſtatt Habnzag. Sp. 2. Z. 6. v. u. l. der ſt. die. S. 118. Sp. 2. Z. 12. v. o. l. topographiſchen ſt. topographiſchern. S. 119. Sp. 1. Z. 15. v. u. l. den ſt. der. Sp. 1. Z. 14. v. u. l. lezteren ſt. lezterer.

Nro. 138.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Juni 1821.

Erde mag zurück zur Erde ſtäuben,
Flieht der Geiſt doch aus dem morſchen Haus.

Schiller.

Der Kirchhof.

Im Lenze, wenn des Morgens Purpurſtrahl
Die Erde freundlich füllt mit neuem Leben,
Wenn ſchüchtern ſich vom Berg herab ins Thal
Die erſten duft'gen Blüthenkränze weben:

Dann wandl' ich gerne zu des Gartens Flur,
Wo unſre Todten ruh'n, und nicht vergebens
Ruft ewig ſich verjüngend die Natur
Mir zu: dem Tod entkeimt der Kranz des Lebens.

Cypreſſen rufen dort zur Trauer mich,
Mit düſtern Zweig zur Erde niederſinkend,
Doch an ſie reiht die ſtolze Pappel ſich,
Mit friſchem Wipfel nach dem Himmel winkend.

In ihre Schatten nehmen ſie mich ein,
Worin ſo Viele ruh'n im Todesſchlummer,
Auf deren Gräbern ein beredter Stein,
Verewigt ihrer Lieben bittern Kummer.

Hier ruht ein Greis von ſeines Lebens Harm,
Den in der Locken ſanftem Silberkranze
Der Tod entführend aus der Menſchen Schwarm,
Geleitet zu des Himmels ſchön'rem Glanze,

Und hier ein Kind, das rein und unbekannt
Mit ird'ſchen Freuden und mit ird'ſchen Sorgen,
Des eignen Geiſtes Kraft noch nicht verſtand,
Und ſtill entſchlief an ſeines Lebens Morgen.

Der Unſchuld Lilie kränzt ſein kleines Grab,
Die Roſenknoſpe ſchweigend und verſchloſſen;
Als eine Knoſpe ſank es ſelbſt hinab,
Und ſchlummert hier von Blüthen ſchön umſproſſen.

Dort unter jenem reichern Blumenbeet,
Dort wo die Roſen freudiger ſchon blühen,
Am Hügel Blüth' an Blüthen üppig ſteht,
Gleich Hochzeitkränzen in Aurorens Glühen —

Dort ruht die Jungfrau, die des Herbſtes Hand
Den ſchönſten Schmuck von unſrer Flur genommen;
Ihr Herz, das hier der Liebe Glück nicht fand,
Des Himmels Liebe hat es aufgenommen.

Und hier der Jüngling, dem die Freude kaum,
Die Ehre kaum geöffnet ihre Reiche,
Er modert ſchon im eng verſchloſſnen Raum;
Dem Blitz erlegen iſt die Kraft der Eiche.

Doch iſt des Buſens innrer Reichthum nicht
Mit ſeines Lebens Hauch dahin geſunken;
Der Muth, der gegen Böſes freudig ficht,
Und der Gefühle hehre Götterfunken:

Denn alles Edle floh des Grabes Zwang
Und hat entfeſſelt ſich hinauf geflüchtet.
Dort wirkt ſein hier entflammter Thatendrang
Und ſeine Träume — ſie ſind nicht vernichtet.

Die zarte Mutter deckte dieſes Grab;
Sie hielt den Säugling ſterbend noch im Arme,
Den bald des Todes Dunkel auch umgab,
Als ob der Tod der Mutter ſich erbarme.

Der Vater mit dem Kind, das ihn beweint,
Die Gatten, die ſich oft in Lieb' umſchlungen,
Den Ahnherrn und den Enkel — hier vereint
Hat ſie der Tod, ſie haben ausgerungen.

Sie blicken jetzt herab aus beſſ'rem Land
Auf ihre Gräber, die in Blumen prangen,
Auf alle, denen Liebe ſie verband,
Auf ihrer Freunde ſchmerzliches Verlangen.

Sie freuen ſich, wenn wir, mit Feſtigkeit,
Der innern Ahnung glaubig uns vertrauen,
Und, durch den Schleyer unſrer Sterblichkeit,
Zum Reich des Lichts getroſt hinüberſchauen.

W. v. Breitſchwert.

Anekdote von Jefferſon, dem vorigen Präſidenten der Vereinigten Staaten.

(Views of the America, London 1821.)

Jefferſon ſuchte während ſeiner Präſidentſchaft ſelbſt in Kleinigkeiten die Einfachheit beyzubehalten, welche ihm für eine Republik unentbehrlich ſchien. Bey dem Antritt ſeiner Würde fand er die kleinliche Etiquette, welche die fremden Geſandten und beſonders deren Gemahlinnen auch in ſeinem Geſellſchaftszimmer einzuführen ſuchten, ſehr beſchwerlich; es war ihm beſonders bange, daß die Weiber und Töchter ſeiner Amtsbrüder dadurch angeſteckt werden möchten; er ließ daher keine Gelegenheit unbenuzt, um dieſelbe in Verwirrung zu bringen. Sehr weislich, ſchloß er, daß in dieſer Sache, wie in jedweder andern, das Beyſpiel mächtiger wirken würde, als die Vorſchrift, und fing daher die Sittenverbeſſerung der Stadt ungefähr auf die Art an, wie Franklin ſie unternommen haben würde. Hatte er einen Morgenbeſuch abzuſtatten, ſo kam er ohne einen Bedienten geritten, band ſein Pferd an die Stakete und trat als Thomas Jefferſon ins Haus. Wenn die verſchiedenen Geſandtſchaften bey ihm ſpeiſeten, empfing er ſie mit gleicher Höflichkeit, bewillkommte alle, und überließ es der Geſellſchaft, ſich ſelbſt um ſeinen Tiſch zu ordnen, dem er auf eine Weiſe vorſtand, daß ſich jedermann wie zu Hauſe fühlen mußte, und alle Gäſte mit ſich ſelbſt ſowohl als mit den andern zufrieden waren. Die Gemahlinn des Spaniſchen Miniſters indeſſen fing an, als ſie nach Hauſe kam, über die Begebenheiten des Abends nachzudenken. Sie hatte unter der Gemahlinn eines Geſandten geſeſſen, deſſen Herrn ſie als weit unter ihrem Monarchen ſtehend anſah. Se. katholiſche Majeſtät, erklärte ſie, ſey in ihrer Perſon beſchimpft worden; denn ſey nicht eine Beleidigung gegen die Frau gleichfalls eine Beleidigung gegen den Mann? und in dieſem Falle müſſte eine Beleidigung gegen ihren Gemahl als eine Beleidigung gegen den König von Spanien gemeynt ſeyn. Am folgenden Morgen berief der Don einen Rath, beſtehend aus ſeinen vertrauteſten Freunden unter dem auswärtigen diplomatiſchen Korps. Man legte dieſem die Sache vor und fragte einen jeden um ſeine Meynung. Einer davon verſuchte es, den Präſidenten damit zu entſchuldigen, daß er als ein Republikaner die Vorſchriften der Etiquette nicht kenne. Hierauf aber ward erwiedert, die Würde Sr. katholiſchen Majeſtät dürfe nicht einem jeden Preis gegeben werden, der ſich ein Republikaner zu nennen beliebe. Die Frau Geſandtinn beſonders beſtand auf Genugthuung. Es ward alſo beſchloſſen, daß der Herr Geſandte ſelbſt hingehe, um ſolche zu fordern. Die Geſellſchaft trennte ſich, und einer davon gab dem Präſidenten einen Wink von dem Vorgefallenen. Einige Stunden darauf ward Herrn Jefferſon, der ſich eben in ſeiner Bibliothek befand, gemeldet, der Spaniſche Geſandte befinde ſich im anſtoßenden Zimmer; ſogleich verlangte er ſeine Stiefel, und nachdem er den einen angezogen, ging er mit dem andern in der Hand hinein, wo der Leztere auf ihn wartete. In der Thür rief er ſeinen Bedienten hinter ihm zu, ſein Pferd fertig zu halten, dann trat er hinein, und indem er im Gehen den Stiefel anzog, bewillkommnete er Se. Excellenz mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit. „Bitte, ſetzen Sie ſich! ſetzen Sie ſich! Keine Umſtände, mein Werthester, freut mich, Sie zu ſehen.“ Ohne auf die Verwirrung des Stellvertreters von Spanien und der beyden Indien zu achten, fing er mit ſeiner gewöhnlichen Ungezwungenheit ein allgemeines Geſpräch an, wobey er die natürliche Würde des Philoſophen dem kalten Stolz des Diplomatikers entgegenſezte. Der Streit war bald entſchieden. Der Geſandte ging weg, und berichtete ſeiner Gemahlinn und ſeinen diplomatiſchen Freunden, daß ſie, wenn ſie zum Amerikaniſchen Präſidenten gingen, die Würde ihrer Herren zu Hauſe laſſen müſſten.

Einige Bruchſtücke aus Briefen über England von Heinrich Meidinger.

(Beſchluß.)

Der Eingang in Edinburg iſt bis jezt noch durch die alte Stadt *) durch enge und ſchmuzige Straßen. Das erſte, was dem Fremden auffält, ſind die ſteinernen Treppen vor den Häuſern, die bey vielen bis in den erſten Stock gehen. Von hier zieht ſich die alte Hauptſtraße (High Street) eine Meile weit bergaufwärts bis zum Schloſſe hin. In dieſer Straße ſind die höchſten Häuſer, die jedoch blos an der Seite des Hügels zehn bis zwölf Stock hoch ſind, in der Straße ſelbſt aber nur fünf bis ſechs Stock zeigen. Hier iſt die Börſe, das Parlament Haus, die große Gerichtshalle, die Advokaten-Bibliothek und der Zuſammenfluß alles Gewühls in der Altſtadt. Hier wohnten auch noch vor funfzig Jahren die erſten und angeſehenſten Familien des Landes, die aber jezt meiſtens in die Neuſtadt gezogen ſind, und ihre Wohnungen an kleinere Kaufleute, Krämer und Handwerker abgetreten haben. Alle Häuſer ſind bis unters Dach mit ſteinernen Treppen verſehen, und faſt in jedem

*) Die neue Straße um Calton hill wird in Kurzem eröffnet, und führt über die Regents bridge zur Princes Street in der Neuſtadt.

Stock wohnt eine besondere Familie. Bey Feuersgefahr sind die steinernen Treppen von unendlichem Werth, daher man auch in den schönsten Häusern der Neustadt diese heilsame Einrichtung beybehalten hat.

Auf der Spitze von High Street angelangt, sieht man sich auf einmal an einem großen Felsen, der sich von drey Seiten lothrecht in die Tiefe senkt, und auf diesem Felsen liegt das alte Castell oder Schloß (castle), das mit einer Zugbrücke versehen und durch zwey kleine halbmondförmige Batterien den einzigen Zugang, von der Hochstraße her, beherrscht.

Zwischen den lezten Häusern der Straße und dem Schlosse ist ein kleiner freyer Platz, 350 Fuß lang und 300 Fuß breit, mit einem Geländer auf der Nordseite. Der Felsen hat ungefähr sieben englische Acres und liegt 383 Fuß über der Fläche des Meers. Das Schloß war in frühern Zeiten Residenz sowol als Gefängniß der Könige von Schottland, auch wird noch das Zimmer gezeigt, wo Maria Stuart Jakob VI., den nachherigen Jakob I. von England, gebar, und in dem Kronzimmer (Crown room) liegt der seit 1818 ans Licht gezogene alte Reichsschmuck (Regalia), aus Krone, Zepter, Schwerdt und einem silbernen Stab des Lord Schatzmeisters bestehend. Das Schloß faßt 2000 Mann Garnison, wird aber in den neuern Zeiten nicht mehr für unüberwindlich gehalten.

Gleich hinter der Zugbrücke liegt am ersten Thor eine Hauptwache mit einem Wasserbehälter. Nach den zwey andern Thoren folgt das Zeughaus, worin Raum für 30,000 Gewehre, das Haus des Commandanten, und die Baracken der Soldaten, nebst dem alten tiefen Brunnen einer Kapelle und einem freyen Platz zum Exerciren. Dann folgen mehrere Batterien über einander, und auf dem höchsten Wall weht die brittische Flagge. Die Aussicht von hier ist unvergleichlich und hat so etwas Magisches und Romantisches, wodurch sich die Seele unwiderstehlich und ohne daß sie sich selbst Rechenschaft dafür zu geben weiß, angezogen und gefesselt fühlt. Hier steigen duftige und seltsam geformte Berge empor, an deren Fuß sich dichtgedrängte Massen von hohen steinernen Häusern hinziehen, dort ruht der Blick auf grünen Wiesen und heiterer Landschaft und in der Ferne ergießt sich der weite große Meerbusen (Frith of Forth) *) wie eine Schweizersee, voll leuchtender Segel und mit Gebirgen umkränzt. Es ist ein Gemisch von Kühnem und Elegischem, von Großem und Wunderbarem, von Heiterm und Lieblichem, was in der Poesie wie in dem ganzen Leben der Schotten, von der frühsten Vorzeit an bis herab zu unsern Tagen sichtbar ist.

Das Parlament-Haus (Parliament house) liegt etwas versteckt hinter einer alten Kirche (St. Giles's), dicht bey der Hochstraße. Das Gebäude hat von aussen nichts Besonderes. Auf dem kleinen freyen Platze steht die Bildsäule Carls II. zu Pferd. Im Innern ist vieles verändert; blos die Halle (Outer hall), 122 Fuß lang und 49 Fuß breit, mit einer schön verzierten Decke von Eichenholz, und einer Marmor-Statue des verstorbenen Lord Melville, worin ehemals das schottische Parlament zusammen kam, ist geblieben, und dient jezt zu Gerichts-Versammlungen und zum Vereinigungspunkt der unzähligen Advokaten, die sich hier, wie in Westminsterhall, in weiten schwarzen Mänteln und langen, gepuderten Lockenperrücken herumtreiben. Das Gewühl ist hier fast noch stärker wie in London. Dort schreiten welche im lebhaften Gespräch einher; hier sitzen mehrere ganz vertieft mit Papieren und Rollen in den Händen, während sich andere eilfertig durchdrängen und die Pedellen von erhöhtem Standpunkte aus die begehrten Namen ausrufen. Um neun Uhr muß jeder Richter auf seinem Posten seyn. Ueberall hängen kleine Tafeln und Anschlagzettel. In dieser Halle halten blos zwey der Lords ordinary in kleinen Nischen, mit Schranken umgeben, Gericht. Die übrigen Richter sitzen in den anstoßenden schönen Gerichts-Zimmern. Im Erdgeschoß, oder vielmehr darunter, da das Parlament-Haus an einen Hügel gebaut ist, haben die Advokaten ihre zahlreiche und treffliche Bibliothek, wo sie sich, in zweifelhaften Fällen, gleich Raths erholen können. Diese Bibliothek ist die beste in Schottland, weit bedeutender und gewählter wie die Universitäts-Bibliothek, und besizt auch mehr deutsche wissenschaftliche Bücher aus der neuern Zeit, als alle übrigen Büchersammlungen in Großbritannien zusammen. Man findet auch darunter alle deutsche Classiker, sämmtliche Literaturzeitungen, Ersch und Gruber's Encyclopädie, Conversations-Lexicon ꝛc.

Der thätige Sir Wm. Hamilton, der mehrere Jahre in Göttingen zubrachte, thut alles Mögliche, um die deutsche Literatur und Sprache mehr in Aufnahme zu bringen. Er klagte mir nur, daß noch so viele Vourtheile unter seinen Landsleuten dagegen herrschten, und führte besonders an, was ich dir schon früher von London aus mittheilte. Die ganze Advokaten-Bibliothek enthält über 120,000 Bände und viele seltne Manuscripte. Ein neuer Catalog ist in der Arbeit. Aus den untern, dunkeln Zimmern wird sie jezt einen Stock höher, in einen schönen, hellen und geräumigen Saal verlegt.

Jeder Advokat zahlt bey seiner Aufnahme 100 L. Sterl. an dieselbe.

Man hat allgemein einen gründlichen Mann aus Deutschland an die Stelle des vor Kurzem verstorbenen ersten Bibliothekar gewünscht, und auch dem Dr. Benecke in Göttingen den Antrag gemacht, der ihn aber, seiner vorgerückten Jahre wegen, ablehnte.

In einem Seitenflügel ist die kleine, aber ebenfalls

*) Frith oder auch Firth bedeutet Mündung, und Forth ist der Name des Flusses.

schätzbare Bibliothek der königlichen Siegelschreiber (Writers to the Signet) von 5000 Bänden. Der 136 Fuß lange Saal ist, von Pfeilern getragen, mit einer Gallerie versehen, und wird von unten durch eiserne Röhren und mehrere im Fußboden angebrachte durchlöcherte Eisenplatten gewärmt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, den 2. Mai.

In den lezten Tagen des Monats April, über welchen ich zu referiren habe, wurden die Freunde der Kirchenmusik durch mehrere Genüsse erfreut. Seit den so laut gepriesenen Aufführungen des Apelschen, von Fr. Schneider in Musik gesezten Oratorium, das Weltgericht, wünschten auch wir sehnlich, dieses vielversprechende Werk zu hören; es hieß auch im Sommer des vorigen Jahres, daß der Tonsezer selbst im Sinne gehabt habe, es in Dresden in einer Kirche aufzuführen, dieß war aber nicht in Erfüllung gegangen. Um so zahlreicher war am Palmsonntage die Versammlung, als der Kantor Schwarz im Gewandhaussaale uns dieses Oratorium hören ließ. Wäre nur die Ausführung besser gewesen! Zwar konnte man mit der starkbesezten, aus mehrern Musikchören der Regimenter und der Stadtmusikanten zusammengesezten Orchester, unter Leitung des Stadtmusici, ziemlich zufrieden seyn, aber schon die Chöre schwankten gewaltig hie und da, und standen in keinem günstigen Verhältnisse zu einander, die einzelnen Stimmen aber leisteten noch weniger. Besonders galt dieses von dem Basse, und dem Tenor. Am schlimmsten machte es noch der Herr Kantor selbst, als er im zweyten Theile das schöne Tenor-Solo selbst, mit einer sonderbar trächzenden Stimme sang, und zugleich mit Händen und Füßen — das that er überhaupt nicht ohne gewaltigen Schall — dirigirte. Ueberdieß gab er uns blos zwey Drittheile des Ganzen. Es wäre daher für die wahre Würdigung dieser Musik sehr zu wünschen, wenn sich einer unsrer Herrn Kapellmeister, mit den ihm zu Gebote stehenden trefflichen Hülfsmitteln entschlösse, uns auf eine Art dieses Werk vorzuführen, wie es wohl der Tonsezer und der Dichter verdiente. Da ein lateinischer Text, der nun im Stich erschienenen Partitur untergelegt ist, so könnte es sich wohl selbst zu einer Aufführung am Charsonnabende in der katholischen Kirche eignen. Und welch ein hoher Genuß müßte das seyn!

Der verdiente Kantor Fr. Uber an der Kreuzkirche gab in dieser am Charfreytage ebenfalls ein neues Oratorium seiner Komposition. Der einfache aber ächt dichterisch gehaltene Text, des Erlösers lezte Worte, von Arthur vom Nordstern, ließ vieles Schöne erwarten, wir wurden aber nur zum kleinen Theil befriedigt. Zu verkennen war ein lobenswerthes strenges Halten am ächten Kirchenstyl in der ganzen Tonsezung nicht, aber dafür fehlte ihr Leben und Feuer, mit Ausnahme der Introduktion und des lezten Chors, und eine gewisse ermüdende Monotonie war über das Ganze verbreitet, die weder das Herz rührte, noch dem Geiste Schwingen gab. Leider waren auch die Solostimmen nicht gut besezt. Unsere Kreuzschule wird überhaupt jezt mehr als gelehrte Schule behandelt, und in der Parthie des Gesangs zurückgesezt. Dawider ist nun auch nichts zu sagen, und die trefflichen Früchte des regen Studiums der Klassiker fangen schon an sich sehr vortheilhaft zu zeigen. Aber hat man diese Absicht mit diesem Institute, so sollte man für die Gesangspartnie ein ganz abgesondertes errichten, dann aber verdoppelten Fleiß auf diesen Zweig wenden, damit gute Kantoren darin erzogen würden, und Dresden auch in der lutherischen Kirchenmusik die Virtuosität fortbehauptete, welche es zur Zeit der Weinliche hatte, wo Gerstäcker, Pillwitz, Bergmann, Adam, und andre wackre Sänger das Chor füllten.

Ich komme zu dem dritten neuen Oratorio, welches am Charsonnabende in der röm. kathol. Hofkirche aufgeführt ward. Es war die Metastasische Dichtung, der Tod Abels, und von Kapellmeister Morlacchi ganz neu in Musik gesezt. Das Dramatische dieser Oratorien Metastasio's erlaubt vielleicht eine freyere Haltung, als die Art der deutschen Oratorien, wie sie jezt in den lutherischen Kirchen meist aufgeführt werden. Daran hatte sich Morlacchi gehalten, und allerdings hie und da den ernsten Kirchenstyl etwas überschritten, so daß man ihm den Vorwurf zu theatralischer Behandlung machte. Auf der andern Seite hatte er aber auch wieder den Text so gut zu benuzen verstanden, daß er aus demselben ohne Wortveränderungen, die darin ganz fehlenden Duette, Terzette und Quartette, welche der neuere Geschmak so unausweichlich fordert, mit wahrer Kunst herbeygeleitet, und zum größten Theil mit Wärme, Innigkeit, Wahrheit und Kenntniß in Musik gesezt hatte. Auch das Recitativ war durchgängig melodisch gearbeitet, und zeigte in einzelnen Stellen sehr viele Gediegenheit. Ausgezeichnet waren Abels Arien, quel bon pastor son io, und, questi al cor, finor igooli u. s. w. das Quartett, o piacere, o contento! die Fuge des Schlußchors im ersten Theile, Adams Arie, con miglior duce u. s. w. und der Eva Gesang, non so, che sia pitta. Die königl. Kapelle führte die schwierigsten Parthien mit der an ihr gewohnten Virtuosität aus, und die Kirchensänger, Sassaroli, Cantù, Beninceasa und Tibaldi leisteten allen Forderungen Genüge. Bey dem Sänger des Engels, Sgr. Cantù, war dieß freylich nicht der Fall, obschon der Komponist, um dessen unangenehme Stimme nicht vorhören zu lassen, gegen die Aufforderung des Textes, dessen Parthie mit Instrumentirung überlegt hatte; zum Glück ist er aber wieder in seine Erdenheimat zurückgeflogen, und wird uns nicht mehr mit seiner Stimme ärgern.

Lassen Sie mich nun zu unserm Theater übergehen. Es endete vor Ostern bereits mit dem 7. April. Die italienische Oper gab da noch zum erstenmale lo donne curiose, die neugierigen Frauen, eine komische Oper in drey Aufzügen mit Musik von Rastrelli, einem hier sich aufhaltenden jungen Italiener. Er hatte manches Gute darin. Fleiß und Mühe und wohl auch einiges Talent war nicht zu verkennen; hätte er einen bessern Text gehabt, so würde er gewiß auch mehr wahres heiteres Leben darin gezeigt haben. Die Oper ward gut gegeben und gesungen, man wollte dem jungen Anfänger nicht übel, und so war man zufrieden, doch das Haus bey der zweyten, der Schlußvorstellung, sehr leer. Im deutschen Theater gab es noch an zwey Abenden die Piccolomini und Wallensteins Tod, und eine wohl aufgenommene Wiederholung von Gehe's Peter dem Großen und Alexis.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Siehst durch der Ersten Kraft die Zweyte du entfalten,
Ist dieser väterlich ein Erbtheil aufbehalten,
So wird nach ihrer Brüder thät'gem Walten,
Das Ganze sich zur Ruhe dir gestalten.

Auflösung der Charade in Nro. 132.
Glückrad.

Nro. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. Juni 1821.

Doch dem Verhängniß entfliehn ist verwehrt, und nicht
Weisheit verjagt es;
Fruchtlos hat ewige Müh'n der Verwegne,
Der es bekämpft.

Euripides in Herakliden.

Aberglaube und Grausamkeit.

(Fortsetzung.)

Ohne eine Muskel zu verziehen, erwiederte der angebliche Ravenstone mit festem und ruhigem Blick: „Es wird wohl gethan seyn, Mylord, wenn Else treu ist. Um welche Stunde soll Johann Bradford sterben." — „Befiehl dem Aufseher des Gefängnisses, daß er Acht auf ihn habe, bis morgen um vier Uhr, denn er ist ein feiner Schwätzer, wie sein Namensvetter, der verrückte Johann von Münster, (Johann von Leiden, welcher im Jahr 1533 zu Münster hingerichtet worden) selbst unter glühenden Eisen war. Besorge du das Todesurtheil, und mache, daß es bald nach Newgate geschickt werde. Wenn das geschehen — komm doch näher — ich muß dir ins Ohr sprechen. In meinem Kabinet stehet ein Koffer, den ich offen gelassen. Befestige meinen Siegelring an die silberne Kette, die du darin erblicken wirst, und sage mir dann, was du hören wirst; thue dieß aber in der tiefsten Stille der Nacht, wenn weder ein Auge noch ein Ohr als das deinige in der Nähe ist." — Ravenstone versprach's, und seine Hand zitterte vor Freude, als er den Ring empfing. Es war schon nahe um Mitternacht, und Gardiner, der sich eben aus seinem Hause schlich, blieb stehen, um einen Mondregenbogen zu betrachten, welcher damals für eine seltene und schreckhafte Erscheinung galt. „Else von Huntingdon ist geschäftig," sagte er mit einem grinsenden Lächeln, „aber des Ermordeten Ländereyen werden die blauäugige Hexe hinlänglich belohnen — ohne dieselben kann sie sich keinen Gatten kaufen." — Und mit einem verstohlenen Blick auf Ravenstone, entfernte sich der Kanzler-Bischof. — „Bin ich doch ein Thor," sagte Ravenstone zu sich selbst, „und schlimmer noch als ein Thor, daß ich mich bekümmere, wie diese listige Dirne sich für eines Schurken Bestechung geschickt macht, und doch, daß dieser dumme Andächtler, dieser mürrische, selbstsüchtige Müßiggänger, solche Blicke in das Dichter-Paradies zu werfen vermag, ist ein beneidenswerthes Wunder. Ich habe Männer gehört und gesehen, welche für den platonischen Aberglauben eingenommen waren; aber dieß war unter dem heißen Himmel Spaniens, wo die Luft sich wie das Athmen wohlthätiger Geister anfühlt und die Wasser klar genug sind für ihre Wohnungen. — Aber hier auf dieser nebelichten Insel — in dieses Greises dunkelm Kopf und eisernem Herzen! — Ich muß doch sehen, welcher Geist sich herabläßt, um mit einem solchen Hexenmeister zu verkehren."

Mit diesem Entschlusse schloß sich Ravenstone in sein Zimmer ein, vergnügt, daß sein besserer Zweck ihm auch zum Mittel dienen solle, in seines Beschützers Geheimniß einzudringen. Er legte die Kleidungsstücke an, worin er den Bischof vorstellen wollte, und konnte sich nicht eines verächtlichen Lächelns enthalten, als er sie über die eigenen seiner schlanken Person eng anliegenden Kleider warf, und dabey an die Häßlichkeit und Hinfälligkeit dachte, welche er nachzuahmen hatte. Um die eilfte Stunde, als die Dunkelheit der engen Gassen, welche nur einige wenige Lampen unterbrachen, die über seinem Haupte schwankten, seinen

Weg ſicher machte, ſchlich er ſich durch die Hinterthüre, wovon er den Hauptſchlüſſel hatte, ins biſchöfliche Haus. Vermittelſt deſſelben Schlüſſels ging er auch in ſeines Gebieters Gemach, wo er durch die ſilberne Klingel den Pagen herbeyrief. Dieſer vertraute Diener fand es nicht auffallend, als er beym Eintritt den vermeinten Biſchof in ſeinem großen Talar gehüllt, hinter dem ledernen Schirm ſitzen ſah, als ſey er, ſeiner Gewohnheit nach, im Stillen vom Rath zurückgekehrt. „Iſt kein Bote vom Hof da geweſen?“ fragte der angebliche Prälat. — „Nein, Mylord, denn man ſagt, die Königinn ſey ſehr unpaß.“ — „Säume nicht einen Augenblick, wenn einer kömmt, und ſieh zu, daß der Aufſeher des Gefängniſſes hier warte, um meinen Befehl zu empfangen, welchen er auf ſeine Verantwortung vor Tagesanbruch zu vollziehen hat.“ — Der Page entfernte ſich, und Ravenſtone, der ſich jezt allein befand, ſah den Koffer auf dem einſamen Geſtelle neben ſich ſtehen. Er war unverſchloſſen, und er fand nichts als eine tiefe ſilberne Schüſſel darinn, in welche eine ſilberne Kette genau in der Mitte hinabhing. Ravenſtone war die Art, wie man mit ſolchen Inſtrumenten die Zukunft zu erforſchen ſuchte, bekannt. (Sie ward von einem Nachfolger des Roger Bacon benuzt, welcher vorgab, daß der Ring eben ſolche Antworten gebe, als der berühmte eherne Kopf. „Die Zeit iſt, die Zeit war, die Zeit vergangen“ u. ſ. w.) — Was wagte er, wenn er den Ring, wie ihm Gardiner befohlen, an der Kette aufhing? Seine Neugierde behielt den Sieg, und der Ring fing, ſobald er an der Kette hing, von ſelbſt an ſich zu bewegen, und gab drey deutliche Schläge gegen die Seiten der Schüſſel. Er horchte begierig auf die hellen tiefen Töne, in der Erwartung irgend eine Antwort zu vernehmen, und als er aufblickte ſtand Elſe von Huntingdon ihm zur Seite.

Dieſes Weib hatte eine königliche Geſtalt, welcher die Höhe des in Geſtalt eines Turbans um ihr Haupt geſchlagenen Schleyers, noch ein majeſtätiſcheres Anſehen gab. Ihr Oberkleid, von einem dicken Stoffe, den man damals Stammel nannte, fiel in reichen Falten über ihre Schultern hinab. „Ihr riefst mich, ſprach ſie, und ich erſchien.“ — Ravenſtone glaubte zwar, er ſpiele mit Gardiners Aberglauben als mit einem Werkzeuge, aber ihre plözliche Erſcheinung überraſchte ihn, und ein abergläubiger Schauer, den er in ſeinem Gebieter verſpottet hatte, überlief ihn. Aber er erinnerte ſich ſeines Zweckes und ſeiner Verkleidung, und indem er die gebückte Stellung beybehielt, welche dem Biſchof geziemte, erwiederte er: „Wo iſt deine Kunſt, wenn du nicht weißt, was ich wünſche?“ — „Ich habe deinen Planeten ſtudiert,“ ſagte Elſe von Huntingdon, „und da deine Wünſche ſo zahllos ſind, ſo haben ſie auch keine Stelle in deinem Schickſal. Ich habe aber die Zeichen Maria Tudors geleſen, und weiß, wer von ihren Beamten dieſe Nacht ſeinen Staab verlieren wird.“ — „Weißt du die Kennzeichen ſeines Geſichtes, Elſe?“ fragte der Repräſentant des Biſchofs, indem er den Kopf hinabbeugte, und ſeine Kappe noch tiefer übers Geſicht zog.“ — „Höre ſie,“ erwiederte Elſe, „eine gelbe Farbe, tückiſchen Blick, zuſammengezogene Augenbraunen, die Augen einen Zoll tief in den Höhlen, gekrümmte Naſe, weite immer ſchnüffelnde Naſenlöcher, ein Spatzenmaul, große Hände, lange Klauen vielmehr, als Nägel an den Füßen, welche ſeinen Gang ſo unſtät machen, als ſeine Handlungen ſind, — dies ſind die Zeichen ſeines Geſichtes und ſeiner Geſtalt, — ſein Witz läßt ſich durch nichts bezeichnen, denn er nimmt alle Geſtalten an. Erkennſt du das Gemälde, Mylord von Wincheſter?“ — „Vollkommen, Weib,“ erwiederte Ravenſtone, und er ſezte ſein Vertrauen in eine Hexe, deren blaue Augen den Himmel ſchamrotd machen, da er ſeine Farbe der Heucheley geliehen hat, und ihre Schmeicheley hat Knaben zum Glauben verleitet, daß ſie den Baum, welchen ſie liebte, und die Quelle, welche ſie anlächelte, heilige. Und nun dient ſie zweyen Herren, wovon den einen ſeine Thorheit und den andern das Alter blendet.

(Der Beſchluß folgt.)

Bruchſtücke aus des Profeſſor M. A. Pictet von Genf, Briefen aus Italien.

(Fortſezung.)

Parma iſt in zwey ungleiche Hälften getheilt, durch einen Fluß oder vielmehr durch einen Bergſtrom gleichen Namens, welcher bald ungeſtüm fluthet, bald trocken liegt, und vermuthlich der Stadt mehr Schaden als Vortheil bringt. Zunächſt wurden wir in die Taufkapelle *) geführt, wo die überaus große, aus einem Stück Marmor gehauene, Taufwanne als Merkwürdigkeit gezeigt wird. In der Stiftskirche ſahen wir einige hübſche Gemälde. Die von Correggio gemahlte Kuppel ſtellt, ſagt man, die Himmelfahrt Mariä vor; es mag ſeyn, aber die Angabe zu beweiſen hält ſchwer, indem die erbleichten und erloſchenen Farben überall nichts mehr zu unterſcheiden geſtatten. Recht deutlich hingegen und mit Vergnügen ſahen wir eine Grabſchrift zum Ehrengedächtniß des berühmten Buchdruckers Bodoni, der ſeine Kunſt in Italien rühmlichſt vervollkommnet hat, und deſſen Ausgaben allen großen Büchersammlungen Europa's zur Zierde gereichen. Der ſogenannte kaiſerliche Palluſt, welchen wir auch beſahen, iſt nicht die Reſidenz der Landesfürſtinn (Marie Louiſe), ſondern er wird für die Beſuche des Kaiſers von Oeſterreich bereit gehalten, und iſt für dieſe Beſtimmung auch möblirt; man

*) Faſt in allen großen Städten Italiens bildet die Taufkapelle ein abgeſondertes Gebäude, unfern von der Hauptkirche, von polygoniſcher Form und Kuppeldachung; ſein Inneres iſt reich verziert und wird hauptſächlich zu Taufhandlungen gebraucht.

hatte sich kürzlich zu einem solchen Besuche Hoffnung, und die Stadt hatte große Vorbereitungen dafür gemacht, die aber vergeblich waren; wir sahen da schöne Fresco-Malereyen von Correggio. Die Lage dieses mit ansehnlichen Gartenanlagen versehenen Pallastes ist völlig ländlich.

Auf dem Rückwege ward uns die berühmte Farnesische Schaubühne gezeigt. Ihr Name, welcher große historische Erinnerungen weckt, steht mit den innern Verhältnissen und dem Grandiosen der Formen dieses Architektur-Kolosses in Uebereinstimmung. Auf 300 Fuß Länge hat das Gebäude sechs und neunzig Fuß Breite, und sechzig in der Höhe. Um das Parterre, welches eine Halb-Ellipse bildet und mit einem Teckengeländer versehen ist, erheben sich amphitheatralisch vierzehn Stufenbänke, in alterthümlicher Manier, und weiter oben ist der Umkreis mit Säulen und Bildern verziert, worunter zwey zu Pferde, nächst der Vorbühne, zwey Farnese's (Alexander und Ranuzio) vorstellen; zwischen den Säulen sind zwey Logenreihen befindlich, und über ihnen befindet sich die lezte Gallerie; der weite Raum kann, wie versichert wird, nahe an achttausend Zuschauer fassen.

Allein, wie prachtvoll dieß alles in der Zeit der Größe des Fürstenhauses der Farnese seyn mochte, ein so trauriges Bild der durch die Zeit herbeygeführten Zerstörung stellt leider das völlig hölzerne Gebäude jezt dar. Ich dachte mir den stolzen Nebenbuhler von Heinrich IV., wenn er nunmehr auf dieser Schaubühne erscheinen könnte (deren wurmstichige Bretterboden nur von körperlosen Schatten gefahrlos betreten werden mögen), wie er um sich herblickend, überall Bilder der Zerstörung, verstümmelte Statuen, durchlöcherte Dachungen, nichts als Staub, Spinnengewebe und Fledermäuse erblicken würde. „Eitelkeit der Eitelkeiten! würde er ausrufen, was soll mein Name mit diesem Schutthaufen weiter zu thun haben?" Ganz nahe dabey steht eine kleine Gesellschaftsbühne, ein Miniaturbild, ziemlich gut erhalten und reich verziert. Es scheint, die regierende Familie habe auf solchen Zeitvertreib vielen Werth gesezt.

Von den modernen Alterthümern gingen wir zu wirklichen Denkmälern, zu den Ueberbleibseln der alten Stadt Velleia über, deren ich so eben gedacht habe; sie sind in bedeutender Zahl und in einem Saal des Museums aufgestellt. Es finden sich darunter architektonische Bruchstücke, Statuen, und gut erhaltene, wohl gearbeitete Brustbilder aus weissem Marmor, bronzene Zierrathen und Werkzeuge aller Art, Schaumünzen, deren Alter nicht über das Jahr 327 hinauf reicht. Ein höchst merkwürdiges, unter dem Namen der trajanischen Tafel bekanntes, Stück zog unsere Aufmerksamkeit vorzüglich an. Es ist eine etliche Fuß lange, bronzene Platte oder Tafel, mit einer weitläufigen in Spalten abgetheilten und vortrefflich erhaltenen Inschrift. Diese enthält eine Stiftungsurkunde des Kaiser Trajan für zwey Schulen, die eine von 500 Knaben, die andere von funfzig Töchtern. Alle umliegende Ortschaften und Dörfer, welche zu den Kosten der Anstalt beytragen mussten, sind mit ihren Namen, deren einige jezt noch fortdauern, genannt. Ein fac simile dieses köstlichen Denkmals ist kürzlich in einem Hefte erschienen, wovon jedes Quartblatt genau eine Spalte der Urschrift und in eben der Größe, wie diese, darstellte, so daß, wenn die einzelnen Blätter nebeneinander geklebt werden, man in Form und Text ein treues Bild der Tafel besizt.

Bologna. Der Weinbau hat hier Aehnlichkeit mit der auch zuweilen in der Gegend von Genf angewandten und unter dem Namen hutins oder hautins bekannten Kultur. Die Reben werden nämlich in Reihen gepflanzt und die zwischen inne liegenden breiten Streifen mit Korn besäet. Hier aber sind diese Streifen noch breiter und statt unserer niedrigen Pfähle, dienen schlanke, in Gestalt eines Y geschnittene Ulmen den Reben zur Stüze. Man pflanzt diese Bäume in einer solch angemessnen Entfernung von einander, daß die neben ihnen wachsende und an jedem ihrer Aeste befestigte, Rebe sich von einem zum andern hinüberziehen mag. Das Ganze stellt das groteske Bild eines Tanzes kopfloser Riesen dar, deren lange Arme durch Rebengewinde zusammenhalten. Es dürfen also die Bolognesser Leser (denn wir sind jezt auf päbstlichem Gebiet angelangt) beym Traubensammeln sich nicht wie die unsrigen bücken, dagegen sind sie aber auch auf ihren hohen Leitern Gefahren ausgesezt, welche diesen nicht drohen; mais, ne décidons point entre Genève et Rome.

Was in jedem Lande Uebung ist, hat meist auch seine guten Gründe. Nur weiß ich deren keine für den Strassenbettel zu finden, welcher hier allgemein herrscht, sobald man auf römisches Gebiet kommt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, den 2. Mai.

(Beschluß.)

Das Portrait der Mutter eröffnete am 25. April die Vorstellungen wieder. Es war fleißig neu einstudiert worden. Ein Hr. Urban aus München gab als erste Gastrolle den Reckau mit Beyfall, und verdiente ihn auch. Um so weniger ward ihm dieser am Tage drauf als Raphael zu Theil, den er ohne Leben und Kunstwärme, selbst in der äußern Haltung vernachlässigt darstellte. Sein Don Carlos bald darauf hatte gute Stellen, doch war er nicht aus einem Gusse. Sein Aeußeres war dabey angenehm, die Sprache melodisch, nur etwas tief, und die Haltung muß anständig, bis auf den zu oft gebogenen Leib und vorwärts geneigte Knie, eine fehlerhafte Stellung, die mir leider bey manchem jungen Künstler jezt nur zu häufig vorgekommen ist, und den Mangel an höherer Tanzkunst bezeugt, oder die und da auch eine örtliche Nachhülfe bey kleinern Gestalten, durch zu hohe Absätze. Wir werden den in vieler Hinsicht achtbaren Künstler noch in drey Gastrollen sehen. Auch eine Demois. Kolein vom Breslauer Theater ging einmal als Johanna von Arc über unsre Bühne, fand sich aber so wenig heimisch darauf, daß sie ihr weiteres Gastspiel einstrüte. Das sind solche Wagstücke junger, unberathner oder übelberathner Künstler, welche glauben, daß ein solches hohes Meisterwerk Schillers in all seiner Tiefe und Höhe blos durch etwas Theaterfertigkeit und Uebung im Sprechen würdig ins Leben zu stellen sey. Hätte das junge, artige Mädchen eine andre, leichter zu lösende, ihr angemessenere Aufgabe gewählt, so wäre sie dem hiesigen Publikum vielleicht eine liebe Erscheinung geworden. Im Wettkampf von Olimpia, große Oper von Poißl, debütirte Mad. Unzelmann als Aristea. Sie wollte mit ihrer uns etwas fremden Gesange-Manier in den ersten beyden Akten nicht recht ansprechen, im dritten aber siegte sie durch die Gewandtheit, Rundung und Sicherheit, mit der sie ihre höchstschwere Bravour-Arie und

ein gleiches Duett mit der liebenswürdigen Haase, welche die Argene ächt idyllisch vortrug, über alle Vorurtheile und ward rauschend beklatscht.

Zwey Konzerte im Laufe dieses Monats April waren sehr interessant. Das erste durch die Persönlichkeit des Konzertgebers, Hrn. Boucher aus Spanien, in dem die sprechende Aehnlichkeit in Gesicht und Gestalt mit Napoleon höchst auffallend war. Fast wie dieser seine Armeen, behandelte er auch sein Instrument, die Violine. Er brachte das Ungeheuerste, Ueberwindung von Schwierigkeiten hervor, aber wie viele Noten rechts oder links liegen blieben, wie mancher Mißgriff das Ohr zerriß, wie sich Gesicht und Leib dabey auferregten, wie unartig Fuß und Hand das diskrete Orchester dirigirten, darauf achtete er auch nicht. So war sein Spiel oft auch ungemein lieblich und wohltönend, dann aber fiel ihn die Feldherrnlaune plötzlich wieder an, und alles ging bunt und wirr durcheinander. Seine Frau zeichnete sich dagegen als solide und rühmlich fertige Piano- und Harfenspielerinn aus. Einen reinen, hohen Kunstgenuß gewährte das zweyte Konzert, welches unser trefflicher Karl Maria von Weber zum Besten der hiesigen Blindenanstalt gab. Sein schöner Zweck war durch die zahlreichste Theilnahme erfüllt. Vor allen entzückte Weber durch ein von ihm selbst komponirtes und gespieltes Konzert für das Pianoforte, in welchem er sich als doppelten Meister zeigte. Die Tonsetzung war klassisch und ward mit einer Virtuosität ausgeführt, welche zur Bewunderung hinriß, und in überströmenden Beyfall sich entband. Gleiches ward ihm auch für seine Ouvertüre zu der Oper, der Freyschütz zu Theil. Hr. Dolzauer spielte ein braves Violoncello-Concertino und Demoif. Funk sang eine Arie aus den Jahreszeiten von Haydn. Dessen Frühling ward im zweyten Theile des Konzerts von derselben, den Herren Toussaint und Bergmann, und dem Theatersingchor sehr gut und gehalten vorgetragen, und das Ganze schloß mit einem rührenden Danklied, welches die Zöglinge der Blindenanstalt sangen.

Gestern fand ein Verein der Männer statt, welche auf der Fürstenschule Pforta den ersten Unterricht in den Wissenschaften erhalten hatten. Mehr als 150 Personen durch Rang und Alter wohl sehr unterschieden, aber alle in dankbarer Erinnerung an die frühern Jahre der Ausbildung des Geistes und Gemüths und die Lehrer, die dazu hinwirkten, versammelten sich auf einem unweit Dresden gelegenen Weinberge, in einem für Gesellschaften neu eröffneten sehr schönen Hause zu einem gemeinschaftlichen Mittagsmahle, wobey Gesänge mit Trinksprüchen, Ernst und Scherz, Rührung mit Heiterkeit wechselten, und der Name Klopstocks, der auch einst der Pforte angehörte, nicht ungefeyert blieb.

Stuttgart.

Unsere Bühne wird nach dem Pfingstfest, über die Sommermonate geschlossen. Als Abschiedsfest gab sie uns noch drey genußreiche Abende durch das Erscheinen der Demoif. Fischer vom Braunschweiger Theater. Der Ruf verkündete eine gute Sängerinn. Wir haben mehr gefunden: Demoif. Fischer ist von der Natur ausgestattet mit einer reinen, vollen, starken Stimme, reich an Umfang, vorzüglich in der Höhe, ausgezeichnet in der Tiefe. Ihr Vortrag ist durch ein angebornes, natürlich richtiges und lebhaftes Gefühl geleitet, ihre Schule endlich wird in neuern Zeiten selten gefunden, indem sie in Deutschland nie ihr Vaterland hatte, in ihrer Heimath Italien aber durch die neuere Methode verdrängt ist, und nur noch in den Schülern eines Righini, Salieri ꝛc. fortlebt. Diese Schule, verbunden mit einem eminenten Talente als Schauspielerinn (wie es scheint einem Erbstück ihrer Familie) hatten wir in den Rollen der Julia in der Vestalin, der Vitellia in Titus, und der Desdemona in Othello zu bewundern, Gelegenheit. Die Wahl dieser verschiedenartigen Kompositionen, von denen jede in ihrer Art vorzüglich ist, setzte uns in den Stand, in drey Abenden die Verdienste der Demoif. Fischer würdigen zu können. Anders nahm sie den vollständig komponirenden Spontini, anders Rossinis neumodisches Genie, anders endlich den Triumph der deutschen Komposition über alle ausländische, stets in den Styl des Komponisteurs sich findend, nirgends karg, immer in edler Einfachheit groß, und doch am rechten Orte reich und prächtig — dem Weisen gleich, der den Schatz zurückzuhalten weiß, bis die Zeit kommt, ihn würdig zu verwenden. Bald zart, — bald feurig und stark, wechselte ihre Colloratur nach dem Geiste der Melodie — dann riß sie wieder durch die kühne Festigkeit, mit der sie einsetzte, zur Bewunderung hin, bis die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit welcher sie die schwierigsten Passagen vortrug, am Ende ein freudiges Erstaunen zurückließ. Im Récitative, dem wahren Prüfersteine einer Sängerinn, ist sie einzig. Wenn wir Demoif. Fischer als Schauspielerinn in der Vestalin den Vorzug geben, so scheint sie uns als Sängerinn doch am allervorzüglichsten als Vitellia. Unwillkürlich drang sich das Gefühl auf: „so muß Mozarts Meisterstück genommen werden.“ Es war das höchste aller Opernmusik, mit der besten Methode vorgetragen.

Am Ende dieses Stücks wurde Demoif. Fischer herausgerufen — eine Auszeichnung, die hier seltener ist als anderswo. — Da keiner unserer übrigen Sänger, mit Ausnahme des Hrn. Häser, italienische Methode hat, so war die Verschiedenheit des Vortrags oft etwas fühlbar. Mad. Müller, welche den Sextus sang, und welcher das Lob einer gelehrten und fleißigen Sängerin nicht versagt werden kann — stach dennoch mit Demoif. Fischer wohl am meisten ab. Im Anfangsduette schien es beynahe, als habe sie sich zu einem einfachern Style verstanden, aber bald überzeugten uns ihre Solopartien, daß sie durch allerley verschwenderische Brodirungen den Gegensatz von Demoif. Fischer aufstellte, welche auch nicht eine Mordente unnöthig anbrachte.

Eine bequemere Manier in Gesang und Spiel, mit weniger Verbleust in der Bemühung, würde vom Publikum mehr belohnt werden, und mehr den Weg zum Gefühl finden. Man sollte glauben, nichts sey leichter, als es sich bequem machen, wenn es überhaupt bey einem einmal formirten Style leicht wäre, diesen noch zu ändern. Hr. Krebs zeigte zwar als Titus in mehrern Stellen, daß seine einst einzig schöne Tenorstimme, (welche eine lange Reihe von Jahren das noch dankbare Publikum entzückte) in den Mitteltönen noch viel leisten könne, ließ aber in dieser Rolle besonders bemerken: daß seine Kopfstimme nicht angenehm ist. Bruststimmen von Metallgehalt sind selten mit guter Kopfstimme, gewöhnlich aber mit einem widerlichen Uebergang in dieselbe gepaart, der nur durch große Gewandtheit maskirt werden kann. Hrn. Hambuchs Kopfstimme ist ungleich angenehmer. — Als Licinius hat Hr. Krebs brav gesungen, und als Othello mit ungewöhnlichem Feuer gespielt. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken: daß wir gerne Hrn. Häser als Titus gesehen hätten, obgleich diese Rolle, so wie sie geschrieben ist, für seinen natürlichen Umfang gleichfalls zu hoch liegt. Von Hrn. Pezold, dessen Stimme einst viel versprach, ist zu wünschen, daß dieselbe sich wieder erhole.

Jede Recension des hiesigen Theaters möchten wir immer mit einem Lob unsers vortrefflichen Orchesters beginnen und endigen; so auch für heute. Es hat sich, wie allezeit, besonders auch in den Ouvertüren bewährt; obgleich es gerade in diesem interessanten Augenblick der Direktion seines Kapellmeisters, Hrn. Lindpaintners, beraubt war, dem es so viel verdanket.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 47.

Nr. 47.

Kunst-Blatt.

Montag, den 11. Juni 1821.

Belzoni's Reisen in Aegypten und Nubien.

(Fortsetzung.)

Die zweyte Reise unternimmt Belzoni von Cairo aus in Begleitung des englischen Gesandtschaftssekretairs Beechey, um die Nachgrabungen in Theben fortzusetzen, im Februar 1819. Unterwegs treffen sie auf einige Untergebene Drovetti's, welche zu gleichem Zweck nach Theben gehen. Aus Furcht, daß diese ihm zuvorkommen und das beste Terrain besetzen möchten, läßt Belzoni seinen Begleiter allein auf der Barke und reist fünf Nächte hindurch zu Lande, bald zu Pferde, bald auf Eseln und Kameelen. Aber als er nach großer Anstrengung in Theben ankommt, findet er denselben Boden, wo er die glücklichen Ausgrabungen begonnen, schon auf Befehl des Bey's, dem unterdeß von dem englischen Consul keine Geschenke waren gesandt worden, zur Aufgrabung für Drovetti besetzt. Jedoch nicht abgeschreckt, beginnt er Nachgrabungen an einem andern Platze von Karnak mit glücklichem Erfolg. Eine der kolossalen sitzenden Figuren vor den zweyten Propyläen am Ende der Sphinxallee, welche zu dem großen Tempel führt, wurde zum Theil aufgedeckt. Sie ist aus sehr hartem Sandstein, und mißt 29 Fuß vom Kopf bis an die unterste Fläche des Sitzes. Vor diesem ward eine sitzende weibliche Statue von 6 Fuß Höhe gefunden, wahrscheinlich Isis darstellend. Sie zeichnete sich durch den ungeheuern Umfang des Kopfputzes aus und schien dem höchsten Alterthum anzugehören. Während dieser Arbeiten fand Belzoni Muse genug, die prächtigen Gebäude von Karnak zu betrachten. Seine Exclamationen über die Ruinen des grossen Tempels oder Pallastes mögen hier als Probe seines Enthusiasmus folgen.

„Von weitem gesehen, bieten sie den Blicken nur eine weitausgebreitete Versammlung von Vorhallen, Säulenreihen und Obelisken, die ihre Häupter über die Gipfel der Palmen emporheben. Die Allee der Sphinxe bereitet den Reisenden auf den imposanten Anblick des Tempels vor, zu welchem sie führt. Diese Figuren stellen Löwen mit Widderköpfen dar, Symbole der Stärke und Unschuld, der Macht und Reinheit (?) jener Gottheiten, welchen das gigantische Gebäude geheiligt war. Am Ende der Sphinxreihen breiten sich große Propyläen aus, welche zu inneren Höfen führen, wo ungeheuere Kolosse zu beyden Seiten des Eingangs sitzen, wie Riesen, denen die Huth dieses geheiligten Bodens anvertraut wurde. Endlich gelangt man zu dem Tempel selbst, dem allmächtigen Wesen der Schöpfung geheiligt (?). Ich trat zum erstenmal allein hinein, ungestört von den lästigen Arabern, welche die Reisenden überall hin verfolgen. Die aufgehende Sonne warf ihre ersten Strahlen zwischen die Säulenreihen hindurch, deren verlängerte und auf die Ruinen geworfene Schatten einen scharfen Contrast mit den beleuchteten Massen bildeten. Der anbrechende Tag schien die ehrwürdigen Reste hohen Alterthums zu verjüngen; ich irrte darin umher in einer süßen Empfindung, die mich in ein tiefes Träumen versenkte. — Ich hatte den Tempel von Tentyra gesehen, und gestehe, daß dieß Gebäude von keinem andern an guter Erhaltung, und an Vollendung der Architektur und Sculptur übertroffen wird; zu Karnak sind es unermeßliche Kolosse, welche sich der Einbildungskraft des Reisenden bemächtigen, und ihn zwingen das Volk zu bewundern, welches solche Monumente zu errichten verstand. Wie soll ich meine Gefühle beschreiben beym Anblick dieses Waldes von Säulen, die mit Figuren und andern Verzierungen vom Gipfel bis zur Base geschmückt sind, und deren Kapitäle trotz ihrer gigantischen Größe, durch ihre anmuthige Lotus-Form gefallen, und beym Anblick dieser Thore, dieser Mauern, dieser Fußgestelle, dieser Architrave, kurz aller Theile des Gebäudes, die mit symbolischen Figuren bedeckt sind, theils vertieft, theils in Basrelief gearbeitet, Schlachten, Prozessionen, Triumphe, Feste, Opferzüge und Opfer darstellend, und alle ohne Zweifel in Bezug auf Sitten und Gebräuche und Geschichte des alten Aegyptens! Dieß Sanctuarium, ganz aus schönem rothen Granit bestehend, dessen Obelisks dem Reisenden zu sagen scheinen: Hier ist der Eingang zum Allerheiligsten! Diese hohen Portale, welche den Blick überraschen, wie man sich dem Labyrinthe solcher Architektur nähert; diese Gruppen von Ruinen, welche andern Tempeln angehörten, und welche man in der Ferne sieht; alle diese außerordentlichen Gegenstände führen die Einbil-

dungskraft des Reiſenden in jenes Zeitalter zurück, wo der Weihrauch noch auf den Altären dampfte, wo die Andacht des Volks noch dieſe Räume, dieſe Hallen, dieſe Vorhöfe erfüllte; er vergißt das Jahrhundert, in dem er lebt, das Land, wo er geboren iſt, um ſich nur mit dem Volke zu beſchäftigen, welches dieſen unermeßlichen Raum mit den Wundern ſeiner Kunſt und mit dem feyerlichen Ausdruck ſeines religiöſen Glaubens erfüllt hat. In tiefe Träumereyen verſenkt, hatte ich nicht auf den ſchnellen Lauf des Geſtirns geachtet, deſſen Aufgang ich geſehen; ſchon waren die Maſſen von Ruinen nur noch von ſeinen letzten Strahlen erhellt, als ich, zu mir ſelbſt gekommen, ſah, daß es Zeit ſey, dieſe geheiligte in Trümmer verfallene Stadt zu verlaſſen. Bey meiner Rückkehr nach Luxor war es ſchon Nacht; ich trat in die Hütte eines Arabers, er räumte mir willig einen Theil ſeines Gemachs ein und gab mir eine Matte zur Schlafſtätte. Welcher Abſtand zwiſchen dieſer armen Hütte des jetzigen Bewohners von Aegypten, und den unermeßlichen Palläſten des alten Aegyptens!"

Von der Gewinnſucht und Betrügerey der Araber zu reden, findet der Verf. öfters Gelegenheit. Die Einwohner von Gurnah ſuchen die Stellen in den Katakomben, wo ſie nach Alterthümern graben, den Fremden ſorgfältig zu verbergen, und unternehmen meiſt die Grabungen auf gemeinſchaftlichen Gewinn; handelt der Einzelne für ſich, ſo hat er ſich vor der Eiferſucht der Nachbarn wohl zu hüten. Belzoni und Beechey kauften von einem Bauern von Gurnah zwey Vaſen von Erz, jede von ungefähr 18 Zoll Höhe und 10 Zoll Dicke, mit einem Henkel verſehen, und ganz mit ſchön eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt; die Sache ward von dem Araber ſehr geheimnißvoll betrieben, und endlich zeigte ſich doch, daß er im Namen der ganzen Compagnie gehandelt und nur noch ein kleines Geſchenk für ſich allein hatte gewinnen wollen.

Wir finden nun die beyden Reiſenden geraume Zeit mit Nachgrabungen in Karnak und Luxor und mit Unterſuchung der Gräber von Gurnah beſchäftigt. Sie wohnen in dem Tempel von Luxor, und Belzoni, bald vertraut mit allen Einwohnern der Gegend, bringt es dahin, daß ſie nicht nur die aufgefundenen Sachen ihm zum Kauf bringen, ſondern auch eine beträchtliche Anzahl täglich um beſtimmten Lohn für ihn arbeitet. Von den Katakomben, den Mumien und was ſonſt in den Grotten für die Kenntniß des Alterthums Merkwürdiges gefunden wird, erwirbt er ſich genaue Kenntniß, ſo daß er manches Intereſſante darüber mittheilt. Die Ausgrabungen werden mit gutem Erfolg betrieben. Man fand in Karnak eine andere Reihe von Statuen, deren einige zwanzig geweſen zu ſeyn ſchienen, wovon aber nur fünf gut genug erhalten waren, darunter eine Statue von grauem Granit, einen jungen Menſchen, ſitzend, in Lebensgröße vorſtellend. Zwey andere ſitzende Figuren aus rothem Granit, etwa zwey Fuß hoch, und ein Stein mit Hieroglyphen, wurden an demſelben Ort gefunden. Belzoni glaubt, daß ſolche Reihen von Statuen bey einer feindlichen Invaſion, etwa der des Kambyſes, abſichtlich in die Erde vergraben worden. Weitere Erwerbungen waren ein koloſſaler Kopf, von der Größe des Memnonskopfes, aber ohne die Schultern, wohlerhalten bis auf ein Ohr und einen Theil des Kinns; der Altar mit den ſechs Göttern in Basrelief aus dem kleinen Tempel von Karnak, vier große Löwen, und der Deckel eines Sarkophags von Granit aus einer Grabhöhle von Gurnah, welcher unſerm Reiſenden von Drovetti war abgetreten worden.

Des Letzteren Agenten aber mußten dieſe glücklichen Erwerbungen natürlich mit Unzufriedenheit anſehen, was ſich denn auch bald in der Stimmung des Defterdar-Bey von Ober-Aegypten verkündigt, welcher nach Luxor kommt, um Belzoni, trotz dem vom Paſcha ihm ertheilten Firman, am weiteren Sammeln zu hindern, und den armen Scheik, deſſen Freundſchaft jenem manches Beſitzthum erworben hatte, mit deſpotiſcher Grauſamkeit beynah zu Tode prügeln läßt. Zwar verſpricht er Belzoni zuletzt die Erlaubniß, noch einige Zeit fortgraben zu dürfen; als aber der Befehl den verſammelten Arabern vorgeleſen werden ſoll, findet ſich, daß er gerade das Gegentheil, ein ſtrenges Verbot an alle Einwohner enthält, die Engländer graben zu laſſen oder ihnen Alterthümer zu verkaufen.

Unſere Reiſenden entſchließen ſich nun, nach Nubien zu gehen, um Belzoni's angefangenes Unternehmen, die Ausgrabung des Tempels von Ybſambul, zu vollenden. Der engliſche Conſul ſetzt ſie durch Anweiſung beträchtlicher Summen dazu in Stand. Sie erhalten ſeine Genehmigung in Philä, wo Belzoni unterdeſſen den ganzen Portikus des großen Tempels in Wachs modellirt hat. Seine Frau kömmt ihm hierher von Cairo nach; da er ſie aber nicht nach Nubien mitnehmen kann, ſo bleibt ſie bis zu ſeiner Rückkunft in Philä, von welchem Aufenthalt ihre dem zweyten Band angehängten Reiſebemerkungen Nachricht geben.

Mit den Kapitäns Irby und Mangles vereinigt, kommen die Reiſenden von Philä nach Ybſambul, und bewegen die Kaſcheffs durch Geſchenke, daß ſie Arbeiter zur Aufgrabung hergeben. Belzoni, weit entfernt, den von Jahrhunderten aufgehäuften Sandberg abtragen zu wollen, geht nur darauf aus, ihn bis an den Eingang des Tempels zu durchſtechen. Da er ſieht, daß die Arbeit auch auf dieſe Weiſe ſehr langwierig wird, ſchließt er einen Accord mit dem Kaſcheff, wonach dieſer verſpricht, ihm für dreyhundert Piaſter den Tempel öffnen zu laſſen. Mit achtzig Mann täglich hofft man in drey Tagen zum Ziel zu gelangen; aber als nach Verlauf dieſer Zeit ſich noch keine Hoffnung zeigt, ſtellen die Barabras ihre Arbeiten ein, und Belzoni muß demungeachtet das Geld bezahlen. Nun übernehmen die vier vereinigten Reiſenden das mühſame Geſchäft ſelbſt, und fahren unver-

drossen fort, nur von ihrer Schiffsmannschaft unterstützt, bis es ihnen am 1. August gelingt, den Eingang zu eröffnen und in das schönste und größte unterirdische Gebäude von Nubien einzudringen. Unsere Leser kennen diesen Tempel bereits aus dem Bericht des Obristlieutenants Straton, den wir, nebst dem Grundriß, in Nr. 62. des vorigen Jahrgangs mitgetheilt. Wir wollen hier das Hauptsächlichste wiederholen, um eine Vorstellung im Allgemeinen wieder zu erwecken: Die Façade, aus der Fläche des Felsens gehauen, ist 117 Fuß breit und 86 Fuß hoch; auf jeder Seite des Eingangs sitzen zwey Kolosse, die größten in Aegypten und Nubien, mit Ausnahme des großen Sphinx, der sich, nach Belzoni's Angabe, zu ihnen wie 3 zu 2 verhält. Ueber der Thüre befindet sich die Statue des Osiris, 20 Fuß hoch, und oben ist die Façade mit einer Friese verziert, über welcher eine Reihe von, 8 Fuß hohen, Affen ausgehauen ist. Das erste Gemach des Tempels, aus welchem man in eine Reihe von Sälen und endlich in das Allerheiligste gelangt, ist 57 Fuß lang und 52 Fuß breit; die Decke ruht auf zwey Reihen viereckiger Pfeiler, vor welchem je eine kolossale Figur, etwa 30 Fuß hoch steht. Pfeiler und Wände sind mit bemalten Basreliefs überdeckt. Einige Unrichtigkeiten in Straton's Beschreibung sind uns von Hrn. Gau, der hier ebenfalls erst die genauen Vermessungen und Zeichnungen liefern wird, bemerkt worden: z. B. die Statuen sind nicht mit Stucco überzogen, die Gesichter der Belagerten auf den Basreliefs sind nicht voll Ausdrucks, sondern gleichförmig, und daß die Figuren dem Meißel eines Praxiteles u. s. w. keine Schande machen würden, ist eine Uebertreibung, die von selbst in die Augen fällt. Dagegen bestätigt Hr. Gau, was auch Belzoni sagt, daß die Sculpturen sämmtlich vollkommener gearbeitet seyen, als die an den Monumenten von Aegypten. In dem Tempel fand Belzoni zwey lebensgroße Löwenfiguren mit Sperberköpfen, eine kleine sitzende Figur und verschiedene Stücke aus Kupfer, die an den Thüren befestigt gewesen waren.

Vier Tage darauf traten die Reisenden ihren Rückweg nach Aegypten an; Belzoni nimmt seine Frau in Philä mit, und sie kehren sämmtlich nach Luxor in ihre alte Tempelwohnung zurück. Die beyden Kapitäns setzen ihren Weg nach Cairo fort, Beechey macht Zeichnungen, und Belzoni beginnt trotz dem früher erfahrenen Widerstand seine Nachgrabungen von Neuem.

Sein gutes Glück führt ihn dießmal in das Thal von Biban-el-Moluk, wo sich die in den Felsen gehauenen Königsgräber befinden. Er entdeckt mehrere kleine Katakomben mit mannichfaltigen Malereyen, vielen unversehrten Mumien, Statuen aus Holz geschnizt u. s. w. Die wichtigste Entdeckung aber war die des prächtigen Königsgrabes, die auch dem Namen unseres Reisenden am meisten Ruhm erworben hat. Er selbst nennt den Tag, wo er sie gemacht, einen der glücklichsten seines Lebens, der ihn für alle ausgestandene Mühseligkeiten reich entschädigt habe. In dem Bett eines Bergstroms, der zur Regenzeit sich mit Wasser füllte, gewahrte Belzoni die Spur vom Eingang einer Katakombe. Trotz der Versicherung der Araber, daß hier nichts zu finden, läßt er die Grabungen fortsetzen, und eröffnet endlich mit vieler Mühe einen Gang von 36 Fuß 2 Zoll Länge und 8 Fuß 8 Zoll Breite, dessen Malereyen und Basreliefs an Wand und Decke eines der prächtigsten Gräber verkündigten. Auf diesen Gang führte eine Treppe von gleicher Breite und 23 Fuß lang, in einen andern 37 Fuß 3 Zoll langen Gang hinab. Basreliefs mit Hieroglyphen und gemalten Figuren sah man an den Wänden, und an den Decken wohlerhaltene gemalte Ornamente. Aber am Ende dieses Gangs fand sich die steigende Erwartung plötzlich gehemmt durch einen tiefen Schacht, der den Weg quer durchschnitt. Er war 30 Fuß tief, 14 Fuß lang, 12 Fuß 3 Zoll breit, und auf beyden Seiten mit Figuren bedeckt. Jedoch bemerkte man auf der gegenüberstehenden Seite eine 2 Fuß große Oeffnung; ein Holz, woran ein Strick hieng, schien zur Brücke gedient zu haben, beydes Anzeigen, daß diese Wand schon einmal mit Gewalt eröffnet worden war. Am andern Morgen ward nun mit Hülfe eines langen Balkens der Uebergang versucht, die Bresche erweitert, und so drang man in einen schönen, 27½ Fuß langen und 25 Fuß 10 Zoll breiten Saal ein, der von vier Pfeilern gestützt und ganz mit Malereyen ausgeschmückt war. Dieser führte gegenüber in einen zweyten ungefähr eben so großen Saal, auf dessen Wänden sich Umrisse von Figuren fanden, die kaum aufgetragen zu seyn schienen. Zur Linken des ersten Saals aber gelangte man wieder eine große Treppe hinab in einen 36 Fuß 6 Zoll langen Gang. Je weiter vorwärts, desto vollkommener wurden die Malereyen. Eine kleinere Treppe führte dann wieder über einen Gang, aus welchem man in eine Reihe von Sälen gelangte, wovon der erste mit den schönsten von allen hier befindlichen bemalten Basreliefs geschmückt, der zweyte von zwey Reihen viereckiger Säulen gestützt, auf jeder Seite mit einem Nebenzimmer versehen und nur durch eine Stufe von einem am reichsten verzierten Saal mit gewölbförmiger Decke, 31 Fuß 10 Zoll lang und 27 Fuß breit, getrennt war. Ein Nebenzimmer dieses lezteren, wo sich keine Sculpturen befanden, schien nicht geendigt; diesem gegenüber jedoch öffnete sich ein Saal mit einem rings an der Wand herumlaufenden Vorsprung, anscheinend bestimmt, um die zum Leichenzug nöthigen Geräthe darauf zu setzen. Eine andere große Thüre führte in den lezten Saal mit vier Pfeilern, 43 Fuß 4 Zoll lang, und 17½ Fuß breit. Hier fand man das mit Asphalt einbalsamirte Gerippe eines Ochsen, viele Figürchen aus Holz und gebranntem Thon. Das wichtigste und prächtigste von allem aber stand in der Mitte des gewölbten Saals, ein Sarkophag von schönstem orientalischen Alabaster, der, wie Belzoni sagt, nicht seinesgleichen in der Welt hat, 9 Fuß 9 Zoll lang, 3 Fuß 7 Zoll breit, die Wände nur 2 Zoll dick, durchscheinend, und außen und innen mit Sculpturen von vielen Hundert kleinen Figuren bedeckt, welche nicht über 2 Zoll hoch sind, und Triumphzüge, Prozessionen, Opfer u. s. w. darstellen. Der Deckel war abgenommen und zer-

brochen worden und man fand noch die Bruchstücke davon. Unmittelbar unter dem Sarkophag gieng eine Treppe hinab in einen 300 Fuß langen Gang, welcher von einer andern Seite her in das Begräbnißgemach geführt hatte. Jedoch war die Treppe zugemauert gewesen, so wie auch die große Thüre, die aus dem vorlezten Saal in die lezte führte, und die man bey dem früheren Einbruch mit Gewalt eröffnet hatte. Bey der Beschreibung dieses unterirdischen in den Felsen gehauenen Grabes, mit der Pracht seiner Säle und ihren unzähligen Sculpturen und Malereyen glaubt man sich in eine Zauberwelt versezt.

Doktor Young, der sich mit der Entzifferung der Hieroglyphen beschäftigt, meynt in denen von einem der Hauptgemälde die Namen des Neko und Psammis gefunden zu haben. Jedermann sieht aber leicht, auf welchen unsichern Gründen diese Conjectur beruht. Bey Gelegenheit der nur entworfenen Gemälde in dem einen Saal bemerkt Belzoni Folgendes über das Verfahren, welches die Aegypter bey ihren bemalten Sculpturen beobachtet zu haben scheinen: „Anfangs wurde der Fels so glatt als möglich gemacht, und wenn Unebenheiten darin waren, füllte man sie mit Mörtel aus, der, hart geworden, sich behandeln ließ wie der Stein. Nun zeichnete ein Künstler die Umrisse der Figuren und Ornamente, welche ausgehauen werden sollten, mit Roth auf, dann kam ein geschickterer Meister und wiederholte sie mit Schwarz, indem er zugleich die Fehler des ersten verbesserte, der vielleicht nur ein Zögling oder untergeordneter Künstler war. Diese Verbesserungen sieht man deutlich an mehreren Stellen. War die Zeichnung vollendet, so hieb der Bildhauer rings herum den Stein weg, so daß die Figuren mehr oder weniger, im Verhältniß ihrer Größe, erhaben hervortraten. (Der Verf. scheint also hier von wirklichen Basreliefs und nicht von den Basreliefs en creux zu sprechen, welche nur einen vertieften Contur haben und übrigens von gleicher Höhe mit der Wand sind). Für die Figuren in Lebensgröße war die Erhöhung gewöhnlich ein halber Zoll, während man die kleinen nur einen halben Fuß langen Figuren nicht mehr als in der Dicke eines Thalers vorspringen ließ. Die Kleider und verschiedenen Theile der Glieder sind durch eine sehr präcis gezogene Linie angezeigt, deren Dicke ungefähr die eines Drey-Livresstücks beträgt. — Nachdem die Figuren durch den Bildhauer vollendet und geglättet waren, überzog man sie mit einer Lage von weißer Farbe. Dieß Weiß ist so blendend, daß unser bestes Papier daneben gehalten gelblich aussieht. Darauf begann die Arbeit des Malers. Die Aegypter scheinen keine Fleischfarbe gehabt zu haben; überall, wo sie das Nackte zu malen hatten, brauchten sie Roth. Doch finden sich einige Ausnahmen, z. B. um eine schöne Frau zu malen, nahmen sie Gelb zur Unterscheidung der Hautfarbe von der der Männer; auch konnte ihnen die Zusammensetzung der Fleischfarbe nicht ganz unbekannt seyn, denn wenn sie das Nackte unter einem halbdurchsichtigen Schleyer darstellen wollten, gebrauchten sie Tinten, welche der Natur sehr nah kamen, wenn wir annehmen, daß die Aegypter dieselbe Hautfarbe hatten, wie ihre Abkömmlinge, die Kopten, welche zum Theil so weiß wie die Europäer sind. Die Kleider sind meistens weiß gemalt (?); in den Zierrathen des Schmucks zeichnete sich der Maler besonders aus; das Roth spielte darin eine große Rolle, und man muß gestehen, daß die vier einzigen Farben, welche die Aegypter kannten, (Roth, Blau, Grün und Gelb) mit vieler Kunst vertheilt sind. Wenn die Bemalung der Figuren vollendet war, scheint man sie mit einem Firniß überzogen zu haben; doch läßt sich nicht erkennen, ob dieser Firniß über die schon aufgetragenen Farben kam, oder bey der Zubereitung darunter gemischt wurde. Auch bemerkt man den Firniß nirgends als in diesem Grabe, das allein vor den Unbilden der Barbaren gesichert, noch alle Zierde unversehrt bewahrt, und daher auch die getreuste Vorstellung von Kunst und Sitte des alten Aegyptens liefert."

Auf eine Beschreibung der einzelnen Malereyen, wie deren in mehreren Blättern des Atlasses nachgebildet sind, einzugehen, würde hier in das Gebiet der Geschichte und Mythologie führen; der Effekt der bunten, theils auf weissen, theils auf gelben Grund gemalten Figuren ist grell und prächtig genug.

Voll Freude über seine Entdeckung kehrt nun Belzoni mit allen gesammelten Alterthümern nach Cairo zurück, in der Absicht, sich die Materialien zu verschaffen, um die sämmtlichen Figuren und Ornamente des Königsgrabes in Wachs zu formen. Er gewinnt daselbst den Doktor Ricci, mit ihm nach Theben zu gehen und die Sculpturen zu zeichnen, indessen seine Frau die Reise nach dem heiligen Grab unternimmt.

Während er aber in Cairo verweilt, stellt sich ihm der Gedanke, den Eingang zu der zweyten großen Pyramide, den man in der neueren Zeit vergeblich gesucht, ja dessen Existenz bezweifelt worden war, zu entdecken, mit solcher Gewalt vor die Seele, daß er sich entschließt, auf gutes Glück den Versuch zu wagen. Mit wenig Geld versehen, beginnt er die Aufgrabung, wozu, wie er sagt, noch kurz vorher in Cairo eine Subscription von einer halben Million Franken ausgeschrieben werden sollte. Er hatte gemuthmaßt, daß der Eingang sich unter einem Schutthaufen in der Mitte der nördlichen Façade finden möchte. Hier stellte er vierzig Araber an, und eben so viel auf der östlichen Seite, wo man nach einigen Tagen den untern Theil eines Tempels entdeckte, welcher durch ein Steinpflaster mit dem Fuß der Pyramide in Verbindung stand. Auf der nördlichen Seite ward 18 Tage ohne Erfolg gearbeitet, bis man endlich auf einen Eingang stieß, von dem sich aber zeigte, daß er gewaltsam und mit mächtiger Anstrengung in die Pyramide gebrochen war, um in deren Inneres einzudringen. Nicht abgeschreckt durch diesen fehlgeschlagenen Versuch beobachtet Belzoni von Neuem, und vermuthet, durch Vergleich der ersten Pyramide, nun den Eingang um etwa 100 Schritte weiter östlich, wo sich denn auch günstige Anzeigen finden. Hier wird die Arbeit von Neuem begonnen und es zeigt sich, daß die Berechnung richtig war; nur zwey Fuß tiefer stieß man auf den wahren Eingang. Dieser führte schief abwärts, war aber durch einen Block von Granit verschlossen, nach dessen Wegschaffung man in einen horizontalen Gang, und durch diesen in der Mitte der Grundfläche in ein Gemach gelangte, das wie die Gänge in den Felsen gehauen war und sich in eine spitzwinklige Decke endigte. Seine Höhe betrug 23½ Fuß, seine Länge 46½ und seine Breite 16 Fuß 3 Zoll. In gleicher Ebene mit dem Boden fand sich ein 8 Fuß langer Sarkophag vom schönsten Granit, aber ganz ohne Hieroglyphen und mit gebrochenem Deckel. Erde und Steine mit untermischten Gebeinen eines Ochsen fanden sich im Innern. Eine arabische Inschrift an der Wand des Gemachs sagte, daß schon einmal Araber in diese Pyramide gedrungen. Auf derselben Seite, wo man hereintrat, führte ein schief hinablaufender Gang in ein unterirdisches Zimmer, aus welchem man dann aufwärts zu einem zweyten etwas tiefer als der erste liegenden Eingang kam. Letronne im Journ. des Savans Dec 1820 bemerkt, daß auch Pietro della Valle im Jahr 1615 schon in dieser Pyramide gewesen. Der Einbruch der Araber mag wohl im 12ten Jahrh. geschehen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 140.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 12. Juni 1821.

Sprich, was rühmt die Geſchichte von dir? wie der Römer erwarbſt du
Mit dem Eiſen, was du tyriſch mit Golde regierſt.

Schiller.

Etwas über England.

(Auszüge aus dem Tagebuche des Herrn Jonathan Kentucky, eines Amerikaners, aus dem New-Monthly Magazine, 1. Februar 1821.)

Beſuch der Bank, unter dem Schutze des Herrn T—. Wie Herr T., welcher zu der Sekte gehört, die man in dieſem Lande Evangeliſch nennt, Widerſprüche vereinen, und zu gleicher Zeit Gott und Mammon dienen kann (denn die Bank dürfte wohl für den eigentlichen Tempel des Mammon gelten), iſt ſeine Sache und nicht die meinige. Dieſe ungeheure Anſtalt beſchäftigt beſtändig 1000 Perſonen unter ihrem Dache, welche ſie im lezten Kriege, unter dem Namen der Bank-Freiwilligen in ein Regiment gebildet hatte. Sie enthält nicht weniger als ſechszig Kanzliſten zum Unterſchreiben, deren jeder 300 Pf. jährlich hat. Dieſe beträchtliche Summe von 18000 Pfund, heißt es, werde bey den neuen Noten erſpart werden, worauf die Unterſchriften durch eine Maſchine eingewirkt werden ſollen. Alles was zum Druck u. ſ. w. der Noten gehört, wird innerhalb des Gebäudes getrieben. Hier finden ſich auch die verſchiedenen Bureaus, wo die mit den Staatspapieren verbundenen Geſchäfte betrieben und die vierteljährigen Zinſen bezahlt werden. Viele derſelben ſind aufs prachtvollſte und zu gleicher Zeit aufs bequemſte eingerichtet, und die neueren machen dem architektoniſchen Talente des Herrn Soana Ehre. Es giebt keine Platte von mehr als 1000 Pfund; denn dies ſind die beträchtlichſten gedruckten Noten, welche im Umlauf ſind. Alle Noten, welche an die Bank bezahlt werden, werden ſogleich durch Abreiſſung der Unterſchrift vernichtet, nachher aber zwanzig Jahre lang aufbewahrt, um nöthigen Falls bey vorfallenden Prozeſſe auf Verlangen produzirt werden zu können. Das unterirdiſche Gewölbe, wo dieſe zerfezten Reliquien in hoch aufeinander geſchichteten Kiſten aufbewahrt liegen, brachte uns die Pariſer Catacomben ins Gedächtniß. — Als eine der Curioſitäten des Ortes zeigte man uns die Tauſend-Pfund-Note, womit Lord Cochrane ſeine Buße bezahlt hatte, und auf deren Rückſeite er folgende Worte geſchrieben: „Da meine Geſundheit durch eine lange und enge Einkerkerung gelitten, und meine Feinde entſchloſſen ſind, mich entweder um mein Vermögen oder ums Leben zu bringen, ſo laſſe ich mir die Räuberey gefallen, um mich gegen Mord zu beſchützen, in der Hoffnung, daß ich's noch erleben werde, die Verbrecher beſtraft zu ſehen. Cochrane.“

Im Bullion-Departement befand ſich eine Menge Goldes in Barren und Sechszig-Unzen Stücke, welche leztere ungefähr die Größe einer großen Schachtel Windſor-Seife haben, und die einen beynahe in Verſuchung brachten, gegen das achte Geſetz zu ſündigen. Große Haufen Spaniſche Thaler, in einem roheren und niedrigern Metalle, reizten kaum die Aufmerkſamkeit neben dieſen goldenen Schätzen. Die Gewohnheit mag, wie es den Krämern mit den Feigen geht, alles dieſes den Hütern dieſer Gewölbe ziemlich gleichgültig machen; ich möchte aber doch den Direktoren rathen, die Beſuchenden wenigſtens der Tanzübung zu unterwerfen, deſſen Zadig in der Beſchreibung der Wahl von König Babuſan's

Schatzmeister erwählt. — In des Schatzmeisters Bureau lagen eine Menge Säcke mit 1000 Souverains in einem jeden aufgethürmt, es war mir vorher nie aufgefallen, wie unbequem es seyn müsse, eine solche Summe bey sich zu tragen. Wir litten hierauf die Strafe des Tantalus, indem man uns ein Päckchen Noten in die Hand gab, welche an neun Millionen betrugen. — Die Bank besizt gleichfalls eine reiche Sammlung von alten und neuen Münzen, und keine der unbedeutendsten Seltenheiten des Ortes, ist eine vollkommene Folge der London Gazette von ihrer Entstehung unter der Regierung Karls II. wo sie, beyläufig gesagt, Oxford Gazette genannt wurde, wo sich damals der Hof, wegen der in London herrschenden Pest, aufhielt.

3. Februar. Covent-Garden. Schauspielhaus. Ein englisches Theater ist einem der unsrigen so ähnlich, daß ein Amerikaner kaum etwas darin sieht, welches ihn daran erinnern könnte, daß er sich nicht in seiner Heimath befindet. Indessen sagt man, die histrionische Kunst sey im Verfallen. Unser Zeitalter scheint mir nicht die Bühne zu begünstigen, und in den Künsten, so wie in allen andern Dingen, werden die Produkte allzeit mit der Nachfrage gleichen Schritt halten. In England ist das Schauspiel nicht mehr Mode, und die Gewalt der Mode ist in diesem Lande weit größer, als die Gewalt ihrer gerühmten Parlaments-Akten, welche, wie man sagt, alles zu thun vermögen, nur nicht einen Mann zum Weibe oder ein Weib zum Manne machen. Das zunehmende Interesse an politischen Gegenständen, die Parlamentssitzungen, und die vollkommene Umwälzung, welche in den Stunden statt gefunden, haben alle dazu beygetragen, um die elegante Welt aus den Schauspielhäusern zu entfernen. Die eigentlichen Einwohner Londons sollen wenig Geschmack für die Bühne haben, und die Zuschauer bestehen gewöhnlich aus der beweglichen Masse der Besuchenden, deren viele, wie ich, am Abend hinausgetrieben werden, um in dem bunten Gewühl und dem Glanz des Schauspielhauses eine Zuflucht gegen die Langeweile der Kaffeehäuser zu suchen. Auch hat die Affektation des neuern Geschmacks die Produkte der besten komischen Schriftsteller von der Bühne verbannt; und gezwungen anständig zu seyn, wird die Bühne schwerfällig. Die Gesetze, welche den zwey großen Londoner Bühnen das Monopolium gegeben, haben gleichfalls bedeutend zu dieser Herabwürdigung des Nationaldramas beygetragen. Die ungeheuere Größe derselben, welche inzwischen unentbehrlich ist, wenn ganz London in den zwey Häusern zusammengedrängt werden soll, hat eine große Veränderung in der Art zu spielen hervorgebracht. Der Schauspieler muß jezt allen Leidenschaften einen höhern Anstrich geben, er muß den Ton seiner Stimme und den Ausdruck seiner Gesichtszüge, nicht nach den Anweisungen der Natur, sondern darauf einrichten, daß er auf die Augen und Ohren der Zuschauer eine Wirkung hervorbringe, die sich zum Theil eine halbe Meile von ihm befinden; — so daß die eine nothwendig ein Gebrülle und die andere Verzerrung wird. Wäre es nicht um dieses Monopolium, welches jeder Verbesserung entgegensteht, so würde schon längst eine Veränderung in den Theatern gemacht worden seyn, um die Eigenschaft und Zeit ihrer Vorstellungen nach der veränderlichen Mode des Tages einzurichten. Die Einrichtung der Logen, Parterre, und Galerien unter einem Dache fortwährend zusammenzubehalten taugt augenscheinlich nichts; und dieß ist wieder eins von den Uebeln, welche aus dem Monopolium entspringen. Jede Klasse der Zuschauer würde in einem besondern Hause eine bessere Unterhaltung finden. So wie's jezt ist hat man zu viel für sein Geld. Das Spiel dauert zu lange. Das Schauspiel, welches die Logen zu sehen wünschen, fängt so früh an, daß man das Mittagsmahl aufopfern muß, um beym Anfang zugegen zu seyn. Das Nachspiel, welches vorzüglich für die Galerien bestimmt ist, dauert viel zu lange für Leute, welche am andern Morgen wieder früh auf seyn sollten, um an ihre tägliche Arbeit zu gehen. Die arbeitenden Klassen also, welche dann und wann das Theater zur Erholung besuchen, sollten Theater für sich haben, wo das Spiel um sechs anfinge und um zehn Uhr aufhörte; und die elegante Welt würde mehr als ein Theater erhalten, das dem englischen Drama gewidmet, wo ein Schau- oder Trauerspiel zwischen neun und zwölf Uhr vor Zuschauern aufgeführt werden sollte, für welche es weder Parterre noch Galerien bedürfte. Ich habe noch nicht das lezte und vielleicht das schlimmste erwähnt, welches sich gegen die Schauspielhäuser in ihrem gegenwärtigen Zustande einwenden läßt: die Lobbies (obere Logen). Die öffentliche, freche Verletzung alles Lebensanstandes sowohl, als aller Gesetze der Sittlichkeit, in den schamlosen Auftritten, welche man abendlich in diesen privilegirten Treibhäusern des Lasters sieht, sind ein Schandfleck in dem Charakter einer Nation, die sich einen Vorzug in der Sittlichkeit über alle andere Nationen anmaßt, und sind gewiß hinlänglich, um eine sittlich gesinnte Frau aus einem andern Lande, die an den Anblick dieser Gräuel nicht gewöhnt ist, hinwegzuscheuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aberglaube und Grausamkeit.

(Beschluß.)

Indem Ravenston so sprach, warf er die Hülle ab, schüttelte sein langes rabenschwarzes Haar hinab, und stand vor ihr in der ganzen Fülle und Anmuth seiner Jugendgestalt. Else bewegte sich nicht. Sie lachte, aber ihr Lachen war so harmonisch und von einem entzückenden Blick des lieblichsten Frohsinnes begleitet, daß Ravenstone ihren Mantel fahren ließ, den er zuerst mit drohendem Ernst gefaßt

hatte. „Den Verhaftsbefehl, Elſe,“ rief er, „den Verhaftsbefehl! — Es iſt Mitternacht und der Gefängniß-Aufſeher war. Wo iſt der Befehl zu Johann Bradfords Loslaſſung?“ — „In meiner Hand,“ ſagte ſie, „und bedarf nur deiner Unterſchrift und Beſiegelung; hier iſt die Unterſchrift unſerer Königinn.“ — Ravenſtone riß ihr das Pergament aus der Hand, wollte es aber doch nicht unterzeichnen, bis er den Inhalt geſehen. — „Du biſt entweder betrogen, Elſe, oder du willſt mich betrügen. Dieß iſt ein Ehekontrakt, welcher dir Giles Rufords Ländereyen als Morgengabe zuſichert“ — „Und wem,“ fragte ſie lächelnd, „erlaubt mir meine königliche Gebieterinn durch ihre eigene Unterſchrift, ſolche zu geben?“ — Ravenſtone ſah noch einmal hinein, und erblickte ſeinen eigenen Namen und ſich ſelbſt als den Gatten bezeichnet, den die Königinn Maria ihrer Ehrendame beſtimmte. — „Hat ſie auch,“ fragte er, „Johann Bradfords Befreyung unterzeichnet?“ — „Sie iſt in meiner Hand und vor deinen Augen; aber das Siegel das deinen Freund retten ſoll, darf nicht daran geheftet werden, bis du dieſen Kontrakt unterſchrieben und geſiegelt haſt. — Wähle!“ —

Der Befehl zu Bradfords Befreyung lag offen vor ihm und in der Hand hielt ſie den Ehekontrakt. Er lächelte, als ſein Blick ihrem ſcharfen blauen Auge begegnete, und ſchrieb den Namen Heinrich Ravenſtone in die dafür offen gelaſſene Stelle. Ohne ihren Blick von dem ſeinigen abzuwenden, fügte ſie ihren eigenen hinzu; und indem ſie das Pergament in den Buſen verbarg, erlaubte ſie ihm den Befreyungsbefehl hinzunehmen. Er war in allen Theilen richtig und beſtimmt; als Ravenſtone ſich aber nach des Kanzlers Siegelring umſah, hatte ſich der Kofferdeckel darüber geſchloſſen. „Schreib' es dir ſelbſt zu, Ravenſtone,“ ſagte Elſe von Huntingdon, „du haſt der Geiſter- und Feenſagen geſpottet, und hatteſt doch Weiberſchwäche genug, in dieſem Koſten zu wühlen und Wunder zu erwarten. Als wenn dein Herr nicht Verſtand genug hätte, einen Sicherheitsort für ſeinen Ring auszumitteln, den dich deine Neugierde, mehr als dein Gehorſam hier hinein hängen ließ! Glaubſt du, ich ſey wie eine Sylphe oder Elfe in dieſes Gemach gekommen, ohne die Schläge vernommen zu haben, welche mir verkündeten, daß du hier warſt? Wahrlich Ravenſtone, des Menſchen Eitelkeit iſt die einzige Zauberinn, welche ihn beherrſcht.“ — „Schöner Teufel! Wenn dein verſchmitzter Prieſter, welcher deiner Liſt die Richtung giebt, ihrer nicht mehr bedarf, wird dich dein anderer Herr, der große Fürſt des Feuers, vom Scheiterhaufen retten?“ — „Mein Vertrauen liegt in mir ſelber,“ erwiederte ſie, indem ſie ihren Mantel und Schleyer abwarf, und ihr goldenes Haar über den entblößeten Nacken und das dünn leidene, enganliegende himmelblaue Unterkleid, bis zu den Füßen herabrollen ließ. Ihr Auge, groß und blitzend, wie das des wilden Leopards, glänzte in ſolcher herrlichen Schönheit, daß es beynahe den Triumph errungen hätte, den es forderte. „Widerſtehe meiner Macht nicht, Ravenſtone, denn in ihr beruhet deine Sicherheit. Gardiner hat Bradfords Tod unwiderruflich beſchloſſen, und ſeinen Traum von Gefahr blos erfunden, um dich hierher zu locken! Ich habe mir aber durch meine Verdienſte um ihn ein ſchönes Gut erworben, das du mit mir genießen kannſt.“ — „Dein Lohn iſt noch nicht ausbezahlt, Elſe!“ erwiederte er knirſchend. — Jenes ſchöne Gut gehört mein und dieſer Kontrakt dient dir zu nichts, ohne meinen Willen. Heinrich Ravenſtone iſt ein Name, eben ſo falſch als dein Verſprechen, Johann Bradford zu retten.“ — Elſe verſtummte einen Augenblick, alsdann klatſchte ſie mit lautem Gelächter dreymal in die Hände. In dieſem Augenblick füllte ſich das Zimmer mit Bewaffneten, welche ihr Opfer umringten, und ungeachtet ſeiner verzweifelten Gegenwehr, unbarmherzig niederſtießen. — „Dieß iſt nicht der Biſchof!“ rief einer der Mörder, „dies iſt nicht Stephan von Wincheſter, für dieſen kriegen wir nichts.“ — „Es iſt Giles Rufford von Huntingdon,“ erwiederte ſein Gefährte, der Schurke Corniers. „Ich habe ſchon meinen Lohn.“ — Elſe würde entflohen ſeyn, hätte nicht die Länge ihres aufgelöſeten Haares ſie ihren verrätheriſchen Genoſſen in die Hände geliefert. Sie wickelten es ihr um den Hals, um ihr Geſchrey zu erſticken, und machten ihre gerühmte Schönheit zum Mittel ihres Verderbens. (Corniers und ſeine Bande bekannten ihre Schuld vor dem geheimen Rath der Königinn im November 1555). Man ſchleppte ſie als eine Hexe nach Newgate, wo ſie des andern Morgens neben Johann Bradford, in männlicher Kleidung, damit ihre ungemeine Schönheit beym Volk kein Mitleiden erregen möge, hingerichtet wurde. Bradford erkannte ſie, und als er Lorbeeräſte zwiſchen den Reiſern des Scheiterhaufens erblickte, ſagte er, als ahnete er ſeines jungen Freundes Tod: „Ach! der grüne Baum iſt um meinethalben umgekommen!“ Es war wirklich ſein Lieblingsbaum, der aus beſonderer Bosheit zu dieſem Zwecke war umgehauen worden. Das Volk, das ſelbſt in ſeinem Aberglauben gern dem Andenken der Guten huldigt, glaubt noch auf dieſen Tag, daß der Boden, worauf Johann Bradford am erſten Juli 1555 das Leben verlor, dürr und unfruchtbar bleibe, und ſein Herz, welches wie das Herz des andern Märtyrers, Erzbiſchof Cranmers, den Flammen entging, wurde einbalſamirt und in Lorbeerblätter gewickelt. Sein Andenken iſt durch den Glauben geheiligt, den er verehrte, während das Andenken von Elſe von Huntingdon in Staub und Aſche verſank, ein würdiges Sinnbild der Kabale, welche ſie übte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, den 14. Mai.

Wer den Bigotismus einer gewiſſen Religionspartey, erzählt Fiſcher in ſeinem „Gemälde von Madrid,“ recht vollkommen kennen lernen will, der muß unter andern auch wäh-

rend der Fasten in Madrid seyn.“ Ich habe nun diese Fasten mit angesehen, ohne durch den Bigotismus der Spanier im geringsten gestört worden zu seyn. Daß heute der Bruder Antonio hier, morgen der Doctor Tamago dort predigte, was Hrn. Fischer entsetzlich ärgerlich gewesen zu seyn scheint, dagegen habe ich durchaus nichts einzuwenden, bedauere im Gegentheile nur, daß diese Predigten nicht gemüthsreicher und erbauender waren. „Am unterhaltendsten sind indessen,“ fährt jener Schriftsteller fort, „die sogenannten Missionarios, die alle acht Tage aus einer Parochialkirche in die andere ziehen, und häufig, besonders Sonntags Abends, auch an den Straßenecken zu predigen pflegen. Ihre kirschbraunen Gesichter, ihre heftigen Gesticulationen, ihre brüllenden Töne — man glaubt einen Rasenden vor sich zu sehen. Dazu kommt dann der Inhalt ihrer Predigten selbst, der im hohen Grade empörend ist. Hier wird alles mit Namen genannt, alles aufs lebendigste abgemahlt; und die schändlichsten Anekdoten und die scheußlichsten Verbrechen andern hier mit klaren Worten erzählt, u. s. w. Man muß sie gehört haben, um sich von ihrer heiligen Wuth einen Begriff machen zu können.“ Ich kann mir leider keinen Begriff von diesen Marktschreyern machen, da ich sie nicht gehört habe, weil sie schon längst aus Spanien verschwunden sind. Man wird durch nichts, auch nicht einmal durch ein Gericht Mehlspeise in den Fondas, an die Fastenzeit gemahnt, selbst die Theater waren mehrere Wochen hindurch wieder offen, und nach den Beichtzetteln fragte keine Seele; man war daher selbst der Mühe überhoben, sie bey Damen einer gewissen Klasse, die einen ordentlichen Handel mit denselben treiben sollen, wie Hr. Fischer weiß, einzukaufen. Diese Umwandlungen rühren indessen nicht, wie man vielleicht zu glauben versucht werden möchte, von der Einführung der Konstitution her, sondern sind die natürliche Folge einer allmähligen Entwicklung des Begriffes von dem, was der Religion Wesen und Würde ausmacht. Höchstens hat man's der Konstitution zu danken, daß einem durch die Straßen ziehenden Rosario eine Musikbande begegnet, die das Tragala und Lairon spielt, wodurch ein in den Händen der Gerechtigkeit sich befindender Priester mit den unsittlichsten Ausdrücken verhöhnt wird; der Menschheit dürfte übrigens mit diesen empörenden Canciones patrioticas so wenig gedient seyn, als der Religion mit jenen wenig erbaulichen Rosarios, und ich fände es ungemein rühmlicher, wenn man das Oberhaupt der katholischen Kirche vermocht hätte, jene Rosarios abzustellen, als daß man Recht und Sitte insultirt.

Endlich kam der Palmsonntag mit seinen zierlichen Zweigen von Dattelpalmen. Der ehrwürdige Bürgerstand, dem große Erinnerungen Jahrhunderte durch heilig sind, schmückte, wie sonst, seine Stuben und Baltone mit diesen bedeutungsvollen Sinnbildern des Märtyrerthums und ewiger Verklärung. Der Arme holte sich für seinen letzten Quart eine Palme, und die Kinder der Straßen von Fuencarral und Hortaleza begrüßten sich processionsweise mit diesen Symbolen himmlischen Friedens. In unsern Tagen, wo die sogenannte öffentliche Meynung heute ihr „Kreuziget ihn!“ über so manchen ausruft, den sie gestern noch mit Siegeskränzen und Bürgerkronen geschmückt, sollten diese Palmen manchen an die Vollendung des Siegs der guten Sache durch das Märtyrerthum erinnern!

Der Charfreytag hat mich wenig erbaut. Zwar schwiegen die Glocken, zwar rasselte keine Kutsche durch die Straßen, zwar dröhnten die Trommeln gedämpft und dumpf, aber im Gesichte und Benehmen der Madrider, und vorzugsweise der Madriderinnen, habe ich nichts von jener frommen Wehmuth bemerkt, welche die Erinnerung an die Leiden des Welterlösers, von der Kirche an diesen Tagen gefeyert, in jedem fühlenden Gemüthe anregen sollte. Man rennt von Kirche zu Kirche, nicht, wie ein gewisser Reisender meint, um Messen zu hören (die an diesem Tage gar nicht gelesen werden), sondern um die sogenannten heiligen Gräber zu sehen. Die Katafalken, die man aufzurichten pflegt, haben nichts von dem Charakter des Rührenden und Großartigen, wie ich sie hie und da in Deutschland gefunden. Trauercantaten habe ich nirgends gehört. Da man übrigens gewiß seyn kann, an diesem Tage alles, was Madrid an reizenden Frauen und lieblichen Töchtern aufzuweisen hat, auf der Straße und in den Kirchen zu sehen, selbst die nicht ausgenommen, welche eifersüchtige Männer oder sorgsame Mütter stets verborgen halten, so finden sich alle junge Leute an den Kirchthüren ein. Und da jene ihrer Seits gewiß sind, an diesem Tage bemerkt zu werden, so wissen sie alle Künste der Koketterie doppelt geltend zu machen. In der That muß ich gestehen, daß ich die Madriderinnen nie schöner, nie reizender, nie verführerischer gefunden habe! — Der König verrichtete am grünen Donnerstage die herkömmliche Fußwaschung an zwölf Greisen mit erbaulicher Frömmigkeit. Die an diesem Tage, so wie am Charfreytage gewöhnliche Prozession durfte dieß Jahr nicht Statt finden, weil man den Ausbruch von Unruhen befürchtete und wenigstens die Gelegenheit dazu beseitigen wollte.

Der Ostertag, dem in Deutschland das Hervorziehen der besten Kleidungsstücke und das erste Erscheinen der farbigen Frühlingskleider einen gewissen Charakter von Festlichkeit zu geben pflegt, unterscheidet sich hier kaum von einem Werktage, viel weniger von sonst einem Festtage. Die zahllosen Schnaarenbuden, Weinschenken u. s. w. stehen den ganzen Tag offen, die Puerta del Sol belegen die Cindadanos mit ihren Körben voll Zeitungen, der Aguador schleppt seine Wasserträge von Haus zu Haus, der Lastträger altes Geräth, kurz es geht alles seinen gewohnten Gang. Die Theater öffnen sich und das erste Stiergefecht zieht eine zahllose Menschenmasse nach dem Amphitheater.

Die lange, weite Straße von Alcala ist mit Menschen bedeckt, alles eilt nach dem Circus, dem Stiergefechte beyzuwohnen. Acht Stiere von der berühmten Zucht sollen geopfert werden.

Im Kreise der Liebhaber war seit dem Morgen von nichts die Rede, als den vortrefflichen Matadoren; dieser erhebt seinen Liebling hervor, jeder vertheidigt die Vorzüge des seinigen. Ich liebe Nationalschauspiele und habe bisher immer für die Stiergefechte gegen diejenigen Partey genommen, welche sie als ein grausames Schauspiel verbannt wissen wollen. Der Circus ist mit unzähligen Zuschauern angefüllt; alles schwatzt, lärmt, bewegt sich; aus dem wilden Getöse vernimmt man nur zuweilen den Ruf des Wasserverkäufers: Quien quiere agua? oder ein gellendes: El naranjero! Es schlägt vier Uhr, und der Aufzug beginnt. Eine halbe Schwadron Jäger zu Pferde, den Alcalden mit zwey Alguazils in altspanischer Tracht an der Spitze, reinigen den Circus von dem Volke, das sich bisher darin herumgetrieben; die Picadores in ihrem halb maurischen Kostüme, die Banderilleros in der üppigen Tracht der Andalusier, und die stolzen Matadores treten auf den Schauplatz. Die Schranken werden geöffnet, und der wilde Stier stürzt hervor. Doch man erlasse es mir, das grausame Schauspiel zu schildern, das jetzt erfolgt! Ich habe mehr als einmal die Augen von den eben so ekelhaften als empörenden Scenen abgewendet, und finde es erklärbar, wie bey dem Spanier das „Mord“ kein Entsetzen erregt; er ruft es ja tausendmal mit Empfindungen der höchsten Lust und Befriedigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 47.

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 12. Juni 1821.

Kirchengeschichte.

Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschlande. Den Gebildeten der protestantischen Kirche gewidmet von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, OCR. u. Gen. Sup. zu Gotha. Gotha, bey Just. Perthes. 1820. VI u. 192 S. in gr. 8. (geh. 21 gr.)

Die Zeichen der Zeit müssen das Nachdenken jedes Gebildeten stärker, als jemals, auf die protestantische Kirche und unser Leben in derselben hinziehen. Die Extreme in Hinsicht auf Religion (Unglaube und Aberglaube) stellen sich immer schroffer einander gegenüber; die Beyspiele derer werden immer häufiger, welche sich leichtsinnig oder verzweifelnd einer Anstalt, die blinden Autoritäts-Glauben gebietet, in die Arme werfen; die Ueberzeugung wird in mehreren Völkern immer schmerzlicher geweckt, daß das ersehnte Heil nicht kommen könne, wenn die Staatskunst allein, oder gar die Staatskünsteley, die Sorge für den ganzen Menschen übernommen hat. Daher freuet sich Rec. die Leser des Lit. Bl. mit einer Schrift bekannt zu machen, welche diesen Gegenstand mit Umsicht, Ruhe und Mäßigung klar und gründlich abhandelt. Die kurze Darstellung ihres wichtigen Inhaltes wird zum Lesen reizen und zugleich dem Rec. Gelegenheit geben, einige Bemerkungen zu machen und weitere Ansichten zu geben.

Die Unkirchlichkeit unserer Zeit fasset Hr. B. nur von der Seite auf, da ein großer Theil der jetzigen protestantischen Christen die Kirche entweder als eine unnütze Anstalt gleichgültig vernachlässiget, oder gar als eine schädliche feindselig bekämpfet und unterdrücket; die Zahl derer ist auch in der That zu klein, welche (vorzüglich im südlichen Deutschland) die Kirche meiden, weil dieselbe nach ihrer Meinung von der ursprünglichen Reinheit ganz abgewichen ist.

Der erste Abschnitt (S. 1 — 23.) spricht von dem Daseyn und der Wichtigkeit der Unkirchlichkeit. Daß dieses Uebel, welches sonst sporadisch war, jetzt endemisch geworden ist, bedarf keiner ausführlichen Beweise; deshalb wird auch nur auf die offen daliegenden Erscheinungen hingedeutet, auf die Geringschätzung der Bibel, die Vernachlässigung des Beichtstuhles, die verminderte Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen und die Entheiligung des Sonntages, welcher in vielen Gegenden selbst die bürgerlichen Gesetze nicht zu steuern vermögen.[a]) Dagegen wird ausführlicher gezeigt, welche Nachtheile es für die Religion und den Staat haben würde, wenn die Kirche einmal aufhören sollte.[b]) Jene ist zwar als Anlage, Kenntniß und Gefühl in dem Menschen unzerstörbar; allein sie kann nicht in das Leben treten, nicht wirklich Religiosität werden, sobald eine äußere Anstalt fehlet, welche die Gleichgesinnten vereinet und durch Wort und Symbol das Heilige darstellt. Würde die christliche Kirche aufgelöset, so müßte eine neue Form des Religiösen an ihre Stelle gesetzet werden und diese, wie die Erfahrung unwidersprechlich lehret, kann der Staat nicht befehlen, können die Philosophen nicht ersinnen oder einführen. Der Staat kann die Religion und Kirche nicht entbehren, wohl aber diese jenen, wie die Geschichte des Christenthums in den drey ersten Jahrhunderten zeiget. Was wird aus dem Staate werden, in welchem Eid und Gewissen, seine ersten und lezten Stützen, ein Spielball der Parteyen, der Treulosigkeit, der Leidenschaften sind? Das Erlöschen des kirchlichen Lebens war von jeher ein Vorbote schwerer politischer Erschütterungen, oft des Unterganges der Völker und Reiche. Die Eifersucht des Staates auf die Gewalt einer Kirche über die Gemüther, die gleich der protestantischen nicht einen Staat im Staate bildet, ist daher unverständig. „Dieses ist (S. 17.) die Eifersucht eines Ehemannes, der „sich von einem gebildeten und verständigen Weibe, weil sie „ihm zu viele Gewalt über die Gemüther seiner Kinder und „Hausgenossen zu haben scheint, scheiden lässet, und nun „unverehelicht leben will, um in seinem Hause Alles in Allem

a) Wie wenn gerade diese Mitschuld an dem Uebel hätten? Nitimur in vetitum. M.

b) Kaum möglich! S'il n'y avait pas de religion, il faudrait en inventer une, hat, denk' ich, der verketzerte Voltaire gesagt. M.

„zu seyn, oder sich ein geistes-schwaches Weib nimmt, die „keine andere Ansicht und keinen andern Willen haben mag, „als den ihr eben der Mann vorschreibt.“ Treffend wird dann noch widerlegt, was neuere Staatskünstler aus dem Beyspiele der nordamerikanischen Republik für die Behauptung haben beybringen wollen, daß der Staat der Kirche nicht bedürfe.

Im zweyten Abschnitte (S. 24 — 43) werden nun die Ursachen angegeben, „von denen man die entstandene Gleichgültigkeit gegen die Kirche gewöhnlich ableitet,“ oder vielmehr will Hr. V. beweisen, daß der Grund dieses Uebels weder in den Dienern der Kirche liege, welche von dem Lehrbegriffe der symbolischen Bücher abgewichen sind, Statt des Christenthums Philosophie, Politik, Oekonomie u. s. w. geprediget und eine oberflächliche Aufklärerey getrieben haben, nicht mit der Zeit in ihren Vorträgen und der Liturgie fortgeschritten und selbst in der Bildung zurückgeblieben sind, oder sich der Welt gleich gestellet haben in Kleidung, Sitten, Vergnügungen u. s. w., noch in dem überwiegenden Einflusse der Sinnlichkeit, noch endlich in der protestantischen Glaubensfreyheit. Der dritte Abschnitt (S. 43 — 71) suchet nun darzuthun, daß der erste Ursprung der Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die Kirche und das Christenthum in der römischen Kirche und deren Beschaffenheit zu suchen sey. Nach der Ansicht des Hrn. Vfs. waren die Gegner der römischen Hierarchie nicht unbefangen genug, diese von dem wahren Christenthume und der wahren Kirche zu unterscheiden; sie verwechselten beyde und richteten daher ihre Angriffe gegen die Religion und das Christenthum selbst. *) In Italien blieben im Ganzen diese Angriffe fruchtlos, weil die päpstliche Macht zu nahe war, und die Sitten und Künste, so wie das Volksleben und der Ehrgeiz hier an die Kirche festgebunden sind. In Frankreich galt der Papst weniger; die Geistlichkeit machte sich durch Stolz und Herrschsucht verhaßt, durch Theilnahme an den Ueppigkeiten und Lastern der Hauptstadt und des Hofes verachtet; die Streitigkeiten mit den Jansenisten gaben viele Blößen. Die witzigsten und geistreichsten Köpfe dieses Landes bekämpften öffentlich Kirche, Priester, Christenthum und alle Religion, und verbreiteten siegreich ihre Grundsätze. Dazu kam, daß die Jesuiten besonders den Unglauben absichtlich beförderten, um den von Zweifeln und Ungewißheit Geängsteten in dem Schooße der unfehlbaren Kirche die Ruhe anzubieten, welche durch eigenes Forschen verloren war. England hatte gar keinen Papst, aber eine bischöfliche Kirche und heftige Parteykämpfe, die zugleich politische waren. Wahrscheinlich aber waren es die Jesuiten auch hier, welche die Freygeisterey aufregten. Doch die Engländer stritten offen und die Kirche wußte sich mit so viel Gelehrsamkeit und so glücklichem Erfolge zu vertheidigen, daß die Achtung gegen das Christenthum erhalten wurde, und die Engländer noch heute ein sehr kirchliches Volk sind. Wenn auch die Schriften der Englischen Freygeister in Deutschland bekannt und gelesen wurden, so blieben sie doch ohne bedeutenden Erfolg, weil sie zu philosophisch und gelehrt waren. Hingegen pflanzte sich die französische Freygeisterey desto vollständiger in unser Land, da in demselben französische Bildung und Literatur über Alle geschäzt wurden und Friedrich II. noch dazu beytrug, dieses Gift einheimisch zu machen. Das Beyspiel der höheren Stände, die Fluth von Romanen, die Revolution in Frankreich und das glänzende Glück von Bonaparte's Gewalt und Hinterlist vollendeten die Vernachlässigung und Verachtung der Kirche. Dann wird noch aus einander gesezt, warum die gleichen Ursachen nicht die gleichen Wirkungen in diesen Ländern hervorgebracht haben.

Diese beyden Abschnitte sind unstreitig, so viel Wahres sie auch enthalten, der schwächere Theil dieser Schrift; denn sie dringen nicht zu der lezten Quelle des Uebels, bemerken andere Quellen gar nicht und läugnen sogar, daß mehrere da fließen, wo sie ein gesunder Sinn augenblicklich entdecket. Der geistliche Stand wird frey gesprochen von aller Schuld an der Unkirchlichkeit der Zeit. Dieß mag in so weit gelten, als er sie nicht veranlasset hat; allein befördert hat er sie gewiß. So lange es noch viele christliche Kirchen giebt, kann die einzelne unter denselben nur dadurch bestehen, daß sie die Grundlehren, auf welche sie gebauet ist, festhält. Die Mitglieder, die treu an ihr hangen, müssen ihr entfremdet werden, wenn die Lehrer, welche sich zum Vortrage jener Grundlehren eidlich verpflichteten, dieselben ohne Uebereinkunft mit der Kirche zum Theil verschweigen, zum Theil entstellen oder wohl gar bestreiten. Ist nicht jede Gesellschaft schon in dem Augenblicke als aufgelöset zu betrachten, in welchem ihr Grundgesetz (hier die symb. Bücher) eigenmächtig von denen aufgehoben wird, welche über dasselbe wachen sollen, ohne daß ein neues an die Stelle des aufgehobenen gesetzet wird? War es nicht unter vielen Predigern ein Ehrenpunkt, Gegenstände auf der Kanzel abzuhandeln, welche man da gar nicht erwartete? Die Kirchenscheuen kamen nicht zum Anhören solcher Predigten und die Kirchentreuen blieben trauernd weg, um nicht länger den Ort entweihen zu hören, von welchem nur das Wort Gottes verkündiget werden sollte. Leicht mögen, dieß werde in Hinsicht auf ästhetische und philosophische Darstellung, aber nicht in Hinsicht auf Glaubensinnigkeit und Eifer zu bessern, zugestanden, unsere Prediger die älteren in ihren Vorträgen übertreffen, da die Bildung so allgemein verbreitet ist, daß die Gebildeten des weiblichen Geschlechtes es für eine Schande halten würden, wenn sie sich nicht schriftlich und

*) Wer hieß ihnen das? Dafür kann die röm. Kirche nicht. M.

mündlich sprachrichtig und angemessen über einen Gegenstand ausdrücken könnten. Vermehret aber dieß nicht für die, die in einer solchen Zeit lehren wollen, die Verpflichtung, durch eine höhere Bildung und gründlichere Kenntniß sich auszuzeichnen?[d]) Wahr ist es, daß die Ehrfurcht gegen Perucke und schwarzen Rock aufhörte und man in dem Prediger nur den Menschen sahe. Dieß gebot dem Stande die höchste Vorsicht, durch würdevolles Betragen die Würde des Amtes zu bewahren. Mußte es daher der Kirche nicht nachtheilig seyn, wenn mehrere ihrer Diener entweder durch pedantische Steifheit in Sitten, und durch leere Ansprüche auf eine besondere Ehrerbietung sich lächerlich, oder durch den Genuß von Vergnügungen, an welchen der ernste Geschäftsmann sich schämte Theil zu nehmen, verächtlich machten? Die Thatsachen liegen zu offen da, als daß sich abläugnen ließ: ein Theil der Geistlichen wenigstens habe die Unkirchlichkeit zwar nicht veranlasset, aber doch befördert. — Eben so laut sprechen aber auch die Thatsachen dafür, was Hr. B. nicht zugeben will, daß der überwiegende Einfluß der Sinnlichkeit die Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Cultus befördert habe. Der Mensch ist immer Mensch gewesen, und von jeher hat das Fleisch gelüstet wider den Geist; doch ergiebt sich durch eine unparteyische Vergleichung der vorigen und jetzigen Zeit, daß für die Befriedigung der Sinnlichkeit jezt ungescheuter gesorget werde, und ein moralischer Indifferentismus herrsche, der dem Christenthume und damit auch der Kirche geradezu entgegen ist, was auch eine sinnreiche Casuistik vorbringen möge. Wovon zeuget die unglaubliche Vermehrung der öffentlichen Vergnügungsörter, von den Tabagien an bis zu den Restaurationen? Wovon zeugen die Bordelle, welche sogar Männer in höheren Aemtern öffentlich und ungescheut besuchen, die furchtbare Vermehrung der unehlichen Geburten und der leichtsinnigen Ehescheidungen, die Gleichgültigkeit, mit welcher man in manchen größeren Städten von den unnatürlichsten Befriedigungsarten des Geschlechtstriebes und blutschänderischen Verbindungen spricht? Wovon zeuget das Verderben in der dienenden Klasse, das nicht mehr höher steigen kann? Die Wirkungen auf die Kirchlichkeit müssen höchst nachtheilig werden wo solche Erscheinungen sich zeigen, und daher möchte auch der überwiegende Einfluß der Sinnlichkeit nicht nur Beförderungsmittel, sondern vielmehr Quelle der Unkirchlichkeit seyn, insofern jezt dadurch die sittliche Urtheilsfähigkeit dadurch abgestumpfet wird oder eine schiefe Richtung erhält[e]). — Sind diese Bemerkungen gegründet, so läßt sich die Unkirchlichkeit des protestantischen Deutschlands auch nicht einzig in der römischen Kirche und deren Beschaffenheit suchen. Dieselben Ursachen, welche in dieser Zeit gewirkt haben sollen, waren früher und in noch höherem Grade auch da: die Anmaßungen des römischen Hofes, die Sittenlosigkeit der höheren Geistlichen, der Unwille und die Erbitterung der Besseren darüber, das Bestreben, die Hierarchie zu stürzen. Warum, so muß man aufs neue fragen, wirketen im 16ten Jahrhunderte dieselben Ursachen die Reformation, welche in der lezten Hälfte des 18ten die Unkirchlichkeit wirkten? Woher kam es, daß dieselben Schriften, welche früher mit Abscheu zurückgewiesen und verdammet wurden, später einen so siegreichen Einfluß äußerten? Konnten denn in der That die Jesuiten die öffentliche Meinung des protestantischen Deutschlands mit solcher Gewalt lenken? Dieß führet von selbst auf die Ueberzeugung, daß der erste Grund dieser Erscheinung nicht in den äußeren Veränderungen, sondern in den Gemüthern der Menschen zu suchen sey. Damit nahen wir uns aber dem unsichtbaren Getriebe im Inneren des Menschen, wo oft dem Scharfblicke des geübten Selbstbeobachters sich das entziehet, was die Seele zuerst in Bewegung setzet zum Begehren und Verabscheuen, zum Suchen und Annehmen der Wahrheit und zum Verwerfen derselben. Weit schwerer noch muß es seyn, in die Tiefe von Millionen gleichsam einzudringen und zu entdecken die Feder, welche das Ganze treibet, die Ursachen des herrschenden Zeitgeistes. Es kann da nicht anders seyn, Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten sind oft das Höchste, was wir erreichen können. Nur Einiges werde hier angedeutet. Die Doppelnatur des Menschen, nach welcher er zugleich dem Göttlichen und Irdischen zugewendet ist, zeiget sich auch bey der Verbindung in eine größere geordnete Gesellschaft. Kirche und Staat leiten da den Menschen entweder gemeinschaftlich oder sie theilen sich in ihn oder eins erlanget die Oberherrschaft über das andere. Im Mittelalter war der leztere Fall, vergeblich strebten die Fürsten darnach, der Kirche nicht unterthänig zu seyn. Die Reformation war der erste gelungene Versuch des Staates, frey zu werden von der Kirche. Die Freude über das errungene Gut, der Kampf, dasselbe gegen die alte Partey zu sichern, die Macht der Sitte und Gewohnheit erhielten in dem protestantischen Deutschland Staat und Kirche in einem leidlichen Verhältnisse, obgleich der Staat nun sein Ziel, die Oberherrschaft, anfangs wohl sich selbst unbewußt, verfolgte. Die Idee des Staates bildete sich weiter aus; denn auch die Regierungen katholischer Länder wurden in so fern unkirchlich, als sie nur die Anordnungen des römischen Hofes gelten lassen, welche ihren Absichten nicht entgegen sind. Jezt hat die Herrschaft dieser Idee ihre höchste Höhe erreicht. Wie früher die Kirche, als sie herrschte, nicht aus der Gesammtheit der Gläubigen bestehend angesehen wurde, und das Ziel derselben nicht das Seelenheil der Gläubigen sondern das irdische Wohl der

d) Mais oui! M.

e) Kann auch umgekehrt aus der Unkirchlichkeit herkommen. M.

ecclesia repraesentans war: so faßt jezt die Idee des Staates nicht die Gesammtheit der Bürger in sich und der Zweck der Regierung ist nicht das Wohl der Regierten[f]), diese sind vielmehr nur Mittel, die Plane der Regierer oder dessen, was man jezt Staat nennet, auszuführen; daher das Paradoxon: der Staat rühmet sich höchst glücklich zu seyn, während die Regierten sich höchst elend fühlen. So läßet sich erklären, wie die Kirche vom Staate erst vernachläßiget, dann unterdrücket, endlich so gut wie aufgelöset wurde. So riß dieser das Vermögen frommer Stiftungen an sich, und begünstigte Institute und Sitten, welche die reine Lehre Jesu verwirft, z. B. B...lle und Unzucht, als man die Heere aus fremden Unterthanen anwarb und glaubte: die Stärke des Staates liege in der großen Bevölkerung, wenn auch die Individuen zum Theil an Seele und Leibe verkrüppelt seyn sollten. Einen ähnlichen Gang nahm die Bildung des menschlichen Geistes, welcher auch zur Unkirchlichkeit führen mußte. Die protestantische Kirche ging aus der Opposition gegen die katholische hervor und erlangte im Kampfe mit dieser ihre Festigkeit. Polemik war ihr vorzüglich es Element, welche mehr den Verstand, als die übrigen religiösen Anlagen im Menschen beschäftiget. Daher haben wir in der Concordien-Formel schon wieder die völlige Scholastik, welche Luther, Melanchthon u. a. kaum aus dem Systeme entfernet hatten. Den Theologen bis nach dem dreißigjährigen Kriege war es nur darum zu thun, die Dogmen, welche als ächt lutherisch galten, zu vertheidigen, keineswegs ihren Grund, den ja die Gegner stehen ließen, zu prüfen. Der polemische Eifer bauete daher das System in seinen kleinsten Theilen aus und hielt es als Palladium fest. Die protestantische Polemik war aber an ihrem Ziele, als die Kirche ihr Daseyn gesichert sahe, und die Theologen ihr System mit der evangelischen Lehre verwechselten. Der sogenannte Pietismus erhob sich als Gegner der Scholastik, und sprach für das thätige Christenthum auch den Willen und das Gefühl an. Noch einmal siegte die Scholastik oder erhielt sich wenigstens, indem sie die erst hart angefochtene Leibnitz-Wolf'sche Philosophie zu Hülfe nahm, und der ausgeartete Pietismus wieder verschwand. Semler's historische Forschungen fanden aber nun Eingang, wiewol auch sie anfangs hart bestritten wurden, und zum Theil eine scharfe Prüfung nicht ausblieben. Der Verstand, der bisher an dem Systeme nur gebauet hatte, fieng nun an zu prüfen, wobey ihm Friedrich's II. Unkirchlichkeit und die der Wolf'schen folgende Popular- oder vielmehr materielle Philosophie trefflich zu Statten kam. Die Gegner des Christenthums wurden erst ohne Anstoß, dann mit Vergnügen gehöret. Der Philantropismus in der Erziehung, das Populariſiren aller Wissenschaft und die damit verbundene Geringachtung aller wahren Gelehrsamkeit breiteten sich schnell aus. Mit der Revolution in Frankreich, welche die Gemüther entzündete, fing Kant's Philosophie zu herrschen an. Durch ihre Grundsätze, wie sie sich in die Masse des Volkes verbreiteten, ward der Mensch zur höchsten Würde erhoben; allein eine unmittelbare Offenbarung Gottes konnte nach denselben nur einen untergeordneten Werth haben, und mithin auch alle religiöse Anstalten, welche sich darauf beziehen. Die seit jener Zeit anhaltend geführten Kriege, der durch dieselben in mehreren Gegenden bis in die niedrigsten Klassen per fas et nefas verbreitete Wohlstand, die Lehrart mancher akademischer Docenten, die Irreligiosität und Sittenlosigkeit der unter uns verweilenden französischen Gewalthaber, trieben nun die Unkirchlichkeit unaufhaltsam bis an ihr äußerstes Ziel. Was dann jedes Mal laut der Geschichte erfolgte, ist auch jezt nicht ausgeblieben; ein Theil der Zeitgenossen suchet in der unfehlbaren Kirche, ein anderer in dem Mysticismus seine Befriedigung. Rec. hielt es der Mühe werth, in wenigen Umrissen zu zeichnen, wie die Unkirchlichkeit entstand, wiewohl er einsiehet, daß noch Vieles einer näheren Prüfung bedarf. Mögen nur Theologen und Prediger mit ächt-christlicher Weisheit das festhalten, was allein in dieser viel bewegeten Zeit die protestantische Kirche auf dem wahren Wege sicher leiten kann!

(Der Beschluß folgt.)

f) Doch! Es steht ja in allen Gesetzen als Exordium. M.

Machination.

Von dem Buche: „Geschichte des Rechtsstreites zwischen der ältern und jüngern Linie des Hauses Bernburg, nebst Betrachtungen über Buchstaben-Jurisprudenz, geheime Rechtspflege und bureaukratische Prozeßleitung." haben viele polit. Zeitungen die Nachricht verbreitet, daß solches in den preuß. Staaten verboten worden sey. Der Inhaber der Fleckeisenschen Buchhandlung zu Helmstedt (Herr F. Fiedler) behauptet in einem gedruckten Flugblatt an die Literatoren des Faches, „daß zwar ein mündlicher Polizeybefehl an die Berliner und hiesigen (Helmstedter) Buchhändler den Verkauf des Buches untersagt habe; daß aber dieses Verbot niemals öffentlich bekannt gemacht worden sey, vielmehr jene Zeitungsnachricht lediglich aus der Vossischen Berl. Zeitung 1820. Nr. 167, und zwar aus dem Artikel: vermischte Nachrichten, (allerdings keine Fundgrube offizieller Bekanntmachungen) ihren Ursprung genommen habe, jedoch von der Pr. Staatszeitung nicht aufgenommen worden sey."

Entweder dieses Flugblatt, oder der angezogene Artikel der Vossischen Zeitung, gehört sonach unter die Kategorie der literarischen „Imaginationen," um mit dem Bürgermeister Oehlgeist in den Hamburgischen Originalien (1820. Nr. 150 Sp. 1208) zu reden.

In eben dem Flugblatte verbittet sich der Verfasser die Rezension eines Widersachers des öffentlichen Verfahrens, dergleichen einer in Nr. 200 der Jen. Allg. L. Z. v. 1820. über denselben Rechtsstreit gesprochen haben soll. *)

Australischer Astronom.

—„Ein Mitgl. der Hamburger Gesellsch. zur Verbreitung mathemat. Wissenschaften, Herr Rümker (Rümner?), vorhin als Lehrer der Navigation in Hamb. angestellt, hat in diesem Frühjahre Deutschland verlassen, um vermöge eines Rufes aus England nach Australien zu gehen, und allda eine Sternwarte anzulegen, deren Astronom er seyn wird."

*) Dafür können wir nicht stehen. Von dem Rechtsgelehrten, welchem wir eine Anzeige dieser Schrift bereits im Dec. v. J. aufgetragen haben, wissen wir hinsichtlich seiner juristischen Grundsätze blos soviel, daß er ein Freund vom langsamen Verfahren ist. D. Red.

Nro. 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Juni 1821.

Doch wohl, Befreyte! wohl dir; ach! dein Traum
Im Lande der Entsagung war so schwer!

Matthisson.

Klara oder die Erscheinung im Klostergrunde.

Eine Erzählung.

Schweigend und in tiefes Nachdenken versenkt, ritt Schönau am Saume eines Waldes die Anhöhe hinan. Staunend warf er noch einmal den Blick zurück, in die weite Ebene voll freundlicher Städte und lachender Dörfer, umkränzt mit den blühendsten Fluren. Seine Seele schwelgte im Genuß der wunderherrlichen Aussicht, und ungern trennte er sich von dem lieblichen Fleckchen, von wo aus seine Blicke so frey hinschweifen konnten über die sonnige und anmuthige Fläche, um seinen Weg durch das Gebirge fortzusetzen.

Die Höhe war erreicht, und nur noch wenige Schritte lief der Weg am waldigen Abhange dahin, um sich dann um eine vorragende Waldecke zu biegen. Da öffnete sich zur Rechten Schönau's ein Thal, oder vielmehr ein weithin sich dehnender Waldgrund, der seine Schritte unwillkührlich wie mit einem unwiderstehlichen Zauber an den Boden fesselte.

Trunken vor Entzücken, schwebte sein Blick über das heitere Gemälde hin, und dunkle, aber süße Bilder der Vergangenheit, glitten dem sinnenden Geiste vorüber.

Der Tag neigte sich zu Ende, es war ein schöner Septembertag, und die am Horizonte niedersinkende Sonne warf scheidend noch einige freundliche Strahlen in das Thal, und verbreitete ein zauberisches Licht über die ganze Gegend. Nur das Brausen des Waldstromes, der sich aus dem Gebirge durch eine enge Schlucht in das Thal hinabstürzte, und unfern seines jähern Falles lustig und munter eine Mühle trieb, unterbrach das feyerliche Stillschweigen der Natur, und harmonisch tönte von Zeit zu Zeit das Glockengeläute der an den untern Bergabhängen weidenden Rinder dazwischen.

In stummem Anschauen verloren, vermochte Schönau nicht, sich loszureißen von dem herrlichen Anblicke, und lange stand er wie an den Boden gewurzelt. — Da wandte er sich, wie von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen, schnell zu dem ihm folgenden Reitknechte um:

„Sind wir nicht hier am Eingange des Klostergrundes?" —

„Wohl sind wir das," erwiederte dieser, „und die dort unten tief im Thale im Glanze der Abendsonne fern her schimmernden Dächer gehören zu dem Kloster Marienrode; — kennt der Herr die Sagen, welche man von dieser Gegend erzählt?" —

Die verneinende Antwort Schönau's setzte sogleich die Zunge des bisher stummen Dieners in Bewegung, und mit Erstaunen und sinnigem Lächeln hörte er der Erzählung von Begebenheiten zu, die ihm zum Theil selbst begegnet waren, in der er selbst eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Eine Jungfrau, wahrscheinlich eine Prinzessin, so meynte wenigstens der redselige Erzähler, habe vor uralten

Zeiten das Jungfrauenkloſter Marienrode geſtiftet. Einer der edelſten Ritter des Gaues liebte ſie, aber ihr kaltes Herz empfand nur Liebe für die Freuden der Jagd, die ſie täglich übte. Nicht ſelten fand ſich der unglücklich Liebende in ihrem Jagdgefolge ein, und folgte ihr durch die undurchdringlichſten Wälder über die ſteilſten Gipfel des wilden Gebirges nach. Eines Tages war ſie im Verfolgen eines blendend weißen Rehes, wie ihr Auge noch nie eines erblickt hatte, ſo tief in den Wald gerathen, daß ſie ihr Gefolge gänzlich aus dem Geſichte verloren hatte. Schon glaubte ſie das Wild, das ſpielend vor ihr herſprang, eingeholt zu haben, als plötzlich ein Abgrund, über den es mit Leichtigkeit hinflog, ihr klaffend entgegen gähnte, und bäumend ihr Roß zurückprallte."

„In dieſem Augenblicke erſchien ihr getreuer Ritter, ſie mit Liebe mahnend, abzulaſſen vom gefährlichen Spiel, und nicht länger Preis zu geben der Gefahr ihr koſtbares Leben. Da flammte die wilde Jagdluſt nur noch heller in der Bruſt der Jungfrau auf, und mit dem Jagdſpeer auf das jenſeitige Ufer deutend, wo friedlich und harmlos das Reh auf dem grünen Anger unter den Bäumen des Waldes weidete, ſprach ſie: ‚Nicht umſonſt nennt Euch der ganze Gau den kühnſten und gewandteſten Ritter, bringt Ihr mir das Thier, ſo gebietet Ihr über mein Herz und meine Hand! — Wollt Ihr den Sprung wagen?" — Furchtlos ſchaute der Ritter hinab in die Tiefe des reißenden Stroms, und maß dann mit prüfendem Auge die Weite des Abgrundes. Noch ein Blick voll Liebe in das Auge ſeiner Herrinn, und — dahin flog er mit dem ſchäumenden Gaule."

„Der Sprung wäre gelungen, wären nicht hölliſche Geiſter im Spiele geweſen, ein Stück Erde riß ſich los, und hinab ſanken Roß und Reiter. Des Rehes Geſtalt löste ſich in ein neblichtes Luftgebilde auf, und weit in die Gebirge hinein hallte ein höhnendes Gelächter wieder."

„An der Stelle, wo der zerſchmetterte Körper vom Strome an das Geſtade geſchwemmt ward, erhoben ſich binnen Jahresfriſt die ſtattlichen Gebäude eines Kloſters, das der Mutter Gottes zu Ehren, der es geweiht ward, den Namen Marienrode erhielt. Noch jetzt zeugen die Ueberbleibſel und das graue halb verfallene Gemäuer, unweit des neuern Amthofes, von deſſen ehemaligen Pracht und Größe."

„In den heiligen Kloſtermauern gedachte Luitgard ihr Vergehen abzubüßen und des Herzens Frieden wieder zu gewinnen; aber umſonſt! Zu ſpät ward ſie ihre Liebe für den unglücklichen ſo ſchmählich hingeopferten Jüngling inne, und zu tiefe Wurzel hatte die Leidenſchaft für die Jagd in ihrem Herzen geſchlagen. Ein Jahrzehend hatte ſie ſchon als Schweſter Klara unter harten, ſelbſt aufgelegten Büßungen in den Kloſtermauern verlebt. Still und ungerührt ſah die fromme Dulderinn den Frühling und Sommer eines jeden Jahrs dahin ſchwinden, aber wenn der Herbſt und mit ihm die Freuden der Jagd zurückkehrten, dann ward ihr Geiſt irre. Die Luft hörte ſie allmählich vom lauten Jagdgetöſe wiederhallen, und ein innerer Drang trieb ſie, dem Halloh der Jäger zu folgen. Nur die Wachſamkeit der Schweſtern hatte bisher vermocht, ſie von Verirrungen abzuhalten."

„Schon fing man an, ihren Geiſt für beruhigter zu halten und ſie deshalb weniger zu bewachen, da hörte ſie eines Nachts den bekannten Jagdruf dicht vor den Fenſtern ihrer Zelle, und eine unwiderſtehliche Gewalt riß ſie hinaus ins Weite."

„Tief ins Gebirge hinein lockte ſie der höhnende Jagdruf. Da fand ſie ihre Schritte mit einem Male gehemmt, und ſiehe! — der Abgrund, welcher ihr Liebſtes verſchlang, ſtarrte ihr Grauſen erregend entgegen." —

„Auch ſie hat er verſchlungen, und obgleich der Körper in der Kloſterkirche zur Ruhe beſtattet wurde, ſo ſuchte ihr Geiſt doch bis auf den heutigen Tag dieſelbe umſonſt," fuhr der Erzähler fort, „denn ſeit mehrern Jahren hat ſich die Erſcheinung im Kloſtergrunde wieder gezeigt, und jeder junge Jägersmann darf ſich wohl wahren, wenn ihm um die Herbſtzeit hier eine weiße Jungfrau erſcheint."

In höherem Grade hatten dieſe lezten Worte Schönau's Aufmerkſamkeit erregt. Fragend wandte er ſich zu ſeinem Begleiter um, und erfuhr zu ſeinem Erſtaunen, zwar verſtellt, aber doch ziemlich getreu, was ihm ſelbſt in dieſen Gegenden widerfahren war, und worüber er bisher vergeblich nach Aufſchluß geſtrebt hatte.

„Zwey Jahre hintereinander, am Tage der Eröffnung der Jagd, habe ſich die Jungfrau einem jungen ſchönen Jäger, den Niemand in der Gegend kenne, gezeigt. — Zuerſt in der Geſtalt eines weißen Rehes, das ſich plötzlich in eine Jungfrau verwandelt, als der Jäger darauf angeſchlagen habe, und dann plötzlich verſchwunden ſey, — nachdem dreymal der Name Klara mit klagendem Tone bebend die Luft durchzittert und ihn tief erſchüttert habe."

„Das folgende Jahr, an dem nämlichen Tage, ſey ſie ihm über der Thalmühle, unfern des verrufenen Abgrundes erſchienen, und würde ihn unfehlbar hinein gelockt haben, wenn nicht der bekannte Klageruf ihres Namens ſie zum Scheiden gemahnt hätte, worauf eine Wolke ſie eingehüllt und in die Luft geführt habe. Einige glaubten indeß nicht, daß die Jungfrau dem Jäger habe ſchaden wollen, ſondern dieſer vielleicht beſtimmt ſey, ſie zu erlöſen, und ſie ihm ſicher noch einmal erſcheinen werde."

Einen tiefen Eindruck hatte die ganze Erzählung auf Schönau gemacht, denn er war ja ſelbſt der junge Jäger, der jene Erſcheinungen gehabt hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bruchstücke aus des Professor M. A. Pictet von Genf, Briefen aus Italien.

(Fortsetzung.)

Florenz. Seit acht Tagen meines Aufenthalts in Florenz, habe ich diese Stadt fleißig durchwandert, um vorerst einen Begriff ihrer äußeren Verhältnisse zu erhalten, ehe ich zu andern Dingen übergehe. Ihr Aussehen ist von demjenigen aller übrigen italienischen Städte, die ich bisher zu sehen bekam, verschieden. Sie hat zwar keine Straßen, die mit den schönen Straßen von Paris, London oder Edinburgh Vergleichung aushalten, aber es sind dieselben mit großen Steinplatten gepflastert, wodurch sie ein ungemein reinliches Aussehen erhalten, und für Fußgänger bequem und angenehm werden. Diese nicht sehr breiten und auch nicht völlig geraden Straßen sind wechselnd mit Palläſten und mit einfachen, zuweilen auch ärmlichen Häusern besetzt, und es kann diese Mischung gewissermaßen als ein Bild des bürgerlichen und politischen Zustandes von Florenz, zur Zeit der Erbauung der Häuser, gelten. Durch Handelsverkehr reich gewordene Patrizier-Familien, eifersüchtig und zum Theil feindselig gegeneinander gestimmt, führten wetteifernd Palläſte da auf, wo vormals ihre bescheidenen Häuser standen. Die Bauart der meisten dieser Palläſte trägt einen Charakter von Schwerfälligkeit und ein so gesuchtes Uebermaß von Festigkeit an sich, daß einige derselben eher in Felsen gehauene Häuser, als von gehauenen Steinen aufgeführte Gebäude zu seyn scheinen. Viele Vorderseiten erhalten durch die hervorstehenden, beynahe völlig roh gelassenen, fast ganz unbehauenen Blöcke, das Aussehen cyclopischer Mauern aus einer vorhistorischen Zeit. Aus den Verhältnissen ihrer Bauart könnte auch der Schluß gezogen werden, sie seyen einem ungleich größeren Menschenstamme, als der jetztlebende nicht ist, zur Wohnung bestimmt gewesen. Die Verschiedenheit zwischen diesen Palläſten erklärt sich zum Theil aus der Geschichte von Florenz und aus den Familien-Eifersuchten, die in den Zeiten der Republik oder Oligarchie öfters in blutige Fehden übergingen. Ein Strozzi läßt mitten in der Stadt ein großes und schönes Gebäude aufführen; dann spricht ein eifersüchtiger Pitti zu ihm: „Jetzt will ich einen erbauen, in dessen Vorhof dein ganzer Pallast Platz hat, und jedes Fenster soll so groß seyn wie deine Hausthüre.“ Er wählt dafür einen Platz, der ein ganzes Stadtquartier beherrscht, und baut einen Pallast, der einer Citadelle gleicht, und in der That auch wohl das imposanteste Gebäude ist, das ein Privatmann je aufführen zu lassen den Einfall hatte. Er richtet sich damit aber auch zu Grund, und das Gebäude (worin gegenwärtig der Landesfürst wohnt) steht nach Abfluß von drey Jahrhunderten immer noch unvollendet. Das Innere der meisten dieser Palläſte sticht gegen die äußere Rohheit der Bauart gewaltig ab, durch Malereien, Bildsäulen und Zierrathen aller Art, die in Menge darin anzutreffen sind; dafür mangelt das nutzbare und was man comfortable nennt; auch für den Winter vertraut man auf das Klima, das doch manchmal täuscht.

Von zwanzig zu zwanzig Fuß Abstand, sechs bis sieben Fuß vom Boden erhöht, sind in den Mauern der Vorderseiten dieser Gebäude bewegliche eherne Ringe befestigt und über ihnen steht ein eiserner Arm, dessen vorderes Ende senkrecht durchbohrt ist, wie zur Aufnahme einer Fackel oder eines Fahnenschafts; ihre eigentliche Bestimmung konnte ich bis dahin nicht erfahren; dagegen ward mir der Gebrauch kleiner Schiebfenster (guichet) erklärt, die einen Fuß hoch, etwas weniger breit, mit einem Thürchen und Klopfer versehen, in der Mauer der Vorderseite fast aller Palläſte angebracht sind. Die Eigenthümer lassen da im Kleinen den Ertrag ihrer Weinberge um Florenz her verkaufen. Die Oeffnung ist in der Größe von sehr dünnen und mit Stroh umwundenen Glasflaschen (fiasco) ausgehauen, die man füllen läßt oder schon gefüllt kauft; es wird geklopft, das Schiebfenster öffnet sich, und man weiß nicht wer kauft oder verkauft, und das Geschäft ist in wenig Augenblicken vollendet. Die Flaschen werden nicht zugepropft, der enge Hals gestattet wenig Verdünstung, und diese wird, wofern der Wein länger soll aufbehalten werden, durch eine zwey bis drey Linien betragende Oelschichte verhindert. Um gute Ordnung zu handhaben, müssen alle Flaschen geeicht und bey Strafe für die Unterlassung mit dem Zeichen versehen seyn, das ein dazu bestellter Beamter, mittelst des Löthröhrchens einbrennt.

Die Vergleichung mit Paris, wovon Florenz ein Miniaturbild ist, dürfte für viele Leser am deutlichsten gefunden werden. Der Arno theilt die Stadt in zwey Hälften, indem er, gleich der Seine, von Osten nach Westen läuft. Vier Brücken sind über den Fluß erbaut; die Brücke Rubaconte entspricht derjenigen des Pflanzengartens; der Ponte vecchio stellt die neue Brücke, die von Trinita die Königliche, so wie diejenige von Carraia die Brücke vom Platze Ludwigs XV. vor. Der Stellung der Kirche St. Sulpize entspricht die des Pitti-Palastes; der Garten von Boboli wäre in Paris das Luxemburg; das Belvedere die Salpetrière; der piazza del Carmine der Invalidenpallast, und sofort. So weit die Vorstadt St. Germain.

Auf der andern Seite des Flusses findet sich der Großherzogliche Pallast als Stellvertreter des Palais Royal und seiner berüchtigten Gallerie; der Duomo statt der Börse; die Kirche Santa Croce (das Pantheon von Florenz) auf dem Platz der Bastille; die ansehnlicheren Schauspielhäuser im Quartier du Marais; der Siegesbogen an der Pforte St. Martin, das Fort von Johannes dem Täufer (denn es gibt zwey Festungen in Florenz) an der Barriere Montmartre; der Prato, wo die elysäischen Felder stehen und endlich der schöne Spaziergang der Cashines im Boulogner-Wäldchen.

Hinsichtlich der Umgebungen wird die nördliche, östliche und südliche Aussicht durch am Fuß der Apenninen gelegene und mit sehr zahlreichen Lustbäusern bebaute Hügel beschränkt. Westlich verfolgt das Auge weithin den Lauf des Arno, bis wo er sich zuletzt gegen Pisa hin am Horizont verliert. Sollte ich in meinen folgenden Briefen auf Florenz und seine Landschaft zurückkommen, so wird es leicht seyn, sich im vorstehenden Bilde zurecht zu finden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, den 14. Mai.

(Fortsetzung.)

Vielleicht danken mir es die Leser, wenn ich aus einer dem Jovellanos zugeschriebenen berühmten Brochüre: Pan y Toros, die auf dieß Schauspiel, die Stiergefechte, Bezug habende Stelle (so wahr und so treu) ausliebe:

„Die Stiergefechte, sagt Jovellanos, sind die Glieder in der Kette unsers Gesellschaftslebens, die Nahrung für unsern Patriotismus, die Werkstätten unserer nationalen Sitten. Diese Feste, welche uns charakterisiren und uns unter allen Nationen der Erde auszeichnen, vereinigen so viel Angenehmes und Belehrendes in sich, als man nur wünschen kann; sie mäßigen unsere wilden Begierden, sie klären unsere Begriffe und Einsichten auf, sie machen uns sanfter und menschlicher, sie zerstreuen unsre Liebe zur Thätigkeit, und bereiten uns zu edlen und erhabnen Handlungen vor; alle Wissenschaften und Künste wirken auf ihre Vervollkommnung hin, und sie ihrer Seits tragen zur Ausbildung der Künste und Wissenschaft bey; sie geben selbst der untersten Volksklasse Gelegenheit zur Zerstreuung und zum Müßiggange, der eine Wohlthat ist; und verhindern die Arbeit und Thätigkeit, die ein Uebel ist; sie helfen den Spitälern auf, diesen Denkmälern, welche die neuern Nationen ehren, indem sie ihnen nicht blos Fonds verschaffen, die Kranken heilen zu lassen, sondern auch Kranke, um die Fonds anzuwenden, also die beyden zum Bestehen eines Spitales unumgänglichen Erfordernisse; sie mortificiren den Körper durch Ermüdung und Ertragung von Ungemächlichkeiten und härten die Gemüther ab, durch den Anblick der fürchterlichsten und scheußlichsten Scenen. Wer sich daran gewöhnt hat, es mit kaltem Blute zu sehen, wie ein Mensch von den Hörnern eines Stiers in die Luft geschleudert oder aufgeschlitzt wird, wie ihm die Eingeweide heraushangen und er die Erde mit seinem Blute färbt; wie ein verwundetes Pferd seinen Reiter abschüttelt, wie ihm die Gedärme herausrollen und es mit dem Tode ringt — wird dem vor einer Schlägerey oder einem Gefechte grauen? Wer muß nicht eine große Idee von unserm Adel bekommen, der sich keine Mühe verdrießen läßt, diese barbarischen Schauspiele zu veranstalten, der die Stierfechter ehrt, die Verzweiflung und den Wahnsinn belohnt, und die verächtlichsten Menschen im Staate in besondere Protektion nimmt? Wer erfreut sich nicht beym Anblick einer unzählbaren Menschenmasse, wo die beyden Geschlechter ohne Unterschied gemischt sind, die Frau aus der Kneipe neben der Gemahlinn des Grande, der Barbier neben dem Herzog, die öffentlichen Mädchen neben ehrbaren Matronen, der Lave neben dem Geistlichen; wo sich die Verschwendung, die Unsittlichkeit, die Schamlosigkeit, die Ausschweifung, die Tollkühnheit, die Dummheit, die Hanswurstiery, kurz alle Laster, welche die Menschheit und die Vernunft verabscheuen, in vollem Glanze zeigen? wo der wollüstige Petitmaitre die unvorsichtige Unschuld mit unanständigen Stellungen und schamlosen Aeußerungen reizt, wo der ehrlose Ehemann seine Gattinn dem entehrenden Arme des Cortezo anvertraut, wo der rohe Majo mit seiner Unverschämtheit prangt, wo der schmutzige Feuerarbeiter noch schmutzigere Reden im Munde führt, als er selber ist, wo der ewige sinnlose Lärm jeden Kopf betäubt, wo man im Gedränge, vor Rippenstößen, Staub und Hitze fast erstickt, wo man die Wohlgerüche des Tabackdampfes und der verschiedenartigen Ausdünstungen einathmet? Wem sind die unzähligen Wohlthaten dieser Spiele unbekannt? Ohne sie würden der Schneider der Schuster, der Schmidt, den Montag mit gotteslästerlicher Arbeit hinbringen, würden die Mütter nicht die Verwegenheit haben, ihre Häuser und ihre Töchter irgend einem Verführer preis zu geben und den fürchterlichsten Markt der Sittsamkeit entbehren; die Ehebrecher die Quelle der Unannehmlichkeiten und der Schande; die Aerzte den fruchtbarsten Boden von Krankheiten; die Frauen die Gelegenheit, ihre Verschwendung und Dummheit zu zeigen; die Geistlichen die Veranlassung, das Sündengeld zu Gunsten der Sünder auszugeben; die Bauern den Trost, einige Bestien sterben zu sehen, die lebendig sie in immerwährender Arbeit hielten; und das ganze Reich die Vortheile, welche ihm die vorzüglichen Triften bringen, die einzig und allein zur Zucht von Stierbeerden dienen, die man blos zum Zeitvertreibe unterhält. Diese Spiele dienen der ganzen Welt zur Schule; hier preist der Gottesgelehrte das unerschöpfliche Erbarmen des Herrn und seine unerforschbare Vorsicht, indem er jeden Augenblick ein Wunder und einen Strahl seiner Gnade sieht, da er die in der Gefahr nicht umkommen läßt, welche sie lieben; sieht der Gesetzgeber die Schule des Sittenverderbens, die Quelle der Prozesse und Streithändel, wodurch Familien unglücklich wurden; studiert der Arzt die lebendigen Samen der Lungenkrankheiten und der Fieber; sieht der Wundarzt wiederholte Sectionen von lebendigen Menschen, scheußliche Wunden, schmerzhafte Beinbrüche; beobachtet der Philosoph die seltenen Phänomene der Elektricität der Leidenschaften; unterrichtet sich der Musiker von den Tönen und Mißtönen der tausend Stimmen, deren Ruf bis zu dem Himmel dringt; ja selbst die Betschwester kann ihr Lüstchen kühlen, wenn sie die heiligen Namen hört, mit welchen das gottesfürchtige Volk den Stierfechter, den es auf den Hörnern des Stieres sieht, in seinem Todesstündlein beyspringt. O ihr herrlichen, ihr nützlichen, ihr angenehmen, ihr frommen Feste! Ihr seyd der Stein des Anstoßes unserer Weisheit! Die Fremden verabscheuen euch, weil sie euch nicht haben, aber der Spanier schätzt euch, weil er allein euch kennt!“ —

Der April und die ersten Maytage waren überaus kalt und widrig; seit ein Paar Tagen aber ist plötzlich die Hitze eingetreten. Die Strohdecken verschwinden aus allen Zimmern, und die Vorhänge wehen farbig über die Balkone nieder. Die Natur ist in das herrlichste Grün gekleidet, Madrid scheint mir ganz verwandelt. Die Straßen fangen an, um die Zeit der Siesta leer zu werden, und der Prado ist alle Abende mit Lustwandelnden angefüllt. Abends, wo die Straßen im Winter wie todt und die Stadt wie ausgestorben schienen, sind sie jetzt wie belebt, auf den Balkonen erscheinen schäkernde Mädchen und an der Hausthüre ertönt die Guitarre. Wer Madrid durchwandelt, sollte glauben, daß wir uns hier im Zustande der größten Ruhe befinden. Tritt er aber einen Augenblick in die Fontana de Oro und sieht er die tobenden Redner auf den Tischen stehen, dann gewahrt er bald, wie alle Leidenschaften entfesselt sind; hört er von den Gallerien des Saales der Cortes den heftigsten Rednern Beyfall klatschen und mit diesen Zeichen des Beyfalls sie zu noch heftigere Aeußerungen hinreißen, dann fängt er zu besorgen an; und sieht er endlich gar in das Innere von zahllosen Familien, die im Elend schmachten, weil keine Gehalte, keine Gnadengelder bezahlt werden, die einen verhafteten oder vertriebenen Vater oder Verwandten mit stillen Thränen beweinen, oder wo der liberale Sohn mit dem servilen Vater und der gottesfürchtigen Mutter in ewigem Hader lebt, so gewinnt das Schauspiel eines Volkes, das es wagt, durch die Zerstörung alles Vorhandenen etwas Besseres zu erzwecken, einen fruchtbar ernsten Anblick.

Am 2. Mai wurde das Erinnerungsfest an die bey dem Aufstande gegen die Franzosen 1808 an diesem Tage gefallenen Schlachtopfer feyerlich begangen. Man hat vor, ihrem Andenken ein Denkmal zu errichten, und hat an diesem Tage den Grundstein dazu gelegt. Der Theil des Prado, wo das Denkmal erbaut wird, soll in Zukunft den Namen des Campo de Lealtad führen. Die Zeitungen waren mit Poesien auf diese Märtyrer der Vaterlandsliebe angefüllt, allein keine verrieth auch nur ein mittelmäßiges poetisches Talent.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 142.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Juni 1821.

— Liebesglück ist wie der Sonne Bild
Im Wasserspiegel, das sogleich verschwindet,
Wenn schwarz die Wolke vor die Sonne tritt.
Raupach in „den Gefesselten.“

Klara oder die Erscheinung im Klostergrunde.

(Fortsetzung.)

Es waren nun vier Jahre verflossen, seit Schönau das erstemal mit der gräflichen Familie, in deren Schooße er als Erzieher des jungen Grafen die glücklichsten Tage verlebte, den Baron Wolffsegg, einen Bruder der Gräfinn, auf seinen Gütern besuchte. Beyde Familien, nicht nur durch das Blut, sondern auch durch die Sinnesart einander nahe verwandt, pflegten sich regelmäßig im Jahre zweymal auf ihren Gütern gegenseitig einen Besuch von mehreren Wochen abzustatten. Die Freuden des Blüthe tragenden Frühlings genossen Wolffseggs in dem freundlichen anmuthigen Lindenhayn, wogegen Lindenhayns der Jagdlust und den Ergötzlichkeiten, welche der fruchtbringende Herbst spendet, in dem rauheren waldumgebenen Wolfsegg entgegen eilten.

Hier nun war es, wo Schönau, der schon durch seinen Freund Tiefenbach, mit dem er Hand in Hand die frohen Tage der Jugend und die glücklichen Jahre seiner academischen Laufbahn durchwandelt hatte, wenn er in den Ferien mit ihm zu dessen Eltern reiste, für die Freuden der Jagd gewonnen war, vor vier Jahren die Ruhe seines Herzens einbüßte.

Alles im Hause des Barons war zur bevorstehenden Jagd gerüstet, der morgende Tag sollte sie eröffnen. Heiter brach er an und fröhlich setzte sich der Zug der Jäger, an dessen Spitze der Baron sich befand, in Bewegung. In der Ferne sah man vom Dorfe her den Zug der Treiber der Waldecke entgegen ziehen, wo sich beyde Theile jauchzend mit einander vereinigten. Die Bauern kannten die Freygebigkeit des Barons schon aus Erfahrung, da er des edeln Kornsaftes nicht schonte, um die Ermüdeten zu stärken und zu laben, und frohnten deßhalb mit Freuden ihrem Herrn.

Die neun Kämpe am Klostergrunde sollten heute zuerst abgetrieben werden, so ward es im Jagdrathe beschlossen, denn dort war wegen der anstoßenden königlichen Forste immer ein vorzüglicher Wechsel für das Wild.

Schönau, als ein guter Schütze bekannt, bekam in der Nähe des Barons einen Hauptposten an der Grenze, und zwar auf dem äußersten Ende der Linie. Noch war an keine Jagd zu denken, denn still und schweigend zog unter Anführung eines alten Jägers der Haufen der Treiber erst den dunkeln Waldweg dahin, um auf der entgegengesetzten Seite das Treiben zu beginnen. Noch ein Viertelstündchen mochte es leicht dauern, ehe sie an Ort und Stelle kamen; Schönau durfte es also schon wagen, sein Gewehr an die alte ehrwürdige Eiche zu lehnen, die ihm zu seinem Standpunkte angewiesen war, um einige Schritte weiter zu gehen und der herrlichen Aussicht zu genießen.

Entzücken durchbebte den Jüngling beym Anblick der schönen romantischen Gegend. Alle Wunder der Natur eröffneten sich hier vor seinen Blicken, und seltsame Ahnungen und Gefühle strömte die frische Morgenluft in sein empfängliches Herz. Er befand sich an einem waldigen

Bergabhange, an deſſen Fuße eine Mühle, vom reißenden Waldſtrome getrieben, mächtig durch die Stille des Morgens rauſchte. Die Sonne trat eben hinter den Bergen hervor, und drückte die nächtlichen Nebel in das Thal hinab, das ſich von der Mühle abwärts weit zwiſchen den beyden Bergreihen dahin zog. Immer mehr enthüllten ſich die Geſtalten aus dem Nebelmeere, und aus der Ferne blinkten die von der Morgenſonne vergoldeten Fenſter des Amthauſes von Marienrode, wie lohe Flammen herüber, während in geringerer Entfernung in einer Waldecke ſich zwar minder prächtig, aber ungemein freundlich, das Forſthaus zeigte.

Die feyerliche Stille, die Heiterkeit des ſchönen Morgens, die überſchwengliche Fülle bezaubernder Naturſchönheiten, mußten jedes Gemüth mit Entzücken und dankbaren Empfindungen für den allgütigen Weltenſchöpfer beleben; wie ſollte Schönaus kräftiger Geiſt nicht tief davon ergriffen ſeyn? — Im Anſchauen verloren ſtand er innigſt bewegt da, und ſchier hätte er Jagd und Alles vergeſſen, wenn ihn nicht der Ton eines Hifthorns, das Zeichen, daß das Treiben beginne, gemahnt hätte, ſchnell auf ſeinen Poſten zurück zu eilen.

Schon wurden einzelne Stimmen der Treibenden hörbar, und ſtill wie ſteinerne Bilder ſtand die lang hingedehnte Reihe der Schützen, die tödtenden Geſchoſſe in den Armen haltend, mit brennenden Augen hinſchauend in die Gegend, von wo die Jagd kam.

Schönaus Herz pochte wie ein Hammer an ſeine jugendliche Bruſt, als er in dem vor ihm befindlichen Dickigt, von welchem ihn ein offener Platz trennte, ein Geräuſch vernahm. Ein Reh trat vertraulich aus dem Gebüſche hervor, war aber noch außer Schußweite. Schon wollte Schönau darauf anſchlagen, da verſchwand es, wie von einem plötzlichen Anblicke erſchreckt, durch einen mächtigen Satz ſchnell im nahen Seitengebüſche.

Hoffend, es werde ihn vielleicht unter den hinter ihm befindlichen einzeln ſtehenden Bäumen noch einmal zu Geſicht kommen, wandte ſich Schönau raſch nach der entgegengeſetzten Seite um. Aber! Welch' Erſtaunen, welcher Schreck durchbebte ſeine Glieder, als er, kaum zehn Schritte von ſich entfernt, eine weibliche Geſtalt in jungfräulicher Schöne prangend, mit allen Reizen der zarten Jugend ausgeſtattet, erblickte! — Ein weißes Gewand umfloß die ſchlanken Glieder, und langes blondes Haar ergoß ſich ringelnd den blendend weißen Nacken hinab; am linken Arme hing ein Strohhütchen herab und die rechte Hand hielt ſchmeichelnd einen Vogel an den Buſen gedrückt.

Einige Minuten ſtanden die beyden Erſchrockenen ſprachlos gegen einander über, da erſcholl es im nahen Gebüſch: Klara! Klara! — und wie ein Vogel flog das Mädchen dahin, und war im nächſten Augenblicke verſchwunden. —

Mit der lieblichen holden Erſcheinung war dem betroffenen Jäger alle Luſt zum fernern Jagen verſchwunden; kaum vermochte er das Ende der Jagd abzuwarten, um Nachforſchungen über das ſeltſame Abenteuer anzuſtellen. Gern hätte er ſogleich den Wald durchſtreift, und die entſchwundene Geſtalt wo möglich aufgeſucht, allein das verboten ihm ſeine Verhältniſſe, die ihm nicht geſtatteten, die Geſellſchaft zu verlaſſen.

Tiefſinnig und in ſich gekehrt ging Schönau, der dem jungen Morgen mit lebensfrohem Jubel entgegen gejauchzt hatte, nun an der Seite des Barons und ſeiner Freunde, wenig Antheil nehmend an der allgemeinen Freude, die lange Wildbahn hinab, welche die adlichen Forſten von den königlichen trennte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bruchſtück aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren. *)

(Viele unſerer Leſer werden ſich erinnern, wie das Taſchenbuch für Damen von 1808 in einem Bruchſtück von „Wilhelm Meiſters Wanderjahren," dieſes phantaſtiſchen alten Bekannten Aufenthalt bey einer romantiſch myſtiſchen und doch himmelklar geſchilderten Zimmermanns-Familie erzählt, deren Geſtalten und Umgebungen ihm den Hausſtand des heiligen Joſephs auf das überraſchendſte darſtellten. Hier theilen wir ihnen Wilhelms nächſtes Abentheuer mit, das ihm zuſtößt, wie er ſeinem abgelegten Gelübde: nie länger als drey Nächte unter demſelben Dache zu verbleiben, gemäß, die heilige Joſephs-Familie verläßt, und von einem ſchelmiſchen Bergknappen geleitet, mit ſeinem Felix an der Hand, das Gebirge durchſtreift.)

Die Nachricht, daß Montan ſich in der Nähe befinde, hatte Wilhelmen nachdenklich gemacht. Er überlegte, daß es nicht blos dem Zufall zu überlaſſen ſey, ob er einen ſo werthen Freund wiederſehen ſolle, und erkundigte ſich daher bey ſeinem Wirthe, ob man nicht wiſſe, wohin dieſer Reiſende ſeinen Weg gerichtet habe. Niemand hatte davon nähere Kenntniß, und ſchon war Wilhelm entſchloſſen ſeine Wanderung nach dem erſten Plane fortzuſetzen, als Felix ausrief: Wenn der Vater nicht ſo eigen wäre, wir wollten Montan ſchon finden. Auf welche Weiſe? fragte Wilhelm. Felix verſetzte: der kleine Fitz ſagte geſtern, er wolle den Herrn wohl aufſpüren, der ſchöne Steine bey ſich habe und ſich auch gut darauf verſtünde. Nach einigem Hin- und Wiederreden entſchloß ſich Wilhelm zuletzt, den Verſuch zu machen und dabey auf den verdächtigen Knaben deſtomehr Acht zu geben. Dieſer war bald gefunden und brachte, da er vernahm worauf es angeſehen ſey, Schlegel und Eiſen und einen tüchtigen Hammer nebſt einem Säckchen mit, und lief in ſeiner bergmänniſchen Tracht munter voraus.

*) Welche nächſtens von der Cotta'ſchen Buchhandlung ausgegeben werden.

Der Weg ging seitwärts abermals bergauf. Die Kinder sprangen mit einander von Fels zu Fels, über Stock und Stein, über Bach und Quelle, und ohne einen Pfad vor sich zu haben, drang Fitz, bald rechts bald links blickend, eilig hinauf. Da Wilhelm und besonders der bepackte Bote nicht so schnell folgten, so machten die Knaben den Weg mehrmals vor- und rückwärts, und sangen und pfiffen. Die Gestalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerksamkeit des Felix, der nunmehr mit den Lerchenbäumen und Zirbelnüssen zuerst Bekanntschaft machte und von den wunderbaren Genzianen angezogen ward. Und so fehlte es der beschwerlichen Wanderung von einer Stelle zur andern nicht an Unterhaltung. Aber auf einmal legte sich ihnen ein Verhau entgegen, den ein Sturm gewaltsam übereinander geworfen hatte. — Das war nicht in meiner Rechnung, sagte Fitz. Verweilet hier, bis ich mich wiederfinde; nur nehmt euch vor der Höhle da droben in Acht! Niemand darf hineingehen, oder auch nur sich nähern, ohne beschädigt oder geneckt zu werden. — Der Knabe entfernte sich gegen die Höhe zu; der Bote dagegen, murrend über den ungewöhnlich beschwerlichen Weg, suchte, nachdem er das Gepäck niedergesezt hatte, seit- und abwärts einen betretenen Pfad.

Kaum sah sich Felix mit dem Vater allein, als seine Neugierde rege wurde, und er, ohne dergleichen zu thun, sich der Höhle sachte zu nähern suchte. Wilhelm, der es geschehen ließ, bemerkte erst nach einiger Zeit, daß der Knabe nicht mehr zu sehen war. Er stieg selbst zur Höhle hinauf, an deren Mündung er zulezt das Kind erblickt hatte, und fand sie leer als er hineintrat. Sie war geräumig, aber zu übersehen. Er forschte nach einem andern Ausgange, fand aber keinen. Die Sache kam ihm bedenklich vor. Er nahm deßhalb das Pfeifchen zur Hand, das er am Knopfloch trug, und hörte eine Antwort auf sein Pfeifen die aus der Tiefe erscholl, so daß er nicht wußte, ob er es für ein Echo nehmen sollte; als kurz darauf Felix aus der Erde hervorguckte. Man konnte wirklich sagen, aus der Erde, denn die Felsenspalte, durch die er herausschaute, war kaum breit genug, um seinen Kopf durchzulassen. Was machst Du da? rief der Vater. — Still! sagte Felix. Bist Du allein? — Ganz allein, versezte Wilhelm. — So gehe geschwind, rief der Knabe, und hole mir ein paar tüchtige Knüttel. Wilhelm ging und hieb mit seinem Hirschfänger aus dem Windbruche ein paar derbe Knorren heraus; Felix empfing sie und verschwand, nachdem er dem Vater zugerufen hatte: Laß Niemanden in die Höhle!

Nach einiger Zeit rief Felix: noch ein paar Knüttel und längere! Auch damit versorgte ihn der Vater, und wartete sehnlich auf die Lösung dieses Räthsels. Endlich erhub sich der Knabe schnell aus der Spalte und brachte ein Kästchen mit, nicht größer als ein kleiner Octavband, von prächtigem, alten Ansehen; es schien von Gold zu seyn, mit Schmelz geziert. Stecke es zu Dir, Vater! sagte der Knabe, und laß es Niemand sehen. Wilhelm hatte nicht Zeit viel zu fragen, denn sie hörten schon den Ruf des zurückgekommenen Boten; und kaum waren sie mit diesem zusammengetreten, als der kleine Knappe von der Höhe zu rufen und zu winken anfing.

Als sie sich ihm näherten, rief er aus: Montan ist nicht weit, ich wette wir treffen ihn bald. — Wie kannst Du dieses behaupten? fragte Wilhelm: in einem so wilden Walde, wo kein Mensch seine Spur zurückläßt. Das ist meine Kunst, versezte Fitz, und wie ein Irrlicht hin und wieder sprang er abermals seitwärts, um seine Herren den wunderlichsten Weg zu führen.

Felix indessen, höchst vergnügt über den gefundenen Schaz, höchst glücklich ein Geheimniß zu besitzen, hielt sich an den Vater, ohne dem Gefährten, wie bisher, lebhaft zu folgen. Er winkte dem Vater mit blinzenden Augen, indem er nach seinem kleinen Gefährten hinzielte und allerley Gesichter schnitt, um anzudeuten, wie viel er nun vor jenem voraus habe, da er ein Geheimniß bewahre, dessen Kenntniß jenem völlig abgehe. Er trieb es endlich so weit, daß jener, der manchmal still hielt und sich umsah, es bald hätte merken müssen. Wilhelm sagte daher zu Felix: Mein Sohn, wer ein Geheimniß bewahren will, muß nicht merken lassen, daß er eins besizt. Die Selbstgefälligkeit über das Verborgene hebt die Verborgenheit auf. — Felix that sich Gewalt an, aber zu einem muntern freyen Betragen gegen seinen Gespielen konnte er nicht wieder gelangen.

(Der Beschluß folgt.)

Zuchthaus in London.

Aus den dem Unterhause vorgelegten Berechnungen ergiebt sich, daß sich jezt in dem neuerbauten Zuchthause in Mill-Bank 551 Gefangene befinden, deren Unterhaltung im vergangenen Jahre nicht weniger als 14,880 Pfund, 3 Schillinge und 6 Pfenninge gekostet, welches 26 Pfund 17 Schillinge für einen jeden ausmacht, also ungefähr eine halbe Guinee die Woche für die Beköstigung dieser würdigen Gesellen. Das Quartier dieser Herren kostet aber noch mehr. Der Bau dieses Gefängnisses hat bereits 400,000 Pfund gekostet, welche Summe durch 551 getheilt, ungefähr 722 für die Wohnung eines jeden ausmacht. Ein Hausbesitzer erhält hier gewöhnlich zehn Prozent von seinem ausgelegten Gelde, wodurch der Hauszins eines jeden dieser Gefangenen 72 Pfund 2 Schillinge des Jahrs machen würde, so daß ihre Erhaltung im Ganzen viermal mehr kostet, als wohlbezahlte Arbeiter mit ihren Familien in den meisten Grafschaften Englands erhalten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, den 15. Mai.

(Beſchluß.)

Das Theater hat eine bedeutende Umwandlung erlebt. Einige Mitglieder der beyden Bühnen und Kunſtliebhaber haben das Theater auf ihre Rechnung übernommen, die aber leider ſehr ungünſtig ausfallen dürfte. Die Mitglieder der beyden Geſellſchaften ſind in eine verſchmolzen, und am Oſterſonntage die Vorſtellungen eröffnet worden. Im Theater del Principe wird täglich geſpielt, in dem de la Cruz nur des Sonntags; die ſonſt gewöhnlichen doppelten Vorſtellungen des Sonntags haben gänzlich aufgehört. Ein Paar der geachtetſten Schauſpieler haben uns verlaſſen, indeß iſt der beliebte Komiker Cuzman uns noch geblieben. Die neue Direktion gibt ſich alle Mühe, durch Mannigfaltigkeit der Vorſtellungen das Publikum anzuziehen, allein vergebens, die weiten Theater ſind leer und öde. Selbſt Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue" wurde wieder hervorgezogen und in die Scene gebracht. Wir haben es nur aus der dritten Hand. Dionisis Solis hat es nach der Mad. Molé'ſchen Bearbeitung überſetzt; viele Scenen ſind verändert und von der Eigenthümlichkeit des Stoffes iſt wenig oder nichts übrig geblieben. Das Stück kam 1800 zuerſt hier auf die Bühne, damals entzückte unſre nun in ſtiller Zurückgezogenheit lebende ſpaniſche Bethmann, Sennora Rita Luna, Eulalia, jezt war dieſe Rolle der Sennora Manuela Carmona zugetheilt, einer Schauſpielerinn, welcher für dieſen Charakter aller Sinn und alles Geſchick mangelt. Wie manches wechſelvolle Jahr iſt dahingegangen, ſeit ich in München Mad. Lang die rührende Sentimentalität dieſes Charakters mit unübertrefflicher Wahrheit wiedergeben ſah! Dieſe Charaktere ſind ſo ächt deutſch, daß es nur dem Deutſchen vorbehalten zu ſeyn ſcheint, ſie in ihrer ganzen Klarheit und Zartheit darzuſtellen. Es ſind wenig Monde, daß ich daſſelbe Stück auf der holländiſchen Bühne ſah, aber auch da blieb mir bey manchen Vorzügen der Darſtellung noch manches zu wünſchen übrig, hier aber alles. Rafael Perez ſprach als Fremder einige Stellen nicht ohne Feuer und Wärme, allein die kurze, dicke, unedle Figur mit dem ewig fade lächelnden Geſichte ſtörte wieder, ſobald man die Augen aufſchlug. Pedro Paz war als Greis etwas tragiſch, verdiente aber unſtreitig den Kranz. Peter (Tiburcio Sineo) war etwas ſpaniſch, indeß konnte er einen billigen Richter immer zufrieden ſtellen. Sonderbar fiel es mir auf, daß die Namen Peter und Franz deutſch gelaſſen waren, und herzlich lachen muſſte ich über das Koſtüm des Verwalters, bey dem es den Madrider Schauſpielern mit dem deutſchen Koſtüme erging, wie es den deutſchen Schauſpielern mit dem ſpaniſchen Koſtüm wohl zuweilen zu ergehen pflegt. Er trug ſchwarze Beinkleider, vorne und an den Nähten nach Huſarenart mit rothen Bändern beſezt, und ſchwarze Kamaſchen bis an die Knie, gleichfalls auf allen Nähten mit doppelten rothen Bändern beſezt, eine kurze, rothe Bauernweſte, und einen ſehr kurzen, eckigten, hellbraunen Rock, ebenfalls rundum und auf den Nähten mit rothen Bändern beſezt. So ſchlecht die Darſtellung war, ſo verfehlte ſie doch nicht, einen Strom von Thränen zu entlocken; in der Gazuela der Sennoras ſah man nichts als weiſſe Tücher, und in den lezten Scenen wurde das Schluchzen auch unter den Männern ſo allgemein, daß man kaum mehr die Worte der Schauſpieler verſtand. Was auch eine einſeitige Aeſthetik ſyſtematiſiren mag, „das iſt des Genius heiliger Götterſtrahl, der in die Seele ſchlägt und trifft und zündet." Das Theater del Principe hat das gefällige Operettchen: El Califa de Bagdad ein Paar Mal zur Vorſtellung gebracht. Joſefa Eſpontoni ſah aus wie ein Engel, konnte aber nicht ſingen, Loreto Garcia hat eine klangvolle Stimme, tragirte aber ihre Soubrette unausſtehlich, Antonio Gonzalez entſchlug ſich des Singens ganz und gar. So war denn auch dieſe Vorſtellung ſo ſchlecht, als auf einer gewiſſen deutſchen Bühne, wo ich dieſe niedliche Muſik mehrmals auch von einem Operuperſonale zur Aufführung bringen ſah, das nicht ſechs Töne in der Kehle hatte. Nach der Komödie pflegt nun gewöhnlich eine Arie geſungen zu werden, und ich habe unſere junge und reizende Maria Navarro, und die Sennora Loreto Garcia mehrmals mit Vergnügen gehört. Abwechſelnd laſſen ſich auch D. Soquin Alvarez und D. Pedro Broca auf der Oboe und der Klarinette hören; allein ihr Spiel iſt zu unvollkommen, als daß die Kunſtkritik einen Haltpunkt zur Beurtheilung deſſelben finden könnte. Das Köſtlichſte bleibt, Gott ſey Dank, immer zulezt, nämlich die allerliebſten Saynette. In dieſen ſo wahr und ſo treu aus dem Leben aufgegriffenen Scenen ſind unſere Schauſpieler unnachahmbar, unübertrefflich. Außer den erwähnten Stücken ſind auch wieder einige vorzügliche Werke von Calderon, Lope de Vega, Tirſo de Molina und Moratin's „El maestro y la ninna" über die Bühne gegangen. Gegenwärtig haben neben den Schauſpielern auch noch „gelehrte Hunde" vom Theater de la Cruz Beſiz genommen. Unſere Kunſtliebhaber ſind über das Skandal nicht wenig entrüſtet, daß die Bretter, welche Maiquez und Rita Luna verherrlichten, jezt durch dieſe ſchmuzigen Thiere entweiht werden, allein „die Liebe zum Gewinn!" — In der Ponda del Norte hat eine herumziehende Schauſpielertruppe, (Comicos de la legua) aus der Provinz ihren Wohnſiz aufgeſchlagen und ergözt für einige Realen die untere Volksklaſſe. Ich trat eines Abends hinein, und hatte das Unglück, gerade einige Scenen aus einem der zarteſten Luſtſpiele Calderon's von ihnen verarbeiten zu ſehen. Die Darſtellung hatte allerdings mehr Würde, als etwa unter gleichen Verhältniſſen ſie von deutſchen Komödianten gegeben, gehabt haben würde, allein auch einen ſo echthaft handwerksmäßigen Schnitt, daß ich mit genauer Noth zwey Akte aushielt. — In dem Kaffeehauſe von Malta dauern die ſogenannten Konzerte noch immer jeden Abend fort, in der Fontana haben ſich die Tiſche wieder in Tribunen verwandelt; ſo fehlt es denn nicht an Gelegenheit, den Gram zu verſcheuchen, mit dem die Zeitumſtände die Herzen erfüllen.

Die öffentlichen Vorleſungen über die Botanik haben den 9. April im botaniſchen Garten ihren Anfang genommen. — D. Severino Riezu hat Vorleſungen über die Statiſtik eröffnet, wo als Vorkenntniſſe erſt die Elemente der Arithmetik, Geometrie und Staatswiſſenſchaft gelehrt werden ſollen. — Ein Geiſtlicher aus Bilbao, D. Juan Manuel Calleja, hat ein neues Erziehungsinſtitut errichtet, wo zum Behufe einer literariſchen moraliſchen und religiöſen Erziehung Leſen und Schreiben, die Anfangsgründe der Arithmetik, ſpaniſche Grammatik, Katechismus und Konſtitution, die mathematiſchen, phyſikaliſchen, philoſophiſchen, und politiſchen Wiſſenſchaften, Zeichnung, Deklamation, Muſik, Tanz und Gymnaſtik gelehrt und getrieben werden. Zur moraliſchen Erziehung ſoll wenigſtens einmal die Woche Dogma und Moral erklärt werden. Die Zöglinge bezahlen 6000 Realen. — In allen Ecken der Stadt entſtehen neue Schulen als: Philantropen-Schulen, Schulen für die Söhne der National-Miliz, eine Schule, worin des Sonntags für Jünglinge, die ſich der Handlung oder den Gewerben widmen, Philoſophie und Politik gelehrt wird u. ſ. w.

Pf.

Beylage: Kunſt-Blatt Nro. 48.

Nr. 48.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. Juni 1821.

Die neue Reiterstatue Heinrichs IV. am Pont-neuf in Paris.

Unter den berühmtesten Fürsten, die auf dem Thron von Frankreich gesessen, genießt keiner eines so durch das ganze Volk verbreiteten Andenkens als Heinrich IV. Diese Popularität verdankt er nicht blos seinen bewundernswürdigen Eigenschaften als König, sondern mehr noch seinem Charakter als Mensch, selbst wie er sich in seinen Fehlern äußerte, und man darf vielleicht mit Wahrheit sagen, daß in den Augen der Franzosen die moralische Physiognomie dieses Fürsten an ihrem Werth verlieren würde, wenn man irgend etwas davon wegnehmen wollte.

Einige Jahre vor seinem Tode (14. Mai 1610.) hatte Miron, Vorsteher der Kaufmannschaft zu Paris, die Figur Heinrichs zu Pferde, in halb erhabener Arbeit durch Biard, einen Schüler des Michel-Angelo, ausführen lassen. Sie war von Bley, mit Bronzefarbe überzogen, und auf einen Grund von schwarzem Marmor befestigt. Man schätzte besonders daran den Kopf des Königs. Das Bild wurde über dem Haupteingang des Stadthauses angebracht, aber von den Frondeurs beschädigt und niemals vollkommen wieder hergestellt.

Schon im Jahre 1604 hatte man Anstalten getroffen, Heinrich eine Reiterstatue aus Erz zu errichten. Das Monument wurde dem berühmten Künstler Johann von Bologna, Bildhauer des Großherzogs von Florenz, aufgetragen. Johann fieng das Pferd an, aber da er im J. 1608 starb, so ward es durch Pietro Tacca, einen seiner ausgezeichnetsten Schüler, im J. 1611 beendigt. Die gänzliche Vollendung der Statue erfolgte erst im J. 1613, drey Jahre nach Heinrichs Tode. Sie wog, Pferd und Reiter zusammen, nur 12400 Pfund, was einen sehr leichten Guß und folglich eine große Geschicklichkeit des Künstlers voraussezt.

Sie wurde zu Livorno desselben Jahrs eingeschifft, aber das Fahrzeug scheiterte an der Küste von Sardinien, und es gelang nur mit großer Mühe, die Statue aus dem Sande zu ziehen, in den sie sich eingesenkt hatte. Zu Paris lief schon das Gerücht, sie sey verloren, als der Ritter Pescolini, welchen der Großherzog beauftragt hatte, die Bildsäule der Regentin zu überbringen, sie in Havre ausschiffte. Sie ward am westlichen Ende der Insel des Pallastes zwischen den beyden Abtheilungen des Pont-Neuf aufgestellt und befand sich so im Mittelpunkt der unter Heinrich IV. ausgeführten Hauptwerke: nämlich des Platzes und der Straße Dauphine, eines Theils der Gallerie des Louvre, und endlich des Pont-neuf selbst, der von Catharina von Medicis begonnen und von Heinrich vollendet worden war.

Neuere Schriftsteller haben behauptet, das Pferd allein sey in Italien, die Figur des Königs aber zu Paris von einem französischen Künstler Namens Dupré gearbeitet worden. Diese Behauptung ist irrig und wird schon von Pavot, einem gleichzeitigen Schriftsteller, widersprochen, welcher erzählt, daß der Sr. Franqueville, Architekt und erster Bildhauer des Königs, das Modell dazu verfertigt habe, welches nach Florenz gesandt worden; dann von Baldinucci, der nicht blos das Gewicht des Pferdes und Reiters angiebt, sondern auch einen bey dieser Gelegenheit von Maria von Medicis an Tacca geschriebenen Brief beybringt, dessen Inhalt keinen Zweifel läßt, daß Tacca Pferd und Figur gesandt; endlich durch das im Mercure von 1614 enthaltene Protokoll über die Aufstellung, dessen Abschrift bey der Zerstörung des Monuments in dem einen Fuße des Pferdes gefunden wurde, und jezt im Archiv aufbewahrt wird. Könnte nach dem Angeführten noch ein Zweifel übrig bleiben, so wird, um ihn zu heben, die Bemerkung hinreichen, daß die neuerlich angestellte Analyse zweyer von dem Pferd und dem Reiter übrig gebliebenen Fragmente vollkommen dasselbe Resultat lieferten. Die Gefangenen, welche an den vier Ecken des Fußgestells angebracht waren, und bey der Zerstörung des Monuments verschont blieben, waren von Franqueville, Bordone und Tremblay.

Am 14. August 1792 erließ die Nationalversammlung ein Decret, dem zu Folge die Reiterstatue Heinrichs IV. die halberhabene über dem Eingang des Stadthauses, und alle andern Monumente gleicher Art zerstört wurden. Eine Frau aus dem Volke soll bey dieser Gelegenheit gerufen ha-

den: Ah! puisqu'ils abattent celui là, c'est qu'ils n'en veulent plus du tout!

Der Platz worauf die Bildsäule gestanden hatte, terre plein du pont neuf genannt, war zu schön, als daß Napoleon nicht hätte daran denken sollen, ihn zu benutzen. Er wurde erweitert und mit neuen Mauern bekleidet, die man aus einem mit großen Kosten von Cherbourg gebrachten Granit erbaute. Es sollte ein Obelisk von 188 Fuß Höhe hier errichtet werden; und in pittoresker Hinsicht wäre ohne Zweifel ein Denkmal dieser Art für den Platz sehr geeignet gewesen, der einen großen Umfang beherrscht, von dessen Punkten es überall vollkommen hatte gesehen werden können. Der weitere Plan war, die Place Dauphine abzubrechen um das Palais de Justice zu demaskiren, welchem man eine Façade in ägyptischem Stol als Propyläen vorbauen wollte. Die Uebereinstimmung dieser beyden Monumente hätte zuverlässig große Wirkung gethan, aber am 31. März 1814 waren selbst die Mauern der Terrasse noch nicht einmal ganz vollendet.

Nach der Restauration erhoben sich von allen Seiten Wünsche, daß der Platz seiner ersten Bestimmung wieder gegeben werden möchte. Man eröffnete eine Subscription: die beträchtliche Anzahl der Subscribenten und alles Uebrige trug dazu bey, der Unternehmung den Charakter eines Nationalwunsches zu ertheilen. Am 3. Januar 1815 ward ein Accord mit Hrn. Lemot gemacht, zur Errichtung einer neuen Reiterstatue Heinrichs IV. für den Preis von 337,870 Franken, außer dem zum Guß nöthigen Metall und den Lokalitäten und Oefen, welche zu den Statuen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. gedient hatten.

Hr. Lemot, ein geschickter Bildhauer, bekannt durch eine bedeutende Anzahl schöner Werke, und besonders durch die Sculpturen des großen Giebels an der Colonnade des Louvre, früher vom Institut des großen zehnjährigen Preises würdig erkannt, verdiente das größte Zutrauen und erhielt es auch wirklich.

Es wurden alle Vorsichtsmaßregeln für das Gelingen der Operation getroffen; man prüfte die Bronze von den schönen Güssen der Gebrüder Keller *), und fand, daß sie auf 100 Theile aus 90 Theilen Kupfer, 2 Zinn, 1 Bley und 7 Zink zusammengesezt war. Man stellte zuerst zwey vorbereitende Güsse an, um die zu dem Hauptguß bestimmten Metalle in das erwähnte Verhältniß zu setzen; aber ein unvorhergesehener Umstand, dessen ich späterhin gedenken werde, machte beym Guß des Pferdes und des unteren Theils des Reiters nöthig, neues Metall zu dem auf jene Art vorbereiteten hinzuzufügen, was die Folge hatte, daß die beyden Theile der Statue nicht von gleicher Mischung ausfielen und daß der beträchtlichste Theil (das Pferd und der untere Theil des Reiters) eine von der Keller'schen Bronze sehr verschiedene Mischung erhielt; denn nach der damit vorgenommenen Analyse bestand sie auf 100 Theile aus 89,62 Kupfer, 5,70 Zinn 4,20 Zink und 0,48 Bley.

Die politischen Ereignisse von 1814 unterbrachen diese Arbeiten. Das dirigirende Comité war zerstreut worden, und bey der zweyten Rückkehr des Königs schien der Zustand von Frankreich, nach zwey feindlichen Einfällen, der Fortsetzung des Unternehmens nicht günstig zu seyn. Indessen durch eine Bereitwilligkeit, welche der bloße Name Heinrichs IV. einflößte, kamen die Subscriptionen nach und nach wieder in Gang, und am 5. Juni 1816 errichtete man einen neuen Contract mit Hrn. Lemot auf 40,000 Franken für die Verfertigung zweyer Basreliefs, ebenfalls aus Bronze, zur Verzierung des Fußgestells.

Es ist bemerkenswerth, daß während derselben politischen Ereignisse von 1815, die provisorische Statue aus Gyps, die wie durch Zauberey zwischen dem 18. April und 2. Mai 1814 unter der Leitung des Hrn. Roguier, für den ersten Einzug des Königs errichtet worden war, *) auf demselben Platze blieb, keine Verletzung erfuhr, und daß die Fonds der Subscription dem Gegenstande nicht entzogen wurden. Carnot, in dieser Zeit Minister des Innern, legte dem Kaiser einen Bericht darüber und die Frage vor, ob die nach dem Projekt des Obelisken angefangenen Arbeiten fortgesezt werden sollten. Die Antwort war: „ajourner, quant à présent.“ Eben so bemerkenswerth ist es, daß derselbe Minister auf einen von Hrn. de Bondi, Präfekten der Seine, ihm gemachten Antrag, dem Hrn. Lemot aus der Schatzkammer die Summe von 21,870 Franken zahlen ließ, die er für die Ausführung des kleinen und großen Gypsmodells des Pferdes gut hatte.

Als, wie gesagt, die Subscriptionen wieder in Gang waren, suchte man die Arbeiten zu beschleunigen, und entschied sich, den Guß blos in zwey Abtheilungen zu machen. Die Form des Kopfs und Rumpfs des Reiters ward durch die HH. Gonon und Jarlot ausgeführt, und Hr. Gonon allein ward mit dem Guß beauftragt, welcher am 23. März 1817 vor sich gieng. Er fiel glücklich aus, und man hatte nur einige Blasen am unteren Theile zu bedauern, welche, wie man nachher erkannte, daher entstanden, daß die Form nicht gänzlich rein von Feuchtigkeit gewesen war.

Die ungleich wichtigere Form des Pferdes und des unteren Theils vom Reiter wurde durch den Former des

*) Zwey berühmte Künstler aus der Zeit Ludwigs XIV., die eine große Anzahl Erzgüsse für die Gärten von Versailles, und zwey Reiterstatuen dieses Fürsten ausgeführt.

*) Das Pferd wurde über eines der Pferde an der Quadriga von Berlin abgegossen. Diese Pferde waren schon in Kisten eingeschlossen. Der König von Preußen erlaubte, daß eines davon für diese Operation wieder ausgepackt wurde.

königl. Museums, Hrn. Piggiani, ausgeführt. Die einzelnen Angaben über die Verfertigung dieser Form, die nur sehr wenige Personen interressiren, kann man in den Memoiren nachsehen, welche Hr. Lafolie über die Wiederherstellung der Statue Heinrichs IV. auf Befehl der Regierung hat drucken lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Belzoni's Reisen in Aegypten und Nubien.

(Beschluß.)

Nach dieser glücklich ausgeführten Unternehmung konnte Belzoni nun getrost die dritte Reise von Cairo nach Theben antreten (mit welcher der zweyte Band beginnt). Sie war hauptsächlich der Abformung der Basreliefs in dem Königsgrabe gewidmet, womit er sich fast ein Jahr beschäftigte. Er äußert sich darüber nur sehr kurz: das Wachs allein besitze in diesem Klima nicht Festigkeit genug, um damit Abdrücke zu machen, weßhalb er es mit Harz und feinem Pulver vermischt habe. Das Schwierigste sey gewesen, die Abdrücke von den Figuren zu nehmen, ohne die Farben zu beschädigen. Bey einer Zählung der lebensgroßen Figuren habe er 181 gefunden, der kleinern, die er nicht gezählt, könnten nicht wohl minder als achthundert seyn. Die hieroglyphischen Figuren, etwa zweytausend an der Zahl, von 1 bis 5 Zoll hoch, habe er alle treu mit ihren Farben copirt. Um genug Wachs zu haben, mußte er solches auf dem Nil von Keneh, Farchiout und Girgeh kommen lassen.

Dabey konnte er jedoch auch seine Lust zu Nachgrabungen nicht ganz unterdrücken. Der Consul Salt hatte zwischen Medynet Abu und den beyden großen Memnonskolossen, wovon der nördliche, den an seinen Füßen befindlichen Inschriften zu Folge, der klingende gewesen ist, Nachgrabungen anstellen lassen und unter der Erdoberfläche viele Säulenfüße von beträchtlichem Durchmesser und Spuren eines großen Tempels gefunden, jedoch, da sich nichts Wohlerhaltenes fand, damit aufgehört. Obgleich er sich nun das Terrain vorbehalten hatte, konnte Belzoni sich doch nicht entbrechen, hier weitere Forschungen anzustellen. Das Glück war ihm wieder so günstig, daß er gleich am zweyten Tage eine große Statue fand, „die man den schönsten Statuen der alten Aegyptier beyzählen könne.“ Sie stellt einen sitzenden Mann vor und gleicht in allen Stücken dem großen Memnonskoloß; wie bey diesem, sind Hieroglyphen auf dem Sitz ausgehauen. Sie ist zehn Fuß hoch, von der schönsten Arbeit aus grauem mit Halbgoldfarbe gesprenkeltem Granit. Belzoni kennt nur noch eine Statue mit einem Löwenkopf von gleichem Material. Bis auf einen Theil des Kinns und Bartes ist sie ganz wohlerhalten. Auch einige Bildsäulen mit Löwenköpfen, denen von Karnak ähnlich, theils sitzend, theils stehend, wurden an demselben Orte gefunden.

Schon die französischen Gelehrten haben in dem großen ägyptischen Werke (auf welches übrigens Belzoni gar keine Rücksicht nimmt) gezeigt, daß jener im Alterthum unter dem Namen Memnonium bekannte Tempel in der Nähe der zwey großen Kolosse gestanden. Es ist daher ganz wahrscheinlich, wenn Belzoni in diesem ganz zerstörten allem Anschein nach ehemals sehr prächtigen Gebäude das Memnonium vermuthet. Zwischen den Trümmern findet man noch einen ungeheuern umgestürzten und in Schutt begrabenen Koloß, von dem man nur noch Fragmente von den Stücken des Sitzes bemerkt, worauf die Figur gesessen. Auch zwischen den Säulen des Porticus sind noch Trümmer kolossaler Statuen aus Granit, Breccie und Kalkstein, und eine Menge kleinerer Löwenstatuen bemerklich. Wahrscheinlich befanden sich die beyden noch stehenden Kolosse am Eingang des Tempels, weiter in den innern Höfen zwey andere, denen jene Trümmer angehörten und vor dem Portikus müssen kleinere Statuen gewesen seyn. Die Base der Tempelsäulen liegt höher, als die der Kolosse, folglich muß eine Treppe zu ihnen geführt haben, wie dieß auch bey dem Grabmal des Osymandyas der Fall ist. Ueber die Ausdehnung des Tempels läßt sich bey dem geringen Umfang der bisherigen Nachgrabungen noch nichts Bestimmtes sagen.

Unterdessen hatte sich das Gerücht von Caillauds Entdeckung der Smaragdgruben und der Stadt Bereniee am rothen Meer, verbreitet, und Belzoni beschließt sogleich, dieselbe Reise zu unternehmen, findet auch Gelegenheit von einem der Minirer, welche zur Eröffnung der Smaragdgruben gebraucht worden waren, befriedigende Notizen zu erhalten. Mit dem Sekretär Beechey und Dr. Ricci tritt er auch am 16. Sept. 1818 die Reise von Theben aus, den ausgetretenen Nil hinauf nach Edfu, und von da zu Land gegen die Küste des rothen Meers an. Wir folgen ihm nicht auf diesem Ausflug, der in Hinsicht auf Kunst nichts Merkwürdiges als die Ansicht eines kleinen in den Felsen gehauenen Tempels bot, übrigens aber Caillauds Angaben über die Stadt Berenice durchaus bestreitet, vielmehr von der Entdeckung derselben an einem südlicheren Punkt der Meeresküste Nachricht giebt.

Bey seiner Rückkunft nach Theben trifft unser Reisender den brittischen Consul, den Baron Sack und Hrn. Bankes, der ihm den Vorschlag macht, auf seine Kosten den in Besitz genommenen Obelisken von Philä wegzuführen. Wir übergehen die Erzählung der vielen Zänkereyen zwischen der französischen und englischen Partey über den Besitz dieses Obelisken, deren Wahrnehmung selbst die rohen Araber und Türken mit Unwillen gegen die Europäer erfüllen mußte. Trotz aller Protestation von Seiten der französischen Parthey setzt Belzoni sein Unternehmen ins Werk. Der Obelisk wird ohne Schaden ans Ufer gebracht; aber als das Boot ihn aufnehmen soll, bricht ein Damm, der ihm zur Stütze dient und der Obelisk sinkt mit dem größ-

ten Theil seiner Masse in den Nil. Die Araber und die ganze Reisegesellschaft geben ihn verloren, bis auf Belzoni, den das Unglück nur zu neuen Anstrengungen aufreizt. Er läßt einen Wall zum Stützpunkt am Ufer errichten, mit langen Hebeln den Obelisken in Bewegung setzen, und durch Taucher Steine unterlegen, so wie die Masse sich erhebt. Mit langen Stricken wird der Obelisk dem Ufer näher gezogen, und so gelingt es nach zwey Tagen ihn wieder glücklich ans Land zu bringen. Das Fußgestell wird vorausgeschickt, und der Obelisk mit Hülfe einer kleinen vom Ufer auf das Boot geschlagenen Brücke eingeschifft. Nun war noch der gefährliche Transport über den Chellal, oder die erste Katarakte herab, zu überwinden. Der Stand des Wassers hatte ungefähr die Hälfte von der Höhe, den er bey der Ueberschwemmung erreicht, so daß der Fall nur einen Winkel von 20 — 25 Grad auf eine Ausdehnung von 150 Toisen betrug, mithin weniger ein Sturz als ein schneller Abschuß war. Es kam also hauptsächlich darauf an, daß die Barke von den Klippen entfernt gehalten wurde, durch welche sie hindurch mußte. Dieß geschah vom Ufer aus mit Stricken und die Durchfahrt gieng ohne Unfall von Statten.

Belzoni bringt den Obelisken glücklich nach Theben, und läßt nun auch mit vieler Vorsicht den alabasternen Sarkophag aus dem Königsgrabe ziehen, um ihn, wohl verschlossen in eine starke Kiste, nach Alexandria mitzunehmen. Leider war durch Vernachlässigung der Vorkehrungen, welche Belzoni getroffen hatte, um das Eindringen des Regenstroms abzuhalten, das Wasser in das Grab gekommen und hatte Mehreres beschädigt, und so ist zu befürchten, daß dieß prächtige Denkmal, wenn es späterhin nicht besser geschützt worden ist, in wenig Jahren zerstört seyn dürfte.

Von Alexandria wollte Belzoni unmittelbar nach Europa zurückkehren, sein Aufenthalt verzögert sich aber durch den Prozeß mit Drovetti's Agenten und die Abwesenheit des brittischen Consuls. Um daher seine Zeit nicht ungenutzt zu lassen, unternimmt er einen Ausflug nach Benysuef und von da in die kleine Oasis, besucht die Ufer des Sees Möris und entdeckt die Trümmer einer alten Stadt, wahrscheinlich Dionysias, so wie mehrerer anderer von geringerer Bedeutung. Das Ziel seiner Reise war der Ort El Kassar, wo er, überall mit dem Mißtrauen der Araber kämpfend, die Ruinen eines Tempels nur von weitem beschauen durfte. Er ist vollkommen überzeugt, daß dieß Gebäude, allem Anschein nach auf einem älteren weit größern aufgeführt, der Jupiter-Ammons Tempel sey, und schließt dieß hauptsächlich aus der Nachbarschaft einer Quelle, die einige Aehnlichkeit mit der von Herodot beschriebenen, hat. Wir lassen dieß dahin gestellt seyn; Drovetti's späterer Versuch lieferte kein wichtigeres Resultat, und auch die neueste Expedition des Generals Menu von Minutoli war fruchtlos.

Gegen die Mitte Septembers 1819 reiste Belzoni endlich von Alexandrien ab, begab sich in seine Heimath, wo er nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren seine Familie wieder sah, und gieng von da nach England.

S.

Rom, den 23. Mai 1821.

Endlich wird am Titusbogen ernstlich gearbeitet, und bereits ist die Brustwehr von Backsteinen verschwunden, welche im Mittelalter auf denselben gesezt worden ist. Es wird übrigens keine leichte Aufgabe seyn, dieses herrliche Denkmal wieder so zu befestigen, daß es den Zeiten zu trotzen vermag. Es hat nicht nur an beyden Seiten seine Festigkeit verloren, sondern auch durch Herausnahme der metallenen Klammern u. s. w. beynahe keinen Stein mehr im Lothe. Der Bogen ist durch Gerüste versperrt, und die Juden können sich trösten, welche niemals durch diesen Bogen gehen, weil er bey der Ankunft ihres Messias einfallen soll. Jezt kann man frey neben ihm, aber nicht mehr durch ihn zum Colosäum wandeln.

An lezterem liegen die, voriges Jahr aufgegrabenen Wasserleitungen noch immer halb verschüttet, aber an der Befestigung einiger sehr schadhaften Bogen, und Wegschaffung des Schutts wird mit löblichem Fleiße gearbeitet. Wenn in früheren Zeiten nur der hundertste Theil für dieses herrliche Gebäude von dem verwendet worden wäre, was nun die Noth erheischt, es stände noch in alter Herrlichkeit.

Nibby hat in der antiquarischen Gesellschaft einen Aufsatz über den sogenannten borghesischen Fechter vorgelesen, und darin die Vermuthung aufgestellt, daß er zu dem Giebelfelde des Apollo-Tempels in Delphi gehörte, und einen Gallier darstelle, was er aus dem Torques, Schild, Horn und Haarschnitt mit Stellen der Classiker darthut. Wahrscheinlich war diese Statue eine Eckfigur in der Darstellung der Niederlage der Gallier, welche einen Einfall in Griechenland gewagt hatten.

Die französische Kunstausstellung hat dieses Jahr ein Kunstwerk von Bedeutung, eine componirte Landschaft von Michallon geliefert. Die Bildhauer haben in Marmor nur ein nach der Natur modellirtes Mädchen geliefert.

Mehrere deutsche Künstler, welche lange schon hier waren, Grassi, Schönberger, Catel u. s. w. haben uns verlassen, lezterer wird aber auf den Herbst hierher zurückkehren. Byström geht in Kurzem auf einige Monate in sein Vaterland Schweden zurück.

Der berühmte Stempelschneider Mercandetti ist gestorben, und läßt in seinem Fache eine große Lücke.

Nro. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag. 15. Juni 1821.

Wo wir uns der Sonne freuen
Sind wir jeder Sorge los.

Goethe.

Vom Heuberg herab.

(Den örtlichen Umgebungen des Dichters ganz getreu.)

Kennst du das Land, wo kaum die Dornen blühen,
Am magern Laub die Hagebutten glühen,
Ein Schneegestöbersturm im Sommer weht,
Auf kahler Höh' die Fichte einsam steht,
Kennst Du es wohl?
Dahin! dahin
Musst' ich, Geliebte, wider Willen ziehn.

Kennst Du das Haus? dem Einsturz naht sein Dach,
Schwarz ist die Stube, schmutzig das Gemach,
Alltags-Gesichter sehen dumm mich an;
Was hab' ich denn verbrochen? was gethan?
Kennst Du es wohl?
Dahin! dahin —
Und ohne dich, musst' ich Geliebte zieh'n.

Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg?
Durch Nebel geh' ich einsam meinen Weg,
Doch von der Höhe blick' ich wohlgemuth
Ins Thal, wo mein ersehntes Dörfchen ruht.
Kennst Du es wohl?
Dahin! dahin
Geht still mein Wunsch. O Schicksal laß mich zieh'n.

Moll.

Die Ankunft der Araber in Spanien.

(Aus der „Historia de la Dominacion de los Arabes en Espanna" des D. Joseph Antonio Conde, entlehnt und übersetzt von Dr. Pfeilschifter.)

D. Joseph Antonio Conde, einer der wenigen Spanier, welche in unsern Tagen ihrem Vaterlande noch einen Nachklang von Ruhm im Felde der Literatur bewahrten, ward um das Jahr 1770 in Peraleja (Provinz Cuenca) geboren. Er studierte früh mit einem in Spanien seltenen Eifer die alten, besonders die griechische Sprache, und bewarb sich schon 1790, ein Jüngling von zwanzig Jahren, um den Lehrstuhl der griechischen Literatur an der Universität Alcala de Henares. Bald darauf erhielt er eine Freystelle im Collegium Santa Catarina de los Verdes, und die Aufsicht über die Bibliothek dieses Collegiums. Dieses Amt weckte in ihm die Neigung, die alten Handschriften zu durchforschen. Inzwischen vernachlässigte er das Studium der Rechtskunde, dem er sich gewidmet, auf keine Weise, im Gegentheil, er disputirte mit Beyfall und wurde zum Doctor beyder Rechte creirt. Durch seinen außerordentlichen Fleiß wie durch seine Kenntnisse bereits bekannt, erhielt er eine Stelle an der königlichen Bibliothek zu Madrid. Hier war er ganz in seinem Elemente. Von den zahlreichen arabischen Handschriften, welche hier und im Escorial aufbewahrt werden, angezogen, legte er sich auf das Studium der arabischen Sprache, und machte darin ausserordentliche Fortschritte. Mit einer gründlichen und umfassenden Kenntniß dieser Sprache ausgerüstet, durchforschte er den vorhandenen Schatz an Handschriften, und machte unter andern die besondere Entdeckung, daß mehrere Manuscripte, die man bisher für persisch gehalten, in spanischer Sprache waren, mit arabischer Schrift geschrieben, wie z. B. das Gedicht von Joseph dem Sohne Jakobs; die Anleitung, sich unter jeder Regierung wohl zu befinden u. dgl., welche der jetzige Ober-Bibliothekar D. Francisco An-

tonio Gonzalez in spanische Schrift übergeschrieben hat. Er machte sich der gelehrten Welt zuerst 1799 durch seine Emendation und Uebersetzung der „Geographie des Xerif Aledris, des Nubiers," bekannt. Er wurde Mitglied der Akademie der spanischen Sprache, der Akademie der Geschichte, so wie auch von auswärtigen Akademien, wie z. B. der Berliner. Während der Invasion der Franzosen machte er sich um sein Vaterland hoch verdient, indem man es besonders seiner Festigkeit zu verdanken hat, daß das unschätzbare Münzkabinet unberührt geblieben ist. Der sonst so stille, fast furchtsame Conde zeigte hier eine solche Entschiedenheit und Charakterstärke gegen die neuen Herrscher, daß seine Freunde jezt noch mit Bewunderung davon sprechen. Nach der Vertreibung der Franzosen machte man es ihm zum Vorwurfe, im Dienste des Usurpators geblieben zu seyn, und er hatte deswegen von den unduldsamen Patrioten manches Unangenehme zu erfahren. Der fünfte, 1817 erschienene Band der „Denkschriften der Akademie" enthält seine treffliche Abhandlung über die arabischen Münzen. Während er im vorigen Jahre seine aus arabischen Manuscripten geschöpfte „Geschichte der Herrschaft der Araber in Spanien" zum Drucke vorbereitete, überraschte ihn am 12. Juni der Tod. Conde hat sich als Gelehrter große Verdienste erworben, und als Mensch sich jeden zum Freunde gemacht, der sich ihm näherte und für die liebenswürdigste Bescheidenheit Sinn hatte. Seine Freunde, wie z. B. der schwedische Geschäftsträger von Lorichs, der Bibliothekar Gonzalez und andere, deren Güte ich diese Notizen zu verdanken habe, reden nur mit Liebe, Hochachtung und Rührung von dem früh hingegangenen Conde.

Der Uebersetzer.

*

Um diese Zeit kamen einige Christen aus Gezira Alandalus, das ist, der Halbinsel Spanien, beleidigt von ihrem Könige Ruderic, welcher des ganzen Spaniens, von dem gallischen Narbonne bis Mauritanien oder dem Lande Tanja, Herr war, zu Muza ben Nosair, und redeten ihm zu, mit Truppen nach Spanien überzusetzen, das von Afrika durch eine Meerenge, Alzacàc genannt, getrennt ist. Sie stellten ihm dieß Unternehmen als leicht und sicher gelingend vor, und erboten sich, ihn mit all ihrer Macht zu unterstützen: solches vermag unbedachtes Verlangen nach Rache. Muza, ehrgeizig, aber so klug als ruhmsüchtig, lehnte den Antrag nicht ab, verhehlte ihnen aber für einige Zeit seine Absichten. Er unterrichtete sich heimlich vom Zustande Spaniens, von seinen Einwohnern und des Bodens Beschaffenheit, von der Verfassung des Regiments und der Macht des Königs, und von den Zwistigkeiten und Parteyen, welche seine Herren trennte. Ein vornehmer Christ von Tanja, so sagt man, hat ihn mit großer Bestimmtheit und Richtigkeit von allem belehret, was er von den Verhältnissen und dem Zustande des Volkes zu wissen brauchte, von der schlechten Regierung des Königs Ruderic, seiner Ungerechtigkeit, und wie er deßwegen von seinen Völkern wenig geliebt sey, sie ihn vielmehr alle für einen ungerechten Räuber des Gothenthrones hielten.

Die anmuthigen Schilderungen, welche die Bewohner von Tanja und andere Afrikaner ihm von Spanien machten, gewannen sein Herz. Sie redeten von des Landes mildem Klima, seinem klaren und wolkenlosen Himmel, großem Reichthum, der Pflanzen und Früchte Beschaffenheit und wunderbaren Tugenden, der Jahreszeiten erquickendem Wechsel, den Flüssen und zahlreichen Quellen, den prachtvollen Resten und Monumenten alter Herrlichkeit, weiten Provinzen und der Städte Zahl und Macht; kurz, daß die Annehmlichkeiten Spaniens die kunstreichste Rede nicht schildern noch darstellen könne, noch daß es in der Reihe seiner Vorzüge einen habe, der übertroffen werde, daß es seinerseits aber alle Gegenden des Morgen- und Abendlandes übertreffe; daß Spanien in Güte des Klimas und Bodens Syrien, in seinen Eigenthümlichkeiten Yemen oder das glückliche Arabien, in seinen Blumen und Wohlgerüchen Indien, in seinen Früchten und Erzeugnissen Hegiaz, in seinen köstlichen und zahlreichen Bergwerke Catay oder China, und den Vortheilen seiner Küsten Adena sey; daß es Städte dort gäbe und zahlreiche Denkmale von seinen alten Königen und den Joniern, dem weisen Volke, daß es jezt noch Ueberbleibsel von ihnen bewahre, wie von dem großen Herkules ein Standbild in Gezira Cadis, das Idol von Gallizien und die großen Ruinen von Merida und Tarragona; daß man Aehnliches nie gesehen.

Muza, zu so reicher und ruhmwürdiger Eroberung entschlossen und von ihrem Gelingen überzeugt, schickte an den Califen Briefe und stellte ihm des Unternehmens Wichtigkeit vor, und sagte ihm, wie er mit Gottes Hülfe die Zeneten und andere Stämme von Berbere, von Zab und Derar, Sahra, Mazamuda und Sus zinsbar gemacht habe; daß die sieghaften Muselmänner die Paniere des Islam auf den Thürmen von Tanja aufgepflanzt hätten, daß diese Stadt von der gegen überliegenden Küste von Andalusien nur eine Meerenge von zwölf Meilen trenne, daß er mit seiner Bewilligung und Befehl die Eroberer von Afrika nach Spanien senden werde, um die Erkenntniß des wahren Gottes und des Korans Gesetz dahin zu bringen. Der Kalif schenkte dem Unternehmen seinen Beyfall, als gegründet auf die Ueberlieferungen, die man von dem Gesandten Gottes habe, der die Verheißung gab, daß das Gesetz bis in das fernste Abendland getragen werden würde, so wie auf den Glauben an seines Glückes Beständigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.

(Beschluß.)

Der kleine Fix stand auf einmal still und horchte. Er winkte die andern herbey: Hört ihr pochen? sprach er. Es ist der Schall eines Hammers, der den Fels trifft. — Wir hören's, versezten die andern. — Das ist Montan! sagte er, oder Jemand, der uns von ihm Nachricht geben kann. Als sie dem Schalle nachgingen, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte, trafen sie auf eine Waldblöße und sahen einen steilen, hohen, nackten Felsen über alles hervorragen, die hohen Wälder selbst tief unter sich lassend. Auf dem Gipfel erblickten sie eine Person. Sie stand zu entfernt, um erkannt zu werden. Sogleich machten sich die Kinder auf, die schroffen Pfade zu erklettern. Wilhelm folgte mit einiger Beschwerlichkeit, ja Gefahr; denn wer zuerst einen Felsen hinaufsteigt, geht immer sicherer, weil er sich die Gelegenheit aussucht; einer der nachfolgt, sieht nur wohin jener gelangt ist, aber nicht wie. Die Knaben erreichten bald den Gipfel, und Wilhelm vernahm ein lautes Freudengeschrey. Es ist Jarno! rief Felix seinem Vater entgegen, und Jarno trat sogleich an eine schroffe Stelle, reichte seinem Freunde die Hand und zog ihn aufwärts. Sie umarmten und bewillkommten sich in der freyen Himmelsluft mit Entzücken.

Kaum aber hatten sie sich losgelassen, als Wilhelmen ein Schwindel überfiel, nicht sowol um seinetwillen, als weil er die Kinder über dem ungeheuren Abgrunde hängen sah. Jarno bemerkte es, und hieß alle sogleich niedersitzen. Es ist nichts natürlicher, sagte er, als daß uns vor einem großen Anblick schwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unsre Kleinheit und unsre Größe zu fühlen. Aber es ist ja überhaupt kein ächter Genuß als da, wo man erst schwindeln muß.

Sind denn das da unten die großen Berge, über die wir gestiegen sind? fragte Felix. Wie klein sehen sie aus! Und hier, fuhr er fort, indem er ein Stückchen Stein vom Gipfel loslöste, ist ja schon das Katzengold wieder; das ist ja wohl überall? — Es ist weit und breit, versezte Jarno; und da Du nach solchen Dingen fragst, so merke Dir, daß Du gegenwärtig auf dem ältesten Gebirge, auf dem frühsten Gestein dieser Welt sitzest. — Ist denn die Welt nicht auf einmal gemacht? fragte Felix. — Schwerlich, versezte Montan: gut Ding will Weile haben. — Da unten ist also wieder anderes Gestein, sagte Felix, und dort wieder anderes; und immer wieder anderes! indem er von den nächsten Bergen auf die entfernteren und so in die Ebene hinabwies.

Es war ein sehr schöner Tag, und Jarno ließ sie die herrliche Aussicht im Einzelnen betrachten. Noch standen hie und da mehrere Gipfel, dem ähnlich, worauf sie sich befanden. Ein mittleres Gebirg schien heranzustreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht. Weiterhin verflächte es sich immer mehr; doch zeigten sich wieder seltsam vorspringende Gestalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüsse sichtbar, und eine fruchtreiche Gegend schien sich wie ein Meer auszubreiten. Zog sich der Blick wieder zurück, so drang er in schauerliche Tiefen, von Wasserfällen durchrauscht, labyrinthisch mit einander zusammenhängend.

Felix ward des Fragens nicht müde und Jarno gefällig genug; ihm jede Frage zu beantworten; wobey jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus wahr und aufrichtig sey. Daher, als die unruhigen Knaben weiter kletterten, sagte Wilhelm zu seinem Freunde: Du hast mit dem Kinde über diese Sachen nicht gesprochen, wie Du mit Dir selber darüber sprichst. — Das ist auch eine starke Forderung, versezte Jarno. Spricht man ja mit sich selbst nicht immer, wie man denkt, und es ist Pflicht, andern nur dasjenige zu sagen, was sie aufnehmen können. Der Mensch versteht nichts, als was ihm gemäß ist. Die Kinder an der Gegenwart festzuhalten, ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung zu überliefern, ist das Beste was man thun kann. Sie fragen ohnehin früh genug nach den Ursachen.

Es ist ihnen nicht zu verdenken, versezte Wilhelm. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verwirrt jeden, und es ist bequemer, anstatt sie zu entwickeln, geschwind zu fragen: woher? und wohin? — Und doch kann man, sagte Jarno, da Kinder die Gegenstände nur oberflächlich sehen, mit ihnen vom Werden und vom Zweck auch nur oberflächlich reden. — Die meisten Menschen, erwiederte Wilhelm, bleiben lebenslänglich in diesem Falle und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Faßliche gemein und albern vorkommt. — Man kann sie wohl herrlich nennen, versezte Jarno: denn es ist ein Mittelzustand zwischen Verzweiflung und Vergötterung. — Laß uns bey dem Knaben verharren, sagte Wilhelm, der mir nun vor allem angelegen ist. Er hat nun einmal Freude an dem Gestein gewonnen, seitdem wir auf der Reise sind. Kannst Du mir nicht so viel mittheilen, daß ich ihm, wenigstens auf eine Zeit, genug thue? — Das geht nicht an, sagte Jarno. In einem jeden neuen Kreise muß man zuerst wieder als Kind anfangen, leidenschaftliches Interesse auf die Sache werfen, sich erst an der Schaale freuen, bis man zu dem Kerne zu gelangen das Glück hat.

So sage mir denn, versezte Wilhelm, wie bist Du zu diesen Kenntnissen und Einsichten gelangt? denn es ist doch so lange noch nicht her, daß wir auseinander gingen. — Mein Freund, versezt Jarno, wir mußten uns resigniren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das erste, was einem tüchtigen Menschen unter solchen Umständen einfällt, ist ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenstände sind ihm nicht genug, diese taugen nur zur Zer-

ſtreuung; er fordert ein neues Ganze und ſtellt ſich gleich in deſſen Mitte. — Warum denn aber, fiel ihm Wilhelm ein, gerade dieſes Allerſeltſamſte, dieſe einſamſte aller Neigungen? — Eben deßhalb, rief Jarno, weil ſie einſiedleriſch iſt. Die Menſchen wollt' ich meiden. Ihnen iſt nicht zu helfen und ſie hindern uns, daß man ſich ſelbſt hilft. Sind ſie glücklich, ſo ſoll man ſie in ihren Albernheiten gewähren laſſen; ſind ſie unglücklich, ſo ſoll man ſie retten, ohne dieſe Albernheiten anzutaſten; und Niemand fragt jemals, ob Du glücklich oder unglücklich biſt. — Es ſteht noch nicht ſo ganz ſchlimm mit ihnen, verſetzte Wilhelm lächelnd. — Ich will Dir Dein Glück nicht abſprechen, ſagte Jarno. Wandre nur hin! du zweyter Diogenes. Laß Dein Lämpchen am hellen Tage nicht verlöſchen! Dort hinabwärts liegt eine neue Welt vor Dir; aber ich will wetten, es geht darin zu, wie in der alten hinter uns. Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannſt, ſo biſt Du unter ihnen nichts nütze. — Unterhaltender ſcheinen ſie mir doch, verſetzte Wilhelm, als Deine ſtarren Felſen. — Keineswegs! verſetzte Jarno: denn dieſe ſind wenigſtens nicht zu begreifen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Für das Converſationsblatt, hat ſein ehemaliger Redakteur, Franz Gräffer, durch großen Fleiß und mancherley gute Verbindungen unſtreitig Vieles geleiſtet und die Geroldiſche Buchhandlung ein recht ſchätzbares Intelligenzblatt gewonnen. Allein Gräffers Abgang, wenn er ſchon durch einen andern tüchtigen Mann erſetzt werden konnte, hat doch dem Blatte unſtreitig geſchadet und es, trotz aller Proteſtationen, entſchieden zum bloßen Unterhaltungsblatte gemacht. — Die Perſönlichkeit des um das Luſtſpiel und um die volksthümliche Poeſie unſtreitig recht ſehr verdienten neuen Redakteurs Caſtelli, hat hierin nichts verändert. — Das Gerücht: daß Converſationsblatt ſolle mit Ende des Jahrs aufhören, ſcheint zwar unverbürgt, aber es kann an und für ſich kaum fehlen, daß Modezeitung und Converſationsblatt, wie zwey verſchiedene Gattungen Papiergeldes einander auffreſſen, oder wie zwey chemiſche Säuren einander ausbrüten. — Die hübſchen Kupfer erhalten die Modezeitung am Leben. — In Ungarn iſt ihr ſtärkſter Abſatz. Manche Theaterkritiken verrathen unſtreitig Geiſt und Witz, aber die Thatſache ſchlägt doch manchmal zu ſehr durch, daß der Herausgeber Lieferant der Stoffe für die beyden Hoftheater iſt, denn ſchon mehrmals „ſcheinen die Stoffe zu leben" — und traten als wirkliche, dramatiſche Naturen auf. —

Die Concordia hat ſich ſeit unſerer lezten Erwähnung immer mehr dem Grabe zugeneigt, ſeit die Briefe Adam Müllers und die Gehirn-Irrwiſche Babers, als ein unheilbringendes Meteor, darüber aufgegangen ſind. — Hört man allerwärts nur gar zu gegründete Klagen darüber, daß dürre Metaphyſikaſtereyen und philoſophiſche Spekulationen in den Köpfen der Menſchen ſo viel Unheil angerichtet haben, ſo wundert man ſich billig, jezt in der Religion hier und da denſelben Weg einſchlagen zu ſehen, wie einſt über Politik und Staatsverfaſſung? Der Optimism der Assemblée Constituante und die Vapeurs und der Somnambulism der heutigen Myſtiker ſcheinen ſich oft nur wie verſchiedene Krankheitskriſen, nur wie directe und indirecte Schwäche gegeneinander zu verhalten und nur wieder einen andern Brownianismus herbeyzuführen. —

Des Freyherrn von Hormayr Archiv war für die hiſtoriſche Kritik und für das Quellenſtudium, (dem es viele hundert Urkunden und Denkmale lieferte) unſtreitig in Oeſtreich das einzige. — Zwiſchen den Akteyen und eben ſo auch zwiſchen allen Privatforſchern bildete es ſeit lange einen, außerdem gänzlich fehlenden Mittelpunkt, und eben ſo bewies ſein Inhalt den entſcheidendſten Einfluß auf die Gründung und auf den Fortgang ſolcher Inſtitute, wie das Johanneum in Grätz und wie das Franzensmuſäum in Brünn. — Aber gerade dieſes einſeitige Verdienſt ſchadete ihm kaufmänniſch, bey dem großen und gemiſchten Publikum, das ſich wenig um Quellen bekümmert, ſondern lieber Anekdoten und Späße lieſt. Auch von Seite des in frühern Zeiten überaus thätigen Verlegers Strauß geſchah ſchon ſeit lange gar nichts mehr für daſſelbe. Die Wahl des neuen Verlegers Härter, den ſein früherer Beruf keineswegs zum Buchhändler bildete, und der als ſolcher ein berüchtigter Nachdrucker war, würde ganz unbegreiflich ſcheinen, wenn Härters Handlung etwas mehr von ihm hätte, als den, noch nicht abgewälzten, Namen. Ein Anverwandter des verdienſtvollen Hofbanliers Ritter von Steiner, Auguſt Rocker, iſt der eigentliche Chef dieſer Handlung in pekuniärer und in intellektueller Hinſicht. Demnach hat der XII. Jahrgang dem Archiv auch ein Kunſtblatt beygefügt, eine Wanderung durch die Ateliers der Wiener Künſtler, durch die Gallerien, durch die Kunſtſchätze der Provinzen. Der treffliche Docen in München, und Primiſſer, der verdienſtvolle Cuſtos der Ambraſſer Sammlung, ſorgen für alterthümliche Kunſt und Poeſie. Hofrath Hammer hat das reiche Magazin ſeiner orientaliſchen Schätze mehrmals eröffnet. Eine neue Rubrik: „Erinnerungs-Tafeln" ſoll Lehrern und Schülern der Geſchichte hülfreich ſeyn und das eigentliche Quellenſtudium dauert mit unvermindertem Eifer fort. Erſt vor wenigen Tagen hat die Wienerzeitung umſtändlichere Erwähnung deſſen gethan. — Gräffer iſt nach Peſth gegangen zu dem Verſuche, der todgebornen Panomie wieder einiges Leben einzuflößen. — Se. M. der Kaiſer haben die Anträge des trefflichen Hofbaudirektors Nobile zu den großen Bauten, vor dem ehemaligen Burgthor bewilligt. — Auch erwartet man ſtündlich die Ankunft von Canevas Treſens. — Die Rückkehr des Fürſten Metternich hat die Akademie der vereinigten bildenden Künſte, wie neu belebt. Es werden die Preisvertheilungen ſtatt haben, und die ſo wohlthätige Anſtalt einer permanenten Ausſtellung und Kunſthandlung, in den lezten Monaten mit eben ſo viel Thätigkeit als Geſchmack der Vollendung entgegen geführt, ſehr bald eröffnet werden. — Es beſtätigt ſich nicht, daß eine andere treffliche Schöpfung des Fürſten Metternich, die Jahrbücher der Literatur, mit dem Schluſſe dieſes Jahres eingehen werden. Der bloße Wechſel der Redaktion ſcheint ohne beſtimmten Einfluß auf ihren Fortbeſtand. Vielleicht werden die enormen Bedingungen etwas herabgeſtimmt, unter welchen die bisherige Verlagshandlung dieſes, ſie ſelbſt gar ſehr ehrende, Journal unternommen hat.

Die Lithographie in Wien ſcheint, ſeit etwa einem Jahre, ſo ziemlich ſtille zu ſtehen. Selbſt die Unternehmungen des „lithographiſchen Inſtitutes" nächſt der Burg, welches allein Aufmerkſamkeit verdient, erſcheinen nicht mit jener Genauigkeit, welche bey allen größern Folgereihen unentbehrlich iſt. Der Beytritt des Grafen Ferdinand Palffy, der mit vielen Kenntniſſen und mit vielem Geſchmack auch die feinſte Kunſtliebe beſizt und derſelben ſchon öfters große Opfer gebracht hat, dürfte den Schlummer dieſer Anſtalt am ſicherſten aufwecken, mehr Plan in die Wahl der Gegenſtände und mehr Sorgfalt in die Manipulation bringen, von welcher der Künſtler in der direkteſten Abhängigkeit ſteht. Selbſtgefällige Nachläſſigkeit und immerwährende Ausdehnung auf Koſten der Vervollkommnung, würde dem Steindruck in Oeſterreich, wo er ohnedin viele Hinderniſſe zu bekämpfen hat, nur zu bald ein Ende machen.

Nro. 17.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Nachricht an die HH. Indienne- oder Kattundruck-Fabrikanten, Färber und Bleicher.

Um die viele briefliche Anfragen wegen der Fortsetzung des von mir herausgegebenen Magazin für die Druck-, Färbe- und Bleichkunst im Allgemeinen zu beantworten, dient zur Nachricht, daß dasselbe nicht fortgesezt wird, an dessen Stelle aber das von mir redigirte polytechnische Journal getreten ist. Dieses Journal liefert aus dem Gebiete der angewandten Mathematik, Mechanik, Architektonik, Physik, Chemie, Technologie, Waaren und Produktenkunde das Neueste und Interessanteste für den Manufakturanten, Fabrikanten, Künstler, Gewerbsmann, Kaufmann, für Land- und Hauswirthschaft u. s. w. — Alles, was in England, Frankreich, Italien und den deutschen Staaten im Fache der Wollen-, Seide- Leinen- und Baumwollen-Druckerey, Färberey und Bleicherey, und den damit verwandten Industriezweigen, erfunden und vervollkommnet wird, bestrebt sich das polytechnische Journal auf das Schnellste, in monatlichen Heften, zur Kenntniß seiner Leser zu bringen.

Augsburg, den 1. Jun. 1821.

Dingler.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Zweyter Jahrgang, 5tes Heft.

Inhalt.

Beschreibung der Dampfmaschinen, der HH. Lefevre und Billard. Von Hrn. Draplez. Mit Abbildungen.

Ueber die Fähigkeit des Wassers, sich zusammendrücken zu lassen. Von Jak. Perkins. Mit Abbildungen.

Ueber den Wasserwidder; dessen Beschreibung, nebst Abbildungen.

Beschreibung eines Parallellineales für Kupferstecher. Von Arth. Harrison. Mit Abbildungen.

Beschreibung eines verbesserten Sonnenschirmgefüges. Von J. Smith. Mit Abbildungen.

Ueber die neuesten Bemühungen in Frankreich, den Bau der Violinen zu verbessern, und über einige außerordentliche akustische Erscheinungen, welche sich während des Verlaufes der Versuche mit diesen Verbesserungen darboten. Mit Abbildungen.

Beschreibung mehrerer Verbesserungen an der Harfenlaute. Von Edw. Light, Prof der Musik. Mit Abbildungen.

Ueber Desorpdation und Reduktion der Eisenerze. Von D. Musket.

Beytrag zur nähern Kenntniß des Stahles. Von J. B. Bussinganlt.

Technologische Nachrichten über die Verfertigung der Nähnadeln; nebst Beschreibung des Polierwerkes und der Nadelschleife. Mit Abbildungen.

Beschreibung einiger Verbesserungen an den Maschinen zur Verfertigung der Holzschrauben-Patronen. Von Edw. Woolley.

Beschreibung eines neuen Clinometers. Von S. P. Pratt. Mit Abbildungen.

Beschreibung gewisser Verbesserungen oder Verfahrungsweisen, welche in der Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinen-Färberey und Druckerey und auch zu andern Zwecken anwendbar sind. Von J. Rowe. Bestätigung dieser Verbesserungen und deren wesentliche Vortheile für die Druckereyen und Färbereyen, als Zusatz vom Herausgeber.

Beschreibung eines einfachen Verfahrens, die Absude von geringen Sorten Rothholz, als Brasilien-, Bimas-, St. Martha-, Angola-, Nicaragua-, Siam- oder Sapanholz ꝛc. von den ihnen beygemengten falben Farbstoffen so zu reinigen, daß sie mit dem größten Vortheil gleich dem besten Fernambukholz in den Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinen-Färbereyen und Druckereyen, so wie auch zur Bereitung schöner Lackfarben benuzt werden können. Vom Herausgeber.

Beschreibung einiger Vortheile in der Färbekunst. Vom Grafen de la Boulaye-Marsillac.

Verfahren, Metallmoore auf Staniol zu bereiten. Von Berry.

Beschreibung einer neuen Methode Schmelztiegel zu machen. Von C. Cameron.

Verfahren, sogenannten zähen Wein trinkbar zu machen, und das Zähewerden des Weines zu verhindern. Von Herpin.

Künste und Gewerbe in Italien.

Methode, hölzerne Bienenstöcke so zu erbauen, daß sie der strengsten Winterkälte zu widerstehn vermögen. Von A. Jameson.

Leichte und sichere Methode Champignons zu ziehen, sowol mit als ohne Dünger. Von W. Wales.

Ueber den grünen Dünger.

Uebersicht der italienischen landwirthschaftlichen Literatur.

Verzeichniß der im April 1821 in England ertheilten Patente auf neue Erfindungen.

Miscellen. Ueber Selbstentzündungen. — Ersatzmittel für die Arsenikseife zum Aufbewahren der Thierfelle. — Steinöl als Wagenschmier. — Erdäpfel statt Seife zum Waschen. Ueber Vermischung von Platina und Bley. — Chromsaures Eisen in Shetland. —

Anzeige.

Sehr billige und gut gearbeitete Taschenuhren und zwar:

In Erzot einem ganz dem Golde ähnlichen Metalle:

(Die Preise sind im 24 fl. Faß).

Eingehäusige französische ordinaire zu 32 fl. das Dutzend.

		Das Stück.
dito	dito feinere	3 fl. 10 kr.
dito	verzierte matt gearbeitet	5 — — —
dito	muschelartig (à coquille)	5 — 15 kr.
dito	mit Springdeckel (à Savonette)	5 — 30 kr.
dito	matte mit vergoldetem Zifferbl.	7 — — —
dito	muschelartigmit verziertem dito	7 — 30 kr.
dito	fein vergoldete Damenuhren mit vergoldetem Zifferblatt	8 — — —
dito	fein vergoldete Damenuhren gestreift	9 — — —
dito	Repetier	17 — — —
dito	dito feinere	18 — — —
Zweygehäusige englische		4 — 30 kr.
dito	dito mit Staubdeckel (callotte)	5 — 20 kr.
dito	dito mit vergoldetem Zifferblatt	6 — 30 kr.

In Silber.

Eingehäusige		5 — — —
dito	feine	7 — — —
dito	ganz schwer mit Stern oder gestreift	8 — 40 kr.
dito	dito dito dito dito und Datum	9 — — —
dito	Repetier	18 — — —
dito	feinere	20 — — —
dito	dito polirt und vergoldet unterm Zifferblatt	22 — — —
Zweygehäusige mit Firniß-Kapsel		6 — 30 kr.
dito	mit silbernem dito	8 — 40 kr.
Dreygehäusige mit 2 dito, ein Firniß Kapsel		9 — — —

In feinem 18karatigem Golde.

glatte Damen-Uhren mit Springdeckel (a Savonette)	18 — — —
fasonirte dito mit dito	20 — — —
matte mit versilbertem Zifferblatt	23 — — —
dito « farbigen Steinen	23 — — —
dito « goldenem Zifferblatt	25 — — —
dito « ächten Turquoise oder schwere Sorte mit weißem Zifferblatt, oder mit Springdeckel	27 — — —
mit zwey Reihen Perlen besezt	30 — — —
mit Springdeckel und Perlen besezt	33 — — —
« Emaille und mit dito dito	35 — — —
« ächten Turquoise ganz schwer in getriebener Arbeit	36 — — —
Repetier-Uhren für Herren	42 — — —
dito dito mit vergoldetem Zifferblatt	46 — — —
ganz schwere bis zu	110 — — —

Im Dutzend aber, für Handelsleute besonders, noch billiger, sind in der Haupt-Erzot-Uhren-Niederlage bey Unterzeichnetem gegen Einsendung des baaren Betrags, oder 2 Monat Papier auf Frankfurt a. M. zu haben.

Briefe und Gelder werden portofrey erbeten.

Siegmund Geisenheimer.

Schnurgasse Littera H. No. 53. in Frankfurt a. M.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Das Ganze der Taschenspielerkunst, ohne großen Apparat und Kosten die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen. Zum geselligen Vergnügen Nach Eccoreshausen, Guyot und Pinetti. Herausgegeben von Agrippa von Nettesheim. Dritte verb. u. verm. Aufl. Mit zwey erläuternden Kupfern. 8. Leipzig, bey A. Wienbrack. Preis, sauber geheftet, 1 Rthlr.

Nur einige Tage mit Aufmerksamkeit in diesem Büchelchen gelesen und man kennt das ganze Geheimniß der Taschenspielerkunst. Wer in den darin enthaltenen Kunststücken einige Fertigkeit erlangt hat, der kann große und kleine Gesellschaften auf die frohste und angenehmste Art belustigen, und sich den Namen eines guten Gesellschafters verdienen.

Nachricht über die Beendigung von Krafts deutsch-lateinischem Lexikon.

Ungeachtet meines Wunsches, den zweyten und lezten Theil dieser Messe den zahlreich harrenden Pränumeranten zu liefern, ist es mir doch darum unmöglich, weil der Herr Verfasser das Manuscript nicht hat beendigen können. In den lezten Prän. Anzeigen und Proben ausführliche Nachricht darüber. Das Publikum wird mich daher entschuldigen. Jedoch kann ich die Beendigung einen Monat nach der Buchhändler-Messe versprechen, da im Druck schon das zweyte Alphabet (Buchstaben B.) vollendet ist. Bis Ende Juni ungefähr gilt also noch der billige Prän. Pr. von 4 Rthlr. 8 gr. und auf fünf Exemplare das sechste frey, welches ich vorzüglich den Gymnasien noch zur Benutzung empfehle, da nach Erscheinung der Preis sogleich erhöht wird.

Leipziger Jubilate-Messe 1821.

Ernst Klein, Buch- u. Kunsthändler in Leipzig u. Merseburg.

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg sind erschienen:

Drey Ansichten vom Dom zu Magdeburg.

als:

die Thürme mit dem Portal gegen Westen,
die Ansicht der Nord-Seite,
Grundriß,

nach Zeichnungen vom Baumeister J. C. Costenoble, in Aqua tinta geätzt; 18 Zoll hoch und 21 Zoll breit. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Bade-Anstalten.

Das Mineralbad zu Gleißen bei Zilenzig in der Neumark, untersucht und beschrieben von Dr. J. F. John. Nebst Bemerkungen üb. d. Heilkräfte desselben von dem Herrn Dr. Formey. Mit einer Kupfertafel, das Bad darstellend. 8. Berlin in Commission der Maurerschen Buchhandl. geheftet 12 Gr.

Nro. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Juni 1821.

Von Thränen nährt sich Amors Felsenherz,
Ihn freut, doch sättigt nie der Liebe Schmerz.

Guarini.

Klara oder die Erscheinung im Klostergrunde.

(Fortsetzung.)

Es konnte nicht fehlen, daß man endlich die Veränderung von Schönau's Stimmung bemerkte und ihn um die Ursache derselben befragte, ohne jedoch eine Antwort von dem Zerstreuten zu erlangen. Da scherzte Graf Lindenhayn: Es müsse ihm wohl irgend ein Berg- oder Waldgeist erschienen seyn, der ihn seiner Sprache beraubt habe. — „Wäre doch wohl nicht so gar unmöglich," meinte ein alter Jäger von einem benachbarten Gute, als die Gesellschaft über diese Bemerkung des Grafen in ein lustiges und neckendes Gelächter ausbrach, „da der Herr seinen Posten am Klostergrunde gehabt hat, wo sich seit einiger Zeit die weisse Jungfrau wieder sehen läßt?"

„Die weisse Jungfrau?" fragte Schönau mit dringender Lebhaftigkeit, „was hat es denn mit der für eine Bewandniß?"

Nur wenig wusste der Alte von der Sage zu erzählen, er blieb bey der Thatsache stehen, daß seit dem grauen Alterthume eine weisse Jungfrau in diesen Gegenden umgehe, die, nach langer Unterbrechung, jezt wieder anfange sich zu zeigen. Mehrere Jägerburschen wollten sie gesehen haben, aber nur in weiter Entfernung, denn nahe wage Niemand ihr zu kommen.

Schönau schien es nicht in den Kopf zu wollen, daß die liebliche Erscheinung blos geistiger Natur gewesen seyn sollte. Noch einige Zeit blieb er verloren in tiefes Nachsinnen, doch mit einem Male heiterte sich sein ganzes Wesen wieder auf, und wer ihn beobachtet hätte, müsste inne worden seyn, daß jezt ein Entschluß bey ihm reif geworden sey. Die allgemeine Lust verfehlte nun auch auf ihn ihre Wirkungen nicht mehr. Die Jagd war ergiebig gewesen, das erhöhete die Lust und das Vergnügen, und fröhlich ertönten die Hörner in das Jauchzen der Jäger. Aber die Sonne mahnte zum Aufbruch, daheim dampften die Schüssein des festlich zubereiteten Mahles, und der kommende Tag, der seine Freuden auch hatte, machte einige Erholung nothwendig.

Ein leichtes Fieber verhinderte Schönau am andern Morgen, die Gesellschaft, welche zu einem benachbarten Gutsbesitzer eingeladen war, zu begleiten. Ungern vermißten die Männer den tüchtigen Schützen bey der Jagd, womit auch heute die Freuden des Tages beginnen sollten, aber ungerner noch entbehrten die Frauen die Gesellschaft und Unterhaltung des angenehmen jungen Mannes, dessen schöpferischem Geiste es nie an Mitteln fehlte, einen frohen und launigen Ton in der Gesellschaft zu erhalten. Es tröstete sie indeß, daß Schönau versicherte, sein Uebelbefinden werde nicht von Dauer seyn, und er sicher, wenn auch spät, noch nachkommen.

Kaum war die Gesellschaft abgereist, so war Schönau's Krankheit auch schon verschwunden. In weniger als einer Viertelstunde saß er zu Pferde, und trabte frisch und wohlgemuth zum Dorfe hinaus. Aber draußen wandte er sein Roß, und statt der Gesellschaft zu folgen, eilte er in ent-

gegengesetzter Richtung dem Walde zu, fest entschlossen, die Spur seines gestrigen Abentheuers zu verfolgen.

Lange durchstrich er vergeblich den Wald nach allen Richtungen und wollte schon seine Rückkehr antreten, da hörte er im nahen Gebüsche von einer weiblichen Stimme im klagenden Tone folgende Worte:

„Armes Thier! zartes Vögelchen! Nimm zurück die süße Freyheit, die man unbarmherzig mit dem Leben dir zugleich rauben wollte: flattere hin in die sonnige Luft und suche dein verlornes Liebchen wieder!“ —

Wie ein Zauber wirkten diese Töne auf Schönau's Herz, und — nur einen Augenblick bedurfte es, da hielt er schon am Eingange des Gebüsches wenig Schritte von einer liebreizenden Mädchengestalt, die ein ängstlich flatterndes Rothkehlchen liebkoste. Das musste seine Erscheinung von gestern seyn, aber noch ehe er ihr ins Gesicht schauen konnte, gewahrte sie seiner, und — so schnell der Vogel ihren Händen entflatterte, so schnell war auch sie seinen Blicken entflohn.

Entschlossen, heute sein Glück besser zu verfolgen als gestern, sprengte er den Weg hinan, der um das Gebüsch lief, hoffend, sie werde den eng verwachsenen Fußpfad durch das dicht verschlungene Gesträuch nicht so schnell durchfliegen, daß er sie nicht mehr sollte einholen können. Er hatte richtig gerechnet, am Ausgange des Waldes liefen beyde Wege wieder zusammen, und noch ehe das fliehende Mädchen das Freye erreichen konnte, hielt er, vom Gaule springend, vor ihr. Aber wie unangenehm war ihm in diesem Augenblicke die Täuschung! — Es war, wenn gleich eine recht liebliche artige Mädchengestalt, doch nicht die holde Jungfrau, die ihm gestern erschien.

Schon wollte er ein Gespräch anknüpfen, um wo möglich Auskunft über diese zu erlangen, da scheuchte ein naher Hufstritt das schüchterne Mädchen von Neuem wieder auf, und wie ein gejagtes Reh floh sie am Walde hinab dem nahen Forsthause zu.

Kaum hatte Schönau, voller Unmuth über die neue Störung, sein Pferd wieder bestiegen, als ein alter Forstmann gemächlich um die Waldecke daher trabte, dessen grämliches Gesicht wenig Einladendes zu einer Unterhaltung darbot. Dennoch wagte er es, ihn nicht nur nach dem Wege, sondern auch nach dem Namen des nahegelegenen Orts zu fragen. Kurz und frostig war die Antwort des alten Oberförsters, denn er war es selbst, der dort seinen Sitz hatte, und nach wenig gewechselten Worten dem jungen fahrenden Ritter den Rücken zuwandte, und seiner Heimath zueilte.

So war Schönau also wieder abgefunden, und es blieb ihm nichts übrig, als seine Forschungen vor der Hand aufzugeben, und der Gesellschaft nachzueilen die seiner harrte, in der Hoffnung, bald eine günstigere Gelegenheit hiezu zu finden. Es musste ihm alles daran liegen, seine Empfindungen nicht kund werden zu lassen, um nicht für einen Abentheuer suchenden Schwärmer gehalten zu werden; er unterdrückte daher mit Gewalt seinen Mißmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung, jedoch nicht ohne den heimlichen Wunsch, daß sich ihm bald die ersehnte Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Forschungen darbieten möchte. Aber so gut sollte es dem Armen nicht werden, denn unter den ewig abwechselnden geräuschvollen Zerstreuungen war die Zeit bald entflohn, welche Lindenhayns für ihren Aufenthalt in Wolfsegg bestimmt hatten. Der Zeitpunkt der Reise nahete heran, und Schönau musste mit blutendem Herzen und feuchtem Auge einer Gegend Lebewohl sagen, die ihm die Ruhe seines Herzens gekostet hatte. Sehnsüchtig hing noch lange sein Auge an den durch die stets zunehmende Entfernung in immer duftiger werdende Bläue sich kleidenden Bergen, wo ihm die wunderherrliche Jungfrau erschien, bis sie endlich seinen Blicken gänzlich schwanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ankunft der Araber in Spanien.

(Fortsetzung.)

Nachdem Muza des Kalifen Bewilligung erhalten, befahl er dem Heerführer Taric ben Zayad, mit einer auserlesenen Reiterey an die gegenüber liegende Küste von Andalusien überzuschiffen, um das Land zu besichtigen und zu erprüfen, ob der Mann von Tanja Wahrheit geredet. Mit Rath und Hülfe desselben ging Taric mit 1500 arabischen Reitern in vier großen Barken von Tanja nach Sebta hinüber, und von da nach Andalusien, und der Uebergang wurde mit großem Glücke zu Stande gebracht. Außer andern edlen Anführern gingen mit ihm Abdelmelic el Moaferi von Wasit, der sich nachher in Gerira Alhadra niederließ, und Aimondar ben Measeni von Hemosa und Zaide ben Kesid el Selseli. Diese heldenhaften Muselmänner durchstreiften das Land an dem Meerbusen von Andalusien, und führten Heerden und Menschen hinweg, ohne daß ihnen jemand Widerstand geleistet. Mit dieser Beute und so glücklichem Erfolge kehrte Taric nach Tanja zurück, und wurde sammt seinen Reitern mit allgemeiner Zufriedenheit empfangen. Dieß war im Monde Ramazan des ein und neunzigsten Jahres, (im Juli 710.)

Muza sah diesen Einfall als ein glückliches Vorzeichen des künftigen Sieges seiner Treffen in Spanien an, schaffte in Eile die nöthigen Fahrzeuge herbey, um ein zahlreiches Heer überzuschiffen, übertrug den Oberbefehl dem Helden Taric ben Zeyad, und ließ in Tanja an seiner Statt seinen eignen Sohn Meruan ben Muza zurück. Alle Araber wollten an dem Unternehmen Antheil nehmen. Nachdem alles vorbereitet war, setzten sie glücklich über die Meerenge, und landeten in Gezira Alhadra, der grünen

Insel, deren Lage die Landung begünstigte. Es sezten ihnen die Christen einigen Widerstand entgegen, um die Landung zu verhindern, wurden aber geschlagen, und zogen sich erschrocken zurück. Taric befestigte sich mit seinen Leuten auf dem Berge von Gezira Alhadra, der von nun an zum ewigen Andenken und ihm zu Ehren Gebal Taric oder der Taric-Berg genannt wurde, und wohl auch der Einzugs- oder Siegesberg, weil hier die Eroberung Spaniens glücklich begonnen worden. Es war dieß am Donnerstage, dem fünften im Monde Regeb des zwey und neunzigsten Jahres, und Xerif Edris erzählt, daß Taric seine Schiffe verbrannt habe, um seinen Truppen jede Hoffnung eines Rückzuges abzuschneiden. Jenen Berg und Durchgang haben siebenzehnhundert Christen unter dem Anführer Tadmir vertheidigt, einem der ersten Ritter des Königs Ruderic, und mit diesem Volke fielen die ersten drey Tage einige Gefechte vor; aber geschlagen und in die Flucht getrieben, wagten sie keinen weitern Angriff gegen die Muselmänner.

Man berichtet, daß Tadmir damals an seinen König Ruderic um Hülfe geschrieben und gesagt habe: „Herr! Hier sind von Afrika her feindliche Völker angekommen, ich weiß nicht, vom Himmel herab oder aus der Erde herauf. Ich sah mich unversehens von ihnen angegriffen, leistete ihnen Widerstand mit all meiner Macht, um ihnen das Eindringen zu wehren, sah mich aber genöthigt, ihrer Menge und Gewalt zu weichen. Jezt lagern sie auf unserm Boden. Ich bitte Euch, Herr! kommt uns in größter Eile und mit so viel Volk als möglich zu Hülfe! Kommt selber, Herr, in eigner Person, es wird das Beste seyn.“ Diese unerwartete Nachricht erschreckte den König Ruderic sehr. Er versammelte seine Heerführer und Räthe, und sendete die Blüthe der gothischen Ritter gegen die Feinde aus. Diese Schaar zog in größter Eile aus, vereinigte sich mit dem Volke, das Tadmir befehligte, widersezte sich den Muselmännern, und es fielen zwischen beyden Heeren einige blutige Gefechte vor, aber stets zum großen Nachtheile der Gothen und beträchtlichem Verluste für sie. Die vorausgeeilte Reiterey der Mahomedaner befehligte Mugueiz el Rumi, ein tapferer Held, der sich bey der Eroberung von Afrika und in allen Schlachten hervorgethan. Inzwischen hatte Ruderic aus allen Provinzen Volk versammelt und rückte mit all seiner Macht gegen die Muselmänner heran. Taric durchstreifte das Land von Algezira und Sidonia, und bis an die Ufer des Guadiana, Schrecken verbreitend und Bangigkeit in jenen Flecken, die zur Vertheidigung weder Zeit noch Muth hatten. Nach allen Seiten hin schweiften leichte Reiterhaufen, mit Sengen und Brennen das Land verwüstend.

Da zeigte sich König Ruderic mit einem Heere von 90,000 Mann und dem ganzen Adel seines Reiches in den Gefilden von Sidonia. Doch Taric schreckte das zahlreiche Heer nicht, das den Meereswogen glich; denn wiewohl seine Muselmänner an Zahl ungleich geringer waren, hatten sie doch in Bewaffnung, Gewandtheit und Tapferkeit große Vortheile. Die Christen waren mit Harnischen und Stahlhemden gerüstet, andere, ohne diese Rüstung, waren mit Spießen, Schild und Schwerd bewaffnet, und das übrige Fußvolk hatte Bogen, Pfeile, Schleudern und andere Waffen, Aexte, Streithämmer und Sicheln. Die arabischen Feldherrn versammelten ihre Schaaren und zogen die Reiterhaufen an sich, welche das Land durchstrichen. Nachdem die Muselmänner versammelt waren, ordnete Taric seine Schwadronen und ermuthigte sie zum Kampfe mit den Christen. An einem Sonntage, zwey Tage vor dem Monde Ramazan, stießen die beyden feindlichen Heere in den Ebenen zusammen, die der Guadalete durchströmt. Es zitterte die Erde unter ihrem Fußtritt, es wiederhallte die Luft vom Geräusch ihrer Trommeln und Cimbeln, und vom Klange der Kriegstrompete und dem Schlachtruf der beyden Heere. Sie fielen sich einander mit gleichem Muthe und gleicher Wuth an, wiewohl sehr ungleich an Zahl, denn es kamen vier Christen auf einen Araber. Die Schlacht begann mit Sonnenaufgang und währte mit gleicher Standhaftigkeit von beyden Seiten und ohne einigen Vortheil den ganzen Tag, bis die sinkende Nacht dem Blutvergießen Einhalt that. Beyde Heere brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und erwarteten mit Ungeduld die Morgendämmerung, um den wilden Kampf von neuem zu beginnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. Mai.

Bey Ankunft des Frühlings, der dießmal freylich ziemlich auf sich hat warten lassen, haben auch manche angenehme Abendversammlungen aufgehört, welche den Winter über unter den einheimischen und fremden Gelehrten statt gehabt hatten; so gab es regelmäßige Zusammenkünfte bey den Herren Langlès, Gérard, Jullien, Jomard, Malte-brun u. a. Jedwede dieser verschiedenen Zusammenkünfte hatte etwas besonders Anziehendes. Bey Hrn. Langlès, in der ehemaligen Millinschen Wohnung an der königl. Bibliothek, war jeder Gelehrte willkommen, und dieselbe Gastfreundlichkeit, die Hrn. Millin beseelte, ist auf den jezigen Besitzer seiner Wohnung übergegangen. Auch ist die Art, wie der Abend hier zugebracht wird, noch gerade so, wie sie es zu Millins Zeiten war. Der Gelehrte befindet sich hier ohne den mindesten Zwang, als ob er sich an einem öffentlichen Orte befände; er sucht alte oder neue Bekanntschaften auf, wie es ihm anstehet, und erstaunt zuweilen nicht wenig, sich in der Nähe so mancher merkwürdigen Männer, von denen er sich weit entfernt geglaubt hätte, und mitten zwischen Reisenden aus den verschiedensten Ländern zu sehen. So erblickte man hier lezten Winter Canning, den englischen Minister, Sidney Smith, den abgesagten Feind der Barbaresken, dann den russischen Konsul in Brasilien, Hrn. v. Langsdorff, dann wieder einen Türken oder Perser, einen jungen russischen Prinzen, einen italienischen Abbate, Orientalisten aus manchen Ländern, und andre französische und deutsche Gelehrte. Alle wurden mit gleicher Höflichkeit behandelt, und keiner hatte den geringsten Vorzug in der Art des Empfanges. Literarische Neuigkeiten standen denjenigen zu Gebote, welche lieber lesen, als ein Gespräch anknüpfen, oder welche gern beyde Vergnügen vereinbaren wollten. So wie Hr. Millin stets mit allen literarischen Produkten im archäologischen Fache versehen war, so besizt Hr. Langlès alles, was nur auf dem Erdboden im orientalischen Fache erscheint. In dieser Hinsicht ist seine Bibliothek wahrscheinlich eine der vollständigsten und kostbarsten, die es gibt. Nicht allein aus England, sondern auch direkt aus Indien, versieht sich der Besizer mit allen orientalischen Werken, und das Kalkuttaer

Journal und der Indo Chinese Gleaner kommt bey ihm regelmäßig an, wie eine Zeitschrift aus London. Das erstere ist eine sehr gehaltreiche Sammlung, die nicht allein eine Auswahl aus den besten europäischen, hauptsächlich englischen Zeitschriften, sondern auch viele Original-Aufsätze über asiatische Länder und Völker enthält; manches davon wird in dem zu London erscheinenden Asiatic Journal wieder abgedruckt, jedoch dünkt es mich, als ob doch mancher für Europa interessante Aufsatz unbeachtet bliebe. Die kostbarsten im Orient oder über den Orient erschienenen Werke werden, ehe sie in die Bibliothek des Hrn. Langlès kommen, aufs prächtigste eingebunden, und können Meisterwerke der Pariser Buchbinderey abgeben. Solch ein Luxus ist sehr verzeihlich, und ich glaube nicht, daß das Beyspiel desselben je so ansteckend seyn wird, daß Sittengesetze dawider gemacht zu werden brauchen. Hrn. Gerards Abendversammlungen sind besonders wegen der vielen ausgezeichneten Pariser Künstler merkwürdig, die man dort zusammen trifft. Bey Hrn. Jullien, dem Herausgeber der Revue encyclopédique, hat im Winter eine blos monatliche Vereinigung statt, wobey ebenfalls den Lesenslustigen allerley literarische Neuigkeiten aus verschiedenen Ländern zu Gebote stehen; hier erscheinen auch Damen, und der Abend verstreicht sehr angenehm unter geistreichen einzelnen Unterhaltungen, Musik und Deklamation. Kleinere Versammlungen hatten den Winter hindurch bey Hrn. Malte-brun statt; was ihnen etwas eigenes gab, war die Anwesenheit mancher nordischen gelehrten Reisenden, als Baggesen u. A. — Die Vorlesungen am königl. Athenäum haben nun ebenfalls meistentheils aufgehört; eine große Anzahl von Zuhörern, Männern und Frauen, fand sich bey der letzten Vorlesung des Hrn. Jouy ein, welche zum Zwecke hatte, den Einfluß der Frauen auf die öffentlichen Sitten zu zeigen. Der Plan dieser Vorlesung war eben so flüchtig entworfen, wie bey den vorhergehenden; der Verfasser durchlief in einer Viertelstunde die sämmtliche alte und neue Geschichte, und alle Welttheile, um den Einfluß des weiblichen Geschlechts darzuthun; bald aber verließ er den abhandelnden Styl, und ging in Lobeserhebungen der Französinnen über, die, wie er sagte, vorzüglich dazu geeignet wären, das gesellschaftliche Glück zu befördern; er lobte ihr entschlossenes, humanes Betragen während der Schreckenszeit, nicht weniger lobte er ihre schriftstellerischen Arbeiten, von der Regierung Ludwig XIV. an, bis zu unsern Tagen hinauf, und beschloß dieß Lobesverzeichniß mit der rühmlichen Erwähnung einiger Damen, welche in Paris Romane und Gedichte schreiben, aber außerhalb Frankreichs wenig oder gar nicht bekannt sind. Frau v. Genlis wurde, wahrscheinlich aus Parteylichkeit, mit Stillschweigen übergangen, wogegen Hr. Jouy aber Fr v. Stael als eines der erhabensten Genies der jetzigen Zeit schilderte. Er sagte unter anderm von ihr, daß, wenn man die größten männlichen Charaktere einen nach dem andern vornähme, man ihnen stets, mit Ausnahme eines einzigen, einen ähnlichen Charakter aus der Geschichte zur Seite stellen könnte; aber einen zweyten weiblichen Charakter, wie derjenige der genialischen Verfasserinn Delphinens und Corinnas, habe die alte und neue Literatur nicht aufzuweisen. Wer mit jener einzigen Ausnahme gemeint seyn sollte, ob nicht etwa Jouys vormaliger Patron, weiß ich nicht. Uebrigens war seine Vorlesung, wie gewöhnlich, mit witzigen und feinen Bemerkungen und sehr freysinnigen Aeußerungen durchwebt. Es sey längst ausgemacht, sagte er, daß die Männer, als die Stärkeren, die Oberhand haben, die Weiber aber, als die Schwächeren, sich müssten leiten lassen. Letztere aber betrügen sich wie der Kardinal Richelieu, welcher das ganze Reich regierte, und einem andern den Königstitel überließ. Die Sitten des weiblichen Geschlechts, behauptete Jouy, ständen mit der bürgerlichen Freyheit in sehr enger Verbindung, und es könne überall bemerkt werden, daß, wo der Despotismus seinen eisernen Zepter über ein Volk ausstrecke, es mit der Aufführung der Frauen schlecht aussehe. Rom, der Freystaat, habe Cornelien hervorgebracht, aber unter der Tyranney der Neronen seyen die Sitten durch Agrippinen, Poppäen und Julien entehrt worden. Wenn der Hofmann sich vor seinem uneingeschränkten Gebieter in den Staub bücke, und mit kriechender Unterwürfigkeit sage: Mein Leben und mein Gut gehört meinem Fürsten an, so sey er auch nicht abgeneigt diesem Gebieter die Ehre seiner Frau und seiner Tochter aufzuopfern. Im Oriente könnte die Tugend der Weiber nur durch Schloß und Riegel gesichert werden, weil dort der Despotismus überall seinen vergifteten Hauch spüren lasse; und sogar in England bemerke man ein zunehmendes Sittenverderbniß, seitdem die Freyheit daselbst immer mehr beschränkt werde. Jedoch gestand er, daß auch in einem despotischen Staate die Weiber, wofern sie einigen Einfluß haben, manche Milderung bewirken können. Ohne die Frauen würde aus dem berüchtigten Frondekriege während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. ein gräßlicher Bürgerkrieg geworden seyn; sie aber machten eine blos lächerliche Fehde daraus; eben so milderten sie die Eroberungssucht und Religionsverfolgungswuth jenes Königs, und wogen den Einfluß seines fanatischen Beichtvaters auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

An ein schönes Mädchen.

Gar vielerley ist die Gestalt,
In der im Ganzen ich erscheine;
Doch leere Form ist die Gewalt,
Die täuschend ich in mir vereine;
Und bist du furchtsam, bin ich keck;
Doch muß ich es auch frey bekennen,
Ein scharfer Blick scheucht mich hinweg.
Nun will ich meine Theile nennen.

Nimmst du das erste Sylbenpaar,
So wirst du mich geschwätzig finden,
Zugleich bescheiden treu und wahr.
Ein Sohn des Lichts verstumm' ich vor den Blinden.
Dem Echo dünk' ich mich verwandt.
Auch ich kann stets nur Antwort geben.
Die Schönheit hab' ich nie verkannt.
Dieß Zeugniß such' im eignen Leben.

Zwey and're Sylben biet' ich hier.
Mein Ideal in Griechenland entsprungen,
Zeigt sich noch heut' lebendig dir;
Und mancher Ritter wäre leicht bezwungen,
Verachtet er die blut'ge Kunst.
Die Roma's Kaiser einst erfreute
Und stets gewann des Volkes Gunst.
Nun sehe meine letzte Seite.

Mit einer Sylb' symbolisch oder wahr,
Zeig' ich den Anfang aller Wesen;
Ein göttlich hohes Brüderpaar,
Zum Sternenbild schon längst erlesen,
Verdankt mir seinen Lebenshauch.
Verwund'rung, Schrecken und Erstaunen
Ruft mich beym Namen auch,
So wie der Mädchen neck'sche Launen.

Auflösung der Charade in Nro. 138.
Sonntag.

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 16. Juni 1821.

Die Leipziger Büchermesse.

Ostern 1821.

Erste Uebersicht. Was meist Alle angeht.

Das Verzeichniß ist 388 S. in gr. 8. stark, um 34 Seiten stärker als im J. 1820; die Ausbeuten an literärischen Erwartungen oder Ueberraschungen, welche es gewährt, steht mit seinem äußeren Umfange in keinem erfreulichen Gleichgewichte. Des Mittelgutes und Jahrmarktskrames oder Handwerksgeräthes findet sich eine arge Menge. Doch haben vaterländische Literatur und Geschichte, Natur- und Heilkunde, Alterthumswissenschaft und Mathematik beträchtlichen Zuwachs erhalten; die Kunst wird eifrig angebaut; und für jeden Theil des menschlichen Wissens wird wenigstens einzelnes Erwünschtes dargeboten. Es werden über 3200 Artikel angemeldet, mit Einschluß von 93 Landkarten und 345 Büchern in auswärtigen neueren Sprachen; darunter sind überhaupt viele Fortsetzungen, neue Auflagen oder mit neuen Aushängeschilden versehene alte Bücher; der eigentlichen neuen dürften mehr als 2000 seyn.

Das Verhältniß der Bücherzahl nach Ländern bestimmt sich auf folgende Weise: Sachsen, Königreich und Herzogthümer, nebst den Schwarzburgischen, Anhaltischen und Reuß'schen Ländern, liefern gegen 1150, viel Philologisches, Wissenschaftliches und Gemeinnütziges; Leipzig allein 750, darunter Cnobloch und Hartmann jeder mit 60, Barth mit 54, Brockhaus mit 43, und F. Fleischer mit 40 Verlagsart.; Weimar, namentlich Bertuch 56; Jena 33; Dresden 47; Hahn in Altenburg 26. — Die Preussische Monarchie 677, also 87 weniger, wie Leipzig; davon kommen 295 auf Berlin; wo Reimer und Maurer das meiste verlegen, jener 45, dieser 30; Halle 81, das Waisenhaus 29; Breslau 59; Bonn 27; Greifswald 12; Königsberg 11; von den übrigen Städten sind Erfurt, Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg (in der Regel etwas leichte Waare liefernd), Elberfeld, Essen u. a. am fruchtbarsten. Die Bücher sind großentheils den Besseren zuzurechnen; viele philologische, geschichtliche, wissenschaftliche und viele die deutsche National-Literatur und das Schulwesen betreffend. — Das K. Baiern 434; und zwar Nürnberg 153, Campe mit 26; München 91, Fleischmann mit 32; Landshut 42; Erlangen 35; Augsburg (meist unbedeutend) 30; Bamberg und Würzburg 38; Sulzbach 16; Straubingen 10 ꝛc. Viel Gutes für Naturkunde, vaterländische Geschichte und Verfassung, und (besonders bey Zeller in M.) für Kunst. — Des Oesterreichischen Kaiserstaats deutsche Länder, Ungarn und Böhmen 272, also 23 weniger, wie Berlin; davon Wien 175, Prag 41, Grätz 17, Pesth 11, Lemberg 10, Kaschau 7, Inspruck 6 ꝛc. Das beste bezieht sich auf Medicin (24), Naturkunde (12), Technologie (16), Erdkunde, Geschichte und Beschreibung des Vaterlandes, ein wenig Theologie (Wenusi Erklär. des Pentateuchs ist eine unerwartete Erscheinung!) und Rechtsgelehrsamkeit für den Landesgebrauch. Von den 12 Zeitschriften kommen kaum 2 über die Gränze und das Ausland verlieret nicht viel dabey; der Kinderschriften sind 25, der Schulbücher über 20, fast ohne Ausnahme entbehrlich; es müßten denn Höflichkeitsregeln, Herzensbildung durch Rechnungsaufgaben, Gratulationsformeln u. dergleichen Seltenheiten gesucht werden; die Philologie liegt ganz vernachlässigt, wie aus dem dürftigen „Kratos" und aus den Noten zum Corn. Nepos ad modum Minellii etc. geschlossen werden kann; Spielereyen 8; Erbauungsbücher mit oft recht erbaulichen Titeln über 30. Wird der Unrath abgezogen, so bleiben kaum etwa 150 Bücher, welche als Meßgut gelten können. — K. Würtemberg 184; Stuttgart 82, Cotta 36, Metzler 27; Tübingen 39; Ulm 23. Viel Ausgezeichnetes aus allen Fächern. Dieser und die übrigen süddeutschen Staaten, welche Verfassungen haben, treten mit reichhaltiger, das deutsche Verfassungswesen betreffender Literatur hervor, und unterscheiden sich durch offenbare Begünstigung einer verfassungsmäßig rechtlichen Preßfreyheit. — K. Hannover 100; Hannover selbst 46, Hahn mit 35, Helwing mit 11; Göttingen 43, Vandenhoek mit 20; Lüneburg 9. Die Artikel sind meist probehaltig. — GHerz. Baden 94; Heidelberg 41; Carlsruhe 25; Freyburg 10; Constanz 9; Mannheim 9 ꝛc. Die Mehrheit der Art. gut, viele anerkannt vortrefflich. — Frankfurt am Main 93; in der Regel gutes. — GHerz. Hessen 76; Mainz 29; Darmstadt 27; Gießen 20. Ebenfalls meist Gutes. — H. Braunschweig 49; Braunschweig 36; Helmstädt 13. — Hamburg 41. Kurfürst. Hessen 39; Marburg 25; Cassel 9; Schmalkalden 5; manches unbedeutend. — Lemgo 12. — H. Nassau 11. — Bremen 11. — Meklenburg 8. Lübek 3. — Arolsen 2 u. s. w. — Dänemarks deutsche Staaten 46; Hammerich in Altona mit 19. — Kopenhagen 124; Gyldendal mit 39. — Schweiz 59, meist vorzügliche Art.; Zürich 17; Arau 13; St. Gallen 8; Basel 7; Bern 7; Schafhausen 5. — Straßburg 81; Treuttel und Würz mit 70. — Rußland 23; Riga 19. — Warschau 19. — Die Niederlande 20.

Bey Durchmusterung der einzelnen Rubriken, unter welche die Bücher ihrer Aufschrift nach zu bringen sind, kann beliebter und in diesen Blättern selbst anempfohlener Kürze wegen nur entweder das Bessere oder das Auffallende und was die Eigenthümlichkeit der ganzen literärischen Erndte bezeichnet, herausgehoben werden.

Vermischtes, Sammlungen, Allerley mit vornehmen und gemeinen Titeln u. dergl. glauben wir über 50 ge-

zählt zu haben. Zu dem Beſſeren dürfte zu rechnen ſeyn Hepſe „Samml. auserleſener Räthſel, Charaden“ ꝛc. B. 1. Magdeb. b. Heinrichshofen. — Drollig klingen: „Geiſt der Weiſen, Denkſprüche zur Ausbildung des Herzens, Schatzkäſtlein für junge Leute, Grammouckslexikon für denkende Köpfe“ Hamb. b. Herold; „der Gratulant zu Neujahr, Hochzeiten“ ꝛc. Brandenb. b. Wieſike; „Pflicht und Liebe oder die Gratulanten“ Wien; Wenzel „der Mann von Welt“ in Wien. — Lovat „Selbſtkreuzigung“ ſcheint nicht viel Liebhaber gefunden zu haben und wird, als wenn die Zeit ihr günſtiger geworden wäre, jezt wieder ausgeboten. — Kalender und Taſchenbücher ſind 12; Adreßbücher 5.

Spiele und Kunſtſtücke, allerhand Mittel für alt und jung, die Zeit todt zu ſchlagen 24. Die „Schachgrammatik“ aus dem Engliſchen (Lpz. b. Baumgärtner) m. A. verdient wegen ihrer Richtigkeit und Deutlichkeit empfohlen zu werden. Auch das in Riga gedruckte „Taſchenbuch für Boſtonſpieler“ und die Wiener Anweiſung zum Tarok mögen ihren Werth haben. Aber an „Blücher l'Hombre“ (Berlin b. Mittler) mißfällt der Mißbrauch eines großen Namens, der welchem unſere vornehme Mitwelt nicht zu oft an Schwächen erinnert werden darf, da ſie ohnehin ſich ſo abſichtlich zur Gleichgültigkeit gegen kühne Kraft herabzuſtimmen geneigt iſt. — Unter den in Wien erſchienenen Spielen, von welchen in „Sturm kleinem Mußedieb“ vermuthlich eine encyklopädiſche Ueberſicht gegeben ſeyn wird, „die Brautleute“, „Silhouettenkabinet“, „koptographiſche Unterhaltungen“ u. dergl. befindet ſich auch „der Freymüthige, der kein Blatt vor den Mund nimmt“, hinter deſſen unſchuldiger Freudenlarve doch hoffentlich nicht grinſender Ernſt verſteckt iſt? — Dann ſcheint jezt mit Divination viel Spiel getrieben werden zu ſollen; denn es werden nicht nur „Rübezahl's Orakelſprüche“ (Breslau b. Schöne) und „Scherzhaftes Prognoſtikon“ (Berlin b. Petri), ſondern auch „das Buch der Zigeunerin, die kleine Kartenlegerin“ 4te Aufl. (Magdeb. b. Creutz) und „Neueſtes Traumbuch oder der glückliche Lotterieſpieler“ (Ulm b. Ebner) zum Verkaufe ausgeboten.

Für Unterhaltung in bunter Mannigfaltigkeit des Ernſtes und Scherzes ſorgen 29 Art. und dazu kömmt die ſich hier am bequemſten anſchließende lange Reihe der Romane. Neben der „Witzfunken“ Abtheil. 5 Cocius 1. und „Predigten zum Todtlachen“ B. 2. in 2ter A., kann nach Belieben zwiſchen Ph. Rheden „Garten des Komus“ (Frankf. b. Boſelli) und St. Schütz „Wintergarten“ B. 5. gewählt werden. Ein „Anekdoten-Almanach“ (Hamb. b. Herold) empfiehlt ſich mit Till Eulenſpiegels wohlgetroffenem Bildniſſe und ein „Wörterbuch der Liebe“, von Adams Zeiten anhebend, wird wahrſcheinlich muthwillig ſeyn wollen. — Die Verehrer A. v. Kotzebue's werden eilen müſſen, um von der Sammlung „aus den hinterlaſſenen Papieren“ deſſelben noch ein Exemplar zu erhalten. — Zu zeitvertreibenden Schriften der beſſern Art gehören wohl: „Hiſtoriſch literäriſche Unterhaltungen und Ergötzlichkeiten, B. 1 (Neuſtadt b. Wagner); C. A. Fiſcher's „Kriegs- und Reiſefahrten“ B. 1 u. 2 (Lpz. b. Hartknoch); Reeb's „vermiſchte Schriften“ B. 3; Fr. Rochlitz „Auswahl des Beſten aus ſeinen Schriften“ 6 B. (Züllichau b. Darmann); Strauß „Glockentöne“, wozu Ihling's „Glockentöne aus dem Jugendleben“ ein Gegenſtück zu ſeyn ſcheinen, und „Helen's Wallfahrt nach Jeruſalem“ B. 4. — Wahren und reichen Genuß verſprechen wir uns aus des genialen J. G. Scheffner's, von deſſen gehaltvollen „Gedanken und Meinungen über Manches im Dienſt“ ein 2ter und 3ter Theil angemeldet wird, „mein Leben, wie ich es ſelbſt beſchrieben“ B. 1 (Königsb. in der Univ. B.); aus Joach. Nettelbek's, des wackeren Kernmannes zu Colberg „Lebensgeſchichte“; und aus D. Heß „Leben Salomon Landolt's“. — Weißel, deſſen „verm. Schr.“ mit Th. 3 fortgeſetzt werden, fängt an „das Merkwürdigſte aus ſeinem Leben und aus ſeiner Zeit“ B. 1 (Lpz. b. Brockhaus) mitzutheilen, worin gewiß manches Neue über die Napoleonſche Periode zum Vorſchein kommen wird.

Unter den 165 (mitgezählt was im Verzeichniſſe zerſtreut ſteht) Romanen ſind 24 Ueberſetzungen, von denen „Anaſtaſius Reiſeabentheuer eines Griechen, aus dem Engl. von Lindau“ zu bemerken iſt, und eine Menge Ritter- und Räubergeſindel, Spectakel, welches ſich ſelbſt überlaſſen bleiben mag; Vulpius „Lionardo de Monte Bello oder der Carbonari Bund“, auch als B. 7 und 8 des wohlbekannten „Rinaldo Rinaldini“, kann ſich leicht als das anziehendſte darunter geltend machen. — Für Gewinn in dieſem Theile der Unterhaltungsliteratur ſind unbedenklich zu erachten: Goethe „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre“ B. 1. (St. b. Cotta); Fr. Richter „der Komet“ B. 1. 2. (B. b. Reimer); Fr. Jacobs „die beyden Marien“ (Lpz. b. Gnebloch); Hoffmann „Serapionsbrüder“ 4r B.; C. Naupach „erzählende Dichtungen“. — Die „neuen Schriften“ von G. Schilling Th. 11 — 15; Fr. de la Motte Fouqué „der Verfolgte“ 3 Theile; Langbein „Märchen u. Erzählungen“; die Kleinigkeiten von Clauren und von Laun, auch wohl „die Nebenbubler“ der etwas wäſſerigen C. Pichler, „die Lilien“ der F. Tarnow, und ſelbſt die Plattheiten Jul. v. Voß, finden ſchon ihre Unterkommen und haben ihren Leſerkreis. — Zu guten Erwartungen ſcheinen zu berechtigen: „Ludw. v. Zollner“ B. 1 (B. b. Reimer); Joh. Schoppenhauer „J. van Eyk und ſeine Nachfolger“ (Frkf. b. Wilmans); „Cöleſtin der Mönch und der Menſch“; Blum „der Eheteufel auf Reiſen“; „Schelmuffsky ſeltſame Abentheuer, von Conr. Spät genannt Frühauf“; Appenzeller „die Heimathloſen“; wahrſcheinlich auch: C. Baumgarten Cruſius „Licht und Schatten“; H. Bertuch „friſche Weinblüthen“ 2 Bde; St. Schütz „heitere Stunden“ 11r Th. — „der ſchweizeriſche Robinſon“ von Voß iſt zum 2 male aufgelegt worden.

Encyklopädien werden 4 gezählt; die Erſch-Gruberſche iſt mit B. 6 zum Ende des Buchſt. A. gekommen. Meyer giebt ein „Converſations- und Zeitungs-Lexikon für alle Stände“ (Nürnb. b. Campe) heraus und das „Kleine“ (auch durch und durch dürftige) „Geſchäfts- und Converſations-Lexikon“ (Breslau b. Schöne) iſt zum 3male gedruckt worden, was von der Genügſamkeit eines örtlichen Publikums rührendes Zeugniß giebt.

Der Zeitſchriften, allgemeineren Inhalts, ſind nicht weniger als 58 und faſt eben ſo viel mögen derer ſeyn, die für einzelne Fächer beſtimmt ſind. Davon dauern 44, auch Dr. Börne „Wage“, fort; und 14 neue erſcheinen. Unter dieſen nimmt das Brockhauſiſche „literäriſche Converſationsblatt“ eine der erſten Stellen ein; nächſtdem empfehlen ſich durch manchen gediegenen Aufſatz die „Nordalbingiſchen Blätter“ (Hamb. b. Herold). Von C. Naupach „inländiſchem Muſeum“ erſcheinen in Riga Heft 1 — 4. In Berlin kommen die „neue Berliner Monatſchrift“, Hecke „Merkur“ und Symanski „Zuſchauer“, wer weiß auf wie lange heraus; in Wien die eben ſo langweilige als unfriedliche „Concordia“ umgeben von „Oelzweigen“ und „Eichenblättern“ als würdige Geiſtesgenoſſen. Die übrigen haben örtliche Beſtimmungen.

Auf Hauswirthschaft beziehen sich etwa 40 Art. C. F. Schmid, welcher auch nützliche Rathschläge über Vermiethen und Ausleihen giebt, lehrt die „vollständige Haushaltungskunst" (Lpz. b. G. Fleischer); ein „Haushaltungs-Wörterbuch" B. 1 wird aus dem Französischen übersetzt (Frkf. b. Guilhaumann). An Ersparnissen arbeiten Viele; „bey dem Brodbacken" (Regensb. b. Daisenberger) soll ein Drittheil der Kosten erspart werden können; besonders wird auf Ersparungen bey den Oefen gedacht; dazu erhalten wir Vorschläge von Pohl, Wendel und Wunderlich; der 1ste B. von „Abbildung und Beschreibung holzersparender Oefen mit 27 K." (Lpz. b. Sommer) kostet vielleicht eben so viel, als am verminderten Holzbedarf in einigen Wintern gewonnen wird.

Kochbücher werden 14 angegeben; das „Gesundheits-KB." ist zum 21male aufgelegt worden und mehrere sind für bescheidene bürgerliche Haushaltungen berechnet; so das von Amalie Wertheim und von Zenker. Wegen Conditorey kann man sich an Cupel's „vollkommnen Conditor" und wegen Bereitung der Getraide an Juch's „eleganten Kaffeetisch" wenden. Für Stickmuster ist in 6 Art. gesorgt und Fr. v. Genlis hat sich herabgelassen, vom Waschzeichen zu schreiben. Wollen Frauen und Töchter edler Herkunft in Parfümerie und Schminkegeheimnissen unterrichtet werden, so finden sie in Gütle „eleganter Chemie" Auskunft. Was den Anzug anbetrifft, so wird die „Auswahl schöner Costumes für Theater und Ball" (Wien gr. 4) nicht zu übersehen und, wie sich von selbst versteht, die pflichtmäßige Benutzung des Weimarschen, Wiener und Leipziger Modejournals zu empfehlen seyn. — Sollen von Zeit zu Zeit lärmende Familienfeste begangen werden, so leistet die „häusliche Feuerwerkerkunst" (Sondershausen b. Voigt) ersprießliche Dienste.

Mit Gartenbau beschäftigen sich 20 Art. Pohl's Handbuch wird zum 7mal aufgelegt. v. Reider beschreibt „Bambergs Gartenbau" und die „Geheimnisse der Blumisterey" (Nürnb. b. Zeh). Dem „Ulmer Spargelgärtner", den „Annalen der Obstkunde", wovon B. 1 St. 1 (Altenb. b. Hahn) angekündigt ist, und der „Obstorangerie" (Lpz. b. Enobloch) wird es nicht an Käufern fehlen.

Unter den 40 die Landwirthschaft betreffenden Art. sind viele Fortsetzungen, Zeitschriften, gesellschaftliche Verhandlungen. v. Witten erklärt sich „über höhere Landeskultur"; Leopold stellt ein „System der Thüringschen Landwirthschaft" auf. — Von Pferdezucht handeln 8 Art.; darunter Klein u. Adam „Pferdestudien", Lief. 1. 2. (München b. Zeller); Maj. v. Katt „das mit allen möglichen Fehlern behaftete Pferd."

Das Forst- und Jagdwesen erhält einen Zuwachs von 31 Art., darunter manche von Bechstein, Cotta, Laurop, Hundeshagen hat eine „systematische Encyklopädie der Forstwissenschaft" (Tübing. b. Laupp) herausgegeben; Hoßfeld trägt auf „Reform der FW." an (Hildburghausen b. Kesselring.) — Angehende Förster und Jäger erhalten eine Anweisung von G. Braun (Ulm b. Stettin) und ein Taschenbuch (Potsdam b. Horvath). — Riemann setzet die trefflichen „vaterländischen Walddberichte" mit H. 5 u. 6 fort und E. M. Arndt hat „über Pflegung und Erhaltung der Forsten und der Bauern" gewiß wahr und menschlich geiprochen. — Der Fischerey sind 2 Art. gewidmet: „der Fischfang ohne Netze" 2te Ausg. (Lpz. b Enobloch) und Weiner's „wohlerfahrner Fischermeister" mit 24 K. (Pesth b. Hartleben).

Der Gewerbkunde werden 40 Art. zu Theil, mehrere über Färberey, Brücken- und Mühlenbau; von Greve ein „Lehrbuch der Buchbinderkunst" 2 B. m. K. (B. b. Maurer). Begonnen hat ein „Journal für Künstler, Fabriken, Manufakturen" m. K. (Nürnb. b. Riegel). Aufmerksam ist zu machen auf Poppe „Lehrbuch der Technologie" und Brosenius „Warenkunde für Töchter." — Von 9 Art., die bürgerliche Baukunst betr., werden herausgehoben: v. Wiebeking „theoretisch-praktische Baukunst" B. 1 m. K.; Wießner „Handbuch" und Keferstein „Anleit. zur Landbaukunst" 3te A.; von 5 über Berg- und Hüttenbau: J. L. W. Voigt „Geschichte des Ilmenauischen Bergbaus" 4. m. K. und die jetzt rasche Fortsetzung von Karsten's gehaltreichem Archiv.

Zum Handelswesen gehören mehr als 30 Art. Ohne bey allbekannten, vielgebrauchten Lehr- und Hülfsbüchern zu verweilen, wird hier angeführt, daß Remmich's „Waarenlexikon" mit B. 3. geschlossen ist, und das allgemeiner Wichtige ins Auge gefaßt. Von Rau werden Malthus und Say's Abhhandlungen „über die Handelsstockung" übersetzt (Hamb. b. Perthes); H. W. Schwarz legt einen „Plan zur Errettung der Finanzen und des Handels gesammter Staaten des deutschen Bundes" vor (Lpz. b. Engelmann); vom „Organ für den deutschen Handels- und Gewerbsstand" ist B. 1. (Stuttg. b. Metzler) fertig geworden. — Die Rothschild'sche Anleihe hat mehrere Federn in Bewegung gesetzt; 3 Schr. in München haben dieselbe als Stock-Jobbery und Lotterie-Unfug in kaufmännisch-rechtlichen Anspruch genommen; 4. eine von Ehrmann in Frankf. a. M., die anderen in Wien, sie zu vertheidigen gesucht. — Daß Papiergeschäfte jetzt die wichtigsten seyn mögen, läßt sich aus Vervielfältigung der Wechseltabellen und aus der eifrigen Bearbeitung des Wechselrechts schließen; von jenen sind die Wagner'schen und Krüger'schen neu aufgelegt und die Schinzischen gedruckt worden; zu diesen gehören: Jacobsen „Englisches Wechselrecht" und „über Vorzugs-Contracte (Altona b. Hammerich); Schunken „Preussisches Handels- und Wechselrecht" 2. B. (Elberfeld b. Schönian) und v. Zimmerl „Wechselrecht mit Rücksicht auf das Oesterreichische" (Wien b. Beck.) —

Wenden wir uns zu den Schriften, welche auf die inneren Angelegenheiten Deutschlands Beziehung haben, so findet sich zu gar mannigfachen Betrachtungen Veranlassung. Es sind ihrer viele, an oder über 120; die meisten kommen aus dem südlichen Deutschland, unleugbar auch die besseren; über Beschränkung der Oeffentlichkeit und Freymüthigkeit kann nicht Klage geführt werden und die, noch vor Kurzem, oft recht possierlich albern vorlaute Gespensterfurcht, so wie das, nur von Schwachköpfen und von den nach allerley herumschnüffelnden Handlangern noch nicht völlig aufgegebene Toben gegen die Universitäten, macht sich wenigstens diesesmal nicht breit. Dürfte die öffentliche Meinung nach schriftstellerischen Stimmen berechnet werden, was freylich, wie weltliche Schlaukopfe zu verstehen geben, seine sehr bedenkliche Seite hat, so könnte die siegreiche Ueberlegenheit der rechtlichen Freysinnigen in Deutschland für entschieden gehalten werden. Paulus „Sophronizon" wird mit B. 2. und 3. fortgesetzt; in Pahl's „neuer deutscher Nationalchronik" (Ellwang und Gmünd) spricht sich ein edelkräftiger Wahrheitsgeist, ohne Menschenfurcht und ohne Parteylichkeit, aus; von C. L. Roth werden „Zeitgebrechen, Ansichten und Parallelen" (Stuttg. b. Steinkopf); von F. Widen ein „Versuch über den gegenwärtigen politischen Zeitgeist" (Lpz. b. Hartmann); von J. B. Erhard „über freywillige Knechtschaft und Alleinherrschaft, über Bürger-, Ritter-,

und Mönchthum" (Berlin b. Rücker); von L. Schaumann „die rechtlichen Verhältnisse des legitimen Fürsten, des Usurpators und des unterdrückten Volkes" (Cassel bey Leuckhaedt); von Fz. Spaun „über die gesetzlichen und gesetzlosen Regierungsformen mit Bemerkungen über des Herrn Hofrath Schlegel Concordia" 2te Aufl. (Passau b. Pustet) und „Sammlung s. liter. Werke enthaltend Kritiken der allerneuesten Fatalitätstragödien, kleine Novellen und Romane von s. Erfindung, einige Lustspiele und freye Uebersetzungen spanischer Schauspiele, aber keiner Calderonschen" (ebend.); von einem Ungenannten, der sich hätte nennen können und sollen: „Freyheit, Gleichheit, Treue und Einigkeit, ein Wort an schweizerische und deutsche Jünglinge" (St. Gallen b. Huber) angekündigt. Die „Hammelburgische Reise" wird mit einer vierten Fahrt oder mit den neuesten Nachrichten aus dem Lande Großgescheid und Kleingescheid (Nürnb. b. Riegel) fortgesetzt und scheint in „Felix v. Fröhlichsheim Katzensprung von Frankfurt nach München" (Lpz. b. Hartknoch) übertroffen werden zu sollen. — Die Aufschlüsse über die, angeblich Deutschlands Ruhe bedrohenden Verschwörungen und Bünde, noch immer in höchtönenden Redensarten da und dort verheissen oder für den, der's glauben will, in halben Hieroglyphen gegeben, sind nirgends auf rechtlich überzeugende Weise zum Vorschein gekommen; E. M. Arndt's „abgedrungenes Wort aus seiner Sache" (Lpz. b. Brockhaus) saget etwas ganz anderes aus und sucht die Schuldlosigkeit eines Verkannten in helles Licht zu stellen, und A. Emmerling hat die „Vertheidigung in Untersuchungssachen gegen Lieut. Schulz zu Darmstadt, das unter dem Titel: Frag- und Antwortbüchlein über Allerley, was im deutschen Vaterland besonders Noth thut ꝛc. nebst dem Urtheile der völligen Freysprechung" (Frankf. b. Körner) drucken lassen. — Gegen diese Mehrheit werden weder der nun schon hinreichend bekannte Freyh. v. Lüttwitz „über Freyheit und Unordnung im Staate" (Breslau b. Schöne), noch dessen Spießgeselle „Was will die Zeit?" (ebend.), noch das „Archiv für Standes- und grundherrliche Rechte und Verhältnisse" (Heilbronn b. Class) bedeutenden Schaden anrichten. — Was die Flugschrift „Aus Norddeutschland" (Hamb. b. Perthes) will, ist aus dem Zusatze „kein Manuscript" nicht deutlich abzunehmen; soll in diesem eine Verneinung freyer Ansichten liegen, so hätte es immerhin Manuscript bleiben mögen. — Preßfreyheit wird demnach an vielen Stellen in Deutschland geübt und es schadet nicht, daß weniger darüber geschrieben wird; W. v. Schütz betrachtet „Deutschlands Preßgesetz seinem Wesen und seinen Folgen nach" (Landshut b. Krüll) und Grävell „den Staatsbeamten als Schriftsteller" (Stuttg. b. Metzler) lediglich nach dem, was ihm selbst begegnet ist; S. Wening „rechtliche Ansichten über die Nothwendigkeit, die Entscheidungsgründe bey der Beschlagnahme oder Confiscation der Schriften öffentlich bekannt zu machen" (Landshut b. Weber) können von rechtlichen Staatsmännern nicht unbeachtet gelassen werden, wenn anders die Fortdauer eines, selbst gemilderten Preßzwanges in Deutschland noch für nothwendig erachtet werden sollte.

Zum gemeinsamen Heile des öffentlichen Lebens und einer auf sittlich-rechtlichen Grundlagen beruhenden gesellschaftlichen Ordnung ist zu wünschen, daß die zwecklose Geheimnißkrämerey und Spielerey mit der Freymaurerey aufgegeben und in Ansehung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden eine übereinstimmende feste Maaßregel ergriffen werde; beyde bilden sonst einen Staat im Staate und können höchst nachtheilig auf das Ganze wirken. Aus diesem Gesichtspunkte betrachten Unbefangene den Freymaurer-Orden, und die vier Maurer, welche ihn gegen den Angriff des Prof. Steffens zu vertheidigen suchen (Lpz. b. Brockhaus), werden Zeit und Worte umsonst verloren haben, wenn sie eine Anstalt, die sich überlebt hat und in ihrer Fortdauer nur der Beschränktheit und geistigen oder sittlichen Leerheit Vorschub leistet, retten wollen. Es wird fortgefahren, die vermeinten maurerischen Geheimnisse in 6 Schriften zu enthüllen. Nicht viel mehr, als Bettelstaat wird in dem „Handbuch für Maurer, aus dem Französ. übersezt, mit K." (Lpz. im Mag. f. Industrie) kennen zu lernen seyn; etwas mehr im „Signalisten," welcher mit B. 16 (Berlin b. Schöne) geschlossen wird, und in G. v. Wedekind „Bruchstücke" 2.; noch reichere Belehrung wird dargeboten in Krause „drey ältesten Kunsturkunden der FMbrüderschaft, neu bearbeitet" B. 2. in 2 Abth. (Dresd. b. Arnold) und in Ries „die Sage vom Meister in Osten" (Altona b. Hammerich). — Die Juden werden zwar von J. L. Ewald wieder in 2 Schriften vertheidigt; aber andere achtbare Männer fahren fort, sich gegen das Staatsbürgerrecht der Israeliten zu erklären; so Esser, v. Seusburg, Th. F. Oertel und Prof. Voigt in einem Sendschreiben an D. Friedländer „über s. Beytrag zur Geschichte der Verfolgung der Juden im 19. Jahrh. durch Schriftsteller" (Königsb. b. Univ. B.). Der, hartnäckigem Widerspruche verstockter Talmudisten und gefühlloser Altgläubigen ausgesetzte deutsche jüdische Gottesdienst, wie er auch in Leipzig gehalten worden ist (vergl. die Predigten von Zunz und Wolfsohn. (Leipzig b. Kollmann), muß als Fortschritt zum religiösen Lichte und als Vorbereitung zum Christenthume angesehen und somit von Allen gefördert werden, welche nicht bey Erhaltung des Schacher- und Bettel-Juden-Unfuges betheiligt sind.

Für Versorgungs-Anstalten der Armen und Waisen ist Einiges geschehen. In W. Reche „Euergesia" (Essen b. Bädeker) wird angegeben, was Staat und Kirche in Beziehung auf Armenpflege gemeinschaftlich zu thun haben. Lawätz giebt ein Gutachten „über Armen-Colonieen" (Altona b. Hammerich) ab; Meister deutet an, was „für die künftige Organisation des Armenwesens in Mecklenburg geschehen soll, (Lpz. b. F. Fleischer) und Kiehn beschreibt das „Hamburger Waisenhaus" B. 1. (H. b. Perthes). Was J. Falk bewirkt hat und mit rühmlichem Eifer immer umfassender zu bewirken strebt, macht die in Rittler's „Gaunerstreichen" (Grätz b. Ferstl) aufgeworfene Frage: „wovon leben so viele unbemittelte und doch nicht arbeitende Menschen?" ziemlich überflüssig, es wäre denn, daß die bemittelten und auch nicht arbeitenden Menschen ihre Beyhülfe zur wahrhaften Verbesserung und Sicherstellung des gesellschaftlichen Zustandes verweigern wollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In der Rec. von Lemberts Taschenbuch in Nr. 32., in der aus West's Adesinda angeführten Stelle S. 125. Sp. 1. lin. ult. l. Sich st. Sie. (Ist es denn gar nicht möglich, daß der Corrector diesem Blatte wenigstens die Marburgischen Vorwürfe erspare: in die tadelnd angeführten Strüen Unsinn einzuschwärzen?) In derf. Nr. S. 126. Sp. 1. Z. 18. v. u. l. begonnene st. begonne. (Ein Unwort!)

Nro. 145.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. Juni 1821.

Wo viel vielseitig schwankt.
Ist graden Sinns entscheiden
Und nach Gebühr, ein schweres Amt.
Pindar.

Die Staats-Ehe.

Es war einmal ein Staatsmann, der hatte das Kopfweh von sehr starkem Nachdenken über „Verfassung, Landstände, Kammern ꝛc.“ denn die Ideen rannten gegen einander, warfen einander zu oberst zu unterst, und sein Kopf hatte es zu büßen. Er fing an, ihnen durch die Feder einen Ausgang zu verschaffen, und der Schmerz ließ nach. Es waren allgemeine Betrachtungen, Geschichtliches, Selbsterfahrnes, und mancherley kurze Reflexionen.

Seine Frau bemerkte, wie er von Zeit zu Zeit an diesem Manuscript fortschrieb, wie er zuweilen von der Tafel weglief, und einiges hinwarf, ja wie er sogar ein Paarmal schon vom Bette aufgestanden und Licht angezündet, um einen Gedanken nicht zu verlieren. Sie war neugierig auf den Inhalt des Heftes, und blickte also einsmals, als der Gatte eben am Schreibpult saß, indem sie sich ihm freundlich auf die Schulter lehnte, hinein.

Er hatte gerade einen Perioden in der Arbeit, den sie, so wie er aus der Feder floß, mit einem launigten Tone ablas. Es machte ihr Spaß, das frisch aus der Seele ihres Gatten Springende mit ihrer Zunge in Empfang zu nehmen, wie man etwa auf einen Flammkuchen in der Küche wartet, und ihn vom Ofen weg mit erhöhetem Appetit verzehrt.

Der Periode lautete aber ungefähr folgendergestalt: „Wir verstehen eigentlich eine Erscheinung der Natur oder Menschheit nicht recht, so lang sie allein steht, die einzige ihrer Art ist. Unsere Einbildungskraft sucht Aehnlichkeiten, unser Geist will vergleichen, und unsere Weisheit besteht meistens blos darin, daß wir wissen, wodurch sich ein Ding von ähnlichen Dingen unterscheidet. Was es „an sich“ ist, nach seinem Weltausdruck, das scheint nur für höhere Geister zu seyn. Nun finde ich aber kein Analogon für Repräsentation, Stände, Kammer ꝛc. Ueberall herrscht, wer Gewalt, Einsicht und Zutrauen hat, in seinem Kreise, richtet ein, führt aus, und verantwortet, ob er es gut oder schlecht gemacht, nur gegen sich selbst, und gegen Gott. Wo finde ich aber in der Welt Etwas, das aussieht, wie Landstände? Sie sind eine ganz eigenthümliche Erscheinung im National-Leben, mit nichts Anderm vergleichbar.“ —

Als der Staatsmann soweit geschrieben, hielt er inne. Die Gattinn ließ ihn los, und ging ihrem Geschäfte nach. Nach einer Weile kam sie aber wieder, und sagte lächelnd: „— mit Nichts vergleichbar? — Laß doch sehen, mein Freund! mir ist über der Arbeit etwas eingefallen; wer weiß, ob du es nicht in dein Heft brauchen kannst.“

„Laß einmal hören!“ erwiederte der Staatsmann in einem Tone, wie man mit Kindern spricht, die etwas unternehmen, was über ihre Kräfte geht.

Sie begann: „Sieh mich einmal an, Hausregent! Ich bin deine Kammer, ja ja, Ich — deine Frau. Die Verfassung ist die Ehe des Regiments mit den Ständen. Sie sind, um in Euerm gelehrten Tone zu sprechen, das weibliche Princip des Staates. Man darf annehmen, daß der männliche Verstand und Wille nur,

durch einen weiblichen ergänzt, ein reinmenschlicher werde. Er kann, je verschlungener, verwickelter die Lebensverhältnisse sind, desto schwerer das rechte Maß treffen. Er muß sich im Spiegel eines weiblichen sehen, im Echo eines weiblichen vernehmen. Das Weib ist nicht die Oppositions-Partie, die Parodie, die Travestirung des Mannes, sondern seine Neben-Partie, sein Gegenstück. Eins wird sich im Andern klar."

„Laß uns bedenken, was du ohne mich wärest, wohin du gerathen könntest, und was du mit mir bist."

„Du hast die Oberaufsicht bey unsern Finanzen; ich halte blos das Schuldbuch in Ordnung, und begnüge mich mit meinem Nadelgelde. Wenn es sich aber um die Ausgaben im Ganzen, um den Aufwand spricht, so muß, und das ist recht und heilsam, mein Wille dabey seyn. Du hast den Schlüssel zur Kasse, aber ich sitze zuweilen auf dem Schlüsselloch und wehre. Ihr Männer seyd so leicht geneigt zu glauben, was Ihr gern hättet, das sey nothwendig, und was nothwendig sey, dazu müsse das Geld her, und wenn man es aufborgen müsse. Das dauert aber oft nur so lange, bis Ihr mit uns gesprochen. Die Frau fragt ernsthaft: Wie? Was? Warum? — Derweil vergeht dem Mann das übereilte Gelüsten, und manches unterbleibt."

„Du wärest für dich allein sehr geneigt, auf einem etwas hohen (Kriegs- Friedens-) Fuße zu leben. Du hast bedeutende, reiche Freunde, denen du es gerne nachthun möchtest; denn es ist dem Manne peinlich, hinter Seinesgleichen zurückzubleiben. Du hast Neider, Feinde, denen du imponiren möchtest; das kostet aber Geld, und hat keine Grenze. Für jedes Bedürfniß ein anderes Zimmer, für jede Arbeit einen andern Diener! Da muß ich wohl mit meinem Hausgeist dazwischen treten, und ein kräftiges Wort sprechen. Soll dir denn meine und deiner Kinder Liebe nicht über all dieses Aussenleben, diese Gesellschaften, Spiele, Wettrennen ꝛc. gehen?"

„Um aufs innere Hauswesen zu kommen; wir beyde rühmen uns davon Einsicht zu haben, aber auch hier gilt es oft, dazu oder davon zu thun, und das Rechte geschieht erst, wenn wir mit einander zu Rath gegangen sind. Willst du z. B. etwas Ueberflüssiges anschaffen, so zeige ich, daß man sich noch behelfen kann; willst du aber einsehen, so beweise ich, daß das Neue bequem wäre, und durch Zeit- Mühe- und Geld-Ersparniß sich in einem Jährchen selbst bezahlte. Das Eine und das Andere will besprochen seyn, kein Theil kommt für sich darauf, weil Jedes die Sache fast nur von der Seite der Neigung, des ersten Eindrucks bedenkt. Erinnere dich nur an den neuen Kochheerd, den Sparofen, das Gesundheitsgeschirr, die Dampfkocherey. Du wolltest zuerst nichts davon hören, und endlich triebst du mich selbst an. Wie gings aber mit deinem alten Sekretär? du bekamst ihn plötzlich satt, und trugst auf einen polirten Walzensekretär an, der viel Geld kostete. Ja nicht genug, weil es dir lästig war, immer ins Mittelzimmer zu gehen, wenn du schreiben wolltest, so bestelltest du gar vier solche Sekretärs, in jedes Zimmer einen. Ich nahm mich des alten an, und fand ihn recht brauchbar, während die deinigen mit ihrem neuen Holz oft weder auf- noch zugingen."

„Ueber die Erziehung unserer Kinder, ihr Schul- und Kirchen-gehen, hast du dich auch schon oft nach meiner Ansicht bequemt. Du weißt wohl, lieber Mann! wenn du einen Gedanken ergreifst, so ist er dir die ganze Welt, und in nichts Anderm dünkt dir Heil zu seyn. Ich kann es aber oft erwarten, daß du kalt wirst, und die Sache liegen lässest. Es gab Zeiten, wo du nicht fragtest, ob die Kinder Etwas oder Nichts lernen, ob sie beten oder nicht. Dann kann dir's kommen, daß du plötzlich aus unsern Jungen lauter Gelehrte, aus den Mädchen lauter hoch gebildete Frauen machen willst, und von einer Menge Lehrer sprichst."

„Und so geht es auch bey unserer Haus-Justiz, bey Zucht und Strafe. Seyd Ihr Männer warm im Kopf, oder genirt Euch was, so dürfen die Kinder kaum laut werden, so gibts Strafpredigten; ein andermal toben die Kinder, daß man kein vernünftiges Wort hört, aber Ihr seyd gerade mit Euch selbst vergnügt, und lasset euch alles gefallen. Auf unser Zureden nehmt Ihr aber zuweilen gleichförmigere Maximen an."

„Denn gesteh es nur, Lieber! daß man Euch im Kämmerchen doch manches sagen kann, was Euch sonst verdrießen würde. Ein Theil unserer Kinder ist herausgewachsen; es ist nicht anständig, daß sie ihre Klagen und Einwendungen dem Vater so ins Gesicht sagen, es gibt böses Blut, die Söhne werden leicht grob, die Töchter weinen. Der Mutter steht es an, die Wünsche, die Einsichten der Volljährigen vor den Vater zu bringen. Da bin ich denn die eingefleischte Freymüthigkeit, und du nimmst es nicht übel. Du nennst mich freylich zuweilen im Scherz dein liebes Hauskreuz, besonders wenn ich, wie es bey einer Stube voll kleiner Waare nicht anders seyn kann, von dem (Lands-) Kindergeschrey ein Bischen verstimmt bin, und dir mit Diesem und Jenem, was nicht seyn kann, in den Ohren liege. Du beschuldigst mich dann wohl, ich hätte dich gern anders, und die Liebe sey in einem Theil meines Herzens erstorben. Es ist aber nur so eine weibliche Anwandlung, besonders wenn wir zuweilen einen Roman, ein moralisches oder wirthschaftliches Buch durchblättern, und auf so manches Vortreffliche stoßen, was wir eben nicht haben, wohl auch nicht haben können."

„Es ist ein Vorrecht der Frau, daß sie spricht, wie ihr das Herz eingibt, und wenn es auch nicht immer aufs Ueberdachteste herauskommt. Sie weiß schon, daß sie, an ihre Hauswirthschafterey gewöhnt, die Sachen gern im Kleinern beurtheilt, und nicht, wie der Mann, sie eher von oben

und im Ganzen betrachtet. Sie erzürnt ihn manchmal, weil sie ihn oft im Besten zu hemmen scheint. Er fügt sich aber, und hintendrein bemerkt er, daß auch der beste und verständigste Mann bey einem rechten Weib gewissermaßen unterm Pantoffel stehe, d. h. sich der Hausordnung unterwerfe." —

Sie schwieg. Der Staatsmann lächelte spöttisch, und sagte: „Dein Gleichniß ist gerade nicht das schlechteste, aber es hinkt." — „Laß es hinken!" entgegnete Jene. „Alle Gleichnisse hinken und müssen hinken."

„Wie so?" fragte er. — „Je nun," erwiederte sie, „Jedes fängt da an zu hinken, wo es aufhört, auf gleichen Füßen zu stehen."

F. L. Bührlen.

Klara oder die Erscheinung im Klostergrunde.

(Fortsetzung.)

Wie dem armen Schönau die noch übrigen Tage des Herbstes verflossen, wird Niemand fragen, der das Sehnen eines liebeskranken unbefriedigten Herzens kennt. Keine Zerstreuung der Welt vermochte das liebliche Bild seiner Erinnerung zu entreißen, und selbst die mannigfaltigen Freuden des Winters, welchen die Familie Lindenhayn gewöhnlich in der Hauptstadt des Landes, der prachtvollen Residenz verlebte, waren nicht im Stande, seine frühere, lebensfrohe, heitere Stimmung in ihm zurückzurufen.

So rauschte auch der Winter an ihm vorüber, und Schönau beachtete nicht das Glück, das ihm hin und wieder aufblühete; denn mancher freundliche und bedeutende Blick aus schönen Augen wurde dem schönen und trefflichen jungen Manne gespendet.

Der Frühling kehrte wieder und führte die Familie in den Schooß der Natur nach dem freundlichen Lindenhayn zurück. Aller Herzen erschlossen sich mit den Blüthenknospen des Mays, auch das seinige schlug höher, als er in blauer Ferne die Berge wieder erblickte, wo er, wenn auch nur auf Augenblicke, in den Himmel geschaut hatte.

Klara! Klara! hallte es oft wieder in seinem Innern." — Nein! Sie, die du sahst, kann kein Phantom einfältiger Mährchen seyn; der Herbst, der heiß ersehnte Herbst wird dich wieder in ihre Nähe führen, und du wirst sie finden, wirst glücklicher seyn, als im verwichenen Jahre!" — So sagte er sich oft auf seinen einsamen Spaziergängen, die er absichtlich stets auf die naheliegenden Höhen wählte, um seine sehnenden Blicke hinzusenden in die Gegend, die sein Alles umfasste.

Unter halb frohen, halb ängstlichen Erwartungen rückte die Zeit endlich heran, die sein langes, stilles Sehnen, so hoffte er, befriedigen sollte, und schon wurden die Anstalten zu der gewohnten Reise nach Wolfsegg getroffen. Schon zählte er Tage und Stunden, da drohte das Schicksal mit hämischer Bitterkeit, ihn um alle seine Hoffnungen zu bringen. Die Gräfinn Lindenhayn erkrankte plötzlich und jede Aussicht zur Reise wurde geraubt, da die Krankheit eine ernstere Wendung nahm, als man geglaubt hatte. Der Arzt selbst äußerte Bedenklichkeiten und schlug vor, als seine Kunst nicht mehr hinreichen wollte, der Gräfinn Hausarzt aus der Residenz kommen zu lassen.

Da nicht viel Zeit zu verlieren war, und alles darauf ankam, den sonst nicht allzuschnellen Sohn des Aeskulaps zur Eile zu bewegen, so übernahm es Schönau selbst, ihn zu holen, und zu gleicher Zeit von dem Erkranken der Gräfinn Nachricht nach Wolfsegg zu bringen, welches in gerader Richtung ungefähr auf dem halben Wege bis zur Residenz lag.

Bestürzung und Trauer verbreitete Schönaus Botschaft hier, und tausend Fragen bestürmten ihn mit einem Male; aber seine Eilfertigkeit erlaubte ihm nicht, alle diese Fragen zu beantworten, er stand Niemand weiter Rede, und selbst seine eigene Erschöpfung konnte ihn nicht abhalten, seine Reise sogleich und ununterbrochen fortzusetzen. Angst und Besorgniß, erzeugt durch die innigste und tiefste Verehrung für die edle Gräfinn, die ihm eine mütterliche Freundinn war, trieben ihn unaufhaltsam fort.

Der langsamere Schritt der keuchenden Pferde erinnerte ihn jezt, daß er sich dem Gebirge nähere, und vielleicht der Klostergrund nicht mehr fern sey, denn er wusste, daß der Weg denselben berührte und bey der Thalmühle vorbeyführe. Seine vorjährigen Streifereyen hatten ihn der Gegend kundig gemacht. Hier, wo der Weg eine geraume Zeit steil bergan und dann wieder eben so steil bergab ging, beschloß er auszusteigen, und die bekannten Pfade und Fußsteige durch den Wald, dicht oberhalb des Forsthauses zu Fuß zu gehen. Die Sonne neigte sich bereits am westlichen Horizonte herab, und länger dehnten sich schon die Schatten, als Schönau unter den dunkeln Bäumen einsam dahin schritt, ahnend die Blicke nach allen Seiten werfend, auf jedes säuselnde Lüftchen, auf jedes fallende Blättchen horchend. Mannigfache Gefühle und Empfindungen bewegten sein Herz in der beklommenen Brust. Ahnung und Sehnsucht, Sorge und Bekümmerniß wechselten mit einander ab. Immer bekannter wurden ihm die Gegenstände, freundlich winkten die hohen Eschen und Rüstern herüber als alte Bekannte, und sieh — dort stand auch die alte Eiche, die ihm zum Standpunkte auf jener ihm ewig denkwürdigen Jagd gedient hatte. Ein dunkles Gefühl hatte ihn hieher geleitet, und — es war gerade der Jahrestag — lebhaft zauberte ihm seine Phantasie jene Erscheinung vor seine Blicke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. May.

(Beschluß.)

In einer vorhergehenden Vorlesung hatte Hr. Jouy das Volk zum Gegenstande seiner Betrachtungen genommen. Es ist Gebrauch der jezt mächtigern Partey, daß sie das Volk als verdorben darstellt, um dadurch einen Vorwand zu bekommen, es wieder in alte Fesseln zu schlagen. Jouy nahm sich in seiner Vorlesung des französischen Volkes an, und widerlegte die Beschuldigung, als ob die Revolution es zur Rohheit und Unempfindlichkeit zurückgeführt hätte; er zeigte, wie unendlich sich die Lage des Volkes gebessert habe, wie auch der

Geringste sich so viel durch Fleiß und Arbeit zu ersparen suche, daß er seine Wohnung verschönern, sich anständiger kleiden, und besser ernähren könne, welches Ehrgefühl ihn jezt beseele, wie zuvorkommend er in seinem Betragen geworden sey, welchen Antheil er an dem Ruhme seines Vaterlandes nehme, u. s. w. Wahrscheinlich wird Hr. Jouy diese Vorlesungen bald drucken lassen, und obschon sie vielmehr Journalartikel als eigentliche Vorlesungen sind, so werden sie sich doch des gefälligen Vortrags und der liberalen Gesinnungen halber, mit Vergnügen lesen lassen.

Das von den Ultras errichtete monarchische Athenäum läßt nichts mehr von sich hören; es scheint, daß alle die Marquise, Grafen und Barone, welche so großen Eifer gezeigt hatten, um diese neue Anstalt empor zu bringen, nichts weiter für dieselbe gethan haben, und blos mit Worten freygebig gewesen sind. Ein Hr. Coriolis de l'Espinouse, von dem man scherzhaft gesagt hat, er sey mit dem Departement des grandes phrases beauftragt, weil er bey allen besondern Ereignissen mit hochtrabenden Aufsätzen in den Ultrablättern angestiegen kommt, hatte eine sehr pruntende Eröffnungsrede gehalten, welche verlauten ließ, daß die französische Nation keinen Menschenverstand mehr behalten würde, wenn nicht die Herren Coriolis und Kollegen ihr die monarchischen Lehren vortrügen, welche diese Herren les bonnes Lettres nennen. Die freysinnigen Journale haben die Mitglieder dieser Gesellschaft unter dem Spottnamen Les bons hommes de Lettres (Bon homme bedeutet im Französischen ungefähr so viel als Einfaltspinsel) so viel herumgezerrt, daß sich das Publikum mit ihnen über die monarchischen Schullehrer lustig gemacht hat. Das Ultra-Athenäum, das sich blos durch Partevgeist aufrecht halten konnte, wird daher wohl bald in Nichts versinken, wie so manche andre unnütze Anstalt. Auch bleibt ja jener Partey der Weg der Zeitschriften übrig, um ihren erhabenen Gefühlen Luft zu verschaffen; ein halbdutzend Journale sind daher bemüht, weidlich wider die Freysinnigen zu Felde zu ziehen. So ist neulich ein neues Blatt dieser Art aufgekommen, welches den furchtbaren Namen La Foudre an der Stirne trägt, und seinen Blitz besonders auf ein einziges liberales Blatt Le miroir hinab, oder vielmehr hinaufschleudert. Unter diesen Donnermännern befinden sich wiederum Marquis und Grafen; merkwürdig ist es überhaupt zu sehen, wie rüstig die hochtitulirten Herren hierselbst wider den Zeitgeist anpoltern, und zwar desto ärger, je weniger sich das jetzige Geschlecht von ihnen will leiten lassen. Dieser Foudre nun weiß gar arge Dinge von den Liberalen und Liberalinnen zu erzählen; von einer Dame, welche sich vermuthlich unter denselben auszeichnet, die er aber klüglich nur mit dem Anfangsbuchstaben G** bezeichnet, sagt er, sie sey libérale d'esprit d'ame et de corps; ferner schreibt er, daß, wenn eine Dame freysinnige Gesinnungen äußere, man immer geneigt sey, zu sehen, ob sie auch einen Schnurrbart trage. Dann versichert er, es sey einem Freysinnigen unmöglich, ein guter Dichter zu seyn, und es sey durch Erfahrung bestätigt, daß nur die monarchischen Grundsätze im Stande seyen, den Dichter wahrhaft zu beseelen, weßhalb auch alles, was während der lezten Jahre in diesem Geiste gedichtet worden sey, unendlich erhaben sey über alles, was der arme Freysinn habe hervorbringen können. Dann gibt er seinen Lesern noch folgendes Anekdötchen zum Besten. Einer der reichsten Liberalen habe nämlich, zur Beobachtung des Gleichheitssystems, einen Marschall, einen Oberst, einen Kaufmann und einen Journalisten zu Gaste geladen. Lezterer habe sich sehr über die égalité der Gesellschaft gefreuet, sey aber nicht wenig bestürzt worden, als der Hausherr schon sogleich beym Rindfleische eine Demarkationslinie gezogen habe, indem er die verschiedenen Gäste auf folgende Art angeredet habe: den Marschall: Kann ich die Ehre haben Sie zu bedienen? den Oberst: Darf ich Ihnen Rindfleisch anbieten? den Kaufmann: wollen Sie von diesem Rindfleische? und den Journalisten blos mit He! He! angerufen habe. Solche Späßchen tischen auch die Herausgeber der Lettres champenoises auf, wogegen der Observateur des modes, und ich weiß nicht welches kleine Theaterjournal wider die Obsturanten fechten. Dieser kleine Federkrieg, der zwischen fünf oder sechs Journälchen unaufhörlich geführt wird, ist deßhalb unterhaltend, weil die übrigen Tagesblätter jezt ganz mit ernsthaften und wichtigen Materien angefüllt sind, und da sie unter den Censur-Abbés stehen, nicht so viele Freyheit haben, als diese Plänkler, welche frey das Gebiet der Literatur durchstreifen, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie sich nicht innerhalb der Gränzen der Politik verlaufen. Das Ministerium hat neulich den Kürzern gezogen, als es eins dieser Blätter, Le Miroir, vor Gericht hatte belangen lassen, unter der Beschuldigung, das Blatt habe sich der Censur entzogen; das Gericht entschied, daß eingestreute politische Bemerkungen noch kein politisches Blatt ausmachten, mithin nach dem bestehenden Ausnahmegesetze auch keiner Censur unterworfen werden könnte. Ich lese in einem dieser kleinen Journale, einer der Hauptjournalisten der Ultrapartey, Martainville, sey neulich durch Chalons sur Saone gereist; sobald als dieses in der Stadt ruchbar geworden, haben sich die jungen Leute zusammengerottet, und dem Ultraschriftsteller ihr Mißfallen bezeugen wollen, weil er sich einmal Schimpfreden in seinem Blatte Drapeau blanc erlaubt hatte, bey Gelegenheit des Unfuges der Missionare, welche die Jugend in der Stadt nicht hatte dulden wollen. Allein die honnêtes gens haben sogleich Martainvilles Partey ergriffen, und ihn beschützt; in einer andern Stadt sey es ihm auf dieselbe Weise ergangen. Man kann überhaupt bemerken, daß die französische Jugend, so oft sie Gelegenheit hat, laut zu werden, sich gegen die gefährliche Obsturantenpartey ausspricht, welches also hoffen läßt, daß diese Partey, so mächtig sie auch ist, doch endlich dem Zeitgeiste wird weichen müssen, da das heranwachsende Geschlecht mit diesem Geiste aufgezogen wird. Im vorigen Jahre ließ jene Partey hier eine Zeitschrift drucken, welche den wohlverdienten Titel Mémoires des ignorans führte. Obschon sich das Publikum wenig um dieses erbärmliche Machwerk bekümmerte, so wurde dasselbe dennoch in dicken Heften unaufhörlich fortgesezt. Das Ministerium des Innern hatte auf funfzig Exemplare pränumerirt. Man stellte einem Chef de bureau an diesem Ministerium vor, daß es doch nicht sehr lobenswerth sey, wenn der Minister das Geld, welches die Nation zur Aufmunterung der Wissenschaften seiner Einsicht überläßt, auf so unnütze Pränumerationen vergeudet, indeß die Herausgeber so mancher gemeinnütziger Werke es nicht dahin bringen können, daß das Ministerium sie mit Pränumerationen unterstützt. Der Chef de bureau antwortete darauf, daß die Mémoires des ignorans von der Polizey nachdrücklich empfohlen worden wären, und der Minister nicht umhin könnte, der Empfehlung Gehör zu geben. Dieß Verhältnis der Polizey zu der öffentlichen Aufklärung oder Verdunkelung ist in einem konstitutionellen Staate wirklich sehr auffallend. Unter der vorigen Regierung arbeitete freylich das von der Polizey besoldete Bureau de l'opinion publique darauf los, die öffentliche Meinung nach dem Willen des Herrschers zu lenken. Die Erfahrung hat ja gezeigt, daß damit sehr wenig gefruchtet worden ist, und daß keine Polizey einen Zustand aufrecht halten kann, welcher den Menschenrechten und dem gesunden Verstande zuwider ist.

D g.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 49.

Nr. 49.

Kunst-Blatt.

Montag, den 18. Juni 1821.

Der Tempel der Minerva Polias auf der Akropolis zu Athen.

Minervae Poliadis Sacra et Aedem in arce Athenarum illustravit Carolus Odofredus Müller, Prof. in Univ. litter. Götting. extraord. Adjecta est interpretatio inscriptionis atticae, quae ad architecturam aedis hujus pertinet. Göttingen, Römer 1820. 56 S. mit 3 Kpfrt. in 4.

Die nächste Veranlassung zu dieser Abhandlung war die zuerst von Chandler und neuerlich von Wilkins herausgegebene, für die Kunde der griechischen Architektur höchst merkwürdige und lehrreiche Marmor-Inschrift, worin von den Aufsehern dieses Tempelbaues genau verzeichnet ist, in welchem Zustande sie das angefangene Gebäude und die Materialien übernommen. Es gelang Hrn. Prof. Müller, dieselbe an vielen Stellen weit befriedigender zu erklären, als Wilkins gethan hatte, und er wurde dadurch auf Untersuchungen über die Einrichtung und Entstehung des Gebäudes, über Priesterthum und die hierher gehörigen mythologischen Gegenstände geleitet. So erhielt die Abhandlung folgende Theile: 1) Ueber die Mythe von der Minerva Polias. 2) Vom Priesterthum der Eteobutaden. 3) Historische Nachrichten über den Tempel der Polias. 4) Von der Eintheilung der Cella und der Portiken. 5) Beschreibung des Gebäudes. 6) Architektonische Theile. 7) Von der Sculptur der Karyatiden. — Den Anhang bildet a) Genealogie der Eteobutaden, b) die architektonische Inschrift, griechisch ergänzt und ins Lateinische übersezt. — Die drey Kupfertafeln stellen den Grundriß und die Aufrisse der vier Seiten des Tempels dar, mit genauer Angabe der in der Inschrift noch als unausgeführt oder fehlend bemerkten Theile, so wie der englischen Maaße.

Wir übergehen die zwey ersten Capitel, als dem Zweck unserer Blätter nicht angehörig, und versuchen aus dem Folgenden und mit Beziehung auf Stuarts Beschreibung im zweyten Theil seiner Antiquities of Athens, eine kurze Darstellung des Gebäudes zu entwerfen.

Der Tempel der Minerva Polias war das älteste Heiligthum von Athen, worin sich das älteste hölzerne Minervenbild, dann die Denkmale des Streites zwischen Minerva und Neptun um den Besitz von Attika, d. i. der geheiligte Oelbaum und die salzige Quelle, und endlich die Gräber des Kekrops und des Erechtheus befanden, weßhalb der ganze Tempel auch oft nur Erechtheion genannt wurde. Im ersten Jahre der 75sten Olympias, als die Perser die Akropolis erstiegen, ward der Tempel angezündet und der Oelbaum verbrannt. Dieser wuchs zwar wunderbar aus der Wurzel wieder nach; aber während unter Perikles Verwaltung vor dem alten Heiligthume die prächtigen Propyläen, und ihm zur Rechten der große Minerventempel, Parthenon, errichtet ward, blieb jenes wahrscheinlich nur dürftig wieder aufgebaut, und sah einer schöneren, mit den Umgebungen übereinstimmenden Ausschmückung entgegen. Aus der erwähnten, auf Kosten der Dilettantigesellschaft von Athen nach England gebrachten Inschrift lernen wir nämlich, daß im vierten Jahre der 92sten Olympiade das neue Gebäude noch nicht vollendet war; es fehlte das Dach und mehrere einzelne Theile. Folglich kann man die gänzliche Beendigung einige Jahre später vermuthen. Gegenwärtig stehen noch die äußeren Wände, die Säulen und der größte Theil der Karyatiden (S. die Abbildung bey Stuart). Zu Spon's und Wheler's Zeiten war das Gebäude noch besser erhalten, aber der Zugang dazu verwehrt, weil ein türkischer Befehlshaber es zu seinem Serail eingerichtet hatte. Stuart fand darin ein Pulvermagazin.

Die Anordnung des Gebäudes ist sonderbar unsymmetrisch, und läßt sich wohl nur daraus erklären, daß der Architekt genöthigt war, nach den Standpunkten der heiligen Oerter, des Oelbaums und Quells, des Kekropiums und Erechtheions, seinen Plan einzurichten, oder was vielleicht das Wahrscheinlichste ist, daß der Tempel ganz nach dem Plan des alten wieder erbaut wurde, nur in Styl und Schmuck der neueren besseren Kunst angemessen. Das längliche Viereck der Cella war durch zwey Querwände, wovon nur noch die Spuren übrig sind, in drey ungleiche Räume eingetheilt. Der erste größere gegen Osten war der Tempel des Erechtheus; zu diesem gelangte man durch einen Portikus von sechs jonischen Säulen. Ein anderer Portikus an der Ecke der nördlichen Seite, auf einer acht Fuß tieferen Erdfläche stehend, als der vordere, führte in

die kleinſte mit drey Fenſtern verſehene Abtheilung auf der weſtlichen Seite, und erſt durch dieſe in den mittelſten mit dem Erechtheion ungefähr gleich großen Raum, den Tempel der Polias. Jener ſchmalen Abtheilung war aber auf der ſüdlichen Seite noch ein kleiner von ſechs Karyatiden getragener offener Tempel oder geſchloſſener Portikus angebaut. Beyde zuſammen machten nach unſerm Verf. (nach Stuarts Meynung der Karyatidenportikus allein) den Tempel der Pandroſos aus, worin ſich, wie es ſcheint, der geheiligte Oelbaum und der ſalzige Quell befand.

In dem öſtlichen Portikus des Erechtheums ſtand der Altar des Zeus, auf welchem weder Thiere noch Wein geopfert werden durften. Der Tempel des Erechtheus ſelbſt enthielt die Altäre des Neptunus Erechtheus, des Butes und des Vulkan, und an den Wänden hiengen Tafeln, worauf die Geſchlechtsregiſter der Eteobutaden verzeichnet waren. Unter dem Boden dieſes Tempels war das Grab des Erichthonios. In dem nördlichen Portikus von vier Vorderſäulen und zwey dahinterſtehenden, durch welche man in das Pandroſion und den Tempel der Polias eingehen muſſte, befand ſich wahrſcheinlich ein Rauchaltar von pentheliſchem Marmor, der in der Inſchrift erwähnt iſt. — Der Tempel der Minerva konnte, von allen Seiten eingeſchloſſen, nur ein ſchwaches Licht durch die Thüre empfangen. Daher brannte hier Tag und Nacht ein großer goldener Leuchter, ein Werk des Kallimachos, mit asbeſtenem Docht, welchem nur einmal des Jahres Oel zugegoſſen wurde; der Rauch ward durch einen Kanal, der in Form eines Palmbaums oben darüber angebracht war, zum Dach hinaus geleitet. Hier ſtand das älteſte, der Sage nach vom Himmel gefallene Pallasbild aus Olivenholz, mit dem Angeſicht nach Oſten gewendet, dann ein Bild des Mercur, ganz mit Myrthenzweigen, wahrſcheinlich wegen ſeiner phalliſchen Geſtalt, umwunden. Hier befand ſich auch die den Tempel bewachende heilige Schlange des Erichthonios, das Schwert und der Harniſch des Perſers Maſiſtios mit andern Waffen, und der von Dädalus verfertigte künſtliche Stuhl. — Im Winkel des ſchmalen Durchgangs, welcher in den Karyatidentempel führte, ſtand das Grabmal des Kekrops. Der Karyatidentempel enthielt nun aller Wahrſcheinlichkeit nach den geheiligten Oelbaum, der hier in der offenen Umgebung luftig und frey ſtand, daneben den Altar des Zeus Herkeios, und den ſalzigen Quell, welcher nach der Sage der Athener beym Südwind wie Meereswellen rauſchte.

Die Karyatiden ſind im beſten Styl des Perikleiſchen Zeitalters gearbeitet und ſtellen atheniſche Jungfrauen dar, wie ſie dem Feſtzug der Panathenäen beywohnten. Ueber der tiefgegürteten Tunika tragen ſie das Hemidiploidion, und am Rücken noch ein drittes langes Gewand, vielleicht die Epomis. Die Haare ſind am Nacken zuſammengeheftet, und fallen breit herab; auf den Seiten ſind ſie in Flechten gewunden, die über Schultern und Bruſt hängen. Lord Elgin hat eine dieſer Statuen nach England gebracht; eine zweyte war früher zu Grund gegangen. Alle Vorderarme fehlen daran.

Auf ſo vieles für Mythologie und Alterthumskunde Wichtige, was der Verf. in dieſer Abhandlung zuſammengeſtellt, ſo wie auf die ſcharfſinnigen Erklärungen und Emendationen der Chandlerſchen Inſchrift, können wir unſere Leſer nur aufmerkſam machen. Auch wer, wie Ref. ſelbſt, den Anſichten des Verfaſſers nicht überall beytreten kann, wird dieſe Schrift nicht ohne Hochachtung für ſeine raſtloſe Thätigkeit und ausgebreitete Gelehrſamkeit, und nicht ohne vielfältige Belehrung aus der Hand legen.

S.

Die neue Reiterſtatue Heinrichs IV. am Pont-neuf in Paris.

(Fortſetzung.)

Der Guß ward auf den 6. Oktober 1807 feſtgeſetzt, und die Bewerkſtelligung den HH. Getti, Piggiani und Gonon anvertraut, hauptſächlich aber vom erſteren geleitet.

„Zum Guß *) der Statue Ludwigs XV. waren achtundvierzig Stunden nöthig geweſen; der Ofen war der nämliche, doch hatte man mehrere Verbeſſerungen angebracht. Da überdieß die beyden vorbereitenden Güſſe dem Hauptguß kurz vorhergegangen waren, ſo wußte man gewiß, daß gar keine Feuchtigkeit im Ofen zurückgeblieben ſeyn konnte. Man hatte daher berechnet, daß zwölf Stunden für den vollkommenen Fluß des Metalls hinreichend ſeyn würden. Das Feuer ſollte um zwey Uhr des Morgens angezündet werden. Hr. Piggiani, durch die Anſtrengungen der vorigen Tage genöthigt, ſich einige Ruhe zu gönnen, hatte anbefohlen, daß man ihn auf dieſen Augenblick wecken ſollte. In der That waren noch Vorſichtsmaßregeln zu nehmen, ehe man das Feuer in das Schürloch brachte. Die Arbeiter vergaßen den Befehl ihres Herrn, und Hr. Piggiani wurde erſt einige Zeit nachher geweckt. Er hört mit Erſtaunen, daß das Feuer ſchon ſeit einer Stunde brenne; er fragt, ob man den Ofen unterſucht hat und ſicher iſt, daß die zum Ausfluß der Materie beſtimmte Oeffnung hermetiſch durch den Zapfen verſchloſſen ſey, und erklärt, welcher Gefahr

*) Ich entlehne dieſe Erzählung von Hrn. Lafolie, mit einigen Abkürzungen, um den mir vorgeſetzten Umfang nicht zu überſchreiten. Der Titel des Buchs iſt: Mémoires historiques relatifs à la fonte et à l'élévation de la Statue équestre de Henri IV. sur le terre-plein du Pont-neuf à Paris, par M. Ch. J. Lafolie, conservateur des monumens publics de Paris. A Paris chez L. Normant, 1819, mit Abbildungen der alten und neuen Statue.

man ſich ausſetzen würde, wenn das in Fluß gebrachte Metall ſich einen Ausgang öffnen könnte. Die Arbeiter geſtehen, dieſe Vorſicht verſäumt zu haben, und es blieb nichts übrig als das Feuer auszulöſchen. Hr. Piggiani wollte ſich ſelbſt in den Ofen begeben, um ſich vom Zuſtand des Zapfens zu überzeugen, aber die Backſteine glühten ſchon und er lief Gefahr, vor Hitze zu erſticken. Man wartete ein wenig; öffnete alle Zugänge, wodurch die Luft in den Ofen dringen und die Abkühlung beſchleunigen konnte. Die Zeit drängte; ein Ciſeleur Namens Meſnel hatte den Muth, ſich, in naſſe Tücher gehüllt, in den noch glühenden Ofen zu wagen, verſicherte ſich in einigen Augenblicken, daß der Zapfen ſorgfältig verſchloſſen und kein Ausſtoßen zu befürchten war, und um ein Uebriges zu thun verſtrich er ihn noch mit angefeuchteter Aſche.

„Nun zündete man das Feuer mit größerer Stärke an, um die verlorene Zeit wieder zu gewinnen. Der eben wehende Nordwind förderte ſeine Thätigkeit nur zu ſehr. Der Guß war auf zwey Uhr feſtgeſezt worden. Die Gießer ſahen, um ſechs Uhr des Morgens, nicht ohne Unruhe, daß die Mulden (Metall-Blöcke) roth und im Begriff waren flüſſig zu werden, und daß man vielleicht genöthigt ſeyn werde, fünf oder ſechs Stunden vor der beſtimmten Zeit zu gießen. Sie beſchloſſen alſo das Feuer zu hemmen, indem ſie die Luftlöcher verſtopften, und kein Holz mehr in das Schürloch legten.

„Aber der Nachlaß des Feuers hätte beynah die verderblichſten Folgen gehabt. So wie die Hitze ſich mäßigte, ſtockte auch der Fluß. Die Blöcke die in der Mitte des Ofens, jedoch abgeſondert von einander lagen, damit die Flamme ſie leichter umgeben könnte, hörten auf ſich zu löſen. Sie klumpten ſich zuſammen und bildeten nun eine Maſſe, welche ſich zu calciniren drohte. Wäre dieß Unglück geſchehen, ſo mußte man ihre Abkühlung erwarten, den Ofen zerſtören, um ſie herauszuziehen, ihn wieder aufbauen und mit neuem Metall den Guß von vorn anfangen.

„Als Hr. Lemot kam und man ihm vom Stand der Dinge Nachricht gab, war er ſehr betreten; er ließ ſogleich die Luftlöcher wieder öffnen und das Feuer von Neuem anzünden. Indeſſen dauerte die Zuſammenklumpung der Metalle fort, das lebhafteſte und anhaltendſte Feuer konnte ſie nicht zum Fluß bringen, die Gießer verzweifelten am Gelingen und wuſſten nicht mehr was ſie anfangen ſollten. Die Herzoginnen von Angouleme und von Berry, zur beſtimmten Stunde angekommen, waren gebeten worden, um nicht zu lang warten zu müſſen, in das Elyſée zurückzukehren, wo man ſie benachrichtigen würde, ſobald der Augenblick käme; aber das Publikum, das ſich in ziemlich unbequemer Stellung und in einer Atmoſphäre befand, die durch alle innere Hitze des Ofens nicht erwärmt worden war, bezeigte Ungeduld; Hr. Lemot ward mit Fragen über die Urſachen der Verzögerung beſtürmt; er antwortete gelaſſen und ohne ſeine Unruhe zu verrathen. Endlich beſchloß man noch eine ſtarke Quantität Metall in den Ofen zu ſetzen, weil man fürchtete, die ſchon flüſſige Portion möchte nicht hinreichen, die Form zu füllen. Doch ſezte man ſich dabey der Gefahr aus, daß die Klumpen, durch die flüſſige Materie in Bewegung geſezt, die Oeffnung verſtopfen könnten, durch welche der Ablauf geſchehen muſſte. Aber dieſe Vermehrung des Metalls that die glücklichſte Wirkung; man bemerkte bald mit großer Freude, daß nicht nur das neue Metall in Fluß gerieth, ſondern daß es auch die Theile, deren Calcinirung man fürchtete, überzog und flüſſig machte.

„Um halb fünf Uhr war die Flamme, die aus dem Ofen emporſtieg, hellroth und weit lebhafter als vorher. Die Schlacken, welche das Metall auswarf, reihten ſich von ſelbſt an den Rand des Beckens und ließen die Mitte glatt wie einen Spiegel. Endlich entzündeten ſich die Stangen von Tannenholz, deren man ſich zum Umrühren der Maſſen bediente, auf der Stelle, und die Flamme, die ſich daran hieng, war von einem blendenden Glanz: ſichere Zeichen, daß das Metall in vollkommenem Fluß war.

„Nun war keine Zeit mehr zu verlieren; das Gußloch *) war vorher erhizt worden; man eilte es zu reinigen, ſo wie auch die Röhren, durch welche das Metall laufen muſſte, ſezte das Anſtech-Eiſen **) und die Stopfſtangen ***) ein, welche leztere von Arbeitern gehalten wurden, denen man Nummern gegeben hatte, damit ſie ſich unter einander erkennen, und der Ordnung nach dem Befehl folgen und die Stopfſtangen herausziehen konnten, um die Maſſe in die Form einlaufen zu laſſen, wenn ſie im Gußloch zur genügenden Höhe gelangt ſeyn würde. Damit die Arbeiter nicht durch das Sprühen der flüſſigen Maſſe verlezt werden könnten, wenn dieſe noch Feuchtigkeit in der Form anträfe, hatte man die doppelte Vorſicht gebraucht, ſie naſſe Tücher umnehmen zu laſſen, und die Mündungen der Luftlöcher gegen den Ofen zu richten.

„Nach allen dieſen Anſtalten wurden alle Thüren der Werkſtatt geſchloſſen und das Publikum benachrichtigt, daß der Augenblick zum Guß da ſey. Es entſtand ein tiefes Stillſchweigen. Um 5 Uhr 13 Minuten ergriff Hr. Piggiani das Anſteckeiſen, ſtieß den Zapfen mit dem fünften Stoße aus, und das glühende Metall ſtürzte in das Gußloch, wie ein flammender Lavaſtrom und drang mit einem

*) Ein Reſervoir, welches die flüſſige Maſſe ſo lang aufnimmt, bis ſie hinreicht, ſogleich alle Theile der Form zu füllen.

**) Eine lange eiſerne Stange mit einer Spize, womit der Gießer den Zapfen ausſtößt, welcher die zum Ausfluß beſtimmte Oeffnung verſchließt.

***) Dieſe verſchließen die Oeffnungen der Form ſo lange, bis man das flüſſige Metall aus dem Gußloch in die Form laufen laſſen will.

leichten Kanälen in die Eingänge der Form. Alle Anzeigen versprachen das vollkommene Gelingen des Gusses; die Luftlöcher rauchten ohne Funkeln, ein Zeichen, daß keine Feuchtigkeit im Innern zurückgeblieben war und daß das Metall in alle Theile der Form eindringend, die Luft daraus vertrieb.

„Der Abfluß dauerte vier Minuten, nach deren Verlauf das Gußloch mit dem Ueberschuß der Masse, die es enthalten sollte, angefüllt war. Dieß Resultat bewies, daß im Innern keine Oeffnung vorhanden war, durch welche die Masse hätte entfliehen können, und daß alle Theile der Form das nöthige Metall erhalten hatten.

„Wie nun die Probe vom Gelingen der Operation vollständig war, so verwandelte sich die Unruhe, die sich aller Gemüther bemächtigt hatte, in Freude; Beyfallklatschen und Zurufen erhob sich von allen Seiten. Hr. Piggiani stürzte Hrn. Lemot in die Arme, die Arbeiter umarmten sich und wünschten einander Glück, und die Zuschauer bezeugten durch den Ausruf: Es lebe der König! welchen Antheil sie an dem rührenden Schauspiel nahmen."

Nach acht Tagen hielt man das Metall für hinlänglich abgekühlt; man fieng an, die Grube auszuräumen und bald war die Statue vollkommen aufgedeckt. Man sah, daß der einzige Schaden des Feuers in mehreren Rissen an der Brust, an den Seiten und unter dem Bauche des Pferdes bestand, was man hauptsächlich dem Umstande zuschrieb, daß nicht genug Eingußröhren und Luftlöcher an den massiven Theilen angebracht waren.

Um das Publikum zu befriedigen, welches mit Ungeduld dem Erfolg des Gusses entgegensah, ließ Hr. Lemot den oberen Theil des Reiters auf das Pferd setzen, und vierzehn Tage hindurch, während welcher die Werkstatt offen stand, war der Zulauf der Neugierigen ungeheuer. Ich war unter der Zahl derjenigen, welche sich nicht begnügten, von oben herab zuseben; ich stieg in die Grube und betrachtete alle Theile genau. Das Resultat dieser Untersuchung, ich gestehe es, befestigte mich in der Ueberzeugung, daß es einem Künstler unmöglich ist, sein Talent vollkommen in einer Produktion dieser Art an den Tag zu legen.

Am 13. März 1818 wurde die Bildsäule aus der Grube gehoben, und Hr. Mesnel besserte nun die Risse des Erzes aus und schloß die Löcher, welche von den den Kern haltenden Eisenstangen geblieben waren. Diese Arbeit dauerte etwas über drey Monate.

Einige Zeit nach dem Guß der Statue ward das Fußgestell errichtet, welches sie tragen sollte. Der König hatte am 28 Oktober 1817 den Grundstein dazu gelegt, in welchen eine Schachtel eingeschlossen wurde, worin sich nebst goldenen und silbernen Münzen desselben Jahrs und dem in Krystallglas inkrustirten Bildniß Sr. Maj. eine vergoldete Bronzeplatte mit einer lateinischen, die Feyerlichkeit bezeichnenden Inschrift befand.

Nachdem die Ausbesserung der Statue vollendet war, mußte man an den Transport denken. Der Oberst Grosbert, welcher i. J. 1795 die Gruppen des Coustou, *) welche jezt am Eingang der Hauptallee zu den Elysäischen Feldern stehen, in fünf Stunden von Marly nach Paris geführt, und sich dadurch vielen Ruhm erworben hatte, bot den Gebrauch derselben Vorrichtungen und Maschinen zum Transport der Reiterstatue an. Diese Mittel waren bekannt und durch die Erfahrung bewährt. Aber der Zimmermeister und Unternehmer der öffentlichen Arbeiten, Hr. Guillaume, hatte sich erboten, auf seine Kosten die Statue auf das Piedestal zu setzen und so dem Andenken des guten Königs seinen Tribut darzubringen; das Erbieten ward angenommen und man glaubte nun auch, ihm die Hinschaffung der Statue übertragen zu müssen. Er fieng damit an, sie in ein Gerüste von Zimmerwerk fest einzuschließen, dessen unterer Theil einen Schlitten bildete; man spannte 18 Paar Ochsen daran. Das Gewicht der Statue war auf 25,000 **), das des Gerüstes auf 15,000, zusammen 40,000 Pfund geschäzt. Der Transport wäre beynah mit der größten Anstrengung nicht in einem Tage zu Stande gekommen. In der Straße Marigny fing die Last an hin und her zu rutschen, man verwechselte die Ochsen mit Pferden, aber es dauerte von Morgens 10 Uhr bis Abends sechs, bis man über die Hauptallee der elysäischen Felder hinaus kam. Endlich boten Arbeiter ihren Beystand an, man befestigt Stricke an die Balken — tausend Arme bemächtigten sich ihrer und in weniger als einer halben Stunde war die Statue unter den Fenstern des Pavillons der Tuillerien, während das Volk jubelnd: Es lebe der König! rief.

Ich übergehe die einzelnen Umstände des Transports und der Aufstellung der Statue auf ihr Piedestal. Der 25. August 1818, Fest des heil. Ludwigs, also Namenstag des Königs, ward zur Einweihung der Statue festgesezt, obgleich das Fußgestell nicht ganz geendigt und die beyden für die östliche und westliche Façade desselben bestimmten Basreliefs nicht eingesezt waren. Es hatte eine große Musterung statt, wo die Truppen vor dem auf dem Pont-neuf, der Statue Heinrichs IV. gegenüberstehenden König vorbeydefilirten, und mit ihrem doppelten Zuruf den Helden grüßten, dessen Bild wieder aufgestellt war, und seinen Enkel, dem man gern die Huldigung der von seinem Vorfahren erregten Empfindungen darbrachte. Das Wetter war herrlich, der Zulauf außerordentlich und die Feyerlichkeit entsprach der Würde des Gegenstands.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Kolossale Marmorfiguren. Beyde Gruppen stellen einen Mann dar, welcher ein wildes Pferd zu halten sucht. Der Künstler hat den Pferden keine Zügel gegeben, weil die Bewegung des Pferdes und des Mannes nach seiner Meynung die vorgestellte Handlung hinreichend ausdrücken mußte. Ich glaube er hat Recht gehabt.

**) Man hatte bey den Güssen der beyden Theile 16347 Kilogramme Metall angewandt; 4290 Kilogr. waren Ueberschuß, also waren in die Statue 12057 Kilogr. oder 24114 Pfund Metall gegangen.

Nro. 146.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. Juni 1821.

Ein edler Mann kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und Andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind, es darf der Feind nicht schonen:
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Goethes Tasso.

Bruchstück aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.

(Wilhelm Meister, dem Felix Unterricht anfängt Sorgen zu erregen, wird durch Jarno, den er (wie unsere Leser im vorigen Bruchstück erfahren) auf dem Gebirg wiederfand, auf eine Erziehungs-Anstalt hingewiesen, von der wir ahnen, daß sie der Anfangspunkt des geheimnißvollen Bundes ist, dessen Faden das ganze Gewebe der Lehrjahre durchlaufen, und die in den Wanderjahren auf das wunderbarste ausgesponnen, anscheinend ein buntes Stückwerk, in der That aber ein vollständiges System der Bildung des Menschen, nach festen Entwürfen und klaren Ansichten, mitten in dem bewegten Weltgange darstellen. Da wir nur den ersten Theil der Wanderjahre vor uns haben, äußern wir diese Ansicht nur als eine bescheidene Vermuthung, um manchen Leser einen Gesichtspunkt für die Uebersicht der bunt verschlungenen Einzelnheiten der ihn erwartenden Lektüre zu geben. Allein auch ohne diesen, kann man in folgendem Bruchstück nicht ohne die lebhafteste Theilnahme Erziehungs-Ideen in Goethes Geist verarbeitet, dargelegt finden, und wir meynen, daß unsre großen und größten Pädagogen von dieser Theilnahme nicht ausgeschlossen seyn dürften.)

Die Wallfahrenden hatten nach Vorschrift den Weg genommen und fanden glücklich die Gränze der Provinz, in der sie so manches Merkwürdige erfahren sollten; beym ersten Eintritt gewahrten sie sogleich der fruchtbarsten Gegend, welche an sanften Hügeln den Feldbau, auf höhern Bergen die Schaafzucht, in weiten Thalflächen die Viehzucht begünstigte. Es war kurz vor der Ernte und alles in größter Fülle; das was sie jedoch gleich in Verwunderung setzte war, daß sie weder Frauen noch Männer, wohl aber durchaus Knaben und Jünglinge beschäftigt sahen, auf eine glückliche Ernte sich vorzubereiten, ja auch schon auf ein fröhliches Erntefest freundliche Anstalt zu treffen. Sie begrüßten einen und den andern und fragten nach dem Obern, von dessen Aufenthalt man keine Rechenschaft geben konnte. Die Adresse ihres Briefs lautete: an den Obern, oder die Dreye. Auch hierein konnten sich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufseher, der eben das Pferd zu besteigen sich bereitete; sie eröffneten ihre Zwecke; des Felix Freymüthigkeit schien ihm zu gefallen und so ritten sie zusammen die Straße hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannigfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehen gab; eben war er im Begriff seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wundersamere Bemerkung sich ihm aufthat: alle Kinder, sie mochten beschäftigt seyn wie sie wollten, liessen ihre Arbeit liegen und wendeten sich, mit besondern, aber verschiedenen Geberden, gegen die Vorbeyreitenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgesetzten galt. Die jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten fröhlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde, die dritten standen strack und muthig; die Arme niedergesenkt, wende-

ten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in Eine Reihe, anstatt daß jene vereinzelt blieben, wo man sie traf.

Als man darauf Halt machte und abstieg, wo eben mehrere Kinder nach verschiedener Weise sich aufstellten und von dem Vorgesezten gemustert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieser Geberden; Felix fiel ein und sagte munter: was für eine Stellung hab' ich denn anzunehmen? Auf alle Fälle, versezte der Aufseher, zuerst die Arme über die Brust und ernsthaft-froh nach oben gesehen, ohne den Blick zu verwenden; er gehorchte, doch rief er bald, dieß gefällt mir nicht sonderlich, ich sehe ja nichts da droben; dauert es lange? Doch ja! rief er freudig, ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen? Wienach Du's aufnimmst, je nachdem Du dich beträgst, versezte jener; jezt mische dich unter sie, wie sie sich mischen. Er gab ein Zeichen, die Kinder verliessen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung, oder spielten wie vorher.

Mögen und können Sie mir, sagte Wilhelm darauf, das was mich hier in Verwunderung sezt, erklären? Ich sehe wohl, daß diese Geberden, diese Stellungen Grüße sind, womit man Sie empfängt. Ganz richtig, versezte jener, Grüße, die mir sogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieser Knaben steht.

Dürfen Sie mir aber, versezte Wilhelm, die Bedeutung des Stufengangs wohl erklären? denn daß es einer sey, läßt sich wohl einsehen. Dieß gebührt Höheren als ich bin, antwortete jener; soviel aber kann ich versichern, daß es nicht leere Grimassen sind, daß vielmehr den Kindern, zwar nicht die höchste, aber doch eine leitende, faßliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber ist jedem geboten für sich zu behalten und zu hegen was man ihm als Bescheid zu ertheilen für gut findet; sie dürfen weder mit Fremden noch unter einander selbst darüber schwazen, und so modificirt sich die Lehre hundertfältig. Außerdem hat das Geheimniß sehr große Vortheile: denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf Alles ankommt, so denkt er, es sey nichts dahinter. Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen, denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten. Ich verstehe Sie, versezte Wilhelm, warum sollten wir das, was in körperlichen Dingen so nöthig ist, nicht auch geistig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannigfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fällt mir auf, und doch seh' ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abstufungen, vom Hellsten bis zum Dunkelsten. Doch bemerke ich, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienstes gemeynt seyn kann, indem die größten und kleinsten Knaben untermischt, so an Schnitt als Farbe gleich seyn können, aber die von gleichen Geberden im Gewand nicht mit einander übereinstimmen. Auch was dieß betrifft, versezte der Begleitende, darf ich mich nicht weiter auslassen; doch müsste ich sehr irren, oder Sie werden über Alles, wie Sie nur wünschen mögen, aufgeklärt von uns scheiden.

Man verfolgte nunmehr die Spur des Obern, welche man gefunden zu haben glaubte; nun aber musste den Fremdlingen nothwendig auffallen, daß, je weiter sie ins Land kamen, ein wohllautender Gesang ihnen immer mehr entgegen tönte. Was die Knaben auch begannen, bey welcher Arbeit man sie fand, immer sangen sie, und zwar schienen es Lieder jedem Geschäft besonders angemessen und in gleichen Fällen überall dieselben. Traten mehrere Kinder zusammen, so begleiteten sie sich wechselsweise; gegen Abend fanden sich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden. Felix stimmte vom Pferde herab mit ein und zwar nicht ganz unglücklich, Wilhelm vergnügte sich an dieser, die Gegend belebenden Unterhaltung.

Wahrscheinlich, so sprach er zu seinem Gefährten, wendet man viele Sorgfalt auf solchen Unterricht, denn sonst könnte diese Geschicklichkeit nicht so weit ausgebreitet und so vollkommen ausgebildet seyn. Allerdings, versezte jener, bey uns ist der Gesang die erste Stufe der Bildung, alles Andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, so wie die einfachste Lehre werden bey uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt; andere Vortheile zu selbstthätigen Zwecken verschwistern sich sogleich, denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach Anlaß dieser Zeichen sodann in ihrer Kehle wieder zu finden, ferner den Text darunter zu fügen; so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge, und gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben als man denkt, und da dieses alles zulezt nach reinen Maßen, nach genau bestimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, so fassen sie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunst viel geschwinder, als auf jede andere Weise. Deßhalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Ankunft der Araber in Spanien.

(Fortsezung.)

Als der Tag graute, fing der Kampf mit feindlicher Wuth an, und das Schlachten dauerte vom Morgen bis

zum ſpäten Abend. Als am dritten Tage des blutigen Streites der Held Taric ſah, daß den Muſelmännern der Muth ſank, und ſie den Chriſten Feld gewinnen lieſſen, erhob er ſich auf ſeinem Pferde und rief: „Muſelmänner, Sieger von Almagreb, wohin eilt ihr? wohin tragt ihr die Schande eurer übereilten Flucht? Ihr habt das Meer im Rücken, die Feinde vor euch. Es giebt keine andere Rettung als die eurer Tapferkeit und der Hülfe Gottes! Thut Ritter, wie ihr mich thun ſeht!“ Bey dieſen Worten wendete er mit ſeinem wilden Pferde um, ſchmetterte links und rechts nieder, was im Wege ſtand, drang vor bis wo die Fähnen der Chriſten ſtanden, erkannte den König Ruderic an den Inſignien ſeiner königlichen Würde und ſeinem Pferde, griff ihn an, verſetzte ihm einen Lanzenſtoß, und der unglückliche Ruderic ſtürzte leblos vom Pferde, wie wenn Gottes Hand ihn geſchlagen hätte, die Muſelmänner begünſtigend. Dieſe fielen nach dem Beyſpiele ihres Anführers in die Chriſten, welche mit dem Tode ihres Königs und einiger ihrer erſten Anführer in Unordnung geriethen, und voll Schreckens flohen. Die arabiſchen Reiter verfolgten die Fliehenden, und der Säbel der Muſelmänner färbte ſich lange mit ihrem Blute, und es kamen ihrer ſo viele um, daß nur Gott es weiß, der ſie geſchaffen hat. Die Schlacht und die Niederlage von Guadalete endigte am fünften Tage des Mondes Zawal, und die Erde war viele Jahre lang mit weißen Knochen bedeckt.

Taric nahm den Kopf des Königs Ruderic und ſendete ihn an Muza, und ihm die glücklichen Erfolge, ſowohl bey dem Ueberzange von Alzarac als die folgenden Siege berichtend, redete er weitläufig von der blutigen und gefährlichen Schlacht von Guadalete, worin die ganze Macht des Gothen-Königs und ſeine zahlreichen Heereshaufen geſchlagen worden, und erzählte ihm, wie der König in den erſten Tagen in einem Heerwagen, mit Elfenbein verziert und von großen weißen Maulthieren gezogen, in die Schlacht gegangen, wie ſein Haupt mit einer Krone oder einem Perlen-Diadem geſchmückt, und er in einem goldgeſtickten Purpurmantel gehüllt geweſen; wie am dritten Tage der Blutarbeit Gott ſeinen Muſelmännern einen vollſtändigen Sieg verlieben habe, und von ſeiner Hand der König Ruderic gefallen ſey, deſſen Kopf er ihm ſchicke. Er bezeichnete ihm auch die arabiſchen Ritter, welche ſich in den Tagen der Schlacht am meiſten hervorgethan, und wie die Flucht andere drey Tage gedauert habe, ohne daß der Säbel der Muſelmänner geruht.

Der Held, welche dieſe Berichte an Walid Maza ben Moſeir überbrachte, überreichte Taric's Briefe, und erzählte mündlich den Uebergang über die Meerenge, um ins ſpaniſche Land zu gelangen, wie ſie in Gezira Alhadra gelandet, und, trotz des Widerſtandes der Chriſten, ſich des großen Berges Gebal Alfeth bemächtigt hätten, den ſie Gebal Taric nannten nach dem Namen des ausgezeichneten Heerführers, der das Volk zerſtreut, das den Uebergang wehren und den Berg vertheidigen wollte, auf den die Chriſten Vertrauen ſezten; daß hier ihr Feldherr Tadmir geſtanden, welcher vom Chriſtenkönig Ruderic Hülfe begehrt, und ihn unterrichtet habe, welche Leute auf ſpaniſchen Boden gelandet ſeyen; daß der König ihm mit 90,000 Chriſten zu Hülfe gekommen; daß Taric gegen ſie ausgezogen, und daß an der Spitze der Reiterey der Held Mugueiz el Rumi, Walid's Diener, geſtanden; daß die Schlacht drey Tage durch mit ſtandhaftem Muthe von beyden Heeren gefochten worden, daß am dritten Tage Taric ſie, als er ſah, daß ſchon der Muth zu ſinken anfing, angefeuert habe, tapfer zu ſtreiten, und ermahnt, als brave Muſelmänner im Kampfe zu ſterben, und allen große Belohnung verſprochen, und daß er endlich geſagt: „Wo glaubt ihr eine Zufluchtsſtätte zu finden? Das wilde Meer iſt hinter, der müde Feind vor euch; für uns giebt es keine Rettung als Tapferkeit; thut, wie ich thun werde; wahrlich, ich werde ihren König angreifen, und fällt er nicht von meiner Hand, ſo will ich durch ihn ſterben!“ — Er gab ſeinem Pferde die Spornen, brach durch die Reihen der Feinde, und da er das Pferd und die Inſignien des Königs Ruderic erkannte, ſo that er, wie er geſagt, und Gott erſchlug Ruderic durch ſeine Hand. Darauf richteten ſie unter den Feinden ein furchtbares Morden an, von den Muſelmännern ſtarben aber wenige; die Chriſten flohen in Unordnung und wurden drey Tage lang verfolgt. Taric befahl, den Kopf des Königs Ruderic abzuſchneiden, und ſendet ihn hiemit. — Muza vernahm dieſen Bericht mit großer Zufriedenheit, befahl, daß man den Kopf des unglücklichen Königs an den Kalifen Walid ſenden ſolle, und ſagte, daß ſolches Unglück den Königen begegne, welche in den Schlachten einen beſondern Platz einnehmen.

Muza, den Ruhm des Helden Taric beneidend, feyerte in ſeinem Herzen jene glücklichen Ereigniſſe nicht, wie er ſollte, und ſchrieb ſogleich an Taric, daß er nicht weiter vordringen, ſondern ihn an dem Punkte erwarten ſolle, wo ihn ſein Befehl treffe, um ein ſo wichtiges Unternehmen mit mehr Stärke und Sicherheit fortzuſetzen. Gleichzeitig ſchickte er Briefe an den Kalifen Walid, ſtattete ihm von den in Spanien erfochtenen Siegen Bericht ab, und ſagte ihm, daß die Schlachten fürchterlich geweſen ſeyen, wie der Tag des Gerichts, und ſchickte ihm auch den Kopf des Königs Ruderic. Muza ſchrieb ſich in ſeinen Briefen die ganzen Erfolge des glücklichen Unternehmens zu. Darauf ordnete er ohne Zaudern die Sachen in Afrika, verſammelte Truppen, 10,000 Reiter und 8000 Mann Fußvolk von Arabern und Afrikanern, ſo ſagt man, übertrug die Regierung von Afrika in Cairoan ſeinem Sohne Abdelaziz, und im Monde Regeb des Jahres drey und neunzig ſezte er über die Meerenge und landete in

Spanien, begleitet von ſeinen Söhnen Abdelola und Mernan, von dem nachher der Palaſt genannt wurde, welcher auf der Abendſeite von Cordova am Ufer des Fluſſes ſteht.

Mit Muza kamen viele Ritter vom Stamme Coraix und andere ſehr vornehme Araber, wie Almonazir, Ali ben Rebie Lahmi, Haput ben Reja Temami, Hanas ben Abdala Aſenani, der nachher die große Aljama in Saracuſta gründete, nach Spanien.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, May.

So eben iſt der dritte Bericht der Hülfsgeſellſchaft zu Glarus über den guten Fortgang der durch ihre Bemühungen und die Unterſtützungen des wohlthätigen Publikums im In- und Auslande, auf dem mittelſt der Austrocknung der Linthſümpfe gewonnenen Boden, errichteten Linthkolonie, ausgegeben worden, (Glarus bey Freuler, 74 S. 8.). Er umfaſſt die Jahre 1819 und 1820 und zerfällt in drey Theile. Bey dem erſten, welcher die zwey Jahresrechnungen enthält, wollen wir nicht verweilen: er enthält freudige Beweiſe von der fortdauernden Theilnahme an dem ſchönen Unternehmen, aus fernen Landen und aus der Nähe; die Zahlenangaben aber, von Einnahme wie von Ausgabe, konnten ohne die Zugabe umſtändlicher Erläuterungen kein Intereſſe gewähren. Auch die zweyte Abtheilung, welche von dem Fortgange der Urbarmachung des Landes und von ſeiner landwirthſchaftlichen Beſtellung Rechenſchaft gibt, iſt eines Auszugs nicht fähig. Hingegen dürften eine kleine Ausziehung des Berichtes von dem Lehrer der Armenſchule, über das, was zur ſittlichen Bildung ſeiner Zöglinge von ihm gethan wird, um ſo eher Vergnügen machen, als dieſe Glarnerſche Armenſchule ihrem Vorbilde in Hofwyl, wo auch der Lehrer (Hr. Lätſchg) ihren Unterricht erhielt, nach dem Zeugniſſe der achtbarſten und ſachkundiger Männer, in jeder Hinſicht zur Seite geſtellt zu werden verdient, zumal ſelbſt auch die Oberaufſicht und Leitung, welche Hr. von Fellenberg dort führt, hier durch einen von gleichem Eifer und Gemeinſinn beſeelten Mann, den Zeugherrn Schindler in Mollis, bey tagtäglichem Beſuch der Schule gehandhabt wird. Von den 25 Knaben, welche ſich jetzt darin befinden, die auch meiſt vaterloſe Waiſen und viele dem Betteln oder ſchon weit vorgerücktem ſittlichem Elend entboben ſind, war der jüngſte bey ſeinem Eintritt kaum ſieben Jahre alt.

„Meine erſte Sorge (ſo drückt ſich der Lehrer der Armenſchule aus) in Beziehung auf die moraliſch-religiöſe Erziehung der Schüler iſt dahin gerichtet, ſie ſo viel möglich vor allen böſen Beyſpielen geſichert zu halten. Weil man aber das nie ganz verhüten kann, ſo laſſe ich es nicht ermangeln, ſie vor der Nachahmung des böſen Beyſpiels zu warnen. Die ſchicklichſte Zeit, auf ihre Herzen wohlthätig zu wirken, iſt der Morgen und der Abend. Jeden Morgen nach dem Aufſtehen verſammle ich demzufolge die Armenſchüler in der Schulſtube um mich, und mache ſie aufmerkſam auf die Wohlthaten Gottes im Einzelnen und im Allgemeinen. Ich lenke ihre Herzen zu Gott, indem ich, entweder nur mit eigenen Worten, oder in einigen Verſen aus dem chriſtlichen Geſangbuch mit ihnen bete, oder auch einige Strophen eines Morgengeſangs mit ihnen ſinge. Hey wöhnlich folgt auf die Erhebung des Herzens zu Gott, nach der Ordnung des Unterrichts, entweder das Auswendiglernen von ein Paar bibliſchen oder Liederverſen, oder ich leſe ihnen aus der bibliſchen Geſchichte von Schmid vor, womit ich die nöthigen Erklärungen und Lehren zu verbinden ſuche. Den Tag über begehen ſie freylich noch viele Fehler. Bey moraliſchen Fehlern ſtrafe ich die Schuldigen im Anfang nur durch Vorſtellungen und Warnung, ſo daß der Betreffende den Fehler und die Folgen, die unvermeidlich daraus hervorgehen, erkennen lernt. Wird ein ſolcher Fehler wiederholt, oder ſoll, was ſo oft geſchieht, ein kleines Verſehen durch hartnäckige Läge gedeckt und etwa gar einem Unſchuldigen aufgeladen werden, ſo treten körperliche Strafen ein, aber ſelten auf der Stelle, theils, damit ich nicht allenfalls in der Hitze zu ſtreng verfahre, und anderſeits, damit der Fehlende, in dem Zeitraum, bis die Züchtigung an ihm vollzogen wird, zur Ueberzeugung, daß er gefehlt hat, gelange. Wenn nach reifer Ueberlegung, Ausſchließung von einer Mahlzeit oder von einem gemeinſchaftlichen Vergnügen, nicht hinlänglich zur Warnung dienen möchte, ſo erhalten ſie mit einer darzu erſonnenen Ruthe etliche Streiche; dabey laufe ich nicht Gefahr, daß ihnen ein Theil ihres Körpers beſchädigt wird. Fehler, bey denen andere unſchuldig in Verdacht kamen, z. B. Lügenſtrafe ich gewöhnlich in Beyſeyn von Allen, welches immer einen wohlthätigen Eindruck hervorbringt. Sind es moraliſche Fehler, dabey kein anderer verwickelt iſt, ſo nehme ich den Fehlenden einzeln zu mir; iſt es möglich, ihn durch Vorſtellungen zur Einſicht ſeines Fehlers zu bringen, daß er darüber wahre Reue bezeugt, ſo geht es ohne körperliche Strafe ab; ein ſolcher wird etwa von einer Unterrichtsſtunde ausgeſchloſſen, oder er hat keinen Antheil an einer gemeinſchaftlichen Freude, oder muß den nächſten Sonntag, wenn wir in die Kirche gehen, zu Hauſe bleiben. Bey den ältern Knaben erzwecke ich durch ſolche Züchtigungen weit mehr, als wenn ich ſie die Ruthe fühlen lieſſe. Die kleinen und großen Lügen ſind es, mit denen ich am längſten zu kämpfen habe, und auf nichts achte ich auch ſo genau, als auf dieſelben; denn wo nicht Wahrheit iſt, kann keine Tugend, keine Anſtalt, kein Staat beſtehen. Aber auch in dieſer Beziehung beſſerte es ſich um vieles. Beynahe jeder, der im Anfang ſich nicht geſchämt hatte, die Fehler mit vielen Verbeugungen zu läugnen, kommt jetzt am Abend zu mir, und geſteht, ohne angeklagt zu ſeyn, Manches ein, das ich nie erfahren hätte, und bittet um Verzeihung deſſelben; oder wenn er vom Bewußtſeyn ſeines Fehlers nicht Muth genug hat, mir denſelben gleich zu bekennen, ſo ſchließt er ſich ſelbſt vom Nachteſſen aus, und erſt auf die Frage, warum er nicht zu Tiſche ſitze, bringe er ſein Geſtändniß zur Sprache. Bey den Abendverſammlungen wird immer die Aufführung des vergangenen Tages in's Auge gefaßt; der Leichtſinnige, Träge, Muthwillige oder Unordentliche wird ermahnt und gewarnt. Daß die Morgen- und Abendverſammlungen, welche ſich jedesmal mit Geſang oder Gebet enden, einen wohlthätigen Eindruck auf ihre Herzen machen, der ſich im Thun und Leben derſelben äußerte, davon habe ich herrliche Erfahrungen.“ Zu weitern Bemerkungen gebricht hier der Raum; das Vorſtehende kann einen etwanigen Begriff vom Geiſt des Lehrers, der ein zweytes Wehrli heißen darf, geben; ſein Elementar-Unterricht beſchränkt ſich auf die Bedürfniſſe des Landbauers, und der ſittliche iſt, wie man ſich überzeugen konnte, den Bedürfniſſen des Menſchen angepaſſt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 49.

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 19. Juni 1821.

Dichtkunst.

Paul Flemmings erlesene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit Flemmings Leben begleitet von Gustav Schwab. Stuttgart und Tübingen i. d. Cotta'schen Bhdl. 1920. LVI u. 240 S. gr. 8.

Flemming, der bekanntlich im J. 1640 in einem Alter von 31 Jahren starb, fühlte auf dem Bette des Todes die Unsterblichkeit seiner Gesänge:

Mein Schall flog überweit, kein Landsmann sang mir gleich;
Von Reisen hochgerühmt, von keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dieß alles wird zerstören.
— — — — — —
Was frey dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde:*)
Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben?
An mir ist mindres nicht, das lebet, als das Leben.

Er hat sich nicht getäuscht: nicht nur sein Name lebt noch, sondern auch sein Gesang.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat u. s. f.

Dieß Lied, womit er vor seiner Reise nach Persien (mit der Schleswig-Holstein'schen Gesandtschaft) dem Schutze des Allmächtigen sich empfahl, tönt noch von Millionen Lippen: denn es ist mit Auslassung dreyer Strophen, welche das Vorhaben dieser Reise erwähnen, Kirchenlied geworden. In der Geschichte der deutschen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts gehört er der, nicht mit Unrecht also genannten, gedankenreichen Periode an, deren Samen die Reformation ausgestreuet und der fruchtbare Donner des dreyßigjährigen Krieges gereift zu haben scheinen. Morhof nannte ihn den größten Dichter des 17ten Jahrhunderts, der fähig gewesen seyn würde, mit Tasso und Ariost zu wetteifern; und selbst die spätere, sogenannte kritische Periode (Gottsched und Bodmer) gestand ihm zu, daß er seinen Zeitgenossen Opitz an Gefühl und Phantasie leicht übertroffen möchte, ohne demselben an Reinheit der Sprache und Kraft des Ausdruckes nachzustehen. Diese Suprematie erklärt sich zum Theil aus seinem Leben. J. J. 1609 zu Hartenstein im Voigtlande geboren, fiel die Blüthenzeit seines Geistes mit der Schlacht von Lützen zusammen. Er war in ihrer Nähe (in Leipzig), erschüttert von Gustav Adolphs Falle, sah er die abermalige Verwüstung seines Vaterlandes, und folgte dem Geschicke, das ihm in ferne Länder winkte. Er machte die Reise nach Moskau und zurück mit der ersten Gesandtschaft des Schleswig-Holstein'schen Friedrich, und bald darauf die größere, fast abentheuerliche, mit der zweyten Gesandtschaft, nach Persien. Diese Gesandtschaft war in Folge des unlöblichen Charakters des einen Gesandten, Brügmanns, ein reisender Hof voll Kabalen, reich an inneren wie an äußeren Gefahren und Mühen, die gleichzeitig auf Geist und Gemüth wirkten. Welche Ansichten der Welt, der physischen wie der intellectuellen, mußte das dem jungen Dichter eröffnen. Wie mußt' es seinen Geist mit Wahrnehmungen und Erfahrungen nähren; wie hoch denselben über den Standpunkt seiner gleich (oder gar minder) begabten Zeitgenossen erheben!

Inzwischen konnten auf solchen Reisen poetische Werke von tiefem Plan' und weitem Umfange nicht entstehen. Dazu gehört Ruhe, und in ihrem Hafen kappte ihm der Tod das Ankertau, und trieb das Schiff in das ungemeßne Meer der andern Welt. Der Dichter hatte nicht Zeit, über das, was er gesungen hatte, selbst Gericht zu halten, es wurde von fremder Hand (von Heinrich Niebusen zu Reval, dem Vater seiner Verlobten) gesammelt, und Auswahlen davon giengen nur in andere Samm.-Werke über von deren Zwecken sie natürlich abhängig wurden. Da die reichhaltigste davon (von Zachariä) nach S. III. längst vergriffen ist; so besorgte Herr G. S. die vorliegende neue. Sie zeugt von Dichtersinn, und hätte der breit vorbauenden Vorrede zu ihrer Rechtfertigung nicht bedurft. Aber eine (S. VI. ausgesprochene) Maxime spukt darinne, um derentwillen der Herausgeber vor ein strenges Gericht gezogen werden muß.

*) Er war bekanntlich Arzt.

„Flemming iſt kein in der Form vollendeter Dichter. (Wo iſt der überhaupt?) Es finden ſich müſſige, abgeſchmackte, ſelbſt widerliche Stellen in ihm, die oft ein ſchönes Gedicht entſtellen, ja das Leſen deſſelben ent (ver) leiden können; es finden ſich neben den nur gealterten, noch immer edlen Ausdrücken auch ſolche, die für unſere Ohren deßwegen unerträglich ſind, weil ſie nicht verſchwunden, ſondern in den Mund des Pöbels gekommen ſind; z. B. die Form: ſie ſeyn, ſie ſeynd, anſtatt ſie ſind.“ Darum nun hat der Herausgeber „an die Gedichte ſelbſt die und da Hand anlegen zu müſſen geglaubt.“ Das heißt auf Deutſch: er hat gefeilt, gebeſſert; und ob er das ſchon „mit möglichſter Schonung“ gethan, und in den angehängten Anmerkungen die urſprüngliche Lesart aufgeführt hat: es bleibt immer Ausbeſſerung, und iſt ſtörend für den Leſer, der nicht bey jeder numerirten Stelle den Anhang nachſchlagen will. Wer Flemming lieſt, der weiß, daß er keinen Dichter unſerer Zeit vor ſich hat. Er erwartet nicht, daß Alles dem Geſchmacke des zweyten Jahrhunderts nach ihm entſpreche; er verzichtet auf denjenigen leichten Genuß, der aus dem Mangel des Anſtoßens entſpringen kann, und den man lieber ein Munden als einen Genuß nennen möchte; er hofft aber dafür einen größeren: den Anblick des unvergänglich Schönen in dem Coſtume einer untergegangenen Mode. Dieſer Genuß wird ihm geraubt durch das Ausbügeln einzelner Fältchen, durch das Wegſchneiden überleier Zipfel und Streifen. Das giebt ein Zwittercoſtume, welches keiner Zeit ganz angehört. Amyot überſetzte 1559 das Manuſcript des Longus unter dem Titel: Les amours pastorales de Daphnis et de Chloé. In das Gewand der Sprache ſeiner Zeit, mit individueller Eigenthümlichkeit geſchnitten und gefaltet, kleidete er den Griechen; er machte ihn zum franzöſiſchen Original, und keine ſpätere Ueberſetzung hat die ſeinige verdrängen können. Sie iſt 1803 von neuem gedruckt worden, und man lieſt ſie nur mit um ſo größerem Vergnügen, weil darinnen la demeure noch la demourance heißt, vne peinture plaisante nicht vne peinture qui fait rire, ſondern vn tableau qui plait bedeutet, das heutige en detail noch durch das gemein gewordene par le menu ausgedrückt iſt, die verſchollenen Laute von estre, baston, compaignie, icelle u. ſ. f. mitgeſchrieben, und die différentes sortes de gens différentes manières de gens geblieben ſind. Herr S. hat ähnliche Eigenthümlichkeiten der Sprache weggefeilt.

Natürlich iſt's, daß ſtetigs Klagen:
Uns endlich alle macht,

ſagt Flemming. Herr S. ſetzt müde für alle (fertig, erſchöpft, das hallali der Jagdſprache, vielleicht urſprünglich damit verwandt), läßt aber ſtetigs (stetes heutzutage) unbedenklich ſtehen. Statt „Gott Amors ſein Geſchütz“ fährt er „des Liebesgotts Geſchütz“ auf. S. 27. verbeſſert er ſo:

Ein Weib hat alle Schuld,
Die mich doch liebt,
Die, weil ſie mir iſt huld,
Mich ſo betrübt.

Flemming hat: „Ein Menſch“ (damals noch kein Schmähwort).*), das, und es. Wollte Herr S. auch das Wort Menſch in jener Bedeutung nicht mehr paſſiren laſſen; ſo hätt' er doch bedenken ſollen, daß das Wort Weib auch generis neutrius iſt. Er hat dieſen oft wiederkehrenden Ausdruck überall verändert. „Das liebe Menſch“ iſt S. 38. das ſchöne Kind geworden; da hätte denn auch wohl das Weib, welches heutzutage an Verehelichung mahnt, auch ein Kind werden können. Und mit welchem Grunde verbannt er das verſtärkende „ſelb-ſelbſt?“ Warum ſtatt des guten Alexandriners:

Die Seeligkeit ſelb-ſelbſt iſt in mich eingezogen,

den ſchlechten:

Die Seeligkeit ſelbſt iſt (o — !) in mich hinein gezogen?

Wenn irgendwo die Ausmerzung etwas für ſich zu haben ſcheint; ſo iſt es bey dem eben angeführten Liebesworte: das liebe Menſch. Und dennoch — wie pöbelhaft es auch im Laufe zweyer Jahrhunderte geworden iſt; hören wir nicht auch „ſchönes Kind“ aus dem Munde der Bedienten? Iſt nicht ſelbſt Fouqués „holdes Bild“ bereits an die Stelle des (zu Flemmings Zeiten noch ſehr edlen) „mein Schatz“ getreten? Haben nicht die Ausdrücke, Schalk, Bube, u. ſ. w. ähnlichen Bedeutungswechſel erfahren?

Unmöglich können wir es als eine heilſame Maxime gelten laſſen, daß unſere verſtorbene Claſſiker bey neuen Ausgaben der herrſchenden Sprachmode unterworfen werden. Das wäre, dünkt uns, der Weg, gar keine Claſſiker zu haben, und unſere Sprache noch veränderlicher zu machen, als ſie ſchon iſt: denn eben die Claſſiker ſind es, und namentlich die Dichter, welche der Sprache gegenden Wind der Mode zum Anhalt dienen ſollen. Seinen Stoff giebt der Dichter ſeiner Nachwelt zu freyer Schaltung hin; wen er lockt, der mag ihn umgeſtalten und umkleiden nach ſeinem Geſchmack: es giebt kein Eigenthum an Gedanken in ſolcher Ausdehnung des Begriffes, daß

*) Gewiß nicht: denn Fl. beſchreibt das Menſch l. c. ſo:

Sie hat es, was mein Herze ſucht,
Scham, Schönheit, Jugend, Zucht,
Der Tugend Frucht.

M.

neues Schaffen aus altem Stoffe dadurch gehemmt werden könnte. Aber die Form, die der Dichter dem Stoffe gab, ist des Dichters Wesen; sie wird nicht ohne tiefere Bedeutung seine Eigenthümlichkeit genannt; um ihretwillen trägt das Werk seinen Namen, und so lang es diesen tragen soll, sollte sie auch unantastbar seyn. Mit anderen Worten: der Herausgeber eines verstorbenen Dichters hat kein Recht, ihn zu bearbeiten, umzuarbeiten, zu moderniſiren, oder wie man sonst dieses willkührliche Schalten mit fremder, wehrloser Eigenthümlichkeit benennen will. Es ist bekannt, was wider Karl Reinhard's Ausgabe von Bürger's Gedichten in dieser Hinsicht gesagt worden ist; und doch standen diesem weit spezidsere Beschönigungsgründe zur Seite, als G. S. in Bezug auf Flemming anführen kann.

So denken wir über die Maxime; es ist eine motivirte Meinung, die wir dem geschäzten Herausgeber vorlegen: er bestreite sie, aber er unterlasse nicht, seine eigenen, werthvollen Dichtungen, nach jener Maxime etwa im Jahre 2021 herausgegeben, sich lebhaft vorzustellen. Der Anwendung der Maxime gestehen wir gern im Durchschnitte das Verdienst der Mäßigung, der Schonung zu. Besonders ist er in den Weglassungen glücklich gewesen, die ohnehin der Begriff des Extractes, der Auswahl, in Schuz nimmt. Die vollständige Ausgabe des Flemming, die er vor sich gehabt, hätte er nennen sollen. Wir haben deren zwey (von 1642 u. 1685) gesehen, sind aber nicht mehr in ihrem Besiz, um vergleichen zu können.

Wir haben oben den Dichter zu den gedankenreichen gezählt. Wer ihn noch nicht kennt, dem sey er zur Vergleichung, mit der Gedankenarmuth neuester Gemüthlichkeit empfohlen. Wie viele Almanachspoeten vergleichen z. B. ihre Geliebte mit der Sonne, ohne daß es nur zu einem eigentlichen Bilde, geschweige denn zu einem Gedanken, damit kommt. Wie anders Flemming S. 17.:

> Ich vergeſſener Erdenkreis,
> Heute tagt's zum dritten Male,
> Daß ich ganz von keinem Strahle
> Meiner lieben Sonne weiß.
> Das betrübte Land, das weint,
> Weil sein Himmel ihm nicht scheint.

Auf der kaspischen See singt er S. 99:

> Auf, Schönste von der Zahl der asiſchen Syrenen!
> Auf Doris, Doris auf! und zeig uns deinen Pfad.
> Auf Kastor, Pollux auf, ihr Brüder der Hellenen,
> Die noch kein deutsches Schiff hier angerufen hat.
> Scheint unserm Laufe vor, o ihr zwey schöne Sterne,
> Daß auch die blinde Nacht durch euch uns sehen lerne.

Längere Proben läßt der enge Raum nicht zu.

Kirchengeschichte.

Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschlande. Den Gebildeten der protestantischen Kirche gewidmet von Dr. K. G. Bretschneider.

(Beschluß.)

Nachdem Hr. B. seine Ansichten von den Ursachen des vernachläſſigten Cultus mitgetheilt hat, zeigt er im vierten Abschnitte (S. 72—95.) die verschiedenen Wirkungen der Unkirchlichkeit in Frankreich und im protestantischen Deutschlande, und was im lezteren der Kirchlichkeit förderlich geworden ist. Nur ganz kurz wird erwähnt, daß in Frankreich wieder die katholische Kirche ihren freygeisterischen Gegnern so starr und unverändert, wie vormals, gegenüber stehe und deshalb „eine neue Explosion" in jenem Lande wahrscheinlich gefunden, wenn es nicht bestimmt sey, wie Spanien und Italien, in politische Unbedeutenheit und geistige Lethargie zu versinken. (Die Zeit hat schon gelehret, daß keines dieser Völker versunken sey.) Als wohlthätige Wirkungen der Freygeisterey (ist diese aber identisch mit der Unkirchlichkeit?) werden angegeben: gründliche Revision des Glaubens, richtigere Erklärung der Bibel, Befreyung der Dogmatik von dem scholastischen Panzer, Reinigung der Ascetik von dem ihr noch anklebenden Mönchswesen, Verbesserung der Predigt und Liturgie nach den Bedürfnissen eines gebildeten Geschmackes, Vereinfachung der Apologetik. Diese wohlthätigen Wirkungen wurden noch durch folgende Umstände befördert: das gänzliche Mißlingen des philantropischen Gottesdienstes, die durch die französische Revolution angeregte Prüfung der Unentbehrlichkeit der Religion und Kirche für den Staat, die Dienste der Religion im Befreyungskriege, wobey jedoch Hr. B. *) warnet, sich nicht auf die Dankbarkeit der Politik zu verlassen, das Wirken der Philosophen und Dichter für ein neues religiöses Leben. Endlich findet Hr. B. in dem wieder erwachenden Hang zum Mysticismus ein Anzeigen, daß das Religiöse wieder anfängt, die Gemüther zu bewegen, und daß also auch die Kirche wieder auf ein wärmeres Interesse rechnen dürfe. (Indem Hr. B. in diesem Abschnitte

*) Mit Recht; denn schon im J. 1809 bestritt die Preuß. Staats-Zeitung in der Beylage zu Nro. 33., daß dieser Dienst von der Religion geleistet sey, mit folgenden Worten: „Wir erinnern dabey an die Samniter, denen es nichts half, daß sie sich zu den alten Göttern bekehrten und mit geweiheten Helmbüschen und Schildern in die Schlacht gingen; die Römer, die damals schon so gottlos waren, daß ein Augur den Feldherrn belog, erfochten dennoch den vollständigsten Sieg. Der Gott, der damals über die Schicksale der Völker gewaltet, waltet auch noch jezt,

Freygeisterey und Unkirchlichkeit verwechselte, konnten die Folgen der letzteren nicht scharf genug gesondert erscheinen. Manche der angegebenen Vortheile kommen nicht allein auf Rechnung der Gegner des Christenthums; die pietistischen Streitigkeiten, die dem Christenthume damals noch dienende Philosophie, die nähere Bekanntschaft mit den Schriften der Engländer und Arminianer haben daran auch Theil. Neuere Philosophen und Dichter, selbst Schiller, mögen in vielen wieder religiöse Ueberzeugungen und Gefühle geweckt haben, allein die Zahl derer, welche durch sie zur Kirche geführet wurden, dürfte sehr gering seyn. Andere dieser Vortheile möchten noch sehr problematisch erscheinen, wenigstens nicht von allen als solche anerkannt werden, da der Hr. Vf. sich nirgends darüber bestimmt erklärt, was er unter Christenthum verstehe.)

Im fünften Abschnitt (S. 96—175.) wird die Frage beantwortet: **ob etwas, und was für die Beförderung der Kirchlichkeit geschehen oder nicht geschehen solle?** Allerdings soll etwas geschehen; Hrn. B. scheinet es auf folgende Punkte anzukommen: 1) auf einen besseren Unterricht, 2) einen zweckmäßigen Cultus, 3) eine bessere Kirchenverfassung, 4) die Unterstützung des Staates, 5) eine vortheilhaftere Stellung des geistlichen Standes.[f]) Was über jeden dieser Punkte gesagt wird, ist vortrefflich, kann aber hier in der Kürze nicht ausgezogen und nach den oben bemerkten Ursachen der Unkirchlichkeit geprüfet werden. Nur das will Rec. zu S. 212. bemerken, daß **Less** ehedem Vorlesungen für Nichttheologen über das Christenthum gehalten hat, und daß im Preußischen die Orts-Presbyterien im J. 1817 zwar sehr feyerlich gewählt worden, aber einer amtlichen Weisung zufolge noch bis heute (den 2. März 1821.) nicht in Wirksamkeit getreten sind.

Der sechste und letzte Abschnitt (S. 176—192.) handelt von der **moralischen Verbindlichkeit zur Kirchlichkeit.** Der Hr. Vf. spricht sehr andringend und fasset die verschiedenen Gesichtspunkte auf, aus welchen die Pflicht zur Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung betrachtet werden kann. Doch befremdet es, für die höheren Stände auch den Beweggrund aufgestellt zu sehen, daß sie um des guten Beyspieles willen in die Kirche gehen sollen. So viel ist wohl ausgemacht, daß es **Heucheley** wäre, in einer religiösen Versammlung mit allen Zeichen der Andacht zu erscheinen, ohne die leiseste Regung derselben zu fühlen, ja ohne einmal die Absicht zu haben, Gott zu verehren und sich zu erbauen. Kann es aber je eine Pflicht geben zu heucheln, damit Andere fromm werden? Kann denn der wirklich sein Licht im christlichen Sinne vor den Leuten leuchten lassen, in welchem es selbst finster ist? Wer gab das gute Beyspiel in den Zeiten, wo die christliche Kirche gegründet und verbreitet wurde? Den Armen in jedem Sinne des Wortes wurde das Evangelium gepredigt, und die Weisen und Reichen folgten aus Ueberzeugung nach. Wie damals, kann auch jezt nur der Glaube aus der Predigt kommen, und schwerer wird es doch nicht seyn, **geborene Christen zu wahren** umzubilden, als Juden und Heyden von dem Evangelio zu überzeugen, als von einer Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Was also auch ausgesonnen werden mag, stets kommen wir wieder auf die Predigt, als den ersten und letzten Grund des kirchlichen Lebens, zurück. Die Erfahrung lehret auch bis jezt, daß da die Kirche in vollem Leben ist, wo wahrhaft gebildete, vom Glauben innig und tief durchdrungene Männer predigen, welche zwar die menschliche Weisheit gebührend ehren, aber Gottes Weisheit höher halten, und die Riesen-Fortschritte bedachtsam prüfen, welche die Menschheit seit einem Menschenalter soll gemacht haben. Woher soll aber die Kirche solche Männer nehmen? Darüber ist viel, sehr viel zu sprechen, wenn hier der Ort dazu wäre. Das ist ausgemacht: die Anstalten, wie sie in sehr vielen Staaten bestehen, bilden und können solche Männer nicht heranziehen und bilden. Zum Schlusse will Rec. nur an die Missions-Anstalten aller Parteyen erinnern, welche nicht ohne gesegneten Erfolg überall arbeiten.[g])

f) Was fehlt ihm? Was verlangt er? **Privilegien?** Die macht man heutzutage nicht beliebt. M.

g) Es mag leichter seyn, auf Otaheite zu predigen, als in Europa. Die „ästhetische Erziehung des Menschen" (s. Schiller) verlangt vom Prediger **Talent.** M.

Trochäen.

Briefauszug. — „Frau Elise von Hohenhausen, welche in der Dresdener Abendzeitung über die Albaneserin geschrieben hat, etwas weich(b)lich, aber doch mit **verständigem** Gemüthe, wie Sie finden werden," (wo soll ich's denn **suchen**? die Abendzeitung ist lang) „sagt da unter andern: Müllner, der in neueren Zeiten zuerst anfieng, in gereimten Trochäen zu schreiben, hat in der Albaneserin dieselben mit reimlosen Jamben abwechseln lassen, welches dem Ohre angenehmer klingt, als der zu oft wiederkehrende Reim u. s. f. Abwechseln? in der Albaneserin? Nun, da sagen Sie doch gelegentlich, wer von beyden nicht scandiren kann, Donna Elisa oder ich?" (Ei, wer wird denn die Tragödien **scandiren**?) „Ich find' in dem ganzen Stücke keinen einzigen trochäischen Vers."

Das ist mir lieb; denn ich hab' auch mit Wissen und Willen keinen hinein gemacht. Vielleicht hat E. v. H. die übelgebauten **jambischen** nachsichtig für trochäische genommen; oder sie hat das „abwechseln" auf die Wahl des Metrum für meine Tragödien überhaupt bezogen. Und da ist denn allerdings richtig, daß zwey davon in Trochäen, zwey aber in Jamben geschrieben sind, und zwar Eins von jeder Sorte durchaus gereimt, das andere hingegen theilweise ungereimt. Ich lasse mir nicht abstreiten, daß in dieser Abwechselung **Symmetrie** ist, und um dieses Verdienst — das einzige vielleicht, welches meine Zeit- und Zunftgenossen mir lassen werden — um dieses Verdienst nicht zu verwirken, getrau' ich mir nicht, eine **fünfte** Tragödie zu schreiben, bevor ich nicht eine sechste, siebente und achte fertig habe. In dieser meiner zweyten Quadrille soll das erste Paar in großcolumbae Theaterprosa gekleidet seyn, das zweyte aber in den indischen Zeug **Slokas**;*) und von jedem Paare wiederum die Dame durchaus gereimt, der Herr aber zum Theil ungereimt. Alsdann ist der tragische **Cyclus** vollendet, ich bin **abgeschlossen**, und die Welt muß alsdann einsehen, daß bey Tragödien das Metrum die Hauptsache ist. M.

*) Sechszeilenfolbiger, epischer Hindostaner, s. Lit. Bl. Nr. 32. S. 126. Sp. 2. L. d. M.

Nro. 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Juni 1821.

Bist du noch fern, gewünschte, stille Stunde,
Bist du noch fern?
Ich stehe jezt mit meinem Gott im Bunde,
Und stürbe gern.
Mein Geist ist längst befreyt von Nichtigkeiten,
Und schreyt zu Gott:
Entreiße mich dem Wechsel dieser Zeiten,
O Friedensbote, längst ersehnter Tod!

Hermes in Sophiens Reisen.

Die Labung des Sterbenden. *)

Legende.

An des Lebens später Neige,
Duldens satt, nicht Wirkens satt,
Harrt auf seinem Sterbelager
Abt Bertholdus mild und still;
Harrt der göttlich ernsten Stunde,
Von des Frommen Herz ersehnt,
Jener Stunde, die zur Heimath,
Die zum Vater droben ruft.

Und des Klosters Brüder weinen
Zagend an der Krankenstatt.
„Wenn das edle Haupt versinket,
Steh'n verwaist wir, hirtenlos.
Engelberg, du Haus des Friedens,
Wer dann waltet dein, wie Er?!“

Abt Bertholdus schmachtet dürstend
In des Todeskampfes Gluth,
Und er bittet: „einen Becher
Füllt mir aus dem kühlen Born!
Letzte Labung will ich trinken
Von dem oft bewährten Quell,
Und den All-Erbarmer preisen,
Daß er so mein Scheiden labt.“

O, die Brüder freu'n sich innig,
Dieß auch, dem geliebten Haupt
In dem Aeußersten zu reichen; —
Und der Becher kehret schnell.

Dankbar will der Abt ihn kosten,
Sezt ihn lechzend an den Mund,
Hoffet süß sich zu erquicken
Ob dem lautern Perlentrank,
Und berührt mit heißer Zunge
Schon das edle Naß voll Lust.

Aber plötzlich senkt die Hand er,
Giebt zurück den Becher strackt,
Hat nicht einen Zug genossen,
Giebt zurück ihn, lächelt sanft,
Bittet, anders ihn zu füllen,
Aber ja doch aus dem Born,
Aus des Klosters reinen Brunnen,
Der so spiegelglänzend quillt.

Und die Brüder stutzen alle:
„Hat denn Einer schändlich träg
Nicht am Born ihn frisch geschöpfet
Unsers Vaters lezten Trunk?“

Vier und Fünf und Sieben hastig,
Eilen selbst zum Wasserschwall,
Und den Becher spülen lang sie,
Daß nicht hastend Weines Schmack
Der so klaren Eis-entsprungnen
Quelle zum Verderben sey.

Jezt dem Kranken — ganz vertrauend —
Bieten sie den reinen Kelch.
Doch noch einmal, heitern Lächelns,
Da des Wassers kaum er nippt,
Zieht die schwache Hand mit Weigern
Abt Bertholdus schnell zurück.

*) Als Probe des zweyten, zum Drucke reifenden Bandes von des Verfassers Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz.

„Brüder!“ sagt er, „ich verstehe,
Wie so wohlgemeynt und hold
Ihr den sichen Vater täuschet,
Daß der Tod ihm süßer sey.
Doch nicht Weins bedarf der Matte,
Der ja solchen Gutes längst
Sich aus freyem Trieb entwöhnet,
Ueberfroh des lichten Quells. —
Was mich in gesunden Tagen
Labte, labt gedoppelt jezt.“

Tiefes Schweigen, tiefes Staunen
Bricht ob solchem Wort hervor;
Rings verwundert sieh'n die Brüder,
Seh'n sich prüfend an voll Ernst's,
Wissen nicht, ob irr der Kranke,
Ob sie selber irr im Geist.
„Was doch spricht er von dem Weine,
Da des Wassers treu geschöpft
Aus dem alten Quell die Treusten,
Die hinabgestiegen selbst?“ —

Dennoch wollen gern dem Vater
Alle nochmals folgsam seyn;
Und schon fliegen rasch gesammt sie,
Jeder eifrig aufzuschau'n,
Daß des guten Meisters Wille
Nicht getäuscht sey — wenn auch hold. —
Und mit Sprudel perlt der Brunnen,
Bis des Bechers Tiefe voll.
Flüssig Silber schien zu strahlen
In gediegnen Silbers Reif.

Nochmals beut die bleiche Lippe
Dem gefüllten Kelch der Abt,
Und nun denkt er ächt zu finden,
Was zu lang umsonst er heischt'. —
Aber süß auch jezt, und würzig
Duftet Wein, und schmeckt ihm Wein
Auf der fieberdürren Zunge,
Die zu sicher annoch fühlt.

Da nun schmachtet nicht mehr länger
Abt Bertholdus allzustreng;
Dreymal schlürft er ein des Weines,
Giebt zurück den Ueberfluß,
Und gefaltet schon die Hände
Blickt er dankend auf zu Gott.

„Ihr geliebten Brüder,“ spricht er,
„Wahrlich, ihr habt keine Schuld
Laßt mich Den im Himmel loben,
Der mir solche Gnade zeigt,
Und die Scheidestund' erquickend,
Reich des Himmels Vorschmack gönnt!
Wie geschöpft aus Lebensbächen
Floß mir dieser Labetrunk.
Nie ward ich so ganz erfrischet,
Nie zu Großem so gestärkt.“ —
Sprach's, und ließ das Haupt sich neigen,
That das Größte, starb in Gott.

J. R. Wyß.

Bruchstück aus Wilhelm Meisters Wanderjahre.

(Fortsetzung.)

Wilhelm suchte sich noch weiter zu unterrichten und verbarg seine Verwunderung nicht, daß er gar keine Instrumental-Musik vernehme. Diese wird bey uns nicht vernachlässigt, versezte jener, aber in einen besondern Bezirk, in das anmuthigste Bergthal eingeschlossen geübt; und da ist denn wieder dafür gesorgt, daß die verschiedenen Instrumente in auseinander liegenden Ortschaften gelehrt werden. Besonders die Miß.öne der Anfänger sind in gewisse Einsiedeleyen verwiesen, wo sie niemand zur Verzweiflung bringen: denn Ihr werdet selbst gestehen, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaft kaum ein trauriger Leiden zu dulden sey, als das uns die Nachbarschaft eines angehenden Flöten- oder Violinspielers aufdringt.

Unsere Anfänger gehen, aus eigner löblicher Gesinnung niemand lästig seyn zu wollen, freywillig, länger oder kürzer in die Wüste, und beeifern sich, abgesondert, um das Verdienst, der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weßhalb jedem von Zeit zu Zeit ein Versuch heranzutreten erlaubt wird, der selten mißlingt, weil wir Scham und Scheu bey dieser wie bey unsern übrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß eurem Sohn eine glückliche Stimme geworden, freut mich innigst, für das Uebrige sorgt sich um desto leichter.

Nun waren sie zu einem Ort gelangt, wo Felix verweilen und sich an der Umgebung prüfen sollte, bis man zur förmlichen Aufnahme geneigt wäre; schon von weitem hörten sie einen freudigen Gesang, es war ein Spiel, woran sich die Knaben, in der Feyerstunde, dießmal ergözten. Ein allgemeiner Chorgesang erscholl, wozu jedes Glied eines weiten Kreises freudig, klar und tüchtig an seinem Theile zustimmte, den Winken des Aufsehers gehorchend. Dieser überraschte jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgesang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte, sogleich allein ein schickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorschwebenden Sinne anzupassen. Schon zeigten die meisten viel Gewandtheit, einige, denen das Kunststück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Felix war Kind genug, sich gleich unter sie zu mischen und zog sich noch so leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erste Gruß zugeeignet; er legte sogleich die Hände auf die Brust, blickte aufwärts, und zwar mit so schnackischer Miene, daß man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabey sey ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die muntern Gespielen, alles gefiel dem Knaben so wohl, daß es ihm nicht sonderlich wehe that, seinen Vater abreisen zu sehen; fast blickte er dem weggeführten Pferde schmerzlicher nach; doch ließ er sich bedeuten, da er vernahm, daß er es

m' gegenwärtigen Bezirk nicht behalten könne; man versprach ihm dagegen, er solle wo nicht dasselbe, doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da sich der Obere nicht erreichen ließ, sagte der Aufseher: ich muß Euch nun verlassen, meine Geschäfte zu verfolgen; doch will ich Euch zu den Dreyen bringen, die unsern Heiligthümern vorstehen, Euer Brief ist auch an sie gerichtet und sie zusammen stellen den Obern vor. Wilhelm hätte gewünscht, von den Heiligthümern im Voraus zu vernehmen, jener aber versetzte: die Dreye werden Euch, zu Erwiederung des Vertrauens, daß ihr uns euern Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit, gewiß das Nöthigste eröffnen. Die sichtbaren Gegenstände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, sind in einem besondern Bezirk eingeschlossen, werden mit nichts gemischt, durch nichts gestört; nur zu gewissen Zeiten des Jahrs läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um sie historisch und sinnlich zu belehren; da sie denn genugsamen Eindruck mit wegnehmen, um, bey Ausübung ihrer Pflicht, eine Zeitlang daran zu zehren.

Nun stand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwaldes; auf ein gewisses Zeichen eröffnete sich die kleine Pforte und ein ernster, ansehnlicher Mann empfing unsern Freund. Dieser fand sich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büschen vielerley Art beschattet, kaum daß er stattliche Mauern und ansehnliche Gebäude, durch diese dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von Dreyen, die sich nach und nach herbeyfanden, löste sich endlich in ein Gespräch auf, wozu jeder das Seinige beytrug, dessen Inhalt wir jedoch in der Kürze zusammenfassen.

Da Ihr uns Euren Sohn vertraut, sagten sie, sind wir schuldig Euch tiefer in unser Verfahren hineinblicken zu lassen: Ihr habt manches Aeußerliche gesehen, welches nicht sogleich sein Verständniß mit sich führt; was davon wünscht Ihr vor allem aufgeschlossen?

Anständige, doch seltsame Geberden-Grüsse hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünschte; bey Euch bezieht sich gewiß das Aeußere aufs Innere, und umgekehrt; laßt mich diesen Bezug erfahren.

Wohlgeborne, gesunde Kinder, versetzten jene, bringen viel mit; die Natur hat jedem Alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nöthig hätte, dieses zu entwickeln ist unsere Pflicht, öfters entwickelt sichs besser von selbst. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf Alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sey. Könnt Ihr es selbst finden, so sprecht es aus. Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf.

(Der Beschluß folgt.)

Nachricht von einer indischen Suttee,

(eine Wittwe, die sich mit der Leiche ihres Gatten verbrennt.)

(Aus dem Briefe eines Augenzeugen. Bardwan 27. Nov. 1820.)

Gestern Abend war ich Augenzeuge von der schrecklichen Feyerlichkeit der Verbrennung eines Weibes mit der Leiche ihres Gatten. Man führte mich ins Haus des Verstorbenen, welcher zur Ackerbau-Caste gehörte. Ich fand die Leiche auf einer Matte hingestreckt und die Wittwe, der man eben das Haar kämmte, neben derselben sitzend. Als sie mich erblickte, rutschte sie auf den Knien zu mir hin, und bat um die Erlaubniß sich mit der Leiche ihres Gatten verbrennen zu dürfen.

Sobald die Erlaubniß der Obrigkeit zu der schrecklichen Zeremonie angekommen war, legten die Verwandten die Leiche auf eine Bahre, worauf sich auch die Wittwe setzte, und trugen Beyde hinweg. Sie wurde bis auf den Todtenplatz von einer großen Menge Volks begleitet, auf welches sie gedörrtes Getreide ausstreute. Der Scheiterhaufen war in einem ungefähr vier Fuß tiefen Loche errichtet, dessen Oeffnung ungefähr fünf Fuß im Durchmesser hielt. Die Seiten waren mit trockenem Holze umgeben, die Mitte zum Theil mit brennbaren Materialien angefüllt. Nachdem sich die Wittwe in einem benachbarten Teich gebadet, wurde die Leiche in das Loch gestellt. Um diese Zeit war die Wittwe so erschöpft, daß sie einer der Verwandten in seinen Armen tragen musste.

Als er sie niedergestellt, riß sie ein Stück von ihrem Kleide ab, und wickelte es um ihren ältesten Sohn, ein ungefähr achtjähriges Kind. Hierauf fielen ihr viele Männer und Weiber zu Füßen, und küßten diese. Das Schlachtopfer ermunterte die Weiber, im ähnlichen Falle ihrem Beyspiele zu folgen. Der Knabe warf nun eine angezündete Fackel in das Loch, aus welcher die Flamme prasselnd aufschlug. Die Wittwe gieng dreymal um dasselbe her, wobey sie aus einem Topfe, den sie unterm Arme trug, Pech in das Feuer warf, um es zu vermehren, dann sprang sie schnell in dasselbe hinein und setzte sich neben die Leiche. In einem Augenblick umgaben sie die Flammen, welche das Volk durch das Hineinwerfen von Werg und andern brennbaren Dingen vermehrte, und sie fuhr fort, mit den Händen zu klatschen, bis die Haut beynahe von ihrem Körper weggebrannt war. Endlich fielen ihre Hände und sie war baldtodt; der Körper aber blieb in seiner aufrechten Stellung und hatte das Ansehen einer Bildsäule von Ebenholz mitten in den prasselnden Flammen.

Das Volk jauchzte in einem fort, und sagte, eine solche entschlossene Suttee sey noch nie gesehen worden. Der gegenwärtige Polizeybeamte, welcher bey vielen solchen Feyerlichkeiten zugegen gewesen war, versicherte mich, es sey noch keine vorgekommen, wo das Opfer so ruhig und kühn gewesen. Ich stand nur drey Schritte vom Feuer. Die Unglückliche hatte das Gesicht gegen mich gewandt. Nie

werde ich des gräßlichen Anblicks vergeſſen. Als ich ſie zuerſt ſah, war etwas Wildes in ihrem Geſicht; nachher ward ſie ruhig und gelaſſen; zuletzt ſchwach, erſchöpft und bewegt, als ſie aber um den Scheiterhaufen herumging, war ſie wieder zur vollkommenſten Ruhe und Gelaſſenheit gelangt. — Sie mochte funfzig und ihr Gatte ſechszig Jahre alt geweſen ſeyn. Sie hinterließ drey Kinder, eine zwanzigjährige Tochter, welche verheyrathet war und zwey Knaben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Rom.

(Fortſetzung. M. ſ. Nro. 130.)

Der grüne Donnerſtag iſt hauptſächlich der Feyer des Abendmahls gewidmet. Vormittags neun Uhr beginnt eine Meſſe in der ſixtiniſchen Kapelle, worin erſtens die reuigen Sünder, die von der Kirche ſeit dem Aſchermittwoch ausgeſtoßen waren, wieder mit ihr verſöhnt und vereinigt werden; dann wird das heil'ge Oel, das man das Jahr hindurch braucht, geſegnet, und zuletzt das eigentliche Andenken der Einſetzung des heiligen Abendmahls und die Erneuerung der Lehren und Vorſchriften, die Jeſus ſeinen Jüngern dabey gab, gefeyert. Die Feyer dieſer drey ehrwürdigen Dinge macht dieſen Tag zu einem der feyerlichſten Feſttage des ganzen Jahrs, deßwegen wird an dieſem Tage auch das Gloria geſungen, nach welchem aber, bis zur Oſterfeyer, die tiefſte Trauerſtille eintritt, welche nicht einmal durch Schlagen der Uhren unterbrochen werden darf. — Das Chriſtus-Kreuz iſt mit einem weiſſen Schleyer bedeckt. Das Altarblatt iſt eine mit Gold gewebte Tapete, vorſtellend Jeſus Chriſtus todt und von zwey Engeln gehalten, über ihm der heilige Kelch, auf der einen Seite die Vorhölle, aus der die Patriarchen erlöst werden, auf der andern der auferſtandne Herr, der knieenden Magdalena die Rechte reichend, um ſie aufzuheben. — Der Seſſel des Pabſtes, reich verziert und ſchön gearbeitet, iſt der nämliche, der bey allen Gelegenheiten gebraucht wird, und dem jetzigen Papſt, von dem Prinzen von Sachſen Gotha und der Prinzeſſinn Dietrichſtein verehrt worden iſt. Wenn der Pabſt erſcheint, beginnt eine der feyerlichſten Meſſen von Paleſtrina, das Offertorium iſt das wohlbekannte fratres ego enim, eines der größten Meiſterwerke von eben demſelben. Nach der Elevation theilen zwey Ceremonienmeiſter Wachskerzen aus, und nachdem die Kardinäle ſich zubereitet, beginnt die Prozeſſion von der Kapelle ſixtina durch einen großen Saal in die Pauliniſche Kapelle, wo das Begräbniß begangen wird, auf folgende Weiſe: Der Singchor begibt ſich zuerſt in den großen Saal; darauf beginnt der ganze Zug der gegenwärtigen Geiſtlichkeit, hinter dem mit dunklem Schleyer bedeckten Kreuz, das vorher aus der Sakriſtey geholt worden, vom Altar aus; ſobald der Pabſt, der ſelbſt das Sakrament trägt, die Baluſtrade verlaſſen, wird von dem Singchor das Pange Lingua *) im Canto firmo angeſtimmt, während dem kommt der Zug vor die Thüre der mit 567 Wachskerzen äußerſt prächtig beleuchteten Pauliniſchen Kapelle, worauf die Strophe „verbum caro“ geſungen wird. Der Altar wird an dieſem Tag in ein Grabmal verwandelt, worüber die Lichter eine Art Krone bilden; in der Grab-Urne wird das Allerheiligſte aufbewahrt, das der erſte Kardinal aus den Händen des Pabſtes empfängt. Hierauf wird nach einigen Ceremonien das Grabmal geſchloſſen, und nachdem das „Tantum ergo“ geſungen, erhebt ſich der Zug, um in der nämlichen Ordnung nach der Altane des St. Peters zu ziehen, von wo aus der Pabſt dem auf dem St. Petersplatze verſammelten Volk den Segen ertheilt. Ein erhabenerer Anblick möchte wohl auf dieſer Welt nicht anzutreffen ſeyn, als an dieſem Tage und an Oſtern, dieſer, unſtreitig ſchönſte, Platz der Welt, gewährt. Die alles erdrückende Größe des Gebäudes, die koloſſale Colonade, der ſtolz in die Sonne blickende Obelisk, die gewaltigen Springbrunnen, die mit jedem veränderten Lüftchen andere Geſtalten bilden und ihre Regenbogen bald dahin bald dorthin drehen, unbekümmert, ob ſie einen Bettler oder einen Fürſten benetzen; kaiſerl. öſterreichiſches und päbſtliches Kriegsvolk in ſeinem höchſten Glanze, mit den zum Kampf ermunternden Poſaunen jetzt die Schaaren zum Segen des Himmels rufend, alle die Völkerſchaften, die um die ewige Roma umher wohnen, und von ihr jetzt im Frieden empfangen werden, in ihren eigenthümlichen Trachten, ſo den Platz mit 50 bis 100,000 Menſchen gefüllt, dazu die glänzende Sonne, die dunkelblauen Gebirge, deren Gipfel blendender Schnee noch bedeckt, zuletzt die Siebenhügelſtadt immer noch die ſchönſte, die die Sonne beſcheint, ſtolz umher ausgebreitet. Doch jetzt läuten die Glocken, auf der Engelsburg donnern die Kanonen, die Trompeten und Poſaunen ſchmettern, der Kardinal winkt mit einem weiſſem Tuche, die tiefſte Stille herrſcht. Jetzt erhebt der Pabſt das heilige Zeichen; — der Chor ſpricht mit Geſang dreymal Amen; — dreymal wird der Segen wiederholt, damit ihr keiner entbehre; nach dem drittenmale wirft der heilige Vater eine Schrift unter das Volk, ſie enthält den Aufruf, für die Kirche und ihre Diener zu beten. So endigt dieſer erhabene Auftritt.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Da dieſer Kirchengeſang wenigen Proteſtanten bekannt iſt, mag er hier in einer deutſchen Ueberſetzung abgedruckt ſtehen.

Preiſet, Lippen, das Geheimniß
Eines Leibs voll Herrlichkeit,
Eines Bluts, dem Schätze weichen,
Das zum Löſegeld der Welt,
Er, der beiden Mutter Sproſſe,
Er, der Völker Herr vergoß!

Uns geſchenket, uns geboren
Aus der reinen Jungfrau Schooß,
Wandelt er voll Huld auf Erden,
Streut des Wortes Samen aus;
Krönt mit wundervoller Stiftung
Seiner ſchönen Tage Schluß.

In der Nacht des letzten Mahles
Sitzt von Brüdern Er umringt;
Koſtet des Geſetzes Speiſen,
Und erfüllet das Geſetz;
Reichet dann des neuen Bundes
Höh're Speis, den Zwölfen dar.

Er nahm Brod, und ſprach mit Segen:
Eſſet, denn das iſt mein Leib!
Nahm den Kelch, und ſprach mit Segen:
Trinkt mein Blut im neuen Bund,
Und gedenket mein, ihr Freunde,
Stets bey eurem Liebesmahl!

Laſſt uns denn voll Ehrfurcht feyern
Dieß erhabene Sakrament!
Hier ſind keine alten Bilder,
Neu iſt unſer Liebesmahl;
Und der Glaube muß enthüllen,
Was dem ſchwachen Sinn entgeht.

Dir, o Vater in den Himmeln!
Dir, o eingeborner Sohn!
Euch ſey Lob, Preis, Dank und Ehre!
Kraft und Segen ſtrömt von Euch!
Geiſt des Vaters, und des Sohnes,
Dir gebührt ein gleicher Ruhm! Amen.

Nro. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Juni 1821.

Und die ernste Muse der Geschichte —
Die der Tugend gern den Griffel leiht —
Unter Urnen sitzt sie zu Gerichte,
Spendet Kränze der Unsterblichkeit:
Gibt die hohe Lehre —
Nachwelt höre! —
Geist und Muth gestalten sich die Zeit!

Hohlfeld.

Die Ankunft der Araber in Spanien.

(Beschluß.)

Während Muza's Heer in dem Meerbusen von Andalusien bis zum Guadiana hin lagerte, durchzog Taric mit seinen sieghaften Muselmännern das ganze Land, seine Bewohner in Schrecken setzend. Da kamen ihm, was er nicht gehofft, Muza's Briefe zu, welche ihm befahlen, nicht weiter vorwärts zu gehen, bis Walid sich mit ihm vereinigt hätte. Er berief sogleich die vornehmsten Anführer in einen Rath zusammen, und Alle äusserten ihr Mißvergnügen über einen so unzweckmäßigen Befehl; wie war es möglich, so günstige Umstände nicht zu nutzen! Taric sah wohl ein, woher dieser Entschluß kam, aber ohne merken zu lassen, daß er Muza's Neid gewahr werde, fragte er seine Feldherrn, was sie unter diesen wichtigen Umständen für zweckmäßig erachteten? Allen schien es nachtheilig, die so köstliche Zeit zu verlieren. Unter andern redete Julian, der Christ, und sagte: „Nachdem du das große Heer der Gothen geschlagen hast und die vornehmsten Helden der Christen, die mit ihrem König am Quadalete stritten, sich zerstreut haben, darfst du die Zeit nicht verlieren, wo der Schrecken vor deinen Waffen sie noch betäubt; verfolge sie jezt, und laß ihnen weder Zeit noch Ruhe, denn wenn sie sich erholen, ist's leicht möglich, daß sie frische Völker versammeln, und die erschrockenen Truppen wieder mit neuem Muthe beleben. So musst du ohne Zaudern in ihre Provinzen einfallen, und die vornehmsten Städte besetzen; bist du einmal Herr derselben, und besonders der Hauptstadt, so hast du nichts mehr zu befürchten."

Allen schienen diese Gründe vollwichtig, und sie unterstüzten sie mit solchem Nachdrucke, daß Taric, der nichts Anderes wünschte, auf der Stelle seine Truppen versammelte, Heerschau hielt, sie wegen ihrer bisher bewiesenen Tapferkeit mit Lobeserhebungen überhäufte, zu neuen Siegen entflammte, und den Befehl erließ, daß die Truppen sich gegen das friedfertige, wehrlose Volk keine Beleidigung erlauben sollten, nur jene sollten sie verfolgen, welche die Waffen trugen, am Kriege Antheil nahmen oder die hartnäckige Vertheidigung des Landes begünstigten, daß sie nicht rauben und morden sollten als auf dem Schlachtfelde, oder wenn sie eine feindliche Stadt erstürmt hätten.

Taric theilte sein Heer in drey Haufen; den ersten vertraute er Mugueiz el Rumi an, und sandte ihn gen Cordova; den zweyten übergab er Zayde ben Kesadi el Sekseki, daß er gen Malaga zöge; den dritten befehligte er selber, und wendete sich nach dem Innern des Landes, nach Jayen und Tolaitola*), das die Hauptstadt der Könige von Spanien war. Ehe er diese Stadt erreichte, stieß auch Kesadi's Heerhaufen noch zu ihm, der nur bey Estija einigen Widerstand gefunden.

*) So mißstalteten die Araber den Namen von Toledo aus dem Worte urbs Toletana, wie sie's von den Christen hörten. So machten sie auch Estija aus Astigi. Saracusta (Zaragoza) aus Cäsaraugusta, und Sevilla aus Spali Esbilia.

Allein die Araber beſiegten das Chriſtenheer vor den Thoren der Stadt und die erſchrockenen Einwohner zeigten ſich bereit, Tribut zu bezahlen. Die Vornehmſten derſelben als Geißeln wegführend, ſezte das Heer ſeinen Zug fort und ſtieß zu Taric, wie es angeordnet war. Die Städte Malaga und Elvia befolgten das Beyſpiel von Eſtija. Mugueiz el Rumi lagerte ſich vor Cordova, der ſehr alten und vornehmen Stadt, und ließ den Einwohnern melden, daß ſie ſich gegen die Bedingungen und Sicherheiten, welche der Islam gewähre, ihm ergeben ſollten, daß gegen Tribut ihre Perſon und ihr Eigenthum ſicher ſey; daß der Tribut leicht, die Wuth und Rache der ſiegreichen Muſelmänner aber fürchterlich ſeyn würde; daß ſie nicht durch eitle Hoffnung ſich zu hartnäckigem Widerſtande verleiten laſſen, ſondern das Beyſpiel von vielen andern Städten befolgen ſollten, die ſich dem Edelmuthe der Araber anvertraut, und mit leichten Koſten dem Blutvergießen vorgebeugt hätten; daß ſie keinen Entſatz hoffen dürften, daß alles in den Händen des Siegers liege. Sie hörten auf dieſe Vorſchläge nicht, verführt von einigen Truppen-Reſten der am Quadalete geſchlagenen Armee, die ſich in die Stadt geworfen und für ſtark genug hielten, ſie zu vertheidigen. Aber was nüzten ihnen die Mauern und die Tapferkeit der Krieger, wenn das Glück ſich gegen ſie erklärt hatte? Mugueiz, unterrichtet von der geringen Zahl der Truppen, welche die Stadt vertheidigte, und daß die Mauern gegen die Seite des Stromes zu leicht zugänglich ſey, nuzte die Dunkelheit einer regneriſchen Nacht, ſchwamm mit tauſend Reitern, deren jeder einen Fußgänger hinter ſich auf dem Pferde führte, über den Fluß, bemächtigte ſich in möglichſter Eile und Stille jenes Theiles der Mauer, und nachdem das Fußvolk die Wachen einiger Thore umgebracht hatte, öffnete es ſie den Reitern, und ein großer Theil des Heeres drang in die Stadt ein, bevor noch der Tag graute. Der Befehlshaber der Stadt zog ſich mit 400 Mann in eine Kirche zurück, und verrammelte die Zugänge. Die Einwohner flehten die Gnade des Helden Mugueiz an, und ſtellten ſich unter den Schuz der Araber. Mugueiz ließ die Kirche angreifen, aber die Chriſten vertheidigten ſich mit hartnäckiger Tapferkeit, bis alle umkamen. Nachdem die Stadt gebrandſchazt und Geiſſeln ausgehoben, und die Regierung dem Vornehmſten anvertraut war, verließ ſie der Araber, und durchzog mit ſeiner Armee die umliegenden Ortſchaften, um den Schrecken der Invaſion und des Sieges in ihnen zu nähren. Die Feinde waren von der Tapferkeit und Behendigkeit der arabiſchen Truppen, welche in ein und derſelben Zeit in verſchiedenen Provinzen waren, überraſcht und betäubt.

Taric kam vor den Mauern von Tolaitola an, der Hauptſtadt Spaniens, einer ſehr alten und feſten Stadt am Ufer des Fluſſes Tajo. Der Ruf ſeiner ſchnellen und anhaltenden Siege, und der Schrecken von den traurigen Reſten der zerſtreuten Armee des Königs Ruderic, war ihm ſchon vorausgeeilt; die Furcht der am Quadalete geſchlagenen Truppen würdigte die Tapferkeit der Araber und übertrieb die Anzahl, den Muth und die Behendigkeit ihrer Reiterey. Die Vornehmſten des Landes, welche ihrem König in den Krieg gefolgt waren, hatten ihren Tod auf dem Schlachtfelde gefunden, oder durchirrten flüchtig das Land; die, welche in der Hauptſtadt zurückgeblieben waren, entflohen auf die Nachricht von der Niederlage des Heeres und der Richtung der Muſelmänner, mit ihren Familien, ſo daß in der Stadt ſehr wenig Kriegsvolk lag. Obgleich die Lage der Stadt auf einem hohen und ſteilen Felſen, von einem großen Strome umfloſſen, Vertrauen einflößen und die Vertheidigung erleichtern konnte, fehlte doch Muth, Einſicht und Erfahrung in Kriegsſachen; in wenig Tagen auch Mundvorrath und Hoffnung des Entſatzes, und ſo kamen ſie, um mit Taric die Uebergabe zu unterhandeln. Er empfing ſie mit Güte und auch mit Würde, und man wurde über folgende Bedingungen eins: die Einwohner liefern alle Waffen und Pferde aus, welche ſie beſitzen; wer nicht ferner dort wohnen will, kann mit Hinterlaſſung aller ſeiner Güter abziehen; wer nicht abzieht, bleibt im ruhigen und ungeſtörten Beſitze ſeiner Häuſer und ſeines Eigenthumes; Alle unterwerfen ſich einer mäßigen Kriegsſteuer und genießen die freye Ausübung ihrer Religion, und den Gebrauch ihrer Kirchen; ſie erbauen aber ohne Erlaubniß der Regierung keine neuen, und halten keine öffentlichen Proceſſionen; verwalten nach ihren Geſetzen und durch ihre Richter das Recht, hindern aber keinen, der ſich zum Muhamedanismus bekehren will. Die Städter lieferten die Waffen aus, und die arabiſchen Heerführer zogen mit einen Theil der Truppen in die Stadt ein.

Taric nahm mit ſeinen Leibwachen den Alcazar der Könige ein, der auf einer Anhöhe am Fluſſe lag; das Gebäude war groß und kunſtreich verziert, und Taric fand viele Schäze und Koſtbarkeiten darinn. In einem beſondern Gemache des königlichen Hauſes fand er fünf und zwanzig Kronen, mit Hyacinthen und andern koſtbaren Steinen beſezt, denn es war Sitte, daß nach dem Ableben eines jeden ſpaniſchen Königs hier ſeine Krone niedergelegt, und der Name deſſen, der ſie getragen, ſein Alter und die Zeit ſeiner Regierung eingegraben wurden; und fünf und zwanzig Gothenkönige hatten bis zur Zeit dieſer Eroberung über Spanien geherrſcht.

Bruchſtück aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren.

(Beſchluß.)

Jene, nach einem anſtändigen Zaudern, riefen: Ehrfurcht! Wilhelm ſtuzte. Ehrfurcht! hieß es wiederholt. Allen fehlt ſie, vielleicht Euch ſelbſt!

Dreyerley Geberde habt Ihr geſehen, und wir überlie-

fern eine dreyfache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem was über uns ist. Jene Geberde, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel, das ist was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben sey, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das zweyte, Ehrfurcht vor dem was unter uns ist! Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie giebt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnißmäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn Andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl: denn solche Gefahr begleitet ihn sein Lebelang. Aber aus dieser Stellung befreyen wir unsern Zögling baldmöglichst, sogleich wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen.

Es leuchtet mir ein! versetzte Wilhelm; deßwegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seines Gleichen gehässig; das wahre, ächte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung. Erlauben Sie mir demohngeachtet, fuhr Wilhelm fort, ein Einziges einzuwenden: hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerscheinungen, und sonst unerklärlichen, ahndungsvollen Ereignissen, für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte? Hierauf erwiederten jene: der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes, oder unbekanntes mächtiges Wesen, der Starke sucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden, beyde wünschen es los zu werden und fühlen sich glücklich, wenn sie es auf kurze Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freyheit und Unabhängigkeit einigermaßen wieder herstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operation millionenmal in seinem Leben, von der Furcht strebt er zur Freyheit, aus der Freyheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten ist leicht, aber beschwerlich, Ehrfurcht zu hegen ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß und der sich nur bey besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deßwegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller ächten Religionen, deren es auch nur dreye giebt nach den Objecten gegen welche sie ihre Andacht wenden.

Die Männer hielten inne, Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich aber die Anmaßung nicht fühlte den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten. Keine Religion, sagten sie, die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bey der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre giebt, seine Ehre behalten, er ist nicht mit sich selbst verneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem was über uns ist beruht, nennen wir die ethnische, es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht; alle sogenannte heidnische Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben wie sie wollen. Die zweyte Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben was uns gleich ist, nennen wir die philosophische, denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf ziehen und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältniß zu seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen durchschaut, lebt er im cosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniße des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Hievon finden sich freylich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.

Zu welcher von diesen Religionen bekennt ihr Euch denn insbesondere? sagte Wilhelm. Zu allen dreyen erwiederten jene: denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drey Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.

Ein solches Bekenntniß, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht, versetzte Wilhelm, es kommt mit allem überein was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß Euch dasjenige vereinigt und Andere trennt. Hiernach versetzten jene: Schon wird dieses Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt.

Wie denn und wo? sagte Wilhelm. Im Credo! riefen jene laut: denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern; der zweyte christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drey göttlichen Personen, unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten!

Ich danke, versetzte jener, daß ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drey Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhängend aussprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern diese hohe Lehre, erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen.

Ganz richtig, erwiederten jene, nun aber müßt Ihr noch mehr erfahren, damit Ihr euch überzeugt, daß Euer Sohn in den besten Händen sey. Doch dieß Geschäft bleibe für die Morgenstunden, ruht aus und erquickt Euch, damit Ihr uns, vergnügt und vollkommen menschlich, morgen früh in das Innere folgen könnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Rom.

(Fortsetzung.)

Von hier, dem Peters-Platze, aus begibt sich der Pabst und die Kardinäle in den reichverzierten Clementinischen Saal, dessen eine Wand mit einer gewirkten Tapete, das Abendmahl von Leonardo da Vinci vorstellend, bedeckt ist, zur Fußwaschung; er setzt sich auf den für ihn bereiteten Thron. Alles versammelt sich um ihn; besonders die Fremden kommen hiezu in großer Menge, die Damen auf einer für sie errichteten Tribune, die Prinzen auf einer andern, die Uebrigen, wo ihnen die Schweizergarde Platz läßt. Die Ceremonie beginnt mit dem Lesen eines Evangeliums für diese besondere Gelegenheit passend; der Singchor stimmt den Vers „Mandatum novum do vobis" an, unterdessen wird der Pabst vom Diaken mit einer feinen Leinwand umgürtet, worauf er sich auf die Tribune begibt, um dreyzehn Priestern von verschiedenen Nationen, die in weisse Leinwand gekleidet sind und die Apostel vorstellen, den rechten Fuß zu waschen, der ihm von einem Subdiaken entgegen gehalten wird. Bey diesem Geschäft ist der Pabst von zwey Dienern begleitet, welche zwey silberne Schalen tragen, wovon die eine dreyzehn Handtücher, die andere eben so viele Blumensträuße enthält, welche der erste Kardinal, nachdem der Pabst die Waschung an ihm vollendet, jedem Priester austheilt, so wie der Schatzmeister jedem eine goldne und silberne Medaille zustellt. Nachdem die Reihe aus ist, begibt sich der Pabst auf seinen Thron, das Paternoster wird angestimmt und dieser Ceremonie ein Ende gemacht. Die dreyzehn Apostel begeben sich hierauf in den nächstgelegenen Saal, wo sie an einer wohlbesetzten Tafel, gleichfalls in Gegenwart des heiligen Vaters und von den Kardinälen bedient, gespeist werden. Während der Tafel wird aus einem frommen Buche vorgelesen. Was von der Tafel übrig bleibt, nebst den Kleidern, gehört alles den Aposteln. Hiemit endigt der Vormittag. Nachmittags um die nämliche Zeit, wie am gestrigen Tag, beginnt in der Sixtinischen Kapelle das Mattutinum und wird wie gestern ausgeführt. Michel Angelo's und Palestrina's erhabener Geist, dessen Töne heute angestimmt werden, wüßten und fühlten das ganz anders als die jetzige Schaar winziger Erdensöhnlein, die an diesem heiligen Ort sich versammeln, um wie in einer Assemblée zu plaudern, die Worte des Gesangs gar nicht achtend, sich nur an der Musik zu ergötzen, und auch das nur schön finden, was berühmt ist. Es wurde heute das Miserere von Bai gesungen, das aber von dem gestrigen wenig verschieden ist, daher es auch den nämlichen Eindruck macht. Erfüllt von dem mächtigen Gesang, thut es gewiß jedem weh, sein Gefühl von dem Geräusch, das nach Beendigung desselben gemacht wird und das Zerreißen des Vorhangs im Tempel zu Jerusalem vorstellen soll, gestört zu finden. Von der Sixtinischen Kapelle begibt man sich in den St. Peter, wo in einer Seitenkapelle die nämliche Feyer des Mattutinum begangen wird. Schade, daß hier der Tummelplatz der modernen Komponisten ist, und man die heiligen Worte mit der Theatermusik eines Jomelli, Zingarelli und, dieses Jahr, des dermaligen Kapellmeisters Fioravanti hören muß. Es geschieht aber sehr vielen ein großer Dienst daran, das merkt man an der sehr großen Masse Volks, besonders Italiener, die sich da versammelt. Freylich dient zu der Letzteren Entschuldigung, daß man sie in der Sixtina nicht hineinläßt. Nach Beendigung werden alle Lichter im ganzen Gebäude gelöscht, und dasselbe wird nur von einem Kreuze, 33 Palmen hoch und 17 breit, beleuchtet, welches in der Kuppel an einem Seil hängt und woran auf allen Seiten zusammen 628 Lichter befestigt sind. Diese Beleuchtung soll das Licht, das durch Christus in die Welt gekommen ist, andeuten, und das allein die wahre Leuchte in den Finsternissen des Lebens ist, und so angesehen kann es seine Wirkung nicht verfehlen. Statt diesen Gedanken zu nähren, dient an diesem und am folgenden Abend, wo es wiederholt wird, die Kirche zum Versammlungsort und Spaziergang für Fremde und Einheimische, und wenn nicht hie und da eine Brüderschaft zum Grab des heiligen Vaters betend kniete, so würde man glauben, die Kirche wäre an diesem Abend zum Kasino gemiethet. Dieser Mangel an äußrer Zucht herrscht auch außer den Kirchen, denn anstatt daß die Stille der Fastenzeit an diesem heiligen Tage und das Fasten strenger gehalten werden sollten, haben die Krämer gerade am heutigen und morgenden Tage ihre Laden außerordentlich beleuchtet, und von Käsen, Schinken, Eyern, Würsten ꝛc. ganze Vorstellungen aufgebaut und das mit einer Geschicklichkeit, die manchen Decorateur beschämen würde; da sieht man die zwölf Apostel aufgebaut von Käslaiben, dort von Speck und Würsten die ganze Stadt Jerusalem und wie in einer Laterna magica wandern die Stationen des Leidens Christi zur Freude der Zuschauer, hinter den beleuchteten Glaskästen. Die ganze Stadt ist auf den Straßen und freut sich der fröhlichen Aussicht auf die schön beleuchteten Eßwaaren, die sie so lange entbehrt hat. Da keine Uhr schlägt noch Glocke läutet, und die Leute nicht wissen könnten, wie sie mit der Zeit daran seyen, so ist dadurch gesorgt, daß eine Heerde Gassenjungen, die eine Hälfte mit lärmenden Ratschen bewaffnet, um die Bewohner in den Häusern aufmerksam zu machen, worauf die andere Hälfte mit großen hölzernen Hämmern die Stunden, ja sogar die Viertel, an die Hausthüren so mächtig schlägt, daß einem das Hören wohl vergehen möchte. Um Mitternacht verliert sich jeder; die Straßen werden stille und man geht zur Ruhe, um zur würdigen Feyer des Charfreytags zu erwachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 50.

Nr. 50.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. Juni 1821.

Die neue Reiterstatue Heinrichs IV. am Pont-neuf in Paris.

(Beschluß.)

Es bleibt mir nun noch übrig, dieß Monument, das erst seit einigen Monaten ganz vollendet ist, aus dem künstlerischen Gesichtspunkte zu betrachten.

Wir wissen ganz gewiß, daß die Alten wenigstens eben so viel Statuen aus Erz als aus Marmor gearbeitet, und doch, was ist uns von allen ihren Hervorbringungen der erstern Art übrig geblieben? Nichts oder sehr wenig. Durch die Räubereyen der nach Metall gierigen Barbaren, durch die Plünderungen von Korinth, Konstantinopel und Rom verschwanden alle erzenen Monumente, welche der Erkenntlichkeit, dem Verdienst oder dem Ehrgeiz ihre Entstehung verdankten; und wenn man bedenkt, daß die Griechen lange Zeit mehr Gewicht auf ihre Statuen aus Bronze oder aus andern kostbaren Stoffen, als auf ihre Marmorbilder gelegt, so muß man den Verlust um so mehr bedauern.

Hätte man das Schicksal, welches in unserer Revolution die Bronzestatuen Heinrichs IV., Ludwigs XIII., des XIV. und XV. erlitten, mit den Erfahrungen des Alterthums zusammengehalten, so würde man das Projekt, irgend eine jener Statuen in Bronze wieder herzustellen, verworfen haben; aber man scheint von dem Gedanken geleitet worden zu seyn, die Dinge ganz in ihren vorigen Zustand zu setzen, und so verschloß man den Rathschlägen der Klugheit das Ohr und mißkannte die Winke der Kunst, deren Eingebungen mehr oder weniger unter den blinden Wirkungen des Feuers, des Stoffs, und der Hülfsmittel, welche der Künstler anzuwenden genöthigt ist, verschwinden.

Ohne Zweifel erreichten die alten Künstler einen so hohen Grad von Vollkommenheit in der Statuaria in aere, wie sie Plinius nennt, um sie von der Marmorarbeit zu unterscheiden, die er mit dem einfachen Ausdruck Sculptura bezeichnet, — nur dadurch, daß sie nach und nach die Geschicklichkeit, den Stoff zu beherrschen, und die Fertigkeit erwarben, selbst ihre Productionen zu gießen und nach dem Guß auszubessern. Aber da bey den Neuern die Güsse selten sind, und folglich die Künstler nur eine schriftliche Tradition und keine persönliche Erfahrung haben können, hätte man jezt auf dieß Verfahren Verzicht leisten, oder wenigstens nicht mit einem so wichtigen Monument beginnen sollen.

Wäre die Statue Heinrichs IV. in Marmor ausgeführt worden, so könnte man ihr mit viel größerer Wahrscheinlichkeit eine lange Dauer versprechen, und das Monument wäre so, wie das Genie des Künstlers es erfand, wie sein Talent es ausgeführt hätte, auf die Nachwelt gekommen. Aber die bronzene Reiterstatue des Hrn. Lemot, abgeformt durch eine andere Hand als die seinige, ausgebessert — denn bey dem Grad unserer Kenntnisse in der Gießkunst sind Beschädigungen durch Feuer unvermeidlich, — ausgebessert durch noch weniger geschickte Hände, als die des Abformers, kann zwar eine Vorstellung von dem Gedanken des Künstlers, aber keinen Maaßstab für sein Talent liefern. Daher ist der Zweck der Bemerkungen, die ich zu machen Gelegenheit finde, weit mehr, eine genaue Darstellung des Monuments zu geben, als das Verdienst dessen, dem es verdankt wird, anzugreifen.

Betrachtet man das Denkmal, entweder vom Pont des arts, oder vom Pont royal, beyde unterhalb des Pont-neuf liegend; oder von den beyden Quais, welche stromaufwärts zum Pont-neuf führen, so verliert sich die Statue in dem von den Häusern gebildeten schwärzlichen Horizont. Kommt man aber von den Quais, stromaufwärts des Pont-neuf oder betritt man die Brücke selbst, auf welcher Seite man will, so hebt sich die Statue vor dem Grund des Himmels hervor. Da jedoch die Masse nicht in Verhältniß mit dem Raum steht, so wird sie, so zu sagen, davon verschlungen, und gewinnt nur einiges Ansehen, wenn man sich nähert, wo dann die kolossalen Proportionen ins Auge fallen.

Die Wirkung der Bronze-Basreliefs auf den beyden Hauptfaçaden des Fußgestells gefällt mir nicht; wegen des zu starken Gegensatzes ihrer Farbe mit der des Marmors verursachen sie Flecken. Hier vorzüglich wären Marmorsculpturen nöthig gewesen, um nicht die Einheit der Wirkung zu stören, welche die Masse des Piedestals hätte hervorbringen sollen.

Der Bildner hat mit Recht den Köpfen des Pferdes und des Reiters entgegengesezte Bewegungen gegeben; dieser

in Hinſicht auf Anmuth und auf Wirkung wohlverſtandenen Gegenſatz, bringt noch den Vortheil, daß der Beſchauer, welcher vor der Statue ſtehen bleibt, mit einem Blick faſt die ganze Büſte des Reiters überſieht. Der Kopf des Pferdes hat eine ſtärkere Bewegung, als der des Reiters; das Pferd iſt im ſanften Trab dargeſtellt, ruht alſo nur auf zwey Beinen. Man findet es etwas ſchwer, und vermißt an den Formen die Eleganz, die man immerhin mit dem Charakter eines Schlachtroſſes hätte vereinigen können. Der Reiter, bekleidet mit Arm- und Beinharniſch, und einem Küraß, über welchen von der linken Schulter unter dem rechten Arm hindurch eine Schärpe hängt, trägt einen Lorbeerkranz auf dem Haupt. Er iſt mit dem Halsband ſeiner Orden geſchmückt, das auf die Bruſt herabfällt; an ſeiner Seite hängt ſein furchtbares Schwert; mit der Linken hält er die Zügel des Pferdes und in der Rechten den mit Lilien verzierten Commandoſtab, den er auf den Schenkel ſtüzt.

Beym Tode Heinrichs IV. ward ſein Geſicht abgeformt. Dieſer Abdruck muſſte nothwendig Hrn. Lemot als Haupttypus für den Kopf der Statue dienen; auch konnte er die gleichzeitigen Bildniſſe von mehreren Meiſtern, wie Rubens, Porbus u. A. zu Rathe ziehen. Dennoch bin ich nicht ganz zufrieden mit der Maske der Statue; es mangelt ihr an Ausdruck, Leben und Feinheit, aber gewiß hätte in Marmor der Meiſter ihr alles dieß zu geben vermocht, zumal da die Züge Heinrichs IV. ſehr entſchieden ſind, große Linien darbieten und daher leicht wieder zu geben waren.

Der übrige Körper iſt etwas ſteif. Vielleicht war die Rüſtung, womit er bedeckt iſt, eine unüberwindliche Schwierigkeit, ihn geſchmeidig darzuſtellen. Ueberhaupt muß man zugeben, daß die Bewaffnung jener und die Trachten unſrer Zeit furchtbare Klippen für die Sculptur ſind. Die Alten waren in dieſer Hinſicht viel glücklicher.

Die beyden Basreliefs des Fußgeſtells, wovon das eine den Einzug Heinrichs IV. in Paris und das andere die Begebenheit darſtellt, wie derſelbe Lebensmittel nach Paris kommen läßt, ſcheinen mir nicht genug Ausladung zu haben. Mich dünkt, der Künſtler, welcher der Wirkung des Lichts entbehrte, um die Gründe ſichtbar zu machen, würde ſich ein ſehr bedeutendes Hülfsmittel verſchafft haben, wenn er die Figuren des Vordergrundes erhabener gehalten hätte. Die Ausführung dieſer beyden Basreliefs hat noch geringeres Verdienſt als die der Statue.

Um den Basreliefs und der Statue die Farbe zu geben, welche die Zeit auf einer wohlgemiſchten Bronze hervorbringt (von den Italienern patina [aerugo] genannt) hat man ſie mit einem Ueberzug verſehen, welcher der Wirkung der Jahre zuvorgekommen iſt.

Auf die gegen die Brücke und alſo gegen den Platz Dauphine gekehrte Seite des Fußgeſtells iſt folgende von der Academie des Inscriptions et belles lettres verfertigte Inſchrift geſezt worden:

Henrici. Magni
paterno. in. populum. animo
notissimi. principis
sacram. effigiem
civiles. inter. tumultus
Gallia. indignante. dejectam
post. optatum. Ludovici. XVIII. reditum
ex. omnibus. ordinibus. cives
aere. collato. restituerunt
nec. non. et. elogium
eum. effigie. simul. abolitum
lapidi. rursus. inscribi
curaverunt

D. D.

Die. XXV. mens. aug. MDCCCXVIII.

Und auf der entgegengeſezten Seite ward die auf dem Fußgeſtell der erſten Statue geſtandene Inſchrift angebracht:

Errico IV.
Galliarum. Imperatori. Navar. R.
Ludovicus XIII. filius. ejus
opus. inchoatum. et intermissum
pro. dignitate. pietatis. et ingenii
plenius. et. amplius. absolvit
em. D. C. Richelius
commune. votum. populi. promovit
super. illust. viri
de Bullion. Boutillier. p. aerarii. f.
faciendum. curaverunt
MDCXXXV. *)

Um meine Meynung über dieſe Statue in wenig Worte zuſammenzufaſſen, würde ich ſagen: daß man alles Gute, was ſie hat, wie die Maſſe und Anordnung im Allgemeinen, die Wahl der Stellungen, die genaue Uebereinſtimmung der Verhältniſſe des Pferdes und Reiters dem Talent des Künſtlers verdankt; und daß alles, was in der Ausführung weniger befriedigt, die einzelnen Theile oder die Wirkung des Ganzen, ein Reſultat ſowohl des angewendeten Verfahrens als der Umſtände iſt, welchen der Künſtler ſich fügen muſſte. So zweifle ich z. B. nicht, wäre die Statue

*) Dieſe Inſchrift trägt die Jahrszahl 1635, und doch iſt es gewiß, daß die erſte Statue im J. 1614 auf ihrem Fußgeſtell errichtet worden. Aber das Ganze war noch nicht vollendet. Als der Cardinal Richelieu das Miniſterium erhalten hatte, ließ er den ſchon getroffenen Verrichtungen mehrere Verſchönerungen hinzufügen, z. B. die beyden Basreliefs des Fußgeſtells. Daraus erklärt ſich, warum die Inſchrift, die erſt nach Vollendung des Ganzen angebracht wurde, das Datum 1635 trägt und warum es darin heißt: absolvit plenius et amplius.

auf einem ganz von Gebäuden umſchloſſenen Platz errichtet werden, ſtatt daß ſie jezt vor dem freyen, ſo zu ſagen unbegränzten Horizonte ſteht, ſo würde ſie eine kräftige Wirkung und einen koloſſalen Anblick gewährt haben, was ihr auf dem terre plein des Pont-neuf nicht zu Theil werden konnte; aber in dieſem Falle muſſte die Kunſt der Erinnerung weichen, und die Bildſäule Heinrichs IV., ein wahrhaft nationales Monument, muſſte wieder dahin geſezt werden, wo die Liebe der Franzoſen ſie zwey Jahrhunderte hindurch ſo gern geſehen hatte.

Der Zufall, welcher zuweilen ſonderbare Annäherungen bewirkt, bey welchen ſelbſt erleuchtete Geiſter ſich des Staunens nicht erwehren können, hat bey dem eben beſchriebenen Monumente zwey dergleichen veranlaßt, die nicht ohne Intereſſe ſind, und die ich erzählen will, ohne eine Anmerkung hinzuzufügen.

Erſtlich iſt die Bildſäule Heinrichs IV., dieſes aufgeklärten und duldſamen Fürſten, welchem man das Edikt von Nantes verdankte, auf derſelben Stelle errichtet worden, wo die Tempelherrn lebendig verbrannt wurden. *) Dann kamen zu dem Metall, woraus ſie gegoſſen wurde, zwey Bildſäulen von Bonaparte, die auf der Säule des Vendômeplatzes, und eine andere, welche auf die Säule von Boulogne geſezt werden ſollte. **)

Außer der Reiterſtatue Heinrichs IV., von der ich eben Bericht erſtattet, ward eine andere, denſelben Fürſten darſtellend, aber in ſtehender Figur, von Hrn. Raggi in Bronze gegoſſen. Der Vicomte Digeon, Pair von Frankreich, ließ ſie auf ſeine Koſten verfertigen, um damit ſeine Geburtsſtadt Rérac zu ſchmücken.

Die Figur ſteht aufrecht, mit einer Rüſtung bekleidet, aber der Kopf iſt unbedeckt. Der Helm ruht auf der Plinthe. Die rechte Hand iſt in der Bewegung der Anrede erhoben, und die linke ſtüzt ſich auf das Schwert. Hinter dem Helden iſt eine Kerngarbe angebracht, eine glückliche Allegorie, wie mich dünkt, weil ſie auf einfache und rührende Weiſe ausdrückt, daß er wirklich der Vater des Volkes geweſen. Die Statue ward 1819 im Louvre ausgeſtellt. In Hinſicht der Ausführung war es ein ſchäzbares Werk; der Kopf beſaß Aehnlichkeit und Leben.

Die Regierung iſt, ohne Zweifel mit Vergnügen, dem von der öffentlichen Meinung gegebenen Anſtoß gefolgt; mehrere ähnliche Monumente werden jezt in Paris ausgeführt. Hr. Boſio iſt beauftragt, die Statue Ludwigs XIV. wieder zu errichten, welche auf der Place des victoires zu Paris ſtand, und Hr. Dupaty die Ludwigs XIII. für die place royale. Ueberdieß hat das Rhonedepartement dem Hrn. Lemot die Sorge anvertraut, auf dem Platz Bellecour zu Lyon, wo eine Statue Ludwigs XIV. geſtanden, eine neue zu errichten. Dieſe ſoll, wie man ſagt, die koloſſalſte aller bronzenen Reiterſtatuen werden, die in Europa exiſtiren.

Hr. Boſio, welcher ſich entſchieden hat, eine Statue in Bronze zu verfertigen, ſchlägt jedoch einen andern Weg ein, als Hr. Lemot. Er läßt ſein Modell in mehreren Theilen gießen, und ich glaube mit Recht. Dadurch vermeidet er alle mit den großen Güſſen verbundene Schwierigkeiten, und wenn zufällig irgend ein Theil unvollkommen ausfällt, muß es ihm um ſo viel leichter werden, ihn neu machen zu laſſen. Hr. Dupaty hat die Erlaubniß erbeten und erhalten, die Statue, womit er beauftragt iſt, in Marmor auszuführen.

Wenn dieſe verſchiedenen Arbeiten vollendet ſind, werde ich nicht verfehlen, davon Rechenſchaft zu geben. Doch wiederhole ich alsdann nicht alle einzelnen Umſtände, die ich dießmal geben zu müſſen glaubte, weil lange Zeit kein ſo beträchtliches Monument (in Frankreich) ausgeführt worden war. *) Es wird alsdann hinreichend ſeyn, blos von den Reſultaten Nachricht zu geben.

P. A. **)

*) Raynouard Monuments historiques relatifs à la condamnation des chevaliers du temple. S. 210.

**) Wollte man glauben, dieſe Angabe ſtehe in Widerſpruch mit der Inſchrift, wo es heißt: ære collato, ſo antworte ich: daß die Regierung, die eine große Menge Metall verrätbig hatte, wozu jene Statuen gehörten, nothwendig davon zum Guß dieſer Bildſäule hergeben muſſte, in der doppelten Abſicht, die Subſcribenten nicht der kaufmänniſchen Willkühr Preis zu geben, und die Unternehmung zu begünſtigen, indem ſie das Material zu wohlfeilem Preiſe lieferte.

*) Vielleicht iſt es manchen unſerer Leſer intereſſant, die Angaben über den Guß dieſer Statue mit den Notizen zu vergleichen, welche C. Bertuch in ſeiner Reiſe nach Wien im J. 1809. über den Guß der Zauner'ſchen Statue Joſephs II., mitgetheilt hat.

Red.

**) Zu Vermeidung von Mißverſtändniſſen bemerken wir, daß alle mit P. A. unterzeichneten Aufſätze Ueberſetzungen von franzöſiſchen, für das Kunſtblatt geſchriebenen Originalaufſätzen eines Correſpondenten in Paris ſind.

Red.

Ueber den ſogenannten ſterbenden Fechter.

Die Statue des ſterbenden Fechters iſt den Leſern dieſer Blätter ohne Zweifel wenigſtens aus Gypſen bekannt. Sie iſt im Capitole aufgeſtellt, wohin ſie 1815 nach der Entführung nach Frankreich zurückgebracht wurde, und beſteht aus ſehr feinkörnigem, von allen bekannten verſchiedenem, dem des Laokoons ähnlichem Marmor. Der rechte Arm, eines der Schlachthörner und das Schwert ſind ergänzt, wie man behauptet von M. Angelo. Der Ort der Auffindung iſt gänzlich unbekannt.

Daß dieſe Statue der ſchönſten Zeit der griechiſchen

Kunst angehöre, daß der Todesschmerz und das Streben eines starken Gemüths, auch in den lezten Augenblicken würdig zu erscheinen, daß das Hinsinken eines starken, abgehärteten Kriegers hier auf das Meisterhafteste ausgedrückt sey, darüber sind alle einig, welche über dieses herrliche Monument geschrieben haben. Erwiesen ist aus alten Schriftstellern, daß die Griechen die Fechterspiele bey dem ersten Anfang ihrer Civilisation aufgegeben, die Römer aber desto größere Lust daran gewonnen, und vergebens gestrebt haben, sie den von ihnen überwundenen Griechen wieder angenehm zu machen.

Aber auch die Rüstung der besagten Statue paßt ganz nicht zu den vielen Darstellungen von Fechtern, den Mosaiken, welche einst in der Villa Albani waren, dem Basrilievo in der Villa Pamfili und den Abbildungen, an den Gräbern und dem Amphitheater von Pompeji. Auch paßt sie eben so wenig zur Beschreibung Juvenals Sat. 8. v. 198 ff. und des Livius 9 B. 28. Cap. (?)

Daher hatten Winckelmann und die besten Alterthumsforscher die Benennung eines Fechters verworfen, jedoch ohne eine andere mit überzeugenden Gründen an die Stelle setzen zu können.

Hr. Nibby, der Uebersetzer des Pausanias, hat in diesem Schriftsteller (im 10ten B.) so treffliche Gründe für die Vermuthung gefunden, daß der st. F. einen der Gallier, welche in der Unternehmung gegen den delphischen Tempel geblieben seyen, vorstelle, daß ich wünschte, es möchte allen antiquarischen Untersuchungen ein gleiches Ergebniß zu Theil werden.

Wie die Gallier wiederholt in Griechenland eingefallen sind, wie Brennus selbst mit einen Haufen gegen Delphi zog, um den Tempel zu plündern, wie er zurückgetrieben wurde, und sich aus Verdruß durch übermäßigen Genuß des Weins tödtete, kann in Pausanias am angeführten Orte nachgelesen werden. Wahrscheinlich benuzten die Griechen diesen Vorfall zur Darstellung in einem Giebelfelde.

Die Höhe der Gestalt, die straffen, zum Schwedenkopf hinauf gestrichenen Haare, (Diodor 5tes Buch 27 — 29 Cap.) der Bart um die Lippen, das Kämpfen ohne Rüstung, die Kette von Golddrath, welche man seither am st. F. für einen Strick zu halten geneigt war, der lange ungewölbte Schild, mit den eingepreßten Mäandern, und die Trompete, stimmen bis in kleine Einzelnheiten mit Diodors Beschreibung überein, und die Bewegung endlich, in Vergleichung mit den Söhnen der Niobe und den liegenden Kämpfern in dem äginetischen Giebelfelde machen es wahrscheinlich, daß der st. F. eine Ecke eines griechischen Giebelfeldes eingenommen habe, und nachher in den Tempel Apolls auf dem palatinischen Berg, der Amphiprostylos war, und auf einem Giebel die Niobiden, auf dem andern die Niederlage der Gallier auf dem Parnaß zeigte — versezt worden sey.

Die Vorlesung hierüber, welche der Prof. Ant. Nibby in der archäologischen Akademie zu Rom gehalten hat, ist in dem eben erschienenen Aprilhefte der Effemeridi letterarie abgedruckt.

Rom, im Mai 1821. M.

Stockholm.

Das Kunstblatt Nr. 3. vom vorigen Jahr hat Nachricht über die Arbeiten des im J. 1813 verstorbenen schwedischen Bildhauers Joh. Tobias Sergell gegeben. Eine bedeutende Anzahl seiner Arbeiten befindet sich in der sogenannten untern Gallerie des königlichen Museums zu Stockholm. Dort werden auch mehrere minder bekannte Werke von der Hand dieses Künstlers aufbewahrt. Wir glauben, den Freunden der bildenden Kunst einen Dienst zu leisten, wenn wir hier nach der Angabe eines schwedischen Aufsatzes von Grafström ein vollständiges Verzeichniß derselben liefern, so wie sie bey Sergells Tode dem Könige übergeben wurden. Diese Sammlung ist um so viel kostbarer, da sie alle seine Skizzen enthält, in welchen sich sein Künstlerwirken in vorzüglicher Kraft und Größe offenbart.

Original-Arbeiten:

Statuen. 1) Amor und Psyche. 2) Diomedes, welcher das Palladium raubt. 3) Othryades. 4) Der Faun, in Marmor. 5) Gustav III. in Gyps. 6) Axel Oxenstierna und die Geschichte. 7) Mars und Venus.

Hautrelief. Ein Weib, welches aus dem Bade steigt.

Skizzen in gebranntem Thon. 1) Mars und Venus. 2) Achilles und Thetis. 3) Achilles und Chiron. 4) Jupiter und Juno. 5) Venus und Anchises. 6) Psyche und Merkur. 7) Diomed. 8) Venus. 9) und 10) Zwey variirte Skizzen von Amor und Psyche. 11) Denkmal des Friedens zu Wärelä. 12) Oxenstierna und die Geschichte. 13) Eine Trophäe. 14) Ceres. 15) Eine Karyatide. 16) Die Auferstehung Christi. 17) Monument des Carteſius. 18) Zwey Engel. 19) Ehrenschwärds Monument. 20) Zwey Löwen. 21) Zwey Genien.

Copien.

Der farneſiſche Hercules und Germanicus.

— A. S. —

München.

Von des Hrn. G. R. von Wiebeking „Theoretisch-praktischer bürgerlicher Baukunde, durch Geschichte und Beschreibung der merkwürdigsten antiken Baudenkmale und ihrer genauen Abbildungen bereichert" ist der erste Quartband mit 46 Kupfern in gr. Fol. und 4 architektonischen Uebersichts-Tabellen, erschienen. Der Preis ist bis zum 1. Okt. d. J. 30 Dukaten für ein Exemplar auf sehr großes Velinpapier, und zu 24 Duk. für ein kleineres. Späterhin wird der Preis erhöht werden.

Nro. 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Juni 1821.

Er war ein treuer Freund von deinem Vater,
Obschon sie alle beyde Schneider waren.
Dein Vater nähte Mäntel ganz vorzüglich,
Der Andre hatte mehr Genie zu Hosen.
So saßen sie, in freudenvoller Eintracht,
Ein tücht'ger Mann in seinem Fache Jeder.
Sie kamen nie einander ins Gehäge.

Oehlenschlägers Alladin.

Parabel. *)

Zwey Personen ganz verschieden
Luden sich bey mir zur Tafel,
Dießmal lebten sie in Frieden,
Fuchs und Kranich sagt die Fabel.

Beyden macht' ich was zurechte,
Rupfte gleich die jüngsten Tauben;
Weil er von Schakals Geschlechte
Legt' ich bey geschwollne Trauben,

Lang-gehälstes Glas-Gefäße
Sezt' ich ungesäumt dagegen,
Wo sich klar im Elemente
Gold- und Silberfischlein regen.

Hättet ihr den Fuchs gesehen
Auf der flachen Schüssel hausen,
Neidisch müsstet ihr gestehen:
Welch ein Appetit zum Schmausen!

Wenn der Vogel, ganz bedächtig,
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und schmächtig,
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.

Dankend freuten sie beym Wandern
Sich der Tauben, sich der Fischchen;
Jeder spottete des andern
Als genährt am Katzentischchen.

*

Willst nicht Salz und Schmalz verlieren;
Musst, gemäß den Urgeschichten,
Wenn die Leute willst gastiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

*) Aus dem so eben erscheinenden III. Bd. 2s Heft: Ueber Kunst und Alterthum, von Goethe.

Einige Nachrichten über die Neu-Seeländer.

Von einem Augenzeugen.

(Imperial Magazine.)

Neu-Seeland liegt zwischen dem 34sten und 48sten Grade südlicher Breite, und zwischen dem 166sten und 180sten Grade östlicher Länge von Greenwich. Dieser Landstrich wurde ehemals für einen Theil eines südlichen Continents gehalten, jezt ist es aber entschieden, daß er aus zwey großen Inseln gebildet wird, welche eine Straße von vier bis fünf Seestunden in der Breite von einander trennet. Alle Arten von europäischen Früchten, Getreide und Pflanzen würde hier aufs reichlichste gedeihen. Die Winter sind milder als in Europa, (?) und die Sommer, obgleich nicht so heiß, doch gleichmäßiger warm. Die Einwohner dieser Inseln sind im Allgemeinen sehr stark und robust, und stehen in Muskelstärke den größten Männern in Europa nicht nach. Man schäzt ihre Zahl auf ungefähr eine Million. Ihre Farbe ist gemeinhin braun, aber nicht viel mehr als die eines sonverbrannten Spaniers. Beyde Geschlechter haben eine gute Gesichtsbildung. Ihre Kleidung bestehet aus Matten, welche sie aus dem Flachse verfertigen, der in großem Ueberfluß auf den Inseln wächst

und sehr fein von Fibern ist. Die Einwohner haben den Gebrauch, sich den Körper, und besonders das Gesicht zu tatowiren. — Sie haben mancherley Kriegsgeräthe, worunter die vorzüglichsten, Lanzen, Wurfspieße und eine Art von Streitart sind. Ihre Religion ist noch wenig bekannt. Einige Schriftsteller sagen, sie glaubten, daß die Seelen der in der Schlacht Getödteten und deren Fleisch nachher von dem Feinde verzehrt wird, zum ewigen Feuer bestimmt seyen, während die Seelen derer, welche eines natürlichen Todes sterben, oder deren Körper einer solchen schimpfvollen Behandlung entgehen, in die Wohnung der Götter gesandt werden. Ihre Todten behandeln sie auf folgende Weise: Wenn der Verstorbene ein Mann von Stand war, so legen ihn seine Freunde einige Wochen oder Monate lang in die Erde, nehmen dann den Körper wieder heraus, schaben das Fleisch sauber von den Knochen ab, die sie sorgfältig bewahren; hierauf bestimmt der Priester einige Männer, welche die Ueberreste in eine entfernte Höhle tragen müssen. Ein jeder, welcher einen Theil des Körpers berührt, ist mehrere Tage lang unrein. Sie haben keine Orte für den Gottesdienst, auch versammeln sie sich nie zur Verrichtung irgend einer religiösen Feyerlichkeit. Sie haben Priester, deren Geschäft es ist, für das Wohl des Volkes in dessen zeitlichen Angelegenheiten, für Sieg über dessen Feinde, oder guten Erfolg in ihren Fischerzügen, zu den Göttern zu beten. Man sagt sie gestatten die Vielweiberey. Ich habe aber während meines Aufenthalts unter ihnen nichts dergleichen bemerkt.

Jede Familie ist in drey Klassen abgetheilt; die erste besteht aus dem Vater, Mutter, Kindern und Verwandten; die zweyte aus dem Verwalter, dessen Frau und Kindern, und die dritte aus dem Koch oder gemeinen Bedienten und dessen Familie. Sie essen nie in den Häusern, sie haben den abergläubischen Begriff, daß Speise das Haus verunreinige, weßwegen sie alle ihre Mahlzeiten unter freyem Himmel nehmen. — Ihre Lebensmittel bereiten sie auf folgende Weise: Der Koch macht ein großes Loch in die Erde, das er mit Steinen belegt, und zündet ein Feuer darin an, um die Steine zu heitzen. Wenn das Feuer ausgebrannt, wird die Asche herausgenommen, die Kartoffeln auf die Steine gelegt und auf diese die Fische oder das Schweinefleisch, welches dann mit einer alten Matte zuerst und hierüber mit Erde zugedeckt wird. Wann der Koch glaubt, das Essen sey gar, so giebt er der ganzen Familie Nachricht, die sich in kleine Zirkel bildet. Alsdann deckt er das Essen auf, und wenn es ein großes Stück Fleisch ist, so faßt er es mit der einen Hand, und reißt mit den Fingern der andern Stücke ab, wirft das erste dem Herrn, das zweyte der Frau zu, u. s. w. bis jedes versorgt ist.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Neu-Seeländer Kannibalen sind; dessenungeachtet aber halte ich doch dieses Volk für die Annahme des Religionsunterrichtes und einer Bekanntschaft mit den Künsten im Allgemeinen fähig. Sie sind sehr sinnreich und unternehmend, und zeigen eine erstaunliche Willigkeit sich belehren zu lassen. Ich besuchte nicht ein einziges Dorf, wo mich die vornehmsten Oberhäupter nicht ernstlich gebeten hätten, bey ihnen zu bleiben, und ich bin des Glaubens, daß Gott sie zur Annahme seines heilbringenden Evangeliums vorbereitet. — Folgendes erzählte mir Herr Marsden, während meines Aufenthaltes in Neu-Südwales: „Hinsichtlich der Sagen von dem Mond, habe ich folgendes vernommen: ich sprach eines Abends, während der Mond hell schien, mit einem Neu-Seeländer über die Schöpfung der Himmelskörper, zuletzt kamen wir auch auf den Mond zu reden. Er sagte mir, vor vielen Jahren habe ein Mann, Namens Rona auf Neu-Seeland gelebt, welcher in einer sehr finstern Nacht ausging, um Wasser zu holen, und sich zufällig am Fuß verwundete, und obgleich zur Zeit, wo Rona sich in diesem Zustande befand, weder Mond noch Sterne zu sehen war, und er sich so lahm fühlte, daß er nicht nach Hause gehen konnte, kam der Mond plötzlich auf ihn los. Rona hielt sich an einem Baume fest, aber vergebens, denn der Mond nahm ihn sammt dem Baume hinweg! und nun glauben sie, er befinde sich bis zu dieser Stunde auf diesem Gestirn."

Die Neu-Seeländer glauben, daß alle ihre Genüsse und Freuden von der Gunst des Atua (ihr höchster Gott) kommen. Sie glauben auch, daß er ihnen Gutes thun werde, wenn sie gut sind. Sie halten dafür, daß einem Räuber oder sonstigen bösen Menschen die Kartoffeln nicht gerathen, daß ihm der Fischfang nicht gelinge, und daß auch sein Weib und seine Kinder schlecht fern werden. — Herr Marsden erzählte mir auch, ein Neu-Seeländer habe zu ihm mit großer Bekümmerniß gesagt, die Neu-Seeländer wüßten nicht den Sonntag zu halten; sobald er aber zurückkehren würde, wolle er ihn halten, und bat mich, ich möchte ihm im Port Jackson eine Fahne kaufen, die er am Sonntag Morgen aufstecken wolle, um den Leuten wissen zu lassen, daß es Sonntag sey. Sie würden ihn schon früher gefeyert haben, setzte er hinzu, wenn sie gewußt hätten, wie.

Klara oder die Erscheinung im Klostergrunde.

(Fortsetzung.)

Einige Minuten, vom ermüdenden Bergsteigen sich erholend, stand Schönau still und betrachtete mit Ehrfurcht den ehrwürdigen Baum, der vielleicht schon ein Jahrtausend zählte, der schon der Geschlechter so viele erscheinen und verschwinden sah.

Alle die bunten Bilder der ergötzlichen Mährchen seiner Kindheit von Elfen und Elfenköniginnen umgaukelten jetzt seine innern und äußern Sinne; da weckte ihn plötzlich ein auffallendes Gezwitscher vielstimmiger Vogelkehlen aus seinen Träumereyen.

Es war im nahen Gebüsche, — dort, so ahnete er, müsse er finden, was er wünsche. — Schnell drang er hinein, die Ursache jenes Geräusches zu erforschen, und — wer mahlt seine Freude und seinen Schreck! — vor ihm stand, einen Vogel auf ihrer Hand haltend — die weiße Jungfrau!

Schlanker war ihr Wuchs und höher ihre Haltung, strahlender ihr Auge und schöner aufgeblüht die Rosen ihrer Wangen; aber sie war es, die in seinem Herzen lebte, zu tief war ihr Bild in sein Gedächtniß geprägt, um einen Augenblick zu zweifeln.

Ein seliger Augenblick! Liebend schauten die Beyden einander in die wonnetrunkenen Augen, und schon wollte der entzückte Schönau den Mund zur Rede öffnen, obgleich es ihm fast an Muth dazu gebrach, da erscholl das bedeutungsvolle Klara! Klara! und — im Hui entflog Vogel und Jungfrau.

Im selbigen Augenblicke ertönte auf der jenseitigen Höhe ein Posthorn, das verabredete Zeichen, daß der Wagen oben sey und ihn erwarte.

Wie einem Schiffbrüchigen zu Muthe seyn muß, der nach unendlichen Anstrengungen schwimmend das sichere Ufer erreichte, und — zurück geschleudert von einer grausamen Welle ins offene Meer, sich neuen Leiden und Kämpfen preiß gegeben sieht, so war jezt Schönau zu Muthe. Die Pflicht rief, und betäubt eilte er quer durchs Gebüsch der Gegend zu, von wo der Schall des Horns gekommen war. Ein kleiner offener Rasenplatz umfing ihn jezt, — da umflatterte ihn plötzlich ein Schwarm sich in die Höhe erhebender Vögel, und fast zu gleicher Zeit donnerte ihm von einer entgegengesezten Seite des Gebüsches eine polternde Männerstimme nach, die, wie er im Fluge bemerkte, einem alten daher eilenden Jäger anzugehören schien.

Schönau achtete so wenig auf das Eine wie auf das Andere, denn schon machte er sich heftige Vorwürfe, durch sein längeres Verweilen seiner Pflicht zuwider gehandelt zu haben. Dem kühnsten Gemsenjäger gleich, flog er mit Pfeilesschnelle über Höhen und Abgründe den steilen Felsenpfad hinab und hinan. Nur einmal wagte er es sich umzusehen, da erblickte er am jenseitigen Waldessaum, von wo er gekommen, auf einer grünen sanften Anhöhe stehend, von den Strahlen der scheidenden Abendsonne wundersam beleuchtet, — die weiße Jungfrau! —

Es schien Schönau, als habe sie die Arme nach ihm ausgebreitet, da übermannte ihn seine Rührung und Liebe, und auch er breitete, den fliehenden Fuß hemmend, die seinigen nach ihr aus. Aber eine aus dem Thale aufsteigende Nebelwolke umhüllte sie, und entzog sie seinen Blicken.

Ein zweyter Stoß des Posthorns entriß ihn aus seiner abermaligen Betäubung, und in wenigen Minuten saß er wieder im Wagen, und rollte nun unaufhaltsam ins flache Land hinab, aus dessen unabsehlicher Ebene ihm schon die fernen Thurmspitzen der Residenz entgegen blinkten.

Von der Gemüthsstimmung Schönaus und seinen Träumereyen in dem einsamen Wagen schweige die Erzählung, — umsonst versucht es die Feder, solche Empfindungen zu mahlen.

Der Weg [redacted] schnell zurückgelegt und mit gleicher Schnelligkeit der ersehnte Arzt der leidenden Gräfinn zugeführt. Seine Hülfe kam nicht zu spät, aber nur langsam genesete die Kranke, ein milderes Klima konnte ihr die Gesundheit wieder geben; es ward daher beschlossen, das freundliche Lindenhayn auf einige Jahre zu verlassen, und den dasigen Aufenthalt mit dem südlichen Frankreich zu vertauschen.

Ein Donnerschlag aus wolkenleerer Luft kann den sichern Wanderer nicht so erschrecken, als dieser Entschluß den armen Schönau erschreckte. Jezt musste er die süße Hoffnung ganz aufgeben, seine Unbekannte je wieder zu sehen und den Schleyer des Geheimnisses zu lüften, der sie umhüllte.

Was vermag aber der Sterbliche gegen sein Schicksal? Seine Verhältnisse reißen ihn fort. —

Zwey Jahre hatte die Familie Lindenhayn in Frankreich verlebt, da erlaubten die wiedergekehrten Kräfte der neuerblüheten Gräfinn, zurückzukehren ins geliebte Vaterland. War auch Lindenhayns Klima weniger schön, als jenes von Montpellier, so schlugen ihnen dort doch deutsche Herzen entgegen. Welche Empfindungen Schönau durchdrangen, als er die ersten Gebirge Deutschlands von den Vogesen herab erblickte, als sein Fuß bey Straßburg die Brücke des lieben deutschen Rheins betrat, spricht keine Zunge und mahlt keine Feder. Mit der glühendsten Liebe hing er stets an seinem deutschen Vaterlande, und recht sehnsüchtig hatte er oft an die Heimath, an Lindenhayns freundliche Fluren, an Wolfseggs waldige Gebirge und alle die Freunde daheim gedacht, wenn sein Ohr überall, wohin er ging, die fremde nicht befreundete Mundart vernahm, die ihm nicht zum Herzen drang.

„Jauchze, mein lieber Ferdinand!“ — schrieb er an seinen theuern Freund Tiefenbach, — „jauchze! Wir kehren zurück aus dem Lande, wo die Natur ihre Gaben zwar in überschwenglicher Fülle ausstreute, aber den Bewohnern die gutmüthliche Herzlichkeit versagte, die sie dem Deutschen gab. Wie werden unsere Herzen einander entgegen schlagen nach so langer Trennung! — O, daß ich schon in deinen Armen läge! — Aber Geduld! Wir kommen, bald, bald!

Dein Gustav.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin den 24. Mai.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen.“

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Olympia! große Oper! Spontini! Tout est dit. Mad. Neumann aus Carlsruhe, charmante Person.“ (Auch tout est dit?) „Siehe die Beylage aus dem N“

Daraus ist nicht viel weiter zu ersehen, als welche Gastrollen diese Schauspielerin in B gespielt hat; es ist nämlich ein, aus der Löschpapiernen geschnittenes, Abschieds-Carmen an dieselbe, welches so lautet:

O, wenn Sie hier doch bliebe!
Die rosige Susett',
Die Evoli voll Liebe,
Die gute Margareth'!
Die rührende Louise, —
Noch ist mein Auge naß —
Und auf der Vogelwiese (!)
Das muntre Lottchen, das;

Die kluge und die feine,
Die wig'ge Iſabell,
Der Benjamin, der Kleine,
Vom Hauſe Iſrael!
Die Schottſche Königinne, (!)
Nie war Sie reizender,
So fromm und doch voll Minne,
Ach! wär' ich Mortimer! (!)

(Die parentheſirten Ausrufungszeichen hat der Kurze mit Rothſtift an den Rand geſchrieben; aber das lezte, bey Mortimer, liegt faſt horizontal, wie ein Gedankenſtrich, welches der Setzer nicht gut wird ausführen können. Der Kurze muß bedenken, daß die Schriftgießereyen auf ſeine Hieroglyphik nicht eingerichtet ſind.)

O, wenn Sie hier doch bliebe,
So ruf' ich noch einmal, —
Dann hochbegeiſtert ſchriebe
Ich Verſe ohne Zahl.

(Anm. des Kurzen: „Gottlos alſo, daß ſie fort iſt.")

Ja würd'ger Sie zu loben,
Würd' ich zum Muſen-Chef
Statt des Apollo erhoben,

(Anm. d. K.: „Von wem denn?")

Doch immer Ihr eſſ eſſ.

(Anm. d. K.: „Mit dem Umlaut doch wohl?")

Wenn die genannte Schauſpielerin als Eboli, als Margarethe in den Hageſtolzen und als ſchottiſche Königinne in B. gefallen hat; ſo hat ſie wirklich ein geiſtreicheres Lobgedicht verdient. Das will der K. vermuthlich ſagen.

Brief des Dramaturgen Sauerampfer.

„Uebermorgen endlich wird das neue Schauſpielhaus eröffnet. Ich werde ſobald nicht hingehen; denn man riskirt verhaftet und polizeylich beſtraft zu werden, wenn man die rechten Aus- und Eingänge nicht trifft, und ich habe keine Luſt, dem Bauriſſe gegenüber das diesfallſige Reglement zu ſtudieren." (Ordnung muß ſeyn in der Welt, und es iſt beſſer, daß ein hypochondriſcher Dramaturg zu Hauſe bleibt, als daß ein Paar Dutzend Berliner Etourdis gerädert werden.) „Die Eröffnung, leſ' ich, wird mit Goethe's Iphigenia auf Tauris gefeyert; ich meyne, dieſe Ehre hätte Schillern gebührt, theils weil er der dramatiſchen Kunſt mehr geweſen." (non liquet) „theils weil er todt iſt." (Darauf hätt' ein recht feiner Feſtſpiel-Takt allerdings Rückſicht nehmen mögen; aber der Herr Feſtgeber iſt ein Hofmann, und Hofleute halten es mit den Lebenden: denn von den Todten — was man auch zu ihrer Ehre thun mag — man bekommt von ihnen keine Komplimente zurück. Ueberdieß — der Regiſſeur, Herr Wolff, und ſeine Gattin, ſind Goethe's dankbare Schüler, haben dieſes, blos für ein ſehr gebildetes Publikum berechnete Stück, aus Goethe's Munde in ſich aufgenommen, und es iſt ihrer ausgezeichneten Geſchicklichkeit im Moderatiſtiſchen der Theaterkunſt gelungen, das Theater-Publikum dieſer Dichtung in Berlin anſehnlich zu vermehren, und für die Wirkungen der Redekunſt auf der Bühne empfänglicher zu machen. Beyde haben die Hauptrollen in dieſem Stücke, und es heißt nicht ſowol Goethen, als dieſes ausgeſuchte Publikum ehren, wenn man es durch die Wahl dieſes Drama zuerſt in das neue Haus ladet.) „Alſo, mein Allerwerthester, haben Sie ſich denn doch wohl ein wenig lächerlich gemacht, indem Sie in den Fatis libelli der Albaneſerin geäußert, daß Sie die vom Herrn General-Intendanten Ihnen zugedachte Ehre, das Haus mit der Albaneſerin eingeweiht zu ſehen, ausgeſchlagen hätten: es iſt dem Herrn Gen. Int. niemals im Ernſt eingefallen, das auszuführen." (Das dacht' ich eben auch, und hätte mitmin ſchon darum das ſchmeichleriſche Anerbieten ablehnen müſſen, um nicht am End' als chevalier Dupé zu figuriren. Aber Herr Sauerampfer verdrehet meine Worte. Sie lauten S. 248 ſo: „„nachdem ich die von dem Herrn General-Intendanten mir zugedachte Ehre, damit die tragiſchen Darſtellungen in dem neuerbauten Schauſpielhauſe eröffnet zu ſehen, abgelehnt hatte."" Der Herr General-Intendant ſchien nämlich zur Zeit ſeines ſchmeichelhaften Anerbietens nicht geneigt, der tragiſchen Muſe den Vortritt bey der Einweihung des neuen Tempels zu geſtatten, und iſt es auch wohl noch nicht: er hält vielleicht Goethe's Iphigenia auf Tauris für ein Auskunftsmittel, weil Goethe der Affichen-Terminologie nachgehend, das Gedicht ein Schauſpiel genannt hat, ob wohl es eben ſo gut eine Tragödie iſt, als ſein Euripideiſches Vorbild, Racine's Berenice, Calderons Leben ein Traum u. a. m. Von der Eröffnung des Hauſes mit der Albaneſerin konnte daher nie die Rede ſeyn; aber auch zur Eröffnung der tragiſchen Darſtellungen mußt' ich ſie widerrathen: denn ſie war neu und von den Brockhäuslern invisis geſchmäht; ſie hat keinen Prunk, wohl aber mancherley Nüſſe, die ſelbſt für die beſten Wolfszähne ſchwer zu knacken ſind, und da ich wußte, wie wenig das Stück — und ſein Verfaſſer — nach dem Geſchmacke der Schauſpieler war, die es über ein Jahr lang hatten liegen laſſen; ſo war es leicht voraus zu ſehen, daß es demſelben auf der Berliner Bühne, in der Packpapiernen, im Geſellſchafter für Geiſt und Herz, und bey Luther et Wegner nicht beſſer gehen würde, als mir überrumpt. Das war auf jeden Fall meine Schuld — man kann hier den Accent nach Belieben auf Beywort oder Hauptwort legen — und jene Ehre würde nur die Zahl meiner Brockhäusler vermehrt haben, darum bat' ich ſie dankbar abgelehnt, und bin dadurch ein ganzes Jahr früher aus der Sache gekommen.) „Voraus wird ein Prolog, ein Was wir bringen, von Goethe gehen. Gott, wenn doch G., der Dichter, keine Gelegenheitsgedichte mehr ſchriebe!" (Er iſt ein Hofmann, da läßt ſich das nicht immer vermeiden.) „Und hinterher — was ſagen Sie? — hinter der Iphigenia ein Ballet!" (Warum denn nicht? Terpſychore iſt doch auch eine Muſe.) „Den nächſten Tag Iffland's Jäger! Und dabey proklamirt man privatim, daß nun eine ganz neue Epoche für die dramatiſche Kunſt beginnen ſoll!" (Das Neue wird am beſten auf das Alte gebaut, das gibt hiſtoriſche Begründung.) „Und wenn wir die Batterie noch eine Diorama lang ſpielen laſſen; es bleibt doch alles, wie zuvor. Ich werde deſertiren."

Der Dramaturg warte nur noch, bis ich mit dieſem Bericht — es iſt wirklich gerade der 60ſte — fertig bin, vielleicht deſertir' ich dann mit.

Brief der konſtitutionell-geſinnten Dame.

„Gott der Gerechte! was iſt das für eine Verfaſſung! Stellen Sie ſich vor: das Haus wird eingeweiht, und ich kriege kein Billet. Der Aeſthetiſche iſt von Pontius zu Pilatus gelaufen, alles umſonſt! alles weg! Nun, ich will mich rächen, ich will kritiſiren, ich will keinen guten Biſſen an der ganzen Sache laſſen. Iphigenia? Langweiliges Stück! Die ganze Kataſtrophe beſteht in einem Abſchiede! Oh, das haben wir in Wolfs Pflicht um Pflicht viel beſſer! Und die erſte Tragödie ſoll das Bild ſeyn? So haben Sie wenigſtens einmal geſchrieben. Das hab' ich mir gedacht, das iſt alles nicht motivirt, nicht wahrſcheinlich, nicht klar, ob die blinde Camille am Ende wieder ſehend wird, oder mondſüchtig, clair-voyante, das kritiſir' ich alles in tauſend Stücke. Laß nur den 24. Junius kommen!"

Wenn ich dann etwa mit dem Dramaturgen deſertirt ſeyn ſollte, (ſ. oben); ſo kann die Dame die Batterie kommandiren. Sie iſt zur Theaterrecenſentin geboren. Müllner.

Nr. 50.

Literatur-Blatt.

Freitag den 22. Juni 1821.

Die Leipziger Büchermesse.
Ostern 1821.
Erste Uebersicht. Was meist Alle angeht.
(Fortsetzung.)

Vom deutschen Bunde handeln 10 Schriften, von welchen bemerklich zu machen seyn dürften: „die Quellen des öffentlichen Rechts der d. Bundesstaaten" (Carlsruhe b. Marx); L. v. Dresch „öff. R. des d. Bundes, erste Forts." (Tübingen b. Osiander); und J. P. v. Seusburg „Beyträge zur Purificirung der Art. 14 und 16 der d. Bundesakte" (Carlsruhe b. Müller).

Auf das deutsche Verfassungswesen überhaupt beziehen sich: C. v. Altrok „Versuch zu einer veränderten Staatseinrichtung in Versammlung der Landstände" (Lpz. b. Lauffer); C. D. Voß neu begonnenes „Archiv der landständischen Verhandlungen und Angelegenheiten der d. Bundesstaaten" (Darmstadt b. Leske), welches von einem wackeren Herausgeber im südlichen D. fortgesezt zu werden verdient; und Widemann „der Staatsbürger, eine Zeitschr. f. das constitutionelle Deutschland"; B. 2. u. 3. — Von einzelnen Staaten können eigentlich nur die südlichen und Sachsen und Hannover (was aber dießmal leer ausgeht) Antheil an der, aus 58 Art. bestehenden Litteratur haben. Doch erfreuet sich Oesterreich Eines Artikels, indem L. v. Fillenbaum „über die Verfassung und Geschichte der Niederösterreichischen Herren Stände nach ihrer Wiederherstellung 1790" (Altenb. b. Hahn) geschrieben hat. In Preußen lassen sich Vorbedeutungen in 12 Art. wahrnehmen; hoffentlich in L. A. Kähler's „Preussens Größe" Königsb. b. Univ. B.); ganz bestimmt in Benzenberg's „Versuch über die Staatsverwaltung des Fürsten Hardenberg" und sowol im „Antibenzenberg" (Jena b. Schreiber), als in C. v. Bülow Fortsetzung von „Ein Punkt aufs I" (Berlin b. Trautwein); und am merklichsten in den öffentlichen Aeußerungen über Pr. Geldhaushalt (B. b. Flittner) und über Vereinfachung der Verwaltung (das.), so wie in der 2ten Aufl. der Sammlung der Gesetze über die bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse und in 5 Anweisungen zur Communal-Verwaltung. Auch hat wohl ein vor Kurzem in Schlesien errichteter Verein der Edeln und Gutsbesitzer, welche einige Mißtrauische für eine stille Nachbildung der Kette haben halten wollen, keine andere Absicht, als der wohlmeinenden Regierung bey Einführung zeitgemäßer Einrichtungen die gehörige Unterstützung zu gewähren. — In Sachsen sind 3 fromme Wünsche in den Buchhandel gekommen. — Von ständischen Verhandlungen sind gedruckt: die Weimarischen 1820 und 1821, die Baierschen, amtlich Heft 41. 42; die Würtembergischen, der Kammer der Abgeordneten amtlich herausg. v. Prälaten Schmid, 1820 H. 9—15, 1821 H. 1—3; und der Standesherrn amtl. Herausg. v. Gr. Waldeck, 1820 H. 5.; die Badenschen, amtl. v. beyden Kammern 1820; die Darmstädtischen amtl. 1820 und 1821 H. 3—13. — Außerdem kommen auf Baiern 7 Schr. dieses Inhaltes, darunter Constitutionsalmanache Jahrg. 1 u. 2 zu Augsburg und Landshut; auf Würtemberg 16; Bemerkungen „über das Kirchengut" von C. F. Georgii; über die höheren Kreiskollegien; über die Gensd'armerie; über das Kriegswesen und die Rekruten-Aushebung; auf Baden 5, meist die Verwaltung betr.; auf Darmstadt 4. —

Das Unterrichtswesen betreffen weit über 200 Artikel, viele von allgemeiner Wichtigkeit und bleibendem Werthe, viele den Bedürfnissen der Zeit und des Ortes entsprechend; fast alle deutsche Staaten wetteifern in diesem Theile der schriftstellerischen Thätigkeit; nur Oesterreich bleibt etwas zurück und beschränkt sich auf Mechanismus und technische Fertigkeiten. F. W. A. Fröbel (Erfurt b. Müller) und G. L. Schneider (Mainz b. Kupferberg) dringen auf allgemeine Volksbildung als Grundbedingung der Staatswohlfahrt und J. Falk weiset hin auf „das Eine, was unseren Gymnasien und Volksschulen in ihrem jetzigen Zustande Noth thut" (Lpz. bey Vogel). F. Wachter will in „Otfried und Reygau, einem scherzhaft-ernsten Gemälde" (Neustadt b. Wagner) über Wesen, Hülfsmittel und Nothwendigkeit volksmäßiger Bildung belehren. — A. Engelbrecht theilet „pädagogische Aufsätze" (Landsh. b. Krüll); W. C. Köhnke „Erfahrungen und Ansichten, das Schul- und Erziehungs-Wesen betr." (Hamb. b. Perthes); G. Mauer Betrachtungen über „die allgem. Hauptfehler und hervorstechenden guten Eigenschaften des Jugendalters" (Würzburg b. Stahel) mit. Zarnak hat „über Kinderfeste in öffentlichen Erziehungsanstalten" (Berl. b. Maurer) geschrieben. — Mit encyklopädischen Schulbüchern werden wir überaus freygebig versorgt; z. B. J. J. Wagner „System des Unterrichts oder Encyklopädie und Methodologie des gesammten Schulunterrichts" (Arau b. Sauerländer); „Wissenschaftlicher Hausbedarf für die Jugend" (Nürnb. b. Campe) 21 B. in 16; und ähnliche Schr. von J. C. F. Baumgarten (Lpz. b. Barth), von C. A. Werner (Nürnb. b. Bauer), u. 2; von Sickel (Magdeb. b. Rubach). — Ueber Unterricht der Taubstummen belehren J. L. Alle und H. Hauer.

Für Volksschulen ist Ueberfluß an Lehr- und Hülfsbüchern (gewiß 50) vorhanden. Von Vater Pestalozzi's Werken erscheinen B. 7 bis 9 und außerdem ein Aufsatz „über seine pädagogische Bestrebungen" und „Rede an sein Haus." — G. A. Gruner will „die Erziehungslehre mit besonderer Hinsicht auf Volksschulen" wissenschaftlich begründen (Jena b. Schmid) und J. R. Ris erörtert

im „Schulmeisterblatt“ (Bern b. Haller) H. 1 u. 2. den gegenseitigen Unterricht. — Unter den Elementar- und Methodenbüchern verdienen die von Graser 3te A., Kelber (Erlangen b. Heyder), Dinter, Demeter und Decker (Hamb. b. Perthes) ausgezeichnet zu werden.

Auf Gymnasien beziehen sich 16 Schr., von denen ausgehoben werden: Niemeyer „Bericht vom K. Pädagogium in Halle“; Linge „Denkschrift der Eröffnung des ev. Gymnasiums in Ratibor“ und die „Erneuerung des Gymnasiums in Erfurt“. Des edlen G. Ph. Funk und des früh verblüheten Ch. W. J. Mosche Schriften sind gesammelt und mit Lebensbeschreibungen der Vf. begleitet worden. Seebode krit. Bibliothek, wachsend an Gehalt und Theilnahme, wird fortgesezt; auch Krates, das schwache Prager Gymnasialblatt. Ob „die Bibliothek der Humanitätswissenschaften“ (Wien b. Doll), wovon B. 1 u. 2. Geschichte und Geographie enthaltend, als fertig angezeigt sind, dem weiter, als man vielleicht in Wien weiß, vorgeschrittenen Deutschlande zusaget, muß abgewartet werden.

Die 5 auf Universitäten sich beziehenden Art. sind: „Almanach der Univ. Göttingen auf 1821“ m. K. (Lüneb b. Herold); „Jahrbuch der Pr. Rhein-Univ.“ 1, 4; P. F. Kaunglesser „Pommersche Mittheilungen aus Greifswalde“; die Acta saec. und die Annales 1815—1818 der Univ. Gröningen. Die im vorigen Jahre erregte Hoffnung, ein allgemeines Jahrbuch der deutschen Universitäten von Tübingen aus zu erhalten, ist unerfüllt geblieben; und doch wäre ein solches jezt mehr als jemals Bedürfniß, um den besseren wissenschaftlich-kräftigen Geist der Lehrer und Studirenden zu beleben und zu stärken, die Abderitenstreiche, welche dem Vernehmen nach von einigen Altklugen und Zeitgerechten unternommen werden, an das Licht zu bringen, was diese Weisheit nicht vertragen kann, und die guten Schwachen gegen Verzagtheit und Ueberrumpelung zu verwahren, auch von Zeit zu Zeit dem wahrhaft Schlechten eine wohlverdiente Züchtigung zu bereiten und der Verbreitung aberwitziger Verleumdungen nachdrücklichst Einhalt zu thun.

Für körperliche Bildung ist nichts weiter geschehen, als daß v. Orelli „Stimmen über das Turnwesen“ zusammengestellt und Schreiner und v. Teneker Anweisungen zur Reitkunst herausgegeben haben. Von Fecht- und Tanzbüchern ist dießmal nichts wahrzunehmen.

Unter 38 Kinderschriften befinden sich einige von Houwald, Löhr, Wilmsen. — Von 29 Lesebüchern ist die „Reise eines Lehrers mit s. Zöglingen in Ifferten in einige romantische Gegenden der Schweiz“ B. 1. m. K. (München b. Fleischmann) auszuzeichnen; Von 9 Lesebüchern für Mädchen „der Lustgarten der Mägdlein“ 1 m. K. (Erlangen b. Palm). — A B C Bücher sind 13; Schreibbücher 11, darunter von Hennig ein Magazin der Schreibkunst. H. Leichtlen giebt „vollständ. Anweisung zur Geschwindschreibekunst“ (Freyburg b. Herder). —

Aus den folgenden Uebersichten wird hervorgehen, daß für alle Theile des Jugendunterrichtes in höheren und niederen Schulen viele Hülfsmittel hinzu gekommen sind; aber noch nie ist ein so reger Eifer für den Unterricht im Zeichnen sichtbar geworden, als jezt; 34 Art. beziehen sich darauf. Der Werth und die Folgen dieses Unterrichtsgegenstandes sind in einer geistreichen Einladungsschrift von C. Linge (Ratibor b. Jubr) einleuchtend anschaulich erörtert worden. Von den Hülfsbüchern scheinen folgende hervorzuheben zu seyn: C. Busfeld „Basis“ (Lpz. b. Gleditsch); Ramsauer „Zeichnungslehre“ 2 H. (Stuttg. b. Cotta); „Unterr. in der Linearzeichnung nach Francoeur“ (München b. Zeller); L. v. Quaglio „Unterricht in d. Figurenzeichnung“, „Studien nach Raphael“ und Musterblätter aller Art (b. dems.) u. andere (Berlin b. Wittich). Zum militärischen Zeichenunterrichte gehören 4 Artikel von Burg, Hoover und Netto.

Die deutsche Sprache wird fortwährend fleißig und auch nicht ohne bedeutenden wissenschaftlichen Gewinn bearbeitet. J. E. Kaindl will „die d. Spr. aus ihren Wurzeln“ ableiten B. 1. (Sulzbach b. Seidel); von J. G. Radlof's „Rustersaal aller d. Mundarten“ (Elberfeld b. Büschler) ist B. 1. als fertig angemeldet; J. A. Schmeller beschreibt „die Mundarten Baierns“ (Münch. b. Thienemann). — Sprachlehren sind 10; die Hartung'sche in 7r, die Reinbeck'sche in 4r, die Heinsius'sche in 3r Aufl.; Reinbeck giebt eine „Regellehre für die oberen Klassen der Gymnasien;“ Münch „Sprach und Denk-Uebungen in Vorlegeblättern“ (Lpz. b. Cnobloch) heraus. Lehrbücher von Dreesen, F. H. L. Matthäi, J. A. Wendel u. a. Bedauert muß werden, daß „Unterricht in der d. Spr., so weit er den richtigen Gebrauch der Genitive, Dative und Accusative zu den Eigenschafts-Verhältniß- und Zeitwörtern betrift oder richtiger Unterschied zwischen Ihnen und Sie, mir und mich, dir und dich, ihm und ihn, ihr und sie, dem und den“ (Lpz. b. Cnobloch) sich noch jezt für häufig nothwendig erklären kann. — Von der Rechtschreibung handeln 7 Schriften, unter welchen die von J. C. F. Baumgarten am meisten gebraucht zu werden scheinen; J. Wolf stellt ein „Lehrgebäude“ derselben auf. — Wörterbücher finden sich 4; der „Versuch“ eines größeren wird von Prag (b. Herrl) angekündigt. — Unter 10 Briefstellern mögen die längst bekannten von Moritz leicht die besseren und der Rumpf'sche brauchbar seyn.

Die altdeutsche Literatur hat sich manches trefflichen Zuwachses zu erfreuen. Von J. v. Laßberg wird unter der Aufschrift „Abnoba“ (Constanz b. Wallis) eine neue Zeitschrift für altd. Poesie, Geschichte und Kunst begonnen und ein „Liedersaal, Sammlung altd. Gedichte aus ungedruckten Quellen“ 4 B. gr. 8. (das.) herausgegeben — und daraus besonders abgedruckt das „Nibelungeliet“, dessen „Werth und Bedeutung“ von J. A. Wendel in Betrachtung gezogen worden ist, vermuthlich mit Rücksicht auf v. d. Hagen's frühere Schrift darüber v. d. Hagen und Primisser geben B. 2. des „Heldenbuches“ (B. b. Reimer); H. J. Mone den „Otnit“ (ebend.), E. v. Groote „Tristan“ B. 1. (ebend.) und von d. Hagen „Tristan und Isalde, aus einer Florentinischen Handschr.“ (Breslau b. Max); H. Schreiber „Veit Weber's Kriegs- und Siegeslieder“ (Freyburg b. Herder) heraus.

Von unsern deutschen Classikern erhalten wir: Goethe „Meister's Wanderjahre“ 1; „Kunst u. Alterthum“ 3, 1; „zur Naturwissenschaft“ 2, 1 (alle b. Cotta) und „Hermann und Dorothea“ N. A. m. K. (Braunschw. b. Vieweg); J. G. Hamann's „Schriften herausg. von Roth in 8 B.“ B. 1. (Berlin b. Reimer) u. Nürnb. b. Riegel); der Grafen Stolberg „Werke“ B. 1. 2. (Hamb. b. Perthes); Werke Wieland's B. 25—29, v. Thümmel's B. 4—6 und wiederholte Abdrücke von Lessing's Schr. 7. 8., von Klopstock's Oden und Lavater's Sprüchen.

Zur Poetik gehören 4 Art. Oehlenschläger schildert „die Dichter im Leben und ihrem Wesen“ (St. b. Cotta); Zauper entwickelt die „Grundzüge zu einer d. Poetik aus Goethes Werken“ (Wien); und für Schulen sind bestimmt „Grundlinien der Poetik) (München b. Lin-

dauer) und Heyse u. Sickel „Handbuch aller verschiedenen Dichtungsarten" B. 1. (Magdeb. b. Heinrichshofen).

Gedichte werden über 60 Art. seyn. Von F. Kind wird die „Muse" eine dichter. Monatschrift (Lpz. b. Göschen) herausgegeben. Sammlungen, meist zum gesellschaftlichen Gebrauche bestimmt, melden sich 10 an; nur 2 Almanache, der Nordische von Winfried und der Rheinisch-Westphälische von Raßmann. — Unter den übrigen Erscheinungen sollen die bedeutenderen bemerklich gemacht werden: Fr. Rückert „östliche Rosen" (Lpz. b. Brockhaus); H. Stillings Gedichte (Frankf. b. Hermann); v. Matthisson's G. Ausg. d. letzten Hand (Zürich b. Orell); Schmidt von Lübeck Lieder (Altona b. Hammerich); J. F. Jünger's G. herausg. v. J. G. Eck (Lpz. b. Kühn); Hebels herrliche Allemannische Ged. N. A. in's Hochdeutsche übertragen von Girardet, wobey doch viel eigenthümlich Schönes verwischt werden mußte; Grübel „G. in Nürnberger Mundart" 2 in 3r A.; zu wünschen ist, daß v. Alpen „Reursische G." (Aachen b. Mayer) und Döring's „G. in obersächs. Bauernmundart" sich diesen an die Seite stellen lassen. — Nicht unbeachtet werden bleiben Jf. Maus „lyrische G." (Mainz b. Kupferberg); G. Ch. Braun „Herrmann der Cherusker" 2te A.; F. de la Motte Fouqué, „Bertrand du Guesclin" Epos in 3 Thln. (Lpz. b. G. Fleischer); und die von demselben herausgegebenen Pape'schen G.; Th. Hell „Lyratöne" 2 B.; L. Tieck G. 2 B. u. a. — Fellinger, dessen G. 2 B. von Kumpf (in Klagenfurt) herausgegeben werden, wird für viele ein eben so unbekannter Name seyn, wie andere mehr, deren Blüthen, Kränze und Blätter hier ausgeboten werden. Bey Namegaunow „an die Aufklärung unserer Zeit" (Lpz. b. Hartmann) läßt sich manches denken, hoffen, besorgen, wovon vielleicht nichts verwirklicht wird. — Der Uebersetzungen mögen etwa ein Dutzend seyn; von Byron 3; von W. Scott 2, darunter „Burg Rokeby übers. v. A. Stork" 2 B. (Bremen b. Heyse). Aus der „Taschenbibliothek ausländischer Classiker in Uebers." B. 1 — 12 (Zwickau b. Schumann) sind Tasso's lyrische G. übers. v. C. Förster 2 Th. und Shakespear's Timon von G. Regis besonders abgedruckt; F. Dietz hat „altspanische Romanzen" (B. b. Reimer), übergetragen; der Vf. der Tunisias „Perlen der heiligen Vorzeit" (Wien b. Beck). v. d. Borg giebt B. 4 der „poetischen Erzeugnisse der Russen" heraus. Durch H. R. v. Schröter's „Finnische Runen" (Rostock b. Stiller) werden wir mit dem Finnischen Volksgesange auf eine anziehend lehrreiche Weise bekannt; dem Finnischen Texte ist eine treue deutsche Uebersetzung beygefügt; für diese Gabe werden Kunstfreunde und Sprachforscher gleich dankbar seyn.

Die deutsche Bühne wird mit 87 Art. bedacht, ohne dem Anschein nach beträchtlich reicher zu werden. Möge in Köchy „über die Bühne" (B. b. Dunker) und in den „Ideen über zweckmäßige Leitung eines deutschen Hoftheaters" (München b. Fleischmann) Beherzigenswerthes hell und kräftig ausgesprochen und, wenn es das ist, nicht tauben Ohren gepredigt seyn. A. Kuhn giebt eine „Zeitung für das Theater" als Begleiterin s. Freymüthigen, und G. F. Zimmermann monatlich „dramaturgische Blätter für Hamburg" heraus. Ueber die Albaneserin ist ein Sendschreiben J. Körner's an Müllner (Zwickau b. Schumann) und aus dem Hermes, der sich oft so vereinzelt und durch verstatteten Vorkauf selbst beeinträchtigt, eine besonders abgedruckte Beurtheilung erschienen. — Zur Bildung dramatischer Künstler können beytragen; Riccoboni und F. L. Schröder „Vorschriften über Schauspielkunst" (Lpz. b. Hartmann) und F. U. Ziegler „systematische Schauspielkunst" (Wien b. Pichler). Alle Kennzeichen kleinstädtisch-frazzenhafter dramaturgischer Verschrobenheit trägt der „kritische Potpourri mit allerley Lob- und Tadelblumen und untermischten Geisterstimmen: veranlaßt durch die Vorstellungen von S. Schröder auf der Bühne zu Breslau" (B. b. Schöne) schon am Aushängeschild. — Von 78 Schauspielen ist wenig zu sagen. Auf Auszeichnung haben einen bestimmteren Anspruch: die neue, vom Vater des Vf. besorgte Ausgabe von Th. Körner's „dramatischen Beyträgen" B. 1. 2. (Berlin b. Nicolai); Oehlenschläger's „Erik und Abel" und „Räuberburg" (b. Cotta); E. Raupach's „dramatische Dichtungen" 2te A. und „die Gefesselten" (Lpz. b. Enobloch). — Gutes wollen wir hoffen von Th. v. Haupt „Mechtilde", F. M. Birnbaum „die Wittelsbacher", E. v. Houwald's „Bild", „Heimkehr" und „Leuchtthurm", L. Hofacker „Walderich", J. Körner „Agnes Bernauer" und „Niobe", W. v. Schütz „dramatischen Wäldern" und W. v. Schütze „Karl der Kühne"; J. v. Auffenberg's „Flibustier" erscheinen in 3r A. und zugleich ein neues Trauerspiel „die Verbannten". — Für augenblickliche Erheiterung mögen Heigel's „dramatische Bagatellen", H. Clauren's, Jul. v. Voß und A. Bäuerle Possen nicht zu verschmähen seyn.

Der bildenden Kunst werden in 34 Art. einige treffliche Erwerbungen zu Theil. Mit Uebergehung der Verzeichnisse, der Abbildungen geistlicher und weltlicher Orden und der Preußischen Cavallerie verdienen allgemeinere Aufmerksamkeit: „Hans Sachs im Gewande seiner Zeit oder Gedichte dieses Meistersängers, wie sie zuerst auf einzelne, mit Holzschnitten verzierte Bogen gedruckt, unter dem deutschen Volke verbreitet worden sind, in 27 Originalholzschnitten" F. (Gotha b. Becker), ein überaus schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Kunst und der Reformation; Füßli „allgem. Künstlerlexikon" wird mit Abth. 12 des 2n B. geschlossen; ein „Künstlerlexikon von Bamberg" hat Jäck (Erlangen b. Palm) in 2 B. besorgt; die „Nürnberger Künstler" werden geschildert (N. b. Schrag), im 1ten H. Ad. Kraft. Von J. L. C. Kolbe „neuer Sammlung radirter Landschaften" erscheint Heft 4; G. Ch. Braun stellt „Bilder der Natur und des Menschenlebens" dar in 6 Ansichten und 8 Umrissen nach Raphael (Wießbaden b. Schellenberg). C. Haas fängt an „die Bilder aus der K. K. Gallerie in Belvedere" zu liefern. Aus der Zeller'schen Handlung in München erhalten wir: „Lithogr. Nachbildungen vorzüglicher Orginalgemälde" H. 1 — 4; „Original-Handzeichnungen" H. 5; „Landschaftliche Studien nach S. Prout." — „Ueber ein bisher unbekanntes Modell des Laokoon in Bronze." (Constanz b. Wallis) giebt von Fischheim Auskunft. Auch sind die lange vermißten „Etruriſchen Vasengemälde" von Tischbein (St. b. Cotta) erschienen.

Zur schönen Baukunst gehören 8 Art. Hirt erwirbt sich durch „Gesch. der Baukunst der Alten" B. 1. m. K. (B. b. Reimer) neues Verdienst. Mit freudigem Danke bewillkommen wir die erste Lief. von Boisserée „Dom von Cöln" (St. b. Cotta). Von G. Moller's „Denkmälern der deutschen Baukunst" (Darmstadt b. Lesle) beginnt mit H. 1. eine neue Folge und der 1ste Band mit 72 K. wird vollständig verkauft und verdient in viele Hände zu kommen. — E. v. Gemmingen erzählt „das Leben Heinr. Schickard's, Baumeisters von Herrenberg" (Tübing. b. Osiander.)

Unter den 22 hier aufgeführten Musikbüchern, denn von den Musikalien wird ein besonderes Meßverzeichniß ausgegeben, zeichnen wir aus: Fz. Stöpel's „allgem. Zeitung für Musik" (Berlin b. Christiani) und „Grundzüge der Gesch. des modernen Musik-Systems" (B. b. Duncker); G. Weber's „Theorie der Tonsetzkunst", beendet mit B. 3; Albrechtsberger's „Compositionskunst" 3te A.; Schreyer's „neue Generalbaßschule". P. Mortimer berichtet über den „Choralgesang zur Zeit der Reformation" 4 (B. b. Reimer). M. G. Fischer „Choralbuch" ist fertig geworden; W. A. Müller macht „Orgelstücke" bekannt (Altenburg b. Hahn) und erkläret sich zugleich über Orgelspiel. J. W. Fischer beschreibt „die große Orgel in der Maria Magdalena Kirche zu Breslau „und erzählt Etwas aus der Geschichte der Orgeln (Lpz. b. Barth). — In Chladni's „Beyträgen zur prakt. Akustik" (Lpz. b. Breitkopf) wird zum Bau des Claviccylinders und damit verwandter Instrumente Anleitung geben.

Zur deutschen Gelehrtengeschichte kommen 13 Art. hinzu. Meusel's „gelehrtes Deutschland des 19ten Jahrh." wird mit B. 6. und mit dem 15ten Nachtrag zur 4ten Ausg. fortgesetzt; einen Ergänzungsband zu „Otto Oberlausitzischem Schriftsteller- und Künstler-Lexikon" hat J. D. Schulz besorgt; Biederstedt hat ein „Lexikon der jetztlebenden Schriftsteller in Neu-Vor-Pommern und auf Rügen" zusammengetragen (Stalsund b. Löffler); von einer „Porträtsammlung Baierscher Gelehrten mit kurzen Lebensbeschreibungen wird H. 1. (München b. Zeller) ausgegeben. — Horn's „Umrisse zur Gesch. u. Kritik der schönen Lit. Deutschland's von 1790 bis 1818" werden zum 2mal aufgelegt und die Zusätze für die Besitzer der ersten Ausg. besonders abgedruckt. Weesenmaier's, gewiß genaue und möglichst vollständige „Litterärgeschichte der Briefsammlungen und einiger Schriften von Luther" (B. b. Reimer) kann als Vorbote einer kritischen Ausgabe der sämmtlichen Briefe des unsterblichen Reformators betrachtet werden, welche schon lange ersehnt worden ist; sie wird von de Wette veranstaltet und dieser hat auch das Weesenmaiersche Buch mit einer Vorrede begleitet. — H. A. Erhard beschreibt „Th. Körner's Leben und beurtheilt dessen Schriften" (Arnstadt b. Hildebrand.) — Von G. Ranner wird „die Nürnberger Stadtbibliothek beschrieben" (Nürnb. b. Lechner) und der Abdruck einer in derselben aufbewahrten altdeutschen Uebers. von dem Handbuche des heil. Augustinus als Beylage mitgetheilt.

Die Geschichte und Landeskunde Deutschlands erhält einen Zuwachs von mehr als 130, großen Theiles nicht unbedeutenden Artikeln; auffallend groß ist die Zahl einzelner Ortbeschreibungen und Ansichten; es sind deren über 30 erschienen. — Von den allgemeineren Schriften dürften bemerklich zu machen seyn: Engelmann's „Taschenbuch für Reisende durch Deutschland" (Frkf. b. Wilmans); Höck „Statistik der d. Bundesstaaten); Coulon „militärische Situationskarte vom südlichen D. in 20 Bl." (Stuttg. b. Cotta); v. Gerning „die Lahn-, Main- und Taunusgegenden"; A. Schreiber „Taschenbuch für Rhein-Reisende"; M. Thieme „Wanderungen dreyer Musensöhne an dem Rhein hinauf"; M. L. Müller „Flug von der Nordsee zum Montblanc durch Westphalen, Niederrhein, Schwaben, Schweiz und durch Baiern, Franken, Niedersachsen zurück" 2 Th. (Altona b. Hammerich). — C. H. Kruse eröffnet ein „Archiv für alte Geographie und Alterthümer der germanischen Völkerstämme" (Breslau b. Barth), welches nützlich werden kann, wenn es den reinen Ertrag einzelner mühsamer Forschungen sammelt und ohne lästigen Hypothesenprunk gediegen-urkundlichen Stoff zu geschichtlicher Verarbeitung darbietet. P. A. Pauli beschreibt „römische und deutsche Alterthümer am Rhein" 1. (Darmst. b. Leske); v. Reichenbach „die Merkwürdigkeiten kurmärkischer Alterthümer" (B. b. Maurer); W. C. Grimm wird seinen Scharfblick und die ihm eigenthümliche geistreiche Gelehrsamkeit in dem Gutachten „über Runensteine" (Gött. b. Dieterich) auf das neue bewährt haben. — Das gehaltvolle und große Erwartungen anregende „Archiv für ältere d. Geschichtskunde" wird mit B. 3. fortgesetzt; A. C. Wedekind's „Noten zu einigen Geschichtschreibern des d. Mittelalters" (Hamb. b. Perthes) sind als schätzbare Beylage zu diesem Archive anzusehen. — Des General v. Hammerstein und Geh. R. v. Hohenhaus Untersuchungen „über die wahre Ortsbestimmung der Hermannsschlacht" werden von Eichstädt (Altenb. b. Hahn) herausgegeben; J. A. Träger theilt „Ideen" mit zu einer künftigen Revision über das Alter Karls des Gr. und seiner ersten rechtmäßigen Vermählung mit Hildegard (Landshut b. Thomann). — Gen. Uslar erzählt in franz. Spr. die Geschichte des Schillschen Einfalls in das K. Westphalen 1809 (Hannover b. Hahn).

Oesterreich 19 Art.: „Gesch. u. Beschreib. der Gotteshäuser, Stifter und Klöster im Oest." 1. 2; J. A. Kanne „humoristisches Panorama von Wien" H. 1 — 6; v. Braune „Salzburg und Berchtesgaden" 2 B. m. K.; Csaplovics „topogr. statist. Archiv des K. Ungern" 1.; F. Melzer „Erzählungen aus der Geschichte der Magyaren" 1. und „der ungerische Cipser-Sachse" 2te A.; Schams „Beschr. v. Pesth". — Preussen 27 Art.: von der neuen Generalkarte (Halle b. Kümmel) Lief. 4.; Krug's „Wörterbuch umgearb. von A. A. Mützell" B. 1. (das.); „Amtliche Beyträge zur Statistik d. Pr. Mon."; C. F. Fischer „die Raubburgen und Ritterschlösser der Pr. Mon." 3 B. m. illum. K. (Breslau b. Schöne); Görlitz „das Pr. Schlesien" 1; „Reise auf der Insel Rügen" m. K. (B. b. Reimer); Pölitz „Umriß der Pr. Gesch."; Benzenberg's „Friedrich Wilhelm III." Die schätzbaren „Beytr. zur Kunde Pr." werden mit B. 4. fortgesetzt. Einzelnes betrifft Erfurt, Aachen, Coblenz. — Für Hannover ist Spiel's „vaterländ. Archiv" H. 1 — 4 wichtig. — Baiern 13: Monumenta boica B. 24; C. H. Lang „Ludwig der Gebartete von Ingolstadt" (Nürnb. b. Riegel); Gemeiner „Regenburgs Chronik 1430 bis 1496"; Zschocke Geschichtsbuch 1 in 2r. Aufl. — Würtemberg 7: Höck Statistik; Memminger Jahrbücher 4r. B.; Mauchart „kirchliche Geographie und Statistik" 1. (St. b. Cotta), Eisenbach „Beschreib. und Gesch. v. Tübingen" m. K.; C. L. Roth „Erinnerungen an die sittliche Wirksamkeit der verewigten Königin Katharina." — Baden 5: A. Schreiber „Handbuch für Reisende nach Baden, ins Murgthal und auf den Schwarzwald"; 2 Beschr. von Heidelberg; Dauber „Gesch. von Freyburg" und H. Schreiber „Beschr. des Freyburger Münster". — Sachsen 16 Art.: Beschreibungen des Amtes Camburg 2 B. 4.; von Chemnitz, Zittau, Querfurt, Gotha, Eisenach; H. v. Martius „Kloster Altenzell bey Nossen." Von dem Directorium diplomaticum Obersachsens ist B. 1. geschlossen und mit einem Register versehen; Erdstein's „numismatische Bruchstücke zur Sächsischen Gesch." werden mit H. 2. fortgesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Juni 1821.

Ach, Wahn lebt nicht blos im Gebild, im Sange!
Auch Furcht und Hoffnung täuschen! ihre Binde
Umstrickt mein Auge in des Lebens Gange.

Metastasio.

Klara oder die Erscheinung im Klostergrunde.

(Fortsetzung.)

Ferdinand von Tiefenbach hatte seinen Freund Gustav Schönau seit fünf Jahren nicht gesehen. Als beyde, von früher Jugend an unzertrennliche Freunde, die Universität verließen und noch einige frohe Wochen zusammen auf Tiefenbachs Gütern verlebt hatten, trat Ersterer seine Hofmeisterstelle im Hause des Grafen von Lindenbayn an, und Lezterer begab sich mit Julius von Hohenthal, der der Dritte im schönen Bunde der akademischen Freunde war, auf Reisen. Eben als diese vollendet waren und den lange getrennten Freunden die Freuden des Wiedersehens blüheten, musste Schönau die Familie, von der er nun schon längst als ein unzertrennliches Mitglied betrachtet wurde, nach Frankreich begleiten. Um so größer war ihre Sehnsucht, sich wiederzusehen, sich mitzutheilen die lange verhaltenen Empfindungen ihrer Herzen.

Tiefenbachs und Hohenthals Tage verschönten die Freuden der glücklichsten Ehen. Ersterer hatte erst seit einem Jahre seine liebenswürdige junge Gattinn heimgeführt, und genoß seit einigen Wochen auch schon Vaterfreuden; ihm fehlte also nichts an seinem Glücke, als die Gegenwart seines Freundes Schönau. Da kam Gustavs Brief und erfüllte ihn und sein ganzes Haus mit der lebhaftesten Freude.

Von Stund' an harrte in der Residenz des ankommenden Freundes ein Reitknecht mit zwey Pferden und einem Einladungsschreiben, welches die dringende Bitte enthielt, unverzüglich nach Moordorf, dem Rittersitze Tiefenbachs, zu eilen, einige Wochen dem Freunde zu schenken, und bey dem herannahenden Herbste die alten gewohnten Jagdfreuden mit ihm zu erneuern.

Gern hatte der Graf dem jungen wackern Manne diese Freude verwilligt, da ihn nothwendige Geschäfte überdieß einige Wochen mit seiner Familie in der Residenz zurück hielten, und — schon am nächsten Morgen nach seiner Ankunft saß Schönau zu Pferde, und trabte munter in die frische Morgenluft hinein.

Es fing bereits an, Abend zu werden, als Schönau am Eingange des Klostergrundes hielt, und durch die Erzählung des Reitknechts aus seinen Träumereyen geweckt wurde. Viele Bilder waren indeß an dem Spiegel seiner Seele vorübergeglitten, und in dem Strudel des Lebens manche Erinnerung der Vergangenheit verloren gegangen. Aber das Bild jener Erscheinung im Klostergrunde wich nie aus seiner Seele. Wenn er die Gegend heute nicht so schnell wieder erkannte, so kam es daher, daß er dieselbe von einer andern Seite her betrat, da ihn der der Gegend kundige Reitknecht überall die nächsten Wege und Fußpfade führte.

Die Erzählung desselben von der weissen Jungfrau, welche er nie so umständlich gehört hatte, und besonders seine eigene Verwebung in dieselbe, hatte doch einigen Eindruck auf Schönau gemacht, und nicht ganz ohne eine gewisse Bangigkeit ritt er in den tiefern dunkeln Hohlweg hinein, der zur Thalmühle und an ihr vorüber nach Ma-

rienrode führte. Die Schatten der Bäume vergrößerten ſich zu rieſigen Geſtalten, und oft täuſchte ſeine erhizte Einbildungskraft der eigene Schatten. Aber die bey ſeiner jetzigen Stimmung gefürchtete und doch auch erſehnte Erſcheinung ließ ſich heute nicht ſehen.

Die Sonne war bereits untergegangen, der Abend lagerte ſich über der Gegend, und noch einige Meilen entfernt war das Ziel der Reiſe.

Erſchöpft von dem angeſtrengten Ritte und der geſtern erſt beendigten langen Reiſe, hätte Schönau gern ein Nachtquartier auf dem nahegelegenen ſtattlichen Amthofe geſucht, wenn er hätte erwarten dürfen, eine gaſtliche Aufnahme zu finden. Aber, unbekannt mit den Bewohnern deſſelben, war er ſchon im Begriff, weiter zu reiten, als ihm aus dem hohen gewölbten Thore ein Diener entgegen trat, der die ſchon geſchloſſenen Flügel deſſelben auseinander ſchlug und den gnädigen Herrn mit tiefer Verbeugung erſuchte, einzutreten.

Schönau war ſchon gewohnt, in dieſen Gegenden des Wunderbaren und Seltſamen ſo Vieles zu treffen, daß er ſeines Erſtaunens über dieſes ungewöhnliche, ſeinen geheimſten Wünſchen entſprechende Zuvorkommen, bald Herr wurde.

Ohne Bedenken nahm er die Einladung an, und beſchloß, am andern Morgen frühzeitig ſeine Reiſe fortzuſetzen, wenn die Umſtände es ſonſt erlauben würden. Zwey andere Diener mit brennenden Lichtern traten ihm auf der breiten ſteinernen Treppe des großen Amthauſes entgegen, während ein dritter ihm das Pferd abnahm, und im Hintergrunde ein ſchon ältlicher Herr erſchien, ihn zu empfangen.

Dieß ging weiter, als Schönau begreifen konnte. Man ſchien ihn nicht allein längſt erwartet zu haben, ſondern auch einen vornehmen vielgeltenden Mann in ihm zu erblicken.

Der Amtsrath Golding, er war es ſelbſt, der Schönau empfing, erwiederte des Leztern Entſchuldigungen mit bedeutſamen Lächeln, und führte ihn mit zuvorkommender Artigkeit in den Speiſeſaal, wo eine kleine aber treffliche Abendmahlzeit bereitet ſtand, die eigends ſeiner zu warten ſchien.

Der Amtsrath, ein feiner gewandter Mann, wuſſte über Tiſch die Unterhaltung auf einen Gegenſtand zu lenken, der ihm ſehr am Herzen zu liegen ſchien. Er behauptete, die landesherrlichen Domainen und beſonders Marienrode ſtänden in ſo hohen Pachtpreiſen, daß den Beamten dadurch alle Gelegenheit benommen wäre, fürs allgemeine Wohl mehr Gutes zu wirken; indeß hoffe er doch, wenn ſeine bald abgelaufene Pachtzeit nur zu dem alten Preiſe erneuert würde, die Unterthanen des Amts durch ſichere Spekulation zu ſolchem Wohlſtande und die Landwirthſchaft auf ſolchen hohen Grad von Vollkommenheit zu bringen, daß die Landesregierung ſich überzeugen werde, nur im Großen ſey das Große ausführbar. Ueberhaupt ſuchte der alte Herr alle ſeine Beredſamkeit aufzubieten, ſeinem Gaſte zu beweiſen, daß eine Zerſtückelung der Aemter, namentlich des Kloſters Marienrode, wie die Regierung im Sinn zu haben ſchien, höchſt nachtheilig ſey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Etwas über England.

(Fortſetzung. M. ſ. N. 140.)

London iſt ein elender Ort im Winter. Der trübe Himmel, die ſchmuzigen Straßen — mit zwey Worten — Nebel und Unrath vereinigen ſich, allen Frohſinn zu verſcheuchen, und jenes ſelbſtmörderiſche Gefühl zu erzeugen, welches den Engländern beſonders eigen ſeyn ſoll. Von den Engländern ſelbſt aber wird ein Winter in London als der höchſte Erdengenuß betrachtet. Das gute Landvolk wird in dem Glauben erzogen, daß die Häuſer in der Hauptſtadt mit Pfannkuchen gedeckt, und die Straſſen mit Gold gepflaſtert ſind; und von ihren Dichterlingen wird ſie als der Himmel auf Erden geprieſen. Ich meines Theils muß geſtehen, daß ich dieſe Bewunderung nie theilen konnte; und während der lezten Monate dachte ich oft an eine humoriſtiſche Vergleichung zwiſchen dieſer Stadt und der Nachbarſchaft von Genf und dem Montblanc, die ich vor einigen Jahren in dem Stammbuch zu Chamouni ſah.

Die Engländer ſind, was man auch vom Gegentheil ſagen mag, ein wahrhaft loyales Volk. Es findet ſich ſehr wenig von unſerem republikaniſchen Geiſt unter ihnen. Die, man möchte ſagen, angeborene Neigung aller Stände ſich vor dem Reichthum, und noch mehr vor Rang zu beugen, hat mich oft in Erſtaunen geſezt. Sie haben nichts von dem Gleichheitsgefühl, welches in dem franzöſiſchen Charakter ſo ſehr auffällt, noch ſtärker aber ſich bey uns zeigt. In Amerika befolgen wir buchſtäblich den Ausſpruch: „nenne niemand Meiſter auf Erden.“ — und ſelbſt unſere häuslichen Gehülfen würden den Namen Diener mit Verachtung von ſich weiſen. Hier aber ſcheint man inſtinktmäßig geneigt zu ſeyn, diejenigen, welche, ohne irgend einen natürlichen Anſpruch auf Achtung durch ihre Talente und Tugenden zu beſitzen, ihre Erhöhung dem bloßen Zufall, der Geburt oder den Launen des Glücks zu verdanken hatten, mit beynahe ſklaviſcher Bewunderung zu betrachten. Man reiſe nur mit dem Poſtwagen durch England und ſehe, mit welcher Nachläſſigkeit und ſelbſt Verachtung man den Reiſenden überall behandelt, und trüge er des Fortunatus Börſe offen in der Hand, und obgleich man glauben ſollte, es ſey der Vortheil der Wirthe, Kellner und der ganzen Raſſe, welche von Reiſenden lebt, ge-

gen alle gleich höflich zu ſeyn, welche Geld zu verzehren haben, ſo würde man doch vergebens und um irgend einen Preis diejenige Höflichkeit und Aufmerkſamkeit ſuchen, welche einzig und allein für den Vornehmen aufbehalten ſind. Die Ankunft eines Wagens mit einer Adelskrone (Coronet) auf dem Schlage, ſezt alles in Bewegung, und ein jeder drängt ſich, dem großen Mann den Hof zu machen; und dieß nicht ſo ſehr um des erwarteten Vortheils willen, als aus angebornet Verehrung gegen hohen Rang, ein Gefühl, welches nur die Aufführung des Adels ſelbſt in dem Engländer dürfte zerſtören können.

Dieſen Abend ſah ich die Aufnahme des Königs im Drury-Lane-Schauſpielhaus. Es war ſein erſtes Erſcheinen an einem öffentlichen Beluſtigungsort ſeit dem Tode ſeines Vaters und der Rückkehr der Königinn. Jeder Sitz im Hauſe war vor der Oeffnung der Thüren beſtellt; die Schwierigkeit aber war an die vorausbezahlte Stelle zu gelangen. Das Gedränge war fürchterlich, und die Volksfluth, wie die Meereswogen nach dem Sturme, hin und her bewegt, riß einen jeden vorwärts und rückwärts, und machte alle perſönliche Anſtrengung unmöglich. Ein ſolcher Ellbogenkrieg und Gegeneinanderrennen iſt noch nie geſehen worden. Männer fielen in Ohnmacht, Weiber — welche das Gedränge immer am beſten aushalten — ſchrien; Verwirrung und ängſtliche Erwartung herrſchte überall. Endlich erſchien der König mit ſeinen Brüdern York und Clarence auf beyden Seiten. Das Beyfallgeräuſch, welches jezt, wie ein Donnerſchlag von allen Seiten zu gleicher Zeit losbrach, war in der That erhaben. Das Haus zitterte in ſeinen Grundfeſten, und man konnte ſich kaum der Furcht enthalten, daß die Pfeiler, welche die Logen ſtüzten, die Menſchenmaſſe in denſelben nicht dürften tragen können. — Einige wollen behaupten, man habe die Plätze mit ausſchließlich loyalen Perſonen angefüllt gehabt (pocked); dieß war aber wirklich unmöglich — die Logen waren augenſcheinlich ohne Auswahl von Perſonen aus allen Partheyen beſezt. Der Enthuſiasmus war indeſſen allgemein anſteckend; des Königs Name, welcher in dieſem Lande ein ſtarker Thurm iſt, durch die bezaubernde Gegenwart des Monarchen verſtärkt, brachte eine Begeiſterung für ihn hervor, welche ein Amerikaner kaum begreifen kann. God save the King wurde von der ganzen Truppe im Chor geſungen, und darauf die Oper Artaxerres aufgeführt. John Bull war aber zu ſehr bewegt, um ſich ruhig zu verhalten und ein beſtändiges Geräuſch machte es unmöglich, viel von dem erſten Aufzug zu hören. Sobald dieſer vollendet, ergoß ſich ein neuer Strom in die Logen, jeder leerſtehende Sitz ward voll, und die ungeheure Maſſe fing an etwas ſtille zu werden. — Jezt fing das Orcheſter an zu ſpielen, aber von allen Seiten hieß es Rule Britania! Dieſer Ruf blieb eine Zeitlang unbeachtet; zulezt aber ſtand der König nebſt allen Zuſchauern auf, und die Muſikanten gehorchten. Der Lärm aber war ſo groß, daß die Schauſpieler nicht zu wiſſen ſchienen, was vorging; denn als der Vorhang aufging, fing die Farce an. Das Geſchrey hinweg! hinweg! erſcholl jezt von allen Seiten; die Schauſpieler aber beharrten, ungeachtet des zunehmenden Sturmes. Zulezt trieb ſie eine Kanonade von Orangenſchaalen von der Bühne, und die Sänger, mit Braham an der Spitze, erſchienen aufs neue, und ſangen den Nationalgeſang, in deſſen Chor die Zuſchauer mit der höchſten Begeiſterung mit einfielen. Einige der Loyaliſten ſchienen jezt zu bemerken, daß ſie etwas zu weit gegangen, indem ihnen der Chor ein wenig zu radikaliſch klang. Es war indeſſen zu ſpät zum Umkehren; und in der That war es auch gut, daß der König ſahe, daß die loyalen Geſinnungen der Zuſchauer gegen ihn nicht von dem Ultra-Schlag waren, welcher ſeit Kurzem Mode geworden, ſondern vielmehr gemäßigt und von einer gleich ſtarken Liebe zur Freyheit begleitet, womit ein Engländer immer beſeelt zu ſeyn ſcheint, wenn er Rule Britania ſingt. Ich ſelbſt, als ein Amerikaner, muß bekennen, daß ich dieſen Geſang nie ohne einen heftigen Unwillen über den ſtolzen und tyranniſchen Geiſt, den er athmet, höre: Rule Britania, Britania rule the Waves,— For Britans never shall be slaves. — Hat man je einen größern Schnitzer gehört als in der lezten Strophe? Wenn das Wörtchen denn (for) ſtehen bleiben ſoll, ſo muß man, um dem Ding nur einigermaßen Sinn zu geben, leſen; denn England iſt entſchloſſen, die ganze Welt zu Sklaven zu machen; — Dieſe Lesart indeſſen, hoffe ich, wird von den Commentatoren auf unſerer Seite des atlantiſchen Meeres nie angenommen werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. Juni.

Schon wieder ein neues Theater in Paris! es heißt Panorama dramatique, und liegt auf den Boulevards, wo ſich deſſen einfache und geſchmackvolle Façade ſehr ſchön ausnimmt. So befinden ſich jezt in einem Raum von ſechszig Schritten drey Theater daſelbſt beyſammen; das Ambigu, das Gaieté-Theater und das neue, welches an der Stelle des ehemaligen Café d'Apollon, in welchem vor dem verzehrenden Publikum kleine Stücke aufgeführt wurden, angelegt worden iſt. Wahrſcheinlich hatte der Unternehmer nicht Fürſprache genug bey dem Miniſterium; denn es iſt ihm zur harten Pflicht aufgelegt worden, kein einziges andres Theater in Paris nachzuahmen; er kann deßhalb weder Luſt- noch Trauerſpiele, weder Ballete noch grauſende Melodramen, wie ſeine beyden Nachbarn, weder Vaudevilles noch Opern aufführen; was bleibt ihm alſo übrig? das beſchränkte Fach dramatiſcher Gemählde und Scenen, in welchem zwey Perſonen ſprechen können; alle übrigen müſſen ſtumm wie Fiſche bleiben. Ich habe ſchon neulich bemerkt, wie lächer-

sich mir diese, sich von Alters her schreibenden Beschränkungen vorkommen. Den Komponisten Champeins, Verfasser der Operette La Melomanie, habe ich erzählen hören, daß vor der Revolution, bey der sogenannten Comédie Italienne, welche französische Operetten aufführte, lange Zeit die Musik von italienischen Meistern herrühren musste. Hatte nun ein französischer Komponist eine Operette komponirt, so versteckte man seinen Namen in eine italienische Endung; aus des Hrn. Champeins Namen war bey einer solchen Gelegenheit ein Zambuccari oder ein sonstiger ächt wälscher Name geworden. Auch ein Pariser Journal spaßt über diese Einschränkungen der Ausübung der dramatischen Kunst; es versichert, eben jezt bekomme wiederum jemand die Erlaubniß, eine neue Bühne zu errichten, aber blos für ganz junge Schauspieler und Schauspielerinnen, oder eigentlich für Kinder; da nun das Alter nicht wohl zum Maaßstab dienen könne, weil dasselbe bey Frauenzimmern insbesondere oft schwer auszumitteln seye, so werde dem Unternehmer zur unabläßigen Bedingung gemacht, nur 3' 4'' hohe Schauspieler anzunehmen; alle, welche dieses Maaß überschritten, müßten unerbittlich abgewiesen werden. Die große Oper wird gegen die Mitte Sommers von ihrem neuen Gebäude Besiz nehmen, welches sehr prachtvoll ausgestattet worden ist, obschon es blos ein provisorischer Aufenthalt seyn wird, da späterhin ein noch schöneres Opernhaus erbaut werden soll, welches jedoch wohl einstweilen auf sich beruhen könnte. Nicht ohne Befremden hat man den Minister des Innern in der Deputirtenkammer neuen Zuschuß für den Opernbau fodern hören, unter der Angabe, als ob man sich bey dem ersten Kostenanschlage um drittehalb Millionen verrechnet habe. Hätte ein preußischer Calculator diesen Fehler begangen, so würden seine Obern wahrscheinlich nicht angestanden haben, ihm seinen Abschied zu geben; allein in einem Ministerium geht so etwas cum cæteris erroribus durch; auch wusste der Minister Gründe anzugeben, weßhalb die Baukosten die ursprüngliche Berechnung weit überstiegen; das Wasser in der Seine seye nicht hoch genug gewesen, um die Baumaterialien frühzeitig genug herbeyzuschaffen (!); dann werde so viel in Paris gebauet, daß die Baukosten beträchtlich im Preise stiegen. Ein Mitglied der rechten Seite der Kammer hat seine Verwunderung darüber ausgedrückt, wie ein Opernhaus in Zeit von wenig Monaten habe fix und fertig seyn können, indeß das Denkmal Ludwigs XVI., wozu schon vor sechs Jahren der erste Stein gelegt worden ist, um kein Haar vorgerückt ist. Der gute Mann hat wohl nicht bedacht, daß, wenn man sich nicht beeilt, ein Opernhaus zu bauen, man das gesammte Personale, das heißt über zweyhundert Künstler aller Art zu unterhalten habe, und daß es ferner der Regierung sehr erwünscht ist, wenn ein Opernhaus vorhanden ist, indem es Publikum und Journale beschäftiget, und deren Aufmerksamkeit zerstreuet, mithin von der Politik abzieht; das Denkmal Ludwigs XVI. ist nicht das einzige öffentliche Gebäude, welches in Stocken gerathen ist; die meisten auf Kosten der Regierung, das heißt der Nation errichteten Gebäude haben dasselbe Schicksal. Durch Bureau-Intriguen ist das schöne, während der Revolution errichtete Museum der französischen Alterthümer zerstört, und der so pittoresk angelegte Garten desselben verheert worden, um an der Stelle desselben eine Zeichnungsschule anzulegen. Im vorigen Jahre wurde der erste Stein dazu gelegt, und dabey wie gewöhnlich in sehr zierlichen Reden gesprochen; seitdem liegen die Bauten stille, und das dazu ausgesezte Geld ist, Gott weiß zu welchem andern Zwecke, verwendet worden. Darum hat der Minister des Innern recht, daß er behauptet, in Paris werde viel gebauet. Von allen Seiten sieht man vortreffliche Gebäude emporsteigen; seitdem im Innern der Stadt manche alte Häuser niedergerissen, Straßen und Plätze erweitert worden sind, bauet man in den Vorstädten sehr thätig, so daß Gegenden, die vor einigen Jahren fast ganz unbewohnt waren, jezt lange Reihen schöner Häuser darbieten. Auch aus dem ehemaligen Klostergrunde der Feuillantiner, wo noch vor zwölf Jahren kein Haus stand, wird jezt eine sehr volkreiche Straße mit Bogengängen zu beyden Seiten. Der Chateleiplatz war zuvor einer der häßlichsten öffentlichen Plätze; jezt wird er einer der prächtigsten; nur Schade, daß man zu den meisten öffentlichen Plätzen in Paris durch enge Gassen gelangt, so daß, wenn man sich auf diesen geräumigen Plätzen befindet, man in Versuchung gerathen sollte zu fragen, wie man wieder herauskommen soll. Eine eigne Anstalt, welche dem Frieden ihr Daseyn verdankt, ist das Hotel Meurice, welches das Absteigequartier der reichsten Engländer ist, die nach Paris kommen. Die Bewirthung geschieht hier auf englischem Fuße, und die Anstalt ist äußerst groß angelegt; dafür sind die Preise aber auch ganz englisch; es ist in dem Hause ein besondres Komptoir vorhanden, um die schriftlichen Geschäfte desselben zu besorgen; auch hat der Gastwirth Meurice ein Reglement drucken lassen, worin er die Preise jedweden Dinges bestimmt angibt, und den Gästen seine Verhaltungsbefehle ertheilt, unter diesen ist mir besonders ein §. aufgefallen, worin verboten wird, nach eingebrochener Dämmerung ein Frauenzimmer mit einer Schachtel oder mit einem Paquete zu einem Fremden hinauf zu lassen. Ich habe mich dabey der Stelle aus Yorits empfindsamen Reisen erinnert, worin er so launig erzählt, wie sein Pariser Gastwirth ihm die Miethe habe aufsagen wollen, weil er nach Sonnenuntergang die Kammerjungfer auf seinem Zimmer empfangen habe, und Yorik sich nicht genug habe wundern können, daß auf den Unterschied der Tageszeiten so viel in Paris gehalten werde.

(Die Fortsezung folgt.)

Seelbach bey Lahr im Breisgau 12. Juni.

Wenn der kaiserlich russische Herr Geheime Staatsrath Freyherr von Langsdorff, General-Konsul in Brasilien, die in diesem Blatt unterm 26. Mai dieses Jahrs gegen ihn erschienene beleidigende Ausfälle des Hrn. von Dem Busche in Leopoldinia, nicht sogleich rügt, so muß man dieß der Unmöglichkeit zuschreiben; indem sich derselbe derzeit in St. Petersburg befindet; wo er, laut öffentlichen Blättern, außerdem, daß Se. Maj. der Kaiser Alexander ihn seines Beyfalls wegen bisher geleisteter Dienste versicherte, auf das ehrenvollste empfangen, und auf das ausgezeichnetste behandelt wurde.

Bey seiner Zurückkunft wird er wohl nicht ermangeln, wenn er es anders der Mühe werth findet, jenen boshaften Verläumdungen eben so zu begegnen, so wie er früheren ähnlichen Personalitäten des Hrn. Freyreiß in Leopoldinia und des jungen Hrn. Heinrich Meidinger in Frankfurt am Main, bereits in seinen kürzlich in Druck erschienenen

„Bemerkungen über Brasilien begegnet ist.

Langsdorff.

Zweysilbige Charade.

Wer den Schaden hat, braucht nicht
Für mein Erstes lang zu sorgen;
Wenn am Zweiten es gebricht,
Woll' es nicht bey Dichtern borgen,
Denn uns Ganze wandern Myriaden
Ihrer Verse in den Bücherladen.

Ab.

Auflösung der Charade in Nro. 144.

Spiegelfechterey.

Nro. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Juni 1821.

Christum lieben, ist besser wie alles wissen.

Biblischer Spruch.

Die Weisen und die Leute. *)

Epimenides.

Kommt Brüder! sammlet euch im Hayn,
Schon drängt das Volk, es strömt herein,
Von Nord, Süd, West und Osten.
Sie möchten gern belehret seyn,
Doch soll's nicht Mühe kosten.
Ich bitt' euch, haltet euch bereit,
Ihm derb den Text zu lesen.

Die Leute.

Ihr Grillenfänger sollt uns heut
Zu Rede stehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklem Wesen.
Sagt! — Ist die Welt von Ewigkeit?

Anaxagoras.

Ich glaub' es: denn zu jeder Zeit
Wo sie noch nicht gewesen
Das wäre Schade gewesen.

Die Leute.

Doch, ob der Untergang ihr dräut?

Anaximenes.

Vermuthlich! doch mir ist's nicht Leid:
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

Die Leute.

Allein was ist Unendlichkeit?

Parmenides.

Wie kannst du so dich quälen!
Geh' in dich selbst! Entbehrst du drin
Unendlichkeit in Geist und Sinn,
So ist dir nicht zu helfen.

Die Leute.

Wo denken, und wie denken wir?

Diogenes.

So hört doch auf zu helfen! —
Der Denker denkt vom Huth zum Schuh.
Und ihm geräth, in Blitzes Nu,
Das Was, das Wie, das Beste.

Die Leute.

Hauf't wirklich eine Seel' in mir?

Mimnermus.

Das frage deine Gäste. —
Denn, siehst du, ich gestehe dir:
Das artige Wesen, das, entzückt,
Sich selbst und andere gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.

Liegt auch bey Nacht der Schlaf auf ihr?

Periander.

Kann sich von dir nicht trennen.
Es kommt auf dich du Körper an!
Hast du dir leiblich wohlgethan,
Wird sie erquicklich ruhen.

Die Leute.

Was ist der sogenannte Geist?

*) Aus dem so eben erscheinenden III. Bd. 1s Heft: Ueber Kunst und Alterthum, von Goethe.

Cleobulus.
Was man so Geist gewöhnlich heißt
Antwortet, aber fragt nicht.

Die Leute.
Erkläre mir was glücklich heißt?

Crates.
Das nackte Kind das sagt nicht;
Mit seinem Pfennig springt es fort,
Und kennt recht gut den Semmelort,
Ich meine des Beckers Laden.

Die Leute.
Sprich wer Unsterblichkeit beweist?

Aristipp.
Den rechten Lebensfaden
Spinnt einer der lebt und leben läßt,
Er drille zu, er zwirne fest,
Der liebe Gott wird weisen.

Die Leute.
Ist's besser thörig oder klug?

Demokrit.
Das läßt sich auch begreifen:
Hält sich der Narr für klug genug,
So gönnt es ihm der Weise.

Die Leute.
Herrscht Zufall bloß und Augentrug?

Epikur.
Ich bleib' in meinem Gleiße.
Den Zufall bändige zum Glück,
Ergötz' am Augentrug den Blick;
Hast Nutz und Spaß von beyden.

Die Leute.
Ist uns're Willensfreyheit Lug?

Zeno.
Es kommt drauf an zu wagen.
Nur halte deinen Willen fest,
Und gehst du auch zu Grund zuletzt,
So hat's nicht viel zu sagen.

Die Leute.
Kam ich als böse schon zur Welt?

Pelagius.
Man muß dich wohl ertragen.
Du brachtest aus der Mutter Schooß
Fürwahr ein unerträglich Loos;
Gar ungeschickt zu fragen.

Die Leute.
Ist Beßrungstrieb uns zugesellt?

Plato.
Wäre Beßrung nicht die Lust der Welt,
So würdest du nicht fragen.
Mit dir versuch' erst umzugehn,
Und kannst du dich nicht selbst verstehn,
So quäl' nicht and're Leute.

Die Leute.
Doch herrschen Eigennutz und Geld!

Epictet.
Laß ihnen doch die Beute!
Die Rechenpfennige der Welt
Mußt du ihr nicht beneiden.

Die Leute.
So sag', was uns mit Recht gefällt,
Eh wir auf immer scheiden?

Die Weisen.
Mein erst Gesetz ist, in der Welt
Die Frager zu vermeiden.

Etwas über England.

(Fortsetzung.)

Eine dumme Farce, genannt Wer ist Wer (Who is Who) folgte. Obgleich Georg I., das gerettete Venedig (Venice preserved) aufführen ließ, nicht um mit Jaffier und Belvedera zu weinen, sondern um über den närrischen Senator zu lachen; und obgleich Georg II. in Richard III., selbst als Garrick die Rolle des Richard spielte, den Lord Mayor für die unterhaltendste Person ansah, so haben sich doch die Zeiten ein wenig verändert, und Unsinn ist gewiß nicht mehr „ein Lieblingsgericht für Könige."

Den 8. Februar wurde Sir Francis Burdett vor den Gerichtshof der königlichen Bank (King's Bench) gebracht, um sein Urtheil zu erhalten. Man muß mit den englischen Gerichtshöfen eine Zeit lang vertraut gewesen seyn, um sich beym Anblick der Richter und Advokaten mit der Last von Puder und Locken auf den Köpfen, des Lachens zu enthalten. Und doch ist die Gewalt des Vorurtheils und der Einfluß der Gewohnheit so groß, daß die Engländer völlig überzeugt sind, der Richter würde sein Ansehen und der Bischof seine Würde verlieren, wenn man ihnen diese Ueberbleibsel des barbarischen Geschmacks voriger Zeiten entzöge. Indessen muß ich gestehen, daß ich noch nie von Jemand gesehen oder gehört habe, daß diese haarigen Ehrenzeichen ihn selbst mit Ehrfurcht erfüllen. Nein, ist immer die Antwort, solche Dinge müssen um des Eindrucks willen, den sie auf das Volk machen, beybehalten werden. Dieß ist einer der gewöhnlichsten Irrthümer des Stolzes, welcher sich einbildet, weiser als andere Menschen zu seyn. Die Wahrheit aber ist, daß niemand mehr durch diese Mummerey getäuscht wird, und das Volk gerade so viel davon hält, als die Vornehmen. Einige Abzeichen mögen vielleicht nöthig seyn, um einen Unterschied in Rang und Würde zu machen; diese Abzeichen aber sollten dann auch mit der Vernunft und der Natur übereinstimmen. Man sehe nur auf das graue Haar der Bischöfe von Irland, oder die schwarzen Locken des jetzigen Pabstes, und sage, ob eine Perrücke nothwendig sey, um ein ehrwürdigeres Ansehen zu geben. Waren die Richter in den Perrückenlosen Zeiten eines Thomas More und Matthias Hale, oder die Bischöfe aus den Zeiten Cranmers und Ridleys weniger geachtet, als sie es jetzt sind? Indessen finde ich doch die Perrücken der Richter lange nicht so lächerlich, als die der Bischöfe, welche Letztere die Quintessenz des Komischen darstel-

len, und wenn eine ſolche gar über einem blühenden Geſichte, ſchwarzen Augen und dicken ſchwarzen Augenbrauen ſitzt, kann man ſich gar des Lachens nicht enthalten. — Kehren wir aber von dieſer Abſchweifung zu den Geſchäften des Tages zurück.

Der Generalfiskal ſchloß eben ſeine Rede, als ich in den Gerichtsſaal trat. Die Richter berathſchlagten alsdann mit einander; aber wie es mir auffiel, hielten ſie ihre Berathung nicht mit dem gebührendſten Anſtand; denn während alle Gegenwärtigen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit das Reſultat ihrer Unterredung erwarteten, lächelten ſie unter einander, als ſey es die unterhaltendſte Sache in der Welt. Zulezt wandte ſich einer der Richter gegen Sir Francis Burdett und gab in einem gedämpften Ton den wichtigen Ausſpruch. Nachdem er ſich ziemlich lange über das Ungeheuere des Verbrechens verbreitet, ſchloß er mit dem drolligſten Anti climax, indem er dem Baronet zu der Bezahlung einer Buſſe von 2000 Pf. St. an den König, und zu einer — dreymonatlichen (!) Verwahrung in der Haft des Marſchalls der Marſchalſea verurtheilte. Jezt ſah man, was Ihre Herrlichkeiten ſo lächerlich gefunden, und das Gelächter ward ſogleich allgemein; während einige der Zuhörer, in ein unwillkührliches Beyfallrufen ausbrachen, welches der Richter aufs feyerlichſte mißbilligte, indem er ausrief, „dieß iſt äußerſt unanſtändig.“ Mir ſchien es, als ſey die Unanſtändigkeit nicht blos auf einer Seite. Wer konnte ſich des Lachens enthalten? Die Geſetze ſind, wie es ſcheint, wie die Spinnwebe, ſtark genug, um Fliegen zu fangen, die Weſpen und Horniſſe aber brechen hindurch. Wakefield, Cobbet, Hunt von Hampſtead und Hunt von Briſtol mit einem ganzen Neſt voll andern Geſindels werden in entfernte Gefängniſſe geſchickt, um Jahre dort zu ſchmachten; Sir Francis Burdett, der Baronet, aber wird auf drey Monate der Verwahrung des Marſchalls der Marſchalſea übergeben; d. h. er muß im Haus des Aufſehers der Kings-Bench wohnen, wo er es beynahe ſo bequem haben kann, als in ſeinem eigenen Hauſe in Piccadilly!

In Amerika erkennen wir kein Verbrechen, wie das, welches man hier ein politiſches Libell nennt; indem wir dafürhalten, daß eine Regierung, die auf die Liebe des Volkes gegründet, von ſolchen Angriffen nichts zu fürchten habe, — und die Erfahrung hat uns gelehrt, daß wir uns nicht geirrt. Bey uns alſo iſt die Preßfreyheit unbegränzt, und jedermann kann ſeine Geſinnungen ohne alle Furcht verbreiten, wie ſehr ſolche auch der Verwaltung oder ſelbſt der Verfaſſung entgegen ſeyn mögen. In England macht man auch auf dieſes Recht Anſpruch; da aber die ausübende Gewalt hier weit ſtärker iſt, als bey uns, und durch eine unwiderſtehliche Militairmacht unterſtüzt wird, ſo ſchreibt derjenige, welcher die Feder gegen die Herrſcher ergreift, mit einem Strick um den Hals. Wenn er die öffentlichen Maßregeln tadeln will, ohne ſich gegen die Libelgeſetze zu vergehen, ſo ſtehet er ungefähr in der Lage Shylocks, dem man zwar erlaubte ein Pfund Fleiſch auszuſchneiden, aber ohne bey der Operation einen Tropfen Blut zu vergießen. Ob Amerika oder England recht habe, will ich hier nicht erörtern. Wenn es aber wirklich ein ſolches Verbrechen geben ſoll, als ein Libell, und wenn es recht iſt, ſolches zu beſtrafen, wie es in dieſem Lande beſtraft worden, ſo gab es gewiß nie ein Libell, das die Strafe, ſeiner aufrühreriſchen und entflammenden Tendenz halber, in vollerem Maße verdiente als der Brief des Sir Francis Burdett. Aber — drey Monate! — Wer möchte nicht ein Baronet ſeyn wollen? —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Rom.

(Beſchluß.)

Am Charfreytage iſt alles aus der Kapelle entfernt, was nicht Zeichen der Trauer ausſpricht, die Kerzen ſind von gelbem Wachs und die Geiſtlichkeit erſcheint in Trauerkleidern zur heiligen Meſſe, die heute wie geſtern Vormittags neun Uhr beginnt, ohne Rauchwerk und ohne Lichter, um die Finſterniß zu bezeichnen, die herrſchte, während Chriſtus am Kreuze ſtarb. Die Meſſe beginnt mit dem Propheten Hoſea, deſſen Worte von dem Singchor geſungen werden. Dann folgen mehrere Canti firmi mit der größten Würde und Einfachheit vierſtimmig geſungen, dann wird anſtatt der Epiſtel im zweyten Buch Moſe geleſen, darauf die Paſſion nach dem Evangelium Johannis, weil dieſer Lieblung Jeſu allein ſeinem Herrn und Meiſter bis in den Tod an der Seite blieb. Die Ausführung iſt die nämliche, wie am Palmſonntage. Nach den Worten: „Und er neigete das Haupt und verſchied.“ fällt die ganze Verſammlung abermals auf die Knie, wo ſie länger verweilt als die vorigen Male. — Nach Verleſung des Evangeliums hält einer aus der Geſellſchaft Jeſu (?) eine Rede, nach deren Beendigung der Pabſt durch eben denſelben Redner allen Gegenwärtigen einen Ablaß auf dreyßig Jahr und vierzig Tagen verkündiget, mit der Aufforderung, für ſeinen Staat und die Mutterkirche zu beten. Nachdem werden achtzehn Gebete geſagt, für die Kirche, die Geiſtlichkeit, die Juden, Ketzer, Heiden ꝛc. nach Beendigung jedes Gebetes werden die Knie gebeuget, mit Ausnahme deſſen für die Juden, aus Urſach, weil dieſelben Jeſum Chriſtum mit dieſer Stellung verſpottet und verlangt haben, er ſolle ihnen weiſſagen. Nach dieſen Gebeten wird das herbeygebrachte Kreuz nach und nach aufgedeckt, dabey ſingen vom Singchor zuerſt zwey, dann immer mehrere, ſo wie nach und nach das Kreuz aufgedeckt wird. Zulezt, bey völliger Aufdeckung, fällt der ganze Chor mit ſtarker Stimme ein „Ecce lignum Crucis“ und ſchließt mit Venite, adoremus. Das Kreuz wird hierauf auf den Altar geſtellt und der Pabſt erhebt ſich nach einigen andern Ceremonien von ſeinem Sitze, um an verſchiedenen Orten herumgehend, daſſelbe zu verehren und auf die Knie zu fallen. Während deſſen wird der herrliche Geſang, der ſogenannten Improperien von Paleſtrina geſungen; es ſind Verſe aus dem alten Teſtament, die Wohlthaten Gottes preiſend, und Antworten, die Vorwürfe enthalten, was das iſraelitiſche Volk dagegen an ſeinem Sohn gethan habe. Obgleich der Geſang oft achtſtimmig iſt, ſo iſt doch der erareifende Text ſo einfach und erhaben ausgedrückt, daß man dieſen als das höchſte Muſter des Kirchengeſangs anſehen kann. Denn er erfüllt ſeinen einzigen Zweck, den Hörern die Worte ins Herz zu prägen, vollkommen, und die Kunſt erſcheint hier in Knechtsgeſtalt und nicht in aufgeblaſenem Eigendünkel, als ſey ſie ſich ſelbſt Zweck. — Zu Ende jedes Impropriums ſingt ein Chor die Worte „Sanctus Deus, Sanctus fortis, Sanctus immortalis, miserere nobis“ in lateiniſcher, ein anderer in griechiſcher Sprache. So wie der Pabſt, eben ſo die Kardinäle verehren das Kreuz mit tiefem Beugen der Knie; an den Stufen des Altars ſteht eine Schale, worein ſowol vom Pabſt als

auch den Kardinälen Opfer gelegt wird. Nach den Kardinälen kommen die Prälaten, bey deren Kreuzverehrung werden aber andere Canti fermi geſungen, bis die ganze Ceremonie mit den „Pange lingua“ endigt. Darauf begibt ſich der Singchor in den großen Saal vor der Pauliniſchen Kapelle, wo mit der nämlichen Prozeſſion, wie geſtern, das Allerheiligſte wieder aus dem heiligen Grabe gehebt und unter dem feyerlichen Geſang des „Vexilla regis“ wieder in die Sixtine gebracht wird. Dann folgt die Cumunio des Geiſtlichen und eine Veſper, die den Morgen-Gottes-Dienſt ſchließt. — Nachmittags iſt wieder, wie geſtern und vorgeſtern, Mattutinum, heute wurden wieder Allegris herrliche Lamentationen geſungen, das Miserere aber war ein neues Werk von dem dermaligen Kapellmeiſter des päbſtlichen Singchors: Giuſeppe Baini, welcher wohl jezt der einzige iſt, der noch die römiſche Muſikſchule unterhält; der Pſalm wird Vers um Vers im Canto firmo und Canto figurato geſungen; Baini hat jeden Vers, der nicht im Canto firmo geſungen wird, für ſich abgeſondert geſezt, und zwar meiſtens im wahrhaft alten großen Kirchenſtyl, der nur in der römiſchen Schule zu Hauſe iſt, und zehnſtimmig. Nur in einigen Stellen hat er zu ſtarken Ausdruck in unbedeutendere Worte gelegt, wodurch muſikaliſcher Effekt, durch zu viele Modulationen hervorgebracht, den Bußpſalm überwunden und ſich an die Stelle geſezt hat; auch iſt an einigen Stellen zu ſehr gemalt. Dadurch iſt das Ganze in mehrere Theile getrennt worden. Doch waren alle Zuhörer über den unerwarteten erhabenen Geſang erſtaunt, und das mit Recht, weil dieſer ächte Kirchenſtyl, außer in Rom, überall verſchwunden und auch hier nur in der päbſtlichen Kapelle zu hören iſt.

Es iſt wahrlich zu verwundern, wie Muſiker ſo wenig auf dieſen Kirchengeſang Rückſicht nehmen; und während Fremde aller Stände ſich in Schaaren hinzudrängen, bekümmert ſich ſelten einer darum, der hier und ſonſt nirgends mehr in der Welt durch Erfahrung an ſich und Andern lernen könnte, was zum Kirchenſtyl gehöre, und welche Macht dieſer auf das Gemüth ausübt. Hier allein könnten ſie ſich überzeugen, daß diejenige Muſik, worin der Komponiſt ſich nur zeigen will, und deßwegen Uebergänge auf Uebergänge häuft, oder in Trillern und Rufaden wie auf dem Tanzboden einhergeht, kurz, wenn die nämliche Harmonie, wenn ein und daſſelbige Inſtrument im Theater, Tanzboden und im Tempel erſcheint, lezterer dadurch entweiht und der fromme Beter wider ſeinen Willen an die erſtern erinnert werde.

Mit dem heutigen Abend hört der Gottesdienſt in der ſixtiniſchen Kapelle auf. Der Pabſt und die ganze Geiſtlichkeit geht von hier aus hinunter in den mit Tauſenden angefüllten Sankt Peter, in dem, wie geſtern, die Kreuzbeleuchtung wiederholt wird, um die ausgeſtellten Reliquien zu verehren, welche beſtehen in dem Schweißtuch der heiligen Veronica, der Lanze und dem Kopf des heiligen Andreas; und dem Kreuz, das aus den Stückchen des von der heiligen Helena gefundenen, zuſammengeſezt worden ſeyn ſoll. Dieſe drey ehrwürdigen Alterthümer werden in einer Niſche unter der Kuppel an dieſen Tagen, dem Volke zur Verehrung dargeboten. Außerdem wird auf der linken Seite am Ende der unermeßlichen Kirche ein heiliges Grabmal errichtet und außerordentlich beleuchtet, zu welchem dann Tauſende aus dem Volke wallfahrten, um ihr Gebet davor zu verrichten; auch ziehen gewöhnlich die Bruderſchaften der Bürger und die der Klöſter in der nämlichen Abſicht dahin. Es iſt deßwegen ein abgelegener Ort gewählt, daß man hier ſein Gebet in Ruhe und Faſſung verrichten möge und nicht von denen geſtört werde, die den Tempel nur zum Spaziergang machen.

München, Juni.

Den 13. dieſes Monats ſtarb der junge Braſilier, Jury, den die Herren Spix und Martius bey ihrer Abreiſe aus ſeinem Vaterlande mit ſich fortgeführt hatten, an einem langſamen Zehrfieber. Gewiß iſt das Verwelken dieſes Jünglings in ſo großer Ferne von ſeinem Vaterlande, in einer ihm gänzlich unbekannten Welt, ein ſehr poetiſcher Gegenſtand, der mit den einfachſten und rührendſten Gedanken bereichert werden könnte. Was die wehmüthige Theilnahme an dem Schickſal des Knaben vermehren muſſte, war ſeine edle Geſtalt, ſeine ſichtbare Schwermuth und die Anhänglichkeit, die er für ſeine Reiſegefährten äußerte. Noch in ſeinen lezten Stunden verbreitete die Annäherung eines derſelben an ſein Lager eine milde Heiterkeit über ſeine zerfallne Züge. Merkwürdig war es, die Gewalt des früh gefaſſten Vorurtheils im ungebildeten Gemüth auch hier zu erkennen — der edle Jury bebarrte in verächtlichem Widerwillen gegen das ihm am nächſten ſtehende Weſen, durch Landsmannſchaft und Schickſal. — er haſſte das, mit ihm noch Europa gebrachte braſilianiſche Mädchen, das, von feſterer Natur, ſich dem rauhen Münchner Klima, ſelbſt in dieſem rauhen Sommer anzufügen ſcheint. Unter vielſeitiger Theilnahme ſah man dieſe fremde Pflanze verwelken, mit erhebender Ahnung wiſſen wir, daß ſie auf einem mildern Boden wieder aufblühen wird. So weit hat das Gefühl ſeine Rechte; wenn es aber ſeinen Namen verleihen muß, um perſönlicher Mißgunſt ſchöne Redensarten zu verſchaffen, ſo empört ſich der geſunde Verſtand. Es gibt Leute, die das Publikum gern bereden möchten, daß die Ueberkunft dieſer Braſilianer eine Verletzung der Menſchenrechte ſey. ſie trugen ihre Theilnahme an Jurys langem Uebel von Anfang an auf eine Art zur Schau, die ſie zum indirekten Vorwurf der wackern Männer machte, die ihr König für ihre Mühen belohnte, und die das Publikum von ihren Verdienſten um die Wiſſenſchaft je mehr und mehr überzeugen werden. Belehrten uns auch nicht Erklärungen, deren Quelle Achtung verdient und deren Inhalt ſich durch die Natur der Sache rechtfertigt: daß unſre gelehrte Landsleute dieſe beyde Kinder in ihrem Vaterlande aus der Kriegsgefangenſchaft erbat, ſie alſo von der Vorſehung ihnen zur Pflege übergeben waren, ſo könnte ja ihre Ueberkunft nach Europa an und für ſich einen ſehr einfachen, in der kindiſchen Natur des rohen Menſchen liegenden Grund haben. Die zahlreichen Beyſpiele, welche andere Reiſende aufſtellen, beweiſen, daß es gar keiner Gewaltthat bedarf, ſogenannte Wilde mancher Gegend zur Begleitung der Europäer zu bewegen, und noch nie wehklagte die Empfindſamkeit über die Inſulaner des ſtillen Meers oder die Bewohner der Auſtralländer u. dergl. welche nach England geführt werden, und zufällig auch dort ſterben. Wenn der gute Jury in Folge des Klimas, wenn er am Heimweh ſtarb, ſo iſt das ein ihm eignes Schickſal, ein nationelles, was ſeine Reiſegefährten vorausſehen muſſten. So viel ich weiß, hat die Erfahrung von den Braſiliern noch nicht erwieſen, was man einzig nur von den Lappen ſagt: daß jedes fremde Klima ſie tödte. Im Gegentheil beweiſt uns die Erfahrung (und die Geſundheit des überlebenden braſiliſchen Mädchens iſt ein neuer Beleg), daß der Menſch in jedem Klima gedeiht — und das von München iſt doch noch nicht das allerärgſte. Vielleicht war Jurys Geſundheits-Anlage von jeher ſchwach, vielleicht widerſtrebte ſeine Alters-Epoche der langen Seereiſe, der Luft, Nahrung, dem Gewohnheits-Weg ſei — dem ſey nun wie ihm wolle, ſein kurzes Leben in unſrer Mitte war ein Leben in Liebe, ein Leben das ſein geiſtiges Weſen höher muß gehoben haben, als eine lange Reihe von Jahren unter ſeinem barbariſchen Volk je hätte thun können, und bey der ſchmerzlichen Wehmuth, mit der ſeine Reiſegefährten ihn ſcheiden ſahen, muß das Bewuſſtſeyn ſie über ſeinen Tod und über die Urtheile jener eben erwähnten Empfindſamen, tröſten, daß ſein rührendes Schickſal ihn als unſterbliches Weſen weiter geführt hat.

Beylage: Kunſt-Blatt Nro. 51.

Nr. 51.

Kunst-Blatt.

Montag, den 25. Juni 1821.

Blicke auf den gegenwärtigen Zustand der Malerey, besonders bey den Deutschen, in: Fiorillo's, J. D., Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland ꝛc. Band IV. 1820. 8. von Seite 79 bis 116.

Wer in dieser Schrift eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Malerey zu finden hofft, oder auch nur, wie der Titel anzukündigen scheint, einige anschauliche Blicke auf einzelne ihrer Leistungen, wird sich in seiner Erwartung durchaus betrogen finden. Der Verf. war vielmehr nur auf Blicke ins Blaue eingerichtet, weil er als Zeichnenlehrer und Professor in einer kleinen deutschen Universitätsstadt schon seit langer Zeit nicht mehr in der Lage war, jeder neuen Richtung des Kunstgeschmackes zu folgen. Ohne alle eigene Anschauung wäre seine Kunde von dem, was gegenwärtig von den Deutschen in verschiedenen Kunstzweigen versucht und geleistet, verfehlt und erreicht wird, wohl jederzeit höchst unzulänglich geblieben, selbst wenn er sich ernstlich um zuverlässige und vollständige Nachrichten bemüht hätte. Wie viel mehr musste dieß der Fall seyn, da der Verf. sich begnügte, Zeitungsberichte und Streitschriften durchzublättern; einen nackten Katalog der römischen Kunstausstellung abzuschreiben; die Briefe eines wohlmeynenden in Rom verweilenden Freundes auszuziehen. In der That genügten ihm diese rohen und unvereinbaren Materialien; denn, wie man seine Schrift auch drehen und wenden möge, so erscheint doch nirgendwo die Absicht, das Eigenthümliche und Abweichende in der eigentlichen Kunstübung der Neueren historisch zu beleuchten und mit kritischer Schärfe zu unterscheiden. Im Gegentheil, der Verf. ergreift nur das erste beste Gegebene, um damit seine Angriffe auf einige Ansichten einzuleiten, die er bey seinen jüngern Zeitgenossen voraussezt.

Erinnerungen aus seinem Umgange mit Wackenröder und Ludwig Tieck, dann einige so ziemlich aus ihrer Verbindung gerissene Stellen der Kunstschriften Friedr. Schlegels, dienten ihm, jene Ansichten ganz willkührlich zusammenzusetzen. Diese Schriftsteller haben freylich, theils auf die Stimmung, theils auf die Ausbildung der Begriffe vieler jüngeren Künstler einigen Einfluß ausgeübt; indessen würde man sehr weit fehlen, wenn man annehmen wollte, die etwas sentimentale Stimmung der ersteren habe auf die Länge dauern können, oder die geistreichen aber allgemeinen Würfe des lezteren seyen dem Künstler jederzeit verständlich gewesen. Ueberhaupt kann die wahre Ursache der neuen Wendung des deutschen Kunstbestrebens, wie der Correspondent des Verf. — S. 84. — richtig bemerkt, nicht so gänzlich außerhalb der Kunst selbst liegen. Freylich befinden sich alle Dinge in einer gewissen allgemeinen Verkettung, und man kann oft wahrnehmen und angeben, welche Veranlassungen mitgewirkt haben, um eine bestimmte Geistesrichtung hervorzubringen. Wer aber deßhalb annehmen wollte, diese bestimmte Richtung sey bloß durch einen äußern Anstoß entstanden und habe durchaus keine innere Nothwendigkeit, der müßte entweder gar keine Begriffe oder doch nur sehr materielle besitzen. Es ließe sich also schon voraussetzen, daß die neue Wendung des deutschen Kunstbestrebens, welche äußere Veranlassung sie immer begünstigt haben möge, doch nur aus dem selbstgefühlten Bedürfnisse und aus der eigenen Kraft der ausübenden Kunst entsprungen seyn könne, wenn es überhaupt der Voraussetzungen bedürfte, wo, wie hier, der geschichtliche Hergang die Sache außer Zweifel sezt. Selbst der Verf. hat — auf den ersten Seiten — eine Ahnung davon, daß man neue Richtungen einschlagen mußte, sobald man, wie bereits Winckelmann und Mengs, zum Bewusstseyn gelangte, daß die Kunst, nach vielen einzelnen Rückschritten, im 13ten Jahrhundert endlich in einem Maaße verfallen war, um nicht mehr zu dem Grade der Bildung zu passen, welchen die europäischen Nationen in anderer Hinsicht einnahmen. Auf diese Wahrnehmung folgte zunächst der Versuch, der Kunst durch ein blos äußerliches Nachbessern der Form aufzuhelfen. Dieser Versuch, den der Verf. noch immer gern als gelungen und belohnend darstellen möchte, führte nach der Ansicht Anderer, welche in dieser Hinsicht keine Vorurtheile gefaßt und keine Eigenliebe zu vertheidigen haben, vielmehr zu der Erfahrung, daß der bloße Geschmack ohne Idee und Begeisterung immer leblos bleibt, ja nicht einmal durchgehend zu einer angenehmen Aeußerlichkeit der Kunst führt, eben weil Idee und Form in der

Darstellung unzertrennlich sind. Dieß Alles wäre freylich nur für den Begriff ein Gewinn gewesen, wenn nicht in den lezten drey Decennien, seit Carstens, Thorwaldsen und Joseph Koch, die, jeder in seiner Kunstart, den rechten Weg nachgewiesen hatten, eine achtungswerthe Anzahl von Männern aufgestanden wäre, die mit mehr und minderer Anstelligkeit zur Ausübung der Kunst, auch einer lebendigen Auffassung der Ideen fähig sind, welche Zeit und Umstände nun einmal ihnen annäherten. Daß wenigstens ein Theil dieser Ideen eine vaterländische, sittliche oder religiöse Beziehung hatte, war nicht so ganz zufällig, wenn wir der Entwickelung der weimarischen Kunstfreunde folgen wollen. Eben diese weisen uns historisch nach, daß gerade Künstler und Alterthumsforscher, lange vor Tieck und Schlegel, zuerst ein eigenes, dem wiederangeregten religiösen und vaterländischen Streben nahe verwandtes Geistesleben in den älteren Kunstversuchen geahnet und angedeutet hatten. Diese verstreuten Wahrnehmungen der Künstler und Kunstfreunde brachte Schlegel erst in der Folge in eine philosophische Form, und machte sicher von dieser lezten manche gewagte Anwendung, die, bey unläugbarer Richtigkeit in der Hauptsache, doch immer einige Irrthümer und Mißgriffe veranlaßt haben mag. Es war nun freylich nicht die Sache des Verf., das Allgemeine in den Behauptungen seines Gegners von voreiligen Anwendungen und wirklichen Mißgriffen scharfsinnig abzusondern. Wie viel mehr mußten seine durch vorliegende Schrift verstreuten Ausfälle sich verwirren, da er bey jedem Einwurfe, bey jeder halben Andeutung immer ängstlich bedacht war, die Geißel seines Gegners durch Höflichkeiten von sich zu abzuwenden. Ich weiß nicht, ob es nicht für eine Niedrigkeit zu nehmen ist, daß er jeden Einwurf gegen Friedrich Schlegels Ansichten, die er doch genau genommen allein bekämpft, mit lästigen Versicherungen seiner Freundschaft und Hochachtung begleitet, und dahingegen den Künstlern selbst, die doch nach seiner Ansicht nur die Verleiteten, aber freylich auch die Wehrlosen sind, mit so viel Schuldigkeit begegnet, daß er sogar den ersten Abschnitt seiner Schrift mit einem Verse des pöbelhaften Salvator Rosa beschließt, worin sie den Hunden gleichgestellt werden.

Der Mehrzahl der sogenannten neudeutschen Künstler ist es ernstlich um die Förderung ihrer Kunst zu thun; sie würden daher jeder begründeten Belehrung gern Gehör geben, wenn man einmal aufhören wollte, die Angriffe auf ihre wirklichen oder nur angeblichen Ansichten mit Ungerechtigkeiten, Verläumdungen und übermüthigem Hohne zu begleiten. Es ist in der That schwer zu begreifen, weßhalb man einem friedlichen, nothwendig still in sich gekehrten Bemühen so wiederholt mit unverdienter Feindseligkeit begegnet. Mit Ansichten und Werken der Kunst sollte man doch wohl auch ohne Hülfe der Publicität sich abfinden können, selbst wenn man nicht gerade günstig für sie gestimmt wäre. Aber die häufig wiederholten Anspielungen auf sittliche Strenge, religiöse und vaterländische Gesinnungen — Tugenden, welche man den neueren deutschen Künstlern gewiß in viel zu großer Allgemeinheit beylegt — lassen ahnen, daß jene Leidenschaftlichkeit, in manchen Fällen, nichts anderes sey, als eine Aufwallung gewisser, schon fast veralteter Rohigkeiten der politischen Gesinnung.

Nun dürfte man fragen, worauf denn die Anmaßung gegründet ist, mit welcher der Verf. der Gesammtheit seiner jüngern Kunstgenossen sich gegenüberstellt. Etwa auf seine Verdienste in der praktischen Malerey? Dieß gewiß nicht. Obgleich der Verf. bis in sein spätes Alter den Pinsel führte und — S. 104 — sich mit seinen technischen Kunsteinsichten weidlich brüstet, hat er es doch in den angewendeten Theilen der Kunst, als der Zeichnung, der Färbung, der Perspektive, niemals auch nur zum Erträglichen gebracht. Von seiner Art, historische Gegenstände aufzufassen, ist nichts weiteres zu sagen, als daß sie meistens schlüpfrig, aber auch hierin ohne alle Energie der Sinnlichkeit war. Er hätte sich gern im Nackten hervorgethan, welches er nicht etwa für eine der Lösung würdige Schwierigkeit oder für ein nach den Umständen wesentlich erforderliches Mittel der Darstellung hielt, vielmehr für einen der höheren Endzwecke der Malerey. Dieser langen und einseitigen Bemühungen ungeachtet, hatte er es nicht einmal in Göttingen, wo wenig Gelegenheit ist, Vergleichungen anzustellen, zu dem Rufe eines halbwege geschickten Malers gebracht. Auch fanden seine Bilder nie bey Liebhabern und Kennern der Kunst, sondern nur bey persönlichen Gönnern ihr Unterkommen. Seinen langen sorglosen Aufenthalt in Italien hatte er aber auch als Beobachter wenig genuzt. Denn seine freylich brauchbare, doch nicht ohne fremde Hülfe gefertigte Compilation der italienischen Kunstgeschichte, ist, wie Jeder wahrnehmen kann, äußerst dürftig an eigenen Bemerkungen. Im Uebrigen werden alle seine Schüler in der Zeichnenkunst, gleich mir, sich entsinnen, daß er auch in der Folge seine Begriffe von der Kunst überhaupt, und von ihren angewendeten Theilen ins besondere, nie zu einiger Deutlichkeit entwickelt hat. Wahrscheinlich bewog ihn ein dunkles Gefühl eigener Werthlosigkeit, gleich anfangs sich hinter das Ansehen Goethe's zu verbergen, dem er ohne innere Wahrscheinlichkeit die bekannte Schrift: neudeutsche religiös-politische Kunst beymißt, welche doch mit dem gewöhnlichen Monogramma der weimarischen Kunstfreunde unterzeichnet, also gewiß von mehr als einer Hand berührt worden ist.

So unvollständige und unzusammenhängende Nachrichten als dem Verf. von dem gegenwärtigen Kunstbestreben der Deutschen gerade zugeflossen waren, konnten ihm freylich nur für Muthmaßungen, Andeutungen und halbe Beschuldigungen Stoff geben, welche man mühsam aus-

allen Winkeln seiner Schrift zusammenlesen muß, um nur einige Vorstellung von dem zu erlangen, was er sich denn eigentlich bey einem neueren deutschen Künstler dachte. Er deutet nämlich, nach jenem Aufsatze der Rheinhefte, an, daß man angefangen habe auf der florentinischen Reise die mediceischen Antikensammlungen zu vernachlässigen, und hilft — S. 104 — dem Leser nach, daraus weitere Folgerungen zu ziehen. Eines ins Andere gezählt, wird heut zu Tage freylich viel seltener, als ehedem, nach antiken Bildwerken gezeichnet; es wird aber auch durchgehend viel seltener copirt. Wenn aber der Verf. etwa annahm, daß die Kunst des Alterthumes überhaupt nicht mehr gewürdigt werde, so befand er sich im offenbarsten Irrthume. Freylich hat sich die Ansicht des Antiken seit einigen Decennien merklich verändert; man ist näher mit jener beseelten Kunstart bekannt geworden, welche das Alterthum selbst für die einzig Vortreffliche hielt. Es gilt daher Manches gegenwärtig für Copie, Nachahmung oder frostige Uebereinkömmlichkeit späterer Zeiten, welches noch vor Kurzem in der Meinung einen höheren Rang einnahm. Dieß zur Entschuldigung derer, welche etwa die florentinischen Statuen einem neueren Eindruck aufgeopfert hätten. Nun liegt die Bildnerey des Alterthums dem Maler überhaupt nicht so nahe, wie selbst jener Aufsatz in den Rheinheften zugiebt, den der Verf. so gern zu seiner Aegis machen möchte. Dessenungeachtet findet man in den Museen des Vaticans und Capitols sehr häufig deutsche Maler, die eines oder das andere der trefflichsten antiken Bildwerke lange und nachdenklich betrachten, und ich zweifle nicht, daß viele das Nachzeichnen vorzüglich der nackten Statuen als eine nützliche Uebung ansehen, und abwechselnd in Anwendung setzen. Die Bildnerey der neueren Deutschen aber hat sich wohl, seit dem Verfall des classischen Alterthums, nie ernstlicher und strenger an den Styl und Geist der antiken Bildwerke angeschlossen, als jetzt seit dem ersten Auftreten unseres Thorwaldsen. — Der moderne, weichliche Kunstgeschmack möchte sich immer gern hinter das festbegründete Ansehn des Antiken verbergen. Allein von Zeit zu Zeit zwingt ihn die Ungeduld aus seinem Verstecke hervorzutreten. So sehen wir den Verf., der die neudeutschen Künstler oben der Vernachlässigung des Antiken beschuldigte, gegen Ende seiner Schrift zu Gunsten seines überweichen Landsmannes Canova auf die classische Strenge unseres Thorwaldsen einen Ausfall unternehmen. Er hatte nämlich bey Friedr. Schlegel den Ausdruck: buttrige Weichheit, gefunden, und unverzüglich errathen, daß er nur Canova gelten könne. — s. S. 116. — Aechte Liebe der Kunst des classischen Alterthums läßt sich in keinem Herzen voraussetzen, das zu den Kehrseiten der letztverflossenen Jahrhunderte hinneigt, kann aber sehr wohl mit der Vorliebe für Raphael und seine sinnesverwandten Vorgänger vereinigt werden.

Die Bewunderung des Antiken, als der vollkommensten plastischen Kunstform, ist also gegenwärtig bey den eigentlichen Historienmalern noch keineswegs außer der Ordnung. Aber auch das Vorurtheil für die ältere italienisch-deutsche Malerey ist bey Leuten, die überhaupt der Rede werth sind, nie so weit gegangen, als der Verf. — S. 114. — behauptet. Ich erinnere mich unzähliger Fälle, da Maler der neueren Richtung an geistlosen mittelalterlichen Kunstversuchen, welche auch wohl vorkommen, nicht einmal mit mir das antiquarische Interesse theilen konnten, und ihren Widerwillen laut äußerten. Auf der andern Seite werden ausgezeichnete Werke der modernen Kunst, wie z. B. die Aurora des Guido, noch bis auf diese Stunde von allen Künstlern für Meisterstücke gehalten, wenn man gleich an eben diesem Meister seine schweren Faltenmassen oder seine zur Manier gewordenen Niobenköpfe nicht mehr, wie sonst, für eine Vollkommenheit hält. Ich entsinne sogar, daß Viele von denen, welche insgemein als Führer des Chores betrachtet werden, selbst in Bildern von unläugbar schiefer Auffassung große technische Verdienste mit Wärme hervorhoben. Dahingegen mag es immer dem Verf. vorgekommen seyn, daß Köpfe die noch nicht ausgebraust hatten, und Unberufene — S. 114. — thörichte Paradoxieen auskramten oder in Anwendung setzten. Solche Fälle hätte er einzeln bezeichnen sollen, denn es ist unbillig, die Schuld vorlauter Knaben oder derer, welche Talentlosigkeit durch Abweichung vom Ueblichen ersetzen wollen, in einer so unbestimmten Allgemeinheit auszusprechen, daß Nichtunterrichtete daher ein Vorurtheil gegen tüchtige Männer fassen könnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lithographik.

Sechs Ansichten des Heidelberger Schlosses, auf Stein gezeichnet von Ernst Fries. gr. Quer-Fol. 6 fl.

Das erste öffentliche Produkt eines in schöner Entwicklung begriffenen, ausgezeichneten Talents; auch macht es dem Gefühl des jungen Künstlers Ehre, daß er zu dieser Ausstellung einen Gegenstand aus dem Bezirk seiner Vaterstadt Heidelberg wählte, denn obgleich die herrliche Ruine der alten Pfalz oft genug, in allerley Manieren, abgebildet worden, (von Merian bis auf Herrn von Graimberg herab), so zeigt sich doch, in allen diesen — meist merkantilisch berechneten — Versuchen ein mehr oder weniger mißlungenes Bestreben, und nicht nur der Kenner, auch der gebildete Liebhaber mußte dabey unbefriedigt bleiben. Was wir an den vorliegenden Blättern vor allem preiswürdig finden, ist die tüchtige Zeichnung, die auf eine gute Schule hindeutet. Außerdem hat Herr Fries seinen Gegenstand mit

Liebe und Treue, jedoch ohne alle Spur von Aengstlichkeit aufgefaßt, und die Standpunkte so gewählt, daß wir, beynahe auf jedem Blatt, ein abgeschlossenes Bild vor uns haben. Auch die Behandlung des Einzelnen verdient, im Ganzen, großes Lob, und der junge Künstler ist offenbar auf dem besten Wege, sich einen edlen Styl anzubilden. Nur in dem Blatte, welches den gesprengten Thurm darstellt, vermissen wir ungern die nöthige Uebereinstimmung des Baumschlags mit dem Hauptgegenstande, und der Thurm selbst hätte ohne Zweifel vortheilhafter beleuchtet werden können. Auch in der östlichen Ansicht des Schlosses erscheinen die Abhänge wie abgekehrt nach einer Linie hin. Die beyden vorzüglichsten Blätter sind unstreitig die nördliche Ansicht und die große Terrasse. In dem lezten Bild ist auch die Ferne von trefflicher Wirkung. Uebrigens darf man diese Ansichten nur flüchtig mit den Graimberg'schen vergleichen, um den großen Unterschied zwischen kräftigem Vermögen und losem Streben recht schneidend wahrzunehmen. Die Abdrücke sind mit drey Platten gemacht, wie es, bey ausgeführten Bildern, in dieser Manier, nothwendig ist.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir noch einer etwas kleinen Landschaft von Hrn. Fries erwähnen, die er nach einem Gemälde von Everdingen lithographirt hat. Es ist eine etwas wilde Gegend, mit einigen armen Hütten und einem Wasserfalle. Recht glücklich hat der junge Künstler sich bey Everdingens radirte Blätter zum Muster genommen, und eine leichte und kecke, aber geistreiche, hin und wieder getuschte Federzeichnung geliefert, die den Charakter des Malers vortrefflich bezeichnet.

—bex.

Wien.

Das Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst enthält in Nr. 5. 6. 8. und 9. dieses Jahrs einen Aufsatz von Aloys Primisser, Custos des k. k. Münz- und Antikenkabinets und der Ambrasser-Sammlung, über die zehn von Hans Vermeyen gemalten Cartons, darstellend: Carls V. Feldzug gegen Tunis. Diese Cartons, mit Wasserfarben auf Papier, unter welches Leinwand gezogen ist, ausgeführt, befinden sich in Wien, konnten aber bisher wegen ihres großen Umfangs (manche sind an 20 Fuß lang und 12 Fuß hoch) nicht aufgehängt werden, sind auch nicht mehr völlig gut erhalten. Johann von Vermeyen, genannt Hans mit dem Barte, war nach Sandrart's Angabe der Sohn des Cornelius Vermeyen, und wurde 1500 zu Beverwick, einem Dorf unweit Harlem geboren. „Kaiser Karl V. hielt ihn in großen Ehren und er reiste mit diesem Monarchen in unterschiedliche Länder, auch Anno 1535 nach Tunis in Barbarien, weil selbigen der Kaiser viel gebrauchte, seine Kriegsbegebenheiten und Triumphe zu zeichnen, nach denen hernach köstliche Tapeten gemacht worden, so daß er viel Sachen nach dem Leben gemacht, unter andern die Belagerung und Gelegenheit der Stadt Tunis, in welchem Theil der Kunst er viel mehr als andere vermocht, alldieweil er ein fürtrefflicher Geometra oder Feldmesser war." Zugleich erwähnt Sandrart noch mehrere seiner Werke, worunter auch heilige Geschichten und Bildnisse, von denen aber viele in den Niederlanden durch die Bilderstürmer zu Grunde giengen. Carl V. habe sich vorzüglich an des Künstlers sonderbarem Aussehen ergözt, der ein schöner langer Mann gewesen und einen großen breiten Bart gehabt, so lang, daß wenn er aufrecht stand, er doch darauf treten konnte. Vermeyen war ein vertrauter Freund Schoreels und starb zu Brüssel im J. 1559. *)

Nach den zehn großen Cartons wurden köstliche Tapeten verfertigt, welche noch jezt am kaiserlichen Hofe in Wien verwahrt werden. Hr. Primisser beschreibt den Inhalt der Cartons, die er vor mehreren Jahren zu sehen Gelegenheit hatte, und fügt die Erklärung und Vergleichung mit den Angaben des Sepulveda und des von Erobius aus dem Französischen ins Lateinische übersezten Diarii Expeditionis Tunicæ a Carolo V. Imp. s. Aug. A. MDXXXV suscepti. 1547. — welches gleichzeitig ist, hinzu. Die Darstellungen sind äußerst reich und scheinen mit der größten Genauigkeit nach der Natur aufgenommen, der Künstler hat sich selbst mehreremale darauf abgebildet wie er zeichnet, oder die Mappe hält; die vordersten Figuren sind in Lebensgröße und die Gruppe voll Ausdruck und Leben. Hier die kurze Angabe der Darstellungen nach der von Hrn. Primisser vermutheten Aufeinanderfolge der Cartons: 1r Cart. Musterung des Heers zu Barcellona und Einschiffung. — 2r. Ankunft der Schiffe vor dem Vorgebirge von Karthago. Landung eines Theils des Heers. — 3r. Kampf mit den Mauren auf der Landzunge zwischen Karthago und Tunis. — 4r. Ausschiffung an der Landzunge. Man schlägt ein Lager am Ufer und kämpft mit den Mauren. — 5r. Ueberfall während der Anlegung der Schanzen. Mu'ap Hassan, der von Chaireddin Barbarossa vertriebene König von Tunis, kommt ins Lager. — 6r. Die Christen, bereits im Besitze einiger Schanzen und Bollwerke der Landenge, greifen das feste Goletta an. Kaiser Carl führt die Spanier an, von welchen die Türken aus ihren Schanzen unter den Ruinen angegriffen und vertrieben werden. — 7r. Die Spanier haben Goletta erstürmt, und greifen die übrigen Schanzen auf der Landenge an. — 8r. Die Spanier im friedlichen Besitze der Landenge; Beerdigung der Todten; Mulay Hassan sizt im Lager; der Kaiser besichtigt die Batterien. — 9r. Einnahme von Tunis, Brand und Plünderung, Wegführung der Gefangenen und Beute, Verkauf der Sclaven. — 10r. Auszug des Heers aus Tunis. Man sieht den Zug der Kanonen, den Kaiser und seine Ritter, und im Vorgrund den Troß von gefangenen Sklaven und Sklavinnen, beladenen Kameelen u. s. w.

Es ist sehr zu wünschen, daß diese merkwürdigen Cartons angemessen aufgestellt, vor Schaden beschüzt, und durch Abbildung einzelner Gruppen daraus in Umrissen dem Publikum bekannter werden möchten.

*) S. seine Biographie bey Van Mander und Descamps Vie des peintres flamands Th. 1.

Nro. 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Juni 1821.

— — — Dem Menschen ist
Ein Mensch noch immer lieber, als ein Engel.

Nathan der Weise.

Klara oder die Erscheinung im Klostergrunde.

(Fortsetzung.)

Schönau, dessen vorzüglichstes Studium die Kameralwissenschaften waren, fand hier Gelegenheit, tiefe Kenntnisse im Kameralfache überhaupt, und in der Oekonomie insbesondere zu entwickeln, und wusste auf die feinste Weise seine Ansichten mit denen des Amtsraths zu vereinigen, so daß dieser ganz entzückt über den jungen Mann war, und dessen Händedruck nach aufgehobener Tafel mit der innigsten Herzlichkeit erwiederte.

Unter mancherley Gesprächen flossen die wenigen Stunden des Abends schnell dahin, bis endlich der freundliche Wirth nicht unrichtig bemerkte, daß sein Gast der Ruhe bedürfe, und einem Diener schellte, der dann Schönau durch einige lange Gänge in einen neu aufgebauten Seitenflügel führte, wo ihn, nachdem er eine Reihe geschmückter Zimmer durchwandelt hatte, ein artiges Schlafgemach aufnahm.

Hier angekommen, und zu sehr mit der seltsamen, ungewöhnlich ausgezeichneten Aufnahme beschäftigt, vermochte er noch nicht zu ruhen. Der aufgehende Mond lockte ihn ans Fenster. Es war ein milder Herbstabend und das bleiche Mondlicht erleuchtete den Garten und das daran stoßende Gemäuer des alten Klosters, in dem noch einige brauchbare Zimmer zu seyn schienen, da ein Licht aus demselben herüber schimmerte, recht wundersam. Er öffnete das Fenster und schaute tief bewegt, er wusste selbst nicht warum, hinaus in die stille Nacht, da erklangen vom bemoosten Gemäuer her leise die Töne einer Harfe, die wie Geisterstimmen in seine Seele hinein sprachen. Süß schmiegten sie sich an das horchende Ohr, und schmeichelnd und kosend drangen sie tief ins Innere des Herzens ein. Da wollte es den innig bewegten Lauscher nicht mehr dulden im engen Gemach. Er musste hinaus, näher den Tönen, mochten es auch Stimmen aus dem Geisterreiche seyn.

Lebhafter als je schwebte jetzt die Erscheinung der verwichenen Jahre vor Schönaus Gedächtniß vorüber, und leise durchbebte ihn eine süße Ahnung.

Bey seinem Durchgange durch die Zimmer, welche zu seinem Gemache führten, hatte er einen Gartensalon und in selbigem eine Thür bemerkt; diese musste nothwendig in den Garten führen. — Er hatte nicht geirrt, ein inwendig steckender Schlüssel öffnete dieselbe und — er trat hinaus ins Freie. Den Tönen der Harfe folgend, schlug er einen Seitenweg ein, der durch ein Lustgebüsch nach den alten Klosterruinen zu führen schien. Die Dunkelheit des Gebüsches ließ ihn, des Mondlichtes ungeachtet, kaum den Weg erkennen, aber die melodischen Töne waren seine Wegweiser, und schon war er am Eingange der Ruinen, als sie plötzlich verstummten, und den nächtlichen Wanderer ohne Führer liessen.

Tiefe Stille herrschte ringsum, und Schönau vermochte nicht, einiger Schauer und der innigsten Wehmuth sich zu erwehren. Die Nähe der Ruinen, die Erinnerungen an die Sagen von ihrer unglücklichen Stifterinn, und endlich die selbst erlebten seltsamen Begebenheiten hatten ihn in

diese Stimmung versezt. Säuselnde Lüftchen umwehten ihn wie Geisterhauch, und küssten von Zeit zu Zeit seine glühenden Wangen kühl.

Was sollte er thun? Vorwärts schreiten oder zurück gehen? —

Ersteres untersagte dem nächtlichen Wanderer das dicht verwachsene Gesträuch, und lezteres sein Ahnen und Hoffen, hier Auflösung aller seiner Räthsel zu finden. Gleichwohl musste er sich entschliessen, einen andern Weg durch das Lustgehölz zu suchen, der auf eine bequemere Weise zu den Ruinen führe.

Kaum war Schönau einige zwanzig Schritte zurück gegangen, und um eine Ecke in einen andern Fußpfad gebogen, als er plözlich zurückbebte, denn — eine weisse Gestalt schwebte den Weg herauf. — Sich schnell wieder ermuthigend, trat er aus dem Gebüsche hervor ihr entgegen.

Ein heller Schrey überzeugte jezt den muthigen Ritter, daß nicht ein Geist, sondern ein leibliches Wesen vor ihm stehe, und ein Blick in das entschleyerte Antlitz der schlanken Gestalt, ließ ihn unverzüglich — die weisse Jungfrau des Waldes erkennen. —

Freudig überrascht, daß ihn einst nicht ein Truggebilde der Phantasie und des Volksglaubens geäfft habe, breitete Schönau liebend seine Arme gegen sie aus, aber — in dem nämlichen Augenblicke tönte von einer andern Seite des Gebüsches der bekannte Ruf: Klara! Klara! herüber, und — wie ein Blizstrahl war die Jungfrau seinem Blicke entschwunden.

(Die Fortsezung folgt.)

Eine geistliche Komödie.

In Spence's unterhaltender Anekdoten-Sammlung*) findet man folgende Beschreibung einer dramatischen Vorstellung zu Turin, im Jahre 1739.

„Als ich bald nach meiner Ankunft unter den Porticos der Po-Straße wandelte, fiel mir eine Inschrift über dem großen Thore auf, die ich als neugieriger Reisender zu lesen eilte. Es war ein Schauspielzettel. Sie können denken, mit welchem Erstaunen ich folgende Worte las: „Hier unter den Portico's bei Spitals für Kranke, die an der Lustseuche leiden, wird heute Abend vorgestellt: Die verdamnte Seele — mit angemessenen Decorationen." Ich bezahlte schnell mein Eintrittsgeld und nahm meinen Sitz unter zahlreichen Zuschauern, welche die abendliche Unterhaltung in sehr ernster Stimmung zu erwarten schienen. Endlich rollte der Vorhang auf. Wir sahen die verdammte Seele ganz allein, schwermüthiges Ansehens. Sie war, ich weiß nicht warum, wie eine vornehme Frau gepuzt, in einem Kleide von feuerfarbigem Atlas. In der Hand hielt sie ein weisses Schnupftuch, das sie oft an die Augen drückte, und in dieser Stellung flehte sie mit klägsicher Stimme zu der heiligen, stets gebenedeyten Dreyfaltigkeit um die Gabe, ihre Rolle gut zu sprechen; darauf wendete sie sich zu allen guten Christen in der Versammlung, bat sie um aufmerksames Gehör, und wünschte, daß ihre Worte gute Früchte bringen möchten. Zulezt erzählte sie die Geschichte ihres Lebens, und schien nach ihrer eigenen Erzählung sehr locker gelebt zu haben. Das war die erste Scene. In der zweyten ward ein Hintervorhang aufgezogen, und wir erblickten den Heiland und die heilige Jungfrau zwischen Wolken. Die arme Seele wendete sich zuerst an den Heiland, der sie tüchtig ausschalt und die ganze Zeit sehr strenge war. Sie wünschte nichts, als ins Fegefeuer, statt in die Hölle zu kommen, und bat endlich gar inständig, sie möge in jenes Feuer geschickt werden, auf so viele Jahre, als es Tropfen im Meere gebe. Als sich auf dieser Seite nichts erlangen ließ, wendete sie sich zu der heiligen Jungfrau, die sie um Fürbitte anflehte. Die Jungfrau, die sich sehr anständig benahm, antwortete ernst, aber standhaft, die arme Seele habe den Heiland, ihren Sohn, so sehr erzürnt, daß nichts für sie gethan werden könne. Beyde entfernten sich darauf. Im dritten Auftritte war die verdammte Seele mit drey kleinen Engeln zusammen. Es ging ihr nicht besser, und eben so wenig mit Johannes dem Täufer und allen Heiligen im vierten. Sie wurde im fünften ein Paar Teufeln überlassen, welche, wie es aussah, nach Belieben mit ihr schalten sollten. Einer der beyden Teufel war sehr unartig und hart gegen sie, der andere aber von spashafter Art, und ich muß sagen, für einen Teufel gutmüthig genug, wiewohl er seinen Gefallen daran fand, die arme Frau ein bischen arg zu quälen. Im sechsten Auftritte erhielt die Sache ein besseres Ansehen. Johannes der Täufer sagte ihr, es wäre noch Hoffnung für sie, wenn sie mit Bitten fortfahren wollte. Die Seele flehte darauf den Heiland und die Jungfrau abermal um Erbarmen. Die Jungfrau ward durch die Thränen der Büßerinn erweicht, und verlangte von ihrem Sohne, sich der Seele zu erbarmen, worauf dann bewilligt wurde, sie sollte nur auf sechszehn bis siebenzehn hundert tausend Jahre ins Fegefeuer kommen, und sie war sehr dankbar für den milden Urtheilsspruch. Der siebente und lezte Auftritt war ein Streit zwischen den beyden oben erwähnten Teufeln und dem Schuzengel der armen Seele. Jene kamen hervor, der Eine die Zähne bleckend, der Andere mit offenem Rachen, sie zu verschlingen. Der Engel sagte ihnen, sie sollten ihrer Wege gehen. Endlich gelang es ihm, nicht

*) Anecdotes, Observations and Characters of books and men — By the Rev. J. Spence — herausgegeben von Singer. London, 1820.

ohne Mühe, ſie wegzujagen, worauf er die gute Frau an der Hand hinausführte, mit der Verſicherung, es werde nach einigen hundert tauſend Jahren ihr recht wohl ergehen.

Nichts unterhielt mich während der Vorſtellung mehr, als die Geſichter der Zuſchauer im Parterre und in den Logen zu beobachten. Als die Teufel ſich anſchickten, die arme Seele davon zu führen, war alles in der größten Beſtürzung, und als der heilige Johannes ſo freundlich mit ihr ſprach, hätten alle vor Freude aufſchreyen mögen. Bey der Erſcheinung der heiligen Jungfrau verriethen alle Zuſchauer große Ehrerbietung, und bey gewiſſen Worten, welche auf der Bühne geſprochen wurden, nahm jeder den Hut ab und machte ein Kreuz. Nur eins war mir anſtöſſig. Alle auf der Bühne, die Teufel ausgenommen, waren Weiber. Diejenige, welche die ehrwürdigſte Rolle im Stücke ſpielte, kam gleich nach der Vorſtellung, ehe ſie noch ihren Anzug geändert hatte, ins Parterre und küſſte einen Barbier, den ſie kannte. Auch mich beehrte ſie mit einigen Worten, aber was hätte ich ihr ſagen können. — Ein Schauſpiel dieſer Art — Adam und Eva genannt — ſoll bey Milton, als er in Italien war, den erſten Gedanken zu ſeiner göttlichen Dichtung geweckt haben. Wie klein ſind oft die Anfänge großer Dinge!

L.

Etwas über England.

(Fortſetzung.)

London zeichnet ſich durch nichts ſo ſehr aus, als durch die Anzahl und Pracht ſeiner milden Anſtalten. Es giebt kein menſchliches Leiden, das nicht in dieſer großen Stadt irgend einen Zufluchtsort fände. — Dieſen Morgen beſuchte ich mit einigen Freunden das Taubſtummen-Inſtitut. Es iſt ein ſchönes Gebäude, ungefähr zwey Meilen von London, auf der Straſſe nach Greenwich. Wir klopften und klingelten ſo lange und ſo laut an dem Thore, daß wir zu befürchten anfingen, das ganze Haus leide an derſelben Krankheit. Zulezt aber erhielten wir Einlaß, und nachdem wir dem Vorſteher, Dr. Watſon, unſere Empfehlung vorgezeigt, wurden wir in wenigen Minuten in das Schulzimmer geführt. Es überraſchte uns bey unſerem Eintritt unter dieſe ſtummen Weſen ein wenig, daſſelbe Geſumſe zu vernehmen, welches man in andern Schulen findet. Es befanden ſich hier an 200 Knaben und Mädchen, welche an den entgegengeſezten Enden deſſelben Zimmers ſaßen. Beym Eintreten muſterten ſie uns mit ſehr auffallenden, ſcharf durchdringenden Blicken; ſie waren ganz Auge. — Man kann ſich der Bewunderung nicht enthalten, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten und Beharrlichkeit es gekoſtet haben muß, ohne Hülfe der Sprache ein Mittel zur Mittheilung der Gedanken zu lehren. Da aber Wörter nur Zeichen der Dinge ſind, ſo laſſen ſich natürlich auch andere Zeichen dafür annehmen, und ſichtbare Zeichen können alſo die hörbaren vertreten, da beyde vom Willen abhangen. Auf dieſe Art verſtändigen ſich die Stummen durch Geberden unter einander. — Der Geſichtsſinn aber iſt durch Uebung bey ihnen ſo ſtark geworden, daß ſie den Sprechenden dadurch, daß ſie auf die Bewegung der Lippen merken, verſtehen; und die Stimme iſt ihnen in der That eben ſo ſichtbar als ſie andern hörbar iſt. — Dr. Watſon ſcheint das Syſtem des berühmten Hrn. Braidwood von Edinburgh angenommen zu haben, welcher ſeinen Zöglingen nicht nur lehrte, das was man ihnen ſagte zu ſehen, ſondern auch ſelbſt zu ſprechen; obgleich er, um das Leztere zu bewerkſtelligen, ſo ſonderbar es auch klingen mag, den Sinn des Gefühls zu Hülfe nehmen muſſte. — Dr. Watſon erklärte uns die Art, wie dieſen hülfloſen Geſchöpfen Schreiben, Leſen und Sprechen (denn dieß iſt die Ordnung, worin man verfährt) gelehrt werden. Zuerſt ſchreiben ſie die Buchſtaben des Alphabets und lernen ſie ausſprechen, indem ſie die Bewegungen des Mundes und der Lippen des Lehrers beobachten, und zu gleicher Zeit mit den Fingern die Bewegung der Luftröhre fühlen, welches alles ſie nachahmen. Von einzelnen Buchſtaben gehen ſie zu Sylben, Wörtern und Sätzen über. Hieroglyphiſche Bilder hängen im Zimmer umher, wodurch ſie die Wörter auf die Gegenſtände anwenden lernen, und auf dieſe Weiſe nach und nach ein Wortregiſter erlangen. — Ein artiger achtjähriger Knabe, welcher erſt vor drey Monaten aufgenommen worden war, hatte die Wörter: Körper, Kopf, Geſicht, Naſe ꝛc. auf ſeiner Schiefertafel, die er eben einſtudierte. So wie wir auf ein Wort hindeuteten, ſprach er es in einem tiefen Ton aus, und wies zu gleicher Zeit auf den Gegenſtand, welchen es bezeichnete. Ein anderer, der ſchon länger hier geweſen war, beantwortete mehrere Fragen, die wir an ihn thaten. Sie reden, wie es ſich erwarten läßt, in einem pfeifenden einförmigen Ton, ohne Fall oder Beugung. Fünf Jahre iſt die für die Erziehung beſtimmte Zeit, welche hinlänglich iſt, um ſie in Allem zu unterrichten, was ſie unter den Menſchen und zur Betreibung irgend eines Handwerks bedürfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Die ſo eben (bey Paſchoud) ausgegebenen zwey Bände der Betrachtungen über den Menſchen (Etudes de l'homme, ou recherches sur les facultés de sentir et de penser) von dem bey uns privatiſirenden Hrn. Carl Victor von Bonſtetten, können als eine Fortſetzung der jüngſten Werke dieſes geiſtvollen und edlen Mannes, ſeines Buches über die Einbildungskraft (Recherches sur la nature et les lois de l'imagination) und ſeiner Fragmente über gemeinnüzige Gegenſtände (Programens sur divers sujets de bien public) angeſehen werden. — Der treffliche Pflanzenforſcher Hr. Seringe hat ſeinen Wohnſiz von Bern nach Genf verpflanzt, wo er für die Kultur der Wiſſenſchaft und zum Behuf ſeiner literariſchen Arbeiten nun zugleich mehr Hülfsmittel und Muße findet. Eine durch den Verein zur Beförderung der Künſte

dem Staatsrath neuerlich eingereichte Denkſchrift über die Mittel zur Verbeſſerung der Erziehung der bürgerlichen, keinem gelehrten Berufe gewidmeten Jugend (mémoire sur les moyens d'ameliorer l'education des jeunes gens destinés aux professions étrangéres aux lettres; présenté au conseil d'etat par la societé pour l'avancement des arts) iſt jezt im Druck erſchienen. Die Vorſtellung geht von allgemeinen Betrachtungen über die Wichtigkeit der Erziehung für alle Stände und für die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt aus. Durch Gewöhnungen an Ordnung, Reinlichkeit und Fleiß werde, glauben ihre Verfaſſer, aus den ärmern Klaſſen der Einwohner von Genf, künftig ein des Genuſſes der ächten Freyheit fähiges und würdiges Geſchlecht hervorgehen: dazu tragen weſentlich die allgemein eingeführten Schulen des gegenſeitigen Unterrichts bey, mittelſt deren bald kein Genfer übrig bleiben wird, der nicht leſen und ſchreiben könnte. Indeß reichen dieſe Elemente des Wiſſens für ſich allein nicht hin, und weil die vorhandenen Secundar-Schulen ihrer ganzen Anlage nach bereits auf die gelehrte Bildung berechnet ſind, ſo klagt der Gewerbsſtand mit Recht darüber, daß ſeine Söhne mit dem Studium todter Sprachen und anderer Dinge mehr, die für ihre Beſtimmung nicht taugen, eine koſtbare Zeit verlieren. Daraus geht das Erforderniß eines ſolchen Secundar-Unterrichts für dieſe hervor, mittelſt dem ſie auf kürzerem Weg, als welchen der ſogenannte gelehrte Unterricht einſchlägt, ſich die vorbereitenden allgemeinen Kenntniſſe für den ſpätern ihrem eigentlichen Berufe angepaſſten höheren Unterricht verſchaffen können. Eine eigene geſchloſſene Schule wird jedoch dazu nicht vorgeſchlagen, ſondern die Denkſchrift beſchränkt ſich, die zu jenem Zweck erforderlichen Gegenſtände zu bezeichnen, wofür Lehrkurſe anzuordnen wären, welche nach Auswahl der Eltern, Vormünder oder Wohlthäter junger Leute, von dieſen einzeln beſucht werden könnten. Es ſind dieß, die Mutterſprache zur Uebung im richtigen Denken und mit ſittlicher Nutzanwendung, wie beydes in der Lehrmethode des P. Girard zu Freyburg auf eine muſterhafte Weiſe vereinbart angetroffen wird; die Erdbeſchreibung mit hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Entwicklungen; das Rechnen, zunächſt wieder in der Abſicht, um die Aufmerkſamkeit und Faſſungskraft der Kinder nützlich zu üben; die praktiſche Geometrie, welche die Kenntniſſe der Maaße, Meſſungen und der Grundſätze der Mechanik begreifen ſoll; endlich dann die lebenden Sprachen, von denen die deutſche, die italieniſche und, um der vermuthlich bald ſich eröffnenden, weiter ausgedehnten Handelsverbindungen willen, auch die ſpaniſche vorzüglich empfohlen werden. Für alle dieſe Fächer müſſten die Lehrſtunden alſo beſtimmt werden, daß auch Schüler des Gymnaſiums ſie beſuchen könnten, und der Unterricht müſſte nicht frey, ſondern gegen ein zwar mäßiges und für unbemittelte Eltern oder Kinderfreunde nicht zu hohes Schulgeld ertheilt werden, weil in der Regel überall der Unterricht, welcher ganz unentgeldlich genoſſen wird, ſo eifrig und fleißig nicht benuzt wird, wie der, den man bezahlen muſſte. — Unſere öffentliche Bibliothek iſt in den erſten Monaten dieſes Jahres verſchiedentlich gemeinnüziger gemacht und zweckmäßig bedacht worden. Der Staatsrath und die Societé économique (eine Verwaltung von Staatsgeldern zu eigenthümlicher Beſtimmung) haben ihr gemeinſam einen jährlichen Zuſchuß von 10,000 Genferguldden (etwa 4000 Schweizerfranken) zugeſichert, und durch einen Beſchluß des Staatsraths iſt verordnet worden, daß 6000 fl. davon, nebſt den übrigen Einkünften der Anſtalt, zum Ankauf von Büchern, die 3000 übrigen hingegen für die Verwaltung der Bibliothek ſollen verwandt werden, indem künftig dieſelbe drey halbe Tage der Woche für jedermann geöffnet, im Winter ein Zimmer gewärmt iſt, und die Bibliothekare einige Entſchädniſſe beziehen.

Paris, den 1. Juni.

(Fortſetzung.)

Es iſt Zeit, auf die Theater zurück zu kommen. Die übrigen Bühnen, die nicht, wie die große Oper jezt thut, Ferien halten, ſondern raſtlos fortarbeiten, haben ſeit Kurzem manches Neue gegeben. Die komiſche Oper hat Johanna von Arc, Muſik von Caraffa, aufgeführt. Dieſer Bühne fehlte bisher noch das Mädchen von Orleans; denn faſt alle andere ſind mit dieſer Jungfrau verſehen, ſo daß der Pariſer nunmehr ſingend und redend in Verſen und in Proſa auf die Engländer kann ſchimpfen hören; ein Vergnügen, das mancher von ihnen ſehr ungern entbehren würde. Die ſingende Johanna ſcheint jedoch weniger Behagen zu erregen, als die ſprechende, weil Caraffa ſie allzukünſtlich ſingen läſſt, und dieſe Künſteley oder Künſtlichkeit auch auf ihre ſämmtliche Umgebung verbreitet hat. In Deutſchland ſoll es auch eine tanzende Johanna geben; dieſe hat in Paris von ſich noch nichts hören laſſen. Daß eine zweyte Vaudeville-Bühne, die auch Operetten aufführen darf, unter dem Namen Gymnase dramatique errichtet worden, habe ich bereits früher gemeldet, wie auch, daß man dieſe neue Bühne zum Schaden des alten Vaudeville-Theaters habe empor heben wollen. Dieſe Nebenbuhlerſchaft zwiſchen den beyden Vaudeville-Theatern iſt ſeitdem ſehr eifrig fortgeführt worden. In den liberalen Blättern wird beſtändig das neue Theater, und in den antiliberalen das alte gerühmt. Mehrere freyſinnige Theaterdichter arbeiten für das erſtere, welches auch eine hübſche von Garcia komponirte Operette, die Müllerinn, auf die Bühne gebracht hat. Das alte Vaudeville-Theater ſcheint deßhalb den freyſinnigen Ideen gram geworden zu ſeyn, und hat ſich an denſelben durch ein Vaudeville rächen wollen. In einem neuen Stücke: die Inſel Barataria hat es ſich vermeſſen, den Liberalen die Lehre zu geben, ſich nicht mit Verbeſſerung der Staatsverfaſſungen abzugeben, ſondern diejenigen, welche am Staatsruder ſitzen, nach Belieben ſchalten und walten zu laſſen, wie es Ihnen gut dünkt. Dieß iſt nicht das Erſtemal, daß man verſucht hat, von der Bühne herab den blinden Glauben und den unbedingten Gehorſam lehren zu wollen. In den Staatszeitungen, wo dergleichen Lehren auch häufig vorgetragen werden, gehen ſie gewöhnlich ungerügt durch, weil dort diejenigen, welche ſie ſo freygebig ertheilen, ungehindertes Spiel haben, und allem Widerſpruche klüglich vorgebeugt iſt. Aber an einem Orte, wo das Publikum für ſein Geld ſich beluſtigen will, kommt es ihm doch hart vor, wenn man es mit miniſteriellen Predigten langweilet. Es pfiff daher den Sancho der Barataria-Inſel ſehr derb aus, wogegen einige wenige ſehr eifrig darüber klatſchten, daß man andern Leuten das Handwerk verbiete, was ſie und ihre Patrone ſo gern allein treiben möchten. Unſinnig aber iſt es, wie man den Leuten in einem konſtitutionellen Staate zumuthen kann, ſie ſollten ſich aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten enthalten, da ja dieſe rege Theilnahme eben das konſtitutionelle Weſen ausmacht; was kann ihnen mehr am Herzen liegen, als zu wiſſen, wie es mit der allgemeinen Wohlfahrt ausſieht, wie man die Geſetze handhabt, und welchen Gebrauch man von dem Gelde der Nation macht? Der Sancho des Vaudeville-Theaters iſt jedoch nicht ganz durchgefallen, da es ihm nicht an Witz fehlt, und dieſer den Mangel an geſunder Vernunft, womit ihn Cervantes ſo reichlich begabt hatte, erſetzen muß. Eine Gefährtinn der Donna Tereſa, Sanchos Weib, zählt ihr in einem witzigen Liedchen alle die großen Vorzüge auf, die ſie als Frau Gouvernantinn genießen werde; dieſe Vorzüge ſind, daß ſie nicht mehr lachen, auf einem Stuhle ſitzen und gähnen werde u. ſ. w. und auf jeden dieſer Vorzüge folgt als refrain: Ah que tu auras du plaisir!

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 51.

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 26. Juni 1821.

Die Leipziger Büchermesse.

Ostern 1821.

Erste Uebersicht. Was meist Alle angeht.

(Beschluß.)

Schweiz 8 Art. von vorzüglicher Güte und Wichtigkeit. Empfehlenswerth sind des Obristen Weiß „neue Reisekarte" (Bern b. Burgdorfer; Lpz. b. Schmidt) und Lutz „vollst. geograph. Lexikon der Schweiz" (Aran b. Sauerländer). J. R. Steinmüller's „neue Alpina" B. 1. m. K. (Winterthur b. Steiner) ist zur näheren Kunde der Schweiz in naturhistorischer und landwirthschaftlicher Hinsicht bestimmt; der „helvetische Almanach 1821" enthält die 2te Abth. der Beschreib. des C. Bern. J. C. Vögelin endet seine durch Wahrhaftigkeit und anziehende Darstellung ausgezeichnete „Gesch. der Schweiz. Eidsgenossenschaft" mit B. 2. J. v. Arx „Gesch. der Landgrafschaft Buchsgau" (St. Gallen b. Huber) enthält einen großen Schatz urkundlicher Forschungen und mühsamer Erläuterungen einzelner Verhältnisse. Von Ochs „Gesch. Basel's" erscheint B. 5 u. 6. — Ch. M. Engelhardt's „Wanderungen durch die Vogesen" (Straßb. b. Treuttel) werden reichhaltig und unterhaltend seyn. — Viel schätzbares, gründliches, neues ist zu erwarten von den „Mittheilungen zur Vaterlandskunde" 1, 1. 2. (Altona b. Hammerich), welche die Schleswig-Holsteinische Patriotische Gesellschaft herausgiebt, und von Pet. Mohr „zur Verfassung Dithmarsens alter und neuer Zeit" (Altona b. Busch). — Eben so erwecken Zutrauen „Denkmäler aus der Vorzeit Liefs- und Estlands" H. 1. m. K. 4. und J. P. G. Evers „des H. Esthen Ritter- und Landrechten 6 B. mit Urkunden und Beylagen" (Dorpat b. Meinshausen).

* * *

Zweyte Uebersicht. Für gelehrten Bedarf.

1) Allgemeineren Inhaltes sind 17 Art., darunter auch die hier sehr unvollständig aufgeführten gelehrten Zeitungen und Nachrichten, und die Fortsetzungen von Rotermunds Ergänzungen zu Jöchers Gelehrtenlexikon 6, 3; von Ebert's schätzbarem Bibliographischen Lexikon H. 5. 6.; und Heinsius Bücherlexikon 2e Supplem. v. 1816 bis 1820. — B. Schmitz „Handbuch für Studirende oder philos. Encyklopädie der Disciplinen und Künste" (Gött. b. Deuerlich) hilft einem Bedürfnisse ab, wenn die Darstellung der wissenschaftlichen Eigenthümlichkeiten unserer Zeit treu und gelungen ist. J. C. F. Manso's „vermischte Abhandlungen und Aufsätze" (Breslau b. W. G. Korn) und C. D. Beck's Sammlung lat. Gelegenheitsschriften (Lpz. b. Enobloch) enthalten mehrere willkommene Beyträge zur Geschichte und Literatur.

2) Der Sprachen-Lit. wird, mit Einschluß der neueren, ein Zuwachs von mehr als 300 Art. zu Theil.

a) A. Göring setzt s. Abh. de philosophicae grammatices, usu gymnasiis commendando in einem 2ten Abschn. fort. Olivier hat „die Urstoffe der menschlichen Sprache und die allgemeinen Gesetze ihrer Verbindungen" (Wien b. Schaumburg) untersucht. Fr. Adelung giebt eine „Uebersicht aller bekannten Sprachen und Dialekte" (Halle b. Hemmerde); J. C. Nopitsch hat die „Literatur der Sprichwörter" sehr vieler Sprachen zusammengestellt (Nürnb. b. Lechner); J. S. Vater setzet die „Analekten der Sprachenkunde" mit H. 2. fort und beschreibt die „Sprache der alten Preußen". W. v. Humboldt's herrlicher Forschungsgeist wird sich in den „Prüfungen der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der Vaskischen Spr." 4. (B. b. Dümmler) abermals bewährt haben.

Auf morgenländische Sprachen beziehen sich 16 Art., von welchen auszuheben sind: H. A. Hamaker specimen catalogi codd. mss. orient. Bibliothecae acad. Lugduno Batavae 4. (Lpz. b. Weidmann); C. Nyerup Catal. librorum Sanscritanorum Bibl. Univers. Hafniensis (Kopenh. b. Gyldendal); F. Münter Miscellanea Hafniensia 2; Rasmussen additamenta ad hist. Arabum ante Islamismum excerpta ex Ibn Nabatah, Navonio atque Ibn Coteibah (K. b. Gyldendal); Frähn antiquitatis Muhammedanae monumenta 1 (Halle b. Hemmerde); Remusat recherches sur les langues tartares (Straßb. b. Treuttel). — Von M. F. Uhlemann's „deutsch hebr. Wörterbuch" erscheint Th. 1.

b) Die altklassische Literatur, nirgends mit solchem Eifer, wie in Deutschland angebaut, gewinnt fortwährend viele und zum Theile treffliche Bereicherungen, diesesmal in mehr als 200 Artikeln, wovon bey weitem die meisten in Sächsischen und Preussischen Buchhandlungen erscheinen.

J. P. Krebs „Handbuch der Philologischen Bücherkunde" 2 Theile (Bremen b. Heyse) hilft einem anerkannten Bedürfnisse ab. Von Böttiger's reich begabter „Amalthea" m. K. erhalten wir B. 2.; von Creuzer's umgearbeiteter „Symbolik" den 3ten und G. H. Moser hat das vielumfassende und gedankenreiche Werk in einen Auszug gebracht. Neben dem von Klopfer sehr fleißig umgearbeiteten „Nitschischen mytholog. Wörterbuch", dessen 2te Lief. angekündigt ist, erscheint ein anderes von J. C. Vollbeding „nach den neuesten Forschungen und Entdeckungen" ausgearbeitetes (Berlin b. Amelang). C. F. F. Haacke „Abriß der gr. u. röm. Alterthümer wird

zum 2tenmale aufgelegt. Für die alte Geographie ſind zu bemerken: die Fortſetzung des Uckertſchen Handbuchs mit B. 2. in 2 Abth. m. K.; J. Ch. Schirlitz Handbuch (Halle b. Gebauer) und ein „vollſtändiges Handwörterbuch aus dem Franz. überſetzt" 2 B. (Weimar im geogr. Inſt.) — E. Dodwell's „klaſſiſche Reiſe durch Griechenland" iſt von F. C. L. Sickler in 2 Th. m. K. (Meiningen b. Keyßner) überſ. und m. Anm. begleitet worden. — A. Böckh erkläret „eine egyptiſche Urkunde auf Papyrus in griechiſcher Curſivſchrift vom J. 104 v. Ch. (B. b. Reimer). — A. Wellauer hat de Thesmophoriis (Breslau b. Max), G. F. Schömann de sortitione judicum apud Athenienses (Greifsw. b. Mauritius) geſchrieben. C. R. Schubarth will „über Homer und ſein Zeitalter" (Breslau b. Max) Anſichten zur Prüfung ausſtellen.

Von F. Lindemann wird „Lyra, eine Sammlung v. Ueberſetzungen aus d. claſſ. Alterth., nebſt Beytr. zur Vervollkommnung der Ueberſetzungskunſt" 16 Bdch. (Meiſſen b. Gödſche), von Oertel eine „Sammlung der gr. u. röm. Claſſiker in deutſchen Ueberſ." 1. 2. (München b. Fleiſchmann) angekündigt.

Zur Griechiſchen Literatur gehören 74 Art. — Sprachlehren 6, darunter die jetzigen Anforderungen keinesweges mehr entſprechende Halliſche in 33 Aufl. mit ſtehendbleibenden Schriften und eine von M. Marr, der auch den Vorſchlag, die Odyſſee bey dem erſten gr. Sprachunterricht zu benutzen, erneuert, in 32 Tabellen (Carlsruhe b. Marr). Fz. Walter theilt „das Wiſſenswürdigſte über den gr. Accent" als Zugabe zu Thierſch Gramm. mit (Bamberg b. Kunz) und C. Wiedaſch erläutert „die Dialekte d. gr. Sp." (Gieſſen b. Heyer). — Von Roſt's Wörterbuch iſt der 2te, von dem Schneider-Paſſow'ſchen die 2te Abth. des 1n B. fertig geworden. — Uebungsbücher ſind 10; das Jacobsſche Elementarbuch in 8r A.; von Roſt und Wüſtemann eine „Anleitung zum Ueberſ. aus dem Deutſchen in das Gr." Curſ. 1. u. 2. (Gött. b. Vandenhoek); von der Günther'ſchen Curſ. 1. die 3te Auflage. — Ausgaben und Bemerkungen zu Schriftſt. 52, darunter 22 Abdrücke. Die Homeriſchen Werke nach R. Payne's Recenſion ſind nun auch in Deutſchland (Lpz. b. Enobloch) zu haben; B. Thierſch unterſucht „die Urgeſchichte der Odyſſee" (Königsb. b. Unzer) und will mehrfache Interpolationen nachweiſen. Aeſchylus Eumeniden m. Sch. giebt C. Schwenk (Bonn b. Marcus) heraus; die Schützſche Ausg. wird mit B. 5., die Fragmente enthaltend, ihrer Beendigung nahe gebracht. Derſelbe Veteran beſchenkt uns mit der lange verſprochenen Bearbeitung des Ariſtophanes, deſſen B. 1. (Lpz. b. Schwickert) 3 Luſtſpiele liefert; vom Dindorf'ſchen Commentar iſt B. 8. fertig geworden. A. Weichert legt die Ergebniſſe ſ. Forſchungen „über Leben und Gedichte des Rhodiſchen Apollonius" (Meiſſ. b. Gödſche) vor. Theokrit iſt mit Anm. von J. A. Jacobs (Halle im Waiſenh.) und von J. Seel (Lpz. b. Weidmann) herausgegeben worden. J. und C. L. Struve haben ein altes mathematiſches Epigramm mathem. krit. bearbeitet (Altona b. Hammerich). F. Paul handelt de sillis Gr. und fügt die Bruchſtücke von dieſer Dichtart bey (B. b. Nicolai). Lykurgus Rede gegen den Leokrates iſt von G. A. Weber (Magdeb. b. Heinrichshofen) herausgegeben worden und in Kurzem werden neue kritiſch-wichtige Ausgaben derſelben von Heinrich und von Oſann erſcheinen. Eine wackere Bearbeitung des Thucydides durch C. F. Poppo beginnet mit B. 1., der 1ſten Hälfte der Prolegomenen (Lpz. b. G. Fleiſcher). Platon's Phaedon wird von J. D. Körner mit Varianten, Scholien und Anmerkungen (Züllichau b. Darmann) edirt. Zu dem Schneider'ſchen Theophraſt kömmt ein 5r B. mit wichtigen Zuſätzen. C. W. Krüger hat Dionysii Halic. ep. de Platone et praecipuis historicis, judicium de Thucydide et de iis quae Th. propria sunt, c. comm (Halle b. Gebauer) abdrucken laſſen. D. Wyttenbach's animadv. in Plutarchi moralia werden mit B. 2; der Couſin'ſche Proklus mit B. 2. u. 3. fortgeſetzt. J. C. Orelli hat einen Abdruck des Salluſtius de diis et mundo veranſtaltet (Zürich b. Orell ꝛc.). Ferner zeichnen ſich aus: Achilles Tatius ed. F. Jacobs (Lpz. b. Dyk); Galeni opp. ed. C. G. Kühn. 1. (Lpz. b. Enobloch); Cleomedis circularis doctrinae II. II. rec. c. comm. J. Bake (Lpz. b. Weidmann); Philemonis Gr. quae supersunt ed. P. Osann (B. b. Dümmler); Theodori Metoch. Miscellanea rec. M. Ch. G. Müller ed. Th. Kiesling (Lpz. b. Vogel); J. Lydus de magistr. Rom. ed. I. D. Fuss (Lpz. b. Weidmann) und deſſen Ep. in qua J. Lydi textus et versio emendantur (Bonn b. Marcus.) — Von 6 Ueberſetzungen heben wir aus: die ſchon lange erſehnte des Ariſtophanes von J. H. Voß in 3 B., wovon 2 ausgegeben werden (Braunſchw. b. Vieweg); Kallimachus Hymen von C. Schwenk (Bonn b. Weber); Iſokrates Rath an Demonikus m. Varianten aus einer Pfälzer Handſchr. (Heidelberg b. Oswald); und Prokopius Perſiſche Kriegsbegebenheiten erläutert von P. J. Kanngieſſer (Greifswald b. Mauritius).

Der Römiſchen Lit. fallen zwar 94 Art. zu, aber ſie ſind weniger bedeutend. 7 Grammatiken; die Bröder'ſche in 15ter, die kleinere in 18ter Aufl.; eine neue von B. Schmitz 2 Th. (Gött. b. Deuerlich); J. G. Radlof hat „die irregulären Verba und Deponentia neu unterſucht und geordnet" (Elberfeld b. Büſchler). Von deutſch-lat. Wörterbüchern wird das Kraftſche mit B. 2. beendet, das Lünemann'ſche in 4 B. mit B. 1 begonnen. — Unterweiſungs- und Uebungsbücher 22; A. Mattaii hat eloquentiae lat. exempla e Mureti, Ernesti, Ruhnkenii, Facciolati etc. scriptis summa abdrucken laſſen (Altenb. b. Hahn). — Ausgaben werden 49, darunter 40 Abdrücke gezählt; von den letzteren ſind wenige ſo empfehlenswerth, wie der in Stuttgart veranſtaltete des Drakenborchſchen Livius. Poetae scenici rec. F. H. Bothe 4 B. (Halberſtadt b. Vogler) wird auch wohl blos Textesabdruck mit willkührlichen Veränderungen ſeyn; und T. Baden's Ausgabe der Seneca'ſchen Tragödien 2 B. (Lpz. b. G. Fleiſcher) macht eine beſſere kritiſche nicht entbehrlich. J. H. Jäck hat Horatius Werke nach 6 Bamb. Handſchr. mit Anm. abdrucken laſſen (Weimar Ind. C.). Von 18 Art. den Cicero betr. ſind zu bemerken Orationes Philippicae cum commentario Garatonii ed. G. G. Wernsdorf. 1. (Lpz. b. G. Fleiſcher); de republica ex ed. Maji (Stuttg. b. Cotta); von 5 den Salluſt betr. Catilina et bellum Jugarth. recogn. et ill. O. M. Müller (Züllichau b. Darmann). — Von Chreſtomathien ſind J. C. Orelli Eclogae vet. poetarum lat. c. var. lect. (Zürich b. Geßner) anzuführen; J. G. Zimmermann's lat. Anthologie wird zum 5mal aufgelegt. Unter 16 Ueberſetzungen treten hervor: J. H. Voß Virgil und Horaz (Braunſchweig b. Vieweg); v. Knebel's Lucretius 2 B. (Lpz. b. Göſchen); C. Heuſinger's Livius m. Anm. (Brſchw. b. Vieweg). J. J. C. Dommer hat den Ju-

venal verdeutscht (Tüb. b. Osiander). — Neuere lat. Gedichte werden 6 angemeldet; die Fröbel'sche geschmackvolle Sammlung wird fortgesetzt; H. Voßcha's poemata (Lpz. b. Weidmann) sind vom Sohne gesammelt worden.

In neueren Sprachen werden viele Classiker, besonders französische, englische und italiänische in wohlfeilen Abdrücken verbreitet. Von 29 Sprachlehren und Wörterbüchern ist die Hälfte dem Französischen gewidmet; Gr. v. Rammstein des 3n. B. 1ste Abth., von Herrmann, Bruel, Franzeson ꝛc. J. D. Schulze hat eine „Chrestomathie aus französischen Uebersetzungen lat. u. griech. Classiker" besorgt (Lpz. b. Enobloch) und eine alphabet. Uebersicht der franz. Uebers. d. Classiker hinzufügt. — Ital. 2 Gr. 1 WB. — Engl. 2 Gr. 1 WB. — Span. 1 WB. — Dänisch ein dän. deutsch. und d. d. WB. und die Forts. des von der K. Gesellsch. d. Wiss. herausgeg. WB. K. u. L. — Polnische Gr. v. Th. v. Szumski (Breslau b. W. G. Korn); von Troß P. deutsch franz. WB. die 4te Ausg. — Böhmische Gr. von C. J. Tham die 6te, von Nedeglp die 3te Aufl.; Dobrowsky deutsch-böhm. WB. 2 B. gr. 4. — Serbisch deutsch lat. WB. von Stephanovics (Wien b. Schaidacher).

3) Ungemein zahlreich ist der neue Vorrath der Geschichtlichen Literatur; er beläuft sich auf 220 Art. und werden die, welche Deutschland angehen, dazu gerechnet, auf mehr als 350. Für diese äußere Menge dürfte das Gewicht des wissenschaftlichen oder künstlerischen Gewinnes sich schwerlich genügend erweisen; die Büchermacherey hat in diesem Felde den bequemsten Spielraum und dazu kommt eine Modekrankheit, über das am tiefsten zu grübeln und recht viel und scheinbar gelehrt zu sprechen, wovon am wenigsten zu erfahren ist.

Aus vermischten, allgemeineren und einleitenden Schriften lassen sich herausheben: L. Wachler's „Gesch. der hist. Forschung und Kunst" ist mit B. 2. Abth. 3 beendet; Klein fängt an, ein „Lehrbuch der vornehmsten histor. Wissensch." mit Th. 1. (Altenb. b. Hahn) herauszugeben. J. v. Kriebel stellt „Weltgesch. und Kosmographie" in Wechselbeziehung dar H. 1. 2. (Wien b. Gerold). Von J. v. Hormayr's „sämmtl. Werken" ist B. 2. fertig geworden. Heeren's „kl. hist. Schriften" 3 Thle erscheinen in 2r verbess. Auflage.

Zur Länder- und Völkerkunde kommen über 70 Art.; darunter 12 Lehrbücher v. F. Lange, W. F. Wolger u. a.; von Sommer's gemeinnützigem „Gemälde der phys. Welt" Heft 12. Streit und Cannabich eröffnen unter der Aufschrift: „Globus" B. 1. (Erfurt b. Keyser) eine Zeitschrift für die neueste Erdbeschreibung, welche mit angemessener Umsicht und Vollständigkeit ausgeführt Vielen gute Dienste leisten kann. — Von 6 statistischen Art. scheint Beachtung zu verdienen: F. C. Zimmermann „das Leben des Menschen in auf- und absteigender Linie; eine metronomische Darstellung seines Verlaufes; nebst Gedanken und Betrachtungen über das wunderbare Zahlenverhältniß beyder Geschlechter, über Bevölkerung, Uebervölkerung und Entvölkerung der Länderstriche auf unserer Erde" (Wien b. Wimmer), womit C. W. Hufeland „über die Gleichzahl beyder Geschlechter im Menschengeschlechte" (B. b. Reimer) verglichen werden kann.

Reisebeschreibungen sind in Ueberfluß vorhanden; die meisten aus dem Englischen übersezt. Eine neue systematische Sammlung der „wichtigsten neuen Land- und Seereisen" Th. 1. 2. m. K. (Lpz. b. G. Fleischer) wird von W. Harnisch besorgt. Von den übrigen ursprünglich deutsch geschriebenen werden hier ausgezeichnet: A. H. Niemeyer's R. 2r B.; Archibald „Umrisse auf e. R. nach London, Amsterdam und Paris" (Magdeb. b. Creutz); über Britannien H. Meidinger (St. b. Cotta) und Beschorner 1. 2. (Lpz. b. Göschen); J. Hamel „zwey R. auf den Montblanc"; v. Hammer „Konstantinopel und der Bosporus" 2 B. (Pesth b. Hartleben); über Brasilien G. H. v. Langsdorf (Heidelberg b. Groos), Th. v. Leithold (B. b. Maurer) und L. v. Rango. Otto v. Kotzebue beschreibt die „Entdeckungsreise in der Südsee" 3 B. 4 m. K. (Weimar b. Hoffmann).

Unter 24 Schr. über Weltgeschichte zeichnet sich die zur Selbstbelehrung geeignete und weitere Studien anregende von Pölitz 4 B. in 3r Auflage aus. — S. de Sismondi läßt die ersten 3 Bände s. histoire des Français (Straßb. Treuttel) erscheinen, welche die Gesch. vom 4. bis zum 10. Jahrh. umfassen. — Bossi istoria d'Italia wird mit B. 6 bis 11 fortgesetzt. — P. v. Gerschau's „Versuch über die Gesch. des GH. Finnland" (Altona b. Busch) wird nicht übersehen werden.

Der alten Gesch. fallen an 20 Art. zu. Viele beschäftigen sich mit der Urgeschichte; Pustkuchen verspricht dieselbe „in ihrem vollen Umfange" zu bearbeiten Th. 1. (Lemgo b. Meyer); A. H. C. Gelpke macht s. Meinung „über das Urvolk der Erde" bekannt (Braunschw. b. Meyer) und J. G. Radlof hat den „Untergang des Planeten Phaeton und des großen Westlandes Atlantis" (Elberf. b. Büschler) in Untersuchung gezogen. Ballenstedt, der auch „die neue oder jetzige Welt" in 2 B. schildert, setzet in Verbindung mit Krüger das „Archiv für die neuesten Entdeckungen aus der Urwelt" in B. 3 fort und wird J. G. Rhode's „Beyträge zur Pflanzenkunde der Vorwelt nach Abdrücken im Kohlenschiefer und Sandstein aus schlesischen Steinkohlenwerken" Lieferung 1. 2. (Lpz. Barth) nicht unbenutzt lassen. Fortsetzungen erscheinen von Dorow's „morgenländ. Alterthümern" H. 2. und von v. Donops „Magnsanischem Europa" Abth. 2. — A. B. G. Niebuhr macht Inscriptiones Nubienses" (B. b. Reimer) bekannt, an welchem sich sein bewährt ausdauernder und geübter Forschungssinn auf das neue beurkundet haben wird. — C. H. Hänle's „ausführlicher Unterricht zur Weltgeschichte" 1. 2 (Halle Waisenh.) ist mit Belegen aus klassischen Schriftstellern und Reisebeschreib ausgestattet. — F. Münter stellt den „Jüdischen Krieg unter Trajan und Hadrian" dar (Alt. b. Hammerich). G. A. Klätz hat die Nachrichten de foedere hæotico (B. b. Maurer) geordnet.

Die fruchtbarste Ergiebigkeit findet sich in Bearbeitung der Gesch. des Mittelalters. Von F. Rehm's durch einsichtsvollen Fleiß und helle Anordnung empfohlenem „Handbuch" ist B. 1. (Marburg b. Krieger) schon früher ausgegeben worden. Der 2te Band der Luden'schen WG. soll das MA. umfassen und F. C. Schlosser's WG. giebt in Abth. 1. des 3n B. eine so musterhafte Darstellung des Hohenstaufischen Zeitalters aus den Quellen und besonders durch gründliche und geistreiche Benutzung der gleichzeitigen Dichter, daß selbst der eigensinnige historische Geschmack zufrieden gestellt werden wird. — Von H. Leo wird ein Buch „über die Verfassung der freyen Lomb. Städte im MA." (Rudolstadt in der Hofb.); von einem Ungenannten eine Schilderung der „Minnehöfe des MA." (Lpz. b. Brockhaus) angekündigt. — H. R. Schröter curarum in vetustiorem Scandinaviae historiam P. 1. (Rostock b. Stiller) läßt Gutes erwarten. — Finn Magnus-

fen überſezt die ältere Edda in das Däniſche und erklärt ſie; daſſelbe thut C. C. Rafn mit den Nordiſchen Kämpe Hiſtorien nach Isländiſchen Handſchriften B. 1.

In der an 60 Art. ſtarken Litt. der neueren Geſch. herrſchen die Neuigkeiten des Tages vor. Auf die berüchtigte Geſch. eines vornehmen Prozeſſes beziehen ſich 9 Schr.; auf die ſpaniſche Revolution 5, unter welchen Meiſel „Denkſchr.“ v. Hügel „Span. und die Rev.“ (Lpz. b. Brockhaus) und Gr. Toreno „Ueberſicht der ſpan. Staatsveränderung“ (Dresd. b. Hilſcher) die bedeutenderen zu ſeyn ſcheinen. — Von Phil. de Mornay Sieur du Pleſſis Mémoires hat A. D. de la Fontenelle eine ſehr vermehrte Ausgabe in 12 B. (Straßb. b. Treuttel) veranſtaltet; Lacretelle leſenswerthe histoire de France wird mit B. 7 und 8 fortgeſezt. — B. v. Wichmann's „chronolog. Handbuch der neueren ruſſiſchen Geſchichte von 1762 bis 1810“ 2 B. (Lpz. b. Gleditſch) füllt eine beträchtliche Lücke aus.

Von 29 zur Kirchengeſchichte gehörenden Art. ſind zu bemerken: der Abdruck der Kirchengeſchichte des Euſebius griech. und lat. von C. Zimmermann geleitet B. 1. (Frkf. b. Hermann). — Als wahre Bereicherung wird ſich „der heil. Johannes Chryſoſtomus und ſein Zeitalter“ dargeſtellt von A. Neander B. 1. (B. b. Dümmler) geltend machen. — Einen anziehenden und noch nicht genügend erörterten Gegenſtand behandeln C. A. Borger de mysticismo (Lpz. b. Weygand) und J. G. W. Engelhardt de Dionysio Plotinizante (Erlangen b. Palm). — Kirchlich alterthümliche Sammlungen werden im Auguſt's Denkwürdigkeiten B. 4. und C. Schöne's Geſchichtsforſchungen B. 2. fortgeſezt.

4) Die Philoſophie hat ſich ihres wirklichen, nicht blos eingebildeten oder papiernen Reichthums in 42 Art. nicht zu überheben. Anſpruchloſe Geiſtesgeſundheit wird Th. A. Schabedieſſen's „Philoſophie und Geſchichte“ (Lpz. b. Enobloch) nicht verleugnen und Gediegenes iſt zu erwarten in C. Ritter's „Geſchichte der Jonischen Philoſophie“ (Berl. b. Trautwein). J. S. C. Schweigger hat „über die älteſte Phyſik und den Urſprung des Heidenthums aus einer mißverſtandenen Naturweisheit“ (Nürnb. b. Schrag) Unterſuchungen angeſtellt. — Von Syſtemen ſind anzuführen: das Kruſiſche in 2r A.; J. F. Fries „mathematiſche Naturphiloſophie“ (Heidelb. b. Mohr); C. F. Bachmann „erſtes dogmatiſches Syſtem“ B. 1. (Heidelb. b. Groos); Fr. Linkmeier „Lehrgebäude der allgem. Wahrheit nach der geſunden Vernunft“ B. 1. Ontologie und Kosmologie enth. (Bielefeld b. Helmich); Th. L. Rambach „ideale und reale Philoſ.“ und „Ph. ſyſtematiſch dargeſtellt“ B. 1. (Lpz. b. Engelmann). J. A. Brüning will nur einen beſcheidenen Beytrag „zu einer künftigen Grundwiſſenſchaft der Ph.“ liefern (Münſter b. Coppenrath). — G. Salzmann verzeichnet und erklärt in einer lat. Preißſchr. die verſchiedenen früheren und ſpäteren Meinungen über Quellen und Entſtehung der menſchlichen Erkenntniß (Gött. b. Dietrich); D. A. W. Neuber will „das Grundvermögen der menſchl. Seele“ darſtellen (Altona b. Hammerich); J. H. Schubert's „Symbolik des Traumes“ erſcheint in 2r umgearbeiteter Ausgabe (Bamb. b. Kunz); F. A. Nüßlein hat ein „Lehrbuch der Pſychologie für Schulen“ verfaßt (Mainz b. Kupferberg). — F. Calker's „Methodologie der Ph.“ (Bonn b. Weber) ſoll zum Leitfaden bey akad. Vorleſungen dienen; Herbart's Lehrbuch wird zum 2mal aufgelegt. — Beachtung ſcheinen zu verdienen: J. G. Lange „Elementar Logik“ (Roſt. b. Stiller); J. Kant „Vorleſungen über die Metaphyſik“ (Erfurt b. Keyſer); G. F. Bockshammer „die Freyheit des menſchl. Willens“ (Stuttg. b. Metzler); S. Erhard „Grundlage der Ethik“ (Freyburg b. Wagner); J. S. Beck „Lehrbuch des Naturrechts“ (Jena b. Cröcker); H. Plaul „Grundr. d. philoſ. Religionslehre“ (Gött. b. Vandenhoek); Clodius „Chriſtus und die Vernunft“ B. 2. — Von populären philoſ. Schriften führen wir an: Ch. Garve „Verſuche über verſch. Gegenſtände aus der Moral, Literatur u. d. geſellſch. Leben“ 5 Th. NA.; Frau Wollenbach „Gaſtmal der Leontis, ein Geſpräch über Schönheit, Liebe und Freundſchaft; aus dem Franz.“ (Ulm b. Ebner); J. G. Buhle „über Urſprung und Leben des Menſchengeſchlechtes und das künftige Loos nach dem Tode“ (Brſchw. b. Meyer); T. F. Friedrich „Phylana oder Leben, Tod und Auferſtehung, mit biographiſchem Vorwort von C. G. Prätzel“ (Altona b. Hammerich); C. L. Rösling „Ueberzeugung von der wahren Beſtimmung und Fortdauer des menſchlichen Geiſtes“ (Ulm b. Ebner).

5) In das Gebiet der Staatswiſſenſchaft gehören 24 Art., viele von unverkennbarem Werthe, manche von augenblicklicher und geſchichtlicher Wichtigkeit. Zur Beachtung ſcheinen vorzüglich geeignet zu ſeyn: J. W. Burkardt „Staatswiſſenſchaftslehre, mit Rückſicht auf die gegenwärtige Zeit“ (Lpz. b. Rein); v. Kronberg „die Lehre vom Staate“ (Dresden b. Arnold); v. Gervais „kleine Mittheilungen aus dem Gebiete der Staatswiſſenſchaft“ (Lpz. b. Brockhaus). Eine Fülle trefflicher Anſichten und Entwickelungen, kühner Wahrheiten und freyſinniger Folgerungen begegnet uns in Deſtutt Gr. de Tracy „Charakterzeichnung der Politik aller Staaten, überſ. und gloſſirt von C. E. Morſtadt“ 1. 2. (Heidelb. b. Groos). Der nun, was die ſtärkſte praktiſche Belehrung für ſeine blinden Nachbeter enthält, zur römiſchen Kirche übergetretene C. L. v. Haller hat ſeine eigentlichen Grundſätze in der Flugſchrift „über die Conſtitution der ſpaniſchen Cortes“ (Winterthur b. Steiner) mit der naiveſten Offenherzigkeit, welche wirklich dankbar anzuerkennen iſt, ausgeſprochen und das, in ſeiner neu aufgelegten „Reſtauration“, dem weltlichen Evangelium ſchwärmeriſcher Mitheiſer an der Unterdrückung des Volkes und der Menſchheit, des breiteren dargelegte Geheimniß gemeinfaßlich enthüllt; über den Zweck ſeines Strebens kann Gottlob von jezt an kein geſunder Menſchenverſtand mehr ungewiß ſeyn, wenn er es je geweſen iſt. — Den Staatshaushalt betreffen unter anderen: „Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthſchaft, Verſuch neuer Anſichten der politiſchen Oekonomie“ (München b. Thienemann); Ricardo „Grundſätze der pol. Oekonomie“ mit de Say Anm. überſ. von Ch. A. Schmidt“ (Weimar Ind. C.); J. F. C. Loß „Handb. der Staatswirthſchaftslehre“ 1. (Erlangen b. Palm); C. H. Rau „Anſichten der Volkswirthſchaft“ (Lpz. b. Göſchen); C. A. v. Malchus „Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung“ (Heidelberg b. Groos) in tabellariſchen Umriſſen der Arbeiten des Departements des Innern und der Finanzen; C. H. v. Jakob „Grundſätze der Staatsfinanzwiſſenſchaft“ (Halle b. Hemmerde); G. G. Strelin „Reviſion der Lehre von Auflagen“ (Erl. b. Palm); „Samlungen und Reminiscenzen aus der Staatsverwaltung, oder Hand- und Hülfsbuch der Polizey“ 1. 1. (Lpz. b. Barth).

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Juni 1821.

Alles war von Anfang gut auf Erden;
Alles wird durch Weisheit wieder gut.

Witthoff.

Die neuesten Zeugnisse über Charakter und Sitten der Javanesen, und der übrigen Volksstämme des indischen Archipels.

Der gewesene großbritannische Resident am Hofe des Sultans von Java, Herr John Crawford, hat in seiner History of the Indian Archipelago, (drey Bände, Edinburgh 1820), über Sitten und Sprache, Künste und Handel, Religion und Staatseinrichtungen der Bewohner des indischen Archipels ungemein reichhaltige und schätzbare Nachrichten mitgetheilt. Am besten unterrichtet war er inzwischen über die Verhältnisse der Bewohner von Java, und darum verdient auch sein Zeugniß über diese Insulaner vorzügliche Beachtung, und wir entheben demselben die nachfolgenden Züge.

Der brittische Botschafter schildert die Javanesen als einen kräftigen Volksstamm, der Strapatzen und Mangel recht gut ertragen kann. Wenn sie körperlich nicht frühreifer sind als die Europäer, so geschieht hingegen ihre Geistesentwicklung schneller. Ihre Krankheiten bieten nur höchst selten den entzündlichen Charakter dar, und Wunden oder chirurgische Operationen, die dem Europäer leicht lebensgefährlich werden, sind es für sie ungleich weniger. Zum Beweis dieser Behauptung wird das, häufig als Strafe vollzogene Abnehmen der Arme, Hände, Füße und Beine angeführt, wovon sie leicht und ohne Kunstverband genesen. Nachlassende und Wechselfieber sind zu gewissen Jahrszeiten, als Folge der Sumpfausdünstungen, herrschend. Mörderischer als jede andere Krankheit, zeigen sich die Kinderpocken, woran, nach Herrn Crawfords Angabe, in der Stadt Java der zehnte Theil aller Kinder stirbt.

Die Javanesen sind kein lebhaftes und wohl eher ein träges Volk, dafür aber ungemein beharrlich in ihren Arbeiten. Man findet Lastträger, die schwer bepackt und mehrere Tage hintereinander zehn Meilen täglich zurücklegen. Laufen und Springen aber kann hier zu Land niemand. Ihres öfteren Waschens ungeachtet sind sie nichts weniger als reinlich. Sie waschen sich auch mit unsauberem Wasser, wenn gerade kein reines zur Hand ist, und ihre Kleider tragen sie bis sie zerfetzt vom Leibe fallen. Im Genusse der Speisen sind sie mäßig, auch wo Ueberfluß vorhanden ist. Betrunkene trifft man nur höchst selten auf den Straßen, obgleich das gemeine Volk sich sehr leicht geistige Getränke verschaffen kann. Die Häuptlinge machen jedoch Ausnahme und ihre festlichen Mahle gehen nicht selten in Bachanalien über.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit zur Naturanlage dieser Insulaner gehören. Der brittische Beobachter hält dafür, ihre Thätigkeit entwickele sich im Verhältnisse ihrer Kultur, die überhaupt noch gar weit zurücksteht. Sie haben alle entschlossenen Muth, aber gemeiniglich ist es ein duldender. Ihr Ideenkreis ist beengt, aber sie urtheilen meist sehr richtig. Ihr Gedächtniß ist unzuverlässig und ihre Phantasie kindisch. Wenn sie über etwas Zeugniß ablegen sollen, so sind sie nur selten im Stande, den Tag und die Stunde anzugeben,

wo die in Frage liegenden Dinge geſchahen. Bey ungebildetem Verſtande und beweglicher Phantaſie, können ſie nicht anders als leichtgläubig und abergläubig ſeyn. Große Anlagen zur Tonkunſt ſind den Javaneſen meiſt eigen, ſie beſitzen ein richtiges muſikaliſches Gehör und können auch die künſtlichſten Geſangweiſen auf ihren Inſtrumenten bald und leicht ſpielen.

Wenn Stärke und Umfang ihren Geiſteskräften abgehen, ſo iſt daran einzig nur Mangel an Uebung ſchuld, und es iſt hier nicht wie bey mehreren andern aſiatiſchen Völkern der Fall, daß ihre Anlagen durch Erziehung verbildet werden. Sie ſind faſt ohne Ausnahme wißbegierig und ihre Neugier iſt überhaupt groß. Herr Crawford führt die Familie des Statthalters der Provinz Samarang, als Beyſpiel und Beweis deſſen an, was durch Erziehung aus ihnen werden könnte. Dieſer Häuptling hatte, der Landesſitte gemäß, eine Prinzeſſinn noch als Kind geheirathet und ihre Erziehung mit der Abſicht angeordnet, ihr die wiſſenſchaftliche Bildung, welche er ſelbſt beſaß, mitzutheilen. Er lehrte ſie, und nebſt ihr drey ſeiner Töchter Arabiſch, ſo daß alle vier in der Literatur dieſes Volkes wohl bewandert ſind. Von ſeinen Söhnen ſandte er zwey ins Seminar nach Calcutta, wo ſie ſchnelle Fortſchritte machen. Der ältere konnte im ſechszehnten Jahre engliſch leſen, ſchreiben und ſprechen, ſo gut wie ein geborner Britte, und ſeine Bemerkungen zeugen von richtigem Urtheil und Scharfſinn.

Die Javaneſen ſind zuverläſſig und wahrhaft; ſie zeichnen ſich dadurch vor andern Indianern rühmlich aus. Es iſt eine gar nicht ſeltene Erſcheinung, daß Verbrecher ſich vor dem Richter ſelbſt anklagen, indem ſie alle Umſtände freywillig eröffnen, die dem Gerichte zu wiſſen erforderlich ſind. Ränke und Falſchheit kennen ſie nicht, und für jene ſchlaue Liſt, die bey den übrigen aſiatiſchen Völkern zur täglichen Gewohnheit geworden iſt, ſcheinen ſie gar keine Anlage zu haben; darum werden ſie dann aber auch von Arabern, Indiern und Chineſen vielfältig und gleichſam in die Wette berückt und betrogen.

Der Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Treue ſind die Javaneſen im hohen Grade fähig, und dadurch ſtechen ſie nochmals gegen die Indianer ſehr ab. Ihre Manieren ſind ernſt, beſcheiden und bis zum Uebermaß höflich; aber es liegt dabey keinerley Liſt oder Abſicht zum Grund, und ihre Zwingherriſchen Einrichtungen erklären dieſen Charakterzug ſattſam. Sie ſind weder habſüchtig noch proceßluſtig, aber ihre Rechte geben ſie auch nicht leicht preis; um dieſe zu verfechten, ſind ſie kühn, beharrlich, und bey ſolcher Gelegenheit geht alsdann ihre gewöhnliche Ruhe in Eifer und Wärme über.

(Die Fortſetzung folgt.)

Klara oder die Erſcheinung im Kloſtergrunde.

(Fortſetzung.)

Ohne Bewegung, mit ausgebreiteten Armen ſtand der Beklagenswerthe, abermals getäuſcht da, nicht wiſſend, ob er folgen oder abſtehen ſolle von ſeinen weitern Forſchungen. Er war wieder ungewiß geworden in ſeinem Glauben, doch entſchied er ſich unwillkührlich für das Erſte, aber kein Stern leitete ihn in der dunkeln Nacht. Der Mond barg ſich hinter dicken Wolken und das früher aus dem Gemäuer hervorſchimmernde Licht war erloſchen; lange tappte er daher in der Finſterniß fort und hatte ſchon alle Hoffnung aufgegeben, ſeine Unterſuchungen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt zu ſehen. Da ſchimmerte plötzlich das Licht wieder auf, und leitete ſeinen irrenden Fuß durch das Gebüſch; aber — nicht das Licht aus den Kloſterruinen, ſondern das aus ſeinem eigenen Zimmer im Gartenflügel des neuen Amthauſes hatte ihm geſchienen, und unvermerkt war er bis zur Thür des Saals zurückgelangt.

Das war dem ermüdeten Nachtwandler ein Wink, ſeine Forſchungen für heute einzuſtellen, und ſich zur Ruhe zu begeben.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel, als Schönau am andern Morgen erwachte, denn lange hatte ihn der Schlaf geflohen, bis er endlich mitleidsvoll den Müden in ſeine Arme ſchloß. Hatte er geträumt oder gewacht? — Er wuſſte es ſelbſt nicht und konnte es nicht wiſſen, denn ein heftiges Fieber hatte ihn befallen. Die Anſtrengungen auf der langen unausgeſezten Reiſe, da er ſtets mit gänzlicher Hingebung und eigener Aufopferung jegliche Sorge und Bemühung auf ſich genommen hatte, frühere anhaltende Arbeiten und endlich ſeine in der höchſten Geiſtesſpannung unternommene Wanderung der verfloſſenen Nacht hatte ihn faſt gänzlich erſchöpft.

Die Erſcheinung eines Dieners, der ſeiner Befehle harrte und ihn fragte, ob er das Frühſtück auf ſeinem Zimmer genießen, oder mit dem Herrn Amtsrath zuſammen bey dem ſchönen Morgen in einer Gartenlaube einnehmen wolle, gab ihm ſeine Beſinnung wieder, und erinnerte ihn daran, daß er in einem fremden Hauſe ſey.

Beſchämt über ſeinen langen Schlaf, entriß Schönau ſich gewaltſam dem Lager und folgte, nachdem er ſich im Fluge in die Kleider geworfen, dem Diener in den Garten. Schon nahete er der ihm bezeichneten Laube, als er ſeinen gütigen Wirth erblickte, der ihm aus einem entfernten Gange des Gartens entgegen eilte, und wollte eben einen Seitenweg zu ihm einſchlagen, da trat — o Wunder! die holde Geſtalt einer Jungfrau aus derſelben hervor, wo er auf den erſten Blick ſeine Unbekannte, jenes räthſelhafte Weſen erkannte, das er ſeit Jahren wie ein Knabe den Schmetterling, der im Augenblicke flieht, wo man ihn zu haſchen denkt, verfolgt hatte.

Wer mahlt Schönaus Entzücken? — Sie ſehen und niederſinken zu ihren Füßen, war das Werk eines Augenblicks. Mit leidenſchaftlicher Heftigkeit umſchlang er ihre Knie, denn nicht noch einmal ſollte ſie ihm entfliehen, und mit Liebe flehendem Blicke ſchaute er in das ſchöne thränenfeuchte Auge des reizenden Mädchens.

Konnte ſie ſich losreißen von dem Ungeſtümen? Ihm abermals, wie ſo oft ſchon, entfliehen? —

Schüchtern und verſchämt, aber mit liebenden Blicken beugte ſie ſich herab zu dem Flehenden, da brannte der erſte Kuß der Liebe auf dem Purpur ihrer Lippen.

In ſüßer Seligkeit befangen, hätte das liebende Paar die Welt und ſich vergeſſen, wenn nicht in dieſem Augenblicke dicht hinter ihnen der Schönau ſo oft ſchreckende Ruf: Klara! Klara! ertönt wäre.

Fürchtend, das geliebte Weſen werde ihm wie ein Luftgebilde entſchwinden, erſchracken über die Kühnheit, der er ſich ſo eben ſchuldig gemacht hatte, legte jezt Schönau, entſchloſſen, Alles für Alles zu wagen, ſeinen Arm um die liebliche Geſtalt. Da ſank ſie neben ihm nieder in die Knie, und vor ihnen ſtand — der Amtsrath, des Mädchens Vater.

„Klara! Meine Klara!“ wiederholte der Vater ſanft, da ſenkte ſich ihr Köpfchen an des beglückten Schönau Bruſt.

Noch hatten die Liebenden kein Wort mit einander gewechſelt, aber ſie verſtanden ſich, ihre Blicke ſprachen beredter, als Worte. Des Vaters Blick ruhte mit Wohlgefallen auf ihnen, und ſegnend erhob ſich ſeine Hand über den Häuptern der geliebten Kinder.

Das Glück der Liebenden wäre jezt vollkommen geweſen, aber Schönau, erſchöpft von ſo vielen Anſtrengungen und höchſt angegriffen durch die überraſchende Scene, ſank halb bewußtlos in die Arme des geängſtigten Mädchens. Da vernahm er die erſten Laute der ſüßen Rede aus dem roſigen Munde der Geliebten: — Guſtav, mein Guſtav! — Und die ſchnell wiederkehrende Beſinnung gab ihm Kraft, ſie mit den Worten: — Klara, meine Klara! an das hochklopfende Herz zu drücken.

Wer beſchreibt die Seligkeit, die Guſtav und Klara genoſſen? — Im Wonnetaumel der erſten beglückenden Liebe ſchwanden ihnen die Stunden wie Minuten hin, und Schönaus fieberhafter Zuſtand vermochte der Wunderkraft von Klaras Theilnahme nicht zu widerſtehen.

Ein Diener trat jezt in die Laube und meldete: der Vater harre ihrer im Speiſezimmer. — Es war hoher Mittag! —

Wie erſchrak Schönau, der jezt des nahen Abſchiedes gedachte! — Aber Klara, die in ſeinem Herzen las, bat ſo ſüß, ſo ſchmeichelnd, ſie nun ſobald nicht wieder zu verlaſſen, daß kein trüber Gedanke Herr in ihm werden konnte.

„Der Vater ſoll meine Bitten mit den ſeinigen unterſtützen,“ ſezte ſie neckend hinzu, und eilte an ſeinem Arme in den Speiſeſaal.

Aber welch' Erſtaunen feſſelten Blick und Fuß der Eintretenden, als eine geräuſchvolle Muſik und eine zahlreiche glänzende Geſellſchaft ſie empfing. Doch ihr Erſtaunen ſollte noch höher geſteigert werden. Lächelnd und mit inniger Zufriedenheit ſtellte der Vater die beyden Glücklichen, den Herrn Regierungsrath Schönau und ſeine Tochter Klara der Geſellſchaft als Brautpaar vor, deſſen Verlobung der heutige feſtliche Tag beſtimmt ſey. —

Aus den Armen des Vaters ſanken die Liebenden in die Arme der Freunde, und ein Heer von Glückwünſchen erhob ſich ringsum im Saale. — Aber welche Freunde konnte denn Schönau finden, hier am unbekannten Orte? —

Den Umarmungen des Vaters und der Geliebten entriſſen, fühlte er ſich vierfach umſchlungen und gehalten von den kraftvollen Armen zweyer Männer. Endlich vermochte er es, den Blick zu wenden, und, auſſer ſich vor Freude, rief er: Tiefenbach! — Hohenthal! —

Wer mahlt das Wiederſehen der drey Freunde, die man einſt auf der Univerſität nur das ſchöne Kleeblatt oder die Unzertrennlichen nannte! —

Hohenthal war, ſeit die Freunde ſich nicht ſahen, Tiefenbachs Schwager geworden, denn lange ſchon hatte er deſſen einzige Schweſter geliebt und war von ihr wieder geliebt worden. Dem Glücke der beyden durch die Bande der Verwandtſchaft noch näher vereinten Freunde fehlte nun nichts, als ihr Schönau, der ja immer zwiſchen ihnen in der Mitte ſtand. „Ach! daß auch Er bald durch Liebe glücklich werden möchte!“ — ſagten ſie oft, wenn ſie im traulichen Kreiſe ihrer Frauen von dem herrlichen Menſchen erzählten, wenn ſie ihnen mit Begeiſterung die Freundſchaft ſchilderten, mit der ſein edles Herz ſich ihnen ſtets ſo ganz hingegeben hatte, wenn ſie von ſeinem hohen Gefühl für alles Große und Edle, von ſeiner Wohlgeſtalt und ſeinen mannigfachen, trefflichen Talenten ſprachen. Tief trauerten ſie dann über die Schwermuth, die alle ſeine Briefe athmeten, und auch den gefühlvollen Frauen feuchteten Thränen die ſchönen Augen.

Hohenthals Laufbahn war glänzend und ſchnell geweſen. Nach der Rückkehr von ſeinen Reiſen trat er in die Dienſte des jungen Fürſten, der ihm wohlwollte, und hob ſich in deſſen Gunſt ſo ſchnell, daß er ihm ſo eben die erledigte Stelle des erſten Regierungs-Präſidenten in der Provinz, zu welcher Marienrode gehörte, verliehen hatte. Durch Tiefenbach von der nahen Ankunft des gemeinſchaftlichen Freundes unterrichtet, eilte er, nachdem er zuvor durch ſeinen Einfluß Schönau eine Anſtellung als Regierungsrath bey ſeinem Collegio ausgewirkt hatte, nach Moordorf, um den lieben Freund nach fünfjähriger Trennung dort zum erſten Male wieder zu umarmen. Von da wollte er dann eine Reiſe durch ſeinen Regierungsbezirk machen, um den Zuſtand der Domainen kennen zu lernen und manche ihm zweckmäßig ſcheinende Veränderungen zu treffen.

Dieß wuſſte Golding durch einen Freund aus der Reſidenz, der ihm zugleich meldete, daß auch Marienrode wahrſcheinlich große Veränderung bevorſtänden. Von dem Empfange des neuen Präſidenten, der zwar das Incognito aber doch auch den Glanz liebe, hänge Vieles ab, da ſein Einfluß höchſt bedeutend ſey, und er bey dem Fürſten Alles gelte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. Juni.

(Beſchluß.)

Picard hat endlich die Direktion des Odéon-Theaters niedergelegt, und beſchäftigt ſich mit einer neuen Ausgabe ſeiner Werke; wahrſcheinlich wird er in dieſelbe nicht diejenigen Stücke aufnehmen, die er während der Revolution hat aufführen laſſen, und wovon einige ſo ziemlich jakobiniſch ausſehen. Seine Operette Les Visitandines, die auch aus jener Zeit iſt, wird ſeit der Wiederherſtellung der königl. Regierung nicht mehr aufgeführt; unter der kaiſerl. Regierung wurde ſie noch ziemlich oft gegeben, jedoch mit Weglaſſung eines ganzen Aufzuges, welcher daher auch dem Publikum wenig bekannt iſt. Sein Nachfolger am Odeon-Theater iſt Hr. Gentil, ein beliebter Vaudevilleichter. Dieſes Theater hat unter andern neuen Luſtſpielen mit vielem Beyfall die Reiſe nach Dieppe gegeben; einem luſtigen Stücke, in welchem man einen Pariſer Bürger zum Beſten hat, der auch einmal das Seebad zu Dieppe verſuchen will, und den man die Nacht hindurch in Paris herumgefahren hat, ſo daß er zu Dieppe angelangt zu ſeyn glaubt, da er nicht einmal außerhalb der Barrieren gekommen iſt. Demoiſ. Georges hatte ſich am Odeon-Theater als erſte tragiſche Schauſpielerinn mit einem Gehalt von 12,000 Franken engagirt; da ſie aber zuvor vom Théâtre français abgetreten war, und nach den Statuten deſſelben auf keinem andern Theater auftreten konnte, ſo iſt ihr deßwegen von jenem Théâtre français ein Prozeß angehängt worden. Bis dieſer nun entſchieden wird, iſt das Publikum des Vergnügens beraubt, ſie nach langem Ruheſtande auftreten zu ſehen. Glücklicherweiſe werden die Prozeſſe in Frankreich ſchneller beendigt, als ehemals zu Wetzlar; ſonſt könnte Demoiſ. Georges gemächlich darüber hinſterben. Die Boulevards-Theater haben dem ſchauluſtigen Volke mehrere neue Melodramen aufgetiſcht, in welchen Tyrannen, Verrätherey, Mord- und Todtſchlag ſich wie gewöhnlich auf eine fürchterliche Weiſe durchkreuzen, und die gewiß, wie ihre Vorgänger, den Weg nach der Wiener Vorſtadt finden werden; jedoch denke ich nicht, daß es die Mühe verlohnt, ſich hier dabey aufzuhalten. Die italieniſche Oper hält ſich ziemlich gut aufrecht; jedoch da ſie mit der großen Oper verbunden iſt, ſo weiß man nicht, wie viel die Regierung zu der Einnahme zuſetzen muß. In einer neulich erſchienenen Flugſchrift wird Viotti der Direktor beſchuldigt, ſeine Verwaltungsart ſey viel zu koſtſpielig, und für das Geld, was die italieniſche Oper unter ſeinen Händen verſchwende, hätte man die erſten Sänger und Sängerinnen Auſoniens bekommen können. Mad. Mainvielle-Fodor behauptet immer noch den erſten Platz an dieſer Oper, und ſo oft ſie ſingt, iſt der Saal gewöhnlich voll. Roſſinis Muſik hat endlich über die vorige Abneigung der Pariſer Muſikfreunde geſiegt und ſein Barbier von Sevilla iſt eins der gangbarſten Stücke der italieniſchen Opernrepertoires. Mad. Catalani iſt nun auch angelangt. Ob ſie in Paris ihre davon getragne Beute ruhig verzehren, oder neue dazu aufhäufen werde, iſt noch nicht bekannt. Da ſie bisher den Kongreſſen nachzugehen pflegte, ſo hat man aus ihrer Rückkehr ſehr freudig geſchloſſen, daß es keine mehr geben werde. — Die philotechniſche Geſellſchaft hielt neulich eine öffentliche Sitzung, die wie gewöhnlich aus Vorleſungen und Muſik beſtand. In einem Aufſatze über die Künſte in Frankreich, vom Scenoir (?) iſt mir blos folgende Anekdote aufgefallen, die der Verfaſſer verſicherte von dem Maler Caſanove gehört zu haben. Ein holländiſcher Maler, ich weiß nicht welcher, war mit Aufträgen vom Staate nach Wien geſandt worden. Hier befand er ſich einſt zu Tiſche in einer großen Geſellſchaft, worin ſich auch eine ahnenſtolze Gräfinn befand. Vermuthlich, ſagte dieſe leiſe zu Caſanove, treibt jener Geſandte die Mahlerey blos zum Vergnügen? Verzeihen Sie, antwortete ihr Caſanove, er iſt ein Maler, der dies zum Vergnügen den Bevollmächtigten ſpielt. — Pigault-Lebrun, der unermüdliche Romanſchreiber las einen flüchtigen und luſtigen Aufſatz, worin er die franzöſiſchen Ausdrücke durchhechelte, welche Mode und Gewohnheit nach und nach aufgebracht haben, wiewol manche der geſunden Vernunft oder dem alten Sprachgebrauche zuwider laufen. So fand er lächerlich, daß man an den Luxemburger Palaſt in Paris mit goldnen Buchſtaben geſchrieben habe: Palaſt der Pairs-Kammer. Wie eine Kammer ein Theil eines Pallaſtes ſey, könne er wohl begreifen; aber wie ein Pallaſt in einer Kammer ſich befinden, oder Theil einer Kammer ſeyn könne, dieß überſchreite ſeinen Verſtand. Eben ſo hielt er ſich über die Sucht der Krämer, ihre Läden und Boutiken in Magazine umwandeln zu wollen, und über die Anmaßung mancher Profeſſioniſten, auf die ſich Künſtler nennen, obſchon ſie blos mechaniſche Künſte treiben. — Unter den Singſtücken waren einige Romanzen des Hrn. Romagnaſi ſehr angenehm anzuhören. In der jetzigen Bedeutung iſt faſt jedes franzöſiſche Lied, wenn es in Muſik geſetzt wird, eine Romanze. Mit dem Komponiren derſelben geben ſich in Paris eine Menge von Tonkünſtlern ab, denen es meiſtentheils an Talent zu größern Kompoſitionen fehlt, und welche im kleinen Liederfache manches hübſche Stück liefern. Hr. Plantade hat ſich durch dieſelbe ein bequemliches Leben verſchafft; denn mit ſolchem Talente, das jedermann zu ſchätzen im Stande iſt und die Geſellſchaften erheitert, bahnt man ſich in Paris den Weg zu manchen Vortheilen. Durch dieſen Erfolg aufgemuntert, hat Plantade ſich auch an Kirchenmuſik verſucht; allein ſeine Meſſen fielen wie Lieder aus, und man hat allgemein gefunden, daß er doch beſſer thäte, wenn er ſich an ſeine Romanzen hielte. Romagneſi hat derſelben ſchon einhundert Stück komponirt; doch nur zehn oder zwölf haben einen populären Beyfall erhalten und verdienen ihn. Auch er hat einen höhern Schwung nehmen wollen, und eine Operette in drey Aufzügen komponirt, die am Ende des Sommers gegeben werden ſoll; wenn ſie nur nicht nach den Liederchen ſchmeckt. Das Athenée des arts, eine freye Geſellſchaft von Literateren und Künſtlern, gab letzten Montag eine Soirée musicale, wobey es aber etwas ſchülermäßig herging. Die Muſikſtücke wechſelten mit ſingerlangten Versſtücken der Dichter des Athénée ab, die freylich ihren Ruf wohl nicht weit über die Granzen des Sitzes der Geſellſchaft ausgebreitet haben, ſo daß aus, Muſik und Dichtung, ſo ziemlich als Familien-Erheiterung betrachtet werden konnte. Der Hauptdichter dieſer Geſellſchaft iſt ein gewiſſer Jasmin, welcher allerhand Schnurren ſehr hübſch zu reimen verſteht. So erzählte er in niedlichen Verſen, es habe ſich einmal eine Katze in eine berathſchlagende Verſammlung geſchlichen, worin man viel geredet, aber wenig ausgerichtet habe; bey dem Anblicke des Thieres habe einer der Ratte geſagt: ich wette, dieſe Katze meint, es werde hier eine Verſammlung von Ratzen gehalten. Nein, habe ein Anderer ausgerufen, ſie riecht den Kayenbrey, den wir zubereiten, elle sent la bouillie que nous faisons pour les chats. (Bouillie de chats bezeichnet ſprüchwörtlich im Franzöſiſchen jedwede unnütze Mühe.)

Nro. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Juni 1821.

Nie sah die Welt so schöne Blüthen-Zweige,
Nie schaukelte die Luft so grünes Laub,
Als in der ersten Liebe, ersten Zeit.

Ein Ungenannter.

Klara oder die Erscheinung im Klostergrunde.

(Beschluß.)

Schönaus Ankunft in Marienrode, sein Aeußeres und so manches Andere stimmte genau mit jener Nachricht zusammen, daher jener Empfang, jene ausgezeichnete Aufnahme, und vielleicht auch des Amtsraths so schnelle und freudige Einwilligung in dessen Verbindung mit seiner Tochter, da er ihn für Niemand anders, als für den Präsidenten hielt.

Aus der Laube war der Alte mit froher Geschäftigkeit fortgeeilt, um den glücklichen Gedanken, der ihm jezt durch den Kopf fuhr, sogleich zur That zu machen. Es wurden Boten mit Einladungen zu den nächsten Nachbarn und Freunden ausgeschickt, und schnell alle Anstalten zu einem recht fröhlichen Feste getroffen.

Schon war der Vormittag unter diesen Zurüstungen größtentheils verflossen, schon waren der Gäste mehrere angelangt, und noch immer ahneten die glücklichen Liebenden von allem diesem nichts, da rollte mit einem Male eine glänzende, dem Amtsrathe selbst unbekannte Equipage daher, und hielt am Thore, während ein Jäger erschien, der den Herrn Regierungspräsidenten von Hohenthal und den Herrn von Tiefenbach anmeldete.

Wunderbar ward dem Amtsrathe bey dieser Meldung zu Muthe, aber da war keine Zeit, sich in Muthmaßungen zu verlieren. Ungesäumt eilte er den hohen Gästen entgegen.

Nicht lange blieb indeß des Amtsraths bange Unruhe über jenen Herrn, den er so eben mit seiner Tochter verloben wollte, in Ungewißheit; denn Tiefenbach hatte seinen Reitknecht bemerkt, und im Fluge von ihm erfahren, daß Schönau hier sey.

Schnell folgten nun Fragen und Antworten, gegenseitige Mittheilungen und Aufklärungen auf einander, und Golding, schon zufrieden, daß sein künftiger Schwiegersohn ein so vertrauter Freund des Präsidenten sey, tauschte nun ganz willig den Regierungsrath gegen den Präsidenten ein.

Alles dieses erfuhr der glückliche Schönau von seinen Freunden in wenigen Minuten, und Freude und Jubel erfüllte die ganze Gesellschaft. Alles athmete Frohsinn und Heiterkeit, und Vergnügen hatte sich auf jeglichem Gesichte gelagert; das Brautpaar aber schwamm in Seligkeit. Da trübte sich plötzlich, wie von einer Erinnerung erschüttert, Klarens Gesicht, und Thränen entstürzten ihren schönen Augen, die im Kreise der Gesellschaft suchend umherirrten, wie wenn sie einen theuren lieben Gast vermissten.

„Ich weiß, was du suchst, mein Kind," sprach der Vater, „und hoffe deine Thränen zu trocknen!"

Er verließ das Zimmer auf einige Augenblicke, und kaum war eine halbe Stunde entflohen, so öffnete sich die Thür, und herein trat — der Oberförster und seine Tochter.

Da erscholl mit einem Male hinter Schönau, der das Gesicht von der Thür abgewandt am Tische saß, der wohlbekannte Ruf: Klara! Klara! — Mit einem Satze war er in der Höhe, da vernahm er aus Klarens Munde den

Freudenruf: Ulrike, meine Ulrike! — und die beyden Freundinnen lagen einander in den Armen.

Jezt naheten auch der Amtsrath und der alte Oberförster einander, und mit einem biedern Händedrucke war die alte Freundschaft erneuert und die Feindschaft, welche nun ein ganzes Jahr zwischen ihnen bestanden hatte, ausgeglichen.

„Konntest du mir es denn nicht gleich sagen lassen, Herr Bruder," strafte der Oberförster den Amtsrath, „daß du deines Mädchens Verlobung feyern wolltest? Nicht wahr, liebes Klärchen, dabey durfte Riekchen und der alte Oberförster nicht fehlen?" —

Ein kindlicher Handkuß war Klarens Antwort, und Alles kam wieder in die alte Ordnung; Alle reiheten sich wieder um die wohlbesezte Tafel herum. Kaum aber hatte der alte Oberförster den ihn gleichfalls wieder erkennenden Schönau recht ins Auge gefaßt, so schrie er überlaut: „Wunder über Wunder! Den Vogel habe ich schon in meinen Garnen gehabt! Oder, sollte das nicht der Herr seyn, der mir da oben bey den neun Kämpen meine schönen Vögel verjagte?" —

Alles lachte laut auf vor Jubel, und tausend Fragen durchkreuzten sich, ehe nur eine einzige Antwort vernommen ward. Schönau, Klara, Riekchen und der Oberförster, Alles fragte, antwortete und erzählte lange in und durch einander, so daß wir erst jezt, da Aller Neu- und Wißbegierde befriedigt und über die Auflösung froh und vergnügt ist, im Stande sind, das Einzelne in ein Ganzes zusammen zu fassen, und dem Leser folgende Aufschlüsse über die Erscheinungen im Klostergrunde zu geben.

Der Amtsrath Golding und der Oberförster Wilden waren von jeher Freunde und treue Nachbaren gewesen. Kein Familienfest konnte gefeyert werden, kein frohes und kein betrübtes Ereigniß dem Einen begegnen, woran der Andere nicht Theil nahm. Es verging kein Tag, wo sie einander nicht sahen, und kein Winterabend verfloß, wo nicht ein Spielchen Tocatl gemacht wurde. Wie die Eltern dachten die Kinder; die Ehen der beyden Freunde, die beyde schon geraume Zeit im Wittwerstande lebten, waren nur spärlich gesegnet gewesen. Klara und Riekchen ihre einzigen zarten Sprößlinge. Die Mädchen wuchsen zusammen auf und liebten sich wie Schwestern. Sie genossen einerley Erziehung, einerley Unterricht, waren also auch von gleichen Gefühlen und Empfindungen beseelt.

Der alte Oberförster, ein leidenschaftlicher Liebhaber vom Vogelfang, eröffnete seinen Vogelheerd gewöhnlich um die Zeit, wann die Jagd aufging. Früh Morgens und spät Abends pflegte er seine Sprenkeln und Garne am liebsten zu besuchen. Da wurde denn manch armer Gefangener eingebracht.

Den lieben gefühlvollen Mädchen klopften die Herzchen, wenn sie das ängstliche Flattern der armen Vögelchen sahen. Ein Complott ward geschmiedet und beschlossen, dem armen gefiederten Völkchen, das sich durch die lockenden Beeren bethören ließ, Retterinnen zu werden. Während die Eine den Gefangenen die Bande löste, stand die Andere auf der Wache, um sogleich Nachricht zu geben von des Vaters Annäherung, dessen Zorn und Unwillen im Falle einer Entdekung beyde gleich stark fürchteten.

So fügte es sich, daß Schönau jedesmal den warnenden Ruf der Freundinn: Klara! Klara! vernahm, und das schüchterne Mädchen, die bey aller ihrer kindlichen Liebe zu dem Alten doch dessen Strenge kannte und scheute, mit Blitzesschnelle entfliehen sehen mußte.

Die Sagen von der weissen Jungfrau und das Flüchtige dieser Erscheinungen hüllten sie in das Gewand des Wunderbaren, welches die lose Ulrike geflissentlich noch zu erhöhen suchte, um ihr Geschäft ungestörter treiben zu können, woher es denn kam, daß Schönaus Begebenheiten im Walde im Munde des Reitknechts so abentheuerlich klangen.

Schönau lebte stets im Zwiespalt mit sich selbst. Die gefesselten Sinne glaubten das Wunder, Herz und Vernunft aber sträubten sich dagegen. Zu genauen Untersuchungen hatte es ihm immer an Zeit gefehlt, so wurde er in einer steten Spannung erhalten.

Seit einem Jahre hatte zum erstenmal in ihrem Leben, eine anhaltende Spannung zwischen den beyden Alten geherrscht, die eine gänzliche Trennung zur Folge hatte, doch theilten die Kinder diese nicht, sondern besuchten sich nach wie vor. Da wollten die lieben Kinder zwischen jenen eine Versöhnung versuchen; allein die Erklärungen rissen, wie gewöhnlich, den Spalt nur noch weiter, und nun wurde auch den Töchtern ihr Umgang aufs strengste untersagt.

Mit schweren Herzen gehorchten diese eine kurze Zeit den väterlichen Befehlen, dann aber sahen sich die Freundinnen zuweilen verstohlener Weise. Endlich wurde ein Plan entworfen, wie sie sich öfters, ja täglich einmal sehen konnten.

In den alten Klosterruinen befand sich die Wohnung des Gärtners, dessen Frau Klara's Amme gewesen war. Zu ihr sollte Riekchen jeden Abend kommen, und Klara wollte dann den Zeitpunkt wahrnehmen, wo der Vater mit den Wirthschaftsinspectoren die Arbeit des morgenden Tages besprach.

So hatten die beyden Mädchen sich eine geraume Zeit jeden Abend gesehen und gesprochen, und darum erschien auch Klara an dem Abende nicht bey Tische, wo Schönau in Marienrode ankam. Eine Unpäßlichkeit hatte sie schon oft bey dem argwohnlosen Vater entschuldigt; aber diesmal hatte derselbe so manches zu befragen und zu besprechen gehabt, daß sie es nicht wagen durfte, ihr Zimmer eher zu verlassen, als bis sie den Vater und den Fremden in Ruhe glaubte.

Darum tönte auch Riekchens Harfe, das verabredete Zeichen, so lange und so klagend:

„Aber woher, mein süßes Mädchen," fragte Schönau, nachdem nun Alles im Klaren war, woher dir mein Name Gustav bekannt?"

„Aus einem Briefe," erwiederte sie erröthend, „den du bey deiner zweyten Erscheinung in jenem Walde mit

einem Tuche aus der Tasche gezogen haben mochtest, und den Nielchen nachher fand!“ —

Der Brief war von Schönaus Schwester, und hatte nicht wenig dazu beygetragen, ihre Liebe zu dem unbekannten jungen Manne immer mehr anzufachen. Jede Zeile der liebenden Schwester verrieth ihr den herrlichen Charakter des edlen Gustavs, und tausendmal und wieder tausendmal ward der Brief gelesen.

So waren denn nun alle Räthsel gelöst und alle Wunder erklärt. Selig aber pries Schönau sein Geschick, daß die weisse Jungfrau ihn nicht in den Abgrund, in welchem der Ritter versank, sondern in die Arme der Liebe geführt habe. Er war nun auch ihr Erlöser geworden, denn fortan ist sie nicht wieder erschienen.

Mehrere Monden musste indeß der Ungeduldige noch warten, ehe er seine süße Braut heimführen konnte. Aber jezt sizt auch er schon seit einigen Jahren, wenn die Freuden des Herbstes die drey Freunde nach Moordorf locken, im trautlichen Kreise derselben, sich gleich ihnen seiner holden Gattinn freuend, und wird vielleicht bald dem alten Schwiegerpapa die Freude machen, in seinem Schwiegersohne den Präsidenten umarmen zu können, denn Hohenthal ist ins Ministerium berufen und Schönau versieht bereits seine Stelle.

Al. Berthüne.

Die neuesten Zeugnisse über Charakter und Sitten der Javanesen, und der übrigen Volksstämme des indischen Archipels.

(Fortsezung.)

Obgleich ihre, theils gesezlichen, theils von der Willkühr der Herrscher abhängenden Strafarten nicht selten gräßlich sind, so ist der Charakter der Javanesen doch keineswegs grausam; denn ihre Sklaven behandeln sie mild, und sie sind auch mitleidig. Der Indianer des Festlandes kann einen zufällig ins Wasser gestürzten Menschen mit den Wogen kämpfen sehen, ohne zu denken, daß er ihm helfen sollte; der Insulaner hingegen wagt in solchem Falle unbedenklich sein Leben, um ihn zu retten.

Die Javanesen besitzen ein aufgeräumtes Naturell und sind nicht zornmüthig; nie hört man sie einander durch Schimpfworte mißhandeln. Sie üben Gastfreundschaft, und Reisende, wären es auch Europäer, finden in ihren Wohnungen jederzeit, auf vier und zwanzig Stunden wenigstens, freundliche und sorgsame Aufnahme. Dadurch unterscheiden sie sich noch mehr vortheilhaft von den Indiern des Festlands.

In einer noch so wenig vervollkommneten Staatsgesellschaft überlassen die Gesetze den Einzelnen einen guten Theil der Sorge für die persönliche Sicherheit Jedermann trägt Waffen. Eine Schimpfrede oder ein Schlag werden durch Dolchstiche gerächt. Dieß Verhältniß erzeugt jene allgemeine Höflichkeit und die diesen Insulanern eigenthümlichen bescheidenen Manieren. Das unter ihnen herrschende Ehrgefühl hält sie auch unbedingt ab, einen Unbewaffneten, der sich nicht vertheidigen kann, zu beleidigen.

Um alle Arten ihres Aberglaubens zu verzeichnen, müßte man ein Buch schreiben. Sie glauben an Träume, an Vorbedeutungen, an glückliche und unglückliche Tage, an weissagendes Würfelwerfen, an Bezauberung und Liebestränke, an das Kugelfestmachen und an übernatürliche Künste aller Art. Es ist kein Wald, kein Berg, kein Fels und keine Höhle, die nicht irgend einem unsichtbaren Wesen zum Aufenthalt dienen, und ihre Leichtgläubigkeit dehnt sich über alle Mythen der Perser und Araber aus. Vom Fürsten bis zum Bauer huldigt Alles diesem Wahne.

Die alten javanesischen Gesetze gegen Zauberey, welche in Bali gegenwärtig noch in Kraft sind, erinnern an sehr traurige Folgen dieses Aberglaubens. Eines dieser Gesetze drückt sich folgendermaßen aus: „Wer den Namen eines Menschen auf ein Leichentuch oder einen Sarg, auf ein Teigbild oder auf ein Blatt schreibt, und dieß Blatt entweder vergräbt, oder an einen Baum aufhängt, oder auf einen Kreuzweg hinlegt, der treibt Zauberey. Wer den Namen eines Menschen auf einen Schädel oder auf einen andern Knochen, mit einer Mischung aus Blut und Kohlen schreibt, und diesen Knochen oder Schädel nahe beym Eingang seines Hauses ins Wasser legt, der treibt Zauberey. Die Obrigkeit soll ihn mit dem Tode strafen, und ist die Sache ganz ausser Zweifel, so müssen auch seine Eltern, seine Kinder und Kindeskinder mit dem Tode bestraft werden. Es soll dafür gesorgt seyn, daß keiner sich flüchten möge, und all' ihr Eigenthum soll eingezogen werden. Wofern die Eltern oder die Kinder des Zauberers in einer entfernten Gegend des Landes wohnen, soll man sie für die Vollziehung ihres Todesurtheils einbringen, und wenn sie verborgene Schätze haben, sollen die erforderlichen Nachforschungen, um dieselben aufzufinden, angestellt werden.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

In Nro. 70 Ihres geschäzten Morgenblattes hat ein nicht gehörig unterrichteter Korrespondent Nachrichten aus Oesterreich mitgetheilt, welche aus mehrern Rücksichten wesentlicher Berichtigung bedürfen. Besonders ist, so wie es da steht, Alles entstellt, was über den Wirthschaftsrath André in Brünn, über seine Journale und über die Konfiskation seines Nationalkalenders gesagt ist.

Zuförderst sind nicht etwa durch die Mittheilungen der Ackerbaugesellschaft in Brün seine ökonomischen Neuigkeiten erst ein „unläugbar treffliches Journal für alle Zweige der Landwirthschaft geworden.“ Das Verhältniß ist gerade umgekehrt und da Hr. André selbst ein anspruchloses Schweigen hierüber beobachtet: so wird es um desto mehr Pflicht, die einfache Wahrheit, wie sie ist, vorzulegen. Ich hatte Gelegenheit, mich selbst statutenmäßig gehörig zu unterrichten und berufe mich darer zuversichtlich auf das Zeugniß des bisherigen Directors dieser Gesellschaft, des allverehrten Altgrafen Hugo Salm.*), daß ich nur reine Wahrheit rede.

Schon zwischen den 1760ger und 1770ger Jahren präsidirte die ruhmwürdige Maria Theresia in allen ihren böhmischen, deutschen und italienischen Staaten Ackerbaugesellschaften, also auch eine für das Markgrafthum Mähren und Schlesien. Aber wie überall, so auch hier, entschlummerten sie und sanken fast zu gänzlicher Nullität herab. In dieser Unwirksamkeit fand André, als er 1798 nach Brünn berufen ward, die mährische Ackerbaugesellschaft. Sein Geist und Gemeinsinn strebte von jeher über den gewöhnlichen Beruf hinaus; um so mehr als ihm die damals weder sehr gekannten, noch benuzten natürlichen Reichthümer eines großen Staats ein weites Feld eröffneten und ihn der gute Wille vieler trefflicher Menschen mit Redlichkeit und Eifer entgegen kam, die noch fehlende Kultur zu fördern zu helfen. Er begann seine öffentliche, gemeinnüzige Wirksamkeit mit dem patriotischen Tagblatt, das erste Institut dieser Art in den kaiserlichen Landen, von 1800 bis 1805, das ihm die Gunst des Erzherzogs Karl und die kräftigste Unterstüzung eines man verehrten allmächtigen Ministers erwarb. Eine im System bestehende Privatgesellschaft der Natur- und Landeskunde fand ihn ebenfalls; André suchte sie, in Verein

*) Leider legte er bald nach André's Resignation ebenfalls seine Direktor-Stelle nieder.

mehrerer Patrioten und guter wiſſenſchaftlicher Köpfe, die jezt faſt alle unter leichter Erde ruhen, zu wecken. Ihr Präſes, der würdige Appellationspräſident Graf Mittrowsky (Vater des dermaligen Gouverneurs in Mähren) ſchenkte André in derſelben Periode (1800 bis 1805) ſein ganzes Vertrauen, und trug ihm ihre Organiſation auf, welche bald nach André's Anträgen mit einſtimmiger Zufriedenheit der Mitglieder zu Stande kam und das zu einer Zeit, wo in Oeſtreich jeder Verein, jede Geſellſchaft als verdächtig angeſehen und nicht leicht geſtattet ward. Um ſo größer war André's Muth auf gemeinnüzige öffentliche Autoriſation eines Privat-Inſtituts zu dringen, das bis jezt nur innerhalb der vier Wände Früchte brachte. Er beſeitigte alle Beſorgniſſe durch den vorgelegten Plan und erlebte den unerwarteten Erfolg, daß derſelbe nicht nur den Beyfall der damaligen, ſtrengen Oberpolizey-Verwaltung erhielt, ſondern auch von derſelben die Vereinigung mit der alten Ackerbaugeſellſchaft vorgeſchlagen ward. Wieder André war es, der den Vereinigungsplan entwarf, und vornehmlich die Vereinigung im Stillen durch ſein kluges Benehmen mit den Chefs beyder Geſellſchaften, deren Vertrauen er genoß, obwol ſie unter ſich in Oppoſition waren, zu Stande brachte. Hiermit war zugleich der erſte Schritt auch zur Wiedererweckung der viele Jahre geſchlummerten Ackerbaugeſellſchaft geſchehen. Der zweyte viel wichtigere Schritt aber war André's Darlegung der Nothwendigkeit, daß da nach dieſer Vereinigung die thereſianiſche Octroi der Ackerbaugeſellſchaften nicht mehr paſſe, eine neue zu erlaſſen ſey. Der Kaiſer verlangte den Entwurf dazu von der nunmehr vereinigten mähriſch-ſchleſiſchen Geſellſchaft des Ackerbaues, der Natur und Landeskunde. André hatte den freyſinnigen Muth, ihn 1806, trotz der damals noch vorwaltenden Aengſtlichkeit, ſo zu verfaſſen, wie er dem Wohle der Provinz, der Würde und dem Zwecke der Wiſſenſchaft und der Geſellſchaft ſelbſt am angemeſſenſten war. Er verlangte deßhalb viel für damalige Zeit, damit, wenn auch das Meiſte verſagt würde, noch ein ehrenwerther und nüzlicher Wirkungskreis übrig bliebe.

Fünf Jahre blieb dieſer Entwurf zu einem kaiſerlichen Patente unerledigt. In dieſer Zwiſchenzeit wurden die ökonomiſchen Lehrkanzeln creirt. André bewarb ſich, nachdem er von Sr. Majeſtät ſelbſt perſönlich dazu aufgemuntert worden, um die Mähriſche, ohne ſie zu erhalten. Er würde als Profeſſor der Landwirthſchaft ausnehmend viel geleiſtet haben. Man leſe in der von ihm ſeit 1809 herausgegebenen „Belehrung und Unterhaltung" (bald darauf unter dem Titel Heſperus) ſeinen Plan, nach welchem er als Lehrer der Landwirthſchaft gewirkt haben würde. Unter andern zog er darin auch die erſten Linien zu einem ökonomiſchen Journal, das er in Aufforderung des Buchhändlers Tempſky, der dieſen Plan geleſen, mit Jänner 1811 unter dem Titel: Oekonomiſche Neuigkeiten, ganz auf eigene Hand und ohne alles Zuthun der Ackerbaugeſellſchaft auch ausführte, und welche bekanntlich ſchon mit den erſten drey Jahrgängen, in welchen keine Zeile von der Ackerbaugeſellſchaft enthalten war, allgemeinen Beyfall fand.

Der größte Beweis, daß auch die Ackerbaugeſellſchaft ſein Werk war, liegt in dem 1811 im Auguſt publicirten Kaiſerlichen Patent, worin wörtlich in allem Weſentlichen der ganze André'ſche Entwurf beybehalten worden und wodurch nun dieſe Geſellſchaft eine Stellung im Staate erhielt, mit ſolchen Rechten, Pflichten, und einem Wirkungskreiſe, wie keine andere. Von nun an gab ſich André bis Mai 1820 ihr mit raſtloſem Eifer gänzlich hin, lebte, webte faſt nur für ſie, immer praktiſche, gemeinnüzige Tendenz, Handeln und Wirken zum Beſſerwerden, als Hauptziel im Auge. Das ſchönſte Zeugniß hierüber gab ihm die Kaiſerinn ſelbſt bey ihrem Beſuche des geſellſchaftlichen Locals mit den an André gerichteten und vor dem ganzen Hofe ausgeſprochenen Worten: „Ich weiß, daß Sie die Seele von Allem hier ſind."

Der Raum dieſer Blätter geſtattet nicht, alle Thatſachen anzuführen, die André's rühmliche Thätigkeit beweiſen; hier nur Einiges, das Bezug auf die unrichtige Anſicht des Wiener Korreſpondenten hat, welcher zu verſtehen gibt, daß das belebende Prinzip des André'ſchen ökonomiſchen Journals von der Mähriſchen Geſellſchaft ausgegangen, daher daſſelbe, ohne dieſe Influenz „leider wohl von ſelbſt gänzlich aufhören oder doch ſehr von ſeinem ehemaligen Werthe verlieren müſſe." Die ökonomiſchen Neuigkeiten ſind eben ſo André's Werk, wie die Mähriſche Geſellſchaft ſelbſt. Seine zahlreichen Verbindungen mit den wackerſten Männern, ſind die belebenden Prinzipien, aus deren Geſellſchaft, Neuigkeiten, Heſperus, Nationalkalender, Geographie und Statiſtik von Oeſterreich, ſo wie die Vereine der Geſellſchaft (wozu er Ideen und Plane hergab) für Schaafzucht, Meteorologie, Pomologie, Bienenzucht, die Hagel-Aſſekuranz, die geſellſchaftlichen Schematiſmen und Kalender hervorgingen. Er ſorgte ſeit ſieben Jahren für den Text der beyden leztern, theils durch eigne, theils durch die Arbeiten ſeiner Freunde. Dieſe Thatſachen beweiſen gegen die Behauptung Ihres Wiener Korreſpondenten, wie ſicher André ſeiner Selbſtſtändigkeit als Schriftſteller ſeyn kann. Was nun aber jene ſogenannten „geſellſchaftlichen Mittheilungen" in den André'ſchen Journalen betrifft, ſo hat es damit eine ganz andere Bewandtniß. Sie ſind ebenfalls André's Werk, und zwar aus dem edelſten Motiv. Seine zu einer Zeit, wo man ſogar in Mähren ſelbſt noch wenig von den Anſichten und Leiſtungen der Geſellſchaft wuſſte, bereits in Deutſchland verbreiteten und geleſenen Journale, ſollten das Mittel ihrer verſtärkten Wirkſamkeit und das Mittel werden, ſie mit ſchäzbaren Männern des Auslands in Verbindung zu ſezen. Dieſer Zweck iſt auch auf das vollkommenſte erreicht worden, er hat der Mähriſchen Geſellſchaft ihre würdigſten und geehrteſten Mitglieder zugeführt, und die ruhmwürdigſten Beyträge verſchafft.

Ihr Korreſpondent ſagt ferner: „André ſey gänzlich aus dieſem Vereine ausgetreten und die Geſellſchaft wollte ihre ſchäzbaren Materialien in einem eigenen Blatte herausgeben." So verhält es ſich nicht. André iſt ſo wenig gänzlich aus dieſem Vereine getreten, daß vielmehr, nachdem aus vielen wichtigen Gründen André das Sekretariat reſignirte, die Geſellſchaft, um ihm ihre Achtung zu bezeugen, ihn als ordentlich beyſizenden Mitglied, das er vor wie nach blieb, zum Ehrenmitgliede ernannte und bey der Landesſtelle auf Ertheilung der goldnen Medaille für ihn antrug; daß, wie ich im Augenblick erfahre, die dießjährige Verſammlung des Schaafzüchtlervereins, der ganz ſein Werk ſeit ſieben Jahren war, eine eigene Deputation (aus den ehrenwertheſten Männern, einem Grafen Colloredo, Feſtetiz, Baron Bartenſtein u. m. a. beſtehend) an ihn abſendete, welche ihm nicht nur Dank und Achtung für das bisher Geleiſtete bezeugte, ſondern auf das herzlichſte aufforderte, denſelben mit Rath und That ferner an die Hand zu gehen. Wenn der Berichterſtatter endlich wuſſte und erzählte, daß „die Geſellſchaft ihre ſchäzbaren Materialien in einem eigenen Blatte herausgeben wolle" ſo muſſte er doch auch wiſſen, daß die Idee zu einem eigenen Geſellſchaftsblatt von André ſelbſt herrührte: daß er auf das uneigennüzigſte und ganz vergeſſend, daß er ſelbſt Herausgeber zweyer Journale ſey, den Plan dazu bereits 1819 entworfen, der von der Geſellſchaft genehmigt worden, und daß dieß Blatt ſchon ſeit Jahr und Tag im Gange ſeyn könnte, wenn nicht Umſtände, welche manches Gute verzögern, auch die Ausführung des gegenwärtigen bisher gehindert hätten.

(Die Fortſezung folgt.)

Nr. 52.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. Juni 1821.

Blicke auf den gegenwärtigen Zustand der Malerey, besonders bey den Deutschen, in: Fiorillo's, F. D., Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland ꝛc. Band IV. 1820. 8. von Seite 79 bis 116.

(Fortsezung.)

Mit der oben gerügten Uebertreibung fällt denn auch der Irrthum des Verf., daß die Künstler der neuen Art aus den alten Malern nicht allein den Styl und Geist sich aneignen, daß sie auch jegliche Beschränktheit derselben nachahmen wollen. Von einem solchen Vorhaben, welches wohl Einzelne vorübergehend gefaßt haben mögen, sucht er abwendig zu machen, indem er den älteren Malern — S. 104 bis 105 — fast jegliches technische Verdienst abspricht. Hierin geht er offenbar viel zu weit; man kann gewiß, wenn man Urtheil besizt, auch aus den anfänglichsten Kunstversuchen Vortheile und Handgriffe erlernen. Wie viel mehr aus den Werken eines Filippino und Peter von Perugia, eines Dom. Ghirlandajo und der gleichzeitigen Venezianer, denen zur Vollkommenheit der historischen Darstellung wenig mehr abgeht, als etwa eine gelehrtere Zeichnung des Nackten. Dem Verf. waren die Leistungen dieser trefflichen Männer nicht mehr erinnerlich; ich hatte Veranlassung zu erfahren, daß er sogar von der berühmten Capelle, wo Masaccio und Filippino gemalt, und alle folgende Meister studirt haben, gar keine deutliche Vorstellung behalten hatte, indem er dieses freylich an einigen Stellen beschädigte Werk gänzlich übermalt glaubte. Die neueren Künstler konnten also viele Vorzüge der Ausführung, die dem Verf. entgangen oder entfallen sind, sich anzueignen streben, ohne deßhalb in dem freylich durchaus erforderlichen Vorsaße zu wanken, ihre Ideen in natürlichen und annehmlichen Formen darzustellen. Ich kann bezeugen, daß ich diesen Vorsaß bey allen denen wahrgenommen habe, welche überhaupt eine entschiedene Kunstanlage an den Tag legen; wenn gleich nicht Jedem, der seine Bahn ganz von Neuem brach, auf den ersten Griff gelingen konnte, Alles zu leisten, was er sich gerade vorgesezt hatte. Es wäre daher eine bösartige Deutung, anzunehmen, daß jede Härte und Ungefälligkeit, die aus dem noch ungewandten Bestreben nach dem Vortrefflichen herfließt, eine absichtliche Nachahmung wahrer Mängel sey. Freylich möchte Vieles von dem, was der Verfaßer unter Färbung, geschlossenem Lichte, Degradation, Grazie und Illusion versteht, wirklich schon in das Gebiet der Manier gehören, und dürfte mithin ohne Schaden für die Kunst absichtlich gemieden werden. Seine Bilder erregten allerdings keine vortheilhafte Meinung von der Richtigkeit seiner Begriffe von jenen abhängigen Theilen der Kunst, und ich erinnere mich, daß er sogar noch die Werke des Raphael in der Darstellung für äußerst mangelhaft hielt. Den Historienmalern der neueren Art fällt es nun freylich nicht im Traume ein, besser, als Raphael, darstellen zu wollen; sie würden sich gern damit begnügen, ihm nahe gekommen zu seyn.

Auf diese Veranlassung will ich in Erinnerung bringen, daß der Verf. seine Bildung einem Zeitalter verdankte, welches selbst von dem äußerlich Wohlgefälligen und Schicklichen der Kunst keine völlig gereinigten Begriffe besaß. Wenn spätere Künstler und Kenner darin der Wahrheit etwas näher gekommen sind, so verdanken sie dieß großentheils der genaueren, eindringenderen Betrachtung des griechischen Alterthums, welche die liebenswürdige Wärme und Beredsamkeit unseres Winckelmann vorzüglich unter den Deutschen angeregt hatte. In den früheren Zeiten, (und noch immer in manchen modernen Kunstschulen), dienten die antiken Statuen und Bildwerke, gleich dem Modell und dem Gliedermann, nach Umständen bald zu pedantischer Schulübung, bald zur Nothbrücke einer hinkenden Meisterschaft. Diese Wahrnehmung durchgängig, auch mit glänzenden Beyspielen zu belegen, würde hier zu weit führen, aber gar nicht unmöglich seyn. Aber nachdem Winckelmann begonnen hatte, die Kunst des Alterthums als ein zusammenhängendes Ganzes darzustellen, durchherrschende Ideen und gemeinschaftliche Schönheitsgesetze darin anzudeuten, so wendeten sich die Künstler von der leichtfertigen Benutzung, die freylich nicht sogleich abgestellt wurde, allmählig zu einer überlegenden und vergleichenden Betrachtung des Antiken. Der äußere Sinn gewöhnte sich immer mehr an jene Gesetze des allgemein Schicklichen und jeder Kunstart beson-

ders Angemessenen, welche die Alten bis in die Zeiten herab, welche schon eines eigenen Geistes entbehrten, unwandelbar bewahrt haben. Die antiken Bildwerke konnten freylich zunächst nur für die Bildnerey einen Maaßstab abgeben; allein gerade ihr Eindruck leitete auf das Bedürfniß, auch die Grenzen der Malerey abzumessen, welche die modernen italienischen Künstler so vielfach überschritten haben. Denn schon seit dem Tode Raphaels verlor sich, mit alleiniger Ausnahme seiner zu Mantua nachblühenden Schule, der Begriff (oder das Gefühl, welches bey dem Künstler so oft den Begriff ersetzt) eines eigenen Schönheitsgesetzes der Kunst im Gegensatze zu dem der natürlichen Erscheinungen. In eben dem Maaße verlor man aus den Augen, daß die einzelnen Kunstarten, nämlich die Architektur, die Bildnerey, die Malerey, eine jede ihre besondere Grenze haben; man ließ sie nun sämmtlich unter sich, und, so wenig man auch der eigentlichen Treue der Nachbildung noch fähig war, mit den natürlichen Erscheinungen zusammenfließen. Dahingegen war die ältere italienische Malerey, von Giotto bis nach Raphael, zwar in der consequenten Beobachtung eines denkbaren Gesetzes allgemeiner malerischer Wohlgefälligkeit, der antiken Sculptur lange nicht gleich zu stellen; verlor aber demungeachtet nie aus den Augen, daß ein Gemälde nichts Zufälliges, sondern ein Werk der Ueberlegung ist; daß die Anordnung des Ganzen, wie selbst die Umrisse der kleinsten auffallenden Theile überall den Eindruck bewirken sollen, daß man das Werk eines verständigen das Maaß und den Einklang liebenden Wesens vor sich hat. Die Wahrnehmung nun, daß die ältere Malerey durchgehend zu einem ächten malerischen Style hinneigt, in einzelnen Fällen aber, wie z. B. in Raphaels Werken, ein wirkliches Muster eben dieses Styles aufstellt, hat bedeutend mitgewirkt, die Aufmerksamkeit der neueren deutschen Historienmaler mehr und mehr auf die älteren Kunstwerke zu lenken, und von den neueren, welche andere Vorzüge geltend machen, sie mehr und minder abzuziehen. — Die genialen Kühnheiten eines Michel Angelo oder Correggio beschönigten und beförderten jene Verwirrung der Begriffe, der ich hier nicht ins Einzelne folgen kann. Ein einziger Fall, über den die Deutschen seit Winckelmann und Mengs, aber die Italiener noch immer nicht im Reinen sind, genüge für alle, weil er gerade durch seine auffallende Vernunftwidrigkeit ins Licht setzt, daß ein Zeitalter, welches so viel Jahrhunderte lang einen irrigen Begriff festhält und fast ohne Unterbrechung in Anwendung setzt, auch in andern Beziehungen gegen die gesunde Vernunft und den richtigen Geschmack denken und handeln konnte. — Die Schule des Raphael theilte eine Wölbung oder Kuppel nach architektonischen Schönheitsgesetzen in verschiedene Räume, die unter sich und zum Ganzen bequeme Verhältnisse haben, und pflegte wohl die Abtheilungen selbst durch erhobene Ränder und Verzierungen noch deutlicher zu machen. Diese Abtheilungen oder Felder verzierte sie durch Bilder, welche gerade nur Bilder vorstellen und zur Zierde eines gegebenen architektonischen Raumes dienen sollten. Auf eine ähnliche Weise verhielten sich auch die älteren Maler, jeder nach der gerade vorherrschenden Bauart, wenn sie Gewölbe und Decken verzieren sollten. In der Folge aber fing man an, die Gewölbe und Kuppeln nicht mehr als einen Theil des geschlossenen und bedeckten Gebäudes, sondern als einen luftigen Himmel zu denken, der von sonderbaren phantastischen Erscheinungen und von menschlichen Figuren in ihren ungünstigsten Ansichten wimmelt. Von einer Figur nur die Fußsohle, den Bauch und die Nase, alles auf eine täuschende Weise, übereinander zu stellen, mag allerdings eine große Schwierigkeit seyn, und man kann sich wohl erklären, daß ein seiner Darstellungsmittel übermächtiger Künstler, wie Correggio, auf diese zwecklosen und widrigen Sonderbarkeiten verfallen konnte. Unbegreiflich ist es aber, daß so lange Zeit hindurch, und von ganz klugen Leuten bis auf den heutigen Tag, fest geglaubt worden ist, dieß sey gerade die angemessene Art, nach oben gelegene Räume zu verzieren, weil Figuren, die sich wirklich über den Köpfen der Menschen befinden würden, nur in Verkürzung gesehen werden könnten. Nun überlasse ich jedem zu entscheiden, ob es ihm vernünftiger und gefälliger scheint, ein festes, wohlangelegtes Gewölbe über seinem Haupte zu wissen, oder eine Anzahl schwebender oder in der Luft aufgehängter Figuren, die er ungefähr wie aus einem Brunnen herauf betrachten müßte. Indessen wenn man zum Scherz jenes Argument beym Worte nehmen, und dem verkürzenden Maler die consequenteste perspectivische Strenge auflegen wollte, so würden gar schöne Dinge zum Vorschein kommen.

Nach dem, was ich früher gegen seine Beschuldigungen beygebracht habe, wird wohl Niemand mehr durch die Behauptung gekränkt werden, welche der Verf. auf seinen Auszug des Kataloges der römischen Kunstausstellung folgen läßt, nämlich, daß beynahe alle darin verzeichnete Künstler in der neuen Kunstrichtung begriffen seyen. Keinen glänzenderen Beweis von gänzlicher Unbekanntschaft mit dem, was im gegenwärtigen Künstlerleben vorgeht, konnte der Verf. wohl jemals von sich selbst ablegen. Das einzige Gemeinschaftliche, welches die vorzüglicheren unter sich haben mögen, ist das Bestreben auf Bestimmtheit und Vollendung. Aber da der Verf. unter dem neueren deutschen Kunstwege offenbar eine Hinneigung zu christlichen Gegenständen und zu deren Darstellung im Geist der mittelalterlichen Kunst versteht: so lag ihm die Vermuthung nahe, daß die zahlreichen Landschaftmaler durchaus, die Bildhauer höchst wahrscheinlich nicht dahin gehören könnten. Nun geht auch nur ein Theil der dort bezeichneten Historienmaler häufig von der Begeisterung für christliche Ideen aus; diesem allein gilt denn, was der Verf. — S. 101. ff. —

aus Gründen der Religion gegen die neue Kunstrichtung ableitet.

Er nimmt nämlich an, daß jene Annehmlichkeit des Ausdrucks in den Gesichtsbildungen, die er den mittelalterlichen Malern zugiebt, die Frucht eines strengen, ungemischten katholischen Glaubens sey; daß wer nicht wieder gerade so glaube, als jene Maler, auch ihren Ausdruck nicht wie der erreichen könne. — Wenn die Voraussetzung ganz richtig wäre, so dürfte man dem Verf. auch die Folgerung zugeben, und sich verwundern, daß er so ganz abgerissener Weise auf den löblichen Gedanken verfällt, vom Künstler eine wahre Begeisterung für seinen Gegenstand zu fordern. — Nun scheint er wohl selbst den katholischen Zeitgenossen nicht völlig die nöthige Kraft des Glaubens beyzumessen, und gerath in Beziehung auf die große Zahl von Protestanten, die er in der neuen Kunstrichtung begriffen glaubt, nach Art der Jesuitenriecher, auf die Frage, ob denn diese Protestanten etwa gar verkappte Katholiken wären? — S. 103. — Ich bin geneigt zu glauben, daß diese Vermuthung in aller Unschuld hingeworfen ist; indessen wird sie damit nur um so alberner. Ueberhaupt aber sieht man aus diesem Einwurf, daß der Verf. eben so wenig das Allgemeine, von dem die Richtung der historischen Malerey gegenwärtig ausgeht, recht gefaßt hat, als ihm im einzelnen Alles dunkel und verworren blieb.

(Der Beschluß folgt.)

Lithographik.

Sifrids Tod, erfunden und gezeichnet von **Gangloff**, auf Stein gezeichnet von **Fries**. Heidelberg bey Mohr und Winter. Sehr gr. Quer-Fol.

Man kann sich bey Betrachtung dieses trefflichen Blatts eines Gefühls von Wehmuth nicht erwehren. Was mit dem herrlichen Jüngling zu Grabe gieng, wird sobald nicht wieder unter uns erscheinen. Viele müssen ringen mit dem Genius, und da geht es denn selten ohne eine verrenkte Hüfte ab; anderen erscheint er aber freundlich schon in ihren Kindesträumen, und bescheert ihnen die Gottesgabe, und zu diesen wenigen Auserwählten muß **Gangloff** gerechnet werden. Darum ist bey ihm eine schlichte Größe, eine Treue und Wahrheit, wie sie die Schule nicht lehrt, und keine Spur jenes wilden Feuers, welches dem Künstler das besonnene Walten über seinen Stoff unmöglich macht.

Der Gegenstand des vorliegenden Blattes ist aus dem 17ten Liede der Nibelungen genommen. Sifrid liegt auf der Bahre, und umher stehen und knieen — Brunehild, Günther, Volker, Hagen, Dankwart, Ortewin, Giesel-her, Chriemhilt, Gerenot, Ute und Siegmund. Betrachtet man aufmerksam alle diese Gestalten, so steht das ganze Epos vor unsern Augen da. Als das tiefste im Bilde erscheint uns **Volker**; ihn beschäftigt nicht, wie die Uebrigen, der schauerliche Moment, vielmehr ist er vertieft in das grauenvolle Schicksal der Nibelungen, und die nahe Zukunft mit ihren Schreckengestalten zieht an ihm vorüber.

Wir erkennen recht willig die Verdienste so mancher unsrer Zeitgenossen, die sich der Lithographik bedienen, um ihre malerischen Ideen niederzuschreiben, allein wir müssen auch der Wahrheit die Ehre geben, und offen gestehen, daß uns, unter der großen Menge von historischen Compositionen, welche auf diesem Wege täglich ins Publikum gebracht werden, noch keine vorgekommen, die sich neben das vorliegende Bild stellen dürfte. Selbst neben dem Nibelungen-Cyclus von Cornelius verliert Gangloff nichts.

Unter dem Blatte steht ein schönes Sonett von **Ludwig Uhland**, in welchem der Dichter das frühe Hinscheiden seines jugendlichen Freundes, mit sinniger Hindeutung auf die Nibelungen, beklagt.

Möchte aus des Künstlers Nachlese noch mehreres, durch das bequeme Mittel der Lithographik, bekannt gemacht werden.

—ber.

Leipzig, Ende Mai 1821.

Von lithographischen Produkten, welche jezt auch zu den Modeartikeln der Kunst gehören, strömte in dieser Messe fast Alles zusammen, was Deutschland im Steindruck seit Kurzem Bedeutendes und Unbedeutendes aufzuweisen hat. Vor allem empfehlen sich die lithographischen Nachbildungen der **Boisserée**'schen Gemäldesammlung, von welchen im Kunstblatt die Rede gewesen ist (von **Strixner** in Stuttgart gezeichnet und unter dessen Aufsicht gedruckt), der Stammbaum des Hauses Oesterreich, (aus dem Wiener lithographischen Institut) und einige Blätter aus den Rheinischen Bildern, welche **Nicolaus Vogt** in 24 Steinzeichnungen (gez. von **Perour**, gedr. in der Sufenbethischen Officin in Frankfurt) herausgegeben hat. Der Text zu diesen Darstellungen, welche aus den rheinischen Sagen und Geschichten genommen sind, besteht aus Balladen von höchst ungleichem poetischen Werth, deren Verfasser (einige sind von Schiller) nicht genannt sind. — Das Hamburger lithographische Institut fährt besonders mit guten Porträts fort. Das Weimarische hat den ersten Heft einer Pinakothek geliefert, in welcher vorzügliche in den Großherzoglichen Sammlungen befindliche Kunstgegenstände nachgebildet werden. Sie sind dem Referenten nicht zu Gesicht gekommen. — Von andern Bilderwerken war das zweyte Heft der K. K. **Bildergallerie im Belvedere** zu sehen. Es zeichnet sich vor dem erstern in der

Auswahl der Gegenstände noch nicht aus. — Aus Gotha erhielten wir ein Denkmal der uns näheren deutschen Vorzeit in dem Werke: Hans Sachs im Gewande seiner Zeit, oder die Gedichte dieses Meisters in derselben Gestalt, wie sie zuerst auf einzelne mit Holzschnitten verzierte Bogen gedruckt, vom Bürger und Landmann um einige Kreuzer gekauft, an die Wände und Thüren der Wohnstube geklebt, und auf diese Weise überall unter dem deutschen Volke verbreitet worden sind. Der um die Geschichte der Holzschneidekunst so verdiente Rath Becker hat die in diesem Werke gegebenen Holzschnitte nach den in der Herzoglichen Hofbibliothek zu Gotha befindlichen Stempeln sauber abdrucken lassen, und es der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg gewidmet. — Ein meisterhaft ausgearbeiteter Kupferstich von Reindel in Nürnberg stellt Vischers Grabmal des Sebaldus dar. — Von der bey Frauenholz seit 1805 erscheinenden Naturgeschichte der Vögel Deutschlands in sauber colorirten Abbildungen ist der 29ste Heft fertig. — Uebrigens fanden wir bey Frauenholz auch eine kleine Sammlung von Gemälden, worunter einige treffliche Stücke, die ehemals in der Praun'schen Sammlung waren, z. B. Michel Angelo's Porträt von Lavinia Fontana, ein ausdrucksvolles Ecce Homo, angeblich von Ant. Solario. — Eine der vorzüglichsten Gemäldesammlungen aber, welche seit mehreren Jahren zum Verkauf auf hiesige Messe gekommen sind, war die des Hrn. Venosta aus Mailand. In derselben fesselte die Aufmerksamkeit am meisten Benvenuto Cellini's gediegenes Porträt von Bronzino, eine Anbetung des neugebornen Gotteskindes in sehr idyllischer Art, welche man einem Bellini zuschrieb, eine schöne, vergrößerte Copie der in der kaiserl. Gallerie in Wien befindlichen Madonna vor dem schlummernden Kinde, von Guido, welche der Besitzer der Sammlung dem Sassoferrato beylegt; ein nacktes Frauenbild, welches in einem gedruckten Briefe des Malers Benvenuto an Ticozzi dem Leon. da Vinci vindicirt wird; ein Porträt von Holbein u. s. w. Die Preise der Stücke wurden sehr theuer gefunden.

A. W.

Breslau.

Siegerts Panorama des Aetna und der Umgegend desselben.

Nach beynahe jährigem, rastlosen Fleiße hat Hr. Siegert sein Rundgemälde des Aetna vollendet. Wir können unsere deutschen Landsleute zu einem großen Genusse einladen und halten es für unsere Pflicht, sie darauf gleich bey der ersten Eröffnung hier in Breslau aufmerksam zu machen. Das Panorama ist eines der größten, welches von Künstlern bis jezt verfertigt worden ist, und desto mehr verdient der überaus große Fleiß, die unermüdliche Ausdauer schon allein Bewunderung. Aber das Werk selbst ist auch ein höchst bedeutendes Kunstwerk, denn es ist mit einer Genauigkeit, einem Fleiße und einer Umsicht ausgearbeitet, die man sonst oft vermißte. Nach Art der Bühnenmalerey muß man sonst immer in einem bedeutenden Abstande vom Bilde selbst bleiben, wenn es nicht höchst widerlich erscheinen soll; einem scharfen Auge genügen daher auch meist die Rundgemälde keinesweges. Ganz anders ist es hier; man kann es in größter Nähe als ein tüchtig ausgeführtes Gemälde betrachten und der Fernsicht ist doch, durch eine geschickte Benutzung des beabsichtigten Augenpunkts, nichts geschmälert.

Wer Hrn. Siegert als Landschafter im vorigen Jahre auf der Breslauer Kunstausstellung bewunderte, und sich freute, daß er sich diesem ihm neuen Zweige der Malerey, der ihm so sehr zusagte, mehr widmen würde, hat nun Gelegenheit, die weiter gestiegene Ausbildung zu sehen und sich derselben zu erfreuen; aber in den vielfältigen Gruppen, welche im Vordergrunde vertheilt sind und die Landschaft beleben, zeigt sich auch wieder der tüchtige Geschichtsmaler.

Es kommt noch eine andere Seltenheit dazu, nämlich die des Gegenstandes. Nach Sicilien reisen überhaupt im Ganzen genommen wenige Gelehrte und Künstler und bey dem viel besprochenen und beschriebenen Italien, aus dem fast jede Gegend zehnmal verschieden oder gleich aufgenommen und dargestellt ist, geht Sicilien meist leer aus. Eine so große und weite Umsicht eines so merkwürdigen Punktes ist daher besonders erfreulich und da der Kunst dabey auf eine so bedeutende Weise ihr Recht geschieht, doppelt mit Dank anzunehmen.

Nachdem dieses Rundgemälde hier gesehen worden, wird es auch in andere bedeutende Städte Deutschlands geführt werden.

Bg.

Petersburg.

Vier zur neuen Isaakskirche gehörige Säulen sind zu Wasser aus Finnland angekommen. Der Schaft einer jeden ist ungefähr 48 Fuß hoch, und aus einem Stück. Sechs und dreyßig solcher Säulen werden das kolossale Gebäude schmücken. Unter dem Eingang, der aus Marmor erbaut wird, sollen 32 Oefen angebracht werden, um die Kirche im Winter zu heizen. Die Rohre laufen unter dem Fußboden hin. Jede der obenerwähnten Säulen wiegt, wie sie jezt ist, 13,000 Puds. Man polirt sie mit Hülfe einer Dampfmaschine.

Berichtigung.

In Nr. 51. S. 202. Sp. 2. Z. 9. v. u. bittet man zu lesen statt: religiös-politische — religiös-patriotische.

Nro. 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Juni 1821.

Iſts klug, Wohlthäter eines Volks zu werden,
Das nur mit Haſſe zu vergelten weiß?

Raupach.

Bruchſtück aus dem Opfer des Themiſtokles.

Trauerſpiel in fünf Akten, von Auffenberg.

(Die vierte Scene des zweyten Aktes. Thronſaal im königlichen Pallaſte in Suſa.)

Artaxerxes mit den Großen des Reiches. Tiſaphernes. Themiſtokles wird von Wachen hereingeführt, in dürftigem Gewande.

Artaxerxes.

Biſt du der Held von Salamis?

Themiſtokles.

Der Mann,
Der für ſein Vaterland im Kampfe ſiegte.

Artaxerxes.

Iſt dies Gewand die Beute deines Sieges?

Themiſtokles.

Ja, Herr! es iſt der Lohn für meine That.

Artaxerxes.

So ſchnell entſchwanden dir die Glücksſterne?

Themiſtokles.

Nicht einſam ſteh' ich in der finſtern Nacht.

Artaxerxes.

Wie leicht entbehrſt du das verlor'ne Glück!

Themiſtokles.

Auf ſeine Dauer darf der Menſch nicht hoffen.
Erwerb'ner Ruhm lebt in dem Herzen fort,
Wenn auch des Glückes gold'ne Zeichen ſchwinden.

Artaxerxes.

Wer lehrt dich Hülfe ſuchen bey dem Feind?

Themiſtokles.

Ich bin gefolgt dem Willen meines Gottes,
Der mir den Glauben gab an — Menſchenwürde.
Dem Lichte deines Thrones wollt' ich nahen,
Und öde Kerkertiefe nahm mich auf,
Mit Ketten bandeſt ſchimpflich du die Hand,
Die fremder Himmelsmächte Segen bringt.
Verbrecher waren Zeugen dieſer Schmach,
Die ohne Schuld Themiſtokles erlitten.

Artaxerxes.

Mit meinem Willen iſt es nicht geſchehen.

Themiſtokles

(mit einem Blick der Verachtung zu Tiſaphernes.)

So muß ich Dir verzeihen!

Artaxerxes.

Dein Geſchick
Das räthſelhafte magſt du mir enthüllen.

Themiſtokles.

Als Sieger zog ich heimwärts nach Athen,
Befreyt war Griechenland vom fremden Joche
Und ſeinen Retter nannte mich das Volk.
Die edelſten der Jungfrau'n ſchritten mir
Voran, und ſtreuten Blumen auf dem Pfade,
Der zu Athenen's hohem Tempel führt.
Der Göttinn meine Siegerwaffe weihend
Betrat ich ihn: der kampfvertraute Schild
Erglänzt im Heiligthum', und Lorbeer ziert
Die Stirne deſſen, der ſein Volk befreyte!

Artaxerxes.

Was iſt es, das dich wunderſam bewegt?

Themiſtokles.

Im Orkus wohnen trügeriſche Mächte,
Die zürnend auf das Glück der Erde ſchau'n,
Die unſre Saat mit gift'gem Hauch zerſtören,
Im Keim vertilgend jedes große Werk.
Sie ſteigen aufwärts mit der Nacht verſchworen,
Und ſtehlen ſich in unſre Träume ein!

Von da betreten sie den Weg zum Herzen,
Auf immer ziehen die Verräther nun
Frohlockend durch die unbewachte Pforte!
Ihr Nam' ist — Neid und Undank! Beyde sind
Zum blut'gen Kampfe gegen mich vereint,
Und ihrer Stärke muß ich unterliegen.
Zum Rang der Götter hebe dich empor
Durch deines Ruhmes herrschende Gewalt!
Sey groß wie sie, und streue Segen aus,
Du wirst dem Neid, dem Undank nicht entgehen!
Du nenntest Griechenland dein Eigenthum,
Wär' rettend nicht Themistokles erschienen!
Der Mann, der dieses Erbtheil dir entriß,
Steht nun im — Bettlerkleid vor deinem Throne!!

Artaxerres.

Das Vaterland hat schwer an dir gefrevelt:
Ich ehre Tugend selbst in Feindesbrust!

Themistokles.

Die Wahrheit herrschet in dem Götterspruch!
Bewährt find' ich die Stimme des Orakels!
Wie Du mir jezt erscheinst, so hofft' ich dich
Zu sehen in der Mitte deines Volkes!
Nun höre, wie mein Volk an mir gefrevelt.
Geboren in Athen — für Ruhm und Ehre,
In seiner Weisen Schule großgezogen,
War es mein Wunsch mir ächtem Bürger-Dank
Ein Volk zu lohnen, das ich treu geliebt.
Was unser Leben schmückt, was wir im Kampf
Der wechselvollen Zeit mit Kraft erstreben:
Dem theu'ren Vaterland gehört es an.
Nach fernen Ländern strebt des Mannes Sinn,
Doch mit den Früchten, die der Muth erringt,
Will er die Wiege seiner Kindheit zieren.
So führt das stolze, kampferprobte Schiff
Den Segen, der auf fernen Fluren keimt,
Zurück ins Land, wo es zum erstenmal
Der sturmbedrohten Woge sich vertraut:
So neigt der Stamm, der jugendlich empor
In's Reich der blauen Himmelsluft gestrebt,
Im späten Herbst die fruchtbelad'nen Zweige
Der mütterlichen Erde wieder zu.
Ich folgte diesem angebor'nen Triebe,
In meinen Träumen sah ich schon Athen
Zur ersten Stadt von Griechenland erhoben;
Doch Spartas alte, felsenfeste Kraft,
Vom Neid verstärkt kam drohend mir entgegen.
„Erschafft ein neu Gesetz! Thürmt Mauern auf!"
Dieß rief ich mahnend meinen Bürgern zu,
Und Spartas List mit eigner Klugheit täuschend,
Verweilt ich sorglos in der Nachbarstadt,
Bis unsre Mauern himmelan gethürmt,
Die neue Macht Athens der Erde prieseu.
Nun kehrt' ich heim, mir folgte Spartas Neid,
Den Undank weckend bey dem eignen Volk!
Als Feind der Freyheit ward ich angeklagt.
„Der Ostracismus richte seine Thaten!"
So rief die bartbetrogene Menge. Frey,
Mit dem Bewußtseyn unbefleckter Ehre
Erschien ich vor der Schranke der Archonten.
Zu groß war der Verläumdung dunkle Macht,
Sie fluchte mir als dem geheimen Freund
Des Volkes, das bey Salamis ich schlug.
Ha! Diese Klage weckte meinen Stolz!
Verachtend blickt' ich nieder auf die Menge,
Und stummer Vorwurf sprach aus meinem Blick.
Die narbenvolle Brust enthüllt ich ihr,
Die tief gegrabene Schrift der Helden Ehre,
Die unbestochne Zeugin meiner That.
Umsonst! Zehntausend Scherben fielen hin
Vor die Archonten, und auf jedem war
Mein Name schand- und fluchbedeckt zu lesen.
Verstoßen, und verbannt vom blinden Volke,
Ging ich zum leztenmal in's Vaterhaus,
Der Schwester meinen Abschiedskuß zu bringen.
Ihr aber war die Kunde schon ertönt,
Und grambetäubt lag sie auf kalter Erde.
Aus meinem Auge floß die erste Thräne:
Wohl rief ich noch ins Leben sie zurück —
Auf kurze Zeit! Der lezte Liebesstrahl,
Verklärte noch das halberstorb'ne Aug' —
Und so — verschied sie sanft in meinen Armen!

(Er verhüllt sein Antlitz.)

(Der Beschluß folgt.)

Armen-Wesen in China.

Dieses ganze China, und noch mehr Japan, wird immer mehr ein Gegenstand des Aergers für einen rechtlichen kultivirten Menschen. Rücksichtlich Japan denken wir nur auf die neuern Nachrichten von Kruseustern und Gollowin, bey denen einem solchen rechtlichen Menschen die Galle überläuft, seinesgleichen, mit so heldenmäßiger Entsagung eines bessern Selbstes, dem rohen Uebermuthe jenes gespenstigen Volkes fröhnen zu sehen, — denn gespenstig kommt uns eine Nation vor, die mit der Zeit gleichsam nichts mehr zu thun hat; denn, sich von allem Einfluß ihrer Mitlebenden ausschließend, ist sie der Zeit entronnen und muß geistig mumisirt seyn, welches bey lebendigem Leibe gespenstig genug heraus kommt. Diese heldenmäßige Entsagung des bessern Selbst legen auch die Chinesen den Europäern auf, als welche Thatsache die große Englische Gesandtschaft keineswegs widerlegt hat; gegentheils würde der vortreffliche chinesische Hof bey einigen der dahin gehörigen englischen Berichte, wenn diese ihm zur Kenntniß kämen, wahrscheinlich sogleich die Rubrik: „wunderbare Mährchen," nach Fach und Nummer bezeichnen, wo sie niedergelegt werden sollten. Bis diese nidrigen Länder der Welt zugefügt sind, welches freylich nur durch eine wackere Eroberung kultivirter Völker geschehen könnte, also — da kein europäischer Fürst sich zu einem Eroberungskrieg entschließen kann — nie geschehen wird, bis sie also der kultivirten Welt zugefügt sind, müssen wir jede Kunde von ihnen sorgfältig sammeln, um unsre Begriffe von ihnen so viel wie möglich zu berichtigen. — Denn wenn es ihnen gleich gelingt, die Kraft des Gedankens bey sich zu fesseln, gehören sie dennoch zu dem Reich der Kenntnisse, das wir kultivirte Menschen, allen Fesseln, Schranken, Wachtschiffen und Quarantainen zum Trotz, über den Erdball und das Weltall ausbreiten.

Bisher ward uns dieses widrige China durch jede neue Kunde nur unbegreiflicher — vorzüglich wohl, weil Voltaire aus Possenspielerey, und einige Missionarien aus weniger kurzweiligen Gründen uns ein Ideal von diesem chinesischen Mumienstaate vorgemahlt hatten, mit dem die neuen Nachrichten sich oft gar nicht reimen wollen. Da giebt uns ganz neuerdings ein englischer Missionair, Herr Livingstone, einige Nachrichten über die Armen in China, welche dem Begriff einer guten Staatsverfassung so sehr widersprechen, wie der Zustand des Armenwesens in England — aber freylich aus ganz entgegengesezten Gründen — auch thut. Er sagt:

Plözliche Unglücksfälle, der Durchbruch eines Dammes, die Einäschernng eines Dorfs, kann oft eine große Zahl von Familien zum Betteln zwingen. In diesem Fall wird ihnen dazu Erlaubniß ertheilt, (das gliche unsern Brandbriefen, Collekten u. dgl.). Allein diese beyden Fälle ausgenommen, und jedesmal wenn nicht Krankheit die Armuth veranlaßt hat, unterstüzt der wohlhabende Theil der Familie den Hülflosen. (Das geschieht bey uns nur gewissermaßen; weil alle menschliche Bande in dem Maße lockerer werden, wie die Polizey sich vervollkommt. Man könnte die Polizey füglich eine Moral-Maschine nennen, weil sie zum Wohl des Ganzen die Moral des Einzelnen ersezt, wie die Fabrikmaschinen die physischen Kräfte desselben. Bey einer idealisch vollkommenen Polizey würde es auch unter einer Gesellschaft von Spizbuben keine Vergehen geben, so wie die lezte Vollendung des Maschinenwesens — Millionairs ausgenommen, die Menschen sehr entbehrlich machen wird.)

Die durch Krankheit Verarmte sind in China in zwey große Klassen getheilt: Gesunde und Kranke. In die erste Klasse gehören Krüppel, Blinde, Taube und Stumme, in die zweite Aussäzige. Die Zahl der Blinden ist in China, (was weiß der Mann von China, der einzig nur in Canton und da nur beobachtet umherschleichen durfte?) unglaublich groß. Unerachtet meiner Nachforschungen war es mir unmöglich, irgend eine Nachweisung zu erhalten, die mir nur eine ungefähre Schäzung ihrer Zahl für das ganze Reich möglich gemacht hätte. Man wollte oder konnte mir meine Fragen nicht beantworten. Nur so viel sagte man mir, daß die Blinden aus einem andern Theil des Reichs herbey kämen, (allein an welcher Art Blindheit sie litten, hätte der gute Missionar doch erfahren und zum Theil auch ersehen können). Einige lernen Instrumente spielen, andere erzählen Geschichtchen, wofür sie eine Gabe erhalten, und solchergestalt durch eigne Betriebsamkeit leben. Eine Menge von ihnen ziehen in Haufen von zehn bis zwölfen durchs Land, doch öfterer sieht man deren zwey oder drey zusammen, die, mit langen Stöcken vor sich hertappend, ihren Weg suchen. —

Krüppel, Taube und Stumme stehen und liegen auf den Straßen und Heerwegen und sprechen die Vorübergehenden an. Der Aussaz ist in China eine scheußliche Krankheit. Die Unglücklichen, die sie befiel, bleiben selbst nach ihrer vollkommnen Heilung auf immer von ihrer Familie geschieden. Sie sind sehr häufig, man findet sie auf allen Plätzen und Wegen; eine Menge von ihnen ist nahe bey dem Quartier der Europäer in Canton in einem Wohnort vereinigt. Die kühlen Winternächte raffen deren unglaublich viele dahin, da sie bey geringer Sorgfalt gewiß genesen könnten. Allein bey einer so abergläubigen Nation, wie die chinesische, würde sie ihre Wiederherstellung der Gesellschaft gar nicht wieder geben, und niemand würde ihnen je wieder ein Geschäft anvertrauen.

Canton und andre Städte besitzen öffentliche Anstalten, welche Greise, Blinde und Krüppel aufnehmen und zweckmäßig versorgen. (Und doch liegen sie an allen Straßen und ziehen in Banden von zehn, zwölfen herum? Herr Missionar!)

Unsre Kirchgemeinde-Eintheilung ist den Chinesen unbekannt; sie haben nur polizeyliche Distrikte; aber diese bieten der Armuth keine Zuflucht. (Und die öffentlichen Anstalten des vorigen Absazes?) Unter Umständen werden in den Tempeln Almosen ausgetheilt, allein nach aller Wahrscheinlichkeit ists vielmehr Prahlerey als Barmherzigkeit, welche diese Gaben spendet. (Da würde wohl Saladin sagen: Sey ruhig, Christ!) Es scheint nicht, daß die Tempel eigne Armenfonds besitzen, allein der Grundsaz ist allgemein, daß Almosen etwas Verdienstliches, den göttlichen Zorn Versöhnendes sey. Bey dem sehr niedrigen Preis der Lebensmittel in diesem Lande nährt sich der Bettler leicht, und dem Aussäzigen wird besonders viel gegeben; auch trägt er sein Schicksal mit vieler Ergebung.

Alles hier Gesagte ist vielleicht mehr auf das südliche und gemäßigte China anzuwenden. Im Norden, wo kein Reis gebaut werden kann und der Winter hart ist, mögen es die Armen schlimmer haben, welches mir dadurch erwiesen scheint, daß sie bis nach Macao streifen, wo bey weitem der größte Theil der Bevölkerung in Chinesen besteht.

Der Pater Missionar macht uns das Verhältniß von Krüppeln, Blinden und Aussäzigen zu andern Bettlern gar nicht deutlich, da doch, bey der rühmlichen Vorsorge der Familien für ihre durch Unglücksfälle verarmten Mitglieder, die durch eigene Schuld verarmte weit zahlreichere Klasse gar nicht erwähnt wird, eben so wenig ob der Aussaz nur unter der armen Volksklasse ist. Kurz er beweist wieder, daß der Europäer in China schlecht sieht, oder der Chinese ihm jede Beobachtung unmöglich macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

F.... Anfang Juni.

Die Nachricht, daß in der heiligen Woche, Viel und Gutes in Dresden zu hören seyn werde, bewog mich, früher von F.... abzureisen, als mein erster Plan war. — Alles war dort, (in

Dresden) auf das Oratorium des Hrn. Morlacchi gespannt, und auch Referent, ein leidenschaftlicher Verehrer schöner Kirchenmusik, sah mit Ungeduld der Aufführung desselben entgegen, mit dem festen Vorsatze, durch kein Urtheil sich bestechen, oder bey dem aufmerksamen Achtgeben auf die Anlage, den Bau, und die Ausführung des Ganzen sich stören zu lassen. — Der Tag der Aufführung (der Ostersonnabend) kam, die herrliche katholische Kirche füllte sich, die Musik begann.

Nach F.... zurückgekehrt findet Ref., ungefähr vier Wochen später, dort die Leipziger musikalische Zeitung Nro. 20, und in derselben eine Beurtheilung dieses Oratoriums, und zwar eine Beurtheilung, die von ganz Deutschland gelesen zu werden verdient, eine Beurtheilung, die gewiß mit den Gefühlen eines jeden ächten Musikers harmonirt! —

Ja, allen Neidern sey es gesagt, ja, es ist wahr, Hr. M. hat ein Werk geliefert, das man kühn den klassischen Werken eines Rossini, Pacini, Paini, Pavesi, Mosca und Carafa an die Seite stellen darf, ein Werk, das mit Paesiello'scher Gründlichkeit Fioravantische Größe vereint, ein Werk, das noch in späten Jahrhunderten ganz Europa entzücken muß. — Ref. geht zu den einzelnen Trefflichkeiten desselben über. Wie verdient hat sich Hr. M. um den Geschmack in der Musik gemacht, da er der Erste war, der die beliebten Crescendos, und die Pizzicatos der Violinen aus dem Theater in die Kirche versetzte! — Mit welcher Einsicht hat er die herrlichen Melodien des unsterblichen, göttlichen Rossini, besonders und namentlich in dem (auch vom Dresdner Korrespondenten der Leipziger musikalischen Zeitung mit Recht so gepriesenen) herrlichen Duett des zweyten Theils, zwischen Eva und Kain zu benutzen gewusst, welcher Zweyfang Referenten so ganz den Genuß zurückrief, den er bey der ersten Anhörung desselben in Ricciardo und Zoraide hatte. — Welche Höhe und Tiefe des Gemüths beurkundet Hr. M. dadurch, daß er den Engel mit der Musik des gespenstischen Commendatore im Don Giovanni auftreten und erscheinen läßt! Wie überraschend und wirkungsvoll überhaupt ist die Musik Mozarts in Hrn. Morlacchis Komposition verwebt! — Mit welcher Zierlichkeit ist die lezte Fuge gearbeitet, die gleich in ihrem Thema etwas so Freundliches, Rossinisches hat, daß einem jeden wahren Musikfreunde das Herz vor Freude darüber klopfen muß. Hauptsächlich ist noch zu bemerken, mit welcher Originalität und Genialität die Deklamation der Recitative behandelt ist, da z. B. bey Fragen die Singstimme gewöhnlich beruhigend herabwärts geht, und schließt, was höchstens von einem Glucisten oder Haydnianer getadelt werden könnte. — Schließlich wünscht Referent Hrn. Morlacchi, Deutschland, und Italien Glück zu diesem neuen Oratorio, das man füglich ein Gegenstück von Händels Messias, Haydns Schöpfung oder Grauns Tod Jesu nennen könnte, und gratulirt auch der Leipziger musikalischen Zeitung zu Korrespondenten, wie der Dresdner in Nro. 20, der so viel tiefe Einsicht mit so viel Wahrheitliebe und Eifer für das Gute verbindet. —

Möge uns der gütige Himmel noch viele Morlacchis und viele dergleichen Recensenten und Korrespondenten verleihen, daß mit die Deutschen endlich einmal einsehen lernen, daß ihnen nur aus Italien die klassische, die wahre Musik werden könne.

X. Y. Z.

Hamburg, Mai.

Seit meinem lezten Schreiben, sind mehrere und darunter recht bedeutende Neuigkeiten über die hiesige Bühne gegangen. Ich werde sie Ihnen in leichten Bildern vorführen, und sogleich mit zwey anfangen, die an einem Abend gemeinschaftlich auftraten: Der Leuchtthurm, ein sehr tragisches Drama von dem Freyherrn von Houwald, und die Kunst wohlfeil zu leben, eine sehr possierliche Posse von Hrn. Lebrun. — Das erste hat den Kunstrichtern, das zweyte dem Publikum wenig gefallen, obgleich das vortreffliche Spiel des Hrn. Lebrun im Lezteren machte, daß er gerufen wurde; in der That, die lebendige Beweglichkeit seines Spiels und die Frische seines Kolorits hatten dieser verlegten Waare einen Glanz verliehen, der wenigstens eine momentane heitere Befriedigung hervorbrachte, wie abgedroschen die Fabel auch selbst sey, welche sich sowol auf der französischen als auf der englischen Bühne mehr oder weniger wiederholt hat. Dieß Stück hat jedoch den Wunsch hervorgerufen, daß Hr. Lebrun sich lieber mit ganz originalen Schöpfungen beschäftigen möchte, und die Ueberzeugung gewährt, daß gewiß ein bedeutender Lustspieldichter sich in ihm entwickeln wird. Als Schauspieler steht er schon auf einer bedeutenden Stufe, und seine Darstellung im vergangnen Sommer in diesem Stücke gibt neuen Beleg dazu; nicht weniger vortrefflich war Hr. Schmidt als Gastwirth Fabel; es ist wirklich bewundernswerth, wie er jeder der verschiedenen Rollen der vielen Gastwirthe, deren wir mehrere haben, ohne sich zu wiederholen, bestimmte charakteristische Züge zu geben weiß. Auch stand Hr. Weiß in dem eingebildeten Kranken, Hr. von Schönburg, keineswegs zurück, — und so bildeten diese drey geschickte Künstler ein Kleeblatt, das genug war, um noch mehr veralteten Späßen ein momentanes fröhliches Leben zu verleihen; jedoch bleibt es immer eine Frage, deren Beantwortung hier zu weit führen würde, ob nicht die schroffe Zusammenstellung zweyer so schneidender Kontraste beyden Stücken, besonders dem lezigegebenen, geschadet hat.

Meiner Vorliebe ungeachtet für den gemüthlichen Dichter des Bildes, der Freystätte, und mehrerer kleinen Dichtungen, wollte doch der Leuchtthurm, besonders als Bühnenspiel, nicht recht gefallen. — Selbst als bloße Dichtung scheint mir der Schluß von den sonst so ächt poetischen und menschlich gemüthlichen Gesinnungen des Dichters abzuweichen, und in leichte Weichlichkeit auszuarten. Offenbar theilt hier Caspar Horts sanftfromme Gutmüthigkeit sich subjektiv der Dichtung mit; denn wie kann der Dichter sonst nicht allein die Zuschauer, sondern auch diesen Holm, der die Freundschaft verrathen, die Unschuld verführt, Tod und furchtbare Zerstörung hervorgebracht, nur einen Augenblick bereden, daß das Schicksal versöhnt, und er entsündigt sey, weil es ihm gelingt, dem von ihm erzogenen Sohn des verrathenen Freundes die Geliebte zuzuführen? Diese Ansicht geht gar nicht aus den dargestellten Charakteren hervor; daher stößt dieser gar nicht zu erwartende Schluß einer empörenden Begebenheit dem Leser sowol als dem Zuschauer ein widriges Gefühl ein. Die Behandlung der ganzen Dichtung ist mehr episch als dramatisch, und zeigt nur ein einziges theatralisches Moment von herrlicher Wirkung. — Jedoch ist das Gedicht nicht ohne hervorleuchtendes Verdienst, und wurde mehrmals mit Theilnahme gesehen. —

Von der kurz nachher folgenden Darstellung der Ahnfrau ist es besonders bemerkungswerth, daß sie ein schönes Zeugniß von der allgemeinen Liebe, womit das hiesige Publikum den talentvollen Künstler Jakobi umfaßt, deutlich an den Tag legte. Die Einnahme dieses Abends war ihm von der Direktion bewilligt, eine Gottlob hier sehr seltene Erscheinung, und schwerlich möchte das Schauspielhaus mehrere Personen fassen können, als versammelt waren. Es war die Rede davon gewesen, daß er Hamburg verlassen würde, glücklicherweise hat er sich besonnen; denn es würde immer zweifelhaft seyn, ob er an einem fremden Ort, wo er sich einen neuen Ruf erwerben müsste, die Achtung und Liebe, deren er sich hier erfreuet, so leicht gewinnen würde.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 52.

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Freitag den 29. Juni 1821.

Die Leipziger Büchermesse.

Ostern 1821.

Zweyte Uebersicht. Für gelehrten Bedarf.

(Fortsetzung.)

6) Mathematische Art. werden 113 gezählt; die Mehrheit besteht in Lehrbüchern; ihrer sind 52; neue allgemeine mit Th. 1. angefangen von A. F. Hegenberg, C. A. Salis, J. M. Salomon; fortgesetzt das F. G. Schmidt'sche mit Th. 5; neu aufgelegt das Lorenzsche zum 5mal, das Leonhard'sche zum 2mal. Von Rechenbüchern das Vieth'sche in 5r, v. Türkische in 4r, Kaverau'sche in 2r A. — J. F. Maier's Algebra 6e A. — Lehrbücher der ebenen Trigonometrie von F. A. Köcher (Lpz. b. Kummer) u. v. J. A. E. Malke (B. b. Voß); d. eb. u. sphärischen von L. S. Unger (Erfurt b. Maring); der angewandten M. von G. Winkler (Wien b. Kaulfuß). — Hülfsbücher für das gemeine Leben mögen 13 seyn. — Aus dem übrigen Vorrathe scheinen folgende die bemerkenswerthesten zu seyn: W. E. A. v. Schlieben „encyklop. Lexikon der Erd- Land- und Feldmeßkunst" m. K. (Lpz. b. Weigel), ein mit tiefer Kenntniß ausgearbeitetes Buch, worin den von moderner Eitelkeit in Schatten gestellten Vorzügen der Alten Gerechtigkeit angedeihet, und die verknöcherte Buchstäblichkeit des neueren Zahlenkrames freymüthig gerügt wird; Nürnberger's „Darstellung eines neuen Gesetzes der Herleitung aller derivirten Functionen aus den zugehörigen primitiven" (Hamb. b. Herold); C. A. Märtens „Beschreibung des von ihm erfundenen Konisectors" m. K. (Halberst. b. Vogler); G. Graf Bugnoy „neue Methode für den Infinitesimalcalcul (Lpz. b. Breitkopf); G. S. A. Mellin „Entdeckungen in der höheren Analysis oder neue und einzig wahre Theorie des Differentials und einer vollständigen Integralrechnung" (Halle Waisenh.); v. Prasse „logarithm. Tafeln durchges. u. verm. v. C. B. Mollweide (L. b. Barth); J. Schultheß „gemeine Logarithmen" herausg. v. Pfaff (Erlangen b. Heyder); G. G. Schmidt „kubische und logarithm. Tafeln" (Giessen b. Heyer). — Von Poppe wird ein „Lehrb. der gesammten Maschinenkunde" m. K. (Tüb. b. Osiander), von H. Mitterer „Hydraulik für prakt. Künste" m. K. (L. b. F. Fleischer) angemeldet.

Unter 8 Art. Astronomie betr. sind hervorzuheben: Biot „phys. A. aus dem Franz. übers." 1r B.; F. O. W. Struve Beobachtungen auf der Dorpater Sternwarte 1814. 1815. 1818. 1819" 2 B. 4. (Riga b. Meinshausen); H. C. Schumacher „Hülfstafeln zur Zeit- und Breiteberechnung" 2r Th. (Hamb. b. Perthes).

7) Zur Kriegswissenschaft gehören über 30 Art., von denen unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen: „Militärische Theorie im Kampfe mit der Praxis" (Magdeb. b. Rubach); v. Kaußler „Theorie des höheren Offiziers" m. Pl. (Lpz. Ind. C.); Scharnhorst „Handb. für Off." 4r Th. v. Hoyer; Xylander's „Strategie" 2e A.; dess. „Lehrbuch d. Taktik" 2r Th.; v. Valentini „die Lehre v. Krieg" 2r Th. m. K.; de Morla „Artillerie-Wiss." aus d. Span. v. Hoyer 1r B. 2e A (L. b. Barth); R. Eickemeyer „die Kriegsbaukunst" m. Pl. (L. b. Baumgärtner); „Ueber die Militär-Oekonomie" 1r B. gr. 4. m. K. (St. Petersburg; Lpz. b. Cnobloch). — F. W. Schädel giebt „Fragmente zur wissenschaftlichen Erklärung der Kriegsartikel" heraus (Berl. b. Mittler). — Eine von F. W. Brinken in Verbindung mit Andern besorgte „Zeitschrift" B. 1. m. K. (Erfurt b. Keyser) ist für die Kriegsgeschichte der Vorzeit bestimmt. „Der Feldzug der Sachsen 1812 und 1813" wird aus amtlichen Quellen beschrieben m. K. (Dresden b. Arnold). —

8) Zur Naturkunde kommen über 170 Art. hinzu; viele schätzbare Bereicherungen erhalten Botanik und Mineralogie; eine Menge Hülfs- und Kinderbücher sind für den augenblicklichen Bedarf berechnet und bringen der Wissenschaft keinen Gewinn. — Unter den allgemeineren Schr. macht sich R. Meyer „die Geister der Natur" (Constanz b. Wallis) durch Gedankenreichthum und lebendige Darstellung bemerklich. Weniger Begeisterung ist in C. G. Hellwag's „Philosophie der unbelebten und belebten Natur" (Hamb. b. Hoffmann), in des seinen Dialektikers W. v. Schütz Beyträgen „zur intellectuellen und substantiellen Morphologie, mit Rücksicht auf Schöpfung und Entstehung der Erde" H. 1. (L. b. Brockhaus), und in A. A. Simadezki „Theorie der organischen Wesen, aus d. Poln. von A. Neubig" (Nürnb. b. Zeh) zu vermuthen. Treviranus „Biologie" wird mit B. 6 fortgesetzt, die „vermischten Schriften" mit B. 4. Von den „Schr. der Leipziger Naturforsch. Gesellsch." erscheint B. 1. (b. Barth).

Ein „vollst. Wörterbuch der Naturgeschichte" beginnt mit Lief. 1 (Weim. Ind. C.); Blumenbach's „Handb." hat die 10te Aufl. erlebt. — Von 25 Art. die Zoologie betr., heben wir hervor: Susemihl „Abbildungen" H. 1. 2. (Darmst. b. Leske); Ch. Pander und E. d'Alton „Beschr. des Riesenfaulthiers" F. m. K. (Bonn b. Weber); J. J. Hegetschweiler de insectorum genitalibus (Zürich b. Geßner); R. G. Wiedemann diptera exotica 1. m. K. (Hann. b. Schultz); C. W. Hahn „Monographie der Spinnen" H. 1. 2 m. K. (Nürnb. b. Lechner); A. H. L. Westrumb de helminthibus acanthocephalis m. K. (Hannov. b. Helwing) — Von 45 Botanischen Artikeln sind bemerklich zu machen: Wildenow's „Grund-

riß neu herausg. von H. F. Link"; A. F. Schweigger de plantarum classificatione naturali (Königsb. Univ. B.); J. A. Tittmann „die Keimung der Pflanzen" 4. m. 27 K. (Dresden b. Walther); „Magazin für die ästhetische Botanik" 1. (Lpz. b. Baumgärtner); Benj. de Lessert auserwählte Pfl. B. 1. m. 100 K. (Straßb. b. Treuttel); H. A. Schrader seltene Pfl. des Gött. Gartens 1. und seltene Brasilische Pfl. 1. (G. b. Vandenhoek); Nees v. Esenbek, von dessen Handb. der 2te Th. fertig geworden ist, und A. Weihe „die Brombeerarten" Lief. 1. (Bonn b. Marcus); L. Lindley digitalium monographia F. m. 28 K. (London b. Bohte); J. C. Zenker u. F. J. Dieterich musci Thuringici vivis exempl. exhibiti 1. (Jena b. Schmid); E. Fries systema mycologicum (Greifsw. b. Mauritius); und von 15 Floren; die Deutsche nach Röhling von Mertens u. Koch 1. (Frkf. b. Wilmanns; v. Sturm's H. 41; die Basler von C. F. Hagenbuch (B. b. Neukirch); die Dresdener von H. Ficinus 2e A.; von C. Schmalz (D. b. Arnold); von H. G. L. Reichenbach (ebend.); die Hallische von F. W. Wallroth (H. b. Kümmel); die Schlesische von F. W. Neygenfind (Meissen b. Gödsche); die Upsalasche von C. Wahlenberg (Gött. b. Vandenhoek); die Chinesische von Brann (London b. Bohte); die von N. Holland und v. Diemenland von R. Brown (Jena b. Schmid). — Mit sichtbarer Vorliebe und mit bedeutendem wissenschaftlichen Erfolge wird Mineralogie in 21 Art. bearbeitet. J. F. L. Hausmann fängt an „Untersuchungen über die Formen der leblosen Natur" B. 1. in 4. m. K. bekannt zu machen (Gött. b. Vandenhoek) und C. v. Raumer veranschaulicht geistreiche und genaue Beobachtungen im „ABCbuch der Krystallkunde" 1. m. K. (B. b. Reimer); von J. Reisinger's Enchiridion anorganognosiæ wird B. 1 ausgegeben (Wien b. Heubner); F. Mohs „Charakteristik des Mineralsystems" wird zum 2mal aufgelegt und von A. Rau mit „Bemerkungen" begleitet (Würzb. b. Strahel). Anweisungen haben Bernouilli und Glocker geschrieben. Daubuisson de Voisins „Geologie" wird von J. G. Wiemann übers. B. 1. und durch C. Hartmann in Auszug dargestellt 2 Th.; die Strombeck'sche deutsche Bearbeitung der Breislakschen Geologie ist mit B. 3. beendet. Ferner sind zu bemerken: C. C. v. Leonhard „Handb. der Oryktognosie" (Heidelb. b. Mohr); C. V. Rose „hist. Sombola, die Basaltgenese betr." (Bonn b. Weber); C. Keferstein „Deutschland geognostisch geologisch dargestellt" 1. 2. (Weimar Ind. Comt.); P. Merian „Beytr. z. Geologie" Th. 1. die Gegend von Basel und das Juragebirg (Basel b. Schweighäuser); J. Nöggerath mit Anderen „die Gebirge in Rheinland und Westphalen" 1. (Bonn b. Weber); J. Steininger „neue Beytr. zur Gesch. der rhein. Vulcane" (Mainz b. Kupferberg); M. v. Engelhard „zur Geognosie" Lief. 1, geogn. Umriß v. Finnland F. m. K. (B. b. Reimer).

Auf Physik und Chemie kommen 56 Art. Gilbert's unentbehrliche „Annalen" und Schweigger's schätzbares „Journal" werden regelmäßig fortgesetzt. C. W. G. Kastner's „Grundz. der Ph. u. Ch." (Bonn b. Weber) werden die Uebersicht des dermaligen Zustandes dieser Wissenschaften in ihrer wechselseitigen Beziehung erleichtern. F. Sertürner theilt „Entdeckungen und Berichtigungen im Gebiete der Ch. u Ph." mit B. 1. (Gött. b. Vandenhoek). Von J. J. Hoffmann's „Lehrbuch d. Ph." wird Th. 1. angemeldet (Mainz b. Kupferberg). Handbücher der Ch. erhalten wir von C. H. Pfaff B. 1. (Altona b. Hammerich) und von Ch. F. T. Göbel (Jena b. Schmid); das Treffliche von L. Gmelin wird zum 2mal aufgelegt. Berzelius Abh. „von Anwendung des Löthrohres" ist von H. Rose aus der Handschrift übersetzt worden. F. Stromeyer giebt B. 1. f. „Untersuchungen über die Mischung der Mineralkörper" (Gött. b. Vandenhoek), L. v. Schreiber „Beytr. zur Gesch. und Kenntniß meteorischer Steine und Metallmassen" m. K. (Wien b. Heubner) heraus. — Auf Magnetismus beziehen sich 8 Art., unter welchen P. Erman „Umrisse zu dem physischen Verhältnisse des von Oerstedt entdeckten elektrochemischen Magnetismus" (Berl. b. Nauck), J. Weber „über Verhältniß der Elektricität zum M." (Münch. b. Leutner) und D. G. Kieser „System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus" 2 B. (Lpz. b. Herbig) die meiste wissenschaftliche Bedeutung haben dürften. — Die Witterungslehre wird mit 10 Art. bereichert, von welchen, außer 3 Dittmar'schen, anzuführen sind; C. F. Richter „Wetterkunde" (Lpz. b. Cnobloch); G. Mistelbach „Beobachtungen über die Winde" (Wien b. Wimmer); J. A. W. Schöpfel „Einfluß der Tag- und Nachtgleichen" (Hof b. Grau) und F. B. R. Tenzel „Merkmale, welche Seeleute am adriat. und mittelländ. Meere von dem bevorstehenden Wetter haben". (Erlangen b. Heyder).

Beschreibungen und Untersuchungen von Heilquellen sind 16: „Die Bäder Deutschlands" m. K. von Mosch werden neu aufgelegt; „die besuchtesten Badeörter des Oesterreichischen Kaiserthums" (Lpz. b. Hartmann); mehrere Oesterr. von M. F. Schmidt 4e A.; Mosch „Heilquellen Schlesiens" m. K. (Breslau b. W. G. Korn); Kölreuter „Mineralqu. im GH. Baden" 2r Jahrg.; Fenner u. Peez „Jahrbücher der Heilquellen Deutschl.; besonders des Taunus" (Wiesb. b. Schellenberg); „Wipfeld, Kissingen, Boller und Brückenau" von J. C. Wetzler (Mainz b. Kupferberg); Baden im Oesterr. von A. Kollet; Cannstatt v. Dangelmair; Carlsbad v. Lampadius; Marienbad v. F. L. Richter; Meinberg v. Gellhaus; Mödling v. J. Sarank; Kl. Pöstenyin Ungern (Wien b. Armbruster); Schwalheim von F. Wurzer. Von den „Heilquellen im Russischen R." giebt A. N. Scherer Nachricht m. K. (Halle b. Hemmerde).

9) Der Arzneywissenschaft werden 220 Art. darunter viele Uebersetzungen, zu Theil; die wissenschaftliche Bearbeitung der Physiologie hat augenscheinlich am meisten gewonnen. — Von 26 allgem. und verm. Schriften werden hier bemerkt: Dzondi „Zeitschrift für Heilkunde" 1. (L. b. Barth); L. Lebrecht, der Arzt im Verhältnisse zur Natur, zur Menschheit und zur Kunst" (Mainz b. Kupferberg); „Verm. Abhandlungen von deutschen Aerzten in Petersburg" 1. (Halle b. Hemmerde); J. C. Formey „verm. Schr." 1. (Berl. b. Rüler); medicinisch-topographisch werden beschrieben Sigmaringen v. F. X. Metzler, Zeulenrode v. J. C. Stemmler, Paris und London v. J. F. Weise in Petersburg B. 1. (Halle b. Hemmerde).

Von diätetischen und populären Schriften sind zu bemerken: J. Feiler Handb.; C. A. W. Schmalz „der tolle Hund und tolle Hundesbiß", und Ziegler's „neue Ansichten von der Hundeswuth und von dem Blute als Heilmittel dagegen." — Kopfschütteln erregen: S. H. Burgheim „med. theoret. prakt. Anweisung, wie man sich selbst, auf die einzig?? sicherste und gründlichste? Art, die sämmtlichen? venerischen Krankheiten, auch Impotenz,

Sterilität, Ausschläge, Hypochondrie heilen kann" 8te verb. A. (Lpz. b. Vf.); S. G. Crusius „wie kann man das verlohrne oder verminderte männliche Vermögen wieder erhalten und stärken? ein Noth und Hülfsbüchlein für Alle, welche in der Liebe oder durch Selbstbefriedigung" (worüber nachzusehen: G. W. Becker Verhütung und Heilung der Onanie 4te umgearb. Aufl. Lpz. b. Engelmann) „ausgeschweift haben" 3 Thle 5te A. (Lpz. b. F. Fleischer); und „über den Beyschlaf als Beförderer der Gesundheit und als Mittel, ein langes Leben zu genießen ꝛc. von C. V. B." (Lpz. b. Sommer).

Zur Anatomie 10 Art.; Lehrbücher von J. Berres 1 u. A. Mayer; H. F. Isenflamm „anatom. Untersuchungen" (Erlang b. Heyder); E. Elben de acephalis s. monstris corde carentibus m. 22 Abb. (Berl. b. Nicolai). — F. Meckel, dessen „pathol. anat. Abbildungen" mit H. 3. fortgesetzt werden, läßt B. 1. f. „Lehrbuches der vergleichenden Anatomie" (Halle b. Renger), M. J. Weber B. 1. der „Grundlegung der Osteologie des Menschen und der Hausthiere" (Bonn b. Weber) hervortreten. — Die Literatur der Physiologie wird mit 12, größerentheils wichtigen Artikeln vermehrt: von der A. v. Haller'schen herausg. v. H. M. v. Leveling die 6te A.; C. A. Rudolphi „Lehrbuch" B. 1. (Berl. b. Dümmler); E. Bartels „Anfangsgründe der Naturwissenschaft" B. 1. (Lpz. b. Barth); Ch. F. Scheller „Versuch einer Theorie des Lebens, nach chemischen Grundsätzen" (Lpz. b. Weygand); F. Kretschmar „Physik des Lebens" (Lpz. b. Tempsky); C. F. Kretschmar de astrorum in corpus hum. imperio (Chemnitz b. Kretschmar); E. H. Weber de aure et auditu hominis et animalium Th. 1 m. K. (Lpz. b. G. Fleischer).

Pathologie, Therapie und Praxis 57 Art., darunter 11 Uebersetzungen. J. P. Frank's Epitome und B. Hildenbrand's Institutiones werden fortgesetzt. P. Parrot leget „Ansichten über d. allgem. Krankheitslehre" (Riga b. Meinshausen) zur Prüfung vor. Vom Typhus handeln F. Bährens und v. Pommer, vom Scharlachfieber und von der Belladonna als Schutzmittel dagegen F. A. G. Berndt, von den Hämorrhoiden in 2 Th. G. M. W. L. Rau, von der genauern Kenntniß und Unterscheidung der Kehlkopfs- und Luftröhrenschwindsucht W. Sachse, vom Heimweh J. Zangerl.

Chirurgie 48 Art., mit 12 Uebers. meist aus dem Englischen. Eine neue Zeitschrift „Chiron" fängt Textor an herauszugeben m. K. (Sulzbach b. Seidel); am häufigsten wird von Augenkrankheiten geschrieben, und G. L. A. Helling giebt ein „prakt. Handwörterbuch" darüber B. 1. (Berl. b. Dümmler) heraus. C. J. M. Langenbek hat ein Werk „von den Leisten- und Schenkelbrüchen" m. K. verfaßt (Gött. b. Dieterich). Von der Entbindungskunst handeln 13 Schr.

Arzneymittel 7 Art., mit 1 Uebers.; darunter P. F. W. Vogt „Handb. d. Pharmakodynamik" B. 1. (Giessen b. Heyer) und der 6te oder Suppl. B. zu C. H. Pfaff's System der Materia medica. — Pharmacie 17 Art.: G. F. Hänle „Lehrb. d. Apothekerkunst" 1, 1. 2. (Lpz. b. Vogel). Der Codex Medicamentarius Europaeus (Lpz. b. Fleischer) wird mit Sect. V. fortgesetzt.

Thierheilkunst 21 Art., 4 Uebers. J. Clesius denuncirt „das Johanniswürmchen als neu entdeckte Ursache der Mauke" (Frankf. b. Guilhauman).

Gerichtliche Arzneywissenschaft 8 Art. Henke giebt eine Quartalschrift „für die Staatsarzneykunde" heraus (Erlangen b. Palm); s. Lehrbuch wird zum 3mal aufgelegt; ein neues Lehrb. hat A. Meckel ausgearbeitet (Halle b. Schimmelpfennig.) G. v. Erhard legt einen „Entwurf eines physik. medic. Polizey-Gesetzbuches und eines gerichtlichen Medicinal-Codex" in 3 B. vor m. K. (Augsb. b. Jenisch). J. Kerner macht wiederholt auf „die im Würtemb. so häufig vorfallende tödtliche Vergiftung durch Genuß geräucherter Würste" aufmerksam (Tübingen b. Osiander).

10) Die Jurisprudenz begnüget sich mit 80 Art., wovon nur die kleinere Hälfte wissenschaftlichen Inhaltes ist. Eine Encyklopädie hat N. Falk (Kiel Akad. B.), eine Methodologie C. H. Gmelin (Tübingen b. Laupp) drucken lassen. C. F. Elvers giebt „Beyträge zur Rechtslehre und Rechtswissenschaft" 1, 1 (Göttingen b. Dieterich). J. Schmelzing hat sich die fast undankbare Mühe gegeben, ein „Lehrb. des europäischen Völkerrechts" (Altenb. b. Hahn) zu schreiben.

Dem römischen Civilrechte fallen 19 Art. zu, von denen zu bemerken sind: H. E. Dirksen civilist. Abhandl. 2r Th.; v. Savigny „Gesch. des röm. R. im Mittelalter" 3r Th.; Rogerii de dissensionibus dominorum opusc. ed. C. G. Haubold (Lpz. b. Hinrichs). Anmerkungen zu Gajus Institutionen von H. R. Brinkmann (Lpz. b. Tauchnitz) und C. E. Otto (Lpz. b. Reclam); Baumbach „Ansichten des classischen Pandektenrechts" 16 Bdch. (Jena b. Joch); Pandekten-Compendien von Haubold und von Dabelow; von Glück's „Erläuterungen" 22, 2. — Deutsches Recht 5 Art.: Lehrb. von Mittermaier (Landshut b. Krüll) und Dabelow (Riga b. Meinshausen). — Civilistische Praxis 22 Art., unter welchen herausgehoben werden: J. P. A. v. Feuerbach „über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der gerichtl. Verhandlungen" (Giessen b. Heyer); Mittermaier „der gewöhnliche deutsche bürg. Prozeß in Vergleichung mit dem Preuss. u. Franz. Civilverfahren" 2r Beytr.; J. C. Gensler „Anleitung zur gerichtlichen Praxis" 1. (Heidelb. b. Engelmann); C. F. W. Gerstäcker „Anweis. z. gerichtlichen Vertheidigungsschriften" 1. 2. (L. b. Brockhaus); B. Ch. Collmann „Grundlinie zu einer Theorie des Beweises" (Cöln b. Bachem); Gravell „Generaltheorie der Verträge nach Preuss. R." (Halle b. Renger). J. M. F. Kapf giebt „merkwürdige Rechtssprüche der höchsten und höheren Gerichtshöfe im Würtembergischen" B. 1. (Tübingen b. Laupp), R. F. W. v. Nettelbladt „die Rechtssprüche des O. Appell. Gerichts in Parchim" (Berl. b. Röker) heraus. — C. W. v. Reibnitz macht s. Gutachten „über Friedensgerichte in der Preuss. M." (Berlin b. Flittner) bekannt, und C. Schrader beantwortet die Frage: „ist die Abfassung eines Civilgesetzbuches für Würtemberg zu wünschen?" (Tübing. b. Laupp). — Landesgesetzsammlungen werden 21 aufgeführt; österr. 3; preuss. 6; baiersche 3; würtemb. 3; sächs. 2; die anderen von Hannover, Baden, Kurhessen und Mecklenburg.

Peinliches Recht 13 Art. v. Feuerbach hat die „Revision der Grundbegriffe des P. R." umgearbeitet. C. F. Roßhirt hat ein „Lehrbuch" (Heidelberg b. Mohr) herausgegeben; von dem Martin'schen erscheint Th. 2; J. Mittermaier stellt die „Theorie des Beweises im P. Proceß" in 2 Th. auf (Darmstadt b. Heyer). In dem „schwarzen Buch" B. 1. (Rottenburg a. Necker im Typogr. C.) sollen die merkwürdigsten Criminalgeschichten gesammelt werden; zu denselben gehöret auch die des „Raubmörders Kappmeyer" (Magdeburg b. Donati).

11) Schriften, die in das Gebiet der Theologie

gehören, werden an und über 450 seyn, aber auch diesesmal, wie seit vielen Jahren immer, ist die Menge der Erbauungsbücher überwiegend. Kann auch über gänzlichen Mangel an wissenschaftlichen Werken keine vollständig begründete Klage erhoben werden; so läßt sich doch wohl behaupten, daß in Rücksicht auf das Verhältniß der Arbeiter, Leser und Veranlassungen ungleich mehr gründlich gelehrte Schriften erscheinen könnten und sollten, als wir hier finden; gut ist, daß der alte Eifer für Bibelstudien nicht erkaltet; die Dogmatik muß von der lebhaft betriebenen Polemik nach und nach mittelbaren Gewinn haben.

Ueber die inneren und äußerlichen kirchlichen Verhältnisse ist viele Bewegung; schriftstellerisch werden die Streitigkeiten nicht ausgemacht werden; ihre Entscheidung hängt von der sich immer reifer ausbildenden sittlichen öffentlichen Meinung ab; und diese wird hoffentlich der von den Todten aufgestandene und im 31 Heft sich übel gebehrdende „graue Mann" nicht regieren. Daß große Gährungen und Besorgnisse wegen des zunehmenden Separatismus in der evangelischen Kirche statt finden, läßt sich daraus schließen, daß ein neuer Abdruck von Luther's kräftiger Schrift „wider Schleicher und Winkelprediger" (Breslau b. Max) für Zeitbedürfniß gehalten, und von J. Hansen sogar die Frage aufgeworfen wird: „Kann die Herrnhutische Gemeinde eine wahrhaft evangelische genannt werden?" (Lpz. b. Reclam.) Am stärksten spricht sich die Trennung in einigen Würtembergischen Flugschriften aus; z B. in „Lebensgeist für die Glaubensohnmacht gewisser vermeintlich starker Christen" (Ulm b. Ebner), worauf sich J. C. F. Steudel's „Ein Wort der Bruderliebe an und über die Gemeinschaften in Würtemberg, namentlich die Gemeinde in Kornthal u. s. w." (Stuttgart b. Steinkopf bezieht. — Ungeachtet dieser Spaltungen und sekturerischen-Trennungen hat das Vereinigungswerk der beyden protestantischen Kirchen noch immer erwünschten Fortgang, der wohl nun am vollständigsten aus der von C. G. A. Böckel neu angelegten Zeitschrift „Irenicon" 1) 1. (Berlin b. Rücker) zu ersehen seyn wird. Für die gute Sache des ew. Friedens erklären sich: das Sendschreiben „an die Mitglieder beyder zur Dreyfaltigkeitskirche gehör. Gemeinden" (B. b. Reimer); C. Pischon „faßlicher Unterricht über die Trennung und Vereinigung der Lutheraner und Reformirten" (B. b. Maurer); G. W. C. Starke „Predigten über die Vereinigung der evang. Christen, in der Schloßkirche zu Ballenstedt gehalten" (Quedlinburg b. Basse); F. A. Krummacher „die freye ev. Kirche" (Essen b. Bädeker); auch G. A. Ruperti muß sich in „des Abendmales ursprünglicher bedeutsamer und würdiger Feyer" (Hannover b. Hahn) dafür erklärt haben, wenn des Büchleins Inhalt der Aufschrift entspricht. D. L. Wigand's „einfältige Gedanken über die neueste Kirchenvereinigung in D." (Chemnitz b. Starke) mögen immer dagegen gerichtet seyn, wie sich beynahe vermuthen läßt.

Schwieriger erscheint die Annäherung zwischen Protestanten und Katholiken, ob sie gleich in der „Wiederkunft unsers Herrn oder ein Blick auf die zu sammelnde Heerde des Einen Hirten" (St. Petersburg b. Gräff u. Lpz. b. Enoblech) gehofft, in des Luther. M. Prätorius „Aufruf zum religiösen Frieden, aus dem Lat. übers. v. J. A. Bintrim" (Aachen b. Mayer) angerathen, und durch F. H. Germar's „panharmonische Interpretation der h. Schrift" (Lpz. b. Tauchnitz), und mit allem Nachdruck geistiger, frommer und gelehrter Eigenthümlichkeit in des Veteranen W. F. Hufnagel's Versuch „über den evang. Glauben an Gott und seinen Einfluß auf Menschenliebe" (Frkf. b. Sauerländer) eingeleitet wird. Ja, wenn viele Katholiken die Ueberzeugungen theilten, welche der edle C. v. Weiller in der Rede über „das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft" (München b. Thienemann) ausgesprochen hat; wie könnte dann die Verschmelzung der christlichen Kirchen in Eine in Zweifel gezogen werden? Aber vergeblich ist der Wahn, daß Leibnitz „System der Theologie, übers. v. A. Räs und N. Weis, mit Vorrede von L. Doller, 2te A." (Mainz b. Müller) die protestantische Vernunft gefangen nehmen und ihr das Joch der Auctoritätsknechtschaft anschmeicheln werde. — Gerade das Gegentheil von dem, was bezweckt wird, bewirkt die „vertrauliche Unterredung zwischen dem Priester Fr. Grundmayer und einem ehemaligen angesehenen Calvinisten, wie auch seiner Gemahlin, luther. evangelischer Religion" (Augsburg b. Belling). Des Abbé de Trevere „freundschaftliche? Erörterung über die Kirche von England und die Reformation überhaupt, aus dem Franz. von A. Stupfel" B. 1. Abtheil. 1. 2. (Wien b. Wimmer) findet ausreichende Widerlegung, vielmehr gründliche Vernichtung in H. Marsch „vergleichender Darstellung der protestantisch-englischen und römisch-katholischen Kirche oder Prüfung des Protestantismus und Katholicismus ꝛc. aus dem Englischen m. Anm. v. J. C. Schreiter" (Sulzbach b. Seidel). — So lange die Grundsätze festgehalten werden, welche der Sophronizon und namentlich J. H. Voß mit der Fackel der Wahrheit beleuchtet hat, wozu H. Schultz Sammlung „Protestantismus und Katholicismus oder der Kampf über Voß und Stolberg (Hamm b. Schultz) nachträglich verglichen werden kann; so lange die tiefe Bedeutung dieses Streites richtig aufgefaßt wird; und weder Verdrehungen des glatten Recensenten im Hermes, noch Sophistereyen in den Jahrbüchern, noch des Frömmlers „Wörtchen über den Religionsunterricht in den gelehrten Schulen" (Schleswig im Taubst. Inst.) vermögen, den Gesichtspunkt zu verdunkeln, nach dem er zu betrachten ist; so lange ein Mastiaux das große Wort führen darf, ohne daß weder des edlen Werkmeister siegreiche Gegenrede, noch die gegründeten Ausstellungen im „kritischen Journal für das kathol. Deutschland", noch A. B. Feilmoser's rechtskräftige Beschwerden über „die Verketzerungskunst" (Rotweil b. Herder) des wilden Eiferers Einfluß stürzen; so lange F. Alex. v. Hohenlohe eine Frage so beantwortet, wie die: „was bindet die Katholiken an den römischen Stuhl?" (Bamberg b. Kunz; nachgedr. München b. Giel); so lange ist eine wirkliche, redlich gemeinte und für Stimmberechtigte auch nur einigermaßen zulässig befundene Annäherung oder selbst einige Ausgleichung zwischen Katholicismus und Protestantismus ein reines Unding und davon zu träumen eine Thorheit. — Das Kirchenrecht, sowol katholisches als protestantisches, ist in einem „Lehrbuch" von Ferd. Walter (Bonn b. Marcus) bearbeitet worden. Die Streitigkeiten über Ehehindernisse und über gemischte Ehen, gegen welche sich Nelleſen mit streng römischer Consequenz erklärt, so wie über das Cölibat, welches viele tüchtige Katholiken gegen sich hat und in dem fortschreitenden Mangel an Geistlichen zuletzt seinen Untergang finden wird, dauern in 8 Schr. fort. Die von Protestanten aufs neue anerkannte „Nothwendigkeit einer strengeren Kirchenzucht" (Heidelb. b. Mohr) wird zuletzt in das äußere kirchliche Leben der katholischen und evangelischen Christen einige und für beyde Theile wohlthätige Uebereinstimmung bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Juni 1821.

Es iſt oft eben ſo gefährlich Talente zu haben, als deren zu ermangeln. Kaum haſt du die Geringſchätzung vermieden; ſo verfolgt dich der Neid.

Eine Note Napoleon Bonapartes, zu einem Werke das ſeinem Bruder Louis zugeſchrieben wird.

Bruchſtück aus dem Opfer des Themiſtokles.

(Beſchluß.)

Artaxerxes.

Wer kann ihn haſſen, der ſein Unglück fühlt?

Themiſtokles.

Nun zog ich durch die Thore von Athen,
Mit meinem Jammer einſam in die Welt!
Zum leztenmale wandte ſich der Blick,
Und in der Luft verlönte meine Klage.
„Dir gab ich alles! Freyheit, Glück und Ehre!
„Die Tempel, die ſich leuchtend dort erheben,
„Von meinem Arme wurden ſie beſchüzt!
„Mir dankeſt du den Segen deiner Flur,
„Als Hüter deines Glückes ſtand ich da
„An des Cephiſſus baumumwehten Ufern!
„Nun hüllſt du mich in's ſchnöde Bettlerkleid,
„Und gönnſt kein Obdach meinem müden Haupte!!"
Dieß rief ich noch der Undankbaren zu,
Und ſchied für immer von dem Vaterlande!

Artaxerxes.

Du warſt zu groß für jene kleine Welt,
Sie konnte deinen hohen Sinn nicht faſſen.

Themiſtokles.

Die Zeichen ird'ſcher Größe ſchwanden hin,
Nur in der Bruſt noch trug ich meinen Namen,
Ihn fühlend mit des Wortes voller Kraft
Hob ich das Auge zum Olympos auf,
Wo unſ'rer Thaten ew'ge Richter wohnen!
Was uns die Erde kalt und ſtreng verweigert,
Es iſt zu finden in der Gottheit Nähe!
Vertrauend dem Gedanken ſchritt ich fort
Und kam als — Bettler in Dodona's Haine.

Ein Tempel von Deukalion erbaut,
Erhebet ſich aus tiefer Waldesnacht.
Auf ſonnenheller Kuppel ſchwingt der Gott
Des Donners ſeine leuchtenden Geſchoſſe.
Im tiefen Frieden ruht das Heiligthum,
Und graue Prieſter wandeln ſchweigend hin,
Wie dunkler Vorwelt mahnende Gebilde.
In ihrem Haupte wohnet Götterlicht,
Und losgeriſſen von der trüben Erde,
Enthoben längſt dem eitlen Sinnenſpiele
Betrachten ſie der Zukunft fernes Land.
Nur ſelten ſpricht ihr Mund ein Wort des Glaubens
An Seelendauer und Unſterblichkeit.
Doch bald verſtummt der Rede matter Klang,
Denn nur das Herz erfaßt ihr hohes Streben.
Sie wallen tiefer in die Nacht des Hains,
Der Erde fern, den Göttern nah zu ſeyn.
In dieſes Dunkel dringt kein fremder Ton.
Das dumpfe Brauſen volkerfüllter Städte,
Wo tauſendfach mit Luſt die Klage kämpft:
Es reichet nicht bis an die Friedens-Grenze.
Der Gott der Schlachten, der von Land zu Land
Die fernhintreffenden Geſchoſſe ſchleudert,
Er wendet ſich von dieſen ſtillen Hainen,
Wo niemals ihm ein Opfer ward gebracht.
Hier fand ich Troſt. Die Welt ſchien mir verſchloſſen,
Und offen ſah ich des Olympos Thore.
Von neuem Muth beſeelt ſchritt ich voran
Bis in das Heiligthum. Wer ſchaudbefreyt
Durch dieſe Hallen zieht — den ſchüzet Zeus!
Und — iſt er werth dem Ewigen zu nahen,
Wird ihm mit einem Blick das Leben klar.
Hat er des Gottes Liebe ſich errungen,
Und Völkerglück genährt durch ſeine That;
Dann mag die Erde neidiſch ihn verdammen;

Es ſpricht der Gott mit ſeinem freyen Geiſt!
So fand auch ich Erſatz für jede Qual,
Und Himmelslicht erhellet meine Pfade!
(Gehoben.)
„Nach Oſten zieh'" — ſo ſprach der Donnergott —
„Zum Heerſcher, der am Thron der Sonne wohnt.
„Er wird dein Haupt mit ſeinem Schilde decken,
„Dir wiederſchenken das geraubte Glück.
Er ſprachs! ſein mächt'ger Wille führte mich
An dieſes Landes ſegenreiche Küſte.
Und vor dem Thron des Lichtes ſteh' ich nun,
Verkundend, was der Gott zu mir geſprochen.

Artarerres
(ſteigt herab vom Throne.)

Sey mir willkommen, Held von Salamis!!
Du nahen mir mit ehrendem Vertrauen
Und Perſien ſoll deine Freyſtatt ſeyn!
(Allgemeines Erſtaunen; zu den Großen des Reiches)
Vernehmet meinen königlichen Willen.
Die Geiſter unſ'rer Väter ruf' ich auf,
Sie ſeyen Richter dieſer großen Stunde,
Ihr Leben war mit Ehre ſtets vereint,
Und Lorbeer deckt umſchattend ihre Gräber!
Iſt einer unter ihnen, der nicht ſo
Wie Artarerres — ihn empfangen hätte? —
(Er reicht dem Themiſtokles die Hand.)
Dann heb' er ſich aus der verſchwieg'nen Nacht,
Und komme furchtbar rächend mir entgegen.

Tiſaphernes.

Das Grab iſt ſtumm, und ſchwer der Schlaf des Todes.

Artarerres (feyerlich.)

Zu Richtern ruf' ich ihre Geiſter auf!!
Wer nicht im Menſchen das Vertrauen ehrt,
Wird nimmer Glück auf ſeinem Pfade finden.
Der Glaub' an Tugend ſtirbt in ſeiner Bruſt,
Mit ihm verſiegt die Quelle großer Thaten.
Themiſtokles vertraute meinem Ruhm,
Und dieſer Schild wird nun ſein Haupt bedecken.
Wer kennt die Wege, die das Schickſal geht?
Mit Griechenland wird es den Kampf beginnen,
Vertilgend dieſes überſtolze Volk.
Im tiefſten Grund ſeh' ich Athen erſchüttert,
Weil ſeiner Herrſchaft mächt'ge Stütze ſank.
Die Völkerwage ruht in Götterhänden,
Sie warfen dieſen Mann in unſre Schale,
Und ſchnell entſchieden iſt der lange Kampf!!
(Zu Themiſtokles.)
Du ſollſt erblicken nun, wie Perſien
Den Willen deines großen Senders ehret.
Von deinen Schultern falle dieß Gewand,
Mit dem der Undank ſchmählich dich umhüllte.
Zwey Städte legen ihre alte Pracht
Zu freyer Wahl vor deine Füße nieder;
Und Lampſakus, die kunſtberühmte wird
Erzeugen ſchnelle, was dein Wink befiehlt.
Der goldnen Stoffe blendendes Gewebe,
Das wie mit Sonnenglanz die Bruſt umgiebt;
Auch edle Werke vielerprobter Meiſter,
Die todtem Marmor Leben eingehaucht;
Und was noch ſonſt an Schönem Kunſt erzeugt,
Du magſt es wählen dort, und Perſiens Ruhm
In ſeinen eigenen Gebilden ſehen.
Magneſia, die weltberühmte Stadt,
An des Mäanders blüthenvollen Ufern —
Sie nehme dich in ihren Mauern auf,
Und ſchmücke mit den Reizen der Natur,
Was emſig dir die hohe Kunſt erſchuf;
Dort, glaub', ich wirſt du eine Heimath finden,
Die reich erſetzet das verlorne Glück.
So ehr' ich deines Gottes mächt'gen Willen,
Und reiche dir die Hand des Freundes dar.

Themiſtokles.

In deiner Nähe, König, laß mich weilen!
Im Grabe ſchlumm're die Vergangenheit,
Dich Freund zu nennen ſey fortan mein Stolz!

Artarerres.

Und Perſiens Jubel kröne dieſe Stunde!!
Hier iſt dein Vaterland! Bedenke das!
Du biſt nun mein! Themiſtokles iſt mein!!
(Der Vorhang fällt.)

Die neueſten Zeugniſſe über Charakter und Sitten der Javaneſen, und der übrigen Volksſtämme des indiſchen Archipels.

(Fortſetzung.)

Es läßt ſich nichts Ungereimtes denken, deſſen die Leichtgläubigkeit der Javaneſen nicht fähig wäre. Doch iſt der Aberglaube der Küſtenbewohner unter den Inſulanerſtämmen etwas verfeinert, im Verhältniß zu demjenigen der Bewohner des innern Landes. Eines der Beyſpiele, die der Verfaſſer davon erzählt, will man hier ausheben: Im Maimonat 1814 ward berichtet, daß in einer der bevölkerten innern Landſchaften der Inſel Java eine breite und ſehr ſchöne Straße bis zum Gipfel eines hohen Berges angelegt werde; ihre Breite betrug zwanzig Fuß, ihre Länge erſtreckte ſich auf zwanzig Millen, und ſie hatte einen durchaus gleichförmigen Fall; um Flüſſen und Bächen auszuweichen, wurden viele Umwege erforderlich. Das Eigenthum war dabey keineswegs geſchont, ſondern Häuſer und Bäume unbedenklich niedergeriſſen worden. Man hatte dafür die ganze Bevölkerung ausgedehnter Bezirke in Anſpruch genommen, und innerhalb zweyer Monate war das ungeheure Werk großentheils vollendet. Bey der natürlichen Indoleuz der Javaneſen mußte dieſem außerordentlichen Enthuſiasmus für ein Unternehmen, das keinen vernünftigen Zweck haben konnte, etwas Beſonderes zum Grunde liegen. Durch angeſtellte Nachforſchungen ergab ſich, daß einem alten Weibe geträumt hatte, ein göttliches Weſen werde vom Himmel auf den Gipfel des Sumbeng herabſteigen. Man erachtete die Anlegung einer ſchönen Straße demnach für ziemend, damit dieſe Gottheit bequem in die Ebene herunterkommen könne. Die Sage verbreitete ſich, der Himmel werde an denen Rache üben, die nicht an der Arbeit Theil nehmen würden. Während der ganzen Dauer des Werks theilte das alte Weib mit magiſchen Zeichen beſchriebene Palmblätter unter die Arbeiter aus, durch die ſie gegen Unfälle aller Art geſchützt ſeyn ſollten. Als die In-

vaneſiſchen Behörden von der Sache Kunde erhielten, befahlen ſie mit der Arbeit inne zu halten, und dem Befehle ohne Murren gehorchend, kehrte jedermann zu ſeinen gewohnten Arbeiten zurück.

Zuweilen führt die Leichtgläubigkeit der Javaneſen ſchlimmere Folgen herbey. Der Aufruhr iſt in dem Land eine gar nicht ſeltene Erſcheinung, und der erſte Betrüger, welcher ſich da, wo ein Keim von Mißvergnügen in einer Provinz angetroffen wird, an die Spitze ſtellt, findet alsbald Tauſende von Leichtgläubigen, die ihm zu folgen bereit ſind. So verhielt ſich's in Java von undenklichen Zeiten her. Jeder Landläufer, der ſich für einen König, für einen Heiligen oder Propheten ausgiebt, oder der einen neuen Weg in den Himmel zu öffnen verſpricht, wird alsbald eine große Zahl Anhänger um ſich verſammelt ſehen.

Vor zwölf Jahren iſt das Königreich Cheribon durch religiöſe Aufſtände verheert worden. Sechs oder acht ſolcher Betrüger folgten aufeinander, und keinem fehlten Gläubige in Menge. Ein vierzehnjähriges Kind ſogar verurſachte der holländiſchen Regierung viel Ungemach, indem es in einer der innern Provinzen die ganze Bevölkerung in unruhige Bewegung verſetzte. Der furchtbarſte dieſer Betrüger war ein gewiſſer Bagus-Rangen, welcher ſechs Jahre lang ſein Unweſen trieb; erſt unter der brittiſchen Verwaltung im Jahr 1812 gelang es, ſeiner habhaft zu werden. Weder durch Talent noch Bildung ausgezeichnet, ward er jedoch der Stifter eines neuen Kultus. Mitten unter Mahomedanern, griff er die Religion Mahomeds keck und unbeſonnen an. Deßungeachtet fand er leichtes Gehör und erregte vielen Enthuſiasmus. Die Zahl ſeiner Anhänger ſtieg auf zehntauſend.

Die in der Nähe der Seeküſten lebenden Völker haben ihre eigenthümlichen Arten des Aberglaubens, und ſie zeichnen ſich durch eine große Vorliebe für Reliquien aus. Auf der Inſel Celebes kann der König alsdann nur auf den Gehorſam ſeiner Unterthanen rechnen, wenn er im Beſitze aller, für weſentliche Zubehörden der Königswürde geachteten Reliquien iſt, und dieſe königlichen Merkzeichen beſtehen in einigem alten verroſteten Waffengeräth. Vor vierzig Jahren ungefähr befanden ſich die königlichen Attribute von Macaſſar im Beſitz der Herrſcher von Boni, und dadurch allein nur erhielten dieſe einen Einfluß auf die Angelegenheiten von Macaſſar, welcher den der Europäer faſt gänzlich zernichtete. Ich war im Jahr 1814 Zeuge (erzählt Herr Crawford) von der Uebergabe dieſer Reliquien an die brittiſchen Beamten, welche dieſelben den Bewohnern von Macaſſar zurückſtellten. Dieſe bewachten jezt ihre Heiligthümer Tag und Nacht, und verbrannten dabey von Zeit zu Zeit köſtliches Rauchwerk zum Zeichen der Ehrfurcht. Das Zimmer, worin dieſelben aufbewahrt ſind, wird mehr als kein Tempel verehrt, und die Häuptlinge hätten ſich einer Ruchloſigkeit ſchuldig zu machen geglaubt, wenn ſie ſich, während niedergekauerte Sklaven die Reliquien trugen, auf europäiſche Stühle niedergeſezt hätten, indem zu fürchten war, daß ſie alsdann höher erſcheinen möchten, als die Gegenſtände ihrer Verehrung. Dieſe Macaſſariſchen Heiligthümer aber waren: das Geſetzbuch von Goa, das kleine Endſtück einer Goldkette, zwey Taſſen von Porzelan, ein Zauberſtein, einige Dolche und Piken, und endlich eine ganz vorzüglich heilig geachtete Waffe, die den Namen Sudang führt, und ein Meſſer iſt, das zum Bauchaufſchlitzen beſtimmt ſcheint. Wie groß indeß auch dieſer Reliquienkult bey den Völkern des indiſchen Archipels ſeyn mag, ſo iſt er jedoch von der religiöſen Verehrung wieder ganz verſchieden, und in der That nur eine, durch außerordentliche Leichtgläubigkeit erzeugte, abergläubiſche und grenzenloſe Neigung.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortſetzung.)

Mit Anfang Aprils zog eine glänzende Erſcheinung über die Bühne: Fluch und Segen, Drama in zwey Aufzügen vom Freyherrn von Houwald. Nicht die gewöhnlichen Thränen einer ſchwächlichen Rührung wurden dieſer lieblichen Idylle entrichtet, und nicht ganz Unrecht hat ein hieſiger Theaterkritiker, wenn er dieß Gedicht ein fortwährendes Gebet nennt. Eine höchſt einfache, allein ſehr anziehende Handlung bewegt ſich durch dieſe Dichtung, deren ganze Tendenz ſich klar in den Schlußworten ausſpricht:

Des Menſchen Sünde iſt allein ſein Fluch;
Drum kennt ihn nur der Menſch, Gott kennt ihn nicht.
Wem das Bewuſſtſeyn tiefe Wunden ſchlug,
Der glaubt, der Herr geh' mit ihm ins Gericht.
Er aber iſt die Liebe und Geduld,
Er ſchenket jedem Sonnenſchein und Regen,
Sey du nur rein und frey von aller Schuld,
Dann bringt dir Menſchenfluch doch Gottes Segen.

Mehrere haben in dieſem Schluß eine Parodie auf die Schickſals-Tragödien finden wollen, ohne zu bedenken, daß die Tragödie eine ganz andre Anſicht darbietet, als die Idylle.

Schwerlich wird dieſe Dichtung ſich einer ſorgfältigern Darſtellung erfreuen können, als ihr auf der hieſigen Bühne zu Theil geworden iſt. Denn abgerechnet, daß der als Komiker ſo treffliche Schauſpieler Hr. Schmidt in dieſem Drama als Günther, was nicht oft der Fall iſt, in ächt tragiſcher Würde und Haltung erſcheint; abgerechnet, daß Mad. Unzer die Rolle der Gattinn mit ſeltner Innigkeit, Zartheit und Ausdruck durchführt, iſt noch eine ſehr gefährliche für das Gelingen der Darſtellung übrig, nämlich die beyden Kinderrollen, beſonders die des Moriz. Gewohnt auf den meiſten Bühnen bey den auftretenden Kindern immer ein Gemiſch von Ziererey und von dem Ausdruck eines vorreifen Gefühls zu finden, zittere ich faſt ſchon im Voraus, wenn ich auf dem Zettel Kinder von zehn oder vierzehn Jahren leſe. — Hier dagegen hatte mich meine gewöhnliche Furcht auf die angenehmſte Weiſe getäuſcht. Die hieſige Bühne, die ſonſt durch Mangel an mehreren vorzüglichen Künſtlerinnen leidet, beſitzt in der vierzehnjährigen Dem. Nanette Steiger einen Schatz, der täglich neue Hoffnungen entfaltet, ſie weiß ſchon ihre Stimme zu beherrſchen; der Zuſchauer wird durch keine kindiſche Unbeholfenheit geſtört, ſondern, im Gegentheil, von der einfachen Wärme, womit ſie die Rolle ſpricht, hingeriſſen. Ihre jüngere Schweſter tritt in ihre Fußſtapfen, und ſo wäre die ziemlich lange Scene der beyden Geſchwiſter in der Darſtellung eine der lieblichſten im ganzen Stücke. — Auch Hr. Lebrun, der in der kleinen Rolle des Seneſchalls

auftrat, verdient eine ehrenvolle Erwähnung, so wie auch der treffliche Schwarz als Amtmann. Und so habe ich ohne es selbst gewahr zu werden, alle Personen des Stückes genannt, welche alle in gleichem Grade das Ihrige beytrugen, aus der ganzen Darstellung ein vollendetes Kunstwerk zu machen. —

Das dabey gegebene Stück: Der Prinz kommt, aus dem Französischen von Castelli. — eine leichte eben nicht verwerfliche Kleinigkeit, verlor sich so ganz an der Seite der höhern Dichtung, daß es fast nicht erwähnt wurde. Die Darstellung desselben war von den Hauptpersonen untadelhaft und ergötzlich; nicht ganz so von der Seite der vielen Nebenpersonen, welche ein Uebel sind, das in einer Posse nur zu leicht in Possenreißerey ausartet, weil beynahe ein Jeder seine Kleinigkeit durch Karrikatur bemerklich zu machen strebt; sehr unterhaltend war jedoch Hr. Gide, obgleich mitunter sein Refrain: Dings da, nicht immer innerhalb der Grenzen des Schicklichen verblieb. —

Kurz nachher erschien Don Gutiere, der Arzt seiner Ehre, Trauerspiel von Calderon in fünf Aufzügen, bearbeitet von West. Eine sehr getheilte Aufnahme ward diesem Trauerspiele den ersten Abend zu Theil: den zweyten, bey einem nicht sehr besetzten Hause. — denn der Frühling hatte schon begonnen seine Rechte zu behaupten, und diesen widersteht vor allen der Hamburger nicht, den die ersten erwärmenden Sonnenstrahlen gleich vors Thor locken. — den zweyten Abend ward der Beyfall allgemeiner. Allerdings haben die hiesigen Kritiker Recht, welche behaupten, daß diese laue Aufnahme keineswegs dem Werth der Dichtung beygemessen werden konnte, sondern nur in der überraschenden ungewöhnlichen Form lag. — Das ist freylich ganz wahr, allein beweiset nicht eben diese Behauptung, daß diese an sich treffliche Dichtung nicht auf unsre gegenwärtige Bühne passe, die eben so wenig für Gelehrte und Kenner eingerichtet ist, als sie durch diese bestehen kann, selbst die große Menge mitberechnet, die bey den Namen Calderon und Shakespeare trefflich! trefflich! schreyt, ohne irgend einen ihrer Vorzüge und Schönheiten einsehen und fühlen zu können? Wir dürfen weder vom Publikum verlangen, daß es sich in die Begriffe vergangener Jahrhunderte zurücksetzen, oder den spanischen Volkscharakter sich eigen machen solle, warum ihm denn Dichtungen aufdringen, die außer seinem Fassungskreise liegen? Die Uebertragungen schätzbarer fremder Gedichte in unsre Sprache sind immer sehr verdienstlich. Sie mögen aber nur den verständigen Leser ergötzen, und so den Betrittenen der Uneingeweihten entzogen werden. Allein die Darstellungen der Bühne sind ein National-Eigenthum, und die Erscheinungen derselben können nur völlig gelingen, wenn sie dem Geiste der Nation angemessen sind. Die Bearbeitung von Don Gutiere bewies deutlich, daß der verehrte Verfasser, diese Wahrheit erkennend, sich auch bemüht hat, die Dichtung durch mehrere bedeutende Veränderungen dem Geschmack und den Forderungen des Publikums näher zu bringen; allein er hat nicht bedacht, daß er die Dichtung selbst, um sie dem deutschen Publikum gefälliger zu machen, durchaus verstümmelt habe, und eben diese, freylich nothwendige, Verstümmelung, wenn der Schluß keinen widrigen Eindruck hervorbringen sollte, beweist, daß die Dichtung nicht den Forderungen der gegenwärtigen deutschen Bühne entspreche. Der deutsche Ausgang des Stücks deutet gar nicht darauf hin, was der Dichter eigentlich darlegen wollte: daß die Ehre, selbst als Hirngespinst, dem Spanier über Alles gehe, und so ganz über Alles, daß die eingebildete Gefahr derselben selbst Verbrechen entschuldigen, und das Schwert des Gesetzes unwirksam zu machen vermag. — Hier stirbt Don Gutiere reuig, und der Infant, welcher im Original seinen Freybrief als königlicher Jüngling behauptet, bekommt hier noch die Weisung, welche doch als wohlverdienter Vorwurf gar zu milde ist:

Geh, sie mit ihm zur Erde zu bestatten,
Im Grab versöhne die entzweyten Gatten. —

Im Original dagegen, bereuet Don Gutiere nicht, er stirbt nicht, nein er vermählt sich zum zweytenmale mit Donna Leonore, die er vor seiner Vermählung mit Donna Mencia, seiner von ihm ermordeten Gattinn, geliebt, der er sich aber entzogen hat, weil eines Abends bey seiner Ankunft ein Mann von dem Balkon ihres Hauses entfloh — er reicht ihr die Hand mit der Weisung, daß sie nun im Voraus wisse, wie er seine beleidigte Ehre rächt, und sie nimmt seine Hand froh und ohne Zittern an. — Zwar können wir nicht läugnen, daß dieser Schluß die Denkungsart unsers Publikums arretirt; jedoch müssen wir gestehen, daß eben dieser Ausgang der Schlußstein des ganzen genialischen Gebäudes sey, ohne welchen das Gedicht seine Haltung und Konsistenz verliert, es muß also durch diese Abänderung eine Verstümmelung hervorgebracht werden; folglich wird die sonst glückliche Bearbeitung schwerlich weder den Kenner noch den Laven ganz befriedigen können. — Dem Publikum aber einen Verweis zu geben, wie es in einem hiesigen Blatte auf eine feine Weise geschehen ist, weil es nach seinem natürlichen Gefühl geurtheilt hat, ohne erst das Gutachten der Kritiker abzuwarten, um sich nicht bey gebildeten Ausländern in üblen Ruf zu bringen, heißt doch wohl ein wenig zu viel auf seine Autorität fußen. — Die Darstellung war im Ganzen sorgfältig, ja sogar trefflich zu nennen, doch kam es mir vor, als ließe Hr. Iffland seine nicht sehr bedeutende Rolle zu sehr fallen. — Ueber das Spiel des Hrn. Kühne, als Don Gutiere, sind die Urtheile der hiesigen Kritiker sehr abweichend. Der eine Kritiker wünscht ihm Glück zu dem so höchst gelungenen Unternehmen, und findet gar keine Fehler darin; der andre dagegen lobt ihn nur sehr bedingungsweise, und rügt mehrere Stellen. Ich stimme auch in das Urtheil des Erstern; denn wo das Ganze so schön und gelungen ist, wer wird dann Anstoß an Kleinigkeiten nehmen. — Auch Mad. Lebrun als Donna Mencia, verdient ehrenvolle Erwähnung, obgleich die Forderungen dieser Rolle noch ihre Kräfte zu übersteigen scheinen. Hr. Schwarz schien sich in der Rolle des Königs verfangt zu haben, und zeichnete sich durch seine edle feste Haltung, durch die strenge Majestät, die den Spanier unverkennbar machte, rühmlichst aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die beyden ersten Sylben dienen
Zu blut'gem Angriff, wie zur Wehr,
Und Aphrodites süße Mienen
So wie des Kriegs-Gottes Speer,
Erzielend ähnlichen Gewinn,
Geleiten zum verborg'nen Sinn.

Die letzte Sylbe zu erklären
Berathe man sein eignes Herz;
Was soll das Schicksal uns gewähren?
Die Sylbe sagt es sonder Schmerz.
Doch Jeder sucht's im Nachbars-Haus,
Der Klügste macht sich nicht viel d'raus.

Das Ganze bringt zu hohen Ehren,
Es stift auch Thränen, Jammer, Fluch;
Und die Geschichte kann nur lehren,
Ob Tugend oder Treubruch
Den Hochgefeierten erhob,
Ob ihm auch ward des Weisen Lob.

Auflösung der Charade in Nro. 150.
Spottgeld.

Beylagen: Monats-Register Juni und Intelligenz-Blatt Nro. 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Funfzehnter Jahrgang.

1821.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur bessern Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . 3 fl.
das Kunſt-Blatt . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Neu entdeckte Sagen und Lieder aus dem Kreiſe des Heldenbuches und der Nibelungen. 173. 174. 175.
Das heutige Athen. 176. 177. 181.
Die Krönung des Königs von England. 180. 181.

Biographie.

Camilla Jordan. 164.

Länder- und Völkerkunde.

Die neueſten Zeugniſſe über Charakter und Sitten der Javaneſen, und der übrigen Volksſtämme des Archipels. 157.
Zeugniß über Corſika. 161.
Der Montenegro. 167. 168. 172. 178.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Alte Freunde. 158. 159.
Giebt es Vorbedeutungen. 159.
Ueber die Feyer des Neujahrstags. 160.
Merkwürdige Todesart. 160.
Unterſchrift eines Bildniſſes von Napoleon. 160.
Muſikaliſches Tagebuch von und über Italien. 161. 165. 178.
Prato della Valle zu Padua. 162.
Der indiſche Fakir. Purrum Soatuntre. 168.
Merkwürdiger Blitzſtrahl. 169.
Eingemachte Leſefrüchte 31ſter Aufſatz. Byron. V. Müllner. 160. 171.
Die Religionsſekten. 170.
Engliſche Kriegsgefangene in Frankreich. 173.
Das Pariſer Intelligenz-Blatt (les Petites-Affiches). 174. 175. 178. 179. 180.
Eingemachte Leſefrüchte. 32ſter Aufſatz. Neugriechiſch. 177.
Die Amerikaniſche Antiquariengeſellſchaft. 182.
Johann Gottfried Kaltofen, Mörder des Profeſſors Kügelchen und des Tiſchlergeſellen Winter. 182.

Erzählungen.

Das Pathengeſchenk. 157. 158. 159. 161. 163. 164. 165. 166. 168. 169.
Vanderdeckens Botſchaft in die Heimath, oder die Gewalt der Verwandtenliebe. 165. 166. 167.
Familienzwiſt. 170. 171. 172. 175. 176. 178. 179.

Gedichte.

Mein Blümchen. Moll. 158.
Sonett. 161.
Anagramm. Eude. Eden. 162.
Der Morgen am Genferſee. Elſe von Hohenhauſen.
Bruchſtück einer Ode von Viennet. Dem Kaiſer von Rußland zugeeignet. Adr. 166.
Anagramm. Sang. Gans. 168.
Der Schwur der Liebe. Burbach. 169.
Reue. Ballade. Carol. Still. 171.
Logogriph. Helle. Hölle. 174.
An die Griechen. 176.
Ermahnung. Wyß. 177.
Charade. Zapfenſtreich. 180.

Korreſpondenz.

Baden-Baden. 175. — Berlin. Müllner. 171. 172. — Genf. 174. — Hamburg. 158. 159. 161. 162. — Italien. 165. — Karlsruhe. 172. — Leipzig. 160. — London. 166. — Madrid. 179. 180. 181. 182. — Mannheim. 169. — Paris. 170. 176. 177. 178. — Rom. 163. 167. 174. — Schweiz. 157. 168. 169. — Zürich. 164. 167. 173.

Kunſt-Blatt.

Nro. 53.

Neue Kupferſtiche. Sankt Sebalds Grab in Nürnberg, in Erz aufgeführt von Peter Viſcher und ſeinen Söhnen, geſtochen von Albrecht Reindel. Groß-Folio. Pr. 11 fl. vor der Schrift, 5 fl. 30 kr. mit der Schrift. — Blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand der Malerey, beſonders bey den Deutſchen, in: Fiorillo's J. D., Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland ꝛc. Band IV. 1820. 8. von Seite 79 bis 116. — (Beſchl.) — Zürich. — Padua. — Erbningen.

Nro. 54.

Ueber die Bedeutung der Giebelbilder am Parthenon. Briefe des Hrn. J. D. Weber in Venedig an den Redakteur. I. — Paris. Aus einem Briefe des Hrn. Gau. — Königliche Societät zur Ermunterung der ſchönen Künſte in Brüſſel.

Nro. 55.

Ueber die Bedeutung der Giebelbilder am Parthenon. Briefe des Hrn. J. D. Weber in Venedig an den Redakteur. II. — Das Danziger Bild und ſein Malerzeichen. — Prachtexemplar der Gedichte des Petrarca. — Nekrolog.

Nro. 56.

Ueber die Bedeutung der Giebelbilder am Parthenon. III. — Kupferwerke. Recueil d'Estampes gravées d'après des peintures antiques Italiennes etc. par Aug. Boucher-Desnoyers, ou executées sous sa direction d'aprés les dessins qu'il a faits en Italie dans les années 1818 et 1819. A Paris 1821. Imper. folio. — Neue Kupferſtiche. Der ſchlafende Amor, nach eigner Erfindung gezeichnet und geſtochen von Gandolfi. Quer-Folio. — Lithographik. Album exécuté par le nouveau procedé de lavis lithographique inventé par Engelmann. Paris 1821. — London. — Speyer.

Nro. 57.

Kurze Lebensbeſchreibung des Malers und Kupferſtechers Jakob Gauermann, von ihm ſelbſt verfaßt. — Kunſtliteratur. Geſchichte der zeichnende Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden, von J. D. Fiorillo, 4ter B. Hannover 1820. 8. (3 fl. 30 kr.)

Nro. 58.

Horace Vernet's neueſte Werke. — Beſchreibung der äußeren und inneren Verzierung der Hauptkirche von Paris bey der Taufe des Herzogs von Bordeaux. —

Nro. 59.

Sammlungen. Annales du Salon de Gand ou Recueil des Productions des Artistes vivans de l'Ecole belgique, dédiées à l'Académie royale de Gand. 1 — 3 Livr. — A Gand, chez P. P. de Goesin-Verhaeghe, 1820. 8. — Die Thüren zu Nowogorod.

Nro. 60.

Die Schleſiſche Kunſtausſtellung in Breslau. — Florenz. — Carlsruhe.

Nro. 61.

Neue Kupferſtiche. Chriſtus und die Ehebrecherin, gem. von Tizian, geſt. von P. Anderloni, gr. qu. Fol. 16 fl. 30 kr. — Die Schleſiſche Kunſtausſtellung in Breslau. (Beſchl.) — Notizen aus Paris. — London.

Literatur-Blatt.

Nro. 53.

Ueberſicht der Militärſchriften von der Oſtermeſſe 1821. — Die Leipziger Büchermeſſe Oſtern 1821. (Beſchl.)

Nro. 54.

Naturwiſſenſchaft. Flugkunſt und Fluges Beginnen. Hiezu mein ſchon fliegendes Blatt und auf dieſem in Kupferſtich der Bauriß zu meinem Flugkahne nebſt Abbildung von deſſen Luftbahn. M. Auguſt Wilhelm Zachariä, Lehrer in der Schule Kloſter Roßleben. Leipzig in Commiſſ. b. Enoch 1821. 40. S. 8. — Ueberſicht der Militärſchriften von der Oſtermeſſe 1821. (Beſchl.) — Antikritiſcher Nachdruck. — Geiſt.

Nro. 55.

Zeitgeſchichte. Der Staatsbeamte als Schriftſteller oder der Schriftſteller als Staatsbeamter im Preußiſchen. Aktenmäßig dargethan von Regierungs-Rath D. Grävell. Stuttgart in der J. B. Meyler'ſchen Buchhandlung 1820. 80 S. 8. — Kirchengeſchichte. Iſaac Martin, eine ſpaniſche Inquiſitionsgeſchichte; mitgetheilt von Man. Mendoza y Rios. Aus der ſpaniſchen Handſchrift überſetzt von Dr. Friedrich Hebenſtreit. Leipzig bey Hartknoch. 1820. XXVI u. 198 S. in 8. — Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821. — Adelsbalken.

Nro. 56.

Dramatiſche Dichtkunſt. Die Erdenmacht, ein dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen von Dr. Ernſt Raupach. Leipzig b. Enobloch. 1820. 165 S. 8. — Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821. (Fortſ.)

Nro. 57.

Dramatiſche Literatur. Claſſiſches Theater der Franzoſen. Nr. II. Semiramis von Voltaire. Ueberſetzt von Penzel. Leipzig b. Brockhaus. 1820. 269 S. 8. — Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821. (Fortſ.) — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Januar, Februar, März. 1821. (Fortſ.)

Nro. 58.

Geſchichte. I. Entwurf einer Darſtellung der Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution und der Entwickelung der gegenwärtigen Zeit aus ihren (deren) Folgen. Als Leitfaden zu ſeinen Vorleſungen, vom Profeſſor Schütz zu Halle. Halle, gedruckt b. Hendel u. Sohn 1820. 87 S. gr. 8. — II. Leben und Charakter der Eliſabeth Charlotte Herzogin von Orleans nebſt einem Auszuge des Denkwürdigſten aus ihren Briefen. Ein Beytrag zur Charakteriſtik des franzöſiſchen Hofes Ludwigs XIV. vom Profeſſor Schütz zu Halle. Leipzig b. Leopold Voß 1820. X u. 452 S. 8. — Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821. (Fortſ.) — Ueberſicht der neueſten franz Lit. Januar, Februar, März 1821. (Fortſ.)

Nr. 59.

Dramatiſche Dichtkunſt. Die Albaneſerin. Trauerſpiel in fünf Akten von Müllner. Stuttgart und Tübingen b. Cotta 1820. 155 S. 12. Dramaturgie. I. Beurtheilung des Trauerſpiels: Die Albaneſerin von A. Müllner. Aus dem IX. Stück des Hermes beſonders abgedruckt. Leipzig b. Brockhaus gr. 8. — II. Sendſchreiben an Herrn Hofrath Müllner ſeine Albaneſerin betreffend, von Julius Körner. Schneeberg 1821. gedr. b. Fulde 1821. 17 S. 8. — III. Kritik der Albaneſerin. Von Dr. Eduard Sommer. Wien b. Gerold 1820. 44 S. gr. 8. — Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821. (Fortſ.) — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Januar, Februar, März 1821. (Fortſ.)

Nro. 60.

Sprachkunde. Höchſt nützliche Regel über die Verbindung deutſcher Doppel-Hauptwörter. Im Wegweiſer der Abendzeitung 1821. Nr. 28. Unterzeichnet: F. Henrich. — Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1811. (Fortſ.) — Spaniſche Literatur. (Fortſ.)

Nr. 61.

Unterhaltungs-Literatur. I. Guckkaſten-Bilder aus dem Leben und der Phantaſie. Erzählungen, Träume u. ſ. f. von Meiſter Konrad Spät genannt Frühauf. Brünn 1820. Bd. I. 237 S. Bd. 2. 163 S. 8. — II. Natalia und Deſaide. Von Julius Gr. v. Soden. Hildburghauſen in der Keſſelringſchen Hofbuchhandl. 1820. 277 S. kl. 8. — Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821. (Beſchl.) — Spaniſche Literatur. (Fortſ.)

Nro. 157.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. Juli 1821.

Eine Freude unter allen
Hab' ich stets für wahr erkannt
Und die Leuchte sie genannt;
Sie bleibt wahr, ob alles trügt,
Unbefleckt von Groll und Neide,
Selig der, den sie genügt:
Freude an der Andern Freude.

Theodor Hell.

Das Pathen-Geschenk.

(Aus der Brieftasche eines Freundes, eine ganz einfache Erzählung.)

Eines Tages, als ich in sehr übler Laune am Schreibtische saß, und mich darüber ärgerte, daß es mir nicht einmal gelingen wollte einzuschlafen, wird mir ganz unerwartet folgender Brief gebracht:

„Hochzuverehrenden Herrn Cousin!"

„habe ich die Ehre anmelden zu können, daß meine „liebe Frau den 13. dieses Monats glücklich mit einem „jungen Sohn niedergekommen ist; welcher, so ist es ihr „bestimmter Wille, nach dir genannt werden soll. Obgleich „ich nun gedacht hatte, ihn, nach altem christlichen Gebrauch „und Sitte, so wie meinen seeligen Vater Hans Jacob zu „nennen, so bin ich doch mit Vergnügen der Meynung „meiner Frau beygetreten, weil ich keine bessere Art kenne, „dir meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, besonders da der „Junge nächst Gott und mir selbst, Dir sein Daseyn zu „danken hat. — Komm denn je eher je lieber zu uns her„aus. Dich erwartet mit Sehnsucht dein bis in den Tod „ergebner Oheim und Diener."

Ich mußte über die Wendung lächeln, die mein guter Oheim den lezten Zeilen gegeben hatte, jedoch durch einen einzigen nachdenkenden Hinblick auf die Ursachen, welche jene hervorgebracht hatten, ward mein Lächeln in wehmüthige frohe Thränen aufgelöst, und meine vorige üble Laune ging zu der süßen und reinen Freude über, welche so reichlich den Unmuth einiger trüber Stunden ersezt, sich selbst sagen zu dürfen: da hast du doch etwas Gutes bewirkt. Zum zweytenmale gewährte es mir eine lebhafte Freude, daß ich die Heyrath meines Oheims eingeleitet hatte; manche kleine Erinnerung jener Zeit stand plözlich vor mir und bildete ein Ganzes, das mich nicht allein ergriff und erfreute, sondern mich auch dahin brachte zu erkennen, daß nichts auf der Welt so lächerlich und thöricht sey, welches nicht auch einigen Nutzen mit sich führe! Diese Stimmung flößte mir den Einfall ein, die Heyraths-Geschichte meines Oheims niederzuschreiben, und dieß ist jezt in diesen Blättern geschehen.

In meinem ersten Universitätsjahre war ich hier in unserm lieben Berlin recht übel daran mit meinen Verwandten. Diese hatten sich nun einmal in den Kopf gesezt, daß ihr Herr Vetter ein eigensinniger junger Mann sey, mit dem nichts auszurichten wäre, und aus dem nie etwas werden könne, weil er nur schlechte Gesellschaften besuchen müsse, denn Sie sahen ihn nie bey sich, und Mangel an Zeit könne er nicht vorschützen, denn allemal wenn sie ihre Loge im Theater einnahmen, wurden sie ihn immer im Parterre gewahr, und er hätte sich dennoch nie erboten, die Damen nach Hause zu begleiten.

Einer der langweiligsten pflichtmäßigen Besuche, den ich einmal monatlich des Anstands wegen machen mußte, war bey einer alten Tante, deren seliger Gemahl nur der Wittwe den Staatsrathstitel, nicht wenige Schulden und eine Tochter hinterlassen hatte. Die Lezte war schon über die Dreyßig heraus, noch unverheyrathet, und eben so sehr

im Ruf wegen ihrer Gelehrſamkeit, als ſie es ein Dutzend Jahre früher wegen ihrer Schönheit wirklich geweſen war; auch wurde von ihr erzählt, daß ſie keinen Mann erhalten, weil ſie keinen ihren Forderungen gemäß hatte finden können. — Dieſe jüngere Tante war mir ganz unerträglich, beſonders da ich, weniger von Eitelkeit als von der gemeinen Meynung geleitet, daß man in ihrem Alter noch alle Netze ausſtellt, mir einbildete, daß ſie mich zu erobern ſuchte, als mich mehrere Freunde mit meinen Beſuchen dort aufzogen. Allein die Spuren tieferen Kummers, die in dem Ton ſich äußerten, womit ſie einſt ein leichtſinniges Wort aus meinem Munde erwiederte, das ſie beleidigt hatte, führte mich zum Nachdenken; und ich ſah ein, daß ich ihr, wenigſtens was mich betraf, Unrecht thäte. — Ich glaubte ihr einigen Erſatz dafür ſchuldig zu ſeyn, und da ich mit meinem unbilligen Betragen unzufrieden war, erzeigte ich ihr jezt eine Aufmerkſamkeit, die ſie auch anzuerkennen ſchien. — Ob es nun in dem überredenden Ton lag, in dem ſie ſprach, oder ob es daher kam, daß ich mir feſt vorgeſezt hatte, alles zu hören, was ſie mir ſagen konnte, weiß ich nicht — genug, daß ſie mich dahin brachte zu erkennen, daß die Vorwürfe meiner Verwandten doch nicht ganz ungegründet waren, denn darin hatten ſie wenigſtens Recht, daß ich nur ſehr nachläſſig meiner Beſtimmung nachſtrebte. —. Sie ſtellte mir das alles auf eine Weiſe vor, die mich ergriff, ich verſprach ihr fleißiger zu ſeyn, und hielt Wort.

Um noch leichter meinem Vorhaben getreu bleiben zu können, beſchloß ich, mich aus meinen vorigen Verhältniſſen ganz herauszuziehen, mich in ein ruhiges Haus einzumiethen, und mit Sorgfalt jeder Zerſtreuung aus dem Wege zu gehen, die mich in Verſuchung bringen konnte. In dieſer Abſicht nahm ich die Zuflucht zu einem öffentlichen Geſchäftsführer, der mir Wohnung und Koſt bey einer Wittwe verſchaffte, welche ein kleines Haus ganz allein bewohnte, und nur noch einen einzelnen Herrn in Penſion bey ſich hatte.

Dieſer war von dem Alter, daß man ihn wohl einen alten Hageſtolzen nennen konnte, führte ein ſtilles und ſehr eingezogenes Leben, und hatte die ganze Führung ſeiner Haushaltung der Wittwe übertragen, die auch ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß mich nicht aufnehmen wollte. Doch erzählte ſie mir gleich in den erſten Tagen, daß ſie dieſe ohne die kleinſte Schwierigkeit erhalten hatte, worüber ſie ſich ſelbſt wunderte, und wodurch meine Aufmerkſamkeit, in Rückſicht ſeiner, gewiſſermaßen erregt wurde, den ich bisher, in den wenigen Stunden, worin wir bey Tiſche uns gegenüber geſeſſen, nur beachtet hatte, um einen Anlaß zu finden, auf ſeine Koſten lachen zu können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die neueſten Zeugniſſe über Charakter und Sitten der Javaneſen, und der übrigen Volksſtämme des indiſchen Archipels.

(Beſchluß.)

Eine andere Schwäche dieſer Inſulaner iſt der große Werth, den ſie auf Kleidungsſtücke, und zwar mehr noch auf Umfang und Größe derſelben als auf ihre Geſtaltung legen. Darnach richtet ſich der Grad von Achtung, den ſie für Andere tragen, und ſie fanden zum Beyſpiel, daß die Britten weniger Anſpruch auf jene haben als die Holländer, weil die leztern große Perücken, und ihre Frauen Reifröcke nebſt einem hochgethürmten Haarſchmuck tragen.

Von den Schwächen geht der Berichterſtatter zu den Untugenden und Fehlern über. Die Rachſucht iſt allen barbariſchen Völkern eigen, bey den Javaneſen aber iſt ſie vorherrſchend, und ihr Groll zeigt ſich ſehr andauernd. In einem Geſellſchaftsſtande jedoch, wo Eigenthum und perſönliche Sicherheit keine Gewährleiſtung finden, und wo jeder zum eignen Schutze einen Dolch führt, kann die Rache nicht füglich ein Verbrechen heißen, und ohne ſie würde die Geſellſchaft zu Grunde gehen.

Auf allen Inſeln des indiſchen Archipels werden nicht ſelten Handlungen der Verzweiflung begangen, die unter dem Namen Mucks bekannt ſind, und in einer mit der Rache am Gegner verbundenen Selbſtaufopferung beſtehen. Die Wuth, welche ſich dabey zu Tage legt, verfährt zuweilen ganz blindlings und mordet ohne Unterſchied. Mitunter beſteht der Muck auch darin, zunächſt die Unterdrückten und Unrecht Leidenden, hernach ſich ſelbſt zu tödten. Im Jahr 1812 ereignete ſich ein Vorfall dieſer Art. Eine holländiſche Kreolin beſaß einen Sklaven Bugis, deſſen Frau von ihrer grauſamen Gebieterinn arg mißhandelt ward. Der Sklave brachte erſt ſeine Frau, dann ſeine drey Kinder ums Leben, das lezte auf der Straſſe, in Gegenwart zweyer Engländer, die der verzweifelte Vater alsdann flehend bat, ſie möchten nunmehr ihn ſelbſt tödten. Gewöhnlich fallen dieſe Raſende ohne Unterſchied über alles her, was ihnen in den Weg kommt, und morden ſo lange, bis ſie ſelbſt niedergemacht werden. Die Polizeydiener führen darum allzeit eine Art eiſerner Gabeln bey ſich, womit ſie den Mörder angreifen, um ſeiner habhaft zu werden. Bemerkenswerth iſt, daß ein ſolcher Wuthausbruch ſich gewöhnlich durch keinerley Vorzeichen ankündigt. Der Unglückliche ſchwingt unverſehens den Dolch oder Kris, womit die Inſulaner alle verſehen ſind, und er gebraucht denſelben unter furchtbarem Geheul gegen alles, was ihm aufſtößt.

Ein Häuptling der Inſel Celebes hatte ſich im Jahr 1814 den Britten und einem Korps ihrer Bundesgenoſſen ergeben; er ward entwaffnet und in einer bequemen Wohnung, wo ihm der Anführer der ſiegreichen Truppe Geſell-

ſchaft leiſtete, unter Aufſicht behalten. Gegen Mitternacht und mitten im Geſpräche, ſteht der Gefangene auf, und läuft nach ſeinem auf dem Tiſche liegenden Kris. Der ihn bewachende Offizier kam ihm jedoch zuvor und erſtach ihn. Im Jahr 1812, am Tage wo die Hauptſtadt des Sultans von Java erſtürmt ward, befand ſich ein Liebling des entthronten Sultans unter denen, welche ſich zuerſt den Engländern ergeben hatten, und gemeinſam mit ihnen am Friedenswerke arbeiteten. Der Javaneſe ſchien zufrieden, und mit den neuen Einrichtungen einverſtanden. Mitten in der Nacht, während er in Geſellſchaft anderer Javaneſen ſich im Hauſe eines chineſiſchen Häuptlings befand, greift er dann aber plötzlich nach ſeinem Dolch, erſticht damit, wen er treffen kann, und zuerſt ſeine eigenen Landsleute, die im gleichen Zimmer ſchliefen. Er hatte ſchon mehrere Perſonen getödtet, ehe es gelang, ihm ſelbſt das Leben zu nehmen.

Das Leben wird unter dieſen Inſulanern überhaupt gar wenig geachtet. Das gemeine Volk iſt ſo gering geſchäzt, daß der Mord eines dahin gehörigen Menſchen allzeit mit Geld kann abgebüßt werden, und weil die Rache an die Stelle mangelhafter Geſetze tritt, ſo ſind Morde auch etwas ſehr Gewöhnliches. Leute, die für zwanzig Schilling einen andern umbringen, finden ſich in Java, ſo viel man will, wofern das bezeichnete Opfer der gemeinen Volksklaſſe angehört; einen Vornehmen morden zu laſſen, hält dann freylich viel ſchwerer. Im Jahr 1812, während meines Aufenthalts am Hofe des Sultans, ſagt Herr Crawford, ward ein Javaneſe von einem Chineſen gedungen, um einen andern Javaneſen umzubringen. Dem Miſſethäter weigerte der Chineſe alsdann den bedungenen Lohn zu zahlen, es waren glaub' ich funfzehn Schillinge. Kurz nachher ward der Chineſe unſichtbar, und man ſchöpfte gegen den Javaneſen Verdacht; er ward vor Gericht geſtellt, und erzählte nun mit der ſeinem Stamm eigenen Offenheit die ganze Geſchichte ſeiner Verbrechen.

Die Malaien, das will ſagen, alle Völkerſchaften des indiſchen Archipels, ſind vielfältig der Falſchheit beſchuldigt worden. Hierbey muß unterſchieden werden, ſie ſind falſch gegen Fremde und gegen ihre Feinde; dieß haben ſie mit allen barbariſchen Völkern gemein; in ihren Verhältniſſen unter ſich aber ſind ſie zuverläſſiger und redlicher, als man in ihrer Lage erwarten ſollte. Im ganzen Orient ſteht die Kultur in keinem andern Lande noch ſo weit zurück. Der große Werth der Erzeugniſſe des indiſchen Archipels und die dem Handel günſtige Lage dieſer Eilande haben dem Verkehr eine mit der daſelbſt noch herrſchenden Barbarey faſt unvereinbare Ausdehnung ertheilt. Die Folge davon müſſen Seeräubereyen und Erpreſſungen ſeyn, wie man ſolche überall, wo die Kultur nicht weiter vorgerückt iſt, antrifft. Unter hundert barbariſchen und von einander unabhängigen Nationen wird die Beraubung eines Ausländers eben ſo wenig für ein Verbrechen gehalten, als unter den arabiſchen Nomadenſtämmen; und dort, wie hier, wird der unglückliche und beraubte Fremdling doch wieder gaſtfreundlich aufgenommen. Diebereyen fallen unter der niedrigen Volksklaſſe häufig vor; die Landbauer hingegen ſtehen überhaupt im Rufe der Redlichkeit und treuer Erfüllung geſchloſſener Verträge.

Die Lage der Weiber muß in den Verhältniſſen des häuslichen Lebens als das Wichtigſte erſcheinen. Unter den Eingebornen des Archipels iſt dieſelbe im ganzen genommen günſtiger, als in den übrigen Landſchaften des Orients. Sie werden meiſt weder bewacht noch eingeſchloſſen behalten, und wo ſie abgeſonderte Wohnungen haben, finden doch jene eiferſüchtigen Vorſichtsmaßnahmen nicht ſtatt, die ſonſt wohl, wenn von Morgenländern die Rede iſt, ſprichwörtlich geworden ſind. Obgleich unter allen einheimiſchen Stämmen der Mann ſeine Frau käuflich an ſich bringt, ſo behandelt er ſie darum doch nicht verächtlich. Sie ſpeiſt mit dem Gatten und lebt mit ihm überhaupt auf einem Fuß von Gleichheit, der bey einem in der Kultur ſo weit zurückſtehenden Volke überraſchend iſt.

Dieſe Gleichheit iſt unter den Kriegerſtämmen am auffallendſten und merkwürdigſten. Auf der Inſel Celebes iſt der Einfluß der Frauen in allen Geſchäften groß; ſie werden über Staatsverhältniſſe berathen und zuweilen auch durch Wahl zum Throne befördert. Im Innern des Haushalts werden ſie achtungsvoll behandelt, doch gehen ſie dem Manne zur Linken. Sie nehmen an öffentlichen Feſten Theil, und in den Verhandlungen ſind es nicht ſelten ihre Stimmen, welche die Entſcheidung geben.

Auf der Inſel Celebes liegen zwey Buggieſen-Staaten neben einander: die Reiche Sopeng und Lawu. Die Königinn von Lawu iſt die Gemahlinn des Königs von Sopeng, der ſich aber keineswegs in die Angelegenheiten des Nachbarſtaates miſchen darf. Die Gemahlinn des achtbaren Häuptlings von Macaſſar, Tarang, iſt hinwieder Eigenherrſcherinn in dem kleinen Staate von Lipukaſi. Sie wird für ſehr ſtaatsklug gehalten. Ich habe ſie, ſagt Hr. Crawford, im Jahr 1814 zu Macaſſar geſehen; ſie mochte funfzig Jahre zählen und hatte ein ſo verſtändiges als entſchloſſenes Ausſehen. Etliche Tage vorher war ſie mitten unter eine, durch erlittenen Unfall zaghaft gewordene Schaar Krieger getreten, hatte ihnen ihre Feigheit vorgeworfen, und indem ſie an ihrer Spitze kämpfen zu wollen erklärte, war es ihr gelungen, dieſelben wieder zu ermuthigen.

Celebes iſt übrigens nicht die einzige Inſel des Archipels, wo die Frauen zum Throne gelangen; es ſind Beyſpiele davon faſt überall bekannt, und am meiſten da, wo öftere Umwälzungen ſtatt finden. Die Javaneſen wählen ſich keine Frauen zu Herrſchern, aber ſie erweiſen ihnen viele Achtung. Dieſe hinwieder ſind verſtändig und arbeitſam; in Beſorgung der Geſchäfte des Landbaues und Handels leiſten ſie öfters mehr als die Männer. In vornehmen

Familien wohnen sie abgesondert, sind aber nicht eingeschlossen. Sie werden dem Auge des Fremden entzogen, aber niemand zwingt sie, sich zu verbergen. So oft brittische Offiziere dem Fürsten des Landes vorgestellt wurden, hat man sie auch zu Begrüßung der Fürstinnen in den Harem geführt. Die Gemahlinn und die Tochter des Häuptlings von Samarang wohnten allen Festen der Britten und Holländer bey, und ihr Betragen war stets ihrem Range entsprechend. Dieser persönlich höchst achtbare Häuptling ist demungeachtet ein eifriger Mosiemite.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Eine Reihenfolge biblischer Charaktere, die der vortreffliche Bisthumsverweser von Konstanz neuerlich begonnen hat, verdient auch in artistischer Hinsicht rühmlicher Meldung. Dem ersten um's Neujahr erschienenen Stücke, Jesus der göttliche Kinderfreund, folgte auf Ostern: Johannes der Vorläufer unsers Herrn und Erlösers von J. H. von Wessenberg. (Konstanz bey Wallis. 8.) Die Auferstehung unsers Herrn und das Abendmahl sollen noch im Laufe des Jahres ausgegeben werden. Jedem dieser Hefte ist ein größeres und ein kleineres Kupfer (dieses als Vignette) beygefügt. Eßlinger in Zürich hat den Christuskopf nach Dannecker und das Bild des Täufers nach Guido Reni in kräftigem und zarten Stiche geliefert; von Lips sind die Gruppen der Mütter, welche dem Heiland ihre Kinder bringen, und das blutende Haupt des Propheten auf der goldenen Schüssel in der Hand der Fürstentochter bearbeitet. Die Leser, welche der Verfasser bey seinen Darstellungen zunächst berücksichtigt zu haben scheint, sind vermuthlich diejenigen, welche sich am Scheidewege befinden; die Jugend, welche steht und sehen soll, daß sie nicht falle, und auch der verlorne Sohn, welchem die Rückkehr in's väterliche Haus noch möglich ist. Wie (um hier ein kleines Bruchstück auszuheben), wie in Salome, der blühenden Tochter, welcher zum Wahren ihrer Unschuld und ihres Glückes eine tugendhafte Mutter mangelte, der Giftdunst der Eitelkeit jene verdrängt und die Eindrücke verwischt hat, welche die oft gehörten Lehren der Wahrheit und Weisheit aus des Propheten Mund im weichen Kindesherzen unauslöschlich zurücklassen sollten, wird also gemeldet: „Alles in des Mädchens Umgebung schmeichelte der verkehrten Leidenschaft; vor Allen Herodes und die eigene Mutter, welche sich die Eitelkeit der Tochter zum schnöden Werkzeug bildete, um ihre buhlerische Herrschaft über den schwachen König zu befestigen. Mit der ganzen Schlauheit der Hölle wußte sie in dem Mädchen die Gefallsucht zu wecken und zu nähren, bis die holdselige Scham sich entfernte, und ihr Herz den Aufblick zu Gott anfangs scheute, bald aber ihm völlig abgewöhnte. Nunmehr gewann die Eitelkeit eine unbeschränkte Gewalt, und zauberte dem armselig betrogenen Mädchen an die Stelle des verlornen Paradieses der Unschuld ein anderes des Wahns, worin alle Arten der Verführung in den reizendsten Truggestalten sie umschwebten. So gab die Eitelkeit in dem Augenblicke, wo über das Haupt des Johannes der Stab gebrochen werden sollte, dem Frevel das Gewand der Dankbarkeit gegen einen Wohlthäter; dann umhing sie ihm noch den Mantel kindlicher Liebe und Folgsamkeit. Die Tochter, welche ehedem vor dem leisen Scheine des Bösen zurückgeschaudert wäre, fühlte jetzt keine Kraft mehr, auch dem empörendsten Ansinnen der Mutter zu widerstehen; denn seine Vollziehung verhieß ihrer Eitelkeit die ersehnte Krone. Da sagte selbst das noch im Tode seelenvoll beredte Antlitz des Propheten nichts mehr zu dem Mädchen; es machte ihr keine Vorwürfe; sie konnte ohne Beben und ohne Erröthen lächelnd es anschauen, als den Preis ihrer Buhlkünste." — Der Herr Generalvikar von Wessenberg ist gegenwärtig auch mit einem größern historisch-artistischen Werke, über die Bilder und Gemälde der christlichen Kirchen, beschäftigt.

Zu Lausanne hat die Bibelgesellschaft des Kantons Waadt ihre öffentliche Jahressitzung am 3. Mai gehalten, und der umständliche (sechste) Bericht ihrer Verhandlungen ist gleich allen frühern im Druck erschienen (55 S. 8.). Ihr Präsident, der Professor Levade, dehnt seinen Eifer über die engern Schranken der Bibelvereine auch auf die Traktaten-Gesellschaften und ganz vorzüglich auf die Missions-Anstalten aus. Was in unsern Tagen die Bibel- und die Missions-Vereine thun, das ist ihm die unbezweifelte Erfüllung „des göttlichen Rathschlusses (conseil arrêté de Dieu), welchen vor dreytausend Jahren seine Propheten verkündigt und vor zweytausend Jahren sein Sohn, der Abglanz seines Ruhmes, bekräftigt hat." Daß die Vollstrecker dieses Willens nun auf gleicher Reihe stehen, sey es, daß sie Millionen dazu verwenden, wie in England und Rußland geschieht, oder daß sie mit dem Scherflein der Witwe den Betrag eines einzelnen Buches darreichen, das ist freylich in der Ordnung, und niemand wird sich daran stoßen, daß der Berichterstatter kaum irgend einen Geber oder Geberinn im Waadtlande ungenannt läßt, die sich die Aufnahme unter die Mitarbeiter, wenn auch durch noch so kleine Beyträge, verdient haben. Damenvereine für die Bibelaustheilungen werden ungefähr in jeder der kleinen Städte des Kantons, in Vevay, Aveuche, Nyon u. s. w. aufgezählt. Und wie er vom Großen zum Kleinen herabstieg, so erhebt sich der Redner auch wieder vom Kleinen zum Großen, indem er mildere und kürzere Kriege, so wie dauernde Friedensschlüsse, verheißt. „Wer möchte bezweifeln (sagt er), daß Männer wie ein Lord Teignmouth, wie die Wilberforce, die Gambier, die Way, die Hughes, die Owen, die Stewkopf und noch viel Andere in allen vier Welttheilen verehrte Namen, die mit mehrern der europäischen Herrscher in persönlicher Bekanntschaft stehen, nicht in den Kabinetten der Fürsten auf die Schicksale der Völker einigen Einfluß haben sollten." — Eine mühsame Arbeit, welche mehrere Glieder des Bibelvereins in Lausanne jetzt vier Jahren beschäftigte, und der sie, viele andere Mühen ungerechnet, während dieser Zeit ununterbrochen drey volle Wochenabende gewidmet haben, ist die vollständige Durchsicht und Verbesserung der Osterwaldschen Bibelübersetzung, die nun so gut als vollendet, noch in diesem Jahr ausgegeben werden kann. Eine völlig neue Uebersetzung, sagt der Berichterstatter, wäre unstreitig leichter gewesen, aber aus Achtung für einen mit Recht verehrten Namen, sey vorgezogen worden, von der Osterwaldschen Uebersetzung zu erhalten, was beyzubehalten werden konnte, und die Aenderung eines oder mehrerer Worte in beynahe jedem Satze mit dem behaltenen zu vereinbaren; der musivischen Arbeit seyen viel einzelne Stücke enthoben und durch anders gefärbte ersetzt worden, ohne damit Störung in die Einheit der Zeichnung zu bringen. Das Revisionswerk ist beynahe durchaus unter Mitwirkung und im völligen Einverständniß mit einem hierzu gewählten Ausschusse der Geistlichkeit von Neuenburg zu Stand gekommen. Das Stockvermögen des Bibelvereins in Lausanne beträgt jetzt 21348 Schweizerfranken; die Jahreseinnahme von ungefähr 300 Fr. ward nicht zum dritten Theil durch die Ausgaben erschöpft; aber auf den Druck der neuen Osterwaldschen Bibel müssen 42000 Fr. verwandt werden, die übrigens theils durch brittische Gaben, theils durch besondere Unterzeichnungen gutentheils schon gedeckt sind.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 53.

Nr. 53.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 2. Juli 1821.

Neue Kupferſtiche.

Sankt Sebalds Grab in Nürnberg, in Erz ausgeführt von Peter Viſcher und ſeinen Söhnen, geſtochen von Albrecht Reindel. Groß-Folio. Pr. 11 fl. vor der Schrift, 5 fl. 30 kr. mit der Schrift.

Hier erhalten wir das berühmte Meiſterwerk Peter Viſchers nachgebildet in einem trefflichen Kupferſtich, der hinſichtlich treuer Auffaſſung ſowohl als gelungener Ausführung zu den beſten Blättern gehört, welche der Grabſtichel ſeit lange geliefert hat. Es war eine ſchwierige Aufgabe, die perſpektiviſche Anſicht der mannichfaltigen Glieder und Maſſen in Harmonie zu ſetzen, und dabey nicht die Deutlichkeit der unendlichen Menge kleiner Figürchen und Verzierungen, womit das Monument bedeckt iſt, aufzuopfern. Beydes hat Hr. Reindel ſehr glücklich erreicht, indem er das Ganze mit heller einfacher Schraffirung behandelte. Der bronzene Baldachin iſt nur weniges dunkler gehalten, als das Silber des Sargs, das ſich durch den Glanz der Ciſelirung unterſcheidet. Die einzelnen Partieen der Bronzearbeit werden durch die verſchiedene Lage der Taillen, und deren nach Erforderniß zarte oder kräftige Nüancirung von einander abgehoben, und durch die Reinheit der Schattirung, wie durch eine überaus genaue, ſtrenge und beſtimmte, aber nichts weger als harte Angabe der Umriſſe, iſt die größte Deutlichkeit bis ins geringſte Einzelne hervorgebracht. Auf dieſe Weiſe bekam das Bild eine ſehr lichte angenehme Haltung, deren ungeachtet man die Eigenthümlichkeit der Metalle wohl erkennt. Die Ausführung dieſes Blatts läßt ſich in ihrer Art mit der von Longhi's trefflichern Stich nach Raphaels Sposalizio vergleichen. Dieſelbe Treue für das Original, dieſelbe Verzichtleiſtung auf den Glanz des Grabſtichels. Ungeachtet der kleinen Dimenſionen ſind die ſchönen Apoſtelfiguren äußerſt glücklich wiedergegeben, und weit vorzüglicher ausgeführt, als die, welche Hr. Reindel ſchon einzeln für das Frauentaſchenbuch geſtochen hat. Nicht geringeres Lob verdienen die Basreliefs am Poſtament des Sarges. Doch es iſt nicht wohlgethan, dieſes und jenes beſonders hervorzugeben, da alle Theile mit gleicher Reinheit und Sicherheit gearbeitet ſind. — Bliebe uns etwas zu wünſchen übrig, ſo wäre es, daß der Grund nicht ganz weiß geblieben, ſondern mit einer lichten Schraffirung überdeckt worden wäre.

Mehrere unſrer Leſer erinnern ſich ohne Zweifel der von Geißler geſtochenen, freylich ſehr kleinen und bey weitem nicht ſo befriedigenden Abbildung im Taſchenbuch für Nürnberg 1819, welches unter der Sündfluth der neueſten Taſchenbücher faſt allein auf Kunſtverdienſt Anſpruch machen darf, und deſſen Anzeige wir uns bis zur Erſcheinung des zweyten Theils vorbehalten. Mit Recht wird dort dieß Grabmal das köſtlichſte Monument vaterländiſcher Kunſt in der Kirche und in Nürnberg überhaupt genannt, und den bewundertſten Bronzen altitalieniſcher Meiſter gleichgeſtellt. So trefflich an Reinheit der Ausführung, ſo merkwürdig iſt es aber auch für die Kunſtgeſchichte wegen des darin herrſchenden Styls.

Die Gebeine des heil. Sebaldus, welcher, nach der Legende ein frommer Königsſohn, in und um Nürnberg Wunder gethan, waren in einem ſchon 1397 verfertigten, mit Gold und Silberblech überzogenen Sarg eingeſchloſſen. Das Gehäuſe aus Bronze, worin derſelbe nun aufgeſtellt iſt, verfertigte Peter Viſcher, ein Nürnberger Bürger, mit ſeinen fünf Söhnen, Peter, Hermann, Hans, Paul und Jakob in Zeit von 13 Jahren, von 1506 bis 1519. Die Inſchrift am Sockel lautet: „Peter „Viſcher, Burger zu Nürnberg, machet das „Werk mit ſeinen Söhnen, ward vollbracht „im Jahr 1519. Iſt allein Gott dem Allmächtigen zu Lob und St. Sebald dem Himmelsfürſten zu Ehren, mit Hülf andächtiger Leut „von dem Almoſen bezahlt.“ Es iſt 15 Fuß hoch, 8 Fuß 7 Zoll lang und 4 Fuß 8 Zoll breit; der Sarg 3 Fuß hoch, 5 Fuß 10 Zoll lang und 1 Fuß 7 Zoll breit. Auf dem Poſtament des Sargs ſind in Niſchen verſchiedene Wunder des Heiligen in erhabener Arbeit abgebildet. Von den an den Pfeilern ſtehenden zwölf Apoſteln, wovon jeder 1 Fuß 11 Zoll hoch iſt, zeigt unſer Kupferſtich die vier gegen

Süden, Paulus, Philippus, Jakobus und Johannes, gegen Osten: Petrus und Andreas, und gegen Westen die Köpfe des Thaddäus und Matthias. Sie wurden vor mehreren Jahren abgeformt, und wahrscheinlich sind noch Abgüsse davon in Gyps zu haben. Es wäre jedoch sehr wünschenswerth, daß Hr. Reindel die sechs hier wenig oder gar nicht sichtbaren Apostel, so wie die kleinere Porträtfigur Peter Vischers und die des heil. Sebaldus, die unten am Grabmal gegen Osten und Westen angebracht sind, noch auf einem besondern Blatt als Beylage zu seinem Kupferstich in derselben Ausführung herausgäbe. Jeder Kunstfreund würde gern das Werk auf diese Weise vollständig besitzen.

In den Apostelfiguren hat Peter Vischer eine Höhe und Würde des Styls erreicht, welche dem großartigen religiösen Gegenstande vollkommen angemessen ist. Der edle Ausdruck der Köpfe, die schönen charaktervollen Verhältnisse der Gestalten, der einfache großartige, glücklich gedachte Faltenwurf und die richtige Zeichnung aller Theile verdienen gleiche Bewunderung, und diese Figuren können den schönsten des Ghiberti ohne Nachtheil an die Seite gestellt werden. Der Styl darin ist aber nicht der italienische, sondern durch byzantinische Ueberlieferung der ältesten deutschen Bildnerey, wie der altkölnischen Malerschule, eigen, und dadurch dem alten italienischen ähnlich. — Die Architektur des Grabmals ist ein Gemisch von dem späteren ausgearteten spitzbogigen Styl der Deutschen, und der reichverzierenden italienischen Art. Peter Vischer hatte Italien gesehen, und den Geschmack des Michel Angelo bereits im Anfang seiner Ausbreitung sich angeeignet; daher die Vermischung des Heidnischen und Nackten mit dem Christlichen und Heiligen, die Ausschmückung mit Thieren, Halbmenschen und Kinder-Genien, welche gegen den Styl des Uebrigen, besonders der Apostel, in Widerspruch stehen. Doch sind alle diese Dinge mit höchst sinnreicher Erfindung, unendlichem Lebensgefühl und großem Verstand angebracht und beurkunden eine Meisterschaft in den Formen, wie sie Dürer, der vertraute Freund unseres Vischer, mit dem er sonntäglich Uebungen im Zeichnen hielt, höchst selten an den Tag gelegt hat.

Das ganze Monument ist ein merkwürdiges Denkmal jenes großen Umschwunges in der altdeutschen Kunst, wo man auch in der Malerey anfieng, den eigenthümlich deutschen Styl mit dem italienischen zu vertauschen. So kühn, gediegen und selbst anmuthig viele dieser Werke — wir erinnern nur an die Malereyen des Mabuse und Hemskerk — anzuschauen sind, so gieng doch mit ihnen die deutsche Kunst ihrem Verfall entgegen, da sie Vorzüge aufgab, welche die italienische noch gar nicht errungen hatte.

Seit Kurzem werden die Werke altdeutscher Baukunst und Malerey mit großem Fleiß und Erfolg durch Kupferstich und Lithographie bekannt gemacht; es ist darum doppelt erwünscht, daß wir auch eines der schönsten Bildwerke unserer Vorfahren in einer so vollendeten Abbildung erhalten. Möchten doch auch andere Denkbilder altdeutscher Gießkunst und Sculptur im Einzelnen beachtet und mit Auswahl des Besten treu in Kupfer gestochen werden. Von Hrn. Reindel haben wir, wie schon vor einiger Zeit in diesen Blättern angezeigt worden, nun die Nachbildung der zwey großen Gemälde von Dürer mit den vier Aposteln und Evangelisten zu hoffen, die sich zu München und Nürnberg befinden, und dürfen uns von diesem mit dem Geiste der altdeutschen Kunst so vertrauten Meister ohne Zweifel etwas Vorzügliches versprechen.

S.

Blicke auf den gegenwärtigen Zustand der Malerey, besonders bey den Deutschen, in: F. D. Fiorillo's, Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland ꝛc. Band IV. 1820. 8. von Seite 79 bis 116.

(Beschluß.)

Denn der Streit, welchen der Verf. hier wieder aufgenommen hat, dreht sich, in seiner Allgemeinheit, nicht etwa um Glaubensbekenntniß und Vaterland, sondern allein um den Gegensatz des Formellen und Ideellen. Mengs, der unter den Deutschen zuerst das Bedürfniß fühlte, der gesunkenen Kunst wieder aufzuhelfen, gieng in seinem Bemühen von der Ansicht aus, es werde durch das bloße Nachbessern der Form, wenn nicht schon Alles, doch Vieles gewonnen. Wir dürfen uns nämlich dadurch nicht täuschen lassen, daß er bisweilen die Worte Idee und Idealität gebrauchte; er dachte sich dabey nur eine gewisse Beschaffenheit der Form. Ich habe schon oben meine Ansicht des Resultates seiner, sehr ernstlich gemeinten und deßhalb ehrwürdigen, Bemühungen unverhohlen ausgesprochen; seine Nachfolger scheint der Verf, — S. 110. — selbst aufzugeben. Nun finden zwar auch die Künstler der neueren Richtung eine durchgehende Wohlgefälligkeit aller Förmlichkeiten der Kunst — freylich nicht nach den Anforderungen eines verdorbenen, oder doch nicht völlig gereinigten Geschmackes, — ebenfalls höchst begehrenswerth; glauben aber, daß man ihr die Seele, oder das innere Leben nicht aufopfern dürfe. Die Seele der historischen, oder dichterischen, Malerey ist die Lebendigkeit und Wahrheit in der Anschauung der sittlichen Natur des Menschen; die erste und wesentlichste Schönheit eines Gemäldes beruht auf einem richtigen Gefühle des Künstlers für das Aechte und Unerlogene im Aus-

druckte der Seelenſtimmung; auf der Schärfe ſeiner Unterſcheidung des Böſen und des Guten, des Gemeinen und des Edlen. Dieſes zugegeben, läßt ſich wohl nicht in Frage ſtellen, daß wir gegenwärtig in einer Zeit leben, die der Ausbildung jenes Gefühles wenig günſtig iſt. Das gemeinere Volk, welches wohl noch zwang- und abſichtlos in die Welt hineinlebt, mithin ſcheint, wie es iſt, wird doch nur zu häufig vom Drucke der Noth oder von niedrigen Leidenſchaften entſtellt; die höheren Abtheilungen der Geſellſchaft erhalten von früh auf durch Erziehung und Umgang einen ganz übereinkömmlichen Zuſchnitt, weßhalb moderne Bildniſſe, wie ihre Originale meiſt ein maskenartiges Anſehn haben. Die letztere Bemerkung iſt nicht neu, und wahrſcheinlich die erſte Veranlaſſung des vom Verf. — alten S. 104. — wieder angeregten, äſthetiſchen Grundſatzes, die moderne Natur durch antike Formen zu veredeln; ein herrlicher Behelf, wenn es möglich wäre, verſchiedenartige Formen unter ſich, und mit wiederum verſchiedenartigen Ideen, (etwa gleich wie das edle, auf den wilden Dornenſtamm gepfropfte Reiſlein) zu einem neuen lebendigen Ganzen zu vereinigen. Der Bildnerey, welche das Auge, dieſen Spiegel der Seele, nur andeuten, nicht ausdrücken kann; die nur in einzelnen Fällen berufen iſt, ſich auf Handlung und Ausdruck von Affekten einzulaſſen; der Bildnerey, ſage ich, liegt die Seele überhaupt ferner, dahingegen aber der lebendige Trieb und Wuchs der Geſtalt, mit der ganzen Beweglichkeit und Fülle ſeines Formenſpieles auch viel näher, als der Malerey. Eben dieſe Verſchiedenheit in der inneren Beſtimmung beyder Kunſtarten verhindert, daß die Bildnerey des Alterthums, bey höchſter Vortrefflichkeit in ihrer eigenen Art, dem Maler jene Schärfung des Sinnes für Charakter und moraliſche Schönheit gewähre, deren er vor allen Dingen bedarf, um auch in einer verworrenen Gegenwart die verſtreuten Züge ächten Lebens zu unterſcheiden und aufzuhaſchen. Wer nun nicht einſieht, daß, bey aller Verſchiedenheit der Darſtellungsweiſen und Stufen techniſcher Ausbildung, gerade die Geſammtheit der alten Maler bis zum Aufkommen der Manieren, (und wäre auch der beynahe fabelhafte Buffalmacco dabey, den der Verf. ſo wiederholt vorſchiebt) durch die Geſundheit und Friſche des in ihnen waltenden moraliſchen Lebens ganz vorzüglich geeignet ſey, jene Art des maleriſchen Gefühles zu ſchärfen und auszubilden: dem müſſen die wackern Meiſter in ihren weſentlichſten Vorzügen völlig fremd geblieben ſeyn. Der Verf. giebt ſich ſelbſt das Zeugniß, indem er, wie oben angeführt wurde, etwas ſo allgemein Menſchliches, wie den Seelenausdruck, auf beſchränkte Begriffe, ja wohl gar auf einen gewiſſen Grad von Aberglauben begründen will; noch entſchiedener aber, wo er — S. 82. — jene friſche und kräftige Art des Gefühles, die Viele ſich wohl gern aus den alten Malern aneigneten, das ſentimental-katholiſche nennt, oder — wie S. 104. — als Frömmeley bezeichnet. Das Sentimentale, oder das ſchwächliche reflektirende Gefühl, iſt ja gerade in der moderneren italieniſchen Kunſtart vorherrſchend, und macht nicht etwa nur die Arbeiten eines Carlino Dolce und ähnlicher Meiſter widrig, es entſtellt auch wohl hie und da, wenigſtens theilweiſe, die Werke eines Guido und Dominichino. Die Unbekanntſchaft mit der älteren italieniſchen Malerey, welche der Verf. in ſeinen Vorleſungen, in ſeinem Handbuch der Kunſthiſtorie und überall dargelegt hat, mag es entſchuldigen, daß ihm entgangen iſt, daß die älteren Kunſtwerke, auch wenn ſie wie Perugino's Arbeiten zum Sehnſüchtigen hinneigen, doch niemals jenen Ausdruck einer weichlichen Andächteley annehmen, in dem die modernen Italiener ſich ſo ſehr gefallen, und den vielleicht kein anderer ſo weit getrieben hat, als Andreä Sacchi, welchen der Verf. noch unter die ſpäten Nachfolger Raphaels zählt! Bey den Alten, — ich meine nicht etwa blos den Buffalmacco, — ſind im Gegentheil alle Affekte rein und ſcharf bezeichnet. Im abgeſchiedenen Seelenleben erſcheint überall ein entſchieden böſer oder guter Wille; ein ſchneidender Schmerz, oder eine heitere Seligkeit. In menſchlichen Verhältniſſen durchgeht der Ausdruck zwar alle erdenkliche Stufen, ſteigt aber nie bis zum Matten und Süßlichen herab, wie ſelbſt in dem Hieronymus des vortrefflichen Dominichino. — Hätte nun der Verf. dieſen Gegenſatz der älteren und moderneren italieniſch-katholiſchen Empfindungsart in ſeiner Schärfe aufgefaßt, ſo würde ihm wohl nie beygefallen ſeyn, gerade aus dem Glaubensbekenntniß gegen die neuere Richtung der Hiſtorienmalerey einen Grund abzuleiten. Wohl mag das Chriſtenthum in ſeiner Allgemeinheit, die Liebe des Guten und der Haß des Böſen erforderlich ſeyn, um in der Hiſtorienmalerey auf dem neuen Wege erſprießliche Dinge zu leiſten. Allein um ſittliche Charaktere und Schönheiten treffend und ohne Vermiſchung ſchielender und halber Empfindungsarten darzuſtellen, bedarf es weder des äußeren Bekenntniſſes, noch der inneren Hinneigung zur römiſchen Kirche. Denn es ſind ja nicht, wie der Verf. — S. 102 bis 103 — zu glauben ſcheint, gerade einige unwahrſcheinliche Wunder oder alberne Allegorien, welche redlicher Glaube und mönchiſche Eitelkeit bisweilen alten Malern darzuſtellen aufgab; es iſt vielmehr nur die unbeſchreibliche Wahrheit und oft nicht mindere Schönheit ſittlicher Dinge, welche zu den Werken der älteren Kunſt hinüberzieht.

Wenn wir alles im Geiſt zuſammennehmen, was gegen den Verf. ſchon eingewendet worden iſt, und allenfalls ſich noch einwenden ließe, ſo iſt doch gewiß ſeine ſchwerſte Verſündigung dieſe, daß er verabſäumte, ſich Thatſachen und genaue Angaben zu verſchaffen; denn das lag doch nicht über ſeine Begriffe hinaus. Er konnte z. B. in Erfahrung bringen, daß das jetzt Geſchichte, Allegorie und Myſthus weder aus dem Vorſatz, noch aus der Ausübung der neueren deut-

ſchen Hiſtorienmalerey verdrängt worden ſind, und daraus abnehmen, daß ſeine Einwürfe gegen chriſtliche Darſtellungen, wenn ſie nicht ganz müſſig ſind, doch wenigſtens nicht alle Fälle erſchöpfen; daß man dem Studium des Nackten keineswegs entſagt hat — wie der Verf. S. 104. zu befürchten ſcheint —; daß Paolo Veroneſe noch immer für einen heitern Geſellen, Dominichino für ein tiefes Gemüth, und Guido für ein großes Genie gehalten wird, mithin nicht blos einige techniſche Verdienſte an ihnen geſchäzt werden — S. 104. —; daß man endlich die Parallele mit den Nachfolgern des Mengs — S. 111. — nicht gerade zu ſcheuen braucht. Merkwürdig iſt, daß ihm die Verbeſſerungen ganz entgangen ſind, welche das Beſtreben auf eine überdachte Beſtimmtheit in den Darſtellungen der Landſchaft und des niedrigen Lebens veranlaßt hat. Dieſe Art der Malerey befand ſich wohl ſeit dem 17ten Jahrhundert auf keinem höheren Punkte, als gegenwärtig. Daß er die Bildnerey, die vorzüglich durch Thorwaldſen in ihre Grenzen zurückgekehrt iſt, nur mit einem Seitenblicke berührte, läßt ſich damit entſchuldigen, daß er auf die Malerey nun einmal ſich beſchränken wollte. — Ueber das Allgemeinere der Kunſt konnte der Verf. freylich wenig Aufklärung verbreiten, da ſeine Aeſthetik von jeher auf einige Gemeinplätze beſchränkt war. Die Illuſion nennt er — S. 105 — nicht etwa ein erfreuliches Spiel der Meiſterſchaft, ſondern den Hauptendzweck der Kunſt. Dieſe ſeine lezte Schrift ſcheint in der That auch nur aus der Ungemächlichkeit entſtanden zu ſeyn, daß er ſeinen verehrten Freunden in einem Fache nicht recht folgen konnte, worin er doch glaubte beſſer, und vielleicht allein, zu Hauſe zu ſeyn. — Da es für ihn keine Ehrenpflicht war, ſich über Dinge auszuſprechen, die ſogar außer ſeinem ſinnlichen Geſichtskreiſe lagen, ſo hätte er billig für den Ruf noch lebender Künſtler mehr Achtung beweiſen ſollen. Als Vaſari ſeine Künſtlerleben ſchrieb, beobachtete er den Grundſatz, den Tod ſeiner Zeitgenoſſen erſt abzuwarten; Fiorillo dahingegen ſchrieb hier gegen Künſtler, die ihn überleben ſollten. Vaſari ging bey ſeiner Weiſe wohl nicht blos von der Klugheit aus, Feindſeligkeiten auszuweichen. Der rechtſchaffene Mann nahm gewiß auch darauf Rückſicht, daß man lebenden Künſtlern durch Lob und Tadel oft gleich ſehr ſchaden kann. Es iſt gar nicht ſchwer, die Beförderer (deren die Künſtler immer bedürfen, weil ſie für Andere arbeiten) mit Vorurtheilen zu erfüllen, etwas ſchwieriger, doch nicht immer unmöglich, ſchon gewonnene abwendig zu machen. Eine Kunſtepoche aber ohne freundlichen Antheil und angemeſſenen Aufwand thätig eingreifender Gönner kann wohl überhaupt nie ſtatt finden, weil der begüterte Liebhaber ſelten die Augenblicke der Verzweiflung an einem höheren Gelingen durch Ausdauer überwindet, mithin der wahre Künſtler nothwendig ohne angeborene Glücksgüter ſeyn muß, ſo daß ſchwerlich je ausgedehnte Unternehmungen auf eigene Koſten der Künſtler ſtatt gefunden oder Fortgang gehabt haben. Nun möchte ich wiſſen, welche Freude darin liegen kann, ein hoffnungsvolles Aufſtreben, wenn nicht zu erſticken, doch wenigſtens zu verkümmern; ſchöne Talente in ihrer Entwickelung aufzuhalten, oder in ihrer Wirkſamkeit zu beſchränken? — Je weiter aber der Abſtand von der feurigen entgegen kommenden Theilnahme glücklicher Kunſtepochen zu der modernen Sucht iſt, jedes Gelingen im Voraus zu bezweifeln, jede Leiſtung zu verkleinern, ehe man ſie noch gewürdigt hat: um ſo höher darf man das Löbliche und Schöne ſtellen, welches mitten unter ſo viel verdrüßlichem Widerſtreben entſtehet.

E. F. v. Rumohr.

Zürich.

Der koloſſale Löwe in Luzern wird in zwey Monaten fertig ſeyn. Alle, die dieß Werk ſehen, glauben, es werde dem Künſtler Ahorn, der es nach Thorwaldſens Modell gefertigt, große Ehre bringen. Auf dem Schlachtfelde von Murten, wo das Beinhaus ſtand, wird eine Denkſäule als Obelisk von 60 — 70 Fuß Höhe errichtet, und auf dem Schlachtfeld von S. Jakob bey Baſel ein Denkmal aus gegoſſenem Eiſen in gothiſchem Styl, beydes aus freywilligen Beyträgen.

Padua.

Die zuerſt in der Bibl. italiana abgedruckten Briefe von Giuſ. Carpani, in welchen er Majer's Werk della imitazione pittorica e dell' eccellenza delle Opere di Tiziano beurtheilt, ſind nun vermehrt unter dem Titel gedruckt: Del bello ideale e delle opere di Tiziano. Lettere pittoriche di Gius. Carpani. Ediz. seconda riveduta ed accresciuta dall' Autore. Padova 1820.

Gröningen.

Die römiſche Brücke, die man 1818 in den Sümpfen der Provinz Gröningen entdeckt hat, iſt nun ganz von dem Torfe befreyt, von dem ſie umlagert geweſen war. Sie iſt drey Millien lang und 12 Fuß breit. Durch die 15te Cohorte des Germanicus wurde ſie auf den Sümpfen errichtet, worin ſich ſeitdem die tiefen Torflager gebildet haben, und ſenkte ſich wahrſcheinlich nach und nach durch eigenes Gewicht in den Sumpf ein. Die harzigen Beſtandtheile, die ſich in dem Sumpfboden finden, haben wahrſcheinlich dazu beygetragen, die Brücke, welche ganz von Holz iſt, unverſehrt zu erhalten. Von ſechs zu ſechs Fußen befanden ſich Pfeiler, um die Bruſtwehr zu ſtützen, wie man noch aus den Löchern erkennt, worin ſie eingelaſſen waren. Dieß koloſſale Werk, das aus einer ungeheuern Anzahl von Balken beſteht, ſcheint mit ſehr großen Aexten bearbeitet worden zu ſeyn; die Arbeit iſt von großer Vollkommenheit.

Nro. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Juli 1821.

Ist es Gottes Wille, so kannst du auch auf einem Rohr schwimmen.

Griechisches Sprichwort.

Mein Blümchen.

Mein Blümchen pflez ich immer
Mit Liebe früh und spät,
Und ruhig stehts im Zimmer,
Wenns draußen stürmisch weht.

Ich pflegs mit vielen Sorgen,
Ich trag es her und hin,
Begieß es jeden Morgen
Mit treuem Wärtersinn;

Doch darf ich kaum mich freuen,
Wie's meine Hoffnung war,
Es will mir nicht gedeihen,
Und kränkelt immerdar.

Ich mag es sorglich pflegen,
Doch frische Luft gebricht,
Und kühler Thau und Regen
Und wärmend Sonnenlicht.

Nach ewigen Gesetzen
Ihr Recht die Schöpfung übt,
Nie wird die Erd' ersetzen,
Was nur der Himmel gibt.

Der Mensch mag wohl begießen,
Doch fehlt ihm Göttergunst,
Wird nie ihm Heil erspießen,
Trotz aller Erdengunst.

Moll.

Das Pathen-Geschenk.

(Fortsezung.)

Der Sekretär Grund, so wollen wir ihn benennen, hatte in seinem Aeußern nichts Einnehmendes, und erst nach einer langen genauen Bekanntschaft ward ich inne, daß er ein unterhaltender Gesellschafter seyn konnte; bey Tische sprach er sehr wenig, und auch dann nur von Gegenständen das Hauswesen betreffend, worin ich kein Wort einmischte. Er war ein gewissenhafter Beamter, und schrieb jeden Abend sehr pünktlich alle die Geschäfte auf, die ihm den folgenden Tag oblagen. In seinen Muße-Stunden, deren er äußerst wenige hatte, machte er entweder einen Spaziergang, oder brachte sie mit Lesen zu.

So verlebte er denn einen Tag nach dem andern, ohne irgend eine Veränderung, wenn ich die sieben verschiedenen Gerichte ausnehme, die in einer ewigen Ordnung jeden Tag in der Woche mit einander abwechselten; und mit wahrem Mitleid sah ich oft diesen Mann an, in dessen Brust doch auch ein menschliches Herz schlagen musste, und der doch, wie es schien, das Leben ohne Wünsche und ohne Sehnsucht hinschleppte.

Da er sich fortwährend in Berlin aufgehalten hatte, kannte er nicht allein meine ganze Familie, sondern wurde sogar gesprächig, wenn er auf diese Materie kam; auch kam er mir immer mit einer auffallenden Güte entgegen, und zwang mich beynahe, jene frohnpflichtige Besuche bey meinen Verwandten zu machen, denen ich mich gern ent

ziehen möchte. Dieß schrieb ich natürlicherweise seiner Lust, Stadt-Neuigkeiten zu erfahren, zu, besonders da er gerne nachher mich ein wenig ausholte.

Auch schien er in meiner Familie ziemlich bekannt zu seyn, und die Staatsräthinn, die nie mehr à son aise war, als wenn sie nach ihrer Weise Gelegenheit finden konnte zu moralisiren, hielt mir ihn als Beyspiel vor, und bemerkte: „wie übel man daran wäre, wenn man seine Verbindungen mit solchen Häusern, die einem in der Zukunft nützlich seyn könnten, vernachlässigte. Denn jener hätte jezt auf einer weit höhern Stufe stehen können, wenn er nicht sein Glück mit beyden Händen von sich gestoßen!" Kurz sie sprach von ihm mit einer nur schlecht verhehlten Bitterkeit, deren Ursprung mir jedoch ein Räthsel blieb, besonders da die Tochter, mit der ich in der spätern Zeit auf einem ziemlich vertrauten Fuße stand, zwar immer seine Parthie nahm, mir aber über ihn nie Rede stehen wollte, vielleicht eben darum, weil sie gewohnt war, mich immer mit einem leichten Spott von ihm sprechen zu hören, welcher, wie ich nicht selten bemerkt hatte, ihr wehe that.

Indessen ward mein alter Nachbar mir immer lieber, denn ich erkannte mehr und mehr, daß er mit allen seinen Wunderlichkeiten und Eigenheiten doch nie irgend einem Geschöpf etwas Böses anhatte, als er plötzlich einen Anfall von Gicht bekam, welcher ihn nöthigte das Bett zu hüten und alle Geschäfte zur Seite zu legen. Er lag einige Wochen recht krank darnieder, und ich war Zeuge, wie viel er litt; es that mir wehe, diesen Mann so allein, so gut als von der ganzen Welt verlassen zu sehen; denn so viele Sorgfalt unsre Wirthinn auch für ihn zu haben schien, fehlte doch ihrer Pflege die zärtliche Aufmerksamkeit, die wohlthätiger als alle Arzney ist. Zwar schien es, als sehe er selbst dieses recht gut ein; wenigstens nahm er das unbedeutende Wohlwollen, das ich ihm erzeigen konnte, auf eine Weise auf, die mich zum erstenmal überzeugte, daß er Gefühl besaß.

Das Unangenehme seiner Lage wurde noch dadurch vermehrt, daß ihm die Wirthinn plötzlich aufkündigte, in so fern die Krankheit sich nicht besserte; denn — das führte sie als Grund an — sie könne als eine alte Frau die Pflege und Wartung, die er bedürfe, nicht übernehmen. Diese wirkliche Undankbarkeit, denn sie hatte ihm viel zu verdanken, machte auf sein Gemüth einen tiefen, herben Eindruck; wenn nicht meine Freundschaft es einigermaßen wieder gut gemacht hätte, wäre seine Krankheit dadurch gewiß schlimmer geworden. Die einzigen Worte, welche ich bey dieser Veranlassung von ihm hörte, waren: „Sie haben mich zu der Entdeckung geführt, daß ich noch Wohlwollen einflößen kann." — „Haben Sie je daran gezweifelt," gab ich zur Antwort. — Er schwieg mit einem Seufzer, und war während einiger Tage mehr als gewöhnlich nachdenkend und einsylbig; endlich fragte er mich eines Tages, wie sonst: ob nichts Neues in der Zeitung wäre? — Diese lag eben auf dem Tisch vor mir, ich nahm sie und lief sie durch. Ich fand nichts Neues, nur etwas, welches damals, wie noch jezt, da es doch nicht mehr selten ist, Aufmerksamkeit und Lachen erregte, nämlich die Anzeige eines Mannes, der eine Frau sucht; der alte Freund ersuchte mich, ihm diese vorzulesen. Sie lautete folgendermaßen:

„Ein Königlicher Beamter, der schon über die Jahre „hinaus ist, worin man Ansprüche auf Liebe machen kann, „wünscht sich eine Begleiterinn durchs Leben, deren Wohl„wollen und Pflege ihm eine freundliche Erleichterung in „einer langen und schmerzlichen Krankheit seyn könnte; die „einzige Mitgabe, die er verlangt, ist Nachsicht und Ge„duld."

„Wenn eine Wittwe, oder auch ein unverheyrathetes „Frauenzimmer von gesetzten Jahren, Muth und Neigung „in sich verspürt, sich dadurch ein ruhiges Alter zu versi„chern, (das wenigstens von Sorgen um tägliche Bedürf„nisse nie bedrückt werden soll,) daß es sein Geschick mit „dem seinen verbindet, wird dasselbe sich seinen aufrichtigen „und innigsten Dank erwerben, wenn es ihm in einem „versiegelten Zettel mit Aufschrift an A. B. C., in der Ex„pedition dieses Blattes abzugeben, davon benachrichtiget. „In jedem Falle kann man auf die unverbrüchlichste und „dankbarste Verschwiegenheit rechnen."

„Was halten Sie davon, recht im Ernst?" fragte er eifrig, als ich die Anzeige zu Ende gelesen hatte. — Ich war im Begriff ihm eine leichte spöttische Antwort zu geben, allein die — beynahe möchte ich sagen — Aengstlichkeit, die aus seinen Augen sprach, bewog mich, meinen Worten eine sanftere Wendung zu geben. „Man vergleicht ja die Ehe mit dem Lottospiele," erwiederte ich; „und so kommt es wohl auf eins heraus, auf welche Art man das Loos nimmt!" — „Ist das Ihre ehrliche Meinung?" fragte er langsam. — „Nein! die meinige nicht!" — „Auch nicht die meine," fuhr er fort, „jedoch kann ein Mann in meiner Lage und in meinen Jahren sehr froh seyn, wenn er nur eine tüchtige Haushälterinn und eine geduldige Krankenwärterinn in seiner Frau findet." — „Wird er auch keine größere Ansprüche machen?" fragte ich. — „Ich mache keine größere!" — „Ich glaube es! Allein, eben weil Sie so genügsam sind, nimmt es mich Wunder, daß Sie nicht schon früher gesucht haben, diesen Wunsch zu befriedigen." — „Früher war ich nicht so genügsam!" — Der Ton, womit er dieß sagte, machte auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck, und als ich ihn anblickte, und zum erstenmal eine Thräne in seinem Auge bemerkte, konnte ich kein Wort mehr hervorbringen. — „Sie haben mich nie klagen gehört," nahm er das Wort wieder, „man gewöhnt sich ja an Alles; und in solchen Augenblicken, wo ich junge Leute leichtsinnig über mich lächeln gesehen habe, flehete ich nur zu Gott, sie vor meinem Schicksale zu bewahren."

Diese Worte erfüllten schon mein Herz mit Mitgefühl und Reue, als er meine Hand faßte und leise fortfuhr: „Ich war ein Jüngling wie Sie, munter und gesund an Leib und Seele, und meine Hoffnungen, ich darf es sagen, waren nicht minder kühn als die Ihrigen. Was bin ich jezt? Glauben Sie mir, es gibt Augenblicke, da ich es empfinde, obgleich man es mir nicht ansehen wird.“ — „Sie sind also unglücklich in der Liebe gewesen?“ — „Sehr unglücklich! Allein der Name meiner Einstgeliebten kömmt nie mehr über meine Lippen; lassen Sie mich darüber schweigen; ich glaube wohl, daß die Wunde geheilt ist, jedoch nicht in dem Grade, daß sie nicht bey der leisesten Berührung aufbrechen würde.“ — „Nur eine einzige Frage: hat der Tod —“ — „Nein, sie lebt.“ Er sprach dieses mit einem Ton, als fürchtete er mehr zu sagen. — „Schenken Sie mir Ihre Freundschaft!“ rief ich bewegt; „und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie jemals beleidigt habe! Wie gern wollte ich mein Unrecht wieder gut machen.“ — Er drückte meine Hand. „Wüßte ich nur,“ fuhr er fort, „daß das Geschick mir eine Frau ertheilen würde, die mir nur ein wenig getreuer, als unsre alte Wirthinn, wäre, ich könnte mich beynahe dazu entschließen, eine ähnliche Anzeige, wie jene dort, zu schreiben.“ — „Warum eben das! Sollten Sie gar kein Weib kennen, das —“ — „Kein einziges!“ fiel er mir schnell in die Rede. — „Und können Sie wirklich glauben, daß eine Frau von feinem Gefühl dieß in so hohem Grade verläugnen würde, daß sie auf solche Weise hervortrete? daß ein Busen voll Zärtlichkeit und Wohlwollen keinen Gegenstand, beyder würdig, in seinem Kreise fände, ohne nöthig zu haben, solchen aus den Zeitungen zu ergreifen.“ — „Warum nicht?“ erwiederte er ernst, „wenn Sie, was öfters der Fall ist, ihren Umgebungen fremd geworden — einen Hund oder eine Katze, aber keinen Mann — und“ sprach er mit Gefühl, während er mir die Hand drückte, „ich mache ja keine große Ansprüche.“ — „Wohlan denn!“ rief ich schnell, „es kömmt auf eine Probe an. Was meinen Sie? wenn ich dafür sorgte, daß ich zuerst zur Mühle komme, und Morgen ganz in der Frühe die Zettel, wenn übrigens welche eingeschickt sind, abhole; nachher, wenn wir sie gelesen, darüber gelacht, und doch keinen annehmlich gefunden haben, können wir sie alle in einen Umschlag schließen, mit einer neuen Aufschrift an den wohlweisen Herrn A. B. C. Es ist freylich ein kleiner Betrug; jedoch so ziemlich unschuldig; denn Sie müssen mir es verzeihen, ich kann das Ganze für nicht mehr als für einen Scherz halten.“

Gegen meine Erwartung, denn ich hatte in der That nur scherzweise gesprochen, nahm er meinen Vorschlag an, indem er hinzufügte: „Es sollte mich recht freuen, wenn ich meinem Nebenbuhler eine Frau wegfischen könnte!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Alte Freunde.

(Aus einem Briefe an einen Freund.)

— Auch Sie lieben, wie ich, in unsern ältern zum Theil nun beynahe vergessenen Dichtern der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts oft zu blättern, und freuen sich mit mir der schönen Bestrebungen derselben, des redlichen harmonischen Willens, den sie hatten, das Schöne mit dem Guten zu fördern; — Bestrebungen, die man jezt nicht selten mit dem Ekelnamen, falsche Richtungen, oder, wie das fremde anspruchsvollere Kunstwort heißt, Tendenzen mäkeln, wenn nicht gar brandmarken sehen muß. Lassen wir einem jeden seine eigene Schwäche! Mögen unsre jungen Literatoren und Kunstjünger sich zu vornehm dünken, von Gleim, Kleist, Zachariä, Gellert, Cramer u. a. noch Notiz zu nehmen, und etwa nur bey Klopstock, Uz und wenigen andern noch eine Ausnahme machen, doch so, daß man es ihnen bald ansieht, es sey eine Art Herablassung, wenn sie diese noch loben, oder auch, sie fühlten wider Willen noch einigen Respekt gegen dieselben vom Hörensagen her, kämen aber aus lauter Respekt nie daran, sie eigentlich zu lesen, geschweige zu studieren. Wir wollen es halten nach unsrer Weise, und die bescheidenen edeln Dichter, die nach der Verschiedenheit ihrer Talente jeder kräftig auf sein Zeitalter gewirkt, und auch auf unsre Jugend, unsre Bildung so wohlthätigen Einfluß hatten, unbekümmert um das Gerede des heutigen Markts, nach wie vor lieben und ehren. Was ich Ihnen eigentlich schreiben wollte, und was mir nun Veranlassung zu jener Herzenserleichterung gab, ist folgendes:

Ich der Blätterer in müßigen Stunden, als den Sie mich kennen, traf vor einiger Zeit zufällig wieder einen Band der Sammlung vermischter Schriften von dem Verfasser der Brem. neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (III. B. I—V. St. Leipzig 1752—1755), dem das zweyte Stück vom VI. Band angebunden war.

Unter mehrern zum Theil anziehenden prosaischen Aufsätzen, meist im Geschmacke und Ton der damals viel gelesenen und nachgeahmten englischen Wochenschriften des Zuschauers, Erzählers u. a. traf ich ebenfalls auf eine nicht unbeträchtliche Reihe kleiner Poesieen, Fabeln, Oden und Lieder, auch Kantaten in den sechs verschiedenen hier zusammengebundnen Heften, alle ohne Namen der Verfasser, aber meist alte bekannte Freunde. Gellert, Cramer, Zachariä. Von diesem im V. St. S. 151. die wirklich nach Erfindung und musikalischer Sprache reizende Poesie der schöne Schlaf:

Die Göttinn süßer Freuden,
Die Nacht stieg aus dem Meer,
Und auf entschlafnen Heiden
Sang keine Flöte mehr;
Der Mond mit blassem Scheine
Versilberte die stillen Haine u. s. w.

eben so Gleim, Ebert (vielleicht die ältern Schlegels auch), Gleim, Kleist und Klopstock hatten beygetragen. Am mei-

sten zogen mich Klopstocks und Kleists Gedichte, und gerade auf diesem Boden und in dieser ersten Form, was beydes ihnen etwas Neues und Fremdartiges gab, wohlthuend an. Wenn ich in Cramers rhetorischen Oden — auch hier finden sich zwey von ihm — die Schicksale der Religion I. S. 56. und III. St. die Erhaltung der wahren Religion, in einer trefflichen numerosen Sprache, von der viele unsrer jüngern Dichter vieles lernen könnten — wenn ich in Cramers Oden früher als Knabe und Jüngling, wo ich Manches von ihm las, die Fülle seiner Elokution und den feurigen Strom seiner Beredsamkeit bewunderte, und er mir immer, ohne daß ich es mir recht erklären konnte, doch eines wesentlichen Etwas zu ermangeln schien, weßwegen ich mich seiner lyrischen Abhandlungen nie recht befreunden konnte; wenn Gleim vorzüglich durch seine treffliche Kriegsgesänge und wenige seiner vielen Lieder mich ansprach; so waren es neben dem als Mensch und Dichter harmonischen Gellert, wie ihn Klopstock, glaube ich, irgendwo nennt, Klopstock und Kleist, die mein Herz gewonnen hatten, die mich am meisten auf meinen Spaziergängen begleiteten, denen ich selbst in der dumpfen Schulstube, zwischen das Schelten eines ehrlichen, Polterers von Lehrer hinein, nicht selten, wenn ich darob ertappt würde, selber gescholten, — hinter dem Schulautor versteckt oder gar unter der Schulbank manche verstohlene Liebes- und Herzensblicke abzustehlen wußte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Eine kleine Posse: Der Weibertausch, nach dem Französischen von Castelli, ist mehr belacht als beklatscht worden. Der Inhalt ist aus dem Decameron von Boccaz entlehnt. Die Frivolität des Originals schimmert so ziemlich hindurch; der projektirte Tausch wird aber nicht zu Stande gebracht, weil die Weiber durch Ohrfeigen ihren Männern die Lust verleiden. Solche leichte Waare wird fast immer hier durch die Darstellung bedeutend gemacht; dieß Glück ward auch dieser Posse zu Theil.

Die letzte Neuigkeit, von der ich zu berichten habe, und auch nur einen sehr unzulänglichen Bericht abstatten kann, ist: Die Wittwe, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Professor Kruse. — Der plötzlich mit belebenden Sonnenstrahlen fast zu warm eintretende Frühling war diesem Stück noch ungünstiger, als früher dem Arzt seiner Ehre. — Auch ich konnte mich trotz dem Rufe, der dieser Dichtung voranging, nicht entschließen, mich innerhalb der bellommenen Wände des Schauspielhauses, indem das rege Frühlingsleben ins Freye lockte, einzusperren. — Doch hat das Stück bey zwey Vorstellungen sehr vielen Beyfall erhalten; die Kunstreise des Hrn. Kühne hat die Darstellungen desselben unterbrochen, und demnach wird es, so wie Don Gutiere, das auch nur zweymal aufgeführt ist, zum nächsten Herbst wieder so gut als neu erscheinen. Es ist zwar von den hiesigen Kritikern so ziemlich angefochten worden, indem man dieser Dichtung vorwirft, daß die Fabel zu combinirt sey, und daß der Charakter der Hauptfigur nicht mit klarer Deutlichkeit entwickelt ist, doch wird mit viel Achtung davon gesprochen; in den schätzenswerthen, allein außer Hamburg nicht sehr gelesenen dramatischen Blättern, von Professor Zimmermann, wird unter andern davon gesagt: „Den Inhalt der Fabel hat der Dichter mit ungemeinem Scharfsinn, und mit einem regen Aufflug der Phantasie in ein so künstliches Ganzes zusammengestellt, daß die Aufmerksamkeit nicht nur durch immer neue und überraschende Wendungen der Handlung angezogen wird, sondern auch mit Stetigkeit und sich gleichbleibender Spannung den einzelnen Scenen folgen muß, wenn der Zusammenhang klar und fest und in nothwendiger Einheit erscheinen soll. — Dieses Stück hat einen großen Vorzug vor dem Egzelino (bekanntlich ein Trauerspiel von demselben Verfasser, das hier im vorigen Jahre mit vielem Antheil aufgenommen ward) durch mehrere Scenen, in welchen die Phantasie ihren wahrhaft poetischen Aufschwung nimmt, was dort nicht so häufig vorkam. Hätte der Dichter bey dieser Gabe, welche ihn den vorzüglichsten Dichtern der neuern Zeit an die Seite stellt, eine große, klare Idee fest gehalten, und diese mit mehr Einfachheit ausgeführt, so dürfte eine ganz vollendete Dichtung entstanden seyn. Das Stück, wie es jetzt ist, enthält mehrere vortreffliche Partien, insbesondere ist der zweyte Akt vorzüglich geeignet, die Theilnahme anzuziehen und die Erwartung zu spannen. Der Ausgang des vierten Akts gleicht einer stürmisch wilden Landschaft und ist eine herrliche poetische Phantasie, ein schauervolles Finale; der fünfte Akt dient nicht zurück, und gibt Schlag auf Schlag ergreifende Scenen bis zum Schluß, der freylich aus dem Ganzen gerettet werden muß. Nach diesen gelungenen Scenen ist der Beyfall, welcher in der ersten Vorstellung zu wiederholtenmalen ausbrach, wohl zu erklären; auch die zweyte Vorstellung, bey der jetzigen Jahrszeit freylich nur schwach besucht, endete gleichwohl zur Zufriedenheit der Anwesenden." — Nachdem die Lichtseite des Stücks also dargestellt ist, geht es freylich tüchtig über den Charakter der Wittwe los; — doch sollen wir auch billig den Verfasser darüber hören. Die talentvolle Fr. Dett. Unzer soll die Wittwe, Lady Pembreck vortrefflich dargestellt haben; eine in diesem Augenblicke für sie um so schwierigere Aufgabe, als sie so eben von einer langen Krankheit hergestellt ist, und ein großer Aufwand von Kraft zur Darstellung dieser Rolle gehört. Es verlautet, daß diese Rolle eigentlich für die Schröder geschrieben sey; um so sonderbarer ist es, daß dieses Stück, das schon seit lange bey der Wiener Direktion sich befinden soll, noch nicht zur Aufführung gebracht ist, da doch die dort so mit Fug beliebte Schröder schwerlich eine Rolle finden wird, die sich mehr eignet, ihr seltenes Talent in dem glänzendsten Licht zu zeigen. Auch wird dem Hrn. Kühne und der Frau Dr. Reinhold wegen der Ausführung ihrer Rollen viel Lob ertheilt.

Auf der Stadtbühne hat Hr. Mayer aus Karlsruhe mehrere Gastrollen gegeben; als Carl Moor und Czaar Peter im Mädchen von Marienburg hat er am meisten Beyfall erworben. Jedoch schien er nicht bey den Kennern den bedeutenden Ruf, der ihm voranging, ganz zu entsprechen; die Reflexion trat manchsmal zu sehr hervor, und dadurch ward der Künstler ein wenig preciös — so kam es wenigstens mir vor, allein es ist ungeheuer schwer, einen Schauspieler beym ersten Blick und besonders unter einer fremden Umgebung, zu beurtheilen. — Die Schröderische Schule, deren Spuren hier noch unverkennbar sind, legt eine so anspruchlose Einfachheit an den Tag, daß es dem fremden Künstler schwer wird, denselben Ton zu treffen. Uebrigens ist eine große Festigkeit und Sicherheit bey dem Hrn. Mayer sichtbar. Er ist hier mehrmals heraus gerufen worden.

Die brave Sängerinn Demois. Braun hat leider von dieser Bühne und dem hiesigen Publikum Abschied genommen. Unzufriedenheit mit ihrer auf vielerley Arten verkümmerten Lage bey diesem Theater, wobey sie in den letzten Jahren als Darstellerinn und Sängerinn bedeutende Fortschritte gemacht, mag wohl die Ursache ihres Abganges seyn. Sie wurde, als sie zum Leztenmal in der Räuberburg auftrat, einstimmig heraus gerufen. Sie hat jetzt eine Kunstreise nach Kopenhagen unternommen, und wird sich nachher nach Wien begeben. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 53.

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 3. Juli 1821.

Uebersicht der Militärschriften von der Ostermesse 1821.

Im verflossenen Jahre stellte die Leipziger Ostermesse 35 militärische Schriften so fort ins Feld, und ließ davon noch sieben, deren Equipirung nicht ganz fertig geworden, nachrücken (s. Lit. Blatt Jahrgang 1820. Nro. 63 u. 64). Dießmal sind 38 Stück en Ordre de bataille erschienen, acht befinden sich im Depot, und fünf Militär-Karten unabhängig von ihnen vermehren das Ganze.

Ref. kann den pflichtmäßigen Rapport über all diese Bücher vor der Hand nur im Allgemeinen abstatten; denn er gründet sich zur Zeit einzig auf deren Enrollirung in dem Meßkatalog (und man weiß, daß die Herrn Buchhändler die löbliche Gewohnheit haben, oft Bücher als bereits fertig anzuzeigen, die dann oft noch halbe Jahre lang unter dem Preßbengel schwitzen). Jedoch behält er sich, so weit es die Oekonomie dieses Blatts erlaubt, eine detaillirtere Beurtheilung für die Folge vor. Jene Meldung nun hatten wir erst die Absicht in Versen zu liefern, wir standen aber von dem löblichen poetischen Vorhaben bey der Betrachtung ab, daß der Herr Redacteur dieses Blatts ein

so strenger Richter
als guter Dichter

ist, und manchmal die uns unbequeme Gewohnheit hat, unter der Rec. tief gedachte Abhandlungen, kleine scharfe Noten zu befestigen, die nicht immer zu der Melodie passen, die wir singen. Damit aber unsere günstige Leser sehen, was Sie dabey verlieren, geben wir Ihnen hier einige Stellen aus einem von uns auf den Bivouaks in Rußland (nota bene, ehe es fror) entworfenen Militär-ABC-Buch:

Der Auditor die Feder führt.
Beym Angriff er gleich retirirt.

Der Bivouac macht uns vielen Schmerz,
Doch — Brandewein erfreut das Herz.

Der General liebt meist die Pracht,
Auch die Grenad' Spektakel macht.

Der Marschall trägt die weisse Feder,*)
Den Marodeur schießt man aufs Leder.

Sollten diese Auszüge Beyfall finden; so würde das Büchlein mit passenden Stichen verziert in der Lesewelt erscheinen können, und „Nachtgedanken" als Zugabe, aus der Beywachtswelt geschöpft, den bunten Schein einer Zauberlaterne darauf werfen. Doch zur Sache!

Wir heben mit den Kriegszeitschriften an. Ihrer sind sechs, nämlich: „Militärische Blätter von F. W. v. Mauvillon 1ster Jahrgang 3ter und 4ter Band, und 2ter Jahrgang 1821. 1ster und 2ter Band, 8. Essen, Bädecke." — „Neues Magazin für Befestigungskunst und Artillerie, 2 Hefte mit Kpfr. gr. 4. Berlin, Reimer." — „Kriegsschriften, herausgegeben von Baierschen Offiziers, 3r Band oder 76, 85 u. 95 Heft, gr. 8. München, Thienemann." (Es wird darüber die nächste Recens. von uns geliefert werden, denn, trügt uns nicht alles, was wir davon gehört haben, so ist diese Zeitschrift, nächst der östreichischen, die vorzüglichste, die wir für Kriegsgeschichte in Deutschland besitzen). — „Militärwochenblatt (preussisches). Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs, 6r Jahrgang 1821 1s und 2s Quart. 4. Berlin und Posen, Mittler." Dieses Wochenblatt ist für die preuß. Monarchie in dem ersten Theile jedes Blatt's von sehr großem Interesse, da es aus höchster Quelle alle Militär-Beförderungen, Aenderungen, Versetzungen, Belohnungen und Bestrafungen, auch einen Nekrolog verstorbener höherer Offiziere enthält. Leider steht damit — was durch die kenntnißreichen Herrn Redacteurs (wenn wir nicht irren, Gen. Maj. Rühle von Lilienstern und Major v. Decker) so leicht zu ändern wäre und den Absatz dann bedeutend vermehren würde — der andere Theil, militärische Abhandlungen als Zugaben, in keinem Verhältnisse. Mit wenigen Ausnahmen, wozu wir die Beschreibung der, durch die Garnison von Berlin und Potsdam, ausgeführten Manövers u. s. w. rechnen, sind diese Aufsätze oft unbedeutend und meist langweilig. — „Oestreichische militärische Zeitschrift Jahrgang 1821, Januar bis Juni 8. Wien. Heubner in Kommiss." Auf ihren Werth haben wir bereits oben aufmerksam gemacht.

„Zeitschrift für die Kriegsgeschichte der Vorzeit. In Verbindung mit Mehrern herausgegeben von F. W. Brinken, 1r Band, mit Karten und Planen, gr. 8. Erfurt, Keyserische Buchhandlung." Hier ist höchst wahrscheinlich ein Druckfehler im Namen; denn in Nr. 27. des Lit. Bl. für 1821, finden wir die „Zeitschrift für die Kriegsgeschichte der Vorzeit" in obigem Verlag als redigirt von Beniken aufgeführt.

Kriegsbeschreibungen und Biographien von Kriegern, als den Kriegsschriften am nächsten verwandt, sind nachstehende:

Mathieu Dumas „Darstellung der militärischen Begebenheiten, oder historische Versuche über die Feldzüge von 1794 bis 1814 mit Charten und Plänen. Aus dem Französischen übersezt von Kausler, 3r Theil, gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Cottasche Buchhandlung. Angenom-

*) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die franz. kaiserlichen Marschälle zur Auszeichnung weisse Federn auf den Hüten hatten. A. des Rec.

men, daß die Charten und Pläne nunmehr gleichzeitig mit der Uebersetzung erscheinen, und überzeugt, daß der Herr Uebersetzer jezt ein großes Stück über die früher bey Perthes erschienene Uebersetzung, die nicht weiter als bis zu Ende des Jahres 1799 geht, hinaus ist, können wir der nicht Französisch verstehenden Lesewelt diese Darstellung ꝛc. als ein in jedem Betracht vorzügliches Werk empfehlen. — „Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 u. 13 aus den bewährtesten Quellen geschöpft und dargestellt von einem Staabsoffizier des Königl. Sächs. Generalstaabes; mit 4 Charten und Planen gr. 8. Dresden Arnold."

Der einfache Titel (simplex sigillum veri) und die Schöpfung aus den bewährtesten Quellen lassen um so mehr viel von dieser Schrift hoffen, als der Autor — bey der bekannten Tapferkeit der sächsischen Truppen, der Anzahl wichtiger Feldzüge, denen sie beywohnten, dem Eifer und der Kriegserfahrung ihrer Offiziere — nichts mehr zu thun hatte, als einen gehaltvollen Stoff gehörig zu verarbeiten. Warum aber, da er sich doch einmal nicht nennt, er bemerkt, daß er Staabs-Offizier ist, sehen wir nicht ab, da nur seine Einsicht, nicht seine Charge hier Einfluß haben kann. — „Kriegs- und Reisefahrten, herausgegeben von L. A. Fischer, 2 Bände 8. Leipzig, Hartknoch." führen wir als militärische Unterhaltungsschrift auf, da das Talent des Herausgebers hierzu genugsam bekannt ist und der Titel nichts mehr als dieß verspricht. Dagegen scheinen M. Meier's „denkwürdige Kriegs-Ereignisse im K. Baierschen Landgericht Eggenfelde von den Jahren 1632 bis 48, 1741 bis 45 nach ungedruckten Quellen" es mit der Belehrung ernstlicher zu meinen, und der, dem Refer. wenigstens, interessanten Chroniken-Literatur anzugehören. — „J. V. Moreau, sein Leben und seine Todtenfeyer, erzählt für junge Krieger und Freunde der Geschichte. Mit einer Abbildung seines Denkmals (zu Recknitz auf dem Orte, wo er blieb) 8. Dresden, Arnold," von dem um Literatur verdienten Professor Hasse, erfreut sich mit Recht einer zweyten Auflage. „Wie aber hat man im Jahre 1814 Moreau bey Dresden begraben können, da er doch schon 1813 blieb und sein Leichnam nach Petersburg geschafft wurde?" fragen die Leser. Der Fall ist zu besonder, um ihm nicht, da Ref. Augenzeuge war, etliche Worte zu widmen. Bekanntlich verlor M. in der Dresdner Schlacht in der Zeit beyde Beine, als die alliirte Armee von Buonoparte's rechtem Flügel tournirt wurde. M. ward gleich in ein Bauergut zu Recknitz getragen, die Beine augenblicklich amputirt, er dann, weil kein Moment zu verlieren war, auf eine Trage gelegt, und nach Lauen in Böhmen geschafft, wo er starb. Die abgenommenen Beine blieben ihrem Schicksal überlassen, und ohne zu wissen, wem sie einst gehört hatten, fand sie im September 1814 ein neuer Besitzer des Bauerguts in seinem Garten. Zufällig wurde dieß in Dresden bekannt, wo man gerade die Absicht hatte, dem für Deutschlands Freyheit gefallenen Helden ein Denkmal zu errichten. Der damalige General-Gouverneur Fürst Repnin ließ durch eine besonders dazu niedergesezte Kommission die Beine, die nun in Spiritus gelegt waren, besichtigen, die Länge derselben messen, und das Maß nebst einem Stückchen der noch an ihnen befindlich gewesenen Beinkleider mit einem Kourier nach Petersburg schicken, um solches dort mit dem Leichnam zu vergleichen. Es traf genau, und nun ward unter dem, wie erzählt, schon früher beabsichtigten und indeß errichteten Monument ein Grab ausgemauert, die Beine in eine Vase gethan, und mit den ausgezeichnetsten religiösen und militärischen Feyerlichkeiten daselbst beygesezt. — Militärisches Zeichenbuch in Kriegsscenen, von H. Cotta, enth. 24 radirte Blätter qu. 4. Rudolstadt, Hofbuchhandlung," und „Herzog's Johann von Marlborough Leben und Denkwürdigkeiten nebst dessen Original-Briefwechsel aus dem Familien-Archive zu Blenheim und andern echten Quellen gezogen, von Wilh. Coxe, übersezt vom Maj. F. A. von B. 3ter bis 6ter Theil gr. 8. Wien, Schaumburg u. Kompagnie." sind: ersteres die zweyte wohlfeilere Ausgabe, und lezteres Fortsetzung des, von uns schon im vergangenen Jahre angezeigten Werks. — Eigentlich können wir, streng genommen, J. V. Hecke's, K. Preuß. Lieutenants, „Reise durch die vereinigten Staaten ꝛc. 2 Bände 1 Kupfer gr. 8. Berlin, Petri in Kommiss." nicht zum Fach der Kriegsgeschichte rechnen; da sie aber, wie der Titel weiter sagt, „eine kurze Uebersicht der neuesten Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen in Südamerika und Westindien und eine Schilderung der Revolutionshelden und des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes von St. Domingo", liefert, glaubten wir doch die Anzeige davon nicht unterlassen zu dürfen. Es werden ferner, für diesen Zweig der Militärschriften, als noch herauskommend angekündigt: „Abriß des Kriegsschauplatzes in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813, 14 und 15. 2 Bände Text und 2 große Kupfertafeln jede von 30 Rhein. Z. Breite und 24 Z. Höhe. Enthält 58 Schlachten und Gefechte u. s. w. Herausgeg. v. d. K. Preuß. Kap. v. Rau und. Hänel gr. 8. Berlin, Maurer." Bedeutet dieß „u. s. w.", wie wir hoffen, Belagerungen, so wäre es besser gewesen, diesen merkwürdigen Theil des lezten dreyjährigen Krieges deutlich mit zu bezeichnen. — Ritter v. Muffinans „Geschichte der Französischen Kriege in Deutschland, besonders auf Baierschem Boden in den Jahren 1796 — 1809. 2 Bände mit einer Charte und Beylage, gr. 8. Schulzbach Seidel." —

Werke, welche die reine Wissenschaft fördern sollen, giebt es zwölf, als: „Die Kriegsbaukunst nach Grundsätzen, welche von jenen verschieden sind, die man bisher befolgt hat. Für Offiziere von allen Waffen, die sich zu höhern Befehlshaberstellen geschickt machen wollen, von Cicemeyer mit Planen, gr. 8. Leipzig, Baumgärtner." Dieser Titel scheint den stillen Vorwurf für die jezigen höhern Befehlshaber in sich zu tragen, als wenn diese nicht so für ihre Stellen geschickt seyn dürften, weil sie die Kriegsbaukunst nach den bisherigen Grundsätzen treiben oder treiben lassen. — „Die Militär-Graphik in besonderer Hinsicht auf die Situationszeichnung in 2 Theilen von Georg Whoover; 1ster, vorbereitend-wissenschaftlicher Theil, gr. 8. mit 7 Kupfertafeln in Qu. Folio, Leipzig, Hinrichs." — Friedr. v. Hügels „Taschenbuch für den Infanterie-Offizier im Felde, 8. Stuttgart, Metzler. — Wenn die Herren alle die Hand- und Taschenbücher bey sich führen sollten, die nur in den lezten fünf Jahren für sie geschrieben wurden, dürfte leicht weder Tasche noch Tornister, und wenn ihnen zu Gefallen alles andere über Bord flöge, zureichen. Es ist mit den Titeln für Hand und Tasche jezt bald so arg, als mit den Versicherungen der Verleger, daß die Lesewelt wieder ein einziges Geschenk in dem und dem Buch erhalte. Wo ist aber, mit Ausnahme des sel. Stolbergs, der Autor zu finden, der seine Schriften dem Verleger schenkt? und wo gar der Verleger, und wenn er sie selbst geschenkt bekäme, der sie der Lesewelt schenkte?

„Theorie des höhern Offiziers, vom Artill. Hauptm. v. Kaußler. Mit vielen Plänen, gr. 8. Leipzig, Industrie-Komtoir." — Des Obrist Bar. Howard Douglas „Bemerkungen über die Beweggründe, Irrthümer

und Tendenz der Carnotischen Vertheidigungs-Grundsätze, nebst einer Auseinandersetzung der Mängel seines neuen Befestigungssystems und der von ihm in Vorschlag gebrachten Veränderungen, zur Verbesserung der Werke bestehender Festungen. Aus dem Englischen von Bachofen v. Echt gr. 8. Koblenz, Hülscher." Also eine Kriegsschrift in doppeltem Sinne, eine polemische. D. T. de Morla's „Lehrbuch der Artillerie-Wissenschaft, aus dem Spanischen von J. G. v. Hoyer, 1r Band, zweyte verm. und verb. Auflage gr. 8. Leipzig, Barth."

G. v. Scharnhorsts, „Handbuch für Offiziere, 4r Band, abhandelnd den Festungskrieg und Strategie, als Fortsetzung abgefaßt vom Gen. Major v. Hoyer gr. 8. Hannover, Helwingsche Hofbuchhandlung." Hier sehen wir einen fleißigen Lebenden sich unter des großen Todten Firma begeben!

General Maj. v. Valentin „die Lehre vom Kriege, 2r Theil. Mit 25 Plänen, gr. 8. Berlin, Baicke. (Leipzig, Liebeskind in Kommiss.)"

J. v. Xylander, „die Strategie und ihre Anwendung auf die europäischen und deutschen Staaten im Allgemeinen und die südwest-deutschen Staaten ins besondere, mit 1 Kärtchen (das „Kärtchen" klingt neben der ernsten „Strategie" nicht gut) 2e verm. und verb. Aufl., 8., München, Lindauer." — Von demselben und bey demselben, „Lehrbuch der Taktik, 2r Theil, Waffenlehre, mit 3 Kupfertafeln, gr. 8." — Angekündigt wird: „Versuch einer Theorie des Terrains v. J. v. Brixen, 2 Theile, neuverb. Aufl. mit 16 Kupfertafeln, gr. 4. Berlin, Maurer." Hierauf glauben wir als verbesserte, und noch dazu neuverbesserte Auflage aufmerksam machen zu müssen; denn die so wichtige Terrainlehre ist gerade der am meisten vernachlässigte Theil der ganzen Kriegswissenschaften, und uns darüber nur das schon ziemlich alte Müller'sche Werk als ein nützliches bekannt. Ferner erscheint: Rüdle von Lilienstern's „Taschenbuch für Offiziere, zur Belehrung im Frieden und zum Gebrauch im Felde" gr. 8. Berlin, Reimer. Wir sehen hier die Tasche in der Hand.

An diese eben angezeigten rein wissenschaftlichen Schriften schließen sich zehn andere als Lehrbücher an:

Chevalier d' Eickhardts (warum nicht des Ritters v. Eickhardt? da der ganze Titel deutsch ist) „Versuch einer militärischen Zeitmessung aller im K. K. österreich. Infanterie-Reglement enthaltenen Bewegungen, nach beyderley Schrittarten", (was für beyderley? etwa Ordinär- und Duplirschritt? oder Parademarsch und Sturmschritt? — sowol auf den Kriegs- als Friedensfuß (marschirt und exerzirt man denn auf einem solchen Fuß schneller oder langsamer als auf dem andern?) „nach mathematischen Grundsätzen, nebst kritischer Prüfung der zu- und abnehmenden Verhältnisse der Zeiträume, der Differenzen in der Bewegungsdauer 2c. sammt Uebersicht und Reductionstabellen 2 Thle. 8. Wien bey Wallishauser in Komm." — Fr. Hüblers „Militär-Oekonomie-System der K. K. östreich. Armee, 2r bis 5r Band, gr. 4. Wien (Leipzig b. Vogel in Commiss.)" — Desselben „Vorlesebuch" (Ist man denn nicht im Stande jedes Buch, das man lesen kann, auch vorzulesen?) „über die Militär-Oekonomie-Kontrolle der K. K. östr. Armee, gr. 4. Wien (Ebendas.)" — G. W. Leonhard, Artillerie-Hauptmann, „Vorlesungen über die Anfangsgründe der Mathematik zum Gebrauch der K. K. Artillerie, 3r Band 1ste Abth. zweyte Aufl." Auch unter dem Titel: „G. W. Leonhard's Vorlesungen über die Theorie des Richtens" (der Kanonen und Mörser wahrscheinlich?) — „Perspective, mathematische Geographie, Geodäsie, Bestimmung des Höhenunterschieds und die Minen. Mit 3 Kupfern. Zweyte verb. Auflage gr. 8. Dresden, Walthersche Hofbuchhandlung." — Nettos „Zwölf Uebungsblätter der Situationszeichenkunst nach der Lehmann'schen Theorie, eine Zergliederung der Erdberge, nach der Terrainlehre geordnet, enthaltend besonders für diejenigen Portepeefähnrichs und Unteroffiziers des preuß. Heeres, welche sich zum Examen vorbereiten wollen, 8. Berlin Maurer." — L. Salis, „Lehrbuch der Mathematik für die Militärschulen und zum Selbstunterricht, 1r Band, Arithmetik." (Auch unter dem Titel: „Lehrbuch der Arithmetik für Militärschulen") 8. Wien, Heubner. — T. W. Schädel, „Fragmente zur wissenschaftlichen Erklärung der Kriegsartikel für die Unteroffiziere und gemeinen Soldaten der K. Preußischen Armee, d. d. Königsberg den 3. August 1808 und den damit in Verbindung stehenden Verordnungen neuerer Zeit, 8. Berlin und Posen, Mittler.*)" — „Encyklopädisches Lexikon der Erd- Land- und Feldvermessung nebst der Entwerfung der Charten und Risse, zunächst bearbeitet für Ingenieure, Kameralisten und Civil-Geometer von W. E. A. v. Schlieben. Mit 14 Kupfertafeln in Fol. und gr. 8." Leipzig Hinrichs." Herrn von Schliebens Verdienste um diesen, in so verschiedene Gebiete des praktischen Wissens einschlagenden Zweig sind zu anerkannt, als daß sie besondere Empfehlung bedürfen. — Hierüber sollen noch herauskommen: Maj v. Lindenau, „Anleitung zu Unterhaltungsstunden für Offiziers mit Unteroffiziers und dem gemeinen Mann (warum nicht lieber Soldaten? das ist ja weit passender und humaner ausgedrückt, und man spricht ja selbst im Dienst nicht „der gemeine Mann", sondern der Soldat), vorzüglich in Hinsicht der Kavallerie (auf die Kavallerie, wäre wohl richtiger) 2e Aufl., 8. Leipzig Seeger. — K. B. Preusker's (K. Sächsisch. Regimentsquartiermeisters) „Darstellung der Militär-Wirthschafts-, Rechnungs- und Kanzley-Geschäfte oder der schriftlichen Dienstleistungen bey dem Kriegswesen, und der dazu erforderlichen wissenschaftlichen Bildung, gr. 8. Leipzig Leich." Hier scheint uns ja nun das schreibende Hauptquartier in seinen geheimsten Leistungen aufgedeckt. —

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieses Buch kann eben so gut unter die vorige Rubrik gesetzt werden.

Die Leipziger Büchermesse.

Ostern 1821.

Zweyte Uebersicht. Für gelehrten Bedarf.

(Beschluß.)

Von allgemeineren Artikeln sind anzuführen: an neuen Zeitschriften: C. Zimmermann u. A. „Monatsschr. für Predigerwissenschaften", 1s Semester (Darmst. b. Leske); und A. Räs u. N. Weiß „der Katholik," eine relig. Zeitschrift zur Belehrung und Warnung 1. (Mainz b. Müller), welche vielleicht an die Stelle des, hier nicht erwähnten, Gratz'schen Apologeten getreten ist und denselben leicht ersetzen mag. Die übrigen Zeitschriften und Sammlungen werden sammt und sonders fortgesetzt. J. G. F. Meinecke hat für ein „theologisch-encyklopädisches Wörterbuch" (Halle b. Gebauer) gesorgt. Theolog. Encyklopädien erhalten wir 3 von L. D. Cramer (Lpz. b. Reclam), v. Stäudlin (Hannover b. Helwing) u. von Berthold B. 1. (Erlangen b. Palm). Keil's opuscula sind von Goldhorn (Lpz. b. Barth) gesammelt worden.

Zum Bibelstudium gehören an 50 Art., und viele, namentlich die zahlreichen Berichte der Bibelgesellschaften, sind nicht aufgeführt. Aufmerksamkeit nehmen besonders in Anspruch: J. Schultheß „exeget. theolog. Forschungen" 2 B. NA. (Lpz. b. F. Fleischer) und 3 B. 1 St.; dessen „Paradies, nebst e. Revision der allgem. biblischen Geographie" NA. (das.); „der biblische Orient" 1. 2. (München b. Fleischmann); J. Jahn „Nachträge zu seinen theol. Werken ꝛc. nebst glaubhaftem Zeugnisse über die Conformität dieses Abdrucks mit dem handschriftl. Original des Verewigten" (Tübingen b. Laupp). — Von 17 zum Alten Testamente gehörigen Art. werden ausgehoben: „Einleitung in die kanon. B. des A. T." (Lpz. b. Steinacker); W. J. Hufnagel „der Cherubhim Anfang und Ende im Paradies" (Frkf. b. Varrentrapp); „Pentateuch vom Abt Venusi" 1. 2. (Prag b. Krauß); J. A. Kanne „die goldenen Aerse der Philister" (Nürnb. b. Riedel); Kelle „die h. Schr. in ihrer Urgestalt" 4r Th.; „Salomon's Sprüche übers. von L. F. Melsheimer" (Mannh. b. Schwan); „das Lied der Liebe" vortrefflich bearbeitet von Umbreit (Gött. b. Vandenhoek); Canticum Canticorum ed. Fr. Uhlemann (Lpz. b. Hartmann). — Unter 16 das Neue Test. betreffenden Art. scheinen Auszeichnung oder Beachtung zu verdienen: von mehreren Abdrücken einer in Malayischer Sprache (Lpz. b. Weidmann); F. B. Köster „Immanuel oder Charakteristik der neutestamentlichen Wunder-Erzählungen" (Lpz. b. Barth); A. Graß „kritisch hist. Commentar über Matthäus" 1r B. (Tübingen b. Laupp); C. G. Stein authentia evang. Joannis contra Bretschneideri objectiones defensa (Brandenburg b. Wiesike); G. S. Jaspis versio latina epist. et libri visorum Joannis perp. adnot. illustrata N. A. (Lpz. b. Weidmann); Dr. Schulz „über die Parabel vom Verwalter" (Breslau b. Max); „Apostelgeschichte übers. m. Anm. von J. H. Kistemaker" (Münster b. Theissing); Pauli Ed. ad Romanos interpretatus est E. G. A Böckel (Greifsw. b. Mauritius); Pauli Ep. ad Galatas illustr. G. B. Winer (Lpz. b. Reclam); F. A. Sepffarth de epistolae, quae dicitur ad Hebraeos, indole maxime peculiari (Lpz. b. Reclam).

Auf Dogmatik und Moral kommen 34 Art. Der Kampf über Rationalismus und Supranaturalismus erhält sich noch im Gange. K. C. F. Zöllich giebt „Briefe über den Supranaturalismus, ein Gegenstück zu den Br. über den Rationalismus" heraus (Sondersbausen b. Voigt); A. H. Ziegler erklärt sich „über die Verwerflichkeit des der kathol. K. eben sowol als den evang. u. ref. K. widerstrebenden theolog. Rationalismus" (Freyburg b. Wagner), und J. A. Voigtländer versuchet in „Christenthum und Widerchristenthum" (Dresd. b. Arnold) die evang. Wahrheit darzustellen und zu vertheidigen. Dagegen unterwirft J. Ch. Schreiter „die auffallendsten Behauptungen des P. Harms, vorzüglich die Vernunft, das Gewissen und ihr Verhältniß zur Offenbarung betreffend, einer unparteyischen Kritik" (Eisenberg b. Schöne) und L. A. Kähler spricht sich aus „über die doppelte Ansicht, ob Jesus blos ein jüdischer Landesrabbine oder Gottes Sohn gewesen sey?" (Königsb. Univ. B.) Augusti hat Melanchthon's loci theologici nach der 1sten Ausg. wieder abdrucken lassen (Lpz. b. Dyk); Schott's Lehrbuch NA.; Onymus Glaubenslehre 2r Th. — L. D. Cramer untersucht „die göttliche Vorherbestimmung" (Lpz. b. Reclam); Ph. Marheineke beabsichtigt in „Ottomar" (Berl. b. Nicolai) über Augustinus Lehre von Freyheit des Willens und von Gnade polemisch Licht zu verbreiten; C. Sartorius will „die lutherische Lehre vom Unvermögen des freyen Willens zur höheren Sittlichkeit" (Gött. b. Schneider) aufrecht halten; und G. Wiggers versucht den „Augustinismus und Pelagianismus" (B. b. Reimer) pragmatisch darzustellen. A. T. A. F. Lehmus hat „die Lehre von der Versöhnung" (Sulzbach b. Seidel) bearbeitet. — Zu günstigen Erwartungen berechtiget Baumgarten-Crusius „Handb. der christlichen Moral" (Lpz. b. Engelmann). Für Patristik sind nur 4 Uebersetzungen angemeldet.

Unterrichtsbücher sind 34 protest., 13 katholische.

Der Pastoraltheologie gehören 38 Art. an. F. C. A. Heydenreich beleuchtet „wichtige Anforderungen der Zeitgenossen an die Lehrer der Religion" (Erfurt b. Müller); aber wie mögen Viele hinter diesen Forderungen zurück bleiben, wenn ihnen ein „Hand- und Hülfsbuch zur Verfertigung von Personalien und Lebensläufen in Entwürfen und Mustern" 2 B. (Breslau b. Schöne) noch nöthig ist? — Unter 13 homilet. Art. zeichnen sich die von Greiling und Hacker, unter 5 katechetischen die Dinter'schen, unter 4 liturgischen kein namhafter aus.

Erbauungsschriften, die Unterrichtsbücher für die Jugend dazu gerechnet, belaufen sich auf 260. Darunter sind 6 Gesangsammlungen; Predigtbücher 25 von Katholiken (die besseren von J. A. Schneider 2r Th., Mutschelle, J. Lindl, Gehrig, Zenger, Mühling, Muth); 48 von Protestanten; darunter die vorzüglicheren von Hanstein, Dr. Müslin, J. Schuderoff, Röhr, J. C. F. Steudel, G. C. F. Seidel, Zimmer, L. D. Cramer, G. F. Dinter, C. F. Gebauer; J. H. B. Dräseke „der Weg durch die Wüste"; Marezoll „Festpredigten"; F. V. Reinhard's „sämmtliche zum Theil noch ungedr. Reformationspredigten, herausg. von L. Bertholdt" 1. (Sulzbach b. Seidel); Harms „christologische Pr." (Kiel Akad. B.) — Gebet- und Andachtsbücher 130: J. Tauler „Nachfolgung des armen Lebens Christi, herausgegeben von N. Cassieder" (Frkf. Hermann); protestantische 52, darunter eins von J. P. Hundeiker; Bogatzky Schatzkästlein wird zum 37mal aufgelegt; D. L. Köhler hat ein Andachtsbuch für Dienstboten, ein Ungenannter eins für christliche Hebammen in 12. verfaßt; katholische 78, darunter die vorzüglicheren von Wessenberg, J. A. Schneider 4te A., M. Sailer, Dereser's Brevier 4r B. 8te A.; „die Stunden der Andacht" 6. u. 7. A.; freylich werden auch wieder abgedruckt: P. Cochem güldener Himmelsschlüssel, der Marianische Gnadenhimmel mit 12 Sternen verziert, die geistliche Sonnenblume u. s. w.

* * *

Unter den für die Zukunft angekündigten Schriften sind zu bemerken: J. J. Griesbach's opuscula academica herausg. von J. P. Gabler 2 B. (Jena b. Frommann); Ulrich's von Hutten Werke herausg. v. Münch 4 Th. (Giessen b. Heyer); Mone Mythologie der german., nord. u. celtischen Völker (Darmst. b. Leske); Tweften über die Aechtheit des Evangeliums des Johannes, gegen Bretschneider (Lpz. b. Tauchnitz).

Druckfehler.

In der Antwort des Recensenten auf Herrn D. Schwabe's Antikritik (Jenaer Lit. Bl. Nr. 7. 1831) ist S. 26. Sp. 2. Z. 30 von oben ein sinnverkehrender Druckfehler stehen geblieben. Für: an sich unglaubliche muß es heißen: an sich nicht unglaubliche.

Hr. Prof. Zimmermann giebt zwar seine, Nro. 35 angezeigten, „Dramaturgischen Blätter" in Hamburg heraus; aber sie heißen nicht: D. B. in H. (welches abgeschmackt wäre), sondern D. B. für Hamburg.

Nro. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Juli 1821.

Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wers nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Schiller. An die Freude.

Das Pathen-Geschenk.

(Fortsetzung.)

Es blieb bey der Abrede. Ich ging den nächsten Morgen nach der Expedition hin, und wunderte mich nicht wenig über die Menge Zettel, die man mir in die Hände gab; und ganz auf die Unterhaltung erpicht, die sie uns versprachen, eilte ich zu meinem alten Freunde, der mich mit Unruhe zu erwarten schien. — „Nun!“ rief er mir ungeduldig entgegen. — „Lasst mir nur Zeit! Ich habe die ganze Tasche voll.“ — Sein Gesicht wurde sichtbar erheitert, und sein Auge ruhte mit Wohlbehagen auf dem grossen Haufen, als umschlösse jeder Zettel eine zärtliche Zusicherung der innigsten Ergebung; jedoch schien es, als fürchtete er selbst, durch ihre Eröffnung seiner Freude ein Ende zu machen.

Ich machte mich schnell darüber her, und in der That meine Erwartung ward nicht getäuscht; allein eben so wie meine gute Laune stieg, wurde die seine immer finsterer, bis uns, — nachdem wir uns durch sechs bis sieben fast unleserliche Zettel abgemartert hatten, in deren theils schwülstigem Unsinn, theils devotem Schnickschnack wir uns nur vergebens bemüheten, den Sinn herauszufinden — einer in die Hände fiel, der auf einmal beyder Aufmerksamkeit fesselte, und uns zum Erstaunen brachte. Hier ist er:

„Mein Herr!“

„Obgleich ich den Schritt, den ich vorhabe, einer strengen Prüfung unterworfen, ergreife ich doch mit Schaamröthe die Feder. — Ich weiß selbst nicht warum; denn indem ich mich erbiete, Ihre Begleiterinn durchs Leben zu seyn, bin ich mir keiner Absicht bewusst, über die ich zu erröthen brauche. Sie wünschen sich zur Mitgabe Nachsicht und Geduld — ich kann Ihnen noch etwas mehr anbieten: ein Herz von tiefem unerlöschlichen Gram erfüllt, welches Ihnen die Versicherung geben muß, daß, während die Jugendgefühle verdünstet, eben die zurückgeblieben sind, die — ich hoffe es — dem Manne wohlthätig seyn werden, der — so wie es scheint, nur Anhänglichkeit und Pflege begehrt. — Es ist nur meine volle Ueberzeugung, diese Eigenschaften zu besitzen, die mir Muth mache, diesen Brief niederzuschreiben, so wie auch nur der Geist, der aus Ihrer Anzeige spricht, mir das Zutrauen eingeflößt hat, welches das Zartgefühl meines Geschlechts besiegt. Eben darum rechne ich auch auf eine strenge Erfüllung des Versprechens, womit Sie schließen, und diesem vertrauend, will ich, insofern ich in diesen Tagen in der nämlichen Zeitung eine neue Anzeige lese, worin ein Ungenannter ersucht wird, eine alte Schuld einzulösen, mich, schwarz gekleidet im schwarzen Schleyer, denselben — und, in der Voraussetzung einer möglichen Verhinderung, den folgenden Abend um sieben Uhr, unter den Linden, auf der Bank der lezten Straße gegenüber einfinden, und werde demjenigen, der eben, so wie ich, schwarz gekleidet, auf diese Schuld fein anzuspielen weiß, mein Vertrauen in dieser Angelegenheit schenken. Mein Herr! Daß ich hier nicht meinen Namen nenne, daß ich Ihnen nicht den

„kleinſten Umſtand mehr mittheile, werden Sie — hoffe „ich — entſchuldigen. Ich halte ſtreng auf meinen Ruf, „und habe keinen einzigen Vertrauten.“

Wir ſchwiegen beyde einige Augenblicke; endlich riß er mir den Brief aus der Hand, las ihn ſtill und ſinnend mehrmals durch; gab mir ihn dann mit einer gewiſſen Feyerlichkeit und den Worten zurück: „Ich lege mein Glück in Ihre Hände!“

„Wie!“ rief ich verlegen, „iſt es wirklich Ihr Ernſt? Vergeſſen Sie denn, daß ein Brief, wie dieſer, dem wahren Eigenthümer zu Händen kommen muß?“

„Der bin ich!“ erwiederte er mit Feuer, „ich bin es, der jene Anzeige geſchrieben hat! Ich ſchämte mich, es Ihnen anzuvertrauen, weil ich ſelbſt an dem Erfolg verzweifelte; aber jezt, jezt! Sie haben mir ja Ihre Freundſchaft geſchenkt?“

Ich gab ihm aufs neue die Zuſicherung derſelben.

„O!“ fuhr er bewegt fort, während ſeine Blicke noch immer auf dem Zettel ruheten, „der Ausdruck des Ganzen, beynahe dürfte ich ſagen, jeder Zug dieſer Buchſtaben ruft mir die Zeit zurück, wo ich glaubte, daß kein Herz heiß genug für mich brennen könne, und nun bin ich mit einer wohlwollenden Hand zufrieden!“

Er ſah mich mit einem ſo wehmüthigen Blick an, daß ich fühlte, wie viel er hatte leiden müſſen, bevor ſein Herz von dieſer Hülle von Phlegma umgeben worden war, die ich für ſeinen angebornen Charakter genommen hatte.

Als ſein Gemüth etwas ruhiger wurde, theilte er mir ſeine Pläne für die Zukunft mit, und dieß mit einer Beſtimmtheit, die mich vermuthen ließ, daß dieſe Idee ihm ſchon lange vorgeſchwebt hatte; allein ein unerwarteter und ergreifender Zufall vermochte ſie nur in Ausübung zu bringen. Unſere Unterredung endete damit, daß er mir die Ausführung ſeines Vorhabens überließ.

Ohne Verzug befolgte ich genau die Vorſchrift des Briefes, allein obgleich ich der Sache wirklich eine ſehr ernſtliche Seite abzugewinnen begann, konnte ich mich doch der Neugier und der Luſt zum Lachen nicht erwehren, und als ich mich den folgenden Abend zur beſtimmten Zeit an Ort und Stelle verfügte, warf ich einen Mantel über den ſchwarzen Frack um einige kleine Unterſuchungen unbemerkt anſtellen zu können, ehe ich mich zu erkennen gab. So wie ich hinkam, war niemand da; doch als ich die Linden einmal auf und niedergegangen war, erblickte ich ein Frauenzimmer an der beſtimmten Stelle, und inſofern die Dämmerung mir es geſtattete, konnte ich nicht bezweifeln, daß es die Erwartete ſey. Ich hüllte mich noch tiefer in den Mantel, grüßte ſie, und ließ mich auf dieſelbe Bank nieder. Es kam mir vor, als werde ſie ernſt und verlegen, und da ich ſie nach einer kleinen Pauſe darauf aufmerkſam machte, daß die Witterung allerliebſt ſey, bekam ich keine Antwort. Ich machte noch ein Paar Bemerkungen, allein die Dame blieb ſtumm. — Nun rückte ich ihr näher; ſo wie ich, während ich den Mantel zurück ſchlug, ihre Hand, mit den Worten faßte: „Wenn Sie wirklich diejenige ſind —“ ward ihr plötzlich übel, und ſie würde ohnmächtig zu Boden gefallen ſeyn, wenn ich ſie nicht in meine Arme aufgefaßt hätte. — Ich warf ſchnell ihren Schleyer zurück, und ſuchte ſie wieder zu ſich zu bringen, allein man ſtelle ſich mein Erſtaunen vor, als ich in der erſten Minute meine jüngere Tante in ihr erkannte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Alte Freunde.

(Beſchluß.)

Nach ihnen griff ich auch hier zuerſt. Die ſchöne empfundene Elegie von Gellert auf den Tod ſeines Freundes Wille in Jena:

„Du, dem ein weiſer Gebrauch der Jugend, welche dich ſchmückte,
Das Ziel der glücklichſten Tage verhieß,“

die wir mit mehrern Verbeſſerungen des Ausdrucks in der Sammlung ſeiner Werke aufbewahrt finden, und ſie verdient es, denn ſie iſt wahrer herzlicher Erguß einer liebenden Freundesſeele; Klopſtocks Ode an Young: „Stirb prophetiſcher Greis,“ und der treffliche lyriſche Dialog: Hermann und Thusnelde von eben demſelben, ſo wie mehrere liebliche Lieder von Kleiſt, an Damon, Amynt u. ſ. w. feſſelten vorzüglich meine Aufmerkſamkeit und erneuerten das Süße der Jugendgefühle, womit ich ſie einſt las. Was aber, als ich dieſer holden Erinnerung den Zoll hatte bezahlt, meinen kritiſchen Sinn weiter angenehm beſchäftigte, war die Vergleichung der verſchiedenen Form, in der ich ſie hier fand, mit der ſpätern. Wäre es nicht lehrreich, dachte ich, für unſre Jünglinge, wenn ſie eine ſolche Vergleichung öfter anſtellten, oder zu einer ſolchen veranlaßt würden, wozu in Leſebüchern, wie z. B. die ſchätzbaren Vorleſungen über deutſche Klaſſiker, von Sauer und Neuhofer, (Tübingen in der Cotta'ſchen Buchhandlung 1810) ſind, und ſonſten Gelegenheit wäre. Am meiſten verſchieden und unvollkommen noch in dieſer erſten hier mitgetheilten Form fand ich die Kleiſtiſchen Gedichte: z. B. der Anfang von dem zarten idylliſchen Gedichte lautet hier faſt noch ſchülerhaft:

Sie meidet mich! es iſt um mich geſchehen;
Ein fernes Thal raubt ſie auf ewig mir.
Dort ſah ich ſie: die Luft ſoll mich anwehen,
Sie kommt vielleicht von ihr.

Wie viel beſſer die Veränderung, in der das Gedicht, wo ich nicht irre, ſogleich in der erſten Sammlung ſo abgedruckt iſt!

Sie flieht fort! Es ist um mich geschehen!
Ein weiter Raum trennt Lalagen von mir.
Dort floh sie hin: Komm Luft mich anzuwehen;
Du kommst vielleicht von ihr.

Wie viel hat an Bestimmtheit, an Reinheit und Lebhaftigkeit des Ausdrucks diese Anfangsstelle durch die nochmalige Verbesserung gewonnen! Die übrigen jetzigen Veränderungen in den folgenden Strophen sind minder bedeutend; sie bedurften ihr auch weniger, denn auffallend ist es, daß nach einem so schülerhaften Anfange plötzlich die treffliche Strophe: Wo blüht die Flur ꝛc. ꝛc., die ganz so da steht, wie wir sie jezt noch haben, folgen konnte; indeß sind auch sie z. B. in der vierten Strophe statt ein'ge Blicke, kurze Blicke, und des ebenfalls harten dann stürz Geschicke, dann stürz o Glücke, zweckmäßig und gut. Ebenfalls ist das Gedicht an Damon jezt ziemlich verändert. Mehrere Strophen sind in Eine zusammengezogen; die Anfangsstrophen und die Endstrophen z. B. und einige ungeschickte Ausdrücke und Wendungen, wie z. B.

Mädchen! küß mich, mich verlangt,
O! mein froher Schädel wankt.
Laß mich unter Scherz und Lallen
Sanft dir in die Arme fallen.

gut vermieden, so daß das Gedicht an Kürze, Wohllaut und Feinheit gewann. Wie widrig hier z. B. die Schlußstrophe:

Alles sieht mich lächelnd an;
O Evoë, o Evan!
Laß sich nur zu deinen Ehren,
Damon auch einmal bekehren.

Ein anderes Gedicht, Phyllis Selbstgespräche, das zwischen diesen beyden hier VI. B. II. St. mitten inne steht, und offenbar auch von Kleist herrührt, da es im Ganzen Farbe und Ton der Kleistischen Dichtart hat, ist von dem Verfasser später nicht in seine Sammlung aufgenommen worden; einige Züge daraus aber scheint er anderwärts in seinen Liedern benuzt zu haben, wie z. B. die zweyte Strophe:

Dieß ist das Thal, worin aus Daphnis Augen
Die erste Glut in meine Seele drang:
Hier lag er jüngst, hier will ich jezt mich legen,
Sein Leib hat diesen Klee berührt.

Du würdest mich, wie jetzo dich, bedauren;
Wär meine Qual, o Daphnis! dir bekannt;
Ich sah mein Blut in deinen Zähren rinnen,
Du seufzest und mein Geist entflieht.

Man sieht, Pinsel und Farben in diesem Gedichte sind noch ziemlich schwach und matt, und die reimlose Versart hebt das Matte des Kolorits noch mehr hervor.

Vollendeter tritt Klopstock hier auf. Und doch hat auch er Anlaß gefunden, in den spätern Ausgaben der noch etwas mangelhaften Diktion nachzuhelfen. Z. B. sogleich in der ersten Strophe des Dialogs Hermann und Thusnelde ist offenbar der Schluß:

„So hats ihm
Noch nicht vom Auge geflammt"

sprachunrichtig, und dieß sprachunrichtige noch nicht jezt in niemals (S. Kl. Od. I. Göschen S. 112.)

In der zweyten Strophe, wo wir jezt lesen:

Komm und athm' und ruh hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht.

hat der vor mir liegende erste Abdruck die Lesart:

Komm', athm' und ruhe
Von der donnernden Schlacht in
Meinen Umarmungen aus.

Sollte es nicht Leser geben, die vielleicht die erste Lesart stärker fänden? Aber ich glaube, Klopstock änderte eben, weil er die Rede zu wenig einfach in Thusneldens Munde glaubte. In der dritten Strophe ist wieder das unrichtige noch nicht mit Recht jezt abgeändert; — so hat dich niemals Thusnelde geliebt. Der Schluß des Ganzen, wo nun steht: Folg du und wein' ihm nicht nach, lautet undeutlicher und unbestimmter in der ersten Ausgabe folgendergestalt:

„Besser gefolgt, als beweint!"

Die Ode an Young hat gleichfalls in Rücksicht auf Sprache und Diktion in den spätern Abdrücken einige vortheilhafte Veränderungen erfahren: Eine wahre Verbesserung ist gewiß im Anfange statt: sproßte längst schon empor, und dir zu rinnen, steht manche freudige Thräne — das jezt bestimmtere mehr sagende: lang schon empor; daß sie dir rinne, steht schon die — statt fern an die Wolken hin: lesen wir jezt hoch an die Wolken hin: die Posaune, die in der zweyten Strophe ein Wecker der Todten genannt wird, ist nun nach Fug zur Todten-Weckerinn gemacht. Die alte L. A. war: wenn sie von der Posaune diesem Wecker der Todten spricht. — Wie ein Jubellied tönt in der lezten Strophe, wo ein kretischer Fuß unrichtig als ein daktylischer gebraucht ist, mußte nun weichen der richtigen Sylbenmessung: Wie der Jubel ertönt. — Doch ich breche meine weitern Vergleichungen, die ich mit andern Dichtern anstellen könnte, ab, um sie nicht zu ermüden. Leben Sie wohl. —o.

Giebt es Vorbedeutungen?

So möchte man wohl von neuem bey einer Begebenheit fragen, die vor einigen Wochen in Breslau vorgefallen ist, und die gesellschaftlichen Gespräche lange belebte.

Ein Brautpaar wurde in einer Kirche Breslau's öffentlich getraut. Während der Feyerlichkeit ließ sich von der Decke oder dem Kronenleuchter eine große schwarze Spinne über dem Haupte der Braut, und auf dieses nieder. Bald bemerkt, wurde sie hinweggerissen. Als beym fröhlichen Hochzeitschmaus Braut und Bräutigam einstimmend in die Glückwünsche der Versammlung, und dankend auch ihre Gläser zum Anklingen ergriffen, um selbst anzustoßen, zersprangen beyde Gläser in dem Augenblicke der nicht bedeutend starken Berührung. Am Morgen früh findet man Beyde in ihrer Brautkammer vom Kohlendampf tödtlich betäubt; sie war nicht mehr zu retten, er wurde allein mit Mühe dem Tode entrissen! Wir fragen noch einmal: giebt es Vorbedeutungen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Beschluß.)

Die sehr gut gemalten und beleuchteten Prospekte mit beweglichen Figuren, die Hr. Gropius aus Berlin, unter dem ein wenig falsch bezeichneten Namen: Theater, hier gezeigt hat, haben allen Zuschauern einige Stunden volle Befriedigung gewährt. — Diese Kunstsachen sind beynahe ganz so eingerichtet, wie die es waren, welche vor etwa zwanzig Jahren die Herren Pierre und de Gabriel in verschiedenen deutschen Städten aufstellten. In Hinsicht der perspektivischen Anordnung, der Zartheit der Malerey und der Wahl der Gegenstände dürfen wohl die Gemälde des Hrn. Gropius Vorzüge besitzen; dagegen haben die mechanischen Vorkehrungen der Herren Pierre und Gabriel, die noch täglich in Paris Darstellungen geben, eine größere Vollendung erreicht. — Es scheint aber nicht, daß diese Kunstsachen hier einen so großen Zuspruch gehabt haben, als sie wirklich verdienen.

Der als Schriftsteller und Künstler, unter dem Namen Patrik Peale, rühmlichst bekannte Freyherr von Seckendorf hat in diesen Tagen in zwey Vorträgen ein Abbild des Wesens der deutschen Literatur dargestellt, das mit kräftigen und klaren Farben aufgetragen, eine tiefe Würdigung und nachdenkende Beschauung wohl verdient. Wenn auch die gedrängte Kürze, in der der Redner sich beschränken mußte, ihm nicht gestattete, die entworfenen Umrisse auszufüllen, wenn folglich in diesem wahrhaft treuen Gemälde farbelose Flecken die Harmonie des Ganzen störten, wenn ferner auch einerseits der Zergliederungsgeist des Docenten an den ermüdenden Fleiß und die kleinliche Pünktlichkeit der niederländischen Schule erinnerte, während anderseits das Farbenspiel der Definitionen dem Prunkgeiste der französischen Afterschule hie und da nicht unähnlich schien, der Totaleindruck des ganzen in seinen einzelnen Theilen so wohl geordneten Abbildes mußte der Erwartung entsprechen, die der berühmte Name des Redners erregt hatte.

Die Literatur schließt im Sinne des Hrn. v. S. das Sprachliche des Wissens ein, oder auch die Theile des darstellend Bildenden, die dem Sprachlichen als Mittel untergeordnet sind. So wie das Wesen alles Erschaffenen Inbegriff des Körperlichen und des Geistigen ist, so umfaßt das Wesen der Literatur das Körperliche des Sprachlichen: d. h. die Bücher als Dinge, und das Geistige, d. h. das Innere, Höhere, Gedankenerzeugte — das Buch im Buche. — Als Dinge betrachtet, sind Bücher Gegenstände des Verkehrs und haben ihren Markt; so entstehen Bibliotheken und Buchhandlungen. Das Wesen dieser Städte der Bücherwelt, man erlaube mir den Ausdruck, mit raschen Zügen zeichnend, schien der Lehrer nicht die unnatürliche überhandnehmende Bevölkerung, und das daraus entquellende Verderbniß ahnen zu wollen, und überging stillschweigend den, wenn auch nicht der deutschen Literatur ganz eigenen, so doch sie leider vorzüglich verunglimpfenden Nachdruck: dieser Aufsatz, der so lähmend auf das Geistige der Literatur wirkt, verdiente wohl um so eher in einer treuen Schilderung des Zustandes des deutschen Literaturwesens eine Rüge, als sein schädlicher Einfluß nicht von Allen gewürdigt zu seyn scheint, und demnach nur durch Zusammenstellen aller mit der Literatur es redlich meinenden entgegen gearbeitet werden kann.

Die Innenwelt der Literatur zerfällt in zwey Haupttheile: Wissenschaft und Gedicht; jene ist Gegenstand der Vernunft, dieses der Empfindung. — Die Gebiete der Wahrheit und Schönheit, denn auch so glauben wir diese Haupttheile unterscheiden zu können, begrenzen sich beyderseits, aber wie der verehrte Redner sie darstellt, sind keine schroffe Grenzlinien zu ziehen. Ersprießlich und jedem deutschen Herzen erfreuend war das Abbild dieser höhern Welt der Deutschheit; der deutsche Genius weilt heimisch in allen den einzelnen verschiedenen Besitzthümern dieser großen Welttheile, sammelt überall reiche Schätze, streut mit frommem Sinn reiche Saaten, deren Obhut er werdenden Geschlechtern anvertraut, ist nirgends fremd, von keinem Gebiet ausgeschlossen. So stellt uns der Hr. v. Seckendorf in engen Umrissen das schöne Bild der deutschen Literatur dar; und wenn wir ihm auch nicht in seinen Schattirungen überall beypflichten können, wie z. B. in dem Unterschiede zwischen Gelehrtheit und Gelahrtheit, jene will er zum aktiven Vielwissen erhoben haben, diese zum passiven Sammeln der Wissenschaften beschränken — müssen wir dennoch mit Freude seinem reichen und herrlichen Bilde unsre volle Aufmerksamkeit schenken, bis er diese auf das Bild der Charakteristik der deutschen Literatur lenkte.

Dem ehrwürdigen Reinhold beypflichtend, bemerkte der Herr v. S., daß das Charakteristische einer Literatur nicht in dem Eigenen der Sprache, sondern in dem Eigenen der Gedanken begründet ist. So entwickelt sich der Charakter der Literatur aus der Nationalität des Volks, die Eigenheiten jenes Charakters aus den vorherrschenden Temperamenten des Volkes. Hr. v. Seckendorf zeigt uns, wie aus dem ernsten, tiefen, biedern Sinne der Deutschen die deutsche Literatur hervorging, und sich seinem schönen Standpunkt näherte; wie in der Poesie durch die Frommheit, die Bewarrlichkeit und die Liebe zur Freyheit der Väter, das Wiegenlied, das religiöse Sinngedicht, der Bänkelgesang, die elegische Romanze, und mehrere Dichtgattungen erst im Reiche der deutschen Literatur entstanden; wie der unermüdende Fleiß und der tiefdringende Blick der Väter zuerst die Wissenschaften zergliederten und ihre Elemente in mehr als tausend Wörterbüchern darstellten; endlich wie der staatsbürgerliche Zweck, den der Deutsche sich als Ziel seines Strebens darstellt, auch der Literatur die Bahn vorzeichnet, wenn diese noch etwas anderes als sich selbst berücksichtigend, ein endliches Ziel ins Auge faßt.

Aus der deutschen Nationalität geht der Charakter der deutschen Literatur hervor; und wir waren berechtigt, viele Hoffnungen für die Zukunft aus dem Streben der Zeit zu schöpfen, würde nur der Geist der deutschen Literatur sich so schön, so rein entfalten, wie uns ihn der Lehrer im herrlichsten Vorgefühle hier zeichnete. Wie der Geist Luthers dem herrlichen Sänger des Messias die Bahn öffnete, auf der er sich zur sonnenumstrahlten Höhe schwang, so sende ein reiner ihm verwandter Geist uns jetzt das Licht, das die Schatten des Aberglaubens, der Afterphilosophie, der neuern Romantik verscheuchen möge, und erhelle das Dunkel, in welches die reinen Tugenden der Natur, Menschenliebe und Duldung in einem entarteten Zeitalter seufzen, über dessen Tiefe der Hr. v. Seckendorf, aus zarter Schonung, vielleicht einen dichten Schleyer warf. — Auch wie die Nationalität der Deutschen sich in ihrer Sprache kund thut, haben wir in dem gegenwärtigen Abbilde vermißt, denn wenn zwar das Charakteristische einer Literatur nicht in der Sprache allein liegt, so muß es dennoch, weil es sich durch die Sprache offenbart, dieser anhaften. — Nicht nur der Reichthum der deutschen Sprache zeuget für den Reichthum der deutschen Literatur; das Vielwissen der Deutschen offenbart sich im Ausdrucke, selbst in der Zusammensetzung deutscher Wörter. —

Uns das schöne Bild des menschlichen Strebens, des wahren Menschen in herrlichen wohlklingenden Versen verhaltend, beschloß der geehrte Redner rühmlichst seinen Vortrag.

Hr. v. Seckendorf hat in diesen Tagen sich nach Amerika eingeschifft, in der rühmlichen Absicht, dort die deutsche Literatur, besonders durch einen Buchhandel zu verbreiten.

Nro. 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Juli 1821.

Wähnst du das Daseyn ruhe blos auf Zeit?
Wohl wahr! doch handeln misst die Zeit.

Byron.

Ueber die Feyer des Neujahrstags.

Indem wir so durch das mehr oder weniger bewegte, für einen großen Theil Menschen jedoch ziemlich langweilige tägliche Leben gehen, nehmen wir oft zu unsrer Beschämung wahr, daß wir über manche, stets wiederkehrende Dinge sehr unwissend sind. Unter diese gehört auch die Feyer des Neujahrs, die wir auf verschiedene Weise sämmtlich begehen, ohne daß die Mehrzahl darüber nachgedacht hat, warum das Jahr an diesem Tage neuer wie an einem andern ist; eben so wenig, ob dasselbe auf der ganzen Erde so neu wie in Constanz oder Travemünde ist, oder ob es alle Erdbewohner an unserm Neujahrstag für neu halten. Die Allgemeinheit ist hier wie bey allen Festen (nach Maßgabe der Sache) das eigentlich Feyerliche. Denken wir uns einen unsrer Mitchristen — eine Verbrüderung, die nicht nur Glauben, sondern auch Sittigung in sich begreift — auf dem ödesten Punkte der Schöpfung, etwa in den Einöden Australiens, welche das Morgenblatt vor Kurzen nach Herrn Oxley schilderte, wenn er von einer Höhe herab über das grenzenlose Gipfelmeer unter seinen Füßen blickt und Alles still ist, die Töne der wenigen vorhandenen Thiere in der Weite gar nicht bis zu seinem Ohre gelangen, Menschen ganz fehlen, — wird er sich nicht im All der Schöpfung allein finden? — Nun ist's aber ein Ostersonntag und der Mitchrist weiß, heute feyern mit mir hunderte von Millionen meiner Brüder denselben großen Gedanken, — welche Form die Fassungsgabe jedes Einzelnen ihm giebt — in Glaube, in Sehnsucht, in Ueberzeugung, heute fliegt mein Gedanke mit Millionen Brudergedanken zu eben dem Himmel auf, der diese stumme Schöpfung umschließt, — wird da nicht plötzlich das Gipfelmeer zu seinen Füßen lebendig rauschen, und er die Nähe von Bruder-Geistern vernehmen? Weniger poetisch, nicht weniger herzerwärmend ist jedes Fest, wenn wir es aus diesem Gesichtspunkt betrachten. Das Neujahr, welches das einzige Fest ist, das alle Völker zugleich feyern könnten, da es weder von ihrem Glauben noch ihrer Geschichte, sondern von dem Sternenhimmel bestimmt wird, ist gerade dasjenige, dessen Feyer von jeher auf die verschiedensten Zeiten verlegt wurde. Der Natur der Sache nach ist es ein astronomisches Fest, ein die Wiederkehr einer Jahrszeit bezeichnendes. Dieser Charakter weist ihm zwey verschiedenen Zeiten an. Die Frage war immer: ob das Ersterben oder das Aufleben der Schöpfung als Neujahr gefeyert werden sollte? Das Entkeimen der Pflanzenwelt, oder das Ersterben der Natur; also die Frühlings- Tag- und Nachtgleiche, oder die des Herbstes. Viele Völker der Vorzeit feyerten das Neujahr im März, weil dann neues Leben in der Natur erwacht, und hatten, wie es uns bedünkt, vollkommen recht. So thaten auch die Römer, bey denen der erste März Neujahrstag war. Bey näherer Beobachtung der Natur ist aber diese Frühlings-Tag- und Nachtgleiche wohl der in die Sinne fallende Anfang des neuen Lebens, allein das wohlthätige Gestirn, das dieses Leben erweckt, ist schon viel früher aus seinen unerforschten Weiten uns wieder näher gerückt, und so schien es den

Natur der Sache gemäßer, die Rückkehr zur Sonne als Geburtstag des neuen Jahres zu feyern. Diesen geheimnißvollen Augenblick, wo unsre kleine Erde, uns unfühlbar, jezt ihrem Lebengeber, ihrem Licht-Auge am fernsten rollt, und nun, nach einer Sekunde — nur durch Ueberzeugung des Verstandes, nie durch Wahrnehmung der Sinne zu erkennen, ihm wieder näher kam, Tausende von Meilen auf ihrer Bahn dem belebenden Feuerball zuschwebte, indeß unsre Lippen ihrem und unserm Schöpfer ein Wort des Dankes zu stammeln kaum Zeit hatten. —

Die Rückkehr der Sonne schien demnach die Wahl des Winter-Solstiz als Neujahrsfest zu billigen, und so nahmen auch die Christen dasselbe an. Die fromme Absicht, ihre Religionsbegriffe nach dem Beyspiel ihrer Vorväter, der Heyden, an Naturbegebenheiten zu knüpfen, vermochte sie aber bald zu einer kleinen Abänderung in dem Tag der Feyer. Sie sezten sie auf den Tag der Geburt Christi, den 25. December. Doch bald ging es ihnen wie den Heyden, die von dem Erwachen des Frühlings zur Ursache desselben hinaufgestiegen waren, von der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, zu der Wintersonnenwende; sie gingen von der Geburt Christi zu dem 25. März, Mariä Verkündigung, zurück, und fingen das Jahr neun Monate und sieben Tage früher an wie wir, so daß sie das Jahr 1000 vom 25. März unsres Jahrs 999 an rechneten. Andere gingen nicht zurück, sondern vorwärts, zu Mariä Verkündigung, und so fingen sie ihre Neujahrs-Rechnung um drey Monate sieben Tage später, als das Winter-Solstiz, an, und trafen somit wieder mit den heydnischen Adonis, Horus und andern Frühjahrsfesten zusammen. Endlich kamen Einige sogar, durch fromme Bilder bewogen, auf den Gedanken, Ostern zum Neujahrsfeste zu machen, welches denn, da Ostern ein bewegliches Fest ist, diese Feyer ganz um ihren Charakter brachte.

Unter Karl dem Großen ward, wie mehrere schriftliche Denkmale bezeugen, das Jahr am 25. März angefangen. Der Gebrauch, solches vom Weihnachtstag an zu zählen, entstand erst im zehnten Jahrhundert, und dauerte lange fort. Urkunden von Kaiser Konrad II. beweisen dieses; schon dann, als man den ersten Jenner den Neujahrstag nannte, rechnete man das Jahr selbst doch vom Weihnachtstag an. Was bey kaiserlichen Urkunden im Gebrauch war, galt aber keineswegs als allgemeine Regel. Zu eben der Zeit, wo ein Theil den Weihnachtstag als Neujahr feyerte, fingen die Kölner ihr Jahr zu Ostern an, die Trierer den 25. März, und andere in kleinen Abänderungen auf vielfache Weise. König Philipp der Zweyte, der sich auf das Befehlen verstand, gebot 1575 sämmtlichen Niederlanden, fortan das Neujahr am ersten Jenner zu feyern. In Italien fand eben diese Ungleichheit im Tage der Feyer wie in Deutschland statt. In Rom war Weihnachten der Jahres-Anfang, doch gab es verschiedene Päpste, die auch vom 25. März an zählten. Die Florentiner beharrten bis im Jahr 1745, ihr Neujahr den 25. März zu feyern, und uns wundert, daß sie's lassen können, da in diesen Tagen ihre reiche Natur im Ernst sich erneut, ihr Blüthe-, Früchte-, Segens-Jahr in die Sinnenwelt tritt. Doch Kaiser Franz I. gab ihnen den bestimmten Befehl, das Neujahr den ersten Jenner anzufangen. An der Donau ist, im Vergleich der Arno-Ufer, freylich das ideelle Fest des Solstiz besser, als das so oft verschneyte des Aequinoctiums.

Venedig blieb am längsten rein-heydnisch, rücksichtlich dieses Festes; denn es feyerte sein Neujahr (wie Urkunden beweisen) noch 1652, wie die Römer unter Romulus und August, am ersten März. Die Spanier feyerten den 25. März, bis 1350 Alphons II. für Arragonien den Weihnachtstag zur Neujahrsfeyer bestimmte.

England feyerte sein Neujahr vom siebenten bis ins dreyzehnte Jahrhundert am Weihnachtstag; doch schon im zwölften Jahrhundert zeigen sich Spuren, daß es hie und da am 25. März gefeyert wurde. Bald nahm die bürgerliche Zeitrechnung dieselbe Feyerzeit an, und behielt sie bis zur Kalenderverbesserung bey. Uebrigens musste man in England drey Arten, das Jahr anzufangen, unterscheiden; eine Eigenheit, die durch den Einfluß motivirt wurde, welchen die fremden Herrscher, die nacheinander die Insel in Besiz nahmen, auf die dasigen Einrichtungen hatten. Der Engländer datirte sein historisches Jahr vom ersten Jenner; sein bürgerliches, womit alle öffentlichen Schriften unterzeichnet wurden, nahm am 25. März seinen Anfang, und das liturgische Jahr ward vom ersten Advent an gezählt. Ob noch jezt von diesem Unterschied etwas beybehalten ist, können wir nicht sagen. In gewissen Fällen bleiben Gebräuche dem Auslande unbekannt — so wissen vielleicht sehr viele Deutsche nicht, daß die Bayern ihr Staatsjahr vom ersten Oktober an zählen. Die himmlischen Zeichen haben bey diesem Neujahre mehr zu thun, als der Unkundige meint. Es ist der große Zins-, Zahl-, Zehnt-Termin, welcher dem landbauenden Bayern — und die Mehrzahl von Maximilians Volk hat das Glück, seine Hoffnungen auf seinen Boden und seinen Gott (beym Landmann unzertrennlich in Freud und Leid) zu gründen — der sämmtlich eingeheimster Ernten wegen, das Zahlen am leichtesten macht.

In Frankreich feyerte man Neujahr von Karl dem Großen bis ins zehnte Jahrhundert am Weihnachtstag. Vor ihm hatten die Gallier, wenn gleich Christen, doch gut heydnisch, bey der Jahresberechnung die Geburt des Herrn nicht berücksichtigt. Nach dem zehnten Jahrhundert bestimmte man eine Zeitlang den 25. März dazu, drey Jahrhunderte später wählte man den Ostersonntag. In den, lange Jahre von den Engländern in Besiz behaltenen, Provinzen behielt man die Neujahrsfeyer am Weihnachtstag bey; 1448 finden wir den 23. März als Anfang des gallikanischen Jahres bezeichnet. Man begreift, welch eine Unsicherheit dieser

Wechsel in die Zusammenstellung historischer Thatsachen bringt, wenn sie auf Urkunden begründet werden sollen; indem die Jahrzahl, je nachdem sie vor oder nach der Winterfonnenhöhe datirt ist, ein Jahr zurück- oder vorschreitet. In Aquitanien, dem Delphinat, Besançon, feyerte man den 25. März; in Narbonne, der Provence den Weihnachtstag u. s. f. Nähere Zeitbestimmungen haben hier kein Interesse, der Leser soll nur die Thatsache kennen lernen; besonders auch, um die Mühen des Geschichtsforschers aus archivarschen Quellen — die aus guten Gründen nicht sehr häufig befragt werden — schätzen zu lernen.

Bey der gegenwärtigen Lage der Dinge wird das allgemein historische Neujahr wohl seinen ersten Jenner behaupten. Wir haben die Feyer des bürgerlichen Neujahrs bey unsern Nachbarn zum Andenken großer Begebenheiten abändern sehen; von Umständen begünstigte Willensgewalt stellte die alte Zeitrechnung wieder her. Das Andenken der sie veranlassenden Begebenheiten konnte sie nicht abstellen; diese ward historisch; das heißt, ein Glied in der unzerreißbaren Kette von Jahrhunderten, die diese Begebenheiten herbeyführten, von Jahrhunderten, auf die dieses Glied hinleitet — keine Willensgewalt kann solche Andenken vertilgen; selbst von versunknen Nationen hallen sie als Heroensagen fort.

Merkwürdige Todesart.

Herr G., ein Mann von großem Vermögen, in der Grafschaft Kent, wohnte in einem großen Hause, das lange in dem Besitz seiner Familie gewesen war. In einem Alter von funfzig Jahren brachte er seine Zeit in glücklicher Einförmigkeit, in der Gesellschaft seiner Gattinn und Kinder, und im Studium hin. Des Morgens stand er gewöhnlich um fünf Uhr auf, worauf er bis zum Frühstück die Zeit in seinem Kabinett oder Laboratorium zubrachte, wenn ein schöner Morgen ihn nicht zum Spaziergang in den Park einlud. Eines Morgens stand er wie gewöhnlich auf. Um die gewöhnliche Stunde trat seine Gemahlinn ins Frühstückzimmer, und befahl den Bedienten, ihren Herrn zu rufen. Nach einigen Minuten kamen sie mit der Nachricht zurück, daß er nicht im Hause sey; sie hatten alle seine Gemächer vergebens durchgangen. Man muthmaßte, daß er ausgegangen seyn müsse, aber der Morgen war kalt und regnerisch. Indessen musste er doch irgendwo in der Nachbarschaft seyn, und die Dienerschaft ward nach allen Seiten ausgeschickt, aber ohne allen Erfolg. Seine Gattinn war inzwischen zu ungeduldig, um auf ihre Rückkehr zu warten, sie brachte gleichfalls von ihrer Seite den Tag mit Nachsuchungen hin, und eben so vergebens. Des andern Morgens fand man sie in einem hitzigen Fieber. Man sandte nach den Verwandten des Hauses, alle mögliche Nachfragen wurden angestellt, und immer vergebens. Niemand hatte Herrn G. am Morgen seines Verschwindens gesehen; und sein wahrscheinliches Geschick ließ sich nur muthmaßen. Ein Jahr nach dem andern ging hin, eine gute Körperverfassung brachte seine Gattinn zur Gesundheit zurück, ihre Ruhe aber war entflohen. In stiller Abgeschiedenheit widmete sie sich der Erziehung ihrer Kinder, und hinterließ bey ihrem späten Tode ihre Tochter in glücklicher Ehe. Der älteste Sohn verkaufte den Familiensitz an den Obristen B., welcher ihn bey seinem Tode seinem Schwiegersohn hinterließ. Dieser nahm mit dem großen alten Gebäude bedeutende Veränderungen vor. Des geheimnißvollen Verschwindens des Herrn G. erinnerten sich nur noch wenig alte Leute in der Gegend; jezt aber ward das schreckliche Geheimniß aufgedeckt. Die mit den Umänderungen beschäftigten Arbeiter brachen die Thür eines längst vernachlässigten Kellers auf — und hier entdeckte man das beynahe fleischlose Gerippe des unglücklichen Mannes, nur noch durch seine Uhr und einige andere nicht leicht zerstörbare Gegenstände, die er bey sich hatte, kennbar. Ihm zur Seite lag ein Leuchter und gegen die Wand gelehnt einige Geschirre zum Distilliren. Als man das Schloß untersuchte, zeigte es sich sogleich, auf welche Weise er an diesem Orte eingesperrt worden war. An dem unglücklichen Morgen seines Verschwindens war er, wahrscheinlich in der Absicht, um irgend einen chemischen Versuch darin vorzunehmen, in den Keller gegangen. Im Hineingehen hatte er den Schlüssel mitzunehmen vergessen, und das zuschlagende Schloß, versperrte ihn für immer. Das Daseyn des Kellers war den übrigen Hausbewohnern kaum bekannt, und sein Geschrey, welches ohne Zweifel seine Verzweiflung begleitete, drang nicht zum Ohre derer, welche ihn in der Ferne ängstlich suchten, während er in seinem eigenen Hause den gräßlichen Hungertod litt.

Ein ganz ähnliches Schicksal hatte in den Jahren 1780 bis 1790 ein Pariser Reicher, dessen Sohn als Ausgewanderter nach Deutschland kam. Dieser Harpagon starb ebenfalls durch Zuschlagen der Thür in seinem, aller Welt verborgnen Goldkeller. Nach einigen Tagen erfuhr ein Schlosser, daß er vermißt werde, und erinnerte die Familie, diesen Keller zu eröffnen, bey dessen Thürschloß er vermöge seines Handwerks hatte zum Vertrauten gemacht werden müssen. Bey dem Schicksal des Engländers begreift man nicht, wie der Familie ein Raum, in welchem der Hausvater einen täglichen, unschuldigen Zeitvertreib vornahm, hat unbekannt seyn können.

Unterschrift eines Bildnisses von Napoleon.

In **, wo man unter den Gebildeten schon seltrn mehr Deutsch sprechen hört, wohnte ich im Hotel **. In meinem Zimmer hieng frank und frey ein Brustbild Bonaparte's mit der, offenbar später hinzugekommenen Unterschrift:

Le caractère des autocrates ressemble à l'airain: des coins saillans, de l'or couvert de scories, la tête et le cœur sans cesse en conflit.

Sie kam mir ein wenig deutsch-französisch vor, auch die Schriftzüge waren nicht die eines Franzosen, und es war mir, als ob ich die Gedanken schon anderswo gelesen ha-

den müſſte. Endlich entſann ich mich, es war offenbar eine Ueberſetzung aus dem Gebete des Königs Yngurd:

Wille der Fürſten
Gleichet dem Erz:
Starrende Zacken,
Gold unter Schlacken,
Ewig im Streite der Kopf und das Herz.

Ob ihm die Nachwelt eine ſo milde Grabſchrift wohl gönnen wird?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 27. Mai.

Die Oſtermeſſe iſt eben zu Ende. Unterrichtete Männer, die ihren Blick auf das Ganze zu wenden vermögen, geſtehen derſelben ihren Werth ein, und nennen ſie mit dem üblichen Kunſtausdrucke: eine gute Mittelmeſſe. Die vorhandenen Waarenvorräthe waren anſehnlich, und der Abſatz in Tüchern, Leder und Seidenwaaren beträchtlich. Auch hatten ſich die ſächſiſchen Fabrikate, beſonders die feineren, wieder eines ziemlichen Abſatzes zu erfreuen. Allein die durch große Concurrenz und den Stand des Geldes erzeugten geringen Preiſe, bewirken, daß der Einzelne auf einen großen Gewinn nicht Anſpruch machen darf. — Großen Beyfall fand der von dem geſchätzten Hrn. Aders in Elberfeld ausgegangene Plan der rheiniſch-weſtindiſchen Kompagnie, dem ſich auch mehrere der angeſehenſten Fabrikanten Sachſens als Aktientheilnehmer angeſchloſſen haben. Auch diejenigen, welche dem vaterländiſchen Gewerbsverein beyzutreten Bedenken tragen, intereſſiren ſich lebhaft für dieſen Plan, dem Strom des deutſchen Gewerbsfleißes einen neuen Abfluß durch Verſendung ſeiner Produkte in einen fernen Himmelsſtrich zu verſchaffen, und die in dieſer Meſſe eröffnete Subſcription hatte einen gewünſchten Fortgang. Man lernt die Sache durch die gutgeſchriebne Schrift: Rheiniſch-weſtindiſche Kompagnie, geſtiftet zu Elberfeld im März 1821, ihre Entſtehung — Form — Zweck und Folgen. Von einem Aktionair zum Beſten der Armen (Pr. 8 gr.) gedruckt bey Eyrich 1821 genauer kennen.

Die große Anzahl anweſender Buchhändler (worunter auch Buchhandlungen von London, Paris, Amſterdam, Kopenhagen ꝛc.) bezeugte die Lebhaftigkeit des literariſchen Verkehrs in Deutſchland. Man ſieht gegen den Schluß der Meſſe in der Gegend des Paulinums, in welchem die ſogenannte Buchhändlerbörſe (in dem theologiſchen Hörſaal der Univerſität) ſich befindet, auf jedem Schritte Leute, welche das Rechnungsweſen der deutſchen Literatur führen, mit großen Rechnungsbüchern und kleinen Geldſäcken gravitätiſch einherſchreiten. — Für keinen andern Zweig des Handels gibt es einen ſolchen Vereinigungspunkt in Deutſchland ſeit vielen Jahren, weßhalb es auch Schade wäre, wenn die kürzlich entſtandene Idee einer Buchhändlermeſſe für Süddeutſchland zur Ausführung käme, und eine Spaltung des Literaturweſens von Deutſchland begünſtigte. — Durch die Leipziger Buchhändlermeſſe wurden ſich die meiſten Buchhändler Deutſchlands auch perſönlich bekannt, und wie angenehm dieſe Berührung im Ganzen ſey, läſſt ſich ſchon etwa daraus ſchließen, daß ſeit einigen Jahren ein feſtliches Mahl in einem hieſigen Hotel die einheimiſchen und fremden Buchhändler zu vereinigen pflegte, und von leztern in dieſer Meſſe ſogar ein Ball veranſtaltet worden ſeyn ſoll.

Die wichtigſten literariſchen Neuigkeiten, welche dieſe Meſſe im Fache der ſchönen Literatur geliefert hat, ſind unſtreitig 1) Goethes längſterwartete Wilhelm Meiſters Wanderjahre I. Bd. — Es iſt der Außerordentlichkeit des Falles wegen anzumerken, daß ein anonymer Zeitgenoſſe des Dichters ſich die Freyheit genommen, deſſen Meiſterroman unter demſelben Titel fortzuſetzen. Hier ſtellt ſich Wilhelm Meiſter auf den ſogenannten praktiſchen Standpunkt, und vernichtet ſomit ſeinen frühern; ſo daß dieß Buch gleichſam eine in Fortſetzung eingekleidete Kritik des Goethe'ſchen Meiſters iſt, die, der Denkart wegen, vielen Leſern zuſagen kann, und ſich durch die Ehrlichkeit und Konſequenz, mit welcher dieſelbe ausgeſprochen und feſtgehalten wird, gewiſſermaßen empfiehlt. 2) Heinrich von Kleiſts hinterlaſſene Schriften, herausgegeben mit Vorrede von Ludwig Tieck. Die bedeutendſte Reliquie in dieſem Nachlaß iſt das Trauerſpiel: Prinz Heinrich von Heſſen-Homburg, und möchte ſchwerlich von einer im lezten Jahrzehend erſchienenen Tragödie übertroffen werden. Die einfache Größe dieſer Tragödie, und die kühne Kraft der Charakteriſtik, namentlich der Hauptperſonen, wird die Ueberzeugung verſtärken, daß in dem Verfaſſer eine große poetiſche Natur zu früh untergegangen iſt. Zu ſeiner und des Werkes rechter Würdigung hat der treffliche Tieck in der Vorrede manches beygetragen. 3) Iſt von des Leztern geſammelten Gedichten nun der erſte Band erſchienen; ſo wie 4) von Friedrich Rochlitz Auswahl des Beſten, aus deſſen ſämmtlichen Schriften, mit dem Bildniß des Verfaſſers. 5) Houwalds Trauerſpiel: das Bild.

Das bedeutendſte muſikaliſche Werk, welches dieſe Meſſe erſchienen, iſt wohl des Abbé Stadlers (in Wien) großes Oratorium, die Befreyung von Jeruſalem (gedichtet von Heinr. und Matth. von Collin), ein Werk im guten, ältern Kirchenſtyle, über welches Hr. von Moſel, nach der erſten und glänzenden Aufführung deſſelben in Wien, in Nro. 1 bis 3 der Wiener allgemeinen muſikaliſchen Zeitung (1. Jahrg. 1817) ſo viel Gutes berichtet hat. Die äußerſt ſaubere und deutlich geſtochene Partitur, welche dem Kaiſer von Oeſterreich gewidmet iſt, macht dem Steiner'ſchen Muſikverlag viele Ehre. Uebrigens wird ſich dieſes Werk auch dadurch empfehlen, daß ſeine Ausführung nicht durch übermäßige Beſetzung erſchwert wird.

Unter dem, was noch ſonſt in der verfloſſenen Meſſe ſchauluſtigen Augen dargeboten wurde, zeichnen ſich einige Panoramen des Hrn. Euslin (richtiger: vergrößerte Anſicht) berühmter Städte, namentlich das von Verona (augenſcheinlich nach dem in der Dresdner königlichen Doubletten-ſammlung befindlichen Canaletto gemalt), von Edinburgh, St. Petersburg und einige Berliner Proſpekte aus. Sie wurden ſehr beſucht. — Geſchickte Taſchenſpieler, im Büllettinsſtyle Profeſſoren der Magie und Taſchenſpielerkunſt genannt, zeigten „mechaniſche und phyſikaliſche Vorſtellungen" und „außerordentliche mechaniſche automatiſche Schauſpiele" (z. B. Kopfabſchneiden); Zwerge, Wachsfiguren; und die mimiſchen Künſte der Affen, erbaten ſich ein zahlreiches Publikum. —

Daß der aus England zurückgebrachte Kaufmann Kopf, von dem ich in meinem lezten Berichte meldete, nun auch einen, vor mehrern Jahren als Commis im Reichenbachiſchen Wechſelkomtoire begangenen Diebſtahl von mehr als 30.000 Rthlr., deſſen man ihn erſt ſeit ſeiner kürzlichen Entweichung für verdächtig hielt, und über welchen keine frühere Nachſuchung eine zureichende Spur gab, eingeſtanden hat, hat hier allgemeine Senſation gemacht. — Ein Betrüger, der mit mehr als 10.000 Rthlr. falſcher preußiſcher Treſorſcheine zur Meſſe kam, wurde ſogleich bey ſeiner Ankunft feſtgenommen. — Eine Niederträchtigkeit wurde an einem fremden Tuchmacher verübt, deſſen Waaren eine boshafte Hand durch ein Loch in der Thür ſeiner Niederlage mit Vitriolöl beſprizt hatte.

A. W.

Nr. 54.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 5. Juli 1821.

Ueber die Bedeutung der Giebelbilder am Parthenon.

Briefe des Hrn. J. D. Weber in Venedig an den Redakteur.

1.

Venedig, am 24. April 1821.

In Rückſicht auf Ihre Güte und Ihre ausgebreiteten Verhältniſſe mit Kunſt-Freunden, nahm ich mir unter dem 4. Okt. v. J. die Freyheit, mich an Sie mit der Bitte zu wenden, mir, wo es möglich wäre, von den in der Königl. Bibliothek in Paris aufbewahrten, unter dem Ambr. Noinre durch den Maler Jak. Carrey 1673 verfertigten Zeichnungen der Giebelbilder des Parthenons eine ganz getreue Copie machen zu laſſen. Ob mein Schreiben verloren gegangen oder ob Ihnen vielleicht von Hrn. Hofrath und Prof. Creuzer in Heidelberg bekannt gemacht wurde, daß derſelbe, welchem ich ebenfalls meinen Wunſch dießfalls geäußert hatte, ſich für mich gütigſt zu verwenden, die günſtigſte Gelegenheit fand, *) konnte ich in der Zwiſchenzeit nicht erfahren, bin aber demungeachtet gewiß, daß Sie meine Bitte nicht ungeneigt aufgenommen haben würden. — Die Veranlaſſung zu derſelben war folgende: —

Nach dem großen Eindruck, welche die für unſere hieſige Academie der ſchönen Künſte voriges Jahr durch deren Präſid. Grafen Cicognara erworbenen Gyps-Abgüſſe der vorzüglichſten Giebel- und anderen Bilder des Parthenons (von welch erſteren ich hier ausſchließlich rede) auf mich gemacht hatten (Kſtbl. Nr. 60. 1820) fühlte ich mich gedrungen, deren Beſichtigung gar oft zu wiederholen, und jedesmal genoß ich durch Auffindung neuer natürlicher und idealer Schönheiten neues Vergnügen. Allein wenn es mir bey meinen erſten Beſuchen an den nach Visconti gegebenen Deutungen und Auslegungen genügte, ſo konnte ich mich doch nach genauern Ueberlegungen und Forſchungen über die Verhältniſſe der einzelnen Bilder zum Ganzen nicht mehr zu dieſen Deutungen bequemen, ſo ſehr ich auch meine Phantaſie anſtrengte, um ſie mit der Natur und Geſchichte übereinſtimmend zu finden.

Ich verſchaffte mir Visconti's letztes Memoire Anno 1818, um etwa Mißverſtändniſſe aufzuhellen, allein es blieb mir faſt alles aufgezwungen, verdreht, und unharmoniſch. — Andererſeits imponirte mir die Autorität jenes großen Mannes ſo ſehr, daß ich mich lange nicht erkühnte, Jemanden meine Zweifel zu offenbaren. Es wurde alſo ein um ſo dringenderes Bedürfniß für mich, auch die genauen Beſchreibungen und Deutungen der älteren reiſenden Gelehrten und Ungelehrten, und einige der beſten neueren Schriften zu erhalten, weil doch Pauſanias über den Gegenſtand ſo gar flüchtig weggegangen war, und überdieß den Eingang ins Parthenon für die von den Propyläen Heraufkommenden verkehrt angegeben zu haben ſchien. —

Ich hatte das Vergnügen, die erſte Edition — Lyon 1678 — der J. Spon'ſchen Anno 1675 und 1676 gemachten Reiſen, und die franzöſiſche Ueberſetzung der beſondern Reiſebeſchreibung ſeines Gefährten G. Wheler, (Anno 1723, à la Haye), welcher zuweilen von jenem variirte, zu erhalten, und beyde mit einander zu vergleichen, und fand über den Sinneindruck, welchen die Giebel-Vorſtellungen auf beyde für ihr Zeitalter gewiß gelehrte Alterthums-Forſcher gemacht hatten, nur eine Stimme, und auch ihre Meinung wegen des feſtlichen Aufzugs der neugebornen Minerva in der Verſammlung der Götter (Weſtſeite), womit auch die venetianiſchen Reiſenden in Fanelli (Atene Attica Ven. 1707) Corn. Magno, Pockole, Le Roy, ſelbſt Stuart übereinſtimmten, weit zuſagender, als den, nach Visconti daſelbſt dargeſtellt ſeyn ſollenden Streit der Minerva mit Neptun. — Nur fand ich die Erſcheinung der kaum geborenen Minerva auf einem Wagen (in einem ungewöhnlichen Coſtüm), ſo wie das Vorangehen der Victoria etwas anſtößig. Auch fielen mir Hadrian und Sabina auf, weil er, wenn man ihn hier als Landes-König annehmen wollte, ſittlich auch von einem Landesfluß hätte begleitet ſeyn ſollen, wovon aber jene Reiſenden nichts ſagten, weil die Figuren der Flußgötter ganz

*) Durch Zufall erhielt der Hr. Verfaſſer erſt nach Abſendung dieſes Schreibens meinen Brief, worin ich ihm die Beſorgung der Durchzeichnungen, um welche Hr. Boiſſerée bereits durch Hrn. Hofr. Creuzer erſucht worden war, gemeldet hatte. S.

unter dem Giebel ſtanden, und nur zuerſt von Stuart (wie ich nachher ſah) beſchrieben wurden.

Ich ſuchte jezt in Meurſius, der alle ihm zu finden mögliche Autoren über das Parthenon in ſich vereinigte, weitere Auskunft, allein es war vergebens. Ich konnte keine andere Gründe zur Entſcheidung meiner neuentſtandenen Zweifel finden. Nun wurde es mir um ſo mehr zur Nothwendigkeit, meine Ideen in Haupt-Claſſen einzutheilen und mit Visconti zu vergleichen; dadurch entſtand der Ihnen geäußerte Wunſch, ganz exacte Copien der Carrey'ſchen Zeichnungen zu erhalten, da doch Visconti ſelbſt bekannte, daß, weil bey Sammlung der Bilder wenig Ordnung geherrſcht hatte, man ohne Einſicht jener Zeichnungen nicht über die Giebelbilder urtheilen könne. Während Hr. Hofrath Creuzer freundſchaftlichſt beſorgt war, mir, durch Vermittlung des Hrn. Sulpiz Boiſſerée in Paris, eine höchſt genaue Durchzeichnung der bey Hrn. Quatremère de Quincy exiſtirenden, vom Königl. Original abgenommenen zu verſchaffen, bekam ich auch die ſchöne franzöſiſche Edition des Stuart'ſchen Werks zu ſehen, und fand darin zu meinem ſo größern Vergnügen eine verjüngte Copie von Carrey's Giebel-Zeichnungen, da dieſe auch mit der höchſt intereſſanten Note des Hrn. Barbié du Bocage begleitet war, welche in gewiſſem Betreff mit meinen Anſichten übereinſtimmte, und es gieng mir nun auf einmal ein Licht auf, welches ich bey Empfang der obenerwähnten größern Durchzeichnungen nur noch mehr beſtätigt fand.

Meine Anſichten der Figuren der Weſtſeite waren folgende:

In der nördlichen Ecke des Giebels erhebt ſich ein ruhender Flußgott. Es folgt der durch ſeine beſondere Hauptbedeckung und Verzierung (man ſehe die Stuart'ſche Orig. Edition) ſich auszeichnende Landeskönig mit ſeiner Frau, welche er ſanft umſchlingt; beyde ſehen mit Wohlgefallen gegen die Mitte hin. Eine friedlich ſitzende weibliche Geſtalt iſt neben ihnen, und auf den Schooß dieſer ſtüzt ſich mit der Rechten ein munterer Knabe, der mit ſeiner Linken eine junge weibliche Figur an ſich zieht. — Ich ſehe ferner gegen die Mitte hin eine ſchöne jugendliche Göttin ſitzend, wie auf einem Wagen, gegen welchen ſich ihre Füße ſtemmen, und die Direction und Haltung ihrer beyden Hände zeigen klar, daß ſie mit einem gegen die Pferde hin gehenden Zaum beſchäftigt iſt. Hinten ſteht zwiſchen ihr und den Pferden eine männliche nackte Figur, deren rechter Schenkel gekrümmt iſt, und dieſer junge Mann ſieht der Leitung der Pferde aufmerkſam und gelehrig zu. Beyde Pferde ſind in einer wilden Stellung, ja das vordere bäumt ſich. allein die gegen ſie gekehrte große weibliche Figur, welche nach der Zeichnung und nach Visconti's Beobachtungen keine andere als Minerva ſeyn kann, beſchäftigt ſich damit, wie aus ihrer Stellung der Füße, und aus der Haltung ihrer rechten mitten über das Haupt des hintern Pferdes herborragenden Hand zu erkennen iſt, mit Bändigung dieſer Pferde, und beſonders des vordern, welchem ſie einen Zügel anzulegen ſcheint, ſo wie mit dem Unterricht im Wagenlenken, den ſie der ſitzenden weiblichen, und der neben ihr ſtehenden männlichen Geſtalt ertheilt, indem ſie der erſtern die Direction gegen ein Thor hin anzugeben ſcheint. — Der neben Minerva ſtehende erhabene Gott, mit frohem und ehrwürdigem Ausdruck und Stellung des Geſichtes ſowohl als des Leibes, mußte etwas oben in ſeiner rechten verſtümmelten Hand gehalten haben, was ſein Attribut ſeyn mochte.

Spon und Wheler erkannten ihn, ſo wie andere, als Jupiter. In dem exiſtirenden Torſo dieſer Figur iſt keine leidenſchaftliche feindliche Anſchwellung der Muskeln, ſondern vielmehr ruhige Erhabenheit zu erkennen. Er macht die zu ſeiner Linken ſitzenden Figuren auf den Vorgang mit der Pferdeleitung aufmerkſam; dieſe meiſt weiblichen ſitzenden Bilder ſcheinen wirklich nichts als ruhige Zuſchauende, unter ihnen aber zeichnet ſich Aphrodite mit dem Delphin, und Latona mit den zwey Kindern charakteriſtiſch aus; auch glaube ich, die wie auf einem Stein ſitzende vollbrüſtige Fortuna dabey nicht zu verkennen.

Hinten gegen Mittag nach einer verſtümmelten männlichen und einer anderen ebenfalls unerkennbaren weiblichen Geſtalt, ſchließt ſich die Vorſtellung mit der Gruppe eines Flußgottes, um deſſen Knie ein ſchönes junges Mädchen zu ſpielen ſcheint. Wie konnte ich nun da weiter einen Streit Neptuns mit Minerva erkennen? Es drückt hier ja alles Friede, Ruhe und Wohlgefallen an der in der Mitte vorgehenden Handlung aus, denn wäre Jupiter Neptun geweſen, ſo würde er wohl mit ſeiner Rechten den Dreyzack auf die Pferde-gewandte Minerva geſtoßen haben, was bey der Art ihres Streites nicht angegangen wäre; und nur gegen Mittag hin würde zwiſchen ihm und der zuvorderſt ſitzenden Göttin ein kleiner Platz für die Gegenſtände des Streites, den Oelbaum und die See, geblieben ſeyn. Allein da wäre die Einheit der Handlung verloren geweſen, weil die der Minerva eine ganz andere war, und die richtenden Gottheiten an den Mittagsſeiten würden nach Apollodor Bib. Cap. XIV. Lib. III. höchſt contraſtirend geweſen ſeyn. In der Vorausſetzung, daß meine Deutung einer genauen Kritik Stand halte, will ich nun die Figuren des Weſtgiebels ſo bezeichnen:

1) Eridanus, der an jener Seite um Athen fließt.
2) Cecrops, der Landeskönig und
3) ſeine Frau.
4) Irene, die Friedensgöttin, auf welche ſich
5) Plutus, der Gott des Reichthums, nach Pauſanias, ſtüzt, und charakteriſtiſch
6) Proſerpina, die nach Heſiod um Güter angerufene Göttin, an ſich hinzieht. Bey ihr aber auf dem Wagen ſitzend iſt

7) Ceres, welche Minerva sammt ihrem
8) Sohn Erechtheus im Bändigen und Leiten der
9) Pferde unterrichtet. Nach
10) Minerva folgt
11) Jupiter, der mit Wohlgefallen auf die Gaben seiner kurz vorher aus seinem Haupt gebornen Tochter die Versammlung der folgenden Gottheiten aufmerksam macht. Diese sind
12) Juno.
13) Aphrodite mit dem Delphin.
14) Latona mit Apoll und Diana.
15) Fortuna.
16) Eine verstümmelte männliche, etwas heroische,
17) eine ebenfalls verstümmelte weibliche Figur, welche unerkennbar sind.
18) Ilissus, der von dieser Seite um Athen fließt, und schließlich als Kennzeichen und Gegenfigur, die an seinem Ufer spielende
19) Orithyia.

Also das Thema der Vorstellung selber: daß durch Verstand und Fleiß im Genusse des Friedens, unter dem Schutz der Götter, Künste und Wissenschaften und mit diesen der allgemeine Wohlstand befördert werde. Und so nähere ich mich denn auch dem Pausanias, weil die Morgenseite, so mangelhaft sie auch war, viel eher Streit und Schrecken (wie ich nachher zeigen werde) ausdrückt, und also nicht die des Haupt-Eingangs in den Tempel seyn konnte. Allein Visconti's Gründe und Angaben sind dagegen so stark, daß ich, um sie zu heben, den Eingang in den Tempel bestimmt ausmitteln mußte. Hiervon behalte ich mir vor, Ihnen in einigen folgenden Briefen die Fortsetzung zur gefälligen Aufnahme in Ihr Kunstblatt mitzutheilen, wozu ich von einem gelehrten Freunde um so mehr aufgemuntert wurde, da jetzt über Entscheidung des Gegenstandes eine so starke Bewegung herrscht; und so schließe ich für heute, indem ich ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

Aus einem Briefe des Hrn. Gau.

— Ich hatte Ihnen etwas über das schöne Fest und die Decorationen in Notre Dame bey Gelegenheit der Taufe des Herzogs von Bordeaux versprochen; eine Augenkrankheit, die mich erst seit einigen Tagen verlassen, hat mich daran verhindert. Die Architekten, (Hr. Lecointe und unser Hittorf aus Cöln) haben sich den größten Beyfall erworben, und mit vieler Einsicht und Geschmack den für den Ort und das Fest passenden Charakter auszudrücken gewußt. Die innere ernste feyerliche Architektur war festlich, beynahe fröhlich geschmückt und überall in ihren Formen und Linien beybehalten; ein Verfahren, was nur zu selten beobachtet und nur bey den geschmackvollen Italienern mit dem größten Erfolg benuzt wird. Ein zu diesem Feste in der Mitte des Kreuzes neu errichteter Altar diente gleichfalls als Bindungsmittel zwischen unserm Zeitgeschmack und jenem unserer alten ehrwürdigen Vorfahren, denn die Form und die Architektur desselben war jene des 15ten und 16ten Jahrhunderts und durch Eleganz und schöne Verhältnisse der besten jener alten Meister würdig. Reich geschnizt und ganz vergoldet, die vertieften Felder buntfarbig in Mosaik-Arbeit und täuschend nachgeahmtem Edelgesteine, schien uns dieses herrliche Monumentchen eine Verwirklichung jener, die wir so oft in den schönen Bildern des Meisters Perugin bewundern. Nicht wenig trug zur Wirkung des Ganzen das Bemalen der Fenster im Innern bey, wo die farbige Eintheilung die schon vorhandene Glasmalerey nachahmte; ein Hülfsmittel in der Noth, das ich auch schon in meiner Vaterstadt angewandt sah. Das Gewagteste beym ganzen Unternehmen unserer Künstler war, ein freyes Portal der ungeheuern Façade der Kirche vorzubauen, welches ihnen nach dem allgemeinen Urtheil besser gelungen als jenes, was bey der Feyerlichkeit der Krönung Napoleons der Kirche vorgebaut wurde. Hier zeigte sich die gothische Architektur in ihrer ganzen Farbenpracht, so wie wir dieselbe sehen würden, wenn ein einziges der vielen Monumente vollendet wäre. Der dunkle, beynahe schwarze Ton der alten Façade machte dagegen einen merkwürdigen Contrast, und nicht ohne Bedeutung.

Die Architekten werden die Decorationen dieses Kirchenfestes in einem Folio-Band mit 8 Kupfertafeln im Umriß herausgeben.

Auch ist so eben ein Werkchen erschienen, was der ganzen Aufmerksamkeit der Architekten und besonders der Alterthumsforscher werth ist und empfohlen werden darf. Der Prospektus ist noch nicht ausgegeben und die Anzeige noch nicht öffentlich gemacht, es führt den Titel:

Plans et Coupes d'une partie du Forum Romain et des Monumens sur la Voie Sacrée, indiquant les fouilles qui ont été faites dans cette partie de Rome depuis l'an 1809 jusque 1819. Par Auguste Caristie, architecte-ancien pensionnaire à Rome. Acht groß Fol. Blätter, die das Ganze bilden, sind so vertheilt, daß sie zusammengefügt, den Grundriß des ganzen Forums überblicken lassen. Der Preis ist 20 fl.

Das erste Blatt enthält den Hauptplan des Forums im Kleinen, mit allen modernen Gebäuden und Straßen, zur General-Uebersicht, nebst drey malerischen Ansichten, die sich vorzüglich auf die Ausgrabungen der Monumente beziehen.

Das 2te Blatt zeigt die Hälfte des Colosseum's mit der berühmten Ausgrabung der Arena, den Bogen des

Constantin und eine schöne Restauration des sogenannten Sonnen-Tempels.

Das 3te. Den Friedens-Tempel, den Bogen des Titus, den Tempel des Remus, und des Antonin und der Faustina.

Das 4te. Den Tempel des Jupiter Stator, des Romulus, des Saturnus, die Säule des Phocas, den Bogen des Septimius Severus, den Tempel des Jupiter Tonans, und das Capitol.

Auf den 3 folgenden Blättern sind die Durchschnitte dieser Monumente nach ihrer respektiven Höhe des Bodens auf eine Linie gestellt; ein Verfahren von der größten Wichtigkeit, um die Untersuchungen des alten Forums zu erleichtern.

Das lezte Blatt enthält eine kurze Erklärung der Kupfertafeln.

Die Zusammenstellung aller Monumente des Forum's war ein eben so kolossales als verdienstvolles Unternehmen. Die seit vielen Jahren gemachten Ausgrabungen erleichterten die Untersuchungen der einzelnen Monumente, und sind von den Künstlern mit großer Einsicht und Gewissenhaftigkeit benuzt. Das Werk verdient eine genaue und gelehrte Beurtheilung. —

Königliche Societät zur Ermunterung der schönen Künste in Brüssel.

Wir tragen hier einen Auszug aus dem Programm für den Concurs und die Ausstellung von 1821 nach:

Die administrirende Commission der Societät hat in Folge der in der Sitzung vom 25. Nov. 1820 gefaßten Beschlüsse sich entschieden, keinen bestimmten Gegenstand für den Concurs der historischen, der Conversations- und Landschafts-Gemälde, so wie der Sculptur und Zeichnung, vorzuschlagen. Sie hat vorgezogen, den Künstlern nicht den Zwang der Ausführung eines gegebenen Sujets aufzulegen, und will ihnen die Freyheit lassen, ihren Lieblingsneigungen zu folgen. Daher beschränkt sie sich auf folgende Bedingungen.

Malerey. 1) Historische Stücke. Es dürfen in dem Gemälde nicht weniger als drey Figuren seyn. Die Hauptfiguren müssen ganze, und nicht weniger als 90 Centimètres hoch seyn. Der Umfang des Gemäldes wird nicht vorgeschrieben. Der Preis ist eine Medaille und 2000 niederländische Gulden. — 2) Conversationsstücke. Die Figuren müssen wenigstens 25 Centimètres Höhe haben, die Größe des Gemäldes wird zu 48 auf 65 festgesezt. Der Preis ist eine Medaille und 500 fl. — 3) Landschaften. Der Umfang des Gemäldes ist zu 65 auf 81 Cent. bestimmt. Die Composition muß nothwendig mit menschlichen Figuren oder Thieren staffirt seyn. Der Preis ist eine Medaille und 500 fl.

Sculptur. Die Künstler können eine Gruppe, eine Statue oder ein Basrelief von wenigstens drey Figuren zum Concurs bringen. Diese Werke können in Stein oder in Gyps ausgeführt seyn. Die geringste Größe für die Gruppe oder Statue ist 80 Cent., für das Basrelief 25. Der Preis ist eine Medaille und 500 fl.

Architektur. Plan eines Rathhauses mit allem Zubehör. Die Hauptfaçade muß 40 Mètres Länge haben. Die Tiefe des Terrains bleibt dem Künstler zu wählen überlassen. Das vorgeschlagene Rathhaus soll in eine Straße zu stehen kommen und auf jeder Seite durch die Häuserreihen begränzt werden. Man fordert vorzügliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Künstlers bey der Eintheilung. Man verlangt den Grundriß jedes Stockwerks, die Hauptfaçade, und wenigstens einen Durchschnitt. Die Scala ist auf 2 für 100 anzunehmen. Jede Copie, oder was im Ganzen aus bekannten Werken geschöpft ist, wird zurückgewiesen. Der Preis ist eine Medaille und eine Gratifikation von 100 fl.

Zeichnung. Eine Composition mit schwarzer Kreide ausgeführt, deren Umfang zu 40 Cent. auf 65 bestimmt ist. Der Preis eine Medaille und eine Gratifikation von 100 fl.

Auch wird eine Medaille für das beste Werk in den vier folgenden Gattungen zuerkannt: in dem Kupferstich mit dem Grabstichel, mit der Radiernadel, in der Holz- und Stempelschneidekunst.

Die Gemälde, Statuen, Plane, Zeichnungen u. s. w. müssen portofrey an das Museum zu Brüssel, spätestens den 15. August 1821 eingesandt werden. Die Commission wird jedes in andern öffentlichen Ausstellungen des Königreichs schon erschienene Kunstwerk zurückweisen. Nur die Künstler des Königreichs werden zum Concurs zugelassen, diejenigen mit einbegriffen, welche ihre Studien in Frankreich und Italien fortsetzen. Die preisbewerbenden Werke bleiben auf der Ausstellung so lange sie dauert.

Ausstellung. Diese wird im Museum zu Brüssel, in dem 1815 dazu bestimmten Local, Statt finden. Man wird darin alle Werke der Malerey, Sculptur, Architektur, Zeichenkunst, Kupferstecher- und Gravirkunst von lebenden Künstlern jedes Landes aufnehmen. Nur diejenigen Arbeiten, welche gegen die öffentliche Ordnung anstoßen, sind ausgeschlossen.

Die für die Ausstellung bestimmten Stücke müßten portofrey vor dem 15. Aug. 1821 eingesandt werden. Der Künstler oder Liebhaber wird von seiner Sendung dem Sekretär Nachricht geben, und ihm Vor- und Zunamen, Wohnort und Aufenthalt des Verfassers, so wie den seinigen anzeigen. Zugleich muß der Brief eine erklärende Beschreibung der abgesandten Stücke enthalten, und, wenn vom Ausland, die Fracht angeben, durch welche die Expedition geschehen ist. Die Künstler sind aufgefordert, die Artikel, welche sie für die Ausstellung bestimmen, zu bezeichnen oder ein Monogramm darauf zu setzen, das sie in ihren Briefen anzeigen. Kein Oelgemälde nach einem Oelgemälde copirt wird aufgenommen; auch kein Werk eines verstorbenen Künstlers, und im Allgemeinen nichts, was sich schon auf vorigen Ausstellungen befunden. Auch Gemälde ohne Rahmen werden nicht zugelassen, und für nicht eingesandte Compositionen kann kein Platz offen bleiben. Die Ausstellung wird Ende Augusts eröffnet. Der Tag der Eröffnung wird dem Publikum bekannt gemacht, welches dann alle Tage von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags zugelassen wird.

Die Fonds, welche disponibel bleiben, werden zum Ankauf von Kunstwerken, die zur Ausstellung eingesandt sind, verwendet, und den Vorzug erhalten diejenigen, welche noch nicht anderwärts ausgestellt waren. (*)

Der Präsident der Societät, Herzog von Ursel.
Im Namen des abwesenden Sekretärs,
P. L. Godecharles.

Nro. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Juli 1821.

Aber Johannes predigte und sprach: es kommt einer nach mir, der ist stärker denn ich, dem ich nicht genugsam bin, daß ich mich vor ihm bücke und die Riemen seiner Schuhe löse.

Evangelium St. Marci.

Sonett.

Auf das in der Gallerie zu Florenz befindliche Gemälde des heiligen Johannes von Raphael.

Von seinem Felsensitze hingeneiget,
Dem Kreuze zu, den schönen Jüngling sehet,
Und wie, woher die Welt Errettung stehet,
Die Hand empor, vertrauensvoll uns zeiget.

Und wie des Himmels Gnade niedersteiget,
Den Wunderstrahl, der dort vom Kreuz' ausgehet,
Ein Bild der Weihe, die Er nun bestehet,
Die noch sein Mund geheimnißvoll verschweiget.

Ha! wie die Augen, hergewandt, nun flammen!
Es muß der Fels der Kraft des Fußes weichen,
Die Stirne zieht gefaltet sich zusammen. —

Nun wird er Ihn den Gott der Welten nennen,
Den Helden-Arm wird er der Wahrheit reichen,
Und sie mit Wort, mit That, mit Tod bekennen.

Das Pathen-Geschenk.

(Fortsetzung.)

Es ist unmöglich, den sonderbaren Eindruck zu beschreiben, den diese Erscheinung auf meine Seele machte, besonders da schon meine Gedanken auf sie hinführten, in dem Augenblicke, wo es mir klar ward, daß mein alter Freund es ernstlich mit dem Heirathen meinte; denn ich hatte sie in der That liebgewonnen, und in meinem jugendlichen Wahn glaubte ich ihr kein besseres Glück wünschen zu können, als — eine Heirath. Indessen sann ich bisher vergebens darauf, wie ich ihr mein Vorhaben eröffnen könne, ohne diesem zu schaden, und ihr Zartgefühl zu verletzen. Selbst während dem ich mich an den bestimmten Ort hinverfügte, schmeichelte ich mir, daß die Unterredung, die ich mit der Unbekannten haben solle, vielleicht dem Gang meiner Ideen, mit Bezug auf sie, eine glückliche Wendung verleihen würde, und daher wollte ich eigentlich meine Kunst nur an dieser Unbekannten versuchen. Daher erfüllten jezt Freude, Erstaunen, und sogar eine Art gutmüthiger Ausgelassenheit meine Seele; allein indem meine erste Verlegenheit ihrentwegen gehoben war, fand ich mich in einer neuen verwickelt, weil Grund mir das bestimmte Gelübde abgenommen hatte, ihn nicht zu nennen, und weil er ihr ohnehin nicht ganz unbekannt war. Bevor ich noch einen Entschluß gefaßt hatte, hüllte ich mich aufs Neue sorgfältig in meinen Mantel, damit die Tante nicht den schwarzen Anzug bemerken sollte, indeß sie noch immer die Augen fest geschlossen hielt, obgleich ich recht gut bemerkte, daß ihre Ohnmacht längst vorbey sey. — Endlich erhob sie das Auge wieder, faßte meine Hand, drückte sie fest, und sagte leise: „Guten Abend, Cousin!" — „Mein Gott! Tante!" rief ich mit allem Ernst, welchen diese wahrlich komische Lage mir gelassen hatte: „wo kommen Sie her?" — Sie stand einige Augenblicke schweigend, ihre Hand noch in der meinigen, auf einmal nahm sie das Wort, fest und mit Würde: „Cousin! ich fühle tief, wie äußerst zweyden-

tig ich in diesem Augenblicke vor Ihnen stehen muß; wenn ich schweige, würde dadurch mein Ruf, — verzeihen Sie! — Ihre Meinung von mir wollte ich sagen, unwiederbringlich verloren seyn; und, wohl einsehend, daß nur ein höchst billiger, vorurtheilsfreyer Mann mich nicht lächerlich finden kann, will ich Vertrauen in Ihren Edelmuth setzen, und Ihnen Alles bekennen." Jezt theilte sie mir offen und in wenigen Worten Alles, was ich schon wusste oder doch begreifen konnte, mit. „Nicht wahr," so endigte sie ihren Bericht: „Sie lächeln über das alte Mädchen, das schlechterdings heirathen will?" — „Ja Cousine! ich lächle! aber — bey Gott! ich weiß nicht warum, denn mein Herz ist Ihnen durchaus ergeben." — „Ich danke Ihnen für diese Aufrichtigkeit," fuhr sie gerührt fort, „und jezt danke ich auch Gott, der Ihren Spaziergang hieher leitete. Denn jezt, da ich einen Freund habe, auf den ich mich verlassen darf, kann ich diese Sache auf eine Art beendigen, die mit meiner Ehre und Ruhe in Uebereinstimmung steht; wenn ich auf Sie rechnen darf, brauche ich nicht mich wieder hier einzustellen." — Es freute mich in der Seele, daß sie gar keine Ahnung davon hatte, daß ich mit im Spiele sey, und ich hütete mich wohl es merken zu lassen. Ich ließ sogar einige Worte fallen, die dem Verdachte vorbeugen möchten, welchen vielleicht ruhigeres Nachdenken bey ihr erregen konnte; noch größere Freude aber machte es mir, daß sie mir, wenn auch nur aus einer kleinen List, um mich für sich einzunehmen, mit solcher verdachtlosen Aufrichtigkeit entgegen kam, und ich that in der Stille das heilige Gelübde, jene nie zu täuschen.

„Ich bekenne Ihnen frey," nahm sie das Wort aufs neue, nachdem wir aufgestanden waren und die Allee heraufgingen, „daß allein meine Furcht und mein Widerwillen, eine alte Jungfrau zu heißen, den Wunsch mir eingegeben, in die Ehe zu treten. Jedoch würde ich gern und ohne Anstand jenen Namen getragen haben, wenn ich nicht selbst in der Jugend freventlich mein Glück verscherzt hätte; auch darf ich Ihnen feyerlich versichern, daß ich nie diesen Schritt gewagt, wenn nicht die Resignation, womit jene Anzeige geschrieben ist, und die Kränklichkeit, welche sie ankündiget, mir Hoffnung gemacht hätten, einmal einen Mann vor mir zu haben, der im stillen Verzicht auf viele eheliche Ansprüche den Werth eines Wesens, dessen Gefühle wohl gemäßigt, allein darum nicht abgestumpft sind, empfinden würde; und zweytens, daß ich durch treue sorgsame Pflege die selbst aufgebürdeten Pflichten erfüllen, und auf diese Weise, obwohl nur schwach, jene Vorwürfe ausgleichen könne, die mir das Unglück eines sehr braven Mannes ewig machen wird. Dieß schwebte mir vor dem Sinn, als ich, so wie ich Ihnen erzählt habe, mich hieher bestellen ließ, um eine alte Schuld einzulösen. Ach ich werde sie nie gänzlich vertilgen können! — Ein halbes Vertrauen ist mir zuwider," fuhr sie nach kurzem Stillschweigen fort. „Ich werde Ihnen, lieber Cousin! die einfache Begebenheiten meines Lebens mittheilen. Es liegt Trost und Beruhigung für mich darin." — Ich betheuerte ihr, wie hoch ich ihr Zutrauen schäzte. — „Mein Unglück ist," begann sie wieder, „daß ich nicht in Berlin erzogen bin. — Es wird Ihnen vielleicht sonderbar vorkommen, allein es ist so. — Sie kennen ja meine Mutter. Unter steifem, fast klösterlichem Zwange erzogen auf einem Gute in einer entfernten Provinz, dessen Umgebungen sie zum erstenmal verließ, als sie meinem Vater angetraut wurde, ohne Belesenheit und Menschenkenntniß, war sie unfähig, den ersten Empfindungen eines jungen feurigen Herzens eine wohlthätige Richtung zu geben; und als nun mein Vater bis in mein siebenzehntes Jahr, leider nicht einmal auf dem Lande, sondern in einer kleinen Landstadt angestellt war, bekam dadurch mein ganzes Wesen jene flache, nichts sagende Sprödigkeit, worein ein junges Mädchen so leicht verfällt, wenn es täglich von der Mutter hören muß, daß es gar nicht anständig sey, auch nur ein Wort mit einem jungen Manne zu wechseln."

„Allein meine ganze Umgebung, selbst die Mutter, hatte mir zu oft wiederholt, wie schön ich sey, als daß ich mich nicht bemühet haben sollte, zu gefallen; obgleich jeder Jüngling, der nur wagte mich anzureden, sicher seyn konnte, entweder eine saure Miene zu sehen, oder wenigstens keine Antwort zu bekommen, als Ja oder Nein!"

„So war ich, kaum sechszehn Jahr alt, ein kleines gnädiges Fräulein, mit einem schönen Aeußeren und einem guten Antheil von Eitelkeit begabt, das bald die Leute flohe, und bald sie durch seine beißende Naseweisheit von sich abstieß, allein das zu allen Zeiten eine erschreckliche Langeweile fühlte, und sich vielleicht mehrere Jahre hindurch noch ärger gelangweilt haben sollte, hätte es nicht plözlich eine Leidenschaft in dem Haus-Sekretär seines Vaters entdeckt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

Neapel, den 20. Mai 1821.

Die kolossale Größe, und der prachtvolle innere Bau des Theaters S. Carlo, welches die Neapolitaner gern alterthümlich T. massimo nennen, übertrifft ohne Zweifel Alles, was man in dieser Art in Europa aufweisen kann, wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß manche der neuesten Bühnen der Halbinsel und selbst des Auslandes an Geschmack, Zweckmäßigkeit und vielleicht auch an Solidität den Vorzug verdienen. Was die äußere Architektur anlangt, so unterscheidet sich diese von der gewöhnlichen gar nicht, und würde Niemand die Ueberraschung ahnen, welche beym Eintritte in die Platea unwillkürlich die

Sinne ergreift. Als Kunſtwerk dürfte vielleicht der vortrefflich a fresco gemahlte Plafond Alles übrige im Theater befindliche übertreffen, obwohl derſelbe ſeines Umfanges wegen nur bey außerordentlicher Beleuchtung gehörig geſehen werden kann. Ganz vorzüglich üppig und orientaliſchen Luxus athmend, imponiren die von Außen mit Gold überladenen ſieben Logenreihen durch ihre Zahl und ſeltene Höhe, worunter die mittlere königliche, glänzend hervorragt. Nicht minder bemerkenswerth iſt der Vorhang, welcher das Werk eines trefflichen Künſtlers iſt. Das Podium, welches ich bey mehrern Gelegenheiten nach ſeinem größten Flächeninhalte geſehen habe, ſteht jedoch nach dem Urtheile der Kenner im Umfange dem der Mailänder Scala merklich nach, ſo wie überhaupt das Scenarium und die Kleider in der Wahl und zweckmäßigen Verwendung, die Maſchinenwerke und das Comparſenweſen an künſtleriſcher Vollendung und richtigem Takte mit den ähnlichen Gegenſtänden jener herrlichen Bühne den Vergleich nicht aushalten dürften. In akuſtiſcher Hinſicht ſcheint es keine Vorzüge zu beſitzen, im Gegentheile konnte, wenn man es ſtrenger nehmen will, blos die Stentorsbruſt des Galli, und in manchen Momenten jene des nervigten Nozzari vollkommen den weiten Raum des Theaters erfüllen. Alle übrigen Sänger ſchienen der ungeheuern Aufgabe wenig oder gar nicht gewachſen.

In den lezten Wochen der Faſtenepoche wurde Roſſini's Mosè, über welchen ich bey frühern Gelegenheiten ausführlich geſprochen habe, mit den Sängern: Mad. Colbran, Nozzari, Galli, Benedetti ohne beſondere Theilnahme gegeben. Wenn der Satz jenes Philoſophen wahr iſt, der behauptet, um ein Volk kennen zu lernen, dürfe man nur deſſen Schauſpiele (und wer ſollte in Italien Anſtand nehmen, die Oper darein zu rechnen?) beobachten, ſo kann man wohl nicht die vortheilhafteſte Meinung über den gegenwärtigen Zuſtand dieſes Landes hegen. Dieſe Oper und ihre Schweſtern haben wie die Menſchen hier zu Lande einzelne ſehr vortreffliche Züge, im Ganzen fehlt es jedoch an Tiefe, Konſequenz, Reflexion, Gediegenheit und Vollendung. Indeß, da die gebildete Welt mit ihrem Urtheile über den melodramatiſchen Flügelmann unſerer Zeit im Reinen iſt, und die Schönheiten ſeiner leckeren Muſe, ohne ſie zu zählen oder kritiſch zu zergliedern, genießen will, ſo werde ich mich für dießmal nur auf das Geſagte beſchränken. Am meiſten Auszeichnung wurde den Duetten zwiſchen Colbran und Nozzari, und jenen zwiſchen Galli und Nozzari zu Theil; ſo wie auch Mad. Colbran in der wunderſchön geſungenen Aria agitata, welche den Schmerz über den Verluſt ihres vom Blitze erſchlagenen Geliebten ausdrückt, mit Beyfallsſalven entlaſſen wurde. Die Chöre ergriffen ſtellenweiſe, und gingen im Ganzen vortrefflich. Die Ausführung des Orcheſters unter Feſta's Leitung war präzis.

Ueber die höchſt mittelmäßige und nachläſſige Aufführung der Creazione del Mondo von Haydn mit Carpani's Worten in S. Carlo will ich den Schleyer der Vergeſſenheit ziehen, um dem leichtſinnigen Herrn Operndirektor eine mehr als verdiente Strafpredigt zu erſparen. Wo einmal das Publikum keine Notiz mehr von ſolch unſterblichen Werken nimmt, wie es, zur Schande Neapels ſey es geſagt, hier der Fall war, da iſt der Untergang der Kunſt nicht mehr ferne. Indeß habe ich bey ähnlicher Gelegenheit bemerkt, daß es hier zu Lande (und vielleicht überall) eine halbverlorne Parthie ſey, wenn in Theatern, wo das Publikum an eine beſtimmte Gattung ſinnlichen Genuſſes gewohnt iſt, Werke heterogener Art, beſonders tiefgedachte Kunſtprodukte, mit Wirkung gegeben werden wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeugniß über Corſika.

(Aus der botaniſchen Reiſe nach dieſer Inſel, die Herr Salzmann im Jahr 1820 unternommen und beſchrieben hat.)

Der Corſe hat Gefühl, er weiß es, wenn der Schuh ihn drückt, und läßt ſich darüber nicht täuſchen. Er iſt heftig, und giebt ihm der Richterſtuhl keine Genugthuung, ſo verſchafft er ſie ſich mitunter wohl ſelbſt. Das Duell gehört nicht zur Landesſitte; aber feig iſt der Corſe deßwegen nicht. Der Dolch iſt verboten, und man trägt ihn nicht im Gurte. Eine Piſtole an der Seite, eine Flinte auf der Schulter ſind erlaubt. Die Corſen reſpectiren ſich wechſelſeits, und ſind vorſichtig im Scherzen und Reden; der Charakter des Landes iſt ernſt; Tanz und Muſik ſind die Sache des Corſen nicht. Die Pflichten gegen den friedfertigen Fremdling ſind geehrt; und giebt es gleich eine ziemliche Zahl Eingeborner, welche, wegen eines Verbrechens verfolgt, das Land durchſtreifen, ſo wird ein ſolcher Bandit doch nur dem, der ihn angreift, und dem perſönlichen Feinde, nicht leicht einem Andern gefährlich.

Einen feurigen Wein, ein mittelmäßiges Oel, auch wohl Pomeranzen führt die Inſel aus; Getreide hat ſie nicht genug für ihren Bedarf. Die mittleren Berge liefern Kaſtanien, die höhern Schiffsbauholz. Auf den höchſten Weiden, zwiſchen Felſenblöcken und Schnee, im Angeſichte vom klaſſiſchen Boden, finden ſich ſchwarzhaarige Ziegen und Schaafe. Die Wolle der Schaafe iſt in der That beynahe ſchlicht wie Haar; die Weiber verſpinnen ſie, und weben daraus ein grobes Zeug, das der Franzoſe wohl mit dem Namen Nankin de Corse belegt. Der Corſe kleidet ſich Winter und Sommer darein. Aus dem Ziegenhaar verfertigt er den Mantel, welcher ſich nach oben wie in ei-

nen Zuckerhut endigt, und Kopf und Leib, ſo ſagt man, gegen jeden Regen ſchüzt.

Granit und Glimmerſchiefer ſind vorherrſchend; Kalk bemerkte ich nur bey Bonifacio. Gegen das Ufer hin iſt das Land etwas eben; an manchen Orten erheben ſich die Berge unmittelbar aus der See, um ſich mit der Kette zu vereinigen, die den Rücken des Landes bildet, und nach Oſten und Weſten hin eine für die Größe der Inſel ſehr beträchtliche Menge Waſſer abgiebt. Das Kleid der Ebene ſogar iſt großentheils Natur, ſie ſey nun wirklich nicht urbar gemacht, oder ruhe mit Heiden und Ciſtroſen bedeckt in langwieriger Brache. Manche Reize, welche die ſüdfranzöſiſchen Fluren darbieten, ſcheinen der corſiſchen zu fehlen, manche andere hat ſie vor jenen voraus.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Mai.

(Verſpätet.)

Madame Borgondio gab am 9ten April ihr erſtes Konzert im Apollo-Saal, welcher zwar nicht ganz ſo zahlreich beſucht war, als die gefeyerte, mit Recht bewunderte Sängerinn es erwarten durfte, wovon die Schuld einzig und allein auf das eingetretene ſchöne Frühlingswetter zu ſchieben ſeyn möchte, worin ſie aber von der Verſammlung den ungetheilteſten, enthuſiaſtiſchſten Beyfall erhielt, den ihr lieblicher, wahrhaft zum Herzen redender Geſang verdient. Alles, was ſich zu den Patriziern unſerer Stadt, alles, was ſich wahrhaft Kunſtfreund nennen durfte, war wohl zugegen, daher dürfte man dieß Konzert auch ein brillantes, wenn gleich im andern Sinne als gewöhnlich, nennen. Die Ouvertüre des Orpheus, von Cannabich, eröffnete es ganz vortrefflich; wahrlich, die Ausführung derſelben ließ keinen gerechten Wunſch übrig! Mit einer Scene und einem Rondo mit Chor von Zingarelli: „Della mia morte, o caro," gewann Mad. Borgondio ſogleich alle Herzen der Zuhörer, und das darauf folgende Duett aus Roſſinis Tancredi: „Ah se de' mali miei," ward von ihrer Seite nicht minder trefflich ausgeführt, wenn gleich die ſie begleitende Inſtrumentation ſich all zu laut und breit machte und dadurch den Kunſtgenuß ſchmälerte. Herr Auguſt Klengel als Arſir in ſeiner Concertante erntete gerechten Beyfall, beſonders durch ſeine ſchöne, reine, an Deutſchen ſo ungewohnte, Ausſprache des Italieniſchen, worin er faſt Mad. Borgondio übertraf, die als Lombardinn die Conſonanten ein wenig zu ſehr häufte, wie es dort gegen die Regeln der reinen Ausſprache des Italieniſchen geſchieht. Die reine Contra-Altſtimme der Konzertgeberinn iſt vom ſchönſten Wohllaut und zum Herzen dringend, und geht ungefähr in gleicher Ausbildung vom tiefen b bis zum zweygeſtrichenen es; die Deklamation ihres Geſanges iſt deutlich und affektvoll, welches ſie beſonders vor vielen ihrer Kunſtſchweſtern auszeichnet. Die Künſtlerinn kündigte ein zweytes und letztes Konzert auf Mittwoch den 16ten Mai an, über deſſen Erfolg aber Referenten nichts bekannt worden iſt, weil er verhindert ward, demſelben beyzuwohnen.

Mit dem Baue unſers neuen Krankenhauſes wird raſtlos fortgeſchritten, und man veranſtaltete zum Behufe deſſelben in dieſer Zeit eine Sammlung freywilliger Gaben in den kleinen Häuſern, Buden und Sälen — leztere ſind eine Art von Wohnungen, welche nur einen ſehr kleinen Eingang haben und zum Theil ſehr hoch gelegen über Häuſer, Kutſcherſtälle, Wagenremiſen, u. ſ. w. weggehen und von der Mittelklaſſe der Einwohner bewohnt werden; die ganz Armen behelfen ſich mit Kellern, die nicht ſelten der Ueberſchwemmung der Fleete ausgeſezt ſind. Viel wird die Sammlung in den Wohnorten der Dürftigkeit und des Mangels nicht einbringen, aber doch etwas, und wenn bey einem ſolchen Denkmale der Wohlthätigkeit auch nur Sandkorn auf Sandkorn gehäuft wird, ſo ſteht es doch am Ende zur Ehre und zum Ruhme ſeiner menſchenfreundlichen Begründer da und trozt Jahrhunderten. Auch die kleinſte Gabe wird, nach dem Ausdrucke der edeln Sammelnden, mit Dank angenommen, und dieß iſt eben die Art, wie ſolche Sammlungen veranſtaltet werden müſſen, wenn ſie erfolgreich ſeyn ſollen, denn wie Mancher, der gerne gibt, wird nicht oft durch den Gedanken zurückgehalten, er dürfe ſo Weniges nicht bieten, und gibt darum gar nichts. Eine andere, nicht freywillige, Contribution iſt den Bürgern dieſer Stadt vor längerer Zeit auferlegt worden, nämlich die, eine beſtimmte Summe zur Abtragung der Feſtungswerke zu entrichten, die nach dem ungefähren Vermögenszuſtande der Bewohner beſtimmt worden iſt; einige haben Tauſende dazu beyzutragen, und wenn dieſe Summen gleich groß und bedeutend erſcheinen, ſo mögen ſich diejenigen, die ſie zu entrichten haben, damit tröſten, daß ſie ſie eben ſo leicht geben können, als andere eben ſo viel Pfennige. Dieſe Arbeit wird in der Folge, ſollte Deutſchland je wieder von Kriegen bedroht werden, reichen Segen für die Stadt bringen, denn welcher unermeſſliche Nachtheil iſt in den lezten beyden Decennien derſelben durch ihre ſtarken Wälle erwachſen! Es wäre Napoleon vielleicht nie eingefallen, dieſe feruliegende Stadt zu ſeinem Reiche zu ſchlagen, wenn die Möglichkeit nicht vorhanden geweſen wäre, das Werk ihrer vollkommenen Befeſtigung in kurzer Zeit und mit unbeträchtlichem Koſtenaufwande zu vollenden. Ein Zeitaufwand von eilf Jahren wird dazu erforderlich ſeyn, dieſe, wie es ſcheint, der Ewigkeit trozenden Wälle in den um ſie hergeführten Stadtgraben zu ſtürzen: wie lange mag man daran gearbeitet haben, ſie zu errichten?! —

Der Frühling, der mit lächelnder Miene zu uns eingetreten war, nahm ſpäterhin fortwährend eine recht verdrießliche an, und ſendet uns nicht ſelten Hagelſchauer und ſtarke Regengüſſe; für die Fruchtbarkeit des Landes mag das gut ſeyn, aber wir Menſchen ſind gezwungen, entweder zu frieren oder einzuheizen, und das nach der erſten Hälfte des Mais!

Einer unſerer älteſten und verdienteſten gelehrten Senatoren — wir haben bekanntlich auch merkantiliſche, — der Doktor J. H. Heinrich Hancker, hat auf ſein Anhalten am 18. Mai ſeine Entlaſſung aus dem Senate erlangt, weil Alter und Kränklichkeit ihm nicht mehr geſtatten wollten, ſich in den Reihen der Väter der Stadt zu zeigen. Man hat ihm jedoch ſeine Amts-Ehre und ſeine Einkünfte gelaſſen, und ihn pro emerito erklärt. Dieß iſt ein höchſt ſeltener Fall in den Annalen unſerer Stadt, denn gewöhnlich ruft nur der Tod unſere guten Väter ab, und an ein freywilliges Zurücktreten wird nicht gedacht.

Die Buchhandlung der Herren Perthes und Beſſer bietet die Bände 1, 2, 3, 4, 5 und 7 des Wandsbecker Boten (Claudius) in der ältern Ausgabe für die Hälfte des bisherigen Ladenpreiſes, etwa zur Completirung an. Die Werke des wackern Claudius finden unter uns viele Freunde und Verehrer, zumal da der treffliche Mann ſo ganz in unſerer Nähe, gleichſam unter uns, lebte und wirkte. — Im Steindruck iſt das Portrait Leonhard Wächters (im Auslande als Schriftſteller unter dem Namen Veit Weber bekannt), der als geachteter Schulmann unter uns lebt, erſchienen und käuflich zu erſtehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Freitag den 6. Juli 1821.

Naturwissenschaft.

Flugluft und Fluges Beginnen. Hierbey mein schon fliegendes Blatt und auf diesem in Kupferstich der Bauriß zu meinem Flugkahne nebst Abbildung von dessen Luftbahn. M. August Wilhelm Zacharid, Lehrer in der Schule Kloster Roßleben. Leipzig in Commiss. b. Enobloch 1821. 40. S. 8.

„Spaß oder Ernst?" Beydes, doch der Spaß steckt nur in der Form, der Inhalt ist wissenschaftlicher Ernst. Wir wollen zuerst versuchen, unsern Lesern den Ernst klar zu machen.

Die Rede ist hier nicht von der Luftschiffahrt, deren Vervollkommnung vor Kurzem von zwey Seiten in den Zeitungen angekündiget worden ist. Die Rede ist auch nicht von der Luftschwimmkunst, über deren Elemente der Verf. ein eignes, scharfsinniges, und von der feinsten Beobachtungsgabe zeugendes Werk (Wittenberg b. Zimmermann 1807) herausgegeben hat. Eben so wenig ist, vor der Hand, die Rede von einer neuerfundenen Flugmaschine, welche mit der verschollenen von Jakob Degen (von unserm M. im Magazin der Erfindungen b. Baumgärtner B. 8. St. 2. einsichtsvoll beurtheilt) wetteifern möchte. „Nun, wovon ist denn die Rede sonst?" Die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, von nicht viel mehr, als von einer Bezeichnung des wissenschaftlichen Weges, auf welchem etwa, mit Hülfe anhaltender Versuche, von und für den Menschen eine Flugmaschine erfunden werden könnte, und zwar eine solche, deren Bewegung, hinsichtlich ihres Grundes sowol als ihres Erfolgs, weniger der Schiffahrt und dem Schwimmen (der Fische, entre deux eaux), als vielmehr dem Vogelfluge analog wäre.

Schon in den Elem. der Luftschwimmkunst hatte der Verf. auf dieses Fliegen Bedacht genommen, und im dritten Kapitel den Vogelflug, eben so wie früher das Schwimmen der Fische, mit mathematisch-physikalischer Gründlichkeit abgehandelt. Er sah für den Menschen überall nur zwey Möglichkeiten, die Lüfte zu befahren: entweder mit dem Gasballe (dem Analogon von der Schwimmblase der Fische), oder nach Vogelart. Jene Aufgabe ist aus dem Gröbsten gelöst, das Aufsteigen ist erfunden, und nur an den Kleinigkeiten des Lenkens, des sicheren, gefahrlosen Landens u. s. w. mangelt es noch. Der V. glaubte hier durch Entwerfung eines korkfischartigen Gebäudes nachzuhelfen (er nannte diejenigen Fische, welche durch willkührliche Veränderung ihrer specifischen Schwere schwimmen, Korkfische); aber die Kosten der Erbauung erforderten einen Beutel, aus welchem sich allenfalls auch Kriegsschiffe bauen ließen. Die Lösung der zweyten Aufgabe wurde „von großen Mathematikern" für unmöglich gehalten, theils weil die Größe der Fittige nicht erreichbar wäre, die der Mensch für seine Masse gebrauchen würde, theils weil seine Kraft zu ihrer zweckdienlichen Bewegung nicht ausreichte. Es gehörte kein großer Mathematiker dazu, die Seichtigkeit dieser zwey Gründe einzusehen, so lange nur von der physischen Möglichkeit des Fluges die Frage ist: denn welche Mittel besitzt der Mensch, seine ursprüngliche Muskelkraft sowol durch Uebung und Geschick (wie der Luftspringer, Equilibrist u. s. f.), als durch künstliche Mechanik zu verstärken! Und um wie viel ist wohl der Flügel einer Gans, womit so mancher Mathematiker seinen Schreibtisch ablehrt, größer als dieser Vogel selbst, der denn doch immer fliegt, wie schlecht es auch immer seyn mag. M. Z. gieng daher der gesuchten Möglichkeit weiter forschend nach, und folgte besonders einem Winke Silberschlags in der Abhandl. vom Vogelflug: „Ob nun gleich unter diesen Umständen dem Menschen die Kunst zu fliegen versagt ist, so folgt doch daraus noch lange nicht, daß derselbe unter keinerley Umständen in der Luft schweben könnte." Er beschäftigte sich mit allerley Fallschirmen, und suchte die schwere Aufgabe, Menschenflug als möglich zu erweisen, von ihrer leichtesten Seite, vom Abwärts- und Fortschweben anzufassen, vor der Hand ohne Berücksichtigung des Aufffluges.

Hier findet allerdings die Reflexion einen ziemlich haltbaren Boden. Der Vogel fliegt nicht blos aufwärts, er fliegt auch niederwärts. Schon genug gewonnen, wenn wir ihm das ablernten. Der Begriff des Abwärtsfliegens gränzt in mathematischer Beziehung an den des Fallens.

Schießt der Raubvogel ſenkrecht auf ſeine Beute herab, ſo hat er vor jedem andern fallenden Körper nichts voraus, als die (den Fall beſchleunigende) Stoßkraft, und das Vermögen, die geſammte (aus der Stoß- und Schwerkraft zuſammengeſezte) niederwärts treibende Kraft zu beherrſchen. Das erſtgenannte Voraushaben möchte er immer behalten; aber das zweyte wäre viel für uns, und wir ſuchen mittels der Fallſchirme ein Analogon davon zu erkünſteln, indem wir der gefährlichen Progreſſion der zunehmenden Geſchwindigkeit im Fallen entgegen wirken, und in jedem Moment einen Theil unſrer Laſt der Luftſäule unter der Schirmfläche aufbürden. Offenbar wäre hierbey gewonnen, wenn wir dem Falle (ſo mag das Herabſchweben noch zur Zeit heißen) eine ſchiefe Richtung geben könnten. Das ließe ſich vielleicht ſtreng mathematiſch aus der Theorie der Mechanik von der ſchief liegenden Fläche beweiſen, dergleichen die, unter unſerer Bahn liegende, unſere fortrückende Laſt tragende Luftmaſſe — ein diagonal halbirtes Parallelepipedum — immer bilden würde. Und noch höher ſtiege der Gewinn, wenn wir die Fallbahn ſtumpfwinkelig abſtufen, aus horizontalen und ſchief liegenden Linien zuſammen ſetzen, oder auf eine, dieſer gebrochenen Linie analoge, Weiſe curvenartig beugen könnten.

Bey leichten Körpern, die langſam fallen, ſelbſt wenn ſie Kugelgeſtalt haben, bewirkt ſchon der Luftzug etwas Aehnliches, z. B. bey der ſinkenden Seifenblaſe. Bey anderen von irregulärer Geſtalt, beſonders von ſchief winkliger Flächenlage, kommt noch der Umſtand hinzu, daß die Luft, von dem ſie durchſchneidenden Körper ſelbſt bewegt, auf deſſen Flächen in mancherley Richtungen wirkt, ihm dadurch Wendungen giebt, und ſeine Fallbahn beugt, indem ſie die Laze ſeines Schwerpunktes (in Bezug auf die Perpendikularlinie eines ungeſtörten Falles) verändert. Man mache den Verſuch nur mit einem Fidibus vom Tiſche herab, im Zimmer, bey möglichſt ſtiller Luft. Es iſt hauptſächlich die Geſtalt des fallenden Körpers, und die allermeiſt davon abhängige Lage ſeines Schwerpunktes, beſonders im erſten Momente des Falles, welche die Bahn ſeines Falles bedingt, und hier entſteht nun die Frage, ob ſich nicht, von dieſen, in unſerer Macht befindlichen Bedingungen aus, auf die Beſtimmung dieſer Bahn mit mathematiſch-phyſikaliſcher Sicherheit hinwirken laſſe.

Hier ſind die Leſer auf dem Standpunkte unſeres Vs., obwol wir ſie auf anderem Wege dahin geführt haben, als er, der von der Beobachtung des Vogelfluges ausgeht. Wir müßten uns auf dieſem Punkte wieder treffen: denn in der That thut der Vogel im paſſiven (herabſchwebenden) Fluge — ohne hebenden Flügelſchlag — nicht viel mehr, als daß er die Geſtaltung ſeiner geſammten Oberfläche und die Lage ſeines Schwerpunktes verändert, welches ſeiner Bahn die Richtung giebt. Es kam nun für's Erſte darauf an, einen lebloſen Körper ſo zu geſtalten, daß er in ſeinem Falle eine ähnliche Bahn durch die Luft nähme, und dadurch dieſen Fall in einen Herabflug verwandelte. M. Z. leiſtet das hier durch die Angabe zweyer kleinen Fallkähne, die mit leichter Mühe aus ſtarkem Papier oder dünner Pappe gemacht werden können. Der eine gleicht ungefähr einer Kehrichtſchaufel ohne Stiel, und kann aus der beygelegten Kupfertafel ſelbſt gebildet werden. Daher der Scherz von dem „ſchon fliegenden Blatte.“ Der zweyte hat die Geſtalt eines ſehr flachen Sternkegels, an welchem in Radialrichtung ein dünnes Holzſtäbchen befeſtiget iſt, ſo daß es ungefähr wie der Stiel einer Schaumkelle oder eines Rührlöffels ausſieht. Es rückt begreiflich den Schwerpunkt des Kegels aus dem Scheitelpunkte in den Radius (eigentlicher in die Seitenlinie) des Kegels hinaus. Wir haben mit der Kehrichtſchaufel nicht experimentirt, wohl aber mit der Schaumkelle, und da haben wir gefunden, daß des Vs. Verheißungen keineswegs leerer Schaum waren. Bis an die Decke des ungefähr neun Leipziger Ellen hohen Zimmers empor gehalten, und von da, den Stiel voran, aus der Hand entlaſſen, (ungefähr wie man ein Schiff vom Stapel laufen läßt, oder auch aus perpendikular herabhängender Sturzlage) wurde die Kelle keineswegs von dem Uebergewichte des Stieles ſenkrecht niedergezogen; ſondern ſie ſchwebte herab von a nach b ungefähr in dieſer Bahn:

und zwar mit merklich abnehmender Geſchwindigkeit; was im erſten Moment ſenkrechter Fall werden zu wollen ſchien, wurde, indem die runde Muſchel ſich wieder horizontal richtete, ein Fortſchweben, und leicht wie ein Vogel berührte der Kegel, mit dem Scheitelpunkte zuerſt, den Boden. Nach der Angabe des Vs. befrachteten wir nun den hohlen Kegel in der Spitze mit eingeklebtem Wachs. Das verminderte zwar die Streckung der Bahn, (die Muſchel berührte die Erde in geringerer Entfernung von der Perpendikulare des Auslaufpunktes), aber es änderte ihre Geſtalt nicht, vermehrte auch nicht die Geſchwindigkeit des Laufs, ſondern gewährte vielmehr den Vortheil, daß die leztgenannte ſchneller abnahm, der Kahn in der mittleren Schwingung bey c merklicher wiederum aufwärts ſchwebte, und den Boden mit noch leiſerer Streifung berührte. Es war ordentlich eine Luſt, ſich ſelbſt in die Stelle des

kleinen, eingedrückten Wachskegels zu denken, und so den Flug in Gedanken mitzumachen, zumal da der Augenschein, mittels des stets voran fliegenden Stieles, sofort auf die Vorstellung leitete, daß ein Liliputaner aus der Kegelspitze heraus dem Herabfluge sogar eine beliebige Richtung müßte geben können. Und das war denn die Flugluft, die der Titel verheißt.

Lustiger sieht es freylich aus um Fluges Beginnen. Unser V. entwickelt scharfsinnig die dynamischen Gründe der beschriebenen Erscheinung, und in denen, die er, höchst plausibel, als die sämmtlichen darstellt, ist nichts enthalten, was der Voraussetzung widerspräche, daß sich unter Beobachtung der genau berechneten Verhältnisse die Construction einer großen Schaumkelle ausführen lassen möchte, in welcher ein Mensch von einem Kirchthurme herabfliegen könnte, ohne den Hals zu brechen. Der Wagehals dazu, meint der V., werde sich wohl finden, wenn man erst Flugkähne mit todter Centnerlast habe vogelartig niederschweben sehen, und darin dürfte er um so eher richtig prophezeyhen, wenn vielleicht der Flugkahn so eingerichtet werden könnte, daß er im Falle des Umschlagens zu einem Parapluie-förmigen Fallschirm würde. Gewähren denn die Pariser Rutschberge, indem sie eine ähnliche Lust darbieten, eine viel größere Sicherheit? Alles kommt nur auf Experimente mit großen (leeren oder mit leblosem Gewichte beschwerten) Kähnen an. M. Z. hat es versucht, einen leeren Kahn von der Spitze eines Windmühlenflügels herabzulassen; aber durch den Unverstand des Mühlknappen, der ihn vom Stapel gelassen, ist er wirklich zur Schaumkelle geworden. Er erzählt das S. 33 mit sehr ergötzlicher Laune. Nicht minder vergnügend ist der ganze erste Abschnitt der kleinen Schrift, welcher der Beschreibung der Kähne und der Experimente im Kleinen zur lichtvollen Einleitung dient. Es ist das Gespräch zwischen einem kleinen Flattervogel (einem Goldhähnchen) und einem Storch über die Kunst des Fliegens. Der Storch widerlegt das Vorurtheil, daß die Masse des Vogels den Flug erschwere, recht ad hominem, oder vielmehr ad avem, indem er den Kleinen auf seinen Schnabel und später zwischen seine Flügel sich setzen heißt, so mit ihm aufsteigt, und ihn selbst beobachten läßt, daß eben die Masse dem größeren Flieger manche Mühe und besonders das Flattern erspart. Unstreitig hat der V. diese Einkleidung, sowol als den spaßhaften Titel, gewählt, um das Publikum dieses Büchleins zu vergrößern, dessen Ertrag er zu Fortsetzung seiner Versuche im Großen verwenden will. Möchte die Flugschrift eben so viele Abnehmer finden in ihrer Unschuld, als die skandalösen Flugschriften zu finden pflegen! Es ist für große wie für kleine Kinder weit gerathener, daß sie vom V. mit papiernen Flugkähnen spielen lernen, als daß sie auf dem Papier, dem geduldigen, mit dem berühmten Horazischen Gleichnißschiffe (respublica) spielen.

Der wissenschaftliche Ernst hat übrigens diese Schrift als ein Programm zu betrachten. Der V. kündigte damit für 1822 ein ausführliches Werk über den Vogelflug (nicht Vögelflug, welches etwas anderes wäre) als ersten Theil einer Fliegkunst an, und denkt demselben als zweyten Theil eines über den Menschenflug folgen zu lassen. Wir wünschen, daß er in den Stand gesetzt werde, den letztgedachten Theil auf gelungene Versuche von größerer Ausdehnung zu gründen, denn es scheint uns, bey aller mathematischen Gründlichkeit, und bey aller Schärfe und Gewandtheit des praktischen Verstandes, die wir an ihm rühmen müssen, daß seine Phantasie, von der Liebhaberey beschwingt, eine nur allzurüstige Fliegerin sey. Es ist Schade, daß er dieselbe während der Ausarbeitung seiner Fliegkunst nicht an die Poeten vermiethen kann, deren eignes Flugzeug in schlechtem Zustande sich befindet. Manche haben gar keine Flügel, viele hingegen nichts als die Flügel (die Liebhaberey), und diese könnten aus gegenwärtiger Flugschrift, und namentlich von dem obenerwähnten Störche, lernen, wie viel die Masse bey dem Fluge thut. Flügel, die nichts zu tragen, nichts zu heben haben, bringen es nimmer vom Flattern zum leichten, schön schwebenden, auf und nieder wogenden Fluge; das ist hier mathematisch erwiesen.

M. u. S.

Uebersicht der Militärschriften von der Ostermesse 1821.

(Beschluß.)

Zu den Schriften, welche verschiedenen Inhalts, und zugleich von solchem sind, daß sie sich nicht wohl unter die oben angegebenen rangiren lassen, rechnen wir endlich die nachstehenden acht. — „Ansichten von militärischen Angelegenheiten, von C. C. Cella, gr. 8. München, Lindauer." — „Gebetbuch für den Militärstand ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses 12. Ulm, Ebner'sche Buchhandlung." — Militärische Theorien im Kampf mit der Praxis, mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse der preuß. Armee 8. Magdeburg, Rubach." — Ein viel versprechender Titel: „Ueber die Militär-Oekonomie in Krieg und Frieden und ihr Wechselverhältniß zu den Operationen. 1. Band mit 10 lithogr. Tafeln, gr. 4. St. Petersburg, Gräf (Leipzig, Cnobloch). — „Tabellarische Uebersicht aller Schlachten, Treffen, Belagerungen und Gefechte der Königl. Preuß. Armee von 1656 bis 1816 (fängt also wahrscheinlich mit der dreytägigen Schlacht von Warschau an, welche, in Gemeinschaft mit dem König von Schweden Carl Gustav, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst gewann) in chronologischer Ordnung mit Bezeichnung des angreifenden Theils und des Ausganges jeder einzelnen Aktion. gr. Fol. Glogau (Leipzig,

Hartmann in Komiss.) — Dr. Carl Venturini, „deutsches Heldenbuch. Historisch dramatische Darstellung (also wohl in Schlenkerts Manier?) der größten deutschen Männer, welche für vaterländische Freyheit ruhmvoll kämpften. Von der ältesten bis auf unsere Zeit fortgesetzt, 1r Theil mit einem Titelkupfer, 8., Braunschweig, Vieweg. — Veit Weber, „Kriegs- und Siegeslieder aus dem 15ten Jahrhundert, herausgegeben und mit nöthigen Erläuterungen versehen von H. Schreiber 8. Freyburg, Herder." — Wünschenswerther wäre vielleicht noch, daß diesen Veit Weber des 15ten Jahrhunderts der Veit Weber des unsrigen (G. Ph. Leonhardt Wächter) herausgegeben hätte; dann wären wir des Romantisch-Schaurigen gewiß, das uns besonders bey Lesung seines „Müller des Schwarzthals" durchrieselte. — Tscheulins F. G. „die Kriegspferdekunde. Ein Handbuch für Aerzte, Militärpersonen, Beamte, Fahnenschmiede und Landwirthe gr. 8. Carlsruhe und Baden. Mar'sche Buchhandlung." Warum für Aerzte und Landwirthe? Unter erstern können Militärärzte nicht gemeint seyn, denn sie gehörten doch wohl zu den gleich darauf folgenden Militärpersonen und Roßärzte eben so wenig, da diese sich hier zur Rubrik der aufgeführten Fahnenschmiede begeben müßten. Was aber Landwirthe besonders anregen sollte, Kriegspferde zu kaufen, wenn es nicht die Absicht ist, bey Durchmärschen wohlfeil zu ihnen zu kommen, sehen wir nicht ab; dann um gute zu liefern, wenn sie müssen, dafür werden schon die mit aufgeführten Beamten sorgen. — Das Buch: „Ueber Kriegerbildung, von Freyherr Reichlin v. Melfegg, 8. Wien, Schaumburg und Komp." soll noch erscheinen, und macht hier den Beschluß; worauf wir nur noch diejenigen neu erschienenen und fertig gewordenen Landkarten aus der großen Menge derselben herausziehen wollen, welche dem Militär von näherem Interesse seyn dürften. „Topographisch-milit. Atlas vom Königreich der Niederlande in 40 Blättern, 10te und letzte Lieferung, in 4 Blättern, Roy. Fol. und Topographisch-milit. Atlas von der Schweiz, in 24 Blättern, 5e und 6e Lieferung, jede in 4 Blättern. Schluß. Roy. Fol. beyde zu Weimar, geograph. Institut." — Wir wünschen nichts weiter, als daß das Ganze gleichmäßiger ausfallen mag, als es bey der großen Karte von Deutschland in 204 Blättern der Fall war. — Coulons „milit. Situations-Karte von Süd-Deutschland in 20 Blättern, Stuttgart und Tübingen, Cotta." — „Karte des Kriegstheaters in den Alpen, in der Schweiz, in Italien und Süd-Deutschland von Gen. Jomini. Stuttgart und Tübingen, Cotta." — „Situationskarte von Neapel und Sicilien mit den angränzenden Ländern, (die hat Sicilien bekanntlich nicht). Nebst Bezeichnung der Poststationen und der in frühern Feldzügen gelieferten Gefechte und Schlachten, nach Bacler d'Albe, Lanie u. a. bearbeitet. In lithogr. Manier. Imp. Fol. Heidelberg, Groos. — Ref. hat natürlich nur auf den guten Schein aufmerksam machen können, und oft um so strenger die Titel der Schriften getadelt, als diese doch die Lockschilde des Wirthes „um von seiner Waare zu kosten" sind. —

Antikritischer Nachdruck.

Unter dem Titel: Poetische Recension, hat der Verf. der 77 Gedichte aus den Pap. eines reisenden Waldhornisten die in Nr. 21. des L. Bl. befindliche, zum Theil versificirte, Anzeige dieser Sammlung auf einem Quartblatte besonders abdrucken lassen, jedoch ohne das zum Beleg des Urtheils dienende Finkenlied, und mit den zwey Anmerkungen: „Für die Besitzer der ersten Auflage abgedruckt," und: „Eine zweyte, vermehrte und mit Musikbeylagen begleitete Auflage erscheint noch im Laufe dieses Jahres." Dieser Abdruck aus dem Lit. Bl. ist verstümmelter Nachdruck.

Ein Exemplar desselben auf wirklichem Löschpapier (zum Zeichen der Verachtung vermuthlich) wurde mir unter dem Siegel des Verlegers mit Buchhändlergelegenheit im Monat April zugeschickt. Dieß mußt' ich für eine Antikritik nehmen, die ich dem Recensenten mitzutheilen hatte, und dieser hat, da das Löschpapier keine Dinte verträgt, in zwey bleystiftlichen Randglossen zu den oben ausgehobenen Anmerkungen geantwortet.

Neben der ersten Anmerkung („Für die Besitzer der ersten Aufl. abgedruckt") steht:

Ist also nicht für mich, der bey der ersten gähnte.
Denn kauft' ich eine je; so wart' ich auf die zehnte.

Bey der zweyten Anmerkung („Eine zweyte, vermehrte ꝛc. Auflage erscheint noch im Laufe d. J.") steht:

Was nutzt die Drohung? Nichts; im Vortheil bleib' ich ja,
Denn von der Recension ist schon die zweyte da.

Ich setze Redactionswegen hinzu:

Ja, aber nicht vermehrt, sie ist vielmehr vermindert,
Es fehlt das Finkenlied, das deine Buße lindert.
Ich las das Buch nun selbst, der Wein ist schwach, doch frisch,*)
Und deine Recension gleicht einem Federwisch.

M.

*) Worauf ich dieses Urtheil gründe, wird man in einer, von mir unterzeichneten, Recension dieses Buches finden, die für ein anderes Blatt bestimmt ist.

D. Red.

Geist.

Briefauszug. — „Aber um Gotteswillen, was haben „Sie mir für Zeug von schöngeisterischen Schriften geschickt! „Wo ich auch die Nase hineinstecke, ich spüre nichts von „Geist. Soll ich denn das wirklich recensiren?"

Ja wohl! aber mit Geist. Je weniger in den Büchern ist, desto mehr muß in die Recensionen kommen. Mit der Kritik geistreicher Schriften die Leser vergnügen, das ist keine Kunst. M.

Druckfehler.

In Nr. 41. wird die Stärke der Treibjagd (eines Gedichts) zu 12 Seiten angegeben; es soll aber heißen 191 S. 12, i. e. Hundert Ein und neunzig Seiten Duodez. In Nro. 42. S. 163 l. d. Mitte steht prostrati für prostrati (hostis) und nessiunt für nesciunt Non dubito fore plerosque, corrector, qui hoc genus correcturae leve judicent, Cave, quaeso, ne linguam latinam nessire videamur.

Nro. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Juli 1821.

Man weiß die Tugend in denen Zeiten am meisten zu schätzen, in welchen sie am meisten geübt wird.

Tacitus.

Camille Jordan.

Den 19. Mai d. J. verlor Frankreich einen seiner besten Bürger, die Deputirten-Kammer einen ihrer ersten Redner, die Sache der Freyheit einen ihrer wärmsten Vertheidiger, die Gesellschaft einen ihrer gebildetsten Mitbürger, und die Menschheit eine ihrer größten Zierden.

Camille Jordan wurde den 11. Januar 1771 zu Lyon geboren. Er ging aus einer Familie hervor, deren Namen aufs vortheilhafteste im Handel bekannt war, und deren angeerbte Tugend ihm allgemeine Hochachtung zusicherte. Aber für ihn hatte der Handel keine Reize, vielmehr zogen ihn schon früh die Wissenschaften an, und er widmete sich denselben mit so beharrlichem Eifer als glücklichem Erfolge. Die Grundlage zu seiner literarischen Laufbahn legte er in dem damals berühmten Collège de l'Oratoire seiner Vaterstadt. Er vollendete seine Studien im Collège Saint-Irénée, wo Philosophie und Naturkunde die Hauptgegenstände seines Nachdenkens wurden. Von seinen Lehrern geschätzt, von seinen Mitschülern geliebt, ernteten Geist und Herz schon bey ihrer Entwickelung die süßen Früchte einer sorgfältigen Pflege ein. Schon zu jener Zeit knüpften sich die stets unauflöslich gebliebenen Bande der innigsten Vertraulichkeit mit seinem Busenfreunde Dr. Gerando, mit den Gebrüdern Augustin und Scipio Périer, und mit dem Hospitalprediger zu Roanne, Montanier, einer der würdigsten Lehrer des Evangeliums in der gallischen Kirche. Im Jahre 1788 begab er sich nach Grenoble zu seinem Oheim Claude Périer. Hier war es, wo er zu allererst den Geist der Freyheit in Frankreich erwachen sah; hier war er Augenzeuge der berühmten Versammlung der Landesstände der Provinz Dauphiné, die zu Vizille, im Schlosse seines Oheims gehalten wurde; hier war es auch, wo in seinem Gemüthe der erste Keim der Freyheitsliebe sproßte, eines Gefühls, welches sich stets rein und edel bey ihm erhalten hat.

Im neunzehnten Jahre seines Alters (1790) besuchte er mit seiner vortreflichen Mutter zum erstenmal Paris, und richtete jezt seine ganze Aufmerksamkeit auf die Debatten der constituirenden Versammlung. Schon damals klopfte sein Herz leidenschaftlich für eine gesetzmäßige Freyheit; schon damals war er darauf bedacht, das reiche Talent emsig anzubauen, welches er zur Ausbreitung und Aufrechthaltung der guten Sache in seinem Geiste lodern fühlte; aber schwerlich ahnte er damals schon die wichtige Rolle, die er zu spielen berufen war, und die ihn den großen Männern, deren hinreißende Beredsamkeit er täglich bewunderte, zur Seite setzen, wo nicht über sie erheben würde. Nicht lange, und es bot sich ihm eine durch wichtige Umstände herbeygeführte Gelegenheit dar, einen Beweis von seinen ausgezeichneten Rednergaben abzulegen. Im Jahre 1793 hatte bekanntlich die sogenannte Bergparthey den National-Convent zum Theil unterjocht, und die Stadt Lyon hatte das Beyspiel eines kräftigen Widerstandes gegen jene tyrannischen Maßregeln gegeben. Bey diesen bürgerlichen Bewegungen ließ der junge Jordan, in einer der Sektions-

Verſammlungen, die erſten Laute einer Beredſamkeit vernehmen, die die ganze Stadt in Erſtaunen ſezte. Er ſprach mit Begeiſterung und unvorbereitet. Seine Landsleute ſtrömten haufenweis hinzu, ihn zu hören. Er erweckte ihren Muth, entflammte aufs neue ihre Vaterlandsliebe, und, durch das Verfahren des Pariſer National-Convents der Sache der Freyheit abhold geworden, machte er die Einwohner von Lyon wieder geneigt, ihr Alles aufzuopfern.

Camille Jordan ergriff, wie ſeine übrigen Landsleute, die Waffen. Bey dem wichtigen Auftritte vom 29. Mai 1793 befand er ſich mit unter der Zahl der tapfern Streiter für den väterlichen Heerd, und machte bald darauf als Freywilliger einen entfernten Feldzug, während welchen er die Augenblicke der Muße zum Studium der Staatswiſſenſchaft verwendete. Nach dem unglücklichen Ausgange der Belagerung von Lyon, flüchtete er ſich in die Schweiz, durchſtreifte ſechs Monate lang die Gebirge dieſes Freyſtaats, und begab ſich dann nach London. Hier trat er in nähere Verbindung mit einigen andern berühmten Flüchtigen Frankreichs, namentlich mit Malourt, Lally-Tollendal und Cazalès, imgleichen mit einigen berühmten Engländern, als Erskine, Fox, Holland u. A. Zugleich mit der engliſchen Sprache, ſuchte er nunmehr die Literatur, die Sitten, die Geſetze und die Conſtitution Englands zu erforſchen. Seine größte Aufmerkſamkeit aber war auf die Parlements-Sitzungen gerichtet, wo er in den erhabenen Muſtern, die er hier zu bewundern Gelegenheit hatte, einen neuen Antrieb zur Nachahmung fand. Gegen das Ende des Jahrs 1796 rief ihn die kindliche Liebe an das Sterbebett einer zärtlichen Mutter zurück, die in ſeinen Armen verſchied, und im folgenden Jahre wurde er von ſeiner Vaterſtadt zum Deputirten im Rathe der Fünfhundert ernannt. Er hatte damals kaum ſein ſechs und zwanzigſtes Jahr erreicht.

In dieſem Rathe der Fünfhundert knüpfte ſich ſeine innige, durch nichts je getrübte Verbindung mit Royer-Collard, Barbé-Marbois, Boiſſy-d'Anglas und Andern an, und ſein Redner-Talent glänzte hier in ſeiner ganzen Pracht. Stets wird ſein Bericht „über die freye Uebung des Gottesdienſtes," und ſein Vortrag „über die Zurückberufung der geächteten Geiſtlichen" als ein Meiſterſtück erhabner und großherziger Beredſamkeit genannt werden.

Während die franzöſiſchen Heere jeden Tag neue Siege erfochten, ſah ſich das Vaterland im Innern von Faktionen zerriſſen, ſeufzte es unter einem ſo furchtſamen und kraftloſen, als mißtrauiſchen und tyranniſchen Direktorium, welches ſich nicht ſcheuete, die Conſtitution unaufhörlich zu beeinträchtigen. Eine zahlreiche Partey eifriger Anhänger dieſer Conſtitution hatte ſich im Rathe der Fünfhundert gebildet, und das Direktorium ſprach das Verbannungsurtheil über ſie aus. Camille Jordan befand ſich unter der Zahl der Geächteten. In der Nacht vom 17ten auf den 18ten Fructidor, während man ihn zur Verhaftung aufſuchte, wurde er, beynahe wider ſeinen Willen, von einem Freunde, den Händen der Polizey entriſſen, und nach Baſel geführt. In der Gegend von Neufchatel, wo er eine Proteſtation gegen die Verfügungen der Regierung am 18. Fructidor ſchrieb, lief er aufs neue Gefahr, verhaftet zu werden, aber der nämliche Freund, der in Paris ſein Schutzengel geweſen war, rettete ihn ein zweytes Mal. Nunmehr ſuchte der Landflüchtige in Schwaben Sicherheit, hielt ſich eine Zeitlang zu Tübingen auf, und begab ſich von da nach Weimar. Einige der beſten Köpfe Deutſchlands, einige der erſten Dichter und Philoſophen, lehrten ihn hier die deutſche Literatur ſchätzen, welcher er, von jezt an, fortdauernd einen großen Theil ſeiner Muße widmete. Allenthalben wurde er ſo aufgenommen, wie ſeine edle Denkungsart es verdiente, allenthalben flößte dieſe Liebe und Achtung ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Prato della Valle zu Padua.

Dieſer weite Platz, an einer Ausdehnung von 19188 Quadrat-Klaftern, iſt faſt durchaus mit gut gebauten Gebäuden umgeben, unter denen ſich die große prächtige Kirche der heiligen Juſtina, von dem Architekten Briosſo Padovano, nebſt deſſen ehemaligem Kloſter, die Kirche della Miſericordia, berühmt durch ihre Malereyen von Baleſtra, dann die Kirche zu Bethlehem auszeichnen. Rechter Hand iſt er mit hohen Portici umgeben, unter denen ſich elegante geräumige Kaffeehäuſer befinden, die beſonders im Sommer der ſchönen Welt zu Erfriſchungs- und Unterhaltungsorten dienen. Am Ende dieſes Platzes iſt noch der herrliche, der alten Familie Zacco gehörige Pallaſt zu bemerken, der von Sanmichele erbaut worden ſeyn ſoll, und deſſen Façade wenigſtens würdig dieſes berühmten Baumeiſters iſt.

Dieſer jezt ſo lachende öffentliche Ort iſt aus den älteſten Zeiten berühmt; denn wenn man der mündlichen Ueberlieferung glauben will, ſo erbaute Antenor bereits 1182 vor Chriſti Geburt, bald nach der Gründung von Padua, hier einen Tempel der Göttinn Concordia heilig, der ſpäter der heiligen Juſtina als Schutzpatronina dieſer Stadt gewidmet wurde. Beweis ſeines Alterthums ſind aber die Grabmäler und Urnen, die zu verſchiedenen Zeiten hier ausgegraben wurden. Unter der Herrſchaft der Römer wurde dieſer Platz das Marsfeld, auch Marktplatz genannt; im Mittelalter diente er zu Turnieren und andern öffentlichen Kampfſpielen, zu welchem Ende ein Theil mit einer beſondern Einfaſſung umgeben war; den Namen Thalwieſen (Prato della Valle) erhielt er, als nach und nach ſich die Straßen von Padua, durch deſſen oftmalige Verwüſtung bey dem Einfalle der Barbaren und in andern Kriegen, immer mehr erhoben (wie Ausgrabungen von Pflaſter und

Gewölben in einer Tiefe von 16 bis 18 Schuhen beweiſen), und das Waſſer ſich in dieſer Gegend ſammelte.

Dieſer Platz wurde nach dem zwölften Jahrhunderte auch Campo santo genannt, theils weil auf demſelben, beſonders unter Kaiſer Maximinian, viele Chriſten, unter anderen auch die heilige Juſtina, der heilige Daniel u. ſ. w. den Märtirertod fanden, theils weil man glaubte, auf demſelben mehrere heilige Leiber gefunden zu haben, die aber nach einer gelehrten Abhandlung des Dr. Abate Sberti in dem innern Raum der Juſtinakirche und dem Kloſter entdeckt wurden, und dort nach der Niederlage Berengar's und dem Einfall der Hungarn um das Jahr 900 vergraben worden waren; in dieſer Zeit diente er auch zu geiſtlichen Feſten.

Die Geſchichte, ſo wie einige vorgefundene Ruinen, beweiſen überdieß, daß auf dieſem Platze auch ein Amphitheater ſtand, in welchem man beſonders ſatyriſche Vorſtellungen gab, daher es Satiro genannt wurde, wie ein Diplom Kaiſer Heinrichs des Dritten beurkundet, der auf die Bitte ſeiner Gemahlinn Beſſa im Jahre 1090 dieſen Platz dem Biſchoffe dieſer Stadt Milo mit dem Ausdrucke arenam quoque cum Satyro ſchenkte. Dieſer Satyro wurde, verdorben, auch Zairo genannt, in welchem nach dem Zeugniß des Siſilius die berühmteſten Männer nicht ſcheuten zu rezitiren.

Bey der Kirche Miſericordia war eine Naumachia für Vorſtellungen der Schiffsgefechte, die nach Plinius 10ten Buch im Jahr 879 nach der Erbauung Padua's eingeführt wurden; unweit davon ein Circus castrensis für Landgefechte dem Janus heilig; hier feyerte man auch cretiſche Spiele, ſpäter Zweykämpfe, von denen die berühmteſten im Jahre 775 zu Ehren Karls des Großen waren — Turniere, von denen die merkwürdigſten im Jahr 1165 zu Ehren Kaiſer Friedrichs Barbaroſſa und Friedrichs des Dritten im Jahr 1452 gegeben wurden.

Im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert diente dieſer Platz auch zu geiſtlichen Vorſtellungen, und im Jahr 1237 wurde von der Stadt wegen Befreyung von dem Tyrannen Ezzelino allda am 12. Juni ein Pferderennen angeordnet, und für den erſten Preis zwölf Ellen Scharlachtuch (woher dieſe Spiele den Namen Pallio erhielten), für den zweyten eine Falke und den dritten ein Paar Handſchuhe beſtimmt wurden; welche noch heut zu Tage an dem berühmten Jahrmarkt zu St. Antonio unter Zulauf einer ungeheuern Menge Menſchen gefeyert werden, und in Corso di barberi (Wettrennen freyer Pferde), Corso de fanti (der Knaben zu Pferde) und cocchio (Wagenrennen) beſtehen.

Merkwürdig iſt ein Dekret vom 19. April 1668, worin auch von dem Wettrennen die Rede iſt, darin heißt es: „da wir geſonnen ſind, den Statuten von 1420 gemäß fortfahrend das Feſt zum würdigen Andenken unſrer glorreichen Heimat durch Ballſpiele und Wettrennen mit Rennern, Kleppern, Eſeln und Weibern, zu feyern, ſchlagen wir zu Ehren obgenannter glorreicher Stadt folgende Preiſe vor. Dem erſten Wettrenner 25 Ellen gewäſſerten Taffi, dem erſten Klepper 25 Ellen Moor, dem erſten Eſel 25 Ellen feine Leinwand, dem erſten Weibe ein Stück Carmeſinroth-Wollen-Zeug.“

Außer mehrern Gelegenheitsfeſten, die die Republik Venedig und die Stadt Padua verſchiedenen hohen Perſonen auf dieſem Platze gab, wurde derſelbe aufs Neue in unſern Zeiten berühmt, als Napoleon im Jahre 1797 ein großes militäriſches Feſt, eine Schlacht vorſtellend, und im Jahr 1801 das Friedensfeſt hier feyerte.

Allein nicht nur durch öffentliche Feſte und Spiele iſt dieſer Platz merkwürdig, der Prato della valle ſah öfters das Blut ſeiner tapfern Bürger und ihrer Feinde fließen. Die Paduaner lieferten hier im Jahr 409 Alarich König der Gothen, im Jahr 451 dem Attila, im Jahr 601 dem König der Longobarden, Agilal XIII. und ſpäter 1256 dem vom Kaiſer Friedrich dem Zweyten eingeſetzten Vikar Ezzelin, dem Scaliger und Grafen Victor, Herrn von Mailand, blutige Treffen.

Nach der Ueberſchwemmung von 1772 blieb das Waſſer das ganze Jahr über an dieſem Orte; das Geſchrey der häufigen Fröſche war unerträglich, und die Ausdünſtungen dieſes Sumpfes waren ſo ſchädlich, daß ſie dieſen Theil Padua's gänzlich zu entvölkern drohten; da gelang es dem Eifer des edeln kenntnißvollen Andrea Memmo, Procurator d. S. Marco und Proveditor von Padua, im Jahr 1775 zu bewirken, daß der jährliche Antoni-Markt nach dem Prato della valle verlegt wurde; durch ſeinen Einfluß erhob ſich nun an dieſem Orte eine trockene elliptiſche Inſel, die unter der Direktion des Architekten Domenico Cerato mit eleganten Buden umgeben wurde, die vorwärts ein Portico von joniſchen Säulen ſchloß und ein Periſtil nach Palladio in Marmor gemahlt vorſtellte; die ganze Inſel umfloß ein Kanal, den vier Brücken mit Statuen zierten, in dieſer Geſtalt hat dieſen Platz der berühmte Valpato in Rom durch einen Kupferſtich verewigt; indeſſen verfielen die Buden, und man widmete ihn endlich zum öffentlichen Spaziergang; auf den beyden Einfaſſungen des ſchiffbaren Kanals erhoben ſich nach und nach, von den Meiſeln der größten Künſtler, acht und achtzig Statuen großer ausgezeichneter Männer, die entweder geborne Paduaner waren oder mit dieſer Stadt durch Gelehrſamkeit, Verdienſte und Würden in Verbindung ſtanden. Die oval runde Inſel iſt 528 Fuß lang und 324 Fuß breit, der ſie umfließende Kanal verbirgt ſeinen Zu- und Abfluß unter einer der vier ſteinernen prächtigen Brücken, deren jede mit vier Quadratpfeilern prangt, auf denen ſich entweder geſchmackvolle Pyramiden oder rieſenhafte Statuen erheben; die erſte zieren die Statuen von Andreas Memmo und Diedo, die zweyte vier Pyramiden, die dritte vier Päbſte, und die vierte vier Euglien.

Sehr angenehm ist der Spaziergang unter den doppelten Alleen von einem Ufer zum andern, mit grünem Rasen durchflochten und von steinernen Bänken oder Piedestalen mit Denkmälern und Vasen durchbrochen. Der äussere Theil der Insel dient für den eigentlichen Corso, das ist für Spazierfahrt in Wagen.

Da es nicht ohne Einfluß ist, was für Denkmale dem Volk öffentlich vor Augen gestellt werden, nennen wir hier die vorzüglichsten Männer, deren Namen durch ihre, auf den doppelten Parapet des umfließenden Kanals aufgestellten Büsten die Aufmerksamkeit erregen können. Antenor, der vermeintliche Gründer von Padua, der römische Konsul Thrasea Petus, Torquato Tasso, der berühmte venezianische Seeheld Victor Pisani, Pabst Paul der Zweyte und Eugen der Vierte, Ludwig Ariosto, der berühmte Tonsetzer Tartini, mit einem Medaillon dem Tonsetzer Vallotti gewidmet, Petrarca, Galileo, Andrea Memmo der Gründer dieser Anstalt, Titus Livius, Gustav Adolf von Schweden, Pabst Alexander VIII., Clemens XIII., der Seeheld Emmo, der Geschichtschreiber Giucciardini, Johann Sobiesky, Canova u. s. f.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Beschluß.)

Leider bestätigt sich die Bemerkung immer mehr als wahr, daß die Selbstmorde seit einigen Jahren immer häufiger werden; auch in unserm kleinen Freystaate ist das der Fall. Es vergeht wohl keine Woche, wo man nicht von mehrern, zum Theil schauderhaften, Selbstmorden hört. Menschen aus den niedrigern Ständen sogar verzweifeln so sehr am Leben und an der Hülfe Gottes, daß sie sich durch den Tod zu retten suchen; früher waren die Selbstmorde, wenigstens hier, mehr in den höhern Klassen einheimisch, jezt aber sind sie es offenbar mehr in den niedrigern. Dennoch werden die Kirchen jezt sehr besucht, und besonders haben einige Prediger sich die Gunst des Volks in einem so hohen Grade erworben, daß ihre Kirchen an den Sonn- und Festtagen fast überfüllt sind: aber sie können dennoch nur wenig wirken, nur Sandkorn auf Sandkorn in unserer wunderbar bewegten Zeit häufen; möge ihnen denn der Muth nicht sinken! — Eine wichtige Ursache dieser traurigen Erscheinung ist gewiß der sichtbare Verfall der Sitten, denn wenn gleich durch sehr weise polizeyliche Verfügungen dem Unwesen der öffentlichen Unsittlichkeit sichtbar Einhalt gethan worden, so wuchert das Uebel im Stillen fort; besonders ist die dienende Klasse im höchsten Grade unsittlich und verderbt, und man strebt hier immer darnach, solche sich vom Lande zu verschaffen, wo möglich aus sehr entfernten Gegenden, wo die Sittenreinheit noch größer als hier ist. Eine andere Ursache ist die Nahrungslosigkeit der gegenwärtigen Zeit, denn da in unserm Handelsstaate der Handel fast ganz darnieder liegt, so müssen alle Klassen darunter leiden; unser Fabrik- und Manufakturwesen war nie so bedeutend, daß dadurch der allgemeinen Noth gewehrt werden konnte, und auch dieses sinkt von Tag zu Tage, da die Engländer den Continent mit ihren Fabrik- und Manufakturwaaren fast überschwemmen, und überall jezt selbst auftreten, wo sie sonst der Agenten bedurften, weil sie gern in Ruhe zu Hause blieben. Die Lebensmittel sind dagegen so wohlfeil, wie man in sehr vielen Jahren es nicht erlebte, und das erweckt wieder die Klage des Landmannes und der Güterbesitzer, die um theure Zeiten bitten, um sich einigermaßen zu erholen; so steht es bey uns — und wohl überall nicht besser.

Unsere Steindruckerey, unter zwey sehr würdigen Vorstehern, den Herren Specter und Herterich, erreicht einen immer würdigern Standpunkt. Einige ausgezeichnete Portraits gingen aus derselben hervor, gezeichnet durch die Maler Bendixen, Gröger und Aldenrath und einige andere Künstler, die sich mit Glück darin versuchten. Minder gut gelingen aber noch immer die Landschaften, sie sind und bleiben flach, und besonders scheint der Baumschlag unüberwindliche Hindernisse darzubieten. Vom Herrn Herterich ging jedoch eine Landschaft aus, die mehr leistete, als alles Andere, was bisher in dieser Art bey uns erschien; sie stellt eine nahegelegene Gegend (die des reizend gelegnen Poppenbüttels) dar, und ein großer, sehr schöner Baum ist überaus gelungen zu nennen. Die hiesige Kaufmannschaft bedient sich seit einiger Zeit dieser Kunst sehr häufig zu Circulairen und Preiscouranten, worüber denn die Buchdrucker nicht geringe Klage erheben, weil dadurch ein Theil ihres frühern Erwerbes verloren geht. Die Buchdruckerkunst hat bey uns nie Ausgezeichnetes geleistet, und thut es auch jezt nicht, was denn wohl vorzüglich daher rührt, daß nicht allein sehr wenig Bücher von den hiesigen Buchhändlern verlegt werden, die mehr Kommissions- als Verlagsgeschäfte treiben, sondern daß man auch diese wenigen hier verlegten Bücher im Auslande drucken läßt, weil die Preise hier sehr hoch sind, wenigstens höher als an andern Orten. Einige Druckereyen beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Drucke der Zeitschriften, deren wir für unsern kleinen Staat gar viele haben, die ich aber nicht anführen will, weil dieß bereits früher im Morgenblatte geschehen. Eine willkommene Zugabe sind die dramaturgischen Blätter des Herrn Professor Zimmermann, die einem wesentlichen Mangel abgeholfen haben und jede Hoffnung, die man von denselben heute, nicht allein erfüllten, sondern durch ihren ausgezeichneten Inhalt bey weitem übertrafen. Sie haben in sehr kurzer Frist — sie erschienen erst in diesem Jahre — sich die Gunst des kunstliebenden, gebildeten Publikums im höchsten Grad erworben.

Es sind in diesem Frühlinge sehr viele Schiffe im hiesigen Hafen angelangt, unter denen sich mehrere große Ostindienfahrer mit Ladungen von Thee und andern asiatischen Erzeugnissen befinden, so daß man erwarten darf, diesen Artikel noch mehr fallen zu sehen, als es bereits seit einiger Zeit geschah. In Hamburg spielt der Thee eine sehr große Rolle; in den großen Häusern der Kaufleute wird er oft drey-, gewöhnlich aber zweymal des Tags getrunken, indem man zum zweyten Frühstück ihn für die Damen bereitet und ihn auch Nachmittags genießt. Man ist sehr eigen auf dieß Getränk, und er wird ganz außerordentlich stark bereitet, muß auch von bester Qualität seyn, wenn er munden soll; dadurch wird er denn oft theurer, als der jezt im Preise so sehr gestiegene Kaffe. Die Engländer haben auch angefangen, Thee-Fabriken von eignen Erzeugnissen ihres Landes, nämlich von Weidenblättern, anzulegen, den sie auch häufig hieher führen, woraus denn der große Nachtheil für die Theehändler entsteht, daß die Preise ihrer guten Waare so sehr sinken, daß sie gar nicht daran denken dürfen, auf diesen Artikel selbst nach Indien, oder besser nach China, zu spekuliren, und es abwarten müssen, daß chinesische Kaufleute den Thee in Kommission hieher schicken, worauf aber nicht selten von diesen so ungeheure Summen verloren werden, daß es mich in Erstaunen sezt, daß sie nicht schon müde wurden, ihn uns zuzuführen.

A. S.

Anagramm.

Vier Lettern sind's. Mein Wörtchen ist bekannt:
Sey's deiner Thaten Krone.
Und naht' es sich dir selbst, so blick' in's bessere Land,
Wo ich — versezt — bring' Seligkeit zum Lohne.

Auflösung der Charade in Nro. 156.
Waffenruhm.

Nro. 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Juli 1821.

Wird der Thon nicht geschlagen, so wird kein Topf daraus.

Griechisches Sprichwort.

Das Pathen-Geschenk.

(Fortsetzung.)

Meine Tante fuhr fort: „In der Zeit von Dreyviertel-Jahren ward ich, ohne einen einzigen Roman gelesen zu haben, ohne eine einzige Liebesgeschichte, die länger als bis zum Confirmationstage fortgesetzt war, zu kennen, die ausgelernteste Kokette. Mein Herz schlummerte noch, ich folgte nur den Eingebungen meines Stolzes und meiner grenzenlosen Eitelkeit, die sich eben so sehr durch den Liebeshandel geschmeichelt, als durch den Stand des Liebhabers gedemüthigt fühlte; und ich quälte den armen Jüngling, der mich innig liebte, durch jede Laune, die in einem so kindischen Gehirne, wie das meine, entstehen konnte; aber ich wurde auch nachdrücklich dafür bestraft, denn unter diesem Spiele ward ich endlich gewahr, daß jener ein recht schöner Jüngling sey, und als noch obendrein meine beste Freundinn, die Tochter eines pensionirten Majors, der unser Nachbar war, mir ihren Liebeshandel mit einem Schüler, der zum nächsten Ostern auf die Universität abgehen sollte, anvertraute, wurden meine noch schlummernden Gefühle durch die ihrigen erweckt, und binnen drey Tagen war ich und der Sekretair feyerlich verlobt."

„Allein waren auch meine Empfindungen geändert, mein Betragen war es darum nicht. Ich wusste keine einzige meiner Launen zu bezwingen, und der gutmüthige Mensch fand sich immer mit Geduld darein, denn er war von jeher gewohnt, sich mir mit einer Art von Unterwürfigkeit zu nahen. Ich beherrschte ihn unumschränkt, und Gott mag wissen, was die Zukunft über uns gebracht haben würde, wenn nicht die Mutter plötzlich unser Verhältniß entdeckt hätte."

„Der Sekretair ward augenblicklich fortgeschickt, und mir las sie den Text recht derb, den ich jedoch — denn ich war jetzt eine Heldinn in der Liebe geworden, — mit kalter trotziger Hartnäckigkeit unhörte; bald ward ich ein Opfer meiner innern Heftigkeit, denn ich fiel in ein heftiges Fieber, von dem ich mich nur sehr langsam wieder erholte. Ich war kaum ausser dem Bette, als mein Vater, der vielleicht auch wegen dieser Begebenheit sich um einen andern Wirkungskreis beworben hatte, in der Residenz angestellt wurde, und wir zogen alle nach Berlin."

„Ich fühlte mich nun in eine ganz neue Welt versetzt, und da das Amt und der Rang meines Vaters ihn in Verbindung mit den ersten Häusern brachte, würde ich mit meiner kleinstädtischen Erziehung in den glänzenden Cirkeln, worin wir uns jetzt befanden, nur eine jämmerliche Figur gemacht haben, wenn nicht der Gram, der noch an meinem Herzen nagte, mir einen Anstrich von Feinheit und Bildung gegeben hätte, obgleich ich weit davon war, diese zu besitzen, wovon jedoch der leichte Anflug mir die Huldigung unsrer neuen Umgebungen in der Fülle gewann. Um mich zu zerstreuen, nahm ich nun auch meine Zuflucht zu Büchern, doch fehlte mir die Auswahl, wodurch mein Lesen mir nützlich werden konnte. Ich kannte noch nicht die schwere Schule, die ich durchgehen musste, ehe ich zum Nachdenken kam. Mein Vater sah täglich Gesellschaft bey sich;

und es hielt nicht schwer in unser Haus eingeführt zu werden. Mehrere, sowohl Militairs als Manche mit und ohne Titel, hielten um meine Hand an; allein noch hatte ich keinen unter ihnen gesehen, der, meiner Meinung nach, meinem ersten Geliebten das Gleichgewicht halten könnte; auch war ich noch zu stolz auf jene unglückliche Liebe, um sie einer alltäglichen aufopfern zu können."

„Auf einmal aber wurde ein junger Mann in unser Haus eingeführt, zwar ohne Titel und Vermögen, doch machten seine seltne Talente, sein schönes Aeußeres, seine Sitten und vielseitigen Kenntnisse ihn in jedem Cirkel beliebt. Dieser junger Mann — ich habe es mir zur Pflicht gemacht Ihnen nichts zu verhehlen — Sie kennen ihn. Es ist Grund."

„Wie!" rief ich erstaunt! „Dieser Mann, dessen gegenwärtiges kaltes Schreckenleben schon so oft meinen Spott und mein Mitleid erregt hat!"

„O," erwiederte sie schnell mit fast erstickter Stimme, „wüßten Sie nur, wie mich diese Worte durchbohren; den schrecklichen Wechsel habe ich allein hervorgebracht!"

Mein Erstaunen, alle die verschiedenen Ideen, die schnell auf einander meinem Sinn vorschwebten, dulden keine Beschreibung; Vermuthungen, Pläne — und wie viel Hoffnung! — erfüllten meinen Busen. Nur mit Zwang gelang es mir ruhig zu scheinen; mit größerer Theilnahme, mit vermehrtem Verlangen hörte ich meine Tante an, die, nachdem sie sich zu fassen gesucht hatte, nur mit Mühe fortfuhr:

„Er hielt nicht um meine Hand an, allein er wusste sich meines Herzens zu bemächtigen, dessen stille Innigkeit ihm geweiht war, noch bevor sein Benehmen mir verrieth, daß er mich bemerkt habe. Ach! warum blieb nicht meine Liebe immer so rein, so anspruchslos; damals fühlte ich mich glücklich, wenn nur seine Blicke eine Minute lang auf mir geruht hatten. Sein Lächeln versetzte mich in süße Träume, die Thränen aus meinen Augen lockten. Nachher — o Gott!" — — —

„Ein halbes Jahr nachher, als er in unser Haus eingeführt war, erhielt er die kleine Stelle, die er noch inne hat. Sie sehen also selbst ein, wie weit höhere Stufen er hätte erreichen können, wenn ihm nicht Muth und Lust zu Allem benommen worden wäre; mein Vater liebte ihn wie einen Sohn! Oh! wenn ich nur den nicht verloren hätte! —

„Es ging eine geraume Zeit hin, ehe ich bemerkte, daß Grund mich liebe; wir sollten Beyde uns durch einen unbedeutenden Zufall verrathen; wir verstanden uns; und leider von dem Augenblicke veränderte ich mein Benehmen gegen ihn gänzlich. — Ich fühlte kaum, daß er mich liebe, als ich sogleich zitterte seine Neigung zu verlieren; um mir diese zu erhalten, meinte ich, müsste ich nur seine Eifersucht erregen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mehrere Bewerber hatte, und daß ich mich immer gehütet, einen dem andern vorzuziehen. Jezt im Gegentheil verließ mich immer der, welcher mir in Grunds Gegenwart seine Aufwartung machte, mit einer Art von Hoffnung, und mein Herz klopfte vor Freude, wenn ich die Eifersucht aus dem Blick des Geliebten hervorlodern sah; allein hatte ich ihn nun aufs Aeußerste getrieben, wusste ich durch einen einzigen Händedruck Alles wieder gut zu machen. — Dieß zog mir, wie ich leider zu spät einsah, den Ruf der Sprödigkeit zu; denn wenn meine Anbeter, durch die zweydeutige Hoffnungen, die mein Benehmen ihnen einflößte, angeregt, endlich eine Erklärung wagten, waren sie immer des Korbes gewiß; auch läugne ich nicht, daß angeborner Stolz und Mangel an feinem Gefühl sehr oft der Weigerung einen höhnischen Anstrich gaben, der mir keine Ehre machte, und den ich oft bitter bereuet habe. An solchem Tage sah ich immer Grund triumphirend an, als wollte ich sagen: es ist keine leichte Sache, dieß Herz zu gewinnen."

„Dieß Verhältniß dauerte lange fort, ich quälte ihn unaufhörlich, zwar fühlte ich zuweilen mein Unrecht, allein ich schmeichelte mir, daß mein Benehmen nothwendig sey, um ihm eine Erklärung abzulocken; es war meine bestimmte Absicht, jenen Neckereyen ein Ende zu machen, sobald diese erfolgt war. Ach! ich sah nicht ein, daß ich selbst ihn abschreckte; endlich kam jedoch dieser Augenblick; ich Thörinn hielt für Wirkung meines Spiels, was doch nur der Zufall herbeygeführt hatte."

„Obgleich bebend vor Freude, nahm ich das Geständniß seiner Liebe zwar nicht mit Hohn, jedoch mit verstellter Kälte auf; erst nachdem er ein Fegefeuer von Zweifeln ausgehalten hatte, sank ich in seine Arme. Das Entzücken dieses Augenblicks machte ihm Alles vergessen. Er war glücklich, ich theilte seine Empfindungen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Camille Jordan.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1800 nach Frankreich zurückberufen, schloß sich Camille Jordan in inniger Vertraulichkeit an Mathieu de Montmorency. Bald darauf suchte der Erste Consul Bonaparte, dessen ehrsüchtige Absichten er auf den ersten Blick durchgeschaut hatte, ihn für seinen Zweck zu gewinnen; er ließ ihm die verführerischsten Anträge machen, die aber alle verworfen wurden. Als kurz nachher für die Consul-Würde auf Lebenszeit gestimmt wurde, gab Camille Jordan eine der beredtesten und muthigsten Schriften, die vielleicht je gedruckt worden sind, unter dem Titel: Vrai sens du vote national, heraus. Er erhob sich in derselben gegen die ermächtigenden Ansprüche des Ersten Consuls, indem er jedoch dessen großen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ; er rügte in derselben die Umtriebe und Bedrückungen der Polizey; er sprach weissagend von den Miß-

bräuchen der nachfolgenden kaiserlichen Regierung, und redete mit Nachdruck der so theuer erkauften Freyheit das Wort. Einer seiner Verwandten, Namens Duchesne, fiel in den Verdacht, der Verfasser dieser Schrift zu seyn, und wurde gefänglich eingezogen. Camille Jordan erfuhr es nicht sobald, als er sich nannte; aber die Consular-Regierung fand es nicht für gut, ihm den Prozeß zu machen.

Stets der Sache der Unabhängigkeit getreu, stets Patriot und Royalist im edelsten Sinne des Worts, lebte C. Jordan während des Kaiserreichs in gänzlicher Zurückgezogenheit, und beschäftigte sich blos mit literarischen Arbeiten. Philosophie und Moral scheinen in dieser Zeit einen vorzüglichen Reiz für ihn gehabt zu haben, denn unter seinen Papieren befinden sich viele dahin einschlagende Aufsätze. Im Jahre 1805 verheyrathete er sich, und diese eheliche Verbindung mit einer der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts machte den Reiz seines Lebens aus. Zum Mitgliede der Akademie zu Lyon ernannt, las er in den öffentlichen Sitzungen derselben mehrere mit so vielem Geschmacke als tiefen Forschungen geschriebene Arbeiten vor, unter andern einen Aufsatz über Klopstock und eine Rede über den wechselseitigen Einfluß der Revolution auf die Beredsamkeit und der Beredsamkeit auf die Revolution.

Im Monate März 1814 wurde er als Deputirter der Stadt Lyon nach Dijon geschickt, um den Wunsch seiner Mitbürger für die Wiederherstellung der Bourbons auf dem Throne Frankreichs zu erkennen zu geben, und einen Monat nachher wurde ihm der nicht minder wichtige Auftrag, die Huldigung der zweyten Stadt des Königreichs zu den Füssen des Thrones auszusprechen. Er verdiente diese Auszeichnung, denn seine Anhänglichkeit an Ludwig XVIII. war nicht von neuem Schlage, hatte nicht erst mit dem Sturze Napoleons ihren Anfang genommen; im Gegentheil hatte er nie das wahre Interesse der Bourbons mißverstanden, es nie von dem Interesse des Vaterlandes und der Freyheit getrennt. Er war der königlichen Familie in ihrem Unglücke treu geblieben, hatte sich gerechte Ansprüche auf ihre Dankbarkeit erworben, und suchte ihr ferner noch mit Eifer zu dienen. Auch blieben in den ersten Jahren der Wiederherstellung des königlichen Thrones seine Dienste nicht unvergolten; in kurzen Zwischenräumen erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, wurde er in den Adelstand erhoben und zum Staatsrathe ernannt.

Im Jahre 1815 gab er dem königlichen Hause neue Beweise seiner Treue und seines Muths. In dem Augenblicke als Napoleon, von der Insel Elba zurückkehrend, sich der Stadt Lyon näherte, war Camille Jordan der lezte, der dem Grafen d'Artois zur Seite blieb, wofür ihm das Volk die Fenster einwarf, da es seiner Person nicht habhaft werden konnte. Nach der hunderttägigen Regierung des ehemaligen Kaisers, ging er als Deputirter der Stadt Lyon nach London, um das reiche Vermächtniß zu heben, welches der in Indien verstorbene General Martin seiner Vaterstadt gemacht hatte. Auf dieser Reise erneuerte er seine vorige Bekanntschaft und freundschaftlichen Verhältnisse mit vielen der ersten Männer Englands, vergrößerte aber auch zu gleicher Zeit den Umfang seiner politischen und literarischen Kenntnisse.

Nach seiner Zurückkunft wurde er (1816) vom Departemente de l'Ain, bey dessen Wahlkollegium er den Vorsitz hatte, zum Mitgliede der Deputirtenkammer ernannt. Damals folgte das Ministerium keinen andern Grundsätzen, als die mit der Charte übereinstimmten, und ging, wo nicht mit Festigkeit, wenigstens mit Aufrichtigkeit auf einem constitutionellen Wege einher; Camille Jordan machte es sich daher zur Pflicht, die Absichten dieses Ministeriums in allem, was edel und gerecht war, eifrig zu unterstützen. Im Verlaufe dieser Sitzung redete er zu wiederholten Malen mit dem glücklichsten Erfolg, unter andern in den Debatten über das Wahlgesetz, über die individuelle Freyheit, über die beschränkte Freyheit der Tagblätter u. s. w. In der Sitzung von 1817 zeichnete er sich nicht minder als Redner und warmer Vertheidiger der Grundsätze einer vernünftigen Freyheit aus; seine Reden über den Gesetzesentwurf hinsichtlich der Vollzähligmachung des Heers, über die Ausgaben des Polizeyministers und über die vorgeschlagene Anleihe für das Budget erregten allgemeines Aufsehen, allgemeinen Beyfall.

Unterdessen fing das Ministerium an, sich mißtrauisch zu zeigen und, durch die Kurzsichtigkeit kleinlicher Menschen verleitet, von der Bahn abzuweichen, die es sich bisher vorgezeichnet hatte. Vergebens gab Camille Jordan sich Mühe, den Mitgliedern des Ministeriums, mit denen er vertraut war, die Augen zu öffnen, sie von ihrem Irrthum zurück zu führen, und nicht eher, als bis alle freundschaftlichen Vorstellungen fruchtlos waren erfunden worden, glaubte er nach seiner Ueberzeugung nicht anders handeln zu können, als die ministeriellen Maßregeln öffentlich zu bestreiten. Dieses edle Betragen erhielt alsobald seinen Lohn: er wurde in den Wahlen von 1818 von dem nämlichen Departement, welches er bisher vorgestellet hatte, und zugleich von seiner eignen Vaterstadt, wieder zum Deputirten ernannt. In dem Zwischenraum dieser beyden Sitzungen, gab er seine berühmte Schrift: Sur la Session de 1817 heraus, worin er mit so vieler Kraft als Scharfsinn die Absichten, die Umtriebe, die Hoffnungen und die Hülfsmittel einer gebeimen Partey zur öffentlichen Kenntniß brachte. Aber in eben diesem Zeitraume fühlte er auch die ersten Spuren der Krankheit, die ihn leider! hinweggerafft hat, und deren Fortschritte er nicht nur zu hemmen vernachlässigte, sondern durch seine anhaltenden Arbeiten noch um vieles vermehrte.

In der Sitzung von 1818 und 1819 suchte Camille Jordan unaufhörlich das Ministerium mit dem Interesse der Nation wieder in Einverständniß zu bringen; und da auch jezt seine Bemühungen ohne Wirkung blieben, da die falsche Richtung, die den öffentlichen Angelegenheiten gegeben wurde, immer greller in die Augen sprang, stand er im Begriff den wiederholten Bitten seiner Familie nachzugeben, seiner zerrütteten Gesundheit zu Hülfe zu eilen und sich von allen Geschäften zu entfernen; aber er fühlte nur zu wohl, daß seine Gegenwart in der Deputirten-Kammer jezt, mehr als je, nothwendig war, er stand daher keinen Augenblick an, nach seinem Posten zurück zu kehren und sich dem Wohle des Vaterlandes aufzuopfern.

Seine Anstrengungen in den zwey lezten Sitzungen,

sind noch in frischem Andenken. Es schien als fühlte er sich von der Zeit gedrängt, um, vor seinem Dahinscheiden, noch ein Denkmal aufzustellen, in welchem die größten Beweise reiner Vaterlandsliebe, unverbrüchlicher Treue und uneigennütziger Beharrlichkeit angehäuft waren. Ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, befand er sich, durch die Achtung, die seine Denkungsart allgemein einflößte, an die Spitze der konstitutionellen Opposition gestellet. Man hatte es voraus gesehen, daß die Unabhängigkeit seiner Meinungen ihn vom Staatsrathe ausschließen würde. Er selbst war überzeugt davon und hätte dieser Ungerechtigkeit der Minister zuvorkommen können; aber er verwarf mit ruhigem Stolze jeden Antrag zur Unterhandlung mit seinem Gewissen, und war froh darüber, daß eben diese Ungerechtigkeit seinen Grundsätzen und seiner Freyheitsliebe einen größern Spielraum gewährte, ohne jedoch seine Anhänglichkeit an den König zu vermindern. Die Geschichte wird das Andenken an seine Ehrfurcht gebietende Stellung und an seine Worte voll Kraft und Muth aufzubewahren wissen, als er in der stürmischen Sitzung der Deputirten-Kammer im Monate März 1820 seinem Rednertalente gleichsam die Krone aufsezte, und als er, kurz vor seinem Tode, kaum noch fähig sich aufrecht zu halten, vor das Assisengericht sich schleppte, um in einem politischen Rechtshandel ein merkwürdiges Zeugniß abzulegen. Eben so wenig wird seine vortreffliche Rede für die Nachwelt verloren seyn, wodurch er, in einem geheimen Ausschusse, dem Vaterlande das lezte Unterpfand seiner Treue gab. Verehrer seines Talents haben diese aus dem Stegreife gehaltene höchst merkwürdige Rede niedergeschrieben, und sie wird ihren Platz in der Sammlung seiner Schriften finden, wovon eine vollständige Ausgabe veranstaltet wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Rom.

(Fortsetzung von Nro. 148.)

Am heiligen Sonnabend ist das Erste, daß einige Priester jeder Parochie herum gehen und Haus für Haus mit geweihtem Wasser segnen. Darauf begibt man sich in den Lateran, um in dem Baptisterium Constantini die Taufe von Juden-, Negern ꝛc. zu sehen. Dieses Jahr wurde ein Neger und ein Jude getauft. Nach der Taufe bekommt ein jeder eine brennende Kerze in die Hand, und die anwesende Geistlichkeit mit den Neugetauften gehen in Prozession über den Hofplatz in die Kirche, um der Messe beyzuwohnen. Während dieser Messe werden auch alle diejenigen, die von der Propaganda zu Missionarien für dieses Jahr bestimmt werden, geweiht. Unordnungen und Aergerniß zu vermeiden, wird die Messe wegen der Auferstehung, die in der Nacht gefeyert wurde, jezt schon Vormittags um zehn Uhr begonnen, und zwar wegen Alter und Schwäche des Pabstes in seiner Hauskapelle im Quirinale. Der Priester beginnt mit der Weihung des Wassers, dann des Feuers und des Weihrauchs, indem er die leztern mit dem ersten dreymal besprengt und dabey „Adsperge me" singt. Mit dem neugeweihten Feuer wird ein dreyarmiger Wachsstock angezündet, während der Hymnus „Lumen Christi" gesungen wird, auf welchen alsdann fünf Weihrauchskörner in Form des Kreuzes gelegt und angezündet werden. Der dreyfache Wachsstock bedeutet die bey der Auferstehung anwesende Dreyeinigkeit und die fünf Körner die fünf Wunden des Erlösers. Darauf werden von den Sängern die zwölf Prophezeyungen wechselsweise gesungen und mit dem Gebete aller Heiligen, das der ganze Singchor sehr feyerlich im Gregorianischen Gesang vorträgt, und in dessen Schluß alle Anwesende einstimmen. Nach Beendigung der Gebete wechselt die Geistlichkeit die Trauerkleider gegen Feyergewande, der Pabst tritt im prächtigsten Ornat in die Kapelle, alle Lichter werden angezündet. Unterdessen beginnt das Kyrie; eine der herrlichsten Messen von Palästrina. Darauf besteigt der Priester die Stufen des Altars und stimmt mit hoher Stimme Gloria in excelsis an, der Chor fährt in höchster Kraft fort, und im nämlichen Augenblick fällt der Schleyer vom Altarblatt, und die Auferstehung Christi entblößt sich den Augen der Gemeine, alle Glocken sammt den Kanonen der Engelsburg ertönen, und dieß ist das Signal zur allgemeinen Freude der ganzen Stadt, wo an jedem Fenster jemand bereit steht, eine Flinte oder Schlüsselbüchse abzuschießen. Der allgewaltige Freuden-Lärm wird möglichst von jedem Gassenjungen noch vermehrt, die schon hunderte von Töpfen bereit stehen haben, die von dem unter ihnen befindlichen Pulver zerknallt und in die Luft gesprengt werden. Eine so allgemeine Aeußerung, wenn sie auch nicht immer auf die rechte Weise geschieht, hat doch etwas sehr hinreißendes. — Nach dem „Gloria" tritt ein Subdiakonus vor den Pabst und spricht mit hoher Stimme: Pater sancte, annontio vobis gaudium magnum, quod est Alleluja, worauf der Singchor ein Allelujah anstimmt, dessen Jubelton das Herz zur Freude erhebt. — Der übrige Theil der Messe schließt wie gewöhnlich und beendigt die Feyer dieses Tages.

Der erste Ostertag wird schon bey Tagesanbruch mit Kanonendonner von der Engelsburg der Stadt und umliegenden Gegend angekündigt, um sie zur Feyer der Auferstehung des Herrn einzuladen. Auch versammeln sich von der umliegenden Gegend und aus der Stadt Hunderttausende. Der Pabst wird in feyerlichster und prachtvollster Prozession in die Kirche getragen; nachdem er auf den für Ihn errichteten Altan angekommen, beginnt der Singchor das herrliche „es Petrus" von Palästrina, nach welchem die Messe beginnt, die der Pabst heut selbst hält. Es wird gewöhnlich eine von dem unlängst verstorbenen päbstlichen Sänger Siciliani komponirte achtstimmige Messe gesungen, und ist der Pracht des heutigen Tages sehr angemessen. Wer sollte es glauben, daß vier und zwanzig Sänger in dem ungeheuern Gebäude mit 50 bis 60,000 Menschen erfüllt, die ohnedieß mehr des Pomps wegen gekommen als der Andacht, und hin und her gehen, reden und sonst Geräusch machen, dennoch überall ziemlich deutlich gehört werden, während man zu andern Zeiten bey leerem Hause das stärkste Orchester nicht in der Hälfte der Kirche mehr hört? Und doch ist es so. Ein zu beherzigender Wink für diejenigen, die für Kirchenmusik zu sorgen haben, und die hieraus sehen können, um wie viel stärker die Menschenstimme als jedes Instrument ist. — Nach dem Sanctus, während das Volk knieend stille betet, wird oben im Gewölbe mit zwölf bis sechszehn Posaunen ein feyerlicher Choral geblasen, welcher sehr ergreifend wirkt, so daß bey dem nachfolgenden Benedictus die ganze Menge still und andächtig zuhört. Nach dem Schluß der Messe begibt sich der Pabst auf die Loge, um, wie am grünen Donnerstag, den Segen zu geben. — Die Beleuchtung der Peterskuppel, besonders der Anfang, wo nur die architektonischen Linien mit Lampen besetzt sind, und das Gebäude mehr als jemals in seiner Größe erscheint, ist prachtvoll, aber plötzlich werden noch mehrere Tausend große Lampen angezündet, wodurch die Kuppel wie eine Mütze verwandelt dasteht, obgleich, da durch eine große Menge Menschen das ganze Gebäude in einem Nu im Brande steht, dieser Augenblick einen überraschenden Eindruck macht. Nun werden die Straßen zu eng für die ungeheure nach der Engelsburg treibende Masse, um jenseits der Tiber die weltberühmte Girandola zu sehen, die dem heutigen Tag ein prächtiges Ende macht, wozu aber der Platz das meiste beyträgt.

Nr. 55.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 9. Juli 1821.

Ueber die Bedeutung der Giebelbilder am Parthenon.

Briefe des Hrn. J. D. Weber in Venedig an den Redakteur.

III.

Venedig, am 12. Mai 1821.

Ich ſchmeichelte mir, wie ich die Ehre hatte Ihnen in meinem vorigen Schreiben zu äußern, (deſſen Schluß ich hier kürzlich wiederhole) in den Anſichten, welche ſich mir durch die genaue Carrey'ſche Zeichnung des weſtlichen Giebelfeldes eröffnet hatten, eine natürlichere, einfachere und mit den Vorſtellungen auf dem Tempel des olympiſchen Jupiters in Elis harmonirendere Erklärung gefunden zu haben; und ſo der obwohl etwas unbeſtimmten Angabe des Pauſanias von Vorſtellungen, die ſich auf Minervens Geburt beziehen, näher gekommen zu ſeyn; indem ich die neugeborne weiſe Tochter Jupiters mit dem ſo nützlichen Pferdezähmen oder Bändigen, und mit der Anweiſung im Wagenleiten beſchäftiget ſah, wobey die freundlich zuſchauenden Gottheiten des Olymps, durch ihre Stellungen und Verhältniſſe untereinander, auf das Erſprießliche des Unterrichts für die menſchliche Geſellſchaft, und beſonders für das hier in ſeinen Flüſſen und in ſeinem Landeskönig ſymboliſirte Athen hindeuteten. Auch war mir meine Idee um ſo willkommener, da mir Herr Hofrath Creuzer, welchem ich ſie mittheilte, bemerkte, daß im ungedruckten Scholiaſten zum Ariſtides, (Panathenaic. ad pag. 104. ed. Felice) folgende Notiz ſtehe: „Erechtheus ward von Minerva im Wagenleiten unterrichtet, weil er auf gewiſſe Weiſe ihr Sohn war." Die Vergleichung der meiſt noch vorhandenen Eck-Bilder der Oſtſeite, mit Carrey's Zeichnungen, beſonders in den von dieſem angegebenen vier Seeroß-Köpfen, und in einer gegen die Mittags-Ecke liegenden, von dreyen ſie zum Theil unterſtützenden erſchrockenen weiblichen Figuren umgeben, ſchienen mir dagegen weit mehreren Stoff zur Vermuthung, daß dort ein Streit vorgeſtellt ſey, zu liefern; wenn Visconti nicht ausgeſprochen hätte, daß Minervens Geburt durch den Sonnen-Wagen Hyperions (welchen man zwar nur in der Einbildung ſah) und durch die drey Parzen, und einen ſich wieder ins Meer ſenkenden Nachtwagen ausgedrückt ſey, welches nun freylich mehr Symbole für ein beſchränktes menſchliches Daſeyn geweſen wären. Jedoch dieſe Idee wurde ingeniös befunden, und wollte ich mich nicht ihr anſchließen, ſo mußte ich den Haupteingang genauer ausmitteln.

Obwohl es nun in den Gränzen meines Zweckes läge, hier zuerſt von meinen Forſchungen über den Eingang der athenienſiſchen Tempel überhaupt etwas zu ſagen, in ſo fern derſelbe aus religiöſen Geſetzen herzuleiten wäre, ſo würden doch dagegen wieder ſo viele Thatſachen anzuführen ſeyn, welche die Gränzen eines Briefes zu ſehr überſchritten (und daher ſeiner Zeit der Gegenſtand einer ausgedehntern Abhandlung ſeyn werden).

Inzwiſchen ſey es mir erlaubt, hier nur kurz zu bemerken, daß die von Visconti aus Plutarch in Numa's Leben in Betreff des Einganges der älteſten römiſchen religiöſen Verſammlungs-Plätze angeführte Stelle: „daß, weil die Tempel gegen Morgen ſtehen, der, welcher hineintritt, um zu beten, den Rücken nach Orient kehrt, und ſich alſo umdrehen, und vor die Götter ſtellen ſoll," eben ſo wenig als die angeführte Stellung der Bundes Lade, einen gültigen Grund für ſeine Behauptung liefern können, ſondern eben ſo wohl die in den gebildeteren Zeiten erfolgte Abänderung in der Conſtruction der Tempel und deren Eingang in Weſten beweiſen, wie ihn Vitruv feſtſezt. Auch die Lage der Todten, welche Visconti aus dem Leben des Solon im Plutarch anführt, zeigt höchſtens, daß hiebey der Unterſchied der Athenienſer von den Megarern in der Meinung der einen beſtehe: „man müſſe das Angeſicht, wie betend gegen Oſten legen, während die andern es für religiöſer hielten, das todte Haupt ſelbſt nach dem angenommenen Stand der Gottheit gegen den Aufgang zu richten." Visconti ſah den gültigen Vorwurf des Vitruv, der von dem Eingang in die Tempel, ohne Ausnahme für Griechenland (deſſen Architektur er doch meiſtens als Beyſpiele anführt) noch für Athen, den allgemeinen Grundſatz aufſtellt: „Man ſolle" ſagt er im 5. Cap. des 4. Buchs, „wenn es die Umſtände erlauben, die Tempel ſo anlegen, daß ſie nach den gehörigen Theilen des Himmels ſtehen, und das

Bild gegen Abend ſchaue, damit diejenigen, welche am Altar opfern, gegen Orient ſowohl als gegen das Bild gewandt ſeyen ꝛc.," und ſezt dann hinzu: „Es ſcheint nothwendig, daß alle Altäre der Götter gegen Orient ſchauen." — Visconti, ſage ich, faß das Gewicht dieſes Vorwurfs ſo wohl ein, daß er ſich endlich gedrungen fand, den Eingang ins Parthenon, zur Unterſtüzung der ausgelegten Vorſtellung des weſtlichen Giebels, materiell zu beſtimmen, und daher mit Stuart die Exiſtenz des Opiſthodom's oder der Schazkammer Athen's in dem in Weſten für den großen Pronaos gehaltenen Plaz anzunehmen. Nachdem er glaubte, daß dieſes gelungen ſey, bekümmerte er ſich wenig mehr um genauere Beſichtigung der topographiſchen Charten Athen's, ſo wie ſie der Conte de St. Felice, ein venetianiſcher Ingenieur, im Jahr 1687 aufgenommen hatte (man ſehe Fanelli Atene attica), und wie ſie nachher auch Chandler und Andere gaben, ſondern behauptete ſofort, daß „alle Tempel Athen's den Eingang im Orient hätten." Ja er fieng gleich deren Herzählung mit dem Erechtheum an, welches zwar wohl, (wenn man es bey dem Polias-Tempel annimmt) den Eingang in Orient hat, allein von Pauſanias nur ein δείκημα, gleich dem Gebäude mit Gemälden links bey den Propyläen, genannt wird (Attic. C. 22. und 26.). Er beſeitigte die Vereinigung des Polias-Tempels mit dem Pandroſeum, in welche man eben ſowohl von Weſten als Norden eingieng. Er ſagte kein Wort von dem Tempel der unbeflügelten Siegesgöttin rechts an den Propyläen, welcher ohne Zweifel den Eingang entweder an der Mittag- oder Weſtſeite haben mußte. Er citirte den Theſeus-Tempel, welcher von der Mittags-Linie bedeutend abweicht, und einen unbezweifelten Eingang gegen Weſten hat, und endigte mit dem kleinen Tempel am Iliſſus, der wahrſcheinlich, aus dem elenden Zuſtand in welchem er ſich bey Stuart's Aufnehmung befand zu urtheilen, und wie ihn der venetianiſche Ingenieur St. Felice aufgenommen hatte, nur für ein doppeltes Tempelhaus anerkannt werden konnte, weil man ſonſt einen faſt eben ſo großen Pronaos vorausſetzen müßte. — Dieſe Ausnahmen ſind aber ſo bedeutend, daß wenn man auch den wieder der Länge nach ganz anders geſtellten Tempel der Diana am Iliſſus (Nr. 19. C. St. Felice) übergehen wollte, man doch den Eingang in Orient in allen Tempeln Athens gewiß nicht annehmen könnte. Ich werde nun aber unter Leitung des Pauſanias und mit Vitruv zeigen, daß der von Spon, Wheler ꝛc. für den Pronaos gehaltene Ort wirklich derſelbe, und alſo der Haupt-Eingang in das Parthenon war, ohne deßhalb die Exiſtenz eines durch die Chandleriſchen Inſchriften genug begründeten Opiſthodom's zu verwerfen. Auch werde ich nicht genöthigt ſeyn, andere kleine Nebendeductionen zu Hülfe zu rufen, wie etwa laut Hrn. Barbié du Bocage die Stellung der dorthin gehenden langen Mauern und andere ſeyn könnten; unter welchen wohl die wichtigſte die weſtliche Richtung der hoben auf der Burg ſtehenden Statue Minervens wäre, (welche man ſchon in großer Ferne ſah); denn Pauſanias ſagt im 5ten Buch am Anfang des 21. Cap. „Auf dem Schloſſe zu Athen gehören alle Statuen mit zu den heiligen Geſchenken" und ſo ein erhabenes heiliges ſich in der Ferne zeigendes Geſchenk mußte doch auch eine geheiligte Stellung haben, allein die im Königl. Franzöſiſchen und Brittiſchen Muſeum angeführten Medaillen (ſiehe Stuart, und den Atlas zu Anacharſis Reiſen n. Gr. Paris 1788) zeigen ſie mit dem Angeſicht gegen den Eingang in das Schloß gekehrt.

Ich ſchließe für heute, indem ich ꝛc.

Das Danziger Bild und ſein Malerzeichen.

Nicht leicht hat ein Bild, das ich geſehen, einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als das wundervoll herrliche jüngſte Gericht zu Danzig. Ich hatte es über mich gewonnen, nicht ſogleich zu dieſem ſo viel belobten Kleinode Danzigs zu eilen, ich ahnete, hätte ich es geſehen, würde ich an dem Tage nichts mehr in der Kirche betrachten wollen, und hatte daher den ganzen Vormittag und einen Theil des Nachmittags mit der erſten Unterſuchung des Baulichen der prachtvollen Marienkirche und der frey ſtehenden Altäre und Kunſtſachen zugebracht, als ich erſt den Küſter erſuchte, mir auch nun die Kapelle, worin jezt das Bild ſteht, zu öffnen. Sogleich die milde Freundlichkeit, Ruhe und Lieblichkeit der äußern Seiten der Thüren, die ruhig betenden Geſtalten der Stifter, die einfach gehaltenen übrigen Darſtellungen, grau in grau, brachten eine eigenthümliche Stimmung hervor, indem die Zartheit und das doch Glänzende der Farbenmiſchung weit von dem abſtanden, was ſonſt wohl altdeutſche Bilder des Oſtens und Südens Europa's zu geben gewohnt ſind. Wie anders ward mir aber erſt, als die Flügelthüren ſich öffneten, als aller Farbenglanz, alle Farbenpracht, mir entgegen ſtrahlten, aber keinesweges grell und zurückſtoßend, ſondern alles freundlich und lieblich verſchmolzen; als Freude, Seligkeit und himmliſche Ruhe, gegenüber mit grauenvollem Entſetzen höchſter Trauer und Pein, als die höchſte himmliſche Seligkeit und wieder die tiefſte Verdammniß und Pein der Hölle, mir auf einem Blatte entgegen ſchien!

Sobald der Eindruck des Ganzen gefaßt war, den ich nicht beſchreiben kann, der nur dem eigenthümlichen Gefühl eines Jeden zu überlaſſen iſt, eilte ich auf den Altartiſch hinauf, um nun auch in der Nähe das Bild genau zu beſchauen und mich an ſeiner Lieblichkeit, Anmuth und dem ſeligen Frieden, der darüber weht, in den Köpfen der Frommen, die in den Himmel eingehen, zu erfreuen, ſo wie das tiefe Entſetzen, die Verzweiflung und Pein zu bewundern, die der Künſtler, ohne Verzerrung, in den zur Hölle verſtoßenen Unſeligen darzulegen vermochte. Innigſt

überzeugt war ich: das Bild müsse ein Werk des großen Eyck seyn, es könne keinem andern Maler gehören, und tief bewegt, wie ich war, still und in mir jegliche andere Gedanken zurückgedrängt, wie ich noch nie vor einem andern Bilde gestanden, verließ ich die Kirche.

Jeder neue Anblick brachte dieselbe Wirkung hervor und nie müde konnte mich die Betrachtung der größten Einzelnheiten machen. — Von lieben ältern und neuern Freunden und Bekannten hatte ich bereits in der Stadt Abschied genommen, der Wagen stand bereit, der mich aus freundlichen Umgebungen führen sollte, bald sollte das nur angenehme Rückerinnerung werden, was vielfach belehrende, sehr erfreuliche Gegenwart gewesen; wie hätte ich nun fort gekonnt, ohne das liebe Bild noch einmal zu sehen: ihm ward daher mein lezter Besuch in der Stadt gewidmet.

Nicht hatte ich geglaubt, daß meine Freude an dem Bilde noch erhöht werden könne, und doch ward mir, als ich alles im Einzelnen und Genauesten wieder betrachtete, eine Ueberraschung, die wohl allen Streit über den Urheber des Bildes schlichten möchte. Auf dem Grabstein nämlich, auf welchem die ihre Hände in ängstlichem Wehe faltende weibliche Gestalt sizt, bemerkte ich, nicht in der abgekürzten und unterbrochenen Umschrift, sondern auf dem Steine selbst, ein zwischen zwey Punkten stehendes, deutliches E, — von derselben Größe und Form wie hier: .E.— Unbegreiflich ist es mir, wie bey einem so wichtigen Bilde, das mehrmal gereinigt worden ist, das Akademien und so viele Künstler, so wie Tausende von Kunstfreunden und Bewunderern angeschaut haben, noch keinem dieses wichtige Zeichen in die Augen gefallen ist und so könnte ich es wohl als eine sondere Gunst des Geschicks betrachten, die mir die Entdeckung vorbehielt.

Ueber das klare und deutliche Daseyn dieses Buchstabens waltet kein Zweifel ob. Hr. Oberpräsident von Schön ergriff diese Nachricht, welche die Entstehung eines so berühmten Bildes aufhellen konnte, mit dem freudigen Eifer für alles Wichtige, der ihn immer beseelt, und ließ von mehreren Orten Erkundigungen einziehen: ob sich auch auf andern Bildern Eycks ein solches E fände; auch ich machte hie und da Versuche, aber es ist bis jezt noch nichts Gleiches gefunden worden. Dies schadet indessen dem Danziger Bilde und seinem E keineswegs. Eyck hat mehrfach auf seine bis jezt bekannten Bilder seinen Namen völlig ausgeschrieben gesezt, also verschmähte er die Namens-Bezeichnung nicht. Die Stimme der meisten Kunstfreunde vereinigt sich dahin, das Danziger Bild unwiderleglich dem Johann van Eyck zuzusprechen, alte Künstler bezeichneten ihre Namen fast immer blos durch den Anfangsbuchstaben, und wenn daher auf einem Bilde, welches Sage und Anblick für ein Werk Eycks erklären, der Anfangsbuchstabe seines Namens sich findet, und zwar an einer Stelle und auf eine Art, wie Namenszeichen häufigst angebracht wurden, ja an dem allein dazu passenden Orte, so kann man wohl in dem dunklen Kunstgebiete den Ausspruch wagen: das E auf dem Danziger Bilde bedeutet Eyck und es ist ein Bild dieses großen Künstlers, des Johann van Eyck. *)

Büschng.

*) Ein einziges Beyspiel muß hier für beweisend gelten und wer weiß, auf wie vielen andern Bildern ein solches leichtes und kleines E noch verborgen seyn mag, was nur noch nicht gefunden worden ist.

Prachtexemplar der Gedichte des Petrarca.

Bekanntlich hat der Professor Anton Marsand zu Padua, in den Jahren 1819 und 1820 eine sehr elegante und vorzügliche Ausgabe der Rime del Petrarca veranstaltet, deren in mehreren kritischen Blättern in und außer Italien, namentlich in dem österreichischen Beobachter, in der Biblioteca Italiana, auch in dem kritisch-literarischen Nachläufer zur Mailänder Zeitung mit verdientem Lohn Erwähnung geschehen ist. Von dieser Ausgabe nun ist ein Exemplar auf sehr weißes Pergament, von 3 Decimeter 43 Mill. in der Höhe und 2 Decim. 43 Mill. in der Breite, abgezogen und mit den Original-Zeichnungen und Miniatur-Gemälden, nach welchen die zu der Ausgabe gehörigen Kupferstiche gefertigt sind, versehen worden. Dieses Exemplar des berühmten Canzoniere, welches zu den größten und herrlichsten bibliographischen Seltenheiten der neuern Zeit gehört, hatte Hr. Prof. Marsand anfangs zu seinem eigenen Gebrauche bestimmt, späterhin aber solches dem Buchhändler, Hrn. G. P. Giegler zu Mailand, auf dessen wiederholtes Ansuchen mit der schriftlichen Erklärung, daß es das einzige auf Pergament abgedruckte Exemplar des Canzoniere sey, als Eigenthum überlassen. Das Wesentlichste, diese typographische Seltenheit betreffend, will Ref. aus einem ungleich weitläuftigern italienischen Berichte heraus heben. Den Anfang des ersten Bandes ziert Lauras Bildniß, mit nicht gemeinem Künstlerfleiß ausgeführt von dem Genueser Franz Emanuel Scotti: dieses Miniatur-Stück auf Pergament ist es, nach welchem Morghen seinen mit Recht hoch gepriesenen Kupferstich gefertigt hat. Nach Hrn. Scotti's eigener Aeußerung hat er selbst während seines ganzen Künstlerlebens sonst kein Miniatur-Gemälde von solcher Größe verfertigt, und diese seine, in ihrer Art einzige Arbeit ist zugleich auch seine lezte, indem er sich nun von Mailand, wo er seine Kunst zu üben pflegte, nach Rom begeben hat, um daselbst seiner Tage in Ruhe zu beschließen. Von zwey ebenfalls von Scottis Meisterhand gearbeiteten Titelblättern stellt das eine einen Lorbeerbaum vor, dessen Aeste sich also im Kreise herum ziehen, daß sie acht kleine Miniatur-Abbildungen von den zwey in der Mar-

ſandſchen Ausgabe enthaltenen Bildniſſen und ſechs Proſpekten auf eine eben ſo elegante als geſchmackvolle Art einſchließen. Auf dem andern Titelblatte finden ſich Myrthen- und Lorbeerzweige zu einem lieblichen Kranze verflochten. Den Denkwürdigkeiten aus Petrarcas Leben, ſo wie der Dichter ſie ſelbſt in ſeinen lateiniſchen Werken hinterlaſſen hat, iſt ſein Bild in Miniatur vorgeſezt. Daſſelbe iſt von dem geſchickten Zeichner, Hr. Gaetano Bozza, nach einem alterthümlichen Mauergemälde verfertigt, und einzig auf Hrn. Marſands Bitten hatte ſich Hr. Scotti dazu verſtanden, demſelben Licht und Schatten zu geben, welches mit ungemeinem Fleiße und Anſtrengung geſchehen iſt. Die Sonette und Canzonen auf das Leben der Madonna Laura ſchmückt, ſehr ſchicklicher Weiſe, eine ſchöne, überaus getreue, von dem Lyoner Maler Epinate an Ort und Stelle aufgenommene, von einem andern nicht unberühmten Lyoner Künſtler, dem Zeichner und Baumeiſter Piraud copirte und nach der Skizze dieſes Leztern, von dem bekannten in Mailand domicilirenden Landſchaftmaler Joh. Migliara ſehr geiſtreich ausgeführte Anſicht der Einſamkeit von Vaucluſe. Eine zweyte, ebenfalls von Hrn. Migliara in Waſſerfarben ausgeführte Zeichnung zu Anfange des zweyten Bandes, vorn an den Sonetten und Canzonen auf Laura's Tod, liefert die Einſamkeit von Selva-Piano, im Parmeſaniſchen. Dieſe hat Hr. Giacopo Liuzzi, ein wackerer Maler von Reggio, nach der Natur gezeichnet, und ein Meßkünſtler hat den Plan der Fundamente des Häuschens aufgenommen, das vormals an dieſer Stelle geſtanden und in das ſich Petrarca im Herbſt 1341 zurückgezogen hatte. Eine dritte Zeichnung mit Waſſerfarben, von Migliara, liefert, abermals nach Bozza, eine getreue Anſicht von der Einſamkeit von Argua und dem daſelbſt von dem Dichter bewohnt geweſenen Hauſe. Sie ſteht vor ſeinen Trionfi. Die beyden folgenden Handzeichnungen von Migliara, von denen die eine ſich dem Trionfo della morte, die andere dem Trionfo della Fama vorgeſezt findet, liefern von dem Paduaniſchen Ingenieur Vincenzo Zabeo, an Ort und Stelle, nach allen Regeln der Kunſt entworfen, die beyden Denkmäler zu Argua und Padua. Ganz beſonders gehört dem erſtgenannten dieſer beyden Künſtler auch noch die ſechste Anſicht an. Sie ſtellt die Einſamkeit von Linterno, unweit Mailand, vor, in frühern Zeiten l'Inferno genannt, wo Petrarca eine geraume Zeit ganz unbeachtet lebte, iſt von ihm perſönlich nach der Natur gezeichnet, und findet ſich den Sonetten und Canzonen vermiſchten Inhalts voran geſezt. — Neben dieſem Prachtexemplare von Petrarcas Gedichten beſizt Herr Giegler, was ebenfalls als eine typographiſche Seltenheit zu betrachten iſt, noch eine Sammlung der beſten Abdrücke der von Morghen, Gandolfi, Loſe und Bigatti zu dem erwähnten Werke vortrefflich geſtochenen Kupfertafeln, ſolcher Abdrücke nämlich, welche bey den Künſtlern unter dem Namen prove d'incisori, (Kupferſtecherproben) bekannt ſind. Beſonders bemerkenswerth iſt eine Reihe von Probeabdrücken, welche Morghen von dem Bildniſſe der Laura, während des ſucceſſiven Fortſchreitens ſeiner Arbeit, bis zur Vollendung derſelben hat abziehen laſſen. Solcher während der Arbeit gefertigter Abdrücke finden ſich in dieſer für Kunſtkenner und Dilettanten gleich intereſſanten Sammlung ſieben und zwanzig: zu denſelben kommen noch einige Abdrücke von den vollendeten Kupfertafeln, auf feinem Papier von verſchiedenen Farben.

—l.

Nekrolog.

Von bemerkenswerthen italieniſchen Künſtlern waren im Laufe des Jahres 1820 noch folgende vier mit Tode abgegangen. Girolamo Bruſca, ein Maler von nicht geringem Verdienſte, Zögling von Battoni und Mengs. Sein Uebergang der heil. Jungfrau im Chor von Nostra Signora delle Vigne, ſeine heil. Helena am Calvarien-Berge und eine Judith im Palaſte Grimaldi, alle drey zu Genua gemalt, haben ihm dem Beyfall der Kunſtverſtändigen erworben. Starb in ſeiner Vaterſtadt Savona, am 20. März, im 78. Lebensjahre. Giuſ. Bonzaniga, Königl. Bildhauer zu Turin. Durch ihn ward, vermöge eines vierzigjährigen, beharrlichen Fleißes, die Kunſt in Holz und Elfenbein zu ſchneiden, zu einem hohen Grad von Vollkommenheit empor gehoben, eine neue Schule geſtiftet, und eine berühmte Offizin gegründet, aus welcher zahlreiche, in ganz Italien geſuchte und von den Liebhabern des Schönen hochgeprieſene Kunſtarbeiten hervorgegangen ſind. Starb den 18. Dec. Der Ritter Vincenzo Pecetti, ein berühmter römiſcher Bildhauer, der eine beſondere Geſchicklichkeit im Reſtauriren antiker Marmorfiguren beſaß. Starb zu Rom, 78 Jahre alt. Der Römer Lorenzo Re, ein Archäologe, welcher alle die tiefern Kenntniſſe beſaß, wodurch ſich der wahre Antiquar von dem bloßen Kenner von Alterthümern unterſcheidet. Er war Präſident der hiſtoriſchen und antiquariſchen Claſſe an der helleniſchen Akademie, Mitglied der Denkmäler-Commiſſion und der archäologiſchen Academie, und öffentlicher Profeſſor der Archäologie an dem Archigymnaſium zu Rom, auch Verfaſſer verſchiedener Alterthums-Schriften.

Druckfehler.

In Nr. 53. bittet man folgende Druckfehler zu berichtigen: Sp. 1. Z. 8. v. u. l. ſtatt trefflichern — trefflichem; S. 210. S. 2. Z. 6. v. o. ſtatt Denkbilder — Denkmäler; S. 211. Sp. 1. Z. 14. v. o. die erſte Veranlaſſung des alten vom Verf. — S. 104. ꝛc.

Nro. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 10. Juli 1821.

Auf des Weiſen Gebot ſinket der Natur Gewand,
In das Dunkel der Nacht ſchimmert ſein Auge Licht,
Und die Schätze der Allmacht
Thun, beſchworen, vor ihm ſich auf.

Heydenreich.

Der Morgen am Genferſee. *)

(Im Versmaße des Originals.)

Der Morgen kommt zurück mit Perlenthau,
Mit Balſamathem und mit Blumenwangen,
Mit leichtem Spiel theilt er der Wolken Grau,
Als wär' kein Grab mehr in der Erdenau' —
So lacht er, und erglüht zu Tages-Prangen!
Dem Wanderſtab aufs Neu' ich mich vertrau',
An deinem Strand, du ſchöner See zu hangen;
Hier findet ſich betrachtungsreichſter Quell,
Sind ihn zu finden mir, auch Herz und Auge hell.

Clarens! Du ſüßes Clarens, das gebar
Die höchſte Liebe; deine Lüfte wehen
Wie Liebesathem, deinen Hainen war
Sie Wurzel und der Gletſcher Schnee ſogar
Beut, wie die Sonnenſtrahlen untergehen,
Der Liebe Roſenglut dem Blicke dar.
Es ſpricht ihr Ton von Klippen und von Höhen,
Sie floh hieher aus lautem Weltgewühl,
Wo Hoffnung lockt und quält, und treibt mit uns — ihr Spiel.

O Clarens! Engel deine Pfade weihn,
Hier wohnt der ew'gen Liebe Licht und Leben,
Des Thrones Stufen ſind Gebirges-Reih'n,
Auf ihren Gipfeln thront ſie nicht allein,
Auch Forſt und Höhle fühlt ihr ſanftes Schweben;
Ihr Athem mild und ihres Auges Schein,
Hat auch der Blume holden Reiz gegeben.
Und ihres Hauches liebewarmes Weh'n,
Iſt mächtiger als Sturm, und als dein Raſen, Föhn! **)

Die ſchwarze Fichte ſchuf des Schöpfers Hand,
Ein Geiſterſchatten ragt ſie hoch. — Im Brüllen
Der Ströme rauſcht Er, und die Rebenwand
Begleitet ſeinen Pfad bis an den Strand,
Wo ſich die Wogen beugen ſeinem Willen,
Und murmelnd küſſen ſeines Fußtritts Sand,
Ihn lockt der nackte Wald in Reifeshüllen,
In lichter Blätter jungem Freudekleid,
Und bietet froh ihm dar: Volkreiche Einſamkeit.

„Volkreiche Einſamkeit!" — Der Vögel Schaar
Und manchen Schwarm von bunten Feen-Dingen,
Die ihn mit Tönen preiſen, hehr und wahr,
Unſchuldig öffnen ihrer Flügel Paar
Und leben ohne Furcht, der Bäche Klingen,
Des Springquells Fall, das reiche Waldeshaar,
Die Knospen, die aus ihren Hüllen dringen,
Der Schönheit Sinnbild nennt ſie raſch Gefühl —
Die Liebe ſchuf dieß All' zu einem großen Ziel.

Hier lernte lieben, wer noch nie geliebt,
Sein Herz wird hier zum Geiſt, und wer erkannte
Dieß ſüßeſte Geheimniß, mehr ergiebt
Er ſich ihm hier, denn Liebe floh getrübt
Vom Tand der Welt hieher, wo ſie entbrannte,
Da die Natur ihr ewig Walten übt.
Nie Stillſtand war, rück- oder vorwärts wandte
Sie ſich — zum Nichts — zu einer Seligkeit,
Wie Licht- und Strahlenvoll die Ewigkeit ſie beut.

Der Dichtkunſt wegen, wählte wohl allein
Einſt Rouſſeau dieſe himmliſchen Gefilde,
Er fand: hier ſey der Ort, wo Liebe rein
Den Gürtel Pſyche's löst im Glutverein,
Wo lieblich blühen geiſtige Gebilde, —
Wohl weht auch hier ein wonneſüßes Seyn.

*) Frey nach Byron's Childe Harald, Canto III.

**) Föhn wird in der Landesſprache der die Gletſcher umrauſchende Sturmwind genannt.

So wunderbar erhaben, doch voll Milde.
Im weichen Lager schläft des Lemans Sohn,
Der Strom der Rhone, und die Alpen sind — ein Thron.

Lausanne! Ferney! Ihr war't einst bewohnt
Von Namen, die euch Namen hinterließen,
Sie strebten nach dem Ruhm, der dauernd thront
Auf wüsten Pfaden, — wurden reich belohnt.
Es waren Sterbliche, doch Geisterriesen,
Titanen gleich, sie haben nicht geschont
Das Heiligste in ihres Sinn's Ergießen,
Mächtig genug den Blitz herabzuziehn,
Doch spricht der Himmel Hohn der Menschen eitlem Mühn.

Voltaire, von Feuer, Leichtsinn ganz erfüllt,
War wie ein Kind, stets wandelbar im Streben,
Und auch im Geist ein wahres Proteusbild,
Bald ernst, bald scherzend, weisheitsvoll und wild,
Historiker und Dichter, auch daneben
Ein Philosoph, doch hat er uns enthüllt
Im Spott sein größtes Talent, erbeben
Hieß er die Throne, stürzte Throne, blies
Frey wie der Wind wohin ihn sein Gelüsten hieß.

Rousseau *) erschöpfte tiefes Sinnen fast,
Und häufte mit den Jahren Weisheitsgaben;
Im Denken wohnt er, und erlag der Last
Des Wissens schier, er wurde schwer gehaßt
Um seines Schwerdtes Schärfe — untergraben
That er mit Hohn, in dem ein Zauber rast,
Des Glaubens Ernst, und drob Zeloten haben
Aus Furcht und Haß zur Hölle ihn verdammt;
Die so beredt zerstreut, die Zweifel insgesammt. —

Doch Friede soll mit beyder Asche seyn,
Verdienten Strafe sie — die ist geschehen,
Nicht richten noch verdammen wir den Schein.
Die Stunde nahet um uns auch einzuweih'n
Zum Wahrerkennen, Furcht und Hoffnung gehen —
Auf einem Pfuhl, dem Staub, — zum Schlummer ein,
Und modern, — dieß nur konnten wir erspähen,
Und wird der Staub erstehn, wie Hoffnung spricht,
So straft Gerechtigkeit — ward uns Vergebung nicht.

Doch nun genug vom Sterblichen, ich geh'
Zurück zu seines Schöpfers Werken, — enden
Soll langes Träumen — dort in blauer Höh',
Die Wolken ziehen zu der Alpen Schnee,
Hinauf, hinauf muß ich die Schritte wenden,
Ob mich auch Nebelwolkenduft umweh',
So weit ich kann die Späherblicke senden,
Zu hoher Alpen höchster Region,
Wo Luft und Erde sich umarmt auf hehrem Thron.

Elise von Hohenhausen.

*) Es ist zweifelhaft, ob Byron hier nicht auch auf Gibbon angespielt hat, der bekanntlich ebenfalls in Lausanne lebte.

Camille Jordan.

(Beschluß.)

Ohne Schrecken fühlte dieser großherzige Patriot seine allmählige Auflösung, standhaft blickte er in das Antlitz des nahenden Todes, und fast nie entfuhr ihm eine Klage; im Gegentheile genoß er mit kindlicher Freude jede Annehmlichkeit, die die wenigen Augenblicke, die er noch zu leben hatte, ihm darboten. In den lezten vier oder fünf Tagen seines Daseyns war er körperlich schon todt, aber seine moralische Kraft, die unablässige Thätigkeit seines Geistes, seine schöne Seele voll Heiterkeit, ließ es niemand wahrnehmen. Noch am 14. Mai hatte er, wie gewöhnlich, des Abends seine Freunde und Collegen um sich her versammelt, und eine lange Unterredung über die Angelegenheiten des Staats mit ihnen gehabt. Im Verlaufe dieser Woche hörte er nicht auf, Besuche anzunehmen, und in den Augenblicken, wo er allein war, bereitete er Materialien zu einer Rede über den Gesetzesvorschlag, die kirchlichen Einrichtungen betreffend, vor. Selbst am Tage seines Todes verließ ihn die bisherige Gegenwart des Geistes nicht, sah man ihn noch in seinem gewöhnlichen tiefen Nachdenken versunken, vernahm man aus seinem Munde kein Wort der Unruhe, keinen Laut des Schmerzes — und so entschlief er sanft in den Armen seiner Familie und zween seiner Freunde.

Der Tod dieses Edlen schlägt dem Vaterlande, für welches er einzig nur zu athmen schien, eine schwer zu heilende Wunde. Selbst von seinen Gegnern geehrt, die nie die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen in Zweifel sezten, erregte er in jedem einzelnen Auftritte seines öffentlichen Lebens allgemeine Bewunderung. Die Grundzüge seiner Denkungsart waren Gerechtigkeitsliebe und Liebe der Wahrheit. Er tadelte alle Uebertreibungen, verabscheute alle Heucheley, rügte ohne Rücksicht alle Schwächen, und verdammte alle halbe Maßregeln. Die Freymüthigkeit und Geradheit seines Denkens und Handelns, die Einfachheit seiner Sitten und seiner Neigungen, die Festigkeit seiner Grundsätze, die Reinheit seiner Absichten erinnerten an die Tugenden des Alterthums, die man heut zu Tage so selten antrifft.

Sein Schicksal bietet eine merkwürdige Eigenheit dar. Die öffentliche Laufbahn flößte ihm den größten Widerwillen ein, und nur das Privatleben hatte Reiz für ihn; er suchte stets die Gelegenheit oder die besondern Umstände abzuwenden oder ihnen vorzubeugen, die ihn auf die Bühne der Welthändel führen konnten; und dennoch war er berufen, eine wichtige Rolle auf derselben zu spielen. Mehr denn einmal stand er im Begriff die bedeutenden Aemter auszuschlagen, die ihm angetragen wurden; aber der Gedanke allein, daß er sich nützlich machen könnte, war ihm hinreichend dem Interesse Frankreichs Ruhe und Zufriedenheit aufzuopfern.

Mitten in seinen wichtigen und mühevollen Arbeiten, sogar auf seinem Krankenlager, wußte er noch zu lächeln und sich dem Frohsinne hinzugeben. Die Anmuth seines Umganges, der Zauber seines Gespräches, die Erhabenheit und Mannigfaltigkeit seiner Unterhaltung, hatten ihm den Ruf eines der liebenswürdigsten und beredtesten Mitglieder der Gesellschaft erworben. Von der Natur mit reichem

Witze begabt, liebte er leichte, geistreiche Scherze, und niemand übertraf ihn in der Kunst, sie auf eine geschickte Art anzubringen.

Besonders willkommen waren ihm junge Männer von Geist und Herz. Er hörte sie theilnehmend, er belehrte sie anspruchslos. Auf diese viel versprechende Jugend Frankreichs hatte er seine angenehmsten Hoffnungen gegründet; ihre Anhänglichkeit war ihm theuer, und ihr Beyfall rührte ihn am meisten.

Ueberhaupt nicht gleichgültig gegen die öffentliche Achtung, wovon er jeden Tag neue Beweise einerntete, verleitete sie ihn jedoch keineswegs zum Stolze, und nie würde er Pflicht und Mäßigung seiner Popularität hintangesezt haben. Selbst da noch, als er sich an der Spitze der constitutionellen Opposition befand, mißbilligte er freymüthig und laut den unüberlegten Eifer, die übertriebene Hitze, mit welcher mehrere seiner Kollegen die Sache der Freyheit vertheidigten.

Gottesfürchtig in seinem Wandel, verehrte er das höchste Wesen ohne Geräusch, betete er es im Geiste und in der Wahrheit an. Vielleicht war keine Religion, wie sie das Evangelium lehrte, wie das Herz sie bedarf, und wie der Verstand sie faßt, je reiner als die seinige.

Selbst mit den seltensten und liebenswürdigsten Tugenden begabt, war er kein strenger Sittenrichter hinsichtlich seiner Nebenmenschen, die er schäzte, die das wärmste Wohlwollen stets rein bey ihm fanden. In seinen häuslichen Verhältnissen war er für seine Familie und für seine Freunde, was er in seinem öffentlichen Leben dem Vaterlande war; er liebte sie gränzenlos.

Camille Jordan hinterläßt drey Kinder, die, obwohl noch jung, schon manchen Zug der Aehnlichkeit mit ihrem würdigen Vater blicken lassen und zu den größten Hoffnungen berechtigen. Er hinterläßt viele Freunde und Verehrer, denn Alle, die ihn kannten, gehören zu dieser Anzahl. — Schwerlich widerfuhr je einem einfachen Bürger in Frankreich eine größere Ehre bey dem feyerlichen Hingange zum Grabe, als ihm. Diese Ehre war nicht vorbereitet, nicht angeordnet, sie war der plözliche freywillige Ausdruck der öffentlichen Achtung. Mehr denn zweyhundert Kutschen und über dreytausend Personen zu Fuße, von jedem Alter, von jedem Range, von jeder Meinung, folgten dem Erblaßten bis an seine Ruhestätte. Hier ließen drey seiner Freunde: Saint-Aulaire, Royer-Collard, und Rambaud, Maire von Lyon, ihre Empfindungen laut werden; aber ihre Thränen, die Thränen der Umstehenden, waren beredter, als alle Worte. Einer langen Lobrede bedurfte Camille Jordan in dieser Versammlung nicht, wo jeder seinen Werth kannte, seinen Verlust tief fühlte, und vielleicht hätten die gewähltesten Ausdrücke nicht mehr zu seinem Lobe gesagt, als die Aeußerung eines Vorbeygehenden aus dem Volke, indem er innigst gerührt dem Leichenzug zusehend, ausrief: C'était un grand citoyen!

H — s.

Das Pathen-Geschenk.

(Fortsezung.)

„Meine Eltern, besonders der Vater, erzählte die Tante weiter, gaben uns mit Freuden ihren Segen; unsre Verlobung war durch ein großes Fest gefeyert. Grund fühlte sich sehr glücklich; allein ich — ich wollte nicht geliebt, ich wollte angebetet seyn. Sein freyes männliches Benehmen, eben so sehr von der kleinsten Verläugnung der Aufmerksamkeit, die der Braut gebührt, als von der blinden Unterwerfung in meinen Willen, und der Verzichtung auf eigne Würde, die ich heischte, entfernt, erregte meinen Verdruß. Es dünkte mich, daß er das Glück, mein Herz zu besitzen, nicht genug schäze; und doch ging er immer mit mir, als mit einem geliebten Freund um, auf dessen Vertrauen und Zärtlichkeit man zwar stolz ist, allein dem gleich zu seyn man sich auch fühlt, ohne jedoch die zarte Aufmerksamkeit, welche der gebildete Mann unserm Geschlechte nie entzieht, zu verlezen. — Es fiel mir ein, ihn mit meinem ersten Geliebten zu vergleichen; obgleich ich aber nicht umhin konnte, Grund weit höher zu schäzen, obgleich es mir nicht möglich gewesen wäre, diesem das anzumuthen, wozu der junge Sekretär sich bequemen mußte, wollte ich doch, daß er sich unter mein Joch beugen solle."

„Genug, wir wurden Beyde unglücklich. Wenn Grund mit der ganzen Zärtlichkeit der Seele mich erblicken ließ, wie tief ich ihn verwundete, wenn er mich flehend ersuchte auf einen thörichten Einfall, der ihn betrübte, zu verzichten, stellte ich ihm Kälte entgegen, und wenn er seiner vergeblichen Bitten und verschmähten Zärtlichkeit müde, mich endlich, wie es schien, kalt und gleichgültig verließ, meinte ich, und warf ihm Undankbarkeit vor. Es fielen oft Scenen zwischen uns vor, die unsre Trennung unaufhaltsam herbeyführten; mein Vater starb, und die Mutter schürte die Flammen nur mehr an!"

„Grund war zu männlich und edel, um eifersüchtig zu seyn, ich machte ihn aber dazu; ich gab ihm selbst Anlaß an meiner Liebe zu zweifeln, indem ich mich der seinigen versichern wollte. — Doch es mag genug seyn, ich will Ihnen nur die Begebenheit erzählen, die uns auf immer trennte."

„Ich hatte mir nun einmal in den Kopf gesezt, daß er kleine Gefälligkeiten mühsam von mir erflehen solle, welche andre Männer gleich und leicht von mir erhielten. Eines Tages ward mir die Einladung zum Ball in dem Kassino gebracht; ich erwog eben bey mir selbst, ob ich dieser folgen solle oder nicht, theils weil meine Gesundheit nicht gut das Tanzen gestattete, theils auch weil Grund nicht Mitglied jener geschlossenen Gesellschaft war — als dieser hereintrat, und gleich die Karte auf dem Tisch erblickte."—„Nicht wahr, Liebe! Du gehst nicht in das Cassino?" sagte er in einem sehr sanften Ton. — „Warum denn nicht?" gab ich lebhaft aufblickend ihm zur Antwort, die ihn vielleicht doch nicht beleidigt hätte, wenn er nicht schon durch frühere Neckereyen empfindlich gewesen wäre. — „Nun," entgegnete er nicht ganz ohne Bitterkeit, „ich sollte vielmehr sagen: Du gehst doch wohl in das Cassino, so hätte es weniger den Anschein gehabt, als wünschte ich, daß auch mein Wille in Erwägung kommen möge!" — Das Wort Wille verlezte mich! „Der wird immer in Erwägung kommen," fiel ich rasch ein; denn er mahnt mich ja daran, daß ich Herr des meinigen sey. Aber warum darf ich nicht auf den Ball gehen?" — „Darf? Gott bewahre! Wer redet von Dürfen? Du darfst ja recht gern, aber ich ersuche dich nur zu bedenken, daß du das Tanzen nicht verträgst." — „Also Sorge um meine Gesundheit?" — „Was sonst?" —

„Ich dachte, weil du mich nicht in den Cirkel begleiten kannst.“ — Auch das, wenn du willst. Du weist ja selbst, wie von den jungen Damen geredet wird, die ohne ihre Eltern, und von Bräuten, die ohne ihren Bräutigam an Lustbarkeiten Theil nehmen.“ — „Wenn nun aber der Bräutigam zufällig nicht in den Gesellschaftskreis aufgenommen ist?“ — „Dann,“ fuhr er kalt und ruhig fort, „sagt man entweder von dem Mädchen, daß sie eine Kokette, oder von dem Bräutigam, daß er ein Thor sey, der es duldet!“ — Diese Worte und seine Kälte brachten mein Blut gleich in Wallung. „Und was meinst du, daß man von uns sagen werde?“ — „Weder das eine, noch das andere? hoffe ich.“ — „Oder auch Beydes, denn ich gehe auf den Ball!“ — Der absprechende Ton, womit ich dieß sagte, brachte ihn beynahe außer sich; ich bemerkte, wie ihm das Blut die Wangen färbte, aber er bezwang den Zorn. — „Amalie! trotze mir nicht! erwiederte er endlich mit vieler Gutmüthigkeit!“ — „Ich will dir nicht trotzen, allein ich gehe auf den Ball!“ — Er ging heftig auf und nieder. — „Nein, bey Gott! sie liebt mich nicht!“ rief er unwillkürlich; auf einmal stand er vor mir still und sagte: „Ist das dein lezles Wort?“ — Lange schwieg ich unentschlossen, getheilt zwischen Liebe und Stolz; mein böser Genius behielt den Sieg! „Ja!“ gab ich ihm rasch zur Antwort. — Es schien ihm nicht unerwartet. Er faßte meine Hand mit einer innern Bewegung, zu der ich vergebens einen Namen suchen würde: „Gehst du auf den Ball, Amalie! sagte er fest, jedoch nicht kalt, so ist es zwischen uns aus. Ich bin des Lebens, das wir jezt führen, müde! Es muß eine Veränderung geschehen! Nenne nicht, was ich sage, eine Drohung; wir verlieren ja beyde gleich viel. Ich liebe dich innig, Amalie! vergiß das nicht!“ — Er verließ mich; es war das erstemal, daß er sich bestimmt erklärte, obgleich er öfters etwas Aehnliches gesagt, und — sonderbar genug — es machte jezt weniger Eindruck auf mich, eben weil ich empfand, daß ich es manchmal früher weit mehr verdient hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Mai.

Wie bey der ersten Jahresversammlung der protestantischen Bibelgesellschaft in Paris, Hr. Stapfer, vormals Gesandter der helvetischen Republik in Frankreich, als Hauptredner auftrat, so geschah dieß auch für ihre zweyte Jahresfeyer am 4. Christmonat 1820; seine sehr ausführliche Rede ward seither gedruckt (De la lecture de la Bible, particulièrement de l'ancien Testament, et des fruits que les hommes de toutes les capacités peuvent en recueillir, même sans le secours de notes et de commentaires Paris, impr. de Smith. 1821. 50 Seiten 8.), und ihr gedoppelter Zweck ist einerseits die Vertheidigung der Austheilung und des Lesens der ganzen Bibel ohne Erläuterungen oder Umschreibungen, im Gegensatz der Bibel-Auszüge und Commentare, anderseits die Würdigung des Einflusses der heiligen Schriften auf die höchsten Angelegenheiten der Menschheit. Ein Auszug der Bibel (sagt Hr. Stapfer u. a.) ist keine Bibel mehr, so wenig eine Sammlung von Merkwürdigkeiten der drey Naturreiche die Natur ist. Wohl kann ein solches Museum als Repertorium und Wegweiser für Anfänger dienen, aber wer die Natur ergründen will, muß dieß auf Ort und Stelle, wenn man so sprechen darf, und in ihrem unerschöpflichen Zusammenhange thun. Mit dem Buche der Offenbarungen verhält es sich nicht anders; mag man Noten auf Noten und Commentare auf Commentare häufen, es wird dasselbe dadurch nicht erschöpft, oder vielmehr, was aufgehellt werden sollte, wird damit nicht selten verdunkelt, und den Sekten wird Stoff zu Mißverständniß und Zwist dargeboten; die Aussprüche der Kirche (de cette autorité dont nous demandons vainement une definition précise et concordante à ses plus illustres defenseurs — drückt sich Hr. Stapfer aus und der redliche Gregoire nimmt ihm die Frage in der Chronique religieuse, ohne jedoch dieselbe zu beantworten, übel auf) mögen hiefür den Beweis leisten. Sind aber auch wohl die, welche Auszüge aus der Bibel verfertigen wollen, mit der unendlichen Vielseitigkeit der Gemüther und Geister vertraut; wissen sie, welche Stelle das Herz dieses Greises, jenes Jünglings, oder dieses verhärteten Sünders aufregen wird; und hätte vielleicht nicht gerade eine der von ihnen ausgeschlossenen Stellen denjenigen seiner Schlafsucht entrückt und den Weg zu seinem Herzen gefunden, dem jezt das Rettungsmittel entzogen wird? Die Dunkelheit gewisser Bibelstellen wirkt vielmehr anziehend und reizend zum Lesen des Buches der Bücher als davon abschreckend, und ein ihm beygegebner literarischer Apparat führt leicht auf Abwege und befriedigt eher die ohnedieß vorherrschende Neigung zur Spekulation, welche alles erklären und begreifen will, als hingegen die Bedürfnisse des Herzens u. s. w. Ohne Zweifel lassen sich die Bibelauszüge noch aus ganz andern Gründen, als die Hr. Stapfer angibt, verwerfen; man gedenke der kastrirten Ausgaben klassischer Schriftsteller durch die Jesuiten. Sind wir etwa von der Nachahmung dieser seiner Zwingherrnkünste besser, als vor derjenigen vieler Anderer mehr geschützt, und welches Mißtrauen müssten darum Bibelauszüge in unsern Tagen erwecken? Wo fände sich gegen die Einmischung des politischen Glaubens eine beruhigende Gewährleistung, und würden nicht bald alle Schattirungen, vielleicht auch alle Uebertreibungen des Partevgeistes sich in solchen Auszügen abspiegeln? Ist ja doch der Spruch alt und bekannt: Hic liber est, in quo quisque suа dogmata quærit, — invenit et quisque.

Hinsichtlich auf die Würdigung der Bibel geht Hr. Stapfer nochmals von dem Satze aus: So wenig Grund vorhanden seyn könne, der Erforschung und Bewunderung der Natur Schranken zu setzen, so wenig sey dieß für die Verbreitung und das Lesen der heiligen Schriften der Fall.

Die hier vorgetragne Idee, welche die Bibel zu einer Hieroglyphe der ganzen physischen und moralischen Schöpfung macht, ist bekanntlich nicht neu, und ihre Freunde müssen in die Behauptung eines vielfachen Sinnes, sey es des ganzen Buchs oder einzelner Stellen desselben verfallen, womit alsdann der Willkür und der Phantasie ein grenzenloser Spielraum geöffnet wird.

Vielleicht ist über den allerdings unerschöpflichen Gegenstand der Vortheile, die das Bibellesen, auch in blos irdischer Hinsicht, gewährt, nichts Treffenderes gesagt worden, als die Antwort, welche einer der 630 freywilligen Kommissarien, die im Jahr 1814 in der Hauptstadt Großbritanniens Beyträge für die Bibelsache sammelten, von einem Juden erhielt. Zuvorkommend und unerwartet hatte dieser eine beträchtliche Gabe unterzeichnet, und der Kommissar über diese den Grundsätzen und Verhältnissen des Gebers, wie es schien, wenig entsprechende Handlung erstaunt, hatte darüber einige Verwunderung geäußert. Der Israelite antwortete ihm sogleich: „Ich habe recht gern und freudig unterzeichnet, weil ich wahrnahm, daß die Christen, welche die Bibel lesen, besser und redlicher sind, als die, welche sie nicht lesen.“

Beylage: Literaturblatt Nro. 55.

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 10. Juli 1821.

Zeitgeschichte.

Der Staatsbeamte als Schriftsteller oder der Schriftsteller als Staatsbeamter im Preußischen. Aktenmäßig dargethan von Regierungs-Rath D. Grävell. Stuttgart in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung 1820. 80 S. 8.

In dieser kleinen Schrift werden interessante Fragen hinsichtlich der Rechte der Staatsgewalt in Verhältniß zu den Untergebenen aus der mit Aktenstücken belegten Erzählung eines der gegenwärtigen Zeit angehörigen Vorfalles abgeleitet und mehrseitig beleuchtet.

Der Verfasser hatte unter dem Titel: der Bürger, als zweyten Theil seines Buches: der Mensch, ein System des philosophischen Rechtes geschrieben, und das Manuscript der Maurerschen Buchhandlung zu Berlin in Verlag gegeben. Als sieben Bogen desselben mit Erlaubniß der Censurbehörde — der Königl. Regierung zu Berlin — abgedruckt waren, fand diese Behörde Anstoß in der Art und Weise, auf welche in dem Manuscripte die Materien von „dem Rechte zu dem Volksaufstande" und von der Nothwehr abgehandelt waren.*)

Sie befahl deshalb der Buchdruckerey Rückgabe des ganzen Manuscriptes, um über dasselbe höhere Verhaltungsbefehle einzuholen.

Hierauf wendete sich der Verfasser persönlich an das Polizey-Ministerium und änderte, da der geheime Rath von Kamptz ihm die bedenklich geschienenen Stellen zeigte, dieselben zweymal und dergestalt ab, daß jener befriedigt schien.

In der That machte auch derselbe unter dem 21. Juli 1810 ihm officiell bekannt, daß das Manuscript an die Regierung zu Berlin zurückgeschickt sey, und er von dieser Behörde weitern Bescheid erhalten werde.

Da jedoch das Manuscript bis Mitte Augusts noch nicht in die Druckerey zurück gekommen war und die Verlagshandlung sich über diesen Aufenthalt beklagte, so wendete Herr G. sich von Neuem an die Regierung zu Berlin, mit der Bitte um baldige Rückgabe des Manuscriptes und unter Anführung der Gründe, aus denen ihm dasselbe unanstößig zu seyn scheine.

Gleichzeitig überreichte er dieser Censurbehörde für den Fall, daß nichts destoweniger Streichung einiger Stellen beliebt werden sollte, einen kurzen Nachtrag zu der Vorrede, in welchem er erklärte:

„da er es sich selbst schuldig sey, sich gegen den Verdacht schädlicher Schriftstellerey zu verwahren, auch dem Publikum kein verstümmeltes Werk vorlegen wolle, so werde er diejenigen Materien, in denen etwas gestrichen worden sey, in dem der Censur vorliegenden Werke ganz weglassen, und an einem andern Orte, wo die Censur weniger bedenklich sey, mit Erläuterungen besonders herausgeben."*)

Mittlerweile war das Polizeyministerium aus den Händen des Fürsten von Wittgenstein in die des Herrn von Schuckmann gekommen, welcher, auf erstatteten Bericht der Regierung zu Berlin, (bey welcher übrigens Herr G. nicht angestellt ist),

I) wegen „der Drohung des gesetzwidrigen (?) Abdruckes außerhalb Landes (?), welche Herr G. sich in einem höchst unschicklichen (?) Zusatze zu der Vorrede erlaubt habe, und der ihm deshalb zur Last fallenden Verletzung seiner Beamtenpflicht," ihn in eine (nachher wirklich eingezogene) Ordnungsstrafe von 50 Thlrn. nahm, und

II) unter Bezugnahme auf eine (nicht publicirte) Kabinetsordre vom 11. Jenner 1819, in welcher das Ministerium angewiesen worden seyn soll, den Beamten keine anstößigen Aeußerungen in öffentlichen Schriften zu gestatten, dem Verfasser bekannt machte, daß er die

*) Vielleicht gab mehr der Ausdruck, als der Gedanke, den Anstoß. Ein Recht zum Volksaufstande ist nicht denkbar, neben dem Begriffe des Staats. Selbst im verzeihlichsten Falle wird er immer ein Unrecht seyn, welches gegen ein anderes in die Schranken tritt, und dann ist die Hoffnung auf Wiederherstellung des Rechts (i. e. Friedens-) Zustandes auf die weiterhaltende Gerechtigkeit Gottes verwiesen. M.

*) Quod male: denn wozu diese Erklärung? M.

Censurbehörde angewiesen habe, das eingereichte Manuscript zurück zu behalten, um es dadurch der weitern Verbreitung zu entziehen.

Gegen diese doppelte Verfügung suchte der Verfasser zuvörderst Schutz bey dem Fürsten Staatskanzler und da von diesem keine Antwort erfolgte, so provocirte er auf eine Rechtsentscheidung seiner ordentlichen Obrigkeit, des Oberlandesgerichtes zu Naumburg.

Dieses wies jedoch Herrn G. mit seiner Provokation ab, weil die ausgesprochene Ordnungsstrafe keine polizeyliche (gegen welche dergleichen Provokationen in Preußen nach unzweifelhaften Gesetzen zulässig sind) sondern blos disciplinarisch und die verfügte Zurückbehaltung des Manuscriptes keine definitive Konfiskation, sondern blos eine zu polizeylicher Sicherstellung verfügte vorläufige Innebehaltung desselben, (woher wußte dieses das Oberlandesgericht?) mithin des Imploranten doppelter Anspruch nicht zu der Provokation ad jus, sondern zu der Beschwerdeführung geeignet sey.

Ohne also sich auf eine Rechtfertigung des ministeriellen Verfahrens einzulassen, lehnte dieser Gerichtshof blos seine Kompetenz ab, und da die Gründe dieser Ablehnung den Verfasser nicht überzeugten, so wendete er sich mit einer Beschwerde, wegen verweigerter Gerechtigkeitspflege stufenweise an den Justiz-Minister, an seinen Monarchen und zuletzt, gestützt auf §. XXIX. der Wiener Bundes-Schluß-Akte vom 15. May 1820, unter dem 30. Juni 1820 an die Bundes-Versammlung, deren Bescheid nicht beygedruckt ist, und wahrscheinlich bey dem Erscheinen des Buches noch nicht erfolgt war.

Nun kann von einem Menschen, welcher Staats-Beamter ist, nicht angenommen werden, daß er in allen Beziehungen, z. B. in ehemännlichen, geselligen, künstlerischen und namentlich auch schriftstellerischen, als solcher handle.

Insoweit er aber nicht als solcher handelt, ist er auch nicht derjenigen Disciplinargewalt unterthan, welche sich allein über Handlungen und Unterlassungen der Staatsbeamten als solcher erstreckt, und zu Festsetzung einer Ordnungsstrafe von der Natur der im vorliegenden Falle verfügten allein ermächtigen konnte. Eben so darf der Staat, welcher zu dem Schutze einer vernünftigen Freyheit seiner Glieder vorhanden ist, sich rechtsgemäß keine größern Eingriffe in dieselbe erlauben, als das Wohl des Ganzen nothwendig macht; also ein Manuscript nicht wegnehmen, wo bloßes Streichen ausreicht.

Demnach wird die Rechtswissenschaft die angefochtene Ministerial-Verfügung mit ihren Forderungen nicht vereinbar, und die Versagung des Justizweges nicht nothwendig finden.

Ueber die Gründe aber, welche die Politik dafür anführen könnte, läßet sich, da dieselben nicht bekannt werden können, nicht urtheilen.*) —

Der hohe Grad einer anständigen Freymüthigkeit, mit welcher der Verfasser schrieb, ehrt eben sowol ihn, als diejenigen, zu welchen er redete.

K.

---

*) Da vorauszusetzen ist, daß der V. die Vorsicht gebraucht, eine Abschrift seines Werkes zu behalten; so war die Innebehaltung wohl nur ein milder Ausweg, um ein direktes Verbot ihres Druckes überhaupt, und wo es auch sey, zu vermeiden; denn in der Retention lag ein guter Rath, der für den besoldeten Beamten wohl hätte gültig seyn mögen. M.

Kirchengeschichte.

Isaac Martin, eine spanische Inquisitionsgeschichte, mitgetheilt von Man. Mendoza y Rios. Aus der spanischen Handschrift übersezt von Dr. Friedrich Hebenstreit. Leipzig bey Hartknoch. 1820. XXVI u. 198 S. in 8.

Der Held dieser Geschichte war ein Kaufmann aus England, der im J. 1714 ein Handelshaus in Malaga errichtete und nach vierjährigem Aufenthalte daselbst, als verdächtig des heimlichen Judenthums, von der Inquisition festgenommen, und nach vielen vergeblichen Versuchen, ihn zu bekehren, mit der Strafe entlassen wurde, daß er sein ganzes Vermögen verlor, und aus Spanien auf immer verwiesen bleiben sollte. Der Unglückliche hatte seine Leiden in einer besonderen Schrift selbst erzählet, die den Titel hat: An account of the Sufferings of Isaac Martin, being detained in the dungeons of the Spanish Inquisition. London 1724. 8., welche der bekannte Herr Mendoza, so selten sie ist, bey seinem Aufenthalte in England erhielt und ins Spanische übersezte. Er theilte diese spanische Handschrift Herrn H. mit und dieser hielt es der Mühwerth, dieselbe noch jezt in unserer Muttersprache öffentlich bekannt zu machen. Für den größeren Kreis der Lesewelt, dem die ausführlicheren Werke über die Inquisition nicht zugänglich sind, wird diese Geschichte nicht ohne Interesse seyn. Sie ist lebhaft und gut erzählt und unterhält daher; sie gewährt aber auch eine anschauliche Kenntniß von jenem furchtbaren Glaubensgerichte und seinem empörenden Verfahren. Wenn irgend etwas, so können einfache und ungekünstelte Erzählungen der Art unsere Zeitgenossen mahnend und warnend lehren, den Werth der Gewissensfreyheit hoch zu achten und dieß unschätzbare Gut sich zu bewahren.

Die Uebersetzung lieset sich, wie ein Orginal. Außer-

dem hat sich Hr. H. um seine Leser noch dadurch verdient gemacht, daß er eine kurze Geschichte der Inquisition der eigentlichen Erzählung vorangehen, und ihr einige merkwürdige Proceſſe aus Llorente nachfolgen läſſet.

Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821.

Ueber den Zweck dieſer Uebersicht bedarf es nur einer kurzen Vorerinnerung. Es ſollen alle in das obgenannte Fach einſchlagende Schriften, ſo wie ſie in der Hauptſtadt des deutſchen Buchhandels ankommen, aufgeführet und mit wenigen Worten ihrem Inhalte und Werthe nach bezeichnet werden.*) Den in irgend einer Beziehung wichtigeren wird der Herr Redacteur, wie Ref. hoffet, eben ſo gefällig eine Anzeige und Beurtheilung unter den Recenſionen verſtatten,b) als er dieſe der Agape, den Beſchwerden der Weimar'ſchen Geiſtlichkeit, dem Protokoll der Provinzial-Synode in Wittenberg, Bretſchneider über die Unkirchlichkeit unſerer Zeit u. a. m. ſchon zugeſtanden hat. Die Bemerkung wird ſich den Leſern von ſelbſt aufdringen, daß die wiſſenſchaftliche Theologie nur ſparſam, die praktiſche dagegen reichlich bedacht wird. Wenn das leztere auch als erfreulicher Beweis gelten darf, daß die Beſchäftigung mit der Religion jezt wieder allgemeiner werde, ſo läßt ſich doch auch nicht verkennen, daß wir keine praktiſche Theologie ohne eine gelehrte haben können. Und wie viel iſt in dieſer aufzubauen und zu befeſtigen, da ſich die vergangene Zeit vorzüglich darin gefiel, niederzureißen, oder wo dieß nicht möglich war, wenigſtens zu erſchüttern.

Wiſſenſchaftliche Theologie.

Vermiſchte Schriften. Ref. freuet ſich ungemein, daß die kleinen akademiſchen Schriften eines Mannes geſammelt worden ſind, den er ſelbſt als ſeinen ehemaligen Lehrer verehret und nicht nur Deutſchland, ſondern auch das Ausland als einen der gründlichſten Exegeten und gelehrteſten Patriſtiker achtet, und der noch zu früh für die Wiſſenſchaft ſtarb. Es ſind erſchienen: D. Car. Aug. Theoph. Keilii, Theol. dogm. in acad. Lipsiensi nuper Prof. P. O. primar. etc., opuscula academica, ad N. T. interpretat. grammat. — historicam et theologiae christ. origines pertinentia. Collegit et edidit Joh. David Goldhorn, Th. D. ejusdemque Prof. der. et ad aedem Thom. Lips. Archidiac. Cum effigie auctoris. Lipsiae, impens. Barthii. XXXIV. et 858 (vielmehr 858 Seiten, da S. 83. wegen ſpäter aufgefundener Zuſätze zu der Abhandl. de regno Christi, mit römiſchen Ziffern beſonders gezählt, 31 Mal da iſt) pagg. oct. maj. (Preis 4 Thlr.) Für diejenigen, welche dieſes Werk in 2 Bänden zu haben wünſchen, ſind noch 2 beſondere Titel beygefügt, mit dem Zuſatze: Sectio prior, Hermeneutica u. Sectio poster., Historica. Die erſte Abtheilung (S. 1 —388.) enthält unter 13 Nummern alle Abhandlungen, welche ſich auf die, von dem Verewigten mit ſo vielem Fleiße und Scharfſinne ausgebildete, ſogenannte grammatiſch-hiſtoriſche Interpretation des N. T. beziehen, und umfaßt nicht nur die akademiſchen Programme und Diſputationen, ſondern auch eine Glückwünſchungs-Schrift an den verſtorbenen Rect. in Görlitz, Schwarz, vom J. 1780 (disseritur de modo, quo scriptores sacri in dogmatibus tradendis versantur), die Vorrede zu Stein's Schrift, über den Begriff und oberſten Grundſatz der hiſtoriſchen Interpretation, und einige Aufſätze, welche in den Analekten zuerſt erſchienen ſind. Die zweyte Abtheilung (S. 391 — 858) giebt die Abhandlung, de causis alieni Platonicorum recentiorum a religione christiana animi und die 22 Commentationen: de doctoribus vet. eccles. culpa corruptae per Platonicos sententias theologiae liberandis. Zur Empfehlung dieſer Sammlung ein Wort hinzuzufügen, würde beleidigend gegen den Verewigten und gegen das theologiſche Publikum ſeyn. Beſondern Dank verdient aber noch der Herausgeber für die Pietät und die Sorgfalt, mit welcher er ſich dieſer Arbeit, als dankbarer Schüler des Hrn. D. Keil, unterzogen hat. Die Vorrede enthält ſehr anziehende Bemerkungen über den Gang der Keil'ſchen Unterſuchungen und lehrreiche Winke über den jetzigen Stand der Theologie. Außerdem hat er überall die eigenhändigen Anmerkungen des Vfs. eingeſchaltet, hier und da aus den, erſt vor dem Tode vom Hrn. D. Keil neu ausgearbeiteten, Vorleſungen über die Dogmatik erläuternde Stellen beygefügt, die urſprünglich deutſch geſchriebenen Aufſätze in gut Latein zum Beſten der Ausländer übergetragen, die längern Abhandlungen in bequeme Abſchnitte eingetheilt und die nöthigen Einleitungen vorgeſezt. Möchte nur außer dem index locorum 55. auch ein Sachregiſter beygefügt ſeyn, das bey einem Werke von ſo umfaſſender und mannigfaltiger Gelehrſamkeit unentbehrlich iſt! Vielleicht iſt es noch Zeit, auch dafür zu ſorgen. Ein neues Verdienſt würde ſich Hr. D. G. erwerben, wenn er aus K's. Vorleſungen über Dogmatik und Dogmengeſchichte, welche an neuen und gründlichen Unterſuchungen ſo reich waren, das Wichtigere mittheilen wollte. Dieß würde um ſo dankbarer aufgenommen werden, da auch die Theologie jezt mit mancher Geſchichte beſchenkt wird, welche nicht aus den Quellen bearbeitet, ſondern ex ingenio gemacht iſt.

Bibliſche Literatur. Allgemeine hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in die ſämmtlichen kanoniſchen Bücher des Alten Teſtaments. Ein Handbuch für angehende Theologen. Leipzig, bey Steinacker und Wagner. 1821. IV u. 362 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Der unbekannte Verfaſſer hat ſich dieſe Arbeit,

---

a) Alſo keine „Meßüberſicht" keine Räſonnement über die Titel von Büchern, die der Verf. der Ueberſicht nie mit Augen geſehen hat, und welche theils noch gar nicht erſchienen ſind. M.

b) Wenn der Himmel Raum beſcheert, warum nicht? Nur möchten ſie alsdann hier, in der „Ueberſicht," übergangen werden, da auch dieſe ſchon Kritik giebt, u. deren Artikel in das allgem. Jahresregiſter kommen werden. M.

durch welche er jüngern Theologen nützlich werden und sie besonders vor den Verirrungen des Mysticismus bewahren wollte, in der That sehr leicht gemacht. Er nahm von Eichhorn's Einleitung in das A. T. B. 1. ganz und B. 2 bis 232 vor sich, schrieb entweder Wort für Wort ab oder zog den Inhalt kurz zusammen, fügte für die Anfänger wenige und unbedeutende Erläuterungen nebst einigen bio- und bibliographischen Nachrichten hinzu und änderte in Kleinigkeiten den Ausdruck und die Folge der abgehandelten Gegenstände. Dabey giebt er sich das Ansehen, als habe er selbst Alles untersucht. Das beyliegende Verzeichniß der Druckfehler füllt über drey Seiten.*) Selbst die in der Vorrede gerühmte Wohlfeilheit ist nur eingebildet, da der junge Theolog sich noch neben diesem ein anderes Werk anschaffen müßte, welches die Einleitung in die einzelnen Bücher des A. T. enthält.

Systematische Theologie. Kurzer Abriß der philosophischen Religionslehre von Dr. Heinrich Plank. Göttingen bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1821. X u. 218 S. gr. 8. (21 gr.) Diese Schrift ist zunächst für die Zuhörer des Vfs. bestimmt. Herr D. Pl. schickte bisher seinen Vorlesungen über biblische Theologie einen Abriß der philosophischen Religionslehre voraus, fand aber, daß ihm zu viel Zeit für die Hauptsache weggenommen wurde, und will daher, daß sich jene mit seinen Ansichten aus dem vorliegenden Werke bekannt machen sollen, da er besonders auch die biblischen Lehren des Christenthums nach demselben Fachwerke ordnet. Die Religion ist ihm im Anfange: Gefühl der Abhängigkeit von Gott, in der Vollendung: Eins seyn mit Gott im Erkennen, Empfinden und Wollen, und zerfällt in Theologie (S. 1—155.) und Anthropologie (S. 156—218). Nach Fries wird die Vernunft als das Vermögen der Ideen genommen, deren Realität durch die Beschränktheit unsrer Naturerkenntniß und die transcendentale Apperception verbürgt wird. Das Uebersinnliche läßt sich nicht positiv erkennen, sondern nur negativ, indem von demselben alle Formen der Naturerkenntniß entfernt werden. Daher läßt es sich auch nicht be- sondern nur in uns nachweisen. Von diesem Standpunkt aus werden nun die gewöhnlichen Beweise für das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, wie auch die gewöhnliche Eintheilung der göttlichen Eigenschaften und der Vorsehung verworfen, wie sie besonders Ammon in seiner Summa etc. aufgestellt hat. Herr D. Pl. bescheidet sich selbst in der Vorrede (S. VIII.), daß ihm keiner unsrer Theologen ganz unbeschränkten Beyfall geben werde, und wünscht, daß ihm die Lücken und Mängel in seiner Gedankenreihe nachgewiesen werden. Wahrscheinlich wird auch der Standpunkt selbst, von welchem er Alles zu übersehen glaubt, und die Art, wie er die Meinungen seiner Gegner aufgefaßt hat, streitig gemacht werden. — **Biblische Moral von D. Gottlieb Phil. Chstn. Kaiser,** ord. Prof. d. Th. in Erlangen. Erlangen bey Palm. 1821 XII und 210 S. gr. 8. (20 gr.); auch mit dem Titel: **Der biblischen Theologie von — zweyten Theils zweyter Abschnitt u. s. w.** Diese biblische Moral hat Herr D. K. zwar zunächst für seine Vorlesungen bestimmt; sie ist aber auch Predigern, Lehrern und gebildeten Christen, welche sich über den moralischen Inhalt der Bibel in der Kürze unterrichten wollen, angelegentlich zu empfehlen. Der Plan ist einfach und natürlich (allgemeine, besondere Moral, Ascetik), die Darstellung lichtvoll, erschöpfend und nicht mit zu vielen Abtheilungen überladen. Vorzüglich bewährt sich auch, daß dem Hrn. D. K. „das „in der Bibel (S. IV.) geoffenbarte Wort Eins und Alles „geworden sey." Zu billigen ist auch, daß auf die moralischen Begriffe und Handlungen der nicht christlichen Völker Rücksicht genommen ist, weil dadurch die biblische, insbesondere christliche Moral mehr hervorgehoben wird. Daß der Vf. seine Vorgänger, vorzüglich Ammon und Ständlin benuzt habe, bekennt er selbst dankbar in der Vorrede und hier und da in dem Texte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) c) Das ist überhaupt die Prunkseite von Deutschland. Es ist das Land der Druckfehler. M.

Adelsbalken.

Briefauszug. — „Im Dresdener lit. Merkur Nro. 34. „sind' ich erzählt, daß Wieland, seines abnehmenden „Gehörs wegen, einmal gewünscht habe, lediglich im Thea„ter adelig zu seyn, um einen Platz des Balkons besu„chen zu können, der nach einem alten Herkommen blos „für Adelige bestimmt gewesen sey. Ist denn „das wahr? und ist es noch so in dem hochgerühmten deut„schen Athen?" (Das wird am besten an der Kasse des dortigen Theaters zu erfahren seyn. Wahrscheinlich ist mir's nicht, weil, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, Nichtadelige an die Tafel des Hofes gezogen werden, selbst bey Anwesenheit fremder Fürsten. Hätte wirklich so ein altes Herkommen im Theater sich erhalten; nun, so wäre das ein kleiner Feudal-Splitter im Auge des geselligen Lebens, der nicht gerichtet werden muß von demjenigen Nächsten, welcher einen Adelsbalken im Auge hat.)

M.

Eingesandte Denkzweifel.

In Nro. 43. S. 170. Sp. 2. Z. 20. v. u. ist der „Rec. ermächtiget, den Herrn Minister von Thümmel als Verf. der Aphorismen öffentlich zu nen;" hoffentlich soll das nichts Schlimmeres heißen, als: zu nennen. (So ist's.) Ebendaselbst S. 171. Z. 18. v. u. läßt der Setzer den Herrn Dr. Ghotsky sagen: „der Geistes zwerg neuerer Zeit warf auch das (das Turnieren des Mittelalters) weg;" vermuthlich soll das heißen: Geistes zwang. (Nein, im Buche steht Geistes zwerg, und der Verf. scheint von der zwerghaften Verkrüppelung des Geistes zu reden, die eine Folge des Geistes zwanges ist.) D. Red.

Nro. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Juli 1821.

Endlich, endlich leb' ich wieder,
Dank seys deinem Unbestand;
Endlich sahn die Götter nieder
Auf die Qual, die ich empfand.
Abgeschüttelt ist, Gelinde,
Meine Fessel, meine Binde,
Frey der Geist, das Auge frey;
Und mein Glück nicht Phantasey.

Gotter nach Metastasio.

Das Pathen-Geschenk.

(Fortsetzung.)

„Ich gab dem Bedienten über die Balleinladung eine unbestimmte Antwort; denn ich war in der That nicht Willens, ihr zu folgen. Allein Grunds bestimmte Erklärung kränkte meinen Stolz zu bitter, als daß ich nicht den Versuch hätte machen sollen, ihm den Sieg zu entreißen."

„Zwey ganze Tage sah ich ihn nicht, und in diesem Zwischenraum wechselten die ungereimtesten und besten Entwürfe in meinem Gehirn ab. In jedem hellen Augenblicke sah ich mein Unrecht ein, und ich that Buße in meinem Herzen, allein wenn ich mich der Drohung erinnerte, die er deutlich ausgesprochen hatte, glüheten meine Wangen vor Zorn und Erbitterung; doch beschloß ich nachzugeben, insofern es geschehen konnte, ohne was ich Thörinn eine Demüthigung nannte; und um dem Schein zu entgehen, nahm ich mir vor, ihn erst noch mehr zu necken, besonders weil ich sein Ausbleiben als Trotz, oder wenigstens als einen Kunstgriff ansah, der mir Furcht einflößen sollte."

„Den Tag vor dem Balle besuchte er uns gegen Abend; ich hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, meiner Mutter zu erzählen, wie die Sache stand, und nach einer Vergleichung des Ranges ihres seligen Gemahls, mit dem seinen, fand sie: „daß man dem Herrn bey Zeiten solche Grillen abgewöhnen müsse." Es ist daher kein Wunder, daß Grund auf die erste Frage, die er mir that: „Gehst du auf den Ball? Amalie!" ein sehr rasches „Ja!" zur Antwort bekam. — Er erwiederte keine Sylbe, sondern sprach nur von gleichgültigen Sachen mit meiner Mutter, und nach einer Viertelstunde verließ er uns."

„Jezt ward mir zum Erstenmal recht im Ernst bang. Ich stand im Begriff, ihm nachzueilen, um mich in seine Arme zu werfen, wenn nicht eine Bemerkung der Mutter, die sein ruhiges Benehmen ärgerte, meinen Stolz aufs neue rege gemacht hätte; doch sah ich recht bald ein, daß die Reihe jezt an mir sey, nachzugeben; allein ich wollte und musste erst ein gutes Wort von ihm hören. — Ich zweifelte gar nicht daran, daß er sich noch einmal bey uns einfinden würde; ich versprach daher, auf dem Ball zu erscheinen, legte meinen Putz in Bereitschaft im Zimmer herum, und bestellte den Friseur. Ich wollte es noch bis aufs Aeusserste treiben; aber in dem Augenblick, wo man mir meldete, daß der Wagen vorgefahren sey, wollte ich Grund zärtlich umfassen, ihm meine Reue gestehen, und bey dem, der mich eingeladen hatte, eine Krankheit vorgeben."

„Indessen wurde ich schon unruhig, als ich von dem Bedienten, den ich mit meinem Versprechen, auf dem Ball zu erscheinen, hingeschickt hatte, erfuhr, daß er in demselben Hause Grund angetroffen habe, welcher jezt nothwendig in diesem späten Entschluß einen neuen Trotz erblicken musste; ja meine Unruhe ward zur Marter gesteigert, als er sich, bis zum folgenden Nachmittag, noch nicht bey uns eingefunden hatte. Ich verlor Muth und Lust meine Rolle fortzuspielen, und als der Friseur kam, ließ ich ihn bitten, in einer Stunde wieder zu kommen; endlich konnte ich es nicht

länger aushalten, und unter einem ziemlich schicklichen Vorwand sandte ich zu ihm nach einigen Büchern." — „Befindet sich das Fräulein vielleicht nicht wohl?" fragte er den Bedienten. — „Ich weiß es nicht," bekam er zur Antwort, „allein sie hat den Friseur weggeschickt!" — „Gut!" rief er, „ich werde hinkommen, so bald möglich, in einer Stunde bin ich da!" — „Kaum war mir diese Nachricht gebracht, als ich zu meiner Toilette eilte; meine Furcht war verschwunden, ich freute mich wieder meiner List. Zur bestimmten Zeit kam der Wagen. Meine Mutter empfing indessen meinen Ballbegleiter im Gesellschafts-Zimmer. — Eine Viertelstunde nachher ließ die Mutter mir sagen, daß sie Grund durch das Fenster bemerkt hatte. Sie wußte, daß ich ihn erwartete, ahnete aber meine Absicht nicht. Ich ließ die Kammerfrau schnell die Thür öffnen, die auf die Treppe führte, und stellte mich so, daß er mich sogleich in meinem ganzen Putz sehen mußte. — Grund kam die Treppe herauf; man hat mir nachher erzählt, daß der Anblick des Wagens vor dem Hause ihn schon stutzig gemacht hatte; als er aber mich erblickte, die lächelnd vor dem Spiegel stand, und nur nachlässig den Kopf drehete, als ich die Tritte des Kommenden hörte, stand er einen Augenblick still, sah mir fest ins Auge, verneigte sich tief, ging der Thüre vorbey, und die Treppe weiter herauf. Es wohnte im obern Stock eine Familie, die er mitunter besuchte."

„Stellen Sie sich mein Erschrecken vor, mir ward in der That übel; die Mutter, welche gleich gerufen wurde, flößte mir Muth und auch Zorn ein; und da sie nicht wußte, was zwischen Grund und mir denselben Tag vorgefallen war, erwähnte sie seiner nur in den bittersten Ausdrücken. — Ich wagte nicht ihr zu gestehen, daß es meine Absicht doch gewesen sey, zu Hause zu bleiben; und als die Zeit sich schon über eine Stunde verzogen, und er noch immer nicht zurück kam, als die schmeichelnden Ueberredungen meines Ballbegleiters, die mit Grunds letzten bestimmten Ton in so scharfem Widerspruch standen, mich bestürmten, als die Mutter meine Weigerung Kinderey und Furcht nannte, ward mein besseres Gefühl dadurch beschwichtigt, mein Stolz siegte, ich ging auf den Ball."

„Ich spreche Grund ganz frey. Er nahete mir mit dem Herzen voll Zärtlichkeit und Vergebung, ich gab ihm Ursache, mir alles Böse zuzutrauen."

„Den folgenden Tag ward mir ein Brief von ihm überreicht, worin er erklärte: daß nur die vollkommenste Ueberzeugung, daß er mich eben so wenig glücklich machen könne, wie ich ihn, ihn bewöge, die Verbindung zu lösen, in welcher er gehofft hätte, den Zweck seines Lebens zu erfüllen. Er erbat sich nur, daß er mein Bild behalten dürfe, das nie seinen Werth für ihn verlieren würde. — Die Erbitterung meiner Mutter über diesen Affront, wie sie es nannte, läßt sich nicht beschreiben, und anfangs steckte sie mich unglücklicherweise an. Ich schrieb ihm eine kalte trotzende Antwort, und forderte ihm mein Bild ab. — Er sandte es ohne Widerrede, und ohne ein weiteres Wort."

(Die Fortsetzung folgt.)

Vanderdecken's Botschaft in die Heimath, oder die Gewalt der Verwandtenliebe.

Unser Schiff hatte das Vorgebirg der guten Hoffnung, das es auf der Fahrt berührt, wieder verlassen, und schon verloren wir den Tafelberg aus dem Gesichte, als die See höchst unruhig ward, welche bekanntlich dort stürmischer ist, als in irgend einer andern Gegend des bekannten Oceans. Das Wetter war trübe und nebelicht geworden, und der Wind, welcher vorher frisch gewehet hatte, fiel jezt zuweilen ganz und gar, um sich mit erneuerter Stärke wieder zu erheben und eine Zeitlang mit Heftigkeit zu blasen, bis er aufs Neue fiel, als regiere ihn irgend eine trübe Laune. Furchtbare Wellen kamen von Südosten her. Unsere Segel schlugen gegen die Masten, und das Schiff schwankte von einer Seite auf die andere und bewegte sich nicht von der Stelle. Um zwey Uhr Nachmittags hatten wir einen Windstoß von Donner und Regen begleitet. Die Matrosen fiengen an, unruhig zu werden und blickten ängstlich vorwärts. Sie sagten, wir würden eine unangenehme Nacht haben, und es sey nicht der Mühe werth, sich niederzulegen. Während einer der Offiziere einen Sturm beschrieb, den er bey dem Cap Race in Neufoundland erlebt, wurden wir plötzlich Alle von einem wüthenden Windstoß rücklings zu Boden geworfen. Mit wenigen aufgerekten Segeln fuhren wir, bis es dunkel ward; dann aber hielt es der Kapitän am sichersten beyzulegen. Die Wache auf dem Verdecke bestand aus vier Mann, wovon einer an der Spitze aufpassen mußte, indem das trübe Wetter uns nur auf eine kleine Entfernung von den Schiffsenden zu blicken erlaubte. Dieser Mann, welcher sich Tom Willis nannte, ging öfters auf das Verdeck, als sehe er sich nach etwas um, und wenn ihm die Andern zuriefen, nach was er sich umsehe, gab er keine bestimmte Antwort. Sie traten daher zu ihm und schienen erstarrt, ohne Anfangs etwas zu sagen. Dann aber rief einer: „geh' Wilhelm, rufe die Wache!"

Die Matrosen, welche bereits in den Hangmatten schliefen, murrten über diesen unzeitigen Ruf, und verlangten zu wissen, was es auf dem Verdecke gebe. „Kommt und seht," erwiederte Tom Willis. „Was wir im Auge haben, ist nicht auf dem Verdecke, sondern vor dem Schiffe." Da sie dieß hörten, kamen sie eilig in den Hemdärmeln herauf, und als sie auf den Bogen kamen, hörten sie die Andern zischeln. — „Wo ist es? ich sehe es nicht," fragte der Eine;

worauf ein Anderer erwiedrte: „beym lezten Blitz sah ich es deutlich, es hatte nicht ein einziges Segel aufgerollt; wir aber, die seine Geschichte kennen, wissen, daß es mit allen seinen Segeln nie den Hafen erreichen wird.“ — Inzwischen hatte das Gerede der Seeleute einige der Passagiere auf's Verdeck gebracht. Sie sahen aber nichts, denn das Schiff war mit dichter Finsterniß und dem Geräusch der schlagenden Wellen umgeben, und die Seeleute wichen ihren Fragen aus. — Jezt kam auch der Schiffsprediger aufs Verdeck. Er war ein Mann von ernsthaftem und bescheidenem Anstand, und von den Seeleuten sehr geliebt, welche ihn den guten Georg nannten. Er hörte, wie einer der Matrosen einen andern fragte: „ob er je den Fliegenden Holländer zuvor gesehen, und ob ihm die Geschichte dieses Schiffes bekannt sey?“ Worauf dieser antwortete: „Ich habe gehört, daß es sich in diesen Meeren herum treibt. Was ist die Ursache, warum es niemals den Hafen erreicht?“ — Der Erste erwiederte: „die Ursachen, welche man davon angibt, sind mancherley; meine Nachricht davon indessen ist folgende: Es war ein Amsterdamer Schiff, welchen Hafen es vor 70 Jahren verließ. Der Name des Patrons war Vanderdecken. Er war ein tüchtiger Seefahrer, der dem Teufel selbst nichts nachgeben wollte. Die Matrosen unter ihm hatten sich indessen nicht über ihn zu beklagen; obgleich niemand weiß, wie es jezt an ihrem Bord stehen mag. Man erzählt, daß, als sie um das Vorgebirg herum fuhren, sie einen ganzen langen Tag vergebens versuchten, in die Tafelbay einzulaufen, welche wir diesen Morgen sahen. Der Wind aber war ihnen entgegen, und Vanderdecken ging, den Wind verwünschend, auf dem Verdecke umher. Beym Sonnenuntergang sprach ein Schiff mit ihm und fragte, ob er nicht diese Nacht noch in die Bucht einzulaufen gedenke. Vanderdecken erwiederte: „Möge ich ewig verdammt seyn, wenn ich es thue, und sollte ich bis zum jüngsten Tag hier herumfahren! „Und gewiß ists, daß er nie in die Bucht kam; denn es wird allgemein geglaubt, daß er noch immer in diesen Seen umher treibt, und es wohl noch lang genug thun wird. Man sieht dieses Schiff nie, ausgenommen in stürmischem Wetter.“ — Worauf ein Anderer sagte: „Wir müssen ihm aus dem Wege fahren. Man sagt, der Kapitain schicke, wenn ihm ein Schiff zu Gesichte kommt, eines seiner Böte ab, und suche auf jede mögliche Weise Briefe in dasselbe zu bringen, aber es bringt denen nichts Gutes, die irgend etwas mit ihm zu schaffen haben.“ — Tom Willis versezte darauf, „wir haben jezt eine solche See zwischen uns, daß wir von einem solchen Besuch nichts zu befürchten haben.“ — „Darauf dürfen wir uns nicht verlassen,“ sagte ein anderer, „wenn Vanderdecken seine Leute ausschickt.“ — Einiges von dieser Unterredung war den Passagieren zu Ohren gekommen und verursachte ihnen große Unruhe. Inzwischen konnte man das Geräusch der schlagenden Wellen kaum von dem fernen Donner unterscheiden. Der Wind hatte das Licht ausgelöscht, welches beym Kompaß brannte, und niemand wußte, nach welcher Richtung der Schiffsschnabel lag. Die Passagiere fürchteten sich eine Frage zu thun, weil sie nicht mehr zu wissen verlangten, als was ihnen bereits die Haare zu Berge trieb. Denn während sie ihre Unruhe dem Zustande des Wetters zuschrieben, sah man doch deutlich genug, daß ihre Furcht auch von einer Ursache herrührte, welche sie nicht bekennen wollten. — Als die Lampe beym Kompaß wieder angezündet war, bemerkte man, daß das Schiff mehr nach der Richtung des Windes lag, als es vorher gethan, und die Passagiere wurden etwas munterer.

(Die Fortsetzung folgt.

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

(Fortsetzung.)

Am Ostersonntage wurde S. Carlo unter Illumination mit Rossini's höchst werthlosem Torvaldo o Dorliska und dem großen Ballete Gl' Inca von Henry eröffnet. Die Oper blieb, ein neues Duett zwischen Colbran und Nozzari abgerechnet, ohne allen Beyfall, obgleich das sehr glücklich gearbeitete Quartett Anerkennung verdient hätte. Im Duett gefiel eigentlich nur die Stretta: Tanto il Patto a danni miei congiurato non credei, deren gut erfundenes, obgleich sehr einfaches Motiv durch das wohlberechnete Wachsen und Abnehmen der Pizzikato-Begleitung der Violinen gehoben, jeden Abend zum Elektrophor der lauten Freude wurde. Indeß dünkt mich, daß die vier und mehrmalige Wiederholung dieses Motives durch einige Monotonie den Eindruck schwäche; diese Monotonie könnte vielleicht durch beyden lezten Wiederholungen angebrachte kürzere Sektionen (wie ich es in einem für die Allgemeine Musikalische Zeitung in Leipzig aufgeführten Beyspiele Behufs der Musikliebhaber versucht habe) unbeschadet der korrespondirenden Akkordenfolge um so mehr gehoben werde, als durch den naturgemäßen raschern Ausdruck bey tormento der Wahrheit mehr gehuldiget seyn dürfte. Auf den Werth der vortragenden Sänger werde ich später zurückkommen. Das Ballet hatte wenig oder nichts Auszeichnenswerthes, obgleich Tänzer vom ersten Range, wie Henry, Vestris und Frau, Taglioni, und die klassische Mimikerin Le Gros in einzelnen Momenten Beyfall erregten. Die neue Musik von Carlini, geschmacklos und ohne Erfindung, verdient keine nähere Erwähnung. Nach den vier ersten Vorstellungen trat eine Pause von funfzehn Tagen ein, während welcher wegen des eingetretenen Festes des heiligen Januarius alle öffentliche Schauspiele nach alter Sitte verboten waren. Nachher wurde S. Carlo, und zwar am Einzugstage des Königs, bey reicher Beleuchtung mit der Donna Selvaggia von Coccia eröffnet: Diese Oper, ein Aggregat

von eigenen und fremden Reminiszenzen, wurde hier ziemlich mechanisch abgefertiget; sie blieb daher ohne Beyfall, ungeachtet der wackere Galli, die vielversprechende Corelli nebst Rabini an der Spitze standen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

In einer, in den drey ersten Heften der Biblioteca Italiana vom Jahr 1821 enthaltenen, interessanten und reichhaltigen Uebersicht desjenigen, was im Laufe des lezt abgewichenen Jahres im Felde der italienischen Kunst und Literatur geleistet worden, hatte sich der Verfasser, Hr. Dr. Acerbi, da, wo von demjenigen die Rede ist, was in dem erwähnten Zeitraume, theils von fürstlichen Personen, theils von Partikularen oder auch von Seite einzelner Städte geschehen sey, um das Andenken verstorbener Italiener von hohem Rufe zu ehren, klagend darüber vernehmen lassen, daß Mailand noch nichts gethan habe, um das Gedächtniß ihres Appiani zu feyern und zu bewahren. „Mailand allein — heißt es in jenem Berichte — welches noch vor kurzer Zeit einem Bossi, Perego und Montegia Denkmäler errichtet hat, läßt gleichwol das Andenken des großen Künstlers seines Jahrhunderts, eines Fresko-Malers, der seit Raphael kaum seinesgleichen gefunden hat, in Vergessenheit gerathen. Der gelehrte Reisende, der mit erstauntem Blicke die Hoffäle, denen, die des Vatikans ausgenommen, keine andern an die Seite zu setzen sind, mit ihren Wundern in Augenschein nimmt, sieht sich vergeblich nach einem Brustbilde oder Basrelief um, das ihm die Gesichtszüge desjenigen vergegenwärtigte, dessen Pinsel alle diese Wunder geschaffen hat." Ueber diese Verunglimpfung der lombardischen Hauptstadt liegen in Nro. CXXII. der mailändischen Appendice critico letteraria vom 2. Mai die Herren Verri, Tordora, Polbi Pezzolli d'Albertone und Somaglia, Namens einer Commissione delegata per l'erezione del monumento alla memoria del su Cavaliere Appiani, welche schon seit dem 6. Juni 1819 bestanden hat, und von dem General-Kongresse der Interessenten bevollmächtigt ist, zur Errichtung eines Monumentes für den Ritter Andreas Appiani die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, ihr Befremden zu Tage, und können es gar nicht begreifen, wie Hr. Acerbi in der erwähnten Berichterstattung es habe ignoriren können, daß sich seit geraumer Zeit eine ansehnliche Gesellschaft mit Anordnung eines würdigen Denkmales für jenen berühmten Verstorbenen beschäftige, daß durch besondere Vergünstigung von Seite der Regierung bereits ein eignes Lokal dazu angewiesen sey, daß aber eine unvorgesehene Folge ansehnlicher Kommissionen, Reisen und Unfälle, die sich in seiner Werkstätte ereignet, den mit Fertigung jenes Monumentes beauftragten, berühmten Künstler gehindert haben, mit der gewünschten Beförderung Hand an das Werk zu legen. Dieß alles, meinten die Beauftragten, hätte Hr. Acerbi um so eher wissen sollen, da er zu Mailand selbst schreibe und wohnhaft sey. Als Belege, daß sie nicht blos mit Worten, sondern thätlich in dieser Angelegenheit gehandelt, theilt die Kommission einen vom 21. April dieses Jahres von Rom aus datirten Brief des Hrn. Thorwaldsen mit, worin dieser den Hrn. Kommittirten meldet, daß er ihr gefälliges Schreiben vom 7. Februar dankbar erhalten habe, daß das zur Verewigung des Andenkens der unsterblichen Appiani bestimmte Basrelief, so wie er es versprochen und auch zu halten gesinnt sey, nun unverzüglich in Arbeit werde genommen werden, was schon früher geschehen seyn würde, wenn ihn nicht ein widriges Ereigniß in seiner Werkstätte auf eine Zeitlang des erforderlichen Platzes beraubt hätte, und daß er endlich die eintausend Scudi, welche die Kommission ihm, in Folge des abgeschlossenen Kontraktes, als erste Zahlung an die ihm gebührende Summe übermacht, richtig erhalten habe. Diesem allen entgegen behauptet nun hinwieder der Redakteur der Biblioteca Italiana, er habe, abgesehen davon, daß trotz der längst ernannten Kommission der Reisende sich zu Mailand nach wie vor umsonst nach etwas umsehe, das Appianis Gedächtniß zu bewahren bestimmt sey, seinen Bericht über das Jahr 1820 im Jenner dieses Jahrs geschrieben und folglich nicht wissen können, was die Hrn. Kommittirten unterm 7. Februar nach Rom zu schreiben gedachten. Uebrigens scheinen diese von der Sache auch selbst nicht viel Näheres gewusst zu haben, und daß Hr. Thorwaldsen erst unterm 17. April den Empfang des ihm unterm 7. Febr. zugegangenen Wechsels von 1000 Scudi bescheinige, habe ihnen wohl selbst, wenn sie aufrichtig genug seyn wollten, es einzugestehen, rücksichtlich auf seinen Entschluß Besorgnisse erwecken müssen. Mit der öffentlichen Bekanntmachung von Hrn. Thorwaldsens Zuschrift haben sie zwar freylich dem Publikum eine große Freude gemacht; aber dadurch zugleich auch ein Geheimniß geoffenbart, das füglicher unenthüllt geblieben wäre, nämlich, daß eine im Juni 1819 niedergesezte Kommission es bis und mit dem 17. April 1821 nicht gewusst habe, ob Hr. Thorwaldsen die Fertigung des in Frage stehenden Basreliefs definitiv übernommen habe. Neben dem gehe aus dem Schreiben des Künstlers auch noch das hervor, daß die Kommission vermuthlich bis auf die gegenwärtige Stunde noch nicht wisse, wie das Appianische Denkmal gestaltet, welches der Gedanke des Basreliefs sey, noch auch wann und wie solches an Ort und Stelle werde hingesezt werden, u. s. w. Auf jeden Fall dürfte diese Fehde dazu dienen, die Kommission in Thätigkeit zu erhalten und sie vermögen, die Vollendung dieses der Stadt Mailand zur Ehre gereichenden Werkes, so viel an ihr steht, zu betreiben. — Der Gelehrte, Hr. Brocchi, welcher seit geraumer Zeit seine Reisen durch Sizilien und seine Beobachtungen über dieses Land fortsezt, hat sich etwas länger in der Nähe von Catanea bey den vier Klippen verweilt, welche heut zu Tage Paraglioni heißen, im Alterthum aber unter dem Namen der Felsenklippen der Cyclopen bekannt gewesen sind. Zufolge dem Scholiasten Eustathius war man in der Meinung gestanden, jene Riesen, deren Häuptling Polyphem war, hätten die Landschaft von Lentini und den Berg Aetna als ihre Wohnsize inne gehabt, und der Scholiast beifalls mit Homer dieselben Ansichten gehegt. Hinwieder glaubt nun Hr. Brocchi, was der unsterbliche Dichter von den Cyclopen und von Ulysses vernehmen lasse, passe ganz und gar nicht auf die Aeußerungen des Eustatius und seiner Kommentatoren. Ihm kommt es wahrscheinlicher vor, eben jene Paraglioni seyen, wie solches schon Plinius gedeutet, der eigentliche Aufenthalt der Cyclopen gewesen. Er selbst liefert dann eine neue und mehr als alle frühere ins Umständliche gehende Beschreibung jener berühmten Felsengegend. Einen sich daselbst vorfindenden, sich in eine Breite von zwey Meilen dehnende Felsenhügel hat er einer genauern Untersuchung unterworfen. Auf einem in der Nähe liegenden Felde hat er die Atropa mandragora gefunden, von welcher Pflanze er glaubt, daß sie im südlichen Italien zu Hause sey. In den Lavaströmen, die sich senkrecht ins Meer hinabgossen, haben sich Höhlen von großem Umfange gebildet, die dem Naturforscher zu sinnreichen Bemerkungen Stoff geben. Hier und da tragen die Lavamassen Spuren eines sehr hohen Alterthums an sich. Zumal die Cyclopen-Inseln geben Stoff zu sehr merkwürdigen Beobachtungen, hauptsächlich in Bezug auf das erstaunenswürdige Alter, worauf die in der Nähe von Acis zusammen gehäuften Laven schließen lassen.

Nro. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Juli 1821.

Drey Wesen sind vom Ew'gen selbst
In diese Sterblichkeit gesezt: der König
Auf seinem Thron, der Priester am Altar,
Der Vater in dem Hause. Diese stellen
Die hohe Drey des Himmels, des Gesezes,
Der Menschlichkeit uns dar. —

Raupach.

Bruchstück

aus einer Ode von Wiennet. Dem Kaiser von Rußland zugeeignet.

Beginne, Sohn der Czaaren! Beyspiel wird dein Thun!
Gedenk', an dir hängt hoffend jedes Auge nun!
Vergiß nicht, daß du sterblich, daß, des Thrones baar,
Des Scepters, deiner Heere und der Schmeichlerschaar,
Die Nachwelt einst dich sieht im Spiegel der Geschichte,
Und daß sie strenggerecht nach deinem Thun dich richte.
Wie groß auch deine Macht, wie fest dein Heil begründet,
Der Zukunft bleibst du, unentrinnbar, doch verbündet.

Dem Herrscher wehe, wehe, der sie stolz verachtet,
Die unbestochnen Augs auf seine Thaten achtet.
Wenn man der Menschheit Schrecken ihn und Geissel nannte,
Dann sezt sich auf sein Grabmal Fluch und ew'ge Schande;
Sein Thun erzählen schaudernd Enkeln Enkel nach,
Und seinem Namen wird die Ewigkeit zur Schmach.
Der König aber, der sie ehrt, um dessen Leiche
Die Völker weinend stehn, der Vater war dem Reiche,
Der hat als Vorbild Erdenmächtigen gelebt,
Mit ew'ger Palme hat die Kunst sein Haupt umwebt,
Das Grab hat sich als Himmelspforte ihm erschlossen,
Und Menschen-Dank gibt ihn den Göttern zum Genossen.

Ador.

Das Pathen-Geschenk.

(Fortsezung.)

Hier schwieg die Tante einige Augenblicke, ich war bewegt; aus dem lezten Auftritt, den sie mir erzählte, ging es hervor, daß wohl auch einige Fehler auf der Seite meines Freundes gewesen wären, allein dadurch, daß sie sich alles Unrecht tief bereuend zueignete, war ich von der völligen Herstellung ihrer besseren Seele überzeugt; nun ward es mir klar, warum Grund im Anfang unserer Bekanntschaft mir so viele Güte erzeigt, warum er soviel nach meiner Familie gefragt hatte, und Alles wohl erwogen, gab mir die geheime Ueberzeugung, daß die Tante ihm noch nicht gleichgültig geworden war. In diesem Augenblick empfand ich ein frohes Gefühl meiner eigenen Wichtigkeit.

„Wie soll ich Ihnen," nahm sie wieder das Wort, „den Uebergang von dem, was ich war, zu dem gegenwärtigen Zustand meines Wesens beschreiben. Ich vermag es nicht, ich fühle aber, daß ich nicht dieselbe sey. In den nächstfolgenden Jahren suchte ich dadurch mein Gewissen zu beschwichtigen, daß ich die ganze Schuld auf ihn schob. Mit stummer Befriedigung folgte meine Seele dem Strome von Bitterkeiten, den die Mutter, wenn die Rede von ihm war, immer über ihn ergoß; und in meiner Thorheit beschloß ich, um mich zu rächen, den ersten den besten zu heirathen. Allein — zu meinem Glücke — kein einziger nahete sich mir mehr in dieser Absicht. Ach! ich würde auch jeden Mann unglücklich gemacht haben! Die Leere, die sich nach und nach meines gebrochenen Herzens bemächtigte, die Zeit, Bücher, eine gebildete Unglücksgefährtinn, und ein unvermuthetes, Dank sey dem Himmel, nur kurzes Zusammentreffen mit Grund, vor sieben Jahren, bewirkte die völlige Herstellung meines besseren Ichs. Er verließ das Zimmer,

wenige Minuten nachdem ich hereingetreten war. Ich erkannte ihn nicht einmal eher, als sein Name genannt wurde. Großer Gott! Wie war er verändert! Ich brauche nicht mehr zu sagen, Sie kennen ihn ja!"

„Ich kam zu Hause, den Busen voll schwerer Vorwürfe, von denen ich noch in dieser Stunde schmerzliche Spuren fühle, und ich beschwur die Mutter bey dem Heiligsten, nie mehr meiner vormaligen Verhältnisse zu ihm zu erwähnen; allein in der Stille habe ich mich genau nach dem Leben erkundigt, das er seit der Zeit geführt hat. Gott! jede Nachricht hat mein Herz durchbohrt. Er wurde kurz nach unsrer Trennung von einer Gemüthsschwäche befallen, woraus er zwar den Verstand gerettet hat, allein seine Seelen-Kräfte sind schlaff geworden; sein heiteres Gemüth, seine kühnen Entwürfe, die Kraft, diese durchzusetzen, sind auf immer dahin. Er hofft nichts mehr, und nichts erregt sein Streben. Ich habe den Staat um einen guten Bürger gebracht, einen edeln Mann um sein irdisches Glück, und mich selbst! O! daß ich es sagen muß — um meine ewige Ruhe. — Ich erfuhr, daß er krank wäre. Er ist es noch, und ich kann nicht einmal Sorge für ihn tragen, darf ihm nicht durch theilnehmenden Trost und weibliche Pflege einige Linderung bringen. Ich habe bisher nicht einmal gewagt, mich nach seinem Zustand zu erkundigen, erst jezt in diesem Augenblick, wenn Sie nicht die Freundschaft, die Sie mir vor Kurzem zugesagt haben, mir nun wieder entziehen: Wie befindet er sich?"

Ich weiß selbst nicht, was ich erwiederte; ich merkte nur, daß mir die Thränen in den Augen standen, wir schwiegen Beyde ein Zeitlang; endlich nahm sie wieder das Wort: „Jezt kennen Sie mich ganz. Ich läugne nicht, daß meine Gedanken, besonders seit ich ihn krank weiß, immer mit ihm beschäftigt sind; eben seine Krankheit hat mich tief empfinden lassen, daß ich durch Anwendung der Kräfte, die mir die Natur gegeben, in weiblicher Sorgfalt, in tröstendem Wohlwollen, vielleicht doch nicht als ein ganz unnützes Geschöpf über die Erde gehen würde; und jene Anzeige, die unser gegenwärtiges Zusammentreffen veranlaßt hat, schien mir eine Gelegenheit darzubieten, gegen andere dieß Vorhaben auszuüben, weil ich für ihn doch nichts thun darf. — Was rathen Sie mir?"

Ich hatte schon meinen Plan, doch nicht ganz entwickelt, im Kopfe; jedoch verbarg ich ihn sorgfältig; ich bestärkte sie nur in ihrem Vorhaben, und redete mit ihr ab, daß ich mich den folgenden Abend statt ihrer einfinden sollte, weil nun doch die Absicht ihres Hierseyns diesen Abend vereitelt war. Es gelang mir, ihre Bedenklichkeiten zu beseitigen, und ich versicherte sie — ich konnte es ja mit Gewißheit thun — daß meine Dazwischenkunft die Sache glücklich beendigen würde. Sie vertraute meiner Vorsicht und meinem Zartgefühl, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, sie nicht zu nennen. Ich begleitete sie zu Hause.

Frohe Empfindungen erfüllten meine Brust, als ich mich wieder zu dem alten Freunde begab. Das Geschick hatte mich auch zu dem einzigen Vertrauten der Tante gemacht. — Die Hände von beyden lagen in der meinen; und doch durfte ich sie nicht gleich zusammen fügen. — Ich wollte ja auch, daß sie mich segnen sollten. —

Es schien, als hätte mich Grund mit noch größerer Unruhe als den Morgen vorher erwartet; das ängstliche Stillschweigen, womit er mich empfing, gab mir zu erkennen, daß ihm die Sache immer wichtiger wurde. Mein Bericht war, wie begreiflich, nicht ganz getreu, doch fügte ich keinen einzigen Umstand hinzu, ich ließ nur weg, was ihn unfehlbar an die Tante hätte erinnern müssen. — Meine Erzählung machte ihn tiefsinnig, ergriff ihn aber nicht, wie ich doch vermuthet hatte. „Ja! so geht's in der Welt," war Alles, was er sagte. — „Mit ihr," fügte er nach kurzem Andenken hinzu, „glaube ich wohl, daß ich zufrieden leben kann, wenn ihre Reue anders aufrichtig ist! Wer ist sie?"

Ich erwiederte, daß Namen und Stand, an denen ihm doch wenig liege, ein Geheimniß bleiben müsste, bis sie sich gesprochen hätten; und ich schlug ihm eine Zusammenkunft vor, worin beyde, mit ihren äußern Verhältnissen ganz unbekannt, sich über das, was sie näher anging, erklären sollten. Er willigte, nachdem einige kleine Bedenklichkeiten beseitigt waren, ein; doch musste ich ihm erst versprechen, daß auch sie nicht erfahren sollte, wer er sey. — Ach! sie durfte es ja auch noch nicht ahnen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Vanderdecken's Botschaft in die Heimath, oder die Gewalt der Verwandtenliebe.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte weder der Sturm noch der Donner nachgelassen, und bald zeigte uns ein Blitzstrahl die bewegten Wellen um uns her, und in der Ferne den Fliegenden Holländer, welcher mit allen Segeln wüthend vom Sturme getrieben die Wogen durchschoß. Wir sahen dieses Schauspiel nur einen Augenblick lang, aber es war genug, um den Reisenden alle Zweifel zu benehmen. Einer der Matrosen rief, „dort fliegt er hin mit gespanntem Segeln." — Der Prediger hatte sein Gebetbuch heraufgebracht, damit er etwas daraus schöpfen möge, die verzagenden Gemüther zu stärken. Demnach nahm er seinen Sitz bey dem Kompaß, so daß das Licht auf die weissen Blätter des Buches fiel, und las mit feyerlicher Stimme das Gebet für die, so sich in Sturmesnoth befinden, vor. Die Matrosen standen mit gefalteten Armen um ihn her, und ihre Blicke zeigten, daß sie keine große Wirkung davon erwarteten. Wenigstens aber diente es doch dazu, die Aufmerksamkeit derer, welche sich auf dem Verdecke befanden, eine Zeitlang fest zu halten.

Inzwischen zeigten die abnehmenden Blitze nur noch die sich um das Schiff her thürmenden Wogen. Die Matrosen aber schienen doch noch zu glauben, daß das Schlimmste nicht vorüber sey, vertrauten aber ihre Bemerkungen und Ahnungen blos ihrem eigenen Zirkel. — Um diese Zeit kam der Kapitain, welcher bis jezt in seinem Bette geblieben war, aufs Verdeck, und fragte mit scherzender Miene, was sie Alle so bestürzt mache. Das Wetter, sagte er, sey im Abnehmen, und er wunderte sich, daß seine Leute über so ein bischen Wind ein solches Aufheben machen könnten. Als man des Fliegenden Holländers erwähnte, lachte er und sagte: „er möchte gern ein Schiff sehen, das in einer solchen Nacht Topsegel führte." Der Prediger faßte ihn bey einem Knopfe und führte ihn auf die Seite, wo er ihm ernstlich zuzureden schien. — Während sie mit einander gingen, hörte man den Kapitain ausrufen: „laßt uns auf unser eigenes Schiff Acht geben und uns nicht um dergleichen Dinge bekümmern;" mit diesem Entschluß sandte er einen Mann den Mast hinauf, um nach einer der Stangen zu sehen, welche sich mit großem Geräusch gegen den Mast rieb. — Es war Tom Willis, welchem dieses Geschäft wurde; als er wieder herabkam, sagte er, Alles sey fest, und er hoffe, es würde sich bald aufhellen; und daß sie nichts mehr von dem sehen möchten, was sie am meisten fürchteten. — Der Kapitain und einer der Offiziere lachten laut miteinander, worauf der Geistliche sagte, es würde besser seyn, diese unzeitige Lustigkeit zu unterdrücken. Der zweyte Offizier, ein Schottländer Namens Duncan Saunderson, welcher zu Aberdeen studiert hatte, hielt sich für zu weise, um den Matrosen zu glauben, und schlug sich gleichfalls zum Kapitain. Er rieth Tom Willis, seiner Großmutter Brille zu borgen, wenn er wieder ans Auspassen käme. Tom wandte sich ärgerlich hinweg und murmelte, er wolle doch seinen eigenen Augen bis am Morgen trauen, und stellte sich aufs neue auf den Schiffsrand, wo er mit der größten Aufmerksamkeit hinaus zu sehen schien. Nach und nach verloren sich jezt die Stimmen, denn die Meisten hatten sich wieder in die Hangmatten begeben, und wir hörten nichts mehr als das Peitschen der Taue gegen die Masten und das Brechen der Wellen gegen den Schnabel, so wie das Schiff sich wandte. — Nach einer geraumen Pause aber fing es aufs Neue zu blitzen an, und Tom Willis rief auf einmal: „da ist Vanderdecken wieder! Sie lassen eben ein Boot herab." — Alle, die sich auf dem Verdeck befanden, liefen zu Tom. Der nächste Blitzstrahl beleuchtete in weiter Ferne das wüthende Meer, und zeigte uns nicht nur in der Entfernung den Fliegenden Holländer, sondern auch ein Boot mit vier Männern, welches von demselben herkam. Das Boot war nicht über 200 Klafter von unserm Schiff entfernt. — Der Mann, welcher es zuerst gesehen hatte, lief zum Kapitain und fragte, ob sie es anrufen sollten oder nicht. Der Kapitain, welcher in großer Bewegung auf und abging, antwortete nicht. Ein Offizier rief: „wer wirft diesem Boote ein Tau zu?" Die Seeleute aber sahen sich einander an, ohne etwas zu thun. Das Boot war jezt bis nahe an die Ketten gekommen, als Tom Willis ausrief: „Was wollt ihr? oder was für ein Teufel hat euch in diesem Wetter hierher geblasen." Eine gellende Stimme vom Boote erwiederte auf Englisch: „Wir wünschen mit eurem Kapitain zu sprechen." Der Kapitain aber schwieg still, und aus Vanderdeckens Boot, das inzwischen bey dem Schiff angelegt hatte, kam ein Mann aufs Verdeck. Er hatte das Ansehen von einem müden, vom Wetter hart mitgenommenen Matrosen, und hielt einige Briefe in der Hand. — Unsere Matrosen zogen sich von ihm hinweg. Der Geistliche aber trat mit festen Blicken auf ihn zu und fragte: „Was ist der Zweck eures Besuches?" — Der Fremdling erwiederte: „Wir sind schon lange hier von widrigem Wetter festgehalten worden, und Vanderdecken wünscht diese Briefe an seine Freunde nach Europa zu schicken." — Jezt trat unser Kapitain hervor und sagte mit aller Entschlossenheit, die er zusammenzubringen vermochte: „Ich wollte Vanderdecken gebe seine Briefe lieber irgend einem andern Schiffe als dem meinigen." — Der Fremde erwiederte: „Wir haben manches Schiff ersucht, aber die meisten wollen unsere Briefe nicht annehmen." — Worauf Tom Willis murmelte: „Es wird am besten für uns seyn, wenn wir es auch so machen, denn man sagt, es sey zuweilen ein senkendes Gewicht in eueren Papieren." — Der Fremde, ohne ihm zu antworten, fragte wo wir her seyen. Als man ihm erwiederte, wir seyen von Portsmouth, jammerte er: „Wollte Gott, ihr wäret von Amsterdam. O, könnten wir es doch wiedersehen! — Wir müssen unsere Freunde wiedersehen." Als er diese Worte sprach, schrien die Männer, welche unten im Boot geblieben waren, mit durchdringender Stimme, indem sie die Hände rangen, auf Holländisch: „O, könnten wir es doch wiedersehen! Wir haben schon lange hier herumgetrieben; aber wir müssen unsere Freunde wiedersehen!" — Der Kaplan fragte den Fremden, wie lange sie zur See gewesen? — „Wir haben unsere Rechnung verloren, denn unser Kalender wurde vom Winde hinweggeführt. Unser Schiff ist, wie ihr sehet, noch immer hier, warum also fragt ihr, wie lange wir zur See gewesen. — Vanderdecken wünscht nur nach Hause zu schreiben, um die Seinigen zu beruhigen." — Worauf der Geistliche erwiederte: „Eure Briefe, fürchte ich, dürften in Amsterdam nichts nützen, selbst wenn sie dort abgeliefert würden; denn die Leute, an die sie gerichtet, sind wahrscheinlich nicht mehr dort zu finden, es sey denn unter uraltem grünen Rasen auf dem Kirchhof." —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London im Juni.

Die empörenden Nachrichten, welche in den lezten Jahren über den Gebrauch der indischen Weiber, sich ein Grab ihrer Männer zu verbrennen, eingelaufen sind, scheinen das Gefühl

ihrer englischen Volksvertreter: daß es entehrend sey, unter der Herrschaft ihrer Nation diese fanatischen Morde fortwährend vervielfältigt zu sehen, endlich aufgeregt zu haben. Ein Herr Burton kündigte im Unterhause am ersten Juni eine Motion für den 14ten an, in welcher er um eine Abschrift der zwischen der Regierung und der ostindischen Gesellschaft über diesen Gegenstand statt gefundenen Korrespondenz ersuchen will. Ganz neuerlich meldete ein Missionär aus Calcutta, daß im Jahre 1817 siebenhundert und sechs Wittwen ihren Gatten im Tod gefolgt wären. Ohne Zweifel wird Hrn. Burtons Motion die Aufmerksamkeit des denkenden Publikums auf diesen Gegenstand lenken. — Wenn wir mit Grausen sehen, wie in Indien der Fanatismus in einem Jahre mehr wie siebenhundert Schlachtopfer empfing, so muß die kleinere oder größere Zahl derer, welche in England fehlerhaften Gesetzen geschlachtet werden, das Gefühl noch viel mehr empören. Wir deuten auf die Strafe, welche auf die Fabrikation falscher Banknoten gesezt ist. Das Wehe, das der Verbrecher billig auf sich zieht, schließt den langen Weheruf, welcher die trift, die von Maßregel zu Maßregel die unnatürliche Kluft zwischen Reichen und Armen eröffnet haben. Die stets erneuten Hinrichtungen dieser Gattung von Verbrechern sind oft von den herzzerreißendsten Auftritten begleitet. Am ersten Juni wurden vor Warwick Gefängniß drey Banknoten-Verfälscher gehangen. Den Abend vorher hatte man ihren Gattinnen und Kindern erlaubt, Abschied von ihnen zu nehmen; sie waren alle drey verheyrathet; die Unglücklichen sahen funfzehn Kinder um sich her, von denen keines über acht Jahr alt war. Der Anblick war herzzerreißend! Wie sie zur Gerichtsstätte kamen, bat Watkins, der eine von ihnen, man möchte ihm vergönnen, das furchtbare Zeichen mit einem Schnupftuche geben zu dürfen; man gestattete es ihm, der Strick lag um den Hals der Armen, die Gebete waren beendigt, nur Watkins betete fort und erklärte endlich: „er könne nicht sterben." — Seine Leidensgefährten drangen in ihn, ihre Qual zu enden; allein er hielt fortwährend das schicksalsvolle Tuch in der Hand. Endlich entriß es ihm einer der Mitgerichteten und rief: „wir leben wie Männer, laßt uns auch also sterben!" und warf das Zeichen von sich, worauf nach einigen Minuten ihr Leben dahin war. Welch eine furchtbare Nothwendigkeit ist ein solches Gericht, wenn Nothwendigkeit es erheischt! — Der Denker steht in bangem Schweigen vor diesen Rebellionen in des Menschen Geist; der Fromme glaubt — sonst müßte er verzweifeln. —

Ein Amerikaner, Hr. John Kentuky, welcher vor Kurzem über England schrieb, hat die Britten mit mancher seiner Bemerkungen nicht wenig geärgert. Dahin gehört besonders die, ihre angeborne Loyauté angehend. Ich bin weder ein Engländer noch ein Amerikaner, leider jezt eine Art Weltbürger, und betrachte die Dinge als rein historische Thatsache; ohne allen Vorwurf muß ich da Hrn. Kentukys Bemerkung beystimmen. Die freywillige Bewunderung der Vornehmen, das willige Beugen vor denselben, drückt sich in manchem Gebrauch aus. Man bemerke nur den Artikel Mirror of Fashion (Modespiegel) in dem Morning Chronicle, und ähnliche Anzeigen in andern Blättern. — Nur Schneider und der Hofzirkel sollten diese Berichte ohne Ekel lesen können; die ersten, um daraus die Apotheose ihrer Händewerke, die andern ihre eigne vermittelst der ersten abnehmen zu können — allein der Morning Chronicle ist eben sowol auch ein Volks-Blatt, ein Allerwelts-Blatt, und der Artikel bestünde nicht, wenn die Mehrzahl ihn nicht mit Andacht läse. Wenn ich mir die Leser denke, wie sie die Listen der Routs, Bäle, Spielgesellschaften, Konversationes bey den Sternen erster Größe angeführt lesen, welche die nächsten acht Tage statt finden sollen, und woran sie in ihrer Unbedeutenheit — ach leider! — nicht Theil nehmen sollen, so fällt mir immer Gil Blas ein, der sich mit hungrigem Magen an des Bischofs Küchenfenster sezte, um die nahrhaften Gerüche, welche da heraus stiegen, einzuathmen. Ich bin zu lange vom Festland entfernt, um zu wissen, ob auch in deutschen Residenzen solche Nachrichten unter solchen Titeln gegeben werden. Ein Neuangekommener versicherte, daß die —r Hofzeitung etwas Aehnliches liefere. Nun — in eine Hofzeitung passte es vielleicht. Ueber das Wort Fashion, welches ich doch nur mit Mode übersezen kann, ließ sich noch manches sagen. Wir Deutschen dürften keinen unsrer Hofzirkel Fashionables, das heißt „Modige" nennen. Die vornehmsten Londner Häuser sind aber damit zufrieden. Worauf beruht das? Ist es ein Beweis des philosophischen Geistes der Britten, daß der Zeitungsschreiber seinen Olymp durch dieses Wort dem Reich der wandelbarsten Göttin unterwirft? Oder ist es eine sinnreiche Ausbülfe, um den unberufenen großen Haufen durch diesen Gesammtnamen zu verhindern, daß er das bunte Gemisch der Namen manches Fashionable mit denen nicht bemerkt, welche Britanniens Geschichte in ihren frühsten Jahrhunderten schmücken? — Ein Fest, welches zwar nur in einem geschlossnen Zirkel gefeyert ward, aber unfehlbar bey jedem wackern Britten Theilnahme (deßhalb nicht empfindsamen Enthusiasmus) erregte, war die in dem Freymaurer-Saale durch ein großes Gastmal begangne Feyer von des letztverstorbnen Königs Geburtstag, am vierten Juni. „Auch die Todten sollen leben," sang unser Schiller und sprach damit ein schönes menschliches Gefühl aus. Der Herzog von York (des Verewigten zweyter Sohn) präsidirte, und der Zuschnitt der ganzen Feyer trug das Gepräg der abgeschlossensten Nationalität. Es ist bemerkenswerth zu sehen, wie diese Inselbewohner bey ihren Gelagen hergebrachte Völlerey organisirt haben, und im Fortschritt derselben von ihren Observanzen nicht abgehen. Von ein Viertel auf Sieben, wo der Herzog von York von zween Lords als Ehrenrittern unterstützt, seinen Stuhl einnahm, bis eilf Uhr, wo er sich hinweg begab, wurden funfzehn Toasts ausgebracht, jede dreymal dreymal ausgerufen, und dabey getrunken; also hundert und fünf und dreyßig Trunke, welche ein Jeder so bescheiden, oder unbescheiden, wie es sein Durst und seine Kräfte geboten, abmessen konnte. Nach den wichtigsten Toasts ward, von einem guten Orchester begleitet, ein anpassendes Lied gesungen, z. B. bey des jetzigen Königs Gesundheit bey „dem Heer und der Seemacht," bey „dem Andenken Georg III." welcher lezterer, da bey den vorhergehenden lautes Jauchzen wiederhallte, in tiefer Stille getrunken ward, worauf aber Hr. Conway einen Gesang anstimmte, der seines Gegenstandes wegen auch wirklich, durch seinen poetischen Werth, die Herzen befeuern mußte. Der Admiral Saumarez beantwortete den der Seemacht gebrachten Toast im Namen der Flotte, Sir John Doyle einen andern Toast im Namen seiner Waffenbrüder, mit Würde und Männlichkeit; das von uns Deutschen so fromm nachgebetete Volkslied: God save the King, kam auch an die Reihe, und das hochmüthige Rule Britania, hallte donnernd von den Wänden zurück. Die Gallerien des Saals waren mit schönen Damen angefüllt, die bis zum Abschied des Herzogs verweilt zu haben scheinen; da einer der lezten, mit nationeller Galanterie gegen das Geschlecht ausgebrachte, Toast den Damen gewidmet war. Nach dem Abschied des Herzog nahm ein anwesender Lord den Präsidentenstuhl mit einer zierlichen Rede ein, und das Mahl ward bis in die tiefe Nacht fortgesezt. Wie es den folgenden Tag um der Herrn Köpfe ausgesehen, begreift ein nüchterner Sachse aus dem vorigen Jahrhundert freylich nicht; allein die Derbheit und Bedeutsamkeit dieser Versammlung, hatte in ihrer Form dennoch Etwas, das Menschenkraft aussprach.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 56.

Nr. 56.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 12. Juli 1821.

Ueber die Bedeutung der Giebelbilder am Parthenon.

Briefe des Hrn. J. D. Weber in Venedig an den Redakteur.

III.

Venedig, am 15. Juni 1821.

Da wir, wie ich in meinem vorigen vom 12. Mai bemerkte, noch heutiges Tages Beweiſe vor uns haben, daß man in mehrere Tempel Athens nicht blos in Oſten, ſondern auch in Weſten und auf anderen Seiten eingieng, ſo wie ſich ein Gleiches auch an anderen Orten Griechenlands zeigte, und da Vitruv beſtimmt im dritten Buch berichtet, daß man in den Tempel des olympiſchen Jupiters in Athen durch zwey Thüren gelangte; ſo dürfte es uns um ſo weniger wundern, wenn wir auch im Parthenon den Haupt-Eingang in Weſten finden würden, da doch derſelbe Vitruv es beynahe ohne Ausnahme für ein natürliches Erforderniß hält, daß das Tempelbild in Orient ſtehe, und ſich gegen den von Weſten kommenden Beter wende.

Laſſen Sie uns alſo heute zur Erreichung unſeres Zweckes in Gedanken durch die Propyläen, gegen die uns das Antlitz zuwendende eherne Minerva hin, ſo fort ins majeſtätiſche Parthenon ſteigen, und unſere Phantaſie möge ſich den Tempelhäuſern, die wir rechts und links bey den Propyläen, und auf dem Wege (den Tempel der Diana Brauronia) antreffen, nicht mit Visconti durch das Unangenehme ſtören laſſen, daß wir vielleicht im Vorbeygehen blos die Hinterſeite zu ſehen bekommen.

Die gegen uns gekehrte Weſtſeite des Parthenons zeigt ſich gleich (ſ. Spon, Wheler, Chandler, Stuart, le Roy ꝛc.) mit einer großen der doriſchen Architektur angemeſſenen Thüre. Warum könnte dieſes nicht der Haupteingang ſeyn? Warum hätte vor derſelben das Volk täglich und beſonders in den Proceſſionen der Panathenäiſchen Feſte, vorbeyziehen ſollen, um 100 Schritte entfernter in Oſten in den Tempel zu gelangen?

Warum hätte ſelbſt Pauſanias den Weg gegen die Weſtſeite eingeſchlagen, da er doch, wenn er in Oſten eingehen mußte, gelegener auf der Hälfte des Weges erſt in den allerheiligſten Polias-Tempel, und ins Pandroſium ꝛc. gelangen, und dieſe beſchreiben konnte? Und warum ſagt er uns nicht, daß das erſt ſich zeigende Weſtthor des Parthenon's ins athenienſiſche Schatzhaus führe? warum thut er an deſſen ſtatt bey Beſchreibung der Statue des Iphikrates (Paus. Att. C. 24.) nur von einem Eingang Erwähnung? und ſagt in dem nämlichen Capitel, wenn er anfängt das Parthenon zu beſchreiben, ohne Umſtände:

Ἐς δὲ τὸν ναὸν ὃν Παρθενῶνα ὀνομάζουσιν, ἐς τοῦτον ἐσιοῦσιν, ὁπόσα ἐν τοις κλουμένοις ἀετοῖς κεῖται πάντα ἐς τὴν Ἀθηνᾶς ἔχει γένεσιν etc.

gerade als wie, vor den Tempel hinkommen und hinaufſehen, alles in einem hingienge. — Es wird uns alſo erlaubt ſeyn, dieſe große Weſtthüre, wie Spon, Wheler ꝛc. als den alten und wahren Haupteingang vorläufig zu betrachten, und von da in das Innere des Tempels zu treten. Wir finden hier gleich, Jenen zufolge, den von allen Seiten eben ſo wie die Außenſeite des Tempels mit Marmor belegten Pronaos, und beym Eintritte zwey Inſchriften auf einer Säule zu Ehren des L. Egnat. Victor Lollianus, und auf der andern Seite zu Ehren des Rufius Feſtus, Proconſul und Areopagiten (Spon T. 2. p. 148. und T. 3. Inscr. p. 18.), welche doch nach Zweck und Anſtand nicht bey der Hinterſeite eines Tempels ſtehen ſollten!! Der Himmel dieſes (angenommenen) Pronaos iſt von ſechs dicken Säulen unterſtützt, (welche auch in Stuart verzeichnet ſind, und deren eine von Kislar Aga mit Mauerwerk erſezt wurde). — In dieſem Pronaos ſelbſt fanden Spon und Wheler (was zu bemerken iſt) keine andere Inſchriften, obwohl ſie dergleichen aufmerkſam ſuchten. Der großen Weſteintrittsthüre gegenüber ſtehet eine andere eben ſo große, welche in den Tempel ſelbſt führt. Das allein durch die zwey Thüren eintretende und alſo bey der zweyten ſchon ganz gebrochene Licht leitet nun faſt ganz allein unſern Tritt; zwey ganz kleine hinten in Oſten von den chriſtlichen Griechen angebrachte Fenſter bringen uns in dem ernſten Dunkel weiter (Spon T. 2. pag. 152.) denn eben war nie keine Oeffnung noch Kuppel; die Decke iſt in regelmäßig abſtu-

send vertiefte Vierecke eingetheilt (Compartimens quarrés). Wie konnte sich doch Stuart durch den höchst unwissenden Venetianer Capitän (Bulifone Racc. II St. 86. Nap. 1693. p. 116.) irre machen lassen, und da anstatt jener Vierecke Kuppeln annehmen? Und wie konnte er vermuthen, daß Minervens Tempel in alten Zeiten innen unbedeckt gewesen seyn müsse, da er doch aus Vitruv wusste, daß sich ein solcher nur für Jupiter, die Sonne, den Mond und ähnliche Gottheiten, deren Wirkungen sich mehr am hellen Himmel zeigen, schicke, dagegen aber die Tempel Minervens mit Lampen erleuchtet waren (wovon uns Paus. Att. Cap. 26. einen mit einem ans Dach reichenden Rauchfang beschreibt.)

Nun wollen wir aber auch mit Spon und Wheler, mit Cornelio Magno und mit Stuart, die Lage der innern über einanderstehenden Säulenreihe betrachten. Sie sind auf ein mit dem Pronaos ganz gleich hohes Pavinent, 15 Schuh ungefähr von der Cella entfernt, aufgepflanzt. An der Mittag- und Mitternachtsseite stehen unten je 10 und 10; auf diese folgen in gleicher Distanz 2, nämlich eine rechts, die andere links, in Westen; allein die Mitte ist vor der großen Westeingangsthüre in den Tempel frey. Ueber diesen 22 untern Säulen stehen eben so viele oben, nur ist oben in der, unten zum Eingang freygelassenen Mitte, eine mehr gestellt (Spon T. 2. p. 155.) Der von diesen Säulen umgebene Mittelplatz ist laut Stuart um einen Zoll tiefer, was seiner Bestimmung zum Opfern ganz angemessen ist. Diese übereinander stehenden Säulen haben übrigens gar nichts für den griechischen christlichen Cultus Wesentliches, um solche von ihm herkommend zu glauben, dagegen aber sind sie ganz für das Zeitalter der Verehrung Minervens geeignet, um daselbst Blumengewinde, Trophäen, Schilder und andere Weihgeschenke, wie es damals gebräuchlich war, zierlich aufzustellen. Wenn aber in Osten keine innere Säulen standen, so erklärt sich dieses, wenn man sich dort das Bild Minervens mit dem ausgebreiteten Peplus denkt, welches durch keine andere Gegenstände gebrochen werden durfte, wie es Stuart verlangte, der sich die Göttin wie in einem Käfig vorstellte. Chandler sagt uns, daß in dem Pavinent in Osten eine durch den Tempel gehende Fuge oder Einschnitt zu sehen war, welchen er für eine hintere Abtheilung der Cella hielt. Spon und Wheler fanden daselbst vier große in die Mauer gehende mit marmornen Thüren verschlossene Schränke, welche man aber weder ihnen noch vorher dem Ambassadeur Nointel aufmachen wollte (Spon T. 2. 157.) weil man daselbst pestilenzialische Materien (und nach anderen einen Schatz) verschlossen glaubte. Sollte es uns also nicht erlaubt seyn, hier an Verschlüsse für Tempel-Geschenke ja für Verwahrung des athenienſischen Schatzes zu gedenken? Ja es ist mit Grund zu vermuthen, daß die Chandlerischen Inschriften des Opisthodoms eben hier versteckt gelegen seyn mußten, wo sie auch gefunden wurden, denn wir wissen, daß Spon und Wheler allenthalben Inschriften aufsuchten, und außer obenerwähnten zweyen, keine andere fanden. Wenn wir uns also hier in der Ostseite eine Schatzverwahrung mit so gutem Grunde denken können; wenn sich überhaupt auch zufolge den Scholien des Aristophanes (Plutus V. 1194.) ein veränderter Ort des vorhin anderswo gestandenen Opisthodomos vermuthen läßt, warum sollte man ferner darauf bestehen, den Pronaos dafür anzusehen, in welchem die Chandlerischen Inschriften vorher nicht sichtbar waren? — Vitruv spricht ja da, wo er das Parthenon zum Beyspiel anführt, nur von einem Pronaos, nicht von zweyen, wie sie Stuart annimmt. Vitruv läßt auch im Tempel der Athene einen decorosen Pronaos erwarten, weil, wie er im ersten Capitel sagt, mit erhabenen Gebäuden ein prächtiges Vestibulum übereinstimmen müsse. — Vitruv unterscheidet überdieß im 4ten Capitel den Raum des Pronaos gar wohl von dem, welcher von den Anten ausläuft, um ihn nicht, wie Stuart, mit jenem zu verwechseln. Vitruv endlich, der seine architektonischen Proportionen immer bildlich mit den Menschlichen vergleicht, sagt im 4ten Buch bey Anführung des Parthenons deutlich: Columnis adjectis dextra ac sinistra ad humeros Pronai, uti est Athenis in Astu (arce). Earum non alise sed eadem sunt proportiones. — Wie sollte man sich also einen Pronaos denken, wo kaum etwas mehr Platz als zur Verhüllung und Fußstellung beym Ausgang wäre? Wie da, wo die Unterscheidung der Columnar. adjectar. dextra ac sinistra ad humeros ganz und gar undeutlich wäre, weil zwischen den 6 Vordersäulen eine ganz gleiche Distanz ist, welche keine Schultern unterscheiden läßt, da doch dagegen im westlichen von Spon und Wheler ꝛc. gesehenen Pronaos, auch nach Stuart selbst, die Säulen rechts und links an den Schultern standen. — Der Haupteingang war also ohne Zweifel in Westen und wenn man schließlich in der ganzen Deutung der Giebelbilder keine andere als den Ilissus und Eridanus anerkennen wollte, welche in Osten nicht existirten, so wäre der Eingang in Westen ins Parthenon auch sittlich wie in Olympia, wo Flüsse und Landeskönig über der Vorderthüre laut Pausanias standen, ausgemittelt, und demnach der Streit Neptuns mit Minerven nicht in Westen zu suchen.

Als ich bis hieher geschrieben hatte, erhielt ich Ihre werthe Zuschrift vom 22. Mai. Ich erkenne die Aufmerksamkeit, welche Sie meinem vorgetragenen Gegenstande schenken, mit vielem Danke, und überlasse es, da ich bis jezt nichts davon im Kunstblatte fand, ganz aufpruchlos Ihrer eigenen Würdigung, ob nach Durchlesung des Ganzen der Gegenstand verdiene, dem Publikum vorgetragen zu werden ꝛc.

Kupferwerke.

Recueil d'Estampes gravées d'après des peintures antiques Italiennes etc. par Aug. Boucher-Desnoyers, ou exécutées sous sa direction d'après les dessins qu'il a faits en Italie dans les années 1818 et 1819. A Paris 1821. Imper. folio.

Aus der an den Minister Simeon gerichteten Dedication des vorliegenden Prachtwerks erfahren wir, daß Hr. Boucher-Desnoyer sich in den auf dem Titelblatt genannten Jahren zehn Monate lang in Italien aufgehalten habe. Bey dieser Gelegenheit nun zeichnete er, was ihn ansprechen, oder wozu die Gelegenheit sich bieten mochte, und betriebsam, wie er ist, legt er jezt seine Reisestudien dem Publikum vor. Die Ankündigung dieser Sammlung mußte einige Erwartung erregen, denn Hr. Desnoyers ist ein Künstler von anerkanntem Verdienst, und steht mit Richomme, Lignon und dem jüngern Massard an der Spitze der jezt lebenden historischen Stecher in Frankreich. Leider aber sieht sich dießmal der Kunstfreund bitter getäuscht! Hr. Desnoyers scheint die Sache fabrikmäßig zu treiben, was freylich — wenn auch nicht Ruhm — doch Geld bringt. Schon die Zusammenstellung ist ohne Plan und Auswahl gemacht. Neben einem Christkind von Mantegna präsentirt sich eine noch lebende hübsche Wirthin aus dem Grindelwald, und eine artige neapolitanische Sängerin muß dem Judas Ischarioth Gesellschaft leisten. Doch dieß ist wohl nicht das Schlimmste, wäre nur an den Nachbildungen etwas zu loben. Ohne Zweifel hat Hr. Desnoyers die Zeichnungen so flüchtig hingeschrieben, als möglich, denn nur daraus läßt sich erklären, daß sie so schülerhaft sind und zumal im Nackten auch gar nicht verstanden. In dieser Hinsicht möchten die von Desnoyers selbst nach der Natur aufgenommenen Porträte noch den wenigsten Tadel verdienen, obgleich wir sie von der andern Seite eben nicht als Muster des Porträtstyls empfehlen würden.

Bey alle dem dürfte es inzwischen doch für manchen Kunstfreund einiges Interesse haben, den Inhalt des Werks näher kennen zu lernen. Hier eine Uebersicht desselben: 1) Bildniß des Ministers Simeon, gez. und gest. von Desnoyers. Einiges darin ist ausgeführt, einiges nur angedeutet, was keine gute Wirkung macht. 2) Maria mit dem Kinde nach Raphael, gest. von D. — Das wenig gekannte, treffliche und wohlerhaltene Original, (auf Holz gemalt) befindet sich im Palaste Tempi in Florenz. Es muß ein herrliches Bild seyn, da es selbst in dieser verunglückten Copie noch so anspricht. Wie aber hat Hr. Desnoyers diesen Madonnenkopf verunstaltet, und diese Hände; der Bambino ist besser gerathen, im Ganzen aber auch schlecht gezeichnet. 3) Hebe, restaurirte antike Statue in Venedig. 4) Ein schlafender Amor, in der Bibliothek zu Turin. An diesen und einigen folgenden Antiken offenbart sich vollends die Leichtfertigkeit des Zeichners und der Stecher. 5 — 12) Acht weibliche Bildnisse, Raphaelsche Studien, in deren Besitz der Prinz Borghese ist. Nachlässig und ohne Geist behandelt. Die Figuren unter Nr. 11. und 12. sind wahre Bedlamsgesichter. 13) Magdalene nach Correggio, gest. von Desnoyers. Armer Correggio! 14) Ein Knabe der die Flöte bläst, Antike aus Bronze, in Genf. Höchst ungraziös. 15) Jason, verstümmelt. Die marmora taurinensia enthalten bereits eine (bessere) Abbildung. 16) Sappho. 17) Bachus und Silen. 18) Die Grazien. 19) Erziehung des Achilles. Diese vier alten Wandgemälde sind schon aus den pitture antiche d'Ercolano und andern Sammlungen bekannt. 20) Das Jesuskind nach Mantegna, im Kloster des heil. Zeno zu Verona. Desnoyers hat weder den tiefen Sinn dieser herrlichen Conception noch den Charakter des Mantegna überhaupt begriffen. 21) Lisbeth, Wirthin in Grindelwald. 22) Der Sohn des Custoden in Pompeji. 23. und 24) Die Köpfe der beyden Pferdebändiger auf Monte Cavallo, nicht nach den Originalen, sondern nach den Gypsabgüssen im Museum Brera zu Mailand. 25) Büste eines Athleten, in der Bibliothek zu Venedig. 26) Ein sogenannter Madonnenkopf aus einem unvollendeten Gemälde des da Vinci. Da ist keine Spur von dem trefflichen Florentiner. 27. und 28) Bildniß einer jungen Neapolitanerin in Dreyviertelsansicht und im Profil. Unbedeutend. 29. 30. 31). Vier Köpfe aus Da Vinci's Abendmahl. Nichts Besonderes. 32) Kopf aus einem Madonnenbilde von Luini, in Mailand. Keine Madonna. 33) Ansicht von Neapel, vom Grafen Turpin Crissé. Hart und ohne Haltung. Die Stadt sieht aus, wie einige Reihen Kartenhäuser. 34) Psyche nach einem antiken Gemälde, im Besitze des Künstlers. Es ist wohl schwerlich eine Psyche, aber die Composition verdiente, ihrer Bedeutung wegen, eine nähere Untersuchung.

Was, in dieser Sammlung, vom Herausgeber selbst gestochen worden, haben wir bereits angemerkt. Die übrigen Blätter sind (größtentheils in Crayonmanier) von J. L. Potrelles, Godefroy und Aubert, Dequevauvillers, Girard, Massol, Fortier, Beaugean und Niquet, und Coqueret bearbeitet. Hr. Desnoyers hat es nicht an Mithelfern fehlen lassen, um recht bald wieder zu seinen Reisekosten zu gelangen, und es sollte uns auch keineswegs wundern, wenn das Werk hier und da sein Glück machte. Schade, daß Künstler von Talent, wie Potrelles, Godefroy und einige Andere nicht lieber ihre eigene Bahn fortwandeln.

— ber.

Neue Kupferstiche.

Der schlafende Amor, nach eigner Erfindung gezeichnet und gestochen von Gandolfi. Quer-Folio.

Der Gegenstand ist oft genug behandelt, und eine Wiederholung, ohne ein neues, sinniges Motiv, scheint eben nicht sehr verdienstlich. An Zeichnung und Formen wäre manches auszusetzen, zumal fehlt der Amorskopf, doch ist das Bild an sich zu unbedeutend, um viele Worte darüber zu verlieren. Mehr Lob verdient, was Gandolfi hier als Stecher geleistet hat. Er ist nicht befangen in jener Einförmigkeit, die wir an manchen, außerdem verdienstvollen ältern und neuern Künstlern wahrnehmen, sondern weiß mit seinem Instrument gehörig abzuwechseln, und eine angenehme Mannichfaltigkeit zu gewinnen. In diesem Theile seiner Kunst beweist er große Einsicht und bringt Wirkung hervor, ohne die Wahrheit zu verletzen.

—ber.

Lithographik.

Album exécuté par le nouveau procedé de lavis lithographique inventé par Engelmann. Paris 1821.

Wir möchten die neue Behandlungsart, deren der Titel erwähnt, eben nicht hoch anschlagen. Sie bringt bey einigen Gegenständen (z. B. bey fallendem Wasser, welches sich in einen Staubregen auflöst) eine recht gute Wirkung hervor, allein Bäume, Berge, Figuren ꝛc. erscheinen dadurch abscheulich manierirt, und manierirt sind denn auch die Zeichnungen dieses Album's größtentheils, zumal die sentimentalen Scenen der Hrn. Lequay und Berenger. Etwas mehr Werth haben die zwey Blätter, le Piqueur und le Bachkir von Swebach, der sich nach Eh. Vernet gebildet zu haben scheint. Die 2 Idyllen von Bacler d'Albe, der sonst in Ansichten von Ruinen ꝛc. Verdienst hat, scheinen aus Geßner entlehnt; zu ihrem Lobe ist jedoch gar nichts zu sagen. Etwas höher steht Robert mit einer Ansicht vom Campo Santo und einer Fontaine. Die bey weitem besten Blätter dieses Hefts sind aber Vive l'amour und Vive le vin! von Bellange. Die Wirkungen des Weins und der Liebe, in so fern diese wieder eine Wirkung von jenem ist, lassen sich — in rohen, gemeinen Naturen — kaum charakteristischer auffassen.

Was übrigens diese und andere Pariser Steindrucke vor den meisten deutschen auszeichnet, ist der reine, vollkommene Druck.

—ber.

London.

Hr. Ward hat so eben sein großes historisches Gemälde für die Direktoren der British-Institution vollendet. Nach Beendigung des lezten Kriegs sezten die Direktoren einen Preis für denjenigen englischen Künstler aus, der die beste Skizze zur Verherrlichung der brittischen Waffen liefern würde. Hrn. Ward ward dieser Preis zu Theil, er erhielt von den Direktoren den Auftrag zu einem großen Gemälde nach seiner Skizze, und stellt nun die Frucht seiner Arbeit dem Publikum vor Augen. Der Umfang des Gemäldes ist 35 Fuß auf 21 Fuß; die Beschreibung wird auf einem gedruckten Blatt ausgegeben. — Der Herzog von Wellington steht auf dem Kriegswagen, welchen die hier mit einigen neuen Attributen bereicherte Brittannia führt. Der Held treibt die Dämonen der Anarchie, Rebellion und Zwietracht mit den Schrecken des Kriegs vor sich her, während Bellona sich bemüht, die Kriegsrosse anzutreiben, welche zugleich die Humanität, auf Britannia's Löwen sitzend, zurückzuhalten sucht. Die Pferde (von hannöverischer Race) werden von den Cardinal-Tugenden geführt, und unter ihnen und dem Wagen fallen Usurpation, Unterdrückung und Tumult. Hinter dem Wagen sieht man die Leidenschaften: Zorn, Grausamkeit und Rache, welche versuchen das Gefolge zu lenken; aber sie werden von der Barmherzigkeit überwältigt, unter deren Füßen die Embleme der Sklaverey liegen. Die Sinnbilder der Religion bilden einen Gegensatz mit denen der Irreligion und Gotteslästerung, wobey eine Menge mythologischer Figuren angebracht sind; unter ihnen sieht man die Caritas, wie sie die Aufmerksamkeit ihrer Kinder auf die Glorie der Gottheit richtet. Im Hintergrund und neben dem Wagen von Wellington stehen Blücher und Platow (alle Bildnisse sind wohlgetroffen) neben den Fahnen ihrer Nationen. (Repository of Arts etc. May 1821.)

Speyer.

Der Dom dieser Stadt, eines der schönsten Denkmale mittelalterlicher Baukunst, der im Revolutionskrieg zerstört, und seit der Zeit zu einem Magazin benuzt worden war, wird nun bald seiner heiligen Bestimmung zurückgegeben seyn. Das Aeußere, die Dächer und Fenster sind bereits durch die Großmuth des Königs von Bayern, den frommen Sinn der Bürger und die Thätigkeit des Regierungspräsidenten wieder in Stand gesezt. Nun soll auch das Innere seinen vorigen Schmuck als Grabstätte deutscher Kaiser wieder bekommen, indem der Kaiser von Oestreich und der Herzog von Nassau Weilburg dem K. Hofbau-Intendanten Hrn. v. Klenze in München den Auftrag ertheilt haben, Entwürfe zur Wiederherstellung der völlig zerstörten, und bis auf die lezte Spur verschwundenen Denkmäler Kaiser Rudolphs von Habsburg und Adolphs von Nassau zu machen. Man hofft das leztere bis zur Wiedereröffnung der Kirche vollendet zu sehen.

Nro. 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Juli 1821.

Daß der Mensch gut gefüttert werde, ist im menschlichen Leben nicht die Hauptsache; sondern daß er die Freyheit behalte, ohne welche der innre Mensch verkommen würde, ist bey weitem das Wichtigste.

Kieler Blätter.

Der Montenegro. *)

Montenegro ist die Berggegend, welche östlich Antivari und das obere Zaute, südlich dem Meerbusen von Cattaro, von Pastrowichio bis zur Herzogewine, westlich eben benannten Landstrich, nördlich Bosnien und die Albanischen Berge zu Grenzen hat. Sie mag 418 Quadrat-Meilen enthalten. Das Ansehen des Landes erinnert an die Berge der Schweiz, doch sind die Formen noch milder; der Verkehr ist beschwerlich und gefährlich, gebahnte Wege giebt es nicht, die Felsen häufen sich auf allen Seiten, kahl, zerschmettert übereinander gestürzt. Beym ersten Anblick glaubt der Reisende, dieses Land müsste zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt seyn, und dennoch hat es ziemlich ansehnliche Hülfsquellen, welche durch eine, dem Boden angemessene, Betriebsamkeit noch könnten vermehrt werden. Das Klima dieser Gegend ist im Allgemeinen milder wie in der Schweiz, es gleicht mehr dem von Macedonien.

Der Montenegro ist vielleicht das einzige Land, wo man in einem so großen Umfange keine Stadt erblickt, einzig feste Burgen, Dörfer und Weiler. Die fünf Provinzen, in die es eingetheilt wird, enthalten 53,168 Einwohner jedes Alters und Geschlechts; das Regiment ist in den Händen eines Fürst Bischofs, eines Gouverneurs und fünf Sardars, eine Art Oberbeamten der fünf Provinzen, welche jenen das Gegengewicht zu halten bestimmt sind. Der Gouverneur und die Sardar werden von den Knesen erwählt, diese von den Woiwoden, die Woiwoden endlich von den Gemeinden. Allein seit der Ernennung des lezten Bischofs haben die Knesen viel von ihrem Einfluß verloren; dieser hat sich der Herrschaft ausschließend bemächtigt, doch man muß gestehen, daß er sie zum allgemeinen Besten anwendet.

Die Montenegriner haben weder eine geschriebene Konstitution, noch ein Gesetzbuch. Ihre Händel werden nach Gebräuchen geschlichtet, davon einige durch mündliche Ueberlieferung erhalten, andere in Manuscripten aufbewahrt sind, welche die Archive des Klosters Cettigne besizt. In politischen Fällen entscheiden die Gemeinde-Oberhäupter, in Gemeinschaft einiger Knesen; wichtigere Sachen werden vor den Gouverneur gebracht, der mit den Knesen, Sardars und Woiwoden ein Gericht bildet; der Bischof hat die lezte Entscheidung und Bestätigung des Urtheils; seine Meinung hat überall großes Gewicht, doch nur in bürgerlichen Rechtsfällen; in peinlichen, als Mordthaten, rächt die Familie des Todten, ohne die Dazwischenkunft irgend eines Tribunals zu erwarten, das Verbrechen an der Familie des Mörders, durch Verheerung, Mordbrand und Todtschlag eines seiner Verwandten. *)

Die Einwohner dieser Landschaft sind insgemein schöne, besonders große Menschen. Ihre Züge sind regelmäßig, ihr

*) Auszug aus Voyage historique et politique etc.; par le Colonel Vialla de Sommieres. Paris.

*) In Nro. 118 des Morgenblatts v. dies. J. haben wir über diesen Gebrauch der Montenegriner einen interessanten Aufsatz eingerückt.

Blick fest, stolz, ja heroisch; er giebt ihrem Gesicht etwas Strenges, Hartes, welches dennoch nicht von ihrem Charakter bewährt wird. Ihre Haltung ist edel, ihr Gang stolz, ja theatralisch und fast kühn. Alle Männer tragen den Lippenbart, er ist nothwendig, und es ist die größte Beleidigung unter ihnen, ihn anzurühren oder verächtlich von ihm zu sprechen. Gewöhnlich schneiden sie das Haar über der Stirn von Ohr zu Ohr bis auf die Hälfte des Scheitels ab. Die meisten tragen einen langen Kinnbart, putzen ihn wenigstens nicht herunter. Die Nägel beschneiden sie sich nie; die Schönheit ihres Beins ist besonders auffallend, auch sind sie sehr behende, bey der Jagd und in allen Leibesübungen. Ihre Kleidung wird aus einem groben Gestrick verfertigt; zuvörderst besteht sie aus der Gunine, einem hellgrauen, nach griechischer Sitte zugeschnittenem Rock mit weiten Ermeln, der über der Brust zugehalt und dessen linker Schoß aufgeschürzt ist; außerdem haben sie eine Jacke, blaue Pantalons und ein Hemd, welches über die Pantalons herabhängt. Statt Schuhen tragen sie ein Stück Ziegenfell, das die Form des Fußes annimmt. Eine rothe oder violette Mütze, um die, in Gestalt eines kleinen Turbans, ein farbiges Tuch gewunden ist, bedeckt Sommer und Winter ihr Haupt. Unter ihrem Gürtel tragen sie einen breiten ledernen Riemen, an dessen rechter Seite zween kleine Patrontaschen mit Pulver und Bley befestigt sind, zur Linken zwey Pistolen und ein Dolch. Ihre Flinte tragen sie im Schulterbande. Ueber alles dieses werfen sie ein großes viereckigtes Stück grobes, aus Ziegenhaaren verfertigtes, undurchdringliches Zeug mit langen Fransen, wodurch sie sich und ihre Waffen vor der Nässe bewahren. Ein Montenegriner geht nie unbewaffnet, noch ohne eine lange Pfeife in seinem Munde, aus seinem Hause.

Die Weiber sind schön gestaltet, haben große Augen, Zähne von seltner Weiße und Regelmäßigkeit. Ihre Haut ist, weil sie sich bey den Feldarbeiten beständig der Witterung aussetzen, etwas bräunlich; die von diesen befreyt sind, haben aber eine frische, weisse Farbe mit dem schönsten Roth gemischt. Sie haben eine breite volle Brust, sind umgänglich, sprechen mit Anmuth und zeigen in Allem viel Sanftmuth des Charakters. Ihre Kleidung ist durchgehends noch schlechter, wie die der Männer; sie tragen eine lange Tunika ohne Ermel über ein noch längeres Hemd, das weite, lange, nach alt-griechischer Sitte gestickte Ermel hat, und ihnen statt Rock dient, unter der offen stehenden Tunika sieht man ein, als kleine Schürze befestigtes, reich mit Wolle gesticktes und mit einer langen Franse geziertes, viereckigtes Stück Zeug. Ueber denselben befindet sich ein breiter lederner Riemen mit allerley Zierrathen versehen. Alle Weiber tragen viele goldene und silberne Ringe an den Fingern; in den Ohren und auf dem Kopf so viel Edelsteine wie möglich. Ihr Kopfputz besteht in einer der von den Männern getragenen, ähnlichen Mütze oder Baretl, allein ohne das sie umgebende Tuch; außerdem lassen sie das Haar in langen Flechten auf der Seite herabhängen. Mannbare Töchter tragen eine rothe oder schwarze Mütze von Tuch mit einem schwarzen Busch und mit so viel Münzen geziert, daß die vordere Seite davon oft ganz bedeckt ist. Meistens sind es türkische Silbermünzen, oft gemeine Zahlpfennige. Reiche gebrauchen aber Gold, meistens Dukaten zu diesem Zwecke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vanderdecken's Botschaft in die Heimath, oder die Gewalt der Verwandtenliebe.

(Beschluß.)

Der unwillkommene Gast rang hier aufs neue die Hände, und schien zu weinen. „Das ist unmöglich," erwiederte er. Wir können euch nicht glauben. Wir haben lange hier herum getrieben, aber Vaterland und Verwandte sind nicht so leicht vergessen. Es giebt keinen Regentropfen in der Luft, der nicht seine Verwandtschaft mit dem andern fühlte, und sie fallen ins Meer zurück, um sich wieder mit einander zu vereinigen. Wie sollte denn das verwandte Blut seines Ursprungs vergessen lernen? Selbst unsere Körper sind ein Theil vom holländischen Boden, und Vanderdecken sagt, daß, wäre er nur einmal wieder zu Amsterdam, so wolle er lieber in einen steinernen, fest in den Boden gerammten Eichpfosten verwandelt werden, als daß er es wieder verliesse, wenn er anderswo sterben sollte. Inzwischen aber bitten wir euch nur diese Briefe mitzunehmen." — Der Geistliche sah ihn mit Erstaunen an und sagte: „dieß ist der Wahnsinn der Verwandtenliebe, welcher allem Maße der Zeit und der Entfernung widerstrebt." — Der Fremde fuhr fort: „Hier ist ein Brief von unserem zweyten Bootsmann an seinen einzigen Freund und Oheim, dem Kaufmanne, welcher im zweyten Haus auf dem Stinken-Yacht-Staaden wohnet." Er hielt den Brief empor, keiner aber näherte sich, um ihn zu nehmen. — Da erhob Tom Willis die Stimme und sagte: „einer unserer Leute hier sagt, er sey im vorigen Sommer in Amsterdam gewesen, und er wisse für ganz gewiß, daß die Straße dieses Namens schon vor sechszig Jahren niedergerissen worden, und nun nur eine einzige große Kirche an der Stelle stehet." — Da sagte der Mann vom fliegenden Holländer: „das ist unmöglich. Wir können euch nicht glauben. — Hier ist ein anderer Brief von mir an meine geliebte Schwester, mit einer Banknote für sie zu einer neuen Haube." — „Sehr wahrscheinlich," sagte Willis, „liegt ihr Kopf jezt unter einem Grabstein, welcher alle die Veränderungen der Mode überdauern wird. Aber auf was für ein Haus ist euere Note ausgestellt?" — „Auf Vanderdecken und Kompagnie." — Da sagte der Mann, von dem Tom Willis gesprochen: „ich denke, da wird jezt ein kleiner Verlust daran

sehen, denn dieses Haus ist schon vor vierzig Jahren zu Grunde gegangen, und Vanderdrucker wurde nachher vermißt. — Aber sich dieser Dinge zu erinnern, ist als wie wenn man den Boden eines alten Kanals aufscharret." — Zornig rief der Fremde: „das ist unmöglich! Wir können's nicht glauben! Es ist grausam, solche Dinge Leuten in unserer Lage zu sagen. — Hier ist ein Brief von unserem Kapitain selbst, an seine geliebte und vielgetreue Frau, welche er in einem angenehmen Sommerhause am Ufer des Harlemer Meeres zurückließ. Sie versprach, das Haus, ehe er zurück käme, prächtig malen und vergolden zu lassen, und neue Spiegel für das Prunkzimmer anzuschaffen, daß sie so viele Bilder von Vanderdecken auf einmal sehen könne, als wenn sie sechs Männer hätte." — Der Matrose erwiederte: „Sie hat Zeit genug gehabt, seitdem sechs Männer zu haben, aber wäre sie auch noch im Leben, so ist es nicht wahrscheinlich, daß Vanderdecken je wieder nach Hause komme, um sie zu beunruhigen." — Als der Holländer dieß hörte, fing er aufs neue an zu weinen und sagte, wenn mir die Briefe nicht nehmen wollten, so würde er sie hier lassen; hierauf reichte er seine Papiere dem Kapitain, dem Schiffsprediger und der ganzen Schiffsmannschaft der Reihe nach hin, aber ein jeder, dem er sie anbot, wich mit zurückgezogenen Händen von ihm. Er legte also die Briefe auf's Verdeck, beschwerte sie mit einem Stück Eisen, das daneben lag, damit sie der Wind nicht hinwegwehen möchte, und schwang sich dann über das Geländer und bestieg das Boot. — Wir hörten, wie die andern zu ihm sprachen, aber ein plötzlicher Windstoß ließ uns nichts von seiner Antwort vernehmen. Das Boot verließ die Seite des Schiffes und in ein Paar Augenblicken war nicht mehr Spur davon vorhanden, als sey es nie da gewesen. Die Matrosen rieben sich die Augen als zweifelten sie an der Wirklichkeit dessen, was sie gesehen hätten, aber die Briefe, die noch immer auf dem Verdecke lagen, bewiesen nur zu deutlich, daß sie nicht geträumt hatten. — Saunderson fragte den Kapitain, ob er sie aufnehmen und ins Brief-Felleisen packen solle, und da er keine Antwort erhielt, wollte er sie aufheben, aber Tom Willis hielt ihn zurück und sagte, niemand müsse sie anrühren.

Inzwischen war der Kapitän in die Kajüte hinabgegangen, und der Geistliche, welcher ihm folgte, fand ihn bey seinem Flaschenkeller, wo er sich ein großes Glas Branntwein einschenkte. „Hier, Charters, ist etwas gegen die kalte Nachtluft," sagte er, um seine Verwirrung zu verbergen, zum Hereintretenden. Der Geistliche aber wollte nicht trinken, und nachdem der Kapitän den Becher geleert, kehrten sie wieder aufs Verdeck zurück, wo sie die Seeleute in Berathung fanden, was mit den Briefen geschehen sollte. Tom Willis schlug vor, sie mit einer Harpune aufzuheben und ins Meer zu werfen. — Ein Anderer aber sagte, er habe immer gehört, es sey weder sicher, sie gutwillig anzunehmen, oder, wenn sie dort gelassen, sie aus dem Schiff zu werfen. — „Rühre sie Niemand an," sagte der Zimmermann, die Art, wie man mit den Briefen des fliegenden Holländers verfahren muß, ist, daß man Bretter darüber nagle, so daß, wenn er wieder darnach schicken sollte, sie sich noch da befinden. — Der Zimmermann ging, um sein Handwerkzeug herbeyzuholen. Während seiner Abwesenheit schlug das Schiff heftig auf die Seite, das Stück Eisen schlüpfte dadurch von den Briefen, und der Wind führte sie stürmend über Bord. Ein Freudengeschrey erhob sich unter den Matrosen, und sie schrieben die Veränderung, welche jezt in der Witterung eintrat, dem Umstande zu, daß wir Vanderdeckens Briefe los geworden. Bald darauf gingen wir wieder unter Segel; und nachdem die nächtliche Wache ausgestellt war, begab sich die übrige Mannschaft beruhigt zu Bette.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, im Mai.

Es sind hier so eben die Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach in den Jahren 1819 und 1820 gemeinsam im Druck erschienen (bey Orell, Füßli und Komp. 123 S. 8.), und die darin enthaltenen Reden der Vorstände beyder Jahre, des Hrn. Antistes Sulzberger in Frauenfeld und des Hrn. Doktor Schinz in Zürich, schließen sich durch die in ihnen zu Tage liegende Vaterlandsliebe und republikanischen Sinn den kräftigsten und schönsten an, die vor einem halben Jahrhundert, wo dieser patriotische Verein in seiner ersten Blüthe stund, von Männern unvergessnen Verdienstes in denselben sind vorgetragen und in der Reihe seiner Jahresberichte sind aufbewahrt worden. Zweymal war die Gesellschaft durch den politischen Witterungswechsel unterbrochen worden, das Erstemal während der Schweizer-Revolution, und zum Zweytenmal in den Stürmen, die mit 1813 eintraten. „In jenen Zeiten (sagt der Antistes Sulzberger), wo von fremden Kriegsheeren, die sich rings um uns her schlugen, das eine einen gebahnten Weg durch unser von seinen Grenzvertheidigern verlassenes Land fand — in den Zeiten innerer Spannung, wo die einen den Sturz der Mediations-Akte als einen schweren Verlust fürs Vaterland fürchteten, die andern ihn sehnlich wünschten und mit Eifer einleiteten; bey der leidenschaftlichen Stimmung der Gemüther, durch welche fremde Einmischung, die, komme sie von Süd oder Nord, einem freyen Volk von Herzen zuwider seyn sollte, abermals nothwendig geworden war, wenn nicht entweder die Trümmer des Alten, doch wohl zu enge gewordenen und von dem Zahne der Zeit angegriffenen Staatsgebäudes eilfertig wieder aufgerichtet, oder aus leichtem Gestechte eine neue Hütte in der Geschwindigkeit zusammengestoppelt, oder wohl gar durch Bürgerkrieg entschieden werden sollte, von wem und wie freye Bürger regiert seyn wollen; in Zeiten solch' babylonischer Verwirrung der Sprachen und der Gedanken konnte man die helvetische Gesellschaft nicht füglich versammeln." Die Rede des Vorstehers von 1819 beschäftigt sich mit Rückerinnerungen aus dem frühern Leben der jezt neuherzustellenden Gesellschaft, zuerst in kurzen aber treffenden Charakterzügen ihrer ausgezeichneten Mitglieder, hernach in Aufzählung ihrer Zwecke und der Arbeiten, wodurch sie diese zu erreichen gestrebt hat. „Sie hieß die Helvetische (so drückt sich der Redner aus), die allgemein schweizerische, und das nicht erst in späterer Zeit, sondern schon Balthasar, ihr erster Präsident, 1765, hat ihr diesen Namen gegeben, und sie verdiente denselben; denn nicht nur machte sie bey der Aufnahme zu Mitgliedern keinen Unterschied zwischen dem Schweizer, der, wenn er aus einer großen Stadt oder aus einem demokratischen Kanton gebürtig war, auch Regierungsfähigkeit hatte, und dem, der sich vom Lande oder aus einer sogenannten gemeinen Herrschaft verschrieb: sondern der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung war, und blieb stets das gemeinsame Vaterland,

und das Glück aller, die, sey es als herrschende oder unterthänige Söhne, ihm angehörten.

Wie nun in diesem Sinn und Geist und für des gemeinsamen Vaterlands Ehre und Nutzen, die Beförderung des Erziehungswesens, der vaterländischen Geschichtschreibung, der Dichtkunst (Lavaters Schweizerlieder gingen von diesem Verein aus) und zweckmäßiger Volksschriften, der Landeskultur, des religiösen Sinnes und der Eintracht zwischen abweichenden Confessionen — wie diese Mittel zum vorgedachten Zwecke durch die Verhandlungen des ehrwürdigen Vereins, nicht ohne mannigfach erfreulichen Erfolg sind angewandt worden, entwickelt die Rede des Hrn. Sulzberger, welcher sich die zweyte, des Vorstandes für 1820 genau anschließt, indem Hr. Schinz, was nunmehr dem Vaterland Noth thue und wie die Gesellschaft zu dessen Befriedigung mitwirken könne, darstellen wollte. Auch er geht dabey von Rückblicken und warnenden Rügen aus: „Es hat die Geschichte der letzten Feldzüge (sagt er) weder unserm Muth noch unserm vaterländischen Sinn große Ehre gemacht.“ Oder wo sind die Helden, welche im entscheidenden Augenblicke sich groß im Rathe oder im Felde bezeigten? Was that die Neutralitätsarmee im Jahr 1813? sie zog sich zurück, ohne einen Schuß zu thun; sie war zu schwach, sagte man; Warum machte man sie nicht stärker? weil ein verkehrter Sinn sich unser bemächtigt hatte; weil man nicht opfern wollte, denn es fehlte an Eintracht, und der Parteygeist lähmte, was der Muth der Soldaten hätte erreichen können. Was that die viel stärkere Armee im Jahr 1815 für Heldenthaten? etwa, daß sie auf französischen Boden ging, um gleichsam Nachlese zu halten, nachdem die Alliirten den Weg gebahnt hatten. Doch, die Dosen, Orden, Bänder, Grafen- und Baronentitel, welche von fremden Mächten an Schweizer, während dieser Periode des ruhmlosen Wirkens, ertheilt wurden, und wovon diese jetzt auf unsern Tagsatzungen prunken, zeigen, daß die Mächte wenigstens den Willen nicht verkannten... Dank der Vorsehung, die unsere Freyheit rettete. Aber wehe uns, wenn wir jene warnenden Winke nicht verstanden haben, wenn wir uns nicht bemühen, wieder ein Volk zu werden, achtbar durch Eintracht, Freyheitsliebe, Muth, Anhänglichkeit an das Vaterland, gute Einrichtungen, und durch gute Vertheidigungs-Anstalten. Der Zweck unsers Vereines sey, diesen Geist zu verbreiten, ihn zu beleben, wo er herrscht, zu wecken, wo er schläft.“ — An einer andern Stelle drückt sich Hr. Schinz also aus: „Es gibt zweyerley Kantonalgeist: einen löblichen, segenreichen, und einen verdammlichen, verderblichen. Löblich ist der Kantonalgeist, welcher dahin strebt, seinen Kanton groß zu machen, nicht durch geographische Vergrößerung, sondern durch löbliche Einrichtungen aller Art, milde Stiftungen, gute Lehranstalten, passende Gesetze; der sich nicht weigert zum Wohl des ganzen Vaterlandes ein Opfer zu bringen, wenn auch schon für den eigenen Kanton dabey kein bedeutender Vortheil für den Augenblick entspringt, denn der Vortheil des Ganzen fällt immer auf die einzelnen Theile zurück; der sich beeifert in Leistungspflichten, die der eidsgenössische Bund fordert, der erste zu seyn. Das ist der wahre Kantonalgeist, der dem Kanton, in welchem er herrschend ist, zum größten Vortheil gereicht, und ihn zur Zierde und Stütze des Ganzen erhebt. Ein verdammlicher und schädlicher Kantonalgeist ist hingegen derjenige, welcher bey der allgemeinen Noth nur seinen Kanton und dessen vermeinten Vortheil im Auge hat; der zur Zeit der Theurung den Bundesgenossen den Markt schloß; der schlechtes Geld prägt, weil er davon Vortheil zieht; der immer jammert und sich arm stellt, wenn er in die allgemeine Kasse etwas beytragen soll, dagegen ungescheut fordert, wo es um's Nehmen zu thun ist; der nur immer von den Verdiensten seiner Vorväter um die Freyheit spricht, selbst aber kein Opfer dafür bringen will, wenn er nicht unmittelbaren Nutzen für seinen Kanton davon zieht; der andern Eidsgenossen den Aufenthalt in seinem Kanton nicht gestatten will; der so wenig als möglich auf die Bewaffnung seines Kantons verwendet, indem er sich auf die andern verläßt. Dieß und noch viel Anderes ist Kantonalgeist verderblichster Art, der dem allgemeinen Vaterland schaden, und dem Kanton, worin er herrscht, weder Ehre noch Nutzen bringt. Einen solchen Geist nach und nach zu verdrängen, und jenen edlern Kantonalgeist zu wecken, der in seinem Kanton nur ein Glied des Ganzen erblickt; der beym Flor seines eigenen Kantons um so lieber zum Allgemeinen beyträgt; der kein Opfer scheut, welches der Eidsgenossenschaft gebracht werden muß: dieß sey der Hauptzweck unsers Vereines. So wird jeder von uns an seinem Orte, als Staatsmann, als Bürger seinen Kanton zu erheben suchen, seine Verfassung ehren, seine Regierung dadurch stark machen, Bürgerglück und wahre Freyheit verbreiten.“ Am Schluß der Rede wird das Gedächtniß zwey verdienstvoller im Laufe des Jahres verstorbener Gesellschaftsglieder gefeyert, des Zürcherschen Arztes und Botanikers Johann Jakob Römer, und Robert Glutzens von Blotzheim aus Solothurn, des zu früh verstorbnen Fortsetzers von Joh. Müller's Schweizergeschichten, über den mit Wahrheit bezeugt wird: „Wenn Kenntnisse aller Art, wenn umfassender Geist, strenge Moralität, Vaterlands- und Freyheitsliebe und ökonomische Unabhängigkeit, je einen Mann zum Geschichtschreiber eines freyen Volkes eigneten, so war es Glutz.“

Rom, den 27. Juli.

Die Stadt ist ziemlich leer. Nicht nur beynahe alle Zugvögel, sondern auch sehr viele Römer sind abgereist, und es würde noch leerer seyn, wenn nicht das abscheuliche Wetter und die Furcht vor den Räubern viele hinderte, aufs Land zu gehen. Die Räuber sind zwar im Königreich Neapel durch einen von den Oesterreichern unternommenen Generalstreif etwas in ihrer Ruhe gestört, auch 32 gefangen worden, jedoch wird, hier zu Lande wenigstens, der Saame so schnell nicht ausgehen. Vor Kurzem wurde vor den Thoren Roms bey hellem Tage geraubt. Es ist deßhalb sehr wohl gethan, daß man dem Governatore di Rome dictatorische Gewalt, alle Verbrecher wider die öffentliche Sicherheit summarisch zu richten, gegeben hat. In Albano, sonst einem der friedlichsten Orte in der Gegend Roms, haben die Landmilizen einen ihrer Kameraden ordentlich gepürscht, weil er öffentliche Büttelsdienste mit seiner militärischen Auszeichnung gethan hatte. Dieser militärische Geist ist neu und gibt zu manchen Glossen Anlaß.

Das Wetter war den Fronleichnamsprozessionen bis heute sehr ungünstig, doch hielt der heilige Vater seinen gewöhnlichen Umzug. Da die Octave des Festes dieses Jahr mit der Vigilie von St. Peter zusammenfällt, so wurde die Infiorata von Genzano schon verflossenen Sonntag gegeben, unter mäßigem Zulaufe von Rom aus. Sie war schön, aber nicht ausgezeichnet.

Die Herzogin von Devonshire reist in den nächsten Tagen nach Baden bey Rastadt und London ab, wird aber auf den Herbst wieder hieher zurückkehren.

Fea hat in einem eignen Werkchen: L'integrità del Panteon rivendicata a M. Agrippa 32 S. Text, 6 Kupfer und Vignette, und in einem Artikel im Maiheste der Effemeridi litt. einen, jedem Alterthums- und Kunstfreunde werthen, Gegenstand behandelt, und die Meinung von successivem Anbau widerlegt. Nibby gibt Nardinis Werk über Rom mit Anmerkungen heraus.

Beylage: Literaturblatt Nro. 56.

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Freitag den 13. Juli 1821.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Die Sedennacht, ein dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen von Dr. Ernſt Raupach. Leipzig b. Cnobloch. 1820. 165 S. 8.

Dieſes „dramatiſche Gedicht" iſt eben ſo wenig ein modernes romantiſches Ragout, als ein antikes ἐποποιϊκὸν συστημα τραγῳδίας (epiſche Tragödiencompoſition), wogegen Ariſtoteles Poet. XVIII, 15 16. sec. Herm. ſich erklärt hat; es iſt ein Trauerſpiel in aller Form, und zwar ein ſolches, bey dem es ſich der Mühe einer näheren Betrachtung verlohnt.

Rinaldo, Sohn des Dogen von Venedig, iſt mit Klara Kontarini, der Tochter eines Edlen verlobt, und der nächſte Tag ſoll die Wünſche der Liebenden krönen. Das würde höchſt wahrſcheinlich auch geſchehen, wenn nicht der alte Kontarini den Abend vor der Hochzeit die große Unvorſichtigkeit begienge, ſeinem künftigen Schwiegerſohne ein Geheimniß zu entdecken, welches er gerade gegen dieſen, nach dem Willen des mitwiſſenden Vaters, ſtreng verbergen ſollte. Beyde Väter waren nämlich die Häupter einer Verſchwörung, welche am Hochzeitfeſte ihrer Kinder ausbrechen, den übrigen Mitgliedern des Rathes der Zehne das Leben koſten, die Adelsariſtokratie von Venedig ſtürzen, und dem Dogen Faledro die Monarchenkrone auf das Haupt ſetzen ſollte. An dieſer Unvorſichtigkeit hangt das ganze Trauerſpiel. Rinaldo liebt ſchwärmeriſch das Vaterland, die ſogenannte, venetianiſche Republik. Er fleht ſeinen Vater an, von dem Vorhaben abzuſtehen; er läßt durch die Vorſtellung deſſelben, daß die Verſchwörung nicht dem Vaterlande, nicht dem Volke, ſondern nur einer eiferſüchtigen, wortfeſſelnden, vehmrichterlichen Geburtsadels-Herrſchaft gelte, ſich mit dieſem Vorhaben nicht verſöhnen, und ſcheidet von dem Vater mit der Drohung auf die Seite Venedigs zu treten.

Das wird ihm jedoch nicht ſo leicht, als er in der erſten Wallung glaubte. Sein Vater iſt kein unedler Menſch, die Zwecke deſſelben ſind beſſer als das erwählte Mittel, er liebt und achtet ihn, und ſieht ſich nun, ſeine Liebe für Klara abgerechnet, in einem Widerſtreite von Pflicht und Pflicht, der ſein Nachdenken auf die bekannte Stelle des Cicero führt, die hier (S. 37.) ſo verdeutſcht wird:

Wie? wenn nach Tyranney der Vater ſtrebt,
Wenn er das Vaterland verrathen will,
Verſchweigt es wohl der Sohn? Nein, er verſucht
Durch Bitt' und Drohung jenen zu bewegen,
Und wenn es nicht gelingt, und er den Fall
Des Vaterlandes fürchten muß, ſo zieht er
Zulezt das Vaterland dem Vater vor.

Vergebens ſucht er Licht in dieſer Nacht, er kommt zu keinem Entſchluſſe; doch die Umſtände drängen zur Handlung. Der Vater gibt ihm Zimmer-Haft, er entſpringt, die Verſchworenen beſchleunigen die Ausführung, er erfährt es, durchkämpft eine bange Nacht, weckt endlich Einen des Decemvirats, läßt ihn ſchwören, daß den Verräthern an Leben und Freyheit kein Leid geſchehen ſoll, und entdeckt nun den Verrath. Er hat ſich verrechnet, indem er auf des Edlen (Leoni's) Schwur baute. Die That der Verſchworenen wird verhindert, Faledro und Kontarini werden verhaftet und vor den hohen Rath geſtellt; dieſer hat nicht in corpore geſchworen, Leoni wird überſtimmt, und das Todesurtheil geſprochen. Jezt tritt Rinaldo ein, er dringt auf Erfüllung des Schwures, findet aber bey den Edlen kein Gehör, nur Abſcheu vor ſeiner unnatürlichen That, die ſie nutzen. Er ſtürzt fort, den Vater mit Gewalt der Waffen zu retten; er ſezt das Volk in Bewegung; der Decemvir Kornaro entwaffnet es durch die Entdeckung, daß der Sohn ſelbſt der Vater verrathen hat. Die Theilnahme des Volks an ſeinen Leiden wird zur Wuth gegen ihn; ſein Freund und Waffengefährte Bernardo rettet ihn verlarvt, indem er ihn zu ſchneller Flucht fortreißt; aber auch dieſer ſchaudert vor ſeiner That, und erlaubt ihm nicht, unter ſein Dach zu treten.

So ſich ſelbſt überlaſſen finden wir ihn im lezten Akte. Kontarini und Klara, vom verzweifelnden Vater bedrängt, haben ihn verflucht, und bald nach dieſem Fluche iſt die Liebende verſchieden. Die Verſchworenen ſind hingerichtet. Er irrt von den Ruinen eines Gebäudes zu Klara's Katafalk, von da auf den Kirchhof; überall findet er jenen Abſcheu wieder; die Todtengräber ſelbſt, die ſeines Vaters Grab machen, entlaufen vor ſeinem Namen. „Und dennoch

that ich recht!" sagt der Geist in ihm. In dieser Erdennacht ist kein Licht zu erlangen; er gibt sich den Tod, es am Urquell der Wahrheit in der übersinnlichen Welt zu schöpfen.

Hier ist eine Grundidee von furchtbarem Gewicht: die Unentwirrbarkeit des Widerspruches natürlicher und positiver Pflichten. Hier ist ein tragischer Held, der untergeht, indem er darnach ringt, im Erfolge seiner Handlungen beyde streitenden Principien zu vereinigen, das Vaterland und den Vater zu retten. Hier ist eine Masse von äußerem und innerem tragischen Stoffe, schwer genug, menschliche Gemüther zu zermalmen; um sie zum Gefühl ihrer sittlichen Kraft zu erheben, die in der absoluten Geringachtung alles Irdischen ihren Culminationspunkt zu haben scheint. Man sollte glauben, wenn daraus nicht eine der vollkommensten Leidenschaftstragödien gebildet worden; so müßt' es lediglich an einer Beschränkung der Dichtkraft liegen. Aber diese Kraft ist vorhanden, sie ist es in einem ungewöhnlich hohen Grade. Die Beweise dafür sind so häufig, daß der Leser nur willkührlich das Buch aufschlagen darf, um sie in den Einzelheiten der Diction anzutreffen. Und dennoch kein Meisterwerk? — Nein. Die Hauptursache dieses Nein hat ihren Sitz S. 29. in zwey Versen.

Faledro sagt im ersten Gespräche mit seinem Sohne, der für das Vaterland spricht:

Du träumst: will ich Venedig denn zerstören?
Und wen beraub' ich denn des Vaterlandes?

Vor dem hohen Rathe (S. 106.) wirft ihm Kornaro vor, daß er, zum Anwald des Gesetzes erwählt, das Gesetz habe zerstören wollen. Er antwortet:

Nein! das Gesetz, das gleich dem Wort des Herrn
Nicht wird vergehn, wenn Himmel auch und Erde
Vergehen werden, das vom Recht das Unrecht,
Vom Guten uns das Schlechte sondern lehrt,
Das mit dem Menschen sich zugleich auf Erden
Hat angesiedelt, und mit ihm auch einst
Zurück zu seiner Quelle kehren wird,
Das wollt' ich nicht zerstören. Jenes nur,
Das aus der Zeit Bedürfniß aufgesproßt,
Ein Kind der Zeit auch ist, und, wenn's die Mutter
Nicht mehr ernährt, zum Ungeheuer wird; (brav!)
Das wollt' ich brechen, weil es statt des Schattens,
Den einst es gab, nun gift'gen Dunst verbreitet.

Er spricht statt eines Fluches über seinen Verräther die Worte:

Bewahre die Natur jedweden Vater
Vor einem solchen Sohn, und schenke Gott
Jedweder Stadt solch einen treuen Bürger.

Er stirbt endlich unter Henkers Hand

So wie ein Held, der zürnend, weil ihn treulos
Das Glück verlassen, dem verlornen Ruhme
Sein Leben nachwirft.

Diese Züge geben jenen zwey Versen ein Gewicht von Wahrheit, welches alle Sophismen der patriotischen Tugend Rinaldo's niederdrückt, ihm den besten Theil der tragischen Mannheit raubt, und seine Erdennacht in eine rein subjective Blindheit des Verstandes verwandelt.

„Wenn nach Tyranney der Vater strebt," das ist der Fall, den Cicero sezt; aber unser Dichter sezt den entgegengesezten: Faledro will eine verjährte Tyranney stürzen. Nicht den Zweck konnte der wahre Patriot mißbilligen, nur das Mittel (den Mord) mußte der Mensch in ihm verwerfen; und hier galt es auch, nur gegen dieses, nicht gegen jenen zu handeln. Die Möglichkeit dazu war da, abgesehen von der Zweifelhaftigkeit des Erfolgs. Wie er des Vaters Leben in Sicherheit zu stellen suchte, so konnt' er das der Decemvirn zu retten trachten, indem er einen ähnlichen Schwur von den Häuptern der Verschwörung verlangte, und ihn zur Bedingung seines Schweigens machte. Beharrten sie auf der politischen Nothwendigkeit des grausamen Mittels; so hatt' er das Seinige gethan, und es war nun ihre Sache, zugleich mit seiner Person auch ihr tödtliches Geheimniß zu verwahren. Das gab freylich kein Trauerspiel; aber dieses war auf andere Weise, und zwar weit leichter, als das Leben der Decemvirn zu retten. Setzen wir, der Doge war einer von den Staatsmännern, die ihr Inneres aller Welt, selbst ihren Kindern, zu verbergen pflegen (woran sie beyläufig gar nicht so übel thun); der Sohn kannte seinen Charakter nicht; Kontarini, der aus Egoismus und Rachsucht handelt, und dieß nicht verhehlt, verleitete ihn unwillkührlich, bey dem Vater ähnliche Triebfedern, böse, herrschsüchtige Absichten vorauszusetzen; er sah nicht blos die Regierungsform, deren verderbliche Seite ihm entgieng, sondern die Freyheit seines Vaterlandes, seines Volkes, in Gefahr; er flehte für dieselbe; der Vater verschmähte es, ihn jezt, im Andrange der Katastrophe, über seine Absichten eines Besseren zu belehren; er zog es vor, den gefährlichen Mitwisser zu verwahren: nun befreyt sich der Aufgebrachte, und thut — nach Cicero's Ausspruche. Zu spät erkennt er den verkannten Vater, und geht nun mit ihm unter, ungefähr wie es Aristoteles (XIII. 5.) vom tragischen Helden verlangt: δι' ἁμαρτίαν τινα, d. h. nach Herrmanns Uebersetzung: per errorem aliquem, sin malitia et turpitudine. Einiger Irrthum (error aliquis) ist hier freylich auch vorhanden; aber es ist der rechte, aristotelische nicht. Der Stagyrit meint offenbar eine moralische Verschuldung, eine menschliche Verirrung aus Leidenschaft; aber keineswegs eine Verirrung des Verstandes, einen Mangel an Einsicht in die Lehre von den Pflichten, und in das Wesen des Staats. Daß Rinaldo den Begriff des Vaterlandes von dem der Regierungsform nicht unterscheiden kann, daß er den römischen Moralphilosophen nicht versteht, oder den vorhandenen Fall unlogisch unter dessen casuistischen Ausspruch subsumirt,

darinne liegt keine moraliſche Verſchuldung; das iſt Mangel an Geiſtesfähigkeit, iſt Stiefmütterlichkeit der Natur, und widert uns daher am tragiſchen Helden. Anſtatt mit ihm zu leiden, wenn ihn ſeine Zweifel quälen, möchte man ihn lieber belehren, möcht' ihm zeigen, daß ſie ohne allen Grund ſind, möcht' ihm den Cicero de offic. erklären, und mit ihm die Lehre von den verſchiedenen Staatsformen repetiren. Anſtatt für ihn zu zittern, wenn die unerkannte Abſcheulichkeit ſeiner vermeintlichen Pflichterfüllung in der öffentlichen Meinung ihn brandmarkt und aus dem Kreiſe der Menſchheit verſtößt, möchte man auf dieſe öffentliche Meinung zürnen, weil ſie in der Lehre von Zurechnung ſo unwiſſend iſt, und Verſtandesfehler gleich Vergehungen des Willens verdammt. So geräth man in einen Strudel von durchaus unangenehmen, ungemiſcht widrigen Empfindungen, in welchen uns der Ausgang nur tiefer untertaucht, anſtatt uns daraus zu erheben. Von den drey Fällen, welche der Stagirit XIV, 14 – 19 unterſcheidet: wiſſentlich Uebel thun wollen und nicht thun — unwiſſentlich es vollbringen und nach der That dafür erkennen — unwiſſentlich vollbringen wollen, vor der That erkennen, und nicht vollbringen; und von welchen er den erſten, als Kataſtrophe betrachtet, für den ſchlechteſten (χείρισον), den zweyten für den beſſeren, und den dritten für den beſten erklärt, iſt hier zwar der ſchlechteſte nicht vorhanden, aber auch der beſte nicht, und von dem beſſeren nur die erſte Hälfte: Rinaldo begeht die Unthat zwar unwiſſentlich, d. h. ohne ſie dafür zu halten; aber es fehlt das πράξαντα ἀναγνωρίσαι, er erkennt ſie ſpäter nicht dafür, und erſticht ſich nur, um jenſeits zu erfahren, was wir dieſſeits ſchon eben ſo klar einſehen, als lebendig fühlen.

Wer indeſſen mit ſeinem Gefühl über dieſen Stein des Anſtoßes hinauskommen, wer es über ſich gewinnen kann, den Helden nicht gleich bey'm erſten Gedanken an Verrath eines ſolchen Vaters zu verdammen — und das werden wenigſtens die Ultra-Liebhaber der hiſtoriſch begründeten Staatsformen können, denen nur das Beſtehende das Heilige der Menſchheit iſt —; der wird bey'm Leſen dieſes Stücks die volle Wirkung einer bedeutenden tragiſchen Kraft empfinden. Sobald man annimmt, es ſey wirklich Nacht in dieſem Gebiete der irdiſchen Moral; ſo hat man, bis auf einige, wenig ſtörende Ungewandtheiten in Handhabung der dramatiſchen und theatraliſchen Formen, eine Leidenſchaftstragödie des erſten Ranges, eben ſo dichteriſch gedacht, als ausgeführt.

Im Lit. Bl. von 1819. Nr. 47. hat Rec. die früheren, dramatiſchen Erzeugniſſe dieſes Vs. angezeigt. Die zwey erſten, Timoleon und Lorenzo, mußte er Schülerarbeiten nennen; aber das dritte, in demſelben Bande enthaltene, die Fürſten Chavanſky, ſtach davon ſo gewaltig ab, daß er die Anzeige mit den Worten ſchloß: „Wenn das nächſt-künftige Stück über dieſes dritte ſich nur halb ſo hoch erhebt, als daſſelbe an poetiſcher Kraft die beyden Vorläufer übertrifft; ſo wird die Kennerſchaft ihn unbedenklich als dramatiſchen Dichter begrüßen können." Dieſen Fall achtet Rec. für eingetreten. Man höre Rinaldo vor der That:

Du goldner Sand der großen Uhr der Welt,
O! rinne nicht ſo flüchtig, Heer der Sterne!
Was mögt ihr, eilend, Großes denn gewinnen?
Kein Himmel, keine Hölle harret eurer;
Euch treibt die Zeit nicht, denn ihr ſchafft ſie ſelbſt,
Die Schadenfrohe. — Oder bangt euch ſchon,
Mit anzuſchauen, was ein Ungeheuer
Will gegen ſeinen Vater unternehmen?

Man hör' ihn nach der That:

Wo biſt du, Vaterland? — Erſcheine! — erſcheine!
Nimm mich an deine Bruſt, damit ich fühle,
Es ſegnet mich ein Weſen — ach! nur Eins! —
So viel des Schimpfs, der Schmähung und des Fluchs!
Und keinen Dank — nicht einen Dank auf Erden.

Man höre ihn am Schluſſe:

Ich weiß, wenn ich den Erdkreis auch durchzöge,
Ich fände doch in keiner Menſchenſprache
Ein ander Wort für mich, als Fluch. — Der Geiſt,
Der richtend in mir wohnet, ſteht allein
Der Welt mit ſeinem Zeugniß gegenüber;
Doch wagt auch er nicht, mit des Segens Schild
Mich vor dem allgemeinen Fluch zu ſchützen;
Dann treten meine Thaten vor mein Auge,
Durchzuckt ein Schauer alle meine Nerven,
Und Reue droht mir, denn ich bin ein Menſch.
— — — — — —
Ich weiß, Natur, daß ich mit dir gebrochen —
Du biſt die ſtärkre hier an dieſer Sonne,
Ich weiche dir. —

Wer erkennt hier nicht den Dichter? Den Dramatiker verbürgen beſonders die Scenen S. 91. 98. 104. 122. Die ganze Compoſition, trotz des gerügten Fehlſchuſſes in Betreff der Moralphiloſophie, erhebt ſich weit über die Fürſten Chavanſky; denn bey gleicher Kraft der Situationen und Begebenheiten hangen dieſe wie jene mit der Grundidee, welche das Geſchick des Helden prediget, weit inniger zuſammen. Der Richter in unſerer Bruſt iſt über dem Richter in unſerem Haupte. Das iſt die eigentliche Lehre des Stückes, und was der Held bey unſerem Gefühl verlor, als er das Geſetz der Natur — als er Vater und Geliebte einer politiſch-philoſophiſchen Tugendſchwärmerey zum Opfer brachte; er würd' es vielleicht mit Einem Zuge wieder gewinnen, wenn er am Schluſſe die Klarheit dieſer Lehre anerkennte, anſtatt ſie in das, hier chimäriſche, Dunkel der Erdennacht zu ſtellen.

Dieſe Dichtung verdient daher die Aufmerkſamkeit der Freunde Melpomenens in hohem Grade.*) Sie iſt der

*) Unter denen, welche Amtshalber Freunde dieſer Muſe ſeyn ſollten, hat, ſoviel ich weiß, bis jetzt der Theaterver-

Flügelschlag eines aufsteigenden Aars, der noch gegen den Druck der Wolken kämpft; und es sind nicht die schweren Wolken überwiegender Sinnlichkeit, sondern nur die Nebel philosophischer Doctrin. Sein Fittig wird sie zertheilen, und sein Auge die Sonne der Wahrheit schauen, die, aller Wolken ungeachtet, die menschlichen Gemüther erwärmt. Der Druck des Buches ist freundlich und bequem, aber leider sehr uncorrekt.

---

sieber in Leipzig ganz allein das Verdienst, ihr diese Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Wien und Berlin, obschon dort gewissermaaßen dramatische Dichter (West und Wolff) das Repertoire machen, und obschon letztgedachte Bühne mit Flachwaare überdeckt ist, haben keine Notiz davon genommen.

M.

Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortsetzung.)

Geschichte der Religionen und der Kirche. Tabellarischer Abriß der vorzüglichsten Religionen und Religionsparteyen der jetzigen Erdbewohner, insonderheit der christlichen Welt, enthaltend Nachrichten über die Entstehung, Schicksale, hauptsächlichsten Lehren und Gebräuche dieser Religionen u. s. w. nebst einer tabellarischen Uebersicht der Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdboden in den fünf Erdtheilen. Von Karl Gerhard Haupt, zweyten Pred. an d. Nik. Kirche zu Quedlinburg. Quedlinburg u. Leipzig 1821 gedr. und verl. von Gottfr. Basse. Fol. (1 Thlr. 16 gr.) Die Vorrede mit Titel und Inhaltsanzeige 2 Bogen, die Tabellen selbst 23 Bogen, welche nur auf der einen Seite bedruckt sind. Tab. I — XVII. enthält die Juden und die verschiedenen christl. Religionsparteyen. Tab. XVIII. die Muhammedaner u. Drusen. Tab. XIX. die Bekenner der Lehre des Confucius, die Seiks, die Wechabiten. Tab. XX. u. XXI. die Sabäer, Schamanen, Bekenner der Lehre des Fo, Brahmanen, Buddhaisten, Lamaisten, Fetischanbeter. Tab. XXII. u. XXIII. Uebersicht der Ausbreitung des Christenthums in den fünf Erdtheilen. Um unsern Lesern anschaulich zu machen, wie Hr. H. die größern Partieen behandelt hat, will Ref. die Rubriken von Bogen 3 — 5, auf welchen die römisch-kathol. Kirche aufgeführt ist, angeben. Sie sind: Erkenntnißgrund des christl. Glaubens, Lehren, kirchliche u. andere religiöse Gebräuche, symbolische Bücher, Parteyen in der rechtgläubigen röm. kathol. Kirche, Gallicanische Kirche, Jansenisten, Länder, welche die röm. kath. Christen bewohnen, und Anzahl ihrer Bekenner. In diesen auf jedem einzelnen Bogen neben einander stehenden Rubriken ist der Vortrag zusammenhängend. Von den Religionsparteyen, denen weniger Raum gewidmet ist, sind mehrere auf Einem Bogen neben einander vereinigt. Die Mühe, welche Hr. H. auf diese Arbeit verwendet hat, läßt sich nicht verkennen; doch scheint dem Ref. der Gewinn derselben für das Publikum nicht groß. Der Gelehrte weiß sich gründlicher zu belehren; der blos Gebildete versteht das Latein nicht, welches hin und wieder vorkommt. Jede Rubrik kann nur einzeln gelesen werden; es bringt daher keinen Vortheil, daß sie neben einander gedruckt sind, vielmehr wurde Hr. H. dadurch beschränkt, daß er jedes Fach verhältnißmäßig ausfüllen wollte. Darüber mögen unsere Leser selbst urtheilen, ob die angegebenen Rubriken ihren Gegenstand erschöpfen; allein das muß erinnert werden, daß die kirchlichen und andern Gebräuche ohne Ordnung in buntem Gemisch neben einander stehen, manches in 2 Rubriken vorkommt und der Styl nicht gedrängt genug ist. Auch im Einzelnen giebt es noch hinzuzuthun und zu verbessern. Nicht erwähnt ist Bogen 2, daß die Gemara doppelt ist, die frühere in Jerusalem, die spätere in Babylon verfaßt. Für unsere Volksschulen würde es wenig Segen bringen, wenn, wie Herr H. will, als Vorschule eines jeden Religionsunterrichts die verschiedenen Religionen und Religionsparteyen den Kindern bekannt gemacht würden. Dieß wäre unstreitig der Weg, diese Armen um alle Religion zu bringen. Die Nachträge und Druckfehler betragen fast einen halben Bogen. — Triumph der Wahrheit. Eine getreue Schilderung aus Luthers Leben und Lehre. Allen Deutschen zum Weihnachtsgeschenk von Dr. B. Schmitz, Lehrer der Philosophie und der Philologie zu Göttingen. Göttingen. 1821. auf Kosten des Vfs. 63 S. 8. (8 gr.). Von Luther's Leben und Lehre ist hier nur auf einigen Seiten die Rede. Die Hauptabsicht des Vfs. ist, seine Ansichten vom Christenthum darzulegen, daß es die Lehre der höchsten Vernunft, der lebendigen Idee und des Vernunftglaubens sey, die Wahrheit desselben auf sich selbst ruhe, lebendig geglaubt oder begriffen werden müsse und ohne dasselbe, oder, welches Eins ist, ohne den Vernunftglauben durchaus kein Mensch wahrhaft selig werden könne. Der Vf. scheint dichterische Anlagen und Kraft zu haben; es fluthet aber bey ihm noch Alles so unbestimmt hin und her, daß er sich selbst nicht zu verstehen scheint. Nur Eine Probe aus dem angehängten: Psalm des Glaubens für alle Völker: „Der Weise, der die ganze Welt im treuen Bu„sen, lebenschaffend trägt: Der Weise, der das All um„faßt, der in dem All das Eine sieht: Der Weise, der die „Wesenheit — in seines Wesens Tiefe fühlt: „Der Weise „lebt in Gott allein, mit Gottes Kraft ist er erfüllt, Sein „Gott ist immerdar mit ihm, die Urkraft lebt in seinem „Busen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 168.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Juli 1821.

Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Gotter.

Das Pathen-Geschenk.

(Fortsetzung.)

Indessen verhehlte ich meinem Freunde keine einzige Wahrheit, die der Tante zum Ruhme gereichen konnte, und mit Freuden ward ich bald gewahr, daß er sich von der Dame, deren Bekanntschaft ich ihm zugesagt hatte, einen günstigen Begriff machte. Auch nahm seine Achtung für mich und seine Zuversicht allmälig zu, als er bemerkte, wie beharrlich ich mich weigerte, seine Neugierde zu befriedigen, obgleich es auf der andern Seite ihn höchlich wunderte, daß ich das Zutrauen der Unbekannten so schnell gewonnen hätte. — Bey der Tante war ich gezwungen, einen langen Bericht zu erfinden, um es ihr begreiflich zu machen, daß man mich wirklich für ihren Abgeordneten hielte; allein Alles, was ich ihr von dem Freunde erzählte, war buchstäblich wahr, und bewegte sie tief. — „Gott! wenn du mich deines Segens nicht unwürdig hältst," seufzte sie still, „wird vielleicht mein Vorhaben gelingen."

Jezt kam es darauf an, sie zusammen zu führen, ohne daß Eins von Beyden ahnete, wen er finden würde; wenn die Tante zu früh inne ward, daß es Grund wäre, der sie erwartete, würde sie sich ohne Zweifel in demselben Moment zurückziehen, und sein Herz hatte einen elektrischen Schlag sehr vonnöthen, um es aus dem langen Todesschlaf zu wecken, in den sein Unglück es gewiegt hatte. Ich wollte ihm jenen beybringen. — Ich trug der Tante die Zusammenkunft an, wozu ich Grund schon beredet hatte, und fand sie bereiter dazu, als er es gewesen war; sie schien sich sogar zu freuen, daß sie auf diese Art nicht nöthig hätte, ihren Namen preiszugeben, welcher Umstand ihr viel Ueberwindung gekostet haben würde. — Mit hoffnungsvollem vertrauenden Herzen stieg die Tante an dem bestimmten Abend mit mir in einen Miethwagen, der uns durch allerley Umwege nach Grunds Wohnung brachte. Ich hatte ihr nicht einmal den Namen der Straße nennen wollen, und ihre innere Unruhe war viel zu groß, um sie bemerken zu lassen, wohin der Wagen uns führte; auch hatte ich schon vorher Sorge dafür getragen, daß sich in den äußeren Zimmern kein Gegenstand befand, der an die Vergangenheit erinnerte, und wider meinen Willen das Geheimniß vor der Zeit hätte verrathen können. — Sie drückte bebend meine Hand, als ich sie dort verließ, um dem Freund ihre Ankunft zu melden. Sein Gesicht verrieth Furcht und Sehnsucht. — „Noch einmal, ehe es zu spät wird," fragte er mich mit heftiger Unruhe, „was rathen Sie mir?" — Sie hatte mir dieselbe Frage gethan. — „Ich bin überzeugt, daß diese Dame ihre Liebe verdient," erwiederte ich fest und mit Feuer; „sie hat sehr gefehlt, allein sie hat sehr hart gebüßt, — und ich bin überzeugt, daß niemand besser als Sie ihr Herz mit seinem Schicksal aussöhnen kann." — „Gut! Sie komme denn!" —

Ich öffnete die Thüre, sie trat langsam herein; ihre Blicke suchten ihn. Doch sie kannte ihn vielleicht wegen des Halbdunkels nicht. Er dagegen war stumm vor Schrecken und Erstaunen; mit quälender Angst bemerkte ich seinen

Zuſtand; doch noch mehr fürchtete ich die Wirkung dieſes Augenblicks auf ſie. — Es war ja nicht möglich geweſen, ſie vorbereiten zu können. — Sie trat noch einen Schritt näher, und begann bebend: „mein Herr!“ — In demſelben Augenblick ſank er kraftlos zurück auf das Bett, indem er rief: „Welch ein Geſchick! Amalia, — Sie? — —

Die Tante ſtand wie vom Blitz getroffen, ſie ſtarrte ihn an, warf einen ſtechenden Blick auf mein ängſtliches Lächeln, und ſank mir zum zweytenmal ohnmächtig in die Arme. Es dauerte lange, ehe ſie wieder zu ſich kam, es war mir während deſſen nicht möglich, Grund zu beobachten, der ſich in quälender Verlegenheit befinden mußte. — Als ſie wieder die Augen erhob, hefteten ſich dieſe mit ſchmerzlichen Vorwürfen auf mich. Leiſe flüſterte ſie: „das war grauſam!“ — „Ja!“ erwiederte ich, „allein wie konnte ich es anders machen? wie konnte ich nur ein Wort mehr ſagen, ohne euch unwiederbringlich von einander zu reißen? und bey dem ewigen Gott, eure Herzen gehören zuſammen. Ich kenne ſie alle beyde.“ — Die Mühe, die es mich koſtete, Beyder Erſtaunen, die Scham der Tante, die Verlegenheit des Freundes zu bezwingen, läßt ſich nicht beſchreiben; doch als die erſten peinlichen Minuten vorüber waren, ging es ſchon beſſer. Ich ſezte mich zwiſchen ſie, bat mir ein tiefes Schweigen von Beyden aus, und nun erzählte ich ihnen offenherzig und treu den ganzen Zuſammenhang; die Geſchichte meiner Tante, die ich nur leicht berührte, weil ich dem Freunde ſchon vorher den ſpätern Theil derſelben ſehr umſtändlich berichtet hatte, machte jezt, da er die eigene Geliebte darin erkannte, einen tiefen Eindruck auf ihn. Beſonders als ich mit der Verſicherung endigte: „Sie hat ſie immer geliebt!“

„O!“ rief er, indem er ihre Hand ergriff, „dieſe Ueberzeugung würde mich vor ſiebenzehn Jahren überſchwenglich glücklich gemacht haben!“ — „Wer weiß?“ ſagte ich halb laut. — Die Tante ſprach nur durch ihre Thränen, aber ſie gab ihm willig die Hand hin.

Wir ſchwiegen Alle, die Beyden unwillkürlich, ich mit Fleiß. — Endlich nahm ich das Wort wieder, ich legte ihnen Fragen vor, die, wie ich wohl merkte, auf ihren Lippen brannten, ohne ſich im Worte losreißen zu können. Ich mußte zwar mitunter auch ſelbſt Antwort geben, allein ich ſah deutlich, daß ich ihre Herzen traf. — Ihre Hände umfaßten ſich noch. Endlich ſagte Grund, indem er die Augen langſam gen Himmel richtete: „Sollte es mir wirklich noch gelingen, für etwas auf dieſer Welt leben zu können! Es kommt auf dich an, Amalia?“ — „Ja!“ entgegnete ſie mit Würde: „Ich nehme deine Hand an, denn jezt bin ich meiner ſelbſt ſicher.“ —

(Der Beſchluß folgt.)

Der Montenegro.

(Fortſezung.)

Die Montenegriner ſind Chriſten der ſerviſch griechiſchen Kirche, die von der ſchismatiſchen, von der ſie ſich ableitet, in manchem Gebrauche abweicht. Die Sakramente haben ſie mit der katholiſchen Kirche gemein, aber nicht das Dogma, noch die Ceremonien, noch die Heiligthümer. Ein Montenegriner-Prieſter würde einen katholiſchen Altar, bevor er darauf opferte, reinigen laſſen; er erkennt auch die katholiſche Taufe nicht an, und legt einem Bekehrten folgende Fragen vor: Entſagſt du dem Pabſt? — Entſagſt du dem römiſchen Kreuz? — Entſagſt du dem Samſtags-Faſten? — Das Volk verwirft die Bilder, inſofern ſie auf Leinwand gemahlt oder als Statuen gebildet ſind. Auf Holz gemalte Bilder, verehrt es. Die Prieſter geſtatten die Simonie in ſo weit, daß ſie einem Räuber die Abſolution geben, wenn er mit ihnen den Raub theilt, und daß ſie die lezte Wegzehrung faſt nie ertheilen, bevor ſie eines Kaufpreiſes dafür einig geworden ſind. *) Uebrigens übt der Prieſter hier, ungeachtet ſeiner Unwiſſenheit, vielen Einfluß auf die Gemüther des Volks aus. Ihre Kirchen ſind wie die katholiſchen mit dem Eingang gegen Morgen gerichtet; ihre Bauart iſt einfach. Ueber dem Eingang befinden ſich drey Bögen, in deren jeden eine von Außen zu läutende Glocke hängen ſoll. Das Innere iſt ſorgfältig ausgeweißt, nirgends ein Gemälde, keine Bänke, noch Stühle; der Altar iſt nichts als ein drey Fuß hoher Steinwürfel; allein dieſer iſt nicht ſichtbar, oder doch nur ſelten, denn das Heiligthum iſt durch eine roh gemalte bis an die Doppelbögen des Gewölbes ſteigende Bretterwand verborgen. Dieſe Wand hat gewöhnlich drey Thüren, wovon die mittlere, größere, doppelte Flügel hat, die beyden Seitenthüren aber nur mit Vorhängen geſchloſſen ſind. Bey der erſten Aufhebung der Monſtranz wird der eine Vorhang geöffnet und der Prieſter zeigt ſich, den Kelch mit der Rechten auf ſeinem Haupte haltend, bey der zweyten fliegen plözlich beyde Flügel der großen Thüre auf, und die ganze Verſammlung ſcheint in tiefe Andacht verſunken. Bey dem Abendmal bedient man ſich nicht der Hoſtie, ſondern ungeſäuerten Brodes, welches in der Aſche gebacken wird, und dieſe müſſte von einem Holze zurückbleiben, welches vermöge eines Brennſpiegels von dem Sonnenſtrahl angezündet war. Dieſe Ceremonie hat drey- oder viermal

*) Der Hr. Vlaſta erlaube uns zu bemerken: daß dieſe beyden Punkte als Mißbrauch ſtatt finden mögen, allein als Geſez wohl ſchwerlich beſtehen; daß der Mißbrauch aber nie unter Gebrauch und Geſez aufgezählt werden ſoll. Der Verf. ſagt ſelbſt, daß der Prieſter faſt nie die Weggehrung ertheile u. ſ. w. alſo iſts keine Berechtigung, ſondern ein perſönlicher Mißbrauch. Dieſe Stelle würde uns Hrn. Vlaſtas Zuverläſſigkeit überhaupt verdächtig machen, wenn nicht der Gegenſtand ſo gar leicht zur Unbilligkeit Veranlaſſung gäbe.

des Jahrs bey den größten Festen unter großen Feyerlichkeiten statt. Dieses Brod wird unter langen Ceremonien in dem Kelche mit dem Weine vermischt, und den Gläubigen in einem silbernen Löffel dargereicht. *)

Die heilige Jungfrau wird von diesem Volke sehr eifrig verehrt; jeder Einwohner stellt ihr auf Holz gemaltes Bildniß an dem Ehrenplatz seines Hauses auf, und zündet Sonntags eine, meistens silberne, Lampe vor ihr an; ja oft brennt diese schon am Vorabend der Festtage, und dieses Geschäft gehört mit in den Gang des Haushalts. Ein vor diesem Bildniß ausgesprochener Schwur wird selten gebrochen.

Die jungen Mädchen erscheinen nur zweymal des Jahrs in der Kirche, zu Ostern und Weihnachten. Die Frauen haben daselbst einen vergitterten Platz, oberhalb des Eingangs, wo bey uns die Orgel angebracht ist. Die ganze Gemeinde, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, steht während des ganzen Gottesdienstes, und beträgt sich höchst anständig und still.

Die Häuser-Weihe, welche allzeit im Frühjahre und im Herbst statt findet, ist ein sehr feyerlicher, ehrwürdiger Gebrauch. Alle Priester einer Gemeinde oder eines Klosters begeben sich unter Gebeten und in Prozession in die Wohnungen und besprengen, vom Eingang bis zum Dach, jedes Gemach mit Weihwasser. Nur die Pfarrer sind hier verheirathet; es wird ihnen ein kleines Feld angewiesen, welches sie nebst ihrer Familie, eigenhändig anbauen; sie dürfen ohne Unterschied alle Fleischarten genießen, sind aber den allgemeinen Fasten unterworfen; die Mönche leben im Cölibat und essen gar kein Fleisch. Außer den geringern Fasten haben die Montenegriner deren zwey sehr lange und strenge; Frösche, die für ein unreines Thier gehalten werden, dürfen sie nie genießen, auch verabscheuen sie solche, und verachten diejenigen, welche sich damit nähren.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Tourneforts Reisen enthalten die genaueste Beschreibung der in Griechenland und auf den griechischen Inseln üblichen Kirchengebräuche, der man um so mehr trauen kann, weil die Reisenden zu seiner Zeit noch nicht bewiesen, sondern einzig erzählen wollten.

Der indische Fakir, Purrum Soatuntre.

Dieser Mann lebte im Jahr 1792 zu Benares von einem kleinen Gehalt, den er von der Regierung bezog. Um sich zum Heiligen zu bilden, ließ er sich ein Bett mit großen eisernen Nägeln beschlagen, deren Spitzen überall lange hervorragten, und auf diese Nägelspitzen legte er sich Jahre lang gemüthlich nieder. Sein eigentlicher Name ist Perkasamud, aber er gab sich den Namen Purrum Soatuntre (ein Mann, der sich selbst in der Gewalt hat). Dem brittischen Missionar, Herr Duncan, der ihn auf seinem Lager sah, erzählte er seine Geschichte, welcher Nachstehendes enthoben ist:

Seine Eltern kamen gerade als Pilgrimme vom Feste des Juggernaut zurück, als er unterwegs geboren wurde. Noch nicht zehn Jahre alt weihte er sich heiligen Betrachtungen und der religiösen Abtödtung, indem er nackt auf Dornbüscheln schlief. Diese Uebung trieb er zehn Jahre lang, als seine Verwandten verlangten, daß er heirathen sollte. Weil ihm dieß nicht gefiel, so ging er auf die Wanderschaft. Er reiste bis tief nach Tibet hinein, und hielt an jedem Tempel seine Andachten. Von dort aus wanderte er nach Caschmire, und von da bis zum caspischen Meere hinauf. An einem Orte unterwegs, sagte er, schloß ich mich in ein Loch ein, wo ich zwölf Jahre lang Buße zu thun gelobte. Würmer wuchsen und nisteten in meinem Fleisch, wovon noch die Spuren vorhanden sind. Als ein Jahr verflossen war, öffnete der Rajah (König) meine Zelle. Dieß brachte mich so auf, daß ich ihm sagte: Entweder sey von mir verflucht, oder mache mir ein Ser-Sedscha (ein Nägelbett). Wirklich ließ mir der Rajah das Stachelbett verfertigen, auf dem ich jezt liege.

Der Rajah hatte Mitleiden mit dem armen Selbstpeiniger, und machte nach zwölf Monaten seine Zelle wieder auf, um ihm zuzureden, von seiner unmenschlichen Strenge gegen sich nachzulassen; aber er wurde von dem Fakir mit fanatischer Wuth aufgenommen. „Unverschämter Störer meiner verdienstlichen Uebungen," rief er aus, „auf dich müsse die ganze schwere Last meines Fluches fallen. Nur unter einer Bedingung lasse ich dich von dem Bannfluche los: setze meinen Entschluß auf schwerere Proben, und gib mir Gelegenheit, ein noch höheres Verdienst zu erreichen; mache noch spitzigere Stacheln an mein Bette, damit ich dir zeige, wie sehr ich über die Sterblichen erhaben bin."

Von diesem Augenblicke an wurde dem Unglücklichen sein Stachelbett ein Triumphwagen. Er ließ sich auf demselben herumtragen, und machte die weite Reise über die ganze Halbinsel bis zum Tempel des Juggernauts, und von da nach Ceylon hinab und bis nach Surat hinauf. Nachdem er von dort aus zur See Muscat besucht hatte, und nach Surat zurückgekehrt war, brachte er dort zwey Jahre auf seinem Bette zu.

„Es sind nunmehr fünf und dreyßig Jahre verflossen, fuhr der Fakir fort, seitdem ich die Tupissa (religiöse Marter-Uebung) auf diesem Stachelbett mache. Ich habe auf demselben alle heiligen Orte in Asien besucht, und will jezt in Benares bleiben. Drey Yugs (Zeitalter) sind bereits vorüber, und wir leben jezt im vierten, wo selbst Rajahs (Könige) uns dienen müssen. Geben Sie mir nun etwas zu meinem Unterhalte, damit ich Sie segne."

Herr Duncan legte aber dem armen Fakir eine unerwartete Frage vor. Er bemerkte ihm nämlich, daß unter den achtzehn Arten religiöser Selbstreinigungen, welche

die heiligen Bücher der Hindus den Geweihten vorschreiben, die, welche er erwählt habe, nicht genannt sey; und daß er daher glauben müsse, daß ein sehr großes Verbrechen auf ihm ruhe, weil er es für nöthig finde, einer so unmenschlichen Selbstpeinigung zur Versöhnung seiner Sünden sich zu unterziehen. Er möchte ihm daher sagen, was für ein Verbrechen er begangen habe.

Der Fakir gab eine Antwort, die seinen Stolz und seine Religions-Schwärmerey zugleich beweist. „Im ersten Zeitalter, sagte er, verrichtete ein einziger Heiliger diese Uebung. Im zweyten trieb sie Rawono 10,000 Jahre lang. Im dritten that Bickma dasselbe, und im vierten treibe ich sie jezt fünf und dreyßig Jahre. Ist's um ein Verbrechen zu büßen, so möge mich Wesweischuna diesen Augenblick mit dem Aussaz bestrafen."

Das Stachelbett that indeß dem armen Selbstpeiniger nicht Genüge. „Auf diesem Nägelsitze sagte er, habe ich im Winter vier Monate lang Dschel-Sedscha gemacht." Um nämlich sein Verdienst zu erhöhen, ließ er einen großen Wassertopf über seinen Kopf anbringen, und zur Winterzeit kaltes Wasser Tropfenweise Tag und Nacht auf seinen Scheitel herabträufeln. Ja er ging noch weiter. Bey brennender Sonnenhitze auf seinem Bette liegend, ließ er große Holzklötze um sich herum anzünden und verbrennen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juni.

Der Jahresbericht, welcher am 7. Mai der naturforschenden Gesellschaft in Zürich durch ihren Aktuar, den Hrn. Doktor Schinz, über die Verhandlungen vom März 1820 bis dahin 1821 erstattet ward, besaßt unverwerfliche Zeugnisse der rühmlichen Thätigkeit dieses wissenschaftlichen Vereines, der, wie eine der Ältesten der zürcherschen und schweizerschen gelehrten Gesellschaften, so auch eine ihrer achtungswürdigsten und verdientesten ist. Die Herausgabe der Schriften einzelner Gesellschaften ist durch die Menge allgemeiner und gar viel schneller verbreiteter Zeitschriften größtentheils überflüssig geworden, und dieß ist auch der Grund, warum der Zürcher Verein keine neue Sammlung seiner Arbeiten veranstaltet, obgleich nicht in Abrede gestellt werden mag, daß durch eine solche Veranstaltung zuweilen auch sehr vorzügliche Aufsätze zur öffentlichen Kunde gelangen würden, die nun ohne sie ungedruckt bleiben. Dahin rechnen wir vor Allem die jährlichen Reiseausflüge durch minder bekannte Alpengegenden, deren Beschreibung Hr. Staatsrath Escher von der Linth der Gesellschaft mittheilt, und deren für Geologie, Geognosie und Kenntniß des Alpengebirgs insbesondere höchst wichtiger Inhalt bis dahin in seinen Kartons meist verschlossen blieb. Die mit einer Menge belehrender Zeichnungen und Ansichten versehenen Reiseberichte des Hrn. Escher würden, nach dem jetzigen Stand der Wissenschaften, für die Kenntniß der Alpen nicht weniger leisten, als die Scheuchzer'schen vor mehr als hundert und die Reisen Saussure's vor bald funfzig Jahren, nach dem damaligen Zustand der Kenntnisse geleistet haben. Dießmal waren das Juragebirg und der Lutmanier die Vorwürfe der Reisebemerkungen. Im Jahr 1820 hat Hr. Escher die Spize des leztern, in der höchsten bündnerischen Alpenkette, zwischen dem Medelserthale und dem Thale Blegno des Kantons Tessin gelegenen Berges, zuerst erstiegen; seine Höhe über der Meeresfläche fand er zu 9830 Fuß. Die Verhältnisse des Jura- zum Alpen-Gebirg und ihre Verschiedenheiten, sind noch nirgend anderswo so umfassend und in überall aus eigner und oft wiederholter Beobachtung geschöpfter Darstellung behandelt worden. Was gleichfalls Hr. Escher über die Verhältnisse des Bagnethals der Gesellschaft vorlas, ist seiner als Bericht an die Regierung der Republik Wallis absenderung gedruckt worden. Eine historische und statistische Uebersicht des zürcherschen Fabrikwesens, die ein Mitglied des kaufmännischen Directoriums, Hr. Pestalozzi, der Gesellschaft mittheilte, enthält Angaben, welche das Uebertriebene mancher so oft vernommener Klagen über gänzlichen Zerfall von Fabrikation und Handel in der Schweiz, darthun können. Seit die Baumwollenspinnmaschinen eingeführt wurden, hat die Handspinnerey freylich größtentheils aufgehört, was aber auch ohne die Maschinen ebenfalls durch Einführung der englischen Garne und alsdann ohne Ersaz, hätte geschehen müssen. Jezt hingegen arbeiten 550 bis 560 Spinnstühle im Kanton Zürich, so daß jährlich bey 18000 Centner gesponnen wird. Ein Theil dieser Baumwollengarne wird ausgeführt, während englisches Garn doch noch in bedeutender Menge eingeführt wird; darum ist eine nochmalige und weitere Vermehrung der Maschinen, welche diese leztere Einbringung entbehrlich mache, unstreitig zu wünschen. Aller Sperrungen ungeachtet, hat doch die Fabrikation der Baumwollengewebe sich nicht vermindert, und zwey einzige Gemeinden nur (Bauma und Hittnau) liefern wöchentlich bey 80,000 Ellen, wobey freylich der Arbeitslohn gering ist. Die zürcherschen Seidenfabriken, welche in vieler Hinsicht mit denen von Lyon Schritt halten, beschäftigen 7 bis 8000 Arbeiter. Auch das Seidengespinnst geht ebenfalls zum Theil nach Frankreich. Die einst blühende Wollenfabrikation ist gegenwärtig unbedeutend. Das sehr einträgliche Strohgeflecht gedeiht zwar ungemein gut, kann aber nur als vorübergehende Mode betrachtet werden. — Der Präsident der Gesellschaft, Hr. Staatsrath Usteri, und ihr Quästor, Hr. Hofrath Horner, lassen nicht leicht eine neue Entdeckung oder Erscheinung in den Fächern der Naturwissenschaften unbeachtet, und sie versäumen nie, die Gesellschaft früh damit bekannt zu machen. Die zoologischen Bereicherungen theilt ihr Hr. Dr. Schinz, so wie die chemischen der Kantonsapotheker Hr. Irminger, fleißig mit. Von den übrigen arbeitenden Gliedern des Vereins will man hier nur noch die Staatsräthe Pestalozzi und Meyer von Knonau nennen, deren ersterer eine Vorlesung voll erhebender Betrachtungen über das Studium der Natur, der leztere eine lehrreiche über die Vorurtheile in der Landwirthschaft gehalten hat.

Anagramm.

Tief kann es uns durchdringen,
Zu lichten Höhen schwingen
Mit der Begeistrung Strahl;
Die Ordnung seiner Zeichen
Laß einer andern weichen,
Dann ist es stark an Zahl.
Und zischet auf den Wiesen.
Dann schnattert's auch gepriesen
Im hellem Spiegelsaal.

Auflösung des Anagramm in Nro. 162.

Endt. Eben.

Nro. 169.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Juli 1821.

Alle deine Wünsche brechen
Ihre Früchte hier in Ruh;
Milch und Honig fließt in Bächen;
Töne wie vom Himmel sprechen
Labsal dir und Segen zu.

Bürger.

Der Schwur der Liebe.

Warum verleugnest du die bessern Triebe
Der edlen Menschlichkeit? und nennest — Liebe, —
Die wilde Leidenschaft, die dich entflammt,
Und deren Gluth nur von der Thierheit stammt?

O, wag' es nie, die Regung auszusprechen,
Die dir im Herzen glüht! — sie wird Verbrechen;
Wenn du nur Sinnenlust, nicht Liebe fühlst,
Mit Herzen, wie mit Blumenblättern spielst.

Du schwörst mit jedem Augenblick aufs neue
Den heuchlerischen Schwur der festen Treue:
O, scherze nie! Ein ausgesprochnes Wort
Kehrt nie zurück; es fliegt auf ewig fort,

Und dringet tief in unbefangne Herzen,
Und füllt sie mit der Liebe regen Schmerzen;
Und ewig kehrt ihr Friede nicht zurück:
Und ewig flieht auch dich des Lebens Glück.

Und ewig wirst du nicht das Ziel erringen,
Nach dem du strebst. — Der Reue Seufzer dringen
Dir aus der ruhelosen Brust hervor,
Die erst des Menschenwerths Gefühl verlor. —

Doch — fühlst du auch mit inniger Bewegung
So wahr und rein der Liebe leise Regung,
Und hassest Frevelsinn und Schmeicheley:
So bist du doch von jeder Schuld nicht frey!

Du nah'st dich der Geliebten voll Empfindung,
Und weihst dich ihr zu ewiger Verbindung:
O, prüfe streng': ob deine Lieb' auch treu
Und wandellos in jedem Schicksal sey!

Du schwörst ihr Liebe für dein ganzes Leben. —
Sprich: Kannst du ihr auch ew'ge Liebe geben?
Wird nie dein Herz für die Geliebte kalt,
Auch wenn der Schönheit zarter Flor verwallt?

Und kannst du selbst bey Mängeln und Gebrechen
Der Freundin, noch der Liebe Rosen brechen,
Bis jeder Keim, von deiner Hand gepflegt,
In ihrem Herzen schön're Früchte trägt?

Und wirst du nimmer ihren Werth verkennen,
Mit voller Seele sie die Deine nennen,
Auch wenn sie sich auf einem andern Pfad
Als du, dem Ziele der Vollendung naht? —

Du kannst es nicht? — Nun wohl, so geh' und lege
Auf der Erfahrung dornenvollen Wege
Das Vorurtheil erst ab, das dich bethört,
Und deines Lebens bess're Freuden stört.

Dann komm zurück mit reinem Menschensinne
Zum Mutterarme der Natur; beginne
Froh eines bessern Lebens schönen Lauf,
Und heller schließt sich dir die Zukunft auf.

Sie steht vor dir, zwar nicht mit Geistertugend
Geschmückt; doch in dem heitern Glanz der Jugend,
Ein hohes Ideal der Weiblichkeit —
Die Liebliche, die dir sich ewig weiht.

Sie fordert nicht — anbetende Verehrung;
Denn diese führt zu jedes Glücks Zerstörung:
Mit reiner achtungsvoller Zärtlichkeit,
Sey der Geliebten ganz dein Herz geweiht.

Geh hin, mit heitrem Ernſt und weiſer Liebe;
Und findeſt du ihr Herz, voll ſanfter Triebe,
Von der Natur an treuer Mutterhand
Geleitet, ganz dem deinigen verwandt.

Und kannſt du jeden beſſern Wunſch erfüllen,
Dann darfſt du ihr dein ganzes Herz enthüllen;
Und deines offnen Auges Klarheit ſey
Der Ausdruck deiner ew'gen Lieb' und Treu'.

Und immerdar von Seligkeit umgeben,
Entfließt dir ſanft das blumenvolle Leben,
Und hoffnungsvoll mit innigem Vertrau'n
Darfſt du in eine beſſ're Zukunft ſchau'n.

Kein Meteor, das Todesflammen ſprühet,
Umleuchtet dich, der ſchöne Himmel glühet
Am Lebensabend unbewölkt und rein,
Nur von der höhern Freude Wiederſchein.

Burdach.

Das Pathen-Geſchenk.

(Beſchluß.)

Schöner Augenblick, worin ſich zwey gute Seelen den Gram ſiebenzehn unglücklicher Jahre einander zum Opfer brachten. Ich brachte ihnen meinen Glückwunſch, und jezt überhäuften ſie mich mit dem wärmſten Dank. — Sie verliessen einander mit ſolcher Innigkeit und ſolcher Ergebung, als wäre dieſer Auftritt den Tag nach dem Balle vorgefallen. — Niemand, nicht einmal die Mutter erfuhr, wie es mit dieſer erneuerten Verbindung eigentlich zuſammenhange. Amalie beſuchte ihren Freund noch verſchiedene Male insgeheim; ſobald er ſich aber wenige Tage darauf beſſer befand, eine natürliche Folge ſeiner glücklicheren Gemüthsſtimmung, machte er dem mütterlichen Hauſe einen unerwarteten Beſuch, und hielt aufs Neue um die Hand der Tante an. — Die Betroffenheit der Mutter, das Geſpötte ihrer Bekannten und bald der ganzen Stadt, machten ſie nicht irre. Die Hochzeit ward einige Monate hernach in aller Stille gefeyert. Grund legte ſeine Stelle nieder, und ſie zogen auf ein Gut, das er ſich für eine namhafte Summe, die Erſparniß dieſer langen Reihe von Jahren, gekauft hatte.

In einem Zeitraum von vier Jahren haben ſie mir es oft recht nahe gelegt, ſie zu beſuchen, um ein Augenzeuge ihres ruhigen, glücklichen Lebens zu ſeyn; meine Geſchäfte haben mich immer daran verhindert, jener Brief aber, der Anlaß zu dieſer Erzählung gab, ſchien mir doch einen Grund darzubieten, dem ich weichen muſſte. — Sobald alſo dieſer Bericht beendigt war, ließ ich ihn auf ſchönes Velin abſchreiben und in Saffian binden; und mit dieſem in der Taſche, fuhr ich hinaus unter den frohesten Erwartungen von ihrem Glücke. — Keine einzige ward getäuſcht. Sie nahmen mich auf als den Stifter ihrer ungeheuchelten Zufriedenheit, und es koſtete mir Mühe, mich den zahlreichen Beweiſen ihrer Erkenntlichkeit zu entziehen. — „Demnach," fragte ich den folgenden Morgen beym Frühſtück, nachdem ſie mir eine kurze lebendige Darſtellung ihres gegenwärtigen Lebens vorgelegt hatten; „demnach fehlt euch jezt nichts an euerm Glück?" — Sie zeigten Beyde auf die Wiege, und erwiederten einſtimmig: „Nein." — „Gut!" rief ich, indem ich mich erhob, und legte das Buch leiſe auf die Bruſt des Knaben. — „Was iſt das?" fragte die Tante. — „Ein Pathen-Geſchenk!" gab ich zur Antwort. — Mein Oheim ergriff es ſchnell: „Unſre Heiraths-Geſchichte!" rief er verwundert! — „Kommt, meine alten Kinder!" fuhr ich fort, indem ich ihre Hände faßte; „kommt, laßt uns ſie bey der Wiege eures Sohnes mit Nachdenken durchleſen."

Es geſchah! als ich zu den Worten von mir kam: „Wer weiß?" legte ich das Buch weg und wiederholte lächelnd meine Frage.

„Wir! — ich —" rief die Tante mit funkelnden Augen ihrem Gemahl die Hand reichend: „wäre ich damals deine Frau geworden, hätteſt du vielleicht noch mit dem eitelſten und undankbarſten Geſchöpf auf der Welt eine Hölle verleben müſſen; jezt dagegen," fuhr ſie fort, „darf ich mit freudigem Stolze ſagen: ich mache dich glücklich, mein Freund!"

„Mögen wir nur," ſagte mein wieder recht rüſtiger Oheim, indem er den Jungen küßte, „dieſes Kind noch gedeihen und aufwachſen ſehen, ſo haben wir alle Drey gewonnen!"

„Wohl, lieber Oheim!" rief ich, „geben Sie ihm denn auch den Namen, den er nach altem chriſtlichen Gebrauch und Sitte erhalten hätte, wenn er zwanzig Jahre früher geboren wäre. Ich bin genug belohnt, ſein Pathe zu ſeyn!"

Die Tante lächelte; der Oheim umarmte mich heftig. Ich hielt den Knaben über die Taufe, und er ward Hans Jacob genannt.

K—ρ.

Merkwürdiger Blitzſtrahl.

Der General-Vikar von Digne, Herr Trencalve, hat die nachſtehende Erzählung der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris überſandt, und zugleich bemerkt, daß, als der Blitz in die Kirche ſchlug, man ihre Glocken läutete.

Im Bezirk Digne des Niederalpendepartements befindet ſich das Dorf Chateauneuf, in ſüd öſtlicher Nachbarſchaft des Städtchens Mouſtiers, das durch eine ſehr vorzügliche Favence-Fabrik bekannt iſt. Das Dorf ſteht auf der äußerſten Spitze eines der erſten Alpenberge, die ſich amphitheatraliſch über Mouſtiers erheben. Es beſteht, außer der Kirche und dem Pfarrhaus, aus vierzehn Häuſern, auf einer Anhöhe, welche durch die Winkel zwey anderer Berge, deren einer öſtlich, der andere weſtlich liegt, abgeſchnitten iſt. Der Zwiſchenraum, welcher das Dorf von dem öſtlichen Berge trennt, iſt ſo eng und tief, daß

ſein Anblick Grauſen erregt. Einhundert und fünf Wohnungen oder Hütten ſtehen zerſtreut, faſt alle am Abhang des öſtlichen Berges, und enthalten eine Bevölkerung von fünfhundert Seelen.

Sonntags den 11. Heumonat 1819, kam der Pfarrer von Mouſtiers und biſchöflicher Commiſſar, Herr Salomé, zur Einführung eines neuen Rectors, nach Chateauneuf. Gegen halb eilf Uhr zog man in Prozeſſion vom Pfarrhaus nach der Kirche. Das Wetter war ſchön, nur ſtunden einige ſchwere Wolken am Himmel. Der neue Rector hatte die Meſſe begonnen. Ein junger Menſch von achtzehn Jahren, der ſich im Begleit des Pfarrers von Mouſtier befand, ſang die Epiſtel, als drey Donnerſchläge ertönten, die einander mit Blitzesſchnelle folgten. Das Meßbuch ward ihm aus den Händen und in Stücke geriſſen; ſich ſelbſt fühlte er von der Flamme am Leibe gepreßt, die ihn alsbald am Halſe faßte. Er hatte Anfangs laut aufgeſchrien, jezt aber ſchloß er durch eine unwillkürliche Bewegung den Mund, ward umgeworfen und gegen das in der Kirche verſammelte Volk hingerollt, das hinwieder zu Boden ſank und zur Kirchthüre herausgeworfen ward, (toutes les personnes rassemblées dans l'eglise, avaient été terrassées et jetées ainsi hors la porte). Sobald er wieder zur Beſinnung gekommen war, begab er ſich in die Kirche zurück, wo er den Pfarrherrn von Mouſtiers ohnmächtig und bewuſtlos fand. Sogleich rief er die nur leicht verwundeten Perſonen zur Hülfe; der Seelſorger ward aufgehoben, ſein brennendes Ueberkleid gelöſcht, und mittelſt Weineſſig gelang es binnen zwey Stunden, ihn wieder zum Bewuſtſeyn zu bringen. Er brach beträchtlich Blut weg. Den Donner verſichert er nicht gehört, und überhaupt von Allem, was vorging, nichts gewuſſt zu haben. Man trug ihn ins Pfarrhaus. Die electriſche Strömung hatte den Obertheil der Goldborte ſeiner Stole getroffen, von wo ſie herabfuhr, einen ſeiner Schuhe wegriß, ans Ende der Kirche ſchleuderte, und die metallne Schnalle zerbrach. Auch der Stuhl, auf dem er ſaß, war auseinandergeriſſen.

Am zweyten Tage nach dem Vorfall, ward der Pfarrherr in ſeine Wohnung nach Mouſtiers gebracht, wo ſeine Wunden erſt nach zwey Monaten völlig heilten. Er hatte einen Schorf, mehrere Finger breit, auf der rechten Schulter; ein anderer erſtreckte ſich von der Mitte der Hinterſeite des rechten Oberarms bis zur Mitte der Außenſeite des Vorderarms; ein dritter tiefer Schorf ging vom mittlern Hintertheil des linken Oberarms bis zur hintern Mitte des gleichſeitigen Vorderarms; ein vierter, minder ausgedehnter und mehr oberflächlicher, fand ſich an der Auſſenſeite des Untertheils vom linken Schenkel, und ein fünfter an der Oberlippe gegen die Naſe. Eine völlige Schlafloſigkeit quälte den Beſchädigten beynahe zwey Monate lang; er fühlte ſich an den Armen gelähmt, und ſeither leidet er beym Wechſel der Witterung.

Ein kleines Kind ward ſeiner Mutter vom Arme geriſſen und ſechs Schritte weit geworfen. An der freyen Luft erholte es ſich wieder. Jedermann fühlte ſich an den Beinen gelähmt. Die erſchrockenen Weiber gewährten einen furchtbaren Anblick. Die Kirche war von dichtem und ſchwarzem Rauch erfüllt, ſo daß man die Gegenſtände nur am Flammenlicht der vom Blitz entzündeten Gewänder unterſcheiden konnte.

Acht Perſonen blieben auf der Stelle todt, ein neunzehnjähriges Mädchen ward bewuſtlos nach Hauſe getragen und ſtarb unter gräßlichen Schmerzen, die ſein lautes Jammern verkündete, am folgenden Morgen. Die Zahl der Getödteten war demnach neun, verwundet wurden zwey und achtzig Perſonen.

Der Prieſter, welcher die Meſſe las, ward vom Blitze nicht getroffen, vermuthlich um des ſeidenen Ornats willen.

Alle Hunde, die in der Kirche waren, fand man getödtet, in der Stellung, worin ſich jeder eben befunden hatte.

Eine Weibsperſon, die ſich auf dem Barbin-Berg, weſtwärts von Chateauneuf, in einer Hütte befand, ſah ſchnell aufeinander drey Feuermaſſen niederfallen, die dem Anſchein nach das ganze Dorf einäſchern ſollten.

Wahrſcheinlich traf der Blitz zuerſt das Kreuz des Glokenthurms; man fand denſelben in die Spalte eines Felſens auf 16 Meters Entfernung eingeſenkt. Das electriſche Feuer drang alsdann durch einen Riß im Gewölbe der Kirche, den es einen halben Meter von der Oeffnung der Glockenreihe gemacht hatte. Die Kanzel war zertrümmert. In der Kirche fand ſich eine Ausbölung, die einen halben Meter im Durchmeſſer hatte, unter den Fundamenten der Mauer durchging, und ſich bis zum Straßenpflaſter fortſezte; eine zweyte ging in einen tiefer gelegenen anſtoßenden Stall hin, worin fünf Schaafe und eine Stute todt gefunden wurden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juni.

Am 22. Mai verſammelte ſich in dem Bade zu Schinznach, als dem Stammorte ihrer Entſtehung, in zahlreicher Menge die helvetiſche Geſellſchaft. Es fanden ſich alte und neuere Mitglieder aus den meiſten Kantonen der Eidsgenoſſenſchaft ein, ſo daß alte Bekanntſchaften mit herzlicher Liebe erneuert und neue mit offenem Sinn geknüpft werden konnten. Dieſes allein mag ſchon hinreichen, um die Frage als überflüſſig zu beſeitigen: was denn wohl eigentlich der Zweck dieſer, im Scheintod gelegenen und nun wieder zu neuem regem Leben erwachten Geſellſchaft ſey, welcher einſt die ausgezeichneteſten Männer aller Stände Helvetiens angehörten, und die noch jezt der vortrefflichen und kenntnißreichen Vaterlandsfreunde viele zählt? Nicht minder aber werden auch Gegenſtände zur Sprache gebracht, von deren hoher Wichtigkeit, allgemeinem Intereſſe und Einfluß auf das Geſammtwohl, jeder Unbefangene überzeugt ſeyn muß. Die gedruckten Verhandlungen der Helvetiſchen Geſellſchaft aus der ältern Zeit geben davon die deutlichſten Beweiſe, und manche Aufſätze aus neuerer Zeit dürfen ſich an Werth jenen anſchließen. Der dießjährige Vorſteher des

Vereines, Hr. Thaddäus Müller, erster Stadtpfarrer in Luzern, unterhielt denselben mit einer besonnenen Rede, über den wohlthätigen Einfluß, den die Helvetische Gesellschaft vorzüglich auch auf gegenseitige Annäherung und Hochschätzung von Eidsgenossen der verschiedenen Konfessionen jederzeit geübt hat; er stellte dar, wie ächte Toleranz die Pflicht jedes sein Vaterland liebenden Schweizers, die Bedingung der Eintracht und der gemeinsamen Kraft, und besonders auch in der gegenwärtigen Zeit unentbehrlich sey, wenn die Schweizer sich der Achtung des Auslands würdig machen und auf derjenigen Stufe der Kultur stehen wollen, die man mit Recht von einer Tugend und Wissenschaft liebenden Nation erwarten kann. Mit Bestimmtheit und einsichtsvoller Klugheit wurde hinwieder auch dabey die Grenze zwischen religiöser Duldung und Indifferentismus bezeichnet. Der Katholik wie der Protestant sollen an der Religion und dem Glauben ihrer Väter fest halten, ohne einander darüber anzufeinden, oder höhnisch zu bespötteln. Die Kirche soll das Vaterland, und das Vaterland die Kirche beschützen, und Eine Gesinnung, Eine Liebe, Eine Kraft soll unter der Nation für das Vaterland walten; alsdann wird man auch in keinen Zeiten die Rückkehr jener unseligen Fehden zu befürchten haben, die dem Schweizerlande einst blutige Wunden schlugen, und ihm zu nicht geringer Unehre gereichten. Die Behandlung eines so zarten Gegenstandes und die Lösung einer so schwierigen Aufgabe, hätten unmöglich besser gelingen können. Sodann theilte Hr. Professor J. Hottinger von Zürich der Gesellschaft Bruch- und Probestücke einer Arbeit mit, welcher er seit etlichen Jahren einen guten Theil seiner Zeit widmet; es ist die Fortsezung von Müllers Geschichten der Schweiz. Ist schon der für sein Vaterland und die Geschichtschreibung zu früh verstorbene Glutz rühmlich in Müller's ehrenvolle Fußstapfen getreten, so mag, nach dem Vorgetragenen, welches sich zu keiner Ausdehnung eignet, die gerechte Erwartung von dem neuen Fortsetzer nicht getäuscht werden. Wenn Freymüthigkeit mit Wahrheit und Parteilosigkeit, nebst besonnener und kenntnißreicher Untersuchungs-Gabe, nothwendige Eigenschaften des Geschichtschreibers sind; so werden dieselben vollends unentbehrlich, wo das von Vaterlandsliebe glühende Herz eine Geschichtsperiode zu bearbeiten hat, welche eben nicht die glücklichste genannt werden kann. Daß Hr. Hottinger eine solche Aufgabe zu lösen verstehe, dafür bürgte sein Vortrag. Einem der ältesten und würdigsten Mitglieder der Gesellschaft, dem kürzlich verstorbenen Hr. Pfarrer Fischer von Birr, setzte sein langjähriger Freund, Hr. Provisor Fröhlich von Bruck, durch eine gelungene Charakterschilderung ein erwünschtes Denkmal und Hr. Pfarrer Lutz von Laufelfingen lieferte den Nekrolog eines andern Gesellschafters, des Bürgermeister Burkorf von Basel. Die Wahl eines Vorstehers für das kommende Jahr fiel auf den durch seine philosophischen und ärztlichen Schriften bekannten Hrn. Doktor und Professer Troxler in Luzern, so wie diejenige eines beständigen Sekretärs auf den Verfasser der Bildungsgeschichte Huldreich Zwingli's, den Hrn. Pfarrer Schuler von Bözberg.

Der von Hrn. Ludwig Christ aus Chur unterzeichnete und von der Geßnerschen Buchhandlung in Zürich ausgegebne Plan zu einem schweizerischen Volksblatt besagt unter anderm: „Es soll ein Blatt seyn, in welchem weder sogenannte Ultras noch Liberale ihre Meinungen verfechten; in welchem allein der vernünftige, vom Einen Wohl seines Volkes ergriffene Schweizer sich ausspricht. — sich ausspricht nach den Bedürfnissen der Zeit und der Umstände, in einer offenen unverstellten Sprache, aber leidenschaftlos und von aller Persönlichkeit frey, nur auf das große Interesse des Vaterlandes sein Auge tragend." Die Sprache der Ankündigung ist, wie schon die kleine Probe zeigt, theils geschraubt, theils ungemein wortreich, und schwerlich volksgemäß zu nennen.

Mannheim, im Juni.

Sehr erfreulich muß es jedem Freunde der Bühne seyn, zu vernehmen, daß der unsern endlich einmal wieder ein neuer Glanz verliehen werden soll. — Wie verlautet, wird nächstens das Haus auf einige Wochen geschlossen und diese Zeit zu inneren Verschönerungen angewendet. — Vater Rhein und Neckar, die wirklich lange genug vor uns schweben, sollen verschwinden und durch einen neuen, modernen Vorhang ersezt werden. Das ganze Innere wird neu deckirt; die so finstere, schadhafte Decke ausgebessert und entweder gemalt oder sonst verziert. An die Stelle des kleinen, armseligen Kronleuchters, der das Haus nur äußerst sparsam erleuchtet, tritt ein großer, hell strahlender Lustre. — Von jedem Fremden fast wurde bisher das finstere, (wenn ich mich des Wortes bedienen darf), altfränkische Aussehen unsers innern Schauspielhauses getadelt; und mit Recht, da es dem schönen Aeußern so wenig entspricht, jedesmal beym ersten Eintreten eine unangenehme Täuschung und fast viertelstündige Erblindung hervorbringt. Nirgends fand ich eine so kärgliche Beleuchtung und fast überall waren die, dem Ganzen ein so unfreundliches Ansehen gebenden Logenpartitionen (Wände) verschwunden; welches auch hier sehr erwünscht und in akustischer Hinsicht ersprießlich seyn dürfte. Schade wäre es, wenn die, alle Anerkennung verdienenden Bemühungen unsers jetzigen, so würdigen Intendanten, durch Anhänglichkeit an das Alte, oder durch sonstige Krähwinkeleyen erschwert würden; oder wohl gar vergebens wären. — Die Leitung des Ganzen ist einer, aus vier einsichtsvollen Männern bestehenden Commitee anvertraut, an deren Spize der, als Kunstfreund rühmlichst bekannte Graf Luxburg steht. Seiner Liebe zur Kunst verdanken wir, seines kurzen Einflusses ungeachtet, schon so Manches, z. B. die bedeutende Acquisition, welche wir an Frau von Busch machten; an Hrn. Obermayer und dem, hier so beliebten Hrn. Brand. In dem erneuerten Engagement des Hrn. Leine wußte der feinsinnige Mann dem Wunsche einiger, der äußeren Schauspielkunst Günstigen nachzugeben. — Aus der Ihnen eben genannten Reihe von Künstlern, zu denen ich noch unsern braven Heck, den wackern Blumauer und den, in jeder Hinsicht achtungswerthen Thürnagel hinzufügen muß, werden Sie leicht ersehen, wie bedeutend unser Schauspiel seyn muß. Allein die Oper soll ebenfalls berücksichtigt werden. Hier steht an der Spize der, seit Jahren rühmlichst bekannte Kapellmeister P. Ritter, Komponiteur mehrerer beliebten Opern und des, als klassisch anerkannten Oratoriums „das verlorne Paradies." Unter seiner Leitung wirkt als Orchester ein Verein von Künstlern. Unter den Sängern und Sängerinnen nenne ich Ihnen nur unsern allgemein beliebten Nieser, die Herren Gerl, Lay, Grua sen. und die Damen Strauß und Ringelmann. Einer Menge viel versprechender Anfänger, zu denen ich den, freylich Fleiß bedürfenden Hrn. Boucher rechne, nicht zu gedenken. Auch haben wir durch die rastlose Thätigkeit des sachverständigen Hrn. Hofgerichtsrath Esser (Mitglied der Commitee) jezt einen recht braven Chor. — Unter so erfreulichen Aussichten dürfen wir hoffen, daß in Kurzem das Mannheimer Theater mit jedem deutschen Theater (um mit Nro. 18 der Charis zu reden) dreist in die Schranken treten kann.

Fr. v. P...r.

Druckfehler.

Der Leser wird gebeten, in dem Lied von Thrym Nro. 100, S. 1. Z. 3. statt reichen, breiten zu lesen.

Nr. 57.

Kunst-Blatt.

Montag, den 16. Juli 1821.

Kurze Lebensbeschreibung des Malers und Kupferstechers Jakob Gauermann, von ihm selbst verfaßt.

Ich bin der dritte und lezte Sohn eines unbemittelten Landtischlers, zu Oeffingen, eine Meile von Stuttgart, geboren 1773. Als ich 6 — 7 Jahre alt war, wurde der Bau eines kleinen Franziskaner-Klosters im Dorfe vollendet und solches von Augsburger Malern mit Deckengemälden und Altarblättern versehen. Diese Kirche war hell, und die Gemälde, ob sie gleich keine Meisterstücke waren, machten in dieser freundlichen Kirche einen solchen Eindruck auf mich, daß ich nichts so sehr wünschte, als auch einmal ein Maler zu werden, und solche Bilder malen zu können. Da ich keine Farben und keinen Pinsel hatte, so begnügte ich mich, mit der Feder nach Bildchen von Heiligen und nach Kupferstichen aus dem P. Martin v. Kochem zu zeichnen. Ich betete öfters inbrünstig zur heil. Maria, daß sie mir behülflich seyn möchte, das ich ein Maler werden könnte. In meinem dreyzehnten Jahr starb mir meine Mutter. Mein Vater trachtete mich aus dem Brod zu bringen. Ein Vetter, der ein Steinhauer war, und in Hohenheim arbeitete, wo damals der Herzog Carl Eugen viel baute, nahm mich dahin mit, wo ich den Maurern Mörtel zutragen mußte. So schwer ich mich an das Wegseyn von der Heimath, an die harte Arbeit, schlechte Kost und Lagerstätte gewöhnen konnte, so erwachte doch nach einiger Zeit, als ich schon mehr an alles dieses gewöhnt war, meine Liebe zum Zeichnen und Malen wieder. Ich zeichnete an Sonn- und Feyertagen und Mittags in der Feyerstunde, theils aus der Erinnerung, theils nach Partieen des englischen Dorfes bey Hohenheim. Ich zeigte meine Produkte meinen Kameraden (den mörteltragenden Buben) während des Mörteltragens, was, weil sie sich um mich versammelten, manchmal einen Mangel des Mörtels bey den Maurern verursachte und deßhalb mir und ihnen Schläge zuzog. Indessen hatte es doch das Gute für mich, daß die Aufseher auf die Ursache dieses Stockens aufmerksam wurden und der Steinhauer-Palier und der Baucontroleur mich protegirten. Lezterer, als der Herzog selbst etwas von mir sehen wollte, machte mir eine Bittschrift, die ich abschreiben und mit einer Zeichnung übergeben mußte, um den Herzog vielleicht zu vermögen, mich nach Stuttgart in die Carls-Akademie zu geben. Ich übergab zwar beydes, Schrift und Zeichnung, und der Herzog und seine Gemahlin fragten mich, was ich zu werden wünschte, und ob ich nicht in die Carls-Akademie wolle. Ich war aber durch einen bigotten Quadrator-Palier irre gemacht, der mir rieth, ja nicht in die Carls-Akademie zu gehen, wenn mich etwa der Herzog hinein geben wollte, weil dort gar keine Religion sey. Ich antwortete daher dem Herzog und seiner Gemahlin, ich wüßte nicht was zu meinem Besten sey. Er drehte sich um, sprach französisch mit der Herzogin und gab mir ein paar große Thaler und damit war es abgethan, was dem gutmeynenden Baucontroleur sehr leid für mich war und mich später, als ichs besser einsah, was ich verscherzte, manche Thräne kostete. Der Bauinspektor nahm mich als Lehrjunge nun zum Steinhauer-Handwerk wo der Palier, ein geschickter, guter Mann, sich treulich meiner annahm und mich sowohl im Theoretischen als Praktischen des Handwerks nach seinen Einsichten unterrichtete. Indessen schlief meine Neigung zur Kunst doch nicht ganz ein, und wachte, nachdem ich 1½ Jahr beym Steinhauerhandwerk zugebracht hatte, als einige akademische Künstler nach Hohenheim kamen, malerische Partien aus dem englischen Dorf dort aufzunehmen, wieder ganz auf. Ich hatte bisher zu meinen Kritzeleyen durch einen alten guten Kanzleydiener Dinte, Federn und beschädigtes Papier, und Stückchen Bleystift vom Baucontroleur und Palier erhalten; aber dieß wollte mir nicht mehr genügen, weil ich Zeichnungen auf größeres, schöneres Papier mit Tusche und Farben gezeichnet, gesehen hatte. Es war ein Kammerherr (v. Böhnen) beym Herzog in Hohenheim, des Herzogs und der Herzogin Liebling, von dem die Rede gieng, daß er ein Freund der Kunst sey und selbst auch zeichne und die besten Zeichenmaterialien besitze. Mein großer Wunsch war, jezt nur ein kleines Stückchen Tusche zu besitzen. Ich gieng lang mit dem Gedanken um, diesem Herrn etwas von meinen Zeichnungen zu zeigen, konnte aber lange den Muth dazu nicht bekommen, bis auf einmal die Lust etwas mit Tusche zu zeichnen so groß wurde, daß dieß mir Muth gab.

Ich nahm meine Sachen zuſammen und gieng zu dieſem Herrn auf ſein Zimmer, zeigte ihm ſolche und ſagte ihm mein Anliegen. Er äußerte Wohlgefallen, gab mir nicht nur ein ganzes Stückchen feine Tuſche, ſondern großes feines Zeichenpapier mehrere Bogen und einen feinen Bleyſtift und hieß mich bald wieder kommen. Jezt meine Freude! Es verſezte mir den Athem. Ich zeichnete nun ein paar ganze Nächte durch, bis ich ganz matt wurde. Ich hatte jezt das neue Schloß perſpektiviſch, jedoch nach keiner Regel, gezeichnet und brachte es ihm, er behielts, zeigte es dem Herzog und der Herzogin, und in ein paar Tagen wurde ich, ohne weiter gefragt zu werden, in die Akademie nach Stuttgart abgeführt. Wer war nun glücklicher als ich? Ich hatte nun erreicht, was ich nimmer mir zu hoffen getraut, und vor drey Jahren ſchon hätte erhalten können, aber durch meine Dummheit (oder wie man meine damalige unnöthige Furcht vor Abführung von der Religion nennen will) verſcherzt hatte.

Der Herzog hatte mich zu den Famulis gegeben, jedoch mit dem Beding, daß ich mich ganz der Kunſt widmen dürfe und von den knechtlichen Arbeiten der Famuli befreyt ſeyn ſolle. Allein dieſer Wille des Herzogs iſt anfangs ſchlecht befolgt worden, weil die Famuli einen, der ihresgleichen war, nicht dispenſirt wiſſen wollten, womit der Aufſeher der Famuli auch nicht ungern übereinſtimmte. Doch erhielt ich beym nächſtem Concurs und auch das Jahr darauf Preiſe. Zu jenem Mißverhältniß kam noch, daß damals ein großer Theil der Akademiker für die franzöſiſche Revolution eingenommen, frey ſich darüber äußerten, worunter vorzüglich einige Künſtler waren, die von der Gnade des Herzogs in der Akademie lebten, welches überhaupt dem Herzog ſehr mißfällig war. Man ſuchte nun diejenigen, die auf Koſten des Herzogs in der Akademie waren, nach und nach auf gute Art zu entfernen. Mich wollte man zur Architektur und wieder zum Baufach ſchieben, der Architektur-Lehrer rieth mir jedoch, bey der freyen oder Malerkunſt zu bleiben, was aber nicht gelang. Ich ward nun zu den Kupferſtechern und von dort, weil dieſe einen guten Kupferdrucker an mir künftig zu erhalten hofften, zur Kupferdruckerey geſchoben, von wo aus ich nun aber freywillig aus der Akademie ausgetreten bin, weil ich ſah, daß ich nun da nimmermehr zu meinem Ziele gelangen ſollte und konnte. Dieſer mir ungünſtigen Verhältniſſe und Plackereyen ungeachtet habe ich doch in den drey Jahren, die ich in dieſer Carls-Akademie war, manches Brauchbare geſehen und gehört, und im Zeichnen mich geübt und einige Begriffe vom Radiren und Kupferſtechen erlangt, welches Leztere mir ſpäter gar ſehr zu Statten gekommen iſt.

Nachdem ich nun nach meinem Austritt aus der Akademie ein halbes Jahr mich mit Illuminiren befaßt hatte, ward ich mit einem Gelehrten aus Heilbronn bekannt. Ich machte mit ihm eine Reiſe in die Schweiz, und trat nach dieſer ganz in ſeinen Dienſt. Ob ich gleich nur Kleinigkeiten für dieſen Herrn, der einen Kunſthandel errichtete, zu machen hatte, und wohl auch nichts Erhebliches zu machen im Stande war, ſo konnte ich da doch eher als beym Illuminiren etwas vorwärts kommen. Den größten Vortheil aber zog ich hier aus der Bibliothek dieſes Herrn, (welche meine Schlafkammer war). Ich konnte mich da ein wenig in guten Büchern umſehen, wonach mich ſehr verlangte, was mir gar ſehr Noth that, und wozu ich weder bey meinen Aeltern, noch in Hohenheim, noch in der Akademie Gelegenheit gehabt hatte. Mit Arbeiten bey dieſem Herrn und für ihn brachte ich theils in Heilbronn, theils in Stuttgart an die ſechs Jahre zu, ohne beſondere Fortſchritte in meiner Kunſt zu machen. Nachdem ich ungefähr vier Jahre in dieſem Verhältniß zugebracht und zu merken anfieng, wie viel, viel! mir noch fehle, und daß ich, um in der Kunſt weiter zu kommen, nicht am ganz rechten Platz ſey, ward ich unzufrieden, ohne daß ich eben über dieſen Herrn oder über meine Bezahlung mich hätte beklagen können. Ich dachte nun ſtets daran, wie ich es anfangen müßte, um nach Paris, Rom oder Wien kommen zu können; aber es wollte ſich nirgends eine Ausſicht weder nach dem einen noch dem andern Platz öffnen, bis auf einmal dieſer Herr mit ſeinen erſt erhaltenen Compagnons ſich entſchloß, mich in eine oder alle dieſe benannte Städte auf ſeine Koſten zu ſchicken, mit dem Beding, nach drey Jahren wieder zurück zu kehren, und wieder für ihn zu arbeiten. Wer war glückſeliger als ich jezt. Ich gieng die Verpflichtungen ein, aber — als ich ſchon Anſtalten zu meiner Reiſe nach Rom machen wollte, mein Quartier ſchon aufgeſagt hatte, und in Gedanken ſchon dort war, kam die Nachricht, daß die Franzoſen Rom eingenommen hätten. Dahin zu gehen hielt nun Niemand für gut, ſo wenig als nach Paris, wo es damals auch ſehr revolutionär und wild ausſah. Ich mußte mich dem Geſchick fügen und entſchloß mich nun, nach Wien zu gehen, was denn auch bald auf dieſen Entſchluß, im Juni 1798, erfolgte.

Das Gemüthbewegende Scheiden abgerechnet, reiſte ich mit etlichen Gulden Geld, einer kleinen Anweiſung, und ein paar Recommandationen, wovon mir eine gar nichts, die andere wenig nüzte, muthig in die Welt hinein, und kam bald glücklich nach Wien. In Wien beſuchte ich die k. k. Gallerie und die Akademie zuerſt und ließ mich in leztere einſchreiben und begann mein Studium nach meiner beſten Einſicht und mit Eifer. Aber kaum hatte ich etliche Wochen begonnen, ſo war mein Geld am Ende. Keine Antwortsbriefe erſchienen auf meine Briefe und ich mußte bey ein Paar Bekannten, (wovon ich einen noch aus der Akademie in Stuttgart kannte) Geld borgen, und — nachdem ich nun Nachricht erhalten hatte, daß mein Herr Prinzipal davon gegangen ſey und Gröda gemacht habe — meine Zuflucht zum Unterrichtgeben, und zur Arbeit für Kunſthändler

nehmen. Ich war nun übel daran. Ich nahm daher in Gottes Namen alle Abdrücke, die ich von meinen noch im Vaterland radirten Sachen hatte, zusammen und gieng damit bey den Buch- und Kunsthändlern eigentlich hausiren, ziemlich lang umsonst, doch endlich kam ich zu einem Kunsthändler *), dem einige Kleinigkeiten gefielen und der er bey mir in verändertem Format bestellte. Ich machte sie ihm zu seiner Zufriedenheit, weßhalb er noch Mehreres bestellte. Diese mir in meiner Bedrängniß so erwünschte Arbeit, zu der auch bald eine Lection kam, die freylich täglich nur 12 kr. trug, sezten mich doch in den Stand, daß ich leben, meine kleine Schuld bezahlen und nebenher die Akademie besuchen konnte. Bald darauf ward ich durch einen braven Landsmann und Künstler **) mit einem Herrn bekannt gemacht, dessen Kinder ich Sonntags im Zeichnen unterrichtete. Dieser Herr war eine Meile von Wien auf dem Land, ein reicher, aber noch mehr ein gebildeter und biederer Mann. ***) Ich fuhr auf seine Rechnung am Sonnabend dahin, brachte den Sonntag Vormittag mit Unterricht geben zu, lebte gut und fuhr am Montag in der Frühe wieder nach Wien, und erhielt für jeden Sonntag 2 fl. Dieß half mir nun gar sehr. Was aber noch mehr werth war, das war dieses Herrn vortreffliche Kupferstich-Sammlung und Bibliothek, und seine Kenntnisse, welches alles mir von seiner Seite aufs herzlichste zu Gebote stand. Bey diesem Herrn hatte ich Gelegenheit, die Besten von Malern radirten Sachen mit Muße anzusehen und zu studiren. Durch ihn bin ich größtentheils in meinem schlimmen Anfang der Nahrungs-Sorgen enthoben worden; denn er ließ mich auch Zeichnungen für ihn machen, und bezeigte sich überhaupt sehr wohlwollend und helfend gegen mich. Ich ward mit Hrn. von Bartsch und Rechberger, welche, ersterer über die Kupferstiche der Hofbibliothek, lezterer über die Zeichnungen und Kupferstiche des Hrn. Grafen v. Fries Direktor waren, und mit dem Landschaftmaler M. v. Molitor bekannt, welche Bekanntschaften mir von Nutzen waren, vorzüglich aber die mit dem Hrn. v. Molitor. ****) Dieser Künstler war um die Hälfte älter als ich, ein Kenner von Gemälden und Kupferstichen; ein lieblicher Landschaftzeichner (mehr als Maler) und ein vorzüglicher Künstler in Hinsicht auf Harmonie und den Effekt von Licht und Schatten. Noch mehr aber als alles dieß war mir schätzbar und von größtem Nutzen seine Freundschaft, sein unbestechliches Censoramt, das er an meinen Kunsterzeugnissen und an mir selbst ausübte, und sein überhaupt reinerer liebenswürdiger Charakter. a)

Eine neuentstandene Kunsthandlung in Wien wollte im Tyrol die malerischsten Partien aufnehmen lassen. Molitor ward zu Rathe gezogen. Er unterzog sich dieser Aufnahme und schlug mich noch dazu vor. Wir machten diese Reise unter großem Vergnügen mit einander, und ich hatte vorzüglich großen Nutzen, indem ich mein Portefeuille und meine Einbildungskraft mit mannichfaltigen pittoresken Bildern bereicherte. Nach unserer Rückkunft nach Wien führte ich einige dieser Tyroler Prospekte in Oel- und Wasserfarben aus, ward aber nebenher sehr zum Radiren eigener Compositionen aufgefordert. Ich hatte beynahe gleichviel Neigung zur Historien- als zur Landschaftmalerey b) und alles Gute aus jedem Fache gefiel mir. Doch, da ich schon einmal das Landschaftsfach ergriffen hatte, so zogen mich die beyden Poussin und Claude vorzüglich an. Da sich nach Italien zu kommen keine Aussicht zeigte, und ich mit einem Mädchen aus einer ehrenwerthen Familie bekannt geworden war, so heirathete ich in Gottes Namen, welches mir in der Folge Gelegenheit gab, den Sommer über meist auf dem Lande zuzubringen. Dieß war auch Schuld, daß ich das Idyllenfach ergriff, darin Beyfall fand und es jezt noch vorzüglich cultivire. c) Seit 1811 bin ich meist für den Erzherzog Johann beschäftigt, indem ich Reisen theils für ihn, theils mit ihm in Steyermark mache und Prospekte und ländliche Scenen aus diesem Gebirgslande meist in Wasserfarben für ihn ausführe.

Zu obigem Aufsatz hat uns Hr. Kupferstecher Seyfert, ein vertrauter Freund von Hrn. Gauermann, folgende Anmerkungen mitgetheilt, welche sich auf die im Text befindlichen Nummern beziehen.

a) Was Gauermann hier von Molitor Lobenswerthes sagt, unterschreibe ich (und gewiß noch viele Andere mit mir) von ganzem Herzen. Durch seinen Charakter als Mensch sehr liebenswürdig, durch seine Kenntnisse als Künstler sehr achtungswerth und geachtet, stiftete Molitor weit mehr Gutes als viele Professoren auf Akademien. Namentlich war bey der Wiener Akademie die Landschaftsschule so schlecht als nur möglich mit einem Professor versehen, während der bescheidene Molitor zurückstehen mußte.

b) Gauermann hat nur wenige Landschaften im Großen in Oel ausgeführt, die aber doch bewiesen, daß er es mit gutem Erfolg hätte thun können, wenn er damit fortgefahren hätte.

Sein Talent für das historische Fach zeigte sich aus seinen Skizzen, deren er eine große Menge entworfen hat. Ausgeführt hatte er nur einige in colorirten Zeichnungen, denen selbst Wächter seinen Beyfall schenkte.

c) Hievon sah ich schon zu meiner Zeit sehr glückliche Proben, und seitdem war G. darin sehr glücklich, so daß er dafür eine Menge Aufträge erhielt, namentlich von Denon, als dieser im J. 1809 mit der franz. Armee in Wien war, und nachher machte er 34 Zeichnungen für Lord Acland. Erzherzog Johann, für den er ohnehin im Landschaftfach immer viel zu thun hat, hauptsächlich Prospekte aus den Steyer-

*) Joseph Eder. **) Funk. ***) Johann Michael Edler von Heid. ****) Molitor ist 1811 gestorben.

schen Gebirgsgegenden aufzunehmen, besizt von seinen Idyllen-Zeichnungen bereits über 80 Stück, und so finden sich noch gegen 50 Stück bey Privaten.

Kunstliteratur.

Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden, von J. D. Fiorillo, 4ter B. Hannover 1820. 8. (3 fl. 30 kr.) *)

Mit dem gegenwärtigen vierten Band ist dieses schäzbare Werk vollendet, und, was auch in Hinsicht auf historische Form daran ausgesezt werden mag, immerhin bleibt es ein Buch von großer Brauchbarkeit. Der vorliegende Band enthält, außer einem Blick auf die helvetische Völker- und Kunst-Geschichte — 1) Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Malerey, besonders bey den Deutschen; 2) Notizen über Todtentänze; 3) ein kritisches Verzeichniß einer Anzahl Künstler, welche von der Schilder-Bent in Rom Beynamen erhielten; 4) Nachrichten von Kunstschulen in Deutschland ꝛc. Den Beschluß macht ein bequemes Namen- und Sachregister über das ganze Werk. Wir machen besonders auf den Aufsaz Nro. 1. aufmerksam, und unterschreiben folgende Bemerkung, welche der Verf. S. 84. aus dem Schreiben eines Freundes mittheilt: „Die ganze Richtung „zu der alten, im wunderbaren Schimmer der Romantik „verklärten Vorzeit liegt wohl tiefer und allgemeiner in unserer Zeit, als daß man sagen dürfte, Tiek und Wackenröder (mit dem Klosterbruder) hätten den Impuls „dazu gegeben."

Man darf in der That nur einen flüchtigen Blick auf den Gang unsrer modernen Litteratur werfen, um sich zu überzeugen, daß die Neigung im Allgemeinen sich bereits vor 50 Jahren dem Mittelalter zugewendet habe. Diese Thatsache wird schon zum Theil bestätigt durch die, seit jener Zeit erschienene, fast zahllose Menge von Ritterromanen und Ritterschauspielen, die sich, bis jezt noch, einer besondern Gunst der Lesewelt zu erfreuen haben. Unter unsern Schriftstellern waren es hauptsächlich Gerstenberg (in den Schleßwig'schen Literaturbriefen), Herder (in den Briefen über Ossian und Shakspeare), Eschenburg (durch Erneuerung des Andenkens alter Dichter), Goethe (durch den Götz und den Aufsatz über den Strasburger Münster), Friedrich Müller der Maler, Hahn (aus Zweibrücken) u. A., welche den Sinn für Romantik wieder erweckten. Später erst erschienen Wackenröder, Tiek, Novalis, die beyden Schlegel ꝛc. und befestigten die bereits vorhandene Richtung. Der Grund dieser Erscheinung muß übrigens theils im deutschen Nationalcharakter, theils in der Zeit gesucht werden. Das Gefühl ist bey uns seit lange vorherrschend; darum hat sich selbst aus unserem sehr besonnenen Protestantismus früh schon der Mysticismus entwickelt, und wir wollen, in dieser Hinsicht, nur an die Schurmann, an Spener, Arndt und Zinzendorf erinnern. In unsern Tagen mußte dieser Mysticismus, der nichts anderes ist, als das gänzliche Hingeben an die Welt des Unsichtbaren, durch die Zeit befördert werden, denn sobald das poetische Element im Leben fehlt, muß die Kunst nothwendig sich an das Vergangene und an die heiligen Traditionen halten, oder im Leben untergehn. Ueberdieß war den Deutschen, bey aller äußern Schmach und innern Herabwürdigung, und bey aller fremden Frivolität, (die unter unsrer Breite nie recht wuchern konnte) noch die alte, tiefe Scheu vor aller Gewaltthat geblieben, und der fromme, feste Glaube an eine höhere Lenkung der Weltbegebenheiten. Dadurch nun erklärte sich sattsam das Flüchten aus der Zeit in die Gemüthswelt, und gerade hier hatte ja auch die altdeutsche Malerey ihre Heimath gefunden, und sie kann blos von Menschen verkannt werden, denen das Gemüth fehlt.

Der Raum gestattet uns nicht, diese Andeutungen weiter zu verfolgen, und wir wollen nur noch Einiges vom übrigen Inhalte des Buchs sagen.

In Nr. 2. giebt Hr. Fiorillo eine lehrreiche historische Untersuchung über die Todtentänze. Petrarca's triompho della morte hätte, bey dieser Gelegenheit, nicht übergangen werden sollen. Die S. 160. und 161. angezeigte Beschreibung der Stadt Basel und ihres Todtentanzes von Hulderich Frölich, Basel 1608, enthält, seltsam genug, nicht die Abbildungen des Basler Todtentanzes, sondern Copien des Holbein'schen. Auf dem Bl. 27. dieser Beschreibung ist neben dem Monogramm des Formschneiders, noch die Jahrzahl 1576 angegeben, was zu beweisen scheint, daß die Stöcke ursprünglich zu einer neuen Ausgabe des Holbein'schen Werkes geschnitten worden. Von dem Basler Todtentanz, welchen Merian herausgegeben, ist die erste Ausgabe nicht, wie Hr. F. in einer Anmerk. S. 123. sagt, 1621, sondern 1641 erschienen.

Durch das kritische Verzeichniß der Beynamen in Nro. 3. kann mancher Irthum in der Künstlergeschichte aufgehellt werden.

Die Uebersicht der akademischen Institute in Deutschland möchte wohl Berichtigungen und Ergänzungen zulassen. Da der Hr. Verf. zu seinem Werke einen Nachtrag zu liefern gedenkt, was wir sehr wünschen, so wollen wir Einiges zur Berücksichtigung anmerken. Aschaffenburg besizt schöne Kunstschäze und eine Zeichnungsschule. — Die Kunstschule in Hanau gedeiht trefflich unter der Leitung des Hofr. Westermeyer. — Bey Karlsruhe ist des Gemälde-Cabinets nicht gedacht. Ein akademisches Institut ist, leider, mit den dortigen reichen Sammlungen bis jezt nicht verbunden. Dagegen siedt das Atelier des Prof. Frommel Jedem offen, den Talent und ernste Neigung der Kunst zuführen. Weinbrenners architektonische Schule hätte wohl auch einer Erwähnung verdient. — Mannheim hat, unter der Badischen Regierung (die oft mehr thut, als erkannt wird) wieder eine Gallerie erhalten, und außerdem ist die, im Ganzen recht schäzbare Kupferstichsammlung des verstorbenen Geh. Rath von Klein damit verbunden worden. Inspektor ist Hr. Staasen, ein sehr geübter Zeichner, der auch Unterricht ertheilt.

Ueberhaupt fehlt es gegenwärtig in Deutschland überall nicht an Hülfsmitteln für den Kunstunterricht, und, zum Theil auch nicht an Einrichtungen; allein fragen möchten wir, warum aus unsern Akademieen und Gallerien so selten ein bedeutender Künstler hervorgeht? Zur Blüthezeit der Malerey gab es keine akademischen Institute: wer sich zur Kunst berufen fühlte, der wählte den zum Meister, dessen Werke ihn ansprachen und überließ sich ganz seiner Leitung. Die großen Gallerien, so wie die Akademien datiren von der Zeit, da die Kunst in Verfall gerieth. Eine Lösung dieser Frage dürfte wohl nüzlich seyn.

—ber.

*) Wir geben hier die Anzeige des ganzen Bandes, von der Hand eines anderen Rec. als Nr. 51 ff. Red.

Nro. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. Juli 1821.

Kein Eigenthum ist weniger zu bestreiten, als das Erzeugniß des Geistes, und ist nur zu verwundern, daß Anerkenntniß desselben und positive Gesetze zu dessen Sicherung für nothwendig gehalten werden.

Lacanal.

Eingemachte Lesefrüchte.

Ein und dreyßigster Aufsatz.

Byron.

Im neunzehnten Aufsatze, der im neunzehnten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts auf die Tafel meines vorigen Principals kam, (s. Zeit. für die elegante Welt 1819. Nr. 107 und 108.) denuncirte ich den Theaterdirectionen eine gefährliche Verschwörung, welche die Theaterpoeten wider sie angezettelt hatten, und welche ihre Operationen beginnen wollte mit der Einschwärzung des folgenden, aufwieglerischen Artikels in das allbekannte Conversationslexikon:

„Theaterhonorar ist der höfliche Name für denjenigen Kaufschilling, welchen die Directionen den dramatischen Dichtern für die ungedruckten Handschriften ihrer „Stücke bezahlen, um sie aufführen zu dürfen. Daß sie „das überhaupt thun, oder wenigstens versprechen, hat „seinen Grund in dem Vortheile, welchen sie hoffen, wenn „sie etwas Neues, dem Publikum noch nicht durch Lektüre „Bekanntes aufführen. Dieß reizt eines Theils die Neugier, und nimmt andern Theils dem Publikum die Möglichkeit, genau zu beurtheilen, in wieferne die Schauspieler den Zwecken des Dichters entsprechen, oder sein Werk „vor der Darstellung verstümmelt, oder auch bey derselben „verhunzt haben. Das unanständige Verhältniß, in welches dadurch die Dichter zu der deutschen Bühne gerathen „sind, ist eine Frucht des Uebels, daß in Deutschland der „Rechtsbegriff des literarischen Eigenthums praktisch noch wenig ausgebildet ist. Oeffentliche Theater sollten eigentlich auch gedruckte dramatische Werke nicht „befugt geachtet werden, ohne Einwilligung des Verfassers „oder seiner rechtlichen Stellvertreter aufzuführen. Denn „obwohl derselbe durch den Druck und durch die Zulassung „des Verkaufs im Buchhandel sein Geisteswerk dem Publikum zum Mitgenuß übergiebt, so thut er es doch nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß er oder sein, „durch Verlag in seine Rechte getretener Verleger, den „Handelsvortheil dieser Mittheilung ziehe; und dem „Käufer des Exemplars ist nach der Rechtsphilosophie nicht „erlaubt, davon einen Gebrauch zu machen, welcher mit „dieser Bedingung des Verkäufers im Widerspruch steht. „Auf diesem Grundsatze ruht die rechtliche Unstatthaftigkeit „des Nachdrucks, der eine offenbare Schmälerung jenes „Handelsvortheils ist, welchen der Autor entweder selbst „ziehen will, oder dem Verleger verkauft hat. Und aus „demselben Grundsatze läßt sich auch ableiten, daß eigentlich die öffentliche Aufführung eines gedruckten Stückes „von einer Schauspielergesellschaft nicht ohne Einwilligung „des Autors oder seines Stellvertreters geschehen sollte: „denn wenn sie schon keine eigentliche weitere Vervielfältigung des Buches ist, so ist sie doch eine öffentliche Feilbietung des Werkes zu erleichtertem, und nach Befinden „erhöhtem Genuß, welche theils das Buch Manchem entbehrlich machen, theils auch, wenn sie das Werk verstümmelt oder verhunzt, leicht dem Verkaufe des „Buches nachtheilig werden kann. Schon allein das rechtliche Interesse des Autors, dergleichen Verstümmelungen

„und Verunstaltungen (in welchen oft die Bühnen das „Werk unter seinem Namen öffentlich ausstellen) „nach Möglichkeit zu verhindern, begründet die natürliche „Verbindlichkeit der Direktionen, zu der öffentlichen theatralischen Ausstellung zuvor seine Einwilligung zu suchen. „Die rechtlichen achten sich eben um dieser Verbindlichkeit „willen nicht befugt, ungedruckte Stücke von andern Bühnen zu kaufen und aufzuführen. Sie fühlen, daß diese „Bühnen, wie rechtmäßig sie auch das geschriebene Exemplar und das Aufführungsrecht vom Autor an sich gebracht „haben mögen, doch nicht befugt sind, das leztere weiter „zu veräußern. Um wie viel weniger können sie es vom „Buchhändler, der es selbst nicht erworben hat, durch den „Kauf des gedruckten Exemplars (welches sie überdieß der „Abänderungen wegen gewöhnlich erst umschreiben lassen) „erlangen? Es würde allerdings mancherley Schwierigkeiten unterliegen, durch Gesetzgebung diese natürliche „Verbindlichkeit zur positiven zu erheben. Das Einwilligungsrecht würde auf das Leben des Autors, oder auf „eine gewisse Zeit zu beschränken; von der Pflicht, sie zu „suchen, würden die Direktionen billig zu entbinden seyn, „wo sie aus Unkenntniß seines Aufenthalts, oder um ähnlicher Hindernisse willen, sie nicht füglich suchen könnten. „Allen diesen Schwierigkeiten weicht das in Frankreich (wenigstens für die Haupttheater) geltende Recht aus, indem „es dem Autor unter gewissen, leicht übersehlichen Modificationen einen Antheil an dem Ertrage der öffentlichen „Darstellungen seines Werkes zuspricht. So wird dort der „dramatische Dichter der Bühne seiner Nation angehörig „und eigen; während er bey uns nicht viel enger mit ihr „zusammenhängt, als der Messerschmied mit dem Barbier, „der mit dem Werkzeuge, welches jener verfertigte, für „eigne Rechnung si bien que mal die Bärte abnimmt. Es „gehört, beyläufig, unter die Vorwürfe, welche Goethe'n „gemacht werden können, daß er während seiner Theaterverwaltung nicht, wie sehr es auch immer im Kleinen hätte „geschehen müssen, den Ton zu einer besseren Einrichtung „angegeben hat. Dagegen erzählt Winklers Tagebuch der „deutschen Bühnen einen Fall, wo die Bühne in Hamburg ein Stück (die Schuld), dessen Handschrift sie ausgeschlagen hatte, erst nach dem Druck aufführte, und dennoch ungefordert dem Dichter ein Honorar zahlte. Es „erzählt aber auch vom Theater zu München ein gerade „entgegengesezes Verfahren: Zurücksendung des Manuscriptes nach Einjähriger Verzögerung, und Aufführung „des Stücks, sobald es gedruckt erschienen war."

Ich war damals so glücklich, diese bedenkliche Machination zu verhindern; denn, wie ich Sp. 862. richtig vorhergesehen hatte, der Verleger, Unternehmer und Eigenthümer des Conversations-Lexikons konnte diesen Artikel, nachdem ich ihn hatte drucken lassen, ohne den Vorwurf des Nachdrucks nicht aufnehmen, und so ist er denn auch wirklich in der damaligen fünften Auflage jenes Allerweltsbuches nicht erschienen.

Aber die gedachte Verschwörung scheint dennoch fortbestanden zu haben: denn in England hat sich neuerlich ihre verderbliche Thätigkeit auf das Deutlichste offenbart, und zwar dergestalt, daß auch die Buchhändler auf die Seite der Poeten getreten sind.

(Der Beschluß folgt.)

Familienzwist.

An einem schönen Sommerabend war Frank bis Havn, einem Dorfe auf dem Weg nach M. gekommen, als seine Chaise in den tiefen Gleisen brach und er zu seinem großen Verdruß vernahm, daß er erst am folgenden Morgen weiter kommen könnte. Es wäre ein Leichtes gewesen, eine Postchaise aus M. kommen zu lassen, in der rüstige Sechziger hätte den Rest des Wegs zu Fuß fortsetzen können, aber das reinliche Dorfwirthshaus gefiel ihm, oder er hatte überhaupt nicht zueilen, genug, er befahl seinem Diener, ihm ein Schlafzimmer zu bestellen und machte sich zu einer Wanderung in der Umgegend des Dorfs auf den Weg. Der Mann war vor mehr wie dreyßig Jahren nach Amerika ausgewandert, hatte alle Verhältnisse mit seinem Vaterlande abgebrochen und kam nun in die Nähe seiner Geburtsstadt, in welcher zwar keiner der Seinigen mehr lebte, wo aber doch tausend Andenken ihn bewegten. Er war in einem holländischen Hafen ans Land gestiegen, in den Niederlanden suchte er keine Aehnlichkeit mit Franken auf, von der deutschen Grenze an war er im schlechtesten Wetter Tag und Nacht gereist, nun war er fast am Ziel, und der schönste Abend wollte ihm die väterlichen Fluren recht vortheilhaft zeigen. Er erinnerte sich wohl, in seiner Jugend dieses Dorf besucht zu haben, aber Alles war ihm jezt fremd. Die Menschen, die Wohnungen, der Anbau des Landes, die Natur selbst schien ihm den Charakter von Beengung und Nothbehelf zu tragen. Der gewaltige Strom seines neuen Vaterlandes, die reifen Bäume, zwischen denen man den duftenden Standen Raum ließ, ihre breiten Blätter zu entwickeln, die Weideplätze zwischen den üppig wachsenden Mais, Taback- und Indigo-Felder, die weit um die bequemen Wohnungen verbreitet lagen, aus denen festgerollte Wege mit Bäumen bepflanzt zu den Nachbar-Gütern führten, hatte sein Auge an einen Maßstab gewöhnt, bey dem das Gemälde, das diese Hügel einschloß, zur Miniatur wurden. Das Dorf mit seinen kleinen Häuserchen, nach Landesverordnung unlängst mit Ziegeldächern versehen, mit seinen kleinen Gärtchen lag wie eine Christbescheerung vor ihm, und der alte Mann fand, daß sein Vaterland ihm so fremd geworden war, wie die Freude jenes Kinderfestes seinem trüben Sinne. Grübelnd schritt er längs eines Wald-

Gewiſſens Alles gelegen war. Von Napoleon war er ſtets vernachläſſigt worden, weil er dieſem nicht ſchmeicheln wollte. Die Wiedererrichtung des königl. Thrones beförderte er mit Wärme, und ward in den Staatsrath aufgenommen; jedoch als ſich die Ultrapartey des Miniſteriums bemächtigte, verlor Camille Jordan allen Einfluß, und ward entlaſſen. Der Verluſt der Hofgunſt ſchien die Achtung der Bürger gegen ihn nur noch zu vermehren; auch verdiente er ſie durch den Eifer und Nachdruck, womit er in der Deputirtenkammer alle freyſinnigen Grundſätze wider die Entwürfe und Vorſchläge der Obſcuranten unterſtützte. Bey ſeinem Tode wollten die Bürger ihm einen lezten Beweis ihrer Anhänglichkeit geben, und wohnten in ſolcher Menge ſeinem Begräbniſſe bey, daß man hätte glauben ſollen, der Verſtorbene habe der ganzen Stadt angehört. Hier war kein Prunk, kein beſtellter Aufzug zu ſchauen; alles geſchah freywillig und beynahe ohne Verabredung. Erfreulich war es zu ſehen, wie die Jünglinge, beſonders diejenigen, welche ſich dem Studium der Rechtsgelehrtheit widmen, an dieſer öffentlichen Achtungsbezeugung Theil nahmen; welches ſchönere Muſter konnten ſich auch diejenigen, die ſich künftighin den öffentlichen Geſchäften widmen werden, wohl vornehmen, als den verſtorbenen Camille Jordan, welcher ſein ganzes Talent der Regierung Karbot, ſo lange als ſie den freyſinnigen Grundſätzen getreu blieb, hernach aber lieber ſein Gehalt und ſeine Titel aufopferte, als eben dieſe Grundſätze? Mehrere geſchätzte Männer haben Lobreden auf ihn gehalten, und Hr. Degerando hat ſich mit der Herausgabe der Schriften deſſelben befaſſt. — Schon jene Theilnahme der Jünglinge an dem Leichenbegängniſſe des würdigen Staatsmannes ſcheint der Polizey mißfallen zu haben; noch mehr aber mißfiel es ihr, als in den Zeitungen angekündigt wurde, die Jünglinge wollten am Jahrstage des (gewaltſamen) Todes ihres Mitgefährten Lallement, welcher bekanntlich bey den Unruhen des Junimonates im vorigen Jahre von einem Gardeſoldaten erſchoſſen worden war, und zwar von hinten zu, ohne daß ſein Vater wider den Soldaten Gerechtigkeit hat erhalten können, dem Unglücklichen ein Seelenamt halten laſſen, und das von ihnen auf dem Gottesacker errichtete Denkmal feyerlich einweihen. Sogleich mußten die Gensdarmen aufſitzen, und zu Fuß und zu Pferde den Gottesacker beſetzen; die Kirche wurde militäriſcher Weiſe ausgeräumt. Es ſollen ſogar Kanonen in der Nähe aufgepflanzt worden ſeyn, und die Gensdarmen Befehl bekommen, ſich ſäbelfertig zu halten, ſie aber keine Luſt bezeugt haben, auf ihre jungen Mitbürger einzuhauen. Dieſe zogen in der größten Ordnung und mit dem beſten Anſtande zum Leichenhofe; da ihnen aber alle Zugänge verſchloſſen blieben, ſo begaben ſie ſich eben ſo ruhig nach einem benachbarten Hügel, woſelbſt einer unter ihnen dem Verſtorbenen oder Getödteten eine Ehrenrede hielt. Die cenſurirten Zeitungen verlaſteten wie im vorigen Jahre den ganzen Vorfall; nur durch die Debatten der Deputirtenkammer, und durch die Flugſchrift eines der Jünglinge gelangte er zur allgemeinen Kenntniß des Publikums; einige Ultrablätter ſchimpften nach ihrem alten Brauche auf den böſen Geiſt der heutigen Jugend; dieſe fand aber bald Gelegenheit, ſich wegen dieſer unverdienten Vorwürfe zu rächen. Einer der Verfaſſer des Ultrablattes La quotidienne hatte ſich einfallen laſſen, ein neues Trauerſpiel über den alten Stoff des Oreſtes auf die Odeonbühne zu geben. Dieſes Stück wurde nun unbarmherzigerweiſe und mit wahrem jugendlichen Eifer ausgepfiffen. Es kam bey der erſten Aufführung zu einer tüchtigen Schlägerey im Parterre zwiſchen den Gegnern und den Anhängern des Verfaſſers, oder was hier daſſelbe war, zwiſchen Liberalen und Ultras; die Neutralen, welche dabey ins Gedränge geriethen, flüchteten ſich durchs Orcheſter und über die Bühne davon; die empfindſamen Schauſpielerinnen, welche ſo viele unbekannte Perſonen in den Koulissen erblickten, die nicht zu dem Trauerſpiele gehörten, fielen in Ohnmacht; dann wurden, nach löblichem Brauche der hieſigen Polizey, die Bayonette gebraucht, um die Leute zur Ruhe zu bringen; die Ultrablätter beklagten ſich, daß die Polizey die honnêtes gens nicht in Stand ſetze, ein ſolches Meiſterſtück von Anfange bis zu Ende ruhig anhören zu können, und die unabhängigen Blätter meinten, jedweder habe für ſein Geld das Recht, ein elendes Machwerk auszuziſchen, und dieſes Recht dürfte die Polizey nicht ſtören. Bey der zweyten und dritten Aufführung ging es zwar etwas ruhiger, aber nicht viel ſchmeichelhafter für den Verfaſſer zu, und dann wurde das Publikum mit dem Meiſterſtücke des Ultrajournaliſten nicht weiter beglückt. Natürlich ſind nunmehr die Ultrablätter mehr als zuvor von dem gefährlichen Geiſte überzeugt, welcher das neue Geſchlecht anweht, und ſie werden bey der erſten Gelegenheit, worin die Jugend handelnd auftreten wird, ſicher nicht ermangeln, ernſtliche Betrachtungen über das Verderbniß der jetzigen Welt anzuſtellen.

In Betreff der theatraliſchen Aufführungen muß ich noch einen Vorfall erwähnen, welcher die hieſige öffentliche Geſinnung deutlich zu erkennen gibt. Auf der Bühne des Variétés-Theaters wird ein niedliches Vaudevilleſtück: **das Wirthshaus zum großen Friedrich** gegeben, welchem eine wahre Anekdote aus dem Leben Voltaires zum Grunde liegt: Bekanntlich wurde der große Schriftſteller, als er ſich zu Potsdam mit Friedrich II. überworfen hatte, zu Frankfurt aufgehalten, und konnte nicht eher wieder abreiſen, als bis er die Gedichte des Königs wieder zurückerſtattet hatte, die ein gewiſſer Hr. Freytag in barſchem Tone unter der Benennung Poëshies du roi mon maitre ihm abforderte. Er konnte dieſen freylich widrigen Vorfall nimmer vergeſſen, und kommt in ſeiner Privatkorreſpondenz oft auf denſelben zurück. „Der König, ſchreibt er einmal vertraulich, ſchmeichelt mir jezt, und möchte wieder Freund werden; allein ich vergeſſe ſobald die Grenadiers-Bayonette nicht, die meiner Nichte wider die Bruſt gehalten worden ſind. Collini, ſein Secretär, erzählt, Voltaire ſey bey dieſer Gelegenheit in eine ſolche Wuth gerathen, daß er dem Wirthe, oder ich weiß nicht wem, eine Ohrfeige gegeben habe, worauf er, Collini, den Ohrfeigten mit der Betrachtung getröſtet habe, im Grunde rühre dieſe Maulſchelle doch von der Hand eines großen Genies her. Jene Anekdote nun macht den Vorwurf des kleinen Vaudevilleſtückes aus. Statt des Poeſies-fodernden Freytags iſt ein Bürgermeiſter Farsmann eingeführt worden. Dieſer erſcheint im Gaſthofe, um Voltaire zu verhaften, und zwar im Namen des Königs. Wie, fragt Voltaire, im Namen des Königs? Der Bürgermeiſter wiederholt: ja, im Namen des Königs; worauf dann Voltaire folgendes epigrammatiſche Liedchen ſingt:

Au nom du roi!
Ce nom sera sacré pour moi;
Mais en vérité, je regrette,
Qu'il soit permis d'être aussi bête
Au nom du roi. (zweymal)

Dieſes Epigramm auf die Miniſter oder wer es ſonſt auf ſich beziehen will, wird immer rauſchend beklatſcht, und muß unfehlbar wiederholt werden. Eben ſo geht es immer mit den beyden folgenden Verſen, welche der Gaſtwirth ſingt, und die an den König Friedrich gerichtet ſind:

Et les lois que vous nous donnez,
Vous ne voulez pas les détruire.

In den Ländern, die in unſern Tagen eine Verfaſſung bekommen haben, iſt es heilſam, ſo etwas von Zeit zu Zeit zu ſingen, beſonders wenn es nicht bequem in den Tagesblättern geſagt werden kann. Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 5.

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 17. Juli 1821.

Dramatiſche Literatur.

Claſſiſches Theater der Franzoſen. Nr. II. Semiramis von Voltaire. Ueberſezt von Pfeiffer. Leipzig b. Brockhaus. 1820. 269 S. 8.

Unter der Kategorie: deutſch-franzöſiſche Schriften, iſt der erſte Band dieſes weitausſehenden Unternehmens im Lit. Bl. von 1819. Nr. 41. angezeigt worden. So wunderlich das klingt, und ſo gewiß (wie auch der dortige Rec. eingeräumt hat) die Ueberſetzung nicht deutſch-franzöſiſch genannt werden kann; dennoch möchten wir dieſes Doppel-Beywort hier nicht unbedingt verwerfen. Die Diction iſt deutſch-franzöſiſch: zu grad' und unverdrämt, um ganz franzöſiſch — zu conventionell und nüchtern, um auf deutſche Weiſe poetiſch zu ſeyn. Wem Rec. hierin nicht ganz verſtändlich iſt, der vergleiche Goethe's Mahomet und Schiller's Phädra. Goethe trachtete nach der klaren Durchſichtigkeit und zierlichen Glätte ſeines franzöſiſchen Originals; Schiller ſuchte der Sprache des ſeinigen deutſche Kraft einzuimpfen: unſer Ueberſetzer, durch die Maxime, jeden Alexandriner als fünfgliedrigen Jambus wiederzugeben, zur Verzichtleiſtung bald auf ſchmückende Beywörter, bald auf abrundende Participialſätze genöthiget, raubt dem Original manche ſchmückende Zier, und erſezt den Raub ſelten durch Stärke und ſtrahlendes Licht. Soviel im Allgemeinen, und nun einige Bemerkungen über Einzelnes.

S. 12. Elle invoque les dieux; mais les dieux irrités
Ont corrompu le cours de ses prospérités.

Hier hat der Ueberſ. das Original verſchönert durch das anſchauliche Bild:

Und ziehn Gewölk' um ihres Glückes Sterne.

Eben ſo hat der Vers: Ce temple, ces jardins dans les airs soutenus, durch den Verluſt eines Fußes offenbar an Concinnität gewonnen:

Der Tempel hier, die Schwebegärten dort.

S. 24. Séjour sombre et sacré, mânes de ce grand roi,
Voix puissante des dieux, que voulez-vous de moi?

Auch hier iſt Herr P. poetiſch-kräftiger:

Gewölk der Nacht, Geiſt des verblichnen Königs,
Furchtbare Götterſtimmen, ſagt, was wollt ihr?

Dagegen überſezt er S. 29. die Anmerkung, welche ſagt, daß Oroès zu dem coffre, der des Ninus Vermächtniß enthält, avec respect et douleur ſich niederbeugt, ſo: „indem er ſich mit Achtung und Schmerz darnach hinneigt.“ Ehrfurcht wäre hier beſſer.

Wenn man dem franzöſiſchen Tragöden den Reim nimmt; ſo iſt es nicht gut, daß man im reimloſen Verſe an den Reim mahne; wie z. B. S. 35.

Nicht ſo das Auge höherer Gewalten,
Das in des Frevels kleinſte Falten dringt.

Man wird da gleichſam verſucht, zu leſen: dieß dringet in des Frevels kleinſte Falten.

S. 226. Rassemble les débris d'un parti dissipé.
Die matten Trümmer ſeines Anhangs ſammelt.

Da das Epitheton blos zum Begriffe, nicht zur Metapher paßt; ſo wären die Trümmer ſeines matten Anhanges beſſer geweſen.

S. 231. Ce mon Gemahl!? Himmel! — Heil eurem Bund!

Dieſer Jambus iſt kreuzlahm, wenn man nicht den Himmel jambiſch mißt und etwa wie Himeel lieſt.

S. 246. Je vois que, malgré nous, tous nos pas sont marqués.
Der Menſch thut nichts, es treibt ihn höhre Macht.

Das mahnt faſt ein wenig zu dringend an die Stelle der Schuld: „Thun? Der Menſch thut nichts, es waltet über ihm verborgne Macht.“ Warum nicht, ohne die Spitzfindigkeit in dem Worte thun, und alſo klärer: Der Menſch gehorcht unwiſſend höhrer Macht?

Das Original iſt ſehr correct abgedruckt; nur S. 48. ſteht éperdue ſt. étendue, nämlich S. 7. v. u. In der Ueberſetzung hingegen ſind mehr, und zum Theil ſtörende Druckfehler, z. B. S. 91. wie ſt. wir, S. 95. Herr ſt. Heer, S. 139. vergeſſen ſt. vergoſſen, S. 171. lezte Zeile iſt ein „ich“ ohne allen Sinn eingeſchlüpft, u. ſ. w.

Zum Schluſſe noch die Frage: Will Herr V. alle sogenannten claſſiſchen Stücke der Franzoſen überſetzen? oder doch alle Tragödien? Wenn er nicht Hoffnung hat, Methuſalems Alter zu erreichen; ſo möchten wir ihm rathen, die beſten auszuwählen, und darunter gehört Voltaires Semiramis nicht. Neben der von Calderon, die Tochter der Luft genannt, iſt ſie Waſſer, gleichwie der Geiſt darin (der des Ninus) neben dem Geiſt im Hamlet einer Vogelſcheuche im Schotenfelde ähnlich ſieht.

Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortſetzung.)

Freymüthige Kritik aller projectirten evangeliſchen Kirchenverbeſſerungen nach dem Princip des Proteſtantismus und ſeiner Tendenz mit beſonderer Hinſicht auf den Entwurf der neuen Kirchenordnung im Preuß. Staate, entwickelt (!) von einem evang. Landpfarrer. Danzig bey Alberti. 1821. 52 S. 8. (8 gr.) Der evangeliſche Landpfarrer iſt wahrſcheinlich nur eine Maske, unter welcher ein Laie ſeinem Unmuthe Luft macht, über die hier und da, namentlich auch im Preußiſchen, begonnene Wiederbelebung der Kirche. Dieſe iſt nach ſeiner Meinung bey der Aufklärung unſrer Zeit und der Selbſtſtändigkeit der Staaten nicht nur unnütz, ſondern ſogar ſchädlich, weil ſie ſtets zum Pfaffenregiment hinneigt und führt. Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher iſt Staatsdiener und kann als letzterer (S. 45.) als Organ der Staatsregierung betrachtet werden.*) Er hat die Würde eines moraliſchen Lehrers und inſoferne ſein Vortrag das Gewiſſen anſpricht, ſteht er im Staate als Bindeglied der äußern Welt (d. h. des Staates) mit der innern (d. h. der Pietät) da, um die Erfüllung der Rechtspflichten, die der Staat vom Bürger und Unterthan fodert, durch die Erfüllung der Tugend und Moralität (sic) zu erleichtern und zu unterſtützen. Aus dieſer Behauptung gehet deutlich die Meinung des evang. Landpfarrers hervor, daß der Menſch nur des Staates wegen ein Gewiſſen habe. Noch mehr charakteriſirt ihn folgende Stelle S. 33., wo er ſagt, daß das gegenwärtige Zeitalter ein reifer Mann ſey und fodere, was dieſem zukomme und daraus dieſe Folge zieht: „Die Kinderklapper, „worauf man zu ſchellen anfängt, kann uns nicht mehr „dienen. Erſt müſſen wir die alte Zeit in ihren alten po„litiſchen und ſozialen Verhältniſſen, mit aller ihrer Roh„heit zurückführen, wenn wir den Kirchen-Entwurf durch„führen wollen. Erſt müſſen wir alle Reiz- und Hülfs„mittel und Inſtitute geſelliger Vergnügungen, Bälle, „Konzerte, Masqueraden, Schauſpiele, Reſſourcen, Kaſſi„nos, Kunſtbedürfniſſe ausrotten; alle gedruckte Schriften „zum Auto da fe verdammen, die Druckerpreſſen vernich„ten, einen Lethetrank für die Menſchheit erfinden: dann „können wir darauf rechnen, daß die Bürgerfamilien wie„der in ihre häuslichen Verhältniſſe und Wohnzimmer „iſolirt und zu geſelligem Verein (dem einzigen, den die „Vorwelt hatte, ſo wie zu öffentlicher Repräſentation) in „die Kirchen ſtrömen werden. Bevor wir nicht Licht und „Wahrheit auslöſchen, werden wir wahrlich keine Finſter„niß ſchaffen.“ Ein Menſch, der im Ernſte Bälle, Konzerte u. ſ. w. als heilige Bewahrer von Licht und Wahrheit betrachten und rühmen kann,*) verdient keine ernſtliche Widerlegung; es iſt genug, ſolche Aeußerungen dem Publico mitzutheilen. — Sophronizon oder unparthepiſch-freymüthige Beyträge zur neuern Geſchichte, Geſetzgebung und Statiſtik der Staaten und Kirchen. Herausg. von Dr. Heinr. Eberh. Gottlob Paulus, Grhz. Bad. Geh. KR. ꝛc. 2n Bds. 4s Heft. Frankf. a. M. bey Gebr. Wilmanns. 1821. 154 S. gr. 8. (18 gr.) Dieſer Heft enthält: I. Anekdoten aus der Reformationszeit, Falter-Juſtiz und Mord-Abſolution betr., nebſt Vergehen gegen die Geſchichte als Lehrerin S. 1 — 42. (Conrad Breuning'en), Rath und Vogt zu Tübingen, ließ Herzog Ulrich bey einem Kohlenfeuer an Armen und Füßen braten, ihm den Leib mit Branntwein übergießen und ſo anzünden.) II. Petitionsgründe an Stände-Verſammlungen, durch welche ſie, Amtsgehalte zu beſteuern, berechtigt ſeyn ſollen. S. 43 — 75. III. Prüfende Vergleichung der in der Würtembergiſchen Stände-Verſammlung 1820 über Beſoldungs-Beſteuerung öffentlich vorgekommenen Gründe und Anſichten. S. 76 — 138. IV. Anhang die Beſteuerung der Kirchen- und Schullehrer-Gehalte betr. S. 139 — 150. V. Ehemals und jezt im päbſtlichen Ceremoniel gegen größere Regenten. 1. Vom Beſuch des Kaiſers von Oeſterreich bey Sr. Heiligkeit. 1819. 2. Obedienzbeſuch Carl's des VIII. von Frankreich.

Praktiſche Theologie.

Schriften über die Bibel: Der Lehrſchriften des neuen Teſtaments erſte (und zweyte) Abtheilung. Die dreyzehn authentiſchen Sendſchreiben des Apoſtels Paulus (nebſt den übrigen Briefen der Apoſtel und der Offenb. Joh.) Ihrem Geſammtinhalte nach erläutert dargeſtellt zur rich-

---

d) Eine kühne Fiction, die auf der Vorausſetzung ruht, daß die regierenden Individuen wollen, was Gott will. Und das wolle Gott! M.

e) Das ſcheint in den angeführten Stellen nicht zu liegen. M.

tigen Beurtheilung und zum zweckmäßigen Gebrauche derselben. Für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Von Joh. Heinr. Friedr. Meineke, vormal Fürstl. Stiftischen Consist. Rathe, jezt noch Prediger zu St. Blasius in Quedlinburg. Quedlinb. u. Leipzig bey Basse. 1821. 316 S. gr. 8. (1 Thlr.) Auch unter dem Titel: Die Bibel. Ihrem Gesammtinhalte ꝛc. Des neuen Testaments zweyter Theil. Die belehrenden Sendschreiben der Apostel, nebst der Offenbarung Joh. Von J. H. Fr. M. ꝛc. Eine kurze Einleitung giebt von jedem Briefe die nöthigen Nachrichten über dessen Veranlassung, Leser, Zweck u. s. w.; dann wird der Inhalt der einzelnen Abschnitte in jedem Kapitel auseinander gesezt und das Schwerere in manchen Versen noch besonders erklärt. Bey diesen Erklärungen leitet den Hr. Vf. der Grundsatz, daß die Apostel auch, als sie die Briefe schrieben, noch voll jüdischer Vorurtheile waren und sich im Style der Orientalen ausdrückten und daher ihre Vorstellungen erst von den Bildern entkleidet und auf richtige Begriffe zurückgeführt werden müssen. Wer nun wissen will, wie der Hr. CR. M. den Gesammtinhalt der kanonischen Briefe und der Apokalypse nicht erläutert, sondern von jüdischen Vorurtheilen und Zeitvorstellungen geläutert und zu der Vernunft gebracht hat, der möge diese Schrift lesen; wer aber das Evangelium, wie es die Apostel in ihren Briefen wirklich vorgetragen haben, näher kennen zu lernen verlangt, hoffe von diesem Verfasser keine Belehrung. — Zweymal zwey und funfzig auserlesene biblische Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testamente nach Johann Hübner mit Fragen zum Nachdenken, nüzlichen Lehren, gottseligen Gedanken und Bibelsprüchen von Sam. Chstn. Gottfr. Küster, Königl. Sup. u. erstem ev. Prediger auf dem Fr. Werder — zu Berlin. Dritte durchgesehene Auflage. Berlin bey Enslin. 1821. (12 gr. mit 50 Bildern u. 1 Kärtchen von Palästina 1 Thlr. 16 gr.) Seit dem Ende des J. 1818 haben diese biblischen Erzählungen die dritte Auflage erlebt. Sie verdienen aber auch den erhaltenen Beyfall. Hr. Sup. K. hat sich streng an den wahren Sinn der Bibel gehalten und den rechten Erzählungston — einfach, klar und fromm — getroffen. Unter den gottseligen Gedanken sind Liederverse zu verstehen. Nur unter den Fragen zum Nachdenken scheinen einige dem kindlichen Alter nicht angemessen, z. B. S. 210: „Hat Gott auch dabey seine weisen Absichten, wenn er manchen Eheleuten viele und wiederum andern gar keine Kinder giebt?“ und mancher Bibelspruch am Ende der Erzählungen ist nicht so gewählt, daß er den Gesammteindruck, den diese machen, ausspricht.

Predigten. Es ließ sich erwarten, daß mit dem wieder erwachten Eifer für die heilige Schrift, als die Quelle alles wahren Lebens, auch die gute, alte Sitte zurückkehren würde, einzelne Bücher der Bibel in Predigten erbaulich zu erklären. Ref. glaubt sich hier eine Ausnahme erlauben und ihrer großen Vorzüge wegen eine Sammlung wenigstens anführen zu dürfen, welche noch die Zahl des verflossenen Jahres trägt: Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres über auserlesene Stellen der Psalmen von Valent. Karl Weillodter, Dr. der Theol., Decan und Hauptprediger in Nürnberg. 1ster Bd. VIII u. 264 S. gr. 8. 2ter Bd. VIII u. 411 S. gr. 8. Nürnberg bey Riegel und Wießner. 1820. (Beyde den vollständigen Jahrgang enthaltende Bände 2 Thlr. 16 gr.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortsetzung.)

Prières à l'usage du Culte domestique; par M. M. Goepp et Boissard. Da der Gottesdienst in der evangelischen Kirche zu Paris, beydes in französischer und in deutscher Sprache gehalten wird, so bedurfte die Gemeinde auch in beyden Sprachen Bücher zur Uebung der Andacht. In dem vorliegenden sind keine Gebete von fremden Verfassern aufgenommen worden, sondern die zwey Prediger dieser Kirche, das Bedürfniß der Herzensergießung ihrer Pfarrgenossen am besten kennend, haben allein die Dolmetscher ihrer Gefühle seyn wollen. Sie sind in so rührenden als kraftvollen Worten ausgesprochen. (6 Bogen Druck in 12. bey Treuttel und Würtz.) — Précis de la doctrine chrétienne, exposée par le texte de l'Ecriture-sainte. Par M. M. les pasteurs de l'église chrétienne de la Confession d'Augsbourg à Paris. Diese Darstellung der christlichen Lehre, wie sie der evangelischen Gemeinde zu Paris vorgetragen wird, hat ebenfalls die zwey verdienten Prediger Goepp und Boissard zu Verfassern. Wenn die Widersacher des Protestantismus sich die Mühe geben wollten, auf obiges Gebetbuch und auf vorliegendes Elementarbuch einen prüfenden Blick zu werfen, so würden sie nur mit Achtung von einer Religion sprechen, die ihnen ein Dorn im Auge ist, weil sie sie nicht kennen. Herr la Mennais und andre mit ihm Gleichdenkende, könnten nicht besser widerlegt werden, als durch die Vorhaltung eines Buchs, welches die ganze evangelisch-lutherische Glaubenslehre umfaßt, und als Catechismus beym religiösen Unterrichte der Jugend zum Grunde gelegt wird. Die Einkleidung desselben ist nicht in Fragen und Antworten, sondern in Lehrsprüchen abgefaßt, deren jeder die vorzüglichsten sich darauf beziehenden Stellen der heiligen Schrift gegenüber stehen hat, daher auch der Druck auf gespaltenen Seiten veranstaltet worden

ist. In dieser Gestalt fallen die Grundsätze, die in dem Abschnitte, der von der Kirche handelt, aufgestellt sind, ganz besonders in die Augen. Sie könnten den Vertheidigern des päbstlichen Stuhls anstößig scheinen; aber da, nach Luthers Art, der Beweis blos mit der Bibel geführt wird, so kann dagegen nichts gesagt werden. (8 Bogen Druck in 12. Bey Treuttel und Würtz). — Christliche Mittheilungen. Neue deutsche Zeitschrift in zwanglosen Heften, wovon die zwey ersten schon erschienen sind. „Und was ist denn nun, heißt es im Vorbericht, der Zweck dieser Blätter? Sie sollen Ideen, Gedanken, Empfindungen, Entschließungen erregen und veranlassen. Auf diesen Zweck ist ihr Inhalt berechnet. Betrachtungen über wichtige Gegenstände der Religion und Sittenlehre; Erzählungen von Begebenheiten, welche dem religiösen Menschenfreunde wichtig sind; also für Mission, Bibelverbreitung, Unterrichts- und Erziehungswesen, religiöse Anstalten u. s. w., auch Züge aus der ältern Religions- und Kirchengeschichte, die für unsre Zeiten ein Interesse haben können; Nachrichten von Büchern, die in religiöser Hinsicht wichtig sind und als eine Lektüre auch für die Nichtgelehrten sich eignen; Anfragen auf Dinge, die in das religiöse und sittliche Leben eingreifen; — dieß sind die Gegenstände, welche unser Blatt zu behandeln sich vornimmt." Die bis jezt in demselben aufgenommenen Aufsätze sind von den Professoren Redslob, Matter, Dahler, Fritz und Bieffig, dem Candidaten Willm, E. Stöber und dem Pädagogen Krafft. Jährlich sollen wenigstens sechs Hefte, die einen Band, 24 Bogen stark, ausmachen, von dieser Zeitschrift erscheinen. (Preis des Bandes 4 Fr. Straßburg, bey Treuttel und Würtz).

Arzneykunde und verwandte Wissenschaften.

Du siège et de la Nature des maladies; par Alard. Keine Wissenschaft verdienet wohl mehr muthmaßlich genannt zu werden, als die Arzneykunde, in keiner anderen sind die Grundsätze schwankender. Ganz besonders aber trifft dieser Vorwurf die Krankheitslehre. Man erschrickt, wenn man das Heer unsichtbar wirkender Ursachen überschauet, womit die ältere Schule den menschlichen Körper anfüllte. Die Abgeschmacktheit dieses Systems mußte nothwendig die neuere Schule empören, und sie verfiel in einen entgegengesetzten Fehler, indem sie fast für alle Krankheiten eine und die nämliche Ursache annahm. Die Natur strafte diese Theorie Lügen, und es blieb späteren Zeiten überlassen, der Wahrheit besser auf die Spur zu kommen. Vielleicht hat H. Alard durch gegenwärtige Schrift die Bahn dazu gebrochen. Wie er seinen Gegenstand auffaßt, liegt außer den Gränzen dieser Anzeige zu erörtern. Alles, was uns hier hinzuzusetzen übrig bleibt, ist, daß die vorzüglichsten Eigenschaften, wodurch dieses Werk sich vor einer Menge medicinischer Schriften auszeichnet, womit seit einiger Zeit das Publikum überschwemmt worden ist, Bestimmtheit und Verbindung der Ideen, tiefe Forschungen, Methode und Klarheit in der Darstellung sind. Obwol der Verfasser fast durchaus ein neues System annimmt, so erlaubt er sich doch nie mit Geringschätzung von einem Vorgänger zu sprechen, der, den nämlichen Gegenstand abhandelnd, anderer Meinung als er war. Im Gegentheil führt er mit Achtung das Urtheil anderer, sowol fremder als einheimischer, Aerzte an, und stützt sich, wo er kann, mit Vorliebe auf ihr Ansehen. Zu dem Verdienste gut zu denken, fügt Hr. Alard noch das Verdienst gut zu schreiben, welches so selten bey arzneywissenschaftlichen Werken sich findet, und worauf doch in Frankreich so viel gehalten wird. (2 Bände in 8. Preis 12 Fr. Bey Baillière). — Phytographie médicale; par Joseph Roques, docteur en médecine de la faculté de Montpellier. Der Verfasser kündiget sein Werk vorläufig an, dessen Ausgabe in Lieferungen im Juni ihren Anfang nehmen soll. Das Ganze, aus zwey großen Quartbänden bestehend, wird eine vollständige Geschichte der Gifte enthalten, die aus dem Pflanzenreiche gezogen werden; es wird auf die Vorsichtsmaßregeln aufmerksam machen, die angewandt werden müssen, ihren tödtlichen Wirkungen zuvor zu kommen; es wird aber auch zugleich Bemerkungen über ihren Gebrauch als Arzneymittel liefern. Ein solches Werk würde ohne Kupfer nicht gemeinnützig seyn, ja sein Werth hängt größtentheils von einer getreuen und sorgfältigen Abbildung der Pflanzen ab. Diese Arbeit hat Hr. Hocquart übernommen, dessen bekannte Geschicklichkeit in der bildlichen Nachahmung der Natur, etwas Vollendetes erwarten läßt. Alle Pflanzen sollen in ihrer wahren Größe und ihren lebendigen Farben dargestellt werden. H. Didot besorgt den Druck des Textes. Die Versendung des Werkes wird in 36 monatlichen Lieferungen, jede aus fünf Abbildungen und drey bis vier Bogen Text bestehend, statt finden. (Unterschriftspreis bis zum 1. Juni 7 Fr. per Heft. Nachheriger Ladenpreis der zwey Bände 250 Fr. b. Nicolle.) — Journal de physiologie expérimentale, par F. Magendie, D. M. Bey den großen Fortschritten, die seit etlichen Jahren die physiologischen Kenntnisse in den meisten Ländern Europas gemacht haben, fehlte es in Frankreich noch an einem Mittel, die neuen Entdeckungen, beydes des In- und Auslandes, bekannt und gemeinnützig zu machen. Die wichtigsten Versuche, die interessantesten Erfahrungen, die reichhaltigsten Bemerkungen, blieben oft ganz unbekannt, oder verlarketen nur auf eine höchst unvollkommne Art. Die gelehrte Welt darf es daher dem Herausgeber dieser Zeitschrift Dank wissen, daß er seinen lang beabsichtigten Plan endlich zur Ausführung gebracht, und ihr diesen Weg zur gemeinschaftlichen Mittheilung eröffnet hat. Niemand hatte mehr Beruf zu einem solchen Unternehmen, als Hr. Magendie, der gewiß, unter allen französischen Aerzten, sich im physiologischen Fache am meisten hervorgethan hat. Sein Name allein giebt der Zeitschrift hinreichenden Werth und verspricht ihr dauernde Festigkeit. Die ersten zwey Hefte stimmen ganz mit der Erwartung überein, die das arzneywissenschaftliche Publikum sich von diesem Unternehmen gemacht hatte. Unter andern anziehenden Aufsätzen verdient der Bericht über einen Versuch erwähnt zu werden, den der Herausgeber mit einem tollen Hunde angestellt hat. Die Wuth dieses Thieres wurde dadurch gestillet, daß Hr. Magendie ihm Wasser in die Adern strömen ließ. Bey einem so glücklichen Resultate darf man hoffen, es werde endlich, nach so langen vergeblichen Versuchen, den Gelehrten gelingen, ein sicheres Mittel gegen die Hydrophobie zu finden. Es erscheint von dieser Zeitschrift alle drey Monate ein Heft von sechs Bogen Druck. Vier solcher Hefte machen einen Band aus. (Preis des Jahrganges 12 Fr. Bey Mequignon-Marvis.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Juli 1821.

Der Bach der Blumenwieſe, wo ich als Kind
Violen pflückte, murmelt melodiſcher
Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
Als die blandusiſche Silberquelle.

Matthiſſon.

Reue.
Ballade.
(Frey nach Wordsworth.)

Mehr werth als Schätze und goldener Tand,
Wär' uns mein freundlich, mein väterlich Gut,
Könnt' ich's noch ordnen mit fleißiger Hand,
Könnt' ich's noch anſchau'n mit fröhlichem Muth'.

„Jenny, ſo ſchwur ich, wir ſterben viel eh'r,
Eh' ich verkauf' einen Zollbreit vom Land!"
Ach! der Verſucher bot mehr nun und mehr,
Wägend die blinkende Börſ' in der Hand. —

Fröhlich wir lebten, wie Vögel im Hain,
Frey wie die Bienen im Sonnenlicht hell;
Fröhlich bebaut' ich das Feld, es war mein,
Murmelnd für mich floß daneben der Quell.

Nun ſind wir fremde am friedlichen Thor,
Wandere zum Garten in heimlicher Pein:
Pförtlein iſt offen, ich ſtehe davor,
Schau' auf die Felder, und darf nicht hinein.

Geh' ich im Sommer am Zaune entlang,
Sitz' ich im Schatten von Großvaters Baum,
Sieht er mich ſtreng an, und Flüſtern tönt bang:
„Kommſt du dann ſchleichend zum traulichen Raum?"

Trauer nicht kannte mein ſorgloſer Sinn,
Schnell war ein flüchtiger Unfall verſchmerzt:
Frieden und Freude und Troſt ſind dahin,
Alles iſt hin, und mein Erbtheil verſcherzt!

Thörigter Vater des ſchuldloſen Sohns,
— Ach, der nun fremd wird auf heimiſcher Bahn! —
Nie mehr erfreu'ſt du dich heiteren Lohns,
Abends, wenn rüſtig das Tagwerk gethan.

Nie mehr nach Stunden, in Mißmuth durchwacht,
Wie ſie dir Krankheit, die feindliche gab,
Stärkt dich ein Blick auf die blühende Pracht
Eigener Fluren vom Hügel herab! —

Träg', wie die Schnecke, an's Haus jetzt gebannt,
Horch' ich mit Seufzen dem Sterbglockengrüß;
Denke wohl manchmal: „haſt nirgend ſonſt Land,
Da, wo die Voräitern ruh'n, doch ſechs Fuß."

Familienzwiſt.
(Fortſetzung.)

Frank ging ſchnell um den Kirchhof herum, um ſie beym Ausgang zu empfangen, denn der vorgefallne Auftritt hatte ihn tief erſchüttert. Die guten Kleinen kamen getröſtet aus der Pforte und lenkten zum Dorf hin. Guten Abend, Kinderchen, rief er ihnen zu, ihr habt ja einen betrübten Spaziergang gemacht. Sie grüßten freundlich, antworteten aber nicht. Ihr habt wohl noch keinen nahen Verwandten auf dem Kirchhof, ſonſt würdet ihr nicht ſo fröhlich dahin ſpazieren, fing Frank wieder an. — Wir haben einen lieben Großvater dort ſchlafen, antwortete der Knabe faſt trotzig, und zog die Schweſtern ſchneller fort. — Nun, nur nicht ſo raſch, du lieber Trotzkopf, ſagte der Fremde, indem er ihm faſt den Weg vertrat, ich weiß das aus euern Kränzen und euerm frommen Geſang, und wollte euch nur anreden, um euch meine Freude darüber zu bezeigen. Gott wird euch ſegnen für euern frommen Sinn.

— Diese Worte sprechend, legte er seine Hand auf Emils lockigen Scheitel, der nun beschämt die Augen niederschlug und ehrerbietig des Greises Hand küßte. Nun ging Frank neben den Kindern her und hörte, daß heute des Großvaters Todestag sey, den sie jedes Jahr also feyerten, aber mit Vater und Mutter, heute sey die Mutter unpäßlich, der Vater aber bey ihr geblieben, weil alles Gesinde einer nothwendigen Feldarbeit wegen vom Hause entfernt sey. Der Vater war Gutsbesitzer, zugleich aber auch Gerichtsobrigkeit in dem ansehnlichen Dorfe. Jezt war die kleine Karavane an eine Gartenanlage gekommen, durch deren leichte Umzäunung durchblickend, Marie freudig rief: O da ist Mutter im Garten, und der Vater auch! und nun eilten die Mädchen fort, ohne weiter auf den Fremden zu achten, nur Emil regelte seinen Schritt nach dem seinigen, so daß sie zusammen an eine Seitenpforte anlangten, in welche die Schwestern hinein geschlüpft waren. In demselben Augenblick trat der Vater heraus, begrüßte Frank höflich und bat ihn, lieber in seinem Garten als in dem einsamen Gasthof die Nacht zu erwarten. Frank sah sich unvermerkt aus seiner Persönlichkeit, in die er sich die lange Seefahrt über, und während der einsamen Reise über das Festland noch mehr eingewiegt hatte, wie es Greisen ohnehin eigen ist, durch sein kleines Abenteuer herausgehoben. Er hatte nur an sich und sein Schicksal gedacht, diesem aus dem Weg zu gehen, war er vor vierzig Jahren über den Ocean geflohen, jezt trieb es ihn wieder zurück, ohne daß er bestimmt einen Zweck kannte — er wollte ihn in der alten Heimat finden und wie sein Wagen ihn hier zu verweilen nöthigte, hatte er diese Stunden als bestimmt dafür gehalten, um einen Plan für sein nächstes Leben zu entwerfen.

Sein Spaziergang hatte ihn dazu nicht kommen lassen, und nun sah er sich plözlich in einen Kreis versezt, in dem er gar kein Fremder, kein lange Verbannter, kein Vereinzelter mehr schien. Vorzüglich zog ihn Willmers Gattinn an, die liebe, eingebildete Kranke. Denn wie Frank, den seine frühern Studien zum Arzt gebildet hatten, der Worte wohl eingedenk, die aus der Mutter Mund Marien so betrübt hatten, sich von ihrem Gesundheits-Zustand unterrichtete, überzeugte er sich, daß sie ihr Uebel ganz irrig für Brustschwächung hielt, da es allgemeine, und durch Ruhe und Zeit unfehlbar zu heilende Ermattung war. Frank begriff selbst nicht die Hinneigung, welche ihn an diese Frau zog, und wie er nachsinnend immer wieder in der Vergangenheit ein Bild suchte, an das ihn ihre Züge erinnerten. Er fand keines, aber immer zahlreicher stiegen bey ihrem Anschauen, bey dem heitern Treiben der Kinder, dem milden, herzlichen Ernst des Vaters, Erinnerungen an den Freund in ihm auf, den er allein wiederzufinden gewünscht hätte, dessen Aufenthalt aber, wenn er noch leben sollte, noch von hier fern war. Die Kinder wurden nach einem früh genossenen, einfachen Abendbrod zu Bett geschickt, und von ihrem Abschied, der fromme Liebe und kindlichen Gehorsam so deutlich aussprach, von neuem ergriffen, brach Frank in die Worte aus: „O erhalten Sie diesen Geist des Gehorsams und der Liebe! Es ist der einzige, welcher die Segens-Verheißung der Schrift an den Kindern in Erfüllung bringt.“ Frau Willmer sah ihren Gatten mit ausdrucksvollem Lächeln an, reichte ihm ihre Hand und sagte: so haben wirs erfahren, und hoffen auf unsere Kinder die Frucht dieser Erfahrung fortzupflanzen. Jezt fiel Frank die Aeußerung der Frau Willmer ein, welche auf einen Zwist mit Verwandten gedeutet hatte; besorgt, ihre durch die Wendung des Gesprächs veranlaßte Rührung möchte sie zu sehr angreifen, und durch die Gedanken, die seine Seele füllten, dennoch hingerissen, sah sich der fremde Greis gar bald in die Erzählung seiner Geschichte begriffen. Frank war der Sohn eines angesehenen Mannes aus M., in dessen Nähe er sich jezt befand. Seines Vaters Beruf erlaubte ihm nur eine allgemeine Uebersicht bey seiner Erziehung, eine Vorschrift seiner Studien, ohne Aufsicht und Prüfung. Seine Mutter verzog den einzigen talentvollen, wohlgebildeten Sohn. In dem Alter, wo ein Jüngling sich irgend einer Wissenschaft bestimmt widmen soll, und sein Vater seinen Zuschnitt noch erwartete, daß sich sein Sohn dem administrativen Fache widmen solle, zeigte sich, daß Heinrich ein entschiednes Mißfallen an diesen Studien, und Sprachen, Dichtkunst und Geschichte zu seiner Lieblingsbeschäftigung gemacht hatte. Sehr entrüstet bewies ihm der Vater, daß sein Vermögen nicht ausreiche, um ihm eine poetische Muße zu verschaffen, sondern daß ihm das Studium der schönen Wissenschaften nur dann erlaubt seyn könnte, wenn er sich einem Lehrstuhl in diesem Fache zu widmen gedächte. Heinrich versprach dieses, wie aber die Hälfte seiner Universitäts-Jahre verflossen war, bat er den Vater, ihn seines Versprechens zu entlassen, indem er sich mit Unrecht eine hinlängliche Beharrlichkeit im Sprachstudium zugetraut hätte, er glaube seine ganze Anlage berufe ihn zur Naturgeschichte und vielleicht auch zur praktischen Arzneykunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eingemachte Lesefrüchte.

Ein und dreyßigster Aufsaz.

(Beschluß.)

Lord Byron ließ nämlich seine Tragödie Marino Falieri mit einer Vorrede drucken, worinnen er sich die Aufführung auf der öffentlichen Bühne ausdrücklich verbat. Nichtsdestoweniger führte der Directeur des Drurylane-Theaters in London, Herr Elliston, dieselbe auf — versteht sich, gehörig verschnitten —; aber augenblicklich saß dem loyalen Manne auch ein Mitverschworner auf den Ha-

cken. Der Verleger Murray (ist nicht schon der Schall des Namens höchst finister?) verklagte ihn vor dem Lordkanzler, und brachte ein Verbot der ferneren Aufführung gegen ihn aus, worauf denn das leidige Plaidiren begann. Es ist außer Zweifel, daß dieser Proceß ein Ausfluß jener, von mir entdeckten Verschwörung ist: denn die Gründe, die man pro und contra vorgebracht, sind fast buchstäblich aus meiner angeführten, neunzehnten Lesefrucht genommen. Sie finden sich in der Berliner Löschpapiernen 1821. Nr. 59.

„Der Generalfiskal bemerkte: Wenn ein Schauspiel „gedruckt worden, könne es, dem allgemeinen Gebrauche „zu Folge, so gut auf der Bühne dargestellt, als in einem „Privatzimmer gelesen werden, auch sey den Klägern (Byron und Murray) durch die Aufführung kein Schade geschan u. s. f. Herr Schadewell, Sachwalter des Klägers, „behauptete dagegen, daß wegen der verbietenden Vorrede „es mit diesem Stücke sich ganz anders verhalte, und es „könne einem Verfasser zum großen Nachtheile gereichen, „wenn ein, von ihm nicht für die Bühne berechnetes Trauerspiel, dennoch auf die Bühne gebracht werde, zumal wesentlich verändert."

Zufolge einer anderen Nachricht im Morgenblatte Nr. 132. S. 527. hat des Lordkanzlers Herrlichkeit sich bemüht, einen Vergleich zu stiften; da aber kein Theil nachgeben wollen, hat er, mit einstweiliger Erlaubniß der ferneren Aufführung, am 29. April d. J. entschieden, daß die Rechtsfrage: „Ob ein gedrucktes Trauerspiel gegen den Willen des Autors auf die öffentliche Bühne gebracht werden dürfe? in dem Gerichtshofe der Kings bench entschieden werden müsste.

Das ist nun eine, für die englischen Theaterdirecteurs höchst bedenkliche Geschichte. Versteht der Gerichtshof der Kings bench sich auf die dramatische Dichtkunst, und auf ihren großen Unterschied von der theatralischen; so wird er nothwendig die Rechtsfrage verneinend entscheiden müssen, weil sonst den Dichtern der Gebrauch der dramatischen Form für untheatralische Stoffe gänzlich verkümmert, und den Theaterleuten freye Macht und Gewalt gegeben würde, durch Aufführung verhunzter Bearbeitungen für die Bühne, die Werke der Dichter bey dem Publikum in Mißcredit zu bringen, ja wohl gar ihre Namen dem öffentlichen Auszischen und Ausspochen preißzugeben. Und entscheidet er auf diese Weise; so ist der Zweck der Verschwörung, wie er sich in obigem Wörterbuchsartikel ausspricht, vollkommen erreicht. Denn die dramatischen Dichter untersagen dann in den Vorreden die Aufführung ihrer Werke, die Theater-Directeurs müssen auch bey gedruckten Stücken die Einwilligung der Verfasser nachsuchen, und das Unglück ist da, daß sie auch gedruckte Dramen honoriren (i. e. den Autoren bezahlen) müssen.

Deutsche Theaterverständige werden sagen: „Ey nun, da schaffen sie sich vor dem Drucke Copien, und führen diese auf." In Deutschland, wo es bekanntlich noch kein literarisches Eigenthum giebt, geht diese Spitzbüberey zur Noth an; aber in England scheint das ganz anders zu seyn, wie ich aus folgendem Beyspiele wahrnehme.

Der Schotte, Herr Gillies, hat bekanntlich die Schuld in das Englische übersezt, und nach dem Urtheile des Herrn Lockart im Edinb. Magaz. sehr schön. Diese Uebersetzung hat er zwar bey Ballantyne prachtvoll drucken lassen, aber nur in wenigen Exemplaren, die er nicht verkaufen lassen, sondern an seine Freunde verschenkt hat, weil er vermuthlich ein Mann ist, der mehr Geld hat, als braucht. Jüngst ist er nach Deutschland gereist, und ich hab' es mit meinen Augen gelesen, daß er an den Verfasser der Schuld geschrieben hat: „Ein Exemplar meiner Uebersetzung hatte den „Weg nach London gefunden, und an den englischen Küsten „haben die Directoren beyder dortigen Theater mich um „die Aufnahme derselben in ihr Repertoir (adoptation) angegangen; ich hab' es aber nicht gewagt, sie auf diese Art „bekannt zu machen, bevor ich sie in Deutschland umgearbeitet, weil ich überzeugt bin, daß sie noch nicht ist, was „sie seyn soll." Die Londoner Theater-Directeurs besitzen also sogar eine gedruckte Copie der Gillies'schen Uebertragung, und wagen dennoch keine Aufführung ohne den Willen des Uebersetzers, blos weil dieselbe noch nicht öffentlich für das Publikum gedruckt ist. Daraus läßt sich vermuthen, daß die Kings bench schon früher etwas entschieden haben muß, welches den Theatern verbietet, dramatische Werke, die der Autor noch nicht öffentlich bekannt gemacht hat, wider seinen Willen öffentlich aufzuführen.

Zum Glück gelten ihre Entscheidungen in Deutschland nicht, und sie mag also in Sachen Byrons und Murray's contra Elliston entscheiden wie sie will; wir werden vor der Hand in Hinsicht des literarischen Eigenthums unser Zigeunerrecht behalten. Aber bey alledem — man kennt die epidemische Natur der Verschwörungen gegen das Hergebrachte — wer steht dafür, daß nicht am Ende auch bey uns die englischen Rechtsgrundsätze über das Theater- und Dichterwesen sich einschleichen? Hat doch schon Herr Bäuerle in Wien die Aufführung seiner schon gedruckten Prima Donna in Krähwinkel öffentlich und sub praejudicio eines starken Honorars untersagt, falls man nicht vorher seine Einwilligung dazu einholen würde! Mit Einem Worte, hier ist Gefahr, und die deutschen Theater-Großcopista's haben alle Ursache, gegen die Poeten auf ihrer Hut zu seyn. Auf mich, ihren ehemaligen Kollegen, können sie, wie Figura zeigt, hierbey rechnen, obschon ein Lord Byron an der Spitze der Feinde steht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin am 24. Juni.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen."

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Einweihungsfeſt. Prolog von Goethe — göttlich, aber nicht göttiſch, ich will ſagen: nicht echt poetiſch, ſondern theaterdirektoriſch." (Das war am Platze.) „Ein Was wir bringen hat es Sauerampfer im Maibriefe prophezeihungsweiſe genannt; hätt's auch ein Was ihr wollt nennen können oder ein Wie wir mengen: denn in der That iſt darinne nicht etwa von der wahren Würde der dramatiſchen Kunſt und von dem Zielideal ihrer Wirkung auf die Menſchheit, ſondern blos davon die Rede, daß — ja wie geb' ich's? — daß ein Theater ein Keſſel iſt, worinnen dem Publikum zu gefallen alle ſchönen Künſte zu einem Brey gekocht werden ſollen." (Das ſollen ſie auch. Brey iſt eben ſo bequem anzurichten und vorzulegen als zu eſſen, man braucht dazu weder Meſſer, noch Gabel, noch Zähne mitzubringen, folglich nichts beſſer zu öffentlicher Verſpeiſung an das Volk.) „Dann Goethe's Iphigenia in Tauris — ſonſt gute Darſtellung, warum eben dießmal ſo leidern?" (Vermuthlich weil das Publikum mehr die neuen Wände, als die alten Schauſpieler angeſehen. Kein Menſch ſpricht gut, wenn keiner darauf merket.) „Herausgerufen — der Baumeiſter des neuen Hauſes, war aber nirgends zu finden." (Klügliche Weiſe.) „100 Friedrichsd'or hätt' ich drum gegeben, wenn in dem Augenblick Goethe auf der Bühne erſchienen wäre und ihn entſchuldigt hätte." (Die 100 Friedr. wären weggeworfen geweſen, ein neues Schauſpielhaus voll Leute fühlt ſo feine Stiche nicht.) „Neues im Hauſe: der Freyſchütz, bekannte Teufelsbole-Geſchichte, von Kind tröſtlich bearbeitet" (mit tröſtlichem Ausgange, will der K. ſagen) „und von C. M. v. Weber brav komponirt. Viel Beyfall, der Tonſetzer gerufen — kam!" (Voltaire war Dichter, und kam auch, was Leſſing freylich ſehr tadelte.) „Noch mehr, er dankte in der Löſchpapiernen aus tiefergriffenem Gemüthe den edlen Bewohnern Berlins für die mit wahrhaft überſchwenglicher Güte und Nachſicht geſpendete Theilnahme," (das that Voltaire nicht, ſo viel ich weiß) „und zollte den freudig ſchuldigen Tribut einer vollkommen abgerundeten Darſtellung" (den Dank dafür, ſoll das wohl heißen, den Tribut einer guten Darſtellung waren die Operiſten dem Tonſetzer ſchuldig) „ſowol den verehrten Soloſängern und —innen, als der trefflichen Kapelle, dem thätigen Chor-Perſonale, u. ſ. w. bis zu dem ausſtattenden Herrn Grafen herab." (hinauf! hier iſt ein Tonſprung.) „Aber dabey klagte er über einen einzigen bittern Tropfen, der in den Freudenbecher gefallen, und das macht ihm Ehre; denn der Tropfen war ein miſerables Lobgedicht, welches man im Theater ihm geſtreut hatte, und worinnen über Spontini gewitzelt war, ungefähr ſo: Der Freyſchütz jage nach edlerem Wild, als nach Elefanten — die kommen in der Olympia vor — u. d. m." (Nun, die Elefanten ſind ja keine Haſen oder Kaninchen, ſie werden nicht mit Bleydunſt erlegt, und die Könige von Indien ſind ihre Jäger. Der Witz kann Spontini nicht verwundet haben.) „Houwalds Bild — nicht geſehen."

Darüber ſchreibt ein anderer ſcharfer Dramaturg, aber kein Sauerampfer, folgendes:

„Ich habe mich über das liebenswürdige Gemüth des Verfaſſers gefreut, der ſich in dieſem Gartenbaſſin wie ein Goldfiſchchen freudig bewegt. Mehr Kraft und Saft möchte man der Frucht wohl wünſchen; aber man ſchmeckt doch überall Anmuth und ſanfte Begeiſterung. Die Darſtellung im ſchönſten Einklang. Die Wolff (Camilla) prima donna. Sie gab das intenſive Leben der Blinden mit der höchſten Vollendung, und entzückte durch ihre Zartheit. Wolff (Lenz) primo uomo, eben ſo durch Einfachheit. Die Stich (Sohn) voll Leben, Seele, Wahrheit. Rebenſtein (Graf) der ganze Houwald. Lemm (Marcheſe) wacker. Devrient (alter Diener) auch gut, etwas zu vornehm, hatte ziemlich gelernt. Kurz, ein Enſemble-Spiel. Viel Rührung im Publikum. Man rief Wolff's, die Stich, Rebenſtein, aber nur Erſterer erſchien, obwol er todt war."

Brief des Dramaturgen Sauerampfer.

„Auf die Eröffnung des neuen Hauſes, das wirklich eine koſtbare Zierde Berlins iſt, folgte eine Iffflanderei, eine Ziegleyrei (Hausdoktor), auch Ragouts, z. B. Goethe's Prolog wiederholt, die Hintertreppe, der gerade Weg der beſte; und das Ballet die Roſenfee. Nachdem das Wiederholen des Prologs aufgehört, gingen die Neuigkeiten an, bis jetzt: v. Webers Freyſchütz, von ihm ſelbſt dirigirt, und das viel belobte Houwald'ſche Bild. So weit, wie im Leuchtthurm und im Fluch und Segen, iſt hier die wahre, dramatiſche Zielſcheibe nicht gefehlt, aber getroffen iſt ſie auch nicht. Eine unglückliche Jugendliebe, vom Verhängniſſe — vom Standesunterſchiede zum Theil — getrennt, wird gleichſam im Sarge gekrönt: das iſt der Hauptgedanke, wenn ich nicht irre; alſo eine Vereinigung der Leichen als Symbol einer ewigen Vermählung der Herzen, ganz (!) wie im Leuchtthurme, wie in der Freyſtatt. Das iſt ein Troſt für Liebende, aber keine erhabene, tiefgeſchöpfte, tragiſche Moral, man müßte denn auch die Hoffnung des Ehriſten auf das Wiederſehen in der andern Welt, die wir alle im Herzen tragen, eine tragiſche Moral nennen wollen; man müßte dieſen unbeſtrittenen Glaubensartikel erhaben finden." (Warum nicht, dafern er nur zur Klarheit poetiſcher Anſchauung geſteigert wird, und über den gewöhnlichen Standpunkt der Sinnlichkeit uns erhebt, wo der Tod als das höchſte Uebel empfunden wird?) „Und abgeſehen davon, zugegeben, daß ein ſolcher Ausgang tragiſch rühren könne; welche Kataſtrophe! Wo iſt irgend eine, mit der Hauptidee zuſammenhangende, Bedingung ihrer Nothwendigkeit? Wenn Lenz, in der Nacht ſeiner beſchoßſenen Entfernung aus dem Schloſſe, den Hals auf der Treppe bräche; ſo wäre der Dichter ſeinem Hauptzwecke, Vermählung der Getrennten durch den Tod, gerade eben ſo nahe gekommen, wie durch den Mord einer ungerechten, gezwungen und mühelig motivirten Rachſucht." (Man ſieht, der Dramaturg ſcheitert auf gut engliſch nach dem Kompaſſe des Schiffes.) „Ich bekenne, daß mir dieſes willkürliche Schalten des Zufalls, wie er in dem Schickſale des Bildes ſich ausſpricht, von allen Arten des dramatiſchen Fatalismus die unhaltbarſte ſcheint. Wenn in Werners Februar das Verhängniß der Familie an der Senſe und an dem Meſſer hangt; ſo ſind es wenigſtens ſchwere Sünden und ein frevelhaft gereizter Fluch, die es daran geweſet zu haben ſcheinen. Wie kommt es aber hier daran? Wo iſt des Malers moraliſche Verſchuldung? Mit gleicher äſthetiſcher Berechtigung könnte man an das geſchriebene Bild ein tragiſches Ende des Dichters heften." (Quid inde? Kotzebue's tragiſches Verhältniß hing an ſeinem Wochenblatte. Wenn einmal ein Tragödienſchreiber an ſeiner eignen Tragödie tragiſch-unterginge, das könnte nicht ſchaden, es würde die Berufenen erheben, und die Schwachen abſchrecken.) „Das Werk iſt nun gedruckt. Sie können ſelbſt darüber Ihre Meinung ſagen, warum thun Sie im Lit. Bl. das Maul nicht auf?" (Alles hat ſeine Zeit, beſonders im L. Bl., wo ſo wenig ſeinen Raum hat.)

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 19.

Intelligenz-Blatt.

1821.

ARCHIVES DIPLOMATIQUES
POUR
L'HISTOIRE DU TEMPS ET DES ETATS.

Année 1821.

Nous donnons au public sous ce titre un recueil des documens et pièces authentiques qui ont rapport aux évènemens les plus remarquables du tems.

Fournir aussi complètement et aussi promptement que possible à l'observateur, à l'historien, à l'homme d'état et d'affaires, les matériaux propres à ses études, à sa vocation, à ses fins, tel est le but qu'on se propose. Les hommes de toutes les carrières, de toutes les nations, de tous les partis, y trouveront donc les sources communes auxquelles ils pourront puiser chacun de leur côté, suivant leurs besoins, leur manière de voir et leurs intentions.

Quoique cet ouvrage ne parte que de l'année courante, il embrassera aussi les documens et pièces authentiques antérieurs, en tant qu'ils seront nécessaires soit, pour compléter, soit pour expliquer ceux de cette année, de manière à ce que la sphère des matières y soit toujors complète en son genre

Il contiendra donc:

1. Tous les documens et pièces authentiques relatifs à la constitution et à l'administration intérieure de chaque état, en tant que ces pièces seront d'un intérêt général; telles sont: les lois et ordonnances organiques, tant sous le rapport de l'administration proprement dite, que de la justice et des finances; les pactes de famille et les statuts de succession; les actes principaux des parlemens, chambres, diètes etc., savoir: les discours d'ouverture et leurs réponses, les budjets, les recès ou résultats législatifs des sessions, etc.

2. Tous les documens et pièces authentiques concernant les relations extérieures de chaque état, tels que: traités, alliances, conventions, transactions, etc.

3. Toutes les pièces les plus importantes sous le point de vue de l'histoire des états, soit dans la paix, soit dans la guerre, telles que: correspondances et notes officielles, proclamations, manifestes, messages, adresses, déclarations de guerre, bulletins, ordres du jour, etc.

Ces documens seront rangés par états, et par séries historiques, en observant, autant que l'ensemble des matières le permettra, l'ordre chronologique. Pour chaque état où une constitution écrite subsiste, on donnera, comme introduction, l'acte constitutionnel.

Afin d'offrir ces pièces au public le plus promptement possible, sans déroger au complet, il paraitra de tems en tems (environ chaque trimestre) un volume, contenant les documens et pièces authentiques de l'époque immédiatement écoulée.

Les pièces qui, provenant de pays éloignés, arriveraient

Diplomatiſches Archiv
für die
Zeit- und Staatengeſchichte.

Das Jahr 1821.

Unter dieſem Titel wird dem Publikum eine Sammlung von Urkunden und offiziellen Akten über die denkwürdigſten Ereigniſſe der Zeit übergeben.

Der Zweck der Herausgeber iſt, dem Beobachter, dem Geſchichtsforſcher, dem Staatsmanne, die zu ſeinem Studium, zu ſeinem Berufe, zu ſeinen Endzwecken dienlichen Materialien ſo ſchnell und ſo vollſtändig als möglich zu liefern. Männer einer jeden Beſtimmung, einer jeden Nation, einer jeden Parthey, ſollen in dieſem Werke die Quellen finden, aus denen Jeder nach ſeinem Bedürfniſſe, nach ſeiner Anſicht und Abſicht zu ſchöpfen vermag.

Obgleich dieſes Werk erſt mit dem gegenwärtigen Jahre beginnt, ſo wird es doch auch jene früheren Urkunden und Aktenſtücke enthalten, deren Kenntniß zunächſt zur Verſtändlichkeit und Würdigung der Begebenheiten dieſes Jahres nothwendig iſt und ſomit ein für ſich beſtehendes Ganzes bilden.

Es werden daher in daſſelbe aufgenommen:

1. Alle Urkunden und Aktenſtücke, welche auf die Verfaſſung und innere Verwaltung eines jeden einzelnen Staates Bezug haben, in ſo weit ſolche von einem allgemeinen Intereſſe ſind. Darunter werden gezählt: die wichtigeren organiſchen Geſetze und Verordnungen einzelner Staaten, es ſey in Bezug auf Adminiſtration, Rechtspflege oder Finanzen; Familienverträge und Succeſſionsordnungen; von den Verhandlungen der Parlamente, Kammern, Landſtände, u. ſ. w.; die Eröffnungsreden und deren Erwiederung; die Budjets; die Beſchlüſſe oder Landtagsabſchiede u. ſ. w.

2. Alle Urkunden und Aktenſtücke, welche auf die äuſſeren Verhältniſſe eines Staates Bezug haben, als: Staatsverträge, Konventionen, Vergleiche u. ſ. w.

3. Alle wichtigeren Urkunden, welche auf die Staatengeſchichte, ſowol im friedlichen, als kriegeriſchen Zuſtande Bezug haben, als: Schriften und Noten, Kundmachungen, Botſchaften, Adreſſen, Kriegserklärungen, Armeenachrichten, Tagsbefehle, u. ſ. w.

Die Urkunden und Aktenſtücke werden nach Staaten in ſyſtematiſchen Abſchnitten und ſoviel es ohne Nachtheil des Zuſammenhanges geſchehen kann, in chronologiſcher Ordnung geliefert. Bey jedem einzelnen Staate, wo eine geſchriebene Verfaſſung beſteht, wird die Verfaſſungsurkunde als Einleitung abgedruckt.

Um dieſe Sammlung ohne Abbruch der Vollſtändigkeit ſo geſchwind als möglich dem Publikum übergeben zu können, wird nach der Reichhaltigkeit der Materien von Zeit zu Zeit, etwa alle drey Monate, ein Band erſcheinen, welcher die Urkunden und Aktenſtücke dieſes Zeitraumes enthält; jene, die aus entfernteren Weltgegenden

plus tard, ou qui ne pourraient être livrees plus tôt à la publicité, paraîtront dans les livraisons suivantes. Chaque période d'une année se trouvera complétée dans les trois à cinq premiers mois de l'année immédiatement suivante.

Pour que cet ouvrage soit à la fois à l'usage de l'Allemagne et de l'Etranger, le texte en sera double, de sorte que tous les documens s'y trouveront tant en allemand que dans la langue originaire ou en français. Cette dernière langue étant la plus généralement répandue, et celle dans laquelle la plupart des pièces diplomatiques sont rédigées, cette double version mettra les hommes lettrés de toutes les nations à même de profiter de ce livre, soit qu'ils possèdent ou non la langue allemande.

Les anciennes collections des Dumont, Léonard, Rousset, Faber etc. etc., les nouveaux recueils des Wenk, Koch, Reuss, Schoell, Martens, etc. etc., attestent maintenant encore l'utilité et même la nécessité d'entreprises semblables. Il n'existe en ce moment aucun ouvrage de ce genre, et quand même le recueil justement estimé de Mr. de Martens serait continué après sa mort, on voit que le plan de l'ouvrage que nous annonçons est différent et beaucoup plus etendu.

Ce dernier ne s'occupe du passé que dans le cas privé d'une connexion intime avec le present, et suit rapidement le cours des évènemens de nos jours, dont il présente toujours les points les plus remarquables completement et d'après des sources authentiques; avantage qui, en le distinguant des autres ouvrages du même genre, ne pourra qu'en augmenter l'intérêt.

Le 1er volume paraîtra en 6 ou 8 semaines.

Le prix pour un alphabet est 2 fl. 45 kr.

Librairie de J. G. Cotta.

eintreffen, oder nicht früher der Publizität übergeben werden können, folgen in den nächsten Bänden. Der ganze Jahrgang wird in den ersten 3—5 Monaten des folgenden Jahres vollständig geliefert seyn.

In der Absicht, diesem Werke nicht nur in Deutschland, sondern auch auswärts eine allgemeine Brauchbarkeit zu verschaffen, erscheint es mit doppeltem Texte, so daß alle in demselben aufgenommenen Urkunden deutsch, und zu gleicher Zeit in der Ursprache oder französisch gegeben werden; da letztere Sprache am allgemeinsten verbreitet ist, und die meisten diplomatischen Aktenstücke in derselben verfaßt werden, so setzt diese doppelte Bearbeitung den gebildeten Geschäftsmann aller Nationen in den Stand, das Werk zu benutzen, er möge der deutschen Sprache mächtig seyn oder nicht.

Die alten Sammlungen eines Leonard, Dümont, Rousset, Faber, u. a. m., die neueren eines Wenk, Koch, Reuß, Schöll, Martens u. a. bewähren jetzt noch den Nutzen und selbst die Nothwendigkeit solcher Unternehmungen. Gegenwärtig ist ein Werk dieser Art nicht vorhanden, und wenn selbst die Sammlung des verdienten Herrn von Martens nach seinem Tode fortgesetzt werden sollte, so ist doch dieß Werk, welches hiemit angekündigt wird, nach einem verschiedenen und zwar umfassenderen Plane angelegt.

Es beschäftigt sich zudem mit der Vergangenheit nur im angegebenen Falle eines genauen Zusammenhanges derselben mit der gegenwärtigen Zeit, und folgt rasch dem Gange der Begebenheiten unserer Tage, von denen es immer das Denkwürdigste vollständig und urkundlich darstellt; ein Vorzug, der es vor vielen andern Werken auszeichnet, und sein Interesse erhöht.

Der erste Band erscheint in 6—8 Wochen. Der Preis von Ein Alphabet ist 2 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr. sächs.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ueber Herrn Kleins Ankündigung einer abgekürzten Uebersetzung von Biots Astronomie. *)

Wenn dem Literaturblatte des Morgenblattes unbestritten das Verdienst zusteht, zuerst auf Biot's treffliche Elementar-Lehre der physischen Astronomie aufmerksam gemacht zu haben, wird es nicht offenbar auch ihm angehören, sich zu äußern, wenn der ausgesprochene Wunsch einer tüchtigen Uebersetzung nicht ganz und in vollem Umfange erfüllt wird? —

Hrn. Ernst Kleins literarisches, geographisches, Kunst- und Commissions-Comptoir in Leipzig, hat eine Pränumerations-Anzeige zu einer Uebersetzung des Biot erlassen und hat in selbiger zugleich den Plan auseinandergesetzt, nach welchem dieselbe gearbeitet werden soll.

Eigene Bearbeitung eines Ungenannten will dasselbe geben, dem Rathe eines unserer geachtetsten Astronomen, der aber ebenfalls ungenannt, folgend, anstatt des trefflichen Originals, — warum? — nun! um die Reichhaltigkeit und die systematische Folgegerechtigkeit dieses Werkes, (siehe erste Seite der Anzeige) erstere etwas herunter zu setzen, letztere etwas weniger folgegerecht zu machen, oder, mit den Worten der zweyten Seite jener Anzeige, es sollen in der deutschen Bearbeitung die öfteren Wiederholungen des Originals vermieden, und dadurch der Vortrag selbst, so weit es zweckmäßig ist, abgekürzt werden.

Dafür aber, wird ein Abriß nöthiger mathematischer Lehrsätze hinzugefügt, um dem, der ohne alle vorherige Kenntniß der Mathematik dem Studio der Astronomie sich unterziehet, nicht gerade, sich die im Vortrage Biot's gelassenen Lücken ergänzen zu lehren, sondern alle Weisheit auf einmal förmlich einzutrichtern und so auf eine ausgezeichnete Weise, durch jenen Ungenannten (billige Frage, wer ist es, der gelehrter als Biot ist, und sich zu nennen nicht wagt?) das Werk dahin zu bringen, daß dasselbe alle Lehr- und Handbücher der einzelnen astronomischen Wissenschaften entbehrlich macht, und anstatt einer ganzen Bibliothek dient.

In jedem Falle wird das neue Werk das Biot'sche weit hinter sich lassen, da dies nicht alle Formeln und besonders Tafeln enthält, mittelst deren der angehende Astronom aus den Beobachtungen Anderer durch neue Berechnungen und Forschungen das Gebiet der Wissenschaft erweitern wird.

Zugleich wird bey diesem Unternehmen des Kunst-Comptoirs die Typographie ihren Vortheil ersehen, den

*) Da die Klein'sche Ankündigung ausdrücklich auf meine Aufforderung zu einer Uebersetzung dieses Werks (in Nr. 99. d. Bl. v. J. S. 395. Anmerk.) Bezug genommen hat; so glaub' ich, auch diesem Aufsatze Raum geben zu müssen. Ich bemerke jedoch, daß Herr Klein, nach einer mir zufällig und gesprächlich gemachten Mittheilung, den hier getadelten Plan bereits aufgegeben, und wegen einer unverkürzten Uebersetzung mit einem Uebersetzer in Unterhandlung getreten ist, der sich nennen wird.

Müllner.

Standpunkt richtig zu zeigen, auf dem sie gegenwärtig stehet; denn der deutsche Biot wird Alles das, was der französische in 3 Octavbänden faßt, in 2 enthalten und diesen werden noch alle astronomische Tafeln einverleibt seyn, die allein, bis jezt, eine ziemliche Reihe Bände, meist in Quartformat, erfüllten.

Und wie wohlfeil, 3 Thaler! — die einzige Astronomie theoretique et pratique des, (nicht de Lambert, wie die Anzeige sagt, sondern) Delambre kostet ja 30 bey uns, und ohne Tafeln! Drum Leutchen kauft, so leicht, so wohlfeil, führt Niemand euch wieder vom a zum w in jener weiten Wissenschaft.

Das Geld in Herrn Klein's Kasten klingt
Sogleich die Seel' in Himmel springt. *)

Ernstlich jezt!

Kein Werk im Deutschen ist wohl dem französischen des Biot in der Art des Vortrages an die Seite zu setzen, und wirklich ist dieß bis jezt selbst im Französischen das erste, was auf so treffliche Weise heuristisch den Vortrag durchführt.

Gewiß würde eine Uebersetzung willkommen seyn. Jedem der Astronomie liebt, der sich genauer unterrichten und der diese Wissenschaft studiren will, vorausgesezt, — daß sie in gutem Deutsch Biot's Sinne treu, unabgekürzt, und wahr wiedergibt.

Dem, der sie liebt, die Astronomie, gibt der so schöne populäre Text, ohne die Noten, den besten Leitfaden, der aber, der sie studiren will, verbindet leztere mit ersterem, und wird durch der Forschungen weiteres Feld ganz sicher hingeführt.

Eine treue Uebersetzung also, höchstens von Noten frey gelassen und diese entweder an jeden Kapitels Ende oder an den Schluß eines jeden Theiles gebracht, **) gebe man dem lehrbegierigen Schüler, ergänze den 3ten Theil durch neuere gesammelte Data, anstatt das Ganze zu kürzen, bearbeite etwas populärer im Anhange die Gnomonik, setze der Barometrie, die nur Delaplace's lange Formel zum Grunde hat, entgegen, daß man zum nämlichen fast genauern Resultate der 4 Species der gemeinen Rechenkunst nur bedarf, und der Regel de Tribus, was Benzenberg recht gut entwickelte, und dann, auch wenn der Preis sich etwas erhöhet, wird Niemand es gereuen, ein treffliches Werk gekauft zu haben, was indessen noch lange nicht eine ganze astronomische Bibliothek enthält und noch nicht alle Hülfsmittel, nicht alle Tafeln umfaßt, die erforderlich sind, durch neue Berechnungen das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern, was Forschungen, auf die Lehren des Werks gebauet, auch ohne diese allerdings im Stande sind.

Halle, den 23. Jun. 1821.

Dr. Winkler.

*) Tezel, der Ablaßkrämer.

**) Dissentio. Noten, die man erst nachschlagen muß, sind höchst unbequem, und daher gewöhnlich verlorne Posten. Man lasse die Noten lieber unter dem Texte. M.

Allerneuestes Münchener
Kochbuch
für baierische Mädchen und Hausfrauen, oder gründliche und deutliche Anweisung zur Besorgung sowohl herrschaftlicher als bürgerlicher Küchen, von Chr. Buchnerin gr. 8.
München bey Fleischmann. 1 fl. 54 kr.

Ein zweckmäßig eingerichtetes Kochbuch ist jeder Familie unentbehrlich; denn wie oft ist nicht die Hausfrau wegen der Frage: was sollen wir kochen? in Verlegenheit. Ein Blick ins Kochbuch wird ihr diese Frage leicht lösen. Dieses höchst verlässige, nicht aus andern Büchern zusammengeschriebene, sondern die vieljährigen Erfahrungen einer der bewährtesten Köchinnen enthaltende Kochbuch lehrt auf eine ungemein leichte Weise, wie sich eine Hausfrau die in Baierns Hauptstadt übliche Art zu kochen in kurzer Zeit eigen machen kann. Was aber dieses Buch vorzüglich auszeichnet, ist die darin enthaltende Anweisung zur großen Kunst, mit größtmöglichster Ersparung dennoch gut und schmackhaft zu kochen.

An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt:
Vollständiges italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Taschenwörterbuch. Zusammengetragen aus den vorzüglichsten über beyde Sprachen bisher erschienenen Wörterbüchern und vermehrt mit einer großen Anzahl Wörter aus allen Fächern der Künste und Wissenschaften, vom Dr. Francesco Valentini aus Rom.

Neueste Ausgabe,

worin man alle gebräuchlichen Wörter mit ihren Ableitungen und Zusammensetzungen, ihrem Geschlechte und ihren verschiedenen Bedeutungen, sowohl im eigentlichen als bildlichen Sinne, nebst deren mit der größten Genauigkeit angegebenen Accente, so wie auch die Unregelmäßigkeit der Zeitwörter beyder Sprachen findet. Dem Ganzen ist ein vollständiges geographisches Wörterbuch und zwölf von demselben Verfasser entworfene Tabellen, welche eine kurze und deutliche Uebersicht der ganzen italienischen Grammatik enthalten, hinzugefügt.

Zwey Theile.

Zusammen 65½ Bogen in 8. mit ganz neuer Perlschrift, jede Seite in 3 Spalten gedruckt. Franz. Velin-Papier. Sauber geheftet 3 Thlr.

Berlin. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.

Die italienische Sprache hat in neuerer Zeit in Deutschland so viele Verehrer gefunden, und die Zahl derselben mehrt sich fortwährend so, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man darauf dachte, die Erlernung dieser eben so schönen als reichen Sprache durch zweckmäßige Hülfsmittel zu erleichtern, zu welchen nun vorzüglich die Wörterbücher gehören. Es sind deren auch bisher, in verschiednen Gestalten, besonders aber sogenannte Taschenwörterbücher mehrere schon erschienen, wo aber bey fast allen das ganze Verdienst in einer bloßen, mehr oder minder vollständigen Wörtersammlung besteht. Da indessen jede Sprache eine Menge Wörter hat, welche mehrern und durchaus verschiednen Bedeutungen unterworfen sind, so muß der Lexicograph diese sorgfältig aufführen und nöthigenfalls durch Beyspiele erläutern, so wie die besondern Fälle, in denen man ein Wort braucht, und alle der fremden Sprache eigenthümliche Redensarten genau angeben. Das vorliegende Taschenwörterbuch nun wird, obgleich eben durch diesen Titel in Hinsicht seiner Tendenz beschränkt, doch gewiß jeder der erwähnten Forderungen genügend entsprechen, und Referent glaubt versichern zu dürfen, daß dasselbe allen Freunden der Sprache eines Dante und Boccaccio die willkommenste Erscheinung seyn und dem Lehrer sowohl, als dem Schüler, gleich großen Nutzen gewähren wird. Einen nicht geringen Vorzug vor andern

Wörterbüchern dieser Art hat der Herr Verfasser dem seinigen durch die Hinzufügung von 12 Tabellen gegeben, die in klarer und gedrängter Darstellung das Wesentlichste der Sprachlehre enthalten, und es ist zu erwarten, daß derselbe, bey einer folgenden Auflage dieses Werks, die wenigen hier und da anzubringenden Zusätze und Verbesserungen nicht übersehen und so demselben die möglichste Vollkommenheit geben wird. — Der Druck ist rein und correct und das Papier auszuzeichnet gut, so wie überhaupt das Ganze mit der von der Verlagshandlung gewohnten Eleganz geliefert, und bey allen diesen Vorzügen der Preis von 3 Thlr. für 65½ eng gedruckte Bogen so mäßig, daß auch dem minder Bemittelten die Anschaffung dieses empfehlungswerthen Buchs nicht schwer fallen wird.

f

Grammatisches Erklärungsbuch über Ciceronis Cato Major. Zur gründlichen Erlernung des Lateins, für Lehrer und Schüler, ausgearbeitet von Dr. E. F. Ch. Oertel, Prof. in Ansbach. gr. 8. München bey Fleischmann. 1821. Preis 45 kr.

Der Verfasser hat dieses Erklärungsbuch zunächst für Progymnasien und Unterklassen bestimmt. Der Schüler findet darin das Nöthige, um seinen Schriftsteller, mit geringer Nachhülfe des Lehrers, verstehen und übersetzen zu lernen. Auch der Lehrer findet darin vieles, was er bey der Analysis zweckmäßig benutzen kann. Wir können daher diese Schrift, die zugleich auch manche neue Ansichten enthält, als ein nützliches Hülfsbuch für Schulen besonders empfehlen.

Es ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Biographie der Zeitgenossen, oder historisch-pragmatische Darstellung des Lebens aller derjenigen, die seit dem Anfange der Französischen Revolution durch ihre Handlungen, Schriften, Irrthümer oder Verbrechen, sowohl in Frankreich, als im Auslande, Berühmtheit erlangt haben. Nebst einer chronologischen Tabelle über die merkwürdigsten Epochen und Begebenheiten von 1787 bis auf die gegenwärtige Zeit. Von A. V. Arnault, ehemaligem Mitgliede des Instituts; A. Jay; E. Jouy, Mitglied der Franz. Akademie; J. Norvins, und andern Gelehrten, Beamten und Militärpersonen. — Uebersezt und mit Anmerkungen begleitet von Karl Geib. Erster Band.

Auf weiß Druckpapier	4 fl.
Auf Franz. Druckvelin	6 fl.

Salzmann's, J. G., allgemeiner teutscher Briefsteller mit auserlesenen Beyspielen aller Gattungen von Briefen und schriftlichen Aufsätzen, welche im gemeinen Leben oft vorkommen. Nebst einem Anhange von Liebesbriefen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. München bey Fleischmann. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Der Verfasser hat seinen rühmlich bekannten Briefsteller nach einem Plane bearbeitet, den wir aus voller Ueberzeugung als den besten anerkennen müssen. Wer die Entwerfung eines Briefstellers für eine leichte Aufgabe hielt, der mag sich aus diesem überzeugen, wieviel Fleiß, Kenntniß und Einsicht dazu gehört, etwas Außergewöhnliches zu liefern. Die zweyte Auflage hat durch die angebrachten Zusätze noch mehr gewonnen und wir können, nach unserer Ueberzeugung, diesen Briefsteller unbedingt als den zweckmäßigsten, nützlichsten und brauchbarsten empfehlen.

Bey B. F. Voigt in Sondershausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christ. Fr. Gottl. Thon's (G. S. Forstkommissair zu Schwarza) vollständiger Unterricht, alle Arten, zur Ausübung der hohen und niedern Jagd nothwendigen Hunde abzurichten und solche bey derselben praktisch zu gebrauchen; nebst einer ausführlichen Naturgeschichte des Hundes, seiner Erziehung, Wartung und den besten Mitteln, alle Krankheiten desselben eben so sicher als schnell zu heilen; ingleichen die Erklärung aller Weidmännischen Kunstausdrücke, wiefern solche auf die zur Jagd nöthigen Hunde sich beziehen. Ein nothwendiges und nützliches Handbuch für jeden praktischen Weidmann, Jagdliebhaber und Besitzer von Hunden. Mit 1 Kpfr. 8. Preis, geheftet 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Jeder Jagdverständige wird zugeben, daß die Jagd ohne Hunde mühsamer ist, und nie mit dem Vergnügen betrieben werden kan, als vermöge des wohl abgerichteten und zur Jagd gleichsam geschaffenen Hundes. Aus diesem Grunde wird jedem praktischen Weidmann und Jagdliebhaber ein vollständiges Handbuch willkommen seyn, welches auf Erfahrung gegründeten Unterricht ertheilt, alle Arten zur Jagd erforderlichen Hunde abzurichten, solche praktisch zu gebrauchen und bey vorfallenden Krankheiten die besten Mittel anzuwenden.

(An alle Freunde der englischen Sprache.)

Samuel Johnson's Englische Sprachlehre. Englisch und Teutsch. Aus dem Englischen übersezt von Dr. Friedrich Otto. gr. 8. München, bey Fleischmann. 1821. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Die von den besten Grammatikern stets als Quelle benuzte englische Sprachlehre des durch seine großen Verdienste im In- und Auslande hochgeachteten Johnson war bisher noch nicht übersezt, und nur im Originale, mit dem seltenen und theueren englischen Wörterbuche des Verfassers verbunden, zu haben. Herr Dr. Otto hat sich durch die mit einer teutschen Uebersetzung begleitete Herausgabe dieser klassischen Sprachlehre um das Studium der englischen Sprache unter den Teutschen höchst verdient gemacht. Sie ist unentbehrlich für Alle, welche in den Geist der englischen Sprache eindringen wollen, und bewundernswürdige Fortschritte werden den Unterricht begleiten, dem sie zu Grunde gelegt wird.

Nro. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Juli 1821.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Familienzwist.

(Fortsetzung.)

Heinrichs Vater war jezt alt, er hatte einst ein schönes poetisches Talent der Pflicht, einer betagten Mutter Unterstützung zu verschaffen, aufgeopfert, hatte früh als Advokat gearbeitet, der Mutter zu Liebe spät geheirathet, und noch jezt bey grauem Haar erwärmte sich sein Herz bey dem Gesange der Musen. Darum hatte er Heinrichs Wünschen nachgegeben, er wußte, wie weh das Opfer einer Geistesneigung thut; doch jezt entbrannte sein Unwillen, er machte seinem Sohne die Bedingung, innerhalb drey Jahren sich als Arzt den Doktorhut zu erwerben, im entgegengesezten Falle würde er ihm, nach deren Verfluß, seine finanzielle Unterstützung entziehen. Die Mutter weinte, und sammelte heimlich Mittel, um den Sohn in diesem traurigen Falle zu unterstützen; der alte Vater sammelte Muth, um seinem, von der Vernunft vorgeschriebenen, Entschluß getreu zu bleiben. Heinrich hatte einen Universitäts-Freund, Konrad Erb, er hatte sich, armer Eltern Sohn, einzig durch eignen Fleiß zu einem vortrefflichen Schüler gebildet, war aber dadurch verspätet, und drey Jahre älter wie Heinrich, wie er mit diesem zugleich nach der Doktor-Würde strebte. Konrad fand bey angestrengtem Fleiß Nebenstunden, wo er sich an den klassischen Dichtern mehrerer Völker und Zeitalter erquickte, und seine Phantasie, weich wie sein Herz, veredelte seine, oft an die Herabwürdigung der Menschen erinnernde Wissenschaft — denn Konrads Lage nöthigte ihn, vor Allem nach Praxis zu streben. Geschmack an Dichtkunst und gleiches Brodstudium brachte die beyden Jünglinge zusammen, das Beste eines Jeden verband ihn mit dem Andern, aber Heinrich empfing, Konrad gab mehr in diesem Bunde, Beyspiel, Rath, die herzlichste Bemühung, Heinrich zu ernstlichen Anstrengungen in dem selbst gewählten Fache zu vermögen. Es war umsonst. Heinrich lernte vielerley, aber nie das Zweckmäßige, im Gegentheil eckelte dieses ihn als solches an, wenn er es vielleicht ein Jahr vorher als Zeitvertreib geübt hatte. Auf diesem Wege kam er dahin, nach drey Jahren seinem Vater redlich zu gestehen, daß er zu einem Examen, wie sein Ehrgeiz es verlange, unfähig sey, daß er wohl eingestehe, seinen Zorn zu verdienen, daher er auch freywillig auf seine fernere Unterstützung verzichte. Er theilte Konrad seinen Entschluß zu diesem Geständniß mit. Alles, was gewissenhafte Einsicht der Pflicht, was Mitleid mit dem Gram eines Vaterherzens eingeben kann, wendete Konrad an, seinen Freund zu einer neuen Anstrengung zu vermögen. — Umsonst! Heinrich beharrte starrsinnig, sich nun als einen verlornen Sohn zu betrachten. Nur um Aufschub bat jezt der treue Freund; und um ihn von den ihn verfolgenden Gedanken zu zerstreuen, führte er ihn in einen Garten, wo sie eine englische Familie trafen, die auf einer Reise auf dem Festland begriffen war. Die jüngste ihrer Töchter war im Gasthofe plözlich von konvulsivischen Zufällen überrascht worden, Konrad befand sich eben daselbst am Mittagtisch, man rief ihn zu Hülfe und sein Betra-

gen als Arzt und Mensch hatte ihm das Vertrauen und die Achtung der ganzen Familie erworben. Heinrich, der glänzende Eigenschaften hatte, und durch seine jetzige Lage ernster wie gewöhnlich gestimmt war, gefiel den brittischen Leuten, die außerdem selten Menschen finden, die sich der Mühseligkeit, ihre Sprache zu welschen, aussetzen mögen, so daß der Besuch lang und angenehm ward. Den folgenden Abend kam Konrad mit ängstlicher Hast und dennoch durchschimmernder Freude zu Heinrich, der den schicksalsvollen Brief an seinen armen Vater eben beendigt hatte, und kaum über sich vermochte, denselben, seinem Konrad gethanen Versprechen gemäß erst morgen abgehen zu lassen. Frank, fing der eintretende Freund an, ich biete dir ein Mittel an, deinen Entschluß auszuführen, und den Kummer deines Vaters weniger drückend zu machen. Burtons (so hieß die englische Familie), fühlen das Hinderniß, ohne Kenntniß der Sprache in irgend einem der Länder, in denen sie reisen wollen, ihren Weg fortzusetzen, der kleinen Liddy Zustand fordert ärztliche Aufsicht, Mistr. Ned merkt, daß er mit einem unterrichteten Gesellschafter sehr viel nützlicher reisen wird — kurzum, sie bitten dich, sie zu begleiten, und erbieten sich, dir auf drey Jahre ein Gehalt festzusetzen, selbst wenn du nach sechs Monaten dich bewogen fändest, sie zu verlassen. Heinrich sprang freudig auf! — Nur hüte dich, daß deine poetische Laune sich mit Miß Jenny nicht aus der Wirklichkeit versteigt. Darüber würde Mr. Burton keinen Spaß verstehen . . . und es wäre eine Niederträchtigkeit, rief Heinrich, also bin ich davor sicher. — Der Brief an den Vater ward nun umgeschrieben, aber des Sohnes Trotzkopf blieb darin sichtbar, indem er seine Unfähigkeit, ein strenges Examen zu bestehen, so wie seine Abneigung, praktischer Arzt zu werden, erklärte, zugleich aber den glücklichen Zufall pries, der es ihm leicht machte, des Vaters Unterstützung zu entbehren; endlich schloß er ziemlich leichtsinnig mit der Hoffnung, daß seine Eltern seine Freude über seine angenehme Zukunft theilen würden. Der Vater antwortete: „Gott macht dir deine Besserung schwer, indem er dir Trübsal erspart. Erlebe ich die Zeit nicht, wo du deinen unwürdigen Leichtsinn einsehen wirst, so gedenke dann, daß ich ohne Groll gegen dich die Welt verlassen habe.“ — Heinrich fand sich durch diese Zeilen beleidigt und beruhigt zugleich.

Nach seiner Ansicht mißkannte ihn sein Vater, und war gar nicht fähig, ihn zu beurtheilen. Er leistete der Familie alle Dienste, die sie von ihm gehofft hatte, ja als Arzt der kleinen Liddy erwarb er sich Ansprüche an ihre Dankbarkeit, auch bildete Mr. Ned seine guten Anlagen zusehends aus. Konrads Ermahnung rücksichtlich Jennys war nicht nothwendig, da der Widerspruchsgeist seines Charakters ihn gegen eine kindische Neigung, welche das junge Mädchen gegen ihn gefaßt hatte, schützte. Das Herz, das sich ihm anbot, hatte keinen Reiz für ihn, er ward ihr Mentor, und sie zog bald einen jungen Irrländer vor, der mit ächt englischen Bedenklichkeiten neben ihr ritt, mit ihr tanzte, und ihr die Herrschaft seiner uralten Burgveste in der Grafschaft Kilkeny anbot. Burtons waren nun bereit, nachdem sie das ganze südliche Europa durchwandert hatten, nach ihrer Insel zurückzukehren; die bezeichneten drey Jahre waren noch nicht verflossen, und die ganze Familie bat Heinrich, sie nach England zu begleiten. Nichts konnte ihm, der um seine Zukunft stets unbesorgt war, erwünschter seyn, denn die Kenntniß Englands vermehrte noch seine Mittel, dieselben zu sichern. Burtons begaben sich gleich bey ihrer Ankunft in ihr Vaterland zu einer Verwandtinn, der sie ihre zweyte Tochter von Kindheit an als Pfleglind und einstige Erbinn überlassen hatten; Julia erhielt Erlaubniß, die langentbehrten Eltern auf einige Wochen zu besuchen und Heinrich vergaß neben ihr, daß sein Ausspruch: „das wäre eine Niederträchtigkeit,“ sich so wohl auf sie als Jenny anwenden ließ. Sein heftiges Erfassen und sein wandelbarer Wille hatten bisher noch nie Liebe zum Gegenstand gehabt, jetzt bestätigte er die oft gemachte Bemerkung, daß diese Leidenschaft, wenn sie zum Erstenmal in dem Alter ein Gemüth erfaßt, wo die Natur Reife, die Verhältnisse auf Stetigkeit hinweisen, eine viel unwiderstehlichere Herrschaft äußert, als in der ersten Jugend. Nur dem Augenblick lebend, und durch seine bisherige Lage vom Augenblick geschmeichelt, hatte Frank nie für die Zukunft gesorgt, um Julias Hand zu erhalten, hätte sie glänzend seyn müssen, Jenny und Liddy konnten vom Vater Burton nur mäßig ausgesteuert werden, Julia erhielt von ihrer Pflegmutter einen reichen Brautschatz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Montenegro.

(Fortsetzung.)

Wenn ein junger Mann heirathen will, so begiebt sich sein Vater oder einer seiner nahen Anverwandten von zwey andern Personen begleitet in das Haus, mit welchem er sich zu verbinden wünscht; man stellt ihm alle darin befindliche Töchter vor und er wählt, ohne alle Rücksicht auf seinen Sohn, diejenige, die ihm am besten gefällt. Selten erhält er von den Eltern des Mädchens eine abschlägige Antwort, denn in diesem Lande wird der Stand, die Lage, das Vermögen des Freyers wenig berücksichtigt, daher ein reicher Montenegriner wohl seinen Pächter, oder sogar seinen Knecht als Schwiegersohn annimmt. (?) Sobald das Mädchen zugestanden ist, holt der Vater seinen Sohn herbey, empfinden sie bey ihrem gegenseitigen Anblick keinen Widerwillen gegen einander, so ist die Heirath beschlossen. Man beruft einen Priester, der sich mit der Verlobten in das abgelegenste Zimmer des Hauses begiebt und daselbst einschließt, dort beichtet sie, und erhält gegen eine Abgabe

von zehn Parahs oder zwey Sous, die ihm die Eltern nach vollendeter Beichte zustellen, gänzlichen Ablaß. Den folgenden Tag werden die Brautleute, fast mit eben dem Ceremoniell, wie in der römischen Kirche, vor der Gemeinde verkündigt, und während dieses geschieht, überreichen die Eltern der Verlobten denen des Bräutigams Kornähren, einen Topf mit Milch und einen Maiskuchen, auf welchen ein Spinnrocken, Stricknadeln und andere weibliche Arbeitswerkzeuge abgebildet sind. Die Aehren bedeuten den Ueberfluß, den die Frau durch ihre Sorgfalt stets im Hause erhalten will; die Milch spielt auf die Charaktermilde und offene Aufrichtigkeit an, die sie in ihren Handlungen beyzubehalten gedenkt; der Kuchen die Betriebsamkeit, die sie in Stand setzen soll, ihrem Haushalt vorzustehen. Die Verwandten des jungen Menschen senden dagegen denen der Verlobten einen Kuchen von reinem Weizenmehl, einige Weintrauben, und wenn es außer der Jahrszeit ist, ein Gefäß mit Wein und einiges Ackerbaugeräth, was zu dieser Absicht von Vater auf Sohn aufgehoben wird. Diese Dinge bedeuten, daß der Verlobte unermüdlich in der Arbeit seyn werde, daß er dem Beyspiel seiner Vorfahren folgen und ihr Andenken durch den Gebrauch der Handwerkszeuge ehren werde, die in ihren Händen eine Quelle der Wohlhabenheit und des Ueberflusses geworden sind.

Die Verwandten beyder Verlobten werden zu der Braut eingeladen, welche sich darauf unter zahlreicher Begleitung in das Haus des Bräutigams begiebt; hier empfängt man sie mit großen Freudenbezeugungen; ihre Mutter folgt ihr auf dem Fuß, einen großen weißen Schleyer in der Hand, welchen sie über sie deckt, um sie zu erinnern, daß Aufrichtigkeit, Sittsamkeit und blinde Folgeleistung des Willens ihres Gatten fortan ihre Richtschnur seyn und ihre Sitten vor jedem Flecken bewahren sollen. Nach empfangenem väterlichen Segen nimmt die Braut ihren Platz zwischen ihrem Schwiegervater und nächstem Verwandten des Bräutigams, welche ihr als Pathen dienen, und von dem ersten gefolgt, begiebt sie sich in zahlreicher Begleitung, unter Abfeurung der Gewehre aller Verwandten und Freunde, in die Kirche; nach empfangener ehelichen Einsegnung, die vorher und nachher von vielen Ceremonien begleitet ist, führt der Zug, dem sich der Priester anschließt, unter abermaligem Gewehrfeuer und dem Zujauchzen Aller, die ihm begegnen, die Neuvermählte erst in ihr väterliches Haus, und dann in das des neuen Gatten, wo ein reichliches Mahl zubereitet ist. Die junge Frau speißt jedoch mit ihren zwey Pathen oder Brautführern, wie wir es nennen würden, an einem abgesonderten Tische.*) — Diese Feste dauern mehrere Tage, während denen das Brautpaar mit seiner Begleitung durch alle Straßen und auf allen Wegen umher zieht, die zu den dem Dorfe anhängenden Weilern führen. In dieser ganzen Zeit darf der Bräutigam seine Braut nur verstohlen besuchen, seine Lagerstätte ist von der ihren getrennt, und die Braut wird von den beyden Pathen, die ihre Ungeduld sehr kurzweilt, sorgfältig in ihrem Zimmer bewacht.

Sollte der Fall eintreten, daß der Vater des jungen Mädchens, oder dieses selbst, den Freyer abwiese, so pflegt dieser seine abgeschlagene Braut mit oder ohne ihre Einwilligung zu entführen, worauf er mit ihr zu einem Priester geht, der sie für die Gebühr, aller Einsprüche zum Trotz, zusammengiebt. Ist aber der Trauring, wie es gewöhnlich geschieht, schon vorläufig gegeben worden, und die Heirath findet nachmals nicht statt, so kann, bis der Ring zurückgestellt ist, keiner von beyden Theilen eine anderweitige Verbindung schließen. Findet das Mädchen einen andern Freyer, so muß sie den Ring zurückgeben; weigert sich sein Vorgänger ihn zurückzunehmen, so bleibt sie gebunden. Will der Verlobte eine Andere heirathen, so läßt er seinen Ring zurückfordern, und eine Weigerung setzt ihn in denselben Fall. Kein Priester würde unter diesen Umständen sein Amt verwalten wollen, wenn man ihm den Ring nicht vorzeigte. Bey Weigerungen dieser Art entstehen oft heftige und blutige Fehden. Die Scheidung ist den Montenegrinern gestattet, allein die Frau kann sie nicht fordern, der Mann allein, und der Orts-Pfarrer hat allein das Recht über die Hinlänglichkeit der Gründe zu entscheiden und das Urtheil zu sprechen. Findet sie statt, so geschieht sie unter folgenden Ceremonien: den Verwandten der Frau wird ein Becher Wein dargereicht, aus welchem ein jeder von ihnen trinken muß, dann bietet man ihn dem Gatten an, der ihn abweist, und damit sein Beharren auf seine Scheidungsforderung darthut. Nun trinkt der Priester den Rest, ergreift die Schürze der meistens in Thränen zerfließenden Gattinn, reicht einen der Zipfel ihrem Vater oder nächsten Verwandten, den andern dem Vater des Gatten, und so theilt er diese Schürze vermittelst einer, nur zu diesem Gebrauch bestimmten, Art von Sichel mitten durch,*) wobey die Scheidung mit folgenden Worten verkündigt wird: „der Himmel hat euch getrennt."

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieses abgesonderte Einnehmen des Hochzeitmahls findet in der obern Donau-Gegend ebenfalls statt.

*) Wir können uns nicht erwehren, bey dieser noch vorhandenen Sitte der Montenegriner an eine Stelle in Oehlenschlägers Axel und Walburg zu erinnern, die der vortreffliche Dichter gewiß auf seine seltne Bekanntschaft mit den Sitten der Vorzeit gegründet hat. Der norwegische Bischof trennt Axel und Walburgs Ehe eben so wie hier der von Montenegro, indem er ein Gewand durchreißt.

D. Uebers.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin am 24. Juni.

(Beschluß.)

Brief der constitionell gesinnten Dame.

„Ich melde Ihnen, daß trotz des schönen neuen Hauses noch alles bey'm Alten ist, von einer neuen Theaterverfassung, wie ich sie haben will, ist nicht die Rede. Und wie will ich sie

haben? Der Intendant ſoll ja ganz unumſchränket bleiben, er ſoll nur die Schauſpieler antreiben, daß ich hier gleich alles neue ſehen kann. Gott, was iſt das für ein elendes Weſen mit dem Leſen! Da leſ' ich von einer Erdennacht, einer Medea, einer Dido, einem Peter dem Großen, einem Scanderbeg, einem offenen Geheimniß, einer Sophronia, einem König Erich, einer Johanna Gray und was weiß ich? Und all davon iſt hier nichts zu ſehen, es läſſt ſich nach dem Bilde berechnen, daß es 20 Jahre dauert, ehe die lezte dieſer Neuigkeiten hier daran kommt. Uebrigens gefällt mir das Haus ſehr, und auch das Gedicht auf den Baumeiſter, beſonders dieſe Strophen:

Der Tambour wirbelt, die Trompeter blaſen,
Der ruh'ge Bürger tritt aus ſeinem Haus,
Die Menſchenmenge füllt den Markt, die Straßen,
Mit Sorg' und Neugier ſchaut die Frau hinaus,
Was ſoll dieß Toben; dieß verwirrte Raſen?
In allen Blicken ein entſetzlich Graus!
Mit Eiſenhüthen zieh'n die Spritzenbieter,
Weh'! ruft Berlin und Wehe! die Berliner.

Die Elemente kennen kein Erbarmen,
Sie brechen in der Menſchen Hütten ein
Und tragen kühn mit ſtarken Rieſenarmen
Verderben in der Götter heil'gen Hain.
Thalia! Auf dem Markte der Gensd'armen,
Dein Tempel brennt! Willſt du nicht hülfreich ſeyn? —
Die Muſe ſchweigt, und unter gier'gen Flammen
Bricht krachend das gewölbte Dach zuſammen.

Und unter dem Gedränge bey dem Brande
Begegnet mir ein wunderbarer Mann,
Ein Magus ſcheint er faſt aus fernem Lande,
Mit langem, braunem Polrock angethan,
Das Haupt bedeckt ein Hut mit breitem Rande,
Behaglich ſchaut er ſich das Unglück an,
Und, weit entfernt dem Feuer zu gebieten,
Reizt er es an zu immer neuerm Wüthen.

Das alte Haus will er den Furien weihen,
Er übergibt es ſtreng dem Flammengrab,
Doch ſinnt er ſchon es ſchöner zu erneuen,
Und hebt in ſichrer Hand den Zauberſtab,
Er zeichnet in die Gluth die Säulenreihen,
Die breiten Stufen führt er ſchon hinab,
Dem Frontiſpiz beſtimmt er ſeine Winkel. —
Und dieſer Magus war? — Du warſt es, Schinkel!

Aber nun denken Sie, mein Mann, der hämiſche Ultra und Aktenreiter, ſowohl als mein Aeſthetiſcher, ſind ganz dagegen. Jener ſagt, das Anfachen der Feuersbrunſt, blos um neu zu bauen, das ſey criminell, wenigſtens eign' es ſich zu fiſcaliſcher Unterſuchung bey einem Bauratbe." (Die poetiſchen Licenzen ſind davon ausgenommen.) „Und dieſer, der Aeſthetiſche, ſpottet über den Vers:

Thalia auf dem Markte der Gensd'armen —

So nämlich lieſt er ihn. Das iſt doch keine Kunſt, wenn man den Sinn verdreht, wie?" (Recenſentenkunſt!) „Im Bilde hab' ich geweint, alſo widerruf' ich, es iſt gut gemalt. In der Eleganten ſteht aus Weimar, man wolle im Marcheſe den Valeros, im Leonhard den Otto, Oscar, Leonz wiederfinden, was iſt denn das?"

Reminiſcenzenjagd. Bekanntlich hat man ſie jezt auch in England auf Lord Byron's Revier angeſtellt, und ihn an den Straßenecken von London einen Plagiarius geſchmäht. Es wird wohl bey uns auch noch dahin kommen.

Müllner.

Karlsruhe, den 25. Juni.

Nach einer Abweſenheit von mehrern Wochen iſt endlich unſer Mayer von ſeiner Kunſtreiſe zurückgekehrt und geſtern, bey überfülltem Hauſe, in Johann von Calais, zum erſtenmale wieder aufgetreten. Rauſchender Beyfall, dreyfach wiederholt, empfing ihn bey ſeinem Erſcheinen und bewies, wie ſehr unſer Publikum ſeines Lieblings unermüdeten Fleiß, ſeine herrlichen Naturgaben und ſeine Kunſtfähigkeit zu ſchäzen weiß. Mit ſtürmiſcher Freudigkeit wurde er nach dem Stücke hervor gerufen und ob ſeines treuen und herzlichen Danks erſchallte von neuem der Beyfall. Dieſe ſo innige Anerkennung eines ſüddeutſchen Publikums wird den braven Künſtler hoffentlich tröſten über einen norddeutſchen Machtſpruch, der, gleich eines kritiſchen Urtheils, in einer ehrenwerthen Wiener Zeitſchrift erſchien und alſo, durch den Ort, wo er abgedruckt ſteht, einige Bedeutung gewinnt. Mit eben dem Rechte, mit dem jener Machtſpruch den Hrn. Mayer, als Künſtler, zu den Alltags-Menſchen rechnet, konnte man den Machtſprecher zum Sonntags-Publikum zählen, aber auch mit eben dem Rechte zu den Kunſtverſtändigen, Gebildeten, zu den Unbefangenen, zu den Vorurtheilsloſen. Wir (ein Kreis von Kunſtfreunden) wir wählten höflichkeits halber das Lezte und hörten demnach unſerm Mayer geſtern doppelt aufmerkſam zu, um zu entdecken, wie es ſich denn mit der, von dem Herrn Berliner gerügten, ſüddeutſchen Ausſprache verhielte. Und wenn wir, um partheylos zu ſeyn, nicht läugnen dürfen, daß Hr. Mayer die einzelnen Sylben öfters unverhältnißmäßig heftig artikulirt und ſtellenweiſe in einem fortgeſetzten staccato ſpricht, ſo haben wir hingegen durchaus nicht bemerkt, daß er das ſtumme e akzentuire und, wie ihm der Berliner Briefſteller vorwirft, jemals, ſtatt Liebe, Liebeh ausgeſprochen, oder auch nur Cärtnähr, Schuldnähr, Kritikähr geſagt hätte, wie dieſes am Ufer der Spree und ſelbſt auf dem kunſtbeflizten Markte der Schandarmen nämlich auf dem Schandahrenmarcte die bekannte löbliche Gewohnheit iſt. Was endlich die angebliche Thatſache betrifft, daß Hr. M. das Berliner Publikum gleichgültig gelaſſen habe, ſo machen wir hiemit die amtliche Anzeige, daß die bekannte konſtitutionelle Dame gar nicht der Meinung des Herrn Briefſtellers iſt, ſondern in ihrer Art keck behauptet, daß Hr. M. der einen Hälfte des Berliner Publikums, und zwar der ſchönern, faſt ebenſo gefallen habe, als Madame Neumann der andern.

Die Wahl des geſtrigen Stücks wollen wir entſchuldigen, weil die Rolle des Johanns von Calais dem Hrn. Mayer treffende Gelegenheit darbot, dem Publikum anzudeuten, wie ſehr ihm ſein hieſiger Aufenthalt werth ſey. Sonſt aber waren — obgleich eine naiv-kräftige Natur ganz eigentlich in den Darſtellungs-Kreis unſeres Künſtlers gehört — Rolle und Stück doch allzu flach und unbedeutend.

Theater des dritten Rangs geben in Frankreich derley Dramen und geben ſie mit dem groteſken Pathos der Oper und des Ballets, weil das Publikum dieſer Theater es alſo verlangt und der Autor auf ſtark aufgetragenes Spiel rechnet. Wir können alſo die Mühe erſparen, von einer ſogenannten Darſtellung der Charaktere Bericht zu erſtatten; und ſagen nur, daß Stücke der Art in Deutſchland überhaupt zu zahm geſpielt werden; daß ſie aber dennoch unſern nordiſchen Effekt-Stücken, wo nur der Schauſucht gefröhnt wird, gerade ſo weit vorzuziehen ſind, als eine Situation einer Deforation; ein grober Böſewicht einem großen Elephanten; und ein unwandelbarer Tugendheld der ſchnellſten Verwandlung der Scene. —

Beylage: Kunſt-Blatt Nro. 58.

Nr. 58.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. Juli 1821.

Horace Vernet's neueste Werke.

Eine merkwürdige Erscheinung ist eine Familie in Frankreich, welche vier Generationen von Malern hervorgebracht hat. Anton Vernet, Stammvater derselben, war Maler und wohnte in Avignon; das ist aber alles was man von ihm weiß, und man kennt nicht ein einziges seiner Gemälde. Joseph Vernet, der zuerst seinen Namen berühmt gemacht, wurde, nachdem er sich zwanzig Jahre hindurch in Rom aufgehalten und große Geschicklichkeit erworben, nach Frankreich berufen, wo man ihm wichtige Arbeiten anvertraute. Er hatte sich in ganz Europa einen wohlverdienten Ruf gegründet. Sowohl als Landschaftmaler, wie als Marinenmaler räumt man ihm einen ehrenvollen Platz vom ersten Rang ein, eben so sehr wegen des Feuers und der Großartigkeit seiner Compositionen, als wegen der wahren, geschickten und geistreichen Ausführung. Carl Vernet, Sohn des vorigen, widmete sich mehreren Gattungen der Malerey mit Erfolg, und zeichnete sich vorzüglich in Pferden aus, denen er eine Anmuth und Zierlichkeit der Form, eine Kraft der Bewegungen ertheilte, die seinen Arbeiten eifrige Nachfrage erwarben. Horace Vernet endlich, der vierte seines Namens, ist nicht der unberühmteste dieser Familie.

Dieser Künstler, nun in der Kraft des männlichen Alters, zeigte von seiner frühesten Jugend an hervorstechende Talente, die sich auf die glücklichste Weise entwickelten. Er hat sich schon in allen Arten der Malerey versucht, und in allen mit mehr oder minder glänzendem Erfolg. Nach und nach brachte er historische- und Conversationsstücke, Schlachten, Marinen, Bildnisse, Studienköpfe, zur öffentlichen Ausstellung. Doch zeigte er unstreitig am meisten Talent in den Conversations- und Schlachtstücken, oder solchen, die man überhaupt Kriegsscenen nennen kann. Der spanische Krieg lieferte ihm eine Menge von Gegenständen, die immer geistvoll gewählt, mit Geschmack und Urtheil componirt, und mit einer äußerst merkwürdigen Fertigkeit und Leichtigkeit ausgeführt sind. Eine große Anzahl von Bildern malte er für den Herzog von Orleans, der ihm vollkommene Freyheit in der Wahl der Gegenstände läßt. Für diesen Fürsten hat er auch das unter dem Namen: das Schlachtfeld von Waterloo, bekannte Gemälde ausgeführt.

Der Gegenstand ist emblematisch aufgefaßt; der Künstler stellt dem Beschauer nicht die fürchterliche Verwirrung vor Augen, die auf dem Gefilde einer Schlacht herrscht, sondern er zeigt nur eine Episode, aber in einem Geiste componirt, der seinem Patriotismus Ehre macht. Er brachte nur eine einzige lebende Figur in seinem Bilde an, welche den Vordergrund einnimmt. Es ist ein verwundeter Grenadier von der alten Garde, der seine letzten Kräfte dazu verwendet, den Leichnamen der Tapfern aller Grade, die auf dem Schlachtfeld ihren Tod gefunden, und den daselbst gesunkenen Fahnen, die letzte und einzige Ehre zu erweisen, die er ihnen erzeigen kann; er sammelt sie und bedeckt sie mit Erde, um dem Feinde die Freude am Anblick einer so großen Niederlage zu rauben. Der Grenadier sitzt, gegen den Beschauer gekehrt, er ruht einige Augenblicke, auf den Spaten gestützt, der so viel Ruhm begraben soll. Der Ausdruck seines Gesichts stimmt mit dem Gedanken überein, welcher diesem Bilde das Daseyn gab. — Der Kupferstich davon, durch Hrn. Jazet ausgeführt, hat sich schnell vergriffen.

Ungefähr um dieselbe Zeit (etwa vor zwey Jahren) stach Hr. Jazet ein anderes Gemälde von dem elben Künstler. Zur Inschrift dieses Kupferstichs ist der Vers gewählt, welchen Voltaire seinem Tancred in den Mund gelegt hat:

A tous les cœurs bien nés que la patrie est chère!

Die Scene stellt einen Posten französischer Soldaten von der alten Garde, am Ufer des Meeres dar. Der eine drückt seinem Kameraden lebhaft die Hand, und zeigt auf einen Punkt des Horizontes hin, der seine Freude verursacht; man sieht ein Fahrzeug sich nähern, auf dem sie sich einschiffen wollen. Die Anspielung ist nicht schwer zu errathen; Tracht, Ort, Umgebungen ꝛc. zeigen deutlich das Ereigniß an, das der Künstler darstellen wollte.

Ein anderer, ganz kürzlich nach einem Gemälde desselben Meisters von Hrn. Jazet ausgegebener Kupferstich

iſt zum Seitenſtück des vorigen beſtimmt. Die Inſchrift iſt Delille's Ueberſetzung der bekannten Virgilianiſchen Verſe:

Scilicet et tempus veniet, cum finibus illis
Agricola incurvo terram molitur aratro,
Exesa inveniet scabra rubigine pila,
Aut gravibus rastris galeas pulsabit inanes,
Grandiaque effossis mirabitur ossa sepulcris.

Der Maler hat die Idee, die ihm der Schwan von Mantua darbot, angewandt, um an neuere Begebenheiten zu erinnern. Ein Landmann, der ſeinen Pflug nah bey den Trümmern eines alten Gebäudes führt, hat Knochen und Waffengeräth aufgedeckt. Unter dieſen Ueberreſten hat er einen Stern der Ehrenlegion aufgehoben, und der Anblick deſſelben erweckt in ſeiner Seele das traurige Andenken einer beklagenswerthen Zeit. Seine Aermel, bis über die Ellenbogen zurückgeſtülpt, laſſen auf den Armen jene Art von Stigmen ſehen, welche ſich die Soldaten mit Pulver bereiten; aus einer Narbe, welche die Wange durchfurcht, kann man ſchließen, daß er im Augenblick der Gefahr dem Feinde Stand gehalten, und die Form wie die Verzierungen ſeines Huts zeigen beſtimmt, daß er bey der alten Garde geweſen. Der Anblick der Ueberreſte, die er aus der Erde geſcharrt, läßt ihn ſeine jetzigen Sorgen vergeſſen, ſein Pflug verſchwindet für ihn, und ſeine Gedanken ſind ganz zu dem ſchmerzlichen Moment zurückgekehrt, wo der Feind auf dem Boden ſeines Vaterlandes ſtand. — Die aufrechtſtehende Figur, die man ganz von vornen ſieht, hat jenen ſtarren Blick, der eine völlige Befangenheit der Gedanken verräth; ſeine Arme ſind über einander geſchlagen und an der einen Hand hängt das Ehrenzeichen, das er aus dem Schoos der Erde genommen hat. Zur Rechten ſieht man den Pflug, den er ſtehen gelaſſen, weiter in derſelben Richtung auf einem andern Grunde geht ein Bauer, den man vom Rücken ſieht, hinter einem Pfluge her. Die Figur des Soldat laboureur hebt ſich dunkel auf dem helleren Tone der Ruinen hervor.

Der Gedanke in dieſem Bild verdient nur Lob, aber die Ausführung kann zu einigen Bemerkungen Anlaß geben. Erſtlich erinnert die Stellung der Figur an den Marcus Sextus von Guérin, und dieß iſt ein Nachtheil; wenn man ſo reich an eigenem Vermögen iſt, kann man dergleichen Reminiſcenzen leicht vermeiden. Dann mangelt es der Vertheilung des Lichts an Wahrheit; man muß annehmen, daß außer dem Raume des Bildes ſich irgend ein Körper, etwa ein Theil des verfallenen Gebäudes befinde, der ſeinen Schatten auf die Figur des Soldat laboureur wirft, und an den übrigen Gegenſtänden des Bildes dieſe verſchiedenen Spiele des Lichts hervorbringt, welche der Maler anwenden zu müſſen glaubte, um eine, ohne Zweifel pikante, aber bey einer Scene in freyer Luft nicht natürliche, Wirkung hervorzubringen.

Was den Kupferſtich betrifft, ſo wird es hinreichend ſeyn, zu bemerken, daß Hr. Jazet unter allen unſern Künſtlern die Aquatintamanier am vorzüglichſten behandelt; dieſe Manier nimmt nur den dritten Rang ein, aber ſie paßt vielleicht am beſten zur Nachbildung von Horace Vernets Werken, die ihr Hauptverdienſt im Reiz der Compoſition und in dem Geiſt und der Leichtigkeit der Behandlung haben, aber im Allgemeinen nicht fleißig nach der Natur ausgeführt und ſtudirt ſind.

Der nämliche Maler hat ſo eben auch für den Herzog von Orleans ein Werk von größerer Wichtigkeit als die eben beſchriebenen, vollendet. Es iſt ein großes Gemälde, die Schlacht bey Jemmapes darſtellend, woran jener Prinz auf eine für ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart ehrenvolle Weiſe Theil genommen.

Hr. Vernet, der ſich vorgeſetzt hatte, die ganze Schlacht darzuſtellen, mußte die Handlung auf die entfernten Gründe verlegen, um einen großen Raum zu gewinnen. Mons nimmt die rechte Seite des Bildes ein, Quarignon die äußerſte linke, und vor Jemmapes, das ungefähr in der Mitte liegt, ſieht man ein Verhau, welches die Fronte der Oeſtreicher deckte, und worauf der Herzog von Chartres, jetziger Herzog von Orleans, einen entſcheidenden Angriff an der Spitze der Truppen machte, die er wieder geſammelt hatte und in die Schlacht zurückführte, indem er ihnen prophetiſch den Namen Bataillon de Jemmapes beylegte. Der Maler hatte ſich auferlegt, die Bewegungen des Terrains und das Ganze der Schlacht treu wieder zu geben, und man ſieht, wie ich eben geſagt habe, die Hauptaction im Hintergrund. Aber auch der Vordergrund iſt nicht ohne Intereſſe. Seine Anordnung iſt folgende:

In einer Brauerey, die ganz zur Rechten ſteht, iſt Feuer ausgebrochen; alle Einwohner ſtürzen eilig heraus. Eine Marketenderin, die ſich darin eingerichtet hatte, eilt ihr Gepäck in Sicherheit zu bringen. Ganz nah bey dieſer Scene der Zerſtörung und des Schreckens, auf einem Raſen, von wo aus die ganze Schlacht überſehen werden kann, ſteht Dumouriez, von ſeinem Generalſtab umgeben. Man erkennt unter den Offizieren den Herzog von Montpenſier, Bruder des Herzogs von Chartres, welcher leztere mitten im Treffen iſt; Macdonald, nachherigen Marſchall, Herzog von Tarent, Großkanzler der Ehrenlegion und Pair von Frankreich; Belliard, einen unſerer beſten Generale, jezt Graf und Pair von Frankreich ꝛc. — Ein vornehmer öſtreichiſcher Offizier iſt zum Gefangenen gemacht und vor den Obergeneral geführt worden durch einen von deſſen Adjutanten, der unter dem Soldatenkleid ein den Gefahren und Ehren des Kriegs fremdes Geſchlecht verbirgt. Der Gefangene hat eben erkannt, daß er gegen eine Amazone gekämpft und ſein Geſicht drückt zugleich Erſtaunen und ehrende Bewunderung gegen die Siegerin aus. Um ſo viel als möglich die Unſchicklichkeit vergeſſen zu machen,

die für ein junges Mädchen in der Annahme kriegerischer Kleider und Sitten liegt, und um Ideen zu beseitigen, die eine solche Lage hervorrufen könnte, hat der Maler nicht weit von ihr ihren Vater, einen Dragoner-Offizier, gestellt. Auch wußte er dieser ganzen Abtheilung des Gemäldes das belebte Ansehen, und diese mannichfaltige Bewegung des Geistes zu ertheilen, welche unter Offizieren herrschen muß, die beständig in Handlung sind, und deren Aufmerksamkeit mehr oder weniger, theils auf das ihnen vor Augen stehende große Schauspiel gerichtet ist, theils auf die Nebenumstände, die dasselbe begleiten und in welchen sie sich befunden haben oder mehr oder weniger verwickelt finden werden. So begreift man, warum die Meisten nichts von der in ihrer Nähe ausgebrochenen Feuersbrunst bemerken, warum andere, eben erst ankommende, die sie wohl sehen, sich viel mehr beeilen, aus den Händen einer Marketenderin das dargebotene Glas anzunehmen, als die Feuersbrunst zu löschen, die ihnen keine persönliche Gefahr bringt. Ein sehr geringfügiges Ereigniß am Tag einer Schlacht. — die Einäscherung eines Hauses!

Auf die verschiedenen Scenen, die ich eben beschrieben, folgt, gegen die linke Seite, eine rührende Episode. Einen General, dem beyde Beine abgeschossen worden, bringen seine Soldaten auf den Armen aus dem Schlachtfeld. Der Chirurg, der ihn begleitet, hat sich vorwärts an Dumouriez gewandt und zeigt ihm mit erhobener Stimme den Verwundeten. Diese lezte Figur hat der Künstler als Mittel gebraucht, um die beyden Gruppen zu verbinden. Dumouriez scheint sehr ergriffen von dem Anblick; eine Bewegung seines rechten Arms bezeichnet das innere Gefühl, und sein Gesicht, vom lebhaftesten Ausdruck, giebt herben Schmerz mit Staunen vermischt, zu erkennen. Der verwundete General erhebt die linke Hand gegen Dumouriez und scheint ebenfalls das Wort an ihn zu richten. Die Haltung dieser in allen Beziehungen höchst merkwürdigen Figur zeigt ganz die Entkräftung, die eine so schwere Verwundung zur Folge haben muß, und dennoch ist der Physiognomie die Exaltation geblieben, welche das Schlachtfeld einflößt, und welche bey Manchen noch fortdauert, wenn sie schon den Kampfplatz verlassen haben. Ich sah Beyspiele davon, die mich in großes Erstaunen sezten.

Der übrige Raum der Scene zur Linken ist durch einen mit Verwundeten beladenen Wagen, der aus der Schlacht kommt, und durch eine Infanteriecolonne, die dahin marschirt, eingenommen. Plözlich fällt eine Haubizgranate zwischen diese Colonne und die an den Wagen gespannten Pferde. Die Pferde weichen zurück und bäumen sich; der Fuhrmann, welcher neben den Vorderpferden stand, entflieht mit dem Ausdruck des ärgsten Schreckens; der andere dagegen, der bey den Deichselpferden steht, will diese zurückhalten und schlägt das eine mit dem Peitschenstiel. Die Verwundeten behalten mitten in der Verwirrung jene Ruhe und Fühllosigkeit, die aus einer großen moralischen und physischen Ermattung entspringt und durch Verlust der Kräfte und des Enthusiasmus verursacht wird. Ein Brigadechef zu Pferde, außer der Colonne reitend, hat die Granate neben sich fallen sehen. Er fühlt die Gefahr, wagt aber nicht, sich ihr zu entziehen und bändigt sein Pferd. Diese Figur, die man mit abgewandten Profil sieht, drückt sehr kräftig und wahr aus, welchen Schrecken der Anblick solcher Gefahr dem Tapfersten einflößt, und zugleich wie sich der Mann Gewalt anthut, um nicht das Beyspiel der Flucht zu geben.

Dieß Bild, worin der Maler die Anzüge, die Farben und alle anderen jener Epoche eigenthümlichen Umstände beybehalten hat, macht den Eindruck einer gewissen Leere, da der Künstler sich in der Nothwendigkeit befand, nichts anzubringen, was die im Hintergrund vorgehende Haupthandlung verdecken konnte. In dieser Hinsicht verdient er also keinen Vorwurf; aber mit Grund kann man sagen, daß es der Luft, die einen großen Raum in dem Gemälde einnimmt, an Durchsichtigkeit und Leichtigkeit fehlt; die Figuren des Vordergrundes, die allein mit Studium ausgeführt werden konnten, sind es nicht überall genug; im Ganzen herrscht Mißbrauch leichter Behandlung. Dabey ist aber viel Feuer und Kraft des Ausdrucks in den meisten dieser nämlichen Figuren des Vordergrundes; die Pferde sind unverbesserlich gemalt, und ich glaube mich in den Gränzen der strengsten Gerechtigkeit zu halten, wenn ich sage, daß nur ein Mann von großem Talent ein solches Werk zu Stande bringen konnte.

P. A.

Beschreibung der äußeren und inneren Verzierung der Hauptkirche von Paris bey der Taufe des Herzogs von Bordeaux.

(Wir tragen diese Beschreibung auf Veranlassung des neulich in Nro. 54. mitgetheilten Briefs von Hrn. Gau, aus dem Moniteur vom 1. Mai nach.)

Vor der Hauptfaçade der Kirche erhob sich eine Halle im reichsten und zierlichsten gothischen Styl, und vollkommen in Harmonie mit der Architektur der Façade. Vor der Halle befand sich noch ein Vorgebäude (avant-corps) in demselben Styl, unter welchem die Hofwägen der Reihe nach durchfuhren. Auf den verschiedenen Façaden der Bogenpfeiler der Halle waren Nischen von angenehmer Form angebracht, worin man die Statuen Chlodwigs, Carls des Großen, des heil. Ludwig und Heinrichs IV. sah. Ueber

der Halle erhob ſich ein großer Giebel, mit dem franzöſiſchen Wappenſchild verziert, und die Winkel waren mit zierlichen Thürmchen geſchmückt, welche dieß Monument krönten. Alle Figuren und Verzierungen waren mit Gold erhöht.

Zur Rechten und Linken befanden ſich zwey Gallerien in demſelben Styl, einen Säulengang vor den zwey Seitenpforten der Façade bildend. Die Bogenpfeiler und der Fries dieſer Gallerien waren mit den Wappen der guten Städte von Frankreich geſchmückt; auf anderen Schilden, unter den die guten Städte darſtellenden Figuren, ſtanden die Namen der Departemente. Die Gewölbe der Halle und der Seitengallerien waren durch architektoniſche Linien in Felder getheilt, worin man auf azurblauem Grunde die Embleme und Chiffern des Königs ſah.

Im Innern der Kirche, unter dem Orgelgehäuſe am Eingang des Schiffs, befand ſich ein Periſtyl von achtzehn Säulen aus violetter Breccie. Er war ſo hoch als die innere Ordnung, und trug eine geräumige Tribune von amphitheatraliſcher Form, welche vornen mit einer reichen Draperie von carmoiſinrothem Taffent mit goldenen Franzen und Borten verziert war.

Die Seitenflächen des Schiffs und des Kreuzes waren mit gekrönten Schilden geſchmückt, worin abwechſelnd die Chiffren des Herzogs von Bordeaux und das Wappen von Frankreich in Vereinigung mit dem von Navarra ſich zeigten. Dieſe Wappenſchilde über den Bogenrippen, wurden von großen ſehr geſchmackvoll angeordneten Fama-Figuren getragen; das Innere dieſer Bögen hatte man mit Silbergaze bekleidet, die mit Roſen überſtreut, mit Kränzen, Blumengehängen und Goldſtickerey verziert war. Die Draperien waren mit Geſchmack den Spitzbögen des Schiffs und Kreuzganges angepaßt.

Alle die großen Säulen des Schiffs und Kreuzgangs waren mit Goldgaze bekleidet und mit Roſengewinden umſchlungen. Auf den Platten der Kapitäle ruhten die Wappen aller guten Städte von Frankreich. Die Säulenbündel der beyden Seitenwände des Schiffs und Chors waren ebenfalls mit Goldgaze bekleidet und über ihnen erhoben ſich geflügelte Figuren, die eine doppelte, rund um das Schiff und das Chor laufende Reihe von Kragſteinen trugen. Auf dieſe Kragſteine kamen Wachskerzen zu ſtehen. Alle architektoniſchen Linien des weiten Tempels waren mit Roſengewinden bezeichnet, welche die anmuthigſte Wirkung hervorbrachten. Oberhalb der kleinen Säulen an den Gallerien der Kirche ſtanden Medaillons, welche die in Frankreich vorzüglich verehrten Heiligen mit ihren charakteriſtiſchen Attributen darſtellten.

Tribunen, ſtufenweiſe erhöht, nahmen die ganze Breite der Nebenhallen des Schiffs und Chors ein. Vor den Tribunen hatte man andere Stufen auf jeder Seite des Schiffs erhöht.

In den beyden Theilen des Kreuzes nahmen andere Stufen, für die Pairs und Deputirten beſtimmt, beynahe die ganze Breite ein. An den beyden Enden des Kreuzes befanden ſich zwey Vorgebäude, in drey Arkaden getheilt, deren Architektur und Verzierung vollkommen mit der der beyden Seitenfaçaden des Schiffs zuſammenſtimmte. In den beyden Vorgebäuden waren Tribunen angebracht und eben ſo verziert, wie die im Schiff.

Am Eingange des Chors erhob ſich ein Altar von hohem ſchönem Charakter. Er bildete eine Art Triumphbogen, an deſſen Pfeilern ſich Säulen von Lafur mit ſehr geſchmackvollen Arabesken verziert, befanden. Auf den Attiken über den Säulenkapitalen ſtanden Engel, welche die Gefäſſe und die übrigen zur Taufhandlung nothigen Gegenſtände hielten. Ueber dieſem Bogen erhob ſich ein reich verzierter Giebel, auf deſſen Spitze ein Kreuz ſtand.

Die Fußgeſtelle der Säulen waren mit den Wappen von Frankreich verziert. Vor dem Aufgang zum Altar befand ſich eine Eſtrade für den König und die Prinzen unter einem großen Baldachin von karmoiſinrothem mit goldenen Krepinen geſchmücktem Sammet.

Die innere Ausſchmückung des Chors war von der des Schiffs in der Anordnung verſchieden. Die mit dieſer Arbeit beauftragten Architekten wollten in die innere Verzierung der Kirche ein harmoniſches Syſtem bringen und glaubten daher, ſich dem architektoniſchen Styl des Sanctuariums, der ſich auf den beyden Seitenfaçaden des Chors wiederholt, bequemen zu müſſen. Unter den Arkaden jeder Seite hatte man Tribunen mit goldbeſetzten Draperien errichtet. Das Tafelwerk der Chorſtühle auf jeder Seite war mit einem Umhang von karmoiſinrothem, mit goldenen Lilien beſaetem Taffent bekleidet. Die Arkaden des Sanctuariums waren durch große ſammtene, ebenfalls mit goldenen Lilien geſtickte Vorhänge geſchloſſen, und die Schwibbogen-Geſimſe mit Draperien von karmoiſinrothem Taffent umwunden.

Das Sanctuarium hatte man zu einem ſehr anſehnlichen Orcheſter eingerichtet, das aus den Muſikern der königlichen Kapelle und denen der königlichen Akademie der Muſik beſtand.

Die Verzierung dieſer Hauptkirche wurde nach den Zeichnungen der HH. Lecointe und Hittorf, Architekten der Menus-Plaiſirs, angeordnet. Man konnte unmöglich etwas Unmuthigeres und zugleich Prächtigeres erfinden und ausführen.

Druckfehler.

In Nro. 56. S. 222. Sp. 2. Z. 26. v. o. iſt ſtatt eadem — eadem zu leſen.

Nro. 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Juli 1821.

Der Mensch erfährt, er sey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Goethe.

Neu entdeckte Sagen und Lieder aus dem Kreise des Heldenbuchs und der Nibelungen.

Von v. d. Hagen.

Dieselben verdanken wir den gründlichen Forschungen und angenehmen Mittheilungen des Herrn Professors P. F. Müller zu Kopenhagen, im zweyten Bande seiner reichhaltigen Sagabibliothek, welche diesen für uns und den Norden gleich wichtigen, allen Germanen gemeinsamen Kreis der Heldendichtung umfaßt.

Zuvörderst ergänzt derselbe die, von Schreiber dieses verdeutschte Wilkina- und Niflunga-Saga, aus zwey Kopenhagener Handschriften.

1. Etzels Ende.

Nach der Nibelungen-Schlacht und Dietrichs und Hildebrands Heimkehr von Etzeln (Kapitel 380), hat Peringskiolds Ausgabe, und die Verdeutschung mit ihr eine Lücke, welche also ausgefüllt wird:

König Etzel beherrschte, nach der Nibelungen-Schlacht, fürder sein Reich, und bey ihm ward Aldrian aufgezogen, welchen Hagene mit einer Tochter Isungs, Häuptlings der Ritter, erzeugt hatte, dieser Sohn war nun zwölf Jahr alt; König Etzel, welcher ihn sehr liebte, hatte selber einen Sohn von eilf Jahren *), beyde waren von derselben Frau groß gesäugt.

Es begab sich eines Abends, daß Etzel auf seinem Hochsitze saß, und bey ihm stand Aldrian mit einer brennenden Kerze in der Hand, da fiel ein Funke davon nieder auf Aldrians Fuß und brannte durch Schuh und Strumpf bis in das Fleisch, ohne daß Aldrian es merkte, bevor ein Ritter den Funken von seinem Fuße nahm. Etzel sah dieses, und sagte zu ihm: „woran denkest du so eifrig, Aldrian, daß du dich selbst nicht vor dem Brande hüten kannst?" Aldrian antwortete: „Herr, ich dachte daran, daß feines Brot und aller ey Leckerbissen und der beste Wein nun jeden Tag vor Euch steht, daß aber der Tag kommen kann, da Ihr Schwarzbrot essen und Wasser trinken möchtet." Der König antwortete: „Wie verfällst du auf dergleichen? Ich bin oft im Kriege gewesen, und habe beydes, gehungert und gedurstet; nun bin ich alt und schwach, und weiß, daß ich nimmer hinfort zu Felde ziehe, so daß ich nicht nöthig habe Wasser zu trinken und Schwarzbrot zu essen."

Die Verkündigung geht aber in Erfüllung. Aldrian reizt Etzels Habgier auf den Nibelungen-Hort, dessen Schlüssel er vom Vater geerbt hat, führt ihn in den Berg zu demselben, und Etzel muß darin bey dem Golde und Gesteinen verhungern.

2. Dietrichs Kampf mit dem Drachen.

Dieses, und die beyden folgenden Stücke gehen über das bisher bekannte Ende der Wilkina- und Niflunga-Saga hinaus, welche nach Dietrichs Heimkehr nach Bern (Verona), und Besiegung Ermenrichs, an dessen Statt er König von Rom wird, mit seinem Uebergange zum Christenthume abbricht; vermuthlich absichtlich verkürzt, zur größeren Verherrlichung

*) Also von einer Frau nach Chriemhilden Tode in der Nibelungen Noth.

dieſes Hauptheldens der Nordiſch-deutſchen Saga, welche nach ihm auch Dietrichs-Saga heißt. Hier vernehmen wir aber noch einige merkwürdige Sagen, welche mit den Geſchichtsſagen von ſeinem Arianismus und deſſen Strafe zuſammenhängen; dergleichen Sagen nicht nur früh in Italien umgingen, und in Verona ſogar bildlich vorgeſtellt wurden *), ſondern im Mittelalter auch in Deutſchland unter dem Volke lebten, wie wir aus geſchichtlichen Zeugniſſen (bey Otto von Freiſingen), und Anſpielungen in andern Liedern des Heldenbuchs (z. B. in Etzels Hofhaltung), und ſonſt, wiſſen, und nun auch durch die aus deutſchen Liedern gezogene Wilkina-Saga, welche ſich eben hier beſtimmt auf ſolche deutſche Lieder und Sagen bezieht. Merkwürdig iſt in der Sage von Dietrichs Drachenkampfe die Uebereinſtimmung mit einem alt-däniſchen Heldenliede, und mit dem Liede von Otnit und Wolfdietrich in unſerem Heldenbuche; welches Lied, beſonders in der Darſtellung Kaſpars von der Roen **), die mythiſche Einheit Dietrichs von Bern mit ſeinem Ahnherrn Wolfdietrich beſtätigt. Die Erzählung von Heime's Ende iſt auch eine wichtige Ergänzung des großen Sagenbuches, wo dieſer Held bisher ungewiß verſchwand (Kap. 266.), da ſonſt das Ende aller bedeutenden Helden darin vorkömmt; jetzo iſt dieſer zuerſt neben Dietrich auftretende Held (Kap. 17.) auch ſein lezter Gefährte. Der Inhalt hat übrigens viel Aehnlichkeit mit den Heldenliedern von Münch Ilſan, den Legenden von Walther von Aquitanien und Wilhelm von Oranſe, und dem Roman von Ogier dem Dänen, welcher noch däniſches Volksbuch iſt, und einſt auch deutſche und niederländiſche Volksdichtung war.

Der nun folgende Kampf mit dem Drachen geht in den Handſchriften noch der Erzählung von Etzels Tode voran.

In Dietrichs älteren Tagen ward die Irrlehre des Arius von den Chriſten verdammt, und alle die, ſo mit ihm irre gegangen waren, bekehrten ſich zum rechten Glauben, das thaten auch Dietrich und Hildebrand.

Kurz darauf ſtarb Hildebrand im Siechthume. In der ganzen Saga iſt keiner mehr berühmt denn Hildebrand, inſonderheit durch ſeine Treue gegen Dietrich, Kriegstüchtigkeit und Freygebigkeit. Deutſche Männer ſagen, daß er anderthalb Hundert Jahr alt war, da er ſtarb; aber die deutſchen Lieder legen ihm zweyhundert Jahre bey. Kurz nach Hildebranden ſtarb auch die gute und holdſelige Herat, Dietrichs Gemahlinn.

Zu derſelben Zeit begab es ſich, daß der König Hernit in Babilon *), deſſen Gattinn Iſolde hieß, allein ausritt, einen Drachen zu bekämpfen, welcher ſo groß war, daß er den König verſchlang und wegtrug, und ihn in ſeiner Höhle niederwarf, ſeinen Jungen zum Futter. Es ward ruchbar, daß Hernit verſchwunden war, und ein Heer von dreytauſend Räubern nahm davon Anlaß, ſeine Burg anzugreifen. Dietrich beſchloß, ſeine Stärke gegen dieſe Räuber zu verſuchen, und ritt allein fort, ſie aufzuſuchen. In der Nähe von ihrem Heere hörte er einen gewaltigen Lärm in dem Walde, und ſahe, wie ein Drache mit einem Löwen kämpfte. Da er ſelber einen Löwen in ſeinem Schilde führte, ſo hieb er auf den Drachen; aber er hatte ſein gutes Schwerdt Eckenſax **) vergeſſen, ſeine Klinge zerbrach, und der Drache ergriff den Löwen mit ſeinem Maule und Dietrichen mit ſeinem Schwanze, und führte Beyde zu ſeiner Höhle, wo er den Löwen ſeinen Jungen vorwarf, welche ſich ſämmtlich an deſſen Leiche ſatt aßen. Als nun die Drachen in Schlaf gefallen waren, ſuchte Dietrich in der Höhle umher, und fand Hartnits Waffen, womit er die Ungeheuer erſchlug, ſich aus der Höhle rettete und Hernits Roß fing, welches in der Nähe davon graſete.

Dietrich ritt hierauf nach Hernits Burg. Die Königinn Iſolde ſah ihn vom Thurme, erkannte Hernits Waffen, und ließ ihre Mannen einen Ausfall thun auf die belagernden Räuber. Dietrich allein fiel dieſe von der andern Seite an, und erſchlug Fünfzehnhundert. Nachdem die Räuber verjagt waren, erzählte Dietrich, wer er war, und wie er dieſe Waffen gewonnen hatte; und nach der weiſeſten Männer Rath, vermählte die ſchöne Iſolde ſich mit ihm.

Hierauf folgt die Erzählung von Etzels Ende, mit der obigen Ergänzung und dem Zuſatze, daß Dietrich nach Etzels Tode das ganze Hunnenland in Beſitz genommen habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Vergleiche meine Briefe in die Heimat aus Italien u. Bd. 2. S. 61.

**) Dieſe iſt ſo eben erſchienen, in dem von Alois Primiſſer und mir herausgegebenen Heldenbuche in der Urſprache. Bd. 1.

*) In unſerm Heldenbuche iſt es Garten (Garda, am Gardaſee); und in der Nähe von Bern, wie hier, iſt auch Babilonia (Kap. 373. vergl. 12) gedacht, obwol an den Rhein geſetzt (Kap. 372), ſo wie Bechelaren, der dort die Ueberfahrt bewachende Elſung iſt aber wohl der Markgraf Elſe an der Donau in Baierland, in den Nibelungen. Müller hält Babilonia für eine Entſtellung von Abelonia, Burg Amelungs, Elſungs Schweſterſohns. Vielleicht iſt an Bolonia, Bologna, zu denken.

**) Welches er dem rieſenhaften Helden Ecke abgewann; welchen furchtbaren Kampf das Lied Eckens Ausfahrt erzählt, in meinem erneuten Heldenbuche, Bd. 1.

Der Montenegro.

(Beſchluß.)

Wenn ein Montenegriner ſtirbt, hört man in der ganzen Familie nichts wie Weinen und Klaggeſchrey; beſonders

legen die Weiber ihren Schmerz mit Haarraufen, Zerkratzen des Angesichts, Zerschlagen der Brust, zu Tage. Der Todte bleibt vier und zwanzig Stunden mit entblößtem Angesicht, von Blumen überdeckt, im Hause ausgestellt. Jeden Augenblick, besonders wenn ein neuer Besuch eintritt, oder der Priester sich sehen läßt, brechen sie in neue Klagen aus. In dem Moment, wo man sich anschickt, den Leichnam fortzutragen, eilen alle seine Verwandten, ihm, an sein Ohr hingeneigt, Aufträge an ihre verstorbene Freunde und Verwandte zu geben, dann wird die Leiche in ein Grabtuch gehüllt, doch mit entblößtem Gesicht, an die Kirchen getragen, auf dem Wege dahin singen die Weiber unter Thränen des Verblichenen Lebensgeschichte, und ehe er in die Erde gesenkt wird, befestigen ihm seine Verwandten ein Stück Kuchen um den Hals und geben ihm ein Geldstück in die Hand. Während dieser ganzen Zeit reden die Umstehenden unter schmerzlichen Seufzern den Todten mit allerley Zurufen an, die durch ihre Wunderlichkeit oft an das Lächerliche grenzen. Sobald die Leiche in die Erde gesenkt ist, kehrt der Pfarrer nebst allen Begleitern in das Sterbehaus zurück, wo eine große Mahlzeit ihrer wartet, die oft durch Trinklieder und Gebete zum Besten des Verstorbenen unterbrochen wird. Ausserdem ist meistens einer der Gäste mit einer Todtenklage zum Andenken des Beerdigten beauftragt, die er nach dem schneidenden Ton eines Monochordiums absingt. Zum Zeichen der Trauer lassen die Männer ihren Bart wachsen, und die Frauen bedecken, je nachdem der nähere Grad der Verwandtschaft es fordert, ihr Haupt mit einem schwarzen oder blauen Tuche; auch besuchen sie, wenigstens bey allen hohen Festen, die Gräber ihrer Lieben, um sie mit Blumen zu bestreuen. Unterlassen sie es einmal, so bitten sie den Todten um Verzeihung; oft richten sie auch die wunderlichsten Fragen über die Beschaffenheit der andern Welt an ihn, welches immer in einem klagend singendem Tone geschieht.

Der Montenegriner besizt weder Fabriken noch Maschinenwerke; Schaafe und Ziegen sind alles, was er zur Verproviantirung der venetianischen Schiffe auf dem Weg der Bay von Cattaro ausführt; auch etwas Käse. Einige Montenegriner sind aber betriebsam genug, um sich mit Schiffskapitains auf dem Adriatischen Meer zu verbinden, andere haben eigne Schiffe, mit denen sie die mittelländische See befahren.

Erziehung, Künste und Wissenschaften sind in Montenegro gänzlich vernachlässigt. Es giebt keine Schule, keinen Unterricht; keine Kunst wird geschäzt. Die Ackerwerkzeuge sind so wie sie in den frühesten Zeiten gebräuchlich waren, und man denkt an keine Verbesserung derselben, obgleich sich der jetzige Bischof Peter Petrowitsch darum bemüht hat. Alle Stoffe sind grob, von ungereinigtem, unbereitetem Ziegenhaar gearbeitet; kein Handwerk wird von diesem Volke getrieben. Rücksichtlich der schönen Künste kennen sie einzig die Kirchenmalerey, bey der sie mit der größten Unkunde der Mittel und unklugsten Phantasie zu Werke gehen. Alle ihre Bilder sind auf gleich große Breter gemalt, haben also alle gleiches Größenmaß. Hände, Arme, Beine hängen wie bey Gliederpuppen an ihren Gestalten, die Augen bilden gräßliche Kugeln, und die Nasen stehen in Gestalt rechtwinklichter Drevecke hervor, indeß der Mund an einem bloßen horizontalen Einschnitt zu erkennen ist. Die ganze Composition erregt mehr Gelächter und Ekel, als religiöse Empfindung. — Geschriebene Musik ist den Montenegrinern unbekannt, doch enthalten ihre Liturgien einigen Chorgesang, der aber von den Priestern allein gesungen wird. Ihre Weisen sind ihnen alle durchs Gehör überkommen, sie bestehen in endlosen Cadenzen und Tremulanten, Ritornellen ohne Plan, wunderlichen Transpositionen und hie und da in einigen glücklichen Anklängen. Ihre Stimmen sind tönend, frey und fest; es ist Schade, daß sie dieselben nicht besser benutzen. Ihre musikalischen Instrumente bestehen im Monochordium, dem Dudelsack und der Panflöte, die sie gut spielen — sonst kennen sie keines. —

Englische Kriegsgefangene in Frankreich.

Das Morgenblatt enthielt früher einen Aufsatz über die Behandlung der französischen Kriegs-Gefangenen in England. Ich kann nicht darüber urtheilen, ob die Farben getreu aufgetragen oder ein wenig überladen sind, nur scheint es mir, als wenn die Franzosen ihre Gefangene nicht besser behandelt haben, wie folgendes Beyspiel, außer zahlreichen ähnlichen (der bekannten barbarischen Behandlung von Sidney Smith, Wright und Flinders nicht einmal zu gedenken), beweisen wird. — Die englischen Kriegs-Gefangenen in Isle de France überließen sich einst bey einer besondern Veranlassung, ich glaube es war zur Feyer eines Sieges ihrer Landsleute, eines sehr geräuschvollen Vergnügens, weßwegen der See-Kapitain William Fitzwilliam Owen von der königl. Marine, ein Mann, der sich durch seinen Charakter, seine Talente und seine Tapferkeit die Hochachtung seiner Landsleute erworben hatte, in einen unterirrdischen Kerker geworfen wurde, und sechs und dreyßig Stunden lang Daum-Schrauben aufgesezt bekam, so daß der kalte Brand hinzutrat, und er erst nach dreymonatlicher ärztlicher Behandlung den Gebrauch seiner Daumen wieder erhielt. Dieses geschah unter dem General de Caen damaligen Gouverneur der Isle de France, dessen barbarische Begegnung der englischen Gefangenen überhaupt, worunter sich Verwundete und Weiber befanden, nicht leicht vergessen werden wird. — Noch im lezten Feldzuge wur einige bey Quatre-Bras gefangene englische Officiere Tragen der Tornister der Garden gezwungen. Man b ihnen mehrere derselben auf, und wenn sie unter de hinsanken, so erhielten sie Stöße und Schläge, bis s

weiter damit schleppten. Daß die französischen Kriegs-Gefangenen in England so scharf bewacht wurden, hatte wohl hauptsächlich seinen Grund in der notorischen Entweichung so vieler französischen Officiere (Generäle sowol als anderer) trotz ihres gegebenen Ehrenworts. Sie wurden bey ihrer Ankunft in Frankreich ohne Schwierigkeit wieder in der Armee angestellt, besonders in den leztern Zeiten, wie sich jeder Officier, der gezwungen gewesen, den Feldzug der Franzosen in Spanien mitzumachen, sehr gut erinnern wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Juli.

Die mancherley Festlichkeiten, welche die seit Anfang des Monats in Zürich versammelte Tagsatzung veranlasst hatte ein sechs Tage andauerndes Ehren- und Freyschießen eröffnet, wozu der Zürchersee Schützenverein alle Schwestergesellschaften und die Liebhaber aus allen Kantonen geladen hatte, welche dann auch ungemein zahlreich, theils in Abordnungen mit ihren Fahnen und mancherley Schmuck, theils einzeln eintrafen. Die Regierung und die Stadtbehörden hatten ansehnliche Ehrengaben goldener Schaumünzen geschenkt, und der Preis der vaterländischen Waffe ward auf mannigfache Weise bey fröhlichen Gastmahlen in Toasts und Liedern gepriesen. Das nachstehende Lied des Rathsherrn Martin Usteri war unter den Blumen, welche an dem das Fest verherrlichenden Dichterkranze gereicht wurden, vorglänzend:

Mel.: Hier sitz ich auf Rasen u. s. w.

Willkommen ihr Schützen, von nah und von fern.
Was führt uns zusammen zur fröhlichen Stätte?
Die Freundschaft, des Ruhmes helleuchtender Stern.

Der Stern, er erglänzet weit über das Land,
Und sieht ihn der Schütze, so zieht's ihn hinüber.
Es greift zum Geschoß seine sichere Hand.

So zog es die Väter, in früherer Zeit,
Sie trotzten Gefahren, sie zwangen die Wellen,
Kein Pfad war zu mühlich, kein Ziel war zu weit.

So zieht es die Söhne zum nämlichen Ziel.
Sie lieben wie jene das rühmliche Wagen,
Das fröhliche Leben, das männliche Spiel.

Schön schimmert das Silber, schön glänzet das Gold,
Doch schöner noch strahlet die Krone der Ehre,
Des Schützen Verlangen, sein herrlichster Sold!

Kehrt einer mit dieser zur Heimat zurück,
Dann jauchzet sein Land ihm, es schenken die Schönen
Dem wackersten Schützen den freundlichsten Blick.

Wohl neckt uns zuweilen ein feindlich Geschick,
Laßt necken! — Es ziehen die Wolken vorüber —
Und heller erglänzt dann das launische Glück!

Der Schütze verlacht seinen weibischen Sinn!
Es spendet die Freude aus goldener Schale
Dem fröhlichen Herzen ja reichen Gewinn!

Und ziert keine Krone des Ruhmes das Haupt,
Ihr scheiden zufrieden, die heitere Stirne
Vom duftenden Kränzlein der Freundschaft umlaubt.

Das herrliche Kränzlein, wir tragen es fort,
Und schwören's zu pflegen, dann wird es nie welken,
Denn fest, wie die Hand, ist des Schützen sein Wort!

— Eine ganz andere Dichtung und Sängerweise verheißt ein in Heidelberg studierender Schweizerjüngling aus Sargans im Kanton St. Gallen. Das barbische Heldengedicht, welches Hr. Josef Alexander Anton Henne, unter der Aufschrift: Divico und die Römer am Leman, in altemannisch-hochdeutscher Mundart, in vierzig Liedern herausgeben will, ist die Frucht sechsjähriger Arbeit, und beschäftigt sich mit einer der merkwürdigsten Zeitepochen der urdeutschen Geschichte, der Verbindung der Helvetier und Ambronen, mit den aus Nerden ziehenden Kimren und Teutonen, die in Italien Sitze suchen wollten, und mit ihrer Riesenschlacht gegen den römischen Consul L. Cassius, bey Villeneuve am Genfersee, um's Jahr 103 vor Christus, unter dem Heldenjüngling Divico, aus dem alten Zürichgaue. Männer von Kritik und Erfahrung bemerkten dem jungen Verfasser warnend, daß vielleicht nur ein kleines Publikum an einer so ossianisch-neblichen, so tief zurückschwindenden Epoche, die, in unser wirkliches Geschichtleben so wenig eingreifen möge, Interesse finden werde, daß die Dunkelheit der altdeutschen Mythologie zu viel verlieren dürfte gegen die hehre Tagesvollendung der hellenischen, und daß der Sänger vielleicht allzusehr in das Gebiet der Phantasie eindringen müsse, um Charaktere voll Wahrheit und Leben zu schaffen. Aber er, dem dies Zeitalter durch Studium in den gar nicht so seltenen Quellen klar und lieb geworden war, konnte die Idee, die seit Langem wunderbar sein ganzes Wesen angesprochen hatte, nicht der Unidee von einem großen und kleinen Publikum hingeben, fest überzeugt: daß nur nebliche Poesie Etwas neblich macht, daß die Darstellung des großen Kampfes freyer, kunstloser Menschen, die unsre Väter sind, gegen den Stolz und die Kriegsart der damaligen Weltherrscher, von Menschen, uns an Gefühl und ähnlichen Leidenschaften so nahe, als die unsrer Tage, was wirklich eingriff in die alte, somit auch neue Volksgeschichte und Volksbildung Deutschlands, an Orten und in einer Natur, die, im Wesentlichen unverändert, noch vor unsern Augen liegen, aufgefasst in warmer, ungekünstelter, nicht ganz moderner Dichtung und Sprache, Interesse erregen müsse bey Jedem, der in der Poesie die Idee, die Seele zu fühlen und zu finden weiß und der vom Heldengesange mehr fordert, als eine Reihe kriegerischer Erzählungen, mit Göttern und Episoden durchflicht. Was die Mythologie betrifft, ist sie, wie Hr. Henne dieselbe betrachten zu müssen glaubt, nicht so dunkel eben, als man meint, sie muß sich aber in jedem Dichter, wie jede andere Mythologie eigens ausbilden und vertheidigen. Erregt Divico nicht das Interesse, das er erregen sollte, so ist (meint er) weder Wodan, Lote, Hildegard, noch das fünfte Weltjahrtausend, sondern der Dichter Schuld. Hinsichtlich der Sprache hat Hr. Henne ein Mittel zwischen der Bestimmtheit des Hochdeutschen und dem Zarten und Melodischen der Nibelungen und Minnelieder gewählt, von welchem das alte Fränkische, Sassische, Schwäbische, die jetzigen Schweizerdialekte und der mit den leztern besonders verwandte in Hebels klassischen Gedichten u. a. nur Mundarten sind, deren Schwesterschaft der Hochdeutschen gegenüber unverkennbar erhellt. Das vorherrschende Sylbenmaß sind gereimte Strophen zu zehn jambisch daktylischen Versen von vier bis fünf Füßen; nur die vorkommenden lyrischen Stücke sind verschiedener Art. Die minder bekannten Worte soll des Verfassers, ebenfalls in Kurzem erscheinendes deutsches oder allemannisches Wörterbuch erklären, das sich über derselben Deutung und Stamm, auch wenn sie für die Schriftsprache verloren waren, so wie über die merkwürdigsten Verwandtschaften mit alten und neuen Sprachen, verbreiten wird.

Beylage: Literaturblatt Nro. 58.

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Freitag den 20. Juli 1821.

Geschichte.

I. Entwurf einer Darstellung der Geschichte der Französischen Revolution und der Entwickelung der gegenwärtigen Zeit aus ihren (deren) Folgen. Als Leitfaden zu seinen Vorlesungen, vom Professor Schütz zu Halle. Halle, gedruckt b. Hendel u. Sohn 1820. 87 S. groß 8.

II. Leben und Charakter der Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans nebst einem Auszuge des Denkwürdigsten aus ihren Briefen. Ein Beytrag zur Charakteristik des französischen Hofes Ludwigs XIV. vom Professor Schütz zu Halle. Leipzig b. Leopold Voß 1820. X u. 452 S. 8.

Die Schrift Nr. I. ist, ihrer Bestimmung gemäß, nur ein Skelet, welches der V. auf dem Lehrstuhle mit Fleisch und Haut bekleidet. Wir zweifeln nicht, daß er dort demselben auch einen lebendigen Odem einbläst; denn die geistige Schöpferkraft, welche dazu erforderlich ist, giebt sich im Bau des Gerippes kund. Die Fußknochen sind die Lage Europa's und Frankreichs vor der Revolution, und die Darstellung dieser Lage wird aus einer Uebersicht der Regierungen von Heinrich IV. bis Ludwig XV. (1589—1774) abgeleitet. Dann kommt der Ursprung der Revolution unter Ludwig XVI., und hier werden sehr richtig deren Ursachen und Veranlassungen *) unterschieden. Auf diesem Gestelle erhebt sich die in 7 Perioden abgetheilte Geschichte der Revolution, die der V. mit der Wiederherstellung der Bourbons in Frankreich als geschlossen (das gebe Gott!) betrachtet. Dieses Ereigniß ist also so zu sagen der Kopf des Skelets, und Ney's Hinrichtung i. J. 1814. (S. 65.) macht den Scheitelpunkt. Es darf nicht befremden, daß der V. hier nicht schließt, sondern auch noch die Ereignisse von 1815—1818 (bis zum Rückmarsche der Occupationsarmee) betrachtet, und sich dabey nicht auf Frankreich beschränkt: denn Sache des Kopfes ist es ja, sich umzusehen in der Welt, und nachzudenken über sie und über sich selbst. Das aber ist eben das Geschäft, welches den Köpfen, die in der Welt schalten, und resp. künftig schalten und schalten helfen sollen, nicht anschaulich genug gemacht werden kann. Bonaparte soll von denjenigen Köpfen, die der Welt den seinigen entbehrlich zu machen berufen waren, den Ausspruch gethan haben: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen." Unser V. wird sorgen, daß auf seine Zuhörer dieses Witzwort nicht angewendet werden könne, auch nicht in seiner zweyten Hälfte. Denn dasjenige, was hier unter dem Worte vergessen zu verstehen ist, kann nicht besser gelehrt werden, als durch die lebhafte Erinnerung an dasjenige, was gewesen ist um nicht mehr zu seyn.

Die Schrift Nr. II. hat in den Vorlesungen Nr. I. ihren Ursprung genommen. Der V. mußte das berühmte Zeitalter Ludwigs XIV. schildern. Der Hof dieses Monarchen mußte die Hauptgruppe dieses Gemäldes werden, und was konnt' es darin für den Deutschen Anziehenderes geben, als diese deutsche Prinzessin,*) welche ein halbes Jahrhundert an jenem Hofe lebte, ohne an Geist und Gemüth im mindesten französirt zu werden. Die Beweise dafür liegen auf das Unwiderleglichste in ihren zahlreichen Briefen vor Augen, wovon zwey gedruckte Sammlungen (Straßburg 1789. u. Danzig 1791.) existiren.

Der erste Abschnitt des Buchs, bis S. 146. enthält eine kurze, mit Rücksicht auf den Hauptzweck (Schilderung des Pariser Hofes) entworfene Biographie dieser churpfäl-

*) Um Dinge zu vernichten (zu unterdrücken, ist das Kunstwort), welche Revolutionen veranlassen könnten, werden oft Dinge gethan, die Revolutionen leicht verursachen mögen. Die Staatskunst hätte wohl zu allen Zeiten besser gethan, an der Aufhebung möglicher Revolutionsursachen zu arbeiten: denn wo diese fehlen, wirkt keine Veranlassung; wo sie aber vorhanden sind, da kann alles Mögliche zur Veranlassung werden, und — alles Mögliche kann man denn doch nicht unterdrücken.

M.

*) Tochter des Churfürsten von der Pfalz, Carl Ludwig, geb. 1652. verm. 1671. gest. 1722.

zischen Fürstentochter. Der zweyte liefert einen Auszug aus den erwähnten Briefen, welcher über diesen Hof, dessen Personen und Sitten das möglich-helleste Licht für deutsche Augen verbreitet, weil es ein deutsches Auge war, welches ihn sah. Die Briefstellerin charakterisirt in einzelnen, starken, dramatisch-lebendigen Zügen. Erfreulich ist der Anblick ihrer Porträtgemälde zwar nicht; aber zu welchen heilsamen Betrachtungen kann er führen! Wir hoffen, daß deutsche Höfe nicht nöthig haben, in Bezug auf sich diese Betrachtungen anzustellen. Aber der Stolz der Franzosen auf ihr goldenes Zeitalter verdiente wohl mit einer Uebersetzung dieser Briefe (sie sind in biderbem Deutsch, etwa, nach damaliger Weise, in einem gemischten Französisch-Deutsch geschrieben) in ihre Sprache heimgesucht zu werden. Es wär' ein Meisterstück der Uebersetzungskunst, die Pfälzerin französisch wiederzugeben, und das Problem könnte kaum anders gelöst werden, als wenn der Uebersetzer bey dem naiven patois der Normandie, oder der Picardie zuweilen Anlehne machte. So z. B. heißt die Maintenon hier häufig die alte Zott, die la Valière bisweilen das arme Mensch, z. B. S. 353. Die Anekdoten sind mitunter ungemein — saftig, z. B. S. 427. Eine aber, S. 429., von einem Grafen Königsmark, dem eine englische Dame in Pagenkleidern nachgezogen, ist ein trefflicher Romanzen- oder Balladen-Stoff. Wer weiß, ob ihn nicht Bürger vor Augen gehabt.*) Die Wirthin mit ihrem „Monsieur, courrez vite la haut, votre page accouche" mahnt schier an Bürger's „Auf, auf Sohn Walter! auf und sieh, was ächzt in deinem Stall?" obschon der Graf Königsmark nicht so echt-edelig schließt, wie Graf Walter: „Süß', süße Maid, halt ein! Es soll ja Tauf und Hochzeit nun in Einer Stunde seyn!"

Die Schreibart des V. gehört, ungeachtet einer gewissen Breite, bekanntlich unter die anziehenden. Stellen, wie S. 16: „dagegen der erste Sammler den Geschichtsfreunden den schlechten Dienst erwiesen hat, den höchst charakteristischen Styl der Herzogin auf moderne Weise corrigirt zu haben," sind selten. Wir glauben, es müsse heißen: zu corrigiren, wie im Französischen: il a mal fait, de le corriger, nicht de l'avoir corrigé. Doch — à quoi bon d'en faire autant?

*) „Aus dem Alt-Englischen" steht über der Romanze, Graf Walter. O, Reminiscenzenjagd und kein Ende!; M.

Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte der Apostel Jesu nach Lucas in einzelnen Betrachtungen homiletisch bearbeitet von M. T. W. Hildebrand, Diac. an der Hauptkirche zu Zwickau. Leipzig b. Barth. 1821. XXII u. 439 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Der Hr. Vf. hielt mehrere Jahre seine Wochenpredigten über die Apostelgeschichte. Der Beyfall, den sie durch Zuspruch Mehrerer aus seiner Gemeinde und durch das beyfällige Urtheil der Sachkundigen fanden, ermuthigte ihn, dem gemischten christlichen Publico „nicht Auszüge, sondern die Predigten „selbst in gedrängter Kürze, als Betrachtungen über „Texte aus der Apgsch. zu geben, bestimmt hauptsächlich als „Erbauungsbuch und Hülfsmittel für jeden Christen zum „Lesen der h. Schrift." In 79 Betrachtungen ist die Schrift des Lukas erklärt. Die Dispositionen sind streng analytisch, und es läßt sich nicht verkennen, daß Hr. H. sich den verewigten Reinhard, der im J. 1809 über mehrere Abschnitte desselben biblischen Buches predigte, dabey zum Muster genommen hat. Jede predigt nimmt 5 — 8 Seiten ein, stellt nach einem sehr kurzen, größtentheils allgemeine Gedanken enthaltenden, Eingange das Thema auf, welches den ganzen Abschnitt umfaßt, und die Theile schließen sich dann an die Folge des Textes genau an. Es kann nicht fehlen, daß häufig im ersten Theile der Text erläutert, im zweyten zur Erbauung angewendet wird. Die Arbeit des Hrn. H. ist zu dem von ihm selbst oben angegebenen Zwecke recht dringend zu empfehlen. Ref. kennt die Schwierigkeiten, welche mit einer solchen Behandlung des Textes verbunden sind und hat in einer kleinen Schrift ausführlicher darüber gesprochen; er macht es daher Hrn. H. nicht zum Vorwurfe, daß das Thema zuweilen nicht dem Sinne und Zwecke der Erzählung des h. Schriftstellers entspricht, z. B. die 28ste Betrachtung S. 159 ff. über Apgsch. X, 24 — 35 (Petrus kommt in das Haus des röm. Hauptmanns Cornelius), welche den Hauptsatz aufstellt: „das Wohlverhalten des Christen, wenn er in gesellschaftlichen „Zusammenkünften neue Bekanntschaften macht." Der höher Gebildete dürfte in diesen Vorträgen einen tiefern philosophischen Blick, eine alles durchdringende Wärme (durchaus aber nicht religiösen Sinn) und einen immer gleich fließenden und sich gleich bleibenden Styl vermissen und zuweilen auf eine gewisse homiletische Breite treffen. Bald soll auch von dem Hrn. Vf. ein religiös-wissenschaftlicher Commentar über die Apgsch. in demselben Verlage erscheinen.

Gebetbücher und fromme Betrachtungen. Carl Heinr. von Ba(o)gatly güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist; bestehend in auserlesenen Sprüchen der h. Schr. ꝛc. 1r Th. 37. Aufl. 1821. 365 S. quer 16. 2r Th. 32. Aufl. 1819. 370 S. quer 16. Halle in der Bchdl. des Waisenh. (9 gr.) Dieses Erbauungsbuch ist zu bekannt, als daß nicht dieser neue unveränderte Abdruck hier wenigstens bemerkt werden sollte. — Johann Tauler's Nachfolgung des armen

Lebens Christi. Neu herausgegeben von Nikol. Cassedor, Pfarrer zu Eltmann in Franken. Frankf. a. M. bey Hermann. 1821. VIII u. 255 S. gr. 8. (1 Thlr.) Sobald die Religion eine längere Zeit ausschließend und einseitig ein Werk des Verstandes gewesen ist, bahnt sich die Mystik in viele Herzen eine neue Bahn und findet eine allgemeinere Aufnahme. Diese Erfahrung wird durch unsere Zeit aufs neue bestätigt, in welcher die Mystik um so mehr Freunde findet, je vergeblicher sich die Vernunft abgemühet hat, das einzig wahre System der Religion zu finden, je unbefriedigender die Gegenwart in jeder Hinsicht ist, und je leerer das Gemüth durch bloße Begriffe gelassen wird. Tauler (Dominikaner zu Kölln und Straßburg um das J. 1350) mußte daher auch jezt wieder neue Freunde finden, wie er sie zu Luther's und Spener's Zeiten schon gefunden hat; denn er ist nicht düsterer, fanatischer Schwärmer, sondern dringt, indem er von dem Menschen Ausleerung seiner selbst und alles Irdischen verlangt, damit er mit Gott Eins werde, zugleich auf thätige Uebung aller Pflichten. Seine Schriften, die mehrmals auch in hochdeutscher Mundart gedruckt worden sind (zuletzt von Spener 1694. 4. besorgt), haben sich selten gemacht, und werden doch häufig gesucht. Hr. C. wird sich daher den Dank vieler Gläubigen verdienen durch die Ausgabe dieser einzelnen Schrift Tauler's, in welcher die Armuth des Geistes (Matth. V, 3) d. i. die innigste Vereinigung mit Gott*), nach ihrem Wesen, Aeußerungen, Beförderungsmitteln und Wirkungen beschrieben wird; denn die Ausgabe zu Frankf. a. M. 1621. in 4. scheint nicht einmal Hrn. C. bekannt zu seyn. Ref., der sich ganz frey von allem Mysticismus fühlt, freuet sich selbst, daß unsern Mystikern nach der neuesten Mode Veranlassung gegeben wird, bessere und stärkere Nahrung zu erhalten, damit sie lernen, daß nicht ein Tändeln mit leeren Bildern, nicht ein Schwindeln und Schweben in unaussprechlichen Gefühlen, sondern eine ernste Einkehr in sich selbst, eine strenge Selbstverläugnung und eine thätige aufopfernde Liebe die Hauptsache des Mysticismus sey. **) Uebrigens hat der Herausgeber, was sich erwarten ließ, die Sprache unsrer Zeit angepaßt. Die Zugabe von 5 Gedichten Tauler's wird Vielen angenehm seyn. —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Warum nur hat der Evangelist dieser Vereinigung mit Gott, diesem Triumphe des menschlichen Geistes über die Macht und über die Kriegslist der Sinnenwelt, den verdächtigen Namen der geistigen Armuth gegeben? J. Scheffler, in dem, Nro. 3. des Lit. Bl. 1821. angeführten Sinngedichte:

Der Armuth Eigenthum ist Freyheit allermeist.
Drum ist kein Mensch so frey, als der recht arm im Geist —

könnte in eine deutliche Erklärung jenes terme de dévotion umgeschaffen werden, wenn man den zweyten Vers so läse:

Darum, wer frey im Geist, ein geistig Armer heißt.

Was unter dieser Freyheit zu verstehen sey, sagen u. a. die Worte Schillers:

— Flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung (der Widerstreit von Vernunft und Trieb) ist entflohn.
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Er dachte dabey freylich wohl nur an eine dichterische Flucht des Geistes, auf den Flügeln der Phantasie in das Reich der Schönheit, der Ideale; aber auf den Schwingen des Glaubens, dieses Phönix, der aus dem Neste des menschlichen Willens emporwächst, ist eine wirkliche möglich. Doch dazu gehört, nach gewöhnlichem Sprachgebrauche, Reichthum des Geistes: denn der Geist muß alle Ansprüche der Sinnlichkeit an die Welt bezahlen. Daher wird er bey so vielen Religions-Mystikern bankerott, ehe man sich's versieht. Vergl. Lit. Bl. Nr. 36. Sp. 1. u. 2. Mäliner.

**) Das sollte man nicht mehr Mysticismus nennen; es ist praktische Gottseligkeit, oder Gottähnlichkeit. Jener steckt einzig in dem „Schwindeln und Schweben, welches anzeigt, daß der Geist über die Sinnlichkeit noch nicht mit Herr werden können. Er schwebt um sie herum, und schwindelt ihr vor, daß er ihre Forderungen an die Außenwelt von innen heraus befriedigen könne. Und das treibt er bisweilen so weit, daß er sie mit der falschen Münze des Reizes der Geißelung abfindet. Es giebt nichts Unergründlicheres, als die Umtriebe in der Kleinwelt Mensch. M.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortsetzung.)

Rechtswissenschaft.

Le Barreau français, oder Sammlung der Meisterstücke gerichtlicher Beredsamkeit in Frankreich; von Bacquet, Beaumarchais, Cochin, d'Aguesseau, Dupaty, Elie de Beaumont, Erard, Ferrère, Gerbier, Lemaitre, Lenormant, Linguet, Loyseau de Mauléon, Mirabeau, Montesquieu, Patru, Pelisson, Portalis, Target u. a. (vom älteren Gerichtshofe); und von Bellart, Bergasse, Billecocq, Bonnet, Berville, Chauveau-Lagarde, Dupin, Duveyrier, Guichard, Hennequin, Lacretelle d. ä., Lainé, Lally-Tollendal, Mannel, Marchangy, Mauguin, Ravès, Romigutère, Siméon, Trinquellague, Tripier, Vatismenil u. a. (vom neueren Gerichtshofe); gesammelt von den Advokaten Clair und Clapier; herausgegeben und verlegt von C. L. F. Panckoucke. Nicht alle Schriften der französischen Rechtsgelehrsamkeit, so groß ihr innerer Werth für Frankreich selbst auch seyn mag, bieten dem Auslande einen gleichen Grad von Interesse dar, deswegen auch nur von wenigen hier die Rede seyn kann. Vorliegendes Werk aber macht eine bedeutende Ausnahme. Es gehört nicht ausschließlich der Rechtsgelehrsamkeit, es gehört der Literatur an; die verschiedenen Gegenstände desselben werden durch Einkleidung und Bearbeitung zur Nebensache. Schwerlich wird

Jemand in Abrede seyn, daß die gerichtliche Beredsamkeit bey keiner neueren Nation, auf einer solchen Stufe der Vollkommenheit stehe, als in Frankreich, und schwerlich befindet sich unter den Namen der hier angezeigten Redner ein einziger, der in Deutschland nicht bekannt wäre. Die ebenfalls nicht unbekannten Namen der beyden Sammler, so wie des Herausgebers, bürgen dafür, daß die Auswahl mit Geschmack gemacht worden, und daß kein Partheygeist, der jezt leider bey den unbedeutendsten Veranlassungen sichtbar wird, hier den Vorsitz gehabt habe. Das ganze Werk wird aus 16 Octavbänden bestehen. Es erscheint in sechs-wöchentlichen Lieferungen von einem Bande (Preis 6 Fr.)

Procès des assassins du maréchal Brune devant la cour d'assises de Riom, les 24 et 25 février 1821. (4 Bogen Druck in 8. Riom b. Salles).

Procès intenté par le conseil municipal de Bordeaux à l'auteur de la Tribune de la Gironde, relativement à la journée du 12 Mars, 1814. (19 Bogen Druck in 8. Périgueux).

Diese zwey Schriften gehören der Geschichte an. Sie machen dem Talent und dem Muthe der beyden Advokaten Ehre, die hier durch ihre Beredsamkeit den glänzendsten Sieg davon trugen, nämlich Hr. Dupin, der die Sache der Marschallinn Brune führte, und H. Merithou, der den Verfasser der Tribune der Gironde vertheidigte. Der Gegenstand dieser Rechtshändel ist hinlänglich aus den öffentlichen Blättern bekannt. Was aber diesen beyden Schriften einen vorzüglichen Werth giebt, ist die helle Darstellung und die gründliche Erweisung historischer Thatsachen, die eine gewisse Parthey lange bemüht gewesen ist, wo nicht ganz streitig zu machen, doch wenigstens in einem minder grellen Lichte erscheinen zu lassen, sie folglich zu verdrehen oder zu verfälschen. Hier ist diesen Thatsachen das Siegel der Wahrheit aufgedrückt worden, welches Niemand mehr vernichten kann.

Calendrier de Themis, suivi d'une note sur Saint-Yves. Diese kleine Schrift ist eigentlich ein Auszug aus den Materialien, die H. Pericaud zu Lyon für eine Biographie der Männer sammelt, die in den Jahrbüchern der Themis einen ausgezeichneten Platz einnehmen. In dieser Hinsicht allein verdienet vorliegender Kalender einige Aufmerksamkeit. Er beschränkt sich darauf, jeden Tag des Jahres mit dem Tode eines der Männer zu bezeichnen, die in erwähnter Bibliothek aufgestellt werden sollen. Die Idee ist ganz gut, nur begreift man nicht, warum Fenelon hier als Verfasser der Directions pour la conscience d'un roi angeführt, noch warum Ludwig XIV. und Ludwig XV., etlicher Verordnungen wegen, die sie unterschrieben haben, unter der Zahl der berühmten Männer in den Annalen der Themis begriffen sind. Eben so scheinen Richelieu, Mazarin, Vergennes und andere Publicisten hier ganz am unrechten Orte zu stehen. Die hinzugefügte Note über Saint-Yves verräth Gelehrsamkeit, Geist und Geschmack. (3 Bogen Druck in 8. Paris, b. Warée.)

Staatswissenschaft.

L'Europe et l'Amérique depuis le Congrès d'Aix-la-Chapelle; par M. de Pradt. Unstreitig ist dieses neue Produkt des Ex-Erzbischofs von Mecheln schon lange in Deutschland bekannt: wir halten uns daher bey seinem Inhalte nicht auf, sondern bemerken blos, was auch Anderen aufgefallen seyn muß, daß der Verfasser eine besondere Vorliebe für seine eignen Schriften an den Tag legt, indem er ausschließlich nur diese als Autorität anführt. Man sehe meine vier Concordate; man sehe mein Buch über die Kolonien; man sehe meine Denkwürdigkeiten von Spanien; man sehe meinen Congreß von Aachen; meinen Congreß von Carlsbad Nr. 1 und 2; man lese meinen kleinen Catechismus, zum Gebrauche der Franzosen, über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes; ferner meinen Brief an einen Wahlherrn; ferner, meine Flugschrift über die Angelegenheiten des Wahlgesetzes; ferner, meine Flugschrift über die spanische Revolution; ferner, mein kleines Pamphlet über den 31. März 1814; ferner, noch meine andre Schrift über die Niederlande; endlich meine zwey Bände über Europa und Amerika; man lese alle diese Sachen — und man wird finden daß ich in etlichen Jahren zwey und zwanzig Bücher geschrieben habe, verschieden ihrer Form nach, aber identisch in Betracht ihres Gegenstandes; daß ich mich immer wiederhole, immer das Nämliche gesagt habe, obwol mit einer andern Zusammenstellung der Wörter. Doch müssen wir dem Herrn von Pradt Gerechtigkeit widerfahren lassen: er sagt in seiner lezten Schrift etwas ganz Nagel-Neues, er sagt den nahen Sturz Englands voraus, welches nach anderen, eben so authentischen Prophezeyhungen, schon vor funfzig Jahren, und darüber, fallen sollte. Auch spricht er im achten Kapitel dieses Buches mit Lobeserhebungen vom Kaiser Napoleon, der etliche Jahre vorher ein Jupiter-Scapin in seinen Augen war, obwol er einst mit Eifer an dessen Triumphwagen zog. Aber solche Kleinigkeiten vergessen sich leicht. Uebrigens kann Niemand in Abrede seyn, daß diese Schrift manche richtige Ansicht enthält, nicht selten belehrend ist, und im Ganzen eine angenehme Unterhaltung gewährt. Aber Mangel an Ordnung, Mangel an Methode, an Genauigkeit und Sorgfalt, springen hier noch mehr in die Augen, als in den vorigen Schriften des Verfassers. Er gesteht es selbst, und führt zur Entschuldigung an, daß es jezt allgemein an Zeit fehle zu denken und gut zu schreiben. (2 Octavbände 35 Bogen Druck. Preis 9 Fr. bey Bechert.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler im Großen.

In Nro. 43., am Schlusse der Anzeige von D. Lhotsky's Schrift über Aufklärung u. s. f. ist folgende Stelle:

„Schade daß dieser Abschnitt des Buches (er enthält phantastisches Lob der Musik) nicht französisch geschrieben ist, er würde den Herrn Say und seine geistreiche Dame von ihrer Ketzerey bekehren."

dadurch zu Unsinn geworden, daß der Setzer unmittelbar vor dieser Anzeige eine ganze Recension weggelassen hat, nämlich die Recension von dem Buche:

Johann Baptista Say. Ueber den Menschen und die Gesellschaft. Uebersezt von Ludwig. Altenburg b. Hahn 1821.

In dieser Recension (die nun auf einen andern Platz warten muß) war aus Say's Schrift folgende Stelle angeführt:

„In einer Abendgesellschaft, wo man herrliche Musik machte, „nur ein wenig zu lang, fragte Jemand eine geistreiche Frau: „Sind Sie nicht bezaubert? Bezaubert? antwortete sie, „nein, das gerade nicht, aber ich geniehe mein Vergnügen „in Geduld."

In Nr. 44. S. 174. Z. 25. hat der Setzer zwar keine Recension in extenso, aber doch einen abgekürzten Verfasser weggelassen. Der dort befindliche Satz in der Anzeige von Kannegiesers getreuem Horaz giebt keinen Sinn, wenn man nicht nach „der" einschiebt: „Verf." N.

Nro. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Juli 1821.

Alle Menſchen groß und klein,
Spinnen ſich ein Gewebe fein.
Wo ſie mit ihrer Scheeren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte ſitzen.
Wenn nun darein ein Beſen fährt,
Sagen ſie es ſey unerhört.
Man habe den größten Pallaſt zerſtört.

Goethe im Divan.

Das Pariſer Intelligenzblatt (les Petites-Affiches.)

(Von C. L. P. Sievert.)

Das Pariſer Intelligenzblat, les Petites-Affiches genannt, hat das mit dem römiſchen Staate gemein, daß es ſich nie ſeiner Abkunft, noch ſeines Namens geſchämt hat: Rom hieß Rom, als es aus einem Haufen zuſammengelaufener Menſchen beſtand, und Rom hieß Rom, als es die ganze damals bekannte Erde erobert hatte, und die Petites-Affiches hießen Petites-Affiches, als ſie damit begannen, die Ankündigungen, welche bis dahin durch Anſchlagezettel (Affiches) bekannt gemacht wurden, auf einem winzigen Blättchen nachdrucken und gratis austheilen zu laſſen, und heißen auch jezt noch Petites-Affiches, nachdem ſie bereits eine der reichſten und ausgedehnteſten Intelligenz-Anſtalten, die es in Europa geben dürfte, geworden ſind. *)

Da das ganze Heer der Bedürfniſſe, welche die Pariſer Einwohner in der Woche haben, Sonntags vor dem einzigen, ſich luſtig zu machen, zurücktreten muß, und es ihnen daher an dieſem Tage, ſo wie bereits am Sonnabend Nachmittage, wo die Vorkehrungen zu den Sonntagsfreuden getroffen werden, an Zeit fehlt, theils die Anzeigen für die Petites-Affiches anzufertigen, oder anfertigen zu laſſen, theils auch, ſie aus ihren oft ſehr entfernten Stadtvierteln auf das Bureau zu tragen, ſo wird dieß Geſchäft bis Montags Morgens verſchoben, und deßwegen pflegt das Dienſtags-Stück dieſes Blattes in der Regel das ſtärkſte, nämlich oft über zwey Bogen ſtark zu ſeyn.

Ich will einmal ein zweyter Diable boiteux werden, (glücklicherweiſe iſt es, wie das Sprüchwort ſagt, ſchon genug, das Große zu wollen), nicht, um den Leuten von den Dächern herab die Zimmer auszuſpähen, (denn ſo hoch verſteigt ſich meine Neugierde nicht), ſondern um die verſchiedenen Manuſcripte der Anzeigen zu ſehen, welche an einem Montag Vormittage in das Bureau der Pe-

*) Aus dem Bureau-Perſonale mögen meine Leſer auf die Ausdehnung dieſer Journal-Unternehmung ſchließen. Drey Perſonen ſind mit dem Empfange der Annoncen und der Soldenzählung derſelben beſchäftigt; ein Controleur trägt die von ihnen numerirten und mit dem Preiſe verſehenen Inſerenden in ſein Buch ein, und zwey Kaſſiere nehmen die Bezahlung in Empfang. Außerdem wird noch ein Regiſtrator (Reviſor) und zwey Perſonen angeſtellt, welche die Journale falzen und mit der aus einer dünnen Papierſtreife beſtehenden, gedruckten Adreſſe umgeben müſſen. Rechnet man dazu einen Rebakteur, einen Korreſpondenten und zwey Bureaubediente (garçons de bureau); ſo ergibt ſich, daß ſich die Anzahl der bey dieſem Journale angeſtellten Perſonen auf dreyzehn beläuft. Hierin iſt die mit dem Journale ſelbſt verbundene Druckerey, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht mit begriffen.

Das Bureau der Petites-Affiches iſt alle Tage, ſelbſt an Sonn- und Feſttagen, von Morgens neun Uhr bis Nachmittags bald fünf Uhr offen. Das Journal erſcheint täglich in Heften, welche von einem bis zwey Bogen im größten Oktave, ſiebenzig Zeilen auf die Seite, ſtark ſind. Der jährliche Abonnements-Preis iſt 56 Franken (über 14 Rthlr. ſächſiſch). Die Zeile der abgedruckten Inſerenden (zwölf bis vierzehn Sylben) wird mit ſechs Sous (ungefähr zwey Groſchen ſächſiſch) bezahlt.

tites-Affiches gebracht werden. Nebenbey (denn diese Lektüre allein könnte ich am Dienstage mit dem gedruckten Stücke derselben bequemer vornehmen), oder vielmehr hauptsächlich, will ich auch die Physiognomien und die Persönlichkeit der Individuen beobachten, welche die Inserenden überbringen. Dieß pflegen in der Regel die Personen selbst zu seyn, welche die Anzeige betrifft, denn theils hat nicht jeder Sucher oder Anbieter einen eigenen Bedienten oder Boten zu lahnen, anderntheils will er sich auch mit eignen Augen sowol von der richtigen Ueberlieferung seiner Anzeige, als von dem Betrage der Insertions-Gebühren überzeugen.

Ich begebe mich also in das Bureau des besagten Intelligenzblattes. Daß dieß im ehemaligen Hôtel des Formes liegt, ist für die Unternehmer von guter Vorbedeutung gewesen; in diesem prächtigen Gebäude, wo die ehemaligen General-Pächter die Schätze theilten, die sie im Schweiße des Angesichts — der Franzosen gewonnen hatten, haben die Eigenthümer der Petites-Affiches durch den Preßbengel Millionen gewonnen. Auch die Anwesenheit des Taschenspielers Comte, welcher im nämlichen Lokale sein Theater aufgeschlagen hat, deutet nicht unwitzig auf das besagte Journal hin; denn wie viele Frankenstücke mag die Hoffnung, durch dasselbe eine Versorgung zu erhalten, oder sonst zu einem vorgesetzten Zwecke zu gelangen, aus der Tasche armer Teufel in die Kasse der Petites-Affiches gespielt haben?

(Die Fortsetzung folgt.)

Neu entdeckte Sagen und Lieder aus dem Kreise des Heldenbuchs und der Nibelungen.

(Fortsetzung.)

3. Heime's letzte Thaten und Ende.

Die ganze Zeit, daß Dietrich im Hunnenland war, lebte Heime in einem Walde, beraubte Sibichs *) Ländereyen und erschlug dessen Volk. Als er, nach dem Verlaufe von zwanzig Jahren, hörte, daß Dietrich zurückgekommen und Sibich erschlagen war, gereute ihn all das Böse, so er gethan hatte. In seiner vollen Rüstung ritt er auf seinem Rosse Rispa **) zu einem Kloster, nannte sich Ludwig von Amelungenland ***), und erbot sich, dem Kloster sein Roß, seine Waffen und zehn Pfund Goldes zu schenken, wenn man ihn zum Mönche aufnehmen wollte. Er wurde denselben Tag zum Mönche geweihet; aber hätten die Mönche gewusst wer er war, so wäre es nimmer geschehen, wie viel Goldes er auch geboten hätte.

Einige Zeit darauf geschah es, daß der Riese Aspilian *), ein habgieriger und ungerechter Mann, welcher viele Güter in der Lombardey besaß, sich eines großen Landhofes bemächtigte, welcher dem Kloster zugehörte. Der Abt sandte einige Mönche zu ihm, sich zu beklagen, Aspilian aber antwortete, der Hof wäre sein, und er wollte, nach des Landes Gesetz, solches durch den Zweykampf beweisen, der Abt könnte ihm einen Kämpfer entgegenstellen. Da keiner sich daran wagte, und Heime merkte, daß die Mönche alle sehr bekümmert waren, erbot er sich zum Streite gegen den Riesen, und fragte nach seinen Waffen. Dem Abt ahnete, daß er ein großer Kämpe seyn möchte, und er antwortete, daß sein Schwert zu Thürhängseln im Kloster zerhauen und seine übrigen Waffen auf dem Markte verkauft wären.

Da sagte Bruder Ludwig: „Ihr Mönche seyd klug auf Bücher, aber versteht euch nicht auf Ritterschaft: hättet ihr gewusst, wie gut diese Waffen waren, so hättet ihr sie nicht verhandelt;" lief hin zum Abt, ergriff dessen Kutte mit beyden Händen, und sagte: „Du warst ein Narr, daß du nicht anderes Eisen zu deinen Kirchthüren schaffen konntest, als mein gutes Schwert Nagelring **), dessen sollt du entgelten!" und schlug ihn auf die Kutte, so daß vier Zähne aus seinem Munde fielen.

Als die Mönche hörten, daß er Heime war, wurden sie bange, liefen hin und öffneten sie ihre Rüstkammer, wo alle Waffen Heime's in guter Verwahrung lagen. Er fragte nun nach seinem Rosse Rispa. Der Abt antwortete, daß es Steine zur Kirche gezogen habe, und schon vor manchem Jahre gestorben wäre; aber sie wollten ihm das beste Roß im Lande schaffen. Manche gute Streitrosse wurden nun versammelt, aber Heime stieß eins der besten in die Seite und es fiel um; eines andern Rücken zerbrach, indem er seine Hand darauf legte; er verlangte ein besseres. Da befahlen die Mönche, daß man das alte magere Roß hervorziehen sollte, und Heime erkannte seinen Rispa. Er riß ihn aus aller Macht bey der Mähne und zog ihn an dem Schwanze, er stund unbeweglich. Heime sagte: „So alt du bist, Rispa, weiß ich doch kein Roß in der Welt, das

*) Der ungetreue Rath Ermenrichs, welchen er auf Dietrich's Seite gereizt und dessen Vertreibung bewirkt hatte.

**) Er hatte es von seinem Vater Studas aus Brunhilds Stutterey, und es war mit Dietrichs Falke und Wittichs Schemming von einer edlen Stute. Aus Brunhilds Stutterey war auch Siegfrieds Grani. Kap. 38. 148.

***) Das Land der Amelungen, d. i. der Ost-Gothen, deren Könige von edlem Stamme der Amaler oder Amelungen waren: also Italien, besonders die nachmalige Lombardey.

*) Dieser mit seinen drey Brüdern Widolf, Aventrod und Etger, Söhne des Wilkinenkönigs Nordian auf Seeland, ist dem Reußenkönig Oserich (Vater der Helke) dienstbar, (Kap. 50); wie im Gedichte von König Rother diesem, der ihn zuletzt Rheims und La Marche zum Lohn und Lehn gibt.

**) Welches Dietrich durch Zwerg Alberich vom Riesen Grimi und dessen Weibe Hilde gewann, und als er darauf das Eckensax bekam, an Heime'n schenkte.

ich lieber reiten wollte, denn dich.“ Er zog nun das Roß hin, und gab ihm Korn. Rispa ſtand ſieben Wochen in dem Stalle, und ward ſo ſtark, als da er jung war.

In dem Zweykampfe hieb Heime dem Rieſen erſt die rechte Hand ab, ſodann ein Stück von dem Schenkel. Deutſche Lieder ſagen, daß er ein ſo großes Stück davon abſchlug, daß ein Roß nicht mehr tragen konnte. Der Rieſe wollte ſich über Heime'n fallen laſſen, aber dieſer kam mitten zwiſchen ſeine Beine zu ſtehen, und die Erde erbebte von dem Falle.

Der Abt zog Heime'n in einer großen Prozeſſion entgegen, und dieſer ſezte ſein Mönchsleben fort.

Als König Dietrich dieſe Heldenthat hörte, kam es ihm in Gedanken, daß kein anderer dergleichen habe ausführen können, als ſein lieber Freund Heime, von deſſen Tode er noch nichts gehört hatte. Dietrich ritt zu dem Kloſter Wadmeuſan (?), und fragte nach Heime'n, dem Sohne des Studas; aber er bekam zur Antwort, daß man den nicht kennte. Indem kam Heime in ſeiner Kappe herausgegangen. Dietrich redete ihn an, aber er that, als wenn er ihn nicht kennte. Dietrich erinnerte ihn daran, wie ihre Roſſe zuſammen tranken in Friſia, ſo daß das Waſſer ſich verminderte*); wie Ermenrich ihn landflüchtig gemacht hatte; wie ſie mitſammen die Leiche des Jarls Iron gefunden hatten, wo die Falken ſchrien, die Hunde bellen und die Roſſe wieherten über ihren todten Herrn, und keines ihn verlaſſen wollte. Heime antwortete jedesmal, er wüſſte nichts von allem dieſem. Endlich ſagte Dietrich: „Erinnerſt du dich, wie wir Ermenrichen in Rom beſuchten, wie da unſere Roſſe wieherten, und alle ſchöne Frauen kunden und ſahen auf uns? Da hatte unſer Haar Goldes-Farbe und unſere Kleider waren ſchmuck; nun iſt unſer Beyder Haar grau, und deines Rockes Farbe iſt wie die meine. Gedenkeſt du nun, Freund, woran ich dich mahne, ſo laß mich nicht länger vor dir ſtehen.“ Da lachte Heime, gab ſich zu erkennen, und ritt mit ihm hinweg in voller Rüſtung.

Einmal ſprach Heime mit Dietrichen über die Lande, von welchen er Schatzung erhob. Heime äußerte ſeine Verwunderung darüber, daß Dietrich gar keine Abgabe von dem reichen Kloſter empfing, worin er Mönch geweſen war, und ritt dahin, um Schatzung beyzutreiben. Der Abt antwortete, daß alles, was ſie hätten, der heiligen Maria gehörte, und davon könnte keine Abgabe an irgend einen König entrichtet werden. Als Heime mit Dietrichs Zorn dräuete, verwies der Abt ihm, daß er aus dem Kloſter gelaufen wäre, und nun daſſelbe plündern wollte; er möchte heim zu Dietrichen reiſen und ein Teufel werden, ſo wie jener. Darob ward Heime erbittert, hieb den Abt nieder mit allen Mönchen, und raubte ihren ganzen Schatz, womit er manches Roß belud. Dietrich kam dazu und verbrannte das Kloſter.

Es verlautete hierauf, daß da ein alter Rieſe in einer Höhle wohnte, welcher viel Goldes beſaß, ohne daß er davon irgend eine Schatzung an Dietrichen entrichtete. Heime beſchloß, zu ihm zu reiten, um ſie beyzutreiben. Als er zu der Höhle kam, fand er den Rieſen ſchlafend mit ſeinem langen Haare über dem Angeſichte. Heime forderte ihn heraus. Ungern ſtund der Rieſe auf; endlich ergriff er ſeine große Eiſenſtange und hieb ſolchermaßen nach Heime'n, daß dieſer weit hinwegflog und todt war, bevor er nieder zur Erde fiel.

König Dietrich ward ſehr betrübt über dieſe Nachricht, und wollte ihn entweder rächen oder ſterben. Er ritt allein zu des Rieſen Höhle und forderte ihn heraus. Der Rieſe wollte Dietrichen auch mit ſeiner Stange ſchlagen, aber dieſer entwich ihr, und hieb dem Rieſen beyde Hände ab, ſo daß er todt fiel.

Dieſes iſt Dietrichs lezter Kampf, ſo in dieſer Sage erzählt wird.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Von dieſem Abenteuer kommt in dem ganzen Buche nichts vor. Vermuthlich iſt die Weſer gemeint, wo auch Wittig mit ſeinem Roſſe Schemming ſo wunderſam erſcheint, und die Roßtrappe macht. Kap. 37. Das Folgende erzählt Kap. 266. 245. 100.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Die Verbeſſerung der öffentlichen Unterrichts-Anſtalten für alle Klaſſen der Bürger iſt gegenwärtig in Genf an der Tagesordnung und wird, wie von den Stellvertretern des Freyſtaats im Repräſentantenrathe und von gemeinnützigen Geſellſchaften, ſo hinwieder auch in Flugſchriften und Abhandlungen vielfältig, zum Theil gründlich und umſichtig, beſprochen. Nebſt liche Zeitpunkte, wo eben dieſer Gegenſtand hier nicht minder lebhaft behandelt ward, ſind im verfloſſnen Jahrhundert die Jahre 1774 und 1791 bis 1794 geweſen. Im erſtern Jahr ward die Bahn durch den berühmten Naturforſcher de Sauſſure eröffnet, der in ſeinem Projet de réforme pour le Collège, ſtatt des beynahe ausſchließlichen Unterrichts in todten Sprachen, die Einrichtung einer Realſchule wünſchte, aber in ſeinem Kollegen Bertrand einen einſichtsvollen Gegner fand. Sauſſure's Vorſchläge wurden im Jahr 1791 erneuert, und der Staatsrath verlangte darüber die Gutachten verſchiedener Behörden, welche gedruckt wurden, und deren Reſultat nochmals im Weſentlichen die Erhaltung des Beſtehenden war. Damals gab jedoch auch einer der erſten Magiſtrate, der Alt-Syndic Julien Dentaud, den Entwurf völlig abweichender Einrichtungen heraus. Seine 1792 gedruckte Schrift sur l'Education publique ou nationale hatte ſo ziemlich das Anſehen, aus Xenophons Cyropädie hervorgegangen zu ſeyn. Er verlangte, daß alle Genfer in einer gemeinſamen öffentlichen Anſtalt vom ſiebenten bis zum vierzehnten Jahr erzogen werden ſollen, wo ſie neben den Elementar-Kenntniſſen, in der Religion und Geſezgebung unterrichtet werden, gymnaſtiſche und militäriſche Uebungen treiben, und jeder eine Kunſt oder Handwerk, die ſeinen Broderwerb ſichern könnte, erlernen müſſte. Dadurch ſollten Reiche und Arme, Vornehme und Gemeine, Magiſtrate und Bürger, einander genähert und alle ſtaatsthümlichen Zwecke des Freyſtaats kräftig befördert werden.

Bald hernach traten die Revolutionsstürme für Genf ein, die mit dem Verlust seiner Selbstständigkeit endigten; und nicht eher, als nach der Restauration, und nachdem der sich wieder frey und unabhängig bewegende kleine Freystaat seine politischen Institutionen den nunmehrigen Verhältnissen angepaßt hatte, konnten die Bedürfnisse seiner Schulen wieder aufgenommen werden. Was Sauſſure vor bald einem halben Jahrhundert wünschte, das schlagen jezt vier der ersten Lehrer an den Schulen von Genf, die Herren Willemin, Sorbet, Tourte und Veillard in einer beachtenswerthen Schrift Du College de Genève (chez Manget et Cherbuliez) auch selbst vor, immerhin jedoch ohne Mißkennung und ohne Hintansezung des Unterrichts der alten Sprachen. Merkwürdig hinwieder ist eine kleine Schrift des unter Andern durch seine arabische Anthologie rühmlich bekannten Professors Jean Humbert: Des moyens de perfectionner les études littéraires à Genève (chez Paschoud), die davon ausgeht, daß seit geraumer Zeit in Genf, durch die sogenannten exacten Wissenschaften, die philosophischen, philologischen und ästhetischen, oder was die Franzosen, jenen gegenüber, mit dem Namen Litterature bezeichnen, gewissermaßen verdrängt seyen, und daß auf Mittel, ihnen wieder aufzuhelfen, müsse gedacht werden. Dazu glaubt der Verf. müsse ein edler Wetteifer unter den Studierenden durch angemessene, und in den obern Schulen oder der Akademie noch zur Zeit völlig mangelnde Einrichtungen aufgeregt und unterhalten werden, und er schlägt dazu vor: Zuerst, die Stiftung von Ehrenpreisen goldener Denkmünzen, für die besten Lösungen verschiedentlicher Aufgaben, der Philologie wie der schönen Redekünste, nach dem Vorbilde dessen, was in Göttingen und anderswo geübt wird; hernach, Reisestipendien für je zwey ausgezeichnete Zöglinge, deren einer zwey Jahre, zum Behuf des Studiums der griechischen Literatur und der Alterthümer, die Universitäten Jena oder Göttingen, Oxford oder Cambridge besuchen, der andere für Kirchengeschichte und Exegese, in Tübingen, Berlin und Leipzig verweilen sollte; ferner wird die Aussetzung einer Summe gewünscht, zu Bestreitung der Kosten für die Ausgabe von Schriften junger Männer, die dieser Auszeichnung werth erfunden würden, und viertens endlich die Stiftung einer philologischen und philosophischen Gesellschaft, nach dem Muster der naturforschenden und anderer schon bestehender Vereine.

Rom, im Juni.

Es thut mir immer leid, wenn ich in meinen Berichten aus Italien nach den nationellen Gegenständen, die mich beschäftigten, auch unsrer Landsleute zu erwähnen, den lebhaftesten Drang fühle — denn wie herzlich diese Landsmannschaftsliebe im Auslande wird, habe ich erfahren. Begegnen sich die verschiednen Provinzialen bey uns im Vaterland, Züricher, Berner, Waadtländer, so fallen einem jeden zuerst die sprichwörtlichen Verschiedenheiten ein, mit denen sie sich fast spottend einander bezeichnen — so gehts den Bayern, Würtembergern, Würzburgern u. s. f. Aber seit ich die Alpen hinter mir habe, begrüßt mein Herz jeden deutschen Namen mit lebendigerm Schlage. Deßhalb thut mirs leid, von unsern Landsleuten in Italien zu sprechen, weil sie durch keine Verträglamkeit sich als Nation stempeln. Als einzelne Menschen stoßen sie meistens Achtung ein, als Nation richten sie sich selbst zu Grunde. Da las ich kürzlich ein recht artiges Büchelchen: Friedländers Ansichten von Italien, die erst voriges Jahr erschienen sind; der Mann hat einen angenehmen Vortrag, eine lebendige Darstellungsgabe, allein seinen Urtheilen über Kunst und Künstler sieht man es an, daß er sich zu einer Partey seiner Landsleute gehalten, und durch deren Brille gesehen hat. Es ist bekannt, daß man den enthusiastischen Verehrern der Mittelalters-Kunst einen bestimmten Namen gab, der an und für sich ehrenwerth ist, den ich aber als Partyname vermeiden möchte. Genug, H. Friedländer hat sich durch sie unter andern zu dem unbilligsten Urtheil über die wackern Riepenhausen verleiten lassen. Er vermag nicht, ihnen Geschicklichkeit, Geschmack u. s. w. abzusprechen, allein dagegen behauptet er, daß sie keine Künstlerwerke besitzen, daß ihr Cyclus abgeschlossen sey und sie sich wiederholen. Von einem Mann, der nur durch Italien flegt, ist dieses Urtheil zu gewagt. Hätte Hr. Friedländer ihre neuesten Arbeiten gesehen, so würde er gestehen müssen, daß sie in den lezten Jahren rühmlichst fortgeschritten sind. Ohne Zweifel gebührt Overbeck und Philipp Veit ein gleiches Lob. Der Erste hat die Volta in der Villa Massimi glücklich vollendet, und damit den gespanntesten Erwartungen der Kenner genügt. Philipp Veit hatte voriges Jahr zur Verzierung eines andern Deckengewölbes einen Gegenstand aus dem Dante gewählt; unzufrieden mit seiner Arbeit, hat er sie dieses Jahr vernichtet und ein neues Gemälde begonnen, welches ihm aufs vollkommenste geglückt seyn soll. Derselbe Künstler hat vor Kurzem zwey Staffeleygemälde vollendet, die in der größten Gallerie einen Ehrenplatz einnehmen würden; das eine ist eine Judith mit Holofernes Kopf, ein Kniestück, das jezt Hr. v. Quandt in Dresden besizt — Veit hat diesen widrigen Gegenstand so edel dargestellt, daß er alles Schauderhafte verliert. Das zweyte Gemälde ist das Portrait der schönen Therese von Stein, der Tochter des Ministers; einer Gestalt, die selbst in dem an weiblicher Schönheit so reichen Italien die Augen auf sich zog. Für diesen lieblichen Gegenstand hat Veit sein ganzes Talent auf, und hat ein Bildniß geschaffen, das sein Urbild, wie Tizians Bildnisse die seinigen, verewigen wird. Friedländer vergißt in seiner Aufzeichnung verdienter Maler die Franzosen gänzlich, deren mehrere doch Achtung verdienen, die ihnen auch von allen vielseitigen Kunstrichtern gezollt wird. Unter ihnen verdient der junge Michelon die Aufmerksamkeit der kunstliebenden Reisenden. Er tritt in Claude Lorrains Fußstapfen, ohne sein Nachahmer zu seyn, denn sein Vorbild ist allezeit die reiche, lebende Natur. — Thorwaldson arbeitet jezt mit unglaublichem Fleiß. Er hat kürzlich in fünf Tagen die Statue eines jungen Grafen Potocky modellirt, die bestimmt ist, in Krakau das Grab dieses jungen Helden zu zieren. Er war einer der schönsten Männer unsrer Zeit, und fiel in seinem sechs und zwanzigsten Jahre in der Schlacht. Der Faun dieses geistvollen Künstlers unter unsern Zeitgenossen, ist endlich, nach zehn Jahren, der Vollendung nahe, ein andres, und zugleich eines seiner schönsten Werke, der Merkur, den er für den Fürsten Esterhazy verfertigte, bedarf ebenfalls nur die letzte Feile. Die Büste des Kronprinzen von Bayern, welche Thorwaldson während dessen lezter Anwesenheit in Rom gemacht hat, ist auch vollendet, und hat, neben dem Werth eines seinen Kunstwerks, das Verdienst einer höchst getreuen Aehnlichkeit von dieses Meisters Hand erhalten.

Logogriph.

Wenn mit den schwarzen Nächten streitet
Aurorens junger Strahl, verbreitet
Es sich auf der entzückten Welt!
Veränderst du das zweyte Zeichen,
Dann wird so mancher es erreichen,
Den man für einen Frommen hält.

F. v. Maltitz.

Auflösung des Anagramm in Nro. 168.
Sang. Gans.

Nro. 20.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Als Antikritik

gegen die Anzeige von Adrian Grob's neuen dramatischen Bildern im Lit. Bl. 1820. No. 88. hat der Herr Verf. folgenden Brief nebst Beylage eingesendet.

Hochwohlgeborner Herr!

Sie haben mich geneckt, ich hat' es ungern, aber wurde nicht böße darüber; Sie haben zwey meiner geringen Stücke — (Terpsichore berene ich nicht ganz) rezensiert: dafür danke ich Ihnen, gewiß! Denn ich ehre Ihren Tadel, indem ich der Wahrheit mehr als Schmeicheleyen nachstrebe.

Für Ihren kleinen Muthwillen, empfangen Sie beygebogen eine versifizierte Kleinigkeit, über große Gegenstände.

Zürnen Sie nicht. Schenken Sie einige Achtung

Ihrem Sie hochachtenden

St. Gallen, 20 May 1821. ergebenen

Adr. Grob.

Adolf Müllner.

: Ich habe — Du hast — Er hat — —

Er steht wohl hoch mit seinem Ruhm, der Herr:
Allein, es will die Albaneßerin,
Yngurd und Mehr — nur halb gefallen. Ein
Gelehrter Denker sollte doch auch wißen,
Im Drama die Wahrscheinlichkeit zu missen
Sey undramatisch. Oder? — Aber? — Wie
Unendlich lang ist Er mit Declamieren,
Eh' Er zur That mag die Personen führen!
Er spricht, wenn ich nicht irre, viel zu gern
Von seiner Kunst im Wortkram, Componieren.
Sein Held, bestimmt, sich in die Schlacht zu tragen,
Kömmt, (denn er muß halbtod sich raisonieren,
Des Meisters Kunst pathetisch auszusagen)
Zu spaat; die Schlacht ist ohne ihn geschlagen.
Wohl oder nicht — kann Er nur stilisieren,
Mag drüber sich der Text, die Zeit verlieren!
Es hat des Dichters Stüdium, zu glänzen, —
So meyn' ich nur, vast weder Maß noch Gränzen.
Und wie er sorgt für Schmerz und Blutvergießen,
Gehts leer doch aus mit Mitleids-Thränenfließen.

Adr. Grob.

Antwort des Redacteurs.

Daß ich dem Herrn A. G. nicht zürne, kann ich ihm nicht bündiger als dadurch beweisen, daß ich seine antikritische Herzenserleichterung selbst abdrucken lasse, und bey der Redaction des Int. Bl. mich dahin verwende, daß es für diesmal ohne Kostenberechnung geschehe. *) Uebrigens ist er, wie viele, im Irrthum. Er nennt mich auf dem Umschlage seines Briefes „Verfasser des Lit. Bl." Wollte Gott, ich wär' es; dann verstünd' ich so manches wovon ich bey Gelegenheit der Redaction des Lit. Bl. das erste Wort vernehme. Aber ich habe nicht in eigener Person die Ehre gehabt, des Herrn A. Gs. dramatische Bilder zu recensiren. Muthwillige Neckerey fand ich in der Recension nirgends, kann auch dergleichen, wenn sie anständig ist, keinem Mitarbeiter streichen. Wer daher Scherz über seine Geistesproducte nicht vertragen kann, der wird am sichersten gehen, wenn er dieselben zur Anzeige im Lit. Bl. gar nicht einsendet, und dieses auch seinem Verleger abräth. Des Eingesendeten ist so viel, daß Uneingesendetes nicht leicht zur Anzeige kommt, wenn es nicht ein besonderes Interesse darbietet.

Müllner.

*) Alle eingehenden Aufsätze antikritischer Tendenz werden von mir in der Regel dem angefochtenen Recensenten zur Beantwortung in calce mitgetheilt, und dann im Int. Bl. auf Kosten des Einsenders abgedruckt. Die briefliche Form der Antikritik macht dabey keinen Unterschied. M.

Antwort des Recensenten.

Ich fühle mich nicht berufen, für Yngurd, die Albaneserin u. s. w. mit Herrn Adrian Grob eine Lanze zu brechen, und da er, in Hinsicht seiner eignen dramatischen Werke, trocken recensirt seyn will; so kann ich ihm hinfüro nicht weiter dienen. Die Dramatiker wollen doch das Publikum ergötzen; sollen ihre Recensenten das nicht auch, so schweigt man von ihnen besser gänzlich.

Stuttgart und Tübingen: in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Allgem. politische Annalen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten, herausgegeben von Friedr. Murhard. Jahrg. 1821. 7s Heft.

Inhalt.

I. Aphorismen über Amerika. Aus einem Sendschreiben des Hrn. Moritz von Fürstenwärther an den Freyherrn von Gagern. — II. Verhandlungen der Kammern Frankreichs im Jahre 1821. — III. Fernere Sitzungen des neapolitanischen Parlaments vom Jahre 1820 bis zum Schlusse derselben, am Ende Januar's 1821. — IV. Teutsche Erbverbrüderungen und deren politische Folgen. — V. Politische Ansichten der Zeit.

* * *

Plangemäße Beyträge können entweder an den Herausgeber, Hrn. Hofrath Dr. Murhard in Frankfurt a. M. oder an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlags-Artikel politischen Inhalts in dem Journal wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, dem Herausgeber der Allg. polit. Annalen zu übersenden.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Zweyter Jahrgang, 6tes Heft.

Inhalt.

Delnefourt's Beschreibung einer Vorrichtung, die als Zugabe zu den Erleichterungsmitteln, Lasten aus Brunnen und Schachten zu fördern, dienen kann. Mit Abbildungen. — Van Marum, über eine Verbesserung an Feuerspritzen. Mit Abbildungen. — Schmidt's Beschreibung einer verbesserten Schwingmaschine zum Getreidereinigen. Mit Abbildungen. — Die Sinumbra-Lampe. Mit Abbildungen. — Hopkinson's Beschreibung einer Maschine und Vorrichtung, das zufällige Abgehen der Räder von Wagen, Karren, Kutschen und allem andern Fuhrwerke zu verhindern. Mit Abbildungen. — Grafton's verbesserte Methode, gekohlstoffies Wasserstoffgas zur Beleuchtung zu erzeugen. Mit Abbildungen. — Barry's Beschreibung eines verbesserten Apparats zur Destillation, Abdampfung und Austrocknung, auch zur Farbenbereitung, und zur Zuckerraffinerie. Mit Abbildungen. — Lee's Beschreibung von neuen Maschinen und dem verbesserten Verfahren, Hanf und Flachs zu brechen, zu reinigen und zum Gebrauch zuzurichten. Mit Abbildungen. — Comper's Beschreibung gewisser Verbesserungen und Zusätze an Pflügen oder Maschinen, um die Felder umzubrechen. Mit Abbildungen. — Applegath's Beschreibung seiner Verbesserungen in der Kunst, Stereotyp- oder andere Druckerplatten zu fertigen, auch in der Verfertigung von Platten zum Bank- oder Wechsel-Noten-Drucke, oder überhaupt zu jedem Drucke, wo Erschwerung der Nachahmung gewünscht wird. Mit Abbildungen. — Deakon, Beschreibung seiner Verbesserungen in Verfertigung der Stiefel, Schuhe und Ueberschuhe durch Anwendung gewisser, hierzu noch nicht angewendeter Materialien. Mit Abbildungen. — Ives, über Hopfen in chemischer und technischer Hinsicht. — Rose's Beschreibung einer verbesserten Porzellainglasur. — v. Kurrer, über Beizen in der Druck- und Färbekunst. — Berthier, über die Anwendung des chromsaurem Bleyes zum Färben. — White's Beschreibung einer Kochmaschine, auch zum Zimmer-Erwärmen ohne Holz oder Kohlen. Mit Abbildungen. — Marechaux, Würdigung sämmtlicher bis jezt bekannt gewordener Methoden, das Getreide mehrere Jahre hindurch ohne Nachtheil für dasselbe aufzubewahren. Mit Abbildungen. — Verzeichniß der im Monat Mai in England ertheilten Patente auf neue Erfindungen. — Miscellen: Méanlés Maschine zum Plätten der Strohhüte. Neueste englische Dampfmaschine. Besonders, in einem Kohlentheer-Apparat entdeckte neue Substanz. Analyse des indischen Korns oder Mais.

Der Jahrgang von 12 Heften mit 24 bis 30 Kupfern kostet 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. sächsisch.

Allgemeine deutsche Justiz- Kameral- und Polizei-Fama, herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. Jahrg. 1821. Mai.

Ankündigung.

Moralische Bilderbibel

von

Kaspar Friedrich Lossius.

Mit 74 Kupfern

nach Schubert'schen Zeichnungen.

Neue Auflage in fünf Bänden.

Bey dem ausgezeichneten Ruf, den sich das hier angekündigte neue Werk seit seinem ersten Erscheinen erworben hat, indem es den, bey sehr wenig pädagogischen Bilderbüchern beabsichtigten oder erfüllten Zweck, mit dem Sinne für das Gute auch den Sinn für das Schöne bey der Jugend zu wecken und zu nähren, entspricht, hoffe ich, daß auch die neue Auflage, welche Herr Prof. Chr. Ferd. Schulze, Verfasser des histor. Bildersaals, besorgt und berichtigt, mit reger Theilnahme vom Publikum aufgenommen werden wird. In dieser Voraussetzung lasse ich dieselben billigen Vorauszahlungspreise, wie sie für die erste Auflage bestanden, von Neuem eintreten.

Es werden zwey Ausgaben veranstaltet, beyde in groß Octav-Format:

Eine bessere auf schönem Schreibpapier, mit sämmtlichen Kupfern auf dem besten Velinpapier und in ausgesuchten Abdrücken, zu 3 Thlr. 12 gr. sächs. (6 fl. 18 kr. rhein.) Vorausbezahlung für jeden Band.

Eine wohlfeilere auf weißem Druckpapier ebenfalls mit sämmtlichen Kupfern in guten Abdrücken, zu 2 Thlr. 12 gr. sächs. (4 fl. 30 kr.) Vorausbezahlung für jeden Band.

In allen Buchhandlungen werden zu diesen Preisen bis zur Erscheinung des ersten Bandes Bestellungen angenommen. — Wer bey mir selbst unmittelbare Bestellung auf 5 Exemplare macht, erhält das 6te frey.

Der Druck ist so weit vorbereitet, daß der erste Band bestimmt zu Ende August d. J. vollständig erscheinen, und die übrigen 4 Bände in Zeiträumen von längstens 3 Monaten auf einander folgen sollen. Ich gebe die Zusicherung, daß diese Zeitpunkte nicht überschritten werden.

Gotha, im May 1821.

Justus Perthes.

Bey B. F. Voigt in Sondershausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl Alexis Wallers Stubengärtner oder Anweisung, die schönsten Zierpflanzen in Zimmern und vor Fenstern zu erziehen und auf eine leichte Art zu durchwintern. Dritte stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. broch. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Das älteste und beliebteste Werk über Stubengärtnerey erscheint hier in einer stark vermehrten und verbesserten Auflage. Blumenliebhaber, denen das Schicksal Garten und Glashaus versagt hat, finden in diesem Buche eine Auswahl der reizendsten Töchter Florens, deren Erziehung ohne kostbare Anstalten möglich ist und mit denen sie ihre Zimmer fast das ganze Jahr hindurch in blühende Gärten verwandeln können. Die Vorschriften zur Behandlung der Pflanzen sind so faßlich vorgetragen, daß auch Damen, (denen die Frühlingsfeyer der Flora ein besonders angenehmes Geschenk seyn wird —) sich der Kultur mit Glück unterziehen werden.

Anzeige für Schulen.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Heinrigs, J., allgemeine deutsche Schulvorschriften für den zweyten Unterricht im Schönschreiben, nebst einem Anhang deutscher Kanzleyschrift. 14 Blätter in kl. 4. Preis 16 gr.

Diese neue schöne Arbeit des um den Schreibunterricht so verdienten Verfassers schließt sich seinen deutschen Schulvorschriften für den ersten Unterricht an, und kann den zahlreichen Besitzern dieses ersten Heftes mit Recht empfohlen werden.

Berlin im Juni 1821.

T. Trautwein.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Maurerisches Handbuch, oder Darstellung aller in Frankreich üblichen Gebräuche der Maurerey, worin die Abstammung und Erklärung aller mysteriösen Worte und Namen von allen Graden der verschiedensten Systeme enthalten sind. Nebst einem Auszug der Regeln von der Aussprache in der hebräischen Sprache, aus welcher fast alle Wörter entlehnt sind, und einem Kalender der hebräischen Monden, zum Gebrauch für maurerische Institute. Von einem Veteran der Maurerey. Mit 32 Kupfern. Aus dem Französischen übersezt. gr. 8. brochirt. 3 Rthlr. 12 gr. Schreibpr. 4 Rthlr. Velinpr. 5 Rthlr.

Bey B. F. Voigt in Sondershausen ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Bierbrauerey oder die Kunst, ein der Gesundheit angemessenes und wohlschmeckendes Bier zu erhalten, für angehende Brauer und solche, welche sich belehren lassen wollen. Von Wilhelm Mönch, Fürstl. Baumspector zu Sondershausen. Nebst dem Plane zu einer Brauerey. 8. Preis geheftet 8 Gr. oder 36 kr.

Als mehrjähriger Mitunternehmer einer bedeutenden Brauanstalt fehlte es dem Verfasser nicht an eigenen praktischen Erfahrungen. Der Inhalt seiner Schrift verbreitet sich über die Unvollkommenheiten der mehrsten Brauereyanlagen, über den Einkauf und die Eigenschaften einer guten Braugerste, Braumalzens, Hopfens und dessen Aufbewahrung, über Bereitung und Darren des Malzes, Malzschroten, Matschen (Einmöschen) und Bierbrauen überhaupt, Regeln und allerhand kritische Vorfälle dabey. Ferner enthält die Schrift ein Verzeichniß der vorzüglichsten Biere nebst Beschreibung des Porterbiers und der berühmten Whitbreadschen Bierbrauerey in London, eine Geschichte und Literatur des Bieres und eine Beschreibung des lithographirten Planes.

Literarische Anzeige.

Von dem talentvollen und rühmlichst bekannten jungen Dichter, Herrn von Auffenberg, sind bis jezt in unserem Verlage erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben;

Die Bartholomäus-Nacht. Ein Trauerspiel in 5 Akten, mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Ramberg und gestochen von Felsing. 8. geheftet. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Der Flibustier, oder die Eroberung von Panama. Ein romantisches Trauerspiel in 4 Akten, mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Ramberg und gestochen von Weinrauch. 2te verbess. Aufl. 8. geheftet. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

König Erich. Ein Trauerspiel in 5 Akten, mit 2 Kupfern, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Mayer. 8. geheftet. 1 Thlr. 3 gr. oder 2 fl.

Die Syrakuser. Ein Trauerspiel in 5 Akten, mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Fleischmann. 8. geheftet. 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 fl. 48 kr.

Die Verbannten. Ein Drama in 4 Akten und einem Nachspiele. Mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Weinrauch. 8. geheftet. 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 fl. 48 kr.

Wallace. Ein heroisches Trauerspiel in 5 Akten, mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Schornagel und gestochen von Weinrauch. 8. geheftet. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Folgende sind unter der Presse und erscheinen noch im Laufe dieses Jahres:

Pizarro, ein Trauerspiel in 5 Akten.

Die Spartaner, oder Xerres in Griechenland, ein heroisches Trauerspiel in 5 Akten.

Diese beyden Stücke sind seine ersten dramatischen Arbeiten und erscheinen nun von ihm umgearbeitet und zum Drucke eingerichtet unter dem Titel:

Dramatische Werke, 1r Band,

wir zieren solche mit dem wohlgetroffenen Portrait des Verfassers, gezeichnet von Epple und gestochen von Bittheuser, nebst einem historischen Kupfer, gezeichnet von Schubert und gestochen von Schleich; außerdem erscheint zur Herbstmesse als seine neueste dramatische Dichtung:

Victorin und Luitgarde, ein romantisches Trauerspiel in 5 Akten, mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Lips. 8.

worauf wir das gebildere Publikum hiermit im Voraus aufmerksam machen.

Bamberg und Würzburg, den 1. Juli 1821.

Goebhardtische Buchhandlungen.

Bey B. F. Voigt in Sondershausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Feuerwerkerkunst für Dilettanten, oder Anleitung, wie man mit wenig Kosten alle Arten von Kunst- und Lustfeuern zur Verschönerung häuslicher Feste zubereiten kann. Aus dem Französischen von J. C. A. Büttner. Mit 10 Steintafeln. Preis, geheftet 9 Gr. oder 40 kr.

Bey B. F. Voigt in Sondershausen ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

J. L. G. Leopolds System der thüringischen Landwirthschaft des neunzehnten Jahrhunderts, oder die verbesserte Dreyfelderwirthschaft. 1ster Bd. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Dieses Buch, dessen zweyter und lezter Theil im Juli d. J. unfehlbar erscheinen wird, scheint zwar zunächst für Thüringen geschrieben zu seyn, allein auch jeder andere deutsche Landwirth wird es gewiß mit Belehrung und Vergnügen lesen, je nachdem er selbst schon Meister oder Anfänger in der Kunst ist. Bekanntlich haben die früheren Schriften des Verfassers, welcher nun zu den Veteranen unter den landwirthschaftlichen Schriftstellern gehört, z. B. sein Taschenbuch für Oekonomieverwalter, ein sehr großes Publikum gefunden und — dasselbe befriedigt. Dieß ist von dieser Schrift mit dem größten Rechte ebenfalls zu hoffen. Da, wo der Verfasser ins Detail geht, und Manchem nur Kleinigkeiten vorzutragen scheint, wird er vielleicht gerade am nützlichsten, denn er hat dabey nicht etwa den Zweck, viel Papier zu beschreiben: sondern er will nicht nur selbst gründlich belehren, als auch Andere zu einer gründlichen Belehrung anleiten. Die Beschuldigungen, welche er in der Vorrede den ökonomischen Lehrherren macht, sind hart: sind sie aber gegründet, wie nach seiner Versicherung zu befürchten steht, so sind sie auch höchst gerecht und verdienen abgestellt zu werden. Wer den Vers. persönlich kennt, und weiß, daß er, um ein ihm bekannt gewordenes, schön behandeltes und schön bestehendes Feld oder einen andern bedeutenden ökonomischen Gegenstand aus eigener Anschauung kennen zu lernen, auch bey seinen vorgerückten Jahren sich nicht scheuet, meilenweite Fußreisen zu machen, wird ihm vollen Glauben beymessen, wenn er das nicht unbedeutende Thüringen aus eigener Ansicht fast ganz kennt; ein Umstand, dessen sich nur wenige ökonomische Schriftsteller rühmen können. Dieß sey genug gesagt, um das Buch nachdenkenden Lesern zu empfehlen.

Neues Journal für Chemie und Physik, herausgegeben von Dr. Schweigger und Dr. Meinecke. Neue Reihe. Band II. Heft 2, oder des Jahrgangs 1821 6tes Heft.

Inhalt.

I. Oersted's neueste Betrachtungen über den Elektromagnetismus. — a) Zur Geschichte meiner frühern Arbeiten über diesen Gegenstand. b) Erläuterung des ersten Gesetzes der elektromagnetischen Wirkungen. c) Erklärung der Wechselwirkung galvanischer Leiter aus dem Grundgesetze. d) Die Magnetnadel. e) Erdmagnetismus.
II. Meißner über das Blut der Gelbsüchtigen.
III. Berzelius über die Untersuchung der Nickelerze.
IV. Verschiedene Untersuchungen von Döbereiner.
V. Verschiedene Bemerkungen von Th. v. Grotthuß.
VI. Chemische Untersuchungen vom Prof. John.
VII. Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg den 6. Juli 1821.

Joh. Leonh. Schrag.

Den Botanikern und Gartenfreunden machen wir bekannt, daß der siebente Nachtrag zu Dr. F. G. Dietrichs vollständigem Lexicon der Gärtnerey und Botanik, enthaltend Ptelea bis Scurrula, bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen für 3 Rthlr zu haben ist. Die Subscribenten bekommen ihn für 2 Thlr. 6 gr. Vollständige Exemplare des Hauptwerks und der Nachträge, zusammen 17 Bände, im Ladenpreise 51 Rthlr., erlassen wir noch, bis dieß classische Werk ganz beendigt seyn wird, um den Subscriptionspreis von 38 Rthlr. 6 gr., wofür dasselbe durch jede Buchhandlung zu erhalten ist. Einzelne Theile, besonders von den Nachträgen, können wir jedem, wem dergleichen noch fehlen sollten, ebenfalls noch für den Subscriptionspreis von 2 Thlr. 6 gr. ablassen.

Buchhändler Gebrüder Gädicke in Berlin.

Bey uns sind erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Abhandlung über die krimmsche Krankheit und deren ärztliche Behandlung, von Dr. Heinrich von Martius. gr. 8. Preis 16 gr.

Abhandlung über die Geburtshülfe. Aus dem Chinesischen. Herausgegeben von Dr. H. v. Martius. gr. 8. broch. 8 gr.

Kloster Altenzelle. Ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit. von Dr. Heinrich von Martius. 8. broch. 16.

Der Herr Verfasser hat auf seinen mehrjährigen Reisen im Innern des russischen Reiches und den angrenzenden Ländern Gelegenheit gehabt, eine Menge interessanter Beobachtungen zu sammeln, von denen er in den beyden ersten Werken zwey sehr schätzbare der Gelehrtenwelt übergiebt. Das eine enthält die genauere Beschreibung einer bösartigen Krankheit und ihrer ärztlichen Behandlung, von welcher bis jezt noch Niemand etwas Vollständiges geliefert hat. Man findet darin zugleich eine tabellarische Uebersicht aller der verschiedenen Gattungen des Aussatzes, eines Uebels, von welchem beynahe alle neuere medizinische Compendien gänzlich schweigen. Das zweyte Werk begreift ein höchst interessantes Bruchstück über die geburtshülflichen Kenntnisse der Chinesen. Und wenn dasselbe auch in scientifischer Hinsicht zur Vervollkommnung dieser Doctrin nicht geradezu beyträgt, so füllt es doch gewiß eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Medizin aus. Noch interessanter werden selbige durch die Anmerkungen des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers.

Nicht minder willkommen dürfte das lezte Werkchen für Alterthumsforscher und Verehrer der vaterländischen Geschichte seyn, welches den zahlreichen Besuchern des merkwürdigen Klosters Altenzelle bey Nossen einen belehrenden Leitfaden bey ihren Wanderungen durch diese berühmten Ruinen an die Hand giebt.

Freyberg im königl. sächs. Erzgebirge, den 1sten Juli 1821.

Craz und Gerlach.

Nro. 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Juli 1821.

O! wir treiben Unkraut,
Wenn uns kein Sturm durchweht; uns Fehler nennen,
Heißt uns umackern.

Shakspeare.

Familienzwist.

(Fortsetzung.)

Heinrich hatte nicht seinen Muth am beharrlichen Streben geübt, er besaß ihn zu kühnen Wagnissen und benutzte des Mädchens Einwilligung, sie auf gut englisch nach Greatna Green zu führen, mit so gutem Erfolg, wie jeder andere Abentheurer; denn die entehrte Tochter beschimpfte die Burtonische Familie viel unleidlicher, wie die, welche die Frau eines Namen- und Heimathlosen Fremdlings geworden war; Namen und Heimath hätte ihm die reiche Tante wohl verschaffen können, allein kein Mitglied der Familie konnte den Mann mehr achten, den sie drey Jahre als Sohn, als Bruder behandelt hatte, und der nun, wie ein feiger Dieb, den Schatz ihres Herzens beraubend, davon ging. Julia erhielt ein anständiges Jahrgehalt unter der Bedingung, mit ihrem Gatten die alte Welt zu verlassen. — Heinrich sehnte sich danach. Seines Vaters Gram, seiner Mutter Thränen hatten seinen Sinn nie gebeugt, jetzt sah er sich verachtet, und da erwachte Gefühl des Unrechts in ihm. — Die Jahrszeit hielt seine Einschiffung nach Kanada auf, so daß er Zeit bekam, noch eine Antwort von Hause abzuwarten, wohin er, mit schonenden Gründen seine Absicht Europa zu verlassen, geschrieben hatte. Er wusste nicht, daß Vater Burton, in dem scharfen Gefühl erlittenen Unrechts, welches uns gleichsam die Pflicht aufdringt, den Unthäter zu entlarven, seinem Vater den eigentlichen Vorgang der Sache geschrieben hatte. Leider war, seit Heinrichs wiederholtem Wankelmuth, nicht Achtung sondern Mitleid der Charakter von des alten Frank Vaterliebe, — bey Mitleid, bloßem Mitleid in der Liebe, erkrankt aber das Herz, und das Auge senkt sich bey dem Namen des Bemitleideten trübe zu Boden. Zwischen diesem Mitleid zur Verachtung liegt für den Liebenden noch ein Abgrund. — Burtons Brief theilte dem alten Frank die seinige mit, für den Selbstsüchtigen, der nie andere Wünsche wie die seinigen gekannt hatte — und das Vaterherz brach. — Hülflos wimmerte ihm die schwache Mutter nach, und ohne fremde Hülfe wäre sie eine Last öffentlicher Mildthätigkeit geworden.

Es war nicht mehr der Welttheil, in dem er je wieder ruhig und glücklich seyn konnte, den Heinrich bey seinem Abschied aus Europa verließ. Ein düsterer Schleyer umhüllte das Land, wo seines Vaters Grab gegen ihn zeugte. Er fasste Vorsätze, er wollte als Gatte, Vater, Bürger sich in seinen eigenen Augen wieder zu Ehren bringen; aber zuerst musste er vergessen — sein ganzes verflossenes Leben vergessen. Er brach allen Verkehr mit Konrad ab, dem er bisher fortwährend seine Schicksale mitgetheilt hatte; er bemühte sich, in Quebeck angelangt, eifrig, die Kenntnisse eines Bürgers der vereinigten Staaten zu erlangen, alte Handelsverbindungen von Julias Vater waren ihm behülflich; seine englische Gattinn erleichterte es ihm, einheimisch zu werden, seine Kenntnisse und Talente erwarben ihm Freunde, Ehre und ein stets wachsendes Vermögen. Allein die Nemesis folgte seiner Ferse. Er fühlte, wie viel seine Gattinn ihm geopfert

und spürte bald, daß er ihr doch das Gut, welches allein jene Opfer lohnen konnte, nicht zu geben im Stande war — jene edlere Liebe, welche das Heiligthum der Ehe gewährt. Sie war eine eitle Frau mit warmer Phantasie und leerem Kopf. Heinrichs Vorzüge erfreuten sie nur, wenn Andere sie lobten, ihre Kinder betete sie an, so lange sie von Zeit zu Zeit deren Schönheit rühmen hörte. — Heinrich ertrug ihre Schwächen mit schweigender Selbstüberwindung; er hatte, indem er sie zum Ungehorsam gegen ihre Eltern verführte, das Herrschaftsrecht über sie verloren. — Nach einigen Jahren einer freudelosen Ehe, beschloß Julia ein farbloses Daseyn, und doch ließ ihr Andenken einen scharfen Stachel in Heinrichs Herzen zurück. Sie hatte ihm nie Kinder (!) gegeben, und Heinrich hatte nie danach verlangt, — der Begriff: Vater, machte ihn heimlich erbeben. Aber es stumpft sich ja jedes Uebel endlich ab, sogar das Mißfallen an uns selbst, besonders wenn Bewußtseyn wirklichen Verdienstes und äußere Achtung uns immer Beweise unsers eignen Werthes geben, noch mehr, wenn uns die Versagung der liebsten Wünsche eine hinreichende Büssung für begangene Irrthümer scheint. Das alles traf bey Heinrich zusammen, und im Verlauf der Zeit fühlte er viel deutlicher die Entbehrung der Vaterfreuden, als er sich erinnerte, wie beharrlich wie zwiefach er einst diese Freuden zerstört hatte.

Heinrich war ein wohlerhaltener Vierundvierziger, als er zu einem reichen Kaufmann gerufen ward. Sein Ruf als Arzt war jetzt so begründet, daß man ihm, wohin er trat, als Retter empfing, weßhalb ihn Antonie, des Kranken einzige Tochter, auch so aufnahm. Heinrich gestand, daß nur eine gewagte Operation ihren Vater retten könne; dieser entschloß sich dazu, und sich gleich einem Sterbenden behandelnd, war Heinrich Zeuge eines rührenden Abschieds zwischen Vater und Tochter, durch welchen der Arzt erfuhr, wie vor einigen Jahren Antonie einer jugendlichen Leidenschaft entsagte, um ungetheilt sich des Vaters Pflege widmen zu können. Heinrich heftete mit Bewunderung seine Blicke auf die in reifer Schönheit prangende Gestalt der pflichterfüllten Tochter, — ihr Gebet segnete die Hand, die Operation gab dem Kranken das Leben zurück, und Heinrichs geschickte Behandlung sicherte ihm Gesundheit zu. Antonie verehrte ihn wie einen Schutzgeist; und bald wagte Heinrich nochmal auf Glück des Herzens auszugehen, — er ward Antonien's Gemahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Pariser Intelligenzblatt (les Petites Affiches.)

(Fortsetzung.)

Da stehe ich, lieber Leser, mitten im Bureau, und wärme mich am großen Porzelanofen, denn, ob wir gleich in den ersten Tagen des Juni sind, so ist es doch kühl, und die Bureauschreiber, die noch dazu sämmtlich alte Herren sind, lassen sich an der Wärme nichts abgehen. Ihr befürchtet vielleicht, daß man, da ich im Bureau nichts zu schaffen habe, mich meiner Wege gehen heißen möge? Ihr irrt euch: der Franzose, besonders der Pariser, treibt die Artigkeit so weit, niemanden etwas zu verbieten, was ihm selbst keinen unmittelbaren Schaden bringt. Daher kommt es, zum Beyspiele, daß es immer eine Menge Menschen giebt, die sich Winters in den öffentlichen Bureaux zu wärmen pflegen, wenn sie nur irgend das Ansehen haben, als hätten sie Geschäfte daselbst.

Ich stehe also am Ofen. Der Controleur, dem meine Person zu Gesichte kommt, wendet sich, in der Meinung, ich wisse nicht Bescheid im Bureau, sehr höflich zu mir und sagt: Monsieur, qu'y a-t-il à votre service? Ich antwortete dreist: Monsieur, j'attends quelqu'un. Nun ruft der Controleur laut: Garçon, donnez une chaise à Monsieur. Und der Bureauaufwärter thut, wie ihm jener befohlen. Was sagt ihr dazu, ihr deutschen Büreautisten? Wenn euch der Staub, den ihr während eurer langen Dienstjahre gemacht habt, nicht ganz und gar erblindet hat; so lernt von euren Collegen an der Seine, wie sich Höflichkeit mit der Ausübung der Dienstpflichten sehr wohl vereinigen läßt.

Da öffnet sich die Thür. Eine Dame, in der ersten Blüthe der Jugend, höchst reich und geschmackvoll gekleidet, tritt ein; es ist eine von jenen Gestalten, welche, ohne das Ebenmaß einer vollkommen regelmäßigen Körperbildung zu besitzen, durch Lieblichkeit und Reichheit der Formen den Sinn wohlthuend ansprechen. Besonders ist jener Zauber der physischen und geistigen Haltung, durch welche sich die Pariserinnen vor allen andern Frauen der Erde auszeichnen, über sie verbreitet. Mit unnachahmlicher Grazie reicht sie dem Schreiber ihre Annonce dar, und dieser beginnt die Sylben zu zählen. Ich stehe auf, mache einen langen Hals und lese folgendes: Une Dame, veuve d'un officier supérieur, ayant éprouvé des malheurs, possédant le ton de la meilleure société, réunissant à un extérieur agréable tous les avantages d'un esprit cultivé, désire trouver un Monsieur seul qui ait de la fortune, pour soigner sa maison et faire sa société. Was sagt ihr zu einer solchen Ankündigung, lieber Leser? Deutsche Intelligenzblätter würden sie wahrscheinlich nicht aufgenommen haben; in den Petites-Affiches findet man deren täglich zu Dutzenden abgedruckt. Uebrigens kann es keine der Damen, zu welchen die vorstehende gehört, ohne den Staabs-Offizier und die Unglücksfälle thun; diese sind, wie es heißt, de rigeur. Mit dem Reste mag es immer seine Richtigkeit haben, denn die körperlichen und geistigen Vorzüge, mit etwaigem Ausschlusse der sittlichen, sind und müssen in diesen Fällen erwiesen seyn. Das Resultat einer solchen Annonce ist etwa folgendes. Der Monsieur seul (einzelne Herr) findet sich und schließt einen

Kontrakt ab. Man verlebt die Zeit deſſelben mehr oder weniger ſehr anſtändig, das heißt ohne Schlagen und Zanken, und hat ſich nach der Verlaufszeit gegenſeitig ſo müde, daß die Dame am Montage ins Bureau der Petites-Affiches zurückkehrt, und der Monsieur seul am Dienſtage Morgen im Intelligenzblatte aufmerkſamer nach einer neuen Dame de compagnie ſucht.

Die Dame macht einem jungen Menſchen Platz, den ich an ſeiner Papiertaſche für einen Claire de Notaire (Lehrling bey einem Notare) erkenne. Da er ſelbſt mit den Annoncen, welche er überreicht, nichts zu thun hat; ſo kann ich dafür auf dieſe deſto mehrere Aufmerkſamkeit verwenden. Die erſte enthält folgendes: Contrat passé devant Me *) N. N.: notaire à Paris, le . . . . . mil huit cent vingt, contenant vente à la Demoiselle Louison Bigottini, actrice de l'Académie royale de Musique: d'une maison, rue Notre-Dame-des-Victoires No. 24., moyennant deux cents mille francs. Demoiſelle Bigottini iſt erſte Tänzerinn der großen Oper, und excellirt beſonders in der Pantomime. Von ihrem Gehalte, ob dieſer gleich nahe an zwanzigtauſend Franken jährlich betragen mag, kann ſie ſich ſelbſt, das heißt ihre Perſon, ihre vier Pferde, ihre acht Domeſtiken u. ſ. w. nicht erhalten, noch weniger ein Haus für zweyhunderttauſend Franken kaufen. Woher hat ſie aber den Kaufſchilling genommen? Fragt das nicht mich, ſondern den Lord M., den Ruſſiſchen General R., den Banquier L. und mehrere andere Herren, welche der Demoiſelle Bigottini Angelegenheiten ſtets mit großem Vergnügen obgelegen haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neu entdeckte Sagen und Lieder aus dem Kreiſe des Heldenbuchs und der Nibelungen.

(Beſchluß.)

4. Dietrichs Ende.

Dietrich war nun ein ſo berühmter Held, daß niemand ſich mit ihm zu meſſen wagte. Er ſezte inſonderheit eine Ehre darein, große Thiere zu jagen, welche Andere nicht anzutaſten wagten; er ritt oft aus mit wenigen Knappen, und vollführte manche That, welche hier nicht beſchrieben werden kann, dieweil wir nicht mehr davon gehört haben. Er begonnte von Alter ſchwach zu werden, doch war er immer noch kampfbürſtig.

Eines Tages, als er ſich gebadet hatte, an der Stätte, welche jetzo Dietrichs Bad heißt **), rief einer von ſeinen Knappen: „Hier läuft ein ſchwarzes Roß, deſſengleichen ich nimmer ſah an Größe und Schönheit!“ Als der König dieſes hörte, ſprang er auf, warf ſeinen Badekock um ſich, und rief, ſobald er das Thier ins Auge faßte, daß man ſein Roß und ſeine Hunde bringen ſollte. Die Knappen liefen ſo hurtig ſie konnten, aber es währte Dietrichen zu lange, und da er ein großes rabenſchwarzes Roß dicht neben ſich geſattelt ſtehen ſah, ſprang er da hinauf. Die Hunde wurden ſtracks losgelaſſen, aber dem Roſſe konnten ſie nicht folgen, das rannte hurtiger, denn ein Vogel flieget. Des Königs beſter Reitknecht folgte nach auf dem Roſſe Blanke *), und hinter ihm liefen alle Hunde. Dietrich merkte bald, daß es kein Roß war, was er ritt, und wollte abſpringen, aber er merkte auch, daß er ſich nicht rühren konnte. Der Reitknecht rief ihm zu: „Herr, wann willt du zurückkommen, und warum reiteſt du ſo hurtig?“ Dietrich antwortete: „Ich reite übel, es mag wohl ein Teufel ſeyn, darauf ich reite; ich komme zurück, wenn Gott und die Jungfrau Marie will!“ Darauf trennten ſich die Roſſe, ſo daß der Reitknecht Dietrichen aus dem Geſichte verlor. Auch hat man ſeitdem nichts von ihm vernommen, ſo daß keiner weiß, wo er geblieben iſt. Aber deutſche Männer ſagen, daß man im Traume davon unterrichtet worden, daß Dietrich von Gott und Sankt Maria belohnt worden, dafür, daß er ſich ihrer Namen in ſeinem Gebete erinnerte.

v. d. Hagen.

*) Maitre. Dieß iſt im franzöſiſchen Gerichtsſtyle der Titel der Notare.

**) Dieß iſt wohl in Bern (Verona) zu ſuchen, wo nach andern Sagen Dietrichs Ende nahte.

*) Dietrichs Roß, welches er zulezt von Hildebrands Sohn Alebrand bekam, nachdem er Siegfrieds Grani gehabt (Kap. 333.) und ſein Falke geſtorben war, welchem er zu Rom im Erzbilde aufſtellen ließ, wo es noch lange nach ſeinem Tode ſtand. Kap. 380. Bedeutſam iſt auch wohl der Gegenſatz des blanken (weißen) Roſſes mit dem ſchwarzen Falken (K. 169), wie hier mit dem ſchwarzen Höllenroſſe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schreiben eines Norddeutſchen an einen Freund in Berlin.

Baden-Baden, den 16. Juli.

Ich habe deiner drängenden Aufforderung, deinem Flehen, wie du es enthuſiaſtiſch nennſt, nachgegeben: ich unterbrach meine Kur, verließ dieſe elyſeiſche Gegend, fuhr nach Karlsruhe und habe nun dein Wunder der Schauſpielkunſt, die geprieſene Mad. Neumann... Geſeh'n?! Nun und was ſagſt du? hör' ich dich rufen. — In welcher Rolle ſie auftrat, verſchweige ich, weil ihr Selbſtverkennen dich ſchmerzen würde und weil es überhaupt beſſer iſt, wenn die kleinen, faſt unbeſiegbaren Eitelkeiten liebenswürdiger Frauen nicht bekannt werden. Ich ſage alſo: — Sie hat ein angenehmes Aeußere, eine klingende biegſame Stimme, eine angeborne liebreizende Lebendigkeit und die Gabe Alles darzuſtellen, was ihr Kunſtſinn, ihre Seele, ihr Geiſt aufzufaſſen vermag. So viel nun dieſes geſagt ſcheint und, leider, vergleichungsweiſe auch iſt, ſo iſt es doch, ſtreng und abſolut genommen wenig; da ohne dieſe unerläßlichen Muſengeſchenke Niemand die Bühne betreten, oder doch nicht bedeutende Rollen ſpielen ſollte. — Wäreſt du achtzehn Jahr alt, ſo würde ich glauben, es habe die jugendliche Friſche ihrer glücklichen Naturgaben dich ſo befangen, daß du der reizenden Künſtlerin die Krone der Vollendung reichſt, indem du ſie, zu meinem Erſtaunen, einer genialiſchen Unzelmann beygeſellſt. Darf ich dieß aber bey meinem geſezten, bey meinem faſt apathiſchen Freund nicht vorausſetzen, ſo möcht' ich dich fragen: was iſt es, das dich, der eine Unzelmann, eine Fleck, eine Baranius, eine Meyer, eine Eunike im Zenith ihrer Kunſt ſchaute, der neben dieſen Sternen erſter und zweyter Größe auch ihre vollen Monde: die lieblichen Mädels, Eigenſatz und Willich, ſich reizend bewegen ſah; was iſt es, das an dieſer jungen Fremden dich ſo ſeltſam überraſcht, ſo ungewöhnlich entzückt hat? — Ich

möchte fragen, sage ich, wenn ich es nicht wüßte; ich möchte dich fragen, wenn du es wüßtest. — Eitel? — Nein wahrlich nicht! Ich halte dich für weit einsichtiger, als ich es je seyn kann; aber ich besuche jezt höchst selten, du besuchst noch täglich das Theater, und nur deßhalb weiß ich dießmal, was du nicht weißt: warum nämlich das Spiel jener fremden Künstlerin dich so unverhältnißmäßig bezaubert. — Soll ich dir es sagen? Weil ihr etwas fehlt; oder richtiger, weil sie etwas nicht hat; denn ich wenigstens halte es für keinen Fehler, sondern, wie der Erfolg zeigt, sogar für einen Treffer, daß sie es nicht hat, nämlich — Schule. Was? hör' ich dich wieder rufen, ein Schauspieler, ein Künstler soll keine Schule haben?! — Und ich antworte: Nein! Gehabt soll er sie haben, als Lehrling; hat aber der freygesprochene Künstler noch immer fort Schule, so hat im Grunde die Schule ihn; er ist unfrey, er ist nur frey gesprochen. Ueberhaupt hat der Begriff Künstlerschule, außerhalb der Technik angewendet, zu nicht geringen Mißverständnissen und Mißgriffen Anlaß gegeben. Doch ich kehre zur Beantwortung der Frage zurück, warum Mad. Neumann dich so unverhältnißmäßig hingerissen hat; und will von Thatsachen sprechen. — Erinnere dich der Zeit, da Fleck und die Unzelmann, Beschort und Mattausch, die Baranius und die Fleck und Unzelmann und die Eunike ihre herrlichen Künstlernaturen mit glücklicher Willkür, mit dämonischer Eingebung, mit überströmender Kraft walten und wirken ließen. Ich will es dir erlauben, aber auch nur erlauben diese Zeit (auf die doch ein Kritiker wie Engel Einfluß übte) die Epoche des Naturalismus zu nennen. Erinnere dich ferner, wie Iffland zuerst in jenem Kreise erschien; wie sein kunstreiches Studium, seine geregelte Besonnenheit, seine mikroskopische Charakteristik, ja selbst seine artifizielle Negativität dem Publikum, als neue Meisterschaft, als Gegensatz des gewohnten Naturalismus, mächtig imponirte. Erinnere dich, wie, nach dem ersten Staunen und durch Flecks siegreichen Genius, die Stadt wieder zu sich selbst kam und endlich, nach langem Schwanken, keinem der großen Gegner den Sieg, Beyden den Kranz zugestand. — Die Bühne hatte, um in ihrem Schoße die beyden Gegensätze aller Kunst, die sich in der Darstellung des Wallensteins wohl die vollkommenste, die Deutschland je sah, in herrlich-juxtaetischer Einheit zeigten. Wie viel war da zu erwarten; was hätte sich da gebildet und entfaltet, wäre Fleck am Leben geblieben —! — Aber er starb! Mit ihm ging für Iffland das Gegengewicht verloren; er schwebte nicht mehr; die Berliner Bühne sank allmählig von der Höhe des anzustrebenden Ideals und es entstand nach und nach eine Niederländische Schauspielerschule, die bald Deutschland überschwemmte und dem mitgesunkenen Publikum behagte. Die Schule lehrte nicht nur technische Fertigkeiten und einzelne Kunstgriffe, sondern auch allgemeine Regeln und theoretische Maximen, und da es keinen Menschen in der Welt gibt, der durchaus ohne Anlage zur Nachahmung wäre, so gab es auch gleich der denkenden Künstler wie Sand am Meer. Nun kamen die unglücklichen Kriegesjahre; die Franzosen nisteten sich in Deutschland ein. Welches Glück für alle Bühnen, hätte man sie für mehrere Jahre schließen müssen. Aber ach! das Personal wollte leben, die Sieger in's Theater gehen: die Franzosen verstehen nicht Deutsch! was war zu thun? Man mußte für die Schaulust sorgen; und diese Sucht griff so wuchernd um sich, daß in kurzer Zeit Komparsen, Maschinisten, Feuerwerker und Schneider die Koriphäen der deutschen Bühnen und diese — Guckkasten wurden. Gegen dieses Unwesen mußte, besonders nach Vertreibung der störenden Fremden, eine Reaktion eintreten. Es waren die, im Uebermaß vorhandenen, denkenden Künstler, welche diese bildeten. Aber Iffland war jezt todt, mit ihm die verächtliche Natur zu Grabe getragen, und die besagten Denkenden hatten sich schon bey seinem Leben hoch über der niedern Erde, in die Wolkenregion der Phantasmagorie, so bis in den leeren Aether erhoben. Baumwollweiche Porten führten ihnen hier allegorische Luftgestalten, charakterlose Nebelfiguren entgegen: unpersönliche, oder allpersönliche Lügengebilde, die, statt fest auf zwey eignen Füßen zu stehen, auf den hundert vier und zwanzig der Metrik umherirrten und ihre allzu nackte Blöße mit dem ärmlichen Flitterstaat wohlfeiler Reminiscenz mäßig bedeckten. Die dramatische Dichtung löste sich in verflüchtigte Lyrik, die darstellende Kunst in standirende Deklamation auf. — Auch diese Verkehrtheit mußte ihre Gegner finden. (Die neuesten treffenden Worte hierüber wirst du in einem Aufsatz von Steffens im Gesellschafter und in Tiecks Vorrede zu Heinr. v. Kleist's hinterlassenen Werken finden, die ich sogleich zu lesen bitte). Ein wackeres Künstlerpaar ward für die Berliner Bühne berufen. Anfangs befremdete ihre Art und Weise; allmählig gab man einander nach und ihr entscheidender Einfluß auf die Kunstanstalt ward allgemein gewürdigt. Aber indem ich früher sagte, daß, wenn der freygesprochene Künstler noch immer fort Schule hat, daß dann die Schule eigentlich ihn hat; so gilt dieses hauptsächlich von diesen beyden Repräsentanten der besten deutschen Schauspielerschule, und also auch von dem, was sie auf ihrem neuen Schauplatz bewirkt, wie sie ihn umgestaltet haben. Sie haben in mancher Hinsicht lobenswerthen Einfluß, theils rein durch ihr Erscheinen, theils auch durch Rath und That geübt. Aber sie sind umfangen von der Schule, versunken in der Zeit, geblendet vom Glanz der Mode. Wegweiser gelehrter Kunstbildung können sie, Muster freyer selbstständiger Kraftentfaltung nicht seyn; sie können den Schüler belehren, aber nicht den Jünger begeistern; sie sind Alexandrinische Künstler. Und so ist denn jezt das Berliner und überhaupt das deutsche Theater in seiner Alexandrinischen Epoche, jedoch mit dem Unterschiede, daß jene alte nach der goldenen Zeit griechischer Kunst eintrat, aus dieser neuen Epoche aber unsere goldene Kunstzeit erst hervorgehen soll. Ich bin überzeugt, daß diese gelehrte Kälte, welche alle natürliche Vegetation in ein blinkendes Schneegewand hüllt und sich beeifert, farblose Eisblumen zu bilden, in die nothwendige Ordnung der Jahreszeiten gehört, und daß nach ihr die allbelebende Frühlingsnatur ihre alten wohlerworbenen Rechte wieder erlangen wird. Wie doppelt aber erfreut uns in Winters Mitten eine farbige duftende Blüthe und wäre es das geringste Feldblümchen, an dem wir Sommers auf grüner Flur unachtsam vorübergehen. Weißt du nun, warum dir Mad. Neumann, die durch seltne Gunst der Umstände in dem allgemeinen Frost der Konvention nicht erstarrte; weißt du nun, warum dir das allerliebste Feldblümchen so wohl gefiel, so unverhältnißmäßig überraschte? Gebannt warst du, seit vielen Jahren, durch tägliche Gewohnheit, in einen ehrenwerthen Kreis gemachter Künstler; ein natürliches Feldblümchen löste den Zauber. Aber die Königinn der Blumen, die Rose, eine Unzelmann ist Mad. Neumann nicht. Wäre sie dieß; hätte sie den Geist, die Seele, den Kunstsinn, die in die Tiefen der Tragödie, auf die Höhe des phantastischen Lustspiels führen; sie würde noch anders gewirkt haben, sie würde einen Einfluß auf die Kunst üben, der ihre heutige Gestaltung von Grund aus verändern dürfte. Solch ein Genius aber, so ein von Gottes Gnaden erwählter Herrscher der Bühne wird noch erwartet; und bis er erscheint, verwaltet die Schule, so gut sie es vermag, provisorisch sein Amt. Uebrigens gratulire ich der holden Künstlerinn; das heißt, ich wünsche ihr selbst nach dem Erfolg noch Glück: ich wünsche, daß ihr der Neid nichts anhaben, ich wünsche aber auch, daß sie täglich aus vollem Herzen beten möge: Herr bewahre mich vor Weihrauch!

W. B.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 59.

Nr. 59.

Kunst-Blatt.

Montag, den 23. Juli 1821.

Sammlungen.

Annales du Salon de Gand ou Recueil des Productions des Artistes vivans de l'Ecole belgique, dédiées à l'Académie royale de Gand. 1 — 3 Livr. — A. Gand, chez P. P. de Goesin-Verbeghe, 1820. 8.

Unter diesem Titel sind drey Hefte erschienen, wovon jedes der beyden ersten fünf, das dritte vier Umrisse nebst erklärendem Text enthält. Die Umrisse sind sämmtlich von C. Normand sehr rein und deutlich in Kupfer gestochen. Eine besonders willkommene Zugabe bilden die biographischen Notizen über die Meister der hier bekannt gemachten Kunstwerke, deren einige wir durch Auszug oder Uebersetzung im Kunstblatt mittheilen werden. Der Verfasser derselben, so wie der Erklärungen ist nicht genannt; es scheint aber das Werkchen, welches aus sechs Heften bestehen soll, von der Akademie von Gent selbst auszugehen, und durch eines ihrer Mitglieder besorgt zu seyn. Weder die Erklärungen der Gemälde noch die biographischen Notizen lassen sich auf kritische Beurtheilungen ein, sondern enthalten nur die nöthigen historischen Angaben in gedrängtem Vortrag. —

So wenig auf bloße Umrisse, zumal von so geringem Umfang, ein Urtheil über die Original-Gemälde begründet werden kann, so läßt sich doch im allgemeinen aus diesen erkennen, daß der auf dem Titel gebrauchte Ausdruck: Belgische Schule, nicht in strengem Sinne zu nehmen ist, denn es spricht sich weder der frühere nationale Charakter niederländischer Kunst, noch überhaupt eigenthümliche Richtung in den abgebildeten Werken aus, sondern es herrscht darin durchgängig französische Art und Styl, und die Schule Davids, dessen Zöglinge auch mehrere der hier aufgeführten Maler sind, zeigt sich besonders deutlich in den großen historischen Compositionen. Dagegen erfährt man mit Vergnügen aus vielerley Angaben, wie eifrig überall in den Niederlanden die Künste geschätzt und befördert werden. Von älteren Zeiten her ist dort noch unter allen Classen des Volks eine große Liebe zur bildenden Kunst einheimisch, und verdiente Künstler stehen in hohen Ehren. Die gewöhnliche Ehrenbezeugung für ein Werk, welches Aufsehen erregt und gefällt, ist von Seiten der Academie von Gent, ein Medaillon; dieß besteht aus einer goldenen Platte mit einfachem Rand, worauf mit dem Grabstichel eine auf den Künstler und sein Werk eigens verfertigte lateinische Inschrift eingegraben wird. Auch erhalten die Künstler häufige Bestellungen, oder ihre Werke werden nach der Ausstellung von der Regierung, den Behörden, oder begüterten Privat-Personen angekauft, welcher thätige Beyfall des Publicums immer die beste Ermunterung ist. — Daher findet sich auch eine ziemliche Mannigfaltigkeit der historischen Gegenstände, und man behandelt eben sowohl antike Stoffe, als mittelalterliche und moderne.

Besonders zeigt sich eine höchst erfreuliche Vorliebe für vaterländische Gegenstände. Mag es in historischen Stoffen der mittleren und neueren Zeit auch zuweilen schwer seyn, allen höheren Forderungen der Kunst Gnüge zu leisten, so ist doch gewiß, daß große Erinnerungen aus der Geschichte seines Volks den Künstler immer begeistern und seinen gelungenen Werken eine glückliche Wirkung sichern. Fortdauernde Behandlung nationaler Gegenstände erwirbt auch nach und nach der Kunst eine größere Freyheit; regt an, das Gegebene nicht nur zu verarbeiten, sondern es in dem ihm eigenthümlichen Geiste weiter zu bilden, und gerade diese Aufforderung für Phantasie und Erfindung, einen nationalen Kreis ohne Zwang zu beherrschen, ist es, woran es unsrer neuern Kunst am meisten gebricht.

Das unter uns seit Kurzem so ehrenvoll erneuerte Andenken des Johann von Eyck ist nun auch in den Niederlanden Gegenstand der öffentlichen Huldigung geworden. Sein Verdienst einer ganz neuen Umgestaltung der Kunst sowohl im Technischen, als in der Trefflichkeit der Behandlung, wird auch dort anerkannt, und der Bildhauer Caloigne, (wir werden weiter unten auf ihn zurückkommen) der schon 1802 eine Marmorbüste des Joh. v. Eyck verfertigte, arbeitet jezt an einem Monument, welches die Stadt Brügge dem Stifter der neueren Malerey errichten läßt. So finden wir auch den großen Eindruck, welchen Eycks Erfindung auf seine Zeitgenossen bewirkte, in einem historischen Gemälde angedeutet, dessen Umriß zu Anfang der vorliegenden Hefte steht. Es ist von J. Ducq (die Dimensionen sind nicht angegeben): Antonello von

Messina, wie er, begierig, das Geheimniß der Oelmalerey kennen zu lernen, zu Brügge dem Johann van Eyck vorgestellt wird. Johann v. Eyck sizt in seiner Werkstatt vor der Staffeley, an einem Gemälde beschäftigt; Hubert, sein Bruder, führt den jungen Antonello bey ihm ein, welchem einige Diener mit den Geschenken folgen, die er für den berühmten Meister mitgebracht hat. Ein Bankier, dem der italienische Künstler empfohlen ist, begleitet ihn. Im Vordergrund deckt Roger von Brügge, Schüler des Johann v. Eyck, eilig die Farbenkiste zu, da er nicht von dem Besuch unterrichtet ist, und im Hintergrunde sieht man Margareta, die Schwester van Eycks, mit Miniaturmalen beschäftigt. An der Wand hängt das Tempera-Gemälde, durch welches Johann zuerst auf den Gebrauch der Oelfarben geführt wurde. — Bey dem Mangel an Handlung, der in dem gewählten Moment liegt, ist die Composition nicht unglücklich ausgefallen.

Einen ebenso nationalen Gegenstand behandelt das zweyte Bild: Wilhelm I., Prinz von Oranien, wirkt im Jahr 1578 bey Hembyz und den Partey-Häuptern von Gent, den Katholiken, welche gegen den Inhalt der Pacification in Gefangenschaft gehalten werden, die Freyheit aus. — Ein 22 Fuß breites und 18 Fuß hohes figurenreiches Gemälde von van Brée; es wurde der Stadt Gent vom König zum Geschenk gemacht, und soll in einem Saale des Rathhauses aufgestellt werden. Wilhelm von Oranien tritt als Hauptfigur sogleich hervor; er steht fast in der Mitte auf einer Stufe vor dem Tisch, an welchem der wüthende Hembyz und seine Anhänger sitzen. Die Akte in der Rechten, deutet er mit der Linken auf die Gefangenen, die sich unten an den Stufen befinden. Einige vornehme Frauen und Kinder sind flehend niedergekniet; hinter ihnen stehen ruhig ihr Schicksal abwartend die gefangen gehaltenen Geistlichen und Herren. Soldaten mit Trommeln und Fahnen schließen sie ein. — Die um den Tisch sitzenden Parteyhäupter und Schöppen, unter denen Hembyz aufgestanden ist, mit dem Prinzen von Oranien streitend, bilden eine große Gruppe im Gegensatz mit der der Gefangenen; über ihren Häuptern sind Zuschauer auf der Gallerie, und an der Wand sieht man Nischen, worin das Bildniß Philipps II. und Karls V., lezteres abgebrochen und nur durch die Unterschrift erkennbar. Die meisten der vielen hier dargestellten Figuren sind historische in der Geschichte der niederländischen Revolution und noch jezt zum Theil durch ihre Nachkommen wohlbekannte Personen. — In so fern und überhaupt als Darstellung eines merkwürdigen nationalen Ereignisses, und bedeutenden Charakterzugs des edeln Prinzen von Oranien, muß diesem Bild ein unbestrittener Werth an seinem Orte bleiben, und auch als Kunstwerk darf es wohl ehrenvoll genannt werden, wenn die Ausführung eben so gelungen ist als die Composition.

Anders werden die meisten Beschauer über das dritte Blatt nach einem Gemälde von Odevaere urtheilen: Phädra, dem Theseus ihr Verbrechen gestehend, halbe Figuren in Lebensgröße. Theseus steht in der Mitte des Bildes gerade gegen den Beschauer gewandt, und hält mit der Linken die Hand des Theramenes, der ihm eben die Nachricht gebracht, daß Hippolyt am Ufer des Meeres zerrissen liegt. Mit der Rechten hält er sich das Ohr zu, um das Geständniß der nacheben Phädra nicht zu hören, und starrt gerade vor sich hin, ohne auf Aricia zu achten, die sich voll Schmerz an seine Brust wirft. Der kolossale Held, wenn wir auch zugeben, daß der Ausdruck seines Gesichts im Umriß nicht gelungen sey, macht mit diesem Gestus, das Ohr zuhaltend, eine lächerliche Figur. Der Styl erscheint hier hauptsächlich den früheren Davidschen Werken nachgeahmt.

Das vierte Blatt zeigt den Umriß einer von J. Braemt gearbeiteten großen Medaille, welche von der Königlichen Societät der schönen Künste und Literatur zu Gent nach verschiedenen von ihr eingeforderten Entwürfen angegeben, und als Belohnungs-Medaille bey der ersten Industrie-Ausstellung zu Gent vertheilt worden ist. — Auf der Vorderseite sizt Belgia, mit dem Diadem und Wappenschild unter einem Orangenbaum; der geflügelte Genius der Industrie, einen Bienenstock tragend, steht vor ihr, und sie sezt ihm einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Am Sockel sind mehrere Embleme zur Bezeichnung des Ackerbaues, Handels und der Schiffahrt angebracht; die abbreviirten Worte SCALD. und RHEN. auf zwey Urnen geschrieben, deuten auf die natürliche Abtheilung des Königreich durch die Schelde und den Rhein.

Legende: BELGAR. INDUSTRIAE.
Exerge: ARTES. REMUNERATAE.
EX. DECRETO REG.

Da die Industrie-Ausstellungen bey ihrer Wiederholung jedesmal in einer andern Stadt gehalten werden, so kommen auf die Kehrseite der Name der Stadt, die Jahrzahl, und dann der Name des Fabrikanten zu stehen, dem die Medaille zu Theil geworden ist, mit der Angabe seines Wohnorts und Gewerbs.

Fünftes Blatt. Lamoral, Graf von Egmont, kolossale Statue, von Calloigne. — Im Jahr 1804 entdeckte man bey der Wiederherstellung des Hauptaltars in der Kirche von Sottegem in Ostflandern, die Gruft, welche die sterbliche Hülle des Grafen Egmont enthielt, (enthauptet zu Brüssel am 5. Jun. 1568). Die Ausgrabung ward in Gegenwart der Ortsbehörden vorgenommen, ein Protokoll darüber aufgezeigt und Alles wieder in seinen vorigen Zustand gebracht. Einige eifrige Freunde des Vaterlands faßten den schönen Gedanken, dem Andenken dieses heldenmüthigen Schlachtopfers von Alba's Tyranney ein würdiges Denkmal zu setzen. Es ward eine Subscription

eröffnet, und von der Nation aufs ehrenvollste unterstützt. — Hr. Calloigne hat für seine Darstellung den Augenblick gewählt, wo Egmont auf Befehl des Herzogs von Alba der Degen abgefordert wird, und er die merkwürdigen Worte spricht: „Ich habe ihn bisher nur gegen die Feinde des Königs, meines Herrn und Gebieters gezogen.“ Der Held, eine hohe, kraftvolle Figur, steht völlig geharnischt, doch ohne Helm und Handschuhe, welche hinter ihm auf dem Piedestal ruhen; mit der Rechten hat er das Schwert von der Hüfte genommen und stützt es auf den Boden, die Linke legt er aufs Herz, und das Gesicht ist, wie in der Rede begriffen, etwas seitwärts empor gerichtet. Man erkennt einen vollkommen resignirten, seiner Würde und seiner guten Sache sich bewußten Mann. Der Orden des goldenen Vließes hängt ihm über die Brust und über den linken Arm fällt ein Mantel herab. — Diese Statue, 9 Fuß hoch, soll mitten auf dem Platz von Sottegem errichtet werden. Auf dem Piedestal werden Basreliefs angebracht, welche die Siege von Saint-Quentin und von Gravelines darstellen, bey denen man sich jener bekannten Worte des französischen Gesandten erinnert: „Ich sah dieß Haupt fallen, welches zweymal Frankreich zittern machte.“ Ein drittes Basrelief wird die lezte Zusammenkunft Egmonts mit dem Prinzen von Oranien enthalten. — Zu Anfang des zweyten Hefts findet sich eine historische Notiz über den Grafen Egmont.

Ueber die im zweyten und dritten Heft enthaltenen Werke können wir uns kürzer fassen. 6. Narziß sich in der Quelle bespiegelnd, von Odevaere, ist eine verunglückte Figur in französischer Manier. — Darauf folgt 7. ein Prunkbild, Porträt Wilhelms I. Königs der Niederlande, von Paelink; der Monarch ist stehend im Königsmantel dargestellt, die Krone neben ihm liegend, hinter ihm der Thron. — 8. Antigone, von Hemon, Kreons Sohn, den Leichnam ihres Bruders Polynices erbittend, von De Cauwer. Polynices soll eben durch zwey Krieger vom Boden aufgehoben und weggebracht werden. Antigone hält, neben ihm knieend, von einem dritten unterstützt, noch seinen Arm gefaßt, und sieht Kreon an, der zwischen Pflicht und Liebe kämpfend nach vornen steht. Die Gruppirung des Ganzen ist zu loben, aber die beyden Hauptfiguren, Kreon und Antigone, scheinen am wenigsten gelungen. — 9. Die Entdeckung des Kreuzes, Gemälde 15 Fuß hoch und 12 Fuß breit von Paelink. Nach der Legende ließ die Kaiserin Helena den heidnischen Tempel zerstören, der auf dem heil. Grabe zu Jerusalem erbaut war, und daselbst nachsuchen, bis man die drey Kreuze fand, von denen man wußte, daß eines das wahre sey. Um lezteres zu erkennen, ließ der heil. Makarius dieselben zu einer seit langer Zeit Kranken, vornehmen Frau bringen, und die Sterbende fühlte sich plötzlich gesund, als sie das wahre Kreuz berührt hatte. — Der Künstler hat diesen Vorgang ins Vestibulum des Pallastes der Kaiserin verlegt, und dadurch einen reichen architektonischen Hintergrund gewonnen. Die Kranke in der Mitte hat eben das ihr vorgehaltene Kreuz berührt und richtet sich vom Polster auf, neben ihr kniet Gott preisend die Kaiserin, und der heilige Patriarch hebt fromm die Hände zum Himmel empor. Um das Bette der Kranken sind ihr Gatte und ihre Kinder versammelt, im Hintergrund viele Zuschauer voll Staunen und Andacht. Das Ganze ist großartig genommen und größtentheils gut gruppirt. — 10. Die Krönung Carls des Großen von Odevaere, eine Nachahmung des Raphaelschen Gemäldes im vierten Zimmer der Stanzen, dessen Anordnung dem Künstler zur Richtschnur gedient hat.

Drittes Heft. 11. Der Besuch Sr. K. H. des Prinzen von Oranien in der Spinnerey des Hrn. Roseel, von Van Huffel. Ein undankbarer Gegenstand! Der Prinz hat sich eine in der Manufaktur verfertigte Schärpe anlegen lassen und reicht eine andere seinem General. Um den Vordergrund auszufüllen, da das Gefolge zurückstehen mußte, hat der Maler dienende Mädchen und sich selbst zeichnend angebracht. — 12. Bildniß des Prinzen Ernst von Hessen-Philippsthal, von P. Groenia. Der Prinz, dem das eine Bein abgeschossen ist, steht auf die Krücke gestützt, in Kosaken-Uniform und Pelz bey einem Wachtfeuer. Im Hintergrund bringt ein Kosak sein Pferd und andere machen sich zum Aufbruch bereit. — 13. Das im vorigen Jahr gekrönte Gemälde: die schöne Anthia, wie sie in den Tempel der Diana zu Ephesus geht, von Paelink. Die ganze Aufgabe war, wie es scheint, blos auf Darstellung schöner jugendlicher Figuren berechnet, und wirklich bietet auch Hrn. P.'s Bild gar keine Handlung dar. Anthia, an der Spitze ihrer Gefährten vorschreitend, hochaufgeschürzt, den Bogen in der Hand und von Jagdhunden begleitet, hält etwas zu zierlich mit zwey Fingern die fliegenden Locken von der Schulter weg. Das Myrthenstreuende Mädchen, das da vor ihr kniet, scheint uns auch weniger gelungen, als die jüngeren hinter ihm, welche Kränze halten. — Den Beschluß macht 14. Eucharis und Telemach, Kniestück von David. Unstreitig das anziehendste Bild in der ganzen Sammlung. Es befand sich zwar nicht auf der großen Ausstellung zu Gent, sondern ward, auf Bitten der Société der schönen Künste von David zwey Monate lang auf dem Rathhaus ausgestellt, unter der Bedingung, daß der Ertrag zu einer wohlthätigen Stiftung verwendet werde. David ist Ehrenmitglied der Société, und sie beschenkte ihn, als er sich einige Zeit in Gent aufhielt, mit einem goldenen Medaillon, das auf der einen Seite den Umriß des Bildes, von der Stadt Gent gekrönt zeigte, auf der andern die Inschrift: Hospiti grato hospites ei ipsi gratissimi. Der Erklärer der vorliegenden Hefte bekennt selbst, daß die belgische Kunst David sehr viel verdanke, und daß sein Name sich in ihre Geschichte

verwebt habe, sowohl durch die Schüler, die er gezogen, als durch die zahlreichen Gemälde, die er selbst während seines Aufenthaltes in den Niederlanden ausgeführt. — Das gegenwärtige Bild scheint uns die empfangenen Huldigungen in vollem Maße zu verdienen, es ist eine höchst ausdrucksvolle und anmuthige Darstellung eines schönen Moments. Eucharis und Telemach hatten sich ohne Mentors und der Kalypso Wissen einer heftigen, doch reinen Leidenschaft hingegeben. Da kam der Augenblick des Scheidens. Telemach hatte die Geliebte schon in seine Arme geschlossen, ihr Lebewohl gesagt, und wollte sich erheben, um die Grotte zu verlassen; da schlingt die schöne Geliebte, nicht stark genug, den Abschied zu ertragen, noch einmal die Arme um seinen Hals. Sie hat ihn zu sich niedergezogen und ihr Antlitz ruht voll Liebes-Schmerz auf seiner Schulter. Telemach hat nicht den Muth, sie anzublicken, er fühlt, daß er sein Glück verlassen müsse, und sitzt trauernd halb abgewandt, schon mit der einen Hand den Jagdspieß haltend, während sein Jagdhund ihn zum Aufbruch zu ermuntern scheint. — Dieß schöne Bild ist vom Grafen von Schönborn-Wiesentheid für seine neue Gallerie zu Reichardtshausen am Rhein angekauft worden. Eine Beschreibung desselben, in einer Sitzung der Societät der schönen Künste zu Gent vorgelesen, ist in die Annales Belgiques aufgenommen und auf Befehl der Societät auch einzeln abgedruckt. (Gand, chez J. N. Houdin 1818.) S.

Die Thüren zu Nowogorod.

Aus älteren Schriften und neuerlich aus Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland, Bd. II. 166. war es bekannt, daß sich in Nowogorod an der Sophienkirche merkwürdige metallene Thüren befinden, Denkmäler des elften Jahrhunderts (wie man annimmt) in Magdeburg gegossen, wichtig sowohl durch den Ort, wo sie sich befinden, als auch durch den Ort, wo sie gefertigt sind. Höchst bedeutend muß es daher seyn, nähere Nachricht über die bildlichen Darstellungen auf denselben und den Werth der Kunstarbeit zu erhalten, wo möglich aber auch Zeichnungen des Ganzen und Einzelnen zu sehen.

Alles dieß Gewünschte haben wir noch in diesem Jahre zu gewärtigen und zwar auf die umsichtigste und gelehrteste Weise, von einem Manne, dem schon so viele Theile der Literatur eine Bereicherung verdanken, von dem Russisch Kaiserlichen Staatsrath Herrn Friedrich Adelung zu Petersburg. Wenn ich hier, aus Briefen desselben, Einiges vorläufig mittheile, hoffe ich die Verzeihung desselben zu erhalten. Die Freunde der Kunstgeschichte werden die Wichtigkeit dieses Werkes völlig zu würdigen wissen.

Herr Staatsrath Adelung theilte in der von ihm herausgegebenen, so überaus wichtigen Lebensbeschreibung v. Herbstein's S. 445 einige merkwürdige Nachrichten über diese Thüren mit, und erwähnte dabey zugleich der silbernen Thüren, die aus Sigtuna ebenfalls dorthin gekommen sind. Alles dieses machte von neuem auf dieses wichtige Kunstwerk aufmerksam und der unermüdliche Forscher und Beförderer der Russischen Geschichte, der mit wahrhaft fürstlicher Freygebigkeit Alles, was wissenschaftlichen Geist athmet und die Künste belebt, unterstützt, der Herr Reichskanzler Graf von Romanzoff, bewog den Hrn. Adelung, eine Arbeit über dieses Werk zu unternehmen und verschaffte ihm die genauesten Zeichnungen desselben.

Die Arbeit rückte rasch vor und war schon im Anfange dieses Jahres weit gediehen, so daß das Ganze einen Band von 16 — 18 Bogen füllen und vielleicht schon im Herbste dieses Jahres erscheinen wird. Das Werk wird außer der ausführlichen Beschreibung des Kunstwerks noch etwas über die Geschichte und die Nachrichten davon, so wie in der Einleitung mehreres über die Kunstgeschichte Rußlands überhaupt, ein noch so sehr unbebautes Feld, enthalten. Die Thüren werden in Kupfer gestochen und außerdem wird noch ein jedes einzelnes Feld derselben in Steindruck gegeben und auch die Inschriften werden besonders geliefert. Den Beschluß wird ein Aufsatz über die silbernen Thüren machen, die aus Sigtuna als Siegesbeute entführt und ebenfalls in der Sophienkirche zu Nowogorod befindlich sind.

Eine der Steindrucktafeln, welche mir gütigst mitgetheilt worden, liegt vor mir und ist überaus merkwürdig; sie zeigt Christus am Kreuze, oder vielmehr vor seinem Kreuze (dessen Fuß fehlt), mit gleichen Füßen, zwischen Maria und Johannes stehend. Die linke Hand ist am Kreuze befestigt, aber die rechte hat er abgenommen und sie, eine liebliche, mir noch nie vorgekommene Darstellung, beruhigend und tröstend, in die Hand der klagenden Mutter gelegt. Engel und Verzierungen sind sehr merkwürdig.

Nicht minder bedeutsam sind die drey kleinen Bilder, von denen ich auch Abzeichnungen der Güte des Herrn Staatsraths Adelung verdanke, welche die Abbildungen der drey Werkkünstler zeigen, welche die Thüren fertigten. Alle drey sind baarhaupt, jeder mit einem Schurz umkleidet. Riquin hat eine Gießkelle in der linken, eine Wage in der rechten; Abraham hat einen Hammer in der rechten, eine Gießkelle in der linken; Waismut eine Gießkelle mit beyden Händen gefaßt.

Noch ist eine merkwürdige Gestalt unter andern darauf, einen Krieger vorstellend, die rechte Hand an den Griff eines Dolches gelegt, mit der linken den Knopf des Schwertes haltend. Die Ueberschrift glaube ich Igere, Igor, lesen zu dürfen, und so wäre dieß Bild eine Darstellung jenes berühmten Fürsten der ältesten Russischen Zeit. Es kann indessen diese Auslegung zweifelhaft erscheinen (indem auch Ibere gelesen werden kann) da, wie mir Hr. St.R. Adelung schreibt, auf den Thüren sonst durchaus keine Gestalt vorkommt, welche den geringsten Bezug auf die Geschichte Rußlands hätte. Büsching.

Nro. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Juli 1821.

O! unglückliches Volk, von einem unrechtmäßigen Tyrannen mit blutigem Zepter beherrscht! wann wirst du deine glücklichen Tage wieder sehen?

Shakspeare.

An die Griechen.

Jezt oder nie! — Des Schicksals Würfel liegen;
Jezt gilt es, sterben oder siegen;
Euch ruft das Vaterland.
Ergreift die Waffen, Söhne der Hellenen!
Ein schöner Sieg wird Eure Thaten krönen,
Des Nachruhms Unterpfand.

Jezt oder nie — zerbrecht die Sklavenketten!
Setzt alles dran, die Freyheit Euch zu retten,
Des Lebens höchstes Gut.
Hoch aufgelodert sind der Rache Flammen,
Sie schlagen über Mahmuds Thron zusammen,
Löscht sie mit Türken-Blut.

Jezt oder nie — bekämpft die Räuberhorden,
Die Euer Leben, Eure Freyheit morden
In roher Tyranney.
Greift zu dem Handschar, zu dem krummen Schwerde,
Vertilgt den Feind, und macht die griech'sche Erde
Mit Eurem Blute frey.

Jezt oder nie! — Die Geister Eurer Ahnen,
Der Sieger Marathons umschweben Eure Fahnen
In diesem heil'gen Krieg.
Seht ihrer Thaten ew'ge stumme Zeugen,
Wo bey Termopylä die Felsen steigen,
Sie rufen Euch zum Sieg.

Fluch! wer das Joch verweichlichter Despoten,
Die Schmach entwürdigter Heloten
Noch länger sklavisch trägt.
Ermannet Euch! Das Glück ist hold den Kühnen,
Des Schicksals Zorn kann hoher Muth entsühnen,
Der Euch im Busen schlägt.

Löscht das Gedächtniß aus der langen Schande!
Das Volk steht auf, zerreißend seine Bande,
Und keiner bleibt zurück.
Für seine Laren kämpft der Parginote,
Für Ahnenruhm und Freyheit der Mainote
Im Herzen Rache, Tod im Blick.

Des Schlachtrufs harren kühne Streitgenossen,
Wo Hydra's Fels von Wellen rings umflossen,
Die tausend Häupter hebt. —
Der Ruf ertönt — die Anker sind gelichtet —
In froher Hast die Segel aufgerichtet,
Vom Windeshauch belebt;

Sie schwellen an, des Meeres weite Bahnen
Durchfliegt der Schiffer, trotzend den Orkanen
Auf leichtgebautem Kiel.
Nie beugt sein Sinn sich knechtisch dem Gebieter,
Die Freyheit ist das höchste seiner Güter,
Gefahr sein liebstes Spiel.

Aus Suli's Bergen stürmen wilde Krieger;
Da wird das Weib zum Mann, der Mann zum Tieger
Am Tag der Türkenschlacht. —
Wo nordwärts über fruchtbedeckte Auen
Olympos Gipfel fernhin ragend schauen,
In schneebedeckter Pracht,

Wo Palmen weh'n in Joniens milden Lüften,
Die Eiche rauscht in Hämus finstern Klüften,
Wo an der Felsen Rand
Der Servier Adlern gleich in Wäldern nistet,
In Höhlen der Bulgar sein Daseyn fristet,
Bis an des Isters Strand.

Ja drüben, wo am Fuße der Karpathen
Die Eb'nen ſich vom Lande der Sarmaten
Bis an den Pontus ziehn,
Ertönet Schwertklang, Schlachtgeſänge ſchallen,
Der Halbmond ſtürzt, die feſten Schlöſſer fallen
Und die Tyrannen flieh'n.

Wie losgeriſſen durch der Stürme Weben,
Die Schneewand reißt von der Alpen Höhen
Mit donnergleichem Schall;
Im Rollen wächst, fortreißend Fels und Wälder,
Zum Bergſturz wird, der Dörfer, Menſchen, Felder,
Begräbt in ſeinem Fall;

So Eure That — in immer weitern Kreiſen,
Wird ſie die Kraft von Hellas nach ſich reißen,
Und ſtürzen auf den Feind.
Wenn ſeine Reihen dann zerſchmettert liegen,
Wird Euer Ruhm von Mund zu Munde fliegen,
So weit die Sonne ſcheint.

Auf Stambuls Wälle pflanzt das Glaubenszeichen!
Der Halbmond muß dem Kreuze weichen,
Dem Griechen der Barbar,
Und wären ihrer auch wie Sand am Meere,
Euch bleibt der Sieg, Gott iſt mit Eurem Heere,
Drum muthig, tapfre Schaar!

Es kommt der Tag, wo in des Oelbaums Schatten
Die Waffen ruh'n, ſich Fried und Eintracht gatten
Im neuen Griechenland,
Die Kräfte, die jetzt wild nach außen walten,
Zu Segnungen des Friedens ſich entfalten
Im innigen Verband.

Dann oder nie — bringt jene Zeit uns wieder,
Wo Hellas durch den Zauber ſeiner Lieder,
Dem Leben neue Reize lieh,
In jeder hohen Kunſt der Grieche glänzte,
Wo jeder Lorbeer ſeine Schläfe kränzte,
Und alles Herrliche gedieh.

G

Familienzwiſt.

(Fortſetzung.)

Seit Frank Europa verließ, waren nun zwanzig Jahre vergangen, ſeine Erfahrungen waren ihm — wie es thätig im Leben fortſchreitenden Menſchen nothwendig geben muß, bis eine ihnen analoge Gegenwart ſie wieder, als ſelbſt erlebt, ihnen ins Gedächtniß ruft — waren ihm zu hiſtoriſchen Thatſachen geworden und er wollte ſie zu Grundſätzen benutzen. Wankelmuth und Leichtſinn hatten ihn zu Fehltritten verleitet, heftige Leidenſchaften hatten ihn zu Irrthümern verführt, er wollte deßhalb der Vernunft die Herrſchaft nie mehr entziehen laſſen. Antonie war eines der weiblichen Weſen, die jede gute Regung zur Pflicht ſtempeln, und ſich damit aller freyen Bewegung im Reiche des ſittlich Schönen berauben. Das Rechtthun behandeln ſie wie eine Tagesarbeit, und ihr Bewußtſeyn richtet ihre guten Thaten immer als Trophäe auf. Sie ſehen deßhalb auch das ganze Leben für eine Geſetzes-Erfüllung an, und fühlen jedes ihnen gethane, wirkliche oder eingebildete Unrecht wie ein Märtyrerthum, für das ſie unbedenklich eine himmliſche Krone in Anſpruch nehmen würden, wenn die Demuth nicht wieder eine Pflicht wäre. Solche Geſchöpfe kommen nie zu Athem, ſtets überzeugt, ſich für andre und der Pflicht gemäß abzumühen, und im Grund nur der Selbſtſucht nachgehend, weil ſie die Tugend zur Selbſtſucht gemacht haben, erſtirbt noch die lezte weiche Faſer ihres Herzens in dem Anblick des Erſtaunens, das ihre eiſige Nähe verbreitet, und von ihnen als Undankbarkeit gefühlt wird. Ein Mann von Heinrichs Phantaſie und Reizbarkeit, ließ ihn nie zum Menſchenkenner werden, ihm erſchien Antonie lange eine in Hingebung lebende Gattinn, welches ſie ihm auch war, und er hatte nicht Zeit, über die Entdeckung, daß ſie keine geiſtreiche Freundinn war, nachzugrübeln, da in den erſten Jahren ſeiner Ehe ſein Schwiegervater, deſſen Haus die pflichterfüllte Tochter nicht hatte verlaſſen wollen, ſeine häusliche Geſellſchaft theilte, und nach deſſen Tode, Dina, die einzige Frucht ſeiner Ehe, eben ins zehnte Jahr getreten, deren Geiſtesbildung er nun allein übernommen hatte, ihn während der wenigen Stunden, die ihm ſein Beruf zum Familienleben übrig ließ, Beſchäftigung genug gab. Er war, wie er in dieſem Alter des Mädchens Bildung übernahm erſtaunt, ſchon einen ſo beſtimmten Charakter bey ihr zu finden. Eltern fallen ſehr gewöhnlich in den Irrthum, zu glauben, das Kind warte, bis ſie ihre Erziehung beginnen. Heinrich hatte überſehen, was der Mutter praktiſches Leben, und des Vaters Geſpräche auf das kluge Kind, das als einziges ſich früh an das gefährliche Zuhören bey den Geſprächen Aelterer gewöhnte, hervorgebracht haben müßte. Der Mutter ſtete Hinweiſung auf die dürre Pflicht, lehrte ihr Eigenſinn, des Vaters Geſpräche Freyheit in jeder Anſicht des Lebens — ſo fand der Vater, daß Dina im zehnten Jahre ſchon ſehr beſtimmt wollte, und oft ſehr wunderliche Dinge. Dieſe Entdeckung freute ihn. Er hatte ſich überzeugt, daß ihn dieſe Denkart eben ſo gut gerettet, wie ins Verderben geſtürzt hatte, um aber Vortheile von ihr zu ziehen, mußte er Dinas Verſtand aufklären, ihr früh eine richtige Anſicht des praktiſchen Lebens geben. Dina bildete ſich ſehr günſtig aus, ſie ward des Vaters Geſellſchafterinn, ja ſeine Freundinn; ſtatt kindlicher Unterwürfigkeit bildete ſich eine exaltirte Verehrung für ihren Vater in ihr aus, die ihre Ergebenheit zum Erzeugniß ihrer Erkenntniß und freyen Willkür machte. Ihrer Mutter kam das unheimlich vor. Sie wuſſte ihres Mannes kräftigen Einfluß auf Dina kein Gegengewicht zu geben als ihr Beyſpiel, und ſo übertrieb ſie ihren Pflichteifer und ihre Pflichtäußerung, und ſuchte jedesmal, wenn der Vater das junge Mädchen durch einen großen Gedanken in das All fortrückte, ſie durch eine kleine Pflicht an den Augenblick zu binden. Dina gehorchte ohne

Widerrede, aber ihr Gehorsam ward, ohne daß sie darüber gegrübelt hätte, bald eine reine Verstandessache. Sie übersah die Mutter, und befriedigte sie, weil die Ordnung im Hause das zum Geratbensten machte. Ohne Erklärung und Abrede hatte Heinrich für seine Frau denselben Gesichtspunkt gefaßt, diese glaubte sich ungestört in ihrem Einfluß, und tadelte in ihrem Herzen die Willkür des Gedankens, die ihr Gatte seiner Dina gestattete, fühlte sich aber doch geschmeichelt, so eine geistvolle Tochter zu besitzen. Dina war sechszehn Jahr alt, wie ihre Mutter starb. Mit Zuversicht konnte Heinrich ihr die Wirthschaft übergeben, aber unaussprechlich wehmüthig blickte er in das Grab seines Weibes. Während ihrer Krankheit — es war ein schnell überhandnehmendes Brustübel — schienen sich die starren Ansichten des Lebens wie Fruchthülsen von ihrem Herzen zu lösen, was sie pflichtmäßiges gethan, schien ihr immer geringer und freute sie doch immer mehr, und was ihr nicht gelungen, bat sie so liebevoll den Ihrigen ab! Die nahende Sonne der Ewigkeit reifte den Kern ihres Herzens so wohlthätig, daß Sterben, und rücksichtlos, rein und beglückend Lieben, für sie Eins ward. Heinrich hätte gewünscht, Dina wäre durch der Mutter Tod mehr erschüttert worden. Daran mahnen wollte er sie nicht, aber es vermochte ihn, mehr von der Verewigten zu sprechen, als er, wäre Dina betrübter gewesen, gethan hätte. Dina widerlegte seine zärtlichen Klagen mit Vernunft-Gründen und der Vater erklärte sich diese Erscheinung durch die Sprödigkeit, welche starken Charakteren vor der Erfahrungsreife eigen ist. Dina führte den Haushalt im Sinn der Mutter fort, mit Ordnung und Thätigkeit, aber als ganz untergeordnetes Interesse, dem man sich wie einer Naturnothwendigkeit beugt, ohne es zu achten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das heutige Athen.

Athen, wo einst die Künste und Wissenschaften auf der höchsten Stufe standen, und sich von da aus über ganz Europa verbreiteten, verdient gewiß die ausgezeichnete Aufmerksamkeit der Nachwelt; und da überdieß gerade jezt die politischen Begebenheiten in Griechenland die Theilnahme Aller in Anspruch nehmen, so wird eine kurze Beschreibung der Hauptstadt dieses Landes in ihrem jetzigen Zustande nicht zur unrechten Zeit seyn. Ich glaube dem Publikum um so mehr einen angenehmen Dienst zu erzeigen, weil besonders in Deutschland noch sehr Wenige genau darüber unterrichtet sind, und sich gewöhnlich die Größe der heutigen Stadt, und die Anzahl der dortigen Denkmale zu gering vorstellen.

Man sucht freylich vergebens die gebildeten freyen Griechen: der muhamedanische Despotismus hat die einst Gebildeten in die größte Unwissenheit gestürzt, und auf ihren Saatfeldern tummelt jezt der übermüthige Türke sein Roß. Man sucht vergebens die unendliche Menge der herrlichen Tempel und Statuen, die zu Pericles Zeiten die Stadt und Umgegend schmückten; von allen diesen Schätzen ist vielleicht kaum der tausendste Theil den Verwüstungen und Plünderungen der Barbaren entronnen. Doch bin ich überzeugt, trotz all den Stürmen, die seit 2000 Jahren fast unaufhörlich über Attica ergangen, wird gewiß niemand Athen sehen, ohne von der unerwarteten Anzahl der zum Theil noch so gut erhaltenen Monumente überrascht zu seyn; und noch weniger es verlassen, ohne vollkommen befriedigt, ohne entzückt zu seyn über die grandiose Gegend und den reinen griechischen Himmel.

Den Tag, als ich nach einer langen beschwerlichen Reise endlich zu Athen anlangte (es war der 18te Dezember 1818), halte ich für den glücklichsten, die Zeit meines dortigen Aufenthalts für die genußreichste meines Lebens. Ein heiliger Schauer ergriff mich, als ich von Korinth her kommend zuerst die ehrwürdige Acropolis erblickte, mich der Küste von Attica immer mehr näherte, und endlich in den Piräus, den Hafen meiner Wünsche einlief.

Ich bitte meine Leser, hier mit mir ans Land zu steigen, und so will ich Sie dann, als Cicerone, an den Herrlichkeiten Athens schnell vorüberführen.

Athen hatte bekanntlich drey Häfen: Piräus, Munychia und Phalerus. Ersterer ist sehr geräumig, und selbst noch jezt ziemlich besucht; lezlere sind ganz klein, und für unsere heutigen Schiffe unbrauchbar. An vielen Orten sieht man noch die Fundamente der ehemaligen Einfassungen und viel altes Gemäuer, Rudera der piräischen Vorstadt. Die sogenannten langen Mauern zogen sich nordöstlich nach der Stadt, welche zwey Stunden vom Piräus und eine Stunde vom Phalerus entfernt ist. Der Weg dahin führt größtentheils auf den hier und da noch sichtbaren Fundamenten der nördlichen langen Mauer fort, und durchschneidet in schräger Richtung die Ebenen, welche sich vom Meere bis weit jenseits der Stadt hinaufzieht, und westlich durch eine hohe Gebirgskette begrenzt wird.

Wenn wir vor die weitläuftigen Olivenpflanzungen, Weingärten und Felder, womit diese Ebene bedeckt ist, hinausgekommen sind; so haben wir die Acropolis mit dem Minerventempel schon ganz nahe; von der Stadt aber sehen wir noch nichts; sie wird eben durch die Acropolis und mehrere Hügel nach der Seeseite zu verdeckt. Um so überraschender ist der Anblick, wenn wir um den lezten Hügel beugen, und mit einem Male Athen in seiner ganzen Ausdehnung erblicken.

Lassen Sie uns einen Augenblick bey diesem imposanten Bilde verweilen. — Ganz nahe, doch schon innerhalb der Stadtmauern, lacht uns der schön erhaltene Thesenstempel entgegen. Hinter demselben erhebt sich die Acro-

polis, in deren Mitte der majestätische Minerventempel, und nördlich von demselben der kleine Tempel der Minerva Polias mit dem Erechtheum über die türkischen Mauern hervorragen. Von den Propyläen, welche die westliche, uns zugekehrte Seite der Burg einnehmen, zeigt sich gerade der nördliche, am besten erhaltene Flügel; und unter demselben erkennt man die ganz alten Substructionen. Neben in der Felsenwand ist die Höhle des Pan und Apollo; und gerade vor den Propyläen ist der Felsenvorsprung, worauf ehemals das Gericht des Areopagus gehalten wurde. Zu unserer Linken haben wir die kegelförmige Spitze des Anchesmus; und von der Acropolis bis zu dieser schließt den Hintergrund der bienenreiche Hymettus, dessen sanfte Linien und grüne kräuterreiche Abhänge einen wohlthätigen Kontrast mit den nackten, schroffen Felsenwänden der Acropolis und des Anchesmus machen. Die Stadt zieht sich am nördlichen Abhange der Acropolis hin, und nimmt einen Theil der Fläche gegen den Anchesmus ein. Einen starken Gegensatz mit den prachtvollen Marmordenkmalen der Vorzeit machen die kleinen hölzernen Häuser, und besonders die Moscheen mit ihren Kuppeln und Minarets; und zeigen dem Fremden in einem Blicke den Unterschied der ehemaligen und jetzigen Bewohner Athens. Die Palmen und Cypressen, welche hier und da über die Häuser hinausragen, sind eine angenehme Erscheinung, weil es die einzigen Bäume sind, die das Auge hier erblickt, den Oelwald hat man im Rücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. Juni.

Man zeigte mir neulich in der Kupferstich-Gallerie der königlichen Bibliothek einen Kupferstich, den man so eben für eine Summe von tausend Franken angekauft hatte, und der nicht größer ist, als die Banknote, wofür sie angekauft ist. Aber es ist ein seltnes Stück aus den ersten Zeiten der Kupferstichkunst, und von einem unbekannten Meister, dessen Monogramm A. S. ist; einige haben hieraus Andreas Schön, einen Bruder des berühmten Martin Schön gemacht, allein diese Vermuthung ruht auf keinem sichern Grunde. Die königliche Kupferstichsammlung ist ungeheuer reich an vortrefflichen oder seltnen Stücken, und wird mit jedem Jahre reicher. Außer allen in Frankreich erscheinenden Kupferstichen, wovon ein Exemplar an die Sammlung abgeliefert werden muß, kauft sie auch gelegentlich die ihr fehlenden Stücke älterer Meister an, und schreitet so unaufhörlich ihrer Vollständigkeit näher. Hr. Millin hatte eine beträchtliche Sammlung topographischer Kupferstiche hinterlassen, die er großentheils aus Italien mitgebracht hatte, und die sich auch fast alle auf Italien bezogen. Bey der Versteigerung seiner Kunstsammlungen wurde dieselbe von einem Spekulanten (einem Engländer, wie ich glaube) angekauft; dieser suchte eine beträchtliche Menge von Kupfern heraus, und verkaufte dann das Uebrige an die königliche Bibliothek. Es ist Schade, daß diese für Italien besonders merkwürdige Sammlung nicht beysammen geblieben ist. Freylich besaß die königliche Bibliothek schon manche Stücke, die in derselben vorkamen. Vortrefflich ist die königliche Gallerie in Ordnung, und kann mit dem geringsten Zeitaufwande zu Rathe gezogen werden. Portraite. Prospekte. Landcharten, Pläne, alles ist nach Zeiten, Gegenden oder Meistern geordnet, und findet sich in Bänden zusammen. Es ist zu bedauern, daß nie ein allgemeiner Katalog über diese so reichhaltige und bequem geordnete Sammlung erschienen ist. Außer einem vor zwey Jahren erschienenen Handweiser zu dieser Gallerie ist bisher kein Werk darüber herausgekommen. Die Ober-Aufseher wollen sich nicht die Mühe geben, eine Arbeit dieser Art zu unternehmen, und ihre Untergeordneten wagen es nicht, weil sie dadurch ihren Obern mißfallen würden, für welche freylich die Arbeit der Untergebenen zum Vorwurfe ihrer Trägheit gereichen würde. Einer eignen Anstalt in Paris muß ich bey Gelegenheit der Kupferstiche erwähnen, deren Daseyn wohl Wenigen im Auslande bekannt seyn möchte. Diese Anstalt ist eine ungeheure Niederlage von Kupferplatten, die ein gewisser Hr. Jean besitzt, der von der Kunst nicht mehr versteht, als der Lehrjunge, welcher die Kupferplatten schwärzt, aber aus derselben vortrefflich Nutzen zu ziehen weiß. In das Magazin dieses Jean gerathen Kupferplatten aller Gattungen, es ist eine Art von Schlund, worin die sämmtlichen ältern, guten und schlechten Produkte der Kupferstecher verschlungen werden. Es sollen sich gewöhnlich dreyßig bis vierzigtausend Platten in demselben befinden. Tausende sind ganz abgenutzt, und Pfundweise angekauft worden. Aber auch manche lassen sich noch abdrucken, und haben einigen Kunstwerth. Ob sie einen solchen besitzen, davon urtheilt der Hr. Jean auf folgende Weise. Von Zeit zu Zeit nimmt er einige Platten aus seiner ungeheuern Niederlage vor, und läßt einige Abdrücke davon machen, und sendet sie in die Kunstbuden; finden sie Absatz, so fährt er mit dem Abdrucke fort; geht es mit demselben beständig besser, so läßt er so lange drucken, bis auch die Spuren des Grabstichels auf der Platte zu verschwinden anfangen. Finden dagegen die ersten Abdrücke keine Liebhaber, so wird die Platte ins Magazin zurückgesendet, und hernach als altes Kupfer verkauft, oder als Kupferplatte an Kunsthändler abgesetzt. Unter so manchen hundert Versuchen kann es nicht fehlen, daß Hr. Jean zuweilen den Nagel auf den Kopf trifft; daher soll er auch ein reicher Mann seyn. Merkwürdig ist es, daß sich bey ihm nicht allein französische Produkte, sondern auch viele fremde beysammen finden; dieß wird jedoch durch den Umstand begreiflich, daß viele Kupferplatten vom Auslande nach Paris gesandt werden, um hieselbst abgedruckt zu werden; da nun dieses Abdrucken selten auf einmal, sondern allmählig nach dem Bedürfnisse geschieht, so läßt sich vermuthen, daß manche dieser Platten in Paris bleiben, und nach langem Gebrauche, oder nach Absterben der Eigenthümer hier veräußert werden, und in den Schlund des Hrn. Jean gerathen. Die Snyderhoff'sche Platte, den westphälischen Friedenskongreß vorstellend, welche jetzt in Deutschland vorhanden ist und abgedruckt wird, befand sich zuvor in diesem Jeanschen Magazine; aber freylich in einem ziemlich abgenutzten Zustand. Der verstorbene Hr. v. Heim kaufte sie dem Jean ab, und so ist sie nach Deutschland gekommen. Alles zusammen genommen, ist dieser Hr. Jean der Kunst einerseits nützlich, und andererseits schädlich. Nützlich, weil er manche ältere Platte vor dem Verderben schützt, da sie ohne das Daseyn seines Magazins oft aus den Händen unwissender Erben in diejenigen des Kupferschmiedes gerathen würde; schädlich, weil er die Platten guter Meister auf das unbarmherzigste abnutzt, und eine Menge schlechter Abdrücke in Umlauf setzt, welche das Auge der Nichtkenner zuweilen dadurch täuschen, daß sie recht schwarz aussehen, aber deßhalb doch nichts taugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 24. Juli 1821.

Dramatische Dichtkunst.

Die Albaneserin. Trauerspiel in fünf Akten von Müllner. Stuttgart und Tübingen b. Cotta 1820. 155 S. 12.

— — — —

den Vortheil theilen denn auch die besonders gedruckten Kritiken des Buches; davon kann der V. sich aus dem ad I. angezogenen Leich'schen Meßverzeichnisse überzeugen. Daß dort feine Kritik nicht obenan stehet, kommt blos daher, weil Herr Leich sie nicht gekannt hat. Diesem Fehler wird nun das Lit. Bl. wohl abhelfen.

III. Kritik der Albaneserin. Von Dr. Eduard Sommer. Wien b. Gerold 1820. 44 S. gr. 8.

Diese Schrift hab' ich nicht nur gelesen, sondern mir auch gekauft, weil ich sie öfter zu lesen gedenke, und ich rathe dem Verf. von Nr. II., ein Gleiches zu thun. Es ist zwar eigentlich nur eine Theaterkritik, indem der Verf. S. 5. selbst anführt, daß er sie nondum inspectis tabulis geschrieben und in den Druck gegeben habe: er hatte das Stück blos auf dem Theater (nächst der Burg in Wien) gesehen, aber das Manuscript nicht gelesen. Daß dieses Anführen gegründet ist, leidet keinen Zweifel, weil in seiner Darlegung der Fabel Irrthümer vorkommen, in die er nicht hätte verfallen können, wenn ihm die Handschrift offen gestanden hätte. Aber trotz dieser Irrthümer, welche die gedruckte Albaneserin ihm längst benommen haben wird, hat seine Auffassungsgabe meine Bewunderung um so mehr erregt, je deutlicher aus seiner Darstellung hervorgeht, daß die Aufführung, welche er sah, eine im hohen Grade verfehlte war. Er ist einer von den seltenen Theaterkritikern, welche den Dichter unter den Schauspielern und allen ihren Böcken und Pudeln herauszufinden wissen; welche Kenntniß der Kunst und Phantasie genug besitzen, um auch in schlecht gerathener Copie die Hauptzüge des ungekannten Originals zu erkennen. Ja selbst da, wo er sie nicht erkannte, hat er die Lücken bemerkt, und wo er das Mangelnde nicht errathen konnte, hat er wenigstens den Mangel der Darstellung gefühlt. Daher herrscht denn auch in dem Vortrage seines Urtheils eine Vorsicht und eine Bescheidenheit, wie man sie, unter tausend Theaterkritiken avant la lecture, kaum in Einer findet. Dieß Lob aus meinem Munde könnte verdächtig seyn, wenn diese Vorsicht blos auf den Tadel des Stückes sich erstreckte; aber er läßt sie in gleichem Maaße den Darstellenden zu statten kommen, und Ein Mal offenbar auf meine Kosten. Es ist überhaupt der Charakter der Albana, welchen er genommen hat, wie ihn die Schauspielerin gab: miserabel. Und so macht er denn S. 35. der Albana den Vorwurf, „daß sie den grausamen Entschluß Enrico's (Fernando zu tödten) gelassen vernehme." Daß der Wiener Enrico irrte, indem er hier einen Entschluß (statt eines Gedankens im Wahnsinne der Leidenschaft) darstellte, das ist demselben bereits öffentlich nachgewiesen worden. Wenn aber Albana, in Wien, die Ausrufungen des Entsetzens, des Zweifels und des Abscheues, womit sie im Stücke S. 229. die Worte Enrico's begleitet: „Ha!" — „Du rasest Mensch!" und „Abscheulicher!" — wenn sie diese Ausrufungen verpaßt oder so gesprochen hat, daß sie dabey gelassen geschienen; so ist sie eine so offenbare Sünderin gewesen, daß ein Kunstrichter, wie dieser, die Papierne um der Lebendigen willen nicht hätte verdammen sollen. Enrico's Fehlgriff, zumal von einem sonst vorzüglichen Künstler begangen, war schwer zu durchschauen; aber dieser Bock der Albana, wie sehr er auch mit der Gesammtheit ihrer Auffassung der Rolle übereingestimmt haben möchte, hätte durch einen solchen Stoß die Phantasie des Kritikers wohl aus dem Schlummer wecken mögen, in welchen die Darstellung der ganzen Rolle dieselbe eingewiegt (eingeschaukelt) zu haben scheint. Ob hingegen der Irrthum des V., daß er Basil für den Helden des Stückes halten zu müssen glaubt, auf ähnlichen Veranlassungen beruhe, oder auf einem Mißverstande, auf einer falschen Anwendung der so häufig mißverstandenen Worte des Stagpriten, das mag' ich nicht, zu entscheiden. Aber daß es ein Irrthum ist, davon wird der V. sich leicht überzeugen, wenn er sich selbst die Frage vorlegt, ob in Calderons Leben ein Traum Basilio der Held ist, oder Sigismundo?

„Aber warum," könnten meine Leser fragen, „warum wartete denn der Kunstrichter nicht lieber den Druck des Stückes ab, wenn er fühlte, daß die Darstellung ihn irre führen konnte? War es denn nicht besser, wenn er sich zuvor in den Stand sezte, statt mit Vorsicht, mit Sicherheit zu urtheilen?" Hier findet der Ernst der Kritik allerdings eine Blöße an dem Kritiker; aber die unverkennbare Absicht der Schrift deckt sie zur Gnüge. Es

---

für die elegante Welt Nro. 116. Sp. 927. „Albaneser heißen die Bewohner Albaniens. Die Bewohner von Alba heißen aber wohl richtiger Albaner." Die Bewohner Albaniens hat mir lange vor dem Drucke meines Stückes auch der gelehrte Böttiger entgegengesezt; aber ich muß bekennen, daß ich dieselben eben so ungern Albaneser nennen höre, als ich schreiben möchte: Tonguser, Franzoser, Iroteser und Chineser. Ich nenne dieses Volk lieber die Albanesen; lasse mir aber dagegen gern gefallen, daß die Bewohner der Stadt Lion, Lionneser genannt werden. Darum nannte ich die aus der Stadt Albano (vormals Albalonga) gebürtige Frau die Albaneserin, und konnte mich zur Albanerin nicht entschließen, weil ich die Palermitaner niemals hatte Palermer nennen hören. Es schien mir, als ob das laute o am Ende eines Ortsnamens bey dem Anstoße der Bewohner-Endung nicht so ganz elidirt werden dürfte, sondern vielmehr eine Art von Umlaut erforderte. Inzwischen will ich nicht dafür gut seyn, daß ich nicht einmal einen Kunstrichter aus Albano einen Albaner nenne, wenn ich eben Lust habe, ihn auf Weimeraner zu reimen. Die Poeten, wenn sie den Stammwörtern Zöpfe einbinden wollen, brauchen sich ja wohl nicht gerade nach dem oder jenem bestimmten Musterzopfe zu richten. M.

giebt in Wien, wie überall, dramaturgische kleine Kinder, die sich vor einem Mummanz fürchten, den man ihnen Fatum der Alten genannt hat, und von dem sie besorgen, daß er unter dem Mantel der tragischen Muse in das wirkliche Leben sich einschleichen, und ihnen ihre freudige Hoffnung auf den lieben heiligen Christ verkümmern möchte, welcher neben den Würdigen wohl auch den Unwürdigen Aepfel, Nüsse und Marzipan zu spenden pflegt. Diese Kinder schrieen denn auch bey der Erscheinung der Albaneserin in Wien. Herr Dr. Sommer, mit der Kunst der Alten wie mit ihrer philosophischen Weltansicht vertraut, fühlte den Beruf, ihnen bey dieser Gelegenheit über das S. VI. ausgedrückte Thema: „Was würde die „hochbewunderte Weisheit des Alterthums seyn, wenn sie „auf den Ruinen der sittlichen Freyheit ruhte, und ihre „Bekenner mit der Sclavenkette einer unentrinnbaren, „blinden Nothwendigkeit gefesselt hätte?" eine kleine Lection zu geben, und ihnen zu beweisen, daß das Fatum der Alten nichts weniger, als der fürchterliche Mummanz sey, vor dem sie sich fürchten, und welchen sie eben darum leugnen, wie denn überhaupt die Freygeisterey häufig zum Pflaster für schadhafte Gewissen dienen muß. Von dieser Lection ist die vorliegende Schrift das erste Kapitel. Mein Versuch war dem V. nichts, als ein frisches Factum, an welches er geschickt seinen Vortrag als Casualrede anlehnte, und es war mithin sehr zweckmäßig, daß er es gerade so nahm, wie es eben von der Wiener Bühne herab sich gegeben hatte. Hätt' er dabey meinem Werk' auch noch so sehr unrecht gethan, ich könnt' ihm darum nicht grollen: denn seine Lection, trotz der, die früher Blümner den mündigeren Kunstphilosophen gegeben, thut Noth; er ist der Mann, sie auszuführen, und es ist zu wünschen, daß er die erklärte Absicht nicht aufgebe, sie in einem zweyten Kapitel fortzusetzen.

Uebrigens sagt er bey der Gelegenheit über den Unterschied zwischen der Wirkung eines Drama in literarischer, und in theatralisch-plastischer Darstellung sehr viel scharf Gedachtes und fein Empfundenes; und nur darin scheint er zu irren, daß er manches für unüberwindliche Schwierigkeiten der Theaterkunst hält, was blos der Handwerksmäßigkeit beschränkter Schauspieler unerreichbar, und nur einem, durch ihre beklatschte Stümperey verwöhnten Publikum ungenießbar seyn möchte.

Müllner.

Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortsetzung.)

Häusliches Festbuch für gebildete Genossen des heiligen Nachtmahls. Herausgegeben von J. P. Hundeiker. 1r Theil. XII u. 367 S. 2r Th. Mit Musikbeylagen von Schneider, Bach und Hellwig. XII u. 347 S. gr. 8. Leipzig bey Cnobloch. 1821. (beyde Theile 3 Thlr.) Eine Festgabe von seltenem Umfange! Hr. H., der nach der Vorrede in Friedstein bey Dresden sich aufhält, wollte in Einem Buche Alles vereinen, was dem gebildeten Christen, sowol im Kreise der Familie als in der Einsamkeit zur würdigen Feyer des h. Abendmahles förderlich seyn könnte. Darum giebt er nicht blos eigene Arbeiten, sondern nahm auch aus andern Erbauungsbüchern entweder unverändert oder zu seinem Zwecke verarbeitet auf, was ihm passend schien, und nennt sich blos Herausgeber. Außer Hacker's Communionbuch hat er keine Quelle angegeben; Ref. hat aber von Demme, Witschel Arbeiten wörtlich gefunden und ist oft an Reinhard, Horst u. a. beym Lesen erinnert worden. Der erste Theil enthält außer drey einleitenden Stücken S. 1—36 Betrachtungen, Ermunterungen, Bekenntnisse und Gebete am kirchlichen Vorbereitungs- oder Beichttage (22 an der Zahl, S. 37 — 128) und an dem Tage der Abendsmahlsfeyer selbst (36 an der Zahl, S. 131 — 367); der zweyte Theil 12 kürzere Betrachtungen bald nach der Zurückkunft in den häuslichen Kreis (S. 3 — 14), 13 längere für die spätern Stunden des feyerlichen Tages (S. 15 — 55), dann noch 8 Andachten am Morgen und 7 am Abende des Abendmahltages (S. 61 — 105) ferner 2 Zugaben, Stoff zu weiterem Nachdenken über die verschiedenen Deutungen des h. Abendm. (S. 109 — 157) und die gebildete Jungfrau vor dem ersten Nachtmahle (S. 158 — 166), endlich 120 Lieder zur Vorbereitung, am Tage der Feyer und nach derselben (S. 167 — 347). Aus dieser Inhaltsanzeige ergiebt sich, daß Hr. H. seinen Stoff nicht vor der Ausarbeitung seines Buches ganz beysammen gehabt hat; übrigens hat er sein Versprechen erfüllt, die mannigfaltigsten Ansichten zu geben und durch seinen Vortrag zu erwärmen. Nur findet Ref. die biblischen Lehren weniger benutzt und hervorgehoben, daß der Glaube an Christum die Bedingung unsrer Versöhnung mit Gott, und Brod und Wein die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi sey. Das letztere ist wahrscheinlich absichtlich übergangen, weil der Hr. Vf. in der Zugabe das Dogma der Luther'schen Kirche vom Abendmahle geradezu bestreitet. Dieß scheint ein Fehlgriff zu seyn. Es läßt sich ein Erbauungsbuch für die Feyer des h. A. denken, welches das kirchliche Dogma unentschieden läßt, da das h. Mahl, in unzähligen Beziehungen, unabhängig von der Vorstellung, wie Jesus dabey gegenwärtig sey, auf den Geist und das Herz des wahren Christen segnend wirkt; allein dann darf auch nicht ein Versuch durchschimmern, irgend eine der verschiedenen Meinungen geltend machen zu wollen. Wenn übrigens Hr. H. hier behauptet, daß es unter allen Gelehrten aus-

gemacht ſey: die Worte bey der Einſetzung, zu meinem Gedächtniſſe, wären ein Zuſatz Pauli und des Paulners Lukas, ſo gilt dieß nur von einer Partey der Gelehrten. Wäre es aber auch ausgemacht, ſo blieben es doch Chriſti Worte, da Hr. H. ſelbſt die des Paulus: ich habe es vom Herrn empfangen, in einer Betrachtung von einem beſonderen Auftrage Jeſu verſteht. Für die Jungfrauen iſt in dieſem Feſtbuche geſorgt, nicht ſo für die übrigen Verhältniſſe und Lagen des häuslichen Lebens. Man wird ſich wundern über den Reichthum an Liedern; die wenigſten beziehen ſich auf das h. A., die mehreſten auf andere Gegenſtände z. B. mehrere auf Buße, Unſterblichkeit u. a. m. Sie ſind größtentheils ſchon bekannt und nur von Hrn. H. zu ſeinem Zwecke umgearbeitet. Die mehreſten haben durch die Umarbeitung verloren. — **Schatzkäſtlein von hundert und funfzig geiſtreichen Liedern älterer Zeit mit Rückſicht auf beſondere Lagen und Verhältniſſe des Lebens zur häuslichen Erbauung geſammelt von Sam. Chr. Gottfr. Küſter, Königl. Sup. zu Berlin. Berlin bey Enslin. 1821. XVIII u. 270 S. in 12. (16 gr.)** Viele, die von der Welt zu Gott zurückgekehrt ſind, ſuchen aus Urſachen, die hier nicht aufgeführt und geprüft werden können, die Erbauung noch nicht in den Kirchen, ſondern halten ihre Hausandachten. Für dieſe kann, wenigſtens in manchen Gegenden, ein ſolches Geſangbuch Bedürfniß ſeyn, da mehrere Herausgeber kirchlicher Geſangbücher die häuslichen Gottesverehrungen nicht genug berückſichtiget, die eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums übergangen oder in Schatten geſtellt, und die alten kraftvollen Lieder mit großer Willkühr verſtümmelt und durch ſogenannte Verbeſſerungen entkräftet haben. Hr. K. wählte nur ältere Lieder, nicht aus Verachtung der guten neuen, ſondern um, wo möglich, denſelben Ton und Geiſt in der ganzen Sammlung zu erhalten. Wenn dieſe ſchon dadurch empfehlenswerth wird, ſo iſt ſie es noch mehr dadurch, daß ein wahrhaft chriſtlicher Geiſt in derſelben wehet und es faſt keine Lage und kein Verhältniß des täglichen Lebens giebt, auf welches ſie nicht ein oder mehrere erbauliche Lieder darbietet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortſetzung.)

Essais sur la constitution pratique et le parlement, d'Angleterre, par Amedé R . . . Dieſe Schrift enthält viel Gutes und manches Wichtige, beſonders für den Leſer, der, mit der engliſchen Staatsverfaſſung wenig vertraut, zu wiſſen wünſcht, wie die bürgliche Freyheit unverſehrt bewahret werden kann, und wie ſie ſich verlieret. Der Verfaſſer, ein Mann von Geiſt und richtigem Urtheile, hat eine Abhandlung vorangeſchickt, worin er Frankreich mit Großbritannien, und die reiſenden Franzoſen mit den reiſenden Engelländern vergleicht. Bey dieſer Gelegenheit rüget er etwas unſanft die beleidigenden Ausdrücke, in welchen der engliſche Dichter Southey von Frankreich und deſſen Einwohnern ſpricht. Die Abſchnitte, die von der Konſtitution und den Freyheiten Englands, von der Ariſtokratie, vom Oberhauſe, von den Wahlen, von der Geſetzgebung und von den Parlementsgebräuchen handeln, ſind mit ſcharfſinnigen Bemerkungen, mit wichtigen Urkunden und wenig bekannten Thatſachen durchwebt. Man findet in denſelben auch viele Eigenthümlichkeiten über die Perſonen, die in den lezten Zeiten berühmt oder berüchtigt geworden ſind. Das Ganze iſt ſo unterhaltend als unterrichtend. (28 Bogen Druck in 8. Preis 5 Fr. 50 Cent. bey Tournachon-Merlin).

Lettres de Saint-James, seconde partie, concernant l'état présent de l'Europe. Die erſte Sammlung dieſer Briefe zeichnet ſich durch Deutlichkeit, Genauigkeit und Unparteylichkeit aus. Der anonyme Verfaſſer gab in denſelben eine wahre Darſtellung von der gegenwärtigen Lage Engellands; von ſeinen Gefahren, die minder groß ſind als Herr von Pradt ſie verkündiget; von ſeinen Hülfsquellen, deren Unermeßlichkeit Erſtaunen erregen würde, ſobald man die engliſche Regierung nöthigen ſollte, ſie in ihrem vollen Glanze zu entwickeln; von ſeiner Macht, die auf die Vortrefflichkeit ſeiner politiſchen Einrichtung gegründet iſt. Alle dieſe gut abgehandelten Gegenſtände ließen eine ähnliche Fortſetzung erwarten; aber die neuen Briefe ſind bey Weitem das nicht, was die erſten waren. Freylich findet man in denſelben das nämliche Talent des Verfaſſers wieder, den nämlichen Scharfſinn und vielleicht noch mehr Geiſt, als in den erſten; doch iſt die Auseinanderſetzung minder deutlich und einareifend, die zahlreicheren Gegenſtände ſind unförmlich zuſammengehäuft, nicht mit Ordnung an einander gekettet. In erſteren beſchäftigten den Verfaſſer Thatſachen, in der Fortſetzung beſchränkt er ſich auf Muthmaßungen; dort hatte er nur mit Engelland zu thun, hier aber umfaßt ſein Blick ganz Europa; die Tendenz der erſten Briefe war geſchichtlich, von den zweyten iſt ſie politiſch; in jenen endlich las man Bemerkungen, und in dieſen findet man nur Meinungen, wovon einige ſehr gewagt ſcheinen. Unter andern behauptet H. R. der Prozeß der Königin werde unfehlbar die ganze politiſche Lage Engellands verändern. Schwerlich wird ein Engelländer dieſer Meinung beyſtimmen. Demungeachtet darf man den Verfaſſer nicht allgemein der Kurzſichtigkeit beſchuldigen, und wenn er ſich oft irret, ſo hat er dieſen Fehler mit den beſten Publiciſten gemein, die zu weit in die Zukunft hinausblicken wollen. (Octavbändchen. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Paſchoud).

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Juli 1821.

Der Mensch, der hohe Pläne nährte —
Er blickt nach Griechenland, und bräut
Dem Unterdrücker, so geweiht;
Nach Griechenland blickt er, und eilt,
Wo Tod ist, oder Freyheit weilt!

Byron.

Eingemachte Lesefrüchte.

Zwey und dreyßigster Aufsatz.

Neugriechisch.

Da jezt die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf alles dasjenige gespannt ist, was neugriechisch heißt; so werden gewiß auch die Leser des Morgenblatts neugierig seyn, zu vernehmen, wie neugriechische Reime klingen. Damit kann ich dienen.

Die neue Berliner Monatsschrift für Philosophie, Literatur und Kunst, welche seit dem Januar 1821 in Berlin bey Christiani erscheint, enthält im fünften Hefte „Briefe und Gedichte aus Griechenland," worunter sich S. 432. folgende Ode befindet.

Εἰς τὴν Προυσσίαν.

Χαῖρε Προυσσία, γῆ ἀγαθὴ,
ἀνδρῶν γενναίων μήτηρ σεμνὴ,
Χαῖρε Προυσσία, ἡ τῶν Μουσῶν
Ἑλλήνων Φίλη καὶ τῶν καλῶν!
Χαῖρε σοὶ λέγουν νέοι Γραικοὶ,
οἱ τῆς Ἑλλάδος νέοι βλαστοὶ,
Κ' εἰς τῆς Ἑλλάδος τὴν ἀλλαγὴν
σε προσκαλοῦσι μὲ μιὰν Φωνήν.
Σὺ τῶν τυράννων ἐχθρὰ δεινὴ,
καὶ ἐλευθέρων σκέπη πιστὴ,
Βλέψον ἀσμένως, ἂν πίπτῃ νῦν
Τυράννου δοξα, Τούρκου τιμὴ.

Βλέψον ἀσμένως, ὅτ' οἱ Γραικοὶ
ξητοῦν, ποθουσι νέαν ξαὴν.
Ὦ συ Προυσσία καὶ ἡ λοιπὴ
Ἐυρώπη πᾶσα, λαμπρὰ σοφὴ
Τάχυνον, λάβε συμμετοχὴν
εἰς τοῦ θηρίου, ὕδρας τομὴν!
Ἐλευθερίας ἤδη ἠχεῖ,
εἰς τὴν Ἑλλάδα σαλπιγξ καλὴ,
Ἐλευθερίας ἐκ τοῦ ζυγοῦ
Τούρκου, Βαρβάρου, σκληροῦ, ὠμοῦ!

„Ach Gott," hör' ich die Leserinnen ausrufen, „das ist ja griechisch!" Allerdings; aber es ist weder meine noch der Türken Schuld, daß neugriechisch noch immer griechisch ist, und so ziemlich aussieht, wie das Altgriechische. Das soll mich indessen nicht abhalten, den deutschen Frauen begreiflich zu machen, wie es ungefähr klingt, wenn sie mir erlauben wollen, in Betreff der gelehrten Streitfrage: ob die griechischen Schöpse bi, bò oder bá geblöcket haben, mich für die Aussprache der deutschen Schöpse zu erklären, welche bá blöcken. Die Ode klingt nämlich, wenn ich sie lese, ungefähr so:

Chaire Prussia, gà agadà
androhn gennaiohn màtàr semnà,
Chaire Prussia à thon Musohn
Hellànohn philà kai thon kalohn u. s. f.

Da ich die Scanſion darunter geſezt habe; ſo werden ſie bald finden, daß dieß ſehr wohlklingende Verſe ſind. „Aber was ſagen ſie denn?“ Wenn der Ueberſetzung zu trauen wäre, welche die gedachte Berliner Monatsſchrift davon giebt; ſo würden ſie auf deutſch alſo lauten:

„An Preußen.“

„Ich grüße dich, Preußen, du gutes Land! würdige Mutter trefflicher Männer. Ich grüße dich, Preußen, Freundinn der Muſen und alles Schönen. Dich grüßen die jungen Griechen, Hellas jugendlicher Stamm, und rufen dir mit Einer Stimme die Umwandelung Griechenlands zu. Du der Tyrannen gefürchtete Feindinn und der Freyheit feſter Hort. Sieh, ob nun der Ruhm des Tyrannen, der Stolz des Türken ſinkt. Sieh! wie die Griechen ringen, nach einem neuen Leben ſich ſehnend. Du, o Preußen, und du, andres Europa, gerühmt und gebildet, nehmet raſchen Antheil an dem Fall des Ungeheuers, des Drachen. Schon tönet die willkommne Dromete der Freyheit durch Griechenland, der Freyheit aus dem Joche des Tyrannen, des Barbaren, des Dürren, des Rohen.“

Aber das iſt eine ſündliche Ueberſetzung, von der ich kaum begreife, wie der Berliner Cenſor, der doch gewiß griechiſch verſteht, ſie hat durchlaſſen können.

Erſtens iſt ſie ungereimt. Sollen denn die Griechen glauben, wir könnten nicht reimen?

Zweytens iſt es nicht wahr, daß die jungen Griechen Preußen die Umwandlung Griechenlands zurufen, ehe ſie geſchehen iſt. So windbeutelig ſind ſie nicht. Der Ueberſetzer hat im ſiebenten Verſe das Wörtchen εἰς überſehen.

Drittens hat derſelbe zweymal, im 11ten und 13ten Verſe, das Wort ἀαμένας unüberſezt gelaſſen, welches von ἄω, ich ergötze, herkommt.

Viertens hat er aus dem ganzen Europa (Εὐρώπη πᾶσα) das andre Europa gemacht, obwohl in allen Berliner Schulen πᾶς, πᾶσα, πᾶν deklinirt wird.

Fünftens endlich — ja, wo ſoll ich Worte hernehmen, um ihm das Kapitel über den Dürren zu leſen, den er in den lezten Vers der Ode hineingebracht hat? Soll es eine Alliteration ſeyn, daß er die Türken zu Dürren macht? Σκληρός — nun, das Wort mag meinetwegen davon herkommen, wovon es Cornelius Schrevelius ableitet, nämlich von σκέλλω, ich mache trocken; aber in dieſer Urbedeutung paßt es weit weniger auf die meiſt wohlgenährten Türken, als auf die obſtehende Berliner Ueberſetzung. Jeder gebildete Berliner Jude hätte dem Verdeutſcher ſagen können, daß es ein Sprößling des Hebräiſchen kschi (Deuteron. 9, 27.) iſt. Aus der allbekannten Stelle der Apoſtelgeſchichte 26, 14: „Es wird dir ſchwer werden (nicht dürr), wider den Stachel zu lecken,“ hätt' er abnehmen können, daß es noch andere Bedeutungen hat; und die σκληροκαρδία (Hartherzigkeit) bey Matth. 19, 8., ſo wie die σκληρότης (Gefühlloſigkeit) Röm. 2, 5., hätten ihn auf die richtige Ueberſetzung führen ſollen.

Kurz, die Berliner Verdeutſchung iſt ſo gebrechlich, daß ich ſofort ſelbſt eine andere machen würde, wenn ich nur reimen könnte. Zum Glück iſt da aber ein junger Menſch, der bey mir das Handwerk lernt (das Einmachen) und kaum hatt' ich dieſem zu erkennen gegeben, daß ich eine neugriechiſche Leſefrucht gefunden, die, in deutſche Reime eingemacht, den deutſchen Frauen am beſten munden, und beſonders den poetiſch-patriotiſchen Berlinerinnen ſchmecken würde; ſo war er gleich bey der Hand, und reimte, wie folgt:

Höre, Preußen, mich, du Land des Rechts,
Heil'ge Mutter trefflichen Geſchlechts,
Die du liebſt die Muſen der Hellenen,
Hör' mich, Preußen, Freundin alles Schönen.

Grüße ſenden junge Griechen — wir,
Hella's jugendliche Söhne, dir!
Und, um Hellas ſchaffend zu erneu'n,
Laden ſie dich, Eine Stimme, ein.

Furchtbare Tyrannen-Haſſerin,
Du, der Freyheit treue Schützerin,
Freu' des Anblicks dich, ſtürzt endlich um
Des Tyrannen Macht, des Türken Ruhm.
Freu' des Anblicks dich, die Griechen ringen,
Dürſtend, ſich das Leben zu verjüngen.

Du, o Preußen, du Europens Welt,
Leuchtende, von Weisheit aufgehellt,
Säume nicht, theil' unſers Kampfes Noth
Zu des Ungeheur's, der Hydra, Tod!

Freyheit! jubelnd mit Poſaunenton
Hallt durch Griechenlands Gefilde ſchon,
Freyheit aus des wilden Türken Qualen,
Des Unmenſchlichen, des Kannibalen!

Ob ich gleich nicht recht einſehe, warum er Χαῖρε durch höre überſezt hat; ſo bleibt er doch dabey, daß es ſich nicht ſchicke, es durch freue dich zu überſetzen: denn zur Freude ſey noch zur Zeit um ſo weniger Urſache vorhanden, da man nicht wiſſe, ob die Neugriechen durchaus ſo männlich ſich beweiſen würden, wie die Reime der obigen neugriechiſchen Ode. Daß er γῆ ἀγαθή durch Land des Rechts gegeben, das vertheidigte er zwar ſehr ſcharfſinnig: „Gut ſey zu matt, ἀγαθὸς heiße probus, und das ſey ein Land nur in ſoferne, als das Recht darin herrſche.“ Indeſſen iſt mir die Sache doch bedenklich, und ich bin ſehr geneigt, ihm dieſes Grundſatzes wegen ſeinen Abſchied zu geben. Alles andere vertheidigte er damit, daß es nun einmal im Neugriechiſchen ſo heiße, und daß er nichts Unrechtes darin finde, da der neugriechiſche Poet offenbar unter dem Türken nicht die hohe ottomanniſche Pforte, die nach dem Marquis de Champagne völlig legitim iſt, ſondern dasjenige unchriſtliche Volk verſtehe, welches, unſtreitig wider den Willen der hohen Pforte, die unter ihm lebenden, griechiſchen Chriſten auf die

grausamste Weise drücke. Nun das läßt sich hören; aber es ist doch immer eine poetische Freyheit, und da ich kein Poet bin; so halt' ich dieselbe für etwas sehr Entbehrliches. Wenigstens sollt' ich glauben, daß die Welt völlig zufrieden seyn könnte, so lange man ihr diese Freyheit läßt: denn es ist die beste von allen. Mißbrauch kann freylich auch damit getrieben werden; aber es ist dabey weiter keine Gefahr für die menschliche Gesellschaft, als eine Vermehrung der schlechten Verse. Jede andere Freyheit taugt am Ende doch nur für die Vernünftigen, und da diese ohne Unvernünftige fast nirgends beysammen seyn können, so muß sie, die Freyheit, doch zuletzt dürre (σκληρή) werden, welches sie beyden Theilen ziemlich ungenießbar macht.

Doch halt! daß ich nicht etwa den Theologen und Frommen ein Aergerniß gebe. Die poetische Freyheit wäre die beste von allen, hab' ich gesagt? das ist nicht wahr. Es gibt eine bessere, die der Apostel II. Corinth. 3, 17. beschreibt: „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freyheit." Diese verleihe der Herr der Herren uns Allen gnädiglich, Amen!

Das heutige Athen.

(Fortsetzung.)

Das heutige Athen, von den Neugriechen Athinna genannt, zählt 8000 bis 9000 Einwohner, worunter etwa der sechste Theil Türken sind; Juden werden gar keine geduldet. Es steht, wie ganz Attica, unter dem Pascha von Negrogont, und wird zunächst von einem Woywoden regiert. Die zweyte Würde bekleidet der Disthar (Commandant der Akropolis), jedoch ganz unabhängig von ersterem. Die Athenienser genießen manches Vorrecht, und der Türke ist hier viel humaner, als an andern Orten Griechenlands, oder gar in Konstantinopel. Man bemerkt bey den hiesigen Griechen, welche sich nicht wenig darauf einbilden, daß sie ächte Abkömmlinge der alten Athenienser sind, einen gewissen Stolz gegen die übrigen. Auch ist wirklich noch etwas von dem Attischen Salze auf sie übergegangen: sie sind besonders verschlagen und witzig, und sprechen das feinste Griechisch. Ihr Wuchs ist schlank und die Gesichter voll Ausdruck. Musik und Tanz lieben sie sehr. Ueberhaupt muß der Hang zur Munterkeit und Lustigkeit bey den Griechen tief eingewurzelt seyn, weil er sich trotz der schmählichen Sklaverey, worin diese Unglücklichen schon seit Jahrhunderten schmachten, immer noch erhalten hat, und bey der geringsten Gelegenheit auflodert. Einen starken Kontrast dagegen macht das Phlegma und der finstre Ernst der Türken, ihrer Unterdrücker, welche gleich Königen in ihren prächtigen bunten Talaren und Turbanen einherschreiten, oder mit ihrer Pfeife am Kaffehause sitzen, und ganze Tage lang hier der Ruhe, die sie allen Vergnügungen vorziehen, genießen. Die Griechen dürfen nur dunkle, traurige Farben tragen: sie schlagen die Augen nieder, wenn sie einem Türken begegnen, und weichen ihm, der doch in ihrem Lande eigentlich Fremdling ist, demüthig aus. Unglückliches Volk! Dein Schicksal muß jedem, der es kennt, Thränen auspressen!

Athen hat eine sehr gesunde Luft, und ist noch nie von der Pest heimgesucht worden, die schon oft bis vor die Thore gekommen war. An Lebensmitteln aller Art, besonders an Wildprett ist Ueberfluß. Der Oelhandel ist bedeutend: indessen gelten die Besuche der wenigen Fremden, welche man hier antrifft, mehr den Alterthümern, als dem Handel. Doch wohnen mehrere Konsuln hier, und der Fremde findet besonders beym Oesterreichischen und Französischen die freundschaftlichste Aufnahme. Die Türken haben fünf Moscheen, und die Griechen viele Kirchen und Kapellchen, welche meist sehr klein und allenthalben in der Umgegend zerstreut sind. In ganz neuern Zeiten wurde die Stadt wegen der häufigen Räubereyen der Albanesen mit einer leichten Mauer umgeben, und die Thore werden des Nachts jedesmal geschlossen.

Die Landschaft Attica zählte ehemals 174 Dörfer, worunter viele Städte waren; jetzt hat sie 47, worunter theils bloße Höfe sind: und eben so groß ist der Unterschied zwischen ehemals und jetzt bey der Hauptstadt selbst. Das alte Athen zur Zeit seiner höchsten Blüthe umgab nicht allein die Acropolis von allen Seiten; sondern nahm auch noch die naheliegenden Hügel, das Museum und den Puir ein: die heutige Stadt füllt nur einen unbedeutenden Theil dieses Raums aus.

Die Gegend von Athen wird westlich durch eine weit ins Land hineinziehende Gebirgskette geschlossen, welche unten am Meere mit dem Berge Daphne-Wuni (ehemals das Vorgebirge Aegaleus) beginnt, sich durch den hohen Rücken von Kaschah (wahrscheinlich ehemals Parnes) fortsetzt, und mit dem Gebirge von Nozea (Brilessus) endigt. Oestlich von Athen liegt der Hymettus (jetzt Trelo-Wuni genannt), dessen Fuß eigentlich unmittelbar vor der Stadt beginnt. Nordöstlich, etwa eine Viertelstunde entfernt, fängt der Ancheſmus an; und bildet mit dem Hymettus ein enges Thal, das Flußbett des Ilissus, welcher weiter oben den Eridanus aufnimmt, dann die Acropolis und den Berg des Museums rechts läßt, und bey der Rhede von Phaleeus ins Meer fließt. Er schwellt nur beym Regen an, den größten Theil des Jahres über ist aber sein Bett ganz ausgetrocknet. Der Cephisus, ebenfalls ein ganz kleiner Bach, kommt durch die oben erwähnte Ebene herab, welche sich auf der andern Seite des Ancheſmus und der Stadt vorbeyzieht; gelangt aber, indem er die Oelbäume tränken muß, nicht einmal bis zum Meere. Der Oelbaum ist der einzige Baum um Athen, scheint aber auch ganz besonders da zu Hause zu seyn. So wie er früher der Minerva geheiligt, und vor allen andern Bäumen geschätzt

war: so wird er noch jezt mit der größten Sorgfalt gepflegt, während man die Weinreben ganz nachläſſig auf dem Boden hinranken läßt. Der Athenienſer ſagt: „Der Oelbaum nährt mich, beſchattet mich, und wärmt mich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ermahnung.

So lang es gute Herzen gibt,
Giebt's auch noch gute Stunden;
Und darum liebt, und darum übt,
Was Edle je verbunden:
So wird, was euer Leben trübt,
O ſanfter doch empfunden!

J. R. Wyß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 29. Juni.

(Fortſetzung.)

Nach dem Beyſpiele der engliſchen Bibliomaniacs oder Büchernarren hat ſich auch eine franzöſiſche gebildet, die jedoch, da ſie keine Diddins in ſich faſſt, den vernünftigen Namen Société bibliographique tragen will; übrigens ſcheint ſie ſich ganz den Roxburgh-Club zum Muſter genommen zu haben. Sie will jährlich ein Werk drucken laſſen, und zwar zu einer Anzahl von Exemplaren, welche diejenige der Mitglieder, das heißt fünf und zwanzig, nimmer überſteigen ſoll; und damit dieſe fünf und zwanzig Exemplare nicht in profane Hände gerathen, ſo ſollen ſie, ſo oft ſie nach dem Abſterben der Mitglieder in Verſteigerungen vorkommen, von der Geſellſchaft aufgekauft werden; ſollten Kupfer nöthig ſeyn, ſo werden nach dem Abdruck der fünf und zwanzig Exemplare die Platten zerbrochen. Die Geſellſchaft ſcheint bereits vollſtändig zu ſeyn, und will mit dem Abdrucke einer Sammlung von Briefen Rouſſeau's, Voltaires u. a. anfangen. Sogar eine Dame, die Herzoginn von Magnſa, hat ſich in dieſelbe aufnehmen laſſen; freylich gleicht die Herzoginn nicht allen denjenigen, welche dieſen Titel tragen; denn ſie nimmt lebhaften Antheil an Kunſt und Literatur, und verſteht das Leben auf eine beſſere Weiſe zu nutzen, als manche Dame ihres Ranges. Demungeachtet ſcheint mir die bibliographiſche Geſellſchaft die unnützeſte Anſtalt von der Welt, und kann nur als eine geſellſchaftliche Beluſtigung betrachtet werden. Wollte man einmal die engliſchen Bibliographen nachahmen, ſo hätte es in Betreff ihrer Geldaufopferungen für ſchöne typographiſche Werke, und ihrer Sorgfalt für das Sammeln, und Erhalten derſelben geſchehen ſollen. Aber der ſchale Diſdeniſche Einfall eines Roxburgh-Clubs, der in einem Schmauſe mit einem Dutzend Toaſten, und in dem Abdrucken von fünf und zwanzig Exemplaren eines Buches beſteht, verdiente wahrlich keine Nachahmung. Jedoch iſt die engliſche Geſellſchaft in ſo weit nicht ganz unnütz, daß ſie von alten, ſelten gewordenen Werken, wenigſtens fünf und zwanzig neue Exemplare hervorſchafft; die Pariſer Geſellſchaft ſcheint aber ganz neue Werke zu dieſer Anzahl von Exemplaren abdrucken zu wollen. Uebrigens zweifle ich, ob die nachahmende Geſellſchaft lange beſtehen wird. Zur Verfolgung eines ſolchen kleinlichen Zweckes haben Franzoſen nicht Ausdauer genug. Nicht viel beſſer wird es wohl mit einer andern Geſellſchaft gehen, die noch im Werden begriffen iſt, und die aſiatiſche heißen ſoll. Dieſelbe will aus freywilligen Mitteln beſtehen, und die nähere Kenntniß Aſiens zum Zwecke haben. Den wohl geſinnten Stiftern hat augenſcheinlich das Daſeyn der engliſchen dießartigen Geſellſchaften dabey vor Augen geſchwebt; allein welcher Unterſchied zwiſchen England und Frankreich! In England beſeelt der Unternehmungsgeiſt die geſammte Nation; ſie hat von ihrer Regierung in dergleichen Fällen keine Unterſtützung zu hoffen, aber dagegen auch nicht das geringſte Hinderniß zu befürchten. Nicht ſo verhält es ſich auf dem Feſtlande, wo der Konſtitutionsgeiſt noch ſo wenig unter den Miniſterien waltet, daß ſie jedwede Verbindung der Bürger zu einem moraliſchen Vorhaben mit ſcheelen Augen anſehen, gegen dieſelben in ihren Zeitungen ſchreiben laſſen, und ſie ſogar als gefährlich ſchildern. Man hat aus den Debatten der Deputirtenkammer erfahren können, mit welchen gehäſſigen Vorurtheilen die Ultras die Verbindungen zur Verbeſſerung des Elementarunterrichts und zur Verbreitung der wechſelſeitigen Unterweiſungsmethode verfolgen; es hatte ſich hier vor einigen Jahren eine Geſellſchaft zur Beförderung der philoſophiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften gebildet, die gleichſam zur Ergänzung des Inſtitut de France dienen wollte, wovon dieſe Wiſſenſchaften beynahe gänzlich ausgeſchloſſen ſind, wiewol nach dem Plane der Stifter das Inſtitut de France das geſammte menſchliche Wiſſen umfaſſen ſollte; allein wahrſcheinlich deßhalb, weil ſie der Regierung mißfiel, iſt ſie nicht zum Wirken gekommen, nachdem ſie bereits die ausgezeichnetſten freyſinnigen Schriftſteller und Redner aufgenommen, und den Plan der Anſtalt hatte drucken laſſen. Es kann unmöglich unter den Bürgern ein thätiger und allgemeiner Verbindungsgeiſt zu Stande kommen, wenn ſie auch bey den löblichſten Unternehmen das Mißtrauen der Obrigkeit erregen, und in ihren geiſtigen Forſchungen polizeymäßig bewacht werden. Während der Paar Jahre als ein liberales Syſtem im Miniſterium herrſchte, war es anders, und damals blühte der Gemeingeiſt ſchon in Frankreich; allein ſeitdem die Ultras, ſo emſig alles begonnene vernichten und ſtatt des beſſern neuern das vermoderte aus dem Grabe hervorziehen, und in Aufnahme bringen wollen, ſind dieſe fruchtverſprechende Blüthen wieder verwelkt; kaum wagt es die Geſellſchaft zur Beförderung des Elementarunterrichts noch, zur Verbreitung der neuen Lehrmethoden beyzutragen: die Ultras haben ja von der Rednerbühne herab der franzöſiſchen Nation aufs deutlichſte vordemonſtrirt, daß die Lancaſterſche Lehrmethode aufrühreriſche Geſinnungen einflößt, und daß Mönche die beſten und einzigen Lehrer der Jugend ſeyn müßen. Ein andrer Grund, weßhalb öffentliche Unternehmen von Privatleuten in Frankreich nicht wie in England unterſtützt werden können, liegt in der Verſchiedenheit der Geſetzgebung beyder Länder, und der daraus erwachſenden Verſchiedenheit in dem Zuſtande der Familien. In England herrſcht noch das Vorrecht der Erſtgeburt. Dort wird noch das älteſte Glied der Familie auf Unkoſten aller jüngern bereichert. Jene Lords, welche Herren des Vermögens ihrer geſammten Familie ſind, können leicht einen Theil dieſes aufgehäuften Reichthums an öffentliche Unternehmen verwenden, und dem Publikum etwas von dem Gute ihrer Brüder und Schweſtern abgeben; es bleibt immer noch genug für den einzigen Sohn übrig, dem ſie das Familien-Erbtheil überliefern werden. Allein in Frankreich hat jedes Kind gleiches Recht an das väterliche Gut; hier befinden ſich die Reichthümer nicht in den Händen einiger wenigen, ſondern ſind auf eine ziemlich gleichmäßige Art vertheilt. Es hat alſo ein jeder nicht ſo viel, daß er dem Publikum große Schenkungen machen könnte; aber dagegen fällt auch der ärmere Theil den übrigen nicht ſo außerordentlich zur Laſt, als es in England der Fall iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Juli 1821.

Blick' umher, o Freund, und siehe
Sorgsam wie der Weise sieht.
Was vergehen muß, vergehet:
Was bestehen kann, bestehet:
Was geschehen will, geschieht.

Herder.

Familienzwist.

(Fortsezung.)

Heinrich hatte nie einen Willen geäußert, weil Antonie jedem seiner Wünsche zuvorgekommen war. Dina schritt fort, ohne ihres Vaters kleine Gewohnheiten je zu Rath zu ziehen. Der Vater wollte ihren Gang nicht gleich beym Anfange stören, er erkannte seine Wünsche für geringfügig, fand sich männlich aufgefordert, an Küche, Wäsche, Zimmerordnung keinen Einfluß zu üben, aber er beobachtete Dina besorgt, denn in ihrem Regiment war keine kindliche Weichheit, keine weibliche Vorsorge zu spüren. Bald war der herrschensgewohnte Mann in seinem Hause zum leidenden Hausgenossen geworden. Er bemerkte es, äußerte einen Willen, sezte ihn auch durch. Da sah er Dina ihre Ansicht aufgeben, wie ein Vernünftiger auch Thoren nachgiebt, oder Kranken, aber den Begriff, fortan den Wunsch des Vaters als Regel zu befolgen, äußerte sie nie. Heinrich war nun ein alter Mann, er war so alt wie sein Vater gewesen war, da er seine Hoffnungen alle durch seinen thörigten Wankelmuth, durch seine willkürlichen Entschlüsse zerstört hatte. So oft Dinas hochfahrendes Wesen ihn kränkte, trat seines Vaters Bild vor seine Seele, und er dankte Gott, daß er ihm keinen Sohn gegeben; den zu behandeln wär' er sich keiner Mittel bewußt gewesen. Das weibliche Herz, dachte er, das sich stets im Kreis natürlicher Pflichten bewegte, mußte sich aus der kleinen Verirrung der Ansichten heraus finden. Dina war achtzehn Jahr alt, als ein sehr liebenswürdiger junger Eingewanderter ihre Neigung gewann. Es war ein Franzose, er hatte Talente, Ehrgeiz, Kenntnisse, aber gar kein Vermögen. Das Mädchen, welches alle Verhältnisse des Lebens mit seltner Klarheit überschaute, faßte für die, worein sie jezt die Liebe versezte, einen ganz leidenschaftlichen Gesichtspunkt. Sie träumte sich ein Paradies, in dem Stand und Vermögen aus den Augen verschwanden; nicht weil sie keinen Werth hatten, sondern weil ihr Werth in Vergleich des Glücks zweyer Liebenden nicht gezählt werden konnte. Der Vater übersah die Folgen der Leidenschaftlichkeit in seinem Kinde; er wußte, daß sie den Mann bald selbst verachten würde, der berufslos sich auf den Reichthum seiner Frau verließ; er wußte, daß der Liebe, welche in der Ehe verraucht, nur dann ein noch herrlicheres Gefühl folgt, wenn Achtung und Seelengemeinschaft im Grunde des Herzens zurück bleibt, und fand sich berufen, hier mit Bestimmtheit zu sprechen. Der junge Mann schöpfte Kraft in seinem Ehrgeiz; er nahm Heinrichs Vorschlag an, in Baltimore in einem großen Handelshause zu arbeiten, wobey ein Kapital, das sein künftiger Schwiegervater ihm vorschoß, ihm Raum zu eigenen Spekulationen gewähren sollte, und erst wenn er sich in einem festen Geschäfts- und Gewinnes-Gang sähe, solle er Dina als seine Gattinn abholen. Dina widersprach ihrem Vater nicht, sie gehorchte ihm wie der personificirten Nothwendigkeit, verbarg ihre Thränen bey dem Abschied ihres Geliebten, und erwähnte seiner nie wieder, obgleich sie ihren Briefwechsel mit ihm als berechtigt betrieb.

Heinrich ward bestürzt. Sein Kind war sein einziger Reichthum, sein Halt im Leben. Er hatte sich ihrem liebsten Wunsch widersezt, sie verdiente Nachsicht. Diese gewährte er ihr. Ungetrübt von ihrem finstern Schweigen, zeigte er ihr nur Heiterkeit, bot ihr Freude an, bequemte sich so freudig in ihren Willen, daß sie seine Opfer nie wahrnahm. Geistesübereinstimmung war zwischen Vater und Tochter geblieben, Herzenseinigkeit hatte Dinas starrer Sinn zerstört. Heinrich gedachte seines mit Schmerz über ihn in die Grube gegangenen Vaters und schwieg, und trug alles bey, was Lerour Geschäften in Baltimore bald eine glückliche Gestalt geben konnte. Wenn ihr Herz befriedigt ist, dachte er, wird es wieder zum natürlichen Gefühle zurückkehren. Da kam die Nachricht, daß Lerour am gelben Fieber gestorben sey. Mit unsäglichem Schmerz theilte sie Heinrich seiner Tochter mit. Sein Geist rang danach, sich durch das Bewusstseyn, das Beste gewollt zu haben, zu trösten. Dina empfing den Schicksalsstreich wie ein gewidmetes Opfer. Ob sie in Geheim verzweifelte, wusste niemand, von Aussen blieb sie gefasst; sie war gegen alle Fremden, in allen Verhältnissen die Güte, die Anmuth selbst, ein Bild leidender Milde, aber gegen ihren Vater schloß ihr Herz sich zu. Sie liebte ihn, sie verehrte ihn, aber sie stand gegen ihn, wiegegen einen Bundesbruder, der das gemeinschaftliche Heiligthum zerstört hätte, — sie musste ihn feindselig behandeln. Heinrich zählte seine Jahre und daß das Menschenleben, wenns hoch ist, auf sechszig Jahre steigt; er gedachte seines Vaters, und daß er das Kind, dem er kein Glück nicht zu geben im Stande sey, mit jeder kleinen Freude entschädigen müsste. So ward der Mann, der seinen Willen gegen Vater und Gesetze durchgeführt hatte, der nachsichtige beherrschte Vater seines unglücklichen Kindes.

Dinas Gesundheit war dem Gram, noch mehr der innern Heftigkeit erlegen, sie verschwieg ihre Leiden, und verweigerte ärztliche Hulfe; der Vater wusste, daß noch kein Mittel entdeckt ward, den Wurm im Herzen zu tödten, und überließ sie der Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Pariser Intelligenzblatt (les Petites-Affiches.)

(Fortsezung.)

Der Clerc reicht eine zweyte Annonce dar. Sie ist sehr lang und beginnt folgendergestalt: Vente sur folle-enchère ..... d'une belle maison, avec cour, grand jardin .... connue sous le nom de Pavillon Marbœuf, ou Jardin d'Idalie u. s. w. Der Garten Marboeuf in den Elisäischen Feldern, nahe an der Barriere de l'Etoile gelegen, ist der neueste derjenigen öffentlichen Gärten, in welchen man das Publikum von Bergen herab, nicht eigentlich bey der Nase herumgeführt, sondern vielmehr auf die Nase geworfen hat. Das hat lezteres übel genommen und ist nicht wieder gekommen. Nun sind die Unternehmer bankbrüchig geworden, und die Freuden von Idaliens Garten haben sich in die Wehklagen der respectiven Actionnairs verwandelt.

Auf den Clerc folgt ein untergesezter Kerl, rohen Wesens. Er tritt, um mit einem dramaturgischen Ausdrucke zu reden, im Charakter auf, das heißt, er stößt dem einen Bureau-Aufwärter mit dem Ellenbogen eine Dinten-Bouteille aus den Händen, tritt dem zweyten mit seinem linken Stiefel auf das rechte Hühnerauge, daß diesem ein lauter Schrey entfährt und wirft dem Intelligenz-Secretaire seine Schnupftabacks-Dose vom Tische. Dieser ruft aus: Je vous reconnois bien là, Monsieur Villiaume. Ich sehe auf, es ist wirklich der famöse Heirathsstifter, der so eben Charenton verlassen hat, wo man ihn wegen Tollheit und daraus entstandener großer Gefährdung der Personen-Sicherheit eingesperrt gehalten. Seit die Pariser gelernt haben, sich selbst durch die Petites-Affiches auszubieten, steht die Heirathsboutique des Herrn Villiaume leer und daher die Zerrüttung in den moralischen und finanziellen Angelegenheiten desselben. Uebrigens würde es nicht uninteressant seyn, hier, erlaubte es der Raum, eine Charakterstik dieses Charlatans zu geben; nur anmerken will ich, daß dieser Mensch an Grobheit und Unverschämtheit schwerlich seinesgleichen finden dürfte.

Herr Villiaume hat sich hinwegbegeben, der Bureauschreiber seinen Tabak aufgelesen, der erste Bureau-Aufwärter die Dinte von der Erde aufgewischt, und der zweyte sich von dem Tritte auf sein Hühneraug erholt, mit einem Worte, die ganze Administration athmet wieder. Jezt tritt abermals eine Dame ein. Da sie nahe an dreyßig Jahre alt zu seyn scheint, gleich einfach im Anzuge wie im Betragen ist; so schließe ich, daß es dieser Dame nicht mehr um einen Monsieur seul zu thun seyn kann. Was sucht sie aber? Das rathe ich auf den ersten Blick: es ist eine sogenannte Maitresse de Pension *), das heißt eine Frau, welche zu essen gibt. Ihre Annonce zeigt, daß ich mich nicht betrogen habe. Sie lautet folgendermaßen: Deux Dames desirent un pensionnaire pour compléter une table bourgeoise très-bien servie et à un prix modique. On dine à cinq heures précises. Il y a une jolie chambre garnie à céder. Aus der Annonce erhellt, daß dieser Table bourgeoise zwey Damen vorstehen. Lezteres geschieht deßhalb, weil ein Paar hübsche Frauen reizender sind, als eine einzelne. Sie wollen ihren Tisch vollzählig machen,

*) Hierunter wird in der neuern französischen Conversationssprache selten mehr eine Vorsteherinn einer Erziehungsanstalt verstanden. Lezlere heißt jezt elegant Institution, und nur noch beym großen Haufen Pensionnat. Die Vorsteherinnen lassen sich Directrices nennen.

und deßwegen wünschen sie nur einen Pensionnaire. Da sie aber noch gar keinen haben, so werden sie so viele nehmen als es ihnen gelingen dürfte, silberne Couverts aufzuleihen.

Auf die Dame folgt ein sehr gut gekleideter junger Mensch, den man an seinem bescheidenen, ja unterwürfigen Betragen leicht für einen Bedienten, aber für einen solchen aus einem soliden, ordnungsliebenden Hause erkennt. Ich sehe in die Annonce, der Name Laffecteur ist dick unterstrichen. Wer, der auch nur durch Paris gefahren ist und, wie gewöhnlich geschieht, aus dem Wagen die Häuser betrachtet hat, kennt diesen Namen nicht, der in allen Stadtvierteln und an allen Straßenecken in ellenhohen und handbreiten Buchstaben auf Anschlagezetteln, die einen Rob anti-syphilique ankündigen, zu lesen ist? Ein großer Bogen gestempeltes Druckpapier kostet in Paris zwey Sous, folglich 1000 Anschlagezettel über 25 Thaler, mit Satz, Druck und Anschlagegebühren bey weitem über 40 Rthlr. Sächsisch. Ob nun gleich der Arzt Laffecteur, der Erfinder dieses von der Regierung privilegirten Rob (im Englischen einen aus Früchten zusammengekochten Saft) der einzig aus Ingredienzen aus dem Pflanzenreiche besteht, einen eignen Afficheur besoldet, der die Zettel so hoch klebt, daß sie mit der Hand, selbst mit einer kleinen Leiter nicht abzureichen sind; so zeigt sich der Brodneid seiner Kollegen dennoch so hochstrebend, daß besagter Laffecteur, sagt man, alle acht Tage tausend neue Zettel anschlagen lassen muß. Daher ist dieser Arzt im eigentlichen und uneigentlichen Verstande le mieux affiché du monde *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Wortspiel läßt sich nicht übersetzen. Affischer heißt anheften und s'affischer sich zur Schau-stellen.

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

(Beschluß.)

Im T. Pondo, einem ziemlich beschränkten, aber akustisch gut gebauten Theaterchen, gefielen die äußerst gelungenen Darstellungen des Barbiere di Seviglia mit Sgra. Corelli, Rubini, Galli (Figaro) Cicimarra (D. Bartolo) einem alten, aber vortrefflichen Neapolitaner Buffo; jene der Cenerantola und Agnese mit Sgra. Lipparini, deren liebliches Stimmchen jedoch täglich dünner und magerer wird. Die Recitative, ausgenommen die instrumentirten, werden wie bekannt in diesem Theater gesprochen. Dieß ist alles, worüber ich während meines bisherigen Hierseyns Rechenschaft geben kann. Jetzt will ich mein Urtheil über einige Sänger, besonders jene versuchen, deren Ruf in den Annalen der Kunstgeschichte verzeichnet werden sollen. Unter diesen steht vor allem Mad. Colbrand; welche die Italiener ohne Bedenken als ihre Opernsängerinn preisen. Diese herbstliche Flora hat noch jetzt ein schönes überaus biegsames Stimm-Material, obgleich die metallische Stärke durch das Vorrücken der Jahre etwas zurückgegangen ist. Dieser Mangel ist bey dem kolossalen Raume dieses Theaters sehr fühlbar; indeß genirt sich diese durch die milde Gunst des Publikums verzärtelte Sängerinn gar nicht, und deutet in den meisten Stücken blos durch den offenen Mund ihren Willen an. Uebrigens steht sie auf einer hohen Stufe künstlerischer Vorzüge, und weiß die allenfallsigen Naturmängel durch musikalische Gewandtheit zu verhüllen.

Nozzari hat eine mehr energische, umfangreiche (vom ungestrichenen bis zum 2 gestrichenen c). als schön klingende Stimme, aber keinen ästhetisch-gebildeten Vortrag; er besitzt in gewissen Passagen Geläufigkeit, aber keine Haltung im Ganzen; er singt sehr laut aber ohne Ausdruck, und trägt das Rezitativ mit keiner Bedeutsamkeit vor. Als Schauspieler hat er keinen Werth. Im Geschmacke steht er einem Crivelli, Tacchinordi, selbst einem Bonaldi bedeutend nach, Forcestücke ausgenommen, wo die Energie und der hallende Laut seiner großen Stimme Alles fortreißen. Rossini hat dessen Gesangsweise so glücklich in das Licht gestellt, da er seit Jahren in Neapel heimisch geworden ist, wo selbst seine auffallendsten Fehler durch die Gewohnheit sanctionirt, mit Beyfall belohnt werden. Dem berühmten Galli kann ich (da er allgemein bekannt ist) keine eigene Lobrede halten, er glänzt in der Seria wie in der Buffa gleich vortheilhaft als Sänger und Schauspieler. Schade, daß seine kolossale Stimme den Raum kleinerer Theater überfüllt. So wie ich von Rossini höre, geht dieser Sänger mit Letzterem nächstkünftiges Frühjahr nach Paris, wo Beyden ohne Zweifel eine recht glänzende Aufnahme werden dürfte.

Für den Ruhm der jungen Cornelli wird, wenn sie so reißend schnell fortfährt, wie sie angefangen, Fama wohl eine eigene Trompete nöthig haben. Dieß eben so hübsche als talentvolle Mädchen hat kraft des leidenschaftlichen Einflusses, welchen Rossini auf ihre Studien und Nichtstudien nimmt, schon jetzt eine gewisse Superiorität im Spiel und Gesang über ihre Nebenbuhlerinnen erhalten, so daß sie gar bald unter die Sterne erster Größe wird gezählt werden können. Ihre umfangreiche, frische, metallische schon jetzt gut gebildete Stimme, ist für lange und glückliche Dauer geeignet.

Der Tenor Rubini singt in kleinen Theatern mit Effekt. Sein angenehmes Stimmchen hat Grazie, er kann aber seiner Rouladen nicht Meister werden.

Der brave Buffo Ambrogi ist bekannt; auch er ist nur für Theater von geringerem Umfange. Schließlich muß ich noch der 2da Donna Cecconi erwähnen, deren metallischer Contre-Alt schon jetzt so weit ausgebildet ist, daß sie jeden Abend durch Beyfall ermuntert wird; sie erregt sehr günstige Erwartungen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris den 30. Juni.

(Fortſetzung.)

Die Académie française hielt geſtern eine öffentliche Sitzung zur feyerlichen Aufnahme eines neuen Mitgliedes, des Hrn Villemain, wie es bey dieſer Akademie ſeit Alters der Brauch und Sitte iſt. Dieſes neue Mitglied erſetzt den unlängſt geſtorbenen Grafen von Fontanes. Die Ultras in der Akademie hatten große Luſt, einen Mann ihrer Art auf den Seſſel des Verſtorbenen zu ſetzen, und die freyſinnigen Schriftſteller hatten dießmal ſo wenig Hoffnung zur Aufnahme, daß ſich faſt keiner von ihnen darſtellte. Man erwartete daher, es würde die Wahl auf einen mittelmäßigen, aber durch ſeine ultramonarchiſchen Grundſätze tüchtig ausgezeichneten Mann fallen. Die Klügern in der Akademie haben jedoch die Sache reiflich überlegt, und gedacht, ſo etwas würde in gegenwärtigem Augenblicke mehr ſchaden als nutzen, und beſſer wäre es, die ultras geſinnten Kandidaten einſtweilen in petto zu behalten, bis ſich eine beſſere Gelegenheit zum Hineinſchieben derſelben in die Akademie darbieten würde. Somit haben ſie jemanden aufgeſucht, der weder ganz Ultrariſt noch ganz Liberal iſt, nämlich einen miniſteriellen, den Hrn. Villemain, welcher ſich, obſchon noch jung, durch ein außerordentliches Rednertalent an der hieſigen belletriſtiſchen Fakultät ausgezeichnet hat, und während des Decazesſchen Miniſteriums zu wichtigen Ehrenſtellen emporgekommen war, die er, nach dem Austritte ſeines Patrons, wieder verloren, oder, wie die Staatszeitungen ſich ausdrücken, niedergelegt hat. Seine Profeſſorſtelle iſt ihm geblieben; allein ſeit ſeinen Staatsgeſchäften hatte er dieſelbe durch einen andern verſehen laſſen. Es war wirklich Schade, daß ihn die Miniſtergunſt dem Lehramte entriſſen hatte; jedoch nun als Akademiker wird er hoffentlich auch wieder mit Literatur ſich abgeben, woran ihm auf ſeinen hohen Poſten die nöthige Muße gemangelt zu haben. Wahrſcheinlich werden auch die jetzigen Miniſter oder ihre Nachfolger nicht verſäumen, den tüchtigen Kopf des Hrn. Villemain zu gebrauchen, und ich bin feſt überzeugt, daß ſie ihn ſchon zu einem miniſteriellen Redner in der Deputirtenkammer auserſehen haben. Hr. Villemain iſt gewandt, und hat ſchon während ſeines ſchnellen Emporkommens hinlängliche Geſchmeidigkeit gezeigt, ſo daß er den Miniſtern unmöglich entgehen kann. Sein ſchönes Talent wird ſich etwas theuer bezahlen laſſen; allein eine Stelle mehr oder weniger iſt beym Verſchenken ſo ziemlich einerley, zumal wenn man auf eine gelehrige Mehrzahl in der Volksſtellvertretung, und auf ihre Bereitwilligkeit, in die ungeheuerſten Ausgaben einzuwilligen, rechnen kann. Seine obligate Eintrittsrede als Akademiker hielt Hr. Villemain mit großem Beyfall. Es iſt keine kleine Kunſt, das abgedroſchene Thema, welches ſeit hundert und mehrern Jahren den franzöſiſchen Akademikern zum Grundſtoffe ihrer Antrittsreden dient, auf eine neue Art zu behandeln. Der verſtorbene, welchem der angehende Akademiker nachfolgt, muß lang und breit gelobt werden; eben ſo muß dem Kardinal von Richelieu, ferner dem Kanzler Seguier, ferner dem König Ludwig XIV. Weihrauch geſtreuet werden; dann muß das Weihrauchfaß gegen die gegenwärtigen Herrn Akademiker gerichtet werden, und damit hat die Rede ein Ende, wenn der angehende nichts weiter hinzuzuſetzen hat, worauf denn der Präſident, oder, wie er in der Académie française genannt wird, der Direktor ſeine Antwort nach einer ähnlichen Patrone zuſchneidet, mit dem Unterſchiede, daß die Antwort auch das Lob des Kandidaten enthält. Voltaire hat dieß auf eine witzige Art folgendermaßen ausgedrückt: „Nachdem der Kandidat verſichert hat, daß ſein Vorgänger ein großes Genie, der Kardinal von Richelieu ein ſehr großes Genie, und der Kanzler Séguier ein ziemlich großes Genie war, ſo antwortet der Direktor daſſelbe, und ſagt dazu, daß der Kandidat auch wohl eine Art von großem Genie ſeyn könnte, und daß er der Direktor für ſeinen Theil auch Anſprüche darauf macht. Jedoch hat man grade zu Voltaire's Zeit angefangen, auch literariſche Materien abzuhandeln, und wenn ich nicht irre, ſo hat Voltaire ſelbſt das erſte Beyſpiel dieſer Verbeſſerung gegeben, ſo daß nunmehr die akademiſchen Reden, auſſer den obligaten langweiligen Theilen, welche geiſtreiche Redner gewöhnlich kurz abfertigen, auch zugleich intereſſante Abhandlungen oder Aufſätze über literariſche Punkte ſind. Seinen Vorgänger Fontanes lobte Villemain in edeln, jedoch etwas übertriebenen Ausdrücken. Was von dieſem Redner, der die Kunſt zu loben und zu ſchmeicheln aufs höchſte getrieben hatte, zu halten ſey, habe ich in einem frühern Schreiben bereits erwähnt. Villemain konnte ihn mit etwas Uebertreibung loben, denn Fontanes, damaliger Großmeiſter der kaiſerlichen Univerſität hatte mit ſeinem Scharfſinne des eben aus ſeinen Studien tretenden Jünglings Verdienſt geahnet, und ihn ſogleich von der Schülerbank auf den Lehrſtuhl erhoben. Daß dieſer Jüngling ſein Nachfolger in der Akademie werden würde, daran hatte Fontanes vermuthlich nicht gedacht. Wahrſcheinlich wird Villemain eben ſo hoch emporſteigen, als es Fontanes gethan hatte; dann wird er ſich hoffentlich hüten, ſein Rednertalent durch ekelhafte Schmeicheleyen gegen die Mächtigen zu entehren, noch wie Fontanes einmal ſich hat öffentlich verlauten laſſen, die Science du pouvoir für den höchſten Gipfel der Regierungskunſt anzupreiſen.

Von jenem Grafen Fontanes war kurz vor ſeinem Tode eine metriſche Ueberſetzung von Pope's Essai ou man erſchienen; er hatte dieſen kühn gedachten Verſuch ſchon zur Zeit überſetzt und herausgegeben, als er noch Republikaner war. Da die republikaniſchen Geſinnungen ſich aber am Ende nicht mehr mit ſeinen hochmonarchiſchen und kriechenden Reden vertrugen, ſo hatte er erſtere aus ſeiner Ueberſetzung ausgemerzt, ſo daß die erſte und zweyte Auflage zuſammen verglichen, ein ziemlich getreues Bild von der Unſtätigkeit dieſer politiſchen Windfahne abgeben können. Von einem andern, unvollendeten Gedichte, das den frevele Griechenland, das er hinterlaſſen hat, wurde ein gelungenes Bruchſtück in jener Sitzung der Académie française vorgeleſen. Auf die jetzige Lage Griechenlands hat jenes Gedicht keinen Bezug. Andere Dichter aber behandeln dieſen Stoff jetzt mit vieler Wärme. Ein liberalgeſinnter Dichter hat einen Aufruf an die Fürſten der Chriſtenheit drucken laſſen, worin er ihnen räth, die Barbarey aus Europa zu vertilgen. Obſchon die Ultras die Partey der Türken ergriffen haben, und Geſinnungen äußern, die einem Reichs-Edikte Ehre machen würden, ſo hat doch auch ein Dichter dieſer Partey zu Gunſten der Griechen die Leyer ertönen laſſen, wobey er in der Vorrede anmerkt, daß er ſeine monarchiſchen Geſinnungen nicht zu verläugnen glaubt, wenn er auch nicht an die Legitimität der Tartaren und an die Unfehlbarkeit des Muſti glaube. Dieß iſt ein gewaltig kühner Schritt von Seiten eines Ultradichters; auch haben die Journaliſten ſeiner Partey der poetiſchen Epiſtel dieſes Freygeiſtes mit keinem Worte erwähnt; ſie bedecken die Verwegenheit ihres Bruders mit dem Mantel der Verſchwiegenheit. Die miniſteriellen Blätter ſcheinen vor der Hand neutral bleiben zu wollen, und loben weder Mohamedaner noch Chriſten, ſondern machen ſich den Spruch des griechiſchen Weiſen zu Nutze, welcher behauptete, man müſſe das Ende der Dinge abwarten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſt-Blatt Nro. 60.

Nr. 60.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. Juli 1821.

Die Schlesische Kunstausstellung in Breslau. *)

Gern übernehmen wir wieder das Geschäft, alle Freunde des vaterländischen Kunstfleißes in die abermals geöffneten Säle seiner Schaustellung einzuführen, wo sie mit Vergnügen die Befestigung, den Wetteifer und die Fortschritte desselben wahrnehmen werden. Die Sammlung ist nicht minder reich und mannigfaltig, als die vorjährige; und es ist nun wohl nicht zu bezweifeln, daß diese so löbliche als förderliche Veranstaltung alljährlich statt haben kann.

Am Eingange erscheint uns dießmal ein glänzender Schutzengel in Lebensgröße, welcher ein frommes Kind an der Linken führt, und mit der Rechten nach oben zeigt. Wahrhaft englisch ist das blondlockige, zum Kinde niederblickende Antlitz, und verklärt ist der Aufblick des ernsten Kindes. Manchen scheint die schreitende Stellung und das davon bewegte Gewand etwas zu zierlich und die Färbung zu glänzend: aber den aus dem Himmel vorübergehenden Gast mit den Regenbogen-Schwingen darf man nicht zu natürlich fordern. (?) Es ist auch ein wirkliches Andachtsbild, und eins von den sieben, welche für die Pfeiler der Kirche zu Warmbrunn bestimmt, und eine würdige Aufgabe des Herrn Grafen Schafgotsch sind. Der Maler ist aber der uns schon aus der vorjährigen Ausstellung durch die Nachbildung der Borgheſischen Madonna von Francia rühmlich bekannte Herr Karl Herrmann zu Oppeln, welcher, von seiner Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande der Kunst heimgekehrt, uns jezt die schönsten Früchte derselben darbietet, und das fürdere Gedeihen der ächten Kunst in der Heimath verheißt. An seinem Schutzengel erkennt man wohl das gründliche Studium der ältern italienischen Meister, Francia's, Perugino's, und der frühern Rafaelschen Gemälde: die kirchliche Zierlichkeit, der Farbenglanz und der Gebrauch des Goldes gehören dahin. Von dem aber nicht genugsam zu empfehlenden Studium der folgenden und reifsten Werke Rafaels zeugen hier auch zwey vortreffliche Nachbildungen des Hrn. Herrmann. Das eine ist die Madonna des Hauses Tempi zu Florenz, für welches Rafael sie eigens malte, welche aber selbst den meisten Reisenden verborgen bleibt, und überhaupt fast eben so unbekannt ist, *) wie die Madonna, welche der Großherzog von Florenz in seinem Pallaste Pitti eifersüchtig verwahrt. Beyde sind sich auch sehr ähnlich, und machen nun die merkwürdige Madonnen-Reihe Rafaels noch reicher. Die jungfräuliche blonde Mutter, in rothem Kleide mit blauem Mantel, ist der schönen Gärtnerin ähnlich, ein wenig älter; sie steht oder geht (halbe Gestalt) in einer offenen, nur fern angedeuteten Landschaft, und hält das Kind mit beyden Armen innig an Haupt und Brust gedrückt; das angeschmiegte Kind blickt ernst heraus. Das Ganze ist mild und menschlich gehalten, aber Rafaelisch, d. h. rein, vollendet in sich und von einem himmlischen Hauche beseelt, und so eignet sich dieses Familien-Gemälde in dem Sinne, eben zu einem Hausbilde. Daß diese Nachbildung desselben mit aller Treue und Hingebung gemacht ist, verbirgt eine andere von derselben Hand, der Kopf der heil. Barbara aus Rafaels erhabenstem Madonnen-Bilde zu Dresden, welches durch Müllers meisterhaften Kupferstich hier so vielen Kunstfreunden eigen oder doch vertraut ist. Wir bemerken daran nur noch die seltene Verläugnung, daß der Nachbildner nicht hat glänzender seyn wollen, als das Urbild; was ihm so leicht gewesen wäre. — Eine braune Zeichnung, in eigenthümlicher Art auf einer Holztafel mit Gipsgrund, die Kreuztragung darstellend, zeigt uns Hrn. Herrmann auch als tüchtigen Zeichner und eigenen Componisten: erhaben duldend ist der unter der Kreuzeslast hingesunkene Weltheiland; nur zu wahre sinnliche Naturen sind die beyden ihn fortziehenden und stoßenden erbarmungslosen Henkersknechte und die aus dem Stadtthore folgenden heuchlerischen und verstockten Priester, und die gefühllos nachziehende Menge. Ruhiger stehen dazwischen die römischen Kriegsknechte, und

*) Während des Wollmarktes, vom 4ten bis 17ten Juni.

*) Kürzlich erst ist ein guter Kupferstich derselben, wenn ich nicht irre, von Antonio Morghen zu Florenz erschienen. Und von der Madonna des Großherzogs hat Hr. Bergrath von Charpentier einen Umriß mitgebracht, welchen er seiner Reisebeschreibung beygefügt hat.

mildernd iſt die Erſcheinung des Simon von Cyrene, welcher dem Erlöſer das Kreuz abnimmt, neben dem einen forttreibenden Schergen, welcher zugleich den ewigen Juden vorſtellen mag. Die klagend nacheilende Magdalena und die um die hingeſunkene ſchmerzenreiche Mutter beſchäftigte Frauengruppe mit Johannes, erinnern an dieſelben in Rafaels Grablegung, der ſich dieſes Bild auch ſonſt annähert. Es fand ſchon bey der merkwürdigen Kunſtausſtellung der deutſchen Künſtler zu Rom, im Jahr 1819 (bey Anweſenheit des Kaiſers) die verdiente Anerkennung; und es iſt zu hoffen, daß der Künſtler bald einmal Gelegenheit habe, daſſelbe, in ähnlicher Größe wie Rafaels Grablegung, mit Farben auszuführen, für eine Kapelle oder Kirche. Die Figuren ſind hier zwar nur klein, aber höchſt ſorgfältig ausgeführt und beſtimmt; und alles ſteht und geht auf eigenen Beinen. Noch ſichtbarer iſt ſolche Ausführung in dem etwas größern Bruſtbilde des Papſtes, des alten ehrwürdigen und liebreichen Hauptes, welches dem Maler ſelber geſeſſen hat, und ſo wahr und treu abgebildet iſt. Dieſes Blatt vereint zugleich das Beſtreben zweyer deutſchen Künſtler, indem wir es in einem Kupferſtiche Amslers, eines Schweizers *), vor uns ſehen, welcher den Grabſtichel auf ſeine urſprüngliche Einfachheit, mit Verſchmähung der beliebten maleriſchen und Metall-Effekte, zurückführen will. Und in der That iſt dieſer Stich von einer Reinheit, Schärfe, Feinheit und Weichheit dabey, daß man eins von den Blättern des Altmeiſters Dürer vor ſich zu ſehen glaubt, welche man, wegen dieſer Eigenſchaften, gemeinlich Silberſtiche zu nennen pflegt.

Die Griechiſche Zeichenakademie, vom Herrn Hofrath Bach gezeichnet, und in Münchener Steindruck ausgeführt, verſetzt uns in eine ganz andere Schule: der Gedanke, die Künſtler, Lehrer und Lehrlinge und ihre Modelle, ſelber zum Gegenſtand der Kunſt zu machen, iſt maleriſch, und die Ausführung, wie ſich von dieſem Lehrer erwarten ließ.

— Die Ausſicht über Neapel, die Stadt und den Meerbuſen zum Veſuv hin, von Herrn Grundmann in Oel **) gemalt, iſt ziemlich richtig, nur iſt der Ton zu nebelig, nicht ſüdlich durchſichtig genug: auch ſind die obentanzenden Figuren ehrliche Deutſche. Beſſer gefällt uns von demſelben Maler die idealiſirte Anſicht des alten Karthago; ſie iſt klarer, wärmer: Dido und Aeneas, die auf die Jagd gehen, ſind aber auch etwas zu lang gerathen. — Eine heilige Familie, von Frau Kalter, nach Pellegrino, iſt lieblich, nur zu eintönig, gelblich; eine Bemerkung, welche auch die Copie dieſer Malerin nach Paul Veroneſe, die Vermählung der heil. Katharina mit dem Chriſtkinde, trifft. — Die Blumenſtücke, von Fräulein Friesner ſind ungemein wahr und fleißig, weniger glänzend; der Himmel und die Bäume um den Strohhut, in welchem die mancherley heimiſchen Blumen geſammelt liegen, ſcheinen nicht heiter und frey genug.

Die heilige Katharina, nach Carlo Dolce, von Herrn Bittner in Glatz, iſt wieder ſehr wohl gelungen: die Heilige, lebensgroß, ſizt am Tiſche und lieſt, voll inniger Rührung, vertieft im Evangelio, und der Entſchluß der Königstochter, die neben ihr ſtehende Krone niederzulegen, iſt ſchon ſichtbar. Die Umgebung iſt reich, und die Ausführung ſauber, wie dieſem zwar einförmigen und weichen, doch auch ſehr lieblichen Meiſter eigen iſt. — Der Chriſtuskopf, aus der Beſchreibung des gleichzeitigen Konſuls Lentulus Iſauricus (abgedruckt in Büſchings wöchentlichen Nachrichten, Bd. 3), von Hrn. König gemalt, iſt recht löblich, obwohl zu blos menſchlich. Gerathener war vielleicht, das jener Beſchreibung entſprechende Ebenbild Chriſti zu wiederholen, welches er, der Legende nach, dem König Abgarus zu Edeſſa ſandte, indem er es ſelber in dem Tuche des Malers, welcher den Glanz ſeiner Augen nicht aushalten konnte, abdrückte; wie in dem Schweißtuche der darnach benannten Veronica (d. i. vera icon, wahres Bildniß.). Alte, glaubwürdige Copien davon ſind noch vorhanden, und im Steindrucke, nebſt einer ähnlichen Maria, jener Beſchreibung beygefügt; und Hemling's göttlicher Chriſtuskopf (in der Boiſſerée'ſchen Sammlung), iſt offenbar davon ausgegangen. — Die angebliche Artemiſia, richtiger Gismonda, die Tochter des Fürſten Tancred von Salerno, mit dem Goldgefäße (worin das Herz ihres Geliebten), nach Boccaccio, Bruſtbild von Hrn. König, nach Krauſe, hat wahren ſchmerzlichen Ausdruck. Minder anſprechend, zu ſchwer, iſt ſeine heil. Cäcilia auf der Orgel. Gefälliger iſt die kleine ſchlafende Venus. Der Anſicht von Tipoli mit dem Veſtatempel, ſo ſorgfältig ſie gemalt iſt, ſieht man es an, daß ihr die nöthige Anſchauung mangelt. Die Farben ſind zu nordiſch bleich. Sprechend ähnlich iſt das eigene Paſtell-Bildniß dieſes vielſeitig thätigen Malers. — Der Hausvater und die mit der Bezahlung unzufriedenen Arbeiter, aus dem Evangelio, nach Rembrandt von Hrn. Böhm in Gnadenfrey, iſt ein anmuthiges kleines Bild in Waſſerfarben. Aehnlich ſind die beyden Landſchaften, in derſelben Art, von der Frau von Nimptſch; ſie ſcheinen nach bunten Engliſchen Kupferblättern. — Hr. Grüſon gibt uns wieder drey ſehr wackere Bildniſſe, nach Graff: den wohlbeleibten, behaglichen Kunſtſammler Lippert, einen abgezehrten betenden Alten, und den pedantiſchen Poeten Rabener (wenn mir recht iſt.).

Von Fräulein Julie Mildes können wir dießmal die erfreulichen Früchte ihres noch währenden Aufenthaltes in dem kunſtreichen Wien, wie vor zwey Jahren von dem in Dresden, aufweiſen. Die Wahl der beyden für eine

*) S. Kunſtblatt. Nro. 80. 1820.

**) Wo in der Folge keine andere Art angemerkt iſt, ſind immer Oel-Gemälde zu verſtehen.

kunstliebende Aktien-Gesellschaft gemalten Bilder, ist eben so glücklich, als die Ausführung trefflich und mit Liebe. Die Madonna, nach Tizian, zeigt diesen Meister noch anders, als er meist nur gekannt ist: sie gehört noch zu den frühern, denen seines Lehrers Palma ähnlichen Werken, in der schlichten kirchlichen Art: die selige Mutter, auch fast noch kindlich, sitzt in einem offenen Gemache neben einer nur leicht gehaltenen Landschaft, und hält das stehende Kind; beyde sind sich sehr ähnlich und von ungemeiner Lieblichkeit; der Teppich hinter ihr hat noch die Falten, in welchen er gelegen hat, und alles ist von einer hohen Reinheit. Das Brustbild, nach Palma Vecchio, seine Geliebte, in Lebensgröße, möchte man hingegen eher für einen Tizian halten, und ist auch dessen mannichfaltigen Schönen ähnlich. Es ist nämlich auch eine schöne Venezianerin, von einer blendenden Weiße (die den Südländern, wie noch bey uns den Juden, wenn sie einmal weiß sind, trotz dem Sonnenbrande, eigenthümlich), und mit einer Ueberfülle des goldgelben Haares, welches noch in Italien, wie bekanntlich schon bey den alten Römern, für eine seltene Hauptschönheit gilt. Sie ist eben so reichlich gekleidet und geschmückt; ihre ganze Erscheinung hat aber fast etwas Grauenhaftes. Die Urbilder beyder Gemälde sind in der kaiserlichen Gallerie des Belvedere, und wer sie kennt, wird diese Nachbildungen gewiß für höchst gelungen, und darin die Fortschritte der jungen Künstlerin erkennen. Dasselbe gilt von einem kleinen Blatte, nach van Eyck, in der Ambraser Sammlung ebendaselbst, die heil. Genoveva, lesend, wobey ihr ein Teufel das Licht, nicht hält, sondern ausblasen will; sie steht in einer Nische, grau in grau, wie ein Steinbild. Hiebey gedenken wir noch einer andern rühmlichen Unternehmung unserer Künstlerin, nämlich der Abbildung des wunderwürdigen Dürerschen Gemäldes, die Anbetung der heil. Dreyfaltigkeit ebendaselbst, durch Steindruck, in der Größe des Urbildes, von welcher hier schon zwey Hefte vorliegen, und allgemeine Theilnahme verdienen. Eine frühere niedliche Arbeit ist die Copie einer kleinen heiligen Familie, welche dem A. Caracci beygelegt wird und Herr Bergrath von Charpentier mitgebracht hat. Es ist ein liebenswürdiges Bild, und findet sich hier noch einmal, nach einem lebensgroßen alten Gemälde in der Sammlung unserer Hochschule, von Hrn. Schwint, welchem aber das verbleichte Vorbild nachtheilig gewesen ist.

Das fast riesengroße Bildniß des Fürsten Blücher von Wahlstatt, im großen Costüm mit allen seinen Orden, von Hrn. Siegert gemalt, dünkt uns für den so angenirten alten Helden freylich zu preislich und parademäßig, ist aber mit großem Aufwande würdig aufgeführt. Ansprechender ist die Nachbildung einer Geliebten Tizians, deren er, wie Rubens, mehrere hatte; eine jener üppigen, vollen und blonden Schönen, die sich zur Magdalena eignen; sie ist nur noch zu weltlich roth, und das aufgelöste Haar erscheint sehr hart. Wir weisen gern auf die schöne Aetna-Landschaft Hrn. Siegerts hin, welche im andern Zimmer unter den von der vaterländischen Gesellschaft aus der vorjährigen Kunstausstellung erkauften Bildern hängt; oder auf dessen großes in diesen Tagen auch eröffnetes Rundgemälde (Panorama) eben dieser, von einem höhern Standorte aufgenommenen Gegend, welches ihn über Jahr und Tag beschäftigt hat. Dabey wiederholen wir aber den lebhaften Wunsch, noch sein treffliches Bildniß der schönen Italienischen Markisin, auf unserer Ausstellung zu sehen.

Zwey weibliche Pastell-Bildnisse, von Fräulein Linga Krüger, lebensgroß, nach hiesiger Natur, lassen nur ihre Vergänglichkeit bedauern. An dem einen ist besonders der Putz, Spitzen, Blumen und Kleidung, ausnehmend sorgfältig behandelt. — Schalkhaft blickt der bekannte pfeilschärfende Amor herauf: auch in Pastell, eine gute Copie von Fräulein von Löben, nach Mengs. —

Ein großes Schlachtstück, wie Max Piccolomini seine Reiter gegen die Schweden mit sich in den Tod führt, von Hrn. Bürde, ist ein wohl gewählter Gegenstand, schon durch die Beziehung auf Schillers volksmäßigstes Gedicht, und hat viel eigenes Leben. Der Hauptheld, auf weißem Rosse voransprengend, hebt sich deutlich heraus, seine Reiter und die Schweden sind, auch durch Tracht und Waffen kenntlich, ausdrucksvoll entgegengestellt, und alle reiten insonderheit gute, nur fast zu gute arabische Pferde. Minder gefällt uns der Zug Uralischer Kosaken nach Heß, dem eben so entschiedenen jungen baierschen Pferdemaler: die Färbung ist hier noch eintöniger. Auf beyden Bildern ist die Landschaft und Luft zu gleichfarbig mit den Figuren. Die radierten Abbildungen von sechs Hengsten des Königl. Hauptgestüts zu Trakehnen, werden dagegen dem Pferdekenner genügen. — Das Bildniß eines Malers in seiner Arbeitstracht, nach Kupetzky von Hrn. Scholz, hat einen wundersamen Effekt durch das scharf auf das kräftige Gesicht fallende Licht. Wohlgerathen ist auch die Copie eines Niederländischen Bauern, der einen Hering mit Zwiebeln verspeiset, nach Honthorst. — Eine große herbstliche Landschaft mit einem Bergschlosse, von Hrn. Justitiar Theiler in Neisse, eigene Erfindung, zeugt von genauen Studien und feiner Ausführung: der vom abendlichen, durch altes Gemäuer fallenden Licht erhellte Vorgrund, eine Hangbirke, und das stille Wasser zeichnen sich aus. Die Bäume der Ferne sind etwas zu rundlich, wollig, und so manches fast einer Stickerey ähnlich. — Recht lebhaft hebt sich aus dem grauen Grunde ein buntgefüllter Blumenkorb, von Hrn. Steiner, dem Vater. Sehr ähnlich ist das Blumenstück seiner Schülerin, Fräulein Lüdert, auf einem Ofenschirm, welcher seine elegante Einfassung wohl verdient.

An der nächsten Wand erscheint Susanna im Bade, die

beyden alten Richter abwehrend, lebensgroß, nach van Dyk, von Frau Scholz; sie gibt wohl das Vorbild, eine Copie, treu; die Susanna möchte aber reizender seyn, ihre Gliedmaßen, besonders der linke Arm und das rechte Bein, zusammenhängender, und die Färbung entschiedener, ruhiger. — Eine übergroße Magdalena, dießmal das größte Bild, nach Guido Reni von Hrn. Kalter, ist ein älteres, nur aufgemaltes Bild, und gehört eigentlich gar nicht in diese Reihe. Das Bildniß eines Morgenländers, nach Rembrandt, von demselben, zwar auch sehr gelblich, ist besser gerathen als sein Heinrich, der französische König.

Von Hrn. Schön haben wir dießmal eine ansehnliche Reihe großer und kleiner Landschaften. Es sind meist vaterländische Gegenden, und auch die eigen erfundenen sind aus solchen zusammengesezt, und müssen, bey der sich gleichbleibenden guten Ausführung, doppelt ansprechend seyn. Zwey größere Gebirgsgemälde zeichnen sich wieder durch die duftigen Fernen und Formen der Hochgebirge aus. In den Vorgründen vermißt man dagegen die nöthige Stärke, das Vorspringende, das uns gleichsam auf den Boden der Landschaft versezt; auch den Gewässern wünscht man die, zumal im Gebirge so eigene Durchsichtigkeit. Die bewohnten Vorgründe sind auch wieder mannigfaltig belebt, und die kleinen Figuren recht lebendig und passend. Auf dem einen werden die mancherley ländlichen Arbeiten, von Wanderern, kaufmännischem und städtischem Verkehr auf einer Landstraße, wie etwa nach einem Badeorte, durchkreuzt. Bedeutsamer ist auf der andern Tod und Leben vereint: der Zug einer Kindtaufe von der Kirche zum Dorfe, und ein Leichenzug zum Kirchhofe; dazwischen Kinderspiele; das Anputzen einer Braut und die fröhliche Hochzeit; alles verträgt sich recht wohl zusammen. Von den kleineren Schlesischen Ansichten erwähnen wir nur, die Burgen Balkenhayn und Kynau, das Dorf Rintersdorf bey Reinerz, die Annenkirche bey Freyburg, und die alte Burg und das neue Schloß Nimmersatt. Das überherrschende Grün auf den meisten, freylich eine Wirkung der milden und fleißig angebauten Schlesischen Berge, ließe sich doch wohl durch die Jahreszeit, besonders den kunten Herbst, und auch sonst minder und mannigfaltiger machen. — Einen rechten Gegensaß bietet die nackte Felsumgebung des Vesta-Tempels zu Tivoli, von Hrn. Bräuer, nach Prof. Lütke in Berlin; und dieses Naturstudium (nur etwas zu bräunlich) ist mit der Uebersetzung desselben Gegenstandes, in der obigen Landschaft von Hrn. König, zu vergleichen. — Lieblich erstreckt sich über diesen Landschaften und Bildnissen die wunderreizende Magdalena, nach dem allbekannten kleinen Bilde Correggio's von Hrn. Rother. Die in der Felsenhöle im dunkelblauen Gewande liegende und andächtig lesende blonde Sünderin, ist freylich so nur noch reizender, und sichtlich das Vorbild von Battoni's so beliebter Magdalena, welche aber mit der Reue kokettirte, die hier wahrhaft und innig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florenz.

Ein Maler zu Florenz (das Archiv für Geographie n. Nr. 75, welches diese Nachricht mittheilt, nennt dessen Namen nicht), welcher zugleich ein großer Chemiker seyn soll, will Gemälde machen, welche unveränderlich bleiben, und bedienet sich zu dem Ende lauter geschmolzener Farben (Emailfarben), welche dem Einflusse der Luft widerstehen.

Diese Farben, welche, wenn sie geschmolzen sind, erst pulverisirt werden, trägt er auf Taft oder andern Seidenzeug auf. Das Bindungsmittel, dessen er sich zu diesem Auftrage bedient, ist sein Geheimniß. Die Gemälde haben einen matten Glanz, und bedürfen nur eines leichten Firnisses.

Es ist außer allem Zweifel, daß die Luft auf solche Gläser nicht einwirken kann, die Frage ist nur, ob das Bindungsmittel dieser Farben den äußeren Einflüssen auch so gut zu widerstehen im Stande ist. Dieses ist daher der wichtigste Theil dieser Erfindung.

Der Künstler hatte keine rosenrothe Farbe (Licht-Purpur) in der Emailmalerey gefunden. Er wendete sich daher an den Arcanisten und Malerey-Director der k. k. Porzellanmanufaktur zu Wien, Herrn Joseph Leithner als den erfahrensten Chemiker in Schmelzfarben, welcher ihm auch die verlangte Purpurfarbe, vielleicht die schwerste in der Erzeugung, übersandte.

Diese Art zu malen, (noch gab ihr der Erfinder keinen eigenen Namen), ist am besten mit der Mosaik- oder Müsiv-Arbeit zu vergleichen, denn was die Mosaikstücke im Großen wirken, geschieht hier durch die nämlichen Bestandtheile im Kleinen.

Der Künstler arbeitet für den Erzherzog Großherzog von Florenz.

Carlsruhe.

Wir haben den Kunstfreunden eine ohne Zweifel sehr willkommene Nachricht mitzutheilen. Die herrlichen vier Tageszeiten von Claude Lorrain, ehemals in der Gallerie zu Kassel, sind wohl noch bey Vielen in angenehmer und schmerzlicher Erinnerung. In diesen Bildern hat der Künstler den ganzen Umfang seines reichen Kunstvermögens sichtbar gemacht, und sie bezeichnen, in ihrem sinnigen Zusammenhange, vielleicht das Höchste, was die Poesie je in der Landschaft hervorgebracht hat. Unser Haldenwang ist nun damit beschäftigt, den trefflichen Cyclus zu stechen. Er besizt, von den Originalen, außer guten Zeichnungen, sehr wohlgelungene Copien in Oel, was bey diesem Unternehmen doch anzuschlagen ist, denn einen Künstler, wie Claude, lernt man nicht aus der bloßen Zeichnung begreifen. Haldenwang, als Landschaftstecher, bedarf keines Lobes; man darf ihn, ohne Uebertreibung, Deutschlands Woollet nennen, und er übertrifft noch den Britten an Harmonie. Da der größte Theil der trefflichsten Blätter dieses Meisters für das französische Museum und einige andere kostbare Werke gestochen wurde, so muß es den Kunstfreunden um so erfreulicher seyn, daß er diese Folge von vier Blättern auf eigne Rechnung, und in dem billigen Subscriptionspreise zu 11 fl. das Blatt *) herausgibt.

— ber.

*) Mit Erscheinung des ersten Blattes (binnen Jahresfrist) ist der Subscriptions-Termin geschlossen, und es tritt alsdann der erhöhte Preis von drey Dukaten für das Blatt ein.

Nro. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Juli 1821.

Der Strom der Zeiten ändert seinen Lauf,
Und bleibt derselbe.

Herder.

Das Pariser Intelligenzblatt (les Petites-Affiches.)

(Fortsetzung.)

Jezt tritt Madame Roumette ein. Dieß ist die schöne Frau eines Mannes, der in der Rue des-Fosses-Montmatre ein sogenanntes Bureau de placemens hält, das heißt, eine Anstalt, wo Domestiken und Kapitale nachgewiesen werden, wo aber stets nach erstern weniger Nachfrage als nach lezterm, dagegen an lezterm ein geringerer Vorrath, als an erstern zu seyn pflegt. Herr Roumette schickt allenthalben Madame Roumette, denn er gesteht selbst, daß seine Frau bey Rentirern und Kapitalisten mit einem Besuche mehr ausrichtet, als er mit zwanzigen. Madame Roumette reclamirt fünf Franken, die man ihr im verflossenen Mai-Monate an Insertionsgebühren zu viel angerechnet hat. Während der Revisor die Quittungen mit dem Abdruck der Annoncen vergleicht und die Beschwerde der Dame zu erhärten sucht, will ich meinen Lesern sagen, daß dergleichen Bureaux de placemens oder d'agence die Blutigel sind, welche den hiesigen dienstbedürftigen Leuten das Blut aussaugen. Zuvörderst muß der Sucher einen, zwey, oft auch drey, ja bey dem oben erwähnten Villaume gar fünf Franken Einschreibegebühren bezahlen; dafür verspricht man ihm den ersten Dienst, der sich darbieten wird. Fragt er, wann er einmal vorsprechen soll, so schickt man ihn mit der Antwort: Ce n'est pas la peine; on vous écrira, Monsieur, nach Hause. Der arme Mensch harrt acht, vierzehn Tage, auch wol länger, ohne daß das Bureau etwas von sich hören läßt. Begiebt er sich dann ins Bureau, so ist die Antwort auf seine Klagen in jedem Fall folgende: Monsieur, il y en avoit d'autres avant vous. Mais, c'est votre tour maintenant. Der Sucher begehrt zu wissen, wann er wieder nachfragen soll; ihm wird die vorige Antwort ertheilt: Ce n'est pas la peine, Monsieur; on vous écrira. Darüber vergehen abermals acht, vierzehn Tage. Er kehrt ins Bureau zurück; dann heißt es, man habe sich das lezte Mal geirrt, die Reihe sey noch nicht an ihm gewesen, und auch in diesem Augenblick befänden sich noch drey oder vier Eingeschriebene vor ihm. Mais, sezt dann der Agent de Bureau hinzu, nous vous accorderions une passe-droit, si vous vouliez le payer. Dieß kostet abermals einen, zwey und mehrere Franken. Der Sucher bezahlt auch diese, geht heim, kommt nach acht oder vierzehn Tagen wieder, erhält dieselbe Antwort, wird endlich der Sache überdrüssig und wirft dem Agent die Worte in den Bart: Vous êtes un fripon. Darüber scheint sich dieser entrüsten zu wollen; innerlich macht ihm aber der fripon eine wahre Freude, denn nun ist er des Suchers für immer entledigt.

Jezt tritt ein Mensch ein, den ich an der Schwärze seiner Hände und seines Gesichts für einen Hutmacher erkenne. Seine Annonce beginnt mit den Worten: Jamais pareille chose ne s'est vue jusqu'ici. Grande Galerie Montesquieu, , on trouve un assortiment de chapeaux à la nouvelle mode, qualité superfine 16 f. 50 c. Dieser Hutmacher ist derselbe, den ich vor etwa drey Monaten vor dem Polizeygerichte gesehen habe, wo er von seinem

vormaligen Gesellen angeklagt worden war, seine, des Gesellen und nunmehr ebenfalls etablirten Hutmachers, Anschlagezettel von den Ecken gerissen und ihn selbst thätlich und gröblich mißhandelt zu haben. Aus diesem Zuge können meine Leser auf den Brodneid der hiesigen Hutmacher schließen. Zur Verständlichkeit der Sache ist es nöthig zu wissen, daß sich die Industrie zu Paris alle Jahr oder zwey Jahre auf einen neuen Handelszweig wirft und denselben nach allen Seiten hin zu exploitiren sucht, bis er endlich bis auf nichts abgenuzt ist (user jusqu' à la corde). So ist es nach und nach mit wollenen Tüchern, Mousselin-Waaren, Ledern zum Abziehen der Federmesser, neuerfundene Pommaden u. s. w. geschehen. Jezt ist die Reihe an die Hutmacher gekommen. Sie suchen sich's einer dem andern an Wohlfeilheit der Preise und an Schlechtigkeit der Waare zuvorzuthun. Ihre Zettel kleben in noch ungeheurerer Anzahl an den Straßenecken, als selbst die Affichen der Restaurateurs. Aber auch dieser Zweig scheint jezt dergestalt abgenuzt zu seyn, daß er bereits anfängt einem andern Platz zu machen. Welches dieser ist, wird uns die Dame sagen, welche dem Hutmacherburschen auf dem Fuße gefolgt ist.

Kennter ihr, lieben Leser, diese Dame eben so genau, wie ich, so würde euch über den Vorzug, der den Pariser Frauen in Hinsicht ihrer Thätigkeit vor den Männern gebührt, kein Zweifel übrig bleiben. Die vorstehende Dame hat der Reihe nach Blumen im Palais Royal verkauft, einen Putzhandel in der Straße St. Honoré gehabt, ist einem Generale als Geheimschreiberinn in die Jenaer Schlacht gefolgt, hat einem Monsieur seul Gesellschaft geleistet, eine pension bourgeoise gehalten, ist in die sogenannte Conspiration der Patrioten vom Jahre 1816 verflochten gewesen, und treibt jezt einen Meublenhandel, wie ihr aus der Annonce sehen könnt, welche sie zum Einrücken in die Petites-Affiches bringt. Leztere ist folgendergestalt abgefaßt: A vendre pour cause de départ, superbe mobilier d'occasion à bon marché. Mais il faut l'enlever de suite. In dieser Anzeige sind fast eben so viele Lügen als Worte: erstlich will die Dame jezt eben so wenig abreisen, als es seit Jahr und Tag ihre Absicht gewesen, wo sie jede Woche ihren Anzeigen dieselbe Phrase einverleibt hat; zweytens sind die Meubeln nicht schon gebraucht (d'occasion), sondern vielmehr erst vor einigen Tagen von dem Tapezier, welcher die Dame unterstüzt (qui lui fait du bien) neu verfertigt worden; drittens sind es keine vortreffliche Meubeln, sondern das elendeste, mit Mahagoni fournirte Pfuscherwerk, welches je von einer Hobelbank gekommen, und endlich viertens und lezten ist der Preis (für Commode, Sekretair und Bettstelle gewöhnlich 460 Franken) nicht wohlfeil, sondern um die Hälfte zu theuer. Das augenblickliche Fortschaffen ist der einzige Umstand, mit dem es die Dame ehrlich meint. Denn je eher die Meubeln ab Seite kommen, je eher kann der Tapezier neue senden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Familienzwist.

(Fortsetzung.)

So verflossen einige trübe Jahre, in denen Heinrich mehr wie einmal seiner Tochter Vernunft beyzukommen suchte, denn über ihr Herz wollte er sich nie einen Zweifel erlauben; allein die dürre Heftigkeit, mit der sie ihm bewies, wie sie alle ihre Pflichten erfülle, überzeugten ihn, daß die Zeit noch nicht da sey, wo ihr geholfen werden könnte. Da führten zufällige Umstände einen reichen Ländereybesitzer aus Pensilvanien in Heinrichs Haus. Er war über die Jugendjahre hinaus, hatte schöne Plane für die Verbesserung, nicht seiner Güter allein, sondern seiner ganzen Provinz entworfen, und zum Theil schon ausgeführt; Dinas reifer Verstand und lebendiger Geist zog ihn an, er war sich bewusst, wie nothwendig ein geistiger Umgang dem ist, der eine rohe Masse zur Kultur erheben will, und dieser fehlte ihm in seinem Wohnort, — er trug ihr ein Loos an, das Ehrgeiz oder die edelste Menschenliebe wünschenswerth machte. Dina überlegte und willigte ein. Ihr Vater blickte dankend gen Himmel, wie ihm Dina versicherte, daß alle ihre Wünsche erfüllt wären, und glaubte wirklich seinem neuen Schwiegersohn nur Tugenden von seiner Tochter rühmen zu können; er hatte sie immer nur unglücklich, nie strafbar genannt, und dabey gedacht, wenn der Irrthum eines unglücklichen Kindes das Vaterherz also verwundete, wie zerrissen dann seines Vaters Herz über den Undank eines strafbaren Sohnes hatte seyn müssen. Dina und ihr Gatte luden ihn dringend ein, seinen Wohnsiz in der Nähe ihrer Güter aufzuschlagen; — „ich komme zu euch, meine Kinder, sagte er bestimmt verneinend, und jezt und alsdann begleitet und umgiebt euch mein innigster Seegen.“ — Dina war in den lezten Tagen von einer stummen Angst getrieben, dem Vater stets fest und forschend ins Auge sehend, als wolle sie durch das Auge hindringen in seine geheimste Seele. Einst wie er diesen Blick wieder wahrnahm, ergriff er ihre Hand und sagte sehr weich: dringe nur nimmer mit diesem Blick in mein Herz, meine Dina, heute und dann, wenn wir alle einander in den Herzen lesen, findest du nichts wie Liebe darin. Die Tochter sank laut weinend an seine Brust, aber Beyde deckten die Tiefe ihrer Wunde nicht auf.

Nach Dinas Abreise ergriff Erinnerung an seinen Vater Heinrichen mit unwiderstehlicher Gewalt. Er hatte nun seit fast vierzig Jahren keine Nachricht aus seinem Geburtsort gehabt. Regiment und Gesetze hatten sich daselbst umgewälzt, es mochten Geschlechter ausgestorben

seyn, alles Mögliche stellte er sich vor — aber die Erde, die ihn deckt, muß ja noch da seyn, noch die Hügel, auf denen sein treues Auge ruhte, noch der Himmel, zu dem er aufschaute, wenn er sie betend für den ungerathenen Sohn emporhub. Und Konrad konnte leben, obschon er älter war wie Heinrich, und Kinder und Enkel mußten von ihm da seyn, denn Gott hat versprochen, den Saamen des Gerechten zu segnen. — Heinrich nahm an seinem fünf und sechszigsten Geburtstag Abschied von dem Grabe seiner Gattinn, und schiffte sich ein nach Europa.

Wir haben erzählt, wie schnell er seine Reise zurückgelegt hatte, wie er sich nur unmittelbar in die Mauern seiner Geburtsstadt zu versetzen begehrte, und wie ein Zufall ihn eine halbe Stunde davon aufhielt, er sich erst den Plan seines fernern Thuns überlegen wollte.

Jezt war er nun, in sonderbarem Zauber befangen, in Wilmers Familien-Kreis versezt; er fand hier, was er sich als das Ideal des Lebens gedacht, und seine Thorheit als Sohn und als Vater zerstört hatte. Das Alter ist mittheilend, sobald das Gemüth erweicht wird, zum Fragen hatte Frank nicht den Muth, wie konnte auch das junge Geschlecht seinen so lange verstorbenen Vater gekannt haben; wie konnten diese einfachen Landleute seinen Jugendgespielen Konrad kennen, der schwerlich seit seinem Austritt aus dem väterlichen Haus wieder in M. gewesen war. Das alles wusste er, aber er war zu weich, um es durch Willmers Antworten bestätigen hören zu wollen. Um so leichter ließ er sich hinreißen von sich selbst zu erzählen. Die altväterliche Ordnung unter den Kindern seines Gastfreundes, der stille Gehorsam, in dem sie vor ihren Eltern standen, die herzliche Freymüthigkeit, die sie belebte, riß ihn hin, vieles von dem, was wir hier von seinen Schicksalen erzählt haben, nach ihrer Entfernung ihren Eltern mitzutheilen. Er klagte nur sich an, gegen Vater, Gattinnen, Tochter, aber nicht wie einer, der Büßung zu fürchten hat, sondern sicher versöhnt zu seyn durch den Schmerz seines Lebens und freudig in das Land der Allvereinigung blickend. Wilmer und Marie hörten ihm in tiefer, stiller Wehmuth zu. Bey manchen von Franks frühern Begebenheiten hatte sie ihren Gatten fragend angesehen, als fordere sie ihn auf, in ihre stummen Gedanken einzustimmen; im Fortgang des Erzählens heftete sie ihre nassen Augen dankbar auf ihn, weil sie das Glück ihres Hausstandes neben Franks ödes Leben gestellt sah. Jezt schwieg Frank eine Weile. — Werther Herr, sprach Wilmer mit Zuversicht und faßte des Fremden Hand, Ihrer Tochter Liebe ist Ihnen gewiß. Ihr Verstand war verdreht durch eine dem weiblichen Herzen unangemessene Bildung, als Gattinn, als Hausfrau und Ihrer Hoffnung gemäß, nun als Mutter, findet sie sich selbst wieder in der wahrhaften Bestimmung des Weibes. — Ja, ja, das weiß ich, antwortete Frank, aber der Jahrelang zugefügte, der Jahre lang ertragene Schmerz hat die Gewohnheit des Zutrauens in uns getödtet; wir werden bey jedem Wort fürchten, uns weh zu thun, und das ist eben Zutrauen, daß man überzeugt ist, sich gar nicht weh thun zu können. — Aber Ihr Konrad, lieber Vater, unterbrach ihn hier Marie, der kann noch leben wie Sie, er lebt vielleicht in unserer Nähe... Konrad Erb? Nein! Der ward Stadtphysikus in Wi. ... Gott, mein Vater? rief Marie aufspringend. O mein Vater! Dessen Grab war es, das meine Kinder heute bekränzten. —

Was jezt zwischen diesen guten Menschen vorging, läßt sich ja ohnehin nicht beschreiben, — wer unternähme es, die Empfindung des vereinzelten, lange Verbannten zu schildern, der statt Jugendfreunde nur ihre Gräber, statt Entfremdung aber sich in ihrer Kinder Liebes-Armen fand? Wir wollen das Schicksal von Konrads Familie erforschen, von der wir schon Liebes und Sorge Erregendes vernommen haben. (Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, den 20 Juni.

Der fünfzehnte Mai ist im Fest- und Freudentagskalender ein überaus wichtiger Tag. Der heilige Landmann Isidor, von dem der Tag den Namen trägt, lebte am Ufer des Manzanares in schlichter Einfalt ein gottgefälliges Leben. Die Legende erzählt viel von den Wunderwerken, die er im Leben und nach seinem Tode verrichtet, und Madrid verehrt ihn als seinen Schutzpatron. Auf einer Anhöhe jenseit des Manzanares, eine kleine Legua von der Stadt entfernt, steht ein einsames Bethaus, ihm geweiht. Hieher wallfahrtet am 15. Mai die vergnügungssüchtige wie die andächtige Welt. Schon am frühesten Morgen ist der Weg von der Brücke von Segovia aus bis zu jener Anhöhe mit Wagen und Fußgängern bedeckt, die gewöhnlich wieder heimkehren, sobald der Gottesdienst beendigt ist. Nachmittags wird die Straße zum zweyten Male lebhaft. Zwischen langen Schaaren von Fußwanderern jagen Calessinos hinauf und flüchtige Reiter. Um das Bethaus herum sind Buden und Zelte aufgeschlagen, wo man Eßwaaren und Erfrischungen aller Art darbietet; doch der nüchterne Spanier bringt seinen kleinen Bedarf an Kuchen, Orangen und Wein leicht im Sacktuche mit. Zahllose Gruppen sieht man hier im Grünen gelagert, alles schwazt, lacht, schäkert. Da ertönen in hundert Kreisen Guitarre und Kastagnetten. Jung und Alt fängt zu tanzen an, die Augen strahlen heller, die Stimmen werden lauter, die Freude ausgelassener. Ich kenne kein Volk, das fröhlicher ist, keines, das lieber tanzt. Endlich sinkt die Sonne hinter den Spizen des Guadaramagebirges hinab, die Gruppen brechen auf und ziehen singend und tanzend der Stadt zu.

Ein zweyter ähnlicher Festtag ist der Vorabend des heiligen Antonius. Nordwestwärts in einiger Entfernung von der Stadt liegt hart am Ufer des Manzanares in äußerst romantischer Lage eine Einsiedley, San Antonio de la Florida. Eine schöne, schattenreiche Allee führt vom Thore von S. Vicente und bis zum Brunnen de Abanico und dieser romantischen Ermitage. Wenn Nachmittags die dringendsten Arbeiten abgethan sind, wandert die mittlere und untere Volksklasse nach dieser einsamen Klause. Sie, die zu einer täglichen Parade im Prado nicht Zeit hat, wohl auch keine Lust daran findet, sucht immer die Stellen auf, wo sie sich zwanglos nach ihrer Weise ergözen kann. Die Unterhaltung, von der lauen Luft eines Madrider Juni-Abends begünstigt, dauert bis ziemlich spät in die Nacht hinein, wo man endlich, mit jungem Laub bekränzt, unter Sang und Klang wieder heimzieht. Die Leutchen haben in ihren Werkstätten und Textuallen rein de Crimen

rung an das Vergnügen, das sie in San Isidro und San Antonio de la Florida gefunden, wochenlang einen süßen Nachgenuß; die Alten rufen sich die Jahre ihrer glücklichen Jugend zurück, die Jugend die Bewerbungen eines hübschen und muntern Nachbars oder die Freundlichkeit, womit Sennora Loreto oder Sennora Marigita diese Bewerbungen erwiedert hat, und — die Tage blieben in Ehren!

Das Theater del Principe fährt fort, zur Befriedigung des Publikums lobenswürdige Anstrengungen zu machen. Es hat eine Reihe der trefflichsten Lustspiele der alten Dichter auf die Bretter gebracht, welche durch den Reichthum der Erfindung, Anmuth des Dialoges und der Versification und zum Theil recht glückliche Darstellung alle Freunde der Schauspielkunst erheiterten und entzückten. Ich erwähne nur Lope de Vega's „Lo cierto por lo dudoso," des alten Meisters Tirso de Molina „La Celosa de si misma," „Marta la piadosa" und „Cruebas de amor y amistad," von Solis hie und da, aber mit zarter Schonung des Eigenthümlichen, umgearbeitet, Calderon's Vengas mal cuando vengas solo, von D. Manuel Eduardo de Gorostiza unter dem Titel: Tambien hay secreto en la Muger, umgearbeitet. Moratin's „El Viejo y la Ninna" u. s. w. Lo cierto etc., eines der geistreichsten und anmuthigsten Lustspiele von Lope de Vega wird noch insbesondere durch Juan Carretero's feines und gehaltenes Spiel gehoben. La Celosa de si misma hat man in allen Sprachen so zu sagen nachgeahmt, und mit besondern Glücke unter andern Aug. Lafontaine in seinem „Mädchen auf Freyersfüßen." D. Melchor, der Sohn eines armen Landedelmanns von Leon, kommt nach Madrid, sich mit der Tochter eines Freundes seines Vaters zu verheirathen. Ehe er in das Haus seines Schwiegervaters tritt, verliebt er sich in der Kirche in eine Dame, von welcher er weiter nichts gesehen, als die edle Figur und die schöne, weisse Hand, welche sie beym Weihwasser nehmen entblößt hatte. Diese Dame ist nun gerade seine bestimmte Braut. Das Mißverständniß führt eine Reihe der belustigendsten Scenen herbey. Wenn Carretero und Antera Baus etwas zu wünschen übrig liessen, so riß Antonio de Gazman dagegen mit seiner überströmenden Laune alles dahin. Man verzeiht ihm das Zuviel gerne, weil er so viel zu geben hat. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, den 30. Juni.

(Beschluß.)

In diesen Tagen wurden die Gemüther in Paris mehr noch durch einen Schauspieler als durch die Griechen in Bewegung gesetzt. Bey solchen Vorfällen gibt die Geistesliebhaftigkeit der Pariser gewöhnlich ein lustiges Schauspiel ab; so geschah es auch hier; es entstanden Parteyen; die Polizey mengte sich hinein, als ob die Ruhe des Staats gefährdet würde und mehrere Zeitungen behandelten die Sache, als den ernsthaftesten Gegenstand. Der Vorfall war dieser: Ein beym Publikum sehr beliebter komischer Schauspieler, Namens Perlet, hatte sich bey der Aufführung eines neuen Stückes aus Eigensinn in den Kopf gesetzt, ein Lied, das er selbst hatte einschalten lassen, nicht singen zu wollen; je heftiger das Publikum das Lied verlangte, desto starrsinniger war Perlet geworden, um es nicht zu singen. Endlich war er verdrüßlich von der Bühne gelaufen. Das Publikum verlangte nun Genugthuung für diese Aufführung; allein es schrie vergebens; Perlet kam nicht mehr zum Vorschein. Unter dem Wirrwar der Zuschauer ragte endlich ein Polizeykommissär hervor, welcher dem Publikum die Versicherung gab, daß Perlet bereits zur Polizeypräfektur abgeführt worden sey, und daß er nicht eher spielen dürfte, als bis er Abbitte gethan haben würde. Manche Zuschauer meinten, die Polizey hätte sich die Mühe ersparen können, militärisch zu verfahren, und das Publikum hätte sich allenfalls auch sehr wohl ohne die Dazwischenkunft des Herrn Kommissärs behelfen; allein der große Haufe behandelt die Theatervorgehen mit solcher Wichtigkeit, daß er dem Kommissär durch Klatschen Dank abstattete für den großen Dienst, den er in dieser Staatsangelegenheit leiste. Das Arretiren hatte jedoch nicht viel auf sich; auch wäre es lächerlich in einem konstitutionellen Staate, Jemand wie einen Verbrecher zu behandeln, weil er einmal grob gewesen ist; so müßten ja Leute, die beständig grob sind, ihr Leben im Gefängnisse zubringen! Nun war es eine große Begebenheit, wie Perlet wieder auftreten würde. Einige Tage vergingen, während welcher pro und contra gestritten wurde. Der Anschlagzettel verkündigte zuletzt die wichtige Nachricht, daß er wieder spielen werde. Mehr bedurfte es nicht, um das ganze Haus anzufüllen, und der Neugierigen waren so viele, daß sich ein großer Haufe vor dem Schauspielhause bildete, welcher wenigstens aus der zweyten Hand das Allerneueste erhalten wollte. Die Theaterdirection hatte in das Parterre eine Menge breitschultriger Kerls hineingelassen, welche durch Klatschen die etwaigen Mißfallbezeigungen aufreiben sollten. Perlet erschien in seiner Rolle, erklärte in einem eben nicht sehr demüthigen Tone, er habe nicht die Absicht gehabt, das Publikum zu beleidigen; darin bestand seine ganze Entschuldigung. Die besoldeten Klatscher trieben ihr Handwerk; andre pfiffen. Perlet wurde ohnmächtig, oder that als ob er in Ohnmacht fiele; trat ab, und bey seinem Wiedererscheinen begann derselbe Auftritt, wobey einigt nochmals Abbitte verlangten. Der Schauspieler wiederholte die vorigen Worte zum zweytenmale, und sogar zum drittenmal; setzte das letztemal aber hinzu, er höre von nun an auf, ein Komödiant zu seyn. Nun fing das Publikum seinerseits an Abbitte zu thun. Der Polizeykommissär erschien wieder, und warf sich zum Vermittler auf. Wie man sich benommen hat, um den Schauspieler zu bewegen, seinen Entschluß zu widerrufen, weiß ich nicht. Genug, er hat die Gewogenheit gehabt, ihn zu widerrufen; noch denselben Abend hat er in einer beliebten Rolle gespielt, und das Publikum ist so entzückt gewesen, daß es, nach der Versicherung des Journal de Paris, eines ministeriellen Blattes, alle seinen Anspielungen, die sich in der Rolle Perlets auf den Schauspieler beziehen konnten, auf das zarteste aufgefaßt und auf ihn angewandt hat. An dem Morgen desselben Tages, da Perlet wieder auftrat, hatte er sich mit einem dramatischen Dichter, welcher für dasselbe Theater, (das Gymnase dramatique) arbeitet, geschlagen, so daß der bedrängte Mann alle mögliche Trübseligkeit aus seinem Eigensinn gezogen hat. Dieser Perlet erinnert mich an den Hrn. Touquet, der auch eine Art von Komödie vor dem Publikum spielt. Der Handausgaben der beliebtesten klassischen Schriftsteller, welche dieser verleugende Obrist dem kauflustigen Publikum zum Besten gibt, habe ich schon mehrmals erwähnt; aber seit der letzten Erwähnung ist dieser Obrist Touquet der thätigste Verleger von Paris geworden: Er gibt verschiedene Voltaires und Rousseaus für die untern, die mittlern und höhern Klassen heraus; er liefert sie ganz oder theilweise, wie man will; er gibt das ganze Repertoire des Théâtre français heraus, und ich weiß nicht, wie viel mehreres noch. Andre Buchhändler, welche auf ähnliche Werke spekulirt hatten, sind genöthigt, die Preise beträchtlich herunter zu setzen, damit sie gegen diesen rüstigen Obrist einkommen können, so daß wirklich das Publikum bey dieser Konkurrenz gewinnt. Um nun diesen Buchhändlern den Rang abzugewinnen, ist der Hr. Touquet auf den Einfall gerathen, einige hundert Voltaire in der Lotterie ausspielen zu lassen; für die Kleinigkeit von zehn Sous kann sich jedweder Liebhaber die Hoffnung erkaufen, einen Touquetschen Voltaire, oder, nach dem Buchhändler-Ausdrucke, einen Voltaire-Touquet zu bekommen.

D. g.

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Freitag den 27. Juli 1821.

Sprachkunde.

Höchst nützliche Regel über die Verbindung deutscher Doppel-Hauptwörter: Im Wegweiser der Abendzeitung 1821. Nr. 28: Unterzeichnet: F. Henrich.

Mit dieser Abhandlung rückt der V. gegen Jean Paul in's Feld, den Urheber der bekannten anti-essistischen Umtriebe, welche zum Zweck haben, die Legitimität des Binde-Buchstäbleins s verdächtig zu machen. (M. s. Lit. Bl. 1820. Nro. 89.) Er führt die Waffen seines Gegners, Witz und Humor, und conscribirt Beyspiele, um eine Regel zu erobern, welche dem s seine Rechte sicher stelle. Offenbar haben ihn dabey der Landmann und der Landsmann geleitet, die schon früher den Anti-Essisten viel zu schaffen gemacht haben; aber wir fürchten, daß sie ihn irre geleitet haben. Er sucht den Grund des Unterschiedes in der verschiedenen Bedeutung, welche das Bestimmwort in beyden Zusammensetzungen hat: die ursprüngliche und die abgeleitete, oder die gemeine und die vornehme. Er meint, wo dasselbe nur den Gegensatz von Meer oder Stadt mache, wie in Landpfarrer, Landleben, Landthier, Landenge u. s. f., da schließ' es dem Grundworte ohne Bindezeichen sich an; bedeut' es hingegen das abgeschlossene Gebiet eines Volkes, wie in Landskind, Landesvater u. s. f., da bring' es das Bindezeichen als ein Standeszeichen mit. „Ist denn (fragt er sehr spezios) der Britten Landmacht auch ihre ganze Landesmacht?" Diesen Unterschied sucht er auch, nicht unwitziger Weise, in Stabholz und Stabscapitän, Rathschluß und Rathsfrauen, Heilkunde und Heilsordnung, Kreuzstich und Kreuzeszeichen u. d. m. wieder aufzufinden. Es ist begreiflich mit dieser Regel nicht ernstlich gemeint, und er scheint sie nur aufzustellen, um an ihrer Unhaltbarkeit die Unhaltbarkeit von der Regel des Gegners anschaulich zu machen.

Indessen wollen wir ihm rathen, daß er den Anti-Essisten lieber zu imponiren, als sie zu parodiren suche, indem er ihnen den Aristoteles entgegen stellt. Sie befehden das s, weil sie es für einen gewöhnlichen Mitlauter (Consonanten) halten, deren in unseren Wörtern gewöhnlich nur zuviel sich zusammen finden: Darin sind sie aber ganz irre. Aristoteles nennt es Poët. XX, 3. (nach Hermann) einen Halbvokal. Er unterscheidet drey Sprachelemente: Vokal, Halbvokal u. Consonanten, und definirt das mittlere so: ἡμίφωνόν τὸ μετὰ προσβολῆς ἔχον φωνὴν ἀκατήν· οἷον τὸ σ καὶ το ρ. (Semivocalis est, quae cum allisu vocem habet, quae audiri potest, vt s et r.) Diese Eigenschaft des s hat auch der Rec. im obenangezeigten Lit. Bl. 1820. Nr. 89., obschon ohne Beziehung auf den Altvater der Philosophen, anschaulich gemacht. Da frage man doch nun die Anti-Essisten, wo in ihrem Systeme die Consequenz stecken soll! Weil unsere Doppelwörter gewöhnlich zuviel Consonanten und zu wenig Vokale haben, wollen diese Neuerer einen aristotelischen Halbvokal verbannen, der häufig zwischen zwey reine Consonanten in die Mitte tritt, und beyde dörbar macht, wie zum Beyspiel in Geburtstag, wo Ein t ohne das s nothwendig zum Popanz geht. Und wieviel bequemer spricht sich, wie viel lauter in allen seinen Elementen tönet lebensmüde, als lebenmüde!

Wir hoffen, die Verschwornen werden bey dem bloßen Namen des Stagyriten ihre alta vendita schließen, und ihre Akten verbrennen.

Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortsetzung.)

Wissenschaftliche Theologie.

Vermischte Schriften. Theologisch-encyklopädisches Handwörterbuch zur leichten Uebersicht der wichtigsten, in die historische, dogmatische und moralische Theologie einschlagenden und damit zusammenhängenden philosophischen Materien. Für Theologie Studirende, Candidaten und angehende Prediger. Von J. H. F. Meineke, vormals F. St. CR., jezt noch Prediger in Quedlinburg ꝛc. Halle bey Gebauer 1821. VIII u. 561 S.

gr. 8. (2 Thlr.) Noch in seinem höhern Alter sucht Hr. CR. M. durch Schriftstellerey nützlich zu werden. Hier hat er in alphabetischer Ordnung die Begriffe aus der Dogmatik u. theol. Moral (eine moralische Theologie ist etwas ganz andres) und einige Notizen aus der Kirchengeschichte zum Besten der auf dem Titel genannten Hülfsbedürftigen zusammengestellt. Eine solche Arbeit ist in der That sehr schwer; sie sezt die vertrauteste Bekanntschaft mit dem ganzen Umfange jener Wissenschaften, der Literatur und Geschichte derselben und große Gewandtheit im deutlichen, logisch bestimmten und gedrängten Vortrage voraus. Wer aber auch diese Erfordernisse zu solcher Arbeit mitbrächte, dürfte sich doch von ihr keinen großen Gewinn für den angehenden Theologen versprechen, da diesem das Studium seiner Wissenschaft im Zusammenhange durchaus nicht erlassen werden kann, wenn er nicht ein seichter und dabey eingebildeter Vielwisser werden soll. Schon in den Schriften, die der junge Theolog nach Hr. M. besitzen muß, kann er sich gründlicher und ausführlicher, als in diesem Handwörterbuche belehren; außerdem, dieß sezt Rez. um so unbedenklicher hinzu, da er nicht Universitätslehrer ist, empfängt der Lernende befriedigenderen und zweckmäßigern Unterricht in den Vorlesungen. Ob Hr. M. den oben angegebenen gerechten Forderungen genügt habe, mögen einige Proben an den Tag legen. In dem Artikel Septuaginta wird die bekannte Fabel von Entstehung derselben erzählt, und weiter nichts hinzugesezt, als daß sie ein nützliches Hülfsmittel zur Erklärung des hebräischen Grundtextes sey. Ist das wirklich die einzige Seite, von welcher sie den angehenden Theologen empfohlen werden muß? Der Art. Person erwähnet kaum die Bedeutung dieses Wortes in der Lehre von der Trinität und von Christo. Einige Definitionen mögen ganz hier stehen: „Religionsübung, „Cultus der Religion (S. 476.) ist, wie sich das „von selbst versteht, nicht die Religion selbst, sondern nur „ein äußeres Mittel, theils sich über theoretische Gegen„stände der Religion zu belehren, theils sich zur praktischen „Religion zu ermuntern und zu stärken." (S. 485.) „Schadenfreude ist die Neigung, Schaden zu stiften, die „aus dem Vergnügen entsteht, es ungehindert thun zu „können." (S. 505.) „Selbstgefälligkeit ist die „verderbliche Nachsicht mit unsern erkannten Fehlern und „moralischen Gebrechen, in der Hoffnung, daß sie uns „nicht zu groben Ausschweifungen und muthwilligen Sün„den verleiten werden." (S. 626.) „Wind, moralischer besteht in der üblen Gewohnheit, Unwahrheiten „zu sagen, oder die Wahrheit mit der Unwahrheit zu ver„mischen. Im Allgemeinen nennt man diesen Fehler „Windbeuteley, Windmacherey." Doch zur Probe genug. Nur werde noch nachrichtlich bemerkt, daß nach Hrn. M. die heiligen Schriftsteller zwar eine fromme Imagination hatten, aber in der Vernunftbildung nicht weit gekommen waren. — (K)*) Joh. Jahn's, Dr. d. Phil. u. Theol. gewesenen K. K. Prof. der oriental. Sprachen zu Wien. Nachträge zu seinen theologischen Werken, von ihm anvertraut einem seiner Freunde im Auslande, und nach seinem Tode von diesem herausgegeben, nebst glaubhaftem Zeugnisse über die Conformität dieses Abdrucks mit dem handschriftlichen Original des Verewigten. Tübingen bey Laupp. 1821. XVI u. 340 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Eine in mehreren Beziehungen merkwürdige Schrift! Der Vf. hat allgemein anerkannte Verdienste um biblische Alterthumskunde, Kritik und Philologie, und bestimmte die in derselben enthaltenen Abhandlungen ausdrücklich zum Drucke nach seinem Tode. Das Ausland mußte er wählen zur Bekanntmachung, weil er von der Censur nicht nur während seines Lebens unzählige Hindernisse erfahren hatte, sondern ihm auch, als einen in Ansehung des Glaubens Verdächtigen, die Erlaubniß verweigert worden war, unentgeltlich theologische Vorlesungen noch fortzuhalten, nachdem er eine weitere Beförderung erhalten hatte. Die Nachrichten von den mannichfaltigen Mitteln und Wegen, ihn zu bedrücken, sind in den Auszügen aus seinen Briefen enthalten, welche statt der Vorrede abgedruckt sind. Daß aber die Schrift selbst von Jahn wirklich sey, wird durch das Zeugniß des Hrn. Prälaten Bengels beglaubigt, welcher mit der Handschrift des Verewigten genau bekannt ist. Uebrigens darf der Leser hier nicht, wozu der Titel veranlassen könnte, Nachträge zu den früher herausgegebenen Schriften des Vfs. erwarten, sondern es sind sechs ganz für sich bestehende Abhandlungen, welche sich durch bescheidene und gewissenhafte Forschung, sorgfältiges Quellenstudium und daher manche neue Ansicht auszeichnen. I. Was that Jesus während der 40 Tage von seiner Auferstehung bis zu seiner glorreichen Himmelfahrt? (S. 1—14.) Die Ausführung entspricht nicht ganz der Ueberschrift. Es wird nämlich gezeigt, daß Jesus, wenn von seinen Erscheinungen nach der Auferstehung die Rede ist, nicht auf eine übernatürliche Weise zu den Seinen gekommen sey, sondern sie, wie ein anderer Sterblicher, besucht habe, daß er die Kleider nach seiner Auferstehung von dem Gärtner, der wahrscheinlich selbst, wie der Besitzer des Gartens, ein Freund Jesu war, erhalten, und sowol durch diese Kleidung, als durch die vielen erduldeten Leiden ein so verändertes Ansehen erhalten habe, daß er frey, ohne erkannt zu werden, umhergehen konnte. Zulezt (S. 13 f.) werden noch die Ursachen angegeben, warum sich Jesus seinen Feinden nicht zeigte. Schwerlich werden viele Forscher

*) Zeichen, daß die Verfasser zu der römisch-katholischen Confession gehören.

in das gefundene Resultat einstimmen, daß J. frey überall nach seiner Auferstehung umhergegangen und durch seine Leiden im Ansehen so verändert worden sey, daß ihn selbst seine vertrauten Freunde nicht wieder erkannt haben. II. Was hielten die Kirchenväter von der Accommodation? (S. 15 — 60.) Nach des Hrn. Vfs. eigenem Geständniß liegt Reinhard's Abhandlung zum Grunde (utrum et quando possint oratores divini in administrando munere suo demittere se ad vanas hominum opiniones? in dessen opusc. acad. vol. I. S. 473 — 510); allein ausführlicher dargestellt und etwas vermehrt, auch anders bearbeitet und Alles in ein helleres Licht gestellt. Das gilt besonders von dem Streite über diesen Gegenstand zwischen Hieronymus und Augustinus. III. Was lehrt die Bibel von dem Teufel, den gefallenen Engeln, den Dämonen, den bösen und unreinen Geistern? (S. 61 — 252). Der erste Theil dieser an Belesenheit reichen Abhandlung handelt von dem Teufel und den gefallenen Engeln, der zweyte von den Dämonen und bösen Geistern. Sie behauptet, daß die Dämologie bey den Juden sich in der babylonischen Gefangenschaft und unter der Herrschaft der Griechen ausgebildet, und die Meynungen beyder Völker in sich modificirt aufgenommen habe, und sucht zu beweisen, daß die Lehre von der Verführung der Menschen durch den Teufel zur Sünde, und die Besitzung der Menschenkörper von Dämonen d. h. den Seelen verstorbener böser Menschen, in der Bibel nicht enthalten sey. Ungeachtet die Gränzen der Accomodation in dieser Abhandlung über die Gebühr ausgedehnt und manche spätere Meynungen, sogar heydnischer Schriftsteller, in das Zeitalter Jesu zu rasch übergetragen sind: so muß doch Ref. dieselbe besonders empfehlen, weil sie außerdem viel Lehrreiches enthält. IV. Ist das moralische Bedürfniß eines allmächtigen Richters der erste und einzige Grund für das Daseyn Gottes? (S. 252 — 280). Eine historische Deduction, daß in der alten Welt das Gefühl der Hülflosigkeit die Völker zu dem Glauben an die Gottheit geführt habe. Hr. J. scheint doch die tieferen Anlagen in dem Geiste und Herzen der Menschen zu dem Glauben an Gott nicht genug berücksichtigt zu haben. V. Ein vertrautes Gespräch über die Vereinigung der drey verschiedenen Kirchen in Deutschland (S. 280 — 291). Ganz andere Ansichten und Hoffnungen finden sich hier, als in den bekannten Schriften des Hrn. Abts Prechtl. Der Hr. Vf. stimmt darin mit allen gemäßigten und einsichtsvollen Theologen überein, daß durch eine Eintrachtsformel, im Falle sie auch zu Stande kommen sollte, nur eine neue, vierte Kirche sich bilden würde. Dagegen hofft er, daß, wie in den drey Jahrhunderten seit der Reformation sich die Parteyen in manchen Meynungen näher gerückt sind, sie, auch in den übrigen, wenn auch erst nach Jahrhunderten, sich immer näher kommen werden. Für ersteres wird als Beleg (S. 283.) angeführt: daß kein Katholik die Lehre von der Rechtfertigung, wie sie in dem orthodoxlutherischen Magazin für christliche Dogmatik und Moral und neuerlich von Rosenmüller in seinen Beyträgen zur Homiletik vorgetragen sey, verwerfen könne. In Ansehung der Lehre von der Gegenwart Christi im h. Abendmahle, von welcher die Unterredenden ausführlicher sich unterhalten, hofft er, daß die Katholiken die species sine subjecto und die transsubstantiatio, von welchen sie nichts wissen, aufgeben und mit den Lutheranern zusammenstimmen, die Reformirten aber auch eine Gegenwart zugestehen werden, weil Wirksamkeit an einem Orte sich ohne Gegenwart nicht denken lasse. Eine Aeußerung der Unterredenden S. 290. hebt Ref. besonders aus: „Du wirst in „den lezten Jahren ohne Zweifel schon selbst bemerkt haben, „wie manche junge (auch alte Ref.) gelehrte Protestanten „gewaltig einlenken und festere Tritte thun, interessan„dere freylich Hypothesen auf Hypothesen, Möglichkeiten „auf Möglichkeiten thürmen; man lasse sie immerhin ohne „festen Grund bauen, ihre Gebäude werden von dem nächs„ten Sturm umgerissen daliegen und bald vergessen seyn." VI. Läßt sich die unumgängliche Nothwendigkeit der Beichte zur Vergebung der Sünde aus theologischen Principien beweisen? (S. 291 — 340). Diese sehr gründliche Abhandl. gegen die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte wurde Hrn. J. von einem kathol. Theologen zugesendet, der seine Zweifel gelöst wünschte. Jener gesteht in seiner Antwort (S. 329 ff.) zu, daß die Beichte eine menschliche Einrichtung sey und durch Mißbrauch der kath. Geistlichen sogar der Sittlichkeit sehr oft nachtheilig werde; vertheidigt sie aber damit, daß sie aus dem Zwecke des Evangelii, Erhöhung der Sittlichkeit, von selbst hervorgehe und diesem Zwecke gemäß eingerichtet werden solle. Ref. muß hier noch fragen: Läßt sich je erwarten, daß die christliche Kirche eine hinlängliche Anzahl solcher Beichtväter finden werde, wie sie nach der Ansicht des Hrn. J. seyn sollen, wenn jeder gezwungen ist, die einzelnen Sünden zu beichten?

(Der Beschluß folgt.)

Spanische Literatur.

(Fortsetzung.)

Die Pressen sind ungemein thätig, und man begreift kaum, wie man Setzer und Drucker genug in Spanien finden konnte, wenn man die Masse von Produktionen sieht, die täglich daraus hervorgehen. Außer den zahlreichen Tagblättern, Proklamationen, Flugschriften u. s. w. liefern sie noch eine für Spanien sehr bedeutende Masse

von Druckſchriften. Man durchgehe nur das nachfolgende Verzeichniß von Werken, welche ſeit meinem lezten Bericht erſchienen ſind, wobey ich indeß die kleinen Flugſchriften und minder bedeutenden Brochüren gänzlich mit Stillſchweigen übergieng. Zu unſern ſchon früher erwähnten Zeitungen iſt in der Mitte des Monats April eine neue gekommen, unter dem Titel: El Espectador. Die Herausgeber ſind Offiziere. Das Blatt iſt voll der verderblichſten Grundſätze, aber auch voll Witz; daher es gerne geleſen wird. Eine andere unſerer Zeitungen, El Redactor general de Espanna, welche der Arzt D. P. Fernandez Sardino redigirte und welche eine der allerheftigſten war, iſt aus Mangel an Abſatz in den erſten Tagen des Monats Mai eingegangen.

Memorias para la historia de las Constituciones Espannolas. Por D. Juan Sempere. Memoria primera: Sobre la Constitucion Gotico-espannola. Als die franzöſiſchen Truppen 1810 in Granada einzogen, beſchäftigte ſich der Verf. dieſer Denkſchrift, damals Fiscal bey der Audiencia von Granada, ſchon mit einer Abhandlung über die Cortes in Auftrag der Provinzialjunta dieſer Provinz, von welcher die Centraljunta Bericht über dieſen Gegenſtand begehrt hatte. Dieſe Abhandlung erſchien damals unter dem Titel: Observaciones sobre las Cortes, y sobre las leyes fundamentales se Espanna. Als der Verf. ſpäter als Anhänger der Franzoſen ſein Vaterland verlaſſen mußte, beſchäftigte er ſich in ſeinem Exile von neuem mit Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand, und ſo entſtand ſeine Historia de las Cortes (1815). Jenes Werk war zum Theil, und beſonders in Bezug auf die Cortes vom Jahre 1810, gegen die bekannte Teoria de las Cortes des Kanonikus Marina gerichtet. Die fortgeſezten Unterſuchungen und Studien bewogen den Verf., die obenerwähnte „Geſchichte der ſpaniſchen Konſtitution“ zu beginnen, und im erſten Theile die gothiſch-ſpaniſche Verfaſſung zu behandeln. Wer eine ſchnelle Ueberſicht der gothiſch-ſpaniſchen Rechtsverfaſſung zu haben wünſcht, dem mag dieſes Werkchen allerdings brauchbar ſeyn; neue Aufſchlüſſe und geiſtreiche Ideen ſucht man vergebens darin; im Beſitze von Marina's Geſchichte und dem alten ſpaniſchen Geſetzbuche kann man es füglich entbehren. — Von der erwähnten Teoria de las ó grandes junta, nacionales de los reinos de Leon y Castilla; monumentos de su Constitucion politica y de la soberania del pueblo, con algunas observaciones sobre la ley fundamental de la Monarquia espannola, sancionada en las Cortes generales y extraordinarias: por el ciudadano D. Francisco Martinez Marina, vormal. Kanonikus von San Iſidro in Madrid, gegenwärtig Dombert in Lerida, Mitglied der Academia espannola, der Akademie der Geſchichte und jener der buenas letteras von Barcelona, Abgeordneter des Fürſtenthums der Aſturien zu den gegenwärtigen Cortes u. ſ. w. iſt eine neue Auflage in drey Quartbänden erſchienen. Das Werk iſt zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, über den Werth und Charakter deſſelben noch etwas beyzufügen. — Mehrere Mitglieder der gegenwärtig verſammelten Cortes zeigen eine große literariſche Thätigkeit. Von dem Advokaten D. Marcial Antonio Lopez, auch Mitglied der Academia de la Historia, erſcheinen Instituciones de derecho politico (Staatsrath), aplicadas á la Constitucion de la monarquia-espannola in 2 Bänden. Der Verf. iſt als ein ſcharfſinniger Denker und kenntnißreicher Gelehrter hinlänglich bekannt. Gleichzeitig mit dieſem Werke erſcheint ſeine mit Anmerkungen und einem Anhange über die Politik verſehene Ueberſetzung der Inſtitutionen des Natur- und Völkerrechts von R . . . einem mir unbekannten Franzoſen. — Der Advokat D. Juan de Dios Cannedo, ſupl. Abgeordneter zu den Cortes für das Vicekönigreich Mexico, hat den Precis historique du droit romain überſezt. Dieſe fleißig gearbeitete Ueberſetzung hat ſo eben unter dem Titel: „Compendio histórico del derecho comun desde Romulo hasta nuestros dias“ die Preſſe verlaſſen. — Von des Deputirten D. Alvaro Florez Estrada bekannten Representacion hecha á S. M. C. el Sr. D. Fernando VII en defensa de las Cortes iſt ein neuer, und nun vollſtändiger Abdruck veranſtaltet worden. Der Verf., der 1813 Intendant der Provinz Sevilla geweſen iſt und nachher wegen ſeiner Anhänglichkeit an die Sache der Cortes und ſeiner Verbindung mit den geheimen Geſellſchaften nach England entfloh, ſchrieb dieſe Vorſtellung in London, wo ſie auch, aber etwas verſtümmelt, im Druck erſchienen iſt. — Der Deputirte D. Juſto Joſeph Banqueri, Beamter im Finanzminiſterium, hat Observaciones representados á las Cortes de 1821 sobre un plan general de Hacienda herausgegeben. Der Verf., ſchon längſt als einer der einſichtsvollſten ſpaniſchen Finanziers bekannt, gibt einen ſehr detaillirten Finanzplan, der, wenn auch nicht in Allem ausführbar, doch das Verdienſt hat, auf Sachkenntniß zu beruhen. Er erklärt ſich für ein gemiſchtes Abgabenſyſtem und redet in der Einleitung von den bisher gemachten Verſuchen, in Spanien eine directe Beſteuerung einzuführen. Schon 1770 machte man einen Verſuch, das Beſteuerungsſyſtem zu verändern, nachdem man ſeit 1746 an der Ausmittlung des Baar-Ertrages der 22 kaſtiliſchen Provinzen gearbeitet hatte, allein die Sache kam nicht zu Stande, und die Arbeiten von 24 Jahren, welche 80 Mill. gekoſtet, blieben im Archiv der Generaldirektion der öffentlichen Abgaben liegen. Die Umſtände, in welchen ſich Spanien 1813 befand, legten die Beſteuerung in die Hände der Cortes, und ſie zauderten nicht, die directe Beſteuerung einzuführen und die Nation mit 516 Mill. Realen anzulegen. Die Abneigung des Volkes gegen alle direkte Beſteurung und die Ungleichartigkeit der Vertheilung, da man nichts als die ſehr unzuverläſſigen ſtatiſtiſchen Angaben vom Jahre 1797 zum Grunde legen konnte, hatten zur Folge, daß ſogleich die meiſten Provinzen und Ortſchaften reclamirten. Die Konſtitutionsſteine, welche kurz zuvor geſezt worden, wurden zerſtört, und die Entrüſtung des Volkes gegen die Cortes erreichte den höchſten Grad. Später (1817) verſuchte der Finanzminiſter Garay von neuem die directe Beſteuerung und ſezte 250 Mill. an. Mit einigen Modificationen ward das Syſtem auch in Ausübung gebracht, allein es entſprach den Erwartungen in keiner Beziehung. Die Cortes ſezten im Jahre 1820 nur 150 Millionen an, um die Neigung des Volkes zu gewinnen, allein auch jezt iſt das Reſultat noch ſehr unzuverläſſig und wenig entſprechend. — Eine andere Schrift: Verdadero Estado de la contribucion general, y remedio que deben aplicar las Cortes prontamente para no hacerla odiosa y facilitar su cobro, behandelt denſelben Gegenſtand, aber oberflächlicher und mit weniger Sachkenntniß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Juli 1821.

Am Beyspiel liegt des Herrschers Kraft.

Huber.

Die Krönung des Königs von England.

(Von A. B.)

Die Krönung der Könige ist in England immer als eine wichtige Feyerlichkeit betrachtet worden, welche, besonders seit der großen Revolution (1668) von weit größerer Wichtigkeit ist, als in irgend einem andern Lande, wo dergleichen Feyerlichkeiten je üblich gewesen; weil der Monarch dabey eine Verfassung beschwört, die das Heil der Nation begründet, und die zu verletzen er nie denken darf; und ob es gleich noch stärkere Bande giebt, um die Verfassung gegen Willkür zu schützen, die Verantwortlichkeit der Minister, und vor Allem der Geist der Nation, so darf man sie doch wenigstens als ein Band mehr, oder doch ein sinnliches Band betrachten, das den Monarchen und die Nation an einander knüpfen hilft; obgleich die heutigen Whigs und Radikals die Sache als eine bloße Schau zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit angesehen haben möchten. Der religiöse Theil der Handlung ist von den protestantischen Monarchen fast unverändert beybehalten worden, wie ihn ihre katholische Vorfahren beobachtet, und die Krönung und Salbung u. s. w. wird, wie in den ältesten Zeiten vom Primas des Reichs, dem Erzbischof von Canterbury, verrichtet. Die Krönung bleibt noch immer eine imposante Feyerlichkeit, aber die Salbung mag viel an ihrer Würde verloren haben, seitdem die priesterliche Weihe des Oels aufgehört hat, daß, wie jezt jedes Kind weiß, vom Hofkrämer geliefert wird, der auch des Königs Lampen besorgt. — Die im Laufe der Feyerlichkeit zu verrichtenden Aemter sind mannigfaltig, und ihre Aufzählung würde nur ermüden. Sie sind von uralten Zeiten her an Würden, Stellen, Körperschaften und Besitzthümer geknüpft; und alle sind bey einer herannahenden Krönung eifrig bemüht, ihre wirklichen oder vermeintlichen Rechte vor dem zu deren Entscheidung jedesmal vom König ernannten Tribunal, (Court of claims) geltend zu machen; sowol der Ehre, als, oft auch, des Vortheils willen, indem alles was der König und die Königinn an dem Krönungstag oder die Nacht vorher berühren, so wie Betten, Teppiche, Trinkgeschirre, Tafelservice u. s. w., von den dienenden Personen mit hinweggenommen wird. So erhält z. B. der Lord Mayor von London als Mundschenk den goldenen Becher des Königs, (dessen Gewicht, so wie das Gewicht und Maaß aller andern Gegenstände der Gebrauch genau bestimmt hat); der Kämpfer, (diesmal ein Geistlicher, an dessen Stelle aber sein Neffe tritt), einen andern goldenen Becher, woraus er dem König zutrinkt u. s. w. Die meisten aber verdienen, was sie auf diese Art bekommen, denn schon die bloße Gegenwart bey der Feyerlichkeit, welche gewöhnlich zwischen zehn bis zwölf und vierzehn Stunden dauert, ist, besonders bey heißem Wetter, ein harter Dienst, und der König hat das Härteste dabey, weil er als die Hauptperson immer etwas zu verrichten hat, oder mit sich verrichten lassen muß. Indessen wird alles, so wie in England jedes Herkömmliche, mit religiöser Pünktlichkeit beobachtet, und ein Ministerium

würde sich die bittersten Vorwürfe zuziehen, daß sich irgend eine Abänderung erlaubte in Dingen, die ein ununterbrochener Gebrauch geheiligt. Ein anderes ist es, wenn man sich früher Abweichungen erlaubt hat, daher soll auch dießmal die Westminsterhalle, statt, wie bey der lezten Krönung geschehen, der Plünderung des Pöbels Preis gegeben zu werden, mehrere Wochen lang nach der Krönung zur Besichtigung des Publikums offen bleiben.

So weit die authentische Geschichte geht, hat es kein Brittischer König versäumt, sich so bald wie möglich nach der Thronbesteigung krönen zu lassen; und je zweifelhafter ihre Ansprüche auf den Thron waren, desto eifriger waren sie, sich dieser Feyerlichkeit zu unterwerfen. Auch war der Gebrauch, ihre Gemahlinnen entweder zu gleicher Zeit oder doch bald nachher an dieser Ehre Theil nehmen zu lassen, so allgemein, daß man bis noch vor wenigen Tagen, wo der königliche Geheime-Rath das Gegentheil entschied, solches als ein unbezweifeltes Recht anzusehen gewohnt war. Indessen soll es blos von der Gnade des Königs abhangen, ob die Königinn gekrönt werden solle oder nicht; daher bey der bevorstehenden Krönung die Königinn nicht zugelassen werden wird. Sonst soll alles dabey wie bey der Krönung Georgs III. eingerichtet werden, welche selbst eine genaue Nachahmung der bey der Krönung Jakobs II. beobachteten Feyerlichkeiten war. — „Im J. 1761," sagt eine englische Zeitschrift, „waren die ersten Vorboten Ankündigungen in den Zeitungen zur Vermiethung von Fenstern und Sitzen auf Gerüsten, um den Zug anzusehen. Gewöhnlich ist in dem Miethkontrakt der im Gesichtskreis gelegenen Häuser eine Klausel, welche dem Eigenthümer deren Gebrauch bey der Krönung zusichert. Im J. 1761 zogen einige dieser Häuser zwischen 700 bis 1000 Pf. St. An einigen Stellen wurde der Boden zu Gerüsten zu vier Guineen der Fuß vermiethet. Man hat ein Verzeichniß der Preise in vorigen Zeiten, wodurch wir entweder auf den Werth ihres Geldes oder die Größe ihrer Neugierde schließen können. Bey der Krönung Eduards I. verlangte man für einen Sitz einen halben Farthing (ein Achtel eines Penny's). Bey der Krönung Eduards II. hatte sich entweder des Volkes Reichthum oder Neugierde verdoppelt, denn der Preiß war bis auf einen ganzen Farthing gestiegen. Bey der Krönung Eduards III. war er einen halben Penny. Bey Richard II. einen Penny; und der Chroniker scheint der Meinung, die Sache sey nicht des Geldes Werth gewesen. Bey Heinrich IV. war er immer noch ein Penny. Heinrich V. war beliebt, und das Volk bezahlte seine Bewunderung mit zwey Pence. Heinrich VI. der, wie Shakespear sagt, weder Fechten noch Fliehen konnte, war unbeliebt, doch behielt englische Freygebigkeit die Oberhand, und man gab zwey Pence, um ihn krönen zu sehen. Die Krönungen aber wurden jezt zu häufig für die Fenstervermiether; der Preis fiel wieder auf einen Penny, dann auf einen halben Penny, und bey manchen jener königlichen Aufzüge hatte man das Sehen sogar umsonst. Die Zeiten wurden besser, und Eduard IV. sah den Preis der Sitze wieder bis auf zwey Pence gesteigert. Hier schien er stehen zu bleiben; und der Preis blieb zwey Pence bey den Krönungen Richards III. und Heinrichs VII. Aber dieß waren Zeiten der Unruhen, und die Engländer waren klug genug, die Paar Pfennige zu behalten, die ihnen die York- und Lankasterischen Plünderungen übrig gelassen hatten. Das Land ward aufs Neue wohlhabend und neugierig, und gab vier Pence um die Krönung Heinrichs VIII. zu sehen. Dieser Preis erhielt sich in den Tagen Eduards VI. und selbst in denen der blutigen Königinn Maria, die freylich beliebt gewesen war, und den Thron mit dem Eide bestiegen hatte, den protestantischen Glauben aufrecht zu erhalten. Die Nation war so entzückt bey der Erscheinung Elisabeths, daß sie in ihrer Freude volle sechs Pence hergab. Von jezt an nahmen die Freygebigkeit und Anhänglichkeit an den Thron schnell zu; denn Jakob I. und Karl I. trugen jeder einen Schilling ein. Karl II. fand die Nation in einem Paroxismus thörigter Freude, und man bezahlte für ihn eine halbe Krone, welche beyspiellose Steigerung einzig und allein dem Entzücken, der Rundköpfe losgeworden zu seyn, zugeschrieben werden muß. Jakob II. erhielt denselben Preiß, denn es ist bemerkenswerth, daß, ausgenommen in der unruhigen und traurigen Periode Heinrichs VI., die Preise, wozu sich die Volksthorheit einmal bequemt hatte, nicht mehr zurückgingen. Wilhelm und Maria sahen den Preis ums Doppelte gesteigert, und sie waren es werth. Das Haus Braunschweig fand eine getheilte Nation, und die Gerüstvermiether wagten es nicht die Preise zu steigern, wo die Jakobiten so entschlossen waren, nicht sehen zu wollen; demnach blieb es damit bey einer Krone. Unter der Regierung Georgs I. verlor sich der Jakobitismus allmählig in der Verbannung und in den Kerkern, oder verhungerte in den (Schottischen) Hochländern; und bey der Krönung Georgs II. zeigte sich die Loyalität entschieden, und bezahlte eine halbe Guinee. Die Krönung des lezt-verstorbenen Königs fand England ruhig im Innern, und im Aeussern allenthalben triumphirend; demnach stiegen die Preise auf eine beyspiellose Weise. In den Gallerien in der Westminsterabtey wurde jeder Frontsitz zu zehn Guineen und darüber vermiethet. Die Sitze in den Straßen galten von einer Guinee bis zehn; und jeder Dachziegel, von wo aus man das geringste von dem Zuge sehen konnte, wurde aufs eifrigste gesucht, und aufs theuerste bezahlt."

(Der Beschluß folgt.)

Das Pariſer Intelligenzblatt (les Petites Affiches.)

(Fortſetzung.)

Nach der Meubelnhändlerinn tritt ein glänzend ſchöner junger Mann ein. Die leichte, liebenswürdige Grazie, mit welcher er nachläſſig, aber doch anſtändig, die anweſenden Perſonen grüßt, nimmt alle Anweſende für ihn ein. Die Annonce, welche er überreicht, iſt in folgenden Ausdrücken abgefaſſt: Un jeune homme d'une famille distinguée ayant un revenu de 10,000 francs, désireroit s'unir à une Demoiselle de condition possédant la même fortune. Wer iſt aber dieſer junge Mann von vornehmer Familie? Urſprünglich ein Savoyarde, wie ſie hier zu Tauſenden in den zerlumpteſten Geſtalten auf den Gaſſen und öffentlichen Plätzen herumliegen und, Bilder des Jammers, die Vorübergehenden um ein Allmoſen anſprechen, bis ſie ſich ſo viel erbettelt und erhungert haben, daß ſie in ihrem Vaterlande ein Gütchen kaufen können. Der unſrige hat ſein Glück auf eine andere Art gemacht. Er kehrt einſtens auf dem Boulevard des Italiens einen Fußweg; eine ältliche Dame ſteigt aus dem Wagen, und unſer Savoyarde leyrt ſein Gewöhnliches: N'oubliez pas le pauvre balayeur, ab. Die Dame betrachtet den bereits dreyzehnjährigen Knaben und wird von der Schönheit deſſelben, die weder der Schmutz noch die Lumpen verſtecken können, dergeſtalt gerührt, daß ſie ihn auf der Stelle in ihr Hotel kommen läßt. Hier ſetzen ihn im kurzen Erziehung und Unterricht, von denen der junge Menſch den beſten Gebrauch macht, in den Stand, der erklärte Liebling der Dame zu werden. Letztere ſtirbt nach zehn Jahren und hinterläßt demſelben zehntauſend Franken jährlicher Einkünfte. Junge ſchöne Männer machen überhaupt in Paris mehr Glück, als ſchöne Weiber. Das kommt daher, weil hier das weibliche Geſchlecht beſtändiger iſt, als das männliche.

Nach dem jungen Manne tritt ein verſchliſſener Kauz ein, dem man die Projectmacherey auf der Stirn lieſt. Das Prahlen ſcheint ihm dergeſtalt zur andern Natur geworden zu ſeyn, daß er ſogar hier im Komptoire der Petites Affiches, wo es ihm doch zu gar nichts helfen kann, einen Beweis davon ablegt. Er reicht nämlich dem Sekretair, gleichſam wie aus Verſehen, ſtatt der Annonce, einen Wechſel auf dreyßigtauſend Franken hin. Der Sekretär gibt dieſen zurück, und der Projektmacher ſagt: Pardon, Monsieur, mon annonce s'étoit glissée dans un tas de lettres de change que j'ai dans ma poche. Nun zieht er in der That einen ganzen Stoß Wechſel hervor, entfaltet jeden vor den Augen des Sekretärs, bis er endlich ſeine Annonce findet. Dieſe lautet: On demande un bailleur de fonds pour une entreprise qui rapporte cent pour cent, et à laquelle on voudroit donner une plus grande extension. Wer da weiß, daß in Paris tauſend Unternehmungen gemacht werden, bey welchen die Kapitaliſten ihr Geld verlieren, der muß ſich billig wundern, wie es noch Leute geben kann, welche ihr Geld auf dergleichen Speculationen leihen. Aber die hundert Procente, ob ſie gleich nur eine runde Zahl ſind, klingen ſo verführeriſch! So finden ſich immer noch Gimpel, welche einem Projektmacher wie dem unſrigen zur Beute werden. Was die Wechſel anbetrifft, welche dieſer dem Sekretär vorgezeigt hat, ſo hat es damit folgende Bewandniß. Es gibt hier eine Bande Kerle, welche Geſchäfte machen, (qui font des affaires); mit dieſem Kunſtausdrucke benennen ſie ſelbſt ihr Treiben. Die Geſchäfte beſtehen darin, daß ſie aufborgen und betrügen, was und wen ſie nur immer können. Sie ſtellen Wechſel unter ſich aus auf mehr oder minder bedeutende Summen. Dieſe Wechſel werden entweder nur vorgezeigt, um Zutrauen damit zu gewinnen, oder auch geradezu in Bezahlung gegeben. Ich bin ſelbſt Augenzeuge geweſen, daß ein ſolcher Schwindler für zehn Franken, die er ſchuldig war, einen Wechſel von dreytauſend Franken zum Unterpfande geſetzt hat. Wird der Wechſel präſentirt, ſo exiſtirt die Perſon allerdings; nur ſind, wie ſie ſich auszudrücken pflegt, keine Fonds mehr für den Ausſteller bey ihr vorhanden; indeſſen ſey der Mann ſicher wie Gold, ſetzt der Mann hinzu.]

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, den 20. Juni.

(Fortſetzung.)

Die „Marta la piadosa" iſt der Triumph unſerer Antera Baus. Die originelle Idee, ein junges, reizendes Mädchen den Vater, der ſie mit ſeinem Jugendfreunde vermählen will, durch das Vorgeben, ſie habe ihrer verſtorbenen Aerme ewige Keuſchheit gelobt und wolle ihr Leben frommen Werken weihen, täuſchen, und unter dem Scheine, das fromme Werk der Krankenpflege beginnen zu wollen, ihren Geliebten in der Maske eines epileptiſchen Kandidaten der Theologie in ihr Haus aufnehmen zu ſehen, iſt vortrefflich durchgeführt, und das Intereſſe durch eine Schweſter, welche auf den Geliebten gleiche Anſprüche macht, noch erhöht. Die Scenen ſind voll Leben, voll Bewegung, voll Mannigfaltigkeit; der Dialog poetiſch, wie man ihn von Tirſo de Molina nicht anders erwarten kann, und von anmuthigem Tonfalle; das Ganze iſt aber ſo üppiger Natur, daß deutſches Zartgefühl manches zu anſtößig finden würde. Die reizende Antera Baus gibt die ſtark markirten Züge ihres Charakters vortrefflich, die liebliche Sprache wird durch ihren klaren Vortrag und die Anmuth ihres Organes bezaubernde Muſik. Auch Concepcion Rodriquez iſt werth, den Triumph mit ihr zu theilen. In „Tambien hay secreto en la Muger" macht Auguſtina Torres ihr Talent geltend und zeigt ſich ihres Meiſters, des unvergeßlichen Maiquez, würdig. In Moratin's „El Viejo y la Ninna" trat der alte, hochgefeyerte Mariano Querol, der ſeyn ſeit einigen Jahren im Ruheſtand lebt, wieder einmal auf. Der Enthuſiasmus, mit welchem man ihn empfing, erinnerte mich an einige ähnliche Scenen, als die Weimaraner ihren Matolini wieder ſahen, und in der That,

Queroes Spiel, voll Natur, voll Wahrheit diente nur, der Täuſchung Dauer zu geben. Concepcion Rodriguez gewann heute Madridern zum Erſtenmal den Zoll einer Bewunderung ab, die ſie ihr, welche ſie täglich und in den alltäglichſten Rollen vor ſich ſahen, bisher verſagt hatten. Die junge Künſtlerinn ſcheint ſeitdem, wie an Selbſtvertrauen und freudigem Muthe, ſo auch an Kunſtfertigkeit gewonnen zu haben. — In El Sordo en la posada erſchütterte Gazman das Zwerchfell der Zuſchauer mehr als je. Es gelang ihm gleich anfangs durch ſeine unnachahmliche Drolligkeit ein ſolches Lachen zu erregen, daß man im Verfolge über das Lachen lachte. — In „Blanca y Moncasin" machte D. Manuel Tellier, ein Franzos, ſeinen zweyten theatraliſchen Verſuch. Der junge Mann vereinigt alles in ſich, um ein vorzüglicherer Künſtler zu werden, als die Madriber noch glauben. Ich wünſchte, alle Anfänger brächten ſeine Fehler auf die Bühne mit; aus dieſen gährenden Stoffen entwickelt ſich zuverläſſig Geiſt und Klarheit. — Man kann ſich nicht verhehlen, daß durch die Verſchmelzung der beyden Bühnen in eine, das Theater ungemein gewonnen hat, und die Mitwirkung eines mit der franzöſiſchen Bühne wohlbekannten Literaten, D. Joſe Maria de Carnerero, ſcheint auf den Gang der Bühne einen höchſt günſtigen Einfluß auszuüben.

Die italieniſche Oper hat den 30. Mai mit Roſſini's Gazza ladra ihre Vorſtellungen eröffnet. Die Oper iſt bereits neunmal bey immer vollem Hauſe wiederholt worden. Sennora Lorenza Correa entzückt noch wie vor dreyßig Jahren; die Jahre haben ſie mit ſeltner Schonung behandelt. Obgleich ſie in ihrer Stimme nicht mehr jugendliche Friſche und Metall hat, ſo hat ſie doch einige ungemein liebliche Töne und gewährt im Vortrage die ganze Meiſterſchaft ihres ſchönen Talents. Sennor Mari, der einzige Italiener unter der ganzen italieniſchen Operngeſellſchaft, iſt unſtreitig ein Sänger des erſten Rangrs, der an jeder Bühne, unter dieſen Umgebungen aber nothwendig doppelt glänzen muß. Seine Stimme, mehr Baritон als Tenor, iſt volltönend, weich, und von bedeutendem Umfange; er macht von den Fiſteltönen ſeltener Gebrauch, als viele der Tenoriſten, die ich gehört habe. Ich hoffe, daß andre Parthieen ihm mehr Gelegenheit geben werden, die Größe ſeiner Kunſtfertigkeit zu zeigen, als dieſe Oper. — Donna Joſefa Eſpontoni hat in der Parthie des jungen Pedro ſehr lobenswürdige Anſtrengungen gemacht, ſich zu halten, kurz, wir müſſen geſtehen, daß Alles mit großem Eifer zuſammenwirkte, um ſchon das Erſtemal eine genügende Darſtellung zu liefern, und daß unſere Erwartungen weit übertroffen worden ſind.

Vor einigen Tagen iſt endlich auch die Liſte der für dieſes laufende Theaterjahr engagirten Schauſpieler und Schauſpielerinnen (Breve Idea de las bases adoptados por la Empresa de los Teatros de esta Capital: precedida de una nota dirigida al publico y seguida de la lista de los individuos que forman las Compañias de Versos, de Opera Nacional, de Opera Italiana, y de los dependentes de ambos Coliseos) ausgegeben worden. Die Schauſpieler befanden ſich hier früher in dem drückendſten Leibeigenſchaftsverhältniſſe. Die Theater hatten mancherley Laſten zu tragen, die Regierung gab Reglements, und die Schauſpieler mußten ſpielen, und wenn ihnen auch noch ſo wenig von der Einnahme zum Lebensunterhalte übrig blieb. Sie durften die hieſige Bühne nicht verlaſſen, oder mußten der Ausübung ihrer Kunſt gänzlich entſagen. Im vorigen Jahre, wo die Einnahmen oft ſehr gering waren, geriethen die Schauſpieler in die traurigſte Lage, manche erhielten kaum ſo viel, daß ſie nothdürftig leben konnten. Endlich ſah man die Ungerechtigkeit einer ſolchen Verwaltung ein, und die Theater wurden einer Geſellſchaft von Unternehmern überlaſſen. An der Spitze der Unternehmung ſtehen einige Schauſpieler und D. Joſe Maria Canerero (Bruder des ſpaniſchen Geſchäftsträgers in Wien) ein Mann, dem es gar nicht an Talent gebricht, einem ſolchen Unternehmen würdig vorzuſtehen. Er hat früher ohne beſondern Erfolg für die Bühne geſchrieben und im vorigen Jahre über die Bühne. Während der Regierung des Königs Joſeph hat er im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten gedient, iſt dann aufgewandert und ſo in die Klaſſe der ſogenannten Afrancesados geworfen. „Die verwickelten Schwierigkeiten, ſagen die Unternehmer, welche wir zu beſiegen hatten, und die vielen, welche noch nicht gänzlich aus dem Wege geräumt ſind, wären ohne den edelmüthigen Schutz der Regierung gewiß noch größer geweſen. Der berühmte Künſtler, welcher in ſeinem Vaterlande den Weg zur guten Deklamation bahnte, und zur Wiederherſtellung der Schaubühne die erſten Lehren gab, konnte ſein Werk nicht zu Ende bringen. Sein frühzeitiger Tod ließ die Theater verwaiſet zurück. Wenn auf der ſpaniſchen Bühne noch Spuren von Würde bemerkbar blieben, ſo hat man es Mayquez zu verdanken. In den Stücken, in welchen ſich die Ueberlieferungen von ſeiner guten Schule noch erhielten, konnte das Publikum ſich noch für ſeine gegründete Unzufriedenheit mit andern ſchadlos halten; aber auch in dieſen Stücken hatte es deſto mehr Veranlaſſung, den ungeheuern Verluſt zu beklagen, welchen die Bühne durch ſeinen Tod erlitten hat. Der gänzliche Verfall unſerer Theater war nahe."

In der That muß man geſtehen, daß die Bühne unter der neuen Verwaltung ſchon bedeutende Schritte zum Beſſern gethan. Wer ihren Gang ohne Vorurtheil oder Eingenommenheit für Perſonen, verfolgt, kann ſich dieſe Wahrheit nicht verhehlen, obgleich ſie nur wenig erkannt iſt. Bey der Entfernung von mehrern Schauſpielern, welche bedeutende Fächer ausfüllten, war es ſchwer, gleich wieder ein gutes Schauſpiel zu bilden, noch ſchwerer iſt's, in kurzer Zeit eine Oper zu etabliren. Die Unternehmer haben in dieſer Beziehung geleiſtet, was man mit Billigkeit von ihnen fordern kann. Man hat zu dieſem Ende die beyden Geſellſchaften, wovon die eine im Theater in der Straße de la Cruz, die andere in dem in der Straße del Principe ſpielte, in eine einzige vereiniget. Nach dem neuen Plane iſt das Theater del Principe ausſchließend der Tragödie, der Komödie und den vorzüglichſten Stücken gewidmet. In dieſem Theater wird täglich geſpielt. Nebenbey ſoll ein Volkstheater beſtehen, wozu das von la Cruz beſtimmt bleibt; hier können Farcen und Künſte aller Art produzirt werden. Außerdem iſt eine National- und eine italieniſche Oper gebildet worden. Die italieniſche Operngeſellſchaft (faſt gänzlich aus Spaniern beſtehend) gibt monatlich zehn Vorſtellungen auf dem Theater del Principe und des Jahrs hindurch acht vollſtändige Opern. Alle Einnahmen fallen in eine Kaſſe zuſammen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charade.

Du brauchſt um zu ſchreiben
Der erſten Sylben Paar,
Oft muß die dritte büßen
Der Knaben muntre Schaar,
Wenn ſich der Abend neiget,
Vom Schattenchor umwallt,
Die Nacht hernieder ſteiget
Des Ganzen Klang erſchallt.

Auflöſung des Logogriph in Nro. 174.
Helle. Hölle.

Nro. 21.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist Ostern d. J. erschienen:

Napoleon, eine biographische Skizze, aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. L—t. Preis 2 fl. 24 kr.

Diese kurze Biographie hat vor vielen andern den Vorzug einer leidenschaftlosen Darstellung der Thaten dieses großen Mannes, und der Verfasser hat sich schon früh auf den ruhigern Standpunkt der Nachwelt versezt, für die eine Entstellung der Geschichte, zum Nutzen des Augenblicks, keinen Werth hat. Der Uebersezer sah sich, wie er in der Vorrede sagt, nur dann mit dem Verfasser in Streit gesezt, wo dieser durch gutmüthigen, aber etwas beschränkten, republikanischen Eifer zu Ungerechtigkeiten im Urtheil verleitet wurde. Er stellt sich im Gegentheil als Anhänger der monarchischen Form dar, sofern diese allein in Europa auf ruhigem Wege Gesetze und Institutionen gewähren könne, die dem Bedürfnisse der Völker, dem veränderten Zustande ihrer geistigen Ausbildung, und der Entwicklung ihres Kunstfleißes, ihres Handels, ihres häuslichen und öffentlichen Lebens angemessen sind. Höheren Werth dürfte diese Uebersezung dadurch erhalten, daß ihr eine Reihe Anmerkungen beygefügt wurde, die Aeusserungen Napoleons auf St. Helena enthalten, die noch nirgends gedruckt, und dem Uebersezer aus sicherer Hand zugekommen sind. Im Conflicte so vieler entgegengesezter Ansichten scheint den Uebersezer eher ein Gefühl des Stolzes beherrscht zu haben, indem er sich als unbedingten Verehrer eines großen Mannes noch bey seinen Lebzeiten in seinen Anmerkungen darstellte, als daß er nur von ferne daran gedacht hätte, es gehöre Muth dazu, solche Gesinnungen zu äussern, da in der That in Staaten, die mit erleuchteten Regierungen gesegnet sind, keine Gefahr dabey zu erblicken ist.

Schreiben an Hrn. Hofrath Dr. Müllner.

Höchstberühmter Herr Hofrath!

Glauben Ew. Hochwohlgeb. denn wirklich, die Leser des jezt von Ihnen redigirten Morgenblattes wären so einfältig, es nicht zu merken, daß die neuesten Briefe aus Madrid vom 14. Mai, die schon am 14. Juni in Stuttgart gedruckt ausgegeben wurden, während die Leipziger, Berliner, Hamburger u. s. f. oft um 6 bis 8 Wochen nach dem Dato kommen, weder in Madrid noch von einem Spanier verfaßt, sondern in Deutschland fabrizirt sind? Der Herr Pf. ist sicher der wandernde Zeitblattschriftsteller Herr Pfeilstücker, der sich schon einmal mit Kotzebub'scher Frechheit öffentlich gerühmt hat, erdichtete Briefe aus Südamerika als wahrhaftige Schilderungen des dortigen Zustandes in den Zeitschwingen geliefert, und damit das ganze Publikum und selbst auswärtige Gelehrte und Zeitungsredactoren angeführt zu haben. Sie sollten sich schämen, zu solchen elenden Behelfen und Lese-Reiz-Mitteln, welche der von Ihnen gehaßte Herr Brockhaus bey aller seiner Charlatanerie dennoch verschmähen würde, die Hände zu bieten. Wenigstens sollten Ew. Rühmlichkeit Dero deutsche Spanier geschickter auswählen, und keine nehmen, die so vernagelt sind, daß sie von unserer spanischen Bethmann Rita Luna schreiben, gleich als ob die Spanier wie die Deutschen wären, welche den Ruf ihrer einheimischen Künstler nicht höher zu heben wissen, als wenn sie, auf allen Nationalstolz verzichtend, die Schröder eine deutsche Siddons, und den Eßlair einen deutschen Talma nennen. Von der Bethmann wissen die Madrider genau soviel, als die Weißenfelser von Rita Luna.

Dero

ergebenste

Mitglieder eines Journalcirkels zu L.

* * *

Antwort.

Der Inhalt desjenigen anonymen Briefes, in welchem von der spanischen Schauspielerin Rita Luna gehandelt wird, ist mir vollkommen fremd, da ich keineswegs das Morgenblatt, sondern nur den kritischen Theil des Literaturblattes redigire. Müllner.

Nachtrag.

Die Mitglieder des Journalcirkels zu L. sind im Irrthum, indem jene Correspondenz wirklich von einem in Spanien befindlichen Deutschen, den wir für unsere Institute dahin reisen ließen, herrührt, und die Briefe von Madrid bis Stuttgart in weniger als 3 Wochen ankommen.

J. G. Cottasche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

Neueste Verlagsbücher der Goebhardtischen Buchhandlungen zu Bamberg und Würzburg, welche an alle solide Buchhandlungen versandt worden sind.

Ammon, Dr. F. W. v., Andachtsbuch für Christen evangel. Sinnes. Mit einem schönen Titelkupfer. 8. cartonirt. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl.

— — Christliche Religionsvorträge, gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. od. 2 fl.

Auffenberg, J. Fr. v., König Erich, ein Trauerspiel in 5 Akten. Mit 2 Kupfern, gezeichnet von Heideloff. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr. od. 2 fl.

— — Die Verbannten, ein Drama in 4 Akten und einem Nachspiele, mit 1 Kupfer, gezeichnet von Heideloff. 8. geh. 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 fl. 48 kr.

Gehrig, J. M., Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu Christi. 8. 8 Gr. oder 30 kr.

— — Die sieben Sakramente der kathol. Kirche, in Predigten dem christlichen Volke und in Katechesen der christlichen Lehrjugend vorgetragen 8. 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Hohn, Dr. K. Fr., Neueste Geographie des Königreichs Baiern, für vaterländische Schulen dieß- und jenseits des Rheins. Dritte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage, nebst 1 Charte. 8. 1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr.
Die Charte apart, kostet 2 Gr. oder 8 kr.
(Wenn dieses Buch in Schulen eingeführt wird, gestatten wir einen Partie-Preis).
Sätze in Rochefaucauldischer Manier. Aus dem Taschenbuche eines Cosmopoliten. 12. geheftet. 10 Gr. oder 45 kr.
Schatt, S. J., Lebensabriß des Herrn Abten und Prälaten Dennerlein von Banz. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.
Schultes, G. v., Skizze einer Wanderung, durch einen Theil der Schweiz und des südlichen Deutschlands, mit 4 Kupfern, 8. geb. 1 Thlr. 8 Gr oder 2 fl.
Stapf, Fr., ausführliche Predigt-Entwürfe nach dem Leitfaden des neuen bambergischen Diözesan-Katechismus, zum Gebrauche für alle Religionslehrer in jedem Bisthume, 2 Theile, 3te verm. und verbess. Ausgabe. 2 Thlr. oder 3 fl.
Weichselbaumer, Dr. K., dramatische Dichtungen. Enthalten: 1) Menöteus, ein Trauerspiel in 5 Akten; 2) Oenone, ein Trauerspiel in 3 Akten. 8. geheftet 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Bey Neukirch in Basel ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Tentamen floræ Basileensis

exhibens plantas phanerogamas sponte nascentes secundum systema sexuale digestas adjectis Casp. Bauhini synonymis ope horti e us sicci comprobatis. Cum effigie C. Bauhini et duabus iconibus coloratis. Auctore C. F. Hagenbach. Med. Doct. Pl. Soc. Lit. Sodali. Vol. I. Preis 4 fl.

Grundriß der Mineralogie oder methodischer Leitfaden für den mineralogischen Unterricht auf höhern Schulanstalten, von Ch. Bernoulli, Professor der Naturgeschichte in Basel. 1 Bd. in 8. Preis 1 fl. 12 kr.

Bey den großen Fortschritten der Mineralogie in unsern Tagen, und dem wachsenden Eingreifen derselben in alle Zweige der reinen und angewandten Naturwissenschaft, muß auch sie auf Akademien, Gymnasien und Spezialschulen immer mehr betrieben werden. Kann aber die Oberflächlichkeit in den gewöhnlichen Schulbüchern über Naturgeschichte nicht genügen, und ist umgekehrt die Behandlung der eigentlichen Lehrbücher oft für diesen Zweck sehr schwierig, so muß ein Leitfaden vielen Lehrern wohl erwünscht seyn, in welchem der Verfasser das Wesentlichste und Wissenswertheste in möglichste Gedrängtheit und wissenschaftliche Ordnung und mit methodischer Auswahl zur nähern Erklärung des Lehrers zusammenzustellen bemüht war.

Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin. 1821.

Calderon (Don Petro de la Barca) Schauspiele. Aus dem Spanischen übersezt von J. D. Gries. IVr Band. (Die Tochter der Luft in 1 Theilen). gr. 8. Ausgabe auf feinem Papier 2 Thlr. 12 gr. Ordin. Druckp. 2 Thlr.
Dapp (K.) Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten. VII Bde., jeder in 3 Theilen. Nach Erscheinung des Schluß- oder achten Bandes im Preise herabgesezte Ausgabe. gr. 8. (sonst 11 Thlr. 8. gr.) jezt 6 Thlr. 18 gr.
Erörterung, völkerrechtliche, der Befugniß der europäischen Mächte, in die Verfassung eines einzelnen Staates sich zu mischen. gr. 8. 20 gr.
Grieben (L.) Kurzer Abriß der deutschen Geschichte nach Kohlrausch. Für Schulen bearbeitet. 8. 8 Gr.
Körner (Theodor) Dramatische Beyträge. II Bände. Neue mit 2 nachgelassenen Stücken vermehrte und von dem Vater des Dichters besorgte Ausgabe. (Im Format wie Leyer und Schwert) enthält: Toni, die Braut, der grüne Domino, das Fischermädchen, der Nachtwächter, der vierjährige Posten, der Vetter aus Bremen, Joseph Heiderich, Hedwig, die Bergknappen, die Sonnenuhr. 1 Thlr. 12 Gr.
Marheinecke (Dr. Phil.) Ottomar. Gespräche über des Augustinus Lehre von der Freyheit des Willens und der göttlichen Gnade. Nebst Beylagen 8. 1 Thlr.
Moses Mendelssohn's Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele in drey Gesprächen. 6te Auflage. Herausgegeben mit Zusätzen von Friedländer. Mit der Handschrift Mendelssohns. 8. 20 Gr.
Bavenroth (J. L. C.) Königlich Preußische gesetzliche Vorschriften über Aufgebot und Trauung. 2te Auflage. 8. 16 Gr.
Hartig, Kubik-Tabellen. 2te Auflage. 1 Thlr. 18 Gr.
Hegel, Naturrecht und Staatswissenschaft, oder Grundlinien der Philosophie des Rechts. gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.
Möser, patriotische Phantasien. 4 Bände mit Vorwort von Goethe. 4te Auflage. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.
Richter, die specielle Therapie VIIIr und lezter Band. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.
— — in lateinischer Sprache. IIr Bd. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
v. Savigny, Zeitschrift IVr Band, 3s Doppelheft. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Schmidtmann Summa observationum. Vol. IIum. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
Vater, Anbau der Kirchengeschichte. 1s Heft. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unterhaltungen aus der Länder- und Völkerkunde.

1820. 1s Heft mit 6 Kupfern. 4. broch. 18 Gr.

Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen.

von

Dr. Johann Aloysius Schneider.

Vierte neue unveränderte Auflage mit 2 Titelkupfer und Vignette.

8. Druckpapier 18 Gr. Schreibpapier 1 Thlr. Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Gymnasion
oder
das Buch der Lehre und der Unterhaltung;
eine Handreichung für Lehrer und Lernende.
Von
Karl Grumbach.
8. broch. 16 Gr.

Die Schattirkunst
nach
optischen Gesetzen
für
Maler, Zeichner, und Lehrer der Zeichnungskunst.
Mit 2 Kupfern.
8. broch. 10 Gr.

Bey J. F. Hartknoch in Leipzig sind so eben folgende Schriften erschienen und für die beygesetzten Preise in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Eheteufel auf Reisen,
komische Novelle aus dem Geisterreiche
von
Adolf Blum.
8. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Der Verfasser (in welchem sich einer unserer Lieblingserzähler offenbar verräth) erzählt mit dem geübten Blicke eines Kenners des Menschenherzens und mit der Kunst eines gewandten Darstellers, die anziehenden und mannichfaltigen Abenteuer, die ein Berggeist unter dem Monde und im Verkehr mit Eva's holden Töchtern bestand. —

Das Königreich Neapel
in historischer, politischer und literarischer Hinsicht.
Verfaßt von dem Grafen Gregor Orloff, Russ. Kaiserl. Senator.
Mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben
von
Amaury Duval.
Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften.
Aus dem Französischen übersetzt
von
Belmont
1r Band. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.
(Der 2te Band folgt in wenig Wochen nach).

Dem literarischen Publikum muß die vortreffliche deutsche Bearbeitung dieses schönen Werkes um so willkommener seyn, da das Original schon früher allgemein als eine classische Schrift anerkannt wurde, und die neuern Vorfälle in jenem Lande unsere Aufmerksamkeit auf eine solche Erscheinung in doppelter Hinsicht in Anspruch nehmen. —

Johann Gottfried von Herders
Ideen
zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.
Neue rechtmäßige Ausgabe in zwey Bänden mit einer Einleitung
von
Heinrich Luden.
Zweyte Auflage. gr. 8. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Eben hat die Presse verlassen und ist vor der Hand für den sehr billigen Preiß von 2 Louisd'or zu haben.

P. A. Nemnich's Neues Waaren Lexicon in zwölf Sprachen. Complet in drey Bänden in Quart.

Der erste Band enthält eine Zusammenstellung und Uebersicht der Deutschen, Lateinischen, Englischen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen, Russischen, Französischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen und Neugriechischen Waaren-Benennungen, nebst vielen zur allgemeinen Waaren-Kunde gehörenden Erklärungen und Bemerkungen.

Der zweyte und dritte Band enthalten das Englische, Holländische, Dänische, Schwedische, Russische, Französische, Italienische, Spanische und Portugiesische Waarenlexion, ein jedes für sich und mit den nöthigen Erklärungen.

Hamburg, in der Nemnichschen Buchhandlung.
Leipzig, in der Kummerschen Buchhandlung.

Kenilworth. Ein Roman, aus dem Englischen von Walter Scott durch Georg Lotz. Drey Bände. 8. Hannover in der Hahnschen Hofbuchhandlung.

Kenilworth ist eines der so eben erschienenen Meisterstücke, durch welche Walter Scott den alten Dichterruhm Schottlands erneuert. Ein eigentliches Licht der romantischen Poesie wirft dieser Dichter auf den mannichfaltigen Kreis anmuthiger, kräftiger Bilder, die er in eine geistvoll gedachte und entwickelte Erzählung aus jenen alten Tagen Englands verwebte, in denen Elisabeth herrschte. Das Männer- und Frauen-Leben in allen Ständen jener Zeit, mit überraschender Wahrheit gezeichnet, tritt dem Leser entgegen: von der niedern Stufe des Dorfwirthes, Giles Gosling, bis zur höchsten des Thrones, des bunten Hofgewühles um jene gefeyerte Königin. Die anziehendste Unterhaltung wird aus den verschiedensten Standpunkten der verschiedensten Klasse der Leser, besonders auch sinnigen gebildeten Frauen, dargeboten. Das deutsche Gewand entspricht dem Werthe des Originals, welches der talentvolle Uebersetzer seinen Landsleuten ganz anzueignen gewußt hat.

Bey Immanuel Müller in Leipzig ist so eben erschienen:

S. von Tennecker, Unterricht in der thierärztlichen Klinik, oder Anweisung zur Ausübung der thierärztlichen Praxis.
1821. geheftet. 12 gr. sächs. oder 54 kr. Rhein.

Bey C. F. Osiander in Tübingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der Maschinenkunde; nach einem neuen umfassendern Plane und ohne Voraussetzung höherer analytischen Kenntnisse, hauptsächlich für angehende Kameralisten, Oekonomen, Baumeister und jeden Liebhaber der Mechanik von Dr. J. H. M. Poppe, Hofrath und Professor in Tübingen. Mit Kupfern. Preiß 4 fl. 48 kr.

Zweckmäßige Ordnung, Vollständigkeit und Deutlichkeit zeichnen dieses, sowohl zum Lehrbuch bey Vorträgen

über Maschinenkunde, als auch zum Selbstunterricht sich eignende Werk aus, welches den meisten Liebhabern der Mechanik und denjenigen, welche Kenntnisse des Maschinenwesens besitzen müssen, um so willkommener seyn wird, weil es keine höhere Kenntnisse in der Mathematik voraussezt. Der erste Theil handelt die vorbereitenden Lehren der Maschinenkunde, die statischen, mechanischen, hydrostatischen, hydraulischen, aerometrischen und atmometrischen Lehren ab; der zweyte Theil die Maschinenkunde selbst und zwar alle Maschinen zum Heben trockener Lasten, zum Wasserheben, die Wasserspringwerke (Springbrunnen und Feuerspritzen), die Luftwechsel- und Gebläse-Maschinen, die Fuhrwerke, die Mahl-, Stampf-, Schneide-, Bohr-, Schleif- und Polir-Mühlen; die Dampfmaschinen, die Uhren; und die Hindernisse der Bewegung bey den Maschinen noch insbesondere.

Neue Romane,

in der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Langbein, Aug. Fr. Ernst, Mährchen und Erzählungen. Mit Kupf. von Ramberg und Jury. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

May, Sophie, das edle Haus der Sture. Ein romantisches Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Voß, Jul. von, die sechszehn Ahnen des Grafen von Lustheim. Eine romantische Familien-Chronik. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

— — Derselbe, neuere Lustspiele. Enthaltend: 1) Der Weg zum Halsbrechen, Lustspiel in 4 Aufz. 2) Der blühende und der verblühte Jüngling, Lustspiel in 2 Theilen, (Gegenstück zu dem Lustspiel: Die blühende und die verblühte Jungfer.) 1r Theil, der blühende Jüngling, Lustspiel in 4 Aufz. 2r Theil, der verblühte Jüngling, Lustspiel in 3 Aufz. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

In dem Verlage des Buchhändlers Johann Friedrich Kühn in Posen ist vor kurzem erschienen:

Taschen-Riscontro

2r Theil.

Auch unter dem Titel:

Hülfstabellen,

oder

Anweisung für Kaufleute, Banquiers, Güterbesitzer, Lombardisten und Geschäftsmänner aller Art, denen Ordnung lieb ist, wie sie vermittelst gewisser Tabellen ohne Mühe mit einem Ueberblick wissen können: den Betrag einer jeden einzelnen Activ- und Passiv-Schuld; die Bedingungen, unter welchen sie eingegangen worden; wenn sie entstanden sind und zahlbar werden; und wie viel überhaupt an jedem Tage zu zahlen oder zu empfangen sey. Nebst einer theoretisch-praktischen Anleitung für Banquiers und Geldwechsler, um ihre Geschäfte in einfachen oder doppelten Sätzen kurz, bündig und sicher buchen zu können. 4 geheftet 1 Rthlr.

Nicht leicht hat eine Wissenschaft so viele Federn in Bewegung gesezt als die Buchhalterey, und dennoch bleibt an ihr, wie aus der Einleitung zu diesem Werkchen zu ersehen ist, noch vieles nachzufeilen übrig, weil man größtentheils nur auf die Erfindung neuer Systeme bedacht war, die jedoch in ihrer Kindheit die alte Methode nicht ersetzen können, und sie zu bessern nicht den Zweck haben. Wenn also ein Mann, der, wie der Verfasser des Taschen-Riscontros, mit allen Systemen genau vertraut ist, diese und seine mehr als zwanzigjährigen praktischen Erfahrungen dazu benuzt, die noch offenen Lücken auszufüllen; so darf man sich davon mit Zuversicht einen wesentlichen Nuzen versprechen, und ist ihm Dank schuldig. Von dieser Wahrheit durchdrungen kann man diese Schrift mit gutem Gewissen allen Geschäftsmännern als ein sehr brauchbares Werk empfehlen, und ist fest überzeugt, daß niemand dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Encyclopädisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller Wörter aus fremden Sprachen, die im Deutschen angenommen sind, wie auch aller in den Wissenschaften, bey den Künsten und Handwerken, üblichen Kunstausdrücke.

Von diesem gediegenen und gehaltvollen Werke, das die Kunstausdrücke aller Wissenschaften umfaßt, wird eine sehr vermehrte neue Auflage in unterzeichneter Buchhandlung, groß Octav, gespaltene Seiten von 64 Zeilen, 4 Bänden und sehr billigen Preiße, erscheinen. Um dem Publico desfalls gnügende Auskunft zu ertheilen, wird in jeder Buchhandlung eine nähere Ankündigung gratis ausgegeben.

Webelsche Buchhandlung in Zeitz.

Augenheilkunde.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weller, Dr. Carl Heinr. Diätetik für gesunde und schwache Augen, oder was hat man zu thun, um sein Gesicht bis ins hohe Alter möglichst zu erhalten. Ein Handbuch für Aerzte und gebildete Nichtärzte. Mit 1 ausgemalt. und 1 schwarzen Kupfert. Engl. Druckp. 1 Rthlr. 20 Gr.

— — Derselbe, über künstliche Pupillen, und eine besondere Methode diese zu fertigen. Mit 1 Kupfert. gr. 8. geheftet 14 Gr.

Da die erste Ablieferung des lithographirten Werkes, bestehend in 25 Heften oder 100 Bildern aus den Königl. Gallerien zu München und Schleißheim nunmehr vollendet, und wie wir uns schmeicheln dürfen, nicht ohne Beyfall aufgenommen worden ist; so haben sich die unterzeichneten Herausgeber jenes Werkes, durch den von mehreren Seiten geäußerten Wunsch veranlaßt, entschlossen, eine neue Subscription auf weitere 25 Hefte oder 100 Bilder mit Beybehaltung des vorigen Preises von 3 fl. pr. Heft franco München zu eröffnen. Dies ankündigend, bemerken die Unterzeichneten nur noch, daß jeder neue Subscribent auch die vorigen 25 Hefte um den bestimmten Subscriptionspreis erhalten kann.

München den 15ten Juli 1821.

Piloty Selb und Comp.

Nro. 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. Juli 1821.

Wie die Blumen die Erd' und wie die Sterne den Himmel
Zieren, so zierte Athen Hellas, und Hellas die Welt.

Herder.

Das heutige Athen.

(Fortsetzung.)

Unter den Denkmalen Athens verdient den ersten Besuch der Theseustempel, welcher nicht sowohl durch seine Größe imponirt (die Säulen sind nur 17 Pariser Fuß hoch); sondern dadurch, daß er sich fast noch ganz unversehrt erhalten hat, und durch seine hohe Schönheit; man bewundert hier die Dorische Ordnung in ihrer höchsten Ausbildung. Er nimmt die gewöhnliche Form eines Griechischen Tempels, ein längliches Viereck, ein; hat vorn wie hinten sechs Säulen mit Frontons, auf jeder Seite dreyzehn; und besteht, gleich allen übrigen Monumenten zu Athen, massiv aus großen Werkstücken weißen Marmors, welche alle ohne Mörtel und mit bewundernswürdiger Genauigkeit zusammengefügt sind, und von der Zeit eine schöne goldgelbe Farbe erhalten haben. Cimon baute diesen Tempel, und weihte ihn dem Helden Theseus. Jezt ist er ebenso einem christlichen Helden, dem heiligen Georg, gewidmet. (Die Griechen benutzen ihn nämlich zu einer Kirche); und Fremde, welche nicht Griechischer Religion sind, und ihr Leben in Athen beschließen, finden ihre Ruhestätte hier.

Wenn wir von der kleinen Anhöhe, worauf der Theseustempel liegt, nach dem Mittelpunkte der Stadt hinabgehen; so finden wir in der Nähe des Bazars, zwischen der Hauptmoschee und dem Pallaste des Woywoden eine Mauer, welche mit korinthischen Säulen verziert ist, und dem Styl nach aus späteren Zeiten stammt. Es herrschen viele Meinungen über ihre ehemalige Bestimmung; die wahrscheinlichste ist, daß dieses Stück Mauer, wovon man hier und da zwischen den Häusern noch Fortsetzungen bemerkt, zur Umfassungsmauer des berühmten Olympischen Jupitertempels gehörte.

Etwa 200 Schritte südlich von hier steht ein Dorischer Porticus von vier Säulen, mit einem Fronton; nach der Inschrift auf dem Architrave wurde er von den Athenienſern zu Ehren des Kaisers Augustus erbaut, und gehörte allem Vermuthen nach zu einer Agora.

In der Nähe steht auch der bekannte Windthurm des Cyrrhestes; ein achteckiges thurmartiges Gebäude, mit einem hohen Friese oben, worin die acht Hauptwinde abgebildet sind. Er hat sich noch ganz erhalten, und die Derwische halten wöchentlich ihren religiösen Tanz darin.

Unsern Weg gegen Süden weiter fortsetzend, steigen wir zur Acropolis hinauf. Sie ist, wie ehemals, so auch noch jezt, die Citadelle von Athen, und sehr stark befestigt; der Fremde muß die Erlaubniß, hinaufzugehen und zu zeichnen, von dem Türkischen Kommandanten erkaufen. Der Felsen, worauf sie liegt, bietet oben eine Fläche, 1000 Fuß lang und halb so breit, dar; ist etwa 150 Fuß hoch, und von allen Seiten unzugänglich, ausgenommen von Westen. Der Weg hinauf ist sehr steil, und führt durch sechs Thore bis in das Innere.

Wenn wir durch das fünfte Thor gegangen sind, stehen wir vor den Propyläen. Dieser von Pericles erbaute Prachteingang zur Burg, welcher nach Pausanias alles

Schöne übertroffen, was er je in der Welt geſehen, hat unter allen Denkmalen Athens am meiſten gelitten, und zeigt jezt wenige Spuren ſeiner ehemaligen Schönheit mehr. Als die Venezianer 1687 die Acropolis belagerten, wurden die Propyläen faſt ganz zuſammen geſchoſſen, und das wenige noch Uebriggebliebene haben die Türken größtentheils durch ihre Feſtungsmauern verdeckt. Das Hauptgebäude in der Mitte hatte fünf Durchgänge, und ſowol nach auſſen, als nach innen einen ſechsſäuligen Doriſchen Porticus. Zu beyden Seiten waren kleinere Flügel angebaut, wovon der nördliche noch ziemlich erhalten, der ſüdliche aber theils zerſtört, theils in einen Thurm eingemauert iſt.

Beym Eintritt in das Innere der Burg, erhebt ſich rieſenmäßig über die kleinen, daneben ſtehenden Häuſer der weſtliche Fronton des berühmten Minerventempels. Einen erhabneren und ſchöneren Anblick, glaube ich wohl nicht, daß eine andere Ruine darbietet, als dieſes ungeheure Marmorgebälke mit ſeinen ſtarken Doriſchen Säulen, leuchtend in der Gluth der Sonne und umgeben von dem blauen ſüdlichen Himmel; ein ſolcher Anblick allein belohnt die Reiſe nach Athen. Pericles weihte dieſes non plus ultra aller Tempel der Minerva, weßwegen es auch Parthenon genannt wurde; und ſtellte die koloſſale Statue dieſer Göttinn aus Gold und Elfenbein, ein Werk des großen Phidias, darin auf. Vorn ſtanden acht Säulen, hinter dieſen kamen abermals ſechs, (um die Vorhalle von dem Pronaos zu trennen), und an der hintern Façade ebenſo; die lange Seite zählte ſiebenzehn Säulen. Das ganze Gebäude war bis zum Giebel 61 Pariſer Fuß hoch, 204 Fuß lang und 97 Fuß breit. Die beyden Giebelfelder waren mit Statuen geziert, die Metopen mit Hautreliefs, und um die Cellamauer lief oben ein Fries herum, den feſtlichen Aufzug bey den Panathenäen vorſtellend. Dieſelbe Belagerung, welche die Propyläen zerſtörte, legte auch den größten Theil des Parthenons in Trümmer. Es fiel eine Bombe hinein, zündete den darin befindlichen Pulvervorrath der Türken, und die Exploſion ſchlug die Säulen und Mauern zu beyden Seiten hinaus. Noch in ganz neueren Zeiten hatte dieſes Gebäude eine große Plünderung auszuhalten; Lord Elgin beraubte daſſelbe faſt aller Sculpturarbeit, und ließ die Reliefs ſogar mit Gewalt herausbrechen.

Nördlich vom Parthenon, ganz nahe an der Ringmauer, liegen drey kleine, aneinander gebaute Tempel; das Erechtheum mit dem Eingange gegen Oſten, gegen Norden der Tempel der Minerva Pallas, und ſüdlich der ganz kleine Tempel der Nymphe Pandroſa. Die beyden erſteren ſind joniſch, und ſo auſſerordentlich verziert, wie man dieſe Ordnung ſonſt nirgends ſieht; der lezte wird von Carvatiden unterſtüzt, und hat ſeine Bedeckung noch, die aus großen Marmorplatten beſteht. In dem Tempel der Minerva Pallas haben die Türken jezt ein Pulvermagazin.

Das Innere der Acropolis iſt ganz mit Türkiſchen Häuschen angefüllt, und gleicht einer kleinen verlaſſenen Stadt. Jede Türkenfamilie in Athen beſizt eine Wohnung hier, um ſich bey Kriegszeiten ſchnell in Sicherheit begeben zu können; ſtändig aber wohnt nur der Kommandant nebſt einigen Soldaten oben. Die Feſtung kann ihrer Lage nach nicht leicht eingenommen werden; denn von allen Seiten ſteigt der Felſen ſenkrecht in die Höhe, und iſt noch überdieß oben mit einer Ringmauer umgeben; die weſtliche Seite wird durch vielfache und ſtarke Mauern und Batterien gedeckt. Der Waſſermangel möchte wohl am erſten zur Uebergabe zwingen, es iſt nämlich kein Brunnen da.

Am Fuße der Acropolis, auf der öſtlichen Seite ſteht, halb in das franzöſiſche Kloſter eingemauert, ein kleines, überaus zierliches rundes Monument mit ſechs korinthiſchen Säulen, welche ein Gebälke und darauf eine Art von Kuppel tragen. Man nannte es lange die Laterne des Demoſthenes; und der Pöbel hegt noch jezt die tolle Meinung, daß dieſer große Redner ſich darin im Sprechen geübt hätte; es iſt zu bemerken, daß der innere Durchmeſſer kaum ſechs Fuß beträgt. Spon und Wehler haben zuerſt die Inſchrift auf dem Architrave entdeckt, woraus man erkennt, daß es ein choragiſches Denkmal, und zum Andenken eines von Lyſikrates veranſtalteten muſikaliſchen Wettſtreites errichtet war.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Krönung des Königs von England.

(Beſchluß.)

Der engliſche Spekulationsgeiſt zeigt ſich bey der jezigen Gelegenheit eben ſo thätig wie vormals. Alle Häuſer, die einen Anblick des erwarteten Zuges verſchaffen können, ſind von ihren Einwohnern verlaſſen, und das Innere der Zimmer mit Sitzen verſehen, die bis an die Stubendecken emporſteigen. Einer hat vor ſeinem Hauſe ein Gerüſt aufgeſchlagen, das bis unter das Dach empor ſteigt, worüber aber von den Nachbarn ein Prozeß angefangen worden; und ein anderer hat die ganze Frontmauer ſeines Hauſes hinwegbrechen laſſen; — jede offene Stelle um die Abtey herſelbſt der Kirchhof der anſtoßenden St. Margarethenkirche nicht ausgenommen, ſind mit Galerien bedeckt, welche geſchmackvoll in Logen abgetheilt ſind, und hinten ſchöne Säle zum Ausruhen und zur Einnehmung von Erfriſchungen haben; um ja keinen einzigen Sitz zu verlieren, hat man ſogar über den für die Zeit errichteten „Stall des Kämpfers," (Champion's-stable), welcher ſich gerade der Halle gegenüber befindet, Galerien errichtet. Indeſſen muß entweder der Reichthum oder die Neugierde bey uns abgenommen haben; indem heute noch (vier Tage vor der Krönung) nicht nur noch ſehr viele ganze Logen an den auserleſenſten Stellen

frey ſind, ſondern auch die beſten Sitze, öffentlich für zwey Guineen (mit Einſchluß aller möglichen Erfriſchungen für den ganzen Tag) angeboten werden, und wohl noch billiger zu haben ſind.

Die Vorbereitungen zur Krönung ſind inzwiſchen beynahe vollendet. Die Peers verſammeln ſich des Morgens in der Weſtminſterhalle um acht Uhr, und der König, welcher die Nacht vorher im nahe gelegenen Hauſe des Sprechers des Unterhauſes ſchlafen wird, begiebt ſich ohne Gepränge dahin, um von da im feyerlichen Zuge nach der Abtey zu gehen. Zu dieſem Ende iſt von der Halle an, (ein herrliches Gothiſches Gebäude, welches in demſelben Geſchmack verziert, jezt das ſchöne Ideal eines königlichen Rittersaals des Mittelalters vorſtellt) bis zur Abtey ein vier Fuß vom Boden erhabenes, und an 2000 Fuß langes, reich mit Scharlach bedecktes Gerüſt aufgeſchlagen, welches bey eintretendem Regenwetter mittelſt eines koſtbaren Maſchinenwerkes, in wenigen Minuten bedeckt werden kann. Der Thronhimmel über dem König wird auf dieſem Zuge von den ſogenannten Baronen der Fünf Hafen (Cinque Ports), zwey und dreyßig an der Zahl, welche jedesmal von den fünf Städten, die dieſe Benennung führen, gewählt werden, und worunter ſich Herr Brougham für Winchelſea befindet, getragen. Die Abtey iſt aufs reichſte ausgeſchmückt, und die Krönungsfeyerlichkeit darin und die darauf erfolgende Austheilung der Krönungsmedaillen unter dem Volke auſſerhalb, dauert gewöhnlich an ſechs Stunden; alsdann geht der Zug nach der Halle zurück, wo den König und ſeine Peers ein großes Mahl erwartet. Die Tiſche ſind auf den beyden Seiten des Saals aufgeſtellt, und können über 300 Gäſte faſſen; über denſelben befinden ſich doppelte Galerien, von welchen diejenigen, welche ſo glücklich waren Einlaßkarten zu erhalten, das feyerliche Gelage mit anſehen können. Man ſcheint darauf gerechnet zu haben, daß das Ganze vor Nacht geendigt ſeyn wird, denn nirgends ſind Leuchter angebracht, ein Umſtand, welcher zu bedauern iſt, weil die Schönheit des Saales nur erſt durch künſtliches Licht recht auffallend gemacht werden könnte. Der Haushofmeiſter (Steward of the house hold), dießmal der Herzog von Wellington, (welcher zu dieſem Ende beſondern Unterricht im Reiten nimmt), kömmt bey jedem Gang an der Spitze der Dienerſchaft in den Saal geritten. Zwiſchen dem erſten und zweyten Gang erſcheint der Kämpfer in voller Rüſtung gleichfalls zu Pferde, wirft den Handſchuh hin und fordert jedmänniglich zum Kampfe auf, der die Anſprüche des Königs zum Thron läugnet; ein Gebrauch, der in dieſen friedlichen, geſetzlichen Zeiten alle Bedeutung verloren hat. Bey der lezten Krönung antwortete dem damaligen Kämpfer wirklich ein weißer Damenhandſchuh, welcher von einer der Galerien hinabgeworfen ward; und man ſagte damals, er ſey von dem jungen Prätendenten herkommen, welcher in Weibertracht zugegen geweſen ſeyn ſoll.

Der Königinn, ſagen unſere Zeitungen, habe die Regierung ſelbſt einen Sitz als Zuſchauerinn in der Abtey und Halle verweigert; dennoch, heißt es, werde ſie ſich hindegeben, um zu ſehen, ob man ihr den Eintritt gewaltſam verweigern werde. Um auf jeden Fall Unruhen vorzubeugen, hat man eine große Anzahl Truppen in die Stadt beordert, worunter nicht weniger als zehn Regimenter Kavallerie ſeyn ſollen; auch werden alle Straßen, die in die Nachbarſchaft der Abtey führen, ſtark verrammelt werden; ſo daß der König, der nach den Worten des Geſetzes, mitten unter ſeinem Volk gekrönt werden ſoll, nur von ſeiner unmittelbaren Umgebung und denjenigen, welche für ihre Sitze bezahlt haben, an dieſem Tag geſehen werden wird. Um jedoch der Nation nicht des Vergnügens zu berauben, eine genaue Beſchreibung der Feyerlichkeit zu leſen, hat man allen Zeitungsanſtalten erlaubt, jede vier Perſonen zu ſchicken, denen man die zum Sehen und Hören die bequemſten Stellen angewieſen hat, wo ſie ungehindert kommen und gehen dürfen, ja um dieſes noch mehr zu erleichtern, wird eine beſondere Barke auf der Themſe zu ihrem Gebrauch da ſeyn. — Allen dieſen Anſtalten und des ſcheinbaren Ernſtes der Regierung ungeachtet, die ſelbſt geſtern noch die weitern Verordnungen darüber erlaſſen, gibt es noch Tauſende hier, und dieſe ſelbſt in den höchſten Klaſſen, die da zweifeln, daß die Krönung wirklich ſtatt finden werde, und was in dieſem Augenblick dem Glauben Wahrſcheinlichkeit gibt, iſt das Gerücht einer plözlichen Unpäßlichkeit des Königs, welche die Feyerlichkeit für jezt nothwendig würde verſchieben müſſen, weil es den geſundeſten Körper erfordert, die Ermüdung des Tages auszuhalten, indem ſelbſt Georg III., ein äußerſt ſtarker Mann, und der ſich bey ſeiner Krönung in der Blüthe der Jugend befand, nachher neun Tage lang das Zimmer hüten mußte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, den 20. Juni.

(Fortſezung.)

Uebrigens iſt in der innern Organiſation des Theaters faſt alles reformirt worden. Es exiſtirt kein ausſchließendes Recht mehr auf beſtimmte Rollen; die Unternehmer haben ſich's vorbehalten, die erſten Rollen auch an ſolche Mitglieder zu vertheilen, die nicht insbeſondere dafür engagirt ſind. Nirgends konnte die Abſchaffung dieſes alten Privilegiums dringendere Nothwendigkeit ſeyn, als hier.

Die neuen Stücke, welche man auf die Bühne bringen will, werden in einer Verſammlung derjenigen Mitglieder geleſen, welche Rollen darin zu übernehmen haben. Der Verfaſſer vertheilt die Rollen mit Mitwirkung des Direktors. Wenn das Stück von einem Dichter herrührt, von dem noch nichts auf die hieſige Bühne gebracht worden iſt, ſo muß es einer vorgängigen Prüfung und Billigung der Unternehmer unterworfen

werden, ehe es in der Verſammlung geleſen werden kann. Das Honorar für die Verfaſſer wird nach Uebereinkunft beſtimmt.

Folgendes iſt ein vollſtändiges Verzeichniß der jetzigen Mitglieder unſerer Bühne, ohne Zweifel das erſte, das in Deutſchland gedruckt wird!

D. Juan Carretero (Er ſpielt die Rollen des primer Galan. Seine Aeußerlichkeit iſt für dieſes Fach nicht mehr günſtig, ſein Organ aber iſt weich, beugſam und angenehm. Er ſpricht mit Einſicht, aber ohne Innigkeit, ohne Feuer. Wenn der ſpaniſchen Bühne, ſonderbar genug, eine große Mäßigung und Ruhe eigen iſt, ſo grenzt ſeine Ruhe gar an Phlegma) — D. Antonio Ponce (ebenfalls primer Galan, iſt lebendiger, aber ohne die ſonſtigen Vorzüge des erſtern zu beſitzen. Wird oft auch in Saynete gebraucht.) — D. Rafael Perez (Caracter anciano. Ein Künſtler von guter Schule, bey dem man mehr über Mangel an Wollen als an Können klagt.) — D. Antonio Guzman (Caracter jocoso. Ein roher Edelſtein. Er hat mehr komiſche Kraft als Reichthum. Er bringt große Wirkungen mit wenig Mitteln hervor; wenige Komiker dürften ſo viel Wahrheit und Natur haben, wie Guzman.) — D. Antonio Gonzalez, D. Santiago Caſanova, D. Antonio Silveſtri, D. José Navarro, D. Manuel Tallier, D. Francisco Ronda, D. Juan Arriaga, D. Vicente Fernandez, D. Antonio Rubio, D. Iſidoro Pacheco, D. Joaquin Liedó, D. Ramon Lopez, D. Mariano Garcia, D. Gabriel Perez, D. José Alcazar, D. Andres Huerta, D. Manuel Rodriguez, D. Alfonſo Navarro, D. Ignacio Hilcoſtin, D. Ignacio Silveſtri. — De carácter anciano: D. José Diez, D. Antonio Campos, D. Luis Fabiani, D. Suſto Mas, D. Pedro Paz. — De carácter jocose: D. Gregorio Alverá, D. Juan Orgaz, D. Tiburcio Sineo, D. José Guzman. Es ſind unter den genannten noch manche wackere Schauſpieler, aber auch viel unbedeutende.

Schauſpielerinnen: Donna Anteria Baus (primera Dame. Reizend, obgleich ſie über die Gebühr wohlbeleibt iſt; ein ausdrucksvolles Geſicht, wunderſchöne Augen, ſtolze Haltung, eine ächte Repräſentantinn der Frauen, die Calderon, Lope de Vega und Moreto zeichnen. Ihr verſtändiger Vortrag, das Metall ihrer Stimme, der Wohllaut der ſpaniſchen Sprache machen die Verſe in ihrem Munde zur lieblichſten Muſik.) — Donna Auguſtina Torres (Sie iſt minder ſchön, aber voll Geiſt, voll Leben. Ihr Spiel hat ein Feuer, das man bey allen andern vergebens ſucht.) — Donna Manuela Carmona (Eine Schauſpielerinn, die man hören, aber nicht ſehen muß. Ich habe ſie einige Stellen von Calderon wunderſchön ſprechen hören.) — Donna Rafaela Gonzalez (Graciosa. Nur im Saynete bedeutend; gibt die ſpaniſche Criada mit unnachahmlicher Wahrheit) — Maria Maqueda, Concepcion Rodriguez; — Tereſa Sanchez, Maria Cabo, Ramona Leon; — Graciosas: Gertrudis Torre, Joſefa Birg; — Concepcion Sobo, Rita Pinto.

Die National-Oper hat bisher noch nichts geliefert als den „Calif von Bagdad," den „kleinen Matroſen," und ein Paar ähnliche Operettchen. Unter den Sängern iſt durchaus nichts Ausgezeichnetes. Sängerinnen: Donna Loreto Garcia (hat eine metallreiche, ſilberhelle Stimme, aber, um Sängerinn zu ſeyn, mangelt ihr die Schule.) — Donna Concepcion Liedó (hat ein nettes Stimmchen, wiewohl von ſehr beſchränktem Umfange. Sie hat im Vortrage für das Niedliche Sinn, und — was die Kunſt nicht erreicht, erreicht ein feines Kokettiren mit dem Publikum.) — Joſefa Eſpontoni und Maria Navarro (beyde recht hübſch aber beyde von ſehr beſchränktem Talente.) — Joſefa Birg, Gertrudis Torre und Concepcion Sobo. — Sänger: D. Antonio Llord, Leandro Valencia; — Eugenio Criſtiani; — Juſto Mas, Gregorio Alverá, Antonis Rubio, Manuel Rivera, Joaquim Liedó, Tiburcio Sineo.

Bey der italieniſchen Opern-Geſellſchaft befindet ſich Donna Lorenza Correa als Primadonna. Ich habe von ihrem Talente ſchon früher geſprochen, und müßte mich hier nur wiederholen. Die zweyte Donna iſt noch nicht angekommen. Von der ſpaniſchen Oper ſingen in der italieniſchen die Damen Concepcion Liedó, Joſefa Eſpontoni und Maria Navarro. — Sr. Luis Mari (Primer Tenor. Ich werde ſpäterhin Gelegenheit haben, von ſeinem Geſange zu reden, wenn er in einer bedeutendern Parthie geſungen.) Sgr. Angelo Ferri (Segundo Tenor. Er iſt ſo eben erſt von Liſſabon angekommen und noch nicht aufgetreten.) Der Name des erſten Buſo iſt noch nicht bekannt; als zweyten hat man D. Joaquim Garcia engagirt, der hier in muſikaliſchen Vereinen geſungen und ſehr beliebt war. Er hat die Bühne noch nicht betreten. Von der ſpaniſchen Oper ſingen in der italieniſchen Antonio Llord, Leandro Valencia, Juſto Mas, Gregorio Alverá, Manuel Rivera und Joaquin Liedó. — Der Chor zählt zehn männliche und acht weibliche Stimmen und iſt noch äußerſt unvollkommen. — Das Ballet, hauptſächlich für die Nationaltänze, den Bolero, Fandango etc., beſteht aus fünf Tänzern und fünf Tänzerinnen, worunter nur Antonio und Maria Fabiani dieſen Namen verdienen, wiewol ſie beyde ohne gute Schule ſind.

Das Orcheſter vom Theater del Principe zählt vier erſte und vier zweyte Violinen, zwey Violen, drey Bäſſe, und acht Blasinſtrumente. (Unter den Klarinettiſten iſt ein Deutſcher, Benedikt Schindler.) Es ſteht noch auf der Leiter zur Vollkommenheit wie des Wachtmeiſters (im Wallenſtein) Korporal auf der Leiter zur höchſten Macht. Orcheſter-Direktor iſt D. Manuel Lloria, von dem weiter nichts zu ſagen iſt, als daß er Manuel Lloria heißt. Als Muſikmeiſter ſind engagirt D. Manuel Quijano und D. Eſtevan Moreno, deren Früchte wir erſt kennen lernen müſſen, um ihre Verdienſte ſchätzen zu lernen.

Die Bühne beſoldet ein anſehnliches Heer von Billeteinnehmern, Statiſten, Zimmerleuten, Friſeurs, Garderobiers ꝛc. 120 Mann ſtark, und ſieben Einbläſer (Apuntadores). Theatermaler iſt D. Antonio Maria Tadey, von dem ein Paar artige Dekorationen da ſind. Maſchinenmeiſter D. Bernardo Salcedo. Außer dieſem zahlreichen Perſonale hat das Theater noch 32 Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche im Ruheſtand leben (darunter die berühmte Rita Luna,) drey und zwanzig Wittwen und eilf Waiſen zu unterhalten, ein Perſonal von 330 Köpfen.

Die Theater haben einige gute Dekorationen, bedürfen aber natürlich weder ſo viele, noch ſo mancherley, wie die deutſchen Bühnen, welche nicht einmal mit Scenen aus allen Jahrhunderten und allen fünf Erdtheilen ausreichen, ſondern zu den Zauberflöten ꝛc. ſie noch aus der Mährchenwelt holen müſſen. Daſſelbe iſt mit den Koſtümen der Fall. Die Koſtüme der Hauptperſonen ſind prunkvoll, die der Komparſen ſind vernachläſſigt, wie es aller Orten zu ſeyn pflegt, etwa die Pariſer großen Bühnen ausgenommen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſt-Blatt Nro. 61.

Nr. 61.

Kunst-Blatt.

Montag, den 30. Juli 1821.

Neue Kupferstiche.

Christus und die Ehebrecherin, gem. von Tizian, gest. von P. Anderloni. gr. qu. Fol. 16 fl. 30 kr.

Tizian gehört zu den Coloristen, ja sogar steht er an der Spitze derselben, und sonach scheinen seine Werke keine günstige Aufgabe für den Kupferstecher. Allein zum Glücke besizt er noch andere Vorzüge, die bey einer Entkleidung von der Farbe keineswegs verloren gehen. Scharfbezeichnete Individualitäten hat er mit erfreulicher Wahrheit aufgefaßt, und darum ist in seinen historischen Compositionen eine fast dramatische Lebendigkeit und Bewegung. Nur daß bey ihm die treue Nachahmung der Natur im Einzelnen oft den innern Zusammenhang der Handlung unterbricht, und seine Figuren gewöhnlich mehr in ihrem allgemeinen Charakter, als in dem durch den Moment herbeygeführten Gemüthszustande dargestellt sind. Dieß ist denn auch der Fall mit der Ehebrecherin, die sich weder durch starkwirkende Motive, noch durch eine tiefüberdachte Anordnung auszeichnet, aber dem ungeachtet ein interessantes Bild macht, sobald man die Absicht des Künstlers gehörig begriffen hat. Er wählte nämlich den Moment, da Christus eben die Worte auf den Boden geschrieben: Wer unter Euch ohne Sünde ist ꝛc. und einer der umstehenden Juden sich bückt, sie zu lesen. Offenbar hat Tizian seinen Gegenstand nicht historisch oder dramatisch, sondern als Parabel behandelt. Die große Lehre des Christenthums: zu vergeben, damit auch uns vergeben werde — macht das Haupt-Thema, und darum ist auch die Ehebrecherin seitwärts gestellt, außer der unmittelbaren Verbindung mit der Hauptgruppe. Sie kommt hier nur in Betracht als veranlassendes Motiv. Mehrere Künstler haben dieselbe Aufgabe behandelt, unter andern J. C. Procaccini in einem Gemälde von großem Effect und Augustin Carracci in einer wahrhaft Raphaelschen Composition; doch hielten beyde sich mehr an die historische Bedeutung, und suchten diesem gemäß, das Einzelne strenger zu verknüpfen, so wie sie auch, in der Anordnung des Ganzen und der Theile, das Malerische mehr berücksichtigten. Dahingegen bleibt dem Tizianischen Bilde das ungeschmälerte Verdienst eines tiefern Sinnes, eines großartigen Styls und geistreicher Porträtirung.

Anderloni hat ein in mancher Hinsicht schätzbares Blatt geliefert *). Sein Grabstichel ist rein und kräftig, und wenn es mitunter an Harmonie, an sanfter Vermittlung der Uebergänge fehlen sollte, so muß man bedenken, daß man kein Blatt nach Correggio, sondern Eines nach Tizian vor sich hat, bey dem es große, etwas eintönige Massen gibt, wodurch im Kupferstiche nothwendig manchmal Monotonie, und bisweilen Härte entstehen muß. Ueberhaupt zeigt sich hier ein wesentlicher Unterschied zwischen den niederländischen Coloristen und jenen der venetianischen Schule; die erstern stellen dem Kupferstecher bey weitem nicht die bedeutenden zum Theil unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegen, wie die leztern, und wer nie Gemälde von Tizian, P. Cagliari, S. Ricci ꝛc. gesehen, der wird die trefflichsten Kupferstiche nach ihnen unrichtig beurtheilen.

—ber.

Die Schlesische Kunstausstellung in Breslau.

(Fortsezung.)

An den Fensterwänden begegnen uns auch manche beherzigenswerthe kleine Stücke. Zuförderst kömmt hier noch zu den mannigfaltigen Arbeiten, womit Hr. Herrmann dießmal besonders unsere Ausstellung bereichert, eine kleine Nachbildung in Wasserfarben von einer Tizianischen Madonna mit dem Kinde, und spielenden Engeln um den Thron. Das ohne Zweifel getreu wiedergegebene Urbild, ist wohl größer, und gehört zu den weniger gekannten Kirchenbildern Tizians. Leichter werden diejenigen, welche sich Hrn. Herrmanns Madonna nach Francia von der vorjährigen Ausstellung erinnern, in der Copie einer andern Madonna Francia's, von Frau von Kloch, in Wasserfarben, diesen alten Meister wieder erkennen. Sie ist mit sichtbarer Liebe gemacht: die Mutter, Brust-

*) Besonders scheinen uns die meisten Köpfe trefflich gelungen. Red.

bild, in dunkelrothem Kleide mit blauem Mantel, umfaßt das vor ihr ſitzende Kind, welches in der Linken zwey Kirſchen hält, und die Rechte mit drey vorgeſtreckten Fingern aufhebt; und mit Vergnügen ſieht man das einfache reine Ideal Francia's auch hier wieder ausgeprägt *). Von Hrn. Joſeph Schall finden wir wieder ausgezeichnet ſaubere und feine Blätter, in Kreide- und Feder-Zeichnung und getuſcht, welche ein Vollkommenes in dieſer Art verheißen; der große weibliche Kopf in Kreide, und die beyden kleineren getuſchten Köpfe Pindars und Terpanders, aus Rafaels Parnaß, überbieten hierin ihre Kupferſtiche. —

Unter den Arbeiten der Schüler zeichnet ſich hier aus: eine getuſchte Baumgruppe, von Julius Stein zu Liegnitz. Der heil. Protaſius, wie er zum Tode geführt wird, nach Leſueur getuſcht, von Heinrich Mücke, ſcheint uns unter den dießmal eingekommenen Arbeiten dieſer Claſſe den Preis zu verdienen. — Das in Wachs boſſirte kleine Bruſtbild des Apoſtels Paulus, von Karl Bartels, Schüler des Hrn. Hettler, iſt auch recht wohl gerathen.

— Hr. Prof. Moſch zu Liegnitz gibt uns auch eine angenehme Reihe heimiſcher und angränzender Anſichten: Das Hirſchberger Thal mit dem Rieſengebirge vom Wege nach Lehnhaus; das Prebiſchthor (wie der bekannte Kuhſtall, ein natürliches Felſenthor) mit dem dadurch hereinſchauenden Prebiſchkegel, in der ſogenannten Sächſiſchen Schweiz; eine Gegend aus den Karpathen; der Stahrenberger See in Baiern; die Burg Räzüns, an der Tyroler Gränze: alle lebhaft aufgefaßt und mit Leichtigkeit ausgeführt. Geiſtreich iſt auch die erfundene kleine Landſchaft mit Betenden vor einem alten Bildſtocke, auf einem Berggipfel in der Abendröthe; und die beym Mondſcheine an einem Heiligenbilde durch die ſtürmiſche Brandung Schiffenden.

Auf dem Tiſche mitten im Saale bieten ſich mancherley tüchtige Arbeiten der Eiſengießerey zu Gleiwitz dar. Das Bruſtbild des Königs iſt ein getreuer Schatten der weißen Marmorbüſte von Rauch. Ein großer Kandelaber, mancherley Armleuchter, einfache Leuchter, Schaalen und anderes Geräth empfehlen durch Zierlichkeit, Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit auch dieſe Werke des jetzo ſo vielfach angewendeten Gußeiſens; was man als Ausdruck eines eiſernen Zeitalters anſehen könnte. Die Armleuchter und der Lichtſchirm, geſchmackvoll von vergoldeter Bronce, ſtreiten zwar dagegen und leuchten klarer ein; und Frauen zumal werden ſich gewiß für den goldenen Kamm entſcheiden, welchen Hr. Kieſeling ſo reich als elegant mit Diamanten durchſichtig eingefaßt hat.

Im erſten Hinterzimmer befinden ſich wieder die Gemälde und Kunſtſachen, welche von der vaterländiſchen Geſellſchaft aus der lezten Kunſtausſtellung verkauft ſind. Es gehörten dazu Hrn. v. Klöbers Jo, die beyden Landſchaften von Hrn. Schön, Fauſt nach Cornelius von Bönisch, und die ſilberne Theemaſchine. Nachdem dieſe ſchon verlooſet ſind, bleiben noch: Hrn. Siegerts Aetna-Landſchaft, Hrn. Bürde's Mameluck, Hrn. Kalters Copie des Mahls zu Emaus, und das Proskauer Theegeſchirr; welche Auswahl von ſelber zur lebhaften Theilnahme an ihrer nun bevorſtehenden Ausſpielung einladet, als daß es hier der Aufforderung dazu bedürfte: damit die Geſellſchaft in den Stand geſezt werde, wiederum auf dieſem Wege der Kunſt förderlich zu ſeyn.

Sichtbare Fortſchritte zeigen auch die hier aufgeſtellten Arbeiten der Blinden: Rohrſeſſel, Deckelkörbe und geflochtene Flaſchen werden nur zu häufig von Sehenden nicht ſo gut gearbeitet. — Das Mahagony-Schreibſpinde, das Meiſterſtück des Hrn. Rautenſtrauch, iſt allerdings ſolide Arbeit.

An dem großen Blücher zu Pferde, in Zinn gegoſſen, vom Zinngießer Hrn. Weck, iſt freylich der gute Wille und Aufwand zu loben, ſo wie der patriotiſche Sinn, dieſen Volkshelden auf alle Weiſe zu feyern: das einſt für hieſige Stadt beabſichtigte Ritterbild Blüchers in Erz, will er uns aber nicht erſetzen.

Dem dazu beſtimmten Blücher zu Fuße, von Rauch, im nächſten Zimmer, iſt jener zinnerne Reiter nicht gefährlich. Das treffliche Modell, deſſen rieſenhaftes, zehn Fuß hohes Urbild gegenwärtig ſchon in Berlin gegoſſen iſt und ausgearbeitet wird, erſcheint hier nun auf dem von dem Künſtler und Herrn Baurath Langhans entworfenen Fußgeſtelle, welches allerdings zweckmäßiger iſt, als das früher entworfene: es hat weniger Unterlagen und Stufen, iſt niedriger und überhaupt einfacher, und im guten Verhältniſſe zu dem Standbilde des Helden, das es trägt, obwohl faſt noch zweymal ſo hoch, als dieſes. Die unterſten einfachen Stufen werden in Granit ausgeführt, die oberen mannigfaltig verzierten Unterſätze auch in Erz, wie das Standbild. An jeder Ecke auf der einzigen Erzſtufe, ſteht ein Adler; der Würfel, deſſen Flächen zu Inſchriften und Bildwerk beſtimmt ſind, erhebt ſich pyramidiſch, mit einer breiten und ſtark vorſpringenden Kranzleiſte (nach Art der ägyptiſchen Tempel), reich verziert, mit den Wappen und Sinnbildern des Helden, welcher noch hoch darüber hinſchreitet, und mit ſeinem guten Schwert alle Krittler niederhaut wie einſt die Feinde. —

Im Zimmer umher ſtehen Kacheln, Einfaſſungen, Geſimſe zu Oefen und Kaminen mit bunten geſchmackvollen Verzierungen, aus der ſchon bewährten Fabrik des

*) Von dieſem Typus kann man ſich auch überzeugen durch die beyden Umriſſe der Mutter und des Kindes, welche nach Rubis Durchzeichnung des großen Münchener Bildes den Briefen in die Heimat, Bd. I. beygefügt ſind.

des Hrn. Koczinski; dazu gehören, im Vorzimmer, mehrere Ofen-Vasen, zum Theil mit erhabenen Zierrathen. Aehnliche Arbeiten des Hrn. Reibestein wetteifern rühmlich damit. — Auf dem Tische stehen landwirthschaftliche Modelle, und auch mancherley Naturprodukte, welche durch Veredlung zur Kunst gesteigert sind, besonders mehrere Wollproben, andere langhaarige Flocken, und auch der weiche Flaum der Kaschemirziegen, die, wie nach Frankreich, vielleicht auch noch nach Schlesien versezt werden, und uns die feinen Shawls wohlfeiler machen. So liegen hier aus dem Kloster Liebenthal einige Stück dort gewonnenes und gesponnenes Spitzengarn und eine vollständige Musterkarte der daraus von den ehemaligen Kloster-Jungfrauen unter Aufsicht ihrer Aebtissinn Barbara Friedrich gewobenen Spitzen. Frauen werden die Arbeit, die wohl an die Sonne kommen darf, gewiß loben, und das so rühmliche Unternehmen durch Ankauf unterstützen. — Von den umher hangenden Zeichnungen bemerken wir die beyden großen Basreliefs des Amsterdamer Rathhauses, beym Hrn. Hofr. Bach, von Hrn. Conducteur Thiele, wie alle Welttheile der Hollandia huldigen und ihre Gaben bringen, zwar im überladenen Styl, aber gut gezeichnet; von demselben ist der alterthümlich schönere Eingang des Sommerremters im Schlosse Marienburg, nach Frick. Hrn. Kolters Schüler, Gustav Bönisch, hat dießmal an Fügers himmelstürmenden Giganten kein gutes Vorbild gewählt; schwerlich erkennt man es dafür. Besser sind, auch in der Ausführung, die Zeichnungen von Strizke, Hrn. Königs Schüler, der Kopf des Belisar, nach Gérard; die Jungfrau Maria, nach Mocchi's Bildsäule im Dom zu Orvieto, und von Hermes, die Kreuzabnehmung, nach der Marmorgruppe von Ippolito Scalza ebendaselbst. — Zwey Blätter in Wasserfarben, von Hrn. von Großmann, vervollständigen dessen schon in bunten und schwarzen Kupferblättern mit verdientem Beyfalle aufgenommene Reihe malerischer Ansichten Breslau's, deren es in der That so mannichfaltige darbietet. Eines ist eine Ansicht der vielthürmigen alten Stadt vom breiten Oderspiegel her bey Morgenau, welche mit der Ansicht Berlins von Strahlau her viel Aehnlichkeit hat; das andere ist eine Ansicht des Paradeplatzes vom Salzringe her. Es würde angenehm seyn, auf diesem auch einmal den großhandelstädtischen Verkehr darzustellen, wie er jetzo im Wollmarkte darauf lebt und webt: diese Wollgebirge mit der mannichfaltigsten Staffage belebt, sind ein Anblick, der nirgend in der Welt weiter so vorkömmt, und ein wahres bedeutsames Volksfest Breslau's, ja Schlesiens. — Etwas mehr architektonische Genauigkeit wäre an diesen Blättern etwa noch zu wünschen, freylich in so kleinem Maaßstabe schwierig.

Im lezten Zimmer finden wir noch ein gutgetroffenes Bildniß und eine große Landschaft von Hrn. Häcker b. V.; diese ist die von Bergen umgebene Mühle hinter Wünschelburg in der Grafschaft Glatz, und recht still und heimlich, wie die Gegend selbst. Zu vieles Blau-Grün schadet auch diesen Bergen und Gründen.

Und nun sey für heute der Kunstbeschauung genug. Auf manches, was hier übergangen und später eingesandt oder aufgestellt ist, werden wir nachträglich zurückkommen; so wie die freundlichen Beschauer gewiß öfter in diese heiteren und buntbelebten Säle einsprechen werden.

Am 5. Juni.

(Der Nachtrag folgt.)

Notizen aus Paris.

Zephyr, nach Prudhon gestochen v. Laugier. Die Alten haben in ihrer Mythologie Alles belebt und personifizirt, sie bildeten den Westwind, der in mehreren Gegenden der alten Welt sanft und angenehm war, unter der Gestalt eines geflügelten, muthwilligen Kindes. Zephyr bewegte die Zweige mit seinem leichten Hauch, kräuselte die Oberfläche des ruhigen Gewässers, und erquickte die von der Hitze erschöpften Kräfte. Er begleitete die Göttin der Liebe und diente dem Amor als Bote.

Einer unsrer berühmtesten Maler, Hr. Prudhon, hat den jungen Gott in dem Augenblick dargestellt, wo er, der ihm anvertrauten Sorgen vergessend, sich anmuthigem Spiel überläßt. Zephyr hat die zarten Arme um die Zweige eines Baums geschlungen, und schaukelt sich, so schwebend, über dem Gewässer eines kühlen Gebüsch. Der Charakter dieser Composition traf ganz mit dem von des Künstlers Talent überein; auch hat dieß Bild unter allen Werken von Prudhon am meisten Aufsehen erregt. Hr. Laugier wurde beauftragt, wie ich schon früher (Kunstbl. Nro. 15. 19. Febr. 1821.) angezeigt habe, dasselbe für die Societé des amis des arts zu stechen; die Zeichnung dazu wurde von Hrn. Lancreon einem Schüler des Hrn. Girodet, gefertigt.

Hr. Laugier hat eine große Schwierigkeit überwunden, denn er hat den Charakter des Meisters noch besser wiedergegeben, als Hr. Müller in dem nach einem andern Gemälde desselben Künstlers ebenfalls für jene Societät unternommenen Kupferstich (Kunstbl. Nro. 30. 12. Apr. 1821.). Die Figur ist gut ausgeführt, der Grabstichel mit Fertigkeit gehandhabt; doch mangelt es einigen Einzelheiten an Feinheit, besonders sind die Daumen an den Händen zu dick. Man könnte dem Künstler vorwerfen wollen, er habe seine Schatten zu schwarz gemacht, wodurch die Wirkung des Kupferstichs im Ganzen etwas hart erscheint; aber sie sind so im Gemälde selbst. Hier bietet sich ganz natürlich die Frage dar, in wie weit der Kupferstecher es auf sich nehmen könne, einen wohl erkannten Fehler seines Originals zu verwischen; — sie ist jedoch ihrer Natur nach unauflöslich. Maler und

Kupferstecher sind nothwendig entgegengesetzter Meynung; das Publikum bekümmert sich gewöhnlich nur um den Erfolg; hat sich der Kupferstecher einige Veränderungen erlaubt und der Versuch ist mißlungen, so wird er der Verwegenheit gezieben; wo nicht, wird er freygesprochen.

Der Kupferstich, dessen ich eben erwähnt, macht Hrn. Langier Ehre. Außer daß die Figur im Ganzen gut ausgeführt ist, sind besonders die Haare, ein schwieriger Gegenstand, mit vieler Sorgfalt und Wahrheit wiedergegeben; die Landschaft läßt nichts zu wünschen übrig. In Beziehung auf die Kunst des Stechers ist, meines Bedünkens, dieser Kupferstich das beste Werk des Künstlers.

*

Lithographisches Reisewerk des Hrn. Choris. Das gelehrte Europa hat mit Dankbarkeit gesehen, wie der Graf Romanzow, Reichskanzler von Rußland, auf seine Kosten die Brick Rurick zu einer Entdeckungsreise um die Welt ausrüstete. Der Maler Hr. Choris war unter den Gelehrten und Künstlern, die den Commandeur des Schiffs, Otto von Kotzebue, Sohn des berühmten deutschen Schriftstellers, begleiteten. Dieser Künstler zeichnete während seiner mehrere Jahre daurenden Reisen, eine große Anzahl von Ansichten, Bildnissen und Gegenständen aller Art, die er jezt zu Paris vermittelst der Lithographie herausgibt. Die Abdrücke sind schwarz und werden nach seinen Zeichnungen colorirt. Man sieht leicht, daß diese unter den Augen des Künstlers colorirten Blätter besser als der umständlichste Bericht eine Vorstellung von der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Länder, ihrer Bewohner und deren Lebensart geben; und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet ist das Werk wahrhaft interessant. Hr. Choris hat eine seltene Bescheidenheit gezeigt, die ihm hätte gefährlich werden können. Er glaubte, sich selbst mißtrauend, seine Zeichnungen durch eine Anzahl französischer Künstler lithographiren lassen zu müssen; daher findet man in den sechs ersten Lieferungen nur wenige Blätter von seiner eigenen Hand; aber er erkannte bald, daß die Sache unrecht angefangen war, und entschloß sich, seine übrige Zeichnungen alle selbst zu lithographiren. Auch sind die folgenden Lieferungen weit besser, als die ersten, von denen er einige Blätter, wie es scheint, neu arbeiten will. — In den Arbeiten des Hrn. Choris herrscht eine Naivetät der Ausführung, welche beweist, daß er vor Allem nach Treue gestrebt hat. Diese Naivetät ist nicht ohne Reiz, weil es ihr an einer gewissen Zartheit nicht mangelt. Das Werk wird besonders seines wissenschaftlichen Interesse wegen zahlreiche Liebhaber finden. — Der Text enthält die von dem Künstler gesammelten Bemerkungen, die eine Art Erklärung der Zeichnungen bilden. Die Herren Cuvier und Gall werden in ihre Fächer einschlagende Abhandlungen über einzelne Gegenstände beyfügen; wie denn eine der ersten Lieferungen schon eine Notiz von Hrn. Cuvier über einen in Neu-Californien einheimischen Bären von besonderer Art enthält. Das ganze Werk soll aus 12 — 15 Lieferungen bestehen, deren jede schwarz 7 Fr. 50 Ct., ganz colorirt 15 Fr. kostet.

*

Kupfer zu d'Ohssons Tableau général de l'Empire Othoman. Th. 3 und 4. Schon vor etwa dreyßig Jahren gab Hr. d'Ohsson, Königlich Schwedischer Geschäftsträger zu Constantinopel, die zwey ersten Bände seines Tableau général de l'empire othoman zu Paris heraus. Seither war dieß, damals mit großem Beyfall aufgenommene, Werk unvollendet geblieben, da der Vers. erstlich durch politische Ereignisse genöthigt worden war Frankreich, zu verlassen und nachher starb. Nun hat sein Sohn aus den hinterlassenen Manuscripten zwey neue Bände herausgegeben, welche das ganze Werk vollständig machen.

Die zwey ersten Bände enthielten die religiösen Gebräuche; der dritte und vierte liefert den Civil-, Criminal-, den politischen und Militär-Coder. Es gehört nicht in den Plan des Kunstblatts, diese neuen Lieferungen aus dem literarischen Gesichtspunkt zu betrachten, aber ich habe geglaubt, es stehe ihm zu, dasselbe in Hinsicht der beygefügten Kupfertafeln zu würdigen. Es sind ihrer fünf und dreyßig *). Sie stellen Scenen aus dem gewöhnlichen Leben der Ottomanen, aus ihren Ceremonien, Spielen u. s. w. dar, und man kann aus ihnen sehr genau die bürgerlichen und kriegerischen Trachten kennen lernen; selbst das Innere des Serails zeigt sich hier dem Auge des Neugierigen, und das Blatt, wo man den Sultan ein Bad nehmen sieht, mit allen bey dieser Gelegenheit gewöhnlichen Gebräuchen, ist nicht das uninteressanteste. Ich muß hinzufügen, daß diese Blätter im Ganzen besser ausgeführt sind, als die meisten Buchhändler-Unternehmungen dieser Art. Dieß Werk darf nicht mit dem von Melling verglichen werden. In dem lezteren war der malerische Theil Zweck des Werks, während er in jenem nur Zugabe ist. Berühren sich auch beyde, so hat doch jedes seinen eigenen Charakter und wird sein eigenes Publikum finden. — Der Preis der zwey lezten Bände, bey Firmin Didot gedruckt, und in einen Umschlag geheftet, ist 200 Franken.

*) Hr. Hoffmann welcher im Journal des Debats (7. May) von diesem Werke Nachricht gegeben hat, sezt die Zahl der Kupferstiche auf 94. Ich habe sie genau gezählt und bin versichert, daß Hr. H. sich geirrt hat.

(Der Beschluß folgt

London.

Hr. Haydon hat nun sein neues Gemälde: Christus am Oelberg, ausgestellt. Christus ist darin mit leuchtendem Körper, von welchem Strahlen ausgehen, gemalt!

Nro. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. Juli 1821.

Das Andenken aller Dinge wird schnell in die Zeit begraben und von ihr verschlungen.

Mark Aurel.

Die Amerikanische Antiquariengesellschaft.

Diese Gesellschaft verdankt ihr Entstehen sowol als ihr vorzügliches Gedeihen der Freygebigkeit ihres Präsidenten Herrn Gsaia Thomas von Worcester, und am 28sten Oktober 1812 erhielt sie ihre Corporationsakte. — Ihre vorzügliche Absicht ist die Entdeckung der Amerikanischen Alterthümer; die Erhaltung der vorhandenen Reliquien und Werkzeuge der Urbewohner, und die Sammlung der Handschriften und gedruckten Urkunden und Bücher, hinsichtlich der ersten europäischen Niederlassungen in dem Lande und dessen späteren Geschichte. — Der größere Theil der in dem ersten Theil ihrer Memoires enthaltenen Original-Artikel, bestehen aus den Beschreibungen alter Werke von Hrn. Caleb Atwater von Circleville, in Ohio, die er dem Präsidenten in Briefen zugeschickt. — Herr Atwater bemerkt: „Unsere Alterthümer gehören in Hinsicht der Zeit, nicht nur verschiedenen Perioden, sondern auch verschiedenen Nationen an; und die in demselben Zeitraum und demselben Volke angehörigen Gegenstände waren von ihren Urhebern zu verschiedenen Zwecken bestimmt. — Wir wollen diese Alterthümer in drey Klassen theilen: 1. die den Indianern angehörigen; 2. die, welche von Völkern von Europäischem Ursprung herstammen; 3. die, welche von dem Volke herrühren, das unsere Forts und Tumili errichtet hat.

Diejenigen Alterthümer, welche im eigentlichen Sinn den Nordamerikanischen Indianern angehören, sind weder zahlreich noch interessant. Sie bestehen aus rohen steinernen Beilen und Messern, aus Mörsern, die man bey der Zubereitung des Mais gebraucht, aus Pfeilspitzen und einigen ähnlichen Dingen, welche den, in allen andern atlantischen Staaten gefundenen so vollkommen ähnlich sind, daß eine Beschreibung davon ganz unnütz zu seyn scheint. — Die Alterthümer der zweyten Gattung bestehen vorzüglich aus Gegenständen, welche von einigen der ersten europäischen Reisenden in diesen Gegenden zurückgelassen, oder mit Indianern begraben worden sind, die sie vielleicht von den frühern Pflanzern in Canada erhalten hatten. — Die dritte Klasse ist die interessanteste; jene militairischen Werke, deren Wälle und Gräben so viele Arbeit gekostet, jene zahlreichen und öfters hohen Aufwürfe, welche ihren Ursprung einem Volke zu verdanken haben, das weit gebildeter als unsere Indianer, aber weit weniger gebildet als die Europäer war. Diese Werke verdienen in mancher Hinsicht die Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers, des Philosophen und Gottesgelehrten; besonders wenn man die weite Länderstrecke, über welche sie verbreitet sind, die ungeheuere Arbeit, die sie ihren Urhebern gekostet, die Bekanntschaft mit den nützlichen Künsten, welche dieses Volk im Vergleich mit unsern jetzigen Indianern besaß, die Größe einiger der Werke selbst, die gänzliche Abwesenheit aller geschichtlichen Urkunden, ja selbst gemeiner Sagen über deren Entstehen, das große Interesse, das die Gelehrten daran genommen, und überdieß noch die Zerstörung, die fast allenthalben damit vorgeht, wo man sie findet, in Anschlag bringt.

Am häufigsten sind sie in der Nachbarschaft guter Ströme, und sie finden sich selten oder nie, ausgenommen auf fruchtbarem Boden. Man findet sie nicht an den Wiesen am Ohio, und selten in den grasloſen Gegenden (barrens), wo sie klein und an dem Rand derselben in trockenem Boden errichtet sind. — Diese alten Werke bestehen: 1) aus kugelförmigen Aufwürfen oder Tumuli von 5 bis über 100 Fuß Höhe; 2) aus hohen Vierecken, die, wie man vermuthet, zu Opferstellen, oder den Grundlagen der Tempel gedient haben; und diese sind mannigfaltig in Höhe und Umfang; 3) aus Erdwällen von 5 bis 20 Fuß Höhe, die eine Fläche von einem bis über hundert Morgen (acres) Landes einschließen; einige regelmäßig viereckig, andere vollkommen rund, und noch andere von unregelmäßiger Gestalt. Die vorzüglichsten derselben schienen zu Festungswerken oder zur Einschließung großer Städte gedient zu haben, und fünf aus parallel laufenden Erdwällen, die sich oftmals mehrere Meilen weit erstrecken, zu bedeckten Gängen, Rennbahnen oder andern Belustigungsörtern bestimmt gewesen zu seyn. Sie scheinen alle aus Erde erbaut zu seyn, die einförmig von der Oberfläche der Ebene hinweggenommen ward, worauf sie erbaut, so daß keine Spuren zurückgeblieben sind, welche die Stelle anzeigten, wo man dieselbe hergenommen, und sie sind so senkrecht als man die Erde nur legen konnte. Daß diese Werke äußerst alt sind, erhellt aus der Erklärung unseres Verfassers. — Bäume von der größten Gattung, deren jährliche Stammringe man gezählt, haben in vielen Fällen deren 400, und sie scheinen zum wenigsten der dritte Anwuchs zu seyn, seitdem die Werke damit bedeckt sind. — Längs des Ohio-Flusses, wo das Wasser in vielen Stellen das Ufer hinwegspült, kommen Heerde und Feuerstellen zwey, vier und sogar sechs Fuß unter der Erdoberfläche zum Vorschein. Eine lange Zeit muß verstrichen seyn, seitdem sie der Boden bedeckt. Um dieselben her liegen eine Menge Muschelschalen, Gebeine von Thieren u. s. w. zerstreuet. Von der Tiefe vieler dieser Kamine unter der jetzigen Erdkruste, auf welcher bey der Ankunft der jetzigen Landesbewohner Bäume so hoch als irgend einer in den benachbarten Wäldern wuchsen, läßt sich schließen, daß ein langer Zeitraum, vielleicht von 1000 Jahren, verstrichen ist, seitdem diese Heerde verlassen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Johann Gottfried Kaltofen, der Mörder des Professors von Kügelchen und des Tischlergesellen Winter.

Aus Akten gezogene Kriminalfälle, haben durch die schreckliche Wahrheit, welche ihnen inwohnt, ein so großes Interesse nicht nur für den Rechtslehrer und Psychologen, sondern für die gesammte Menschheit, daß Beyträge zu einer Sammlung derselben gewiß nicht ohne Dank bleiben können.

In den Berichten aus Dresden ist bereits auch in diesen Blättern Mehreres über die Ermordung des Professors von Kügelchen, des braven Geschichtsmalers und wahrhaft edlen Menschen, dessen Kindessinn und Milde, Hand in Hand mit ächter Geistesbildung und reiner Sitte gieng, und in dem eine liebende Gattinn den Gemahl, hoffnungsvolle Kinder den Vater, treue Freunde den Freund, trauernde Zöglinge den Lehrer verloren, gemeldet worden. Das Urtheil über seinen Mörder ist nun gefällt, die Hinrichtung vollzogen, und um so interessanter waren daher die Auszüge aus den Akten, welche über diesen Mord, und den an dem Tischlergesellen Winter, welchen derselbe Böswicht verübte, in diesen Tagen erschienen, und aus denen wir folgendes zu näherer Kenntniß des Ganzen mittheilen.

Am 29. Dezember 1819 wurde, Abends gegen sechs Uhr, auf der nach Großenhayn führenden Chaussee, zwischen der Stadt und dem Gasthofe, der wilde Mann genannt, und zwar hundert Schritte von lezterm, ein erschlagener männlicher Körper, von einem daselbst vorüberfahrenden Fuhrmann entdeckt, welcher die auf seinem Wagen befindlichen Personen darauf aufmerksam machte. Der auf diesem Wagen sich befindende Polizey-Gensd'arme fand bey nährrer Untersuchung, daß der daliegende, blos mit Stiefeln, Strümpfen, Beinkleider, Hemde und Handschuhen bekleidete Mensch noch röchle. Er ward auf den Wagen gebracht, um ihn nach der Stadt zu bringen, unterwegs aber den Scheunenhöfen gegenüber, hörte das Röcheln auf, und er war verschieden, ehe ärztliche Hülfe erlangt werden konnte. Zwar ward er ohne Verzug in die Rathsbaderey zu Neustadt gebracht, allein aus den am Kopfe erhaltenen schweren Verletzungen, und der absolut tödtlichen Beschaffenheit der Wunden, ergab sich nach der am folgenden Tage im Stadtkrankenhause statt gefundenen legalen Section, daß alle ärztliche Hülfe unmöglich gewesen wäre. Er wurde von seinem Bruder, einem Schullehrer in Dresden, für den Tischlergesellen aus Eisenberg, Gottlob Lebrecht Winter, anerkannt, und war von diesem am 29. Dezember Abends vor sechs Uhr erst weg nach Hause gegangen.

Am 27. März 1820. Nachmittags war der bey der Akademie der bildenden Künste angestellte Professor, Gerhard von Kügelchen auf seinen Weinberg bey Loschwitz gegangen, und hatte Abends um sieben Uhr wieder zu Hause bey seiner Familie seyn wollen. Da indeß dieß nicht erfolgte, suchte ihn sein siebenzehnjähriger Sohn Abends acht drey viertel Uhr, und dann wieder mit Begleitung eines Senftenträgers einen Theil der Nacht hindurch; aber erst am Morgen des 28. März fand er in Begleitung eines Polizey-Gensd'armen seinen Vater erschlagen und beraubt, ungefähr 180 Schritt von dem an der Bautzner Straße gelegenen Gräflich-Marcolinischen Vorwerke, auf dem seitwärts

der Straße befindlichen Röhrlager in einer Vertiefung. Erlag auf dem Gesicht, die Arme nach der Brust zu gelegt. Er war blos mit einem Hemde, Unterbeinkleider mit daran genähten wollenen Strümpfen und einem gestrickten Kamisol bekleidet. Diese Bekleidung war an mehrern Orten mit Blut befleckt, so wie auch unweit davon in dem zwischen dem Felde und dem Röhrlager hinabgehenden Abhange mehrere starke Blutflecken entdeckt wurden.

Am 4. April 1820 überreichten beym Amte zwey Juden eine Taschenuhr, welche für das Eigenthum des von Kügelchen eidlich anerkannt wurde, mit der Anzeige, daß diese Uhr am 28. März früh um neun Uhr, mithin noch vor Auffindung des Erschlagenen, von einem Menschen, den sie seiner Kleidung nach für einen Artilleristen gehalten hätten, verkauft worden sey. Es wurde veranstaltet, daß ohne Verzug bey vorher geschlossenen Kasernen die anwesende Artillerie-Mannschaft jenen Juden vorgestellt wurde; allein sie vermochten nicht, einen davon für den Verkäufer der Uhr zu erkennen. Noch desselben Tages zeigten drey Juden an, daß sie so eben auf dem Neumarkte einen Menschen, den Unter-Kanonier Fischer, getroffen, in welchem einer der Juden, der Käufer der Uhr, besonders rücksichtlich seines blonden Haares, den Verkäufer der Uhr zu erkennen geglaubt. Fischer wurde sofort verhaftet, und noch desselben Abends vernommen; er läugnete jedoch den Verkauf der Uhr beharrlich. Als er den drey Juden vorgestellt wurde, erklärte der Käufer der Uhr: er glaube in dessen Person denjenigen Artilleristen wieder zu erkennen, von welchem er am 28. März die erwähnte Uhr gekauft habe. Tags darauf wurde Fischer nochmals und in der Montur den drey Juden vorgestellt, und diese erklärten nunmehro einstimmig: daß sie Fischern für den Verkäufer der Uhr nicht erkennten. Fischer, welcher zu Folge höherer Vorschrift an das Amt Dresden zu Fortstellung der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung abgegeben war, blieb jedoch in Arrest, obschon andere Anzeigen gegen ihn nicht bekannt wurden.

Am 18. April 1820 Abends gestand jedoch Fischer, (mit dem Vornamen, Johann Georg, aus Deutschbohra bey Nossen gebürtig, dreyßig Jahr alt) vor besetzter Gerichtsbank die Ermordung und Beraubung des von Kügelchen, unter Angabe mehrerer spezieller Umstände, so wie am 19. April auch die Ermordung und Beraubung Winters wirklich ein, welche letztere er Tags vorher geläugnet hatte; verblieb auch dabey, als er am 20. April an die Orte, wo die beyden Raubmorde verübt worden waren, gebracht wurde. Aber schon am 21. April widerrief Fischer beyde Geständnisse, unter der Versicherung, daß, weil er doch so ganz unschuldig in Verdacht gekommen sey, er gern habe sterben wollen; und als man ihm vorhielt, daß sich sein Widerruf mit diesem Wunsche nicht vereinigen lasse, ließ er sich heraus: „er wolle auch jetzt noch gern sterben und man möge ihn martern wie man wolle; es kämen ihm alle Abende so viele Gedanken ein, daß er keine Ruhe habe."

Am 23. April erneuerte Fischer seine frühern Geständnisse, nahm sie jedoch schon am nächstfolgenden Tage wieder zurück.

Immittelst war unterm 21. April eine anderweit öffentlich bekannt gemachte Aufforderung erlassen worden, deren Zweck dahin gerichtet war, durch eine genaue Beschreibung der sowol Wintern als den von Kügelchen geraubten Effekten, (von welchen außer der Uhr und dem Mantel des letztern, welcher schon am 29. März in der Nähe des schwarzen Thores versteckt gefunden worden war, bis dahin keine Auskunft erlangt werden können) darüber, wohin diese Sachen gekommen, Nachricht einzuziehen.

In Folge dieser Bekanntmachung zeigte am 24. April ein jüdischer Handelsmann an: daß er am 3. Februar 1820 von dem Artilleristen Kaltofen einen dunkelgrünen Oberrock, am 4. April aber von ebendemselben einen dunkelblauen Oberrock nebst ein Paar langen Beinkleidern erkauft habe. Beyde Oberröcke träfen mit den beschriebenen Kleidungsstücken, welche Wintern und dem von Kügelchen geraubt worden wären, genau überein, und habe der Verkäufer Kaltofen, nachdem er vorher erst Auswendungen gemacht, diese Kleider von dem verhafteten Fischer gekauft zu haben, vorgegeben.

Der Unter-Kanonier Johann Gottfried Kaltofen, welcher sofort verhaftet und vernommen wurde, gestand sowol den Verkauf beyder Oberröcke an den Juden, als auch, daß er demselben auf Befragen, wie er zu diesen Kleidungsstücken gelangt sey, die Wahrheit nicht gesagt habe, behauptete aber, daß Fischer, mit welchem er jedoch weiter nicht bekannt sey, diese Kleidungsstücke zu ihm gebracht habe.

Bey der ersten, am 24. April in Kaltofens Wohnung geschehenen Haussuchung, waren drey Schlüssel aufgefunden worden, welche zum Eigenthum des ermordeten von Kügelchen gehörig, anerkannt wurden. Kaltofen, über diese Schlüssel befragt, wollte selbige noch gar nicht gesehen haben, vielweniger anzugeben vermögen, wie sie an den Ort, wo sie gefunden worden, gekommen seyen. Bey der an dem nämlichen Tage zwischen Kaltofen und Fischern statt gefundenen Confrontation, behauptete ersterer, daß er die Oberröcke von Fischern gekauft habe, dieser aber leugnete es. Zugleich erklärte Kaltofen, wie er sich nunmehr besonnen habe, daß vorgedachte drey Schlüssel in dem blauen Rocke gesteckt hätten, welchen er von Fischern gekauft habe. Fischer, welcher hierauf den vorher mit Bestimmtheit geleugneten Verkauf einiger Sachen an Kaltofen zugestand, jedoch sofort, und noch vor Verlesung des Protokolls widerrief, und die Erklärung wiederholte, daß er gar nichts an

Kaltofen verkauft habe, brach endlich, als er über jene Kleidungsstücke und die Schlüssel Auskunft geben sollte, in die Worte aus: „er könne nun gar nichts mehr sagen, sein Verstand stehe ihm still.“ Bey dieser am 24. April 1820 gethanen Erklärung seiner Unschuld ist Fischer auch, aller fernern Verhaltungen ungeachtet, stehen geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, den 20. Juni.

(Beschluß.)

Im vorigen Herbste setzte die Akademie von San Fernando (der bildenden Künste) einen Preis auf den Entwurf zu einem National-Denkmal, womit man den 9. Juli, als den Tag, an welchem der König die Verfassungsurkunde in der Versammlung der Cortes beschworen hat, zu verewigen denkt. Es war den Bewerbern gänzlich freygestellt, ob das Denkmal ein Gebäude, eine Bildsäule oder dergl. seyn solle. Die ersten Tage der vorletzten Maiwoche waren die eingekommenen preisbewerbenden Arbeiten im Saale der Akademie öffentlich ausgestellt. Es waren, wenn ich nicht irre, neun Entwürfe, alle mehr oder minder traurige Beweise von dem unerfreulichen Zustande der bildenden Künste in Spanien. Nro. 1. war ein vierseitiges Piedestal, auf kreisförmig laufende Stufen gestellt, auf dem sich eine Statue in römischem Kostüme erhebt, ohne Zweifel Ferdinand VII. Auf den beyden einander entgegenstehenten Seiten des Piedestals waren Basreliefs, Inschriften, Embleme ꝛc. angebracht. Die gespreizte Stellung der Bildsäule, die dickfüßigen Genien, Gruppirungen, Attribute, alles zeugte von dem verdorbenen Geschmacke der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Kunstrichter tadelten mit Recht die geistlose Erfindung, die Nacktheit des Entwurfes, da er zwey gänzlich entblößte Façes darbot, den Mangel einer bedeutsamen Anspielung auf den Sinn des Monumentes, da der Akt des Schwures nur so nebenher in einem kleinen Basrelief dargestellt war, die Härte in Vertheilung der Massen und Umrisse, u. s. w. — Nro. 2. war der Entwurf zu einer prachtvollen Brücke, welche über die Calle de Segovia weggehen und zwey Anhöhen, das Plazuela del Mediodia vor dem königlichen Pallaste mit den Vistillas verbinden soll. Sie würde in der Mitte, als der höchsten Höhe, etwas über 300 Schuh hoch seyn. Die Idee ist riesenhaft, und bedürfte, um ausgeführt zu werden, nur die Schätze von Potosi. Und der Zweck dieses ungeheuern Bauwerkes — von einer Anhöhe zur andern auf ebenem Wege zu gehen! Die Gelehrten behaupten, die Idee sey nicht neu, sondern bereits vom bekannten Architekten D. Ventura Rodriguez aufgefrischt worden. — Nro. 3. war der Plan zu einem National-Lyceum. Die Kunstverständigen meinten, die beyden Entwürfe dürften von einer und derselben Hand herrühren, wenigstens verrathen beyde Villanueva's Schule. Der Zweck dieser Berichte erlaubt uns nicht, in die Beurtheilung des lezten Planes genauer einzugehen; die Idee eines Denkmals zur Verherrlichung des 9. Juli ist auch in diesem Entwurfe nur dunkel angedeutet. — Nro. 4. bildeten drey Entwürfe, dorische Säulen auf Stufen und Piedestalen, mit bezeichnenden Ornamenten. Die Erfindungen hatten nichts Neues oder Originelles, aber das, was wir an den klassischen Monumenten bewundern, war mit Geschick und Geschmack benuzt, und in so fern fanden diese simpeln Entwürfe den meisten Beyfall. — Nro. 5. bildeten eine Reihe allegorischer Bilder, von der Hand eines jämmerlichen Stümpers auf schmuziges Papier geworfen. Da waren La Perfidia, el Pancista auf einer Geldkasse sitzend, in der einen Hand die Weinflasche, in der andern ein Spanferkel, und anderer Lieblings-Ideen unserer Satyriker zu schauen. Das Non plus ultra war aber unstreitig der Leal Patriota, wie er seine Ketten sprengt und sich die Binde vom Munde reißt. Dieß re muntert seine Anhänger, eine Rotte von Soldaten, den Tempel des Despotismus zu zerstören. Der Despotismus, um welchen die Säulen seines Tempels zusammenstürzen, ist ein Ungeheuer; das sich über die Erdkugel hin ausstreckt. Sein Athem ist verpestend, berichtet uns der Künstler schriftlich, da er den verpestenden Athem bildlich darzustellen verzweifelt zu haben scheint, desto klarer sprechen die Mähnen des Ungeheuers, die in Köpfe endigen, welche päbstliche, kaiserliche und königliche Kronen, Bischoffsmützen und andern geistlichen Kopfschmuck tragen. — Die übrigen Entwürfe sind ebenfalls Säulen mit Statuen und Basreliefs, in Modellen ausgeführt, zum Theil von sehr kindischem Geschmacke, oder schwerfällig und geistlos; indeß wurde der eine Entwurf von D. Eustobio Moreno, als die Idee der Aufgabe am deutlichsten aussprechend, doch ausgezeichnet und gekrönt.

Vor einigen Tagen hat der hiesige Magistrat das Programm einer Preisaufgabe, den Entwurf zu einem Denkmale betreffend, welches man den Schlachtopfern des 2. Maitages 1808 aus den Mitteln einer zu diesem Zwecke eröffneten Unterzeichnung errichten will, bekannt gemacht. Der Preis für den gelungensten Entwurf ist eine goldne Medaille, sechs Unzen an Gewicht.

In der Fontana de Oro ist dieser Tage ein allegorisches Gemälde von großen Dimensionen aufgestellt worden, von der Hand des Malers Echevarrio in Sevilla mit ungemeinem Fleiße gemalt, aber ohne allen Kunstwerth. Ein Offizier, nach der Uniform zu urtheilen, Rafael del Riego, hebt den Schleyer vom Buche der spanischen Konstitution, das auf einem Altare liegt, auf dem die Religion erscheint, und oberhalb dem Bilde der Religion der heilige Geist. Neben dem Altar schwebt die Wahrheit, von einer Sonne überstrahlt und einen Palmzweig in der Hand haltend, als Zeichen ihres Sieges. Am Fuße des Altars liegen der Despotismus, der Aberglaube und die Inquisition sich jämmerlich geberdend. Es wallfahrten noch tagtäglich viele Menschen zu diesem Bilde.

Die Hauptfaçade des Museums del Prado (zunächst vom Retiro) ist nun von dem Gerüste entkleidet. Baukundige wissen manches an diesem Werke zu tadeln, allein es ist von so edlem und reinem Style, daß ich keinen Anstand nehme, es für das schönste Bauwerk von Madrid zu erklären. Es muß den Namen eines D. Santiago Villanueva ruhmvoll auf die Nachwelt bringen. Der Bau war schon vor vielen Jahren begonnen worden, blieb aber, durch den Unabhängigkeitskrieg ins Stecken gerathen, liegen, bis er auf Betrieb und durch Unterstützung der vorigen Königinn (Maria Isabella von Portugal) wieder fortgesezt wurde. Die drey Säle, worin 300 Bilder der spanischen Schule aufgestellt sind (darunter 44 Murillo, 29 Espanoleto und zwey Morales [el divino]), sind einstweilen geschlossen, weil man im Begriffe steht, die italienische Schule aufzustellen.

Die Arbeiten am Plaza oriental (vor dem Pallaste) und dem neuen Opern-Theater (auf diesem Platze) gehen ihren ununterbrochenen, aber langsamen Gang fort.

Verbesserungen.

Nro. 170 S. 678. Sp. 2. Z. 14 v. u. lies: Riesen-Bäumen statt: reisen Bäumen. Nro. 175. S. 698. Sp. 1. Z. 12 lies: Ihre Kinder waren vor ihr gestorben und Heinrich hatte sie nicht beweint, denn der Begriff: u. s. w. statt: Sie hatte ihm nie Kinder gegeben und Heinrich hatte nie danach verlangt u. s. w.

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 31. Juli 1821.

Unterhaltungs-Literatur.

I. Gukkaſten-Bilder aus dem Leben und der Phantaſie. Erzählungen, Träume u. ſ. f. von Meiſter Konrad Spät genannt Frühauf. Brünn 1820. Bd. 1. 237 S. Bd. 2. 163 S. 8.

„Die Bücher (ſagt Mſtr. Spät S. 151) theilen ſich hauptſächlich in ſolche ein, die geſchrieben und auch geleſen werden, und in ſolche, die blos geſchrieben werden. Erſtere heißen Romane, Schauſpiele, Reiſen u. ſ. w., mit einem Worte: Leſebücher. Man findet ſie in jeder Leihbibliothek. Von den andern hingegen, die auch wohl wiſſenſchaftliche Bücher geſcholten werden, ſind nur hier und da welche in öffentlichen und Privatbibliotheken zu ſehen. Die meiſten liegen noch bey ihren Verlegern.“ Nach dieſer geiſtreich.n Unterſcheidung iſt Rec. ſehr geneigt, dieſes Buch wiſſenſchaftlich zu ſchelten. Der Titel verſpricht Witz und Humor; der Verf. ſcheint dieſe Quellen ſchon auf dem Titel erſchöpft zu haben, nämlich in der Wahl ſeiner Namen: Spät genannt Frühauf. Spät fürwahr kommt er mit Anekdoten, wie die erſte, welche auf dem Mißverſtändniſſe beruht, daß eine verwittwete Frau Gräf aus Sachſen in Wien für eine Frau Gräfin gehalten wird. Die hat Rec. längſt geleſen, vielleicht in der beliebten Abendzeitung. Spät kommt er auch mit der fünften, wo ein paſſionirter Jäger, der im Zimmer Jagd ſpielt, von dem über ihm wohnenden Dichter dadurch ſtill gemacht wird, daß dieſer in ſeinem Zimmer eine Fiſcherey anlegt. Dieſe Anecdote hat Rec. in ſehr artigen Reimen von Solbrig declamiren gehört. Der am meiſten beluſtigende Einfall dieſes Gedichts, ſo wie es S. declamirt, beſteht darinne, daß der Fiſcher die trotzige Gegenrede des Jägers: Morgen wird ein Fuchs geprellt, Tags darauf durch die Worte parodirt: Morgen wird ein Aal gehezt. Dieſen Spaß hat Mſtr. Spät nicht mit aufgewärmt.

Im 2ten Band wird eine Reiſe von Prag nach Weimar, und weiter, beſchrieben. Da wird denn auch das reizende Tableau des Saalthales, wie es ſich dem, aus den Ebenen von Lützen kommenden, Wanderer eröffnet, ſchier poetiſch gemalt: „und nun das heitere Weißenfels. Sauberkeit athmet alles, wie man hineintritt.“ Ob Mſtr. Spät es wirklich ſelbſt geſehen hat, das wird der dort wohnende Herausgeber des Lit. Blattes ziemlich ſicher beſtimmen können: denn nach S. 31. hat der Begeiſterte Anſtoß an der „abgeſchmackten Ueberſchrift über dem Haupteingange eines Hauſes“ genommen, welche lauten ſoll: Cette maison est bâtie pour moi, si elle te déplait, retire toi*) Der V. hätte ſie auf jeden Fall auch zum Motto ſeines Buches gebrauchen können.

II. Natalie und Déſaide. Von Julius Gr. v. Soden. Hildburghauſen in der Keſſelringſchen Hofbuchhandlung 1820. 277 S. kl. 8.

Die Vorrede lautet vom Anfange bis zu Ende ſo: „Vor 7 Jahren begann ich dieſen — großentheils aus wahren Begebenheiten zuſammengeſezten — Roman, auf „Erſuchen einer würdigen Familien-Mutter; 7 Jahre „ſpäter vollendete ich ihn, von einem Freunde angeregt. „Seine Tendenz ſpricht ſich klar aus; ſeine Unbedeutenheit „fühl' ich.“

Warum ließ der V. ihn drucken? könnte die Kritik fragen, und ad vocem „Unbedeutenheit“ mit einem: confessus est, die Entſcheidungsgründe des Urtheils erſparen. Aber den Geſtändniſſen der Miſſethäter, die ſich ſelbſt anklagen, iſt nicht immer zu trauen, man muß das corpus delicti unterſuchen, und darf nur dann, wenn daſſelbe mit dem Geſtändniſſe vollkommen übereinſtimmt, dem Selbſtankläger Glauben beymeſſen. Rec. hat es gethan, und findet ſich bewogen, das Geſtändniß des Inquiſiten für null und nichtig zu erklären.

Species facti. Zwey Mädchen, Töchter benachbarter Edelleute, werden auf entgegengeſezte Weiſe erzogen: die

*) Mſtr. Spät mag allerdings durch W. gereiſt ſeyn; aber zum Copiren von Inſchriften taugt er nicht. Das Original, welches jezt vertilgt iſt, wich von ſeiner Copie darin ab, daß es Cet maison und; si te déplait (ohne elle) hatte; auch befand ſich darüber ein Ochſenkopf, das Handwerkswappen des wackeren Metzgers, der dieß Häuschen bewohnte. Ein Avis au lecteur, der vielleicht frühere Reiſende, welche die Iſis kannten, von der Kritik der Inſcription abgehalten hat. M.

Eine zur künſtleriſch glänzenden Dame, die Andere zum beſcheidenen, liebefähigen Weibe. Jene, obſchon ſie nie zum Laſter herabſinkt, durchläuft die Bahn einer Fürſtengeliebten, einer herzloſen Ehe, einer Entführung, einer Komödiantin, und endet, von den Anſtrengungen der Theaterkunſt aufgerieben, in den Armen ihrer Jugendfreundin. Dieſe, obwol mit dem Kummer einer Liebe von ungewiſſem Ausgange im Herzen, lebt in ländlicher Verborgenheit, in der Erfüllung kindlicher und häuslicher Pflichten fort, und ſieht zulezt ihre ſchuldloſe Neigung an der Hand eines edlen Gatten gekrönt.

Zweifels- und Entſcheidungsgründe. Ob nun wohl ſothaner Roman durch ſeine Erfindung, in Hinſicht welcher die Phantaſie bey der alltäglichen Beobachtung und Erfahrung ſehr wohlfeilen Einkauf gehabt, über platte Gewöhnlichkeit ſich keinesweges erhebt, auch derſelbe in der Ausführung allenthalben auf der Ebene der leidigen Proſa belaſſen, und zur Poeſie, welche mit ungebundener Rede gar wohl zu vereinbaren, nirgends geſteigert worden, mithin es das Anſehen gewinnen könnte, als ob derſelbe für unbedeutend allerdings zu achten ſeyn dürfte; dennoch aber und dieweil ein Roman zwar ein Kunſtwerk ſeyn kann, aber nicht nothwendig ſeyn muß, immaaßen dieſe Gattung von Schriften als eine Spielart der Epik zwiſchen Kunſt und Leben hindurchgehet, und ein Mittel ihrer möglichſt unmittelbaren Verbindung abgiebt, derowegen denn hier der moraliſche Zweck einer heilſamen Einwirkung auf Erziehung, Charakter, Grundſätze und Lebenslenkung, gar füglich vorherrſchend ſeyn darf, wie ſolches unter vielen anderen an den biographiſchen Romanen des Johann Gottwerth Müller in Itzehoe ſich offenbaret, deren aufmerkſame Leſung einer eignen, mehrjährigen Menſchenbeobachtung ziemlich gleich zu achten, demnächſt zu Erreichung ſolchen moraliſchen Zweckes der Gebrauch der Kunſtmittel zwar ſehr zu empfehlen, jedoch, (da ſothane Kunſtmittel, als lebendige und für das wahre Dichtergenie ſchier unbegränzte Kräfte einer gewaltigen und der ſtillen Ueberlegung wenigſtens für den Augenblick hinderlichen Wirkung fähig ſind,) hierbey Mäßigkeit und dergeſtaltige Beſcheidenheit anzurathen iſt, daß nicht ſowol die Phantaſie dadurch in ihrem Inneren entflammt und mittelſt deren heftiger Eruptionen das Gemüth gewaltſam erſchüttert, als vielmehr das leztgenannte allmählig angeregt, ſanft bewegt, mit der Vernunft in vertrauliche Wechſelwirkung gebracht, und dadurch der ganze innere Menſch einer lebendigen Ueberzeugung von der Richtigkeit des behandelten, praktiſch-moraliſchen Theorems geöffnet werde, nun aber Inquiſit ſothanen Erforderniſſen allenthalben Genüge geleiſtet, dabey auch im trocken Didaktiſchen ſich löblicher Kürze befleißiget, mit geringem Aufwande romanhafter Incidentpunkte das Intereſſe an den Hauptperſonen feſtzuhalten gewußt, und ſolches alles in einem reinen und fließenden Style bewerkſtelliget hat: So iſt dieſer Roman, unerheblichen Eingeſtändniſſes an Seiten des Inquiſiten ungeachtet, für unbedeutend nicht zu achten, ſondern vielmehr, wie hiermit ausdrücklich geſchieht, jungen Frauenzimmern, Müttern, Vätern und Erziehern angelegentlich zu empfehlen geweſen. Alles von Rechts wegen.

Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortſezung.)

Bibliſche Literatur. (K.) Kritiſch-hiſtoriſcher Komentar über das Evangelium des Matthäus, von Dr. Graß, Prof. an der kath. theol. Fakultät — zu Bonn. Erſter Theil. Enthält die erſten 13 Kapitel. Tübingen bey Laupp. 1821. XIII u. 656 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.) Hr. Gr. theilt in dieſem Commentar die Früchte ſeiner vieljährigen Meditation mit. Sein Zweck iſt darzuſtellen, was Matthäus ſeinen Leſern ſagen und darſtellen wollte, und die verſchiedenen Erklärungsverſuche mit ſorgfältiger Abwägung der Gründe und Gegengründe beyzubringen. In jener Beziehung heißt der Commentar hiſtoriſch, in dieſer kritiſch. Zugleich ſoll der bey den Kirchenangehörigen des Hrn. Vfs. etwas erkaltete Eifer für das Bibelſtudium dadurch wieder geweckt werden. Wie nöthig dieß ſey, ergiebt ſich auch daraus, daß der größte Theil der hier angeführten Exegeten der proteſtantiſchen Kirche angehören. Die Einleitung iſt ziemlich kurz und enthält nur das Nothwendigſte. Die Einrichtung des Commentars vereinigt, was Paulus, Thieß und Künöl Eigenthümliches haben. Zuerſt werden die Evangeliſten, wenn ſich in einem oder mehrern derſelbe Abſchnitt findet, unter einander verglichen, dann folgt, wo es nöthig iſt, die pragmatiſche Darſtellung oder, wenn verſchiedene Erklärungen da ſind, werden dieſe mit Aufzählung der Gründe und Gegengründe und Hinweiſung auf die Schriften, in welchen ſie enthalten ſind, angegeben. Dieſen literariſchen Notizen (ſo nennt Hr. Gr. die aufgezählten Erklärungsverſuche) iſt das Urtheil des Commentators unter dem Titel: allgemeine Bemerkungen, beygefügt. Hier und da ſind auch noch beſondere Excurſe, welche über einzelne Gegenſtände des zu erklärenden Abſchnittes Licht verbreiten, eingeſchaltet z. B. zu Matth. I, 18 — 25 über ominöſe Träume. Den Beſchluß machen bey jedem Abſchnitte die ſpeciellen Bemerkungen d. h. die philologiſchen, antiquariſchen u. ſ. w. Bemerkungen über die einzelnen Worte und Redensarten. Hrn. Gr. gebühret das rühmliche Zeugniß, daß er der Dogmatik keinen Einfluß auf ſeine Exegeſe verſtattet, die verſchiedenen Meinungen richtig

und klar dargestellt, und überall mit Besonnenheit und Gründlichkeit geurtheilt hat. Daher werden selbst protestantische Bibelforscher diesen Commentar in einzelnen Partieen mit Nutzen vergleichen können. Daß er oft wörtlich mit den drey oben angegebenen Exegeten zusammentreffe, liegt in der Natur der Sache; vorzüglich die philologischen Bemerkungen sind häufig Auszug aus Künöl's Commentar. Auf die Kritik des Textes ist nur selten und dann mit wenig Worten Rücksicht genommen. Uebrigens gehet aus den Hinweisungen auf die Erklärung der übrigen Evangelisten hervor, daß Hr. Gr. entschlossen sey, auch diese zu bearbeiten. Möge der von ihm beabsichtigte Zweck erreicht werden! —

Kirchengeschichte. Wiedererinnerung an D. M. Luther und die Reformation, bey Gelegenheit des dreyhundertjährigen Gedächtnisses, da dieser deutsche Glaubensheld am 17. April 1521 vor Kaiser und Reich stand. Zugleich ein Wort zum Frieden in der evangelischen Kirche. Von Friedr. Christn. Nonweiler, der evangelischen Gemeinde zu Mainz Pfarrherrn. Mainz bey Kupferberg. 1821. VIII u. 67 S. gr. 8. (7 gr.). Ein Weihgeschenk an die evangelische Gemeinde zu Worms und an ihre Pfarrherren zu dem auf dem Titel genannten Jubeltage. Es bietet, aus Luther's Werken abgedruckt, unter 8 Nummern dessen Erzählungen von der Reise, den Verhandlungen und der Rückreise von jenem merkwürdigen Reichstage nebst dem Verzeichnisse der da anwesenden Fürsten, Bischöffe und Herren dar. Nr. 9. giebt dessen Sermon am grünen Donnerstage 1521 u. Nr. 10. die kurze Summa der Disputation zu Marburg. Beyde letzte Nummern machen das Wort zum Frieden aus. Der am Schlusse der Summa empfohlene Friede hat seit langer Zeit in der evang. Kirche geherrschet und ist kaum etwas unterbrochen worden dadurch, daß einige für die Union nicht ganz evangelisch eifern.

Hr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Literatur.

(Fortsetzung.)

Die Reformen, welche die Kortes in ihrer gegenwärtigen Versammlung beschäftigen, haben mehrere Schriften und eine Menge mehr oder minder bedeutender Brochüren hervorgerufen. Für die ausgezeichnetste, auf diese Weise veranlaßte Schrift halten wir Los principios de la constitucion espannola y los de la justicia universal aplicados á la legislacion de sennorios, ó sea Concordia entre los intereses y derechos del Estado y los de los antiguos vasallos y sennores, por un Juriconsulto espannol. Der Verfasser dieser Schrift ist der vormalige Staatsrath und Justiz-Minister Cambronero, einer der geistvollsten und gelehrtesten Juristen Spaniens. Die Einleitung bildet eine historische Abhandlung über das Feudalwesen und die Grundherrlichkeiten in Spanien. Der Verfasser entwickelt in diesem Werke seine gründlichen Kenntnisse in der Geschichte seines Vaterlandes, eine große Belesenheit und allen Scharfsinn eines ausgezeichneten Juristen. Diese Abhandlung würde jeder Literatur Ehre machen. Wir wissen nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob das Werk in den Buchhandel kommen wird, da wir das uns bekannt gewordene Exemplar der Güte des Verfassers verdanken. — Ideas del Excmo Sr. D. Antonio Escanno sobre un plan de reforma para la marina militar de Espanna. Der verstorbene Admiral Escanno hat die Handschrift dieses Werkes in den Händen seines Adjutanten, des jetzigen Schiffs-Lieutenants D. Manuel del Castillo y Castro zurückgelassen. Wenn Jemand im Stande war, Ideen zu einer Reform der spanischen Marine anzugeben, so war es Escanno, der schon durch seine Dienstverhältnisse in den Stand gesetzt war, eine gründliche und vollständige Kenntniß vom Zustande der spanischen Marine zu haben. Wirklich enthält das Werk auch viele vortreffliche und ausführbare Vorschläge. — De la prueba por Jurados ó sea consejo de hombres buenos por D. Santiago Jonama. Der 307. Art. der span. Konst. erkennt die Nützlichkeit der Geschwornen-Gerichte, und die Preßjunten sind ein Versuch zur Einführung derselben, die sich aber leider als nicht sehr unparteyisch beweisen. Der Verf. d. Schrift hat das Institut während seines Aufenhalts in England näher kennen gelernt, und preißt uns dessen Vorzüge an. — Gegen das von den 69 Deputirten den 12. April 1814 unterzeichnete und von D. Bernardo Mozo-Rosales, nachmaligen Marquis de Mata-Florida, dem König in Valencia überreichte berühmte Manifest ist eine sehr weitläufige Impergnacion y observacion erschienen, deren Verfasser wir nicht kennen, die aber an Geist und Gründlichkeit hinter jenem Manifest weit zurückbleibt. — Der Herzog von Infantado hat zu seinem Manifesto noch einen Nachtrag herausgegeben, worin er sich gegen manche ihm gemachte Vorwürfe vertheidigt. — Die Ernennung des Gen. D. Juan Diez, el Empecinado zum Befehlshaber der gegen die Insurgenten ausgesendeten Truppen hat die Erscheinung der Apuntes de la vida y hechos del General Empecinado veranlaßt, die aber nichts weiter als eine erbärmliche Kompilation sind. — Die constitutionelle Aufklärung des Bürgers wird mit Eifer betrieben. Das Manual del ciudadano espannol ó explicacion de la ley natural, por un diputado de Cortes (ich vermuthe von D. Eugenio de Tapia) soll Knaben und junge Leute mit dem Naturrechte bekannt machen und der Vortrefflichkeit der aus dem Naturrechte geschöpften spanischen Konstitution. — D. José Joaquim de Mora (Redacteur des Constitucional hat seinen Discurso augural, que pronuncio en el Ateneo espannol al abrir un curso de derecho natural el dia y de marzo de 1821, im Druck gegeben. Er enthält einige artige rhetorische Stellen, ist aber verworren, arm an Ideen und ohne gründliche Kenntniß der Wissenschaft. — Historia breve del celibato, seguida de un discurso y proyecto de decreto de un filosofo del nuevo mundo sobre institutos monásticos, y de una rápida mirada sobre la marcha social del genero humano; por el ciudadano J. G. Der Verf., dessen Namen wir nicht kennen, und zu kennen auch gar nicht neugierig sind, kaut die längst abgedroschenen Maximen der soge-

nannten französischen Philosophie wieder. Voltaire und Rousseau würden, lebten sie noch, sich dieser Affen schämen und mit Horaz ihr Arceo imitatorum pecus . . . rufen. — Uebersetzungen, womit sich besonders die aus Frankreich zurückgekehrten Afrancesados beschäftigen, erscheinen fort und fort. Aus noch immer treuer Anhänglichkeit an ihren vormaligen Meister haben sie eine neue Uebersetzung des berühmten Manuscrit venu de St. Helena, mit dem Portraite des Verfassers, veranstaltet. — Auch sind Máximas y pensamientos del prisoriero de Santa Elena, von D. M. C. übersezt, erschienen. Der Uebers. berichtet uns, dieß Werk sey erst vor einigen Wochen in London erschienen und auf dem Kontinent gänzlich unbekannt, allein wenn ich nicht irre, ist dieß Werkchen zu Anfang des vorigen Jahres in Paris erschienen, wo man behauptet, es sey nach Papieren des Grafen Las Casas bearbeitet. — D. Juan Lopez Pennalver hat Montesquieu's „Esprit des loix" in 4 Bänden übersezt. — D. Mariano Lucas Garrido die bekannten Principes de la legislation universelle. — Von Robertson's „Geschichte des Kaisers Karl V." ist der erste Band ausgegeben worden. Die Uebersetzung zeigt von großem Fleiß des Uebersetzers und ist eine verdienstvolle Bereicherung der spanischen Literatur. — Dem T. de P. P. verdanken wir eine leichte und gefällige Uebersetzung von des General Pillet: „L'Angleterre vue à Londres et dans les provinces (La Inglaterra: vista en Londres y sus provincias). — Ein junges Frauenzimmer hat Florian's Guillaume Tell où la Suisse libre übersezt, um den Sinn für Freyheit zu wecken und zu nähren. Der Uebersetzung ist wenig von Florians anmuthigem Style geblieben. — S. H. T. hat Ducray-Duminils: „Les petits orphelins du hameau" (Los Huérfanos de la aldea) übersezt. Die Romane dieses Verfassers werden von unsern jungen Leuten sehr gerne gelesen. — In der Coleccion de Novelas inglesas, alemanas y francesas, welche der Buchhändler Mariano de Cabrerizo in Valencia herausgiebt, ist zulezt die Corina der Frau v. Stael-Holstein erschienen. Von Deutschen enthält diese Sammlung bis jezt Goethes: Herrmann und Dorothea und August Lafontaine's: Karl Engelmanns Tagebuch unter dem Titel: El Picaro de opinion ó la la Seduccion virtuosa. Die Uebersetzungen sind mehr als Fabrikarbeit, da aber die Originale den Umweg über Paris gemacht haben, so begreift man wohl, wie viel sie von ihrem ursprünglichen Kolorit verloren. — Der Lic. D. Francisco Rodriguez de Lebesma (1810 Mitglied der außerordentl. Cortes) hat die „römischen Nächte im Grabe der Scipionen" aus dem Italienischen übersezt. Das Werk hätte schon 1814 erscheinen sollen, aber die eingetretenen Umstände verhinderten damals den Druck desselben. Das nonum prematur in annum ist daher so ziemlich beobachtet. — Der literarisch sehr thätige Arzt D. Manuel Hurtado de Mendoza (Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes) hat aus dem Dictionnaire des sciences medicinales die Art. l'homme, la femme und la generation ausgehoben, übersezt und als Tratado histórico y fisiológico completo sobre la generacion del hombre y la muger herausgegeben. Demselben Arzt verdanken wir ein recht verdienstliches Werk, das unter dem Titel: Nueva Monografia de la calentura amarilla, ó tratado médico teórico-práctico sobre la verdadera naturaleza, causas, sintomas, modo de propagarse, y método curativo de los tifos, pero sennaladamente de la especie llamada icterodes. Im Anhange hat der Vers. zwey Denkschriften über die wahren Ursachen der epidemischen Krankheiten, tiphöse genannt, von den französischen Aerzten Burdin u. Lassis übersezt. Der Vers. beweist, daß das gelbe Fieber eine Entzündungs- und topische Affection, und keine Krankheit von einem neuen Ursprunge ist, wie man glaubt, daß die dasselbe erzeugenden Ursachen immer örtlich sind, daß es immer von selber entstanden und sich entwickelt, nie aber durch Ansteckung mitgetheilt habe; darauf beleuchtet er die Entwicklung, den Gang, die Symptome und die Zerstörung, welche diese Krankheit in dem lymphatischen Systeme anrichtet, und untersucht endlich die zwey wichtigen Punkte der Geschichte des gallichten Typhus, nämlich, ob er ansteckend ist oder nicht, und ob er sich schneller und glücklicher behandeln lasse, als bis jezt geschehen? — Der Doctor D. Agustin Yañez y Girona, Professor der Naturgeschichte an dem National-Collegium der Pharmazie in Barcelona hat Lecciones de la historia natural, esplicadas en el colegio de S. Vitoriano etc. herausgegeben, das erste systematische und vollständige Lehrbuch der Naturgeschichte (Zoologie, Botanik und Mineralogie umfassend), das erschienen ist. Ueber den inneren Gehalt des Werkes können wir leider nicht urtheilen, da uns noch kein Exemplar zu Gesicht gekommen ist. — Die Ciudadanos Julian Antonio Lopez und Francisco Martinez Robles (miliciano voluntario do caballeria y catedratico de agricultura de Toledo) haben sich durch die Herausgabe ihrer Memoria sobre los montes de Toledo um die Landeskunde ein wahres Verdienst erworben. Sie reden von der Geschichte dieser Berge, deren Umfang 160 span. Q. M. beträgt, mit großer Ausführlichkeit, und entwickeln, nachdem sie von der Lage dieser Berge, der Verschiedenheit des Bodens, dem Mangel an Bevölkerung und Industrie, der schlechten Verwaltung dieser Berge durch den Magistrat von Toledo u. s. w. gesprochen, das System, das sie angewendet wünschten, um aus diesem Berge große Vortheile und Produktionen zu erzielen. — Noticias curiosas sobre el espectáculo de Mr. Robertson, los juegos de los indios, las máquinas parlantes, la fantasmagoria y otras brujerias de esta naturaleza. Por un aficionado de la magia blanca. Der Verfasser dieser Schrift ist Prof. Mieg, ein Deutscher, der mit dem Infanten D. Antonio hieher kam. Sie handelt in Bezug auf den Prof. Robertson und den Indier Cosseul von mancherley Täuschungen unserer Sinne, welche durch Kenntniß der Naturgesetze hervorgebracht werden können, von Schwedenborg, Eckartshausen, u. s. w. in der löblichen Absicht, den Glauben an Hexen, Bündnisse mit dem Teufel u. s. w. zu zerstören. — Obras de la maconeria en idioma espannol. 4 Hefte. — Von dem Remedio de la melancolia sind der 2te und 3te Theil ausgegeben worden. — Extracto curioso de las noticias de Cortes del anno de 1821 ist eine jämmerliche Kompilation. Die Beschäftigung der Cortes in jeder Sitzung ist jeden Tag mit einigen Versen angedeutet. — Brauchbarer dagegen ist die Coleccion de los decretos y órdenes generales de la primera legislatura de las Cortes ordinarias de 1820 y 1821.

(Die Fortsetzung folgt.)

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Funfzehnter Jahrgang.

1821.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahrerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa and Versen; Räthsel. Charaden und dergl.

VIII Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns aber genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten

Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . .	10 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . .	5 fl.
das Kunſt-Blatt . . .	3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Skizzen aus dem lezten franzöſiſch-ſpaniſchen Krieg 189. 190. 193. 194. 195. 203. 204. —
Züge aus Tamerlans Leben. 203.

Biographie.

Johann Gottfried Kallofen. (Fortſ.) 183. 184.

Länder- und Völkerkunde.

Vorrücken des Meers an der öſtlichen Küſte von Amerika. 184.
Die Harmoniter am Wabaſh, im Staate Indiana. 187. 188. 189.
Etwas über England. (Fortſ.) 192. 193.
Neueſte Reiſeberichte aus dem Innern des Auſtrallandes. A. d. Engl. 196. 197. 200. 201. 202.
Neueſte Nachricht von der Expedition nach dem Nordpol. 207.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Amerikaniſche Antiquäriengeſellſchaft. 185.
Das heutige Athen. (Beſchl.) 186. 190. 191.
Das Pariſer Intelligenzblatt. (Beſchl.) 187. 188.
Gewicht großer Charaktere. A. d. Engl. 188.
Luftſchatten auf den Ben Lommond in Schottland. 189.
Geſichte einer griechiſchen Mutter. Ein Traum von Jean Paul. 184.
Geiſterſeherey oder Ahnungen der Hochſchotten. A. d. Engl. 196.
Ueber die Heilung der Fürſtin Mathilde von Schwarzenberg. Dr. Heine. 199. 200. 201.
Guckkaſten-Bilder und Allerley aus Paris. 205. 206. 207. 209.
Die Pompejus-Säule. Nebſt einem Steindruck. 209.

Erzählungen.

Familienzwiſt. (Fortſ.) 185. 186. 191. 192. 193.
Moina oder das Landmädchen vom Mont Cenis. A. d. Fr. des Joſeph Bonaparte. 197. 198. 202. 203. 206. 207.
Das zerſtörte Thal. A. d. Engl. 204.
Die Felskapelle an der Waag. v. Hormayer. 208. 209.

Gedichte.

Jamie Telfer von Fair Dodhead. Aus dem Minstrelsy of the border. Adrian. 183. 184.
Räthſel. Zeitſchrift. 186.
Nachtwächters Frauenlob. Guſtav Hebbach 187.
Das Meßglöcklein. R. Wyß. 191.
Charade. Wartthurm. Maltitz. 192.
Zuruf an Griechenland. Von A. v. Helwig, geb. v. Imhof. 196.
Gedichte von Friedrich Rückert. 198.
Logogriph. Von Maltitz Thekla. Heſſa. 198.
Drey kleine Gedichte. Von Juſtinus Kerner. 199.
Chorgeſang der Freunde Hellas, und Singesreihen der Griechen Von Fr. Brun. 202.
Räthſel. Thierkreis. 204.
Der Jeſusknabe. Von Sondershauſen. 206.
Weinlied. 208.

Korreſpondenz.

Berlin. Müllner. 198.
Carlsruhe. 209.
Dresden. 192.
Genf. 189.
Hamburg. 201. 202. 209.
Leipzig. 184. 185. 203.
London. 186. 187. 195. 196. 197.
Luzern. 199. 205.
Paris. 192. 193. 194. 197. 199. 200.
Rom. 198.
Schweiz. 183. 190. 191.
Wien. 184. 185. 187. 188. 189. 190. 191. 204.

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Die Schlesische Kunstausstellung in Breslau. Nachtrag. — Künstler-Denkmal alter Zeit. — Notizen aus Paris. (Beschl.) — Rom. 27. Juni.

Nro. 63.

Ueber altdeutsche Bauart. Offener Brief an Hrn. D. Stieglitz. — Kunstliteratur. Antonio Benci, über: Tambroni's Ausgabe des Traktats von Cennino Cennini etc. in der Antologia No. VI. Giugnio 1821. Firenze, da G. P. Vieusseux. S. 367 bis 394.

Nro. 64.

Nachrichten aus Rom. — Neueste Reisende in Aegypten und den angränzenden Ländern. — Kopenhagen. Preisaufgabe für Künstler.

Nr. 65.

Ueber die fertigen Cartons zu den Fresco-Gemälden des Hrn. Dir. Cornelius in der Glyptothek zu München, und über die Gemälde selbst, insofern sie ausgeführt sind. Vom Professor Speth. Mit 1 Steindruck. — Nachrichten aus Rom. (Beschl.)

Nr. 66.

Ueber die fertigen Cartons zu den Fresco-Gemälden des Herrn Dir. Cornelius in der Glyptothek zu München, und über die Gemälde selbst, insofern sie ausgeführt sind. (Forts.) Mit 2 Steindrücken. — Bau-Wissenschaft. Archäolog. Unterhaltungen. Erste Abth. Ueber Vitruv. Von C. L. Stieglitz. 1820.

Nro. 67.

Ueber die fertigen Cartons zu den Fresco-Gemälden des Herrn Dir. Cornelius in der Glyptothek zu München, und über die Gemälde selbst, insofern sie ausgeführt sind. (Forts.) Mit 2 Steindrücken. — Beschreibung des Fest- und Konzert-Locales und dessen Verzierungen im neuen Schauspielhause zu Berlin. — Steinschneidekunst. — Denkmünze auf Belzoni.

Nro. 68.

Alterthumskunde. Neuentdeckte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweyten Katarakte gezeichnet und vermessen, im J. 1819, und als Fortsetzung des großen französischen Werks über Aegypten herausgegeben von F. C. Gau aus Köln. Stuttgart und Tübingen im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Erste Lieferung, mit 5 Kupfertafeln, 1 Vignette und 2 Bl. Text. Groß Folio. Gedruckt zu Paris mit Didot'scher Schrift. Auf feinem Papier 9 fl. Auf Velinpapier 18 fl. Mit französischem Text unter dem Titel: Antiquités de la Nubie, ou Monumens inédits des bords du Nil, entre la première et la seconde cataracte, mesurés et dessinés en 1819, par M. Gau, de Cologne, architecte. Ouvrage pouvant faire suite au grand Ouvrage de la Commission d'Egypte etc. — Bau-Wissenschaft. Heidelberg und Speyer bey August Oswald: Praktisches Lehrbuch des Steinschnitts der Bögen, Gewölbe und Treppen. Herausgegeben von G. Strobel. 1819. 3 Bogen Schrift in Folio und 25 Steindruckplatten.

Nro. 69.

Ueber die fertigen Cartons zu den Fresco-Gemälden des Herrn Dir. Cornelius in der Glyptothek zu München, und über die Gemälde selbst, insofern sie ausgeführt sind. (Beschl.) Mit 1 Steindruck. — Grabmal des Paolo Mascagni, ein Werk des Bildhauers Stefano Ricci.

Nro. 70.

Ueber die Vergötterung Homer's, ein berühmtes altes Kunstwerk erhabener Arbeit, jetzt im Brittischen Museum zu London. Von Dr. G. H. Noehden, Aufseher am brittischen Museum. — Neueste Arbeiten des Kupferstechers Carl Rahl in Wien, nebst einigen Notizen über sein Leben.

Literatur-Blatt.

Nro. 62.

Dramatische Dichtkunst. König Erich. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von Joseph Freyherrn von Auffenberg, Lieutenant der Großherzoglich-Badischen Garde zu Pferde. Bamberg und Würzburg, in den Goebhardischen Buchhandlungen. 1820. 234. S. gr. 8. — Spanische Literatur. (Forts.) — Gleich.

Nro. 63.

Lebensphilosophie. Ueber den Menschen und die Gesellschaft von Johann Baptista Say. Uebersezt von Ernst Ludwig. Altenburg bey Christian Hahn. 1821. 144 S. 8. — Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821. (Forts.) — Spanische Literatur. (Forts.)

Nro. 64.

Literaturgeschichte. Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter, herausgegeben mit übersezten Auszügen vorzüglicher Stellen aus ihren Gedichten und mit den Bildnissen der berühmtesten jezt lebenden Dichter Englands, von dem Obergerichtsadvokaten Friedrich Johann Jakobsen. Altona in Komm. bey J. F. Hammerich. 1820. IV u. 741 S. gr. 8. — Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821. — Spanische Literatur. (Forts.)

Nr. 65.

Biographie. Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder. Gesammelt und beschrieben von Maria Carolina von Herder geb. Flachsland. Herausgegeben durch Johann Georg Müller, Dr. der Theologie und Professor zu Schaffhausen. Erster Theil 472 S. Zweyter Thl. 372 S. 8. Tübingen in der Cotta'schen Buchhandl. 1820. — Uebersicht der neuesten französischen Literatur. Januar, Februar, März, 1821. (Forts.)

Nr. 66.

Unterhaltungs-Literatur. A. Oehlenschlägers Briefe in die Heimath, auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Aus dem Dänischen übersezt von Georg Loy. Altona b. Hammerich 1820. Zwey Bände IV, 321 u. 308 S. 8. — Uebersicht der neuesten franz. Literatur. Januar, Februar, März, 1821. (Forts.)

Nro. 67.

Prunkliteratur. Deutscher Ehren-Tempel. Erster Band. Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrten (r) und herausgegeben von W. Hemmings, Herz. Sächs. Geh. Legations-Rath. Gotha 1821. 144 S. gr. 4. mit 6 Kupfern. — Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821. (Forts.) — Literarische Nachrichten aus England. (Forts.) — Uebersicht der neuesten französischen Literatur. Januar, Februar, März, 1821. (Forts.)

Nro. 68.

Mathematik. Essai philosophique sur les probabilités; par le marquis de Laplace. 4me. édition. Paris, Courcier 1819. 271 S. gr. 8. — Uebersicht der neuesten französischen Literatur. Januar, Februar, März, 1821. (Forts.)

Nr. 69.

Mathematik. Essai philosophique sur les probabilités; par le marquis de Laplace. 4me édition. Paris, Courcier 1819. 271 S. gr. 8. (Beschl.) — Uebersicht der neuesten franz. Literatur. Januar, Februar, März 1821. (Forts.)

Nro. 70.

Perlobische Literatur. Anastasia, oder Griechenland in der Knechtschaft unter dem Ottomann seit der Schlacht bey Kassowa 1389, u. im Befreyungskampfe seit 1821. Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandl. 1821. — Allgemeine politische Annalen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten herausgegeben von Friedrich Murhard. (Cotta, 1821.) — Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821. (Forts.) — Uebersicht der neuesten franz. Lit. Jan., Febr., März, 1821. (Forts.) — Damen und Ehne.

Nro. 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. August 1821.

Die Natur nährt in ihrem Busen kein scheußlicheres Ungeheuer, keines, das sich selbst so entfremdet ist, als der Mensch, der bey dem Unglück seines Nebenmenschen empfindungslos bleibt.

Young.

Jamie Telfer von Fair-Dodhead.

(Aus Minstrelsy of the Scottisch Border. Vol. I.)

Es war zur Zeit des Martinsfestes,
Wenn Heu man unsern Rossen gibt und Frucht,
Da dacht' der Hauptmann von Bewcastli auszureiten,
Und ging über Tividale, wo er Beute sucht.

Als sie den ersten Wegweiser fanden,
War's hoch auf Hardhaughswire's Höh'n,
Als sie den zweyten Wegweiser fanden,
War's tief unten, wo der Borthwick zu sehn.

„Was Neues, was Neues, mein treuer Führer?"
„Nichts Neues, nichts Neues hörst du von mir;
Doch willst du nach Fair-Dodhead gehen,
Zeig' ich dort manchen Kuhstall dir."

Und als sie nach Fair-Dodhead kamen,
Da fingen sie burtig zu rauben an;
Sie banden die Kühe los nach einander
Und nahmen im Hause, was sie sah'n.

Und Jamie Telfer's Herz war traurig,
Aus seinem Aug' die Thräne quoll,
Er stritt mit dem Hauptmann, seine Haabe wollt' er,
Oder Rache, von der sein Busen schwoll.

Der Hauptmann dreht' sich um und lachte,
Sprach: „Mann, nichts ist in deinem Haus,
Als nur ein Schwerdt, alt, ohne Scheide,
Das kaum jetzt tödtet' eine Maus."

Die Sonn' war nicht auf, doch der Mond war nieder,
Hell glänzt' der Schnee, der in der Nacht gefallen;
Zehn Meilen Weas lief Jamie Telfer
Von Dodhead bis zu Stobses Hallen.

Und wie er kömmt zum schönen Thurmthor,
Mit hoher Stimm' und laut er schreit,
Bis ihn der alte Gibby Eliot fragte:
„Wer ruft mich draußen auf zum Streit?"

„Ich bins, Jamie Telfer von Fair-Dodhead,
Und ein geschlag'ner Mann in der That,
Dem nichts als ein klagendes Weib in Fair-Dodhead
Und drey kleine Kinder man gelassen hat."

„Geh', such' dir Hülf' in Branksome's Halle,
Denn Hülf' bekömmst du keine von mir!
Geh', such' dir Hülf', wo du Schutzgeld zahltest,
Denn, Mann, nie bekam ich Geld von dir."

Und Jamie drehet sich herum,
In seinem Auge Thränen stehen;
„Nie zahl' ich dem das Schutzgeld mehr,
Und nie mehr will ich Fair-Dodhead sehen.

„Lauft herrnlos, ihr meine treuen Hunde,
Fliegt frey von Baum zu Baum, ihr Falken mein,
Mein Herr mag meine Lehensgüter nehmen,
Denn hier will ich nicht mehr Vasalle seyn."

Er hat gen Tiviot sich gewendet,
So schnell er nur noch gehen kann,
Bis er nach Cultart Cleugh gekommen,
Und da ruft er laut um Hülfe an.

Und zu ihm sprach der alte Jock Grieve:
„Wer rufet drauß zum Streite mir?"
„Ich bin's, Jamie Telfer von Fair-Dodhead,
Und ein geschlag'ner Mann, das schwör' ich dir."

„Nichts ließ man in Fair-Dodhead mir,
Als ein grüßendes Weib und drey Kinder klein,
Und in dem Stall ſteh'n noch ſechs Kälber,
Die laut nach ihrer Mutter ſchrei'n.

„O wehe!“ Der alte Jock Grieve ſagt:
„O weh! Das iſt mir zu bittrer Pein,
Denn mir war die ält'ſte Schweſter vermählt,
Und dir die jüngſte von den dreyn.“

Drauf that er heraus einen luſt'gen Rappen,
Mit Frucht und Heu gefüttert ſehr,
Auf dieſen ſezt' er Jamie Telfer,
Nach Latslockhill zu tragen die Mähr'.

Und wie er kömmt nach Latslockhill,
Mit hoher Stimm' und laut er ſchreit,
Bis Williams Wat heraus, und fragt:
„Wer ruft mich drunten auf zum Streit?“

„Ich bin's, Jamie Telfer von Fair-Dodhead,
Und ein geſchlag'ner Mann, das ſchwör' ich dir!
Bewcaſtle's Hauptmann ſtahl meine Haabe,
Um Gotteswillen, ſteh' auf und helfe mir!“

„O wehe!“ Williams Wat drauf ſagt:
„O weh, das iſt mir zu tiefem Gram!
Stets fand ich deine Körbe offen,
So oft ich nach Fair-Dodhead kam.“

Zwey Söhne ſezt er auf kohlſchwarze Roſſe,
Er ſelbſt einen ſchönen Schecken beſteigt;
Und reiten aus mit Jamie Telfer,
Hinauf, wo Branksome's Halle ſich zeigt.

Und wie zu Branksome's Halle ſie kamen,
Da ſchrien ſie laut, man hört es weit:
Stand auf und ſprach der alte Buccleugh:
„Wer ruft mich draußen auf zum Streit?“

„Ich bin's, Jamie Telfer von Fair-Dodhead,
Und ein geſchlag'ner Mann in der That,
Dem nichts, als ein grüßendes Weib in Fair-Dodhead
Und drey kleine Kinder man gelaſſen hat.

Sagt' drauf der gute alte Herr: „O wehe!
Das kränkt im tiefen Herzen mich;
Doch geh' und rufe Willie, meinem Sohne,
Und laß' ihn kommen eiligſich.

„Geh' rufe weit und breit in Eile,
Geh', ruf' die an den Uſernhöh'n:
Und wer für Telfers Küh' nicht reitet,
Soll nimmer mir ins Antlitz ſeh'n.

„Ruf' Wat von Harden und ſeine Söhne,
Dein Borthwick am Strande begleite;
Ruf' Gaudilands und Allanhaugh,
Und Gilmanscleugh und Commonſide.

„Reit' an das Thor von Prieſthaughwire,
Und rufe auf die Lurrors von Lee;
Kommt ihr herab Einſiedler-Slack,
Ruft auf den muth'gen Willie von Gorrimberry.“

Die Schotten reiten, die Schotten laufen,
Sie ſammeln wacker ſich zu Hauf,
Und freudig hört ihr rings die Loſung:
„Wohlauf, für Branksome muthig auf!“

(Der Beſchluß folgt.)

Johann Gottfried Kaltofen, der Mörder des Profeſſors von Kügelchen und des Tiſchlergeſellen Winter.

(Fortſetzung.)

Deſſelben Tages, am 24. April, wurde von einem Artillerie-Sergeant angezeigt, der Kanonier, Karl Gottfried Kießling, habe ihm eröffnet, daß Kaltofen gegen ihn, Kießling, heute, kurz vor ſeiner Verhaftung, geäußert habe: „es laſſe ihm keine Ruhe, er wiſſe nicht mehr, was er machen ſolle, er habe den Herrn von Kügelchen mit einem Beile ermordet, und auch noch den Hoſenträger und ein Weſtchen deſſelben in ſeinem Quartier verſteckt; er wolle aber alles auf Fiſchern ſchieben, und ſagen: „daß er die Sachen, welche er an einen Juden verkauft, von Fiſchern gekauft habe.“ Kießling beſtätigte dieß und bemerkte zugleich, daß Kaltofen vor etwa vierzehn Tagen ihm ein Paar Stiefeln zum Beſohlen gegeben, ſelbige aber ſo eben am 24. April Mittags in ſeiner, Kießlings, Abweſenheit, noch unbeſohlt abgeholt, und ein Paar andere dafür hingeſtellt habe. Dieſe leztere überreichte Kießling, und ſie wurden, daß ſie dem ermordeten von Kügelchen zugehörig geweſen, von dem Verfertiger derſelben eidlich anerkannt.

Kaltofen leugnete anfangs, gegen Kießlingen des von Kügelchen Ermordung geſtanden zu haben, ſuchte auch wegen der Stiefeln Ausweudungen. Bey der zweyten Hausſuchung in Kaltofens Wohnung wurde ein Paket gefunden, in welchem der größte Theil der Wintern und dem von Kügelchen geraubten Effekten befindlich war.

Am 25. April legte Kaltofen das Geſtändniß der Ermordung und Beraubung ſowol Winters als des von Kügelchen ab, und ſprach Fiſchern von aller Theilnahme frey.

Johann Gottfried Kaltofen iſt von Etzdorf bey Roßwein gebürtig, und 24 Jahr alt. Er iſt in Arnsdorf, wo ſein Vater — die Mutter iſt vor fünf Jahren verſtorben — ſich noch jezt durch Handarbeiten ernährt, erzogen, und ordentlich in die Schule zu Greifendorf, da Arnsdorf keinen Schullehrer für ſich hat, geſchickt worden, nach beendigtem Schulunterricht und dem erſten Genuß des heiligen Abendmahls, iſt er fünf Vierteljahre lang an verſchiedenen Orten in Dienſten geweſen, und im Jahr 1815 zur Landwehr ausgehoben, nach drittehalb Monaten aber von derſelben zum Artillerie-Regiment verſezt worden. Von ſeinen vier Geſchwiſtern ſind drey Schweſtern in Arnsdorf und in Etzdorf verheirathet, der Bruder hingegen befindet ſich als Miſſionair der Brüder-Gemeinde in Amerika.

Ueber Winters Ermordung hat er Nachſtehendes angegeben:

Gegen Ende des Jahres 1819 — des eigentlichen Tages könne er ſich nicht mehr erinnern und habe er geglaubt, daß es vor Weihnachten geweſen ſeyn müſſe, — ſey er eines

Abends — die Stunde wisse er nicht genau — im Mantel und mit einem Beile unter demselben, in der Absicht Jemanden zu ermorden und zu berauben, auf die Straße nach dem wilden Manne gegangen. Winter, welchen er zuvor nicht gekannt habe, sey hinter ihm hergekommen, und bey ihm vorübergegangen. Er, Kaltofen, sey ihm nun gefolgt, und nachdem er ihn eingeholt habe, erst ein Stückchen Weges mit ihm gegangen; sodann aber habe er Wintern, ohne ihm zuvor das Geld abzufordern, einen Schlag mit dem Rücken des Beils auf die rechte Seite des Kopfs gegeben, wovon Winter sogleich niedergesunken sey. Er habe nachher demselben noch einen oder zwey Schläge mit dem Beile auf den Kopf gegeben, so, daß er nunmehro, ob er schon noch Leben an demselben bemerkt, doch geglaubt habe, daß Winter nicht wieder zu sich kommen könne. Hierauf habe er dem Erschlagenen den Rock ausgezogen, und solchen nebst dem Hute, der in der Westentasche gefundenen Uhr, und einem weißen Halstuche mitgenommen, auch das bey ihm gefundene Geld an 1 Rthlr. 10 gr. zu sich gesteckt. In den Kleidungsstücken Winters habe sich noch ein Schraubenzieher, eine Stichsäge und ein Buch befunden. Die übrigen Kleidungsstücke, besonders die Beinkleider, Weste und Stiefeln Winters habe er, theils weil er die letztern nicht gut ausziehen können, theils, weil ein Wagen vom wilden Manne hergekommen, und er sich deßhalb nicht lange aufhalten mögen, zurückgelassen. Mit den geraubten Sachen sey er erst rechts nach den Weinbergen, besonders nach dem Hechtschen Weinberge hinüber, dann bey den Scheunen zurück in die Stadt und in sein Quartier gegangen, wo er solche in seine Kammer gelegt habe. Ungefähr den dritten Tag nachher sey von ihm die Wintern geraubte Uhr an einen Juden auf dem Neumarkte, welchen er nicht namhaft machen könne, auch nicht wieder erkennen werde, so viel er sich entsinne, für 1 Rthlr. 6 gr., der Oberrock aber einige Tage später an den gewöhnlich in die Kasernen kommenden Juden für 4 Rthlr. verkauft worden, wogegen er den Hut, weil er nicht in den Kasernen gewohnt, durch Kießlingen für 7 Groschen verkaufen lassen; doch habe er Kießlingen weder woher der Hut sey, noch überhaupt von diesem Morde etwas eröffnet.

Auf ziemlich gleiche Weise bekannte Kaltofen die Ermordung und Beraubung des Professor von Kügelchen.

Er sey nämlich am Montage vor dem Osterfeste 1820, Abends im Mantel und mit einem Beile unter demselben auf die Bautzner Straße gegangen, in der Absicht, Jemanden aufzulauern und zu ermorden. In der Gegend, wo rechts die Felder aufhörten, und es dann nach dem Meilensteine aufwärts gehe, sey ihm ein Mann in einem blauen Mantel — gekannt habe er den von Kügelchen ebenfalls nicht — begegnet, als bereits der Mond hell geschienen habe. Er, Kaltofen, sey nun wieder umgekehrt, und ihm bis dahin, wo derselbe nachher unterhalb der Straße gefunden worden, jedoch auf der Chaussee gefolgt. Hier habe er, nachdem er erst eine Frau, die vor dem von Kügelchen etwa zwanzig Schritte voraus, und schärfer als dieser, nach der Stadt gegangen sey, ein Stück Wegs bis an die ersten Häuser vorausgelassen, demselben, indem er sich noch hinter ihm befunden, ohne ihn erst anzureden, einen Schlag mit dem Beile auf die rechte Seite des Kopfes gegeben, von welchem der von Kügelchen sogleich, ohne einen Laut von sich zu geben, zur Erde gefallen sey. Hierauf habe er den Erschlagenen am Kragen angepackt und ihn so von der Chaussee quer über das Feld über einen Abhang in die Vertiefung geschleppt, wo man ihn gefunden haben werde. (Bey einer spätern Vernehmung gab er an, daß er ihn unten am Abhange liegen gelassen habe). Hier habe er dem von Kügelchen noch einige Schläge mit dem Beile, auf welche Seite wisse er nicht, gegeben, obschon selbiger gleich nach dem ersten Schlage sich nicht mehr gerührt, und überhaupt keinen Laut von sich gegeben, am wenigsten aber um Hülfe gerufen habe. Hierauf habe er den Ermordeten ausgezogen, und den Mantel, Rock und die Beinkleider, die Weste, die Stiefeln, das Halstuch, die Uhr nebst dem in dessen Westentasche gefundenen baaren Gelde an 3 Rthlr. 17 gr. mit und in sein Quartier genommen, mit Ausnahme des Mantels, welchen er, weil es ihm zu viel geworden sey, und er erst gern die übrigen Sachen fortschaffen, nachmals aber den Mantel holen wollen, an dem Orte, wo er gefunden worden, hinter die Steine versteckt habe.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Einen besondern Zweig der schweizerischen Kolonisirung in Brasilien, bilden drey ehmalige Militärs von Bern und Glarus, die gegen Ende des vorigen Jahres in Bahia landeten, um für sich und aus eignen Mitteln den Versuch einer Ansiedlung zu machen, und für einmal den Landbau mit Eingebornen zu betreiben, damit sie gelingenden Falls eine um so festere Grundlage für eine Kolonie ihrer Landsleute vorbereiten möchten. Berichte, die kürzlich von ihnen (aus Bahia vom 1. März) eingetroffen sind, lassen nun aber vermuthen, daß keine Einladung erfolgen dürfte, sondern eher die abschreckende Kunde, derzufolge auch der am besten Empfohlene ohne Geld strenger dort arbeiten, und hinwieder der Begüterte weit schlechter und verleideter leben muß, als im Vaterlande.

Die drey Freunde hatten ihr gemeinschaftliches Vorhaben wohl empfohlen, und nicht ohne ein bedeutendes Kapital ausgeführt. Nur zwölf Personen, groß und klein, aus dem Kanton Bern, unter welchen ein Zimmermann, begleiteten sie. Die erste Schwierigkeit ergab sich mit den Douanen, denn von dem Werthe alles Eingeführten werden 25 vom 100 eingefordert; nur die Engländer sind auf 15 vom 100 begünstigt; sie erhielten endlich gänzliche Befreyung. Unter allen Verfahrungs-

weisen angebautes oder unangebautes Land kauf- oder pachtweise zu erwerben, iſt die unentgeldliche Conceſſion der Regierung die unvortheilhafteſte, weil keine Oertlichkeit angewieſen wird; neun Zehntheile des Landes im Innern ſind noch herrenlos; ſo meint man ganz Braſilien zur Verfügung zu haben, und am Ende, nachdem man mit Unkoſten weite Strecken und unnutzbare wild verwachſene Waldungen durchwandert hat, trifft man eine Auswahl, die man ſpäter, des nicht zu jeder Kultur geeigneten Bodens, der Lage, der mangelnden Kommunikationen, der Dürre oder der Ueberſchwemmungen, oder der ungeſunden Oertlichkeit wegen bereuet, zumal dann auch die Vermeſſungen und Büreau-Gebühren auf 100 Louisd'ors anſteigen. Auf dieſen Reiſen trifft man blos elende Hütten, und zur Nahrung ſchlechte trockne Fiſche, Fleiſch vom Sertan (?), Manioc und Bananas an. Da iſt dann Heimwehe auch unter dem himmliſchen Klima wohl die erſte und natürlichſte Krankheit. Die drey Freunde zogen daher vor, von freyer Hand Land anzukaufen. Sie ſchifften ſich alſo auf einer Art von Sparonade nach dem Diſtrikt Ilheos (kleine Inſeln) ein, der ſeinen Namen von den Ramifikationen vieler von dem Meere ausgebender Binnengewäſſer zieht, und an Größe der Schweiz wenig nachgibt. Die von 2000 Weiſſen, Schwarzen und Mulatten bewohnte Stadt Ilheos iſt gegen ſchweizeriſche Dörfer ein elender Ort, doch als Markt und wegen den Verbindungen mit Bahia, von welchem er vierzig Stunden ferne iſt, nicht unbedeutend. Nach einigen Umſchweifen fanden ſie endlich in geringer Entlegenheit und unter manch vortheilhafter Verumſtändung das, was ſie ſuchten. Sie erwarben ſich zwey ſchon einmals bewohnte fruchtbare, zu Kaffee-Pflanzungen gut geeignete und auch mit Kokosbäumen beſetzte Erdſtriche am Fluſſe do Engenho, nächſt dem Taip, wohl eine halbe Stunde lang, St. Trindade Joao Dominigo geheißen. Kaufpreis und Handänderungsgebühren ſtiegen auf 363.000 Reis an (960 Reis machen 6 fr. Fr.). Für den Anfang kauften ſie blos ſieben Negers, unter welchen zwey Weiber; der Kopf koſtete 160.000 Reis. Den Baumſchlag werden ſie aber mit Indianern machen, die geſchickter für dieſe Arbeit ſind, und ſie hoffen nach mehrern Beyſpielen, daß ihr Mühen nicht unbelohnt bleiben werde. — Am 22. Jenner verſchaffte das Namensfeſt der Erbprinzeſſinn den neuen Ankömmlingen Gelegenheit, die Parade der 6000 Mann ſtarken Garniſon zu Bahia zu ſehen. Sie waren über die Haltung der Truppen, die nach engliſcher Manier geübt und mit dem Ausſchuß der engliſchen Magazine gekleidet ſind, ſo ſehr erbauet, als von den Karrikaturen von Nationalgarden angeekelt; die Gemeinen laſſen ſich in Tragſeſſeln nach dem Exerzierplatze bringen und Neger tragen ihnen die Gewehre nach. Schon an dieſem Tag erwartete man den revolutionären Truppenaufſtand, und das Volk drängte ſich hin, doch blos um eine Komödie zu ſehen. Zu Ilheos erfuhren ſie endlich den Ausbruch. Kaum ein Dutzend Einwohner machten ihn zum Geſpräche; man iſt einiger Mißbräuche müde; aber um Regierung und Verfaſſung kümmert ſich Niemand. Die verheißene Soldes-Erhöhung ſteigerte den Patriotismus der Soldaten, und nur ſiebzehn wurden bey der bekannten Krise die Opfer deſſelben. Außer dieſer gab es keinen unruhigen Augenblick. In der Proklamation hieß es: „Die Weiſſagung erfüllt ſich, daß ferne Völker ihr Vaterland verlaſſen werden, den Goldſand unſerer Ufer zu küſſen, und auf dieſer von der Natur geliebkoſeten Erde unter dem Schatten einer weiſen und wohlthätigen Verfaſſung ſich zu erquicken."

Auch von der Kolonie Neu-Freyburg hat ein unbefangener Berichterſtatter, welcher erſt dieſes Jahr Rio-Janeiro verließ, Kunde überbracht, die mit den in Umlauf geſetzten nicht ſehr einſtimmend lautet. Ihr zufolge wäre der gute Empfang beynahe das Einzige, was die Koloniſten zu rühmen hätten, und die große Mehrzahl der Unzufriedenen wird zu Rio-Janeiro den gleichen Urhebern als in der Schweiz zugeſchrieben. Die Unzufriedenheit muß ſich ſchon zeitlich geäußert haben, da man die Koloniſten bey ihrer Ankunft mit Truppen umſtellen mußte, die Deſertion zu hindern. Die Glasküſten des Hrn. Bremont (Eigenthümer der Glashütten des Hrn. Senſales wollte dieſer braſilianiſche Konſul in der Schweiz, ein geborner Franzoſe, ſeine Waaren koſtenfrey nach Braſilien zu Markte bringen) waren auch da, wie bey der Abreiſe, ein Stein des Anſtoßes. Die Mauthleute witterten aus, daß die Schiffsladungen nicht rein in Koloniſten-Gut beſtehen, und ſo wurden auch die Effekten der Schweizer auf eine gute Weiſe in Beſchlag genommen. Freylich ward die Kolonie in der Nähe von Canto Gallo, in einer Art Dorfes, das ſchnell erbaut worden, untergebracht; da blieben ſie aber lange in Müſſiggang, ohne Erdreich und zuweilen ohne die nöthigſten Lebensmittel. Die Portugieſen ſtellten ſich vielfältig ein, und man weiß, wie Elend und Lüſternheit nach Gold auf die Sitten wirken. Nach acht Monaten erhielten ſie endlich die beliebte Erde, die aber ihrer hohen Lage wegen zu wenig Anderm taugen ſoll, als um Mais und Bohnen zu pflanzen; man verſpricht ſich eben ſo wenig von der Viehzucht. Hr. Gachet, der vom König und den Miniſtern übel empfangen ward, aber noch immer ſeine Gönner hat, glaubte ohne Zweifel, es erfordere nur ein vergichtes Land, um eine Schweizer-Kolonie blühend zu machen. Der Ort hat auch den Nachtheil, auf achtundvierzig Stunden, wozu es ſechs Tagreiſen bedarf, von Rio-Janeiro entlegen zu ſeyn; kein Koloniſt darf ſich entfernen; das Militär hält alle an, die mit keinem Paſſe verſehen ſind; gleichwol ſollen einige, und zwar nach Europa, wie es da heißt, entkommen ſeyn; das Element des Schweizers, Freyheit, mangelt ihnen. Dieſe Anſichten, richtig oder unrichtig, walten in Rio-Janeiro über das Glück der eingewanderten Schweizer. Mit der ſeither erfolgten Rückkehr des Königs und einiger Perſonen des Hofes, die an der Schweizer-Kolonie vorzügliche Theilnahme bewährt hatten, iſt für dieſe vermuthlich nun auch die lezte Stütze gefallen.

Der Doktor Cöleſtin Segeſſer in Luzern, welcher vor manchem Jahre ſchon in einer kleinen Schrift, den Schlüſſel zur Witterungs-Vorherſagung in den Geſtirnen gefunden zu haben verſicherte, und der ſeither in mehrern Schweizerzeitungen (welche ihm eine nach der andern den Abſchied gaben) durch Prophezeyungen, die ſo richtig eintrafen wie alle Witterungsangaben der Kalender, ſich lächerlich gemacht hat, beginnt jezt eine neue Monatſchrift, betitelt: der aſtrologiſche Wetter-Anzeiger (Luzern bey Anich), in deren erſtem Stück (Juni 1821) er ſich unter anderm alſo vernehmen läßt: „Verſchiedene Wege heißt es, führen nach Rom. Nicht ſo verhält es ſich in Hinſicht der prognoſtizirenden Witterungskunde. In dieſer, als dem eigentlichen Heiligthum der Wiſſenſchaft, führt nur ein Weg, und dieſer eine Weg iſt zuſammengeſetzt aus vielen einzelnen Fußſteigen, die ſich mannigfaltig durchkreuzen, und von denen ebenfalls nur einer der rechte iſt. Jener eine große Weg iſt der aſtrologiſche; dieſer eine richtige Fußſteig in derſelben iſt das Syſtem der Dictatoren. Die Ehre der von ihren bisherigen Verfahrern (?) mißbrauchten, von ihren Widerſachern unbillig verbannten Aſtrologie zu retten, von ihrem ehrwürdigen Antlitze die Frazze abzuziehen, die ihr der Charlatanismus und Aberglaube früherer Jahrhunderte angezogen haben; ſie in ihrer wahren Größe und Bedeutung darzuſtellen, wie ſie in das Leben der Natur ergründend hineinſchaut, und als einzig ächte Grundlage der Witterungs-Prognoſtik anzuwenden ſey, dieß iſt der Zweck dieſer Blätter." Es iſt klar, daß man mit ſolcher Sprache gar viel beſſer zum Anziehen der Frazzen taugt, als zu ihrem Abziehen.

Beylage: Monats-Regiſter Juli.

Nro. 184

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 2. Auguſt 1821.

Das Menſchenherz verfolgt
Der Ratte gleich, die niederſchluckt ihr Gift,
Mit Durſt ſein Uebel.

Shakſpeare.

Jamie Telfer von Fair-Dodhead.

(Beſchluß.)

Die Heerde ging über Froſtglee Brücke,
Von Froſtglee hinüber ins Thal;
Und Willie ſah zuerſt die Räuber
Und vor ihnen her die Kühe zumal.

Und Willie ſagt: „Wer treibt die Kühe,
Und wagte das zum Spotte mir?“
„Ich bin's, der Hauptmann von Bewcaſtle, Willie,
Nicht läugn' ich meinen Namen vor dir!“

„Willſt Telfer's Küh' du heim gehn laſſen,
Wie, oder thuſt du nichts mir zu lieb?
Da ſchwör ich hoch,“ ſagt Willie Scott,
„Ich ſtraf' dich, wie's verdient hat ein Dieb.“

„Zurück laſſ' ich die Küh' nicht gehen,
Dir nicht zu lieb, noch aus Furcht vor dir:
Heim treib' ich Jamie Telfer's Kühe,
Euch all zum Trotz, ihr Schotten hier.“

„Wohlauf, ihr Jünglinge!“ Willie ſagt:
„Dringt grimmig, Jünglinge, auf ſie ein!
Denn eh' nach Ritterford ſie kommen,
Wird mancher Sattel leer dort ſeyn!“

Hinein ging's nun mit Herz und Hand,
Die Hiebe fielen ſchmetterndem Hagel gleich,
Und manch ein Roß lief herrenlos,
Und manch eine ſchöne Wange war bleich.

Doch Willie hieb man über's Haupt,
Der Hieb war durch den Helm gedrungen;
Und Harden knirſcht' vor wilder Wuth,
Als Willie da mit dem Tod gerungen.

Er nahm ſeinen guten Stahlhelm ab,
Und wirft ihn dreymal in die Höh',
So weiß, wie Harden's Haare ſind
So weiß war nicht des Dinlay Schnee.

„Nun Rache, Rache!“ ſchrie er laut:
„Dringt, grimmig, Jünglinge, auf ſie ein:
Nie wollen wir Tividale wieder ſehn,
Eh' Willie's Tod gerächt wird ſeyn.“

O manch ein Roß lief herrenlos,
Zerſplitterte Lanzen flogen wol auf —
Doch eh' ſie kamen nach Kersdopeford,
Da hatte geſiegt der Schottenhauf.

John Brigham, der ward da erſchlagen,
Und John von Barlow — ſo geh die Sag' —
Und dreyßig von des Hauptmann's Leuten,
Die lagen blutend am Boden den Tag.

Den Hauptmann hat eine Lanze getroffen,
Zerſplittert ſein rechtes Schenkelbein,
Und wenn er hundert Jahr noch lebte,
Wärd' nimmer Frauenlieb ihn erfreun.

„Haſt wieder die Küh'!“ der Hauptmann ſagt:
Doch, mein' ich, theuer wurden ſie:
Denn wenn ich hundert Jahr noch lebe,
So lächeln doch ſchöne Frauen mir nie.“

Die Sag kam zu des Hauptmanns Braut,
Die in der Kammer ſaß voll Bangen,
Ihr Herr ſey Gefangner in Feindes Land,
Seit er den Weg nach Tividale gangen.

„O hätt' ich doch lieber ein Grabtuch gehabt,
Und es um seinen Kopf gewunden,
Eh' er seine Leut' über Liddel geführt
Und bey den Schotten Schmach gefunden."

Da war ein wilder Junge bey uns,
Man hieß nur Watty den Tollkopf ihn;
Rief: „Auf, nach Stanegirthside in sein Haus,
Wenn jemand mit will hinüber ziehn.

Und wie nach Stanegirthside sie kamen,
Da nahmen sie Bäume und sprengten das Thor,
Und führten all des Hauptmanns Kühe
Wohl aus den warmen Ställen hervor.

Da war ein altes Weib am Feuer,
Vom Hauptmann eine Art von Baas;
„Wer führt heraus des Hauptmanns Kühe,
Vor ihm und den seinen, wer verantwortet das?"

„Ich bin's, Watty der Tollkopf, binde ab die Kühe,
Ich will dir meinen Namen nicht verhehlen:
Trotz ihm und allen seinen Mannen
Will ich des Hauptmanns Kühe stehlen."

Und wie sie nach Fair-Dodhead kamen,
Da wurden sie mit frohen Augen empfangen;
Statt zehn, jetzt drey und dreyßig Milchkühe
In Jamie Telfer's Stalle prangen.

Und treu hat er die Hülf' bezahlt,
Mit Gold und blanken Silberstücken;
Und als man Willie Scott begrub,
War wol manch weinendes Aug' zu erblicken.

Adrian.

Johann Gottfried Kaltofen, der Mörder des Professors von Kügelchen und des Tischlergesellen Winter.

(Beschluß.)

Bey einem spätern Verhöre berichtigte Kaltofen die Angaben der Ermerdung des von Kügelchen noch dahin, daß, nachdem er den Erschlagenen von der Chaussee seitwärts geschleppt gehabt, er noch einmal zurückgesprungen sey, um dessen Stock, welcher auf der Chaussee gelegen, zu holen, damit man nicht etwa hierdurch der That auf die Spur komme, und daß, als er sodann den Erschlagenen ausgezogen, derselbe sich noch einmal vorwärts bewegt habe, als ob er sich aufrichten wolle; worauf er selbigem noch einige Schläge auf den Kopf gegeben habe.

Nach vollführter Ermordung und Beraubung des von Kügelchen, sey er auf dem Rohrenlager herein, jedoch noch vor dem Link'schen Bade auf die Chaussee herauf, und auf dieser bis vor das schwarze Thor, in dessen Nähe er, wie gedacht, den Mantel versteckt, nach Hause gegangen.

Von den geraubten Sachen habe er die Uhr schon am folgenden Morgen an einen Juden für 4 Rthlr. und den Rock und die Beinkleider an den Juden, welcher ihn am Tage seiner Verhaftung aufgesucht, in des Juden Quartier für 2 Rthlr. 20 gr. verkauft, die übrigen Sachen aber unter dem Dache in seiner Kammer verborgen.

Noch fehlten damals, ausser der Uhr und Weste Winters, welche auch nicht wieder erlangt worden, die Halstücher der beyden Ermordeten. Bey einer dritten am 26. April angestellten Haussuchung, fanden sich jedoch auch diese in Kaltofens Quartier.

Kaltofen verneinte übrigens beharrlich, bey Verübung seiner Verbrechen einen Mitschuldigen gehabt zu haben; sprach auch insbesondere Fischern von aller Theilnahme daran frey, und ließ sich dabey aus: „er habe sich schon manchmal gewundert, wenn er gehört, daß Fischer diese Mordthaten gestanden, und mitunter Dinge angegeben haben solle, welche zu passen schienen, da derselbe gleichwol von diesem Verbrechen gar nichts gewußt, und durchaus gar keinen Theil daran genommen habe. Blos die Angst müßte Fischern zum Geständniß gebracht haben, denn er, Kaltofen, sey bey beyden Mordthaten ganz allein gewesen, und könne niemanden unschuldig hineinbringen.

Auch beschrieb Kaltofen auf Befragen, wie er ohne Beyhülfe dem von Kügelchen die Stiefeln habe ausziehen können? sein deßhalb angewendetes Verfahren.

Von der Zeit, wo Kaltofen die Verübung beyder Mordthaten bekannt hatte, beharrte Fischer gleichförmig bey dem Widerrufe des von ihm früher bewirkten Geständnisses derselben Verbrechen, und versicherte, daß ihn blos die Furcht vor einem langen schweren Arrest bewogen habe, einen baldigen Tod vorzuziehen.

Nachdem gegen Kaltofen sowol als Fischern mit der speciellen Inquisition verfahren worden war, so trug Fischers Vertheidiger auf Ausmittelung mehrerer Umstände an, und nachdem diesem Gesuch gefügt, sowol über Fischers intellectuelle Fähigkeiten und dessen Seelenzustand ein ärztliches Gutachten zu den Akten gebracht, auch Kaltofen und Fischer vertheidigt worden waren, wurden unterm 24. September 1820, die Akten an den Schöppenstuhl zu Leipzig zum Verspruch versendet.

Allein am 5. Oktober 1820 zeigte der Amtsfrohn an, wie Kaltofen ihm eröffnet habe, daß Fischer an beyden Mordthaten Theil genommen habe, Kaltofen, welcher hierüber am 6. Oktober vernommen wurde, bestätigte solches und gab vor, er habe dieses bisher um deswillen verschwiegen, weil er und Fischer sich gegenseitig verschworen, einander nicht zu verrathen. Dagegen läugnete Fischer sowol bey seiner Vernehmung als bey der Konfrontation diese neuen Beschuldigungen beharrlich.

Die Akten wurden unversprochen wieder zurückverlangt, und, nach weiter eingegangener Erkundigung für beyde, Kaltofen und Fischern, Nachträge zu den frühern Vertheidigungs-Schriften übergeben, hierauf aber die Akten anderweit zum rechtlichen Verspruch versendet.

Das hierauf von den Königlich Sächsischen Schöppen zu Leipzig gesprochene Urtheil verdammte Kaltofen wegen des verübten und eingestandenen doppelten Raubmordes zu

der Strafe des Rades, und bestimmte wegen Johann Georg Fischern, daß in Betreff der ihm beygemessenen Theilnahme an der Ermordung und Beraubung Winters und des von Kügelchen in Mangel Verdachts gegen ihn weiter nichts vorzunehmen, derowegen derselbe von der Inquisition wiederum zu entbinden, sowol nach Leistung des Urphedens der gefänglichen Haft zu entlassen ꝛc.

Nachdem Kaltofen mit einer zweyten Vertheidigung gegen das vorige Urtheil gehört worden war, so wurden die Akten an die Juristen-Fakultät zu Leipzig zum rechtlichen Verspruch versendet, von dieser aber das früher von dem Schöppenstuhl gesprochene Urtheil durchgängig bestätiget.

Hierauf ergriff der Vertheidiger Kaltofens, Berufung auf höchste Landesherrliche Gnade um Milderung dieses Urtheils, und der König hat zwar die Strafe des Rades in die des Schwertes zu verwandeln geruht, es jedoch im Uebrigen bey den gesprochenen Erkenntnissen bewenden lassen, mit dem Befehle, ferneres Provociren auf höchste Gnade in dieser Sache, es geschehe von wem es wolle, nicht zu attendiren, auch zu besorgen, daß der Leichnam des Inquisiten nach Verfluß einiger Tage vom Rade abgenommen und verscharrt werde.

Diesem Befehle gemäß ist denn am 12. Juli 1821 auch die auferlegte Strafe an Kaltofen vollzogen worden.

Er ward gegen 9 Uhr aus der Frohnveste vor das Rathhaus zu Hegung des peinlichen Halsgerichts geführt, welches ganz nach den Vorschriften der Gesetzgebung Kaiser Karls des V. gehalten ward, wobey er sein Verbrechen nochmals eingestand, und alsdann den Stab über sich gebrochen sah. So ruhig und fest er auch in den lezten acht Tagen seines Gefängnisses sich bey den häufigen Besuchen gezeigt hatte, die er gern empfing, und sich mit ihnen nicht ohne Besonnenheit unterhielt, so schien ihn doch hier diese Stimmung etwas zu verlassen, wenigstens wagte er selten aufzublicken. Als aber das Halsgericht vollzogen und er den Weg zum Richtplatz wieder begann, ging er zwischen den beyden Geistlichen mit neuer Festigkeit und Ruhe einher, nicht wankend im Schritt, auch schien der Anblick des Schaffots, welches ausserhalb der Stadt auf einer Wiese an der Weisseritz, der Scharfrichterey gegenüber, erbaut war, keinen besondern Eindruck auf ihn zu machen. Er beschritt es standhaft, kniete nieder und betete mit dem Geistlichen, stand dann auf, trat an die äußerste Ecke des Gerüstes vor, und sprach mit lauter und sicherer Stimme zu den Anwesenden herab: „Meine Herrschaften, ich erkläre hiermit nochmals, daß Fischer dieselbe Strafe verdient hat, die ich jezt erleide.“ Und nun trat er einige Schritte zurück, sezte sich auf den Stuhl, es wurden ihm die Haare abgeschnitten, die Augen verbunden, und die Hinrichtung ging mit Einem Schwerthieb sehr schnell von statten, worauf die Flechtung des Körpers aufs Rad erfolgte.

Dieses Verharren in der Anschuldigung Fischers bey den deutlichsten Beweisen der Unschuld desselben in den Akten ist um so sonderbarer, je gewisser es ist, daß Kaltofen ausdrücklich von Obrigkeit und Geistlichen zugesichert ward, daß neue solche Aeußerungen, wo und wie sie auch geschähen, ihm nicht nur nichts mehr helfen, sondern auch seine Hinrichtung nicht um einen Augenblick verschieben würden. Fischer ist dermalen als Knecht im Dienst eines Rittergutsbesitzers in der Nähe von Dresden, der sich des Verlass'nen, welcher nicht mehr wusste, womit er sich ernähren solle, mitleidig angenommen hat, mit seinem Benehmen aber bis jezt sehr zufrieden ist, und ihm das beste Zeugniß giebt. Fischer war auch am Hinrichtungstage in die Stadt gekommen, man hatte es jedoch für besser gehalten, ihn nicht Zeuge der Hinrichtung seyn zu lassen, weil man im Voraus Kaltofens beharrliche Erklärung und eine dadurch leicht bewirkte Aufreizung des gemeinen Volkes gegen Fischer und entstehenden Tumult befürchtete. Er war also in Neustadt bey Dresden geblieben; dessen unerachtet aber hatte ihn der von der Execution rückkehrende Pöbel auch dort an einem öffentlichen Orte entdeckt, und er war genöthigt, sich in das unweit gelegene Haus seines Vertheidigers, des Advokat Eisenstucks, zu flüchten, welches dann eine große Menschenmasse umlagerte, die nur durch polizeyliche Maßregeln zerstreut werden konnte, während man durch eine Hinterpforte Fischern in einem herbeygeholten Wagen wieder auf das Land entfernte.

Vorrücken des Meeres an der östlichen Küste von Amerika.

An der östlichen Küste von Amerika scheint das Meer von Norden bis nach Süden immer mehr Land einzunehmen. Am Vorgebirge May, beym Ausflusse des Delaware in den Atlantischen Ocean, ist ein Haus erbaut, an dessen Wänden folgende wichtige Bemerkungen verzeichnet stehen:

Jahre.		Entfernung des Meeres vom Hause.
1804	334	Fuß.
1806	324	"
1807	294	"
1808	273	"
1809	267	"
1811	259	"
1812	254	"
1816	225	"
1817	214	"
1818	204	"
1819	188	"
1820	180	"

In Brasilien wollen die Bewohner der Küsten ähnliche Bemerkungen machen, wozu aber keine genauen Angaben vorhanden sind. — Bey Ilheos ist ein Gebäude errichtet, das früher ziemlich weit vom Meeresufer entfernt war, jezt kaum noch hundert Schritte von der Brandung steht. — Was kann die Ursache dieser Erscheinung seyn? —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 3. Juli.

Da ich Ihnen in Beziehung auf die öffentlichen Muſik- und Theater-Beluſtigungen in den beyden lezten Monaten nichts berührt habe, ſo will ich das Hauptſächlichſte hier zuſammenziehen.

In den lezten Abonnementskonzerten, welche in den Monat Mai fielen, hörten wir zum Leztenmal den ſich trefflich ausbildenden Hoboiſten Lorenz, der ſeitdem in die Herzogl. Deſſauiſche Kapelle gekommen iſt; er führte ein, nicht eben ausgezeichnetes, aber mit Kenntniß des Inſtruments geſchriebenes Konzert von Abraham Schneider ſehr genau und geſchmackvoll aus. Hr. Konzertmeiſter Matthäi trug ein Konzert von ſeiner eignen Kompoſition auf der Violine trefflich vor. Demoiſ. Comet zeigte am Schluſſe dieſer Konzerte, beſonders in dem Recitativ des Sextus, welches das große Finale des Titus von Mozart einleitet, daß man bey ihrem Fleiße von ihrer Stimme etwas Vorzügliches erwarten darf, wenn ſie die beſſern Muſter der neuern Geſangskunſt benuzt. — Das lezte außerordentliche Konzert des Muſikjahrs wurde von dem Flötiſten Sedlatſcheck aus Wien im Saale des Theaters gegeben. Ein kräftiger Ton: viel Fertigkeit waren die Vorzüge dieſes Virtuoſen, die man beſonders in den von ihm vorgetragenen Variationen wahrnehmen konnte. Das Quintett von Reicha für Blasinſtrumente ſchien etwas einförmig und ohne hervorſtechende Gedanken — doch that ihm auch die mangelhafte Ausführung von Seiten der übrigen Stimmen Eintrag. Der Konzertgeber zeigte übrigens zugleich eine neue Erfindung an der Flöte, welcher er durch eine gekrümmte Mündung noch einige Töne in der Tiefe gewonnen und ſie deßhalb Gisflöte genannt habe; er trug darauf den beliebten Kuhreigen nebſt Variationen auf eine ganz eigenthümliche Weiſe vor. Recht ſehr freuten wir uns auch in dieſem Konzerte den ſich einige Zeit hier aufhaltenden und durch ſeine gründlichen Kompoſitionen bekannten däniſchen Muſikdirektor, Hrn. Kuhlau, als Pianoforteſpieler öffentlich zu hören. Die von ihm ſelbſt komponirten Variationen über ein äußerſt eindringliches Thema, welche er hier vortrug, bewährten auch den ſoliden Vortrag dieſes Meiſters, — nur durften ſie kürzer ſeyn, um noch kräftiger zu wirken.

Da ich hier einmal von Muſik ſpreche, ſo will ich auch bemerken, daß das von dem Büchermeßkatalog getrennte Verzeichniß der in dieſem Jahre erſchienenen Muſikalien (Leipzig bey Hofmeiſter 8.) noch reichhaltiger als das des vorigen Jahres iſt, und die Artikel aller namhaften Muſikhandlungen angibt. Aus dem Steinerſchen Muſikverlag in Wien iſt uns neuerlich zu Geſicht gekommen, eine ſehr braungearbeitete Pianoforte-Sonate des Freyherrn von Lannoy aus As dur (9tes Werk, oder ſechstes Heft des Musée musical des Clavicinistes), und ein Rondo deſſelben aus Cc dur, (7tes Werk); ein Andantino mit Variationen für das Pianoforte von Carl Czerny (Oeuv. 8.) aus E dur, und der 129ſte Pſalm nach der Cramer'ſchen Ueberſezung als Chor für zwey Sopran- und zwey Altſtimmen ohne Begleitung in Muſik geſezt von J. F. von Moſel, wegen ſeiner ſchönen Einfachheit den kleinern Singchören in Bürgerſchulen vorzüglich empfehlungswerth. — Von Spohrs Oper: Zemire und Azor iſt ein vortrefflicher Klavierauszug (Hamburg bey Cranz) erſchienen, der den Sängern beym Klavier ſehr willkommen ſeyn wird. Zur Geſchichte der Muſik überhaupt bieten die eben erſchienenen Grundzüge der Geſchichte der modernen Muſik von Franz Stöpel, mit Vorwort von Gottfried Weber (Berlin bey Dunker und Humblot 4.) durch die in denſelben enthaltene geſchichtliche Ueberſicht und durch das tabellariſche Verzeichniß der vorzüglichſten Komponiſten, Virtuoſen, und ältere und neuere Schriftſteller über Muſik nebſt Notizen über ihre Schriften mancherley Materialien dar.

(Der Beſchluß folgt.)

Wien, im Juli.

Die Prater-Beluſtigungen ſind für dieſen Sommer zu Ende, und waren dieß Jahr überhaupt von kürzerer Dauer, als ſonſt. Mit dem erſten ſchönen Sonntag des Frühlings fängt gewöhnlich der Zudrang an, und nimmt Anfangs des Juni zu, denn alsdann gehen die Herrſchaften aufs Land, Kranke, die geſund, wie Geſunde, die krank werden wollen, in die Bäder, und die Herrlichkeit in Baden, dem Haupt-Tummelplaz dieſer Konkurrenten aus der Umgegegend, ladet zum Genuß ein. Wenigſtens ziehen die Equipagen und Fahrzeuge aller Art ſpäterhin nicht in ſo gedrängt langer Reihe, bey immerwährenden Stockungen, die oft gegen zehn Minuten dauern, mehr herab, nämlich vom Vereinigungspunkt des Stephansplazes mit der Kärnthner-Straße, bis an's Ende der Prater-Alleen, eine Strecke, die ein tüchtiger Fußgänger kaum in drey Viertelſtunden zurücklegen kann. Mehr als Einmal hin und her läßt ſich dieſe Tour an ſolchen Tagen, in der dazu beſtimmten Zeit, etwa von halb vier bis acht Uhr, nicht wohl machen. Ein Strom von Wanderern war früher ſchon hinunter und verſtopft die Ausgänge des Rothenthurm-Thors und die Seitenwege der Donaubrücke bis zum Anfang der Jägerzeile hin, wo er ſich rechts und links gemächlicher ausbreitet und ſeine Richtung in zwey Armen entweder zu den Zelten nimmt, wo die Eleganten und Galanten ſich zuſammenfinden, oder gegen den luſtigen Bezirk der Volks-Spektakel zu, wo es kocht und ſiedet, praſſelt und ſchmeert, ein Krähenſchwarm von wälſchen Hauſirern mit ihrem Salami Salamini! Käſ' Käſ'! herumkreiſcht; wo die Harfenniſten und Bänkelſänger ihre kräftigen Lieder träuern, und die türkiſchen Disharmonien der Karrouſſels in allen Tonarten durcheinander ſchmettern, die Nymphen und Dryaden von der freundlich grünenden Inſel verſcheuchen. Luſtig genug iſt es zu ſehen, wie Ausländer zuweilen vor jenen lokalen Troubadours und Minneſängern gaffend lauſchen, und ſich ſolcher darob verwundernd, daß ſie kein Deutſch mehr verſtehen, ſeit ſie im Prater ſind; darunter befinden ſich oft auch Franzoſen und Italiener, die Jahre lang mit den Anfangsgründen dieſer Zungen ſolternden Sprache ſich den Kopf zerbrachen, und nun auf einmal in den Wahn gerathen, ihr Lehrmeiſter habe ſie betrogen. Ein Hauptintereſſe aber iſt die Bekanntſchaft mit den Lokalitäten. In dieſer Gegend des bevölkerten Waldes ſtreift übrigens der einſame Wandrer ungeſtört umher, als durch die glänzende Alleen, wo ihn auf allen Schritten und Tritten zudringliche Brillengucker umſchwärmen, denen auf der Naſe oft geſchrieben ſteht, daß der Eine dieſe und jene Zeitſchrift dann und wann mit armſeligen Gedanken bereichert, oder mit luſtigen Charaden, daß der Andre ein Büchlein in kritiſchen Gemeinplätzen recenſirt, der Dritte auch einmal eine Theaterkritik geſchrieben habe — ſchaut's, ihr Herrn! und dem Vierten, daß er zu den rüſtigen Tonangebern (gratis) in den Schauſpielhäuſern ſich geſelle. Der unfreundliche Jupiter pluvius mit ſeinen rauhen Stürmen und kalten Tagen hat dieſe Beluſtigungen bald nach dem erſten ſonnenhellen Oſterfeſttag unterbrochen und den Wirthen ihre Rechnungen verdorben, die Muße haben, in dem dem Promenaden-Wald die Langeweile zu vertreiben mit arithmetiſchen Spekulationen, wie im nächſten Jahr der Schaden wieder gut zu machen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſt-Blatt Nro. 62.

Nr. 62.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. August 1821.

Die Schlesische Kunstausstellung in Breslau.

Nachtrag.

Unserm Versprechen gemäß, kehren wir nochmals in die Säle der Ausstellung zurück, wo seitdem noch manches angekommen ist, das zum Theil zu dem Trefflichsten der Sammlung gehört.

Vor Allem tritt uns nun die Büste des General-Feldmarschalls York von Wartenburg entgegen, welche der für die vaterländische Kunst, besonders in Schlesien, so mannichfaltig wirksame Rauch so meisterhaft gebildet hat. Sie gehört zu seinen besten Werken dieser Art; und das lebhaft ähnliche Gesicht des alten Helden, auf welchem ein thatenreiches Leben und der entscheidende Moment unserer lezten Geschichte in bedeutsamen Zügen stehen, ist als wahrhaftes, bleibendes Kunstwerk aufgefaßt, und mit vollendeter Reinheit, Schärfe und Zartheit, in dem fast durchsichtigen Carrarischen Marmor ausgeprägt. Schlesien darf sich Glück wünschen, nun, zu dem lebenden Urbilde, auch dieses kunstreiche Abbild zu besitzen.

Nach diesem Blicke in das Reich der Formen, wandern wir wieder in dem Reiche der farbigen Schatten rings umher. Auch hier sprechen uns noch einige lebhafte Bildnisse an. In einem, von Frau N. N. gemalten, erkennt man gern einen um hiesige Kunst viel verdienten Mann, würdig ausgedrückt. Und Hr. Grüson hat den unlängst verstorbenen Ob. L. G. Secretair Arndt recht glücklich getroffen und auch durch die überschlagenen Arme eigenthümlich bezeichnet. — Der Kopf eines lieblichen Knaben, von Fräulein Pfitzner, bringt uns Hrn. Rothers Bild aus der vorjährigen Ausstellung angenehm in Erinnerung, und macht seiner Schülerin Ehre. Die von Hrn. Rother selber im Verzeichnisse stehenden Bildnisse erwarten wir noch mit Verlangen. — Drey Miniatur-Bildnisse von Hrn. Schmiedler sind sehr vorzüglich in ihrer Art, durch die Behandlung mit Strichen, nicht weichlich punktirt, und auch nicht, wie gewöhnlich, in zu kleinem Format. Sie stellen zugleich sehr reizende Persönlichkeiten dar, die schon von der Natur geschmeichelt sind. — Ein noch zierlicher eingefaßtes Miniatur-Bild, nach Rafaels Madonna della Sedia, (welche fast in keiner Ausstellung fehlen darf), von Hrn. Duntieu, befindet sich freylich nicht in so günstigem Verhältnisse zu dem Urbilde, strebt ihm aber näher als die meisten Copien von dieser Größe, und ist höchst sauber ausgeführt. — Zu der heil. Barbara aus Rafaels Dresdener Madonna, von Hrn. Herrmann, haben sich nun auch die beyden wundervollen emporblickenden Engelsköpfe gesellt, zwischen welchen sie jetzo im lezten Zimmer schwebt; sie sind ebenso vollkommene hingegebene Nachbildungen. — Bey der kleinen Madonnen-Tafel nach Tizian, von demselben Maler, bemerken wir noch, daß das Urbild, in derselben Größe und ebenso gemalt, sich in der öffentlichen Gallerie zu Florenz befindet. Und bey der größeren Madonna, nach Tizian, von Fräulein Mihes, ist zu berichtigen, daß sie nicht sizt, sondern steht. — Und hier fordert es zugleich die Wahrheit, nach der aus einstimmiger Behauptung aller Kunstverständigen öffentlich ausgesprochenen Anschuldigung, Hrn. Kalter auch die öffentliche Genugthuung zu geben, daß Schreiber dieses für seine Person sich überzeugt hat, daß es sich, in Ansehung der großen Magdalena nach Guido Reni, so verhalte, wie Hr. Kalter und Hr. Justizrath Theiler in hiesiger Zeitung berichtet haben: daß sie nämlich von Hrn. Kalter selber (nach einem noch größeren Gemälde im Besitze des Hrn. Kanonikus Schmidt zu Neiße) auf ein altes Kaiserbildniß (binnen drey Tagen) gemalt ist. Ein Versuch, welchen Hr. Kalter in meiner Gegenwart anstellte, ließ bald das alte Bildniß wieder vortreten, auf welches die Heilige alla prima (d. h. ohne Grundirung) aufgetragen ist; und es ist wohl gerade solche Verbindung und die schnell und lebhaft betriebene Arbeit, wodurch dieses Gemälde zu Herrn Kalters bravsten gehört, und ihm nebst seiner Frau und Gehülfin daran, alle Ehre macht. Es kann beyden hiernach nicht unlieb seyn, daß die Sache so zur Sprache gekommen ist. Und für den Zuschauer ist es jetzo ein wundersamer Anblick, wie das Gesicht des alten Kaisers (es scheint eines Habsburgers) in dem darüber gemalten blauen Himmel und in seiner Wolkenperücke, über der unten ruhig verzückten Heiligen schwebt, und seine Hand an ihrem Busen zum Vorschein kömmt: es erscheint fast wie eine

Parodie von Correggio's Jo. — Das wilde Geflügel, sammt dem Brette, daran es hängt, ist von Hrn. Krüger recht natürlich gemalt. — Anmuthender ist freylich der schöne reiche Blumenstrauß in einem Glase, von der Frau Regierungsräthin Röldelchen geb. Schillen, nach Hupsum, er scheint uns hier den Preis in seiner Art zu gewinnen. — Die beyden sauber gearbeiteten Barometer von Hrn. Schwerner verdienen auch Empfehlung: das eine zeigt den Quecksilberstand auf einem Zifferblatte, wie an einer Uhr.

Aus dem nächsten Zimmer leuchtet uns das herrliche Bildniß der italischen Markise entgegen, welche Herr Siegert in Paris gemalt, und auf unsere Bitte noch gefälligst hergegeben hat: sie gehört gewiß zu seinen trefflichsten Bildnissen; und ob wir gleich das Urbild nicht kennen, so besiegen die edlen reinen Formen des Gesichts, die blauen Augen unter dem dunkelbraunen Haare, doch alle übrigen Bildnisse. — Eine Landschaft aus dem Hochgebirge der Schweiz, in Wasserfarben, von Fräulein v. Mutius, ist sehr wohl gerathen, und verkündet ein schönes Talent. — Die große Federzeichnung, des Brieger Schlosses, in zwey Blättern, von dem Bergeleven Hrn. König, hat uns freudig überrascht, als eine der trefflichsten Arbeiten in diesem Fache; von solcher Genauigkeit und Sauberkeit, die eine Vervielfältigung durch den Stich höchlich wünschen läßt. Der Gegenstand verdiente auch diesen Fleiß, und ist eines der bedeutendsten Denkmale Schlesiens. Im Jahre 1552 vom Herzog Georg erbaut, ist die Außenseite der Pfeiler, Rund-Bögen, Simse und Rahmen aufs reichste verziert, und zwar höchst geschmackvoll, im Arabeskenstyle der Rafaelischen Logen, sichtlich auch daraus entlehnt, und daher noch nachahmenswerth. Dazwischen rankt sich der Stammbaum der Schlesischen Herzoge, in ihren Brustbildern, hin, und unten steht Herzog Georg, nebst seiner Gemahlin Barbara, Tochter Joachims von Brandenburg, in voller Gestalt mit ihren vereinten Wappen. — Eine Ansicht unseres, im älteren Style nicht minder reichen Rathhauses, von der Schweidnitzer Straße her, ist nach den vorjährigen Zeichnungen des Herrn Conducteurs Mens, von Hrn. Thiele in Berlin, braun gezt; ein gefälliges Blatt, und im Ganzen auch wahr: doch scheint es uns noch nicht genau und ausführlich genug, woran auch der kleine Maßstab hinderte. Ebensowenig können wir die Aenderungen bey dem anstoßenden weiland Tuchhause, und daneben den idealisirten Gothischen Bau, als Ecke der Riemerzeile, in dieser Verbindung billigen; bey solchem Denkmale fordern wir urkundliche Treue. Als Staffage wandern auch Figuren aus verschiedenen Zeitaltern umher; darunter manche alte Bekannte aus Chodowiecki's Blättern zu Lichtenbergs physiognomischen Belustigungen. Das von Hrn. Mens angekündigte größere Werk über das Rathhaus kömmt unsern Wünschen entgegen; wir rathen aber sehr zu der Art und Genauigkeit, wie die Umrisse in den Mollerschen Heften Muster sind. — Ungern vermissen wir eine schon eingesandte Zeichnung des Herrn Conducteurs Thiele von der neuen eisernen Brücke, welche jetzo am Nicolai-Thore gebaut wird; die Zeichnung ist brav, *) und das Werk, welches nun selber ans Licht steigt, darf es wahrlich nicht scheuen, sondern wird unserer guten alten Stadt zur neuen Zierde gereichen. — Endlich die bunten Zeichnungen des Hrn. Arrigoni von seinen Dekorationen zu dem beliebten Zauberglöckchen tragen uns leicht hinüber in das lustige Reich der Phantasie; und der Pallast und Saal zeigt uns eine feenhafte Verschmelzung antiker und gothischer Baukunst in einem Wunderlande. Doch kehren wir auch gern wieder in die heimliche Umgebung seiner Zeichnung des ländlichen Schlosses von Klein-Tschansch zurück.

Und so soll es uns freuen, in diesen lezten Tagen der Ausstellung, noch manchen freundlichen Leser und bescheidlichen Kunstfreund in den so mannichfaltig einladenden Sälen, und diese dadurch selber zu einem reich belebten Gemälde erhöhet zu sehen.

Am 16. Juni.

v. d. Hagen.

*) Sie ist in den lezten Tagen noch aufgehängt worden.

Künstler-Denkmal alter Zeit.

Am Frauenthore zu Görlitz, innerhalb der Stadt, steht die Waisen- und Zuchthaus-Kirche. Sie ist dreyseitig geschlossen und an den Ecken befinden sich außen Spindelsäulen, die von unten herauf gehen, mit gewöhnlichen gegliederten Füßen, unten voll, weiter hinauf gedreht, mit einem geschmückten Kopfgesimms, über dem ein verzierter Kragstein ist, auf welchem Bildsäulen stehen, die wieder kleine Thronhimmel wie Spitzsäulen über sich haben. Wie die Gestalten verschieden, so sind es auch die Kragsteine, und zwar sind sie in einer reichen und anmuthigen Weise geschmückt. Die Mitternachtseite, weil sie gegen die Befestigungs-Mauer geht, hat keinen dergleichen Schmuck, dagegen fängt er gleich bey der ersten Ecke des gebrochenen Schlusses an und hier sehen wir zuerst den König Salomo, mit einem Spruchband in der Hand. Auf dem Kragsteine ist ein Engel, der ein Schild hält, welches ein unerkennbares Steinmetz-Zeichen trägt:

(Wer löset uns dies n Namenzug eines wackern Künstler's?) Auf der zweyten Säule steht auf einem Blumen-

knauf die heilige Anna. Auf der dritten ist die heilige Maria, und unter dieser schaut, den Kragstein bildend, bis beynahe zur Mitte des Leibes, ein tüchtig gearbeitetes Brustbild hervor, den freudigen, vertrauensvollen Blick auf die dieser Seite gegenüber aufgehende Sonne gerichtet. Es ist das Bild des Künstlers, der den Bau vollführte und sein sehnsüchtiges Auge scheint an dem Morgen zu hangen, wo ihm die ewige Lebenssonne aufgehen soll, der er vertrauensvoll und hoffend entgegen blickt. Längst hat er das Ziel erreicht und er hat sich ein schöneres, sinnigeres Denkmal gesezt, als ihm die Nachwelt je zu errichten vermöchte, und das, so viel mir bekannt, in der Kunstgeschichte noch einzig dasteht. Ein Zirkel in der rechten Hand deutet den Werkmeister noch näher an, dessen Gesicht und ganzes Bild wohl eine Abformung verdiente, wenn nicht etwa Wind und Wetter, dem es so lange ausgesezt gewesen, zu viel Schaden gethan haben, was sich von unten nicht genau beurtheilen läßt, aber doch auch wohl leicht in der Form wird gebessert werden können. An Bildern kunstreicher Baumeister, gerade die Ausüber der höchsten und schönsten Kunst in Deutschland, sind wir ja noch so sehr arm. (Wie lange ist es her, daß wir erst des Pilgram würdiges Antlitz kennen? Wer wird uns des Konrad v. Eimbeck Bild zu Halle schenken? Sollte dieß nicht vom Herrn Professer Weise zu erwarten und zu erbitten seyn?)

Die dritte Spindelsäule an der gebrochenen Ecke nimmt Joseph mit Stab und Beil ein. An der Mitternachtseite entlang (und auffallend genug von dieser, der rauhen Witterung so ausgesezten und daher gemeindin wenig oder gar nicht geschmückten Seite) finden sich noch drey solcher Stabsäulen mit ihren Bildwerken. Zuerst Christus als Weltrichter, auf einer Blumenkrone stehend. Dann folgt ein Heiliger mit einem Buche. Zwischen beyden steht unten die Thür, ein Spizbogen, worüber ein geschlungener Bogen sich findet, an welchem Blätter sind, oben darüber eine große Blume und über dieser einerseits der Engel, andererseits die heilige Jungfrau, welcher er die Verkündigung bringt. Bilderdecken sind über den Gestalten, das Ganze ist aber etwas verwittert, eben der Himmelsgegend wegen, doch ist die Arbeit daran gut. Am Abendschlusse des Gebäudes, an der Ecke, steht nun noch die Gestalt eines Heiligen auf einer Säule, deren Knauf blos zergliedert ist. Wahrscheinlich war nun noch gegen Abend einst ein Fenster und es fanden sich an dieser Seite wohl auch Zierſäulen, von denen aber nichts mehr zu sehen ist, indem im vorigen Jahrhundert an die Abendseite ein Haus gebaut ward.

Innerhalb, um dieß noch kurz zu bemerken, ist nur das Gewölbe des einfachen Schiffes zu merken, die hervorragenden Rippen stehen auf achteckigen Halbpfeilern, die Gewölbe sind zusammengesezt und zeigen eine besondere Gestalt, indem sie auf wunderliche Weise abgeschnitten und an diesen Stellen wie durch einen Knebel geschlossen erscheinen.

Notizen aus Paris.

(Beschluß.)

Delille's Büste von Ruthriel. Unstreitig ist Delille der berühmteste unter den neuern französischen Dichtern. Er hat ein äußerst umfassendes und gefügiges Talent bewiesen; niemand, seit Racine, war in Versbau und in der poetischen Haltung und Sprache glücklicher als er, und man kann sogar sagen, er habe eine Schule gestiftet, obgleich es vielleicht gefährlich ist, ihn in allen Stücken nachahmen zu wollen. — Berühmt durch seine Werke — durch die Opposition, die er gegen Prinzipien, welche Frankreich zugleich verheerten und kräftigten, öffentlich unterhielt — durch eine Menge eben so liebenswürdiger als geistreicher Einfälle — durch den Reiz einer entzückenden Unterhaltung — durch eine Urbanität der Sitten und eine Anmuth des Geistes, die alle höheren Classen der Gesellschaft um seinen Umgang buhlen machte — konnte Delille nicht gänzlich sterben. So lange noch Menschen den Reiz der Dichtung fühlen, wird sein Name in Ehren gehalten werden; aber ist auch das Feuer des Genies, welches seinen Blick belebte, für immer erloschen? Aus ehelicher Zärtlichkeit und um der Nachwelt die Züge eines berühmten Mannes zu bewahren, ließ seine Gattin bey seinem Tode sein Gesicht abformen und der Bildhauer Hr. Ruthriel hat es unternommen, für die Gebr. Michaux, Verleger von Delille's Werken, nach diesem Abdruck eine Büste zu machen. Die Büste hat auf den ersten Anblick viel Natürliches, aber ich glaube, der Künstler hätte, anstatt fast ganz genau den Abdruck wiederzugeben, sich blos davon begeistern sollen, um ein Bildniß hervorzubringen, das den Haupt-Character der Physiognomie dargestellt, aber nicht diese herbe Natürlichkeit gezeigt hätte. Immer ist es eine schwierige Sache, ein lebenvolles und künstlerisch gedachtes Bildniß nach einem auf der todten Natur gemachten Abdruck zu fertigen. Indessen, da diese Büste wirklich ähnlich und authentisch ist, wird sie von den Ikonographen wohl gesucht werden. Jeder Gypsabguß, auf ein Bildgestell gesezt, kostet 70 Franken.

*

Demosthenes Tod, gem. von Boisselier, gest. von Dien. Während der Revolution wollte man eine Ersparniß in den Ausgaben der Schule der schönen Künste zu Rom eintreten lassen, indem man von der bevm jährlichen Concurs Triumphirenden, nur alle zwey Jahre Einen nach Rom schikte. Der welcher den Preis im Fehljahre davon trug, erhielt, glaube ich, eine Entschädigung au

Geld. In dieſer Epoche erhielt ein junger Zögling von den ſchönſten Hoffnungen, Boiſſelier, zwey Jahre nach einander den großen Preis in der Malerey; er ward nach Rom geſandt, ſtarb aber daſelbſt. Kürzlich hat ein Kupferſtecher eines von den Gemälden, welche den Preis beym Concurs gewonnen, durch den Grabſtichel nachgebildet. Der Gegenſtand iſt der Tod des Demoſthenes und der Maler wählte den Moment, wo der Fürſt der griechiſchen Redner, nachdem er das Gift genommen, das ihn vor aller Unbilde ſchützen ſoll, ermattet ſich dem Archias übergibt, indem er ſagt: „O Herrſcher Neptun, ich trete noch lebend aus deinem Tempel, damit ich ihn nicht durch meinen Tod entweihe; aber Antipater und die Macedonier haben dein Heiligthum nicht geſchont, und es durch Mord geſchändet!“ — Betrachtet man dieß Bild nur als das Werk eines jungen Mannes, ſo verdient es nichts als Lob; die Compoſition iſt gut gedacht und wohl geordnet; die Figur des Demoſthenes hat eine gute Stellung und zeugt von Begeiſterung. Aber der Kupferſtich iſt ſchwach, ſelbſt in Hinſicht der Behandlung des Werkzeugs. — Hr. Dien, der ihn ausgeführt, ſoll, wie man ſagt, gute Studien gemacht haben, und weiß viel. Dann würde ich ihm vorwerfen, daß er eilfertig arbeite, und ſeine Effekte nicht genug ſtudiere. Aber ich glaube, der Vorwurf iſt gegründeter, daß es ihm an Feinheit und Gefühl fehlt. — Das ſehr große Blatt kommt in der Ausdehnung ungefähr mit dem Hippokrates von Girodet und Maſſard überein, aber es wäre Verwegenheit, es zum Seitenſtück dazu vorzuſchlagen.

***

Zwey Mamelucken, nach Carl Vernet geſt. von Jazet. Hr. Jazet hat eben Kupferſtiche nach zwey neuen Werken des Hrn. Carl Vernet ausgegeben. Ich habe vor Kurzem ausführlich von beyden Künſtlern geſprochen und beſchränke mich daher die beyden vorliegenden Neuigkeiten zu charakteriſiren. — Hr. Carl Vernet, welcher ſein Lebenlang die Pferde ſtudirt und erſt neulich die Anweſenheit mehrerer ſchöner arabiſcher Pferde in Paris benuzt hat, um eine große Menge Studien darnach zu machen, bringt ſolche doch nur auf einem ſehr beſchränkten Feld in Anwendung. Auch ſind ſeine Compoſitionen, bey einer großen Mannichfaltigkeit in den Details, den Motiven nach ſehr einförmig. Dießmal fand er das Mittel, zugleich Waffen, ſchöne Pferde und Perſonen mit ſchönen Characterköpfen und maleriſchen Coſtümen vor Augen zu bringen. Es ſind zwey Mamelucken, der eine chef de Mamelucks, der andere Mameluck au repos genannt. Der eine iſt in der Stellung des Commandirens, der andere, obgleich ruhend, zeigt durch die thätige Aufmerkſamkeit, womit er um ſich blickt, daß er zur Beobachtung ausgeſtellt iſt; wenn nicht etwa der Künſtler auf ſolche Art jene Unruhe ausdrücken wollte, die ein unterſcheidender Characterzug der Mamelucken zu ſeyn ſcheint. — Im Hintergrund hat der Künſtler theils Figuren theils Monumente angebracht, die den Ort des Vorgangs bezeichnen, aber maleriſch nicht in Betracht kommen. Jeder der beyden Mamelucken macht allein das ganze Bild aus. — Dieſe beyden ziemlich großen Kupferſtiche werden ſowohl unter denen, welche Hrn. C. Vernets Talent nach Verdienſt ſchätzen, als unter den Liebhabern ſchöner Pferdeſtudien viele Käufer finden.

P. L.

Rom.

27. Juni.

Ein großer Theil der deutſchen Künſtler reiſt ab, viele auf immer, mehrere, um über die heißen Monate nicht in Rom zu ſeyn. Thorwaldſen arbeitet an dem Denkmale eines Fürſten Poniatowski, welches in eine Kirche zu Krakau kommen ſoll. Es iſt die Coloſſal-Statue eines ſehr ſchönen jungen Mannes im römiſchen Coſtüme. Canova wird wahrſcheinlich von Venedig, wohin er vor einigen Tagen abgereiſt iſt, nach Wien gehen, um wegen der Aufſtellung ſeines Theſeus das Nöthige zu verabreden. Der zweyte Band der Ausgabe der Caro'ſchen Aeneide, welche die Herzogin von Devonſhire beſorgt, iſt erſchienen, und enthält, wie der erſte, viele treffliche, aber auch manche mittelmäßige Veduten. Ein anderes Werk des Luxus iſt fertig, kömmt aber nicht in den Buchhandel. Es iſt die Beſchreibung der Trauerfeyer, welche der leztverſtorbenen Gemahlin des K. Ferdinands von Spanien hier in der Kirche S. Ignazio gehalten wurde. Der Verfaſſer iſt der bekannte Gualtam. Die Freunde der reinen Monarchie werden bey Anblick des Wappens auf dem Titel, welches einen gewaltigen heraldiſchen Verſtoß Preis gibt, ausrufen: Tout est pourru dans ce royaume, jusqu'au heraut d'armes!

Der Titusbogen hat ſchon zwey Menſchen das Leben gekoſtet, und ich muß immer mehr daran zweifeln, daß er wieder hergeſtellt werden könne, ohne ihn ganz aus einander zu nehmen. Nach einem gefaßten Beſchluſſe ſoll das Forum romanum nun nach und nach ausgegraben werden. Wo man alsdann die durchlaufenden Straßen hinführen, wie man neben den Ausdünſtungen dieſes nothwendig zum Sumpf inclinirenden tiefen Thals wohnen wird, weiß ich nicht, bin aber überzeugt, daß man wenig und beſonders beynahe nichts aus der guten Zeit finden werde. Das alte Tusculum würde ganz andere Ausbeute geben.

Nächſtens werde ich Ihnen etwas über die wahrhaft meiſterhafte Wiederherſtellung der Capellen in der deutſchen Kirche S. M. dell' Anima ſagen können. Palmaroli, welcher die Fresken Vaſari's ins Leben zurückruft, verdient den Dank aller Kunſtfreunde, und eben ſo der öſterreichiſche Botſchaftsrath von Genotte, welcher dieſe und die frühere Reſtauration des Altarblatts von Giulio Romano, mit Thätigkeit und Feſtigkeit gegen vielerley Schwierigkeit bewerkſtelligt hat.

Bey Scudellari erſcheinen nächſtens ſämmtliche Mönchs-Orden, und andere römiſche locale Coſtüme. Wenn die Darſtellung nur erträglich wird, ſo glaube ich dieſem Werke einen ſehr guten Abgang verſprechen zu dürfen.

Granet wird den Sommer über in Aſſiſi einige große Bilder malen, zu welchen das berühmte Central-Kloſter der Franziskaner-Conventualen ihm ſitzen wird. Der Geſchmack für die Interior-Malerey nimmt übrigens zum Schaden der höheren Kunſt gewaltig überhand.

M.

Nro. 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. August 1821.

Nur die Moral hat einige Gewalt über den Menschen, welche ihre Vorschriften auf Kenntnisse der Welt und der menschlichen Seele baut.

Garve.

Familienzwist.

(Fortsetzung.)

Die Umstände, unter denen Heinrich die alte Welt verließ, machten auf seinen treuen Konrad den schmerzlichsten Eindruck. Nach seiner Denkart musste die rächende Nemesis unabänderlich der Schuld nachschreiten, und das Bessere, was der Strauchelnde mit edler Kraft aus seinem Fehltritt selbst gewinnen konnte, trägt nie den freudigen Charakter des angestammten Guten. Und wie er seinen Heinrich kannte, rasch, eigensinnig und nur beharrlich zu widerstreben, musste er fürchten, daß die Vergelterinn streng würde rechnen mit ihm. So sehr ihn sein Beruf als ausübender Arzt drängte, so schwer ihm in ökonomischer Rücksicht eine Reise ward, machte er sich doch sogleich auf den Weg, um bey dem alten Vater seines Freundes Milderung seines Kummers wie seines Zornes zu bewirken. Er fand den alten Frank auf dem Krankenlager, auf das ihn Burtons mitleidslose Nachricht gestreckt hatte. Der Greis streckte ihm die Hand entgegen und rief schmerzvoll: Kommen Sie! Sagen Sie mir, wie mein Gebet den Unglücklichen einst retten kann vor den Furien seines Bewusstseyns! — Heinrichs Mutter war bey Konrads Anblick schon heulend aufgefahren, jezt trat sie mit biblischen Sprüchen und Ermahnungen hinzu, die den Vater der Härte beschuldigten. Konrad sah, wie dieser Auftritt den Kranken peinigte — er bat ein junges Mädchen, die Handreichung that, die Mutter hinweg zu führen, weil der Kranke Ruhe bedürfe. Die junge Person bezeigte ihm leise und mit auffallender Unmuth ihre angelegentliche Theilnahme, wie sehnlich sie schon lange dem Mann diese Erleichterung gewünscht hätte. — „Seit dem Moment, wo die schreckliche Nachricht kam, wandelt der Greis der Gruft zu, und diese unglückliche Frau scheucht den Frieden des Grabes mit Vorwürfen von ihm.“ Konrad blieb nun allein bey dem Alten. Er bedurfte keiner Versöhnung, keines Trostes; klar übersah sein Geist Ursach und Wirkung des Unglücks, das sein Herz brach, und sann nur über die Wege nach, auf welchen der strafbare Sohn in einem andern Daseyn entsühnt wieder zu ihm zurückkehren könnte. „Daß mein altes müdes Herz bey seiner Schuld brach, sagte er, das vermehrt sie nicht, und das kommt mir zu gute, denn es bricht in Liebe. Ich erzog ihn schlecht — er verzeihe mir die Reue, die ihn treffen wird! das Unheil, das er auf seine Kinder fortpflanzen wird! Aber — hier blickte er durch das nahe Fenster zu dem besternten Nachthimmel auf — dort sind Wege genug, auf dem irgend einer uns beyde zu dem Lichtquell empor führt.“

Unter Konrads frommen Gebete schlief er ein. Konrad drückte seine hellen Greisen-Augen zu, und die unendliche Wehmuth seiner Seele fasste sich in die Worte des Dichters: teach me at once and learn of me to die. Die alte Frau war sehr unfähig, dem Begräbniß vorzustehen, sie war ganz der Pflege Beatens, jenes jungen Mädchens, überlassen, welches Konrad bey seiner Ankunft im Krankenzimmer gefunden hatte. Beate war die Tochter eines

sehr angesehenen bürgerlichen Beamten, dem das Haus gehörte, von dem der alte Frank einige Hinterzimmer inne hatte. Eine der schönsten Naturen hatte in ihrem Wesen eine seltene Harmonie des Willens und der Kräfte hergestellt — denn ihre Umgebungen waren gemein. Ihre Kirche — ihr Vater war ein katholischer Ausländer — gab ihr eine freyere Handelsweise, wenn es auf gute Werke ankam, als die protestantische Sitte in jenem Theil von Deutschland damals gestattete, sie hatte sich deshalb, sobald sie hörte, daß dieses alte Ehepaar einsam und bekümmert sey, bey des alten Franks Krankenbett eingestellt. Sie wollte nur Theilnahme bezeigen, sie fand aber die Aufforderung, jede Art von Hülfe zu leisten. Franks jährliche Ersparnisse hatte Heinrich jährlich aufgezehrt, ein kleines Kapital, das der Greis von seinem Vater geerbt und seiner Wittwe zu hinterlaßen gedachte, war vor Kurzem durch den Bankerot eines Schuldners verloren gegangen, sein Alter und sein Kummer hatten ihn an gelehrten Nebenverdiensten gehindert, Muthlosigkeit hatte seine alte Gattinn von sorgfältigem Haushalt abgelenkt. — Beate ward helfender Engel in jedem Sinne, und wie der liebe Greis zur Ruhe war, bemühte sie sich, seiner Hinterbliebenen schwaches Gemüth aufzurichten, und sann darauf, wie sie, die auf ihrer Eltern Mithülfe wenig rechnen durfte, den Lebensrest der alten Frau würdig erleichtern könnte. Konrad beobachtete sie mit Bewunderung, und verließ sie nach des Alten Begräbniß mit inniger Liebe. Dem Seelenforscher könnte zuweilen bedünken, da erschien die Liebe am herrlichsten, wenn ein sittlich und geistig gereifter Mensch sie in seiner Seele aufnimmt, wie die heilige Tiefe der unbewegten Fluth des Mondes leuchtendes Bild. Von Osten nach Westen vollendet dieser seinen Lauf, indeß Miriaden von Welten über ihm sich drehen, strahlt die stille Fluth er unverfälscht, rein zurück. So leuchtete von da an Beatens Bild aus Konrads Herzen zurück, und so still wandelte das Mädchen, den Blick ihrer Seele nur auf ihn geheftet, durch das Leben. Konrad sagte ihr, daß er noch einige Jahre würde arbeiten müssen, ehe er ihrem Vater ein annehmlicher Schwiegersohn seyn könne; sie bliebe daher frey, allein er sey für immer gebunden. Sie bekannte ihm, daß ihr stolzer Vater strenge Bedingungen machen würde, um seine Einwilligung zu geben, daß sie mit kindlichem Gehorsam sich jeder unterwerfe, aber keines seiner Gebote ihr je einen andern Gatten aufdringen solle. Die Hoffarth des Vaters sezte sie auf eine schwere Probe. Beate, die Konrad ihr Herz in ihrem zwanzigsten Jahr geschenkt hatte, sah ihre Jugendblüthe bleichen, ehe die elende Bedingung: daß Konrad wirklicher Leibmedikus seyn müsse, um sein Schwiegersohn zu werden, erfüllt wurde.

Konrads Ruf als Arzt ward so glänzend, daß er, der aus niedern und armen Stand entsprossen, keine Protektion genoß, als der Würdigste zum Leibarzt des Fürsten erwählt, nach Beatens Wohnsitz, Heinrichs Geburtsstadt, berufen ward. Erst nach sechs Jahren Treue und Harren vereinte die Ehe ein Paar Herzen, die im ewigen Jugendgefühl von dem Lauf der Jahre keine Spur trugen. Ihr Eheglück war nicht eine schöne Herbstblume, es war der spät grünenden deutschen Eiche gleich, die herrlich und mächtig dem Lauf der Jahrszeiten nachschreitet. Konrad brachte mancherley Sorgen als Erretter und Linderer körperlichen Leidens mit in die Ehe. Beata war schon allein um des Guten willen reich, was sie Jahre lang an Heinrichs verlassener Mutter gethan hatte. Da sie Hülfe bedürftig war, hätte sie in jedem Fall für sie gesorgt, wie sie aber durch ihren Geliebten die nähern Umstände ihres Schicksals erfuhr, empörte sich ihr Herz, daß die Mutter von Konrads Freund der Gemeinheit überlassen bleiben sollte. Sie vermochte ihren Vater, ihr die kleine Wohnung im Hinterhaus um geringe Miethe zu lassen, sie wirkte durch eigenes Zureden und Mithülfe eines wackern Geistlichen so wohlthätig auf sie, daß der leichte Sinn, der früher ihres Sohnes Verderben herbeyführte, ihr nun das Leben tragen half. Beate beredete sie, zu einer kleinen Nähschule den Namen herzugeben, welche sie selbst in der That dirigirte, — aber der Ertrag half der Greisinn fort, und die Beschäftigung erhielt sie heiter, ein durch Beate wach erhaltenes religiöses Gefühl machte sie eifrig, die kleinen Mädchen recht gutmeinend zu behandeln, und also mit gemildertem Schmerz und festem Vertrauen ihren Heinrich entsühnt wieder zu sehen, rief sie nach einigen Jahren der Tod, mitten aus dem Kreis der freundlichen Kinder ab.

Dieser Seegen wirkte aber auch mächtig auf Konrads Leben. Sechs schöne gesunde Kinder wuchsen um ihn auf, er und seine Beate wollten nur Eines — rechtschaffne Menschen aus ihnen ziehen — und das gelang ihnen auf dem einfachen Wege des Gehorsams und des Fleißes; allein auf ihre Charakterbildung und ihren Weg in der Welt, wirkte ausser ihren Lehrern auch das Fortschreiten der Zeit. Marie, das erste Pfand ihres Eheglücks, ward sehr einfach erzogen, im lezten Nachhall der altväterlichen Sitte, die Konrad aus seiner beschränkten Lage, Beate aus ihrem strengen Vaterhause herüber nahm. Der junge Wilmer hatte den Landbau wissenschaftlich studiert, er hatte die Gesetze seines Landes erlernt, um seine eigne und die Rechte der Armen zu vertheidigen, und schuf in dem Dorf, wo sein Vater als Amtmann reich geworden war, ein Bauerngut durch Ankauf und Anbau zu einem herrlichen Landgute um. Er sah und liebte Marie, mit Freuden legte Konrad seines Lieblings Hand in die seinige, fröhlich brachten in den ersten Jahren seine jüngern Kinder die Feyertage bey dem freundlichen Schwager zu, und Konrad segnete Wilmers Loos, der im Wohlstand bey den nützlichsten Beschäftigu-

gen noch Muſe behielt ſeinen Geiſt anzubauen, und ſeine Gattinn liebend mit zu gleicher Bildung fortzuführen. Allein die Jahre brachten Aenderungen hervor.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Amerikaniſche Antiquariengeſellſchaft.

(Fortſetzung.)

Der erſte dieſer Auswürfe und Forts, wie man ſie zu nennen pflegt, in einer nordöſtlichen Richtung, befindet ſich auf der nördlichen Seite des Ontario, nicht weit von dem Schwarzen Fluß. Eines an dem Chenago-Fluß zu Orford iſt auf der öſtlichen Seite des Alleghanies das entfernteſte gegen Süden. — Dieſe Werke ſind klein, ſehr alt und ſcheinen die äußerſten Grenzen des Volkes anzuzeigen, das ſie hier errichtet. Reiſt man von den oberwähnten Werken in einer weſtlichen Richtung gegen den Erie-See zu, ſo trifft man, beſonders in der Geneſee-Landſchaft, auf einige kleinere Werke. Dieſe ſind aber wenig und klein, bis man zur Mündung des Cataraugus-Stromes (Creek) ein Waſſer in der Grafſchaft dieſes Namens, im Staat von Neu-York, kömmt; wo, wie Gouverneur Clinton in ſeinen Memoirs ſagt, eine Linie von Forts anfängt, die nicht mehr als vier bis fünf Millen (Engliſch) von einander entfernt ſind, und ſich über 50 Meilen gegen Süden erſtrecken. Parallel mit dieſer ſoll es noch eine andere Linie derſelben geben, deren wenige Fuß hohe Wälle gewöhnlich nur ein Paar Morgen Landes einſchließen. Gegen Südweſten findet man noch viele dieſer Werke, ſie ſind aber wie die vorerwähnten, im Vergleich mit andern klein, bis man an dem Licking bey Newark kömmt, wo ſich einige der größten und verwickeltſten in dieſem Staat, oder vielleicht in der Welt befinden. Folgt man von dieſen immer weiter in einer ſüd-weſtlichen Richtung, ſo findet man einige ſehr große bey Circleville. Zu Chillicothe gab es welche, die aber die alles zerſtörende Hand des Menſchen ihres Inhalts beraubt und gänzlich geſchleift hat. An dem Paint-Strom (Creek) befinden ſich einige, die, in mancher Hinſicht, alle andere übertreffen, und wo wahrſcheinlich ehemals eine alte Stadt von großem Umfang ſtand. An der Mündung des Scioto, ſo wie auch an der Mündung des Muskingum befinden ſich einige ſehr große. Kurz dieſe Werke ſind nahe einander über die große Ebene von dem ſüdlichen Ufer des Eriefees bis zum Mexicaniſchen Meerbuſen verbreitet, und nehmen, je weiter man gegen Süden kömmt, an Zahl, an Umfang und Größe zu. Auch um den Meerbuſen her durch die Provinz Texas nach Neu-Merico und weiterhin bis in Südamerika leiten ihre Spuren. — Herr Atwater liefert hierauf eine Beſchreibung einiger der vorzüglichſten am Ohio, nach ſeinen eigenen Unterſuchungen und Meſſungen. Die alten Werke bey Newark in der Grafſchaft Licking, ſind von großem Umfange. Ein Fort, beynahe von der Geſtalt eines Achtecks, mit ungefähr zehn Fuß hohen Wällen, die über 40 Morgen (acres) Land einſchließen, ſteht mittelſt parallellaufenden Wällen von gleicher Höhe, mit einem runden Fort von 22 Acker in Verbindung. Aehnliche Wälle bilden nördlich einen Gang zum Fluß Licking, und laufen in einer ſüdlichen Richtung zu einer unbeſtimmten Ferne. Ein ähnlicher Gang, 300 Ketten lang, führt zu einem viereckigen Fort von 20 Acker, welches wieder auf dieſelbe Weiſe mit einem runden von 26 Acker verknüpft iſt. An den Enden der äußerſten Oeffnungen befinden ſich, was man runde Thürme nennen möchte, und nahe bey einem der Forts ſteht eine, zum Theil ſteinerne 30 Fuß hohe Warte, dieſe beherrſchte einen großen Theil, wo nicht die ganze Ebene, worauf die Werke ſich befinden, und würde es noch jezt thun, wäre der dicke Anwuchs der Waldbäume hinweggeſchafft. Unter der Warte befand ſich, dem Anſcheine nach, ein bedeckter Gang, wahrſcheinlich ein geheimer, nach dem Fluſſe zu, deſſen Bett ſich ehemals nahe an dieſer Stelle befand, der aber ſeitdem ſeinen Lauf geändert. — Ein Paar Meilen von Newark, auf der Südſeite des Licking findet man viele ſonderbare Löcher in der Erde, die das Volk Brunnen nennt, die aber nicht in dieſer Abſicht gegraben worden. Es ſind deren wenigſtens 1000, und viele derſelben über 20 Fuß tief.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Juli.

(Fortſetzung.)

Während dieſer durch zwey Monate fortdauernden unfreundlichen Witterung fügte ſich's, daß unter den wenig regenfreyen Tagen, deren es kaum drey oder viere gab, grade der Frohnleichnamstag einer der heiterſten, wiewol noch immer kühl und windig, war. Das dießjährige Feſt zeichnete ſich durch beſondern Glanz aus, indem die ganze hier anweſende kaiſerliche Familie nebſt dem ſämmtlichen Hofſtaat daran Theil nahm. Der Zug, von der Metropolitankirche zum heiligen Stephan ausgehend, und durch die Kärntnerſtraße über den neuen Markt und den Michaelsplatz, dann über den Kohlmarkt und den Graben, wo bey der heiligen Dreyfaltigkeits-Säule das vierte Evangelium geleſen wird, dorthin zurückkehrend, dauerte von einem Ende der zuerſt genannten Straße bis zum andern, weit über eine volle Stunde. Man denke ſich aber auch die Menge der Abtheilungen und das zahlreiche Gefolge! Durch die verſchiedenen Innungen und Zünfte, achtundvierzig an der Zahl, mit ihren Fahnen und Standarten, wird die Proceſſion eröffnet. Zuerſt kommen die bürgerlichen Zimmerleute, zuletzt die Goldſchmiede. In dieſer Reihe finden ſich unter andern auch die bürgerlichen Käſeſtecher (Höcker) und Lebzeltner (Pfefferkuchenbäcker). Hierauf folgen die Kinder aus dem Waiſenhauſe — ein rührender Anblick! Mit frommen, ſittſamen Geberden, rein und zierlich gekleidet, wie man es kaum in den Feenballets auf dem The-

ter an der Wien sieht, wandeln diese Knaben und Mädchen den Einen Tag im Jahre vor den Augen ihrer erhabenen Beschützer, die ihnen Vater und Mutter sind, auf dem Wege des Herrn im eigentlichen Sinn. Nun kommen die verschiedenen Kongregationen und Pfarreyen, zusammen vierunddreyßig, nach Stand und Würden in festlichem Ornat, oder kirchlichem Gewand und Ordenskleidern. Die P. P. Serviten voraus, zum siebenten die Dominikaner, unter den Pfarren die zu den sieben Zufluchten, ferner zu den heiligen Schutzengeln, zu den heiligen vierzehn Nothhelfern, zu den neun Chören der Engel, und zuletzt die Pfarre zu St. Michael, bey deren Kirche nächst der Burg das dritte Evangelium gelesen wird. Zwischen den sämmtlichen Pfarren gehen die männlichen Begleiter aus dem Volke Paar und Paar. Nach den Weltpriestern und regulirten Geistlichen folgen die Oberoffiziers vom Bürgerregiment mit ihren Korps; der Magistrat; die kaiserl. königl. Hoftrabanten, die Edelknaben, Truchsesse, Kämmerer; die geheimen Räthe und Minister (mit Windlichtern); die Ordensritter und Kommandeurs; die Hofsänger; die Ehrgeistlichkeit, die Ordensgroßkreuze; die Ritter des goldnen Vließes, mit dem Domkapitel des Erzstiftes. Dann die Dekane der vier Fakultäten, nebst dem Rektor Magnifikus und den vorausgehenden Pedellen. Rechts und links wird diese Abtheilung von der Burgwache begleitet. Nun erscheinen die Erzherzoge mit ihren Obersthofmeistern; ihnen folgt der Weihbischoff (sonst der Erzbischoff) mit dem Venerabile unter einem Baldachin, getragen von den Bürgern des äußern Raths, die Quasten aber von den Kämmerern; Edelknaben mit brennenden Wachsfackeln zu beyden Seiten. Diesen ganzen Theil des Zuges umgeben die Leibwachen zu Fuße. Der Nächste nach dem Allerheiligsten ist der Monarch, mit dem Orden des goldnen Vließes und dem Militär-Ordensband umgethan. Ihm folgt die Kaiserinn, die einen reichen Schmuck von Diamanten trug, und ein Gewand, worin Glanz und Würde sich vereinigten. Die Garden zu Pferde schließen diesen Zug, dessen lange Reihe nur von abwechselnden Musikchören unterbrochen wird. Gleich nach Mitternacht ertönen fortwährend freudige, festliche Harmonieen in allen Gegenden, durch welche die Prozession vorüber zieht. Hier paradiren auch Abtheilungen vom Militär, den sämmtlichen Bürger- und Stadtmiliz-Regimentern. Auf dem Josephsplatz ist das Korps der Akademie der bildenden Künste aufgestellt, und am Graben feuert das Grenadier-Bataillon nach geendigtem Gottesdienst eine dreyfache Salve ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, den 3. Juli.

(Beschluß.)

Was unsere Bühne anlangt, die jetzt (Anfang Juli) einen Monat geschlossen ist, da die Gesellschaft in dem nahgelegenen Badeort Lauchstädt Schauspiele gibt, so scheint es mir, als habe sie in der letztern Zeit sich mehr in der Oper, als im Schauspiel hervorgethan, woran auch manche Störungen z. B. die Krankheit der Mad. Genast Schuld haben können. Unter den Opern standen noch immer vorzüglich in Gunst das Zauberglöckchen, der Barbier von Sevilla und Paers lustiger Schuster (zwey in jeder Hinsicht gelungene Aufführungen). Aschenbrödel, Joconde; Lodoiska wollte weniger als früher zusagen, es gehört aber wohl zu dieser Musik eine zum Theil kräftigere Besetzung. Im Opferfest machte Demois. Court unsere bisherige Konzertsängerinn, auch einen theatralischen Versuch mit aufmunterndem Beyfall; der schon bedeutende Grad von Gesangsfertigkeit, in Verbindung mit einer wohlklingenden Stimme, fordert bey ihrer Jugend zu Nachsicht mit Vortrag und mimischer Darstellung auf. Außerdem ist nur der rühmliche Aufschwung der Mad. Neumann-Seiß in der höchst schwierigen Parthie der Elvira, und der brave Vortrag des seine Stimme immer glücklicher benutzenden Hrn. Gay als Oberpriester auszeichnungswerth. — Als Gast trat Dem. Willmann vom königl. Hoftheater in Dresden auf, zuerst am 12. Juni in einigen zwischen den Akten des Schauspiels: der Wald von Hermannstadt vorgetragenen Gesangstücken (einer Scene von Rossini, und den sogenannten Catalani'schen Variationen über das Thema o dolce concento aus Mozarts Zauberflöte), und dann als Königinn der Nacht in der letztgenannten Oper. Ihre unverkennbare Schule und bedeutende Bravour erwarben ihr verdienten Beyfall bey den Kennern, wenn auch ihre Stimme, mehr in dem Umfang ihrer hohen Töne, als in den Mitteltönen dem Ohre schmeichelt. Die Leichtigkeit und Nettigkeit, mit welchen sie namentlich die genannten Variationen vortrug, möchte wohl bey unsern Bühnensängerinnen selten seyn. In derselben Oper trat auch Demois. Wagner (vom Frankfurter Theater) in der Parthie der Pamina als Gast auf, und ein Hr. Köbert machte als Sarastro einen theatralischen Versuch. Kenner versichern mich, daß sie, ein wenig Detoniren abgerechnet, seit langer Zeit keine so angenehme Pamina gesehen und gehört haben; es bedürfte also nur der Benutzung einer guten musikalischen Schule. Hr. Köbert soll die seltene Gabe eines sonoren tiefen Basses besitzen und wegen seines gelungnen Vortrags der bekannten Cantilenen jener Parthie ebenfalls sehr günstig aufgenommen worden seyn. — Bald darauf machte das neueinstudirte Donauweibchen (1ster Theil) wieder — furore. Der Glanz des Aeußern, die liebenswürdige, die liebliche Gewandtheit der Demois. Böhler, welche in den wechselnden Gestalten des Donauweibchens erschien, — die zum Theil höchst gelungenen und allgemein ansprechenden Melodien, von denen einige den Rossini'schen Cavatinen auf jedem Fall zu vergleichen sind, und endlich gewiß auch das Poetische des Grundstoffes, was aus der platten und ungeschickten Bearbeitung noch hier und da hervorschimmert, dieses alles erklärt uns den Beyfall, welcher die Darstellung dieses Stücks erhielt, wenn sie gleich in mancher Hinsicht noch vollkommener hätte seyn können (z. B. in Hinsicht des die recitirenden Albrecht von Waldsee, dessen Darsteller auf körperliche Haltung und Kraft der Pronunciation sein Augenmerk sehr zu richten hat.

Von Schauspielen heben wir vorzüglich die Darstellungen des Bildes, Fluch und Segen, des Lustspiels die beyden Peter, und Peter und Paul aus. Ein Hr. Wallbach, welcher als Gast in der Rolle des Grafen Werthen (in der beschämten Eifersucht) nicht außerordentlich gefiel, mißfiel als Posa in Don Carlos. In Elise von Valberg trat Mad. Genast zum erstenmale nach ihrer Schwangerschaft und Krankheit mit verdienter Auszeichnung als Fürstinn auf. Ihre Darstellung hat ganz das Edle und Würdige, welches diese Rolle verlangt. Weniger konnten wir mit den übrigen Rollen zufrieden seyn. Die einzige neue nach meiner Einsicht aber sehr mangelhafte Darstellung war die Aufführung des noch im Manuscript befindlichen Trauerspiels von E. Gebe: Peter und Alexis. Ueber das Gedicht will ich nächstens Einiges melden.

A. W.

Berichtigung.

In dem Mgbl. Nro. 133. S. 532 l. Fr. Schneiders statt: Fr. Schröders. — Auf der zweyten Spalte Z. 12 von oben l. Uebertreibung statt: Bearbeitung, und weiter unten Z. 40 ist von Schauspielen statt: von Scheffler zu lesen.

Beylage: Literaturblatt Nro. 62.

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Freitag den 3. August 1821.

Dramatiſche Dichtkunſt.

König Erich. Ein Trauerſpiel in fünf Acten. Von Joſeph Freyherrn von Auffenberg, Lieutenant der Großherzoglich-Badiſchen Garde zu Pferde. Bamberg und Würzburg, in den Goebhardiſchen Buchhandlungen. 1820. 234 S. gr. 8.

Der brave Reiter-Offizier wird nicht müde, die kritiſchen Wachen am Tempel der Melpomene zu allarmiren, und es iſt dießmal eine vollzählige Schwadron tragiſcher Cuiraſſire, mit welcher derſelbe kommt, eine Fahne aus dem Tempel der Muſe zu holen.

Erich XIV. hat den Thron von Schweden beſtiegen, nachdem ſein älterer Bruder Johann angeblich von einem wilden Thiere auf der Jagd zerriſſen worden iſt. Sein zweyter Bruder Guſtav ſitzt auf ſeinen Befehl in Gropsholm gefangen. Warum? Um Hochverrath: der König giebt ihm ſchuld, es mit den Dänen und Polen zu halten. Sein dritter Bruder Carl lebt' am Hof' im Wahnwitze, der aber blos Hamletswitz, ein verſtellter Irrſinn iſt. Seine Schweſter Cäcilie iſt bereits von ſeinem großen Vater (Guſtav Waſa) dem Markgrafen Chriſtoph von Baden zugeſagt worden, und der König Erich wünſcht die Vollziehung dieſer Verbindung; aber Cäcilie, von dem Unglück ihres Hauſes erſchüttert, will lieber beten, als heyrathen. Der alte Graf von Swante Sture iſt im Beſitz eines Geheimniſſes, das er dem Reichstag anvertrauen will, und hat einen Sohn Edwin, welcher eine Verlobte Sigrid hat. Der König ſeiner Seits hat einen Vertrauten, den Geheimſchreiber Jöran, der ebenfalls im Beſitze eines Geheimniſſes zu ſeyn ſcheint, und ihm ſelbſt, dem König, laſtet offenbar ein Geheimniß auf dem Gewiſſen. So ſtehn die Sachen, als der Markgraf Chriſtoph ankommt; aber es iſt, vor der Hand wenigſtens, nicht ſowol Cäciliens Hand, was ihm am Herzen zu liegen ſcheint, als vielmehr die Freylaſſung ſeines Freundes, des Herzogs Guſtav, die er mit keckem Eifer vom König verlangt. Dieſe verweigert Erich, und ſo entſteht ein Wortzhader, welcher damit endiget, daß ein Ritter mit geſchloſſenem Viſier aus ſeinem Gefolge dem König den Handſchuh hinwirft, und ihn zum Kampfe bey Gropsholm fordert. Ein neues Geheimniß, in deſſen Beſitz anſcheinlich nur der geheimnißvolle Ritter ſelbſt und der Landgraf ſich befinden. Das Geheimniß des Königs erfahren wir bald: er hat ſeinen Bruder Johann auf der Jagd meuchlings erſchoſſen, und wird weniger von dem Gewiſſen, als von dem Dunkel geplagt, welches ſich von ſelbſt um ſeine That gelagert hat, indem von der Leiche des Herzogs nichts gefunden worden iſt, als das blutige Kleid. Dieſes Geheimniß weiß der Geheimſchreiber, beyde ſprechen mit einander davon, und in der Vorausſetzung, daß es auch Graf Swante Sture durchſchaut habe, läßt der Macbeth von König ihn durch den Geheimſchreiber ermorden. Der Sohn des Ermordeten ſchwört Rache, aber an wem? Das iſt die Frage, da der Mörder und ſein Gehülfe verlarvt waren. Er ſchwört, ſein Theuerſtes dem zu opfern, der ihm den Mörder nennt. Der Zeuge findet ſich. Herzog Carl iſt für Sigrid entbrannt, und hat Luſt ſie und ſich mit Erichs Diadem zu ſchmücken. Der König nachtwandelt zu Stures Grabe, und hier, von Carl belauſcht, verräth er ſich irre redend als Johanns und Swante Stur's Mörder. Willkommener Fund! Carl erbietet ſich, dem Edwin Sture das Ziel ſeiner Rache zu nennen, auf die Bedingung, daß dieſer ihm Sigried abtrete. Das wird zwar vor der Hand verweigert, aber er giebt, abgehend, den Liebenden Bedenkzeit, und fährt inzwiſchen fort, auf ſeine Ueberſchiffung nach Dänemark Bedacht zu nehmen, wo er Hülfe zu finden hofft, ſeinen Bruder vom Throne zu ſtoßen. Nachdem Edwin geſehen, daß Sigrid entſchloſſen iſt, für die Erfüllung ſeines Schwures nothfalls zu ſterben, entſchließt er ſich, den Namen des Mörders, um den Beſitz der Geliebten einzutauſchen. Inzwiſchen iſt der Markgraf Chriſtoph mit ſeinen deutſchen Rittern vor Gropsholm gezogen, um Guſtav zu befreyen, welchen der Commandant bey dem bevorſtehenden Sturm' in den Pulverthurm einſperrt, um, ein zweyter Prinz, im unglücklichſten Falle ihn, ſich und die Sieger in die Luft zu ſprengen. Die Feſtung wird erſtürmt; aber auch König Erich iſt von der Parthie, er eilt den Beſiegten zu Hülfe, ficht mit dem verhüllten Ritter

spaltet ihm den Helm, und erkennt — seinen Bruder Johann. Das Heer erkennt ihn auch, Erich entflieht nach Stockholm, der Markgraf Christoph erbricht den Pulverthurm, befreyt Gustav und jagt mit ihm davon. „Bald darauf geht der Thurm mit einem Theil der Festung in die Luft.“

Wir sind jezt am Ende des dritten Aktes. Was kann im 4ten und 5ten sich noch begeben? Erich, in Stockholm verschanzt, wird eingeschlossen vom Feinde. Herzog Carl führt Edwin Sture vor ihn, und nennt ihn diesem als den Mörder seines Vaters. Edwin will sofort Rache nehmen, wird aber entwaffnet und in den Kerker geworfen. Dort sucht ihn Sigrid auf, dort findet Carl beyde, er dringt auf die Vollziehung des Vertrags, Sigrid erstickt sich in des Geliebten Armen, und neben ihrer Leiche stürzt Edwin sich in sein Schwert, worauf Carl, schon früher mit den feindlichen Dänen im Bunde, nach Dänemark entflieht. Erich, von Christoph aufgefordert, die Krone dem Bruder Johann abzutreten (welcher begreiflich auf der Jagd nur verwundet worden war, und zu Christoph heimlich sich geflüchtet hatte), beschließt eine Gegenwehr der Verzweiflung. Das Schloß wird erstürmt, Erich wird wahnsinnig und stürzt sich vom Balkon, Johann weiset seinem treuen deutschen Freunde den Lohn seines Beystandes in Cäciliens Armen an, und befiehlt das Begräbniß der Todten.

So sind die Auffenbergischen Cuirassiere gewachsen, beritten und bewaffnet; so manövriren sie, und Melpomene mag nun durch ihr Organ, das Publikum — vox populi vox Dei — sich erklären, ob sie ihnen eine Oriflamme aus ihrem Tempel verleihen will, oder nicht. Will sie, so haben wir, in der kritischen Thorwachstube nichts drein zu reden. Ob sie aber wollen wird, und, wenn sie nicht wollen sollte, warum ungefähr sie nicht wollen möchte, darüber dürfen wir schon ein wenig kannengiesern, wie es in Wachstuben gewöhnlich ist, während die Commandantur über eingegangene Depeschen mit ihrem Kriegsrathe delliberirt.

Der Flügelmann der Schwadron (in der Sprache der Dramaturgen der Held) hat eine Eigenschaft, die heutzutage weit beliebter ist, als alles Heldenthum: er ist eine legitime, historisch begründete Person. Die Leser können sich, in Ermangelung besserer Quellen, aus dem neuesten Conversations-Lexicon überzeugen, daß er wirklich i. J. 1560 den Thron von Schweden bestiegen, einen energischen Charakter gehabt, gegen seine, ihm feindlich gesinnten Brüder eine blutgierige Wuth offenbaret und gegen seine Unterthanen manche Tyranney sich erlaubt hat, weshalb seine Brüder eine Parthey gegen ihn gebildet, und ihn mit Hülfe der Reichsstände i. J. 1568 der Regierung entsezt haben. Auch werden die Leser in Bredow's Weltgeschichte in Tabellen Tab. 8. finden: „Schien wahnwitzig, abgesezt 1658,“ sammt der Nachricht, daß ihm Johann II auf dem Throne gefolgt ist; und Becker's Weltgeschichte für die Jugend Theil 7. Abschn. X. §. 4. wird sie unterrichten, daß er wirklich die Familie Sture verfolgt, und zwey Brüder, Namens Johannes und Karl, gehabt hat. Hat er den theatralischen Sprung vom Balkon nicht gemacht; so sind daran blos seine feindlichen Brüder schuld, die ihn laut des Conv. Ler. gefangen hielten, und 10 Jahre später an Gift sterben ließen. Kurz, er ist historisch begründet in seiner Wurzel, und man kann ihn darum, weil er auf Badenschem Boden einige unhistorische Zweige getrieben, nicht verwerfen.

Aber Melpomene, wenn sie es mit historisch begründeten Helden zu thun hat, ist durch die Kriegsartikel des Parnasses verbunden, ihre prosaische Schwester Clio in den Kriegsrath zu ziehen: wie denn auch unter anderen Dannecker eine solche kriegsräthliche (jedoch vertrauliche) Besprechung zwischen beyden Musen leibhaftig abgebildet hat. Man kann es zwar schon an dieser Bildgruppe *) wahrnehmen, daß in dergleichen Fällen nicht Clio, sondern Melpomene, die entscheidende Stimme hat: denn während sie der erzählenden Schwester das Ohr leiht, schweift ihr Auge weiter hinaus, in eine, nach der Richtung des Blickes zu urtheilen, höher liegende Ferne. Dennoch aber ist Melpomene nach besagten Kriegsartikeln nur in soferne befugt, die unhistorischen Pfropfreiser tragischer Heldenbäume gut zu heißen, in wieferne sie der Schwester beweisen kann, daß sie zur tragischen Wirkung nothwendig oder beförderlich gewesen. Wird sie das hier können?

Es ist wahr, der Auffenbergische Flügelmann scheint von musterhaftem Seelenbaue zu seyn. Er hat (vor dem Beginnen des Stücks) tüchtig auf das geschlossene Infanterie-Carré der Pflichten eingehauen, und wenn er jezt (im Stücke) etwas kraftloser erscheint; so ist das sehr gut aus den schweren Wunden zu erklären, welche die auseinander gesprengten Pflichten mit ihren dreyschneidigen Bayonetten seinem Gewissen versezt haben. Es ist ferner wahr, daß er noch vor seinem Erscheinen die Neugierde der Zuschauer spannt: denn sie erfahren, daß er, obwol kränklich, doch mit einem Mantelsacke ankommen wird, in welchem — Geheimnisse stecken. In dieser Hinsicht scheint er beynahe vor seinem Waffenbruder Macbeth etwas voraus zu haben, da dieser seinen Mantelsack leer mitbringt, und

*) Klingemann in der Schrift: Kunst und Natur Bd. 1. S. 189. beschreibt dieses Basrelief so: „Die Geschichte steht der Tragödie vor; jene hat eine Rolle in der Hand, worüber sie sich hinbeugt, und dadurch kleiner erscheint; so wie ihr Gesicht auch einen wirklicheren Ausdruck hat. Melpomene dagegen, größer und idealer gebildet, legt ihr, die tragische Maske über die Stirn empor haltend, die Hand auf die Schulter, und schaut ihrend, aber das Gelesene in einem größern Sinne auffassend, über sie in die Ferne hinaus.“ D. Red.

denſelben vor unſeren Augen vollpackt; und viel unfehlbar hat er voraus vor dem Wetzeliſchen Flügelmanne Herrmannfried, den wir im Lit. Bl. v. J. 1819. Nro. 13. gemuſtert haben. Aber da er uns einmal nicht, wie Macbeth, ſeine leidenſchaftliche Betriebſamkeit und wachſende Stärke im Packen zeigt; ſo verſcherzt er jenes Voraushaben dadurch, daß er — zu bald auspackt, und uns den ganzen ſcheußlichen Inhalt des Mantelſackes, den vorſätzlichen Brudermord um eine Krone, vor die Augen bringt. Es läßt ſich überhaupt gegen ſolch einen Mantelſack vielerley einwenden, beſonders wenn neben der Miſſethat nicht auch einige erhebliche Entſchuldigungs- oder Milderungsgründe darinnen ſtecken; aber ſoll nun einmal einer ſeyn (wie denn bekanntlich ſelbſt der athenienſiſche General Sophokles ſeinem Flügelmanne Oedip dergleichen zugetheilt hat); nun, ſo ſoll doch wenigſtens der Reiter nicht im voraus ſagen, was darinnen verborgen iſt. Er wiſſ' es lieber nicht einmal, wiſſ' es wenigſtens nicht vollſtändig, und wenn es endlich fremde Hände an den Tag bringen, ſo leid' er ſeine Strafe wie ein braver Soldat!

Erich ſagt uns ohne Noth ſelbſt, was er aufgepackt hat. Er zeigt uns freylich, daß die Laſt ihn drückt, quälend drückt. Er könnt' in dieſem Zuſtand unſer Mitleid für ſich rege machen, wenn er es recht anfienge, wenn er uns tiefgefühlte Reue zeigte. Aber was würde es ihm ſonderlich helfen? Er würde das Mitleid doch nur wieder verſcherzen, weil er die Sühne der Reue durch ſeine Handlungen nach der Entdeckung verwirkt. Was entdeckt die Entdeckung? Daß der Brudermord im Mantelſacke ſeines Bewußtſeyns nur ein vermeintlicher, nur ein inchoirter*) war. Hätt' er wahrhafte Reue gefühlt; ſo müßt' er nun froh ſeyn über die Entdeckung, und das wäre mit ſeinem Verzweiflungskampfe um die uſurpirte Krone nicht wohl verträglich.

Aus allen dieſen Gründen ſcheint hervorzugehen, daß der Auffenbergiſche Flügelmann weder nach der weltbekannten, ariſtoteliſchen Probe equipirt, noch nach dem ſhakſpear'ſchen Reglement exercirt iſt; und da ſowol der praktiſche Kunſtphiloſoph von Albion, als der theoretiſche von Athen im Kriegsrathe der tragiſchen Muſe berathende Stimmen haben, auch die Muſe Clio, obgedachtermaßen, die unhiſtoriſche Zuthat an ihm unter dieſen Umſtänden als unzuläſſig anfechten kann; ſo vermuthen wir, daß Melpomene die verlangte Fahne ſchon allein des Flügelmannes wegen verweigern werde.

Was nebenbey von dem Aſter-Hamlet Carl, von ſeinem unnützen Leibarzte Mornay, von dem überflüſſigen päbſtlichen Legaten, von dem aufſteigenden Pulverthurme, und von dergleichen Nebenſachen mehr in dem Kriegsrathe gehalten werden möchte, das laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Inzwiſchen glauben wir, daß der Anführer der Schwadron mit der Schwadron und inſonderheit mit dem Flügelmanne nicht werde verwechſelt, ſondern zu neuer Werbung und Organiſirung ermuntert werden. Er ſcheint uns gut beritten, und wenn er ſeinem Roſſe den, zuweilen etwas langweiligen, Paradeſchritt der Sentenzen abgewöhnen kann; ſo wird es hoffentlich ein tüchtiges Schlachtroß werden. Es ſteigt bey dem Trompetenſtoße der Leidenſchaft, wie man u. a. S. 78 ſehen kann, wo Edwin, nachdem er ſeinen Vater ſterben ſehen, den Himmel alſo anruft:

Hör' mich! Leih deinem Donner eine Stimme,
Die mir die Wahrheit offenbart! Du ſchweigſt?
Dein Arm iſt mächtig! ſchreib mit einem Blitz
Den Mörder-Namen*) an das Firmament!
Schnell wie der Blitz will ich den Vater rächen.

Aber es iſt Schade, daß es unmittelbar vor dieſem Steigen ſo tautologiſch trippelt:

Du biſt das Haar gezählt auf unſerm Haupte,
Dein Auge ſieht in jede Menſchenbruſt,
Klar liegt die That, die gräßliche, vor dir,
Denn deiner Wahrheit bleibt ja nichts verborgen.

Und doppelt Schade, daß der Reiter unmittelbar nach dem Steigen es gleich wieder fromm macht, als ob es das Ueberſchlagen fürchtete:

Ja, Rache ſchwur ich auf des Heilands Bild,
Und auf die Silberlocke des Erſchlag'nen!
Mein Schwur flieg mit dem letzten Lebenshauche
Des Vaters auf zu Gott! ich werd' ihn halten.

Das verwöhnt die Muſenpferde, bey denen das Bäumen nichts anderes, als ein Anſatz oder eine Vorübung zum Fliegen iſt.

*) Inchoatus; ein Kunſtausdruck der Jurisprudenz, der von begonnenen, aber nicht ausgeführten Verbrechen gebraucht wird. M.

*) „Des Mörder's Namen" wär' hier beſſer. M.

Spaniſche Literatur.

(Fortſetzung.)

La Constitucion espannola, ó romances del Andaluz en la corte: por D. P. de la Iglesia y Darrac, Direktor der Militär-Reitſchule in Sevilla. Gedichte ohne Poeſie! — Die Theologie geht gegenwärtig, wo alle Preſſen mit dem Drucke von Zeitſchriften und politiſchen Brochüren beſchäftigt ſind, faſt ganz leer aus. Indeß iſt doch der 2te Theil von Francisci Giftſchütz, Instituciones Theologiæ pastoralis erſchienen, und Historia de la Iglesia y obispos de Pamplona real y eclesiastica del reino de Navarra: su auctor el Dr. D. Gregorio Fernandez Perez, cura de S. Bartolomé de la ciudad de

leros de los Caballeros. Das Werk enthält viele interessante Notizen für die Geschichte von Spanien, und ist mit vieler Kritik abgefaßt. —

Schon im Begriffe, diesen Bericht zu schließen, erhalte ich noch zwey Werke, welche wenigstens Auszeichnung verdienen. Ensayos de moral, de politica y de historia, escritos en las provincias, del Rio de la Plata en la actual Revolucion de America por L. M. (D. Lucas Munnoz?) 3 Theile, wovon der 1ste so eben erschienen ist. Der Verf. schrieb diese „Versuche" im Gefängnisse, in welches er von den Insurgenten geworfen ward, und in welchem er mehrere Jahre verlebt hat. „Augenzeuge, sagt er, des verwüstungsvollen Krieges, welcher jene Länder verheert, litten Geist und Herz gleich sehr beym Anblick dieser Uebel, und nur die Beschäftigung mit diesen Abhandlungen verschafften mir Momente der Zerstreuung und Zufriedenheit." Der erste Band enthält sechs Abhandlungen; a) über den Selstmord und den Unterschied der Selbstmörder in Europa und Amerika. „In Europa, bemerkt der Verf. ist der Selbstmord in großen, besonders in reichen und luxuriösen Hauptstädten sehr häufig, desto seltener in Dörfern und kleinen Ortschaften, wo man der Ruhe und der anmuthigen Einsamkeit der Gefilde genießt. In Amerika dagegen sind die Selbstmorde in den Städten ungemein selten, dagegen hört man von Zeit zu Zeit von Selbstmorden in den Einoden und Wüsten. In Europa dringen sich die ehrgeizigen Höflinge um, die unterrichteten Bürger, die Philosophen, welche für die scharfsinnigsten und aufgeklärtesten gehalten werden, in Amerika nur die armseligen Hirten der Andes, die rohen Bauern der Pampas und die ungebildeten Bergleute in den Minen. Und was ist, fragt man, die Ursache dieser Verschiedenheit. Nach meiner Ansicht muß man sie in dem melancholischen Charakter der Indier suchen, der sie vor den übrigen Nationen der Erde so eigenthümlich auszeichnet. Die Melancholie ist wirklich eine herrschende Leidenschaft der Eingebornen. Ein schwächlicher Körper, trauriger Blick, langsamer Schritt, träger Geist, launiges unbeständiges Gemüth und eine eigenthümliche Apathie, die fast keinem Reizmittel weicht, formen das moralische und physische Bild des Indiers, er sey Mexikaner oder Peruaner. Man kann im Allgemeinen behaupten, daß das Siegel der Melancholie alle seine Handlungen, Reden, Entwürfe und Unternehmungen charakterisirt. Was ist z. B. trauriger als die meisten seiner Nationaltänze? Ich sah sie vor Kurzem in dem kleinen aber sehr alten Flecken Macama an dem Gebirgszuge der Andes; ich beobachtete sie mit der größten Neugierde und Aufmerksamkeit, und erinnere mich, daß sich meiner eine große Niedergeschlagenheit bemächtigte; es traten mir Thränen in die Augen und ich zog mich aus der Versammlung zurück, den Kopf voll trauriger Ideen, die sich meiner Einbildungskraft verworren und drückend aufdrangen. Dasselbe ist mir in andern Gegenden und bey andern Gelegenheiten begegnet, u. s. f." — b) Ueber die barbarische Sitte der Menschenopfer, welche bey einigen gebildeten Völkern des Alterthums herrschte. Vertheidigung der Indier. c) Ueber die Musik. Bey den Alten bildete sie einen wesentlichen Theil der Erziehung. Zwey Bemerkungen über die Erziehung der Indier. d) Ueber einige Mittel, um zu verhindern, daß die Negersclaven nicht die Ruhe und Sicherheit unserer überseeischen Besitzungen gefährden. 5) Ob in einem Sklaven Tugend wohne. Gegen Montesquieu. 6) Ueber den Namen „glücklich", welchen die Alten den canarischen Inseln gaben. Den Schluß macht eine wenig bedeutende Rede, welche der Verf. 1807 an den Klerus der Stadt Buenos Ayres gehalten, als die Engländer am La Platastrome landeten. — Die zweyte Schrift ist leider nicht so interessant, als man vielleicht dem Titel nach: Relacion documentada del origen y progresos del trastorno de las provincias de Venezuela, hasta la exoneracion del capitan general D. Domingo Monteverde, hecha en el mes de Diciembre de 1813 por la guarnicion de la plaza de Puerto-Cabello: por D. Pedro de Urquinaona y Pardo, oficial de la secretaria de Estado y del Despacho de la Gobernacion de Ultramar. Das Werk enthält wenig Aufschlüsse über jenen denkwürdigen und folgenreichen Kampf des Mutterlandes mit den abgefallenen Pflanzstädten, die Aktenstücke sind fast alle bereits durch die Madrider Zeitung bekannt. Wer indeß Materialien zur Geschichte dieses Krieges sammeln will, wird das Werk doch nicht wohl entbehren können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gleich.

Die Anzeige des Romans, Guido's Leben, im Lit. Bl. Nr. 4. hat den Verf. (Friedrich Gleich) zu einer echt brochäuslichen Antikritik gegen mich erhitzt (Dresdener Lit. Merkur Nr. 18.), an deren Schlusse gesagt wird, „es sey ziemlich so weit gekommen, allgemein für „eine Ehre erkannt zu werden, Hrn. Müllners Grimm „auf sich geladen zu haben." Möglich; aber für Herrn Gleich und seines Gleichen ist diese Ehre nur nicht so gleich zu haben. Ich habe seinen Roman eben so wenig gelesen, als die übrigen Schriften, welche auf demselben Blatte angezeigt sind, und deren Verff. er in seine Sache zu verflechten sucht. Aber ich bekenne, daß ich auch die Recension seines Romans vor dem Abdrucke kaum gelesen habe: denn sie war kurz (das ist böser Wille selten) und der Rec. hatte mein Vertrauen. Jezt hab' ich dieselbe schärfer angesehen, und dem geehrten Kunstrichter nicht verhehlt, daß seine Recension mir so wenig gefallen hat, als ihm der Roman: denn sie enthält in 15 Zeilen unbedingte, trocken ausgesprochene Verwerfung ohne allen Beleg aus dem Buche.

Hr. F. G. besorgt übrigens auch für sich und zwey andere Autoren,*) daß ich ihnen meinen Groll bey allen „etwa noch von ihnen zu erscheinenden Werken" zeigen werde. Hier ist sein Irrthum grammatikalisch klar.

M.

---

*) Er nennt neben sich auch Adolph Wagner. Wie kommt er darauf? Ich kenne diesen persönlich und schätze seine Gelehrsamkeit sehr hoch. Das konnte mich aber nicht berechtigen, die mit Belegen tadelnde Beurtheilung seiner Uebersetzung von Byrons Manfred zurückzuweisen. M.

Nro. 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. August 1821.

Was dem sterblichen Aug' ein Uebel scheinet, ist oftmals
In dem Entwurfe der Weisheit ein Gut; durch göttliche Künste
Zieht sie ein größeres Gut selbst aus den Folgen des Bösen.

Wieland.

Familienzwist.

(Fortsetzung.)

Sophie, Mariens zweyte Schwester, ein glänzendes Mädchen durch Geist und Gestalt, heyrathete einen Mann mit vornehmem Titel; neuere Verhältnisse schufen neue Sitten im väterlichen Haus, die Brüder wurden von dem angesehenen Schwager empfohlen; der alte Fürst, dem sein Leben lieber wurde, je schwächer es glimmte, wollte seines Leibarztes Verdienste in seinem Sohne belohnen, und ernannte Mariens ältesten Bruder zum Justizrath, wie er kaum der Doktor-Würde gewohnt worden war; ein jüngerer war Soldat geworden, und hatte gerade Zeit, vor dem Frieden schnell bis zum Hauptmann zu steigen, eben so glücklich wurden ihre übrigen Geschwister versorgt, so daß Konrad im Kreise seiner Kinder das seltne Beyspiel ungetrübten Glückes und reicher Ehre als Gatte, Vater und Bürger aufstellte. Daß in den lezten Jahren seines Lebens seine nächsten Umgebungen nicht mehr waren wie ehemals, bemerkte er wohl; er gestand sich auch ein, daß sie ihm nicht so, wie das Ehemalige, behagten, allein er bedeutete sich, daß die neue Welt nicht mehr so seyn könnte wie die alte, und indeß seine Beate die Abende den Gesellschaftszirkel ihres Schwiegersohn Staatsrath besuchte, oder Gesellschaft bey sich versammelte, wo ihre Kinder Leben und Glanz verbreiteten, fuhr er nach Wilmers stillem Landgute, wo ihn seine Enkel umkreisten — denn ihn zum Großvater gemacht zu haben, war, obschon drey andere seiner Kinder verheirathet wurden, Mariens beglückender Vorzug. Hier bey Wilmers war der Zweck der Zierlichkeit in jeder Einrichtung: Bequemlichkeit und Genuß; die hauptsächlichsten Mittel: Reinlichkeit und Dauer; der Luxus: Blumen, Bäume, Stauden, Ertrag eigner Betriebsamkeit, Gelingen kluger Benutzung der Mittel. Auch Wilmer und seine Gattinn zogen je mehr und mehr vor, den Vater bey sich zu sehen. Freylich hatte sich Wilmer durch seine Individualität bestimmen lassen, diese Lebensweise zu wählen. Die Begriffe über Menschenwohl und Menschenwerth, welche während seiner Jugendbildung zum Gemeingut gestempelt wurden, hatten ihn vom Fürstendienst entfernt, aber, zum Staatsbürger gediegen, der Maaßstab, den seine Schwäger je mehr und mehr an ihn legen wollten, stand ihm demnach nicht an; ohne Zwiespalt wurden sich die Geschwister fremder, Beate, welcher Maria zuerst viel gewesen war, die ihre verdienstliche Thätigkeit, ihr fest gegründetes Glück mit Beruhigung und Dank zu Gott ansah, war doch schwach genug, die Innigkeit zwischen den Geschwistern dadurch herstellen zu wollen, daß sie Wilmer zu bewegen suchte, um die Oberamtmannsstelle, welche sein Vater besessen hatte, einzukommen. Dann hätte er einen Rang gehabt, einen Einfluß. Wilmer küsste ihr lachend die Hände, sie bat, weinte, Marie weinte auch, allein nicht um ihres Mannes Entschluß zu lenken, sondern über den Bruch, der nun zwischen ihm und seinen Schwägern entstehen musste, nun jenes Denkart sich so scharf in seiner Weigerung aussprach. Allein Wilmer blieb fest, er lachte

mit seinem ehrwürdigen alten Schwiegervater bey dessen nächstem Besuch über den „Welttand" und führte ihn durch seine Saatfelder, wo die blühende Frucht die Luft mit balsamischen Düften erfüllte. Der liebe Alte blieb mitten in dem Halmenmeer neben einigen Blüthe übergossenen Hollunderbüschen stehen, und sagte wankend: wahrlich der alte Mensch ist zu schwach für die Weihrauchwolken des großen Altars um uns her — er sprach undeutlich, aber sein Auge lächelte, und so verschied er, und ging aus dem duftenden Tempel in das Allerheiligste ein; — das war die Veranlassung, warum er hier auf dem Dorf-Kirchhof ruhte, und Marie segnete den Zufall, der ihr die Hut seines heiligen Grabes verliehen hatte.

Bald nach seinem Tod trat die denkwürdige Gegenwirkung gegen das Uebergewicht unserer westlichen Nachbarn ein. Wilmer hatte nie gewürdigt die Anspielungen zu rügen, welche seine Schwäger über seine politische Denkart zu machen beflissen waren. Wie in dieser Zeit ein verirrter Haufen der besiegten Heere des großen Eroberers, Unglück und Treubruch an Unschuldigen rächend, Wilmers Gegend Verderben drohte, berief er Männer und Jünglinge der umliegender Dörfer zusammen, traf die geschicktesten Anstalten, und brachte den ganzen Haufen als Kriegsgefangene in die Residenz ein. Eine Säbelwunde über die Schulter, ein Bajonetstich im Schenkel bewiesen, daß der wackere Häuptling nicht von weitem gefochten. Der alte Fürst schüttelte ihm die Hand, rühmte seines Schwiegervaters Andenken; und fragte womit er ihn lohnen könnte? Wilmer ersuchte ihn, einst, wenn er für seine Söhne zu bitten hätte, an diese Stunde erinnern zu dürfen, und eilte in sein Dorf zurück. Allein bey diesem Anlaß hatte er wohl gegen seine Schwäger Unrecht auf sich geladen. Diese nie wiederkehrende Gelegenheit, Gnaden vom Fürsten zu erlangen, war für diese, in der Welt Eitelkeit befangene, Menschen zu groß, um in ihrem Bestreben Maaß halten zu können. Sie eilten schon bey dem Einmarsch der wackern Landleute, die den Gefangenen zum Geleit dienten, Wilmer entgegen; ihrer Freude über den Tapfern konnte es nicht an schönerm Zusatz fehlen, und das anerkennend, nahm er ihre Bewillkommnung mit Herzlichkeit auf; wie sie aber, nach seinem Zutritt beym Fürsten, in Schmeicheley ausartete, und nachdem sie seine Weigerung, Gnaden zu erbitten, erfahren hatten, eine wahre Wuth sie ergriff, brach sein Unwille los — ein Paar Worte, die seinen ganzen Ekel an dem Patriotismus ausdrückte, der Haß zur Triebfeder und Selbstsucht zum Ziel habe, machte einen Riß in dem Verhältniß der Geschwister, welchen seitdem nicht die Zeit, und nicht Mutter Beatens herzliche Bemühung zu heilen vermocht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das heutige Athen.

(Beschluß.)

Wenden wir von hier unsern Weg gegen den Hymettus; so kommen wir an das südliche Stadtthor, durch welches die Straße nach dem Vorgebirge Sunium führt. Links in der Stadtmauer ist der Triumphbogen des Kaisers Hadrian, und außerhalb derselben überrascht uns eine Gruppe korinthischer Säulen von ungeheurer Größe, wahrscheinlich Ueberreste des von Hadrian erbauten Pantheons. Indem wir das daneben liegende Bett des Ilissus aufwärts verfolgen, kommen wir zu den Trümmern einer Brücke, welche nach dem prachtvollen Stadium des Herodes Atticus führte. Von lezterem ist nur noch die Aushöhlung im Berge zu sehen; von dem Lyceum, den vielen Tempeln und anderen Gebäuden, welche hier herum lagen, zeigt sich keine Spur mehr.

Der Weg, der sich weiter durch das enge Thal des Ilissus hinaufschlängelt, und nach Marathon führt, ist sehr anmuthig, man wandelt immer unter dem Schatten der Olivenbäume zwischen Gärten und Feldern hin; überall sieht man kleine Kapellchen und Klöster, und kommt zulezt auf ein Dorf. Am interessantesten aber ist die Rückkehr, denn beym Ausgange des Thales öffnet sich die überraschendste Ansicht. Das Parthenon prangt vor allem oben auf der Burg, an deren Fuße sich die Stadt hinzieht, vorn mit den eben genannten Denkmalen Hadrians; am entfernten westlichen Ende mit dem Theseustempel; hinter der Acropolis der Berg des Museums mit dem Monumente des Philopappus, und ganz in der Ferne das blaue Meer mit der Insel Aegina und einem Theile des Peloponnes.

Nehmen wir beym Austritt aus dem südlichen Stadtthore den Weg rechts, so führt uns dieser längs des südlichen Abhanges der Acropolis hin. Hier bemerken wir zuerst eine halbkreisförmige Aushöhlung, die Stelle, wo einst das Theater des Bacchus stand; über demselben an der Felsenwand das choragische Denkmal des Thrasyllus, und weiter westlich die Ruinen eines zweyten Theaters, wahrscheinlich von Herodes Atticus erbaut. Daneben liegt der Türkische Kirchhof.

Hier dreht sich unser Weg etwas gegen Norden, und führt durch das Thal oder vielmehr den Hohlweg, welcher ehemals Cöle hieß, und zu unserer rechten von dem Areopagus, zur linken von dem Hügel Lycabettus begrenzt wird. Am Ende kommen wir beym Theseustempel wieder heraus, und hätten also unsere vorgesezte antiquarische Ronde vollendet.

Doch bevor wir uns trennen, kann ich nicht umhin, Sie auf den Gipfel des Museums zu führen, wo uns eine Aussicht sonder Gleichen erwartet. Ich beginne mit dem Parthenon, das uns nordöstlich gegenüber liegt, und sich

hier in seiner ganzen Länge zeigt. Am Fuße der Acropolis ist links das Theater des Herodes Atticus mit dem Türkischen Kirchhofe, rechts das Theater des Bacchus, und über demselben das Denkmal des Thrasyllus. Auf jeder Seite der Acropolis ist ein Theil der Stadt sichtbar, links mit dem Theseustempel, rechts mit dem Triumphbogen und den Säulen Hadrians; über diesen blickt man in das liebliche Thälchen des Ilissus, in dessen Hintergrunde sich der marmorreiche Pentelicus zeigt. An den westlichen Abhang der Acropolis lehnt sich der Areopagus, und weiter westlich haben wir zu Füßen den Hügel Lycabettus, worauf die Ruderа des Pnix zu sehen sind. Hinter diesem und der Stadt dehnt sich die mit Olivenbäumen bedeckte Ebene aus, wo ehemals die Akademie lag, und wo jezt die Reicheren ihre Landhäuser haben. Den Hintergrund macht hier die hohe Gebirgskette des Brilessus und Parnes, welcher mit dem Vorgebirg Aegaleus zusammenhängt. Zwischen beyden ist der Einschnitt zu bemerken, durch welchen die heilige Straße nach Eleusis führte. Gegen Südwesten sehen wir am Ende des Olivenwaldes den Hafen Piräus mit der Halbinsel Munychia und den beyden kleinen Häfen Munychia und Phalerus; über denselben die Insel Salamis, jezt Calluri, und an ihrer östlichen Spitze die Meerenge, wo einst die große persische Flotte von der kleinen griechischen geschlagen wurde. Zwischen Salamis und dem Berge Aegaleus ist eine Lücke, wodurch man den Isthmus mit Acrokorinth und die weit entfernten hohen Berge von Achaja erblickt. Links von Salamis schwimmt Aegina; und hinter beyden Inseln zieht sich die gebirgige Küste von Argolis hin, die mit dem Vorgebirge Scylläum endigt, hinter welchem die Felseninsel Hydra hervorsteht. Von hieraus hat das Auge die offene See bis herüber an das Cap Zoster, wo es wieder auf der Küste von Attica und dem Hymettus ruht.

Und somit hätte ich diesen interessanten Cyclus beendigt, das heißt, die Namen der Berge und Inseln konnte ich nennen, denn ihre großartigen edlen Formen, die Bestimmtheit der Umrisse selbst in der weitesten Ferne, die warmen Farbentöne, die reine Luft, den südlichen Himmel, das klare blaue Meer — dieß alles genau und lebhaft wieder zu geben, vermag kaum der talentvollste Pinsel, vielweniger eine ungeübte Feder.

Nie wird bey mir der tiefe Eindruck dieses großen Panoramas verlöschen; und ich bin überzeugt, wer hier steht, wird selbst das schöne Neapel, das feenartige Konstantinopel und alle gepriesenen Gegenden, die er je gesehen, vergessen, und gestehen müssen, daß nur Rom etwas Aehnliches biete.

Viele machen der Gegend von Athen den Vorwurf, sie sey zu kahl. Es ist wahr, man geht über lange Flächen, ohne einen Baum, ohne Spuren des Pflugs zu finden; doch wünschte ich um alles in der Welt keine lebhaften Alleen und lustige Parthieen hier zu sehen. Wer die nackte Campagne um Rom kennt, wird mir beystimmen, daß gerade diese reinen, ununterbrochenen Linien der Athenensischen Berge und Flächen den großen ernsten Charakter der Gegend erhöhen. Auch das Menschenleere, Verlassene harmonirt damit; man lebt hier ganz in der Vergangenheit, und wird nicht so oft, als in Rom, durch moderne Gesichter und Gegenstände beleidigt. Mit einem Worte, die Gegend spricht das aus, was sie ist — ein großer Kirchhof, dessen Marmormonumente dem Wanderer die erhabene Vorzeit anzeigen.

H. . . . .

Korrespondenz-Nachrichten.

London, den 20. Juli.

Ich beeile mich Ihnen zu den zulezt eingesandten vorläufigen Bemerkungen über die Krönung des Königs das Resultat, wie diese Krönung wirklich abgelaufen, mitzutheilen. Die Furcht vor einem Aufstand des Pöbels, und der Schwierigkeit zu den Sitzen zu gelangen, und, wohl noch mehr, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Feyerlichkeit, welche beynahe alle Stände zu beherrschen schien, liessen die Forderungen für Sitze so beschränkt, daß man am Abend des 18ten dieselben Plätze für 3 Guinee haben konnte, für die man am Abend vorher noch fünf Guineen verlangt hatte, und am Krönungstage selbst Bediente und anderes Volk für zwey Schillinge und darunter zugelassen wurden; zum großen Verlust der Unternehmer, welche Hunderte, ja selbst Tausende als Miethzins für den Raum bezahlt hatten; besonders für den Erbauer des sogenannten Central-Pavillons, welches auf 10.000 Zuschauer eingerichtet war. Schon um zwey Uhr bezogen die Truppen ihre angewiesenen Posten, von welchen aus sie den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch die Hauptstadt und Vorstädte so wie die zunächstgelegenen Dörfer patrouillirten, nur die Altstadt (City) blieb ihrer alten Rechte gemäß von Soldaten frey. Um dieselbe Zeit fing das Wagengerassel an, und ungeachtet der ungeheuern Menge derselben, welche von den vier besonders klassifizirten Linien heranströmten, ward doch die größte Ordnung beybehalten, so daß gegen acht Uhr jedermann an seiner Stelle angelangt war. Die Anstalten waren auch wirklich so vortrefflich gewesen und der Zudrang des Volkes in Vergleich mit den vorhergehenden Tagen und mit dem, was man erwartet hatte, war zum Erstaunen Aller, so gering, daß Viele, welche die Nacht auf ihren Sitzen zugebracht hatten, oder schon von Mitternacht an auf den Beinen gewesen waren, sich ärgerten, daß sie sich, wie es sich jezt zeigte, unnöthiger Weise, ihrer Nachtruhe beraubt hatten. — Gegen halb sieben Uhr erschien die Königinn in ihrem Staatswagen, begleitet von Lord Hood, dessen Gemahlinn und Lady Hamilton, alle übrigen ihrer vertrautesten Freunde und Rathgeber schienen ihr diesen sonderbaren Schritt widerrathen zu haben und wollten sie nicht begleiten, ja selbst Alderman Wood zog es vor, in der Prozession zu glänzen und in königlicher Gegenwart zu schmausen, als mit ihr — abgewiesen zu werden. Des Auftritts, welcher jezt erfolgte, erwähnen die

Zeitungen zur Genüge — genug man ſah eine Königinn, eine Tochter des Hauſes Braunſchweig von Thür zu Thür um Einlaß bitten und abgewieſen werden. — — Um eilf Uhr verkündigte ein Kanonenſchuß, daß der König auf dem Throne in der Weſtminſterhalle Platz genommen hatte: hier empfing er aus den Händen des Dechanten und Kapitels von Weſtminſter die Regalien, die hierauf die verſchiedenen Staatsoffiziere und Edelleute ihrer Beſtimmung nach übernahmen, worauf ſich der Zug nach der Abtey auf dem früher erwähnten Gerüſte (woran 60.000 Quadratfuß Bauholz gebraucht worden ſeyn ſollen) unter dem Donner des Geſchützes, dem Geläute der Glocken und Gejauchze der Menge, in Bewegung ſezte. Es waren in allem nur 189 Pairs (ungefähr die Hälfte von allen) zugegen, aber dennoch machten der Glanz und Reichthum der Regalien, der Reichsfahnen und des koſtbaren Thronhimmels, der über dem König getragen wurde, das Alterthümliche und Prachtvolle in den Kleidungen, beſonders der Kronen der Pairs (mit Ausnahme der ſchwarzen Mäntel der Richter) einen impoſanten Eindruck, indem der Anblick des Ganzen Alles übertraf, was wir ſelbſt von orientaliſcher Pracht gehört und geleſen. Der König ſchien bey den Wahlen der Aemter, welche das Herkommen nicht vorher beſtimmt hatte, alle Parteyrückſichten aus den Augen geſezt zu haben, und wenn er den Herzog von Wellington zum Lord-Oberhausholmeiſter und den Marquis von Angleſea zum Lord-Ober-Konſtabel erwählt hatte, ſo erhob er die ſechs Pagen, die ſeine Schleppe trugen, alleſammt aus dem Whig-Adel, und gab Irland zum erſtenmal einen Stellvertreter bey der Krönung engliſcher Könige in der Perſon des Whig-Lords, Marquis von Lansdowne als Lord-Ober-Konſtabel von Irland. — Die Feyerlichkeiten in der Abtey dauerten an vier Stunden, und die Hize war ſo groß, daß der König, welcher faſt unter dem Gewicht ſeiner Kleidung erlag, ſich beſtändig den Schweiß vom Geſichte wiſchen mußte; dennoch trug er „des Tages Laſt und Hize" mit ungemeiner Geduld, und, wie die miniſteriellen Zeitungen, pomphaft, verkünden, das Lächeln verließ ſein Geſicht nicht einen Augenblick lang und er ſprach den ganzen Tag über mit einem oder dem andern ſeiner königlichen Brüder oder andern Herrn, die ihm nahe ſtanden. Eine der beſchwerlichſten Ceremonien für ihn mochte wohl die Huldigung ſeyn, wo er ſich von beynahe 300 Perſonen muſſte die linke Wange küſſen laſſen. Als Beyſpiele der Anhänglichkeit an alte Herkommen diene Folgendes: Der König hatte vergeſſen am Altar die Eidesformel zu unterſchreiben, und ſaß bereits ſchon wieder auf dem Thron; einige meinten da, man dürfe wohl Sr. Majeſtät das Pergament auf den Thron bringen und dort von ihm unterzeichnen laſſen; aber es ward anders entſchieden, und der König muſſte ſich entſchließen, noch einmal zum Altar zu treten; eben ſo als man ihm das Schwert überreicht hatte, das er auf dem Altar opfern ſollte, und er es aus der Scheide zog, muſſte er es, weil dieß gegen das Herkommen war, wieder einſtecken. Der Herzog von Norfolk unterſtüzte des Königs Arm mit dem Taubenzepter, als der wirkliche Eigenthümer des Gutes Worſop; die Ausübung dieſes Amtes ward ihm ſelbſt als Katholike geſtattet, aber dem erblichen Amte als Erb-Graf-Marſchall von England muſſte er, ſeiner Religion halber, entſagen, denn dieſes wurde von ſeinem Verwandten dem Lord Howard von Effingham, als Stellvertreter ausgeübt. — Vor dem Ende der Feyerlichkeit wurden goldene Krönungsmedaillen, wovon 1000, jede vier Pf. Sterl. an Werth, geprägt worden ſind, unter den Pairs vertheilt, und ſilberne und kupferne, jedoch nicht reichlich unter die Zuſchauer in der Abtey umher geworfen, welches hier und da einige Balgerey verurſachte. — Nach beendigten Feyerlichkeiten zog ſich der König nach Heinrichs VII. Kapelle zurück, wo er ſich einige Minuten lang ausruhete und einige Erfriſchungen nahm. Dieſer kurze Abtritt war das Zeichen zum allgemeinen Rückzug der Zuſchauer, welche den Zug auch durch die Straße ſehen wollten, und der König ſah bey ſeiner Rückkehr nichts als leere Bänke und die Rücken der davon Eilenden; auch dauerte es einige Zeit, bis die zur Proceſſion gehörigen Perſonen, die alle zu wenig an militäriſche Mannszucht und Regelmäßigkeit gewöhnt zu ſeyn ſchienen, in Ordnung gebracht werden konnten. — Nach ſeiner Rückkehr in der Halle ruhete ſich der König bis gegen ſechs Uhr aus, alsdann trat er, immer noch von den Regalien begleitet und mit einer prachtvollen Krone, die, da die St. Eduard's Krone, womit die Krönung geſchieht, zu ſchwer iſt, zu dieſem Ende gemacht worden war und wozu man die Juwelen geborgt hatte, auf dem Haupt, in die Halle, wo die Tiſche bereits gedeckt, und wo jezt ein reiches Gaſtmal aufgeſtellt ward, das, jedoch mit Ausnahme des königlichen Tiſches, faſt gänzlich aus kalter Küche beſtand. In den Galerien befanden ſich die fremden Geſandten mit ihren Gemahlinnen und Gefolge, die Gemahlinnen der Pairs und andere vornehme Perſonen in den reichſten Kleidern. In der Halle ſelbſt ſpeiſeten nur die Prinzen vom Geblüt, die Pairs und Geheime Räthe, mehrere 100 andere Herrn ſpeiſeten in verſchiedenen anſtoßenden zu den beyden Parlamentshäuſern gehörigen Zimmern. Ueber 150 Köche waren ſeit mehr als einer Woche mit den Zubereitungen zu dieſem großen Feſte beſchäftigt geweſen, wozu man nicht weniger als 300 Dutzend Flaſchen Wein von allen Gattungen beſtellt hatte. — Das Mahl ging in gehöriger Ordnung vorüber, zur rechten Zeit erſchien der Kämpfer und ſpielte ſeine Rolle zum allgemeinen Beyfall. Der Lord-Mayor von London, ein erklärter Gueenita (Freund der Königinn) welcher auch daher nur finſtere Blicke vom König erhielt, überreicht Sr. Majeſtät den herkömmlichen Becher; ein anderer überreichte eine Schale mit Oblaten u. ſ. w. Aber als ſich der König gegen neun Uhr zurückgezogen hatte, fand nur etwas ſtürmiſche Scene ſtatt: die in der Halle gegenwärtigen Perſonen wünſchten eine jede etwas zum Andenken des Tages mit zu nehmen. Tiſche, Stühle und Flaſchen ſchienen ihnen zu unbequem, ſie fielen daher über des Königs Tiſch her; zwey Lords von dem Haushalt, die den Sturm herannahen ſahen, warfen ſich darüber her, und retteten mit Mühe das goldene Service von der angefangenen Plünderung, aber doch nicht ſo ganz, daß nicht Löffel, Gabeln und Meſſer vermiſſt würden; auch in der Verwirrung ward der Thron umgeworfen. Auch an Lebensmitteln ſoll ein bedeutender Vorrath mitgenommen worden ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Wie enteilet ſo raſch das unwiederbringliche Erſte.
Drum ſey mit löblicher That es zu bezeichnen bedacht.
O wie erfreuet das Aug' und das Herz das nüzliche Zweyte.
Wenn es Kunde uns bringt von dem geliebteren Freund.
Möchte das Ganze doch ſtets nur Rechtes und Edles verkünden.
Ruhe, Zufriedenheit, Glück feſter zu gründen bemüht.

Ett.

Auflöſung der Charade in Nro. 180.
Zapfenſtreich.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 22.

Nro. 22.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Ankündigung
von
Oeuvres complètes de Napoléon Bonaparte.

In den ersten Zeiten nach der Entscheidung des großen welthistorischen Drama's in den Jahren 1814 und 1815 durfte es von manchen Seiten schwierig erscheinen, an die Ausführung einer literarischen Unternehmung zu schreiten, zu welcher die unterzeichnete Buchhandlung schon längere Zeit beträchtliche Materialien vorbereitet hatte. Wenn die fortwährende Aufregung der Leidenschaften von der einen Seite wenig Hoffnung gewährte, zu richtigen Ansichten über die verschiedenen Lebensperioden des außerordentlichen Mannes sowohl, als seiner Zeitgeschichte überhaupt, zu gelangen, so war doch zu hoffen, daß in dem Streite selbst das zu Tag gefördert werden durfte, was allein in Zukunft zur Begründung richtiger Urtheile führen konnte.

Diese Hoffnung ist denn auch in den lezten sechs Jahren von vielen Seiten erfüllt worden, und die Erscheinung der Lettres inédites de Napoleon Bonaparte, verschiedener Briefe in der Bibliothèque historique, einer unendlichen Anzahl mündlicher Aeußerungen in verschiedenen, im Laufe der leztern Jahre erschienenen, größern und kleinern Schriften (wo nämlich der Name des Verfassers Bürge der Wahrheit derselben wird), hat diese Materialien zur Begründung ächt historischer Ansichten zu einer großen Masse gehäuft.

Noch fehlt aber ein Werk, das alles einzelne Zerstreute in chronologischer Ordnung in Beziehung auf innere Administration, Gesetzgebung, Finanzen, diplomatische Unterhandlungen, Kriegsbegebenheiten u. s. w. zusammengestellt geliefert hätte, soweit der Antheil davon mit Bestimmtheit Napoleon selbst zukäme.

Ein solches Werk hat sich die unterzeichnete Buchhandlung, unter dem Titel Oeuvres complètes de Napoléon Bonaparte zu liefern entschlossen. Es soll alles enthalten, was von Aussprüchen, Reden, Proklamationen, Briefen u. s. w., und unzweifelhaften Schriften Napoleons bekannt geworden ist, und noch bekannt werden wird. Alles, was erst in spätern Zeiten, nach vollendeter Herausgabe einzelner Lebensperioden Napoleons als authentisch bekannt werden sollte, wird in Supplementbänden nachgeliefert werden.

Der erste Band wird zur Michaelis-Messe erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, den 21. Juli 1821.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Horvathschen Buchhandlung zu Potsdam, und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Rockstroh, Auswahl von angenehmen und nützlichen Beyspielen, für den algebraischen, geometrischen, trigonometrischen und stereometrischen Unterricht mit vielen Figuren gr. 8. 1821. 20 gr.

Taschenbuch für angehende Forstmänner zur Anwendung in der Forst-, bey der Auswahl der Bau- und Baumhölzer zu Schiffsbauten, zu Stab-, Nutz- und Scheerhölzern mit 8 Zeichnungen gr. 8 1821. 18 gr.

Baumanns Lehrbuch der Naturgeschichte für die Jugend, nach Linné'scher Ordnung bearbeitet. Die sehr vermehrte Auflage von Dr. C. G. Stein. gr. 8. 20 gr. mit 360 Abbildungen aus den 3 Naturreichen 2 Rthlr 20 gr. in schwarzen Abdrücken; — illuminirt, auf 18 Platten 4 Rthlr. 20 gr.

Baumanns, L. A., Geschichte der Preußischen Monarchie 6te Auflage, vermehrt von Dr. C. G. Stein. 8. Potsdam 1819. 1 Rthlr.

Inbegriff der nützlichsten Wissenschaften für die Jugend neueste 23ste sehr vermehrte Auflage 45 Bogen stark, 8. 20 gr.

Von den

Heidelberger Jahrbüchern der Literatur
Vierzehnter Jahrgang 1821.

ist bereits das siebente Heft vom Monat Juli durch alle Buchhandlungen versandt, mit dessen Inhalt nun 135 Recensionen in- und ausländischer Werke aus allen Fächern der Literatur für dieses Jahr geliefert sind, so daß jeder, der sich für diese interessirt, sey es vom höhern Standpunkte aus, oder um bey dem praktischen Leben den Gang derselben zu folgen, durch dieses kritische Journal volle Befriedigung erhält. Welcher Gebildete sollte sich dieses aber nicht zur Angelegenheit machen, in einer Zeit, wo in der Literatur so vieles Wichtige sich entwickeln kann.

Der Theologe, der Rechtsgelehrte, der Arzt und Naturforscher, der Philologe, der Erzieher, der Liebhaber und Verehrer der schönen Künste und Wissenschaften finden für ihr Fach und alles daran Gränzende reiche Ausbeute und Gelegenheit, sich mit den Fortschritten der Zeit und ihren Mängeln bekannt zu machen. Es gehört daher zu unserm Beruf, zu möglichst allgemeinen Lesung der Jahrbücher zu ermuntern, welche um so leichter ist, da der geringe Preis von 6 Rthlr. 16 ggr. sächs. oder 11 fl. rheinisch für 78 enggedruckte Bogen in großem Octavformat kaum einem Einzelnen schwer fallen kann, wenn er auch nicht in seinen Umgebungen einen oder einige Theilnehmer finden sollte.

Heidelberg den 15. Jul. 1821.

August Oswald's
Universität's-Buchhandlung.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Markulf der Schauermann oder die Bluthochzeit der schwarzen Brüder. Bruchstücke aus den Zeiten der Väter. Mit 1 Titelkupfer. 1 Rthlr. 8 gr.

Der reiche Stoff der Geschichte der Vor- und Ritter-

zeit in diesem kleinen Romane zu einem höchst interessanten Gemälde verwebt worden, daß der Leser sich nur ungerne von ihm trennen wird. Das Buch darf daher mit Recht Jedem empfohlen werden, dem es nicht blos um Einschläferungs-Lectüre zu thun ist, sondern um willkührliche Unterhaltung. — Druck, Papier und Kupfer stehen mit dem Inhalte in gleichem freundlichen Verhältnisse.

Geographisch-statistisches Zeitungs-Post- und Comtoirlexicon

von

Dr. C. G. D. Stein.

In 4 Bänden und 8 Abtheilungen gr. 8. Pränumerationspreis auf Schreibpapier 12 Rthlr. auf weiß Druckpapier 10 Rthlr. — auf ordin. Druckpapier 8 Rthlr. —

„Dieses den Verfasser und unsere Literatur ehrende „Werk," sagt unter andern der Recensent in der Leipz. Lit. Zeit., „verräth durchgehends die unverkennbaren Spu„re und Belege eines rastlosen Fleißes und hat die Ver„dienste des Hr. Stein um ein mit besonderer Liebe und „seltener Sachkenntniß von ihm angebautes Feld der Wis„senschaft deutend erhöht und vermehrt." —

Es ist nun seiner Vollendung nahe, da nur noch die 8te Abtheilung unter der Presse ist, jedoch werden wir auch zu Gunsten aller der resp. Interessenten, die sich das Werk noch bis zu Ende dieses Jahres anschaffen, zur Ostermesse 1822 einen Supplementband unentgeldlich nachliefern, der alle die während des Drucks und bis Ostern 1822 erfolgten geographisch-politischen Veränderungen und etwaigen Zusätze enthalten soll.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Zu finden in Wien bey Gerold in München bey Lindauer, in Stuttgart bey Metzler und in allen Buchhandlungen.

In allen Buchhandlungen ist zu finden:

Engels, Krauses und Leonhardi's kluger, sorgfältiger und verständiger Gärtner,

nebst

monatlicher Anweisung zur Führung der Geschäfte an Küchen-, Blumen-, Baum-, Wein- und Hopfen Garten. Siebente gänzlich umgearbeitete Aufl. von Prof. Fried. Pohl. Mit Kupfert.

Auch unter dem Titel:

Pohl, Prof. Fr. möglichst vollständiges Handbuch der Gärtnerey für Gartenbesitzer und Gartenliebhaber, oder wissenschaftlich-praktische Anleitung zu allen Geschäften und Rücksichten des Küchen-, Baum-, Wein-, Hopfen- und Zier-Gartens, nebst Engel's, Krause's und Leonhardi's vervollkommnetem Monatsgärtner. 7te Aufl. Mit Kupfern gr. 8. 1821 (32 Bogen) 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Dieß Handbuch ist zunächst für diejenige große Anzahl der Gartenliebhaber bestimmt, die keine angelernte Gärtner sind, doch werden es hoffentlich auch letztere nicht ohne Nutzen zur Hand nehmen, weil die vorgetragenen Lehren auf wissenschaftliche Grundsätze gebaut sind. — Die Zahl der Gartenschriften ist zwar sehr groß, und ihr Daseyn gibt den besten Beweis, daß man Anweisungen sucht; es mag jede ihr Gutes haben, allein die meisten haben den wesentlichen Mangel, daß sie zu wenig wissenschaftlich sind, und darum dem, der sie als Führer braucht, nur mechanische Handgriffe, nicht aber zugleich die Gründe des Verfahrens zeigen. — Daß die Arbeiten der auf dem Titel genannten Vorgänger keineswegs nur neu gegeben sind, wird man ohne weiteres Erinnern bemerken. Herr Prof Pohl hat sich gewiß mit Erfolg bestrebt, in aller Kürze das zusammen zu drängen, was die praktische Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt für jeden Zweig des Gartenbaues darbietet, mit der ihm eigenen Deutlichkeit die Gegenstände vorgetragen, und dadurch die Liebe für den Gartenbau vermehrt.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Neu erschienene Bücher.

Euripidis Tragoediae et Fragmenta, rec. interpret. lat. correx. etc. Aug. Matthiae T. VIus cont. Notarum Tom. I. 8 maj. 3 Rthlr.

Von vorstehender Ausgabe sind auch Exemplare auf engl. Druckpapier und auf Velin zu haben. Apparatus liter. s. index libror. lectiss. 4 maj. 2 Rthlr. 6 gr.

Dieses ist der Katalog meines Lagers für alte Literatur mit Preisen.

Bibliotheca classica graeca pros. Tom. XXII — XXIV cont. Plutarchi vitar. parall. e G. H. Schaeferi recognit. Tom. 7 — 9. 8 min. broch. 1 Rthlr 12 gr.

Ej. libri Tom. XXV. Herodianus. 8 min. broch. 12 gr.

Ej. libri Tom. XXVI. s. Platonis quae supersunt Opera. Textum ad fid. Codd. flor. Paris. Vindob. et al. recogn. G. Stallbaum. T. I. 8 min. broch. 18 gr.

Bey der vorstehenden Ausgabe des Plutarch findet man die Seitenzahlen der Frankfurter Folioausgabe und bey Plato die der Steybanischen Edition beygesetzt.

Diese Ausgabe der griech. Classiker, wovon jeder Band mit großer Sorgfalt vom Herrn Prof Schäfer corrigirt ist, hat wegen ihrer Texte, Correctheit und Bequemlichkeit, den verdienten Beyfall gefunden und wird ohne Uebereilung fortgesetzt.

Leipzig im Juli 1821.

Joh. Aug. Gottl. Weigel.

Bey J. F. Hartknoch in Leipzig sind so eben erschienen und broschirt für 4 fl. 8 kr. in allen Buchhandlungen zu haben:

Hebels Allemannische Gedichte

für

Freunde ländlicher Natur und Sitten

nach der 5ten Original-Ausgabe ins Hochdeutsche übertragen

von

Friedrich Girardet

Pastor der evang. reform. Gemeinde zu Dresden.

Mit einem eleganten Umschlag von Gubitz. Taschenformat.

Die herrlichen Poesien des süddeutschen Dichters, diese ächt nationalen Ergießungen eines klaren Gemüthes, wo die Natur zur Kunst und die Kunst zur Natur wird, haben zwar den entschiedensten Beyfall gefunden, sind jedoch wegen der Schwierigkeiten der allemannischen Sprache im nördlichen Deutschland nicht so allgemein bekannt, als sie

es verdienen. — Um auf das Original aufmerksam zu machen und das Verstehen desselben zu erleichtern, hat Herr G. diese Uebertragung unternommen und seine Aufgabe so glücklich gelöst, daß aus dem Gewande, welches er diesen Dichtungen gegeben hat, überall ihre ursprüngliche Trefflichkeit rein und klar hervortritt.

In diesem Sommer erscheint noch in unserm Verlage:

Des Generals Guill. de Vaudoncourt's Schilderung des heutigen Griechenlands und seiner Einwohner. Nebst Ali Pascha's Leben und einem Wegweiser durchs Land. Aus dem Englischen von Dr. Bergk gr 8 geh.

Florentina Macarthy. Eine irländische Novelle von Lady Morgan. Nach dem Engl. frey bearbeitet mit erläuternden Anmerkungen von B. J. F. von Halem. 3 Bändchen mit dem Bildniß des Verf

welches wir zur Vermeidung aller Collisionen hierdurch anzeigen.

Leipzig im Juni 1821.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

So eben ist bey Mehler in Stuttgart erschienen und in allen guten deutschen Buchhandlungen zu haben:

Ausführliche historische Darstellung einer höchstmerkwürdigen Somnambüle, nebst dem Versuche einer philosophischen Würdigung des Magnetismus, von Dr. C. Römer. Mit drey Abbildungen der, von der Somnambüle in ihrem magnetischen Schlafe angegebenen, Magnetisir-Maschine und deren Abänderung beym Gebrauche für verschiedene Krankheiten. gr. 8. in Umschlag geheftet. Preis 1 fl 48 kr.

Während so manche Geschichte von Somnambülen neuerlich dem Publikum aufgetischt wurde, deren Glaubwürdigkeit eine strenge Prüfung nicht bestehen dürfte, wird die genaue Darstellung einer besonders merkwürdigen Krankheits-Geschichte, auf deren historische Treue und Gewißheit man sich verlassen kann, wohl Vielen eine sehr erwünschte Erscheinung seyn. — Die obige Krankheits-Geschichte ist aus den Protokollen gezogen, die der Vater der Kranken, sobald ihr somnambüler Zustand sich einstellte, gewöhnlich selbst führte, wobey schon die Selbstverordnungen der Patientin die größte Genauigkeit nöthig machten. Die Kranke behandelte ein hochgeschätzter, ruhig prüfender Arzt der die sehr zusammengesetzte Magnetisirmaschine noch besitzt, welche nach einem, von der Patientin im Schlafe von Papier ausgeschnittenen Modelle gebaut, und von ihr an sich selbst gebraucht wurde. Besonders interessant sind auch ihre Aeußerungen über den Mond und die Juno, in welche sie sich bisweilen versetzt glaubte, und daselbst mit ihren verstorbenen Großeltern, Geschwistern und andern Verwandten Unterredungen hielt, die meistens auf den Zustand nach dem Tode sich bezogen, auch Reflexionen über den Unterschied dieser Weltkörper von unserer Erde enthalten. Die Berichte dieser Reisen mußten ihr, als sie geraume Zeit später nochmals in somnambülen Zustand kam, vorgelesen werden, wo sie dann, was früher gar nicht oder unrichtig aufgezeichnet war, berichtigte, und so berichtigt sind sie hier abgedruckt.

In August Oswald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Versuche über den Electromagnetismus nebst einer kurzen Prüfung der Theorie des Herrn Ampère vom Freyherrn von Althaus, mit einer Vorrede von Herrn Hofrath und Professor der Physik G. W. Munke und einer versinnlichenden Tafel in Steindruck. 8 geh. 36 kr. rh. 9 gr. sächß.

Der Titel dieser Schrift und das Vorwort eines so berühmten Physikers werden hinreichen, um jeden Freund der Naturwissenschaft für den Inhalt zu interessiren.

In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Heitzung
mit
erwärmter Luft,
als das
wohlfeilste, bequemste und zugleich die Feuergefahr am meisten entfernende Mittel zur Erwärmung größerer Räume, als: der öffentlichen Gebäude, der Herrschaftswohnungen, Fabriken ꝛc.
dargestellt
von
P. T. Meißner,

Magister der Pharmacie, ordentl. und öffentl. Professor der technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien, ordentl. Mitgliede der Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften in Marburg, und Ehrenmitgliede der pharmaceutischen Gesellschaft zu St. Petersburg.

Mit sechs Kupfertafeln.
Wien, 1821. gr. 8. 20 gr.

Kaum kann ein Schriftsteller einen nützlichern Gegenstand wählen, kaum einen glücklicher bearbeiten, als der Herr Verfasser dieser kleinen Schrift, deren wohlthätigen Einfluß Arme wie Reiche, der Einzelne wie ganze Nationen dankbar erkennen werden.

Die Principien der Heitzung sind so einleuchtend dargestellt, und das Ganze so erschöpft, daß schwerlich mehr eine wesentliche Verbesserung in diesem Felde zu hoffen ist.

Der Reiche darf nun seine Prunkzimmer nicht mehr durch Oefen verunstalten, er darf sich weder durch das Gepolter der Holzträger stören lassen, noch der Nachlässigkeit eines Bedienten überlassen der ihn bald frieren, bald schwitzen macht, sondern er läßt nach seinem Behagen warme Luft ein- und ausströmen.

Der Fabrikant erfreut sich dabey außer der Holzersparung noch der vollkommensten Feuersicherheit, habe er auch die entzündlichsten Materien in seiner Trockenstube.

Auch für kleine Haushaltungen findet sich guter Rath, eine kleine Abänderung an einem gewöhnlichen, und man hat einen Zirkulationsofen, der nun den nämlichen Dienst leistet und um viel Brennmaterial weniger bedarf.

Noch mehr, auch für den Sommer iſt dieſe Vorrichtung anwendbar; durch eine kleine Veränderung kann ſie zur Entfernung der heißen und Herbeyſchaffung erquickender Luft gebraucht werden.

PROSPECTUS.

SOUSCRIPTION OUVERTE.

Elévations, plans et dessins des édifices remarquables construits par le chev. Jaques Quarenghi, architecte de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, avec une description très détaillée par le chev. Jules Quarenghi son fils.

L'architecture, qui s'est élevée de nos jours au plus haut degré de magnificence, après avoir été, il y a encore un demi siècle, dans un état de corruption déplorable, doit cet heureux changement à quelques génies sublimes, lesquels, ne cessant de défendre avec chaleur et constance les sages principes qui forment les beautés de cet art, ont su lui conserver son éclat, maintenir les préceptes dictés par les grands maitres, et entretenir cette simplicité si recommandable dans l'invention et dans l'exécution des édifices.

Un des premiers artistes qui employèrent tout leur ascendant avec succès, pour ramener cet art si noble à des idées qui atteignissent la véritable perfection, et à mettre ses principes à l'abri des atteintes du mauvais goût et de la licence de l'imagination, ce fut sans doute le chev. Quarenghi, Bergamasque; et ce mérite lui a été confirmé par le suffrage de tous les véritables amateurs les plus éclairés.

Ayant été appelé à S. Petersbourg, par l'immortelle Catherine II, pour embellir cette ville par de grands édifices, il y trouva un vaste champ pour déployer toutes les ressources de son génie; il obtint facilement la bienveillance de cette illustre souveraine, qui sut apprécier ses talens, et il fut honoré de la même faveur par l'empereur Paul I et par l'auguste régnant Alexandre I.

Il fut chargé en même tems de beaucoup d'entreprises par les Cours d'Autriche, de Baviere et d'Angleterre, et dans toutes il se distingua avec honneur, de sorte que son nom devint célebre dans toute l'Europe.

Il avait encore projeté de publier lui même une collection de ses principaux édifices, et déjà on avait gravé à S. Petersbourg, avec beaucoup de soin et de goût, sous sa direction, soixante planches, lorsque la mort le surprit dans le mois de février 1817.

Ayant eu l'avantage de devenir propriétaire de ces planches, j'ai cru faire une chose agreable aux amateurs et aux professeurs de cet art important, en les publiant.

Ces gravures sont accompagnées d'une explication très détaillée avec ordre, par le chev. Jules fils et élève de l'auteur, et qui se distingue aussi dans l'art qu'honora son pere.

Conditions de la souscription.

L'édition sera in folio royal, de très beau papier, et publiés par cahiers de 6 ou 8 planches, chacune avec leur explication; ils paraîtront successivement et sans retard de mois en mois, en commençant du 1er mai prochain. On peut donner l'assurance que jamais on ne fera attendre la publication de ces cahiers, puisque, comme nous venons de le dire, toutes les planches sont gravées et les discours préparés, de sorte que nous pourrons remettre à chaque souscripteur son cahier le premier jour de chaque mois.

L'ouvrage sera orné d'un portrait de l'auteur, d'un burin délicat et habile, avec une notice biographique.

Nous donnerons dans le dernier cahier la liste par ordre alphabétique, des souscripteurs avec leurs titres professions et domiciles.

Les frais d'expédition, hors de Milan, seront à la charge des souscripteurs.

On paera chaque cahier en le recevant.

Prix pour les souscripteurs:

Pour chaque gravure . . . . . cent. 75.
Pour une feuille d'impression . . — 25.

Il en sera tiré 25 exemplaires seulement en papier vélin fort, dont le prix sera:

Pour chaque gravure . . liv. it. 1 —
Pour une feuille d'impression . . — 40

La souscription sera ouverte jusqu'au 1.er de septembre de cette année, époque à laquelle on publiera le quatrieme cahier.

Comme il est juste que ceux qui voudront bien honorer de leur faveur cette entreprise en souscrivant, puissent obtenir quelques avantages sur ceux qui attendront pour se faire inscrire qu'une partie soit déjà publiée, nous annonçons que passé la clôture de la souscription, l'ouvrage éprouvera une augmentation, peu considérable à la verité mais dont on ne se départira pas par cette raison. Le prix de chaque gravure sera augmenté de 10 cent.; et après la publication de l'édition entière, il restera fixe invariablement à 1 liv. (franc) pour le papier ordinaire, et à liv. 1 25 pour les exemplaires en papier vélin des gravures: le prix des feuilles du discours restera constamment le même.

Milan le 1.er mars 1821.

PAUL ANTOINE TOSI

On reçoit les soumissions des souscripteurs.

à	
Milan	à mon magasin de librairie, rue Ste Marguerite.
Hambourg	chez Nemnich.
Augsbourg	Jacnisch et Stage.
Berlin	Jacoby.
Bruxelles	Wahlen et C.
Florence	Molini et C.
Francfort	Wilmans frères.
Gênes	Ferdo. Ricci.
Königsberg	Nicolovius.
Leipsick	Rummer.
Londres	Longmann Hust et C.
Münich	Zeller.
Moscow	Daser et Pierling.
Naples	Borel.
Paris	Renouard.
S. Pétersbourg	Weiher.
Stutgard	Cotta.
Turin	Balbino.
Varsovie	Glücksberg.
Vienne	Volke.

Nro. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. August 1821.

Die Glocke schlägt: wir zählen die Stunden, nachdem sie verflossen sind, — es ist daher sehr weise, daß der Mensch der Zeit eine Stimme verliehen hat.

Young.

Nachtwächters Frauenlob.

Wohlan, ihr Frauen! laßt euch sagen,
Es hat die Glocke zehn geschlagen,
Und zehn Gebote gab uns Gott.
Für Männer nur sind sie gegeben;
Die Frauen üben still im Leben
Von selber jegliches Gebot.

Wohlan, ihr Frauen! laßt euch sagen:
Es hat die Glocke elf geschlagen;
Nur elf Apostel blieben treu.
Wär' Judas eine Frau gewesen,
Wir würden mit Bewund'rung lesen:
Auch er blieb seinem Heiland treu.

Wohlan, ihr Frauen! laßt euch sagen:
Es hat die Glocke zwölf geschlagen;
Zwölf Zeichen sind im Himmelskreis.
Allein die Jungfrau glänzt vor Allen;
Auch in des Vaterhauses Hallen
Gebührt nur ihr, nur ihr der Preis.

Wohlan, ihr Frauen! laßt euch sagen:
Es hat die Glocke eins geschlagen;
Nur Einem gibt das Weib sich hin.
Nur Einem weiht sie ihre Liebe;
Wankt' Alles auch, dem Einen bliebe
Doch treu ihr zarter Minnesinn.

Wohlan, ihr Frauen! laßt euch sagen:
Es hat die Glocke zwey geschlagen;
Die Zwey nur gibt uns Freud' und Lust.
Das Zweyte ist des Lebens Sonne,
Es fühlt der Jüngling jede Wonne
Nur an des treuen Mädchens Brust.

Wohlan, ihr Frauen! laßt euch sagen:
Es hat die Glocke drey geschlagen,
Drey ist der Huldgöttinnen Zahl.
Es lindern mit Gesang und Scherzen,
Wie sie, die Frauen alle Schmerzen,
Versüßen jedes traute Mal.

Wohlan, ihr Frauen! laßt euch sagen:
Es hat die Glocke vier geschlagen;
Es naht der Tag in goldner Pracht.
Und neue Freude kehrt zu Allen,
Wie seine Schimmer näher wallen,
Und schnell entflieht die finstre Nacht.

Und also gleicht der Nacht das Leben,
Das Weib vermag ihm Licht zu geben,
Wallt es die Pfade der Natur. —
Drum kommt des Nachts der Wächter wieder,
Singt euch auf's Neue schön're Lieder;
Denn alle weiht er euch sie nur.

Gustav Hohbach.

Die Harmoniter am Wabash, im Staate Indiana.

(Von einem glaubwürdigen Beobachter.)

Die harmonische Gesellschaft am Wabash, im Staate Indiana, gehört unstreitig unter die merkwürdigsten Vereine in der Geschichte der Menschheit. — Was auch Eifersucht und Neid zum Nachtheile dieser Verbrüderung verbreitet haben, nirgends leuchtet menschliche Größe mit hellerem Glanze hervor. — Was man sich kaum zu denken wagte, hat hier das vereinigte Streben, und die innere

Ueberzeugung mehrerer hundert Mitglieder wirklich zu Stande gebracht, — einen auf die Lehren der christlichen Religion allein gestützten Staatskörper — eine Republik, wie sie nur aus Menschen gebildet werden konnte, welche die Armseligkeiten dieses Lebens verachtend, die Grundlage ihres ewigen Glückes schon hienieden zu erstreben hoffen. — Wie helle auch Würtembergs Sterne am Firmamente leuchten, dieser neue Stern verbreitet schönern Glanz, und wird vielleicht einst die Sonne künftiger Geschlechter. —

Die Nachrichten, welche ich über diesen Gegenstand eingezogen habe, sind aus verschiedenen Quellen, und deßwegen um so richtiger, weil sie mit einander übereinstimmen. — Theils verdanke ich sie einem Mitgliede der Gesellschaft selbst, theils amerikanischen, englischen und deutschen Reisenden, die dort gewesen sind. — Möge diese Gesellschaft der Menschheit zur Erbauung dienen, und Deutschlands Völker insbesondere lehren, Achtung zu haben vor dem Stamme, der solche Früchte bringt. —

Die Harmoniter kamen vor etwa 17 Jahren aus dem Würtembergischen in den Vereinigten Staaten an. — Sie ließen sich 25 englische Meilen nördlich von Pittsburg, am Conoqueneſſing Creek nieder, und erbauten daselbst einen blühenden Ort. — Unzufrieden mit ihrer Lage, verkauften sie, vor sechs Jahren, ihr ganzes Eigenthum für etwa Zweyhundert und fünfzig Tausend Gulden, um ihr gegenwärtiges aus 25,000 Ackern bestehendes Grundstück anzukaufen. Vor fünf Jahren nahmen sie Besitz davon, und in dieser kurzen Zeit haben sie nahe an 3000 Acker Land zum Anbau tauglich gemacht, auch einen Ort mit Namen Harmony erbaut, welcher die ganze, ungefähr 800 Personen starke Gesellschaft aufnehmen kann.

Alles, was zur vollständigen Erhaltung eines kleinen Staates erforderlich ist, wird von den Harmonitern selbst erzeugt. — Sie haben Dampf-, Wasser- und Walkmühlen errichtet, und bedeutende Speicher erbaut. — Sie haben Wein- und Obstgärten, und selbst einen Paradegarten angelegt; doch leztern, wie die Amerikaner bemerken, überall von schwerfälligem, deutschem Geschmacke — „withal of a dull and german taste.“ — Sie treiben alle Gewerbe. — Ihre Schuster, Schmiede, Sattler, Tischler u. s. w. genießen im ganzen Staate den Vorzug; und es gibt im Allgemeinen kein Geschäfte, in welchem sie nicht die besten Arbeiter aufzuweisen hätten. Sie haben auch eine Gemeindeschule zur Erziehung der Kinder, wo jedes nach seinen Fähigkeiten Unterricht und seine künftige Bestimmung erhält. Der Ueberfluß aller Erzeugnisse der Harmoniter wird zum Besten der Gesellschaft verkauft. Jeder Handwerksmann handelt dabey, als gälte es ihm allein, und der erhaltene Preis der verkauften Gegenstände wird in die Kasse der Gesellschaft geschossen. Ueberhaupt aber ist jeder Person ihr eigenes Geschäfte angewiesen, das mit Ordnung betrieben wird. Selbst Kinder sieht man außer der Schule nicht müßig; alle erfüllen ihr Tagewerk mit Freude.

Alle Reisenden stimmen darin überein, daß nirgends eine solche Ordnung und Liebe zur Arbeit angetroffen werde, wie unter den Harmonitern; und daß man durchaus keines jener Laster unter ihnen bemerke, die so vieles Unglück in andern bürgerlichen Vereinen erzeugen. Auch darin stimmen diese Reisenden überein, daß Harmony das Paradies in der Wildniß sey, — die Oasen Lybiens, wo sich der Wanderer erquicke. —

Da unter den Harmonitern Alles Gemeingut ist, so leben auch Alle für Einen und Einer für Alle. Wer Schuhe braucht, geht zum Schuster und erhält sie, und wer einen Hut braucht, erhält einen Hut. Nahrungsmittel werden eben so jeder Familie abgeliefert; Salz und andere Artikel desgleichen. Fleisch wird von den Schlächtern geliefert, und das Vieh dazu aus der Gemeindeheerde genommen. Hanf, Flachs und andere Gegenstände werden vom allgemeinen Vorrathe jeder Familie nach Bedürfniß gereicht, und keine leidet Mangel. Die Gaben des Himmels kommen Allen ohne Unterschied zu. Keiner ist gezwungener Diener des Andern aus Noth, sondern aus einer innern Ueberzeugung, daß sie Alle — Kinder Eines Vaters sind. —

Beym Zusammentritte der Gesellschaft brachte jedes Mitglied seine Habe zum Besten des ganzen Vereines dar. Der Reiche theilte seinen Ueberfluß mit dem Armen, und beyde traten in gleiche Rechte ein. Tritt eines der Mitglieder aus, so erhält es blos die eingelegte Summe zurück. Diese Verordnung hat darin ihren Grund, daß alle Dienste und Arbeiten, welche die Harmoniter einander leisten, um der Liebe, und nicht um des Geldes willen geschehen; daher sie auch keinen Anspruch auf irgend eine Belohnung oder Vergütung ihrer Dienste machen können. — Wie sehr übrigens alle Mitglieder von der Herrlichkeit ihrer Anstalt überzeugt sind, geht daraus hervor, daß in 17 Jahren nur wenige Personen ausgetreten, und auch sogleich wieder durch andere ersezt worden sind.

Das große Geheimniß, das diesen merkwürdigen Verein begründet, ist in den Lehren unserer Religion enthalten: — „Liebet euch unter einander wie Brüder.“ „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ u. s. w. — Es ist eine in Christo gegründete Einheit, und scheint für die Ewigkeit gebildet. Ihre Ueberzeugung, den rechten Weg gewählt zu haben, ist so innig, und der Glaube an ihre Erhöhung so fest, daß sie schon in dieser Welt den Vorgeschmack eines himmlischen Lebens genießen. Sie betrachten sich als das Vorbild der Zeiten, welche dem Menschengeschlechte in kommenden Jahrtausenden zu Theile werden sollen. Und, wahrlich, wenn man ihre Grundsätze aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, so kann man nicht umhin, sie als

die glücklichſten Bewohner dieſer Erde zu betrachten. Sie leben in Friede und Eintracht unter einander. Neid und Argwohn ſind ihnen fremd. Geiz und Wucher wohnen nicht in ihren Hütten, und die Güter der Wittwen und Waiſen laſten nicht auf ihren Gewiſſen. — Die Stunden, in welchen unzählige Bewohner dieſer Erde in Armuth und Elend ſchmachten, ſind ihnen unbekannt. — Welch ein Zuſtand, wenn ganze Nationen eines ſolchen Reiches theilhaftig werden könnten! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Pariſer Intelligenzblatt (les Petites-Affiches.)

(Fortſetzung.)

Jezt erſcheint ein ältlicher Mann, im abgetragenen ſchwarzen Kleide, Perrücke, kleinen dreyeckigen Hute und mit einem dicken ſpaniſchen Rohre. Seine ganze äuſſere Haltung deutet auf den graſſeſten Pedantismus hin. Ich wette darauf, es iſt ein ſogenannter Instituteur oder Directeur de pensionnat. Seine Annonce beweiſt, daß ich mich nicht geirrt habe. Sie lautet: Externat très-avantageux, à vendre dans un des meilleurs quartiers de Paris. Le Directeur se retire u. ſ. w. Externat heißt im Franzöſiſchen jede Unterrichts-Anſtalt, in welcher den Schülern nur Unterricht, aber weder Koſt noch Wohnung ertheilt wird, und welche alſo nur externes (dergleichen Schüler) aufnimmt. Der Gegenſatz davon ſind die eigentlichen Koſtſchulen (pensionnats) Ich wünſchte, es wäre hier der Ort, mich recht weitläuftig über dieſe Schulen verbreiten, und die Erbärmlichkeit derſelben in ihrem ganzen Umfange zeigen zu können. Hier iſt der Vorſteher (Directeur) meiſtens ein wiſſenſchaftlich-ganz roher Menſch, der höchſtens einige geſellſchaftliche Bildung und daneben beſonders eine geläufige Zunge beſizt. Ein ſolcher wirbt dann für Koſt und einige hundert Franken jährlich einen oder zwey Hungerleider an, die mäßig Lateiniſch declíniren und conjugiren, und daneben Griechiſch leſen können. Dann wird die Schule eröffnet, wie Krämer eine Boutique öffnen, das heißt, der Vorſteher ſtellt ſich nebſt den Lehrern in die Thür des Hauſes und ladet die Nachbaren und Bekannten ein, ihre Kinder zu ihm zu ſchicken, während die wenigen, die bereits vorhanden ſind, einen ungeheuren Lärm machen müſſen, um den Vorübergehenden recht hörbar zu beweiſen, daß da eine Schule ſey. Bey dem Unterrichte wird ganz und gar kein Plan befolgt; ein Schüler lepert ſein Penſum ab, während die Uebrigen ſo wenig auf den Unterricht Achtung geben, als wenn gar keiner ertheilt würde. In der Regel haben dergleichen Unternehmungen, wie alles Neue in Paris, im Anfange einen großen Zulauf, beſonders, wenn es dem Director gelingt, einen bekannten, angeſehenen Mann als den Protektor der Anſtalt in ſeiner Ankündigung nennen zu dürfen. Aber, bald fangen die Penſionnaires an, ſich zu verringern, und in eine neue Anſtalt dieſer Art zu wandern, welche unterdeſſen begonnen hat. Dann ſezt ſich der Direktor hin, verfertigt eine Annonce, wie die obige, und begiebt ſich damit in das Intelligenz-Komtoir. Häufig gelingt es ihm, die Anſtalt (le fonds) zu verkaufen, weil er den Kunſtgriff gebraucht, ſich nur einen ſogenannten pot-de-vin (ſtipulirtes Geſchenk außer dem Kaufpreiſe) baar auszahlen zu laſſen. Geht der neue Direktor zu Grunde, ſo hat der alte doch wenigſtens den pot-de-vin in Sicherheit gebracht. Uebrigens „gibt hier jedermann den Handel (das Geſchäft) auf" (il se retire), und wenn er auch ſchon ſeit Jahr und Tag keinen Sous mehr mit demſelben verdient hat.

Da tritt eine Dame von zweifelhaftem Anſehen ein. Sie iſt zu alt, um einen Monsieur seul zu ſuchen, zu jung, um eine garde-malade zu werden, zu anſtändig gekleidet, um „Unglücksfälle erlitten zu haben," zu ſolide, um eine pension bourgeoise zu errichten, überhaupt phyſiſch und äußerlich zu wohlhabend, um eine Intrigenmacherinn zu ſeyn. Aber, was iſt ſie denn eigentlich? Es iſt die bekannte Demoiſelle Ginet, welche den Leuten die Haare ausreißt und dafür noch obenein ſehr theuer bezahlt wird. Ihre Anzeige lautet: Les filles de Mme. Ginet ont l'honneur d'annoncer au public qu'elles continuent d'épiler et de teindre les cheveux, quelque quantité que l'on en ait. Ihr ſeht, daß es dieſe Damen mit den Haaren genauer nehmen, als mit den Worten; denn ſonſt würde ihre Anzeige nicht zu ſagen ſcheinen, daß ſie den Leuten die Haare ausreißen, „ſo viele ſie deren auch haben mögen." Seit die Franzoſen aufgehört haben, ſich um nichts graue Haare wachſen zu laſſen, welches beſonders ſeit 1814 der Fall geweſen ſeyn ſoll, haben dieſe Haarrauferinnen Gelegenheit gehabt, ſteinreiche Jungfern zu werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Juli.

(Fortſetzung.)

Ein andrer, freylich lange nicht ſo prachtvoller und impoſanter Zug, dennoch aber, wenn man ihn genau betrachtet, recht erbaulich, hatte vor ungefähr acht Tagen Statt, als die Wallfahrer nach dem berühmten Gnadenort Mariazell zurückkehrten. In zahlreicher Verſammlung. Männer und Frauen, ziehen ſie. Jedes mit dem Nothdürftigſten beladen, hin, und verſtärken ſich auf ihrer Heimkehr durch die nächſtgelegnen Ortſchaften und die vorſtädtiſchen Gründe zu einer beträchtlichen Schaar, die in feyerlicher Ordnung mit Geſang und Muſikbegleitung nach der Stephanskirche ſich begibt, den biſchöflichen Segen zu empfangen. Die meiſten ſind betagte Leute aus der

ärmern Volksklasse. Knaben und Mädchen folgen ihnen, doch fehlt es auch nicht an erwachsener Jugend; manche dieser Letztern sind zierlich aufgeputzt, mit Bändern und mit Blumen Stirn und Brust geschmückt. Mehrere halten seidne Banderolen, die von einem hoch emporragenden und mit Kränzen gezierten Kreuz herunter flattern. Die eigentlichen Wallfahrer erkennt man vor den Uebrigen an der schlichten Kleidung, Stab und Blumenstrauß, auch tragen sie am Halse Gnadenbilder, die Weiber häufig einen niedrigen Strohhut mit breitem Rand, der ihnen vollends das Ansehen ächter Pilgerinnen gibt; Alle führen Bündel und Gepäck mit, das oft schwer genug die Schultern zu drücken scheint. Zuweilen kontrastirt dieser Aufzug mit der modernen Tracht und dem eleganten Pseudo-Florentinerhut einer jüngern Begleiterinn, der es freylich auf den Schultern leichter, auf dem Herzen oft desto schwerer liegt. Lob- und Dank-Gesänge erschallen in buntgemischten Akkorden und seltsamen Klängen, die man nicht leicht in Noten setzen könnte, ob sie gleich nach Noten sind; überhaupt muß man sich nicht an die Dissonanzen stoßen, denn sie kommen aus der frommen Einfalt des Herzens, besser als die Mißtöne der Bühnensänger, wenn die Donna kokettirende Grimassen, und der Amoroso Gesten wie ein Nachtwandler macht. Dann kommt mir's immer vor, als hört' ich eine grämliche Beate aus irgend einem Winkel rufen: Mit geschminkten Wangen würdet ihr das Reich Gottes nicht schauen! Ich muß gestehen, daß mich die disharmonischen Accente der Männer bey dieser Gelegenheit mehr frappirten, als die der Weiber, ob diese gleich in recitirender Begeisterung die Ohren meistens lästerlich zerreißen. Wenn dieser Zug, der auch wohl eine Stunde währt, nun auseinander geht, und schon vorher, gesellen Freunde und Verwandte sich den Pilgern bey, die fröhlich dann zu ihren Häusern ziehen. Und fragt ihr mich, was sie gewonnen haben? — Hoffnung und Vertrauen! Was sind dagegen Schätze und Verzweiflung?!

Von den Wallfahrern zu den reisenden Künstlern, die der Hoffnung und des Vertrauens nicht weniger bedürfen, denen aber Selbstvertrauen Alles nur zu oft ersetzen muß! Ich habe recht viel Liebes und Schönes zu berichten von der Schauspielerinn Müller aus Mannheim, die auf dem Hoftheater eine ziemlich lange Reihe von Gastrollen gab. Eine freundliche Erscheinung! ja gewiß freundliche, denn sie hat ein so unbefangenes, angenehmes Wesen, daß der barschteste Recensent nicht ärgerlich werden kann, wenn sie Mißgriffe macht; und es geschieht ihr zuweilen, gar kein Zweifel! aber dann kommt flugs etwas Geschicktes, gut Getroffnes hinterher, und dann zeigt sich im ersten Fall so viele Anspruchlosigkeit, daß es immer scheint, als ob sie ins Parterre hinunter flüsterte: O Sie gestrenger Herr dort, mit dem Gucker vor dem Auge, verzeihen Sie mir doch ja! es fuhr mir so heraus. Uebermorgen will ich Ihre Recension lesen und recht viel daraus profitiren, wenn ich sie nur verstehen kann. — Aber Scherz bey Seite! Die Schauspielerinnen sollten wirklich die Recensionen erst verstehen lernen, denn jene Herren wissen oft selbst nicht, was sie damit sagen wollen; das dreht sich immer in Gemeinplätzen, oder um Kleinigkeiten herum, und passt auf Alles oder Nichts, und es ist doch kein Spaß, wenn einer nicht weiß, was er eigentlich verbrochen hat, und bekommt so mir nichts, dir nichts, sein Urtheil vorgelesen. Nun, die Müller hat deren sehr liebreiche erhalten, und was noch mehr ist, keine so gar zuckersüßen Bonbons dabey, wie die hübschen Aktricen sonst wohl zu empfangen pflegen, wenn die Herren sich damit brüsten wollen, daß sie in die Reihe ihrer Verehrer treten. Die Natur hat ihr aber auch recht anziehende Gaben verliehen, und zuweilen wirft ihr die Kunst ein Blümchen zu, nach welchen die kunstreichsten Heldinnen vergebens haschen. Und das ist gar nicht wenig, das ist viel! Denn die liebe Natur muß doch zuletzt das Beste bey der Sache thun. Aber es gibt eine so natürliche Natur, daß sie nicht mehr auf die Büne gehört, und gern auf die Schultern der Bequemlichkeit sich lehnt; vor dieser hütet euch, ihr lieben Künstler!

(Die Fortsetzung folgt.)

London den 20. Juli.

(Beschluß.)

Während aller dieser Vorgänge hatte man auch anderwärts für die Unterhaltung des Volks gesorgt. Gegen Ein Uhr ließ man im Green-Park einen Luftballen steigen; gleich darauf gab man auf dem Serpentine-Fluß im Hyde-Park ein Bootrennen, eine Drachenjagd, (versteht sich mit papiernen Drachen) nebst einigen andern Spielereyen. Des Abends war in diesem Park ein Feuerwerk, welches sich durch nichts auszeichnete, als durch die langen Pausen zwischen jedem Losbrennen, und wodurch man das Volk bis spät in der Nacht festzuhalten suchte, damit es die Fenster der erleuchteten Häuser nicht einwürfe, welches auch vollkommen gelang. Denn in den Belustigungen, welche der Park darbot, schien es alle politische Gefühle vergessen zu haben, um nur zu genießen. Auch die Bäume längs des Serpentine-Flusses waren beleuchtet, und chinesische Laternen, Transparente und andere Lichtformen waren an verschiedenen Stellen angebracht und spiegelten sich im dunkeln Wasser, auf dem von papiernen Elephanten (auf dem Wasser!) gezogen, ein glänzender Wagen schwamm, worin mehrere Musiker saßen, die auf Blasinstrumenten spielten; auch an andern Stellen waren Musikbanden aufgestellt; in mehrern hundert Buden waren Erfrischungen aller Art zum Verkauf ausgesetzt, man tanzte, spielte, sang, schaukelte, kurz John Bull war glücklich. Auch von mehrern Böten in der Themse und vom Primrose-Hügel warf man den ganzen Abend hindurch Feuerwerke. Die Beleuchtung war nur in sehr wenigen Straßen glänzend und nirgends allgemein, sie bestand meistens aus den Buchstaben G. IV. R. mit einer Krone oder einem Stern; Transparente sah man wenige, und unter diesen zeichnete sich eine am Hause des Herrn Ackermann von 24 Fuß Länge und verhältnißmäßiger Breite aus; sie stellte den König in der Mitte einer zahlreichen Gruppe allegorischer Gestalten dar. — Das Glücklichste aber bey der ganzen Sache war, daß bey der ungeheuern Menge von Wagen und Pferden, die sich in den Straßen und Parks den Tag und die Nacht über durch die Hunderttausende von Fußgängern, welche sie füllten, hindurcharbeiteten, kein einziges Leben verloren ging, und nur ein Knabe von einem Karren einigermaßen schwer verwundet ward. — Zum Schluß dieser Erzählung, die unter der Hand etwas lang geworden ist, habe ich Ihnen noch eine Anekdote, womit man sich trägt, mitzutheilen, für deren Aechtheit ich mich aber nicht verbürgen kann. — Während des Gastmahls in der Westminsterhalle, heißt es nämlich, habe eine irländische Gräfinn in einer der Damenlogen einen Mann in hochschottischer Kleidung bemerkt, der gegen einen Pfeiler lehnte und eine Pistole in der Hand hielt, mit welcher er auf den Punkt zu stehen schien, nach der königlichen Tafel zu zielen. „Herr, was wollen Sie da thun?“ rief sie ihm zu. Der Mann bat die Gräfinn, sich zu beruhigen, indem die Pistolen nicht geladen seyen. Sie aber befahl einem der Kammerherrn, ihn zu verhaften; er ward sogleich umrungen und hinweggeführt. Bald darauf erschien ein Herr und bat die Damen, sich zu beruhigen, indem die Pistolen wirklich nicht geladen gewesen seyen. Hier endigt die Geschichte. —

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 63.

Nr. 63.

Kunst-Blatt.

Montag, den 6. August 1821.

Ueber altdeutsche Bauart.

Offener Brief an Hrn. Dr. Stieglitz.

Vielen Dank bin ich Ihnen schuldig, daß Sie die Gefälligkeit gehabt haben, meinen Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Bauart im Stücke 43 des dießjährigen Kunstblattes anzuzeigen. Mir scheint es immer erfreulich, wenn wir mit der Sprache, auch gegen einander, recht klar und bündig herausgehen, und es will mich bedünken, als wenn wir uns jezt schon näher stehen, als damals, da Sie Ihren Aufsatz über Schloß Marienburg in die Zeitung für die elegante Welt einrücken liessen; wenigstens will dieß auch einem von mir und vielen sehr verehrten Manne so scheinen, der mir kürzlich über Ihr Werk und mein Büchlein schrieb.

Hauptsächlich glaube ich aber, ist es Noth, alle Mißverständnisse zu zerstreuen, und da sind mir denn gleich im Eingange, wo Sie meine Ansichten zusammenstellen, ein paar und weiter hin einige andere, aufgefallen. Wenn ein Mann, wie Sie, schon etwas mißverstehen kann, wie muß ich mich da erst vor Andern fürchten, die weniger genau lesen und oft nicht wissen, was sie eigentlich lesen.

Sie sagen: ich hätte behauptet, die Neugriechische Kunst habe gar keinen Einfluß auf die Altdeutsche gehabt. Dem ist aber nicht so. In der Vorrede S. VI. sagte ich ausdrücklich, gerade in der Hoffnung, jedes Mißverständniß zu vermeiden: „Gleich voran erkläre ich hier, daß die Kunst des Mittelalters und der neuen Zeit keineswegeS als etwas Abgesondertes, ganz Neues und durchaus Eigenthümliches da steht; nimmer! Wie sollte dieß auch möglich seyn? Unsere Kunst lehnt sich immer an die lezte Zeit der Kunst des Heidenthums und an die sich aus ihr entwickelnde erste christliche Kunst an, und ein allgemeiner, großer christlicher Typus liegt dem meisten, ja beynahe allem, zum Grunde. Aber ich behaupte: daß diese neue Kunst, diese Kunst des Christenthums, gleich etwas Eigenes und Bestimmtes, allein für sich Bedeutendes ward, sobald der Deutsche die Künste werkthätig ausübte, und daß daher alles Byzantinisiren unserer deutschen Kunst in jedem Falle unsere Kunstgeschichte verdreht, entstellt und gänzlich unwahr macht.“ Dieß ist meine Ansicht und darauf werde ich sogleich noch näher zurückkehren.

Es ist kein Widerspruch meiner Ansicht vorhanden, wie es scheinen möchte, wenn ich einmal sage: die altdeutsche Bauart sey keine Tochter der griechischen und römischen Bauart, sondern etwas Eigenthümliches, Neues und Eigenes: denn da rede ich von der schönen altdeutschen Baukunst, der, in welcher der Spitzbogen herrscht und die auch Sie gewiß für keine Verwandlung griechisch-römischer Bauart halten. Und wenn ich an anderer Stelle behaupte: die altdeutsche Kunst sey auf den Trümmern eines untergegangenen Römerthums gebildet, und sie lehne sich, auf ihren ersten Grundbegriff zurückgeführt, an die altrömische Bauart an, (eine Meinung, der Sie auch zugethan sind), so sind beyde Stellen in meinem Buche um viele Seiten von einander getrennt und in jenem von Ihnen zulezt, von mir weit früher als jene erst angeführten Stellen, bemerkten Satze, spreche ich von der ersten Abtheilung altdeutscher Bauart, welche ich die Sächsische, Sie die Neugriechische nennen.

Den Namen der neugriechischen Bauart verwerfe ich, weil er eine feststehende Bauart bezeichnet, die von unserer deutschen immer verschieden ist; denn ich behaupte, daß in einem jeden Lande, wo ächte Baukunst sich entwickelt, sie sich auch eigenthümlich gestaltet. Darum spricht der Italiener von Altrömischer Bauart als Grundlage, und von Neugriechischer, Lombardischer u. s. w. Bauart als daraus abgeleiteten und neu entstandenen Arten. Der Engländer hat die bey ihm eingewanderte Altrömische Bauart, aber auch seine Normännische, Altsächsische, Altdeutsche. Jeder hat also für die in seinem Lande sich eigenthümlich entwickelnde Bauart einen eigenen Namen, welches auch wohl verständig scheint, um die verschiedenen Bauwesen von einander zu scheiden. Warum soll nun der Deutsche immer nach einem fremden Namen haschen, der noch dazu etwas Fremdartiges, was ganz etwas Eigenthümliches für sich ist, bezeichnet? Darum nenne ich diese älteste in Deutschland mit runden Bogen, zumeist zur Zeit der sächsischen Kaiser vorkommende Bauart, die Altsächsische,

und die mit dem Spitzbogen, zur Zeit der Hohenstaufen, die schöne altdeutsche Bauart.

Von Erfindung kann bey der sächsischen Bauart nicht die Rede seyn; die ist in ihrer Grundlage etwas Uebergenommenes, Entlehntes, wie ich bereits in der oben angeführten Stelle meiner Vorrede andeutete. Sie ist, um es mit wenigen Worten anzudeuten: die christliche Bauart, wie sie sich in Deutschland gestaltete. Daß diese durchaus etwas Abweichendes im Ganzen, so wie im Einzelnen von den Werken anderer Länder hat, das lehrt ein Blick auf die uns bis jezt bekannt gewordenen Werke jener Zeit, und keiner wird ein solches altsächsisches Gebäude mit einem italienischen, und umgekehrt, verwechseln. Daß wir diese Unterschiede noch nicht klar, einem Lehrgebäude angemessen, darlegen können, liegt eben darin, daß noch keine reife Zeit zu Lehrbüchern vorhanden ist, da wir noch nicht ein Viertel der alten Bauwerke Deutschlands genau kennen. Nun kommt aber dazu, daß gerade die meisten Hauptwerke verloren gegangen sind und nur manches, oft überarbeitetes Nebenwerk, stehen blieb. Hier, wo die Laune des einzelnen Baumeisters durch alle Zeiten so manches Fremdartige einmischte, wird es also noch schwerer, ganz bestimmte Gränzlinien anzugeben. Was ich aber als Grundgestalt und Einrichtung der ganzen sächsischen Bauart annehme, habe ich in meinem Büchlein selbst genugsam, wie ich glaube, ausgesprochen.

Wenn Sie nun aber sagen: daß zur Zeit Karls des Großen Kunst und Bauart aus Italien nach Deutschland kam, so gebe ich Ihnen das sehr gerne zu, denn es ist auch durchaus meine Meinung. Daß aber damals, wie Sie unzweifelhaft annehmen: der byzantinische Styl durchaus geherrscht habe, das ist eben der Streitpunkt und das was ich läugne. Wie wenig leuchtende Punkte sind uns geblieben! Was also noch zu erhaschen, müssen wir ergreifen. Warum frug denn wohl Eginhard nach Vitruv, den er fleißig erforscht haben mußte, wenn ihm ein Byzantiner mit Rath und That doch wohl näher gewesen wäre? Weil auch in Italien, antworte ich, immer eine einheimische Kunst, freylich auch sehr umgestaltet, vorherrschte und die Byzantinerey nur als etwas Fremdartiges mit einspielte, was nun, da es aus allgemein christlichen Ansichten (besonders in der Malerey) ausging, als etwas besonders Heiliges in einzelnen Stücken geachtet ward, indem die Griechen vorgaben, die vera icon zu besitzen, und nun strenge an stärkere Beobachtung desselben hielten. Daß damals manch byzantinisches Gebäude in Italien und auch in Deutschland aufgeführt seyn mag, will ich gerne zugeben, aber die Gebäude, welche die Zeit der sächsischen Kaiser besonders baute, wo wir zuerst anfangen heller in unserer Kunstgeschichte zu sehen, und aus der uns Reste geblieben sind, die zeigen etwas ganz Eigenthümliches, und das ist die altsächsische Bauart.

Eben das Klima ist es auch, welches auf das ganze Aeußere einen so bedeutenden Einfluß hatte. Die Giebel und hohen Dächer, die man in Deutschland bedurfte, zogen alles nach sich und zwangen den Künstler zu eigener Erfindung. Gestehn Sie zu, daß das Lateinische Kreuz ein Hauptunterschied des Abendlandes ist, so geben Sie sich, meiner Ansicht nach, auch dadurch gefangen, denn eben diese Grundgestalt ward für so vieles wieder bedingend und mußte die byzantinische Bauweise wieder bis bis auf einiges Nebenwerk verdrängen. Wo also einmal sich Eigenes und Eigenthümliches entwickeln mußte, da fehlte es auch gewiß an Mehrerem nicht. Vielfältig habe ich mir neugriechische Gebäude, Bildhauer-Arbeit und Malerey, den ältesten deutschen Werken dieser Künste gegenüber gestellt und immer habe ich einen bedeutenden Unterschied gefunden, immer habe ich geglaubt, streng angeben zu können, was wirklich neugriechisch, was deutsch. Ist dieß der Fall, so glaube ich, muß auch ein Unterschied da seyn, und ich wiederhole hier, daß man das, was in der christlichen Kunst typisch geworden, viel zu leicht hin für Neugriechisch erklärt, indem man es als christlich überliefert annehmen sollte, und da hat die römisch-katholische Kirche so gut ihre Sage und ihre Form, als die griechische.

Die Kirche zu Memleben werde ich, da wo der Spitzbogen erscheint, nie für ein Werk der Ottonen halten können; er ist unbedenklich in späterer Zeit erst dazu gekommen.

Was Sie über den Namen Saxon Architecture sagen, gebe ich gerne zu, da ich auch niemals einen Vergleich beyder Bauarten angestellt habe; aber es schien mir zweckmäßig, gerade diesen Namen, aus den im Buche angegebenen Ursachen, auch in unsere Kunstgeschichte zu verpflanzen, um so mehr, da beyde Bauarten manches entsprechende haben. Soll's denn die Saxon Architecture keine byzantinische seyn? wenn wir einmal dieß, mir für die Kunst des Abendlandes ganz unzweckmäßig scheinende Wort gebrauchen sollten. Ist sie es nicht, warum den Engländern gewähren, was man uns versagt? Weil die Engländer so vernünftig gewesen sind, von je allen ihren Werken einen einheimischen, entsprechenden Namen zu geben.

Die sächsische Bauart für ein Werk der alten Sachsen, und für eine besonders in Sachsen ausgeübte Kunst zu halten, habe ich gleich in meinem Buche abgewiesen; es bedarf also hier keines Wortes. Daß sie aber zumeist unter den sächsischen Kaisern blühte, das ist gewiß. — Was die Vergleichung der schönen altdeutschen Bauart mit einem versteinerten Eichenhain betrifft, so ist sie blos als ein versinnlichendes Bild von mir gegeben, jede strengere Folgerung aber ist von mir selbst zurückgewiesen worden. — Ob die schöne altdeutsche Baukunst aus der Betrachtung der Durchschnitte von Halbkreisbogen entstanden, ist freylich

nicht zu beweisen, aber unter den vielen Annahmen über ihren Ursprung schien mir dieß noch die wahrscheinlichste und als mehr habe ich sie auch nicht hingestellt. An Holzschnitzereyen, wie an den mir sehr wohlbekannten Stühlen der Graumünchen Kirche in Danzig ist dabey nicht zu denken, sondern es sind vielmehr wirkliche Steinpfeiler und Steinbogen, die in den ältesten englischen Kirchen, besonders in der Abtey zu Kelso und Dryburgh vorkommen, also bey weitem näher liegend, als alles Holzwerk. Wer kann sich auch überhaupt wohl anmaßen wollen, zu bestimmen, was die Einbildungskraft der alten Künstler gerade so und nicht anders führte!

Ob Sie mich unter denen mit meynen, die nicht in das Dichterische und Romantische der altdeutschen Kunst einzudringen sich bemühen oder vermögen, sondern nur am Geschichtlichen haften, weiß ich nicht (man hat mir wohl eher das Gegentheil zum Vorwurf gemacht) und lasse ich es auch gern dahin gestellt seyn, obgleich ich der Geschichte ihr unbestreitbares Vorrecht vor allen Auswüchsen der Einbildungskraft, die oft mehr und etwas anderes sieht, als da ist, gerne gesichert sehen möchte; denn eben die blos phantastischen Betrachtungen und die oberflächlichen Beachtungen der altdeutschen Baukunst haben das Irrsal herbeygebracht, in welchem sie lange Zeit schwebte.

Die Bezüchtigung, ich hätte unrecht, wenn ich S. 72. sagte: je reiner die Bauart, um so mehr ist der Schmuck allein aus der Pflanzenwelt entlehnt, beruht wieder in einem Mißverständniß. Hier rede ich gar nicht von den Gurten, Rippen, Bogen, Pfeilern, sondern, wie die Stelle auch ausdrücklich sagt, von dem Schmuck. Nach allem, was ich bis jezt kennen gelernt habe, ist der Dom zu Köln das höchste Muster und Meisterwerk altdeutscher Bauart und Hr. Dr. Boisserée hat daher ganz recht, wie ich glaube, seine Betrachtungen über die altdeutsche Bauart an die Betrachtung dieses Gebäudes anreihen zu wollen. Indem ich auf S. 70 meines Buches verweise, bemerke ich hier noch einmal, daß beym Dom zu Köln alle äußere Verzierungen an der Leiste zwischen den Stockwerken und wo diese sich trennen, allein aus der Pflanzenwelt genommen sind; es ist das breite und herrliche Weinblatt, welches sich um und an dieselben legt. Beym Strasburger Münster artet diese Verzierung schon in unbestimmte Kreise, Dreyecke u. s. w. aus, späterhin ward die ganz lustige Arabeske daraus. Diesen aus der Pflanzenwelt genommenen Schmuck suche ich daher auch nur in den alten Bauwerken, die ich für Muster anerkenne.

Was Sie ferner S. 172 sagen, ist Ansicht gegen Ansicht, und diese muß ich daher dahin gestellt seyn lassen, die Zeit mag sichten und entscheiden. Nur dieß: Spitzbogen im eilften Jahrhundert läugne ich an allen Gebäuden, sie sind in jüngerer Zeit dazu gekommen. Der Laune und Ansicht des Künstlers, wie seiner eigenthümlichen Neigung, muß ich immer ein großes Gewicht beylegen. Denn wenn z. B. an einer Thüre sich der der ältern deutschen Bauart entsprechende Schmuck mit einem Spitzbogen darüber findet, so bin ich überzeugt, daß diese Thüre aus der Zeit der schönen altdeutschen Bauart herrührt. Dieß zeigt auch die Abendthüre an der Peter- und Paul's-Kirche zu Görlitz, welche, allgemein bekannt, im 15ten Jahrhundert gebaut ward. Das ganze Thürgewände und der Bogenschmuck entspricht dem, was ich altsächsisch nenne, und doch ist der Bogen ein Spitzbogen. Das ist eben so gefährlich, daß sich Alles in späterer Zeit wiederholt, und wenn man da der Geschichte über den Kopf gewachsen zu seyn glaubt, müssen Irthümer entstehen. So hat das herrliche Schloß zu Marienburg, dessen Bauzeit unbedenklich das 14te Jahrhundert, den runden Bogen, den Spitzbogen und sogar einen flachen, noch meist unbekannten Bogen. Die spätere Zeit kann etwas Früheres in sich aufnehmen, aber die frühere Zeit hat nie etwas Späteres vorherrschend durchgeführt. Dieser Satz der Urkundenlehre gilt auch für die Kunst und da muß man die Geschichte fragen.

Dieß wäre, was ich Ihnen, hochverehrter Herr und Freund, zu entgegnen hätte. Freundlich reiche ich Ihnen zum Schluß die Hand, daß wir fortdauernd friedlich und ruhig den gemeinsamen Pfad fortwandeln mögen. Trennt sich auch unser Weg bisweilen, wir werden uns doch im gemeinsamen Ziele: Förderung der Kenntniß Altdeutscher Kunst, wieder finden, und gerne will ich dann dort die Irrthümer bekennen, welche mich etwa vom geraden Wege abgeleitet haben, und so erlaube ich mir, auch für mich, die Worte der Einleitung Ihrer Anzeige meines Buches als Schluß zu gebrauchen: „Unpartheyischen Richtern und mehr Erfahrenen als ich bin, sey das Urtheil in dieser Sache überlassen, da es für die Kunstgeschichte des Mittelalters nicht unwichtig ist, hierin zu einer festen Bestimmung zu gelangen.“

Büsching.

Kunstliteratur.

Antonio Benci, über: Tambroni's Ausgabe des Trattats von Cennino Cennini etc. in der Antologia No. VI. Giugnio 1821. Firenze, da G. P. Vieusseux. S. 367 bis 394.

Diese gründliche und gehaltvolle Recension ist das Werk eines Mannes, den seit längerer Zeit eine neue historische Beleuchtung seiner Muttersprache und ihres Alterthumes beschäftigt. Ebendaher fällt sie größerentheils den philologischen Disceptationen der neuesten italienischen Literatur anheim. Wir wollen hier nur solche Stellen ausheben, welche geradehin auf die Kunst Bezug haben.

S. 371 f. rügt Rec. Tambroni's Vernachlässigung der kritischen Hülfsmittel, welche schon einmal im Kstbl. Nr. 45. berührt worden ist. S. 373 bestreitet er Tam-

broni's Ableitung der Worte: ancona, und: triare. Ancona, Tafel, Bild, vorzüglich im venezianischen Dialekte schon vor Alters gebräuchlich (s. Zannetti, S. 4. Anm.), leitet Tambroni, wie die meisten Schriftsteller, welche dieß Wort je berührt haben, von εικων ab. Diese Ableitung hat die Identität des Sinnes für sich; es giebt auch viele gleichlaufende Fälle in der italienischen Sprache, welche die Umbildung der Anfangsbuchstaben erklären. So deckte ich aus dem Dom-Archive zu Florenz auf, daß der bekannte Künstlername Orcagna aus: Arcagnolo, verstümmelt worden sey, durch Auslassung des Anfangsbuchstabens; A., nach dem Artikel: lo. z. B. dello Orcagno. Auf eine ähnliche Weise wird der Artikel: la, in la icona, den Anfangsbuchstaben verschlungen haben. Der Buchstab n schleicht sich, vorzüglich, wenn man in der Orthographie, wie in der italienischen Sprache durchaus geschieht, auf die Ableitung der Wörter wenig Rücksicht nimmt, überhaupt sehr leicht vor einem g oder k ein. Benci will dagegen ancona, von αγκων ableiten, und beruft sich auf die winklige Schlußfigur der älteren Tafeln. Doch ist diese Ableitung an und für sich gezwungen, setzt eine sprachgelehrte Grübeley voraus, die dem Mittelalter unangemessen ist, und begründet sich endlich nicht sowohl auf die allgemeine Eigenschaft des Bildes, als vielmehr auf eine zufällige, nur etwa von 1250 — 1400 durchaus übliche Nebeneigenschaft. Es fragt sich zudem, ob das Wort nicht schon ungleich früher in Gebrauch war, als stumpfe und spitze Winkel über den Tafeln angebracht wurden, welche erst aus dem sogenannten gothischen Baugeschmack in die Nebenwerke der Gemälde übergegangen sind.

Ungleich überzeugender, ja völlig genügend, ist seine Ableitung von: triare, aus: triturare, vorzüglich da der Codex der Laurentiana an vielen Stellen nicht: triare, sondern: tritare, hat, welches im Geburtsort des Cennini noch im Gebrauch seyn soll: für macinare, mahlen, zermalmen.

S. 376. f. bemerkt Rec., daß der Codex der Laurentiana, obgleich ungleich korrekter, als die Abschrift der Vaticana, die Tambroni zum Grunde legte, doch auch nur eine Copie und zwar nur eine mangelhafte ist, wie dieß im Kstbl. schon mehrmal angedeutet wurde. Dieß zu beweisen, dient dem Rec. ganz vorzüglich der Codex der Riccardiana, dessen Entdeckung wir seinem eigenen Forscherfleiße verdanken, und deßhalb seine Recension desselben als eine literärische Neuigkeit ganz übertragen wollen:

S. 377 f. „Diesen Codex der Riccardiana habe ich — Antonio Benci — aufgefunden; er ist im sechszehnten Jahrhunderte und vielleicht kurz nach dem J. 1500 abgeschrieben worden, ist aber gewiß keine Copie des Laurenzianischen Codex (berichtige das Versehen in Nr. 45. des Kunstblattes), weil er nicht dieselben Schreibfehler hat, und mehrere Zusätze enthält, wie wir später sehen wollen. Uebrigens könnte ich auch nicht versichern, daß er von dem Autographo abgeschrieben sey, welches einstmals vom Beltramini besessen wurde, weil es mir nicht gelungen ist, auszumachen, wo dieser Codex sich befinde, und ob er überhaupt noch vorhanden sey.

„Zu Ende des Riccardianischen Codex liest man: concorda il tuo volere etc., und es fehlen die Worte: Finito libro, referamus gratia XPI 1437. a dì 31. di Luglio ex stincarum etc."

Hier nimmt Rec. Veranlassung, gegen Tambroni darzuthun, daß diese letzteren Worte des Laurentianischen MS. nicht auf den Autor selbst, sondern auf den Abschreiber zu beziehen sind, und bekräftigt hiermit meine schon früher mitgetheilte Hypothese.

Es folgt nun von S. 379 — 387 eine vereinzelte Kritik der Lesarten, welche Tambroni aus seiner einzigen HS. oder nach eigener Wahl aufgenommen hat. Diese Kritik ist in vielen Fällen zum Verständniß des Abdrucks vom Cennini unumgänglich nothwendig. Hier einige Proben in der eignen Sprache des Rec.

Antol. Nr. c. p. 380. L'ultimo punto di questa pagina (z) fu indicato como oscurissimo dal medesimo Tambroni. Noi dunque lo trascriveremo come e ne'codici di Firenze, e notisi che l'errore principale proviene dal prendere: o per: ho.

„Adunque, o (im Abdruck: ho) per cortesia o per amore a tutte quelle persone, che in loro si sentono via di sapere o modo di potere adornare queste principali scienze con qualche giojello, che realmente (der Abdruck hat: valmente) senza alcuna peritezza (cioè: perizia, e non: peritanza, come ha la stampa) si mettono innanzi: offerendo alle predette scienze quel poco sapere, che gli (Benci hält dieß für einen Idiotismus, der hier für mi stehe) Iddio dato, siccome piccolo membro esercitante (im Abdruck: esservi tante.) nell' arte di dipingere. —

Il quale punto, così, come ognun vede, resterebbe sospeso: ma si congiunge, a me sembra, con ciò, che segue: „Cennnino di Andrea Cennini (con una lunga parentesi in mezzo) per confortare tutti quelli, che all' arte voglion venire, di quello, che mi fu insegnato, — nota farò."

Pag. 6. hatte Tambroni: grandi predetti etc. aufgenommen und auf die Vorgänger des Cennini bezogen. Die HSS. haben: Gradi wie der Sinn der ganzen Stelle erfordert.

Pag. 33. hat der Abdruck einen Schreibfehler der Copisten aufgenommen: „Piglia l'una delle tre misure, che ha il viso, che ne ha in tutto tre, cioè la testa, il viso, e'l mento colla bocca." Ognun vede, sezt Benci hinzu, che il secondo viso è un naso. E per un naso è stato riconosciuto a pag. 61. ed a pag. 66.

In demselben Hefte befinden sich, von 458 bis 481: Zwey Abhandlungen des Professor Petrini: von der Malerey der Alten; welche die mehrbezeichnete Ausgabe des Cennini ebenfalls, wenn gleich nur im Vorübergehen berühren.

In den: Effemeridi letterarie, di Roma, fascicolo sesto, ist die Ausgabe Tambroni's gleichfalls, doch weniger ausführlich als in der florentinischen Anthologie beurtheilt worden. Alle Rec. treffen darin zusammen, daß sie Herrn Ritter Tambroni mehr und minder fühlbar machen, daß er bey seinem an sich selbst so lobenswerthen Unternehmen sehr leichtsinnig zu Werk gegangen sey.

C. F. v. Rumohr.

Nro. 188.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. August 1821.

Wenn man alle Arten von gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen durchgeht; so findet man keine von einer größern Wichtigkeit und Würde, keine von einem mächtigern Einflusse auf unsre Leidenschaften, als die, welche einen Bürger mit dem Staate zusammenknüpft, dessen Glied er ist.

Cicero.

Die Harmoniter am Wabash, im Staate Indiana.

(Fortsetzung.)

Unter andern Albernheiten, die man dieser Gesellschaft angedichtet hat, ist auch diese sehr häufig wiederholt worden, — daß die Mitglieder derselben nicht nach Belieben heirathen dürfen. — Es ist aber Thatsache, daß hierüber kein Verbot unter ihnen besteht; allein da sie mehr mit den ewigen als zeitlichen Gütern zu thun haben, so wird es unter der Würde des Menschen gehalten, einem blos physischen Genusse zu fröhnen. Daher kommt es auch, daß sie Enthaltsamkeit als eine Tugend verehren, welche sogar Eheleute beobachten, um ihre Kräfte für erhabenere Gegenstände aufzusparen. Heirathen und Begräbnisse werden ganz einfach begangen. Keine Leichenzüge begleiten den Sarg, sondern es sind nur so viele Menschen zugegen, als nothwendig sind, die Beerdigung zu vollziehen.

Ein schöner Grundsatz der Harmoniter besteht darin, jeden Augenblick des Lebens auf nützliche Arbeiten zu verwenden. Daher sind sie auch im Stande, Dinge zu verrichten, worüber die Amerikaner in Erstaunen gerathen. Im Essen und Trinken sind sie äußerst mäßig, wodurch sie einen hohen Grad des Wohlstandes erreichen. Ihr gegenwärtiges Grundstück soll sich seit fünf Jahren um eine halbe Million Gulden verbessert haben.

Eine besondere Aufmerksamkeit erregt die Verachtung, welche die Harmoniter gegen den amerikanischen Charakter hegen. Ein Reisender aus dieser Nation, der sich einige Zeit unter ihnen aufgehalten hat, drückt sich darüber folgender Maßen aus: „Indeed, these Germans have the most thorough contempt of the american character." — „In der That, diese Deutschen haben die allerhöchste Verachtung gegen den amerikanischen Charakter." — Ein Harmoniter, dem ich diese Beschuldigung mittheilte, um seine Meinung darüber zu erfahren, machte mir die Bemerkung: daß, wenn der Schreiber dieses Artikels weniger von sich selbst gedacht hätte, so würde er besser von Andern gedacht haben; denn ein ächter amerikanischer Charakter — worunter man einen guten verstehe — sey in der Harmonie sehr geschätzt. Daß sie übrigens den gelddurstigen, wuchernden Charakter der Amerikaner verachten müssen, ist keinem Zweifel unterworfen; denn welch ein Unterschied zwischen dem fleißigen und gottseligen Leben der Harmoniter, und jener schuldbelasteten Rohheit der Columbiner, vorzüglich in ihren Wäldern! Ein kleiner Zug wird diese Angabe bekräftigen.

In der Harmonie ist nämlich das Schwören verboten. Da nun die Gesellschaft ein Wirthshaus zur Erholung der Reisenden eingerichtet hat, so kommen sehr häufig theils Bewohner jenes Staates, theils Nachbarn der Harmoniter dahin. Nun ist es aber Gesetz im Wirthshause, daß wer schwört, zwey Mal ermahnt werde, und wer zum dritten Male schwört, zu keinem Preise etwas erhalten soll. Da nun die um die Harmonie herum lebenden Amerikaner dieses wissen, so fluchen sie zwar nicht mehr im Wirthshause, stellen sich aber, zum Aerger der Harmoniter mitten a=

die Straße, und ſchwören auf die entſetzlichſte Weiſe. — So hauſen Giftpflanzen und Schlingkräuter mitten in der herrlichſten Vegetation, und zerſtören den üppigen Wuchs manches zarten, dem Schooße der Erde kaum entſproſſenen Gewächſes. —

Obgleich die Harmoniter beſchloſſen haben, keine neue Mitglieder mehr anzunehmen; ſo ſind ihre Grundſätze dennoch von ſolcher Reinheit, daß edle und bedrängte Menſchen ſtets als Brüder von ihnen aufgenommen werden. Nur ſie haben den Grad jener erhabenen Geſinnungen erreicht, wo man nicht mehr fragt: Wer biſt du? Oder was haſt du? — Ein armer Unglücklicher, den die Welt verachtet und hinausſtößt in die Wildniß, der findet bey ihnen Balſam für ſeine Wunden. Mit dem größten Neide ſehen die Amerikaner auf dieſen glänzenden Verein; auf ſeine Anordnungen und Erfolge. — Sie fühlen, wie tief ſie unter dieſen Deutſchen ſtehen, und daß ihre hochgeprieſene Verfaſſung keineswegs der Verfaſſung dieſer Geſellſchaft an die Seite geſezt werden kann *). Die einzige Hoffnung, die ihnen daher übrig bleibt, liegt in der Erwartung, daß ſich die Geſellſchaft mit dem Tode ihres Vorſtehers Rapp von Ypſingen auflöſen werde. Die Thoren! Sie können mit ihren verſtockten Herzen nicht einſehen, daß die Harmoniter einen höhern Vereinigungspunkt als ihren Aelteſten haben, und daß ſie auf Den bauen, der die Berge miſſet mit der Hand, und die Hügel mit der Waage. —

Uebrigens müſſen die Amerikaner doch eingeſtehen, daß mit dieſer Geſellſchaft weder in Amerika noch in einem andern Theile der Welt verglichen werden kann: „That there is nothing in the United States, or in any other part of the world to be, compared to it.“ — Auf der andern Seite geſtehen ſie auch die Vortheile ein, die dem Staate Indiana durch die Harmoniter zu Theil geworden ſind, indem ſie den Bewohnern deſſelben den nächſten Weg zum Wohlſtande und zur Glückſeligkeit gezeigt haben. — Folgendes ſind ihre eigenen Worte: It has bestowed a great blessing on Indiana; they have taught them the art of agriculture, and every other useful art, and shown them, what patient labour, frugality and sobriety can effect.“

Diejenigen, welche in der Erſcheinung dieſer Geſellſchaft nichts anders als bloßen Sektengeiſt erkennen wollen, mögen ihren Anſichten folgen, deren Gehalt für den denkenden Menſchen von wenig Bedeutung ſeyn kann. Dem Philoſophen aber und dem Staatsmanne — die ſich um gehaltloſe Ideen weniger bekümmern, als um die Erforſchung der Wege, wodurch ein glücklicher Zuſtand für die Menſchheit erzweckt werden kann — wird dieſer Verein Stoff zu den reichhaltigſten Betrachtungen darbieten. — Es iſt keine Geburt neuerer Schwindelehen, ſondern geſtiftet durch einen Mann, deſſen Erkenntniß über ſein Jahrhundert hervorragt, den keine niedrige Gewinnſucht bey ſeinen Handlungen leitet, und der ſeit achtzehn Jahren die augenſcheinlichſten Beweiſe ſeiner reinen Abſichten an den Tag gelegt hat. Seine Idee, eine Gemeinſchaft der Güter nach einem ausgedehntern Maßſtabe zu erzwecken, iſt, ſowol in politiſcher als moraliſcher Rückſicht, eine der erhabenſten Anſichten, die unſer Geſchlecht verewigen. Dadurch wird das Prinzip der Selbſtverläugnung, das wir als erſtes moraliſches Geſetz anerkennen müſſen, wieder ins Leben gerufen, und der Gemeingeiſt geſtärkt, deſſen ſegenreiche Folgen durch die Selbſtſucht untergraben werden. Daher findet man auch unter den Harmonitern jene innere Ruhe, die ſich nur auf das Bewußtſeyn eines glücklichen Zuſtandes gründet, und daher fallen auch in dieſem Vereine alle jene Leidenſchaften weg, die aus dem Mein und Dein in andern bürgerlichen Geſellſchaften entſpringen. Da übrigens dieſe Behauptungen für manchen Leſer nicht überzeugend genug ſeyn möchten; ſo wollen wir einige politiſche Angaben beyfügen, welche die Herrlichkeit dieſer Anſtalt unmittelbar bekräftigen werden. —

(Der Beſchluß folgt.)

*) Die amerikaniſche Verfaſſung äußert ſich nämlich im Allgemeinen nur als todte Form; jene der Harmoniter aber tritt bey jedem einzelnen Weſen, gleichſam verkörpert, in's Leben hervor. — Sie enthält das ſicherſte Prinzip, gute und rechtſchaffene Menſchen zu bilden.

Das Pariſer Intelligenzblatt (les Petites-Affiches.)

(Beſchluß.)

Auf Demoiſelle Ginet folgt eine andere jüngere, ſehr ſchöne Dame, ziemlich phantaſtiſch gekleidet, und dem Anſcheine nach etwas hoch auf die Menſchen herabſehend. Lezteres hat Ihr zur andern Natur werden müſſen, denn es iſt Demoiſelle Eliſe Garnerin. Will ſie etwa eine neue Luftfahrt machen? Nein, denn ſeit die Erfahrung gelehrt hat, daß man in der Luft nicht allein gehangen ſondern auch verbrannt werden kann, wie das traurige Schickſal der Madame Blanchard ein Beweis davon geweſen iſt, ſcheinen die hieſigen Aeronauten lieber auf der Erde, als in den Wolken von der Luft leben zu wollen. Da lezteres aber auf die Länge keinen Stand hält, läßt Dem. Garnerin folgende Annonce in den Petites-Affiches abdrucken: Mlle. Elisa Garnerin a l'honneur de prévenir le public, surtout M. M. les Anglois, que l'exhibition de son grand Ballon et du grand Parachute se continue toujours au théâtre du quai Voltaire. Un Franc aux Premières. Das Wort exhibition beweiſt, daß Dem. Garnerin in England geweſen iſt und dort ihre Mutterſprache verlernt; es beweiſt ferner, daß man Redakteur der Petites-Affiches ſeyn und kein Franzöſiſch verſtehen könne. Denn dieſes Wort heißt wohl im Engliſchen öffentliche Ausſtellung, aber nicht im Franzöſiſchen, wo es blos eine

Vorzeigung von Documenten vor Gericht bedeutet. Die Sprachverpfuschung des Pariser Intelligenzblatts gehört übrigens zu den Ausnahmen, denn, zur Ehre der Französischen Journalisten sey es gesagt, sie schreiben weniger Kauderwelsch als die Deutschen.

Ein Afficheur tritt ein, wenigstens erkenne ich ihn für einen solchen an dem Kleistertopfe, den er in der Hand, und an den Anschlagezetteln, welche er in der aufgesteckten Schürze trägt. Auf einem der leztern lese ich in ehlenhohen Buchstaben: Jardin Beaujon, Montagnes Francoises. Daraus sehen meine Leser, daß die Französischen Rutschberge, ob sie gleich den Actionnaires bereits eine große dicke Maus (nämlich eine Banqueroute von einer Million Franken) zur Welt gebracht haben, immer zu zeugen fortfahren, wahrscheinlich um nächstens eine noch größere zu gebähren und im Kindbette dabey zu sterben. Die Annonce besagt: L'administration du Jardin Beaujon a l'honneur de prévenir le public que l'ouverture des Montagnes Francoises aura lieu dimanche prochain. Toutes les mesures de sûreté, prises par les Entrepreneurs, ont été examinées et approuvées par une Commission nommée par le Gouvernement. Ainsi le public pourra jouir, sans le moindre danger, „du plaisir des chars qui sont maintenant construits d'une manière toute différente de la premières. Aehnliche Vorsichtigkeits-Maßregeln waren auch das erstemal getroffen und von einer Regierungskommission untersucht worden. Nichts destoweniger haben ein halbes Dutzend Menschen theils ihr Leben, theils ihre Gliedmaßen darüber eingebüßt. Uebrigens kann unter allen Pariser Speculationen der Garten Beaujon, dessen über ganz Paris wegsehender Pavillon wirklich einem Schlosse gleicht, vorzugsweise und zwar eben so eigentlich, als uneigentlich, ein Luftschloß genannt werden.

Jezt zeigt die Wanduhr des Bureau des Petites-Affiches auf halb fünf Uhr. Die Schreiber stehen auf, nehmen ihre Hüte und gehen nach Hause. Die Bureau-Aufwärter ergreifen die Besen, um die Zimmer zu fegen. Derjenige unter ihnen, der mir am Morgen auf Geheiß des Controleurs einen Stuhl gereicht hat, naht sich mir und sagt satyrisch: Monsieur, vous êtes observateur. Voulez-vous aussi voir comment nous menons le balai? Damit fegt er mir auf eine komische Weise hart an den Füßen weg. Ich lasse mir diese Pantomime nicht zweymal vormachen; sondern suche schleunig die Thür zu erreichen, indem ich eben so satyrisch erwiedere: Pas la peine, mon cher ami, je sais que vous êtes l'élève de Madame votre femme. Mit diesen Worten verlasse ich das Bureau. Tiens, sagt der zweyte Aufwärter zu dem ersten: Tiens, camarade, mets celà dans ta poche.

Paris, im Juni 1820.

G. L. P. Sievers.

Gewicht großer Charaktere.

Man legt in Amerika so viel Werth auf das körperliche Gewicht eines Menschen, daß man unwillkürlich hingerissen wird, sein geistiges Gewicht in dem cubischen Inhalte seiner Masse zu suchen. — Eilf amerikanische Martial-Geister — martial spirits — wurden den 19. August 1783 zu West-Point gewogen, nämlich: —

General	Washington	209 Pf.
=	Lincoln	224 =
=	Knox	280 =
=	Huntington	132 =
=	Greaton	166 =
Oberst	Swift	219 =
=	M. Jackson	252 =
=	H. Jackson	238 =
Oberst-Lieutenant	Huntington	232 =
=	Cobb	186 =
=	Humphreys	221 =
	zusammen	2359 Pf.

oder 214 Pf. im Durchschnitt. — Die Idee, den Geist nach materiellen Kubikzollen zu berechnen, ist übrigens nichts Neues; denn man sagt allgemein, daß die Chinesen, seit undenklichen Zeiten, mit einer mathematischen Formel dazu versehen seyen. — Es wäre der Mühe werth, wenn wir auch von europäischen Mathematikern eine Formel über diesen Gegenstand besäßen, wobey man auf den Thermometer- und Barometer-Stand, auf die Depressionen und Nutationen gehörig Rücksicht genommen hätte. — Wir könnten dann sogleich mit einigen unserer Wundermänner den Anfang machen; allein was auch das Resultat seyn möchte, so wäre doch zu befürchten, daß Friedrich und Napoleon, Blücher und Wellington, in Hintergrund kommen würden. — Die Amerikaner wenigstens sind völlig überzeugt, daß jenen eilf Revolutionsmännern keine andere ähnliche Köpfe an Gewicht gleich kommen werden.

In neuerer Zeit haben diese unvergleichlichen Helden das Prädikat der Mammuth-Geister erhalten. Auch andern Gegenständen wird diese ausgezeichnete Benennung beygelegt. So sieht man jezt Mammuth-Ochsen, Mammuth-Esel, Mammuth-Schweine und sogar Mammuth-Brode, wenn nämlich der Laib 50 Pf. wiegt. Ein Mammuth-Ochse erhält diesen Ehrennamen erst dann, nachdem er ein Gewicht von 3000 Pfunden und darüber erreicht hat. Die Amerikaner selbst bilden jezt eine Mammuth-Nation.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juli.

(Fortsetzung.)

Die vorzüglichste Rolle der Dem. Müller war die Gräfinn Routland in Essex, worin sie einige Scenen mit einer solchen Lebendigkeit und physischen Wahrheit entwickelte, wie sie nur aus den tiefsten Fundgruben des Gemüthes hervorgehen können. Auch das Ganze hatte eine sichre Haltung. Sie mußte diese Darstellung, so wie andre mehr, wiederholen. Auch als Donna Diana geriethen ihr — der ersten Hälfte widerspricht ihre Persönlichkeit — mehrere Stellen im dritten Akt sowol, daß ich sie besser nicht gesehen habe; so recht eigent-

lich in dem aus der Stimmung selbst entspringenden tragischen Ton; es war kein Tragediren, wie man's nennt, das die pathetisch weinerliche Tonart im Allgemeinen nur berührt, und so wird's allemal das Rechte seyn. Im ersten, und auch größtentheils im zweyten Aufzug, war das Gemälde desto schwächer gehalten. Die Darstellung der Johanna d'Arc zeigte sich als ihre mißlungenste. Sie mochte das Bedürfniß, der Natur nachzuhelfen, allzu lebhaft fühlen, dadurch erhielt Alles eine solche Spannung, eine solche Härte und Erzwungenheit, daß man sogar die Schauspielerin nicht mehr erkannte. Dennoch gefiel sie hier recht sehr; aber — aber! ich kann es mir erklären, und darum ist es nicht immer das Wahre, was gefällt. Auch diese Darstellung wiederholte sie einige Mal, weil das Stück jezt nur auf das Repertoire gebracht wird, wenn eine Gastspielerinn darin auftritt. Ihr Vater zeigte sich ebenfalls, doch nur in einigen Rollen. Sein Benehmen ist natürlich, seine Schilderungen sind unscheinbar; verwitterten Gemälden gleich, in welchen man den Styl nicht mehr erkennen kann. Es heißt, daß beyde Gäste dem Hoftheater künftig angehören werden.

Auf dem Theater an der Wien trat eine bekannte Sängerinn als Gast auf, die dem hiesigen Publikum schon im vorigen Herbst lieb und werth geworden war: Mad. Vespermann aus München, die als Mlle. Metzger damals Ohr und Herz bezauberte, und jezt sogar einen alten Museupfleger zu einem, dem Lateinischen ungefähr — ja ja, dem Lateinischen! — nachgebildeten, recht schmachten und abdrehten, poetischen Hospiro begeistert hat. (En, Philomela, nuntia veris, adest!) Diese Philomele ist natürlich die Metzger-Vespermann — so nennt sie sich — kein Wunder! Ein prosaischer Referent hat sie gleichfalls mit der Nachtigall verglichen, ja der Herr spricht sogar von Nachtigallschlägen. Da muß doch etwas an der Sache seyn. Und so ist es auch; ihre kräftige Naturstimme und der hohe Grad von Kunstfertigkeit ihres Gesanges, der ungezwungene rührende Ausdruck und der seelenvolle Vortrag, der den kühnsten Passagen, den verschlungensten Figuren, Charakter und Bedeutung gibt, machen sie zu einer seltnen Sängerinn. Die mit Schmuck überladenen Rossinischen Prunkstücke entwickeln sich in ihrer Kehle zu Herz ergreifenden melodischen Gemälden. Alles gelingt mit einer Sicherheit und Mannigfaltigkeit, die den Zuhörer nicht in ängstlicher Spannung erhalten, sondern sein Gefühl erweitern. Das richtige Ergreifen der höchsten Töne bey dem Aufschwung aus der Tiefe und dem Uebergang in das schmelzendste Piano, die Nettigkeit der Rouladen und die Zierlichkeit der chromatischen Gänge sind gleichsam nur untergeordnete Vorzüge. Als Rosine im Barbier von Sevilla war jedes Gesangstück ein neuer Triumph und jede bedeutende Stelle erregte rauschenden Beyfall, der mit dem stillern Ausdruck unwillkührlich hervorbrechender Theilnahme immerwährend wechselte. Sie gab diese Oper zu ihrem Benefize, und Fischer aus München, der sich dießmal nur im Fluge sehen und hören ließ, hatte den Figaro übernommen, den er im vorigen Jahre mehrmals gab. Seine Stimme wird freylich immer unbedeutender und verliert alle Anziehungskraft, aber er weiß sich zu behaupten, und seine lebendige Darstellungsgabe fristet manchen schätzbaren Ersatz. Fällt auch hier ein gewisses Schönthun mit sich selbst, und als natürliche Folge davon, das gespreizte Wesen seiner charakteristischen Figuren nicht immer sehr gefällig in die Augen, so muß man ihm doch das Verdienst eines tüchtigen Schauspielers zugestehen. Er wiederholte diese Darstellung — kam und ging, wie der Wind im Evangelium.

Als Prinzessin von Navarra wirkte die Sängerinn schon angenehm bey ihrem ersten Auftritt, weil sie mit anspruchloser Würde erschien, und nicht mit der gewöhnlichen Koulissen-Graudezza einher stolzirte, die sich einmal so recht im's Zeug wirft, und in allen Worten und Bewegungen die Parodie der wahren Hoheit ist. Ihr Gesang war brillant und anmuthsvoll zugleich, ganz dem fürstlichen Charakter angemessen. Im zweyten Akt trug sie die oft wiederholten Variationen von Winter auf ein Thema von Caraffa mit großer Virtuosität und Lieblichkeit vor. Die Melodie ist originell, und sinnvoll sind die Veränderungen durchgeführt. Als Zerline befriedigte sie nicht völlig; wirklich war die Stimme Anfangs etwas bedeckt, viel Vorurtheil mischte sich aber auch in's Spiel, weil man diesen Part und diese Rolle von einer sehr beliebten Schauspielerinn so und so gesehen und gehört hat, die, ob sie gleich schon selbst geraume Zeit die Harmonie der Sphären klingen hört, doch frisch im Gedächtniß lebt. Großen Einfluß hatte die mißlungene Ausführung der ganzen Oper, und um dieser den ersten unglücklichen Stoß zu geben, mußte ein Don Juan aus Dresden, in der Gestalt des Hofschauspielers Tonsaint erscheinen, der weder von Seite seiner musikalischen noch mimischen Vorzüge Beruf zu dieser Rolle zeigte, und dem die Kritik nur Schonung widerfahren lassen kann, nachdem das Theater-Publikum, an jenem Abend in dem übelsten Humor, weniger geneigt war, ihn mit großer Nachsicht zu behandeln, was doch in Wien ein seltner Fall ist. Er zog noch schneller, als der Wind von hinnen; wie die Windsbraut fuhr er hin. Mit Röschen in der Mollnara begann und endigte die stets willkommne Gastspielerinn ihre Leistungen auf dieser Bühne, unter welchen die genannte jezt und vormals immer die willkommenste geblieben ist, weil sie die erste war, und das alte gemüthliche Werk seit einer langen Reihe von Jahren wieder in die Scene kam. Das Haus war jedesmal so gedrängt voll, daß die Zuhörer zu den Hauptöffnungen wieder hinaus gedrängt wurden, wenn der Vorhang aufging und Alles sich in Positur sezte.

Hr. Vespermann gab auf diesem Theater sechs Gastrollen, und bewährte sich als einen verständigen, gebildeten und vielseitigen Schauspieler. Zuerst trat er als Kammerrath Steger in Erinnerung auf. Was man hier noch vermissen konnte, war die innere Komik und jener Geist der Ironie, der diesen satirischen Naturbildern, indem er als vermittelnde Person dazwischen tritt die erforderliche Einheit gibt, oder sie auf Wahrheit zurückführt. Uebrigens war die Darstellung rundleicht und innerhalb der Grenzen des Schicklichen gehalten. Die Ausführung des Ganzen gereichte den Mitwirkenden zur Ehre, die selten Gelegenheit haben, sich in diesem Konversationskreise zu bewegen. Vespermann hat den seltnen Vorzug im Fache des Intriganten und Böswichtes, zu dem er mit besonderer Vorliebe sich hinzuneigen scheint, daß er die grelle Seite mildert, nicht durch Außendinge sie verstärkt, und noch weniger als komisches Reizmittel benützt, um die sogenannte theatralische Undankbarkeit zu vernichten. Den kräftigsten Beweis lieferte seine Darstellung des Koke, den er mit so vieler Konsequenz entwickelte, als es dieses tragikomische Zerrbild immer nur gestattet. Die Schluß-Scene als Christiern, in Gustav Wasa, zeigte seinen künstlerischen Werth in vollem Sinn des Worts. Ein arger Mißgriff war es, als Hugo in der Schuld aufzutreten, den man wohl mehr der Sucht, durch Vielgestaltigkeit zu glänzen, als dem innern Beruf zurechnen muß. Wie sehr möchte hier ein jeder Anderer gesunken seyn, dem der doppelte Name Meyger-Vespermann nicht geholfen hätte! Die Tiefe des Gemüths, aus welcher dieser Charakter hervorgegangen ist, und die poetische Höhe, zu der er sich erhebt, scheinen unserm Gast zwey unbekannte Pole noch zu seyn. Es ist viel darüber gewitzelt worden, und Jemand sagte unter Anderm, als er doch hervorgerufen wurde: das ist nicht seine Schuld. Er hat sie aber wieder gut gemacht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 63.

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 7. August 1821.

Lebensphilosophie.

Ueber den Menschen und die Gesellschaft von Johann Baptista Say. Uebersezt von Ernst Ludwig. Altenburg bey Christian Hahn 1821. 144 S. 8.

Der Verfasser des Originals, welches den breiten, vom Uebersetzer glücklich verbesserten Titel führt: Petit volume, contenant quelques apperçus des hommes et de la société, par J. B. Say, de l'Acad. Imp. de S. Pétersbourg, de la Soc. Royale de Madrid etc. ist durch sein früheres Werk: Traité d'économie politique, ou simple exposition de la manière dont se produisent, se distribuent et se consomment les richesses, zu einer Art von europäischem Rufe gelangt ohne (soviel wir wissen) von der französischen Akademie zu seyn, welches im wissenschaftlichen Fache heutzutage etwas Seltenes ist, Dank sey es der europäischen Gallomanie! Daß Herrn Say die Pariser Zunftmäßigkeit fehlt, ist aber natürlich; denn er mißfiel, als Erwählter zum Tribunat, Napoleon, ward darüber bös auf den Usurpator, und ließ sich durch das Anerbieten anderer Stellen nicht wieder versöhnen. Aus diesem Umstande sind auch manche der aphoristischen Betrachtungen zu erklären, welche den Inhalt des vorliegenden Büchleins ausmachen, z. B. die Art, wie Hr. Say S. 99. den Werth der großartigen Worte zu verkleinern sucht, womit Napoleon den aberwitzigen Vorschlag eines Adeligen abfertigte, daß der Adel zur Bedingung der Akademiefähigkeit gemacht werden sollte. „Ach! Herr von ..., lassen Sie uns doch wenigstens die Republik der Wissenschaften!" sagte der ausgeartete despotische Sohn der Republik. Wohl mag Herr Say Grund haben, sich dem sophistischen Schlusse der (besseren) Bonapartisten zu verweigern, welche aus diesen Worten Napoleons innerste Neigung zur Liberalität in Geistessachen beweisen wollen; aber ihren Werth behalten sie denn doch, und wär' es auch in einer anderen Anwendung. Wenn die Herrschermacht eingreift in die Freyheit der Meynung; wenn sie auf wissenschaftlichem Gebiete Grundsätze, die ihr nützen, in einen literarischen Adelstand erheben will; so möge man ihr die Worte zurufen, welche der verschrieene Welttyrann in seiner Eigenschaft als Mitglied der wissenschaftlichen Welt sprach: Laissez nous, au moins, la republique des lettres?*)

Abgesehen von dieser vielleicht in privatlicher Hinsicht sehr gerechten Animosität des Verf. wird diese Sammlung (die natürlich erst nach Napoleons Falle erschienen und 1818 bey Deterville zum zweytenmal aufgelegt worden ist) Leuten von Geist eine sehr ansprechende Lectüre seyn, und wem das Original nicht zur Hand oder zugänglich ist, dem leistet vorliegende, sehr gelungene Uebersetzung den gleichen Dienst.

„Der gewöhnliche Mensch (und das heißt fast alle Welt) empfängt seine Meinungen schon völlig fertig. (S. S. 7.) War die Fabrik schlecht, so erbt (?) man sie schlecht. — Noch leben wir größtentheils in Meinungen, die aus den Zeiten der Barbarey hervorstammen; und leider! wir halten sie fest bis zum Aeußersten!" (Leider, ja! aber wir? Wenn das ein pluralis majestaticus ist; so ist es wenigstens nicht der literarische.)

„So ist's immer gewesen, ist ein schlechter Grund für eine Sache, der aber freylich überhebt, einen vernünftigen anzugeben." S. 13. (In dem Wohnlande — Vaterland will im Deutschen gar nicht wahr klingen — in dem Wohnlande des Ref. hat man diesen Grund raffinirt, man sagt: „Recht ist's freylich nicht, was wir thun; aber — bey'm Nachbar, unter der vorigen Verfassung u. s. f. war es noch viel schlimmer.")

„Ist ein Schriftsteller Weltmann und liebenswürdiger Gesellschafter, so gelangt sein Werk selten zur Unsterblichkeit. Nicht daß es ihm darum an Kenntnissen, Geist und Talent fehlte; aber seine Schöpfungen tragen unbewußt meistens das Gepräge des Kreises, dem er gefallen will. Die Welt dreht sich fort, das lebende Geschlecht verschwindet, andere Interessen, neue Beziehungen treten an die Stelle der früheren. Da zeigt sich dann der unendliche

*) Die Worte sind sehr gut; aber was sind leere Worte? Napoleon ersann in Frankreich ein despotisches Generaldirectorat des Buchhandels und der Presse!

W.

Vortheil, den der alleinſtehende (und gehende!) Schriftſteller voraus hat; ſein Schimmer iſt nicht der Abglanz der Sonne des Augenblicks" u. ſ. f. S. 18. (Avis für die äſthetiſchen Bünde der Almanachs-Poeten, Erzähler und dergl.)

„Ein Ueberſetzer — muß guter Schriftſteller in ſeiner Sprache ſeyn — er muß Geſchmeidigkeit genug beſitzen, um ſeinem Vorbilde entſprechende Formen zu wählen, und, im Nothfall, Ausdrücke, Wendungen und Bilder durch andere zu erſetzen wiſſen, die dem Genius ſeines Volkes zuſagen, und in der Seele des Leſers gleiche Gefühle (ſensations im Original) wecken, wie der Urſchriftſteller bey dem ſeinigen hervorrief" S. 41. (Wenn es möglich wäre, daß Hr. Say bey der zweyten Auflage, im Jahr 1818, ſchon geleſen haben könnte, was im Lit. Bl. Nr. 16. vom Jahr 1820 über dieſes Kapitel geſagt worden iſt; *) ſo könnte man ihn eines Plagiats beſchuldigen, ſo ähnlich iſt die Anſicht.)

„Die Muſik ohne Geſang (S. 45.) iſt nichts als ein Lärm nach Zeitmaß und Regel. Aber auch die geſangreichſte Muſik, die ſchönſte, die trefflichſt ausgeführte, ermüdet immer nach einiger Zeit — wenigſtens die Hörer. In einer Abendgeſellſchaft, wo man herrliche Muſik machte, nur ein wenig zu lang, fragte jemand eine Frau: „Sind Sie nicht bezaubert?" „Bezaubert?" antwortete ſie, „nein, das gerade nicht, aber ich genieße mein Vergnügen in Geduld." (Herr Say qualificirt ſich nicht zum deutſchen Hof-Theaterintendanten.)

„Ein Fürſt (S. 54.) entwirft mit ſeinem Miniſter einen Bericht, den dieſer ihm über den Zuſtand ſeiner Nation erſtatten ſoll, woraus ſich natürlich ergiebt, daß keine in der Welt beſſer regiert wird." (Darauf laufen am Ende alle Behördenberichte über die Regierten hinaus; Berichte, zu denen, nach der vierundzwanzigpfündigen Berliner Darre, die büreaukratiſchen Diné's als nothwendiges Ingredienz gehören.) „Man giebt ſich ſo viele Mühe, glauben zu machen, daß man ſich mit dem öffentlichen Wohl beſchäftige, daß es viel einfacher und bequemer wäre, es wirklich zu thun." (Pariſer Witz! Ja, wenn das öffentliche Wohl nicht ſo oft im Conflicte mit dem Privatwohle ſeiner Diener wäre! Dann wär' es in der That unbegreiflich, daß ſie das Seyn nicht wohlfeiler finden, als den Schein.)

„Einſt wagte ich es (S. 61.), Napoleon den Vorwurf zu machen, daß er das Volk verſchlechtere. **) Es iſt unmöglich, den feinen Hohn zu malen, womit er mir erwiederte: Sie wiſſen alſo nicht, daß man die Menſchen ſicherer durch ihre Laſter, als durch ihre Tugenden beherrſcht? Wohin hat ihn nun dieſe vermeintliche Geſchicklichkeit gebracht?" (Da möchte wohl der Grund ſeines Falles nicht zu ſuchen ſeyn!)

In der Ueberſetzung haben wir nur zwey Flüchtigkeiten bemerkt: S. 7. „Das Volk feyert ſeine Unterdrücker mit Jubelgeſchrey, weil die Menge zu ungebildet iſt, um ſeinen (entweder ihren, der Menge, oder deſſen, des Volks) wahren Vortheil zu verſtehen." S. 129; „Wem Erziehung gänzlich fehlt, (dem) nützt das Reiſen nichts."

*) Ich habe das auch früher ſchon, in der Hall. Lit. Z. v. 1817. geſagt, und dieſe könnte Herr Say wohl geleſen haben. Aber die „Anſicht" liegt ſo auf der Hand, daß gar kein Verdienſt dabey iſt, ſie zu haben. M.

**) Durfte das Herr Say? Das bringt Napoleon mehr Ruhm, als jene leeren Worte. M.

Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortſetzung.)

Praktiſche Theologie.

Ueber die Bibel. (K.) Vertheidigung der Badiſchen katholiſchen Schulbibel. Erſte und letzte Antwort auf die vorläufige Antwort des Prof. und Pf. van Eß zu Marburg. Von Dr. Brunner, Grhzl. Badiſchen geiſtl. Miniſt. Rathe zu Karlsruhe. Mannheim gedr. u. im Verlage des kath. Bürger-Hoſpitals. 1821. 37 S. gr. 8. (4 gr.) Das kathol. Kirchen-Departement im Grhzth. Baden ließ das neue Teſtament mit Anmerkk. nach Dereſer's Ueberſetzung aus deſſen deutſchem Brevier abdrucken, und verordnete im J. 1815, daß es in allen kath. Schulen eingeführt werden ſollte. Der Verlag wurde mit einem zwölfjährigen Privilegio dem Bürgerhoſpital in Mannheim überlaſſen und der Preis des Abdruckes (32½ Bogen) auf 22 Kreuzer geſetzet. Hr. v. Eß wünſchte ſeine Ueberſetzung auch in den Badenſchen Landen eingeführt zu ſehen und verſuchte, ob er die Schulbibel wieder verdrängen könnte. Deshalb wendete er ſich im J. 1819 unmittelbar an den Großherzog ſelbſt und erbot ſich, jeder Schule 14 — 20 gebundene Exempl. ſeines N. T. und außerdem noch einige 1000 rohe Ex. zu ſchenken und 200 Pf. St. der Bibelgeſellſchaft aus dem Londoner Fonds zu verſchaffen, wenn ſein N. T. eingeführt würde; überdem inſinuirte er, daß die ſogenannte badenſche Schulbibel nicht vollſtändig, auch zu theuer und mit Anmerkungen verſehen ſey und nicht gern von dem Landmanne gekauft werde. Als dieſer Verſuch fruchtlos blieb, wiederholte er denſelben, obwol mit gleichem Erfolge im J. 1820. Noch mehr: „er bereiſete (S. 7.) ſelbſt mehrmals das Land der Länge „und Breite nach, um der Sache Gottes d. i. dem van „Eß'ſchen N. T. fortzuhelfen, und einer heilſamen, von „allen Guten im Lande gut aufgenommenen Anordnung „des Bad. Gouvernements (der Verbreitung der „Bad. kath. Schulbibel) entgegenzuwirken." Hierauf ließ

Hr. M. R. Brunner bey Gelegenheit der Ankündigung der 3ten Ausg. von der Schulbibel eine etwas ſtarke Erklärung gegen des Hrn. v. E. Beginnen in die neue Speyer'ſche Zeitung (Nr. 142. v. J.) anonym einrücken, welche größtentheils von einem ſeiner würdigen Kollegen herrührte. In derſelben Zeitung (Nr. 11 — 14. d. J.) hat Hr. v. E. geantwortet und dieſe Antwort noch beſonders abgedruckt verbreitet. Sie fängt ſo an: „Der Einſender — wir aus „Carlsruhe nennt er ſich ſelbſt — hat ſich ganz vergeblich „bemüht, Rache gegen mich zu ſchnauben, und mit den „Dolchen unſrer Tage durch meine Perſon ins „Herz und Leben meiner ihm gar zu argen und ausgedehnten Bibelverbreitungsſache zu ſtoßen und dieſe „zu tödten.“ In ähnlichem Tone und Geiſte gehet es einige Seiten fort. Hr. M. R. Brunner fand es nöthig, die Behauptungen des Hrn. v. E. in dieſer Antwort zu widerlegen und die Widerſprüche aufzudecken. Dieß geſchieht in dieſer Schrift S. 3 — 27; dann ſind S. 28 — 37 die erwähnte Ankündigung, des Hrn. v. E. Antwort und die Verordnung des kath. Kirchen-Departements die Einführung der Schulbibel betr. (Karlsruhe 20. Octbr. 1820) abgedruckt. Ref. findet es nicht ganz angemeſſen, wenn von einer obern Behörde unſtatthafte und zudringliche Anmuthungen öffentlich und doch anonym zurückgewieſen werden; kann aber noch weniger billigen, daß einzelne Beauftragte der Londoner Bibelgeſellſchaft die von dieſer beſorgten Abdrücke der Bibel aufzwingen wollen. Dadurch wird der guten Sache geſchadet. — Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes; in ſeinem Leben auf Erden dargeſtellt. Zum Gebrauch für Schulen und zugleich zur häuslichen Erbauung von Sam. Chſtn. Gottfr. Küſter, Sup. — in Berlin 2te Ausg. Berlin bey Enslin 1821. (10gr., mit 2 Kpf. 12 gr.) Nur der Titel iſt bey dieſer neuen Ausgabe wirklich neu. Uebrigens verdient dieſe Schrift alle Empfehlung; ſie vereint dieſelben guten Eigenſchaften, welche erſt kürzlich an deſſelben Vfs. bibliſchen Erzählungen ſind ausgezeichnet worden. — Kurze Lebensbeſchreibungen Jeſu Chriſti und ſeiner Apoſtel. Zur Belehrung für den gemeinen Mann. Mit 14 in Kupfer geſtochenen Bildniſſen. Nürnberg bey Lechner, (ohne Jahrzahl.) Fol. (9 gr.) Die Hauptſache ſind hier die Bildniſſe Jeſu und der 13 Apoſtel, den Judas ausgeſchloſſen, dagegen aber Paulus und Matthias eingerechnet. Jene Abbildungen ſind wahrſcheinlich die Kopien guter Originale; auch iſt der Stich nicht ſchlecht, die Platten aber ſcheinen ſchon etwas abgenuzt. Die ſogenannten Lebensbeſchreibungen, welche unter den, die obere Hälfte des halben Bogens einnehmenden, Bildern ſtehen, ſind kurz, enthalten jedoch manche Legende und ſcheinen für Katholiken berechnet zu ſeyn.

Katechismen. Anleitung zur Kenntniß der chriſtlichen Religions- und Tugendlehre. Ein Lehrbuch für die reifere Jugend von Joh. Jac. Kromm, evang. Pred. (nach der Vorrede zu Gelnhaar.) V u. 95 S. 8. (5 gr.) Der Hr. Vf. hat es gewagt, der erhabenen Mutter ſeines Landes in Verſen „dieſe Frühlingsblume, d. h. dieſen Katechismus, als ſein „erſtgebornes Werk zu reichen“ und ſchließt ſein Weihgedicht mit folgenden Worten: „Brichſt Du dieſelbe, „unter Dir dem ländlichen (vaterländiſchen?) Boden entſproſſen, Hoch mit dem Scheitel berührt dann die Sterne, „Erſterbend Deiner K. H. unterthänigſter ꝛc.“ Wahrſcheinlich hat die erhabene Fürſtin die Blume gebrochen, und der Vf. berührt alſo jezt hoch mit dem Scheitel die Sterne und ſieht und hört nicht, was auf Erden vorgeht. Den Leſern ſey daher nur berichtet, daß dieſe Anleitung neben manchem Guten auch ihre Mängel hat. Gleich §. 1. würde Ref. für einen Druckfehler halten, wenn er in dem angehängten Verzeichniſſe derſelben mit angeführt wäre. Er lautet: „Sobald der Menſch zum Gebrauche ſeines Ver„ſtandes und ſeiner Vernunft herangereift iſt, ſagt man „von ihm: er beſizt Religion — eine Sache, die „man mit Recht von allen und jeden ſollte fordern können.“ Bey der Lehre von Chriſto namentlich glaubt Hr. K. nach der Vorrede die Hauptklippen vermieden zu haben und dem Ziele näher gekommen zu ſeyn. Ref. hat nur bemerkt, daß die Anleitung weniger ſagt von Chriſto z. B. von ſeiner Perſon, als die Bibel, und daß ſie einiges in ein gewiſſes Helldunkel hüllt. Man leſe §. 99. „Jeſus wurde geboren „wie andere Menſchen, und zwar von Maria, einer Jung„frau, welche in Nazareth wohnte. Seine Geburt — „ereignete ſich nach den Evangeliſten auf eine ausgezeich„nete Art.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Spaniſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Im Monat Juni hat die Preſſe faſt nichts als politiſche Flugſchriften hervorgebracht. Das meiſte Aufſehen unter dieſen Flugſchriften machten die Condiciones y Semblanzas de los diputados á Cortes (Porträte und Charaktere der Abgeordneten zu dem Cortes) para la legislatura de 1810 y 1811. Der Verf. (oder die Verfaſſer) iſt nicht ohne Witz, doch wird er häufig breit, gemein oder geziert. Die weitläuftiger ausgeführten Bilder der Abgeordneten, die von größerm Einfluſſe ſind, mislangen ihm bis auf einige wenige, witziger iſt er, wo er mit zwey Strichen eine der Drathpuppen dieſer Verſammlung zeichnet. So ſagt er z. B. von Moragues: „Ein ruhiger, ſchweigſamer Mann, hört wie eine Säule von Bronce, aber ohne das Metall der Stimme“; von La Rivu: „Friedlich geſinnt, bedachtſam, gemäßigt, und doch bey alledem ein Advokat.“ Häufig macht er auch

von Wortspielen Gebrauch, wie z. B. wenn er von La Madrid sagt: „No es cosa de la corte, pero si teologo en cortes. Es ist leicht begreiflich, daß diese Schrift ein halbes Dutzend andere Flugblätter ins Leben rief, die aber keiner Erwähnung werth sind. — Zur Bekehrung des dem neuen Systeme abgeneigten Landvolkes hat ein eifriger Patriot El bien cura y un feligues, dialogo patriotico acomodado á intelligencia del pueblo para fijar su opinion extraviada sobre Constitucion etc. (der brave Pfarrer und sein Pfarrkind, ein patriotisches Gespräch nach der Fassungskraft des Volkes eingerichtet, um dessen irrige Ansicht über die Konstitution ꝛc. zu berichtigen) geschrieben, und, damit das Werkchen desto größern Eingang finde, wird es um einen sehr niedrigen Preis verkauft. Mag seyn, daß er seinen Zweck erreicht; ich zweifle aber, da die, welche der Konstitution abgeneigt sind, auch alle derartigen Schriften zu lesen vermeiden. — D. Agustin de Letamendi, ein sehr eifriger Schriftsteller, hat Opúsculos politicos, dedicados á la juventud, herausgegeben (1stes Heft), ungemein frostiges und geistloses Gerede über Souveränetät, öffentliche Erziehung, politische Moral, Vervollkommnung der Regierungsformen, allgemeine Grundsätze zur Abfassung eines peinlichen Gesetzbuches, über die Ursachen der Entvölkerung von Spanien u. s. w. Glücklicher Weise faßt er sich mit großer Kürze, so daß er jeden dieser wichtigen Punkte auf auf zwey Oktavseiten abthut. Mich mahnten diese Raisonnements wie die Exercitia eines Tertianers, der, statt Livius und Tacitus, unbedeutende neuere politische Schriftsteller gelesen hat. — Der Advokat D. Jose Churruca hat Reflexiones á las Cortes sobre la ley de elecciones de Ayuntamientos drucken lassen, welche einige brauchbare und recht praktische Bemerkungen enthalten. — Der bekannte D. Francisco Ferrer, der, in die Angelegenheit des Lorenzinischen Clubs verwickelt, mit Garro, Couder und Cruz verhaftet war, und dessen Prozeß vor Kurzem beendigt worden ist, hat ein Schriftchen herausgegeben: El patriotismo castigado en el anno de 1820, ó sea Causa formada al ciudadano D. Francisco de Paula Ferrer, worin er die Geschichte seiner sogenannten Verfolgung erzählt. — Der Stadtpfarrer von Navarrete, Dr. D. Antonio Mendizabal, hat einen ziemlichen Quartanten an das Licht gegeben, Tratado historico y canonico delos párrocos, su origen, dignidad, facultad y obligaciones en Espanna, worin er, als Cicero pro domo, viel von der Würde und der Autorität der spanischen Pfarrer erzählt. — Ein tüchtiges Produkt einer liberalen Feder sind die Coscorrones patrioticos entre dos liberales á macha martillo sobre la abrevacion de causas, etc. (Patriotische Dachteln zwischen zwey Liberalen vom tüchtigen Hammer. [Anspielung auf die Ermordung des Priesters Vinuesa, dem man mit einem Hammer die Hirnschale zerschmettert hat], über Abkürzung der Prozesse.) Ich denke der Titel dieses abscheulichen Produkts überhebt mich schon der unangenehmen Aufgabe, mehr davon zu sagen. —

Der Eifer, die liebe Schuljugend durch Naturrechts- Konstitutions- ꝛc. Katechismen plötzlich in kleine Politiker umzuschaffen, ist noch immer nicht erkaltet. Der Bürger D. Francisco Rodriguez de Ledesma, Advokat und Abgeordneter bey den Kortes, hat einen Catecismo de la moral, civil, ó exposion elemental de las facultades fisicas y morales del hombre, de sus necesidades, de sus derechos y deberes en el estado natural y social, y de los de las naciones entre si, escrito para la instruction de la juventud (2 Bde) herausgegeben. Eine Reihe Phrasen, aus Rousseau, Montesquieu, und den neuesten französischen Rechtsphilosophen entlehnt, und in den verworrenen Styl des Verfassers eingekleidet! — Ein anderer Ciudadano hat sich die Mühe gegeben, die Konstitutionsurkunde in Reime zu bringen, damit der Jugend das Auswendiglernen derselben erleichtert werden möge. Es ist zu erwarten, daß nächster Tagen ein liberaler Zuckerbäcker sie in Zuckerbrödchen bäckt, damit die Kinder sie spielend lernen wie zu weiland Basedows Zeiten das ABC. — Von Locke's Abhandlung über die Regierung ist eine Uebersetzung angekündigt unter dem Titel: Tratado del gobierno civil del immortal Locke, en que se manifiesta bajo principios incontestables, las obligaciones y derechos de los individuos reunidos en comunidad, las de la soberania y las del pueblo etc. — Von Becarria's berühmter Abhandlung über Verbrechen und Strafen ist eine Uebersetzung erschienen, so wie von Sterne's unvergleichlicher Sentimental Journey. — Auch des Delisle de Sales bekannter philosophischer Roman, Eponine, ist übersezt worden von D. M. L. G. — Der Obrist-Lieutenant D. José Maria Paniagua hat das bekannte französische Werk über militärische Beredsamkeit übersezt unter dem Titel: Elocuencia militar, ó arte de excitar y conmover al soldado. — Von der vortrefflichen neuen Ausgabe der Historia de Espanna del P. Mariana, welche der Dr. D. Joseph Sabau y Blanko Kanonikus von San Isidro und Mitglied der Akademie der Geschichte, veranstaltet, oder vielmehr besorgt, ist der 17te Band ausgegeben worden. Diese Ausgabe empfiehlt sowol durch die Gefälligkeit der äußern Form als durch die fleißige Korrektur und die chronologischen Tabellen, welche der Herausgeber beygefügt hat. — Auch der alte Famoso predicador Fr. Gerundio de Campazas des P. Isla durch Nikolai's Uebersetzung auch in Deutschland bekannt, ist wieder aufgelegt worden. —

Ein tüchtiger Schulmann, D. Joseph Diaz Manzanares, hat Nulidades de la enseñanza mutua por Lancaster, comparada con los sistemas espannoles, drucken lassen. Man hat diese Methode aus bloßer Nachahmungssucht hier ebenfalls einführen wollen und vor einigen Jahren wirklich in mehrern Schulen eingeführt. Die bekannte Darstellung der Universalgeschichte unter dem Bilde eines Stromes von Prof. Straß ist nachgestochen worden und scheint Beyfall zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. August 1821.

Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Schiller.

Skizzen aus dem lezten französisch-spanischen Kriege.

(Aus dem Tagebuche eines ehemaligen Offiziers.)

1.

Zur Charakteristik des Priesters Merino, der den Gerichten entgangen seyn soll, wird die Erzählung nachstehender Thatsache aus dem lezten französisch-spanischen Kriege zum schicklichen Beleg dienen.

Zahlreiche Banden von Guerillas, welche trotz der wegen Wachsamkeit der umherschweifenden mobilen Kolonnen der Franzosen und ihrer Bundesgenossen heute erschienen und morgen verschwanden, machten die sogenannte alte von Burgos über Lerma und Aranda nach Madrid führende Straße vorzüglich unsicher. Gaspar, Marquizetto, Longa, den Cura von Pampiegla, Merino, an iher Spitze, hatten ihre Freykorps, welche Ueberläufer aller Nationen, der Auswurf ihrer Bataillone, verstärkt hatten, zusammengezogen, um, wo möglich, einen eine sehr beträchtliche Summe (nach Frankreich bestimmter Contributionen) mit sich führenden Convoi zu vernichten. An der Spitze, im Rücken, und in den Flanken beunruhigt und angefallen wurde unser Marsch um so schwieriger, als das Geld aus Mangel an Wagen in einzelnen Kästchen auf den Rücken einer ungeheuren Menge von Eseln und Maulthieren vertheilt war, welche durch das Schießen scheu geworden, die Unordnung der escortirenden Peletons vermehrten, oder absichtlich von ihrern Führern und Treibern (dazu requirirten spanischen Bauern) von der Straße abwärts in's Freye getrieben unter dem Kugelregen der uns von allen Seiten umschwärmenden Guerillas von der Kavallerie wieder aufgefangen werden mußten. Die Nacht übereilte uns in der Gegend von Lerma; schon zählten wir eine Menge Verwundeter, schon war der Führer des Vortrabs, der Obriste des 10ten Husarenregiments, hart verwundet zurückgebracht worden, als wir in ein enges Quarré zusammengeschlossen die Biwacht bezogen. Kaum grauete der Morgen, als ein in der Ferne unaufhörlich rollendes Gewehrfeuer uns zu den Waffen, und in den Sattel rief. Dieß galt einem schwachen Bataillone des braven 4ten pohlnischen Infanterie-Regiments (vom Contingente des Großherzogthums Warschau) welches in einem am Eingange der Bergschluchten der Sierra de Cogollos gelegenen Dörfchen die Nachhuth hatte. Patrouillen wurden versendet, man brachte die vierbeinigen Kassirer bestmöglichst in Sicherheit, und machte sich gefaßt, einen harten Angriff zu bestehen. Ungefähr nach einer Stunde kam ein Kavallerie-Detachement zurück, und brachte uns die Nachricht von der völligen Niederlage des pohlnischen Bataillons. Es hatte zwischen den Gebirgen den Wohnplatz mit einer Menge rein ausgeplünderter Todten — die ibrigen hatten die Spanier mitgenommen — gefunden; nach der Vermuthung des Offiziers hatte man den leicht Verwundeten mit dem Bayonette den Todesstoß gegeben. — —

Als nach Wiederherstellung der Dynastie der Bourboniden die aus der Gefangenschaft von den Pontons zu Cadir zurückgekehrten Offiziere dieses unglücklichen Bataillons den über diese Begebenheit umständlich aufgenommenen,

und unterzeichneten Prozeß-Verbal in den Büreaus des Kriegsministeriums abgegeben hatten, erzählte mir (der jezt in der Gegend von Bar-le Duc auf seinen Gütern lebende) Major Radomski folgendes:

„Die unsre Verbindung mit dem Centrum der Kolonne haltende Kompagnie, von Ermattung und zu reichlich genossenem Weine eingeschläfert, war in der Nacht von Merino umgangen, überrumpelt, und fast ohne Schuß niedergemacht worden. Aus allen Schluchten, von allen Klippen der uns eng einschließenden Gebirge beschoß uns am Morgen ein mörderischer Kugelregen, bald waren unsere Patronen verschossen, und vergebens suchten wir mit dem Bayonette uns durchzuschlagen. Das feindliche Feuer hatte zwey Drittheile unsrer Leute niedergeschmettert — wir übrigen wurden gefangen. Während einer der Anführer (Longa) die spanischen Todten und Verwundeten wegschaffen ließ, wurden uns rein ausgeplünderten Offizieren auf Merino's Befehl die Hände auf den Rücken gebunden, und mit reger Geschäftigkeit ließ er unsre leicht oder schwer Verwundeten vor unsern Augen theils erschießen, theils niederstechen. Baarfuß, — nur das Hemde und die Unterziehbeinkleider hatten uns die Barbaren gelassen — wurden wir auf sein Geheiß unter Flintenstößen und Kolbenschlägen an der Spitze unsrer uns paarweise nachfolgengeben Leute in die Gebirge getrieben. Nach einem langen mühseligen Marsche, ohne Speise und Trank, und von Staub und Sonnenhitze erstickt, langten wir Nachmittags in der Mitte einer ziemlich großen Waldung an. — Hier sollte uns der gräßlichste Augenblick unsers Lebens erwarten, hier uns der Tod mit aller seinen Qualen erscheinen. Ungeheure Holzmassen wurden aufgethürmt, mit knisternder Flamme loderten sie empor. Als Zeugen des herzzerreißendsten aller Anblicke wurden wir Offizire an einzelne Baumstämme gebunden; denn vor unsern Augen sollten unsre Unteroffiziere und Soldaten, je fünf und fünf auf den Scheiterhaufen durch die Flamme den Martertod sterben. So hatte es unter den abscheulichsten Verwünschungen Merino (der Priester!) befohlen. Kaltblütig hatte — kaum können es die Heiden zu der Zeit der ersten Christenverfolgungen ärger getrieben haben — bereits funfzehn unglückliche Schlachtopfer den Flammen Preiß gegeben, als ein lebhafter Wortwechsel unter den Anführern dem Fortgange des gräßlichen Schauspiels Einhalt that. Longa war es (ein ehemaliger Offizier der Gardes Wallons), welcher sich dieser Todesart mit Hitze entgegensezte, doch konnte er die Unglücklichen nur von langsamen Qualen, jedoch nicht vom Tode erretten. Die noch übrigen wurden je fünf und fünf vor unsern Augen erschossen — zusammen hundert und fünf fielen wehrlos unter den Händen der Mörder. Jezt sollte die Reihe an uns kommen; aber noch einmal sprach Longa mit Wärme, ließ uns halb Leblose losbinden, und wir blieben verschont."

So weit die Erzählung des Majors; — sie ist mir zu verschiedenen Zeiten von vier bis fünf seiner Unglücksgefährten gleichförmig wiederholt und bestätigt worden.

Die Mißhandlungen der unglücklichen Offiziere auf dem weitern Transporte, bis sie von den Guerillas an regulirte Truppen abgeliefert wurden, und ihre Leiden in den Gefängnissen von Cadix gehören nicht hierher.

Nimmt es jezt die Zeitungsleser Wunder, daß Merino mit seinen eigenen Landsleuten nicht glimpflicher verfährt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Harmoniter am Wabash, im Staate Indiana.

(Beschluß.)

Als die Harmoniter im Jahre 1804 zusammen traten, hatten sie ein Kapital von dreyßig Tausend Gulden. Sie kauften damit 900 Acker Land, die nöthigen Ackergeräthe, Vieh u. s. w., womit sie ihre Niederlassung begründeten. Ihre Hauptgrundsätze waren: „Keine Einfuhr fremder Güter, Ausfuhr der Produkte ihres Fleißes." So erzweckten sie, in sieben Jahren, eine beynahe siebenzehnfache Vermehrung ihres Kapitals, mit Inbegriff der Verbesserung ihrer Ländereyen, wie es aus folgenden Angaben erhellt, die in Melish's Reisen enthalten sind:

900 Acker Land, zu fl. 250 der Acker	.	fl. 225,000
Vorrath an Lebensmitteln	. . .	= 62,500
Mühlen, Maschinenwerke und öffentliche Gebäude	. . . .	= 52,500
Pferde *), Rindvieh, Schweine und Federvieh		= 25,000
1000 Schafe, worunter ein Drittheil Merinos		= 15,000
Vorrath an verschiedenen Waaren, als Branntwein, Tücher, Leder, Ackergeräthe u. s. w.	. . . .	= 120,000
zusammen	.	fl. 500,000

Die Gesellschaft bestand damals aus etwa 700 Personen, worunter sich folgende Gewerbe befanden: 100 Bauern; 3 Schäfer; 10 Maurer; 3 Steinhauer; 3 Ziegelbrenner; 10 Zimmerleute; 2 Sägemeister; 10 Schmiede; 2 Wagner; 3 Drechsler; 2 Nagelschmiede; 7 Küfer; 3 Seiler; 10 Schuster; 2 Sattler; 3 Gerber; 7 Schneider; 1 Seifensieder; 1 Bierbrauer; 4 Branntweinbrenner; 1 Gärtner; 2 Müller; 2 Oehlschläger; 1 Fleischer; 6 Tischler; 6 Färber; 1 Walker; 2 Hutmacher; 2 Hafner; 2 Zeltler; 17 Weber; 2 Facher; 8 Spinnmeister; 1 Tuchscherer; 4 Weingärtner; 1 Geistlicher; 1 Doktor; 1 Kaufmann mit 2 Gehülfen; 1 Wirth mit 1 Gehülfen; 1 Schulmeister u. s. w. Sie erzeugten im Jahre 1809, 6000 Büschel Mais;

*) Jezt haben sie eine Stuterey von 70 Pferden, die alles an Schönheit übertreffen, was man in Amerika von dieser Art sehen kann. —

4500 Büschel Waizen; 4500 Büschel Roggen; 5000 Büschel Haber; 10.000 Büschel Kartoffeln; 4000 Pfund Flachs und Hanf u. s. w., wovon sie 3000 Büschel Mais, 1000 Büschel Kartoffeln, und 1000 Büschel Roggen verkauften, und aus 1600 Büschel Branntwein machten. Unter den Manufakturwaaren sah Melish 450 Stücke Tuch, das zum Theil aus Merinos-Wolle verfertigt war, und zu fl. 25 die Yard, reißenden Absatz fand. Seit dieser Zeit hat sich die Gesellschaft am Wabash gesetzt, und nach den Berichten neuerer Reisender soll sich der Werth ihrer liegenden Gründe und Fahrniß, nunmehr auf eine Million Gulden belaufen.

Aus dem unvergleichlichen Gedeihen dieser Gesellschaft, durch friedlichen Verein und fleißiges Mitwirken aller Glieder des Bundes, deren Beyspiel allein hinreichend ist, Millionen Bände über die Staatswirthschaft zu ersetzen, gehen zwey unumstößliche Sätze hervor, die man als Axiome dieser Wissenschaft betrachten kann.

1. Daß eine verständige Regierung zuerst auf die Beförderung des innern Verkehrs eines Volkes zu sehen habe, weil sich der National-Reichthum durch ihn am schnellsten vermehrt; und
2. daß der auswärtige Verkehr einer Nation als ein untergeordnetes Hülfsmittel zu betrachten sey, den innern Verkehr noch mehr zu beleben, und dem Ueberflusse der Natur- und Kunst-Produkte Absatz zu verschaffen.

Die Befolgung dieser Grundsätze, deren Wahrheit reifliche Erwägung verdienen, und ihrem Fleiße ist es zuzuschreiben, daß die Harmoniter in so kurzer Zeit auf ihren gegenwärtigen Grad des Wohlstandes gediehen sind. *)

Wer diese Erscheinung unserer Tage gehörig zu würdigen weiß, der wird sich freuen, daß sie eine deutsche Blume ist. Wie herrlich müssen aber die Elemente beschaffen seyn, aus denen eine solche Erscheinung hervorgehen kann? — Heil der Nation, die von der Vorsehung zu solchen Zwecken bestimmt ist! —

*) Außer Salz und einigen andern unbedeutenden Artikeln, kaufen die Harmoniter gar nichts von andern. — Jetzt sind sie eben beschäftigt ein Dampfschiff zu erbauen, um den Ueberfluß ihrer Güter, wofür nun im Innern wenig Absatz mehr vorhanden ist, nach New-Orleans zu schaffen.

Luft-Schatten auf dem Ben Lomond in Schottland.

(Philosophique Journal.)

Am 19. August 1820 gingen Hr. Menzies, ein Wundarzt von Glasgow, und Hr. Macgregor von Rowardenan aus, und fingen Nachmittags um fünf Uhr an, diesen Berg hinanzusteigen. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie von einem starken Regenschauer überfallen wurden. Da solcher aber sich nicht weit zu erstrecken schien, setzten sie ihre Reise fort, und als sie die Hälfte des Weges zurück gelegt hatten, verzog sich die Wolke und es erfolgte einer der reizendsten Abende. Dünne, durchsichtige Dünste, welche von dem See am Fuße emporgestiegen zu seyn schienen, sah man dann und wann vor einem sanften Lüftchen dahin fliegen; in jedweder andern Hinsicht, war, so weit das Auge blickte der Himmel rein und die Luft heiter. Gegen halb acht Uhr erreichten sie den Gipfel, gerade zur rechten Zeit, um die Sonne hinter dem westlichen Gebirge hinabsinken zu sehen. Ihre letzten Strahlen hatten die Bergspitze aufs prächtigste vergoldet, und die Oberfläche des Sees, welchen der leichte Wind sanft kräuselte, spiegelte sich mit einem gelben Glanz. Während sie die benachbarten Berge, Hügel und Thäler, und die schöne Wasserfläche unter ihren Füssen, dessen Spiegel von vielen buschigten Eilanden unterbrochen war, bewunderten, wurde Herrn Macgregors Aufmerksamkeit durch eine Wolke im Osten angeregt; sie war zum Theil von schwarzrother Farbe, dem Anscheine nach an drittehalb Englische Meilen entfernt, und in derselben unterschied er deutlich zwey riesenmäßige Gestalten, die gleichsam auf einem majestätischen Fußgestell standen. Er zeigte die Erscheinung sogleich seinem Gefährten, und sie bemerkten deutlich, wie eine der Gestalten, ihm nachahmend, der andern auf die Schulter klopfte und auf sie hindeutete. Hierauf verbeugten sie sich gegen die Luftbilder, und die Artigkeit wurde augenblicklich von ihnen erwiedert; sie schwenkten ihre Hüte und Regenschirme; die Schatten thaten dasselbe. Wie andere Reisende hatten sie eine Flasche Usquebaugh bey sich, und machten sich jezt den Scherz, den Gestalten zuzutrinken, welches gleichfalls erwiedert wurde. Kurz, jede Bewegung, die sie machten, sahen sie deutlich von den Gestalten in der Wolke wiederholen. Diese Erscheinung dauerte wenigstens eine Viertelstunde lang. Ein sanftes Lüftchen, das aus dem Norden wehete, führte endlich die Wolke, worin sie sich zeigte, langsam hinweg; die Gestalten wurden immer undeutlicher, und verschwanden am Ende ganz und gar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juli.

(Fortsetzung.)

Nach Beendigung der Gastrollen des Hrn. Vespermann in diesem Verein, gab er eine Reihe von Darstellungen auf dem Hoftheater, und wirkte hier bey weitem mehr, weil man von der Umgebung mehr erwartend, zu größerer Theilnahme für den Einzelnen angeregt wird. Grade in der unbedeutendsten Rolle — als Fest in Neue und Ersatz — leistete der Gast Vorzügliches, und bey allem Anschein der Gewöhnlichkeit. Ungewöhnliches. Dem Staravaus in der unterbrochenen Whistpartie wußte er eine eigne Seite abzugewinnen, ohne einen Zug zu verrücken oder zu verwischen, blos indem er

den bedeutendsten hervorschos. Als Hr. von Uhlen, in der eifersüchtigen Frau, war er an demselben Abend wieder ein ganz Andrer — das will nicht viel sagen, die Charaktere liegen zu weit auseinander — aber ich meine: ganz ein Andrer als er selbst. Denn man hat wohl Schauspieler gesehen, die aus diesem Uhlen eine Art von — Phantasten machten, wie es ihre liebe Art so ist; also gaben sie doch immer nur sich selbst. Besonders gut gelang der Ausdruck des behaglichen Selbstgefallens in der lezten Scene, als es den Kampf um das Hausregiment betrifft, und des widerstrebenden Mitleids gegen die Büßerin, wie der Furcht vor einem Rückfall in die eigne Schwäche. Er wurde, so wie sonst, hervorgerufen. Michael Angelo war eine unbedeutendere Leistung. Zum lezten Mal trat er hier wieder als Seger auf.

Unterdessen gastirte seine Frau auf dem Hof-Theater, zweymal als Rosine, und zum Schluß in Mozarts Figaro, als Susanne. Sie schien hier nicht nur gehoben zu werden, sondern sich selbst noch höher zu erheben. Wie ein neuer, viel versprechender Autömmling wurde sie empfangen, und Alles, was sie gab, mit erneuter Theilnahme aufgenommen. Einen doppelten Genuß verschaffte sie den Kunstfreunden durch die Wahl des Figaro, worin sie mit der Grünbaum einen für beyde Sängerinnen ehrenvollen Wettkampf ausführte. Die Stimme der Erstern verliert freylich etwas gegen den metallreichen Klang der Fremden; in Ansehung der Kunstfertigkeit aber ist es nicht so leicht entschieden, wem der Preis gebührt. Schwerlich werden jezt auf einer andern deutschen Bühne beyde Parten zu gleicher Zeit so gut gegeben. Man muß das liebliche Duett am Schreibtisch in dieser Neuheit und Eleganz der Aufführung gehört haben. Wenn die Dank- und Abschiedsrede der Vespernamn nach Endigung der Oper richtig gedeutet wurde, so äußerte sie Hoffnungen des Wiedersehens als Mitglied dieser Bühne. Ey, Philomela! — bring' uns bald den kurzen Frühling wieder!

Ich habe nun von dramatischen Neuigkeiten zu reden. Für's Erste von einigen Kleinigkeiten. Die Liebeserklärung, Lustspiel in zwey Aufzügen nach dem Französischen, wurde auf dem Hoftheater gegeben. Eine recht lebendige Intrigue einer sehr gewöhnlichen Handlung. Der Bearbeiter hat sich nicht genannt; deswegen wollen wir seine Arbeit doch nicht verunglimpfen. Nur hätte der Anonymus etwas mehr und etwas weniger thun können. Weniger? — Warum hat er ein Stück von einem Akt unnöthiger Weise in zwey zerschnitten und einen ungeschickten Aktschluß hervor gebracht! — Mehr? — Warum versezte er die Scene denn nach Deutschland, ließ aber das französische Komödien-Gepräge auch mit übergehn? geringerer Verstöße nicht zu erwähnen. Doch was thut's! Die Liebeserklärung wurde nicht so übel aufgenommen. Die Anschütz spielte den jungen Liebesritter, der die verschleyerte Frau seines Reisegefährten und Mentors entführen will, recht frisch und lebendig, nur zu grell. Das Organ wird so kreischend und die Naivität geberdet sich zu viel — aber sie ist doch so liebenswürdig? — Das versteht sich, und in der Verkleidung einer doppelten Liebeserklärung werth. — Anschütz gehört also nun dem hiesigen Publikum an, wird aber nicht völlig mit dem vorjährigen Enthusiasmus aufgenommen. Das mag sich geben in der Folge. Es ist für einen Gast hier leichter zu gefallen, als für ein engagirtes Mitglied, sich in dem Beyfall zu erhalten. Man sagt, er habe gute Lust gehabt, Theil an der Regie zu nehmen, dies beweist, daß er seinen Vortheil versteht; dann kann es nicht mehr fehlen. Er hat ganz das Fach von Lange übernommen, der nach seinem Jubiläum-Benefiz, wozu Clytemnestra auf die Bühne kam, in den Ruhestand getreten ist.

Die Wittwe und der Wittwer, oder Treu — bis — in den Tod. Eine dramatische Scene von Holbein. Eigentlich sind es ein halbes Dutzend etwas langwieriger Scenen. Die alte Geschichte der Wittwe von Ephesus, auf eine andre Manier; nach Gellert bearbeitet, wie schon auf dem Zettel stand. Die Trauernde läßt das Wachsbild ihres geliebten Gatten, das sie abgöttisch verehrt, am Ende einschmelzen, um Kerzen zur Beleuchtung der Zimmer ihres neuen Bräutigams daraus zu gießen. Diese Pointe ist unwirksam, die Hauptscene, welche die gegenseitige Erklärung herbeyführt, nicht gehalten, sehr lustig aber eine andre, worin ein junger dummdreister Bewerber episodisch auftritt. Die zwey Gedankenstriche des Titels enthalten schon eine epigrammatische Andeutung. Auf völlig unrechtem Wege waren die Hauptpersonen (Löwe und Koberwein), kamen aber doch zusammen. Sie behandelten die Sache als eine handgreifliche Parodie und machten einen Spaß daraus, der dem eigentlichen Spaß entgegenlief.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juli.

Die diesjährige allgemeine Versammlung der zahlreichen Gönner, Beförderer und Wohlthäter des neuen Pflanzengartens in Genf, ward durch die Aufstellung der eben erst vollendeten und trefflich gelungenen Marmorbüste von Jean Jacques Rousseau verherrlicht. Wir haben ihre Weihe, (so drückte sich der Direktor des Gartens, Hr. Professer De Candolle in seiner Rede aus) auf dieses Familienfest zu verlegen gewünscht. Sie erwarten indeß nicht, meine Herren, daß ich hier von dem zu Ihnen spreche, was sie Alle wissen, was ganz Europa mit ihnen weiß und längst anerkannt hat; es sind nicht Bürger von Genf, die an das Verdienst des Mannes erinnert werden dürfen, welcher eben diese dem Auge meine und alltägliche Benennung zu einem glänzenden Ehrennamen gehoben hat; seine eigenthümliche, hinreißende Schreibart, sein warmer Eifer für alles, was er dem Wohl der Menschheit zuträglich achtete, die großen Dienste, die er der Kinderwelt und dem Erziehungswesen geleistet hat, sind heutzutage unbestrittene seinen Ruhm begründende Rechtstitel; wenn über seine politischen Grundsätze und ihre Ergebnisse die Meinungen noch mannigfach getheilt bleiben, so befinden wir Genfer uns in der eigenthümlichen Lage, daß, abgesehen von jeder individuellen Meinung darüber, wir ihre Quelle, und ich füge hinzu, auch ihre achtbare Entschuldigung, in seinem Gemüthe finden; denn, was ihm als Irrthum ist vorgeworfen worden, das beruht fast überall nur auf einer allzuweit gedehnten Anwendung derjenigen Grundsätze der Freyheit, die jene Staatseinrichtungen ihm einflößten, unter welchen er die Jahre verlebt hat, deren Eindrücke am dauerhaftesten bleiben. Wir sind glücklicher Weise nicht im Fall, hier darüber näher einzutreten; wir ehren in Jean Jacques den Mann, welcher den Ruhm der Stadt Genf wesentlich befördert hat. Wir stellen sein Bild in diesem Blumengarten auf, weil ein Theil seiner Talente dem Studium der Pflanzen gewidmet war, und weil er damit auch seine stürmische Lebensbahn beendigen wollte. Wir bringen ihm diese Huldigung, und ich mag ihn eben auch mit ihnen aus diesem Standpunkt am liebsten betrachten, wir bringen ihm diese Huldigung unter den angenehmsten Verumständungen: es ist keine Leidenschaft und kein Partevgeist, die uns dabey leiten; wir sind hier vielmehr Organe, der Regierung sowol als eines völlig freywilligen Vereines, welcher aus der Mehrzahl, ich darf hinzusetzen, aus den vorzüglichsten seiner Mitbürger und aus Männern besteht, die ohne Unterschied, wie aus allen Ständen so aus allen politischen Meinungen sich vereinbart haben. Ein solcher Verein dürfte wohl ohne Zweifel auch gerade die Huldigung seyn, die ihn am meisten erfreut hätte.

Nro. 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. August 1821.

Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat.
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Chroniden Rath.
Schiller.

Skizzen aus dem lezten französisch-spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

2.

Unter allen Passagen auf der Heerstraße von Irun nach Madrid, war, nach den Bergpässen von Pancorbo, der Weg von Olmedo nach Santa Maria de Nieva am unsichersten. Der dicke Wald, welcher ihn von beyden Seiten umschloß, aus dessen Dickigt unerwartete Schüsse die Vorüberziehenden niederstreckten, und ein fast am Ausgange desselben, da wo sich die Heerstraße in einer fast rückwärts gehenden Krümmung durch das Thal windet, und dann wieder jäh emporsteigt, liegendes altes maurisches Schloß, ein den Guerillas immer offen stehender Schlupfwinkel, vergrößerten die Gefahr. Nur erst, als das leztere in eine förmliche kleine Citadelle umgewandelt, eine zahlreiche Besatzung erhielt, welche nichts destoweniger fast alle Nächte beunruhigt wurde, und als die Waldung zu beyden Seiten der Heerstraße abgeholzt und gelichtet worden war, zogen kleinere Truppenabtheilungen etwas sorgenloser vorüber.

Um bey unaufhörlich erneuerten Befehlen die Verbindung zwischen den rings umher errichteten Korrespondenzposten zu erhalten, trieb auch mich der strenge Dienst einige Zeit in diesen Gegenden herum.

Von einem langen Streifzuge ermüdet, traf ich eines Abends in Santa Maria de Nieva ein, und bekam mein Quartier beym Cura (Stadtpfarrer).

Die kriechende Höflichkeit meines Wirths, bey welcher sichtbare Tücke im Hinterhalte lagen, seine unbegrenzte Neugier, mit welcher er nach Neuigkeiten von der Armee, nach den Verhältnissen in Madrid, nach dem Befinden des Königs Josephs u. s. w. haschte, hatten mich mißlaunig gemacht, und ich zog mich sehr bald in mein Zimmer zurück.

Zu trinken vollauf! Kapitain, rief mein nach einiger Zeit eintretender Ordonnanz-Uhlane, und polterte mit einem glühendrothen Gesichte zur Thüre herein, — aber — mit rechten Dingen geht die Sache nicht zu. Die alte Hausunke des Pfarrers bringt mir eine Sombra (ein Weinmaaß) nach der andern, und fragt nach Ihnen, und nach, was weiß ich's; und bin ich die alte Hexe los, so kömmt der hochwürdige Herr, und gießt in mich hinein, wie in ein bodenloses Faß, und da geht das Fragen, wie bey der heiligen Inquisition, wieder von vorne an. Dahinter steckt etwas anders — denn umsonst sind diese Herren so freygebig nicht! —

Nimm dich in Acht, erwiederte ich dem alten Schnurrbarte, seine Vorliebe für starke Getränke kennend, und drohte ihm warnend mit dem Finger.

O! was das anbelangt, versezte er treuherzig, da stelle ich, wie Sie wissen, meinen Mann, und habe den Kopf noch niemals verloren — und was das Vergiften anbetrifft, ei! daß ich ein Narr wäre, — bey jedem neuen Kruge muß der Patron de la Casa (der Hauswirth) mir es zutrinken.

Unter nochmaliger Warnung, auf seiner Hut zu seyn, schickte ich ihn fort, und legte mich, jedoch ohne Mißtrauen, da Besatzung im Orte lag, halb angekleidet aufs Bett.

Nach kurzer Ruhe störte mich der alte Kauz aufs neue aus meinem Schlummer. Nein, das ist zu toll, rief er, da die Leute sehen, daß ich, was den Wein anbelangt, eine alte ausgepichte Bocksbaut bin, so versuchen sie es mit uralтem Aguardiente (Branntwein), der brennt — Gott weiß es! — wie höllisches Feuer. Aber — mich sollen sie nicht übertölpeln, ich lasse ein Paar Kameraden bey Pferden und Gepäck im Stalle schlafen, und ich — ich will meinen braven Herrn bewachen.

Damit schob er ein Paar Stühle quer vor die Thüre, rückte sich einen Mantelsack zum Kopfkissen zurecht, schnallte den Säbel um, und legte sich schlafen.

Eine Stunde mochte vergangen seyn, als mich ein schreckliches Gepolter eiligst herbeyzog. Ein Stoß der nach innen gehenden Thüre hatte den Schläfer von seiner Lagerstätte heruntergeworfen, und ich kam gerade dazu, wie er halb schlaftrunken sich vom Boden aufraffte, und mit gezogenem Säbel und einem grimmigen: Wer da! der Thüre zutaumelte. Deutlich vernahm ich von der Wendeltreppe her eilige Fußtritte, und vor uns stand ängstlich und verlegen die alte Haushälterinn mit einer Lampe in der Hand, und stammelte mit bebender Zunge, sie habe das vergessene Nachtlicht bringen wollen.

Ueber den Vorfall nachdenkend geworden, brachte ich den Rest der lauen Nacht auf dem Balkon zu, und ritt am frühen Morgen — ohne meinen Hauswirth zu Gesicht zu bekommen, von dannen.

Ungefähr acht Tage darauf führte mich mein Dienst zum zweytenmale nach Santa Maria. El senor Cura! schrie mein alter Uhlane zu wiederholtenmalen, als ich vor dem Kommandantenhause abstieg, und ohne mich von seinem wilden Geschrey irre machen zu lassen, hineinging. Als ich nach beendigten Dienstgeschäften heraustrat, stürmte er mit dem nämlichen Geschrey in mich hinein, und wies mit dem Finger nach einem seitwärts gegen die Hauptwache zu stehenden Galgen, an welchem ein Priester in völligem Ornate hing.

Näher den armen Sünder betrachtend, erkannte ich — wie ward mir, als ich an mein lezteres Nachtquartier dachte — zu meinem Erstaunen die Gesichtszüge meines ehemaligen Wirths.

Begierig, die Veranlassung seines Schicksals näher kennen zu lernen, kehrte ich zu dem Platzkommandanten zurück, von welchem ich folgendes erfuhr.

Ein Kabinetskurier, mit wichtigen Depeschen von Bayonne nach Madrid bestimmt, war vor einigen Tagen am späten Abend eingetroffen und von dem Platzkommandanten aus Mangel an zu seiner weitern Escorte nöthigen Leuten zu Fortsetzung seiner Reise auf den folgenden Morgen beschieden worden. Da jedoch noch vor Mitternacht mehrere Streifpatrouillen eingerückt waren, hatte ihn der Kommandant, um seine wichtige Sendung nicht aufzuhalten, auf der Stelle befördern wollen, und im ganzen Städtchen vergebens suchen lassen. Zufällig hatte der Kurier unter der wachthabenden Mannschaft einen Landsmann gefunden, mit diesem ein Quartillo getrunken, und beym Scheiden gegen diesen geäußert, er werde beym Cura, bey dem er schon einmal gewesen, und welcher reinliche Betten habe, sein Nachtquartier beziehen. Auf diese Anzeige verfügte sich der Adjutant zu des Priesters Wohnung, in welcher man noch vor Kurzem Licht bemerkt haben wollte. Er pochte, er lärmte, — Niemand ließ sich weder hören noch sehen; er verdoppelte die Schläge, und drohte Gewalt zu brauchen, alles blieb still und stumm. Nach langen vergeblichen Anstrengungen rief er nach der Wache; diese sprengte die Hausthür mit Gewalt. Still, wie das Grab blieb die priesterliche Wohnung — als man fast alle Gemächer durchsucht hatte, fand man im obern Zimmer ein leeres mit Blut bespriztes Bett — noch war es lau — die Soldaten entdeckten blutige Spuren auf dem steinernen Fußboden, welche man bis zu einer in den Keller führenden inwendig verschlossenen Fallthüre verfolgte.

Auch diese mußte der Gewalt weichen — beym Herabsteigen fand man auf der Treppe mit zerspaltener Hirnschale den Leichnam des unglücklichen Kuriers. Bald machte man in einem Winkel des Kellers den Cura ausfindig, welcher mit einem Beile bewaffnet auf dem noch unversehrten Felleisen des Kuriers am Boden saß. Er ließ sich ohne Widerstand gefangen nehmen, und gestand kaltblütig seine ruchlose That. Die alte Haushälterin war nirgends zu finden. Wahrscheinlich waren beyde gleich nach vollbrachter That von den anklopfenden Soldaten überrascht worden, und nur leztere hatte Geistesgegenwart genug gehabt, durch den anstoßenden Garten zu entwischen.

Am Tage vor meiner Ankunft hatte ein Kriegsgericht — dem Volke zum Beyspiel — den Bösewicht zum Strange verurtheilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Amerikanische Antiquarien-Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

In der Grafschaft Perry ist ein großes steinernes Werk von der Gestalt eines Dreyecks, welches über 40 Acker umgiebt. Von diesem bemerkt Herr Atwater: Es steht auf hochgelegenem Boden und konnte folglich nicht auf irgend eine lange Zeit zur Wohnung dienen. Vielleicht diente es zur Feyer eines jährlichen Festes bey der Völkerschaft, die es erbaut hatte. Der Ort ist jezt mit Waldung bedeckt, und der Boden ist zu schlecht, um je von einem Volke gebaut worden zu seyn, welches immer einen fruchtbaren Boden zur Wohnung erwählte. — Zunächst folgt eine sehr genaue Beschreibung der Werke zu Marietta, aus einem Werke entlehnt, das einige sehr weitläuftige Erörterungen über die westlichen Alterthümer enthält. — Die

Werke zu Circleville gehören unter die vollkommensten und merkwürdigsten. — Hier sind zwey Forts, das eine ein vollkommener Zirkel, das andere ein vollkommenes Viereck. Das erstere ist mit zwey Wällen umgeben, mit einem Graben zwischen beyden, das andere hat nur einen Wall und keinen Graben. Das erstere hielt 69 Fuß im Durchmesser von einer Außenseite bis zur andern des zirkelförmigen Walles; das leztere mißt auf dieselbe Weise genau 55 Quadrat-Ruthen. Die Wälle des ersten Forts waren vor der Erbauung von Circleville, vom Boden des Grabens heraufgemessen, zum wenigsten 20 Fuß hoch. Der innere Wall bestand aus Lehm, welcher wahrscheinlich in dem nördlichen Theil des Forts gegraben worden, wo eine niedrige Stelle war, die jezt noch viel niedriger ist als irgend ein Theil des Werkes. Der äussere Wall war aus dem Graben, der zwischen beyden hinläuft, genommen, und besteht aus vom Wasser geglätteten Kieselsteinen und Sand, aus einer Tiefe von mehr als 50 Fuß. Die Außenseite der Wälle ist jezt nicht über 5 bis 6 Fuß hoch; auf der innern ist der Graben im allgemeinen nicht über 15 Fuß tief. Sie verschwinden täglich vor unsern Augen und werden bald nicht mehr da seyn. Die Wälle des viereckigen Forts sind, wo sie jezt noch stehen, ungefähr 10 Fuß hoch. In dieses Fort führten acht Thore oder Oeffnungen, und in das andere nur eine. Vor jeder dieser Oeffnungen stand ein Erdaufwurf von vielleicht 4 Fuß Höhe, 40 Fuß im Durchmesser am Fuß, und 20 oder mehr an der Spitze. Diese Aufwürfe stehen gerade vor den Oeffnungen, zu deren Vertheidigung sie bestimmt waren. Da dieses Werk ein vollkommenes Viereck bildete, so waren auch die Thore und ihre Vertheidigungen auf gleicher Entfernung. Die Aufwürfe waren in völlig gleichen Linien und liefen mit den Wällen in genauen Parallelen.

Die Wälle dieses Werkes weichen ein Paar Grade von Norden und Süden und Osten und Westen ab; aber nicht mehr als die Nadel abweicht, welches bey den meisten Beschauern den Glauben erzeugte, daß dessen Erbauer mit der Sternkunde vertraut gewesen seyn müssen. Was mich bey der Messung dieser Forts am meisten in Erstaunen sezte, war die Genauigkeit, womit man den Zirkel und das Viereck dabey beobachtet hatte; so daß wir nach den genauesten Messungen keinen Fehler daran entdecken konnten. Man überlege diesen Umstand und bedenke, ob die Vorfahren unserer jetzigen Indier die Erbauer dieser Alterthümer gewesen seyn konnten. — Der Verfasser beschreibt ferner die Werke zu Paint-Creek, welche nicht so regelmäßig gebaut sind, und Aufwürfe von länglicher, dreyeckiger und halbzirklicher Gestalt einschließen; dann die Werke von Portsmouth, die am kleinen Miami, und die zu Cincinnati; von welchen allen aber, so wie von vielen der vorgefundenen Gerathschaften u. s. w. die Risse und Zeichnungen, welche den Band begleiten, nur richtige Begriffe zu geben vermögen. — Nach diesen kömmt eine Beschreibung der Aufwürfe, welche von dreyerley Arten sind: 1. Tumuli von Erde, welche zu Begräbnissen oder Denkmälern großer Männer bestimmt gewesen zu seyn scheinen. 2. Kegelförmige Haufen, vorzüglich von Stein, die vielleicht zu Altären oder andern heiligen Zwecken gedient haben mögten; und 3. Pyramidalische Aufwürfe, die man für Sternwarten oder Wachtthürme hält. — Die Erdaufwürfe oder Tumuli, sind von mannigfaltiger Größe und Höhe, denn einige haben nur 4 bis 5 Fuß Höhe und 10 bis 12 Fuß im Durchmesser am Fuße; während andere, wenn wir uns dem Süden nähern, bis zu einer Höhe von 80 bis 90 Fuß emporsteigen. — Sie sind im allgemeinen, da wo sie vollendet, kegelförmig. Die im nördlichen Theil von Ohio sind kleiner und weniger zahlreich als die längs des Flusses. Man will, daß diese Aufwürfe von dem Felsengebirg im Westen, bis an den Alleghanies im Osten; von dem südlichen Ufer des Eriesees bis am Mexicanischen Meerbusen sich finden; und obgleich in geringerer Anzahl und klein im Norden, und zahlreich und hoch im Süden, so zeigen sie doch Spuren von einem gemeinsamen Ursprung. — Auf den folgenden Seiten giebt Herr Atwater Beschreibungen und Zeichnungen von den verschiedenen Gegenständen, welche in diesen Aufwürfen gefunden, als Vasen, Bruchstücke von kupfernen Rüstungen und manchen andern Dingen, wovon das Material sowol als die Gestalt und der Gebrauch den Indianern, welche diese Gegenden, zum wenigsten während den lezten drey Jahrhunderten, bewohnt haben, völlig unbekannt sind, und die einen Grad von Kunstfleiß verrathen, der ihnen ganz fremd ist. —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juli.

(Beschluß.)

Auf dem Hof-Operntheater gab man Waldemar, oder: die dänischen Fischer. Singspiel in einem Aufzug von Castelli. Musik von Weigl. Die geschichtliche Begebenheit ist schon für ein kleines französisches Stück von Theaulon benuzt worden; die Handlung einfach und der Charakter des alten Fischers gut gehalten. Wie sich's denken läßt, kommt es hier auf eine Rettung an, die aber weniger auf Theatercoups berechnet ist, als die gewöhnlichen. Der musikalische Theil, gehaltvoll und gefällig zugleich, zeichnet sich durch Führung der Stimmen und gründliche Instrumentirung aus. Bald nachher folgte: Das Zauberglöckchen, in drey Aufzügen nach dem Französischen des Theaulon, von Treitschke. Musik von Herold. Wollte das erstemal nicht ansprechen, weil man Feenspiele so eigentlich auf dieser Bühne nicht erwartet. Frevlich Rothkäppchen! ja das ist ein anderer Käpchen, hat auf einem Kopf gesessen; war es gleich ein scheinischer, so verstand er doch die Sache. Diese Fabel aber ist leer, uninteressant und auf bloßes Maschinenwerk gestüzt; das Stück hat weder eine ernsthafte, noch eine komische Seite, und die Musik ist zu französisch, aber doch nicht ohne Werth und sehr lebendig. Auf Ariel, dem Luft- und Schuzgeist, (im Original Lucifer, der Titel heißt auch: Le Diable page) kommt Vieles an; die Wio war aber etwas zu stark in's Deutsche übersezt und das Stimmchen nicht recht glockenhell. Der junge angenehme Tenorist Roßner konnte mit dem französirten asiatischen Liebhaber nicht wohl fertig werden. Wilhelmine Schröder sang lieblich, doch ein wenig gar zu schlicht; und mit dem Spiel hielt sie an sich. Die Ausstattung fiel in die Augen. In der Folge hat man sich an den Ton dieses Glöckchens gewöhnt, und nun wird es wohl noch fortklingen. Es müssen ja nicht lauter Erfurter Domglocken oder Moskowiter seyn!

Auf dem Theater an der Wien gefällt die Waise aus Genf, von Victor, bearbeitet von Castelli, sehr, wurde

an zehnmal nach einander gegeben, und kommt faſt immer um den zweyten, dritten Tag noch auf die Scene. Das laß ich mir aber auch ein Theater- und Effektſtück ſeyn! Zur Gattung der Schreckensnächte gehörig, iſt es ſorgfältiger behandelt. Die Scenen ſind gut geführt, jede iſt wirkſam auf eigne Art, und ein Paar davon ſchlagen drein wie Bomben und Kartätſchen. Die Zuſchauerinnen zerfließen in Thränen, die Zuſchauer klatſchen ſich müde, nur die Kritiker wollen ihr verkrachtes Naſenrümpfen nicht laſſen; das wird aber die Spektakelluſtigen aller Orten doch nicht abhalten, der ſchönen Unglücklichen ihr Mitleid zu ſchenken und dem Kaſſierer das Entreegeld zu entrichten. Was wollen denn die Herren? — Das ſoll nun grade ſo ein Mädchen ſeyn, wie ſie es, Gott weiß wo und wann, geſehen haben, und der Böſewicht abſolut wie ein ehrlicher Mann ausſehen. Ey was wär' mir denn das? — Die Botta iſt in der Hauptrolle ſehr lobenswerth, und Küſtner hat den Schurken recht bey'm Kragen gefaßt.

Der Schauſpieler Töpfer, Verfaſſer des Tagsbefehls, hat nun, nachdem er ſein neuſtes Stück: Die flüchtigen Freyer, oder der Befehl des Herzogs. — ein locres, leichtes, luſtiges und gefälliges Anekdotenwerk! — aufgeführt, ſeine Kunſtreiſe angetreten, mit dem Patent als Theaterdichter dieſer Bühne ausgeſtattet. Man fragt ſich, was für eine Charge das wohl ſey? — Der Balletmeiſter Aumer iſt mit ſeiner Tochter Julie, die im Fache der Charakter-Rollen, z. B. Nina, Johanna d'Arc, ausgezeichnet war, in Paris angeſtellt und bereits vom Hoftheater abgegangen. Der Meiſter des Kinderballets an der Wien hat einen Ruf nach München angenommen; die kleinen Springer und Springerinnen werden alſo nun verwaiſt, jedoch ſind mehrere, vorzüglich die Solotänzerinnen, ſchon in der vortheilhaften Lage, daß ſie ſelbſt kleine Inſtitute gründen können. Man ſpricht wieder ſehr lebhaft von einer Verpachtung der großen Oper nebſt dem Ballet, womit eine italieniſche Oper vereinigt werden ſolle, und nennt die drey künftigen Verwalter, nämlich einen bekannten deutſchen Unternehmer, einen wälſchen Impreſário, und einen berühmten franzöſiſchen Tänzer, der ſich ſeit einiger Zeit hier aufhält. Auch wollte man muthmaßlich wiſſen, wer am meiſten dabey gewinnen werde — ma io non mi ricordo. Das Hoftheater des recitirenden Schauſpiels iſt dieſen Monat über verſchloſſen. Auf dem andern gibt der Wennar'ſche Kammerſänger Moltke gegenwärtig Gaſtrollen, doch ſeine Art zu ſingen und ſich zu geberden will hier, wo man ſich auf den wahren Geſang und gutes Spiel verſteht, im geringſten nicht behagen, obgleich man in der Gegend, woher er kommt, auf muſikaliſchen Kunſtverſtand zu halten pflegt und fremde Sänger ziemlich ſtreng beurtheilt, wenn ſie nicht eben auf den Kammerton geſtimmt ſind. Nächſtens mehr davon.

Die Wiener Zeitſchrift wird in Kurzem die von dem Herausgeber feſtgeſetzten Preiſe bekannt machen. Der erſte kann keiner der eingegangnen Erzählungen, wie es heißt, zuerkannt werden, weil auch nicht Eine ſich über die Mittelmäßigkeit erhebt. Von zwey Acceſſit ſoll eins für den humoriſtiſchen Aufſatz: „Akalegons nachtfahrende Gedanken" u. ſ. w. (bey Gelegenheit der Ausſpielung des Paſſyſchen Theaters) beſtimmt ſeyn. Der pſeudonyme Verfaſſer unterſchreibt ſich Peregrin. Unter den Gedichten hat ein aus Stuttgart eingegangner Räthſelkranz den Preis, und ein Kranz von Charaden das Acceſſit gewonnen. Erſterer hat poetiſchen Werth; die letzteren ſind zwar keine eigentlichen Charaden, doch aber weit verdienſtlicher, als alle Reimereyen dieſer Art der rüſtigen Charaden-Fabrikanten Philipp M...r et Comp. — Eine Aeffinn hat hier ein Aeffchen zur Welt gebracht. Das iſt wohl kein Wunder, denn man ſieht Erwachſene dieſer Art täglich in der Mittagsſtunde auf Graben und Kohlenmarkt umher ſchwänzeln. Er ſtammt aber von einem afrikaniſchen Affen ab. Es ſoll luſtig anzuſehen ſeyn, wie die Frau Mutter das liebe Söhnlein hegt und pflegt und hätſchelt, ihn gehen, ſpringen und klettern lehrt. Einen Stein hätt es erbarmen mögen, wie die Alte ſo kläglich that, als der kleine beym Zahnen Konvulſionen bekam, und wie ſie unter hellen Thränen ihn an's Herz drückte. Wenn das Herrchen aber nicht gehorchen will, gibt ſie ihm Eins an die Ohren, (Tätſcher, wie man ſagt) und zuſchelt ihn bey den Haaren. Das wird ein wohlgezogenes Aeffchen werden, ein Muſter für die großen ſeinesgleichen, (Lakeln ſonſt genannt) die durch ihre Brillen in den Tag hineinſtarren und ſich ſo ungebärdig heben, als ob ſie eben erſt aus den afrikaniſchen Wäldern kämen. Im Naturalienkabinet befindet ſich auch ein lebendiges junges Krokodil, aus dem Geſchlecht der Alligatoren, das einzige von ſechs nach Europa gebrachten, das dem Klima bis jetzt widerſtand. Es iſt friſch und wohlauf, die Wiener Koſt bekommt ihm gut, und es fängt ſchon an zu ſchnappen, wie ein junger Witzbold. Im Treibhaus ſoll es überwintern.

Aus der Schweiz, Juni.

Einer der nach Braſilien ausgewanderten Freyburger, Hr. Peter Gendre (er reiste auf eigne Rechnung und gehörte nicht zu den Koloniſten), hat unterm 1. Febr. dieſes Jahrs aus Rio-Janeiro neben anderm nach Hauſe geſchrieben, was folgt: „Die Vortheile, welche Braſilien dem Einwanderer darbietet, verringern ſich täglich, denn kein Schiff kommt ohne Koloniſten aus Europa. Seit acht Monaten bin ich nun ſchon hier, und wie Pilze ſah ich Buden aller Art hervorgehen, und wenn man die vielen Modehändler, Garköche, Kaffeeſieder, Paſtetenbäcker u. ſ. w. ſieht, die alle Franzoſen ſind, glaubt man ſich nach Paris verſetzt. An Kleinverkäufern aller Gattung fehlt es nicht, und nirgends ſtieß ich auf ſo viele Apotheken wie hier: ſie können aber auch verkaufen wie ſie wollen und den Preis ſelbſt beſtimmen, denn Kranke gibts wenig. So zahlte ich bey einem Nachbar einen Aufguß von Bruſttee mit ein wenig Salep, den er mir ſechs Franken bezahlen mußte und der den uns nicht den zehnten Theil koſten würde. Die Kleinverkäufer, welche die beſten Geſchäfte machen, ſind Portuzieſen, die man an allen Straßenecken findet; für die Neger und für das gemeine Volk bieten ſie Lebensmittel, gedörrtes Fleiſch, Speck, Kerzen, Reis, Maniokmehl, Bohnen, Branntwein u. ſ. w. feil, und haben ſtarken Abſatz. Wenn ſich aber, wie oben geſagt, die Verkäufer mehren, ſo nehmen hier auch die Käufer verhältnißmäßig zu, da hingegen in Europa gemeiniglich der Verkäufer mehr ſind, als der Käufer. Hier läßt ſich die zwyfache und gleichzeitige Vermehrung leicht erklären. Der Wilde wird civiliſirt, das heißt, ſtatt auf einer Matte zu ſchlafen und mit den Fingern zu eſſen, ahmt er den Europäern begierig nach, und will hübſche Kleider, Matrazen, Tiſche und Teller, Gabeln und Löffel, Meſſer und Gläſer und dergleichen haben, und das thut der Große wie der Kleine, der amerikaniſche Fürſt, wie der Sklave. Paläſte baut man hier mit Lehm und Koth, der aber feſt hält, nur Thüren und Fenſter ſind von Stein. Viele Gebäude werden nur mit Mergelmauern aufgeführt und ſo ſtark mit feſtem Mörtel von Thon überkleiſtert, daß man das Holz nicht ſieht. Faſt alle Tage, Abends um acht Uhr, kann man dem Könige die Hand küſſen. Ländlich, ſittlich. Er ſitzt auf einem Throne, man ſtellt ſich in ſeinem Palaſt in eine Reihe, wie vor einem Beichtſtuhle, und gelangt für und für zur Gnade des Handkuſſes. Wer eine Bittſchrift vorzubringen hat, überreicht dieſelbe, begleitet ſie oft mit ein paar Worten, die dann der gütige Monarch menſchenfreundlich und liebevoll erwiedert.

(Der Beſchluß folgt.)

Nr. 64.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. August 1821.

Nachrichten aus Rom.

Overbeck hat endlich die Decke des Zimmers in der Villa Massimi bey S. Giovanni in Laterano, das er mit Vorstellungen aus dem Befreyten Jerusalem des Torquato Tasso ausmalen soll, vollendet. Obgleich dieses erst die Hälfte der ganzen Arbeit ist, da auch noch die Wände auszuschmücken sind, so ist es doch schon der Mühe werth einiges darüber zu sagen; denn diese Hälfte gibt nicht nur schon einen Begriff vom Plan des Ganzen, sondern bildet auch an und für sich etwas Geschlossenes. Wie anziehend durch die originelle Auffassung und Darstellung eines Theils des Gedichts, wie gelungen in der Ausführung, wie reizend und wohlthuend dem Auge die schöne Anordnung, wie erfreulich die richtige schöne Zeichnung des Nackten und die geschmackvolle Drapirung — dieß läßt sich freylich nicht, zum wenigsten nur sehr unvollkommen mit Schriftzeichen ausdrücken; davon sey daher hier nicht die Rede, sondern ich will mich nur begnügen im Allgemeinen den Plan des Ganzen anzugeben und die einzelnen Vorstellungen, welche nun vollendet sind, besonders zu erwähnen, ohne zu sehr durch Beschreibungen und Mittheilung gehabter Eindrücke ins Breite zu verfallen, welches nur ermüdet, ohne zur Sache als historische Nachricht im geringsten etwas beyzutragen.

Im Allgemeinen sey hier bemerkt, daß es bey der Frescomalerey wesentlich ist, sie so dem gegebenen Local anzupassen, daß ein innerer nothwendiger Zusammenhang zwischen beyden statt findet, aus dem der Organismus des Ganzen hervorgeht, so zerfällt bey dieser Arbeit in der Villa Massimi der Raum zunächst in zwey Hauptheile: die Decke und die untern Wände. Für die Decke nun hat es der Künstler weislich als passend gehalten, das Leichtere, Unwesentliche in dem Gedichte herauszuheben; theils damit das Wichtigere für die Wände bliebe, theils damit jene selbst nicht zu sehr das Auge auf sich ziehe. In der Decke also sind die Episoden des Gedichts dargestellt, und da diese vier eingeflochtene weibliche Gestalten darbieten, so sind diese auf die vier Hauptfelder der Decke vertheilt. Nämlich so: auf dem ersten erscheint Sofronia wie sie mit Olind soll verbrannt werden; auf dem zweyten die Erminia, die auf ihren verliebten Irrfahrten zu der Hirtenfamilie kommt; auf dem dritten die Armida, welche den Rinaldo auf ihrer Zauberinsel gefesselt hat; auf dem vierten die Clorinda, wie sie von Tancred die Taufe erhält.

Daß bey dieser Vertheilung nicht die Zeitfolge des Gedichts beobachtet ist, wird Niemand anstößig finden, welcher bemerkt, daß der Künstler, eindringend in das geistige Wesen und die Gegeneinanderstellung der Charactere dieser Episoden, sich bey der Localität veranlaßt gefunden hat, durch die Stelle, welche er einer jeden Vorstellung angewiesen hat, diese Absicht des Dichters dem Sinne recht fühlbar zu machen. So ist hier in den einander gegenüberstehenden Feldern die profane Liebe der Armida in Gegensatz mit der reinen himmlischen Liebe der Märtyrin Sofronia gebracht. Und die zeitliche Ruhe der Erminia, welche die Stillung ihrer Leidenschaft in der abgeschiedenen Natur findet, in Gegensatz zu der endlichen Ruhe in Gott bey der begeisterten Heldin Clorinda. Ein fünftes Feld, das oben in der Mitte den Schlußstein bildet, enthält in der allegorischen Darstellung des befreyten Jerusalems gleichsam die Synopse des Ganzen. Es stellt eine weibliche Figur auf einem bischöflichen Stuhle sitzend vor, welche die Rolle der im Gedicht beschriebenen Geschichte entwickelt und dankbar ihr Haupt gen Himmel wendet; zwey Engel lösen ihr die Fesseln ab, wodurch sie in fremder Gewalt gehalten ward. Diese vortreffliche allegorische Figur hatte in der Ausstellung 1819 durch den Carton schon allgemeinen Beyfall erhalten. Nicht minder gelungen ist die Darstellung der Aufnahme der Erminia bey den Hirten und des ruhigen gemüthvollen Zustandes eines schuldlosen einsamen Landlebens; oder der zauberisch üppigen Umgebung, wo Armida den Rinaldo durch ihre Reize gefangen hält, wo allerliebste Amorinen ihr Spiel mit dessen Rüstung und Waffen treiben, muthwillige Nymphen sich baden und schäckern und nur die zwey Helden das Ungeheuer bestreiten, um ihren Waffenbruder aus den zauberischen Banden zu lösen; und nun das Gemälde, wo Sofronia mit Olind auf dem Scheiterhaufen stehet, den Märtyrtod erwartend! — aber Clorinda als eine wundersame Heldin

sprengt auf ihrem Roß herbey, der Urtheils-Vollführung Einhalt zu thun; erstaunt sehen es das zuschauende Volk und die in der Mitte auf einer erhobenen Tribune stehenden Richter, erwartend was das geben soll. An diesen sämmtlichen Gemälden wird gewiß jeder billige Kunstrichter mit Vergnügen wahrnehmen, mit welchem Glücke der Künstler das Eigenthümliche dieser Episoden in dem Gedichte, durch seine Bilder wiedergegeben hat. Es liegt freylich in der Natur der Dichtung und Malerey, daß die eine nicht in die andere, so zu sagen, wörtlich übersetzt werden kann, da, wie bekannt, jene in das Gebiet der Zeit, diese in das des Raums angewiesen ist; so daß man in der bildenden Kunst, ohne gegen alle Wahrscheinlichkeit zu stoßen, nur einen Moment einer Handlung oder einer Geschichte auf demselben Raume darstellen und höchstens nur durch geringe Züge das Vorhergehende und das Folgende fühlen lassen kann. Dem ungeachtet haben sowohl antike, als neuere Künstler aus der blühendsten Periode zuweilen in der Darstellung von Handlungen und Geschichten gesucht, es der Art der Erzählung gleich zu thun. So ist im Museo Pio Clementino ein antiker Sarkophag, worauf vorgestellt ist, wie Merkur am Sterbebett eines Kranken steht, wie er die abgeschiedene Seele begleitet, wie er sie dem Charon zur Ueberfahrt übergibt, ohne daß durch eine Eintheilung oder sonst ein Zeichen eine Absonderung zwischen diesen drey Vorstellungen statt fände. Aus dem Mittelalter findet man öfters in der Sculptur so fortlaufend dargestellte Geschichten, doch ist hier meist ein Baum als Trennungszeichen angebracht. In der Malerey des 14ten und 15ten Jahrhunderts findet man häufig solche Darstellungsarten, wie z. B. in vielen Gemälden des Campo Santo in Pisa von Veneziano, Orgagna und Benozzo Gozzoli; doch auch von Raphael ist ein Gemälde der Heimsuchung in Spanien, worauf die Taufe Christi in der Landschaft zu sehen ist. Dieses sey hier im Vorbeygehen gesagt, um zur Entschuldigung zu dienen, wenn es sollte getadelt werden, daß Overbeck auf dem Gemälde, wo die Taufe der Clorinda durch Tancred vorgestellt ist, auf der einen Seite die Begebenheit zeigt, wie eben dieser Held die Heldin an einer Quelle überrascht, welches der Hauptdarstellung in dem Gedichte vorangeht; und dann auf der andern Seite, wie Sie verschieden und Er durch Wunden entkräftet, von Kriegern davon getragen werden. Diese Entschuldigung jedoch möchte in Vieler Augen keine Rechtfertigung scheinen, und ich will es der Prüfung einsichtsvoller Kunstrichter überlassen, ob vor dergleichen Beyspielen nicht eher zu warnen als deren Befolgung anzuempfehlen ist.

Ich kehre noch einmal den Blick nach dieser bis dahin gediehenen Arbeit, mit Freuden über diesen neuen glänzenden Beweis des guten Fortgangs der neudeutschen Kunst bey einem ihrer ausgezeichnetesten Bekenner. Doch verhehle ich es nicht, wie sehr es mich auch dabey schmerzt, daß unserem, zwar ehemals an Kunstwerken so reichen, jetzt aber durch Zerstörung und Verschleuderungen sehr verarmten Vaterland, auch dieser neue Schatz darum entgehet, weil die Geringschätzung oder Gleichgültigkeit gegen die Werke unserer jetzigen ausgezeichnetsten Maler unter unsern sogenannten Kunstfreunden noch weit größer ist, als die thätige Theilnahme, deren diese Künstler sich von Einzelnen zu erfreuen haben und die sie auch dankbar erkennen. Fehlt es nun etwa an Gelegenheit und Mitteln, in Deutschland die bildenden Künste zu unterstützen? Keineswegs; wir haben ja sehr kostbare Anstalten zu deren Beförderung; diese freylich werden nach ihrer jetzigen Einrichtung so gut wie nichts zum wahren Heil der Kunst unternehmen! Doch bey den vermögenden Privatpersonen, welche sich doch geschmeichelt fühlen Kunstbeschützer genannt zu werden, liegt es in der That öfters nur an dem guten, ernsten Willen, etwas von Bedeutung für sich oder in Gesellschaft mit Andern zum öffentlichen allgemeinen Gebrauch ausführen zu lassen. Aber der flatterhafte Luxus und das Gesellschaftswesen, welches jetzt auch in Deutschland bis in die bürgerlichen Kreise sein alles Ernste und Große in der Sinnesart tödtendes Gift ausgebreitet hat, zehren nun von dem, was zu andern Zeiten edleren Zwecken dargebracht wurde; oder der Ueberrest von Kunst selbst wird von Vielen nur für eine sinnlose Pracht benutzt, wie dieß die jetzigen im Pompejischen Geschmack bemalten Zimmer beweisen, wo die abgeschmacktesten Arabesken, Ausbrüche einer ungeregelten Phantasie die Herrschaft führen; wo ein flüchtiges, fantastisches Bild das andere verscheucht; gedankenlose Ausdrücke der Ueppigkeit die Sinne verwirren, den Beschauer nirgends zu einer Ruhe gelangen lassen, nie zu einem Resultat oder ernsten Hinblick auf ein geistig höheres Leben führen, was doch einer der schönsten und höchsten Zwecke der Kunst ist. Woher kommt es nun aber, daß man diese Mißgeburten großer Verderbniß einer heidnischen Zeit jetzo bey uns mit neuem Eifer aufzufassen scheint, daran so großes Wohlgefallen findet? Ließe sich daraus nicht auf eine Analogie schließen in dem Wesen unserer jetzigen Manieren, in unserem jetzigen Gesellschaftston, wo aller Ernst und alle ächte Würde der bessern gesellschaftlichen Verhältnisse wie verbannt ist, beynahe — zum wenigsten in dem feinen französischen Gesellschaftston — als eine Unschicklichkeit betrachtet wird? — Wahr oder nicht wahr; das wäre sicherlich ernstlich zu wünschen, daß wenn ein Privatmann einmal seine Wohnung durch Werke der Kunst will ausschmücken lassen, es zum wenigsten auf eine würdige, bedeutungsvolle, wahrhaft kunstmäßige Art geschehe, wie es in den bessern Zeiten und jetzo von mehreren unserer Künstler einzeln ist geleistet worden. Auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, das war hier mein Zweck bey dieser kleinen Ausschweifung; im übrigen aber bin ich sehr der Meynung, daß der eigentliche würdige

Wirkungskreis einer hohen Kunst nur in der Verherrlichung eines öffentlichen, volksthümlichen Lebens liege.

Von den Arbeiten des Ph. Veit in der Villa Massimi sey hier noch nicht die Rede, da er damit noch nicht weit vorgerückt ist. Dagegen will ich hier eines Gemäldes in Oel erwähnen, welches seiner Vollendung nahe ist: es stellt den schon so oft dargestellten Gegenstand der Judith mit dem Haupt des Holofernes vor, lebensgroße halbe Figur. Die Farbe und Haltung des Ganzen ist vortrefflich; alles, dem Gegenstand angemessen, sehr großartig; schön ist die Judith — ob aber auch darin genugsam der Charakter einer so außerordentlichen Heldin ausgedrückt sey, will ich nicht entscheiden; das aber ist gewiß, daß viele der größten Meister es versucht und die Aufgabe nicht befriedigend gelöst haben. Eine andere neuere Arbeit des Veit ist das Porträt der Fräulein von S.., welches als eines der vorzüglichsten muß betrachtet werden, die in der neuern Zeit entstanden sind. Die Stellung ist höchst einfach, ein rothes Kleid mit weißen Puffen der ganze Schmuck; der im vollen Licht beleuchtete Kopf hebt sich gegen ein Buschwerk von Lorbeer und Buchsbaum stark ab; ein Stückchen Landschaft und etwas Himmel, welche das zarte Laub durchblicken läßt, erhöhet den Reiz des Ganzen; aber die getreue Nachbildung des schönen Originals bleibt der anziehendste Ruhepunkt für das Auge. Durch dieses Porträt und ein früheres des Abbé M. hat sich Veit als ein ausgezeichneter Bildnißmaler bewährt. Doch hat zu dieser Zeit noch ein anderes Porträt der Baronesse v. B. durch Eggers nicht mindern Beyfall erhalten; besonders ist es in der Farbe ganz vortrefflich, und dieß gilt eben sowohl von der Carnation, vorzüglich des Halses und der Brust, als von der reichen und doch milden Farbe des Sammtkleides von Purpurbrauner Farbe. Früherhin hatte Eggers ein großes Bild vollendet, welches eine auf ihrem Bette schlafende nackte weibliche Figur darstellt, auf die Art, wie man von Tizian dergleichen unter dem Namen schlafende Venus kennet. Die Carnation ist in vielen Theilen ganz vortrefflich, überhaupt die Färbung kraftvoll und harmonisch; ein Stückchen Landschaft mit Felsen, Bäumen und Gründen, des größten Meisters würdig. Die Landschaft wird jetzo überhaupt von mehreren Historienmalern mit großer Geschicklichkeit bey ihren Werken angebracht, und hier verdient Julius Schnorr besonders genannt zu werden, wie er dieses zuletzt auf seinen zwey Bildern der Madonna mit dem Kinde und der Verkündigung aufs Glänzendste bewiesen hat. Diese Mutter mit ihrem Kinde — denn so möchte ich sie lieber nennen als Maria mit dem Christkinde — ist übrigens ein Bild von der größten Lieblichkeit und die Lebhaftigkeit des an die Mutter sich anschmiegenden Kindes nicht genug zu bewundern; auch die Verkündigung enthält große Schönheiten, besonders in der überaus sorgfältigen geistreichen Ausführung. Dieses Verdienst ist auch in den Bepwerken eines Gemäldes von Passavant aus Frankfurt a. M. zu schätzen; es stellt eine Caritas (Nächstenliebe) vor, welche bekanntlich in der Kunst als eine liebevolle Mutter mit ihren Kindern personifizirt wird. So hat auch hier der Künstler eine Mutter mit drey Kindern dargestellt, wodurch er zugleich drey Eigenschaften der Liebe zu bezeichnen suchte: erstlich schmiegt sich ein treuherziger Junge an den Schooß der Mutter, ihr Kirschen darreichend, wofür sie ihn liebevoll betrachtet und an sich drückt (die Liebe nimmt Antheil); 2. das jüngste Kind liegt in einer sehr gelungenen charakteristischen Stellung, säugend an ihrem Busen (die Liebe nähret); endlich ist ein dritter muthwilliger Junge zu ihrer Linken, welcher mit rascher Bewegung sich in ihr Gewand einzuhängen sucht, die Mutter quält und sie dabey schalkhaft ansieht (die Liebe duldet.) Die Mutter selbst sitzt in einer Art von Sessel oder Nische, welche mit blühenden Sträuchen von Oleander, Lorbeer ꝛc. umgeben ist. Die plastische Form der fast lebensgroßen Gruppe, die harmonische Färbung des Ganzen, geben dem Werk einen besondern Reiz.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Reisende in Aegypten und den angränzenden Ländern.

Aus einem Briefe des Königl. Preuß. Generals, Freyherrn v. Minutoli erfahren wir, daß er, gegen Ende Februars in Cairo angekommen war, von da aus nach Palästina zu gehen gedachte *). Auf seiner ersten Reise, im Herbst 1820 von Alexandrien über Abusir, Parätonium, Apis, nach der Oase des Jupiter Ammon, El-hara, den Natron-Seen, Therene und Cairo begleiteten ihn der Königl. Architekt und Professor Liman (leider an den Folgen der mühsamen Reise gestorben), Hr. Dr. und Philolog Scholz, und die beyden Naturforscher, die HH. Ehrenberg und Hemprich, die ihm von Seite der Regierung zugetheilt worden waren, und ein Topograph und ein Zeichner, die er auf seine Kosten mitnahm. — Er hat Zeichnungen eines Tempels und seiner Hieroglyphen mitgebracht, den er für den Ammonstempel hält. — Auf der zweyten Reise von Cairo nach der ersten Katarakte und zurück nach Cairo gesellte er sich den Hieroglyphenzeichner Dr. Ricci bey, der früher die HH. Banks und Salt, (auch Belzoni) begleitete, und beschäftigte zugleich die beyden Künstler Séccato und Linant. Auf dieser Reise war er besonders bemüht, eine Nachlese von dem zu veranstalten, was die französischen Gelehrten in dem großen Werk übergangen hatten, auch eröffnete er die große treppenartige Pyramide von Sakkara. — Von Cairo aus sollten die HH. Ricci und Linant auf seine Kosten nach Suez reisen, um dort die Hieroglyphen

*) Nach den neuesten Nachrichten ist dieser Plan durch die politischen Umstände vereitelt worden.

mit der Keilschrift aufzusuchen, und Hr. Ricci sollte alsdann die Grotten von Beny-Hussan mit allen ihren interessanten Darstellungen in extenso zeichnen. Nachher will Hr. Ricci noch eine Reise nach Dongolah und Meroe unternehmen. — Dieser Reisende hat im Sommer 1820 mit Hrn. Linant auch eine Reise nach dem Berg Sinai und das Wadi Sidra gemacht, und bey dieser Gelegenheit alte Bergwerke und einen zertrümmerten ägyptischen Tempel entdeckt, der viele merkwürdige hieroglyphische Darstellungen und Inschriften mit bekannten und unbekannten Charakteren enthält. Hr. von Minutoli und die beyden letztgenannten Herren sind mit den Vorbereitungen zur Herausgabe ihrer Reisen beschäftigt.

Englische Zeitungen enthielten vor kurzer Zeit Nachrichten über mehrere neue Entdeckungen, die in Oberägypten und Aethiopien von zwey kühnen Engländern, Waddington und Hanbury gemacht worden. Diese beyden Herren sollen die Stadt des alten Saba (?), nachher Meroe entdeckt haben, wovon Herodot l. II, 29; Diod. Sic. I, 33. Strabo XVII, und Josephus II, 10. sprechen. Der erstgenannte Geschichtschreiber sagt: „nachdem man die Insel Tachompso verlassen und das Bette des Nils wieder erreicht hat, reist man vierzig Tage dem Fluß zur Seite, weil der Strom wegen Felsen und Klippen unschiffbar ist. Nach dieser vierzigtägigen Landreise schifft man sich wieder ein und gelangt in zwölf Tagen nach einer großen Stadt, welche Meroe heißt, und die Hauptstadt der übrigen Aethioper seyn soll. Die einzigen Götter, welche daselbst verehrt werden, sind Zeus und Dionysos. Sie haben auch ein Orakel des Zeus.“ — Die beyden Reisenden, fügen die Zeitungen hinzu, sind auch im Stande, Dongolah und Darschegga genauer zu beschreiben, als bisher geschehen ist, und wollen eine Erzählung von des Paschas Expedition gegen die Abyssinier liefern, dessen Armee sie begleitet haben.

Hierbey bemerkt die Literary Gazette (16. Jun. Nr. 230.) Die kriegerischen Unternehmungen des Pascha hätten wohl nicht so weit südlich gereicht, um dadurch einige Kenntniß von Abyssinien zu erhalten. „Aus einem Briefe von Alexandria, fährt sie fort, erfahren wir, daß im lezten Jahr wenig zu dem früher über Alterthümer und Topographie gesammelten hinzugekommen ist. Hrn. Salts und Anderer Sammlungen sind unterwegs nach Europa. Die Untersuchung des Obelisken der Kleopatra, welchen der Pascha dem König von England zum Geschenk gemacht hat, und die Angabe der Mittel, wie er nach Europa zu bringen sey, haben nicht das erwünschte Resultat geliefert, und das berühmte Monument bleibt deshalb auf seiner Stelle. Von einer andern Seite erfahren wir, daß Hr. Bankes, der Jüngere, die Hypothese eines französischen Reisenden begünstigt, welcher behauptet, daß er in die wahre Oasis des Jupiter-Ammonstempels vorgedrungen sey. Wir wissen nicht, worauf diese Behauptung sich stützt. Dr. Richardson welcher Lord Belmore begleitet hat, ist im Begriff seine Reisebeschreibung herauszugeben.“

Hiermit verbinden wir folgende Nachricht aus dem Journ. des Voyages etc. May 1821. Hr. Nathanael Pierce, welcher sich 14 Jahre lang in Abyssinien aufgehalten, ist mit den Papieren des brittischen Consuls in Aegypten, Hrn. Salt, in England angekommen und bringt, unter andern, Papyrusrollen, zwey schöne Vasen und eine Menge Inschriften mit, welche Hr. Salt dem brittischen Museum zum Geschenk macht. Die neuesten Entdeckungen des Leztern bestanden in einigen Kisten von griechischen Mumien, deren Inschriften Geburt, Tod und Alter der Personen anzeigen. Innen und außen sind sie mit Hieroglyphen verziert und auf einigen ist der Zodialus in demselben Styl wie der an der Decke zu Denderah gemalt, so daß man vermuthen kann, beyde Malereyen seyen von gleichem Alter. Papyrus-Inschriften finden sich in allen Mumienkästen; in einem derselben befand sich auch der Körper eines Befehlshabers der Hahes (?), in einem andern der seines Sohns.

Kopenhagen.

Preisaufgaben für Künstler.

Das Interesse, welches die alte nordische Mythologie erregt hat, und das Licht, das durch die umfassenden und tiefgehenden Untersuchungen so vieler scharfsinnigen Männer darüber verbreitet worden ist, hat den Wunsch hervorgebracht, daß die bildenden Künstler es versuchen möchten, dahin gehörige Gegenstände zu behandeln, so wie schon mehrere ältere und neuere Dichter sich große und allgemein anerkannte Verdienste durch poetische, aus jener reichen und merkwürdigen Quelle geschöpften Darstellungen erworben haben. Um hierzu aufmuntern, ist eine Summe von 200 Species als Preise für solche Kunstwerke bestimmt worden.

Indem man hierdurch vorzüglich die Absicht hatte, die Künstler zu veranlassen, solche Ideen zu entwickeln, die sich nachher weiter ausführen liessen, ist man einig geworden, für jezt lieber zur Verfertigung von Handzeichnungen als von einem Gemälde oder Basrelief einzuladen. Weil aber die Anordnung verschieden seyn muß, je nachdem man sich die Zeichnung von dem Maler oder Bildhauer ausgeführt denkt, hat man es zweckmäßig erachtet, bey der Einladung hierauf Rücksicht zu nehmen.

Es werden also zwey Preise ausgesezt, der erste von 50 Species, der zweyte von 25 Species für die am besten gelungenen Handzeichnungen von umfassenderer Composition, wozu das Sujet aus der nordischen Mythologie genommen ist, und die auf solche Art gearbeitet sind, daß sie als Gemälde ausgeführt werden könnten; ferner zwey Preise vom nämlichen Belauf für Handzeichnungen gleicher Art, aber mit Rücksicht auf die Ausführung als Basrelief entworfen.

Da es aber den Freunden der Kunst sehr angenehm seyn würde, wenn ein Künstler es unternähme, einzelne, der nordischen Mythologie eigenthümliche Gestalten darzustellen, etwa Baldur, Bragi, Iduna oder andere, so hat man zugleich hierzu einladen wollen. Es werden daher auch zwey Preise ausgesezt, der erste von 30, der zweyte von 20 Species für die besten Zeichnungen, welche einzelne, zur nordischen Mythologie gehörige Figuren darstellen.

Man bittet aber, die Zeichnungen vor dem ersten May 1822 an die scandinavische Literatur-Gesellschaft in Kopenhagen einzusenden, welche sich willig erklärt hat, die Auszahlung der Preise zu besorgen. Die Beurtheilung wird kunstverständigen Männern anvertraut werden, die zu seiner Zeit genannt werden sollen.

Jede Zeichnung muß gefälligst mit einer Devise versehen werden und von einem versiegelten Zettel begleitet seyn, welcher Namen und Aufenthaltsort des Künstlers angibt und auf dieselbige Art bezeichnet ist.

Kopenhagen, im May 1821.

Nro. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. August 1821.

Er der einzige Gerechte
Will für jedermann das Rechte.
Sey von seinen hundert Namen,
Dieser hochgelobet! Amen.

Goethe im Diwan.

Das Meßglöcklein. *)

Zu Gerlikon, im schönen Thurgau, wohnte
Vor Alters Heinrich, fromm und Gott getreu. —
Des Dorfes Hirt in Demuth lange Jahre
Beharrt zufrieden er in niederm Stand.
„Wer Eines" — sprach er — ganz und treu verrichtet,
Ob hoch, ob tief, der dienet gleich dem Herrn."

Und jeden Tag, von frühen Jugendzeiten,
Bis er zum Manne, ja zum Greis gedieh,
Stand Heinrich früh vor seines Hüttleins Thüre
Gerüster, daß nach Gachnang's Kirchenstift
Ein Stündchen Weg's er wandle, unverdrossen,
Durch Sonnengluthen, wie durch Winterfrost,
Der Messe stillem Opfer beizuwohnen,
Das vom Altare täglich dort entstieg.

Wohl ward der Greis nun schwächer, wallte leiser,
Und säumte doppelt lang auf seinem Pfad;
Doch Gott gefiel so standhaft frommes Mühen,
Er gönnt' ihm wundervoll stets längre Frist;
Denn mehr und mehr anhaltend, lauten Klanges
Jedweden Tag ergieng des Glöckleins Ruf,
Des Glöckleins, das von Gachnang's Kirchenthurme
Die Gläubigen zur Morgen-Andacht mahnt';
Und nie verscholl's, bis Heinrich gar vollendet
Den weiten Gang zum hehren Gotteshaus,
Ja, bis zur Pfort' er eintrat in die Hallen,
Und den Altar, den Gottes-Priester sah.

Lang dauerte das stete Wunderläuten
Zu Nutz dem armen Gottesdiener fort.

Da geht er eines Tag's im Winter-Sturme
Nach langem Regenguß den alten Steig,
Der schlüpfrig, tief durchweicht, nur Wankeltritte
Dem altersmüden Fuße dießmal gönnt.
Und zaghaft, weil ein Sturz gefährlich drohet,
Ergreift der Hirt vom nächsten Scheidezaun
Den Stecken, der zumeist als Stab mag dienen,
Hält fest sich dran, und sichert seinen Schritt.
Das Glöcklein hallt auch jetzt, bis er am Ziele;
Dann kehrt er heim, und nimmt den Stab nach Haus.

Am andern Morgen will er ihn nicht lassen,
Dieweil nur zitternd seine Kniee steh'n.
Hinfort soll dieses Holz ihm Stütze werden,
Bedurft' er längst doch solcher Hülfe schon.

Er rafft sich auf, er nimmt's, er steht und harret,
Und staunt, daß nicht zur Mette klingt der Ruf!
Doch weiß er: dieß ist sonder Fehl die Stunde,
Da sich der Dienst des Herren sonst erhub. —
Urplötzlich fährt ein hochaufschreckend Zucken
Ob einem Lichtgedanken durch sein Herz: —
„Das ist's, o Gott!" — — Er wandelt bebend, thränend,
Am neuen Stab, bis wo er gestern ihn
Dem Scheidezaun, zur Hülf' in Noth, entrissen;
Und stracks der alten Stelle giebt er dort
Zurück den ungemaßten, — reudurchdrungen, —
Denn fremdes Gut war er in seiner Hand.

Da horch! in eben diesem Nu beginnet
Des fernen Glöckleins Läuten wiedrum neu;
Und wiedrum neu ist Heinrichs Muth erstanden,
Zum alten Ziel begleitet hell der Klang.

*) Als Probe aus dem bald herauszugebenden zweyten Bändchen der Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz, von Joh. Rud. Wyß.

Familienzwiſt.

(Fortſetzung.)

Das war der Kummer, welcher Marie bey dem durch ihre leidende Geſundheit geſchärftem Gefühl ſo drückte. Zweymal hatten ſich, des Vaters Todestag an ſeiner Ruheſtätte zu feyern, die Familie jährlich bey Marie verſammelt, und das Andenken des Verklärten hatte in dieſen wenigen Stunden alle Mißtöne entfernt. Man hatte ſein Grab mit Blumen beſtreut und das Lied geſungen, unter deſſen Leben verheißenden Tönen es einſt aufgehäuft worden war; dann hatte man in ſeiner Lieblingslaube einen ſtillen Abend verlebt, und beym Abſchied meynten alle dieſe Menſchen, von denen keiner Böſes im Sinn hatte, daß ſie ſich mit ihrer Unzufriedenheit Einer über den Andern doch Unrecht thäten. Dieſes Jahr war nun, nach dem Auftritt bey Wilmers Einzug mit den gefangenen Franzoſen, eine ſolche Vereinigung unmöglich, ein jedes fühlte ſich unwürdig, mit Zorn im Herzen an des Vaters Grabe zu ſtehen, und eben in den Tagen dieſer Todtenfeyer ſollten Konrads Kinder alle in der Hauptſtadt vereint werden; denn der Hauptmann, der ſeit ſeinen Dienſtjahren nur auf Momente in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, hatte nun ſeinen Abſchied genommen, und wollte eine bürgerliche Beſchäftigung ergreifen. Seine Ankunft ſollte in dieſen Tagen erfolgen, und Marie hatte vernommen, daß die Mutter ſie durch ein glänzendes Feſt zu feyern gedachte. Dieſe Verhältniſſe waren es, welche dieſe zarte, treue Seele mit einer Wehmuth, deren Lebhaftigkeit Wilmer ein wenig zu tadeln ſchien, Frank jezt mittheilte, als die erſte Ueberraſchung, die Kinder ſeines geliebteſten Freundes zu erkennen, vorüber war. Frank nahm an Mariens Bekümmerniß den lebhafteſten Antheil, und ſann alle Möglichkeiten durch, die Herzen dieſer Menſchen einander zu nähern. Wilmer ſagte zu ihm: die Herzen bedürfen hier keiner Annäherung, mein verehrter Freund; die Köpfe ſind getrennt, und die werden durch keine rührende Auftritte, die werden nur durch verbeſſerte Einſicht genähert. Und ſelbſt alsdann iſt damit keine Innigkeit erlangt — das alte Sprichwort ſagt es: Vergeben will ich, aber vergeſſen kann ich nicht. Der edlere Menſch iſt durch die Sorge, die Narben zu verbergen, die ein verſöhnter Gegner ihm ſchlug, ſeiner Unbefangenheit beraubt, und der Gegner bey dem Anblick dieſer Narben unausbleiblich gedemüthigt. — Marie weinte ſanft, Frank verließ mit den Worten: Sie ſprechen eine furchtbare Wahrheit aus! — ſeinen Platz, und ſtellte ſich im finſtern Schweigen ans Fenſter. Nach einer langen Pauſe fragte Marie: und ſoll dieſer ſchreckliche Zwieſpalt ein ganzes Leben durch fortdauern? Und wenn dort der Vater mich frägt . . . Wilmer unterbrach ſie raſch, ehe ſie das quälende Bild ausmahlen konnte; nicht doch! rief er, die Zeit mildert vieles, ändert vieles! Wir haben ein Leben vor uns, meine Marie, in dem wir durch Rechtſchaffenheit und Milde alle Herzen, die unſern und die ihren, endlich ſo umſpinnen wollen, daß keine Narbe mehr ſichtbar iſt. — Frank ſchritt ſchnell zu den Beyden, legte ſeine Hände auf eines Jeden Haupt und rief wie mit einem Schrey der Verzweiflung: O ihr Glücklichen, die ihr noch ein Leben vor euch habt, euch mit Lebenden zu verſöhnen! — und ſeine Stirn mit der Hand bedeckend, eilte er aus dem Zimmer.

Wilmers ſahen ihn den Abend nicht wieder, und hörten den andern Morgen, daß er nach der Stadt gefahren ſey; zugleich erhielten ſie auch ein Paar herzliche, wehmüthige Zeilen von Mariens Mutter, die ihnen ſchrieb: der Hauptmann ſey angekommen, und habe mit lebhafter Achtung von ſeinem Schwager Wilmer geſprochen. Dieſe arme Mutter nahm erſt, ſeit ein anderer als ihres Gatten weiſer Wille ſie leitete, wahr, daß ſie nicht Kraft hatte, ihre beſſre Anſichten durchzuſetzen; ſie fand ſich noch gequälter, wenn der zahlreiche Kreis der, in der Stadt um ſie verſammelten, Kinder ſie tadelte, Wilmers Anſichten durch ihren Beyfall zu begünſtigen, als ſie es durch die Entſagung war, Marie öfters zu ſehen, und deshalb erſchloß ſich ihr Herz in der Hoffnung, ihrem jezt angekommenen Sohn ſeinem Schwager Wilmer Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu ſehen.

Heinrich war wirklich nach der Stadt gefahren, und die Ankunft des Hauptmanns war die erſte Nachricht, die der Lohnbediente ihm auf dem Wege zu ſeines Konrads Wittwe mittheilte. Er ließ ſeinen Namen nicht anſagen, ſein Anſtand und Aufzug verhinderten den Bedienten, eine andere Meldung für ſeine Herrinn zu fordern, als: daß ein Fremder ſie zu ſprechen verlangte. Frank zwang ſich zu einer Faſſung, die ſeinem Herzen fremd war — das ſchwamm in Wehmuth — denn der Greis wie das Kind hat für ſeine Nahrung nur Thränen. Er brauchte keinen Eingang, keine Umſchweife, ſondern fragte die würdige Alte, die mit behutſamer Höflichkeit zu ihm trat: ob ſie ſich erinnere, daß ihr Gatte einen Freund, Heinrich Frank mit Namen, gehabt habe? — Die Wittwe bejahte es freudig, und ſezte hinzu: bringen Sie Nachricht von ihm, ſo muß ich ſchmerzlich beklagen, daß er ſie nicht noch vernahm. Nur wenige Tage vor ſeinem Tode ſagte er mit der Innigkeit, die das Alter ihm nicht genommen, von einem ſeiner Schwiegerſöhne: Wilmer erinnert mich doch oft an meinen Heinrich! — — Dieſe Worte überwältigten Frank, ſeine Stimme zu beherrſchen, ſondern er ergriff der Matrone Hände und ſprach mit gebrochenen Tönen: dieſer Heinrich bin ich — hier iſt ſein lezter Brief, den ich erhielt, ehe ich vor ſieben und dreyßig Jahren Europa verließ — er bezeuge Ihnen meine Rechte, ſeine Wittwe zu begrüßen.

Die Matrone blickte flüchtig in das Blatt, drückte es an ihre Bruſt und empfing den alten bekannten, doch nie geſehenen Freund mit herzlicher Liebe. Frank verſchwieg, daß er in Kirchdorf ihre Tochter Wilmer geſehen, er konnte mit

Recht sagen, erst so eben in die Stadt angelangt zu seyn, und keines von Mariens Familie ahnete, daß er schon von den Verhältnissen des Hauses unterrichtet sey. Mariens Mutter forderte Frank beym Schluß ihrer ersten Unterredung auf, ein Zimmer in ihrem Hause zu beziehen, er nahm es mit einfacher Dankbarkeit an, denn er glaubte durch dieses nähere Verhältniß die Gemüther, auf die er planmäßig zu wirken gedachte, besser kennen zu lernen. Der gute Frank erinnerte sich jezt so wenig wie bey jeder wichtigen Begebenheit seines Lebens, daß er immer geglaubt hatte, seinem Verstande zu folgen, wenn er that, was sein Herz ihm zum Bedürfniß machte. Nach ein paar Stunden, in denen er Straße auf und ab die Erinnerungen seiner Kindheit wieder aufgesucht hatte, erinnerten ihn schwere Gewitterwolken, seine gastfreye Wohnung wieder aufzusuchen, und unter fernem Donner kam er nach Hause.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Amerikanische Antiquariengesellschaft.

(Beschluß.)

Von den Steinaufwürfen sagt Herr Atwater: diese Werke sind wie die Erdaufwürfe, kegelförmig, und bestehen aus kleinen Steinen, welche keine Spur einer Bearbeitung zeigen. In einigen derselben finden sich einige der interessantesten Gegenstände, als Urnen, kupferne Zierrathen, Speerspitzen u. s. w. von ähnlichem Metall, kupferne Medaillen und Beile von Hornblende. — Von den Schlußbemerkungen über diesen Gegenstand heben wir noch folgendes aus. Eine genaue Untersuchung der erwähnten Werke würde wahrscheinlich zeigen, daß sie alle verbunden waren und nur Theile eines geschmackvollen Ganzen bildeten. — Folgt man dem Ohio-Fluß abwärts, so erscheinen die Aufwürfe beständig auf den höchsten Ansätzen des Stromes. Sie werden immer zahlreicher, je näher man dem Missisippi kömmt, bey welchem Fluß sie am größten erscheinen. — Diese Tumuli, so wie die Festungswerke, finden sich an dem Zusammenfluß aller Flüsse längs des Missisippi auf den besten Stellen für Städte und in den größten Strecken fruchtbaren Landes. Ihre Anzahl übersteigt vielleicht 3000, wovon der kleinste nicht unter 20 Fuß hoch ist, und 100 Fuß im Durchmesser an der Basis hält. — Einer der Aufwürfe, beynahe gegen St. Louis über, hat am Fuße 800 Yarden im Umfang, und ist 100 Fuß hoch. Herr Brackenridge sah einen Aufwurf zu Neu-Madrid, der am Fuße 350 Fuß im Durchmesser hielt. Andere große finden sich zu St. Louis, einer mit zwey Absätzen; ein anderer mit drey; an der Mündung des Missouri; an der Mündung des Cahokia-Flusses in zwey Gruppen; 20 Meilen weiter unten, wieder in zwey Gruppen, aber nicht so hoch; an dem Ufer eines Sees, ehemals das Bett eines Stromes, an der Mündung des Maramеck, St. Genevieve; einer bey Washington im Staate Missisippi, von 146 Fuß Höhe; zu Baton-Rouge, und an dem Bayou Manchac; einer der Aufwürfe bey dem See besteht meistentheils aus Muscheln, wovon die Einwohner viel als Kalk benuzt haben. — Der Aufwurf am Schwarzen Fluß hat zwey Absätze und eine Gruppe umher. An jedem der obenerwähnten Orte sind Gruppen von Aufwürfen, und es befand sich muthmaßlich einst eine Stadt in der Nähe. Herr Brackenridge hält dafür, daß die größte diesem Volke angehörige Stadt zwischen dem Ohio, Missisippi, Missouri und Illinois lag. Auf den Ebenen zwischen Arkansas und St. Francis giebt es mehrere sehr große Aufwürfe. — Die Zunahme der Aufwürfe an Größe, Anzahl und Schönheit beweist das Zunehmen ihrer Urheber an Anzahl und Geschicklichkeit in ihrer Wanderung nach dem Lande, wo sie sich endlich niedergelassen. . . Wir finden Götzen, welche zeigen, daß hier dieselben Götter angebetet wurden als in Mexico. — Die hinterlassenen Werke sind denen vollkommen ähnlich, die man in Mexico und Peru findet, und unsere Werke laufen bis in jenes Land fort. — In einigen der Salpeterhöhlen in Kentucky fand man getrocknete Leichname, die man Mumien nennt, ob sie gleich nie balsamirt gewesen zu seyn scheinen. Von diesen sagt Herr Atwater: die Mumien wurden im Allgemeinen in drey Hüllen gewickelt gefunden; erstens in einer groben Art Leinwand, ungefähr von der Dicke und Gewebe des baumwollenen Sacktuches. Es wurde ohne Zweifel auf dieselbe Weise gewoben, die man noch jezt im Innern von Afrika anwendet. Nachdem die Kette auf einen leichten Rahmen ausgespannt war, wurde der Einschlag hindurch gezogen und zwey Fäden der Kette immer zusammengeflochten. Dieß scheint die erste Art zu weben in Asien, Afrika und Amerika gewesen zu seyn. Die zweyte Hülle der Mumien ist eine Art von Netzwerk von groben Fäden, welche in sehr engen losen Maschen geflochten und dann mit den Federn verschiedener Vögel besteckt wurden, die, alle in einer Richtung liegend, eine glatte Oberfläche bildeten. Die Verfertigung des schönen Gewebes war in Mexico wohl bekannt, und findet sich noch auf der nordwestlichen Küste von Amerika und auf den Inseln des stillen Meeres. Auf jenen Inseln bildet es die Staatskleidung. — Die dritte und äußere Hülle dieser Mumien ist entweder wie die zuerst beschriebene, oder sie besteht aus zusammengenähetem Leder. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, am 20. Juli.

Die Zahl der hiesigen Buchhandlungen hat sich in den lezten Jahren um einige vermehrt; die Geschäfte derselben scheinen dagegen sich immer mehr vermindern zu wollen. Die Leu-

ſar iſt ſtrenge und der Geldmangel groß. Selbſt unſre Nachdrucker finden bey ihren Unternehmungen nicht mehr, wie einſt, ihre Rechnung, indem die Papierpreiſe und der Druckerlohn verhältnißmäßig noch immer zu hoch ſind, der Abſatz hingegen bey weitem nicht ſo groß, als ehemals. Geht dieß ſo fort, ſo wird am Ende der Nachdruck von ſelbſt aufhören müſſen. Ein katholiſches Andachtsbuch von Paſſy, Prieſter der neu errichteten Congregation der Redemtoriſten, hat hier und auch anderwärts in mehr als einer Hinſicht Aufſehen erregt. Inhalt und Darſtellung ſind ganz eigner Art; der Verf. ſcheint ein ganz beſonderes Gewicht auf die päbſtlichen Ablaſſe zu legen, und theilt deren am Ende ſeiner Schrift eine lange Reihe mit. In einem andern Geiſte geſchrieben iſt das Andachtsbuch für gebildete Familien ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes von dem Konſiſtorialrathe Glatz. Es nimmt auf alle Stände, Alter und Geſchlechter, ſo wie auf die wichtigſten Angelegenheiten, Verhältniſſe und Bedürfniſſe des Herzens und des Lebens Rückſicht, und iſt auf eine der fortgeſchrittenen religiöſen Bildung entſprechende und dem Geiſte und Gemüthe aufgeklärter, gebildeter Religionsfreunde zuſagende Art abgefaßt. Daher iſt es auch im In- und Auslande mit ſo großem Beyfalle aufgenommen worden, daß in kurzer Zeit vier ſtarke Auflagen davon nöthig geworden ſind. Die neuſte hat der Verleger recht gut ausgeſtattet, und mit einem ſchönen Titelkupfer geziert. Unſre Kaiſerinn hat in Geſellſchaft des Kaiſers in der lezten Zeit mehrere Anſtalten und Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt beſehen, und überall viel Theilnahme, Geiſt und Einſicht an den Tag gelegt. Muſterhaft, herzerfreuend und in hohem Grade glücklich iſt das eheliche und häusliche Verhältniß dieſes erhabnen Herrſcher-Paares. Es heißt, der Kaiſer werde nächſtens eine Reiſe nach Linz, und hierauf nach Salzburg machen, wo er mit der Kaiſerinn, die unterdeß dem Könige von Bayern, ihrem durchlauchtigſten Vater, einen Beſuch abſtatten will, zuſammen zu treffen gedenkt. An den Verſchönerungen Wiens wird unaufhörlich fortgearbeitet. Das, nach Nobile's Entwurf aufzubauende Thor vor der Burg wird eine große Zierde der Kaiſerſtadt ſeyn, und dürfte wohl, wenn daran unausgeſezt und mit Eifer gearbeitet wird, nach drey Jahren vollendet da ſtehen. Die Straße rings um die Stadt ſoll nach und nach auch gepflaſtert werden. Geſchieht dieß auch mit den Straßen in den einzelnen Vorſtädten, wie zu hoffen, und wie es bereits in einigen wirklich geſchehen iſt: ſo wird Wien in Hinſicht auf Schönheit, Annehmlichkeit und Geſundheit bedeutend gewinnen, und des Staubes ſo ziemlich los werden, der bisher, nach dem Ausdrucke eines Engländers, wie ein Fluch auf Wien gelegen, und ſo viele Bruſt- und Augenkrankheiten verurſacht oder ihre Heilung erſchwert hat. — In Littrow beſizen wir einen trefflichen Aſtronomen, der unſrer Sternwarte, welche wahrſcheinlich hinter dem Belvedere neugebaut werden dürfte, Vertrauen und Ruhm zu verſchaffen geeignet iſt. — Der botaniſche Garten unſrer Univerſität ſoll um ein Beträchtliches erweitert werden. — Ueber das künftige Schickſal unſrer Joſephiniſchen mediziniſch-chirurgiſchen Akademie, an der in dem laufenden Jahre kein Unterricht ertheilt wird, iſt noch nicht entſchieden. Die Meinungen darüber, was mit ihr zu machen ſey, ſollen verſchieden ſeyn. — Ob und wie bald unſre Stadt mit Gas beleuchtet werden dürfte, iſt auch noch ungewiß. Es war davon vor ein Paar Jahren wohl ſtark die Rede, und es ſind dießfalls auch amtliche Anträge gemacht worden; allein die Sache ſcheint ſich an dem Mangel an Steinkohlen in der Nähe von Wien zu ſtoßen. Nun aber ſind ſolche, und zwar von der beſten Qualität, bey Wr. Neuſtadt, alſo uns ziemlich nahe, entdeckt worden, und die Gasbeleuchtung dürfte von neuem in Anregung gebracht werden. — Die Heizung mit erwärmter Luft, die auch hier ſchon längſt bekannt war, hat Profeſſor Meißner in einer kleinen Schrift von neuem zur Sprache gebracht. Dieſe Art von Heizung war in einer der größten Spinn-Fabriken Europens, in der zu Potendorf, unweit Wien, vor einigen Jahren wirklich eingeführt, wurde aber bald wieder beſeitigt und mit der Dampfheizung vertauſcht, mit der man mehr zufrieden iſt. — Die Herſtellung einer neuen Stuckdohrerey hat Reichenbach, in München, der vor Kurzem deßhalb hier war, übernommen. Man verſpricht ſich viel von ihm.

Aus der Schweiz, Juni.

(Beſchluß.)

Rührig und raſtlos bearbeiten die Koloniſten zu Neu-Freyburg ihre Felder; ſie haben ſchon die Früchte ihres Fleißes geerntet: ein Theil deſſelben wird in der Verbindungsanſtalt beſchäftigt, um den Abſatz ihrer Erzeugniſſe zu erleichtern. Die Männer in Rio-Janeiro tragen meiſtens einen Rock und lange Beinkleider von ſchwarzem, blauem oder braunem Tuch, leztere auch von weiſſer Leinwand. Die Frauen ſind ganz europäiſch gekleidet. Die Neger ſind größtentheils nur halb mit Lumpen und Lappen bedeckt; die Negerinnen haben einen blauen Rock von Wolle oder Kattun, einen ſchwarzen großen Shawl (Leibtuch) über Schultern und Bruſt und ein rothes Tuch um den Kopf, das einem Turban ähnlich ſieht. Des Sonntags ſind die Schwarzen mit einer Jacke von Kattun und weiſſen Pantalons angethan; die Negerinnen mit Kleidern von Perkal. Hier würde eine gute Näherinn und Kleidermacherinn ſehr viel verdienen; denn alles, was zur Kleidung und zum Hausgebrauche gehört, wird ſehr theuer bezahlt. Ein Taglöhner verdient täglich vierzig Bazen. Das Pfund Fleiſch koſtet nur ſechs Kreuzer, eine Flaſche gewöhnlicher Wein aber funfzehn Bazen.

— Aller Ehre werth iſt die ſo eben erſchienene Rede des Hrn. Friedrich Kortum, Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Baſel, gehalten am 30. April 1821 (Baſel, 20 S. 8.). Da der Text derſelben ganz (aber mit Auswahlſamkeit) geleſen zu werden verdient, ſo begnügen wir uns hier, eine zu den Worten: frömmelnder und dichtelnder Aberglaube (S. 5.) gehörige Note anzuführen: „Wer die Zeichen der Zeit zu deuten weiß, wird in der ſteigenden Liebe zum beſchaulichen Leben, das weder Geiſt noch Gefühl, ſondern gehorſame Knechte der Selbſtſucht bilden möchte, eine Vorſchule jener ritterlichen Romantik entdecken, die Alles aufbietet, durch Abſchwächung die Geiſter zu beherrſchen. Der Parallelismus zwiſchen Andachtsbüchern und Romanen iſt eben ſo merkwürdig, als der zwiſchen entarteten Prieſtern und Adelichen, welche bey ſonſtiger Verſchiedenheit darin übereinſtimmen, daß ſie nichts außer Gott, d. h. — ſich ſelber, ſuchen. Aechte Frömmigkeit aber und wahrhafte Ritterlichkeit beziehen jede Handlung auf ein Allgemeines, auf Volk und Vaterland; daher der Mangel an pomphaften Worten und gleisneriſchen Ausſtellungen. Unſere Frauentaſchenbücher, Unterhaltungswörterbücher, Taſchenkalender, Traktätlein und wie das überzuckerte Gift weiter heißen mag, ſind ſämmtlich Aeußerungen des trägen und dennoch anſpruchsvollen Geſellſchaftstriebes, deſſen bequemer Wahlſpruch: Laissez faire et laissez passer! Alles um Gottes und des Friedens willen zu thun gebeut. Aber ſie wollen thun wie unſers Herrn Gottes Schuhmacher; der ſtahl das Leder und gab um Gotteswillen die Schuhe. S. Dr. Frickhart's Streit der Stadt Bern mit den Twingherren.

Beylage: Literaturblatt Nro. 64.

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Freitag den 10. August 1821.

Literaturgeschichte.

Briefe an eine deutsche Edelfrau, über die neuesten englischen Dichter, herausgegeben mit übersezten Auszügen vorzüglicher Stellen aus ihren Gedichten und mit den Bildnissen der berühmtesten jezt lebenden Dichter Englands, von dem Obergerichtsadvokaten Friedrich Johann Jakobsen. Altona in Kom. bey J. F. Hammerich. 1820. IV u. 741 S. gr. 8.

Wer nicht Zeit oder Gelegenheit hat, die neuen englischen Dichter zu studiren, und sich ein Urtheil zu bilden, oder des leztern unfähig ist; wer über die Ansichten der englischen Kritiker, über die Erscheinungen in ihrer schönen Literatur belehrt zu werden wünscht, oder durch Bruchstücke aus den Werken jener Dichter sich befriedigen oder bestimmen lassen kann, diese selbst zur Hand zu nehmen — dem können wir Hrn. Jakobsen's Werk empfehlen: er wird auf eine leichte Weise sich über so manches belehren, wovon die Quellen sonst entfernt und zerstreut liegen. Wer aber dem Gange der Literatur auf den brittischen Inseln mit Ernst gefolgt ist, und von ihrer prunkredneriſchen und nur zu oft grundlosen Kritik nicht bestochen, Geschmack und Kenntnisse genug hat, jenen Dichtern ihren eigenthümlichen Charakter abzugewinnen, und ihnen den Standpunkt anzuweisen, den sie unter sich und in Bezug auf die Gesammtpoesie Europa's einnehmen, der wird sich sagen, daß es der Literaturgeschichte förderlicher gewesen wäre, wenn Hr. Jakobsen, im Besitze aller der Schätze der neuesten englischen Literatur, vertraut mit unserer und der englischen Sprache und geleitet von einem richtigen Geschmacksurtheil, diesem allein Gehör gegeben, fremde Aussprüche, die uns nicht bestimmen können, entfernt und die neuen Dichter in Monographien aufgeführt hätte, wie z. B. Voß d. j. mit Shakespeare gethan. Ein solches Werk würde, mit Geist und Leben dargestellt, sich nicht nur Bouterwek's Geschichte der englischen Poesie anreihen und deren Entwickelung bis auf die neueste Zeit fortführen, sondern es wäre durch eine solche Bearbeitung auf die Mängel des Bouterwek'schen Werkes hingedeutet worden, dessen Trockenheit und starre Kälte uns das Gefühl erregt, das uns oft schaudern machte, wenn wir unmittelbar nach Sonnenuntergang den Eiger oder die Jungfrau betrachteten.

Indessen gebührt dem Schriftsteller, der sich ein an sich tadelloses Ziel vorgesteckt und seinen Weg mit Beharrlichkeit und Liebe verfolgt hat, immer Dank; wir sehen von dem ab, was er hätte leisten können oder sollen, und wenden uns zu dem, was er geleistet und der Art, wie er es geleistet hat. Er will eine Freundin, (Frau Elise von Hohenhausen), mit den jezt lebenden Dichtern der Britten bekannt machen; Berufsgeschäfte hindern ihn, diese selbst gründlich zu studiren, und so stellt er die Aussprüche der englischen Kritiker über jene Dichter und gelungene Stellen aus deren Werken zusammen, verfolgt zuweilen den Gang eines größern Gedichtes und fügt, jedoch selten, sein eigenes, stets bescheidenes Urtheil bey.

Thomas Moore eröffnet würdig den Reihen. Der Charakteristik desselben geht, so wie denen der folgenden Dichter, eine kurze Lebensbeschreibung voraus, englischen Zeitblättern entnommen. Lalla Rookh wird weitläufig analysirt. Rec. findet bey aller Vortrefflichkeit des Gedichts, daß es wie Opium wirkt: man steht in einem Meer von Blüthen, Düften und Lichtern, welche betäuben und blenden, statt zu erfreuen, zu erheben; es ist ein liebliches, reizendes, aber kein schönes*) Gedicht. Die Auswahl unter Moore's übrigen Gedichten ist geschmackvoll und genügend. Bey Gelegenheit der Irish Melodies von Moore bemerkt der Verf. (S. 73 und noch einmal S. 543) daß National-Lieder ohne alle temporäre Beziehungen seyn sollten. Die National-Lieder aller Zeiten beweisen, daß Hr. J. irrt: oder möchte er die Romanzen, welche die Spanier in ihren Kämpfen gegen Napoleon sangen, keine National-Lieder nennen, weil ihnen temporäre Beziehungen unterliegen?

Moore's Charakteristik folgt die von James Montgo-

*) Ein feiner, sehr beachtenswerther Unterschied! Aber die stumpfe (blasé) Welt zieht überall den Reiz der Schönheit vor. M.

mery, (S. 101 — 118.) William Wordsworth, (S. 119 — 168.) Robert Southey (S. 169 — 219) und Coleridge (S. 220 — 230). Der leztere hätte mehr Aufmerksamkeit verdient. Dann Jone Wilson (S. 233 — 270.) Mrs. Grant Laggan und Ms. Edgeworth, (S. 285 — 295.) Herbert's Gedicht Helga, (S. 296) und Bloomfield, (S. 310 — 335) ein Schuhmacher in London, der, obgleich ein guter Dichter, dennoch bey seinem Leisten bleibt. Walter Scott's Leben, seine Lady of the lake, Don Roderick; Scotts Günstlinge und Nachahmer; seine Lay of the last Minstrel, Marmion ausführlich behandelt. (S. 335 — 398.) Scotts Verdienste um die Sammlungen altschottischer Balladen, welche er mit herrlichen historischen Notizen ausgestattet, hätten hier bemerkt werden sollen; auch wäre eine Charakteristik desselben als prosaischen Schriftstellers, da Hr. J. ihn für den Verf. von Rob Roy u. a. Romane ansieht, hier an ihrer Stelle gewesen, um ein vollständiges Urtheil über ihn zu begründen. — Crabbe (S. 398 — 459.) Samuel Rogers. (S. 460 — 494) Burleske Gedichte. — Thomas Campbel (S. 515 — 547). Die vier folgenden Briefe lassen den Faden fallen und gehören theils nicht in diese Folge, theils gar nicht in das Werk. Hr. J. theilt mehrere Gedichte aus Moore's Irish Melodies mit und entwickelt seine Gedanken über ein National-Lied der Deutschen, wozu er die Materialien liefert, die freylich Niemand wird in Verse bringen, noch weniger singen mögen; dann verbreitet er sich über religiöse und betrachtende Poesien der Engländer, meistens aus der frühern Zeit. Die Schilderung der verstorbenen Frau des Verf. (S. 581) und die Auszüge aus Young und Goldsmith konnten entbehrt werden. Lord Byron (S. 607 — 681) Sparsame Notizen über sein Leben; in den aus seinen Werken angeführten Stellen vermißt man ungern die herrlichen Stanzen am Rhein, der Brenta, des Elitumnus in Childe Harald u. A. Die Ansichten der englischen Kritiker über L. Byron mußten berichtigt und der Leser auf einen Standpunkt gestellt werden, von dem aus ihm Byron als Mensch und Dichter in seiner wahren Gestalt erscheint. Hr. J. läßt alles im Allgemeinen verschwimmen. Die zwey lezten Briefe, so wie der Anhang machen uns mit weniger bedeutenden Dichtern und deren Erzeugnissen bekannt. Ihre Namen sind: Burns, Milman, Mrs. Heman, Bowdler, Mrs. Porden, Brown, Mellish, Croker, Tayne, Bartlett, Cornwall (ein blutarmer Bauernknecht) Clare, Bush und Turner.

Der Blumenlese aus den Werken aller dieser Dichter sind metrische Uebersetzungen von Stork, Adrian, Arthur von Nordstern, Schmidt, und prosaische von dem Verf. angehängt: wegen lezterer bittet Hr. J. nicht ohne Grund um Nachsicht. wie folgende zwey Stellen beweisen: (S. 683.) „Die Blumen sprangen, **bubbend gedrückt zu werden, empor.**" (The flowers sprang wanton to be prest.) In Milman's schönem Gedicht „The Belvidere Apollo" heißt es (S. 686.): „die reiche Ueppigkeit seines Haars, in anmuthigen Locken **beschränkt**, muthwillt mit dem Winde." (The rich luxuriance of his hair, confin'd in graceful ringlets, wantons on the wind.) Das ganze Gedicht ist im Cotta'schen Kunstblatt (Juli 1820) metrisch übersezt. Auch die Uebersetzungen aus den englischen Journalen sind oft nachlässig. z. B. (S. 6.) die ausländischen Zierrathen sind nicht **dünn** aufgetragen, **um einen Schein zu gewähren.** (S. 13.) Seine äußern Sinne scheinen **delikater.** (S. 629). Byron ist durch **Acclamation** zu dem Thron poetischer Supremacie erhoben (worden).*) Rec. kann keinen losen Streich darin finden, daß sich Moore „Thomas Little sel." nannte. Das Edinburg Review nennt er zuweilen „den Edinburger": wenn wir „der Wiener „der Leipziger" sagten, so könnte man glauben, es sey von Handwerksburschen die Rede. Undeutsch klingt es: (S. 97) „Sollten die Kunstschätze Thorwaldson's von Livorno auf hier kommen." Tadelnswerth ist endlich das häufige Weglassen der Jahres- und Seitenzahlen der englischen Journale, aus welchen Hr. Jacobsen schöpfte, und der hohe Preis des Werkes, (15 fl. rh.) welcher verhindert, daß es allgemein verbreitet wird. Eine schöne Zugabe sind die Bildnisse von Byron, Moore, Montgomery, Wordsworth, Southey, Lady Morgan, Scott und Campbel.

D. A.

*) Die englischen Reminiscenzen-Jäger sind jezt bekanntlich darüber her, ihn herabzustoßen. Populacis aura! M.

Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortsetzung.)

Predigten. Neueste Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags Evangelien aus meinen — gehaltenen Predigten von Joh. Chph. Greiling, Sup. u. Oberpred. zu Aschersleben, 1ster Thl., enthaltend die christl. Feste des Jahrs. Magdeburg bey Heinrichshofen. 1821. VIII u. 319 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) In Beziehung auf die von dem Hrn. Sup. Gr. schon im J. 1798 — 1804 herausgegebenen neuen Materialien heißen diese die neuesten. Sie enthalten die Auszüge — aber nicht klappernde Skelette, sondern noch lebendige Leiber nur mit sparsamern rhetorischer Bekleidung — aus den von Hrn. Gr. vor seiner Gemeinde wirklich gehaltenen Predigten. Aus dem großen Vorrathe wählte er die schwerer zu bearbeitenden und ungewöhnlichern Hauptsätze aus. In 4 — 5 Bändchen soll

der ganze Jahrgang enthalten seyn. Dieser erste Band behandelt die Evangel. der christlichen Feste, welche in dem Königr. Preußen mit Ausschluß des Herzogth. Sachsen noch gefeyert werden, näml.: Neues Jahr, Charfreytag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Weihnachten. Als Anhang ist noch das Erntefest beygefügt. Ueber jedes Evang. werden 4 Auszüge und dann noch verschiedene Themata gegeben. Die Themata sind interessant, zum Theil neu, z. B. am Osterfeste: über den Einfluß des Glaubens an Unsterblichkeit auf die Freundschaft, am F. der Himmelf.: Vergleichung der 40 Tage, welche der Heiland vor seinem öffentl. Leben in der Wüste zubrachte, mit den 40 Tagen, die er nach seiner Auferstehung noch lebte; doch scheinen einige zu speciell für eine christl. Gemeinde, als am Weihnachtsf.: Jesus ein Muster edler Männlichkeit; andere dem Hauptgedanken des Festes nicht ganz angemessen, als am Osterf.: die dankbare Liebe am Grabe verdienter Menschen. Die Eintheilung ist logisch und die wichtigsten Momente des Hauptsatzes sind gut hervorgehoben. Die Ausführung ist praktisch, auf die Zeitumstände hinsehend und höchst freymüthig unter der Westphälischen Regierung. Die Darstellung nähert sich oft dem Dichterischen, singt aber auch zuweilen wieder zu dem Gemeinen herab. S. 54 liest man: „Der Mensch träte wieder in die Kinderschuhe zurück." — Evangelische Bilder, Predigten über epistolische und über freye Texte, gehalten von Joh. Geo. Heinr. Störig, zweytem Pred. an d. St. Joh. Kirche in Magdeburg. Magdeb. bey Heinrichshofen. 1821. X und 152 S. gr. 8. (14 gr.) Als ein von Gott Hochbegabter, im Glauben starker Verkündiger des Evangeliums tritt Hr. St., so viel Ref. bekannt ist zum ersten Male mit seinen Predigten vor dem ganzen deutschen Volke auf. Wie in seiner Kirche sich Tausende um ihn sammeln, das Wort des Lebens von ihm zu hören, so wird er auch Tausende finden, die durch seine gedruckten Vorträge ergriffen werden und ihr Leben in Christo suchen. Tiefer, religiös-christlicher Sinn, vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, eine gesunde Lehre, durch die Erfahrung bewährter Glaube, brennender Eifer, Andere zum wahren Leben zu führen, sind die Grundlagen dieser Predigten und werden durch die eigenthümliche, lebendige Darstellung des Hrn. St. stark hervorgehoben. In Ansehung der leztern dürfte Hr. St. am besten mit Harms zu vergleichen seyn, nur daß er mehrere Fehler des Leztern vermeidet. Es sind hier 7 Predigten mitgetheilt, der Themata sind: die Perle über Matth. XIII, 45, 46, die drey Berge (Moria, Sinai, Golgatha) über Gal. III, 15—22., Christus in uns über Eph. III, 14—21., die Rüstkammer Gottes, 1ste Abth., Gürtel, Panzer, Kriegesschuhe, zur Feyer des 18. Oktbr. über Eph. VI, 10—15., die Rüstkammer Gottes, 2te Abth., Schild, Helm, Schwert, am Reformf., über Eph. VI, 16, 17., die beste Schule, (die Kreuzschule) 5te und 4te Classe, über 1 Mos. XLV, 1—5. u. L, 18—20., dasselbe Thema, 3te, 2te u. 1ste Classe über Hebr. X, 37—39. Die 5 Classen in der Kreuzschule sind: Beten lernen, das Kreuz tragen, gern tragen, sich dessen freuen, Gott dafür danken. Um den Geist dieser Predigten bemerklich zu machen, mögen hier ein paar kurze Stellen stehen. S. 99. „Bilde sich Niemand ein, daß er den Christenglauben als „Aushängeschild gebrauchen dürfe, um mittelst desselben unberufenerweise Jedermann seine Frömmigkeit „kund zu thun, oder wohl gar schlechte Gesinnungen, ein „lasterhaftes Herz hinter frommklingenden Redensarten zu „verbergen; oder als Anlockeschild, um Proselyten zu „werben, oder um Unerfahrene für seine eigennützigen Absichten zu gewinnen." S. 116. „Euch Alle ermahne ich, „rüstet euch! Magdeburg! — wie Rom die Kanzley des „Teufels, so nannte man dich einst die Kanzley des lieben „Herrgotts. O daß du wieder diesen Ruhm der Frömmigkeit, des Streitens für Gottes Ehre erwürbest, und mit „dem Schwerte des Geistes statt des verwelkten einen frischen, heiligen Lorbeer erkämpftest! Daß alle deine Kirchen sich fülleten, wie dieser schöne Tempel; aber mit „wahren Christen, die das Gotteshaus nur als ein heiliges „Zeughaus betrachten, wo ein Jeglicher in heiliger Stunde „sich rüste, damit er, wenn das böse Stündlein kommt, „Alles wohlausrichten und das Feld behalten möge. Auf „denn, Kriegsgefährten! auf vom Schlafe! zu den Waffen! die Augenblicke sind kostbar. Unsere Stunden sind „gezählt. — Hört die Stimme des Herrn von oben her: „Sey getreu bis in den Tod ꝛc. Schauet auf! Hoch hält „er uns den Preis entgegen. Kämpfet und sieget! Es lohnt „der Mühe. Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht „und Zittern! Amen." Wachen mag aber auch Hr. St., daß seine Darstellungsweise nicht in Manier übergehe, daß er seine Vergleichungen nicht zu lang und feiner ausspinne, nicht in Wiederholungen falle und die Bibelsprüche zu sehr häufe. Nur selten kommen Ausdrücke vor, die der Kanzel nicht angemessen sind z. B. Dirigent, oder Stellen, in welchen sich die kurzen Glieder des Perioden reimen. — Repertorium für alle Amtsverrichtungen eines Predigers. Herausgegeben von Sam. Baur, Dekan und Prediger in Albeck ꝛc. bey Ulm. 2te verb. u. verm. Aufl. 2ter Bd. X u. 724 S. gr. 8. (2 Thlr.) 3ter Bd. XIV u. 746 S. gr. 8. (2 Thlr. 6 gr.) Halle bey Gebauer 1821. Auch unter dem Titel: Homiletisches Handbuch für Casualpredigten. Zum Gebrauch für Stadt- und Landprediger u. s. w. Die Einrichtung und der Werth dieses bogenreichen Handbuchs ist zu bekannt, als daß außer dem Daseyn einer neuen Auflage darüber etwas bemerkt werden dürfte. Zu wünschen ist jedoch sehr, daß die Zahl der Arbeiter in dem Weinberge des Herrn größer werde, welche solcher Unterstützung nicht bedürfen. — Amtsreden bey Taufen, Trau-

unzen und Beerdigungen, von Friedr. Aug. Herm. Weber, Pred. zu Werben in der Altmark. Berlin bey den Gebr. Gädicke, 1821 X u. 142 S. gr. 8. (14 gr.) Die Vorrede spricht davon, daß es noch nicht zur Entscheidung gebracht sey, ob bey den einzelnen Amtshandlungen des Geistlichen stehende Formulare oder freye Vorträge des Leztern den Vorzug verdienen. Dem Ref. scheint es aber durch die Theorie und die Erfahrung gewiß, daß bey den oft wiederkehrenden religiösen Handlungen, welche der Geistliche zu verrichten hat, besondere formulae solennes unumgänglich nöthig sind, und daß es dann von den Bedürfnissen der Anwesenden abhänge, ob ein stehendes Formular oder ein freyer Vortrag diese formulas solennes einleite und beschließe. Die Leser erhalten hier 10 Tauf-, 13 Trau- und 4 Begräbniß Reden. Der Fleiß und der gute Wille des Hrn. Verfs. ist in ihnen nicht zu verkennen; sie haben aber keinen Vorzug, den nicht auch jeder gewissenhafte Prediger seinen Casual-Reden zu geben wüßte. — Fromme Betrachtungen und Gebetbücher. Gottselige Betrachtungen über das Gebet, nebst gründlicher Erklärung des Gebets des Herrn oder heil. Vaterunsers u. s. w. Von J. G. E. Langsdorf, Grhzl. Bad. Oberhofger.-Vice-Kanzler. 1ster Thl. XII Inhaltsanzeige u. 168 S. 2ter Thl. VIII Inhaltsanzeige u. 168 S. gr. 8. Mannheim, bey Schwan u. Götz. 1821 (beyde Thle. 1 Thlr. 8 gr.) Der Hr. Vf. wurde durch ein schmerzliches körperliches Uebel genöthigt, sein Amt niederzulegen und beschäftigt sich in seiner Muße vorzüglich mit dem Lesen der h. Schrift. Er schrieb nieder, was dieselbe über das Gebet lehrt und gebietet, ordnete den gesammelten Stoff und knüpfte daran seine Betrachtungen. Der erste Theil enthält die allgemeinen Belehrungen über das Gebet, der zweyte über das Vaterunser. Ref. ist keine Schrift bekannt, in welcher dieser Gegenstand so faßlich und biblisch für das Volk in edlerem Sinne behandelt wäre. Jeder, der in ächtchristlicher Einfalt unterrichtet seyn will, wird volle Befriedigung hier finden. — Siona. Für Christenthumsfreunde aus den höheren und gebildeten Ständen von allen Confessionen. Von Geo. Conr. Horst, Grhzl. Hess. KR. 2 Thle. 2te verb. und verm. Aufl. Mainz b. Kupferberg 1821. Mit Kpf. XVI u. 561 S. gr. 8. (Beyde Thle. broch. 2 Thlr. 12 gr.) Der Stoff zu religiösen Betrachtungen und zur Erbauung, den die Siona darbietet, mußte allerdings vielen frommen Gemüthern willkommen seyn. Herr H. hat in dieser neuen Auflage theils einige Zusätze gemacht S. 11, 67, 68, 195 ꝛc., theils drey neue Betrachtungen über die Blumen in höherer Bedeutung hinzugefügt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Literatur.

(Beschluß.)

Ein D. Epifanio Estéban, Kap. im Genielorps, hat uns mit einem Lustspiel beglückt, El desembarco de los rusos en Motril, costa de Granada (die Landung der Russen in Motril), das in Granada zur Vorstellung gekommen ist, hier aber bald ein Trauerspiel veranlaßt hätte. Unser Theaterdirektor, der es qua solcher etwas mit der Poesie hält, fand dieß Ding zu jämmerlich, um es auf die Bretter zu bringen. Unsere Patrioten, die es qua solche mehr mit Anregung von Leidenschaften halten, nahmen dieß übel, und stürmten Abends ins Theater und begehrten patriotische Stücke. Der Direktor hat sich zu rechtfertigen gesucht; bey den Vernünftigern bedurfte er keiner, bey den andern dürfte es ihm auch nicht gelungen haben. — Poesias de D. Eugenio Tapia. Der Verfasser, Direktor der National-Buchdruckerey und Mitglied der Kortes, ist der Licentiat Eisenkopf (Machuca), von dessen Satyren ich schon in einem frühern Berichte geredet habe. Er giebt hier eine neue Auflage derselben, mit einigen lyrischen Poesien und Bruchstücken aus einer Epopöie: Sevilla restaurada, vermehrt. Er macht unstreitig recht artige, angenehme Verse; ob er aber Dichter ist? — La Sociedad de los francos-masones sostenida contra las falsas preocupaciones por el solo aspecto de la verdad; obra dedicada á las gentes juiciosas por el amante de la orden F. B. L. T. R., und Discurso masonico über die Fortschritte, welche die Maurerey in Spanien gemacht hat.

Außer den Zeitungskabineten, welche seit Kurzem in mehrern Straßen angelegt worden sind und wenn man die hiesigen Tagblätter liest, hat ein Franzos ein neues Lesekabinet eröffnet, worin man außer den hiesigen auch die vorzüglichsten französischen Zeitungen findet. Das Abonnement ist mit ziemlicher Billigkeit auf 1 Piaster für den Monat festgesezt. Es soll damit auch eine Leihbibliothek verbunden werden, wozu bereits der Anfang gemacht ist. Die Franzosen versorgen uns mit Instituten aller Art, ja in der Straße del Carmen parodirt bereits ein Museo de modas, eine Werkstätte, wo ein Franzos Kleider macht und ausbessert. Sogar Institute einer andern Art, die hier bisher wegen der Strenge der Polizey unbekannt gewesen, sollen die Franzosen bereits etablirt haben.

Von unsern Zeitschriften ist das Echo de l'Europe des Hrn. Bonquet-Deschamp nach einer kurzen Lebensperiode von 7 Wochen wieder mit Tod abgegangen, vielleicht von Niemanden betrauert als dem Herausgeber desselben. Das Echo hat hier vergebens nach Abnehmern gerufen, wie weiland nach dem schönen Narcissus. — Dem Echo folgte der Constitucional, der in der lezten Zeit als Nachtvogel (Abendzeitung) noch einige Wochen herumflatterte, bis er endlich gänzlich verschwand. Einer der Herausgeber desselben, Meria, läßt sich jezt auf der Tribune der Fontana hören. — Der Universal, der unter dem vorigen Ministerium eine Periode des Glanzes hatte, scheint sehr in Abnahme zu gerathen.

Nro. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. August 1821.

In eures Vaters Gruft werft ihn hinab
Den alten Haß der frühen Kinderzeit!
Der schönen Liebe sey das neue Leben,
Der Eintracht, der Versöhnung sey's geweiht.

Schiller.

Familienzwist.

(Fortsetzung.)

Frank war sich, so unbekannt und unerkannt durch die ihm fremd gewordenen Straßen streifend, wo ihm sonst Hunderte als Bekannte oder Gespielen begrüßt, wie ein wandelndes Gespenst vorgekommen, und stand versunken in schmerzliche Gefühle, den fernen, trotz des Mittagslichtes auf finsterm Himmel zitternden Blitz als seinen einzigen alten Bekannten in dieser Fremde begrüßend am Fenster seines Zimmers, als ihn der Ruf zum Mittagstisch seiner Wirthinn aus seinen Träumen erweckte. Er fand, Wilmers ausgeschlossen, alle Kinder seines Freundes versammelt — zu Aller Erstaunen und der Mutter Mißmuth, fehlte der Hauptmann, der ziemlich früh ganz allein weggeritten war; allein der Mißmuth ging in Wehmuth über, wie sich Frank neben sie niederließ. Hätte mein Mann seinen Heinrich unter seinen Kindern gesehen! rief sie innig. — Er sieht mich hier unter ihnen — erwiederte Frank gerührt — fühl' ich mich doch zum erstenmal wieder unter den Meinen. — Aber Sie haben eine Tochter, Sie bekommen Enkel, sagten Sie mir? — Ich lebe in Feindschaft mit meiner Tochter, mein Haus ist einsam, antwortete er schneidend, und blickte in den Kreis der Jüngern umher. — Unter diesen fühlten einige ein Grausen, wie sie mit so dürren Worten sagen hörten, was seit einiger Zeit nur zu einheimisch in ihren Herzen geworden war. Junge Leute, nahm Frank nach einer Pause wieder das Wort, wenn meine Tochter einst ihre Kinder um sich versammelt, darf sie meinen Schatten nicht zu sich beschwören, denn sie muß fürchten, daß er mit Vorwurf unter ihnen aufträte. O hütet euch vor dem Moment eures Lebens, wo der Anblick eures Vaters — würde Sterblichen der Anblick Verklärter vergönnt, — euch an Schuld mahnte! — Die Gewitterwolken hatten sich tiefer gesenkt, durch die rothen Vorhangs-Draperien fiel nur spärliches Licht auf die, von den Fenstern entfernten Gruppe der erbleichenden jungen Leute. Alles schwieg. „Doch hier fehlen ja außer dem Hauptmanne noch Kinder, fing Frank jezt wieder an, nachdem er abermals nachsinnend mit ernstem Auge den Kreis überblickt hatte. Mariens Kinder müssen ja schon erwachsen seyn, und welches ist sie und ihr Gatte?" — Die Matrone zögerte, die Kinder schlugen alle den Blick zur Erde. — Mariens Familie fehlt freylich unter uns, sagte endlich bang und schmerzvoll die Mutter. Wie, heute? Bey der Rückkehrfeyer des Bruders? Ist denn Kirchdorf zu weit? Ist Marie denn krank? Verdient denn Wilmer nicht unter Konrads Kindern des Bruders Rückkehr zu feyern? — Der Mutter brach das Herz bey dieser Steigerung von Bedeutung in des alten Freundes Fragen, die er bey der bangen Stille aller Gegenwärtigen mit zunehmender Heftigkeit und angestrengter Bemühung, gefaßt zu bleiben, aussprach. Ist Wilmer nicht werth unter euch zu seyn, rief sie endlich von ihren Gefühlen begeistert, den aufgeschreckten Kindern zu? Wenn eures Vaters milder Geist sich uns sichtbar zeigte und uns fragte: wo ist meine Marie mit dem würdigen Gatten? — Hier sind

sie, meine Mutter, hier sind wir! riefen ein paar Stimmen, und Marie und Wilmer schlossen die Mutter in ihre Arme. Die Geschwister waren einen Augenblick, weil zu gleicher Zeit ein mächtiger Donner von blendenden Blitz begleitet herab rollte, von so einer mächtigen Empfindung ergriffen, daß die Frauen, in den Armen ihrer Männer ihr Antlitz an deren Busen verbergend, Schutz suchten, und den Hauptmann gar nicht gewahr wurden, der, Mariens jüngstes Mädchen auf dem Arm, die beyden ältesten zur Seite, nach Wilmers ins Zimmer getreten war und nun die Zeit abwarteten, der Mutter Liebkosungen zu theilen. Sie verweilte nicht — die Mutter ahnete die liebe Gegenwart der Enkel, sie begriff des Hauptmanns Antheil an der Sache, sie sprach auch Frank nicht frey davon, und blickte, von ihren Kindern umfangen, schon nach den Kindern hin. Indeß diese nun an ihr hingen, ging der Hauptmann auf Frank zu, schüttelte ihm kräftig die Hand, und sagte humoristisch oder inspirirt: meines Vaters Zwillingsbruder! Kommen Sie daher, helfen Sie und unsers Verklärten Geist, der gewiß hier auf uns schaut, wie er mich auf dem Schlachtfelde umschwebte, helft ihr Zwillingsbrüder wie euere Sterne den irrenden Schiffer, diese Männer auf rechten Weg bringen. Brüder, Schwäger, rief er nun und führte Wilmer einen Schritt auf die zögernd Nahenden zu, ich würde ohne den herzlichsten Umgang mit diesem meinen Waffenbruder nicht froh unter euch leben, deßhalb habe ich ihn vermocht, das Fest meiner Rückkehr mit uns zu feyern, und wahrlich, ich lese in euern Augen, daß es nun erst ein Fest für uns Alle zu seyn beginnt.

Seit des Hauptmanns Ankunft hatten die Geschwister sich das Mißbehagen, das ihnen ihre Entzweyung mit Marie und ihrem Gatten erregte, nicht länger verschwiegen. Dieser durch den Krieg zur Selbstständigkeit, und durch die in ihn so mannigfach herbeygeführten Ansichten des Lebens zur Klarheit gebildete junge Mann, hatte bey seiner Rückkehr ins Vaterhaus mit Unwillen den Zwiespalt unter seinen Geschwistern erfahren. Mit Erröthen nahm er wahr, daß seine eigenen unreifen Ansichten, die er vor mehreren Jahren bey seiner lezten Anwesenheit geäußert, dazu beygetragen hatte, Wilmer seinen Geschwistern in einem falschen Gesichtspunkte zu zeigen. Die schöne Waffenthat, wodurch dieser seine Umgegend vor Mißhandlung des flüchtigen Feindes geschüzt, brachte ihn diesem Schwager vorzugsweise näher, er beschloß ihn zu versöhnen, und dem Entschluß folgte die That. Gleich den Tag nach seiner Ankunft, während Frank in die Stadt fuhr, ritt er nach Kirchdorf hinaus; die Freude war gegenseitig, war unaussprechlich! Sie begeisterte Wilmers Verstandes-Ansicht, so daß er die Ueberzeugung gewann, im Bunde mit diesem graden, herzlichen Menschen seiner Marie Geschwister zuerst die Hand bieten zu dürfen, und fortan alle ihre Schwächen zu verzeihen. Nach einigen beseitigten Hindernissen gelang es dem Hauptmann, die ganze Familie, trotz des heranziehenden Gewitters, in die Stadt zu entführen. Dort hatte ihm indeß das Mutterherz in die Hand gearbeitet. Beate hatte den Kindern während Franks Morgenwanderung die nie gegen sie erwähnte Geschichte von dessen Jugend erzählt; sie hatte mit Wehmuth von dem Jammer gesprochen, dessen Zeuginn sie an des alten Franks Sterbebette gewesen war, und nicht ohne Bedeutung hatte sie gesagt: O meine Kinder, aller Jammer der Erde ist nichtig, gegen die Thränen, die Eltern über das Unrecht ihrer Kinder vergießen! — Und mit gedämpfter Stimme sezte sie hinzu: und kein Unrecht muß so nagende Reue nach sich ziehen, wie das Unrecht, was Kinder an ihren Eltern thun, weil das Altersverhältniß sie so oft am Ersatze verhindert. Es gleicht ja fast dem Selbstmord, dem einzigen Verbrechen bey dem der Mensch zum Bereuen keine Zeit hat. —

(Der Beschluß folgt.)

Etwas über England.

(Fortsetzung der Auszüge aus dem Tagebuch des Amerikaners Jonathan Kentucky. M. s. Nro. 152.)

Die Frage über die Nothwendigkeit der Leibesstrafen ist schon öfter in Anregung gebracht worden. Es giebt viele, die aus der zusammengesezten Natur unsers Wesens urtheilend, behaupten, daß während der Mensch unterrichtet, auch etwas vom Thier da sey, das bestraft werden müsse. Dieß ist gewiß eine falsche Ansicht der Sache, denn wir finden, daß die wildesten und unbezähmbarsten Thiere nicht durch Schläge und Gewalt, sondern durch eine geduldige Beharrlichkeit und die milden Künste der Ueberredung gezähmt und unterrichtet werden. Ich kann also nicht glauben, daß der Mensch so ungelehrig seyn sollte, als daß ihn nur die Furcht vor der Peitsche in Ordnung zu erhalten vermögte. Dem sey aber wie ihm wolle, so können doch die wärmsten Anhänger der Ruthe kaum läugnen, daß dieses Marterinstrument auf die frühe Kindheit beschränkt werden sollte, wo keine bessere Gründe verständlich sind, oder, wenn ja in einem spätern Alter, daß sie nur zur Ahndung solcher schweren Vergehungen gebraucht werden sollte, welche eine entehrende Strafe verdienen. . . . In England aber beschränkt man die Ruthe nicht blos auf Fälle dieser Art. Sie ist das regelmäßige, orthodoxe, unwandelbare Strafwerkzeug; und ganze Schulen, von der höchsten bis zur niedrigsten Klasse, werden täglich und stündlich entblößet und zu Dutzenden mit Ruthen gestrichen. Ja es ist gewiß so, daß kein Verdienst gänzlich von dieser Strafe befreyen kann, daß, wie man mich versichert, Birkenruthen einen regelmäßigen Gegenstand in der jährlichen Rechnung für jeden Knaben, welcher zu Eton erzogen wird, bilden. — Die Beharrlichkeit in diesem Prügelsystem hat in manchen Fällen traurige Folgen gehabt. Es ist noch nicht lange her, daß ein Jüngling von der höchsten Klasse

in der Westminsterschule sich durch einen Schnitt in den Hals zu ermorden suchte, aus Schaam einer so entehrenden Strafe unterworfen worden zu seyn. Der Selbstmord gelang ihm zwar nicht, indessen war es doch genug, um zu zeigen, welch eine Wirkung diese Strafe auf das Gemüth des Unglücklichen hatte. Seitdem hat sich in diesem Gymnasium noch ein traurigerer Fall ereignet (ein Jüngling tödtete sich nämlich durch einen Sturz aus dem Fenster); ob man gleich mit derselben Gewißheit weiß, daß er von derselben Ursache erzeugt worden. Nichts zeigt die Schwierigkeit lange Gewohnheiten abzustellen in einem stärkern Lichte, als die Fortdauer eines solchen scholastischen Systems bis auf den heutigen Tag. Schon unter der Regierung Karls II. ergießt sich der beredsame South in einer Schulpredigt, welche er in der Westminster-Abtey vor dem König hielt, in einen Strom des bittersten Tadels gegen diesen Gegenstand. Nachdem er den Fall aufgestellt, daß es Naturen geben möge, bey welchen Strenge unentbehrlich seyn dürfte, fährt er fort: „Um dieß aber mit Rücksicht und zum Vortheil dessen zu thun, welcher so unglücklich ist, um derselben zu bedürfen, erfordert, meiner Meinung nach, eine größere Geschicklichkeit, Erfahrung und Urtheilskraft, als man im Allgemeinen glaubt, und als, ohne Zweifel, die meisten Schulmeister besitzen — ich meine jene Plagosi Oribili, jene Henker der Jugend vielmehr, als ihre Lehrer; Leute, die besser dazu geeignet sind, von dem Kutschbock herab um sich zu schlagen, oder Knaben vor oder vielmehr auf einem Spartanischen Altar zu peitschen, als zu christlichen Schullehrern. Ich möchte diesen pädagogischen Jehus denselben Rath geben, welchen der Dichter den Phöbus seinem Sohne Phäeton geben läßt: parcere stimulis. Prügel und Schläge sind das lezte und niedrigste Hülfsmittel, und kaum je für irgend jemand geeignet, als für die, welche ihr Gehirn im Rücken haben, und deren Seelen so trübe und dumm sind, daß sie zu nichts Anderm dienen können, als ihre Körper vor'm Verfaulen zu bewahren. — Man lasse die Strafe des Körpers nie von der Art seyn, daß sie eine Wunde zurücklasse, welche in der Seele eitere und um sich fresse; das heißt, man setze Kinder, welche die Natur selbst durch ein angebornes stolzes Gefühl des Wetteifers aufrecht halten würde, nicht dem Hohn und der Verachtung ihrer Gespielen und Miteiferer aus. Denn dieß heißt sie statt mit Ruthen, mit Skorpionen geißeln; und ist der geradeste Weg, sie dumm und trübsinnig, und gegen sich selbst und alles Gute gleichgültig zu machen, und muß überdieß einen innern Schmerz zurücklassen, der sich nie gutmachen läßt." Und doch ist die Macht der Gewohnheit so groß, daß in einer großen Gesellschaft, wo dieser Gegenstand neulich zur Sprache gebracht wurde, ich kaum einen einzigen Menschen finden konnte, der an dem Unwillen Theil nahm, den ich darüber an den Tag legte; im Gegentheil, das Streichen mit Ruthen (flogging) schien ihnen eine ganz lustige Sache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, den 7. Juli.

Unser Landtag ist beendigt. Am 17. Juni war der feyerliche Akt am Throne des Königs, welchen man den Landtagsabschied nennt. Wir hoffen, daß die Resultate der Verhandlungen bald bekannt gemacht werden sollen. Es ist von allen Seiten viel Fleiß und Ernst angewendet worden, und um so erfreulicher müßte es seyn, das Nähere darüber in Druckschriften vorgelegt zu bekommen.

Die Anstalt des hiesigen Apothekers Doktor Struve, eines der vorzüglichsten Chemiker, welche sich mit Nachahmung des Karlsbader Sprudels, Neubrunnens und andrer Mineralwässer beschäftigt, ist zu einer solchen Vollendung gediehen, daß nach dem Urtheile aller Sachverständigen diese künstlichen Fabrikate alle Eigenschaften der natürlichen Heilwässer vereinigen und auch gleiche Wirkung hervorbringen. In seinem Garten sind bey dem Andrang von Hunderten, welche von dieser Anstalt Gebrauch machen wollen, viele Erweiterungen geschehen, es ist ein bedeckter Gang angelegt, die Fabrikation der Wasser selbst sehr ins Große getrieben, kurz alles so eingerichtet worden, daß mehr als zweyhundert Personen jezt auf einmal und mit der größten Bequemlichkeit dort ihren Brunnen trinken können. Zugleich ward ihm von der höchsten Behörde für Sachsen ein Privilegium auf zehn Jahre für Anlegung ähnlicher Institute in andern Landstädten ertheilt, jedoch mit der Beschränkung, wenn nicht neuere Entdeckungen die Vollkommenheit der Fabrikation noch steigerten, welches jedoch bey der Trefflichkeit dieser Einrichtung wohl unmöglich seyn dürfte. Man spricht daher jezt davon, daß Dr. Struve auch in Leipzig und Chemnitz ähnliche Unternehmungen begründen werde, welche sichtbar von dem heilsamsten Erfolge für alle Theilnehmenden sind, und sich schon in der Abendzeitung einer nähern technischen Beurtheilung des gelehrten Lampadius in Freyberg erfreut haben.

Den 28. Juni starb hier der Hofprediger Jakobi, als Genealoge rühmlichst bekannt. Seine Schriften in diesem Fache zeichnen ihn als einen Mann von dem größten Fleiß und seltenem Forschertalente aus. Er soll treffliche Sammlungen in Bezug auf Genealogie und Heraldik hinterlassen, denen wohl der Ankauf für eine öffentliche Bibliothek zu gönnen wäre. Noch immer ist die Stelle eines hiesigen Superintendenten unbesezt, und mit desto größerem Vertrauen und Hoffnungen sieht man bey so langer Zögerung der neuen Wahl entgegen, welche nun, da der verdienstvolle Konsistorial-Präsident Freyherr von Globig seine neue Stelle angetreten hat, und in seiner Antrittsrede den edelsten Sinn aussprach, gewiß bald und zu allgemeiner Zufriedenheit erfolgen wird.

Wir haben hier mancherley Sehenswürdigkeiten im vorigen Monate gehabt. Am schauderhaftesten sahen auf den Anschlagezetteln die beyden Amphibien, das Krokodil und der Alligator aus, welche Mohren im Rachen zerknirschten, wenn man aber die beyden, anderthalb Ellen langen, trägen, halbtodten Thiere in der Nähe sah, so ging das Grausen in Aergerniß über. Selbst für den Naturforscher war geringe Ausbeute dabey. Mehr Spaß gewährten die abgerichteten Hunde und Affen, welche allerhand artige Sachen zum Besten gaben, aber nicht selten, trotz der stattlichen Kleidung, ihres thierischen Instinkts sich nicht erwehren konnten. Die Panoramen, welche ein gewisser Ortz sehen ließ, waren unbedeutend.

Von neuen Stücken sahen wir blos ein Paar Kleinigkeiten, nämlich das Posthaus in Treuenbrietzen, eine alte Kotzebue'sche, und Es spukt, eine nicht viel jüngere Weissenthurn'sche Posse. In lezterm unterhielt uns noch Hr. Unzelmann als Jakob, dem erstern aber konnten wir vollends keinen Geschmack abgewinnen.

Dafür gewährten uns einige Gastrollen reichern Genuß. Wir rechnen dahin besonders Hrn. Löwe's aus Prag Darstellung des Jaromir in der Ahnfrau. Wenn auch hie und da in seinem Spiele etwas Manier vorwaltete, so war doch vieles andre so trefflich, wahr und gediegen. Stimme, Gestalt und Gesicht standen in so schönem Einklange, und eine verständige und verständliche Deklamation machte jedes Wort dem Ohre so angenehm und dem Geiste so faßlich, daß ich mit Freuden in den allgemeinen Jubel einstimmte, der ihn lautschallend herausrief. Leider erfreute er uns nur Einmal durch sein Spiel. Vergessen wollen wir dabey jedoch auch nicht der herrlichen Leistung von Mad. Schirmer als Bertha, welche uns dadurch um so mehr es vermissen ließ, daß wir sie in diesem Monate fast gar nicht auf der Bühne sahen; auch Mad. Reinhold aus Hamburg zeigte in drey Gastdarstellungen ein sehr schätzenswerthes Talent, und ward als Victorin in Waise und Mörder gerufen. Wenn sie nur den Schutzgeist nicht gespielt hätte! Solche Rollen liegen durchaus nicht in ihrer Persönlichkeit und dem etwas grellern Ton der Stimme, dagegen gelingen ihr muntre Rollen, naive Partheien, selbst fein schelmische, auf eine Art, wie wenige Künstlerinnen nur mit ihr werden wetteifern können, und wir hätten wohl gewünscht, sie in Maske für Maske oder Cäsaren auftreten zu sehen. — Eine recht wackere Vorstellung, welche überdieß wegen plötzlicher Krankheit improvisirt werden mußte, war auch Fluch und Segen, wo Hr. Werdy und Mad. Hartwig sich ungemein auszeichneten.

Bey der italienischen Oper war il Principe di Taranto, der Fürst von Tarant, neu einstudirt. Warum wollen, wie wir bey der Leonore und Camilla schon gesehen haben, doch nur die Paerschen Kompositionen nicht mehr recht ansprechen? Das Lebensprinzip ist jezt in allen Dingen gesteigert, fast verflüchtigt möchte ich sagen, und die breite Basis, auf welcher diese Musik ruht, macht sie zwar solid, aber verflacht sie doch oft zu sehr. Die Anstrengungen der Singenden waren lobenswerth. Dieß fand besonders auch in einer Vorstellung der Pretendenti delusi von Mosca statt, wo Mad. Sandrini mit solchem Feuer spielte und sang, und so ergözte, daß sie mit freudigem Beyfalle gerufen ward. Auch die Gazza ladra machte wieder einmal ihren Ausflug, und erfreute sich, — mögen die strengen Richter auch schmälen wie sie wollen — einer gesteigerten Theilnahme.

— — n.

Paris, den 27. Juli.

Traurige Beweise des Versuches der Verfinsterung und des Zurückschreitens des menschlichen Geistes werden wir hier gewahr, und wenn nicht glücklicherweise stets unvorgesehene Begebenheiten die Plane der Obskurantenpartey vereitelten oder wenigstens in Stocken brächten, so würden wir mit schnellen Schritten wieder zum sechszehnten Jahrhunderte zurückgeführt werden. Zu diesen Obskuranten gehört ein gewisser Abbé Eliçagaray, einer der General-Inspektoren des öffentlichen Unterrichts. Solcher Inspektoren, die ein beträchtliches Gehalt beziehen, gibt es ungefähr ein Dutzend. Sie haben zur Pflicht, einige Monate des Jahres in den Provinzen herum zu reisen, und den Zustand des Lehramtes in den königlichen Kollegien zu untersuchen. Diese amtsmäßigen Besuche pflegen ohne vieles Geräusch vor sich zu gehen. Allein der Abbé Eliçagaray hat dieses Jahr Aufsehen erregen wollen, welches ihm denn auch weit über seine Erwartung gelungen ist. Ob er den geheimen Auftrag hatte, sich dießmal auf eine besondere Weise zu benehmen, oder ob er aus eignem Antriebe sich hat auszeichnen wollen, kann ich nicht entscheiden; genug, der Hr. Abbé hat sich durch seine Amtsreise die Wichtigkeit eines Staatsministers gegeben. In dem königlichen Kollegium zu Marseille hat er damit angefangen, an die Jugend eine Anrede zu halten, die einen politischen Zweck hatte. Er sagte ihr, der König von Frankreich verlange eben so wenig als der Kaiser von Oesterreich gelehrte Leute; Naturwissenschaft, Mathematik, Chemie seyen eitle Wissenschaften in Vergleich der monarchischen und katholischen Grundsätze, welche die Hauptsache wären. Dieß und noch viel mehr trug er auf eine so barocke Art vor, daß die ganze Rede beynahe wie eine Ironie lautete, ob schon der Abbé es sehr ernstlich meinte, und es sich äußerst angelegen seyn ließ, der Jugend die Liebe zu der uneingeschränkten Regierungsart einzuflößen. Von der konstitutionellen Verfassung und der königlichen Charte, worauf sie gegründet ist, sagte der Hr. General-Inspektor kein Wort, wie dann überhaupt kein Geistlicher in Frankreich je das Wort Konstitution oder königliche Charte über seine Lippen kommen läßt. Für die Liberalen kam die ungeschickte Rede des Abbés, welche in einem öffentlichen Blatte zu Marseille erschien, so erwünscht, daß sie dieselbe sogleich in Paris wieder abdrucken ließen, und in ganz Frankreich verschickten, damit man überall ersehen könne, welche die Absichten derjenigen seyen, die sich des Aufklärungs- und Erziehungswesens in diesem Reiche bemächtigt haben. Unterdessen hatte der monarchische Abbé seinen Zug fortgesezt, und war zu Montpellier angelangt. Zu Marseille hatte er es blos mit Knaben zu thun gehabt; zu Montpellier aber hatte er die medizinische Akademie vor sich, die eigentlich nicht einmal in seine Revier gehörte; denn ich zweifle, ob der Abbé je einer medizinischen Vorlesung beygewohnt hat. Mit seinem unermüdlichen Eifer für die Ultrasache hatte sich Eliçagaray kaum von seiner Reise erholt, als er auch schon bereit war, eine zweyte monarchische Predigt zu halten; vielleicht war es dieselbe, die er schon zu Marseille gehalten hatte; wenigstens trug er sie in eben dem dogmatischen Tone vor, als ob er noch mit Kindern, nicht aber mit erwachsenen Jünglingen spräche. Um die Ankunft des General-Inspektors recht zu feyern, hatten die Professoren an der Akademie eine öffentliche Inaugural-Disputation veranstaltet, bey welcher der Hr. Abbé, obschon er nichts von der Arzneykunde verstand, den Vorsiz führen sollte. Dieß war dem reisenden Inspektor ganz nach Wunsche. Er ließ sich in den Präsidentensessel schieben, und eröffnete die Sitzung mit der einstudierten Predigt. Die Jünglinge, welche meinten, man habe keinen Beruf, ihnen, als der Arzneykundebeflissenen die Lehre des unbedingten Gehorsams und der uneingeschränkten Unterwürfigkeit einzuprägen, fingen an zu murmeln, und als die Predigt zu lange dauerte, ließen sich sogar einige Pfeifchen hören. Der Hr. Abbé, welcher, wie es scheint, an solche Auftritte gewohnt ist, ließ sich dadurch keineswegs außer Fassung bringen, und begann die unterbrochene Stelle von neuem, wurde aber auch wieder von einem ähnlichen starken Luftzuge unterbrochen. Nun begann der Hr. Abbé zum drittenmale.

(Die Fortsezung folgt.)

Charade.

Die erste Sylbe höret
Nicht gern, wer sehnlich hofft,
Doch das Geschüz zerstöret
Die zweyte Sylbe oft,
Das Ganze ist die zweyte.
Von seinem hohen Stand
Beherrschet es das Weite,
Und sichert so das Land.

F. v. Ma[illegible].

Auflösung des Räthsels in Nro. 126.
Zeitschrift.

Nro. 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. August 1821.

Bessere die Bösen und bringe sie zurecht, so du kannst; wo nicht, so bedenke, daß dir um ihrentwillen Sanftmuth und Leutseligkeit gegeben ist.

Mark Aurel.

Skizzen aus dem lezten französisch-spanischen Kriege.

(Fortsezung.)

3.

Unter beständigen kleinen Gefechten waren wir bis in die Gegend von Pampelona vorgerückt. Der hoch in Ehren gehaltenen Bastei, an welcher der heilige Ignaz Lopola, ehe er noch sein Gelübde that, in seinem ersten und lezten Feldzuge, am Fuße verwundet, sein Blut vergossen haben soll, und in deren Nähe späterhin mancher einzelne Franzose, als Opfer des blinden Wahns, unter dem Schleyer der Nacht meuchlings gemordet wurde, zum Trotz rückten wir ohne große Schwierigkeiten in die Stadt. Die Soldaten konnten sich militärisch einquartiren, hatten jedoch die schärfsten Befehle, vor der Hand in den Quartieren nichts als Brot und Wein zu verlangen, und sich aller Unordnungen und Gewaltthätigkeiten gegen ihre Wirthe auf das gewissenhafteste zu enthalten. Faßt alle Offiziere waren in den Straßen, und auf den Plätzen zur Erhaltung der Ordnung vertheilt, indessen die Generale und Obristen in Rücksprache mit den Behörden das Nöthige für die weitere Verpflegung der Truppen, und die Austheilung der erforderlichen Rationen besorgten.

Nach ein paar Stunden meldete plötzlich ein Marechal des Logis (Unterwachtmeister) dem Obristen unsers Regiments, daß zwölf bey einem Geistlichen in der Vorstadt stehende Pferde, nachdem sie aus dem in seinem Hofe befindlichen Brunnen getränkt worden waren, sich in Kurzem unter heftigen Convulsionen zu Boden geworfen hätten, und in Zeit von einer Viertelstunde todt liegen geblieben wären.

Einige Offiziere wurden beordert, den Vorfall genauer zu untersuchen; der Veterinaire (Thierarzt) des Regiments fand schon bey der ersten Section augenscheinliche Spuren der Vergiftung.

Ein Hund, dem man aus dem nämlichen Brunnen geschöpftes Wasser darreichte, endete in Zeit von zehn Minuten unter schrecklichen Verzuckungen, und bestätigte den schrecklichen Verdacht.

Welch ein Glück, daß die Soldaten — da sie, wohl zu merken, Wein im Ueberflusse gefunden hatten! — für dießmal trotz der drückenden Hitze dem Grundsatze des burschikosen Liedchens: absit ab humano gutture potus aquae treu verblieben waren, welch ein glücklicher Zufall, daß die Vertheilung der Fleischportionen sich verspätigt hatte; denn sonst hätten, wie es der heimtückische Giftmischer wohl berechnet haben mochte, zwölf Menschen das Schicksal der armen Thiere getheilt.

Die Stadt musste, mit der Weisung, sich an das Vermögen des Cura zu halten, zwölf brauchbare Pferde liefern.

Den Cura selbst ließ der (sonst so milde) General Lasalle — dießmal war das Urtheil weniger gerecht, denn der Delinquent blieb beharrlich bey dem Abläugnen der ihm angeschuldigten That — an den Brunnen aufhängen, und den leztern verschütten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über England.

(Fortsetzung der Auszüge aus dem Tagebuch des Amerikaners Jonathan Kentucky.)

Es ist ganz erbaulich, wenn man die Engländer, nachdem man ihre eigenen Gebräuche gesehen hat, über die Verkehrtheiten anderer Völker spotten hört, und sieht, wie sie sich als die Führer und Aufklärer der Christenheit ausgeben. In der That giebt es kein Land, wo die Verbesserung langsamere Fortschritte gegen den hartnäckigen Widerstand der Unwissenheit und des Vorurtheils macht. Trotz des Beyspiels anderer Völker, scheinen sie bis auf diesen Augenblick noch nicht überzeugt zu seyn, daß sich die Mannszucht eines Heeres, ohne die lebendige Schinderey eines Theils der Soldaten, zur Ermunterung der Uebrigen, erhalten läßt. Erst vor Kurzem haben sie sich entschließen können, das Gesetz abzuschaffen, welches (horresco referens!) Weiber nackend dem öffentlichen Peitschen unterwarf. Die Fortschritte, die sie wirklich in der Bildung und Verbesserung gemacht haben, haben sie den beharrlichen Anstrengungen unternehmender Einzelnen zu verdanken, welche ihren Zweck mit unvermindertem Eifer durch alle Schwierigkeiten hindurch verfolgt haben. Aber wie oft sind die wohlwollenden Absichten solcher Männer zerstört worden! Herr Grattan opferte die spätere Hälfte seines Lebens auf, um die Befreyung der Katholiken von dem Druck der Gesetze, deren gleichen in Intoleranz sich in keinem andern Europäischen Gesetzbuch finden, — und er opferte sein Leben umsonst. Beynahe die einzige Verbesserung in den Kriminalgesetzen, die man Sir Samuel Romilly durchzuführen erlaubte, war die Veränderung in der Strafe gegen Hochverrath; und selbst dieser einzige Sieg kostete einen harten Kampf. Selbst im Unterhause fanden sich Menschen, die für die Beybehaltung des alten Gebrauchs sprachen und stimmten, obgleich die barbarische Schändlichkeit der Strafe (welche kaum jemand glauben könnte, der nicht die Staatsprozesse gelesen) von der Art ist, deren sich selbst eine Nation von Wilden zu schämen haben würde. Ja, am Ende noch, als man die Abänderung nicht mehr zu hindern vermochte, musste die Opposition eine Klausel hineinzuwerfen, die einen großen Theil der guten Absicht zerstörte. Herr Wilberforce genießt das seltene Glück, seine Bemühung gegen den Sklavenhandel in seiner Lebzeit gekrönt zu sehen; aber ehe die Engländer sich solche Bitterkeiten gegen uns erlauben, weil wir die Benutzung von Negersklaven dulden, — eine Sache die wir nicht zu vertheidigen, sondern blos dadurch zu entschuldigen suchen, daß res dura et regni novitas, — sollten sie sich des hartnäckigen Widerstandes, welcher in ihrem eigenen Parlamente gegen dessen Abschaffung in ihren Kolonien gemacht wurde, erinnern, so wie auch dessen, daß vor nicht langer Zeit noch dieser Sklavenhandel auf ihrer eigenen Insel statt fand. Damit dieß nicht vergessen werde, will ich nur eine der vielen ähnlichen Ankündigungen anführen, welche noch unter der Regierung Georg III. in den Zeitungen erschienen. — „Zu verkaufen. Eine gesunde Negerin von ungefähr 15 Jahren, spricht gut Englisch, versteht mit der Nadel zu arbeiten, wäscht gut, thut Hausarbeit und hat die Blattern gehabt. Publicirt Ledger, 31. Dezember 1761. —

April 23. Dieß war Ostermontag, und eine Gesellschaft von Feyertagfreunden lud mich ein, sie in einer Wasserfahrt nach Greenwich zu begleiten. Dieser Theil seiner Umgebung ist es, welcher London einen so großen Vorzug vor Paris giebt. Der majestätische Gang des Flusses, die feste Pracht der Brücken und der unübersehbare Wald von Masten, zwischen welche man hindurchfährt, füllen die Seele mit Begriffen von unbegrenztem Wohlstand und Macht. Ein Engländer, welcher einen Fremden mit Bewunderung für London erfüllen möchte, sollte ihn mit einem Boote von der Waterloobrücke zum Zollhaus führen, dessen großer Saal wahrlich prachtvoll ist. — Das Wetter war schön, und nichts konnte günstiger für die Belustigungen des Parks seyn. Die Bäume waren in ihrem frischesten Grün, das Gras sanft und trocken, kurz der Tag schien ganz dazu gemacht zu seyn, damit die Landmädchen nach altem Brauch sich den Hügel hinab wälzen könnten. Die Engländer zeigen sich aber in ihren Volksbelustigungen nicht zu ihrem Vortheil. Die, welche nicht betrunken waren, waren trübsinnig, und in der Lustigkeit der erstern war zu viel Rohheit und Brutalität. Die Aussicht vom Hügel bey Greenwich ist unvergleichlich. Sie erinnert mich an die Beschreibung des Berges in der heiligen Schrift, von wo aus der Teufel alle die Königreiche der Welt in einem Augenblick zeigte. — Nichts unterhielt mich mehr als den Kanzler des Schatzes mit einem andern Kabinetsminister Arm in Arm mitten im dichtesten Gedränge zu sehen. Ich dachte, welch ein Schrecken seine Gegenwart unter dem lustigen Völkchen verursacht haben würde, wenn er, als der „Herr, der alle die Steuern auflegt," erkannt worden wäre, aus Furcht, er sey auf einer Entdeckungsreise zur Deckung seines nächsten Budgets aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Familienzwist.

(Beschluß.)

Durch diese Erzählung vorbereitet, hatten Franks Reden die Gemüther noch mehr erschüttert. Wenn das Gefühl einem Irrthum widerstrebt, so gelingt es dem lebhaften Mißfallen Anderer am leichtesten, die Vernunft von ihm zu überzeugen. Wie Frank die Frage that: „verdient denn Wilmer nicht unter Konrads Kindern des Bruders Rückkehr zu feyern?" war mehr oder minder lebhaft in ei-

nes jeden Herzen ein bitterer Vorwurf über ihre Ungerechtigkeit laut geworden, so daß die Schwestern von Neue ergriffen bey Mariens Erscheinung, in dem Augenblick wo ihre Mutter in dem Namen ihrer Verklärten fragte: wo ist meine Marie mit dem würdigen Gatten? — das Natürliche nicht mehr von der Erscheinung zu unterscheiden vermochten.

Unter diesen Umständen konnte sich der Hauptmann nicht irren, wie er in der Seinigen Augen die Bereitwilligkeit zu lesen glaubte, jeden Zwiespalt in Vergessenheit zu begraben. Die Männer bekannten sich mit rechtlicher Offenherzigkeit das Bedürfniß ihrer Ehre und ihres Herzens: ihre Familienbande durch Einigkeit zu ihrem bürgerlichen Wohl, durch Liebe zu ihrem Lebensglück, zu befestigen; die Weiber umhalsten sich, weinten, gelobten, — waren unaussprechlich glücklich und fanden die Sprache zu arm für ihr Gefühl. Frank, der wenig aber kraftvoll und wirksam mit des Hauptmanns Brüdern und Schwägern gesprochen hatte, warf sein Auge plötzlich auf die Kinder, die ängstlich, erbizt, weinend, ohne recht zu begreifen was all diese Bewegung veranlaßte, aus den Armen der Großmutter in die der thränenreichen Tanten gezogen wurden — er schritt schnell auf sie zu, sammelte sie, und führte sie an der Hand in ein Nebengemach. Erstaunt sahen die Frauen ihm nach, besonnen folgte ihnen Wilmer und fragte besorgt was ihnen fehle? — Den Kindern fehlt nichts, sagte der Alte, die Jüngste auf seine Knie setzend, die beyden Aeltesten wie sie vor ihm standen leicht umfassend, den Kindern fehlt nichts, aber ihr konntet sie krank machen. Meine Lieben, wißt ihr warum eure Mutter, eure verehrte Großmutter alle so weinen, sich so freuen? — Freuen sie sich wirklich? fragte der Knabe in sehr bestimmtem Ton. — Gewiß freuen sie sich, denn sie haben liebe Kinder um sich. Eure Oheime und Tanten hatten einen Streit gehabt, heute versöhnten sie sich; — begreift wie furchtbar Zwietracht unter Geschwistern ist, wenn so fromme, wackere Menschen, wie euere Verwandten, sie so bitter bereuen, wenn ihre Versöhnung sie so unendlich entzückt. Allein ihr bleibt hier, bis sie sich beruhigt haben. Es geziemt der Ehrerbietung, die ihr euren Eltern schuldig seyd, nicht müßige Zuschauer ihrer Thränen zu seyn. — Bey diesen Worten ergriff er Wilmers Arm und lehnte die Thür des Gemachs zu, in dem er die Kinder zurückließ. Mein väterlicher Freund, sagte Wilmer, indem sie in das Gesellschaftszimmer zurückgingen, wie weise haben Sie mich und meine Kinder belehrt! — O mein Sohn, rief Frank stillstehend und sein Auge schmerzvoll zum Himmel hebend, ich bin der verarmte Goldmacher. Mein Gut liegt alles in der Asche, jezt bin ich wohl im Stande meinen Bruder Adepten zu sagen: das Rezept betrügt dich.

Es war nicht ganz wie ers vermeinte. Der Frieden, die Freude, die in seines verklärten Freundes Familie von da an heimisch ward, weil keines der verschieden denkenden Geschwister, seine Verschiedenheit mehr als Trophäe den andern vor Augen stellte, gaben dem Greis Glauben an die Möglichkeit seine Tochter wieder finden zu können; die Liebe war nie geschwächt gewesen, und so führte ihn die Hoffnung nach einem Jahre wieder dem neuen Welttheile zu. Er stieg in Neupork ans Land, nicht die heiße Sonne der Jahrszeit, nicht die Ermattung der langen Seereise hielt ihn ab, er eilte auf seines Schwiegersohns Güter. Guter Gott, habe Dank, daß du ihm seine Tochter lebend finden liessest! daß seine Tochter den Vater lebend wieder sah! .. Davaur, Dinas Gatte, war ein ernster Mann, mit allen Eigenschaften eines weisen Herrschers, sichern Freundes, eines erfreulichen Gesellschafters ausgerüstet. An seiner Seite war Dina nicht ohne manchen Widerstand, den Davaur nicht beachtete, nicht ohne manchen bittern Selbstvorwurf wegen ihres Betragens gegen ihren Vater, über welche er sie männlich tröstete, in die Schranken der Weiblichkeit zurückgetreten, an die Stelle des Unmuths gegen ihres Gatten Oberherrschaft war nach und nach Zerknirschung gegen ihren Vater getreten; die Geburt ihres ersten Kindes gab ihr zuerst ein Gleichgewicht wieder; sie ward sich wahrer Würde bewußt, sie sah in ihrem Sohn das Mittel, die Nemesis zu entwaffnen, welche Uebel aus Uebeln folgen zu lassen bedroht. Er sollte der beste Sohn werden, und unvermerkt ward ihr der Vater theuer, dem sie wollte diesen Sohn erziehen. Wie Frank in der neu geschaffenen Wohnstätte fleißiger, genießender Menschen anlangte, welche sie, welche Davaur ihre Wohlthäter nannten, spielten zwey Kinder um sie her, und sie hatte das Glück, ihres Vaters Dankgebet für wiedergefundenen Frieden, erst mehrere Jahre darauf, von seinen sterbenden Lippen zu küssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 27. Juli.

(Fortsezung.)

In einem Berichte, der über diesen Auftritt in die Ultrablätter eingerückt worden ist, wird gerühmt, daß die Stimme des Redners die Aeußerungen der Mißbilligung übertönt habe, und seine Geistesgegenwart und Charakterfestigkeit die Uebelgesinnten außer Fassung gebracht habe. Er wird in diesem Berichte mit einem kühnen Reiter verglichen, der ein sich bäumendes Pferd drey- oder viermal auf denselben Ort zurückführt, welchen zu überschreiten das stolze Roß sich geweigert hat. Damit hatte der Auftritt noch kein Ende. Während der Disputation ließ der zu promovirende Kandidat den Ausdruck fallen, Cabanis sey ein philosophischer Arzt gewesen. Sogleich riefen zwey oder drey Professoren, es sey ein verdammliches Urtheil, einen Mann, wie Cabanis war, einen philosophischen Arzt zu nennen, wobey sie zu gleicher Zeit heftig wider die Philosophen loszogen. Der Abbé billigte diesen frommen Eifer; allein die Pfeilen lagen ihm noch hart auf dem Herzen, und obschon nach der Sitzung, wie der Bericht meldet, eine Menge Studenten dem Abbé nachgelaufen waren, und ihn hoch und theuer versichert hatten, sie wären unschuldig an diesem ärgerlichen Auftritte, so ließ sich der beleidigte Abbé dadurch doch nicht besänftigen, sondern sezte, sobald er wieder in seiner Wohnung angelangt war, im Namen des ganzen Unterrichtsrathes ein Dekret auf, worin unter Strafe des Nichtpromovirens den Studenten anbefohlen wird, einen Brief um Abbitte zu unterschreiben;

diejenigen, welche sich weigerten, diesen demüthigenden Schritt zu thun, sollten nimmermehr Doktoren werden. Darauf zog der Hr. Abbé weiter, mit dem vergnüglichen Bewusstseyn, in der Stadt Montpellier ein Denkmal seiner Charakterfestigkeit hinterlassen, und in dem Weinberge der Ultras ein gutes Stück Arbeit vollbracht zu haben. Er hatte aber nicht vorhergesehen, daß man sein unsinniges Betragen von der komischen Seite aufgreifen, und sich auf seine Unkosten in Paris belustigen würde. Die witzigsten Journalisten zogen den unbefangenen Abbé aufs lächerlichste durch, und ein Spaßvogel gab ein kleines Spottgedicht heraus: die hochwunderbaren Reden des Pater Eliçagaray, aufgeschrieben von Jerome Ledrü, Pförtner des Kollegiums, worin die Erziehungswanderschaft des General-Inspektors in kleinen Liedern besungen wird. Eliçagaray versicherte nun zwar im Moniteur, er habe der Jugend auch den Gehorsam gegen die Verfassung empfohlen; allein da in den offiziellen Berichten seiner Sendung hievon kein Wörtchen vorgekommen war, so schien es doch, als ob der Abbé seine Uebereilung durch eine nachgeschobene Erklärung wieder gutmachen wollte. Benjamin Constant, dessen Scharfblicke nicht leicht ein Unfug im Staate entgeht, spielte in einer Rede der Deputirtenkammer auf das abgeschmackte Betragen des Inspektors an; die Regierung mochte wohl fühlen, daß der Abbé zu weit gegangen sey, ließ es sich aber nicht vermerken, und schwieg still. Die Ultras hatten die Authentichität der ersten Rede des Abbés gradeswegs verneint; allein nach dem, was zu Montpellier vorfiel, konnten sie doch nicht länger mehr läugnen. Man muß solche Vorfälle kennen, damit man sich einen Begriff davon machen kann, wie offenbar in und außer Frankreich von einer starken Partey gegen Wissenschaft und Aufklärung gearbeitet wird. Man hat aus den Debatten der Deputirtenkammer ersehen können, wie viele Mühe es gekostet hat, um die Ultras dahin zu bewegen, daß sie einen schwachen Theil der ungeheuern Staatsausgaben zu dem Volksunterrichte aussetzen, wie wüthend einige derselben gegen die Volksaufklärung zu Felde gezogen sind, und wie unverholen einige ihren Vorsatz geäußert haben, das Volk in der Unwissenheit zu lassen, damit es besser gehorche, und damit man desto leichter mit demselben verfahren könne, wie man wolle. Besonders hat der wechselseitige Unterricht harte Angriffe von diesen monarchischen Leuten ausstehen müssen. Die grausendsten Beschuldigungen haben sie wider diese unschuldige Lehrmethode vorgebracht; und nur unter der Bedingung sind Gelder dazu ausgesetzt worden, daß auch die Schulen der frères ignorantins, die wohl sehr gute Gesinnungen haben mögen, aber mehr Aberglauben als Wissenschaft zu besitzen pflegen, dieser Gelder theilhaftig werden sollen. Hängt mithin das Vertheilen der Gelder von den Ultras ab, so wird der Antheil des wechselseitigen Unterrichts sehr kärglich ausfallen. Wenn man zurückdenkt, wie noch vor wenigen Jahren ein allgemeiner Eifer für den Volksunterricht die Bürger beseelte, wie sie wohlmeinend zusammentraten, und sich zu Unterstützungen erboten, damit unter öffentlicher Leitung alle Klassen der Gesellschaft unterrichtet und aufgeklärt würden; und wenn man nun sieht, wie dieses so schön begonnene Werk muthwillig von einer fanatischen Partey zerstört wird, so kann man nicht umhin, über die falsche Richtung unwillig zu werden, welche der Regierungsgeist in mehrern Ländern bekommt. Allgemein bestürzt aber sind die französischen Gelehrten über den unerwarteten Zwang, welcher nun der sämmtlichen periodischen Literatur auferlegt werden soll. Dieß überschreitet die allgemeine Erwartung. Man hoffte, es würde endlich mit der Censur ein für allemal ein Ende haben; statt dessen wird dieselbe durch eine von dem Ultradeputirten Bonald eingeschobene Klausel des Gesetzes auf sämmtliche periodische Schriften ausgedehnt, zwar nur angeblich bis ans Ende des dritten Monats der folgenden Session, aber wer weiß, unter welchem Vorwande man diesen Termin verlängern kann. Vergebens haben alle Freysinnigen ihre Kräfte aufgeboten, um dieses große Uebel abzuwenden. Vergebens haben die Herausgeber der periodischen Schriften in einer zweckmäßigen gedruckten Vorstellung bewiesen, daß Wissenschaften durchaus nicht von der schwachen Beurtheilungskraft einiger Leute abhängen dürfen; vergebens hat Prinz Talleyrand den Ministern dargethan, daß die Preßfreyheit eine unumgängliche Nothwendigkeit des jetzigen Zeitalters ist; vergebens hat Chateaubriand gezeigt, daß eine Censur über Modejournale in einem konstitutionellen Staate etwas Lächerliches ist; vergebens hat sich die öffentliche Meinung wider diesen mächtigen Rückschritt des freyen Konstitutionswesens aufgelehnt; das furchtbare Gesetz ist mit Hülfe der ministeriellen Stimmenmehrheit durchgegangen und soll in diesen Tagen in Ausübung gebracht werden. Vielleicht wird die Nachwelt kaum glauben können, welche außerordentliche Schwierigkeiten die Preßfreyheit zu bekämpfen gehabt hat, um auf dem Kontinente festen Fuß zu fassen. Man glaubt allgemein in Paris, und es ist auch auf der Rednerbühne mehrmals geäußert worden, daß jene Maßregel eine Rache der Ultras und Serviten wider ein Literaturblatt le Miroir ist, welches täglich seinen beißenden Witz gegen diese beyden Parteyen ausließ, und einen ziemlichen Anstrich von Bonapartismus an sich trug. Bekanntlich fürchtet der Franzose nichts so sehr, als lächerlich zu werden; l'arme du ridicule ist in Frankreich die furchtbarste Waffe; daher ist es selbst einem Minister höchst empfindlich, wenn man auf seine Unkosten lacht, so sehr ihn auch die ihm ergebenen Journale dagegen vertheidigen. Die witzigsten Journale sind deßhalb in Paris auch stets verfolgt worden. Der Miroir wurde im Geiste des bekannten Nain jaune geschrieben, und hatte zum Theile auch dieselben Verfasser. Natürlich musste die Redaktion alle diejenigen witzigen Schriftsteller an sich ziehen, welche wegen der Censur an den politischen Tagesblättern nicht arbeiten konnten, und es musste darum mancher Seitenhieb auf die Leute fallen, die sicher seyn konnten, daß in den politischen Blättern Niemand ihre Ruhe stören würde. Ein erster Versuch wurde deßhalb von den Ministern gewagt, um dieses Blatt zu unterdrücken. Man beschuldigte es nämlich vor Gericht, es habe sich mit Politik befasst, und folglich das Censurgesetz umgangen. Das Gericht sprach den Verfasser frey. Anstatt sich mit diesem Urtheile zu begnügen, wollte man mit aller Gewalt Recht haben wider den Miroir, und appelirte an ein höheres Gericht; und um hier zu gewinnen, stellte man die Behauptung auf, bloße Anspielungen auf politische Gegenstände müssten als Politik betrachtet werden. Der geschickte Advokat Dupin, der beständige und unermüdliche Vertheidiger der bedrängten Liberalen widerlegte diese Lehre mit vielem Scharfsinn, und zeigte, in welche gefährliche Irrthümer eine Regierung verfalle, wenn sie alles als Politik auslegen, und sogar in den unbefangensten Worten eines Journalisten einen versteckten Sinn suchen wolle. Das Gericht stimmte völlig der Meinung des Advokaten bey, und wies zum zweyten und letztenmale die Klage der Regierung ab. Es scheint, daß man diesen doppelten Unfall nicht hat verschmerzen können, und um nun jenem Blatte auf eine andre Art beyzukommen, hat man durch einen Ultradeputirten die Censur über alle Zeitschriften ohne Ausnahme in Vorschlag bringen lassen, wodurch man also dem Miroir den Untergang bereitete, ohne sich den Anschein zu geben, als ob man sich hauptsächlich an diesem Blatte rächen wolle. Aber was soll man von Leuten denken, denen ein Literaturblatt ein solches Schrecken einjagt, daß sie die ganze Macht der Gesetze in Bewegung setzen, um die Verfasser desselben zum Schweigen zu bringen?

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 65.

Nr. 65.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 13. Auguſt 1821.

Ueber die fertigen Cartons zu den Fresco-Gemälden des Herrn Dir. Cornelius in der Glyptothek zu München, und über die Gemälde ſelbſt, inſofern ſie ausgeführt ſind.

Vom Profeſſor Speth.

Wenn es ſchon ein wahrhaft königlicher Gedanke des Kronprinzen von Bayern war, eine Sammlung alter plaſtiſcher Werke zu gründen, die nicht nur, was Reichthum und Mannichfaltigkeit an Statuen, Büſten, Basreliefs und andern Bruchſtücken, ſondern auch, was das Erleſene darunter betrifft, die einzige in Deutſchland genannt zu werden verdient; ſo war es doch auch nicht minder königlich gedacht, die obern Räume der Säle nicht durchgehends mit der Plaſtik verwandten Verzierungen in Stucco ausfüllen zu laſſen, ſondern auch der zeichnenden Kunſt einen freyen Spielraum zu gönnen, worin eine reichbegabte, geniale Phantaſie des Künſtlers in Gegenſtänden verſchwiſterten Sinnes mit jenen der Sculptur ſich entwickeln könnte.

Durch die Ausführung dieſes doppelten, in der That großen, einzigen Unternehmens ſind uns jezt zwey eben ſo große Vortheile gewährt. Einmal für die Plaſtik. Wir ſehen hier die Antiken nicht mehr in gypſernen Repräſentanten, die Originale ſelbſt thun ihre Schönheiten vor unſern Blicken auf; das ſchärfere Auge vermag all den Feinheiten nachzuſpüren, die der Abguß nicht immer ſo rein und beſtimmt zu geben vermag; der Meiſſel, das Eigenthümliche ſeiner Führung, die lebendigen Spuren des Eindruckes in den Marmor, kurz Alles tritt geiſtiger und ſprechender an den Lezteren hervor und gewährt dem Auge einen eigenen Reiz der Beſchauung.

Ferner werden die mit den übrigen Bildwerken ſpäterer griechiſcher Kunſt aufgeſtellten älteren aegineti ſchen zu jenen eine höchſt intereſſante Vergleichung geben, da es ſich zeigen wird, wie der aeginetiſche Styl, als eigenthümlich angenommen, nachmals, und zwar in den Schranken der Gebühr, in vielen Theilen charakteriſtiſcher, freyer und geſchwungener ausgebildet worden iſt.

Dann auch für die Malerey in Fresco. Dieſe war längſt aus Deutſchland und Frankreich, ja ſelbſt aus Italien in jener hohen, ſtrengen Eigenthümlichkeit, womit ſie dort früher von den trefflichſten Meiſtern zu Florenz, Siena, Rom und andern Orten geübt worden war, völlig verſchwunden. Jezt haben in unſern Tagen die Schüler der franzöſiſchen Akademie zu Rom — doch nicht ohne auffallende Spuren der ihrer Schule eigenen Manier — in der Kirche Trinità del Monte Verſuche gemacht, dieſe Malerey wieder ins Leben zu rufen *). Glücklicher in dieſem Streben waren die deutſchen Künſtler Cornelius, Overbeck und Philipp Veit.

Es liegt im deutſchen Sinne und Character mehr, als in dem irgend einer andern Nation, auf dem Wege beſonderheitlicher Kraft ſich an dem Geiſte der Alten zu erwärmen, um dann, mit all dem lobenswerthen Ernſt der Form und ihrer ſtrengeren Gebundenheit in den Umriſſen, das eigene daran erkräftigte Gemüth nach Außen zur Anſchauung zu bringen.

Auf dieſem Wege entſtand in Rom durch die genannten Künſtler ein Cyclus von Fresken — die Geſchichte des ägyptiſchen Joſeph — worin die verwandten Geiſter, jeder mit dem Maaße und Character der ihm zugetheilten Individualität, zur Schöpfung eines Ganzen zuſammenwirkten, das, als ein Erzeugniß der neueſten Fresco-Malerey im Geiſte der Alten, die wärmſte Theilnahme jedes Unbefangenen erregt, und bald darauf zur Ausführung neuer Werke in dieſer Art ermuntert hat. — So ward Philipp Veit in einem der Säle des Vatikans (im Museo Chiaramonti) die Verewigung des jezt lebenden Papſtes Pius VII. durch ein Fresco-Gemälde aufgetragen. So beſchloß der Marcheſe Maſſimi in den unteren Räumen ſeines Pallaſtes den Triumph der drey epiſchen Dichter Italiens, des Dante, Taſſo und Arioſt in Fresken zu feyern. Das Werk wurde Cornelius übertragen, der für ſeinen Theil nur den Dante, und, zur Schilderung, Scenen aus deſſen Divina Comedia wählte. Taſſo ward hierauf Overbeck, und Schnorr Arioſto überlaſſen.

Doch jezt — ſo deuten wir dieſe glückliche Wendung —

*) Auch in Florenz begann ſie vor Kurzem wieder aufzublühen, nach den neueſten Berichten dieſer Blätter. Nr. 19. 20.

wo dieser Zweig der Malerey in Rom bereits durch mehrere Künstler und ihre Werke schon mehr begründet war und zu immer neuen Früchten gedeihlich heranzublühen versprach, sollte er aus Italiens Schooß der Kunst, ihrem Geiste und Character entsprossen und deutscher Eigenthümlichkeit eingewachsen, von einem Deutschen nach Deutschland verpflanzt werden. In Bayerns Boden sollte er zuerst Wurzel fassen, und, zu einem kräftigen Stamm herangewachsen, von da seine Aeste weithin verbreiten.

So folgte Cornelius dem Rufe des königlichen Prinzen der Krone Bayerns. Er verließ Rom, und übertrug Philipp Veit, statt Seiner, die Verherrlichung Dante's, um jezt in Bayerns Hauptstadt sich um die Schläfe den Kranz der Unsterblichkeit zu winden, durch ein Werk weit umfassenderen Inhaltes.

Zum Gegenstande der Ausführung hat der Künstler die Mythologie gewählt, doch nicht, wie wir sie etwa schon theilweise in der Geschichte der Psyche, dem Sturz der Giganten, dem Olymp und anderen Gegenständen mythologischen Inhalts einzeln ausgeführt besitzen; sondern in ihrer Gesammtheit aufgefaßt, mit den darauf sich beziehenden Nebenvorstellungen in Zusammhang gebracht und zu einem abgeschlossenen Ganzen vereint.

Davon abgesehen, daß dem Künstler nicht leicht ein anderer Vorwurf zur Darstellung zu Gebot stand, der mit den zugleich aufgestellten Werken der Plastik homogener wäre, und dennoch durch den Zusammenhang eines Ganzen sich zugleich von ihnen als einzelnen, wechselseitig beziehungslosen Gegenständen wieder unterschiede; so bleibt es höchst erfreulich, die Urwelt in ihren Elementen, von den genialsten Dichtern einst so herrlich besungen, hier nun auch als Ganzes durch eine blühende schöpferische Phantasie verkörpert zu sehen.

Es ist eine wesentliche Eigenschaft des Kindes-Alters der Menschen und so der gesammten Menschheit, daß, wo dem Verstande noch für höhere, abstrakte Gegenstände die Begriffe mangeln und jede logische Verbindung derselben; wo es den inneren Gefühlen und Empfindungen an richtiger Bezeichnung nach außen fehlt, eben deswegen die geschäftigere Einbildungskraft auf dem Wege der höchsten Geistesstufe (Poesie) Alles durch Bilder zu versinnlichen (versinnbilden, symbolisiren) sucht.

Wir haben hiermit den Ursprung aller Mythologie nur kurz bezeichnen wollen, um es augenfällig zu machen, daß ihr ganzes Wesen durch und durch symbolisch ist und seyn muß, und daß eben das Symbolische, als ihr einziges Element, woraus sie sich gestalten kann, an ihren Gebilden auch nie zu sehr hervortreten könne. In der Mythologie weniger symbolisiren sollen, hieße sie selbst ihres eigenthümlichen Charakters berauben, und die Poesie zulezt in Prose verwandeln. — Eben so verkehrt ist es, vom Künstler zu verlangen, seine Motive zu mythologischen Darstellungen aus dem Leben (worunter sie gewöhnlich nur das akademische Modell verstehen) zu greifen. Freylich soll der Künstler das Motiv aus dem Leben hervorholen, aber aus dem innneren, poetischen; denn nur daraus geht die Idee, als Motiv — im richtigen Sinne des Wortes und seiner Bedeutung — hervor. Wir kennen durchaus kein anderes Motiv zu Kunstgebilden als die Idee, nach welcher die Anlage des Ganzen, die Gruppirung der Massen und die Situation jeder einzelnen Figur sich gestalten muß; der dem Motive entsprechenden richtigen Bezeichnung des Ausdruckes nicht einmal zu gedenken. Das alles aber kann nur in der Einbildungskraft und nicht im Modelle liegen. Muß dieses doch erst selbst vom Künstler motivirt, d. h. beyläufig in eine seiner Idee sich annähernde Stellung, Lage, Bewegung ꝛc. gebracht werden, ehe er es brauchen kann, seine Idee damit zu versinnlichen *).

Wir haben dessen nur und in Beziehung auf einige barocke Meinungen über neuere Darstellung mythologischer Gegenstände **), beyläufig erwähnen wollen, und kehren jezt wieder in den Zusammenhang zurück.

Herr Cornelius hat die Ausführung des Ganzen der Mythologie in drey Abtheilungen gesondert, nämlich in die der Hesiodischen Götter, in die der Homerischen, und endlich in die der alten Heldenwelt.

Die Darstellung der ersten, der Titanen überhaupt, der Geschichte des Prometheus und des goldenen Zeitalters nimmt ihren Platz im Peristyle ein; die der zweyten hingegen in dem Saale nebenan, links vom Haupteingange, und theilt sich ihrem Inhalte nach wieder in solche, die schlechthin im Raume bestehen, und in solche, wodurch die verschiedenen Zeitabschnitte bezeichnet sind. Diesen lezteren ist ihre Stelle an der Decke, jenen aber in den drey großen Bogenräumen (Lunetten) an den Wänden unterhalb der Decke angewiesen, und sie werden die Schilderungen der drey Reiche des Zeus, des Pluto und des Neptun enthalten. Jede der drey Lunetten beträgt etwa in der Breite einige 30 Fuß, und 16 in der Höhe. Die Figuren werden kolossalisch.

Endlich in dem Saale gegenüber (rechts vom Haupteingange) welcher mit dem vorigen ganz dieselbe Eintheilung der Räume darbietet, wird die Decke die Thaten des Herkules, in Beziehung unter sich sowohl, als auf die Götter, zeigen; jede der drey darunter angebrachten großen Lunetten aber eine der drey Helden-Epochen der alten

*) Warum sollen aber Scenen aus dem Leben den Künstler nicht auch an mythologische Ideen erinnern, und ihm Motive zur Darstellung dieser Ideen bieten können? Das Leben in seiner Freyheit aufgefaßt, ist immer mehr, als was man gewöhnlich unter Modell versteht.

Anm. des Red.

**) Kunstblatt 1820. No. 91. S. 362.

image
not
available

image
not
available

Welt, die Thebaniſche, die Trojaniſche und die Argonauten in ihren Hauptmomenten darſtellen.

Der Künſtler hat nun dieſes große umfaſſende Werk mit den Gemälden an der Decke des erſten Saales bereits begonnen, nachdem die Cartone dazu ſchon größtentheils vollendet ſind. Der Raum hierzu bildet ein Kreuz-Gewölbe von vier großen, dreyeckigen Feldern, unter ſich durch Verzierungen in Stucco getrennt, jedes aber in verſchiedene größere und kleinere Räume abgetheilt und einer von dem andern durch gemalte Blumen- und Früchte-Feſtons und andere Arabesken geſchieden. Wir geben unſern Leſern durch beyliegenden lithographirten Umriß von einem dieſer vier Felder und deſſen Eintheilung ꝛc. vorläufig eine bildliche Anſchauung *).

In jedem der vier oberen Räume A. womit ſich die Decke ſchließt, thronet ein Eros, gleichſam als Sieger über die Götterwelt, eines von den Thieren der vier Kroniden bändigend, die zugleich wieder die vier Elemente andeuten. — Darunter B. breitet ſich ein Fächer aus, auf welchem in einem der vier Feſte der Alten, nämlich der Saturnalien, der Flora, der Ceres und des Bacchus, die Anſpielung auf eine der vier Jahreszeiten dargeſtellt iſt. — Dann folgt der größere Raum C. durchgehends mit einem Hauptbilde, das eine der vier Tages-Zeiten verſinnbildet. Aurora als Morgen, Helios als Tag, Luna als Abend, und endlich die Nacht mit dem Tode, dem Schlaf und den Träumen. — Die Darſtellungen in den Zwickelräumen D. und E. zu den beyden Seiten des Hauptbildes ſtehen jedesmal mit dem Inhalte des lezteren in analoger Beziehung. Den Fries F. zu unterſt und in der Breite des Bildes, füllen große Arabesken wieder in ſinniger Anſpielung auf den Hauptinhalt des Ganzen.

*) Hierzu das Blatt: Ein Viertel des Kreuzgewölbes in ausgeſtreckter Fläche.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten aus Rom.

(Beſchluß.)

Rittig aus Coblenz, welcher vor einiger Zeit ein hübſches kleines Bild der heiligen Familie in Aegypten vollendet hat, das beſonders anziehend durch die concentrirte Wirkung des Lichtes wird, hat nun den Carton zu einem größern Bilde ausgeführt, welches eine beſondere Theilnahme verdient. Es ſtellt die zehn Jungfrauen vor, wie ſie zum Theil zur Anſchauung der Gottheit gelangen, zum Theil davon ausgeſchloſſen ſind. Das Gemälde nämlich iſt wie in drey Haupttheile geſondert: oben ſizt auf einem Thron in himmliſchem Glanze der Sohn zur Rechten des Vaters; der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube ſchwebt über ihnen; zu beyden Seiten im Halbkreiſe die Auserwählten, von denen man Maria, Johann den Täufer, die Evangeliſten, einige Apoſtel, Propheten und Erzväter ſieht. Sodann im zweyten Plan die fünf klugen Jungfrauen, welche entzückt durch Engel zur Anſchauung Gottes gelangen; unten auf der Erde die fünf thörigten Jungfrauen, welche zum Theil muthlos und klagend, theils zu Petrus, welcher als Himmelspförtner in der Mitte zwiſchen den klugen Jungfrauen ſizet, ſich wenden und zu ihm flehen, ſie doch einzulaſſen zu der Herrlichkeit des Herrn. Die Studien und Untermalung laſſen viel erwarten. Doch wenn einſt das Gemälde vollendet iſt, wird ſich Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen. — Daſſelbe will ich beobachten bey einem nach dem großen Carton angefangenen Bilde von Dietrich, welches die Ankunft des Abraham in das verheißene Land Canaan vorſtellt. Der Zug kommt im Felſengebirge herab und dem Blick thut ſich auf einmal die reichbewäſſerte fruchtbare Ebene auf. Die ganze Familie mit Knechten und Mägden, Alt und Jung freuen ſich dieſes herrlichen Anblicks; ein Knabe war vorausgelaufen und bringt eine große Traube jauchzend als Beweis des fruchtbaren Landes. Lot berechnet ſchon in ſeinem Sinne, welchen Theil des Landes er wohl für ſich behalten wolle; doch Abraham, nur Abraham allein erhebt den Blick und die Arme im tiefen Gefühl des Dankes zu Gott, welcher auch ſeinem Geiſt in einer Glorie erſcheint. Es iſt ein Bild von großem Umfang und reich an ſchönen Gruppen; doch für dießmal genug davon.

Pfenner aus dem Tyrol hat ein Madonnenbild gemalt, lebensgroß; das Chriſtkind ſizt auf dem Schooße, der kleine Johannes ſteht anbetend gegenüber. Dieſes Bild iſt ſehr reinlich gemalt und hat viel Gutes; die großen Fortſchritte, welche dieſer angehende Künſtler ſeit ſeinem Aufenthalt in Rom gemacht, laſſen noch Beſſeres für die Zukunft hoffen. Auch Raabe, welcher als Lehrer bey der Univerſität Bonn angeſtellt iſt, hat in den lezten Wochen ſeines hieſigen Aufenthalts eine lebensgroße Madonna mit dem Kinde in einer Glorie auf Wolken ſizend gemalt, und durch die Schnelligkeit der Ausführung ſeine Geſchicklichkeit bewieſen. Dieſes Bild iſt für eine Kirche in Schleſien, ſo wie jenes für eine in Tyrol beſtimmt.

Nacke's ſchöne Federzeichnung, die heilige Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen vorſtellend, wie ſie den Armen Almoſen ausſpendet, erwarb ſeiner Zeit ſo allgemeinen Beyfall, daß er eine Beſtellung zu einem großen Bilde darauf erhielt. Nun hat er nicht nur den Carton dazu vollendet, ſondern auch das Gemälde angefangen; doch nur erſt wann er es vollendet, ſey hievon die Rede. Jezt nur etwas über einige Gruppen der Compoſition, die ihrer ſchönen Anordnung wegen, und wie ſich die Gruppen in großen Maſſen auseinanderſetzen, als eine der gelungenſten zu betrachten iſt, welche ſeit Kurzem in dieſer Art ſind entworfen worden. Eine ſehr ſchöne Gruppe iſt gleich links,

die Elisabeth umgeben von ihren Kammermädchen und zwey Knaben; sie steht vor der Thüre ihres Schlosses und theilt unter Bedürftige milde Gaben aus; zunächst sizt auf dem Boden eine alte hinfällige Frau, die von ihrer Tochter knieend unterstüzt wird und für sie um die Gabe bittet; diese Gruppe ist, wie auch die folgende, ganz vortrefflich, wo ein Blinder von einem Knaben herbeygeführt wird; tastend hält er den Stab in der Hand und tritt behutsam vorwärts; eine Mutter mit vielen Kindern eilet gleichfalls herbey und wie viele andere Alte und Krüppel umstehen nicht das Haus! Im Hintergrunde, zum Burgthor herein kommt der Landgraf mit seinem Gefolge geritten und muß abermals sehen, wie seine Elisabeth ihre Habe den Hülfsbedürftigen austheilt. Eine andere sehr schöne Federzeichnung von Nacke ist die Darstellung, wie Christus den Schriftgelehrten auf ihre Frage wegen des Zinsgroschens antwortet. Auch hier sind die Gruppen vortrefflich vertheilt und mehrere sehr gelungene Charactere. Diese Zeichnung ist bestimmt, auf die einfache Art der alten Meister in Kupfer gestochen zu werden.

Rambour, welcher in der leztern Zeit mehrere große Zeichnungen gemacht hat, in der Absicht, einige davon in Oel auszuführen, hat bey dieser Gelegenheit Vortreffliches geleistet; hier die Erwähnung von dreyen. Die Darstellung der Parabel des Weinbergs, wo der Besitzer den verschiedenen Arbeitern gleich auszahlt, worüber diese zum Theil höchst erfreut, zum Theil unwillig sind, wo ein Zug von Mädchen, welche Tambourin spielen und dazu tanzen, den Mittelgrund beschäftigt und die Ferne die Stadt Florenz sehen läßt — ist eine sehr ausgeführte, studirte Zeichnung; ein Ueberfluß an Beywerken, als Thiere und Pflanzen aller Art erheben sehr das Ganze zu einem überaus anziehenden Gemälde. Zwey große Zeichnungen anderer Art sind die Darstellungen der Predigt im Colisäum und des Blumenfestes in Genfano. Wer diesen Festen selbst beygewohnt hat, wird sich deren gewiß mit besonderem Vergnügen erinnern, und leicht einsehen, wie, mit Geist aufgefaßt, ein großes Interesse in die Darstellung solcher Feyerlichkeiten zu legen ist. Dieses hat Rambour besser als irgend ein Anderer gethan. So sieht man in der Zeichnung seines Colisäums den eifrig predigenden Franziscaner, vor welchem die verkappte Brüderschaft und eine Menge des Volkes knieend zuhört. Landvolk aller Gegenden in ihren verschiedenen Trachten lagern unter den hohen Gewölben der Ruine; schöne Römerinnen kommen und gehen; die Geistlichkeit verschiedener Orden, bald im Gefühl ihrer Würde, bald weltlich gesinnt, wird hier durch die Feyerlichkeit des Tages versammelt. Bey der Ansicht der Zeichnung des Blumenfestes von Genfano wird jeder Augenzeuge sich erinnern, daß in der Octave des Frohleichnamfestes diese Feyerlichkeit in Genfano im Albanergebirge mit eigenthümlicher Pracht gehalten wird. Die Straßen nämlich, über welche die Procession geht, sind nicht nur mit Blumen bestreut, sondern es werden durch diese völlige Gemälde, gleich weichen Teppichen gelegt, was bey den hergangehenden breiten Straßen einen sehr reizenden reichen Anblick gewährt. Zu den Seiten gehen nun die Zuschauer auf und ab; der schöne Volksstamm von griechischer Abkunft in dem Gebirge, besonders die prächtigen Weiber und Mädchen zeigen sich im Glanz ihres geschmackvollen Anzuges; so auch die von Nettuno in einer Art von griechischer Kleidung, scharlach mit Gold besezt, und die von Sonino in ihrer wundersamen Tracht; von allen diesen kommen einige Exemplare in der Zeichnung vor. Der Moment der Feyerlichkeit ist gewählt wie eben der Priester mit erhobener Monstranz unter einem Baldachin den Umgang beginnt; vier weißgekleidete Jünglinge stoßen in die Posaunen; alles Volk fällt nieder auf die Knie; voran gehen die Brüderschaften und Franziscaner, diese erscheinen schon an dem andern Ende einer Straße, welche man von der Stelle, von wo der Standpunkt genommen ist, zugleich übersieht. Hier sind noch einige beschäftigt die Blumenteppiche zu vollenden; das Volk ist im Gedränge, der Aquarolo empfiehlt sein Zitronenwasser, die Trommler der Bürgermiliz stimmen ihr Instrument, Mädchen und Frauen zeigen sich und dergl. mehr. Denn wer könnte sagen was hier alles zu sehen ist, und ich glaube, daß es, um nicht zu ermüden, ohnedem Zeit ist zu schließen; ein andermal ein mehreres von den hiesigen Künstlern und ihren Werken, wo auch einiges über die Landschaftmaler und Bildhauer erwähnt werden soll. Der Leztern Zahl hat sich vor einigen Tagen durch die Ankunft des vortrefflichen Eberhard mit seinem Bruder, vermehrt, zur Freude vieler seiner Freunde in Rom; dagegen entbehrt dieses die Gegenwart eines andern ausgezeichneten Künstlers, nämlich des Malers Scheffer aus Wien, welcher wieder nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt ist, nachdem er hier ein großes Gemälde vollendet hatte. Es stellt die h. Cäcilia vor, wie sie nach erhaltenem Märtyrtod auf der Erde liegt; zwey Engel schweben über ihr, die Martyrkrone und den Palmenzweig reichend — eine schöne Composition und meisterhaft ausgeführt. Allerliebst ist auch ein kleines Bild von ihm, eine Madonna mit dem Kinde. Scheffer ist einer der ausgezeichnetsten jüngern deutschen Maler, allein sein Talent wird von seinen Landsleuten nicht gehörig gewürdigt. Noch sind viele andere Künstler von Rom abgereist, um die heiße Jahreszeit außerhalb zuzubringen. Doch Klein aus Nürnberg wird Rom nächstens ganz verlassen, daher hier noch schließlich etwas von seinen Werken. Das eine stellt einen Halt bey einer Weinschenke in Tivoli, das andere ein Gespann Ochsen an einem mit Leinwand überzogenen Wagen in der römischen Campagne vor. Beyde Bilder sind meisterhaft und sorgfältig ausgeführt; auch in dem Colorit hat Klein bedeutende Fortschritte gemacht; übrigens weiß er durch mancherley Episoden den Hauptgegenstand zu bereichern, so wie es der Natur solcher Vorstellungen angemessen ist und das Interesse daran sehr erhöht.

Johannes von F.

Mit einer Beylage in Steindruck: Ein Viertel des Kreuzgewölbes ꝛc.

Nro. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. August 1821.

Ich stand über den Trümmern von Athen, wie der Ackersmann auf dem Brachfeld. Liege nur ruhig, dacht' ich, schlummerndes Land! Bald grünt das junge Leben aus dir, und wächst den Segnungen des Himmels entgegen. Bald regnen die Wolken nimmer umsonst, bald findet die Sonne die alten Zöglinge wieder.

Du frägst nach Menschen, Natur? Du klagst, wie ein Saitenspiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind, nur spielt, weil der Künstler, der es ordnete, gestorben ist? Sie werden kommen, seine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirst werden, wie seine Braut und der alte Bund der Geister wird sich erneuren mit dir.

Es wird nur Eine Schönheit seyn, und Menschheit und Natur wird sich vereinen in Eine allumfassende Gottheit.

Hyperion von Fr. Hölderlin.

Gesichte einer griechischen Mutter.

Ein Traum;

in den letzten Tagen des Juli-Monats.

Von Jean Paul.

Der Traum trägt gern den Menschen in die jugendliche Vergangenheit zurück; aber in welche muß er jetzo eher zurücktreiben, als in die griechische aus einer mörderischen Gegenwart hinweg, wo Christen von Thieren den Thieren vorgeworfen werden, und die Enkel der Lehrer Europa's zu neuen tiefern Sklaven alter despotischer Sklaven nieder gekrümmt; eine Zeit, wo das lichte milde Europa vor einem offnen Thiergarten losgelassner auf gebundne Christen losstürzender Tieger mit ohnmächtigen Thränen stehen muß, und vor Städten voll Schlachtfelder ohne Schlachten. Mir träumte nun: mein Geist war im alten Athen, als noch alle Freyen und alle Tempel aufrecht standen, und Philippus von Macedonien blitzte, und Demosthenes donnerte. Am Tage, wo Diana's Tempel zu Ephesus abbrannte und Alexander der Große geboren wurde, rannte eine hohe Frauengestalt, eine wahnsinnige Seherin, durch die Stadt mit aufgehobenen Händen des Jammers und mit fest zugepreßten Augen, damit keine Thränen durchdrängen; aber das blühende Gesicht veraltete unter dem Schmerze, der um die Augen und die Stirne seine Linien einschnitt. Sie rief: „Sie kommen mit ihren Ketten, die Barbaren! O ihr Kinder, ihr werdet gebunden und liegt Jahrtausende an Ketten. Sie kommen jetzt aus der Nähe, nun aus der Ferne, und wieder aus der Ferne." — Sie rannte zu den Statuen der zehn Heroen Griechenlands und rief: „seht hinaus in die Zeit, Heroen, lauter Knechte stammen von euch ab." — Sie rannte zu den Gräbern Miltiades und Kimon, und der gefallenen Sieger des Perserkönigs und rief: „erhebt euch wieder, dort steht der König auf dem Hügel Aegaleos *) und zählt seine Kettenschmidte von neuem. — Nein, es sind sieben Hügel und drey Könige stehen auf ihnen, die Kerkermeister des Vaterlandes; ach meine tausend Söhne knieen."

Je länger sie umher irrte, desto heller und näher traten die Gesichter der Zukunft vor sie; sie hatte Rom auf seinen sieben Hügeln mit Sylla, August und Vespasian erblickt, welche Griechenland auf dem ungeheuern Sklavenmarkte des römischen Reichs verkauften.

„O ihr Götter! (rief sie, und sah schon Konstantinopel) O wieder eine neue Siebenhügelstadt mit sieben Kerkerthürmen, und alle meine Kinder liegen gefangen in den Thürmen. Ach Athena, Athena, Besiegerinn der Titanen, hilfst Du uns nicht?"

Und sie rannte zu Minervas Kolossbildsäule, welche Phidias aus den Schätzen der besiegten Perser gegossen und kniete nieder, und schloß die Augen und die Thränenströme auf, und betete: „Athena, Minerva, Schirmgöttinn deines Athens, lasse deine Olivenwälder nicht verheeren vom Wolkenbruche der Barbaren, lasse deine flammen-

*) Auf dem Berge Aegaleos soll Xerxes bekanntlich sein Heer überschaut haben.

den Altäre nicht überdecken, und wegschwemmen durch die Sündfluth!" Aber während sie betete, wankte und zitterte der Koloß — die Schlangen des Medusenschildes auf Minervas Brust wurden lebendig und krochen wachsend um den glänzenden Leib, und besudelten ihn mit Gift, und Arachne in Gestalt einer Riesenspinne überwebte die Brust, — da heulte die Eule auf Athenas Helme ein Todtenlied — und der Koloß stürzte darnieder.

Der Schrecken trocknete alle Thränen weg, und sie flüchtetete zu Minervas allmächtigem Vater, nach dem Tempel des Zeus Olympios; aber als sie um Hülfe betend eintreten wollte, bogen sich alle Säulen und das Wunderwerk der Welt zerschlug sich zu Trümmern.

Auf der neuen Flucht näherten sich der Seherin immer fürchterlicher die schwarzen Jahrhunderte ihrer Enkel, und sie wollte sich vor dem Abgrunde der offnen Zukunft retten und beten auf der Burgstadt Athens, wo alle Götter ihre Tempel bewohnen. Aber oben umgaben sie die tempelräuberischen Jahrhunderte mit ihrer Beute. Die Burgstadt war mit zerbrochnen Tempelsäulen und abgerißnen Götterarmen und umgeworfnen Siegbogen bedeckt, und kein Gott und keine Göttin stand unter den Ruinen da für ein Gebet. Sie starrte hinab nach Athen und die Jahrhunderte verflossen vor ihr, und sie sah ihre Vaterstadt durch einander geworfen von den Erdbeben der Zeiten — Theater und Tempel zerrissen — und ihre Enkel schlichen in dunkeln Kleidern, mit gesenkten Köpfen aus niedrigen Häusern in niedrige Kirchen, *) aber zwischen den alten hohen Tempelsäulen wandelten drohend ihre Herren in glänzenden Talaren; und in den Thränentropfen der Griechin brachen und krümmten sich die Griechen tiefer, und die Tyrannen vergrößerten sich riesenhaft.

Sie blickte hinaus über Athen, und das ganze Olivenland der Friedengöttin Minerva war ein blutiger Oelgarten eines leidenden Volks, und wo ein Kopf sich aufrichtete, wurd' er abgeschlagen für den Garten voll Blutspringbrunnen; der ferne honigreiche Hymettos stand in Purpur dort, aber nicht wie sonst von der untergehenden Sonne, sondern von Blut. Sie blickte auf zum Himmel; oben stand der Halbmond Diana's, der Göttin des Todes, und des Jagens, und die Mondsichel hing blutroth vom Niedermähen ihres Volkes herab.

Nun sank ihr Blick ohne Trost, und ohne Götter vom Himmel zur Erde zurück; aber jetzo sank sie selber nach, das Entsetzliche erschien ihr zuletzt; ihre Töchter in der Zukunft von den Thierarmen der Barbaren verschlungen und von grimmiger Wohllust erwürgt — und sie schrie: so gibt es denn keinen Gott.

Da ruhte plötzlich und wunderbar die sterbende Seherin vor dem Altare, welchen Athen dem unbekannten Gott gewidmet hatte, den Paulus *) für den Altar des Christen Gottes erkannte. Das starre Gesicht erweichte sich, eine Freude überflog es, und die Augen thaten sich auf: unbekannter Gott betete die Seherin, bist du der Gott meiner Kinder? — Und stehest ihnen bey, und die wilde Riesenschlange hat sie nur umwunden, nicht vergiftet? — Ja, ich seh' es, sie sprengen die Ketten und Kerker — sie schwimmen durch das blutige Todtenmeer ihrer Geliebten, und versinken nicht — tausend Jünglinge fallen und als Blüthen, und oben bleiben ihre Früchte zum Reifen — O, du großer Gott, ich seh' es, die Schiffe Themistokles kommen wieder, und bringen neue Donner, und schlagen mit ihnen auf die Barbaren herab — O, du gütige Gottheit, ich seh' es, ein anderer Alexander ist meinen Kindern geboren, und kommt zu ihnen, und er deckt seine Krone als Helm auf mein Vaterland. .....

— Da erweckte mich die Seligkeit des Traums; aber sie überlebte ihn; Alexander zieht den Griechen zu Hülfe.

*) Die Griechen dürfen nur dunkle Farben tragen. Die Thüren ihrer Kirchen sind (wie die ihrer Häuser) sehr niedrig, damit die Türken nicht hineinreiten.

*) Apostel Geschichte. 17, 23.

Skizzen aus dem lezten französisch-spanischen Kriege.

(Fortsezung.)

4.

Unter wehmüthigen Gefühlen, drang sich dem gebildeten, menschenfreundlichen Offiziere im Laufe der spanischen Feldzüge nur zu oft die Bemerkung auf, Haß, Grausamkeit, Mord und Verrath in dem Gefolge von Priestern, den Verkündigern unsers so milden Glaubens, unsers eine reine allumfassende Liebe predigenden Evangeliums zu finden. Diese sich auf häufige Erfahrungen gründende Bemerkung mußte für jeden Gefühlvollen um so schmerzlicher werden, wenn er sah, daß das Andenken an eine begangene grausame That unter den gemeinen Soldaten eine allgemeine Verachtung, einen allgemeinen Haß und eine Erbitterung ohne Unterschied gegen jenen so ehrwürdigen Stand zur Folge hatte; welche sie auch sogar wackern aufgeklärten Männern gegenüber — und frey muß es Referent bekennen, daß er deren in Spanien in einem Zeitraume von beynahe vier Jahren, vorzüglich in Andalusien, wo ihm nicht ein einziges, einem Priester oder Mönche nachtheiliges Faktum erinnerlich ist, kennen gelernt hat — welche sie, sag' ich, auch gegen achtungswerthe Männer dieses Standes in ihrer wilden Rohheit kaum zurückzuhalten vermochten.

Wie weit jedoch Priesterwuth im Gefolge von Fanatismus und excentrischer Vaterlandsliebe gehen kann, davon möge nachstehende Erzählung einen neuen Beweis abgeben.

Unter Anführung des Generals Loison — eines rauhen Kriegers, welchen man von dem Vorwurfe nicht frey

sprechen kann, daß er trotz seiner unerbittlichen Strenge im Dienste, seinen Soldaten, wenn sie nur kühn und muthig den Gefahren trotzten, und ihn rasch zu seinen Zwecken führten, auf Kosten der Bürger und Bauern sehr oft den Zügel schießen ließ, hatte unsre mobile Kolonen mehrere Wochen lang in den Gebirgen von Riora und Altkastilien auf Guerillas, Insurgenten, Briganten, und wie der erbitterte Soldat die Vertheidiger des Vaterlandes nur immer nennen mochte, Jagd gemacht.

Einst hatten wir in einem großen, wohlgebauten, in der Gegend von Soria gegen die Grenze von Navarra zu gelegenen Dorfe (trotz alles Nachsinnens kann mein sonst ziemlich getreues Gedächtniß seinen Namen nicht wiederfinden, und einer Menge kleiner schriftlichen Notizen hat mir Boreas auf den russischen Schneehügeln entführt) biedere Leute, gute Aufnahme und vortreffliche Nachtquartiere gefunden. Sehr heiter, und besonders guter Laune ritt am folgenden Morgen General Lotion an der Spitze des Vortrabs, und mehr als gewöhnlich arbeitete heute der Stummel seines linken Arms, den er früher bey Marengo (doch kann ich mich irren, wo?) eingebüßt hatte, und dieser war immer, wie wir wohl wussten, bey Ausbrüchen von heftigem Zorn, oder ungewöhnlicher Heiterkeit ein mobile perpetuum. Von dem alten Alkalde (dem Maire) des Dorfs, einem sehr rechtlichen Manne, bey welchem er übernachtet hatte, war er ganz enchantirt; nur der finstere Cura, der einige der heldenmüthigen Vertheidiger Saragossa's zu seiner Familie zählte, hatte schon aus diesem Grunde seine Gunst verscherzt.

In einer mäßigen Entfernung vom Dorfe bat ein Fourier, der sein die Kompagnielisten enthaltendes blechernes Futteral vergessen hatte, um Erlaubniß, zurückzukehren. Ungern gab ihm sein Kapitain (beyde hatten zusammen bey dem Cura im Quartier gelegen), da er seine zu große Empfänglichkeit für die edeln Gaben des Vater Bachus, welchem im Durchschnitte fast alle Soldaten in Spanien, da wo er volle Tempel hatte, nur zu häufige Libationen brachten, sehr gut kannte, die verlangte Erlaubniß.

Wir machten mehreremal Halt; die Nachhut rückte nur langsam und in großer Entfernung nach, allein der Fourier kam nicht wieder.

Nicht ohne Verlegenheit, und in der bangen Voraussetzung, der strenge General möge leztern für einen Deserteur erklären, meldete der Kapitain im Nachtquartier den Vorfall.

Wo stand der Fourier im Quartier? fragte schnell der General. — Mit mir, bey dem Cura des Orts, war die Antwort. — Nun, so hat ihn dieser ermordet — ich trüge mich nicht — versetzte rasch der General, und Sie haben das Unglück zu verantworten. — Ungewöhnlich heftig arbeitete der Stummel, und der Kapitain hatte auf 24 Stunden Arrest.

Drey Tage darauf, — denn wir kreuzten auf dem festen Lande, wie die Korsaren auf offner See, und lat umher — erblickten wir vom Abhange eines anmuthigen Hügels das nämliche Dorf. Der General wurde sehr ernst, — nach einigem Nachdenken befahl er der Kolonne die Bivacht zu beziehen. — Wir campiren, sagte er, mich, der den Vortrab führte, bey Seite nehmend; Sie aber begeben sich mit dem Vortrab, und 25 Voltigeurs in den Ort, und besprechen sich der Herbeyschaffung der Rationen für das Lager halber mit dem Alcalde und dem Cura; Beyde lassen Sie nicht aus den Augen, bis ich selbst komme. Beobachten Sie scharf, Sie haften für Beyde. —

Mißmuthig befolgte ich den unangenehmen Befehl. Freundlich, doch mit einer ängstlichen Verlegenheit empfing mich der redliche Alcalde an der Thür seines Hauses, und traf auf der Stelle mit zuvorkommender Bereitwilligkeit Anstalten, zur Verpflegung der campirenden Truppen. Auf den Cura musste ich lange warten; nicht ohne Mühe hatte der nach ihm abgeschickte Sergeant ihn in die Wohnung des Alcalden bringen können. Ich selbst musste alle meine Beredsamkeit aufbieten, ihn in Geschäfte zu verwickeln, und, da auf den Dörfern die Ortsgeistlichen an dem Munizipalrathe (Ajuntamiento) Theil nehmen, bis zur Ankunft des Generals aufzuhalten. Mit einer gewissen Scheu und den sichtbaren Spuren eines bösen Gewissens, suchte er unter dem Vorwande kirchlicher Geschäfte sich loszumachen — indessen waren vier von mir dazu befehligte Leute seine unbemerkten Wächter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 27. Juli.

(Beschluß.)

In den lezten Tagen, während der Untergang des Miroir in den beyden Kammern debattirt wurde, war er unerschöpflich an Witz über die Censur und über die Beschützer derselben, und that sich noch vierzehn Tage lang recht gütlich. Während dieser Frist wurde er mit Begierde in ganz Paris gelesen, und wirklich war er nie so witzig, so beißend, so geistreich gewesen. Einmal beschuldigte er die medizinische Zeitung, sie sey Schuld an dem Censurgesetze, indem sie beständig aufrührerische Aufsätze einrücke; wenn sie z. B. von einer herrschenden Bauchkrankheit rede, so sey dieß eine versteckte Anspielung auf den übeln Zustand des Bauches oder Centrums der Deputirtenkammer (in welchem, wie man weiß, diejenigen sitzen, die gar keine Meinung haben, sondern stimmen, wie es das Ministerium will). Ein andermal erfolgte auf diese Beschuldigung eine vorgebliche Antwort des Redakteurs der medizinischen Zeitung, welcher behauptete, nicht er, sondern der Herausgeber des unter dem Titel Petites Affiches erscheinenden Intelligenzblattes sey der gefährlichste Journalist in Paris, indem alle seine Anzeigen nichts als Allegorien und Anspielungen seyen: So oft er „jemand der lesen, schreiben und rechnen kann, einiges Vermögen besizt, und eine Anstellung sucht", ankündige, so sey dieß nur so ein Schein, um sich ungestraft über die Stellenhascher lustig zu machen, die aus allen Ecken von Frankreich herbeylaufen, und sich in den Dienst der Regierung begeben wollen. Noch ein andermal wurde die Aufmerksamkeit der Regierung auf das Modenjournal hingewiesen, welches den Leuten durch den Ausdruck Hüte à la Bolivar, à la Morillo u. s. w. allerley revolutionäre Gedanken eingebe. In andern Nummern wurden neu erfundene Scheeren angekündigt, womit sich ein literarischer Aufsaz eben so hurtig als vollkommen aus einem Blatte wegschneiden lasse, so daß kein Stumpf vom Stiel des gesunden Menschenverstandes zurückbliebe; oder es hieß, Cato, sobald er in der Unterwelt von dem neuen Gesetze gehört, habe befohlen, ihm künftig nicht mehr den Titel Censor beyzulegen. Auch gaben die Verfasser ein kleines Vo-

cabular zum Verſtehen gewiſſer Ausdrücke, deren ſich das Blatt künftig werde bedienen müſſen: Vaterland werde hinführo bedeuten Partey, Ruhe Unterwerfung oder Unterjochung, u. ſ. w. — Merkwürdig war die Wirkung, welche die Nachricht von dem Tode Napoleons in Paris hervorbrachte. Dieſer Verfall ſchien auf einmal das Volk aus ſeiner Zerſtreuung zu erwecken; lebhaft trat das Bild des Mannes, welcher lange das Schickſal Frankreichs in Händen gehabt hat, wieder Jedermann vor den Sinn, und es war, als ob man es bereuete, mehrere Jahre lang ihn faſt aus dem Gedächtniſſe verloren zu haben. Das Volk ſagte: er war doch ein großer Mann, und dieſes doch ſollte heißen, ungeachtet alles des Unheils, was wir unter ihm ausgeſtanden haben. Es iſt ein Nationalzug, daß die Franzoſen Bonaparten verzeihen, daß er ſie in die erniedrigendſte Knechtſchaft gebracht hat, und dieß Verzeihen beruht auf dem Grunde, weil er ihnen Siege und Oberherrſchaft über ganz Europa verſchafft, dem Ruhme der franzöſiſchen Heere den höchſten Glanz gegeben hat. Indeſſen gibt es auch viele, welche in der Stille bedauern, daß ein Mann, welcher dazu geboren ſchien, in Europa die durch die franzöſiſche Revolution, oder wenn man lieber will, durch den Zeitgeiſt hervorgebrachte neue geſellſchaftliche Ordnung dauernd zu begründen und zu verbeſſern, die unbegreifliche Ungerechtigkeit begangen habe, alle ihm zu Gebote ſtehenden ungeheuern Mittel blos zum Werkzeuge ſeiner eignen Erhebung und ſeiner Herrſchſucht zu gebrauchen, und ſo die ganze geſellſchaftliche Ordnung dem Zufalle und dem Partegeiſte wieder Preis zu geben, der jezt daraus macht, was er will oder was er kann. Sein Tod erinnerte lebhaft an alle die großen Hoffnungen, wozu ſeine erſten Thaten berechtigt hatten, die er faſt alle auf eine ſo unerwartete Weiſe danieder geſchlagen hat, und welche ſein Untergehen nun auf immer zu zernichten ſcheint. Wie ſo manche heilſame Anſtalt für das allgemeine Wohl Europas hätte ſeine Macht, ſein feſter Charakter durchſetzen können; welche nun äußerſt mühſam zu Stande kommen wird! Für diejenigen Franzoſen, welche etwa geneigt ſeyn ſollten, ſich eine Herrſchaft wie die ſeinige zurück zu wünſchen, erſcheint zu rechter Zeit die von der Frau v. Stael ſelbſt geſchriebene Geſchichte ihrer Verbannung. Die abſcheuliche Polizey Bonapartes erſcheint hier in ihrer völligen Gehäſſigkeit; und es läßt ſich in der That kaum etwas Grauſameres denken, als eine Polizey, welche ihre ganze Macht aufbietet, um eine alles Schutzes beraubte Frau, die ſich durch ihre genialiſchen Schriften die Achtung der Welt erworben hat, nicht öffentlich zu verfolgen, ſondern heimlich und langſam zu quälen, ihr jeden Troſt, jede Stütze zu rauben, ſie überall, wohin ſie den Fuß ſezt, mit Spähern zu umgeben, und ihr ſogar noch außer Frankreich die Härte der kaiſerlichen Hand fühlbar zu machen; und dieſe Art kleinlicher Rache hätte keinen andern Grund, als daß Frau von Stael es wagte, eine unabhängige Meinung zu haben, und über die Regierung und die Begebenheiten zu denken, nicht wie beſoldete Zeitungsſchreiber oder angeſtellte Redner ihr vorſchwazten, ſondern wie es ein hoher Geiſt ihr eingab, und wie ein heller Verſtand ihr die Sachen darſtellte. Man müſſte wahrlich eine außerordentliche Vorliebe zur willkürlichen Macht haben, wenn man eine Regierung bedauern könnte, welche ſogar diejenigen verfolgte, die einer Verbannten Theilnahme an ihrem Schickſal bezeugten. Ein ſonderbares Gegenſtück zu Frau von Staels Memoiren iſt die gleichzeitig erſchienene Reiſe der Lady Morgan in Italien, worin ſehr gewandt alles Gute, was die franzöſiſch-kaiſerliche Regierung den Italienern hatte zufließen laſſen, und die unendlichen Verdienſte, die ſie ſich trotz ihres Deſpotismus um dieſes Land erworben hat, und wovon noch nicht alle verloſchen ſind, hervorgehoben werden. Beynahe alles, was jezt über Bonaparte erſcheint, iſt zu ſeinem Lobe. Gedichte, Trauerreden, hiſtoriſche Darſtellungen; und obſchon faſt alles geſagt war, was ſich über ihn ſagen ließ, ſo ſind die Schriftſteller doch durch das Untergehen des großen Geſtirns ſo bewegt worden, daß ihnen mancher erhabene Gedanke glückt, und daß ihre Urtheile von überraſchender Wahrheit ſind. Zu ſeinem Nachtheile war nach ſeinem Sturze ſo viel gedruckt worden, daß in dieſer Hinſicht wenig zu ſagen übrig blieb. Deßhalb iſt die Trauer ſeiner Anhänger auch durch wenig Widerſpruch geſtört worden. Den zum Theil ſymboliſchen Bildern, welche über ſeinen Tod erſchienen waren, hat die Polizey nachgeſtellt, nicht ſo ſehr, wie ich vermuthe, des Gegenſtandes halber, als weil man Nebenumſtände eingeflochten hatte, welche immer noch etwas Beunruhigendes für die jetzige Regierung haben. Der oben erwähnte Miroir, der nach Bonapartes Tode beynahe patheriſch wurde, ſo gerührt waren die Verfaſſer, erzählt, man habe bey der Aufführung eines Melodrams lebhaft eine Stelle beklatſcht, worin von einem Helden geſagt wurde: Laſſt uns die unglücklichen Zeiten vergeſſen, und uns nur des Glanzes erinnern, womit ſeine Regierung geſtrahlt hat. Daſſelbe Blatt verſichert, bey der lezten Aufführung des Britannicus habe dieſer Vers des Racineſchen Trauerſpiels: non non, Britannicus est mort empoisonné, eine außerordentliche Senſation erregt. Ein Artillerie-Offizier, Namens Goujon, ſagt von Bonaparte: als Weltbürger mißbillige ich ihn, als Franzoſe achte ich ihn, als Soldat verehre ich ihn. Dieß iſt ſo ziemlich die Geſinnung aller derjenigen, die unter ihm gedient haben; nur iſt die Stimme des Weltbürgers bey ihnen ſehr ſchwach und leiſe, wogegen diejenige des Franzoſen und Soldaten ſehr laut wird. — Eine nicht unerhebliche Tagesbegebenheit der leztern Zeit war noch die Beendigung des langwierigen Kriminalprozeſſes an der Pairskammer über die der Militärverſchwörung beſchuldigten drey bis Bürger und Offizier. Seit zwey Monaten hatte dieſer Prozeß gedauert; während dieſer ganzen Zeit war das Spazierengehen in dem ſchönen Luxemburger Garten dadurch geſtört, daß der Palaſt mit einem Gehege und mit Schildwachen umgeben war. Die außerordentliche Feyerlichkeit, womit die Regierung dieſen Prozeß hatte beginnen laſſen, ließ auch vermuthen, daß das Ende eben ſo feyerlich ſeyn und die außerordentlichen Maßregeln der Regierung rechtfertigen würde. Statt deſſen hat das Publikum nicht wenig erſtaunt, als ſich zulezt ergeben hat, daß ein Komplot, wovon man ſo vieles Aufſehen gemacht hatte, ſich auf die unvorſichtigen Aeußerungen einiger mißvergnügten Offiziere beſchränkt, und daß nur zwey der Verhafteten zur Gefängnißſtrafe haben verurtheilt werden können. Zwar ſind drey geflüchtete zur Todesſtrafe verurtheilt worden; allein ſolche Kontumazurtheile bedeuten in Frankreich nicht viel, und werden gewöhnlich aufgehoben, wenn ſich der Verurtheilte vor Gericht ſtellt. Alle Freygeſprochenen wurden ſogleich von der Pairskammer losgelaſſen, und man ſah am Tage, als das Urtheil geſprochen wurde, mehrere wohlgekleidete Damen, welche am Eingange eines Nebengebäudes des Luxemburger Palaſtes, in welchem während des zweymonatlichen Prozeſſes die Gefangenen aufbewahrt wurden, ungeduldig das Ende abwarteten, um die Freygelaſſenen, die ihre Brüder, Männer oder Geliebte ſeyn mochten, ſogleich bey ihrem Austritte aus der Gefangenſchaft in ihre Arme zu ſchließen, und nach Hauſe zu führen. Eine Unſchuld, die erſt nach zehn- oder eilf-monatlicher Verhaftung anerkannt wird, iſt freylich etwas theuer zu ſtehen gekommen. Indeſſen wird die Entſcheidung der Pairskammer die heilſame Folge haben, daß man künftighin nicht mehr ſo raſch mit Beſchuldigungen in Betreff von Verſchwörungen hervorkommen und ſich erſt zweymal bedenken wird, ehe man die Pairskammer mit ähnlichen Kriminalprozeſſen belaſtet.

Dg.

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 14. August 1821.

Biographie.

Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder. Gesammelt und beschrieben von Maria Carolina von Herder geb. Flachsland. Herausgegeben durch Johann Georg Müller Dr. der Theologie und Professor zu Schafhausen. Erster Theil 472 S. Zweyter Thl. 372 S. 8. Tübingen in der Cotta'schen Buchhandl. 1820.

Ein höchst anziehendes, vielfach unterhaltendes und belehrendes Buch. Wenn sonst der Biograph bey Aufstellung des Bildes eines großen Menschen selten die Wirkung vergessen kann, welche er sich davon verspricht und wünscht, daher auch oft unbewußt dasselbe dem Ideale sittlicher oder geistiger Vollkommenheit, welches in seiner Seele lebt, näher rückt oder entfernter stellt, als es die Wahrheit erlaubt, und er gethan haben würde, wenn ihm nicht der Eindruck vorgeschwebt hätte, den er bey dem Leser beabsichtigte; so findet man in diesen Erinnerungen dagegen eine so anspruchslose, ruhige, gehaltene und einfache Entwickelung des innersten Wesens eines großen Geistes und edlen Gemüths, mit eben so sicherer als feiner Hand ausgeführt, daß man dem Zweifel nirgends Raum geben kann, es möchte dieses oder jenes wohl eigenthümlich ganz anders gewesen und hier nur zum Zweck künstlerischer Wirkung so oder anders gestaltet seyn. Denn, wenn gleich die reinste, feurigste, achtungsvolleste Liebe der Verfasserin die Hand sichtbar geführt hat, so ist es doch durchgängig klar, daß ihr Wahrheit über Alles ging, und daß sie diese wenigstens sagen wollte, so wie sie dieselbe erkannte. Freylich ist es immer ein weiblicher Geist und ein weibliches Herz, welches einen männlichen und ein männliches hier abbildet, und wiederspiegelt, wodurch denn gerade die nämliche Eigenthümlichkeit vielleicht mit zu schwacher Beleuchtung und in zu weichem Farbentone behandelt erscheinen möchte; allein es kommt auch hier weniger auf die Darstellung der Verf. als auf den Inhalt derselben, mehr auf das, was sie mittheilt als wie sie es mittheilt an. Sie führt uns durch das ganze Leben des Gatten, dem sie bis ans Ende die treueste, liebendste Gefährtin, die innigste Theilnehmerin seines ganzen Seyns und Strebens, ein wahres zweytes Ich war, still und ruhig hindurch, und macht uns selbst zu Vertrauten und Theilnehmern alles dessen, was dem Geliebten und ihr an seiner Seite begegnete. Alles Erzählte wird durch Belege unterstützt, die entweder aus Herders eigenen schriftlichen und mündlichen Aeußerungen bestehen, wo es die Darlegung seiner Ansichten, Grundsätze, Handlungsart galt oder aus den Briefen Anderer genommen sind, wenn es das darzustellende Verhältniß derselbe zu Herder erforderte. Man lernt auf diese Weise manchen interessanten Menschen, manchen originellen Geist, manche schöne Seele kennen, welche in diesem Maaße sonst schwerlich Jemanden anders als den nächsten Vertrauten bekannt geworden seyn würden. So den Grafen von Bückeburg und dessen fromme, holdselige Gemalin, deren schönes Bild sich aus den Auszügen ihrer Briefe an Herder von selbst sprechend gestaltet. Eine solche Behandlungsart scheint sich auch am besten zu eignen für ein Leben, das sich nicht sowol durch die äußern Erscheinungen, durch merkwürdige Catastrophen und Veränderungen, als vielmehr dadurch auszeichnete, daß es von dem, der es lebte, ganz im eigensten Sinne als eine Vorschule, Vorbereitungs- und Läuterungs-Epoche für ein höheres und schöneres Daseyn behandelt und angesehen wurde. Denn gewiß werden nur wenig Menschen gelebt haben, die so wie Herder alles Irdische immer auf das Himmlische, das Zeitliche auf das Ewige, das Vergängliche auf das Unvergängliche bezogen haben, und so ganz das gewesen sind, was man human nennen möchte und er selbst so nannte. Humanität, als Verklärung des Sinnlichen durch das Geistige war die Seele seines Lebens, die Summe seiner Weisheit.

Das Buch ist in mehrere Abschnitte eingetheilt nach den bedeutendsten Veränderungen oder Abschnittspunkten in dem Leben selbst, und einem jeden ist sogleich dasjenige beygefügt, was zur Erläuterung und nähern Berichtigung oder Bestätigung des Erzählten dienen kann. Der erste umfaßt Herders Jugendgeschichte zu Mohrungen. Sein Vater, Mädchenschullehrer und Glöckner bey dem

polnischen Gottesdienste, und Cantor, war ein sehr ernster, seine Pflichten gewissenhaft erfüllender Mann, aber dabey gutmüthig und von wenig Worten; die Mutter eine verständige, besonnene, fleißige und stille Frau, die Kinder zärtlich liebend, und von ausgezeichneten Geistes- und Gemüthsgaben. Armuth drückte Herders erste Jugend. Sein erster Lehrer war der Rektor Grimm, ein strenger, pedantischer, aber rechtlicher Mann. Des Knaben Wißbegierde war außerordentlich, Musik und Gesang sein liebster Genuß, eine Neigung, die dem Manne bis ans Ende seines Lebens blieb. Es werden Beyspiele von der allen Hindernissen trotzenden Liebe des Knaben zum Studieren angeführt. Der Diaconus Tressow leistete ihm dabey den meisten Vorschub. Im 17ten Jahre schrieb er das erste Gedicht. Das rothe Halsband, das damalige Zeichen der Militärpflichtigkeit in den preußischen Staaten, machte auf ihn einen unvertilgbar quälenden Eindruck, dessen er nie wieder ledig werden konnte. Ein russischer Regimentschirurg nahm ihn mit nach Königsberg, wo er die Chirurgie erlernen sollte. Im Jahre 1762 reiste er mit diesem von Mohrungen ab, und sah seine Eltern nie wieder. Aufenthalt auf der Akademie zu Königsberg. H. hatte eine Abneigung gegen die Chirurgie und wollte Theologie studieren, allein seine Baarschaft bestand nur aus 3 Thlr. 8 gr. Preuß. Courant. Ein Schulfreund, Emmerich, schaffte ihm, nach seiner Trennung von dem Regiments-Chirurg, Wohnung und auch einige Informationen. Er lebte sehr ökonomisch, und half sich mühselig fort. Manchen Tag lebte er nur von ein Paar Semmeln. Der Buchhändler Kanter vergönnte ihm den Gebrauch seiner Bücher auf dem Lager. Erste, unbegrenzte Wärme des Wißbegierigen. Im J. 1763 wurde er Lehrer am Collegio Fridericiano. Er blieb von dieser Zeit an ein großer Freund und Liebhaber der Jugend; und behielt eine Vorliebe für den Beruf des eigentlichen Lehrens, der jedoch, aller Bemühungen ungeachtet, nie Hauptzweck seines Lebens werden konnte. Unter andern wurde auch Kant sein Lehrer, obgleich Herder nie eigentlich sein Schüler. *) Ihre Geister begegneten sich nicht in der Hauptrichtung ihres Strebens. Sein eigentlicher Freund ward Hamann. Beyde verband die innigste Sympathie. Dieser lehrte Herder auch Englisch, und schloß ihm zuerst Shakspear's Wunderwelt auf.

Im Herbst 1764 kam H. als Collaborator an die Domschule zu Riga, nachdem er vorher noch in Königsberg das schrecklichste Schauspiel seines Lebens, eine furchtbare Feuersbrunst, welche ganze Straßen in Asche legte, gesehen hatte. In den Beylagen finden sich mehrere Stücke von Geistesprodukten Herders aus jener Periode. Gedichte, Collektaneen-Hefte und eine Leichenrede.

Mit einem wahren Freyheitsgefühl (dem damaligen preußisch-militärischen Zwang entgangen zu seyn,) trat H. sein neues Amt an. Er war zugleich Prediger. Dieser Wirkungskreis entsprach einigermaßen seiner Neigung, durch das lebende Wort zu wirken, die ihn durch das ganze Leben begleitete. Seine natürliche Beredsamkeit kam ihm hier sehr zu Statten. Es war nur eine Stimme des Beyfalls über ihn. Auch im geselligen Leben fühlte er sich in Riga sehr wohl. Hartknoch, schon früher sein Freund, wurde es immer mehr; auch gründete er auf Herders Rath eine Buchhandlung, die jezt noch blüht. Hier wurde er recht gesund an Seel' und Leib, obgleich er stets mehr Geist als Körper war und blieb. Diese Lebensepoche nannte er noch später sein goldenes Zeitalter. Im J. 1766 wurde er Freymaurer. Erstes schriftstellerisches Aufstreben. Klotzens Ausfälle gegen ihn verleiden ihm diese Thätigkeit. Er will eine Reise ins Ausland machen, und macht sie endlich auch, nachdem er die Entlassung von seinen Aemtern erhalten. Er gieng nach Frankreich. Reise zur See von Riga nach Nantes. Er lernte auf dieser Reise auch Lessing kennen. In Paris erhielt er den Antrag, den Sohn des Fürstbischoffs Herzogs von Holstein zu Eutin als Instruktor und Reiseprediger drey Jahre auf Reisen zu begleiten. Annahme dieses Antrags. Aufenthalt in Eutin, der ihm im Ganzen sehr angenehm war. Abreise. In Darmstadt lernt H. seine Gattin kennen. Rührend ist die Art und Weise, wie sie dieses erzählt. „Am 19. Aug. (10 Sonnt. n. Trinit.) predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört. Zu diesem großen einzigen nie empfundenen Eindrucke habe ich keine Worte. Ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir. Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank. Von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins und sind Eins; unser Zusammenfinden war Gottes Werk. Inniger können sich die Seelen nicht zusammen verstehen, zusammen gehören. Ach! gewiß hat Niemand seine heilige Seele so gekannt wie ich!" In Darmstadt erhielt er den Ruf nach Bückeburg, den er annahm, da ihm sein jetziges Verhältniß gar nicht zusagte. Hier sind Stellen aus seinen Briefen an seine Verlobte aus Strasburg mitgetheilt, die manches interessante Wort enthalten, unter andern über gelehrte Frauen. — Herders Aufenthalt in Bückeburg, wo er die Stelle eines ersten Predigers und Consistorialrathes bekleidete, und an Thomas Abts Stelle trat, war wohl die wichtigste Periode seines Lebens. Er vermählte sich mit seiner Verlobten, gründete sein häusliches Glück, das ihm treu bis ans Ende blieb, wirkte bedeutend in seinen Aemtern und als Schriftsteller, knüpfte viele ihm für sein ganzes Leben wichtig gewordene Bekannt-

*) M. vergl. jedoch Herd. Briefe zur Bef. d. Hum. VI. Samml. S. 172, wo er Kant als seinen Lehrer mit Wärme rühmt. M.

schaften und Freundschaften, und fühlte sich im Ganzen sehr glücklich. Anziehend sind die Schilderungen von den Charakteren des Grafen von Bückeburg und dessen liebenswürdigen Gemalin, einer der reinsten, edelsten, heiligsten Seelen, die es auf Erden gegeben hat. Die mitgetheilten Stellen aus ihren Briefen an Herder, den sie aufs tiefste verehrte, zeugen überall davon. Dem ersten Theile, der mit Herders Abgange von Bückeburg nach Weimar schließt, ist ein Journal seiner Reise im Jahr 1769 (nach Frankreich) beygefügt, welches Bemerkungen über den Aufenthalt zur See, über Frankreich, Liefland, Rußland, Preußen u. s. w. enthält, die meistens etwas Anziehendes und zum Nachdenken Reizendes haben.

Der Zweyte Theil beginnt mit Fragmenten zu Herders Lebensgeschichte in Weimar. Im Oktober des J. 1776 kam er daselbst an, und wurde von dem Herzog und dem ganzen Hofe, auch von Goethe, den er schon früher hatte kennen gelernt, als einem treuen liebenden Freunde empfangen. Er war zuerst Consistorialrath und Prediger. Er erfreute sich bald der Freundschaft eines Wieland, des Herrn von Knebel, des Grafen Görz, des Fürsten Primas Carl von Dalberg, (damals noch Statthalters von Erfurt) des Bergraths von Einsiedel, und Anderer. Gleims Liebe und innigste Anhänglichkeit hatte er schon früher gewonnen. Seine amtliche Wirksamkeit war nicht frey von mancherley Unannehmlichkeiten, besonders die Consistorialgeschäfte, wo er oft mit widerstrebenden Gesinnungen und Ansichten zu kämpfen hatte. Allein die zarteste und liebendste Theilnahme gab sich ihm oft auf überraschende Art zu erkennen. So erhielt er im Jahr 1788 am 10. März durch die Post ein Geschenk von 2000 Gulden Rheinisch, in Ducaten, dessen Geber die Familie Herders nie hatte erfahren können. Die Reise nach Italien ist nun einer der bedeutendsten Abschnitte in Herders Leben. Hier sind das Interessanteste die Briefe, welche der Vater an seine Kinder und der Gatte an die Gattin aus dem Lande seiner Sehnsucht schreibt, und aus denen viele Auszüge mitgetheilt werden. In einem derselben kommt ein sonderbarer Irrthum vor. Herder schreibt nämlich, er habe zu Spoleto auch die porta fugae gesehen, „wo Hannibal floh, da „er beym Trasimenischen See geschlagen war." Nun ist aber Hannibal nach der Schlacht am Trasim. See, wo er bekanntlich den röm. Consul Flaminius schlug, und dadurch Schrecken und Angst durch ganz Italien verbreitete, keineswegs geflohen. Die Sache war diese. Während der Schlacht vermuthlich wollte sich Hannibal der Stadt Spoleto durch einen plötzlichen Angriff bemeistern, allein die muthigen Einwohner von Spoleto trieben ihn zurück, an der Stelle, welche sie im Gefühl ihres Muthes, porta fugae nannten. Seine interessanteste Bekanntschaft in Italien war die des Erzbischoffs von Tarent, Giuseppe Capecle Latro — der auch Herders Tod in einem lateinischen Gedichte besang. — Während er in Italien war, erhielt er den zweyten Ruf nach Göttingen als öffentl. Lehrer an der dasigen Universität. Sein lang genährter Wunsch schien nun in Erfüllung gehen zu wollen, allein der Stimme seines Genius ungeachtet, die für die Annahme dieses Antrags war, bestimmte er sich endlich in Weimar zu bleiben, wo er dann auch bis zu seinem Tode verweilte.

Die lezten Abtheilungen dieses Bandes behandeln Herders Amtsgeschäfte und ihre Führung, seine fernere schriftstellerische Thätigkeit, und schließen mit einer Charakteristik desselben (wozu jedoch nur einzelne Züge geliefert werden). Etwas ganz Eigenes ist es, daß Herder sein Leben fortwährend und bis an seinen Tod für verfehlt ansah, ob er sich gleich in einer Lage befand, die seinem Genius, durch die Art der Wirksamkeit, die sie ihm darbot, sehr angemessen hätte scheinen mögen und ob er gleich die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß er mit Segen arbeitete. Er glaubte sich eigentlich für ein Lehramt auf einer Akademie bestimmt. Wie sonderbar neckte ihn da — kann man sagen, das Schicksal, da es ihm die nahe Erfüllung dieses Wunsches mehrmals zeigte und nie gewährte.

In einem Abschnitte ganz am Ende wird unter Herders Freunden in den lezten Jahren seines Lebens auch des geistreichen und gemüthvollen Jean Paul Richters gedacht, mit dem sich Herder unter allen fast am meisten verstand, mit dem er am meisten geistig verschmelzen konnte. Es werden auch die wirklich sehr schönen Worte Richters über Herder aus dem 3ten Theile der Vorschule der Aesthetik in der lezten Vorlesung angeführt. Wir beschließen diese Anzeige mit denen desselben Autors in den Dämmerungen für Deutschland, wo es von Herdern heißt:

Ich wende mein Auge zu einem dichterischen Geiste, der durch alle seine Werke reinen Himmelsäther wehen ließ, und keinen unheiligen Laut in ihnen, als in heiligen Tempeln, duldete; ja der gleichsam als ein geistiger Orientaler immer unter dem offenen Himmel wohnte und nur auf Höhen schlummerte. Wollt ihr durch Musen die Religion wie Sokrates die Philosophie von ihrem Himmel auf die Erde bringen und pflanzen, so eifert diesem Muster nach, oder einem Klopstock oder überhaupt den Dichtern älterer Zeiten. Solche Musen allein können die Heydenbekehrerinnen so vieler Großen werden. X. X.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortsetzung.)

Des projets de l'Autriche sur l'Italie; par M***. Die neuen politischen Ereignisse in Italien haben, wie es sich erwarten ließ, viele Flugschriften in Frankreich veranlaßt, wovon einige selbst jezt noch beherziget zu wer-

den verdienen, obwol die Bewegungen, die sie veranlaßten, schon gedämpft sind. Gegenwärtige Schrift gehört unter diese Anzahl. Noch hatten die östreichischen Truppen das Königreich Neapel nicht besezt, als sie erschien; der Verfasser untersucht daher zu allererst, was eine solche militärische Maßregel zur Folge haben könnte, und zeigt dann die Ungerechtigkeit der Anmaßung, sich in die innern Angelegenheiten eines Landes mischen zu wollen, welches durch Umstände veranlaßte Veränderungen in seiner Regierungsform vorgenommen hat. Nach des Verfassers Meynung müßten nicht nur alle kleinen Staaten Italiens, sondern auch Würtemberg, Bayern und die Schweiz sich einem solchen Schritte von Seiten Oesterreichs, mit aller Macht widersezen. Er wirft dann einen Blick auf das Interesse Spaniens, Frankreichs und Engellands rücksichtlich dieser Angelegenheit. Er fragt——— doch wozu hier die Wiederholung seines wohlgemeinten Zurufs, da schon das Gegentheil geschehen ist? Die Schrift schließt mit der Uebersezung einer vortrefflichen Rede, die H. Poerio, am 8. Dezember v. J., im neapolitanischen National-Parlamente hielt, und in welcher über mehrere die Revolution betreffende Umstände wichtige Aufschlüsse gegeben werden. (in 8. Preis 2 Fr. Bey Mongie.)

Du Congrès de Troppau; oder Untersuchung der Ansprüche der unumschränkten Monarchien in Hinsicht der constitutionellen Monarchie von Neapel. Von Bignon. Dieser beliebte Publicist behandelt hier den nämlichen Gegenstand vorstehender Schrift, aber mit weit mehr Gewandheit. Zwar ist, wie schon gesagt, es jezt zu spät, ein Gebäude noch ausbessern zu wollen, da es schon auf dem Boden liegt, doch lassen sich die Materialien, die H. v. Bignon hier herbeyführt, auch zur Aufrechthaltung eines andern Gebäudes benuzen. Er untersucht 1stens. Ob die vereinigten Kabinette mehrerer Mächte das Recht haben, eine andere Regierung zu verhindern, mehr oder minder ausgedehnte Modificationen mit ihrer Form vorzunehmen? 2tens. Ob die vereinigten Kabinette mehrerer unumschränkten Mächte berechtigt sind, ihre Verhältnisse mit der constitutionellen Regierung von Neapel zu brechen, oder sich zu weigern, diese Regierung anzuerkennen, unter dem Vorwande, daß sie aus einer gewaltsamen Staatsumwälzung hervorgegangen, während jene Mächte sich gegenseitig anheischig gemacht hatten für die Fortdauer der Regierungen, so wie sie auf dem Wiener Congreß anerkannt wurden, Gewähr zu leisten? 3tens. Ob die Weigerung der Mächte die constitutionelle Regierung von Neapel anzuerkennen, sich durch Gründe rechtfertigen läßt, die aus der Natur und Ursache des revolutionären Regierungswechsels, oder aus der vorgeblicher Gefahr, welcher durch diese Revolution die gesellschaftliche Ordnung ausgesezt worden ist, oder endlich aus der freyheitslosen Lage des Königreichs beyder Sicilien hervorgehen? 4tens. Ob unter solchen Umständen, Oestreich als Gränznachbar dieses Königreichs berechtigt sey, die Wiederherstellung der unumschränkten Gewalt, oder auch nur irgend eine Modification der Regierungsform von Neapel zu verlangen? 5tens. Ob das Recht Neapel, wegen der vorgegangenen Veränderungen in diesem Königreiche, feindlich zu behandeln, auf einer älteren Uebereinkunft beruhe, wie zum Beyspiele, der Tractat zwischen dieser Macht und Oesterreich vom Jahre 1815? 6tens fragt der Verfasser, ohne Rücksicht auf das Recht, welches andere Mächte haben oder nicht haben, das constitutionelle Neapel feindlich zu behandlen, ob ein solches Betragen sich mit ihrem wahren Interesse vertrage? Endlich 7tens fragt H. v. Bignon ob das constitutionelle Neapel die angebotene Vermittlung der Kabinette unumschränkter Monarchien annehmen konnte oder durfte? Die Erörterungen aller dieser Fragen sind mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit gemacht worden. Vielleicht dürfte der Verfasser manchem Leser zu gelehrt scheinen. Aber offenbar stehen nicht ohne Grund so viele fremde Autoritäten hier aufgeführt, denn viele Leute sind eher geneigt, der Meinung anderer Schriftsteller beyzupflichten, als desjenigen, der mit ihnen spricht. (Octavband. Bey F. Didot).

L'Italie au dix-neuvième siècle oder von der Nothwendigkeit in Italien die Freyheit nicht von der Macht zu trennen. Als Verfasser dieser anonymen Schrift wird ein italienischer, in Frankreich anwesender Gelehrter genannt, der in der Literatur, in der Philosophie, so wie in der Politik sich ehrenvoll bekannt gemacht hat. Man findet hier eine wichtige Würdigung des politischen Zustandes von Italien, zu der Zeit, da dieses Land der Schauplaz geschichtlicher Ereignisse von so hoher Wichtigkeit geworden war. Der Verfasser möchte die Uebel des Krieges von Italien abwenden, oder wenigstens eine nüzliche Lehre für Völker und Fürsten aus den lezten Begebenheiten in Neapel ziehen. Er beweiset die Nothwendigkeit, den italienischen Staaten repräsentative Konstitutionen, und diesen sämmtlichen Staaten eine federative Konstitution zu geben. Seiner Meynung nach ist kein anderes Mittel, die Gefahr einer allgemeinen Revolution auf immer abzuwenden. Die Schrift ist übrigens mit vieler Mäßigung abgefaßt, obwol die wichtigsten Thatsachen und die stärksten Wahrheiten mit aller Freymüthigkeit darin ausgesprochen werden. Sie athmet mit dem aufrichtigsten Wunsche für das öffentliche Wohl, Liebe der Freyheit und der volksthümlichen Unabhängigkeit. (10 Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. Bey Dufart.)

Reflexions sur les majorats et sur les substitutions, par Henlard de Montigny. Der Verfasser, Mitglied des königl. Gerichtshofes zu Bourges, stellet hier diesen wichtigen Gegenstand von der nämlichen Seite dar, wie vor ihm der Graf Lanjuinais in einer kleinen Schrift es that, die den Titel führt: La Charte et les Majorats, das heißt, er beweiset, daß diese Einrichtung, auf welcher der Kaiser Napoleon seine militärische Regierung gründete, nicht nur dem Staats-Interesse, sondern auch dem Interesse einzelner Familien zuwider ist; nicht nur gefährlich, sondern auch inconstitutionell ist. Er greift besonders die irrige Meynung an, daß es für Frankreich ein unersezlicher Verlust seyn würde, wenn irgend eine mehr oder minder berühmt gewordene Familie jezt ganz in Vergessenheit gerathen sollte, — weil sie nicht mehr das ausschließliche Recht hat, die ersten Stellen in der Armee zu bekleiden. „Es ist verschwunden, dieses Vorurtheil, sagt er, seitdem die Revolutionskriege auch den Ungläubigsten bewiesen haben, daß in Frankreich Anstrengung und Ehre angeborne Eigenschaften des Nationalcharakters sind; seitdem unsere besten Offiziere und Generale, die aus der Volksklasse hervorgiengen, oder vom gemeinen Soldaten sich erhoben, dargethan haben, daß es keiner adelichen Abkunft bedurfte, um eine Kompagnie, ein Regiment oder eine ganze Armee zu kommandiren. Es kann daher Frankreich nie an berühmten Männern fehlen." Gegen solche Wahrheiten läßt sich schwerlich etwas einwenden; dennoch wollen aber gewisse Menschen, die Alles, was seit dreyßig Jahren geschehen ist, gern aus der Geschichte verlöschen möchten, sie nicht anerkennen, daher denn auch Hr. v. Montigny viele Widersacher gefunden hat. (8 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 75 Cent. Bourges, bey Debrie.)

(Die Fortsezung folgt.)

Nro. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. August 1821.

O Himmel und Erde! rief er, das ist Freude! — das sind andere Zeiten, das ist kein Ton aus meinem kindischen Jahrhundert, das bleibt nicht der Boden, wo das Herz des Menschen unter seines Treibers Peitsche leucht. — Ja! bey deiner herrlichen Seele, Mensch! du wirst mit mir das Vaterland erretten.

Hyperion von Fr. Hölderlin.

Zuruf an Griechenland.

Du schönes Land, durch das die Götter-Sagen,
Gleich klaren Strömen, freudig wallend ziehn!
Des Himmels heitre Bläue deinen Tagen
Und schön're Sterne deiner Nacht verlieh'n.
Wo Zevs gepflegt ward, Maja's Sohn geboren;
Aus dem Ulcid sich zum Olympos schwang,
Indeß, von Phäbus zum Asyl erkoren,
Ein Hirt, der Gott in deinen Thälern sang.

Gefild, das Plato zeugte, Solon nährte,
Wo, schön verspritzt Epaminondas Blut
Getränkt den Schoos der freyen Mutter-Erde,
An dem verblutend gern der Sohn noch ruht.
Ihr Haine! — d'raus bedeutsam, reich verschieden
Für jedes Fest erschwillt der Blätter Glanz —
Dem Siege Lorbeer, Pallas Zweig dem Frieden;
Am schönsten doch der Liebe Myrthenkranz. —

Dich liebt' ich schon, als mit dem Schmuck der Wies'
Bekränzt, ich hüpft' in der Gespielen Reihn! —
Und meiner Kindheit Blumen-Paradies
Verwebten sich mit deinem Lorbeer-Hayn.
Ja, der Begeistrung erster Traum entrückte
Mich hier auf deiner Sänger ernste Spur,
Die zarte Jungfrau, scheu doch selig, pflückte
Im Frühroth ich ein Blatt auf Lesbos Flur.

Und jedes Eiland draus mit Lenzes Weben
Der Balsamduft von Blüten-Wäldern haucht —
Die Küste dir, bey günst'ger Segel Blähen,
Im goldnen Duft aus Purpurfluthen taucht,
Sie kannt' ich all' — ein sinnvoll Mährchen drückten
Gereiht die Sagen sich in Bild und Spiel,
Wo Götter liebend Sterbliche beglückten,
Ein Held gesiegt — und wo er, schöner fiel.

Dort rief's zu lang umsonst mit tausend Stimmen,
Auch Hellas Söhn' aus dumpfem Schlummer wach.
Erstickt versank des kühnern Funkens Glimmen
Matt in gewohnter Knechtschaft Ungemach.
Bis dieser Zeit allmächtige Bewegung
Von Meer zu Meer den fernsten Strand erreicht —
Und Wunsch der Freyheit in erneuter Regung
Ein schimpflich Joch verhaßter noch gezeigt.

Und kaum als Griechen fühlt Ihr Eure Rechte,
Erstebt mit Euch die alte Tugend schon.
Ihr seyd nicht mehr des Moslems feige Knechte! —
Die vor der Geissel ihres Drängers floh'n.
Nein! — Auf erhabnen Trümmern hoch zum Streite,
Im Angesicht der aufgeregten Welt,
Groß kämpft ein Volk, dem mahnend sich zur Seite
Der Helden Schatten heilge Schaar gestellt.

Sie schwebt heran, von jenen Termopylen,
Ein hehrer Traum vom alten Vaterland.
Dort von Platäa, wo sie siegend fielen;
Im wilden Schmuck von des Eurotas Strand.
Und eh sich die Geschicke noch erhellen,
Wie vormals dräuend mit Barbaren-Wuth,
Schwebt Griechenland von neuem auf den Wellen,
Läßt Haus und Flur um höh'rer Freyheit Gut.

Horch! — wie's durch Pelions uralte Wipfeln
Mit stolzer Lust in allen Zweigen rauscht! —
Ein freud'ger Geist umweht Parnassos Gipfel,
Indeß das Thal auf Siegeskunde lauscht.
Zu ihres Tempels lang entweihten Hallen,
Herab schwebt Pallas schützend wie zuvor,
Und trägt, die für der Laren Schutz gefallen,
Auf goldnen Wolken zum Olymp empor.

Das Recht iſt Euer! — ringet muth'ge Streiter! —
Wie ungleich auch der Kampf Euch auferlegt.
Mit jedem Schritt wird Eure Siegsbahn weiter,
Und Kraft verleiht der Boden, der Euch trägt.
Entzünd', Tyrtäus, neu durch deine Lieder
Den Flammengeiſt von Sparta's trotz'gem Sohn! —
Gieb Skyros *) dem Achill ſein Troja wieder! —
Fiel wie in Aulis, ach manch Opfer ſchon.

Doch wie? — Ihr ſeht mit ſtehender Geberde
Zum kahlen Nord nach fernem Beyſtand aus? —
Bedenkts! — Ihr ſeyd die Könige der Erde,
Entführt Ihr das befleckte Vaterhaus.
Nicht Hülfe ſucht, wo in gelähmten Reichen
Des Willens Kraft zerfloß in Form und Schall.
Blieb ungerächt — O Frevel ſonder Gleichen! —
Sonſt Eurer Kirch' und ihrer Diener Fall? —

Nein: jener reine Muth, längſt ging er unter,
Der zu des Chriſtenbruders Rettung fliegt. —
Die matte Welt, ſie ſchläft — und träumet — Wunder,
In thatlos frommen Dünkel eingewiegt —
Die kühne Wallung, ſchon iſt ſie verſchwunden,
Die, rennenden Gewittern gleich, gedroht. —
Dem fremden Geiſt ward bald der Bann gefunden,
Und Themiſtokles ißt der Perſer Brod! —

Getroſt! — Allein ſteht, Griechen, Eurer Sache! —
Kämpft um der fernſten Zukunft edles Glück.
Berauſcht, begeiſtert Euch in heil'ger Rache! —
Mit Blut kauft Eure Jungfrau'n Euch zurück! —
Erhebt ſie, die zertrümmerten Altäre! —
Wölbt Eure Tempel neu mit ſtolzrer Pracht.
Im Sieg verherrlicht unſres Heilands Ehre,
Er iſt der Gott des Tapfern in der Schlacht.

Holt Euch zurück den Schmuck der Propyläen,
Zum Nebel Eiland frevelnd jüngſt entführt. —
Daß unter reinem Himmelslicht geſehen,
Die Kunſt belebend neu die Herzen rührt.
Ja, wenn der Willkühr winzige Tyrannen
Den beſſern Mann geläſtert und verkannt,
Aus allen Räumen ſchonungslos verbannen,
Find' er bey Euch ein ſchön'res Vaterland.

Und du, o Schmerz! — beſchränkt, doch herb nicht minder,
Der troſtlos ein verlornes Glück beweint;
Bezähme dich! — Ihr Thränen ſtrömt gelinder,
Wie die erhabne Hellas mir erſcheint:
In Schmach die Töchter — blutend ihre Söhne —
Das Kind als Waiſe, — Wittwe ſchon die Braut, —
Und ihres Jammers — ihres Jubels Töne
Erſticke meiner leiſen Seufzer Laut.

A. v. Helwig, geb. v. Imhoff.

Skizzen aus dem lezten franzöſiſch-ſpaniſchen Kriege.

(Fortſezung.)

Unterdeſſen kam der General mit ſeiner Escorte. Unbefangen höflich gegen den Cura, zuvorkommend freundlich gegen den Alcalde, äußerte er, daß er nach einer Raſt von wenig Stunden mit ſeiner Kolonne wieder aufbrechen würde, und lud den Leztern zugleich mit ſeiner eigenen Suite in eine an dem Platz gelegene Poſada (einen Gaſthof), zu einem bereits beſtellten Frühſtück ein.

Einer ſeiner Adjudanten lud ſich eben ſo unbefangen beym Cura zur Chocolade ein, und ſo blieb auch Lezterer nicht unbeobachtet.

Mitlerweile meldete mir ein Voltigeur, er habe ſich auf dem Platze einen Tſchako voll Feigen gekauft, ein Paar davon einem armen zerlumpten Knaben gegeben, und dieſen wie im Scherz gefragt, ob er nicht wiſſe, was der furiele de los Lanceros (der Fourier der Lanzenreiter) mache? — Aengſtlich habe ihm der Knabe: esta morte (er iſt todt) geantwortet. Darauf habe er ihm ein Paar Ochawas (eine kleine Kupfermünze) gegeben, und einem Kameraden aufgetragen, auf ihn Acht zu geben.

Ich eilte in die Poſada, dem General den Vorfall zu berichten. Er befahl mir, den Knaben zu ihm in ein beſonderes Zimmer zu führen. Als er ihm liebreich zugeſprochen, und einen Duro (fünf Pieçetten, einen Thaler ſechs Groſchen) geſchenkt hatte, erfuhr er: der Fourier ſey bald nach unſerm Abmarſche zu dem Cura zurückgekommen — wegreiten habe ihn niemand geſehen — wie er gehört, habe er ſich ſo betrunken, daß er an einem plözlichen Blutſturze geſtorben ſey — jedoch habe er, (der Knabe) als er das Vieh gehüthet, bey einbrechender Nacht einen ihm unbekannten Mann das Pferd deſſelben in die Gebirge reiten ſehen. —

Der General kehrte zum Frühſtück zurück. — Nach einer kurzen Pauſe ſprang er auf, faßte den Alcalde grimmig bey der Bruſt, und rief mit donnernder Stimme: Wenn Dir und den Deinigen das Leben lieb iſt, und euer Dorf nicht in wenig Stunden ein Aſchenhaufen ſeyn ſoll — ſo ſchaffe den vermißten Fourier herbey! —

Bebend ſtürzte der ehrwürdige Greis zu den Füßen des ergrimmten Generals, ſchwur bey dem ewigen Heile ſeiner Seele, er und die Bewohner des Orts wären vor Gott und allen Heiligen rein und unſchuldig an dem Schickſale des Fouriers; doch — ſezte er ſtockend und mit ſteigender Angſt hinzu — vermuthe er nicht ohne Grund, lezterer habe in der Behauſung des Cura einen ſchnöden Tod gefunden.

Beſänftigt ließ ihn der General los, bat ihn, ſich zu faſſen, und Platz zu nehmen, und ſchickte die Wache nach dem Cura.

Bald kam der Lezterе unter wüthenden Geberden, ſezte frech dem General darüber, wie man mit ihm, einem geſalbten Diener des Herrn, ſo verfahren könne, zur Rede, und ſtieß Bannflüche und Verwünſchungen aus.

Croisés les bayonettes sur la poitrine de ce miserable — rief der Wache winkend mit ſteigender Wuth der General, — bekenne, heimtückiſcher Mörder, wo iſt der

*) Bekanntlich hielt ſich Achill in Skyros am Hofe des Lycomedon auf, ehe er von Ulyſſes dort entdeckt mit den Griechen gegen die Barbaren aufbrach.

Fourier? ich weiß alles! — Das Zeichen des heiligen Kreuzes machend, ſtarrte der Cura in dumpfem Hinbrüten vor ſich hin.

Bey deinem und meinem Heilande! rief der General, auf ein an der Wand hängendes Crucifix deutend, — bekenne!

Da erwachte er, wie aus einem Traume. — Ja! rief er, zur Ehre Gottes habe ich ihn, den verruchten, im Schooße der verworfenſten aller Revolutionen gebornen Ketzer, den Feind meiner Religion, meines Königs und Vaterlandes ermordet! — Die Schatten der zu Zaragoſſa gefallenen Märtyrer ſind verſöhnt! — Könnte ich deinen Napoleon, dich und alle die Deinigen erwürgen, ſezte er zähneknirſchend und vor Wuth ſchäumend hinzu — ich würde ſelig ſterben, und mir hier und dort ewiges Heil bereiten. —

Luft ſchöpfend trat der General ans Fenſter. — Elender! Du ſtehſt am Rande des Grabes, ſagte er zu dem Cura gewendet, gieb deine Mitſchuldigen an, bekenne alles, und ſchaff den Leichnam herbey.

Kopfſchüttelnd und mit einem teufliſchen Lächeln, verfiel er in ſein voriges, unverbrüchliches Stillſchweigen.

Da ergrimmte der General auf's neue, rief nach zwey Korporals mit Stöcken, ließ ihn auf eine Bank legen, und — wir Alle wagten es nicht, dieſe unmenſchliche Behandlung durch Fürbitte abzuwehren — unbarmherzig zerprügeln.

Bekenne! rief der General, wenn die Korporale inne hielten, doch nicht einen Laut konnte er dem Verſtockten erpreſſen. Die barbariſche Behandlung begann auf's neue; nach öftern Pauſen und Wiederholungen ſtammelte der Erſchöpfte: über mich allein komme das vergoſſene Blut. — Nenne die Mitſchuldigen und recognoscire den Leichnam, wo iſt er? ſtürmte der General auf ihn ein. En mi Casa (in meinem Hauſe) ſtöhnte er, und zeigte ſchmerzhaft mit der Hand über den Platz.

Der General überließ ihn einige Zeit lang der Pflege des Chirurgen. — Unterdeſſen erfuhren wir, der Küſter und noch ein Innwohner des Orts mit ſeiner Familie, hätten ſich in möglichſter Eile und Stille geflüchtet. Nun ward es klar, daß der Böſewicht Mitſchuldige gehabt hatte, denn allein konnte er das Bubenſtück unmöglich vollbracht haben.

Soldaten trugen auf einer Tragbahre den jämmerlich zugerichteten Cura in ſeine Behauſung, der General, wir Alle folgten.

Einen in der Mitte des Gartens ſtehenden Brunnen bezeichnete uns, ohne ein Wort zu ſprechen, der Erſtere. Er ſchien ausgetrocknet zu ſeyn, und war bis an den Rand mit Schutt und Steinen angefüllt. Faſt eine Stunde arbeiteten die Soldaten, ehe ſie auf den Grund kamen, endlich brachten ſie den nackten Leichnam ans Tageslicht. Ein ſchauderhafter, gräßlicher Anblick! — Die ausgeſchnittene Zunge hieng durchbohrt an einer Schnur an ſeinem Halſe; an andern Theilen ſeines Körpers — der Anſtand verbietet mir, den Anblick weiter auszumalen — unmenſchlich verſtümmelt, zeigte der Körper außer ungefähr zwanzig etwa einen Zoll breit in den Unterleib eingedrungenen Meſſerſtichen keine andere tödtliche Verletzung. Unter den fürchterlichſten Qualen muſſte der Unglückliche — ein junger Mann von guter Familie — ſeinen lezten Seufzer ausgehaucht haben.

In ſtiller Wehmuth warf der General den Mantel des Cura über den Entſeelten. Prieſter! bereite dich zu deiner lezten Stunde, ſagte er mit furchtbarem Ernſte, und entfernte ſich von dem ſchauderhaften Anblick.

In der Wohnung des Alcalde angelangt, tröſtete er den ehrwürdigen mit der Verzweiflung ringenden, und für das Schickſal ſeines Dorfs zitternden Greis, umarmte ihn, empfahl ihm Treue gegen ſeinen jetzigen König, und ſchenkte ihn zum Andenken ſeine goldne Tabatiere.

Den unſchuldigen Angeber, den armen Knaben, eine Waiſe, nahm er, um ihn vor der Rache der Inſurgenten, mit welchen der Cura einverſtanden ſeyn muſſte, zu ſchützen, als Joley zu ſich.

Darauf befahl er in der Mitte des Platzes ein Grab zu graben. Als es vollendet war, wurde das unglückliche Schlachtopfer des fanatiſchen Prieſters, in des Cura eignen Mantel gehüllt, und von vier Unteroffizieren getragen der Mutter Erde übergeben; ein Detaſchement gab nach üblichem Gebrauche eine Salve auf ſein Grab.

Kaum war der Grabhügel aufgeworfen, als die Wache den Cura auf den Platz brachte, wo ſämmtliche Einwohner des Dorfs verſammelt waren.

Bete! Mörder, bete, wenn du kannſt, rief ihm der General zu, und als ihn die Soldaten in den Kreis führten, befahl er dieſen, ihn auf den friſch aufgeworfenen Grabhügel niederknieen zu laſſen.

Da, an den Pforten der Ewigkeit ermannte ſich der ſchreckliche Mann noch einmal die Strafen del inferno (der Hölle) über den Kaiſer Napoleon und alle Franzoſen herbeywünſchend, ſtrömte ſein Mund von den gräßlichſten Flüchen und Verwünſchungen über; da ſchoſſen ſechs dazu kommandirte Voltigeurs ihn nieder. —

Eine furchtbare Stille herrſchte, als die Schüſſe verhallten, unter dem verſammelten Volke; mit abgezogenen Hüten beteten die Männer für die arme Seele des Verbrechers.

Den ſechs Voltigeurs, und dem bey der Beerdigung zugegen geweſenen Detachement gab der General die Häuſer des Cura, des Küſters, und des entflohenen Innwohners zur Plünderung Preis.

Vergebens beſchwor der Alcalde den General, der nach der Plünderung dieſe Häuſer niederzubrennen befohlen

hatte, um Schonung; vergebens stellte er ihm vor, daß vielleicht der ganze Ort (wiewol die leztern vom Dorfe fast gänzlich abgesondert hinter der Kirche lagen) ein Raub der Flammen werden könnte; schweigend und unerbittlich ritt der Strenge auf die Biwacht. —

Als wir vom Hügel des Lagers bey einbrechender Nacht die Flammen lodernd an den Giebeln der Priesterwohnung emporsteigen sahen, und der General mit einem fürchterlichen Hohngelächter ausrief: „eine schönere Fackel hat wohl noch nie einem französischen Unteroffiziere zu Grabe geleuchtet!“ da ward uns Umstehenden schauerlicher um's Herz, als im Gewühle der Schlacht.

Wie wir später erfuhren, hatte eine Guerillas Bande das arme Dorf und den ehrlichen Alcalde arg heimgesucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im Juli.

Neuere Nachrichten über den Charakter der Javaneser *) beschreiben uns dieses Volk als sehr milde, ja harmlos, melden aber, daß Einzelne aus ihm bey gewissen Veranlassungen von einer Mordwuth ergriffen werden, während der sie ohne alle Rücksicht auf eigne Gefahr, einzig Opfer zu schlachten bestrebt sind. In Havanna ereignete sich im lezten Mai-Monat ein Vorfall, der eine ähnliche Wuth bey dem strafbaren Thäter voraussetzen läßt, indem dieselbe mit der angegebnen Veranlassung in gar keinem Verhältniß steht. Der Kutscher eines vornehmen Mannes — ich wünschte zu wissen, ob es ein Weisser oder Farbiger war, — ward von seinem Herrn eines Vergehens wegen gestraft. Der Unglückliche empfand dieses so tief, daß er von Verzweiflung getrieben eines Schwerts habhaft zu werden wußte, mit dem er aus dem Hause eilte, und was ihm begegnete niederhaute; so tödtete er drey Personen, und verwundete drey andre, bis er endlich einen Offizier angriff, der ihn mit seinem Gehestock entwaffnete. Der Wüthende äußerte, selbst nach seiner Verhaftung, daß er gern noch mehr Menschen geopfert hätte. Der Seelenkundige kann in dieser schrecklichen That unmöglich etwas anders als einen Anfall von Tollheit erkennen, so wenig wie in den Wuthanfällen der friedlichen Javanesen; allein diese Anfälle werden ohne Zweifel von dem Volks- und individuellen Charakter des Thäters motivirt. Immer werden sie sich bey Menschen finden, deren Leidenschaften durch Erkenntniß des Rechten ungezügelt blieben, können aber bey den zwey Extremen: Unterdrückung und zügellose Freyheit statt finden; der Javaneser Mordbegier-Anfälle, und die, durch unsre Nordlands-Dichter bekannter gewordne Berserker-Wuth, in ihren Wirkungen sich ähnlich, möchte wohl von den beyden, ganz verschiednen Ursachen ausgehen können. Beydes ist aber Raserey, nicht böse That. Dieser Betrachtung, die kaum in eine Korrespondenz gehört, füge ich noch bey, daß ich leider sehr zarte Kinder durch nachdenkenlose, unbillige Behandlung unterreinander, und noch schlimmer! — von ihren Vorgesezten, in eine Art Berserkers-Wuth habe ausbrechen sehen, in der ihre Wuth weit über ihre eigne Kräfte erhöht war. Schrecklich, wenn Mütter und Erzieher diese Momente übersehen! —

Den 20. Juni hat Hr. Buxton im Unterhause wirklich den Opfertod der indischen Wittwen zu Sprache gebracht und das Parlament um nähere Nachweisung über diesen Gegenstand gebeten. Er versicherte dabey mit sehr anständigem Eifer, wie fern es von ihm sey, der Regierung von Indien damit den mindesten Vorwurf machen zu wollen. Seiner Darstellung nach ist das Uebel noch viel ärger, wie mein voriger Brief erwähnte. In der Präsidentschaft von Fort William allein sind seit vier Jahren 2366 Wittwen neben den Leichen ihrer Gatten geschlachtet. Unter ihnen Unmündige von vierzehn, zwölf, ja sogar von acht Jahren. — Denn die Sitte erlaubt den Indiern, ihre Töchter noch früher, wie die schon überfrühe Natur es gestattet, in den Ehestand zu versetzen. — Ja! was fürchterlicher ist, als alles dieses: schwangre Frauen werden in die Feuergrube gestoßen. Dem unbefangenen Beobachter entgeht es nicht, wie oft Zwang dabey obwaltet, wie oft das Schlachtopfer durch betäubende Mittel stumpf gegen die Außenwelt von seinen Hexern zum Tod geführt wird. Herrn Buxtons edler Eifer fand Widerspruch mancher Art. Man wollte beweisen, daß die gänzliche Sicherheit, welche die Regierung der Religionsübung in ihren ostindischen Eroberungen zugesichert habe, eine so rühmwürdige, edle Politik sey, daß sie durch kein Einschreiten von ihrer Seite entstellt werden dürfte. Die Mahomedaner haben weil während ihres Besitzes dieses Landes diese blutigen Religionsäußerungen zu verhindern gewußt „allein unsre Politik und die ihre, sind glücklicherweise von verschiedener Art“ sagte H. Bathurst. In Madras und Calcutta durften wirklich keine Wittwen mehr geopfert werden; allein indem sie die Braminen aus der Gerichtsbarkeit dieser Städte hinwegführten, erreichten sie doch ihren Zweck. Dabey versichert Hr. Bathurst, daß die Beamten der Ostindischen Compagnie Alles anwendeten, um sich in jedem vorkommenden Fall der freyen Einwilligung der Wittwen zu versichern, und meint, daß der Regierung gar kein anders Mittel erlaubt, noch von keinem andern Erfolg zu hoffen sey, als von der Beförderung eines bessern Unterrichts, zu welchem er die Missionairs am zweckmäßigsten hält. Ein andres Parlamentsglied führte die Thatsache an, daß unter dem Gouverneur Duncan von 1793 bis 1795 in Benares die Verbrennungen auffallend abgenommen hätten. Hr. Buxton antwortete seinem Gegner, welcher die Passivität der Indischen Regierung als eine eben so große Klugheits-Maßregel, als Beweis von treuer Beobachtung der Verträge mit den überwundnen Völkern rühmte, durch Darlegung einiger Thatsachen; die Regierung ließ ihre eroberten Unterthanen nicht in jeder Rücksicht bey der Ausübung ihrer abergläubigen Gebräuche. So wurde die Ermordung von den Kindern der Najah gänzlich abgeschafft, sie wird wenigstens jezt als ein Todverbrechen angesehn und gestraft. Eben so ging es dem Cooah, einem indischen Zauberer, durch welchen man sich an seinem Feind rächen zu können glaubte. Man errichtete zu diesem Endzweck einen Scheiterhaufen, auf dem man ein oder zwey Thiere setzte, z. B. eine Kuh, oder ein altes Weib (dieß waren Herrn Buxtons Worte), diese beflig man sich in den langsamsten Qualen sterben zu lassen, in der Ueberzeugung, daß der Feind, auf den es abgesehen war, gleiche Leiden empfinden müßte. Diese schändliche Handlung wird nie mehr geübt. Eben so ist es gelungen, die Braminen der Ahnung der peinlichen Gesetze zu unterwerfen, welche ehemals von ihrem Gerichtshofe belangt werden konnten. Die Heiligkeit eines Braminen wurde einzig von der des Gottes Jugernaut übertroffen, und selbst an diesen wagte es die indische Regierung Hand zu legen. Es trat nämlich eine Verspätung in der Zahlung der Abgaben ein, und die Regierung bemächtigte sich des Gottes, den sie als Pfand im Besitze behielt, bis die rückständigen Summen erlegt waren. Diese Beweise, daß die heilige Beobachtung der Verträge die indische Regierung nie gehindert habe, ihren Willen durchzusetzen, schloß die Erörterung, und da Hrn. Buxtons Motion durchgieng, steht zu hoffen, daß „Lanassa oder die Malabarische Wittwe.“ den lesenden Geschlechtern allein einen augenscheinlichen Begriff der gräuelvollen Sitte der Wittwenverbrennung geben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir haben Auszüge wahrscheinlich des hier gemeinten Werkes unsern Lesern in Nr. 152 ff. mitgetheilt.

Nro. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. August 1821.

Auch Träume sind zuweilen wahr.

Cicero.

Geisterseherey oder Ahnungen (second-sight) der Hochschotten.

(Ein Bruchstück aus dem Europ. Magazin.)

Wir hatten einen sehr angenehmen Tag zugebracht, und als sich die Damen entfernt hatten, fiel die Unterhaltung durch ein Ungefähr auf den in den Hochländern Schottlands herrschenden Aberglauben. . . . Unter den mannigfaltigen Beyspielen von übernatürlichen Begebenheiten, welche als wirklich stattgefundene Ereignisse erzählt wurden, war eines von einer Person, welche das Vermögen besaß, Dinge im Geiste zu sehen, ehe die Ereignisse, welche sie verkündeten, sich noch zugetragen, welches Ahnungsvermögen oder Geisterseherey man in Schottland second-sight (wörtlich: zweytes Gesicht) nennt. Der Erzähler derselben war ein Prediger der Schottischen Kirche, ein siebenzigjähriger Greis, und seine eigene Mutter der Gegenstand der Erzählung. Sie war die Tochter eines jüngeren Zweiges der Familie Livingstone, und war vom zwölften Jahr an in Frankreich erzogen worden; er sagte, er erwähne dieses Umstandes blos um zu zeigen, daß sie eine Person war, auf welche örtliche Vorurtheile nicht leicht einen Einfluß haben konnten. Sie hatte bey verschiedenen Gelegenheiten, und zwar von früher Kindheit an, erzählt, daß sie, wann sie sich allein befunden, Dinge gesehen, die sich nachher, und zuweilen erst nach Monaten, wirklich zugetragen hatten. Lady Anna Livingstone, welche nachmals den Grafen von Kilmarnock heirathete, hatte sie aus der Taufe gehoben, und bey ihrer Rückkehr aus Frankreich, welche in ihrem 18ten Jahre statt fand, lud sie diese Dame ein, eine kurze Zeit bey ihr zuzubringen. „Meine Mutter," fuhr der Geistliche fort, „kam in dem merkwürdigen Jahr 1745 auf dem Schlosse an, gerade zu einer Zeit, wo sich der Graf auf einigen fern gelegenen Gütern abwesend befand. Das Land war in der größten Verwirrung, indem der Chevalier de St. George kurz vorher gelandet, und gerade in diesem Augenblick im wirklichen Besitz von Edinburgh war. Der Graf von Kilmarnock hatte den Bitten aller seiner Freunde widerstanden, wovon die meisten sich zu des Prinzen Heer zur Vertheidigung seiner unglücklichen Sache gesellt hatten. Die Gräfinn machte dieser Entschluß sehr glücklich, denn sie hatte immer eine so üble Meinung von deren Erfolg gehegt, daß sie den Frieden und das Glück ihrer Familie auf einmal als zerstört angesehen haben würde, hätte ihr Gemahl sich mit derselben vermengt. Meine Mutter, welche seit ihrem 12ten Jahre aus der Heimath entfernt gewesen war, hatte den Grafen nie gesehen. Eines Tages saß sie bey Lady Kilmarnock und meinem Vater, damals ein juristischer Student, mit dem sie sich ein Jahr nachher vermählte, da sagte die Gräfinn: „o meine liebe Fanny, hast du wieder seit Kurzem Anfälle von deiner alten Krankheit, deiner Geisterseherey gehabt, worüber wir so oft lachen; weißt du nicht mehr, mein Vater pflegte dich seine kleine Sybille zu nennen?" — In der That, sagte meine Mutter, ich habe erst heute eine Erscheinung gehabt, deren ich nicht erwähnt haben würde, wenn

ſie nicht ſo ſehr ſonderbar geweſen wäre; denn der Beſitz dieſes Vermögens iſt ſo ſchmerzhaft, um nichts von den Spöttereyen zu ſagen, denen es mich zuweilen ausgeſetzt, daß ich mir vorgenommen hatte, alle meine Eingebungen zu verſchweigen! — Komm, ſagte die Gräfinn, laß uns deine Geſchichte hören. — „Es iſt niemand zugegen, der es wieder erzählen oder mich auslachen würde, ſo hören Sie denn: Ich ſaß dieſen Morgen allein in der Bibliothek, als die Stunde der Inſpiration mich befiel — ſie war von einem lähmenden Gefühl begleitet, welches mir alle Bewegung verſagte — alles war ſtille, ſelbſt mein Odem ſchien ſtille zu ſtehen, obgleich ich das Blut durch meine Adern fließen hörte, oder doch zu hören glaubte. Die Erſcheinung ſtieg alsdann empor — Ich ſah ein Schlachtfeld mit zwey fechtenden Heeren; ich ſah die anrückenden Kolonnen, den Rauch des Geſchützes, und vernahm den Klang der Waffen und der Feldmuſik, als wie durch die Entfernung erſtickt und gedämpft. Die Hoch-Schottländer, welche ſich auf der einen Seite befanden, wurden von den Soldaten in Engliſcher Uniform aus dem Felde getrieben. Ich ſah einen hagern, langen jungen Mann, mit einem Sterne auf der Bruſt in Verwirrung und Schrecken, von einem Haufen Offiziere in Schottiſcher Kleidung umgeben, davon ſprengen. Unter dieſen ſtach einer vorzüglich hervor, welcher der Gegenſtand der Erſcheinung zu ſeyn ſchien, auf den meine Aufmerkſamkeit am tiefſten gerichtet werden ſollte. Jede andere Geſtalt war in eine neblichte Trübe gehüllt, eine Dunkelheit, welche mich zwar nicht verhinderte, ſie in allen ihren Theilen zu ſehen, ſondern dazu diente, ſie in dem, was ich ſah, dem Zwecke (wenn es anders einen hatte) unterzuordnen. Er war von mehr als gewöhnlicher Mannsgröße mit großen blauen ausdrucksvollen Augen, eine lange gerade Naſe, hohe Stirne, und ein Uebermaaß von blond gelocktem Haare. Auf einmal war alles ſtill und leer, während einer kurzen Pauſe ſah ich nichts, als eine zweyte Erſcheinung vor mich trat. Die erſte war in der Entfernung geweſen, als hätte ich von einem Berge hinab ins Feld geblickt. Dieſe aber war als ereigne ſie ſich in dem Zimmer ſelbſt, worin ich mich befand. Ein Gerüſt war mit ſchwarzem Tuche bedeckt, ein Block und ein Beil lagen auf demſelben, und ein Korb mit Sägeſpänen ſtand daneben. Ein wild ausſehender Mann kam herauf, und ſchien die Stelle vorzubereiten — er ſtreute Sägeſpäne neben den Block — dann kam ein Prieſter aufs Gerüſt, welchem der Herr folgte, den ich vorher beſchrieben, er war ſchwarz gekleidet, aber ſo lebhaft war der Eindruck, den der erſte Theil der Erſcheinung auf mich gemacht hatte, daß ich ihn ſogleich erkannte, obgleich ſein jetziges Anſehen von jenem ſehr verſchieden war. vorher hatte er eine Schürze (Kilt) und Plaid (Mantel) angehabt, ritt auf einem brauſenden Schimmel, und ſeine männliche Stirne zog die Wuth und Verzweiflung über das Mißgeſchick des Tages in düſtre Falten. Jezt war ſein Geſicht blaß, ſeine langen Locken fielen über die Schultern herab, ſein Auge hob ſich bald gen Himmel, bald blickte es auf die Anſtalten, welche vor ihm gemacht wurden, und auf das Volk, welches umher ſtand — aber wohin es auch fiel, war es dieſelbe unauslöſchliche Flamme, welche es belebte; und war eben ſo frey von Furcht, als es in der Mitte der Schlacht geweſen war. Nach einigen Augenblicken des Gebetes, ſchien er mit dem Prieſter zu reden und ſprach dann mit dem Nachrichter; während dieſes ganzen Auftritts vernahm ich keinen Ton, ob ich gleich ſah, wie ſich die Lippen bewegten. Bald kniete der Herr nieder, und der Nachrichter trennte ihm mit einem Streich das Haupt vom Rumpfe — mit einem lauten Geräuſch, das ich deutlich vernahm, fiel es aufs Blutgerüſt — und die Erſcheinung floh. Das Blut kam zu meinem Herzen zurück, ich athmete wieder, und tief bewegt und verwirrt eilte ich ins Freye zu kommen, wo ich mich in Kurzem erholte; aber es ſcheint als fühlte ich noch die Wirkungen der Erſcheinung, denn Sie erinnern ſich wohl, daß Sie mich meiner Bläſſe halber für krank hielten.“ — Ich erinnere mich, erwiederte die Gräfinn; und wäre ich geneigt an die Erfüllung deiner Träume zu glauben, meine liebe Fanny, ſo würde ich denken, du habeſt in der Perſon, welche deine Einbildungskraft beſchäftigt, und unſer aller Mitgefühl erregt hat, meinen eigenen Gemahl beſchrieben. Indeſſen ohne deine prophetiſche Fähigkeit angreifen zu wollen, habe ich auch noch den wirklichen Troſt, zu wiſſen, daß er, ſo wenig wie ich ſelbſt, an des Prinzen Gelingen glaubt, und daß er beſchloſſen hat, ſich keiner der beyden Parthieen anzuſchließen.

Gegen Abend kam der Graf an, und die Gräfinn flog ihm entgegen. Nachdem ſie ihn bewillkommt, ſtellte ſie ihm meine Mutter vor, welche blaß und unbeweglich daſtand, und etwas hervorzuſtammeln ſuchte, aber ohne Beſinnung dem Grafen in die Arme fiel. Durch die Anwendung der gewöhnlichen Mittel erholte ſie ſich und ging hinaus in den Garten. Dem Grafen wunderte und benunruhigte dieſe unerwartete Unpäßlichkeit; die Gräfinn erklärte ſie ihm dahin, daß ihr am Morgen ein Zufall begegnet, wovon ſie ſich noch nicht völlig erholt hätte; dann flüſterte ſie meinem Vater zu, ihr zu folgen, welches dieſer auch that. Als er ſie nach der Urſache ihres Schreckens fragte, ſagte ſie ihm, in dem Grafen habe ſie die Perſon erkannt, welche ihr in der Erſcheinung vorgekommen war, und daß die Ueberraſchung, welche ihr ſein Anblick verurſachte, ſie überwältigt habe. Indeſſen bat ſie ihn, ſolches nicht zu verrathen, weil es ſonſt die Gräfinn beunruhigen möchte; in dieſer Meinung ſtimmte er ihr bey, und ſie ſchrieb ihre Unpäßlichkeit derſelben Urſache zu, welche die Gräfinn dafür angegeben hatte. Sie hatte ſich bald ſoweit erholt, um vor dem Grafen erſcheinen zu können, und ſeine angenehme Unterhaltung und Sitten (denn er war als der artigſte

und wohlerzogenſte Mann ſeiner Zeit anerkannt), beruhigten ſie bald vollkommen. — Bald hierauf kehrte meine Mutter zu ihren Eltern zurück, und da ſich ihr Vater für die Regierung erklärt hatte, ſo wurde ſie mit der Familie des Lord Präſidenten Forbes an einen Sicherheitsort geſchickt, bis die Unruhen geendigt waren. — Der Graf von Kilmarnock aber ließ ſich durch die Argliſt des Advokaten Alves und die Anerbietungen, welche ihm der Prinz durch den Herzog von Perth machen ließ, trotz der Warnungen ſeiner Gemahlinn, verleiten ſich mit dem rebelliſchen Heer zu vereinigen, und erfüllte buchſtäblich das Schickſal, das meine Mutter vorhergeſehen hatte.“ — Der Greis endigte hier ſeine Geſchichte; und ob ich mir gleich nicht gern den Vorwurf des Aberglaubens möchte zu Schulden kommen laſſen, ſo muß ich doch geſtehen, daß, ſo wie ich an die Wahrhaftigkeit des Erzählers glaube, und da ich nicht im Stande bin irgend einen Fehler oder ſchwache Seite in der Erzählung zu finden, ich ſchlechterdings nicht weiß, wie ich entſcheiden ſoll; denn ich bin nicht kühn genug, einer ſolchen Geſchichte entgegen geradezu zu behaupten, ſie ſey unmöglich. H.

Die neueſten Reiſeberichte vom Innern des Auſtrallandes.

Zweyte Reiſe des Herrn John Oxley.

(Den Bericht von der erſten Reiſe gab das Morgenblatt, 1821. Nro. 124 bis 130.)

Aus den Beobachtungen, welche Herr Oxley auf ſeiner erſten Reiſe hinſichtlich des Maquarie-Stromes geſammelt hatte, ließ ſich die Hoffnung ſchöpfen, es dürfte, wenn man ſeinem Laufe folgen würde, eine Verbindung mit dem Ocean, oder wenigſtens mit einem großen und ſchiffbaren See entdeckt werden. Eine ſolche Verbindung konnte der Kolonie von Sydney wichtige Vortheile gewähren, und dieſe beſtimmte den Entſchluß ihres Statthalters, des Herrn Maquarie, eine zweyte Reiſe zu veranſtalten, deren Hauptzweck die Ausmittelung eben jener Verbindung war. Sie wurde nochmals dem Herrn Oxley übertragen, und Nachſtehendes enthält die Hauptzüge des darüber erſtatteten Berichtes.

Die Abreiſe von Sydney geſchah am 20. Mai 1818, und am 2. Juni traf Herr Oxley im Thale Wellington am Maquarie-Strome ein, wo alle Zurüſtungen zum Reiſeunternehmen getroffen waren. Wie bey der erſten Reiſe, ſo ſollten auch dießmal ein Theil der Begleiter auf eigens verfertigten Barken ſtromabwärts fahren, während die andern zu Pferd dem Ufer folgten. Am 4. Juni ward die Wanderung angetreten, und ſiebenzehn Tage ohne irgend ein Hinderniß fortgeſetzt. Das helle und reine Waſſer des Stromes floß über Sand, Kies- oder Felſengrund; ſeine mittlere Tiefe wechſelte zwiſchen acht bis ſechszehn Fuß, und die Flußbreite hinwieder zwiſchen hundert und dreyhundert. Von Süden und Norden her vereinbarten ſich zahlreiche Flüſſe und Bäche mit dem Strome, deſſen natürliche Uferdämme überall ſo hoch waren, daß nirgends Spuren von Ueberſchwemmungen angetroffen wurden. Deßungeachtet war die Landſchaft ziemlich flach und niedere Hügel begränzten in ziemlicher Entfernung erſt den Horizont. Herr Oxley bemerkte ungefähr die nämlichen Pflanzen, die er auch an den Ufern des Lachlan gefunden hatte; mancherley Arten des Eucalyptus, des Gummibaums, Cypreſſen und Rauſchbeeren (Camarines); im Ganzen aber fand er den Boden fruchtbarer und zum Anbau tüchtiger als am Lachlan. Der Strom gewährte den Reiſenden Fiſche und Waſſervögel im Ueberfluß. Die Kängurus kamen in Menge vor und waren leicht zu erlegen. Das Geheul wilder Hunde ließ ſich zur Nachtzeit weithin hören. Seiner Fruchtbarkeit ungeachtet iſt das Land faſt unbewohnt; wenigſtens traf Herr Oxley nur ſeltene Trüppchen von Eingebornen an, die ſich, wenn er ihnen nahe kam, meiſt flüchteten. Wo ſie am jenſeitigen Ufer in Sicherheit zu ſeyn glaubten, da ließen ſie es an Feindſeligkeits-Aeußerungen aller Art nicht fehlen.

Am 21. Juni erhellte aus den von Herrn Oxley angeſtellten Beobachtungen, daß die Reiſenden ſich unter 31° 49′ 60″ ſüdlicher Breite, und 147° 52′ 15″ öſtlicher Länge von Greenwich befanden. Die Declination der Magnetnadel war 8. 22 öſtlich. So wie man ſtromabwärts weiter fuhr, ward das Flußufer niedriger und die Spuren der Ueberſchwemmungen mehrten ſich. Am 27ſten erreichte die Geſellſchaft zwey, von den in der Entfernung wahrzunehmenden Bergketten ganz abgeſondert ſtehende Granithügel, deren einem Herr Oxley den Namen Harris, dem andern Forſter gab. Vom erſtern aus ſah man weſtwärts eine weit ausgedehnte mit Waldung bedeckte Ebene, worin von Zeit zu Zeit einige Sümpfe und Lichtungen bemerkt wurden. Der öſtliche Horizont ward durch eine Bergkette begränzt, welcher er den Namen der Arbuthnot-Kette gab, und deren Entfernung von ſeinem Standorte auf dem Hügel Harris er auf ungefähr ſiebenzig Meilen ſchätzte. Dieſe Gegend ſchien bevölkerter, als die bisher durchwanderten, wie dieß wenigſtens aus den vielen Feuern zu ſchließen war, die ſonderheitlich nordwärts ſichtbar wurden. Er überraſchte ein kleines Lager von Eingebornen, das aus acht Weibern und zwölf Kindern beſtand. Sobald dieſe armen Geſchöpfe die Reiſenden anſichtig wurden, knieten ſie ſämmtlich nieder, deckten ſich das Antlitz mit ihren Händen und ſtießen Jammertöne aus, als wollten ſie um Gnade flehen; die Männer, obgleich ſie in nicht großer Entfernung ſtunden, verſuchten doch nicht zu Hülfe zu kommen. Herr Oxley betrat ihr Lager; er fand darin ſehr gewichtige Lanzen mit gezähnten Spitzen, Schilde, Keulen, Scheeren und Säcke mit allerley zum Frauenſchmuck erforderlichen Geräthſchaften, Schminke, Federn, aus Thierknochen verfertigte Halsſchnüre, Haarnetze und Flechten vom Schwanze des Opoſſum, die als Nähfaden gebraucht werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London den 20. Juli.

(Fortſetzung.)

Ein armer blinder Schotte hat in Edinburg ein muſikaliſches Inſtrument erfunden und zu gänzlicher Vollkommenheit vollendet, welches die Kraft zweyer Violoncells vereinigt. Es hat eine Reihe von vier und ſechszig halben Tönen, denen nöthigenfalls noch mehrere hinzugefügt werden können. Er ſelbſt ſpielt dieſes Inſtrument mit vieler Fertigkeit. — Der Gräfinn Caſtlereagh ſeiner

Großmuth noch immer sehr bestrittne) Eifer des englischen Parlaments den Sclavenhandel abzuschaffen, veranlaßt eine Brobachtung, die nicht ohne Interesse ist. Die Sclaven, welche den weltpolizeylichen Verfügungen der englischen Seemacht gemäß auf offner See von fremden Schiffen weggenommen werden, erfreuen sich wirklich einer sehr menschlichen Behandlung. Einige wurden zum Seedienst gebraucht, andere traten in das Korps von Negern in englischen Dienst, und wurden nach dessen Auflösung nach Sierra Leona gebracht und dort in die Dörfer vertheilt, wo sie sich aufs beste betrugen und Religions-Unterricht empfingen. Jezt fängt aber die Menge der also in den englischen Kolonien vertheilten, befreyten Neger an, den Engländern selbst bedenklich zu werden, und es ward im Parlamente von ihnen gesprochen. Diese Vorgänge haben mich auf die Betrachtung gebracht, ob die Erzeugung der mancherley Mestizengattungen durch die Vermischungen, welche aus den freundschaftlichern Verhältnissen mit den Negerungeschlechtern immermehr vervielfältigt werden müssen, endlich einen nachtheiligen Einfluß auf die europäische Gestaltung haben könnte? Wenn Südamerika bürgerliche Ruhe gewinnt, muß sich das verschiedne Blut dort so vollkommen vermischen, wie Britten, Angeln, Dänen, Normanen in England, oder Gallier, Römer, Franken in Frankreich, und ein ganz neues Volk entstehen, in dem das farbige Blut den Haupt-Charakter geben wird. Sollte nun aber die gemeine Londner Volksbildung, durch die Einwandrung einer hinreichenden Zahl von Negern, nicht wirklich entarten können? Anfangs sahe man wenig aber unverkennbare Halb-Neger, aber im vierten Geschlecht eine zunehmende Anzahl häßlicher Engländer — und das schien mir doch ein Uebel, dem vorzubauen wohl der Mühe werth seyn könnte.

Wenn in öffentlichen Blättern*) auf dem Festland Irland genannt wird, liessen sich fast Popes Worte aus Heloisens Epistel an Abelard anwenden: „Wenn ich deinen Namen erblicke, folgt ihm ein bittres Unglück nach," denn kaum kann von Irland gesprochen werden, ohne seiner Leiden zu erwähnen. Um so lieber verweilt der Menschenfreund bey einem Manne, der, selbst ein Irländer, sein langes Leben zum besten seines armen Landes anzuwenden, Mittel fand. Dieser Mann war Doktor Beaufort in Collon, der vor Kurzem in seinem drey und achtzigsten Jahre starb. Er versah während sechzig Jahren ein geistliches Amt, und ist nicht nur England sondern auch dem Festlande durch seine „Civil and Ecclesiastical Map of Ireland" (bürgerlicher und geistlicher Atlas von Irland) bekannt. Er baute Kirchen, stiftete Schulen (auch war er einer der ersten Begründer der königl. Akademie von Irland) und war Allen, die sich an ihn wandten, Freund, Rathgeber, Versöhner, Helfer. Die Vorsehung lohnte ihn durch ein ungeschwächtes Alter, in dem er mit seltener Kraft zu wirken fortfuhr. Noch in den lezten Jahren seines Lebens war er beschäftigt, eine ungeheure Menge von Materialien zu einem Commentar zu seiner Map zu ordnen. Hoffentlich hat jedes Land solche Männer aufzuweisen, aber dennoch sollten sie dem Publikum immer wieder genannt werden, damit jeder Einzelne ihnen nachzueifern gespornt würde. Seine Pfarrkinder in Collon und Navan wollen ihm ein Denkmal errichten. — Als Gegensaz zu einem Denkmal, wie eine dankbare Gemeine es ihrem sechzigjährigen Lehrer und Wohlthäter sezt, erwähnen wir hier der Verkaufs-Anzeigen von Grab Denkmalen, die täglich in Londoner Blättern stehen. Es heißt da „bey N. N. sind in Steine gehauene Monumente von verschiednem Werth und Preisen zu verkaufen, die als artige Andenken (handsome memorials) an verstorbne Freunde dienen können." — Wie viele Schritte muß die Kultur im Menschen thun, von der Mutter, die mit zitternder Hand ihren Schmerz ungeweihtem Blicke entziehend, im Abenddunkel einen Rosenstrauch auf ihres Kindes Grab pflanzt, zu dem Käufer oder der Käuferin eines fix und fertigen handsome memorial bey Hr. N. N!

Alle diese Erscheinungen sind nothwendige Folgen des Zusammenwohnens einer so ungeheuren Menschenmasse, wie unsre großen Städte vereinigen. Zu ihnen gehören auch die Londner Gefängnisse und das Leben in ihnen. Dahin gehört ein Rechtsstreit, der im Monat Junius vor dem Gericht von Kings-Bench anhängig war. Ein Hauptmann Bayley, der dort verhaftet war, miethete eine Wohnung daselbst, die der Beschreibung nach, welche vor Gericht gemacht wurde, einem recht zierlichen Logis unsrer zierlichen Herrn gleich kam, und ihn wöchentlich zwey Guineen kostete, (also über 1100 fl. des Jahrs und bekanntlich dauern dergleichen Kingsbench-Verhaftungen oft mehr wie übers Jahr). Nachdem er vier Monate daselbst zugebracht, und seine Gesundheit Ruhe und Stille erforderte, fing ihm an der Lärm lästig zu werden, welcher in dem Gefängniß Kaffeehause, das sich unglücklicherweise unmittelbar unter seinen Zimmern befand, geführt wurde, indem die daselbst versammelten Gefangnen bis zwey, drey Uhr in der Nacht jubilirten und Unfug trieben. Capitän Bayley bemerkte gegen den Gefangenwärter, daß dieses Betragen den Gesetzen des Gefängnisses entgegen laufe. Allein das half dem Uebel nicht; dieser Wärter ward sogar unverschämt genug, um zu dem Klagenden endlich zu sagen: „er liebe solche Miethsleute nicht, die wenig essen und noch weniger trinken; er solle ihm wenigstens seine bessere Kunden nicht stören." Hatte die Klage ihren Zweck bey dem Wärter verfehlt, so wirkte sie noch viel übler bey der lustigen Bande im Kaffeehause. Diese, welcher sie nicht verborgen blieb, vermehrte ihren Unfug und kurzweilte sich endlich Spottlieder auf den Kapitän mit so lauter Stimme abzusingen, daß dieser ihren Inhalt nicht verkennen konnte. Kapitän Bayley eilte herab in das Kafferhaus und ertappte den Sänger mit dem saubern Liederblatt in der Hand, worauf eine Herausforderung folgte, die dem Marschall der Kingsbench hinterbracht ward. Der Gerichtshof, vor dem die Klage statt fand, war nicht wenig verwundert des Marschalls Antwort zu hören, in welcher er dem Kapitän Bayley befahl, sich eine andere Wohnung auszusuchen, weil sonst die sämmtlichen Gefangnen über ihn her fallen möchten. — Der weitre Fortgang des noch nicht beendigten Prozesses gehört nicht hierher, es kommen schändliche, der Nachlässigkeit des Gefängniß-Marschalls zuzuschreibende, Dinge ans Licht, allein bisher schien der Buchstabe des Gesetzes diesen Herrn der wohlverdienten Strafe entziehen zu wollen. Ich erzähle den Vorfall, um ein Bild dieses Gefangenhauses zu geben, welches den gigantischen Charakter (man vergesse nicht, daß die alttestamentlichen Riesen so wie die heidnischen Giganten den Kindern der Menschen entgegengestellt wurden) mancher englischen Einrichtung bezeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ich habe mich gewundert in den deutschen Blättern und Pamphlets, die mir hier zu Gesicht kommen, bey Gelegenheit der griechischen Angelegenheiten noch nie eine Anspielung auf das Schicksal Irlands gefunden zu haben. Wir Deutschen haben, bey unsrer Allgemeinheit von Kenntnissen, doch sonst ein artiges Talent mit solchen historischen Parallelen unsre Gegner zu plagen. Hinken würde der Vergleich wohl an mehr wie einer Krücke, aber zu einer Bemerkung würden die Irländer wahrscheinlich Anlaß geben, welche uns auch bey dem jezigen Bemühen der Griechen das Herz im Busen schwellt: Bewunderung des unzerstörbaren Adels im Menschen, da ein Volk nach langen Jahrhunderten, bald im Kampf, bald in Ermattung unter ungerechtem Joche verliebt, dennoch mit lebendiger Kraft sich aufzurichten vermag, wenn endlich seine Stunde schlägt.

Der Correspondent.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 66.

Nr. 66.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. August 1821.

Ueber die fertigen Cartons zu den Fresco-Gemälden des Herrn Dir. Cornelius in der Glyptothek zu München, und über die Gemälde selbst, insofern sie ausgeführt sind.

(Fortsetzung.)

Wir gehen jetzt zur näheren Beschreibung der Cartone für jeden der vier Haupträume und seiner Abtheilungen über.

Der Tag.

Eros zuhöchst *). Hier, wie in den folgenden drey Darstellungen nimmt er, in sinniger Bedeutung zum Ganzen, jedesmal den obersten Raum ein. Er ist gleichsam das Prinzip, aus welchem durch ewige Zeugung sich die ganze Götterwelt ins Leben geboren, und sich fortpflanzend darin erhalten hat. Ihm ist jedesmal ein anderes Attribut beygegeben, je nachdem ein anderes der vier Elemente durch ihn vorbedeutet, ein anderes Götterreich ihm unterworfen ist.

Hier erscheint er zuerst auf einem Adler sitzend, in seiner Linken den Blitz. So steht er in der rechten Beziehung auf den Hauptgegenstand. Der Adler schwingt unter allen Vögeln sich in weit gezogenen Kreisen mit mächtigem Flügelschlag der Sonne am nächsten. Der Blitz erhellet die Nacht zum Tage. — Wie er schalkhaft lächelt, und sich seines Sieges freut über das königliche Thier, das er gebändiget hält. Vortrefflich gedacht.

Im Fächer zunächst Ceres, sitzend mit Sichel und Füllhorn. Ihre Linke stützt sich auf einen Schlangenknaul, das Bild der Erde, deren Segen nur unter Helios erwärmendem Strahle zur Ernte reift. — Zur Linken die Herme des Pan, das Symbol der Natur. Rechts Zephyr, als Sinnbild des die Erde reinigenden und sie befruchtenden Regenwindes. — Wir verweisen unsere Leser auf die beyliegenden Umrisse zu dieser und der vorigen Darstellung.

*) Hierzu das lithographirte Blatt: Amor auf dem Adler, und Ceres.

Im Hauptbilde erscheint Apollo als Helios, den Tag bezeichnend, in jugendlich männlicher Schönheit. Sein Haar ist ein Spiel der Luft, er selbst mit dem Köcher bekleidet, dessen Schleife über der Brust nach hinten zu den fliegenden Mantel zusammenhält. Er ist mit dem Wagen, auf dem er steht, ganz von vorne genommen, und erfaßt so von beyden Seiten den zirkelförmig um ihn gezogenen Thierkreis.

Voraus das weiße Viergespann, das links und rechts getheilt, dem Blicke nach dem Wagen und seinem Führer freyen Raum läßt. Der Rosse Muth und schnaubendes Bäumen deutet auf Eile, womit der Held seine Bahn durchläuft.

Vier Horen begleiten die Fahrt und schweben je zwey auf jeder Seite des Thierkreises. Sie lenken der Rosse Zügel und streuen Blumen auf die Erde herab, wie sie ihrem Schooße nur unter Helios Licht und Wärme entblühen.

Die Anordnung ist einfach und zum Theil durch die dem Apollo gegebene Situation nothwendig symmetrisch. Diese Stellung aber finden wir die Idee durchaus am richtigsten bezeichnend. Wie die Sonne als das alles erzeugende Naturprinzip, von welchem Licht und Leben und Ordnung allen Welten zuströmt, gleichsam in Aller Mitte gestellt ist, und sie alle in geregelten Bahnen um sie kreisen und sich bewegen; wie ihr strahlendes Antlitz am weiten, blauen Himmelsraum in voller Scheibe glänzt, so konnte auch Helios, gerade so gestellt, ihr Seyn und Wirken nur am richtigsten bedeuten.

Einer strengeren Form des Ebenmaaßes der noch beygeordneten Figuren aber wußte der Künstler durch Mannichfaltigkeit zierlicher, anmuthiger Bewegungen ihrer Glieder und durch ein sinniges Begegnen und Durchkreuzen ihrer Linien sehr verständig auszuweichen.

Damit stehen nun die Darstellungen zu beyden Seiten in lebendiger Beziehung. Sie schildern die Metamorphosen der Lieblinge des Apollo.

Zur Linken, vom Standpunkte der Betrachtung aus, Clytia, Leucothoe und Hyacinth. — Die Mythe erzählt, Clytia, nachdem Apollo ihre Liebe verschmäht,

habe ihre Augen so lange der Sonne zugekehrt, bis sie endlich von dem Gotte des Lichtes in eine Sonnenblume verwandelt wurde. In diesem Momente hat sie der Künstler aufgefaßt. Im Ausdrucke des gekränktesten Gefühles mit ewiger Sehnsucht nach dem Geliebten, sizt sie zwischen Leucothoe und Hyacinth, den schmerzlich verlangenden Blick nach dem strahlenden Bilde gewandt, das Haupt auf den linken Arm gestüzt, der auf Leucothoe's Schenkel ruht.

Leucothoe im Momente der Auflösung fühlt sich von der bezaubernden Macht der Verwandlung völlig ergriffen, schon schwinden die Sinne und ohnmächtig sinkt sie in sich selbst zusammen. Ihr zur Seite, und wie aus ihr selbst, sprießen des Weihrauch-Baumes zarte Aeste hervor, in den sie verwandelt wird.

Hyacinth liegt zur Erde, ein schöner Jüngling. Das zurückgebeugte Haupt ruht in Clytia's Schooß. In der Linken hält er die Wurfscheibe, die der rauhe, stürmisch eifersüchtige Boreas tödtlich auf ihn geschleudert, als im heiteren Spiele sie Apollo mit zarter Hand dem Lieblinge zugeworfen. In der Rechten die liebliche Blume, das Bild seiner Verwandlung. — Die gänzliche Ermattung, die über seine Glieder, wie im tiefsten Schlummer, ausgegossen ist, deutet auch bey ihm auf den nahen Moment seiner Metamorphose, der gerade in dieser Situation in seiner wahresten Bedeutung geschildert ist, da Hyacinth nicht wie Clytia lebend, sondern im Tode erst in jene zartduftende Blume umgestaltet wurde, wovon er seinen Namen trägt.

Das Gegenstück: Daphne in den Armen des Apollo. Er hat die Fliehende erreicht, aber vergebens umfaßt er ihre zarten Glieder im Ausdrucke der tiefsten Wehmuth. Die beyden Arme noch entfliehend ausgestreckt, liegt sie hingesunken vor dem knieenden Verfolger, auf welchem ihr Haupt in unendlich zarter Duldung ruhet. Ihren Fingern entkeimen schon die Lorbeerzweige, die um Apollo's Haupt sich schlingen, in sinniger Bedeutung, daß ihm, dem irdische Liebe versagt ist, der unverwelkliche Lorbeer gebühre.

Alles, was irdisch neu sich hier gestaltet, Blumen und Bäume, gehört der Erde Schooß an, und erhält Wachsthum und Gedeihen von der Sonne Licht und Wärme. So ziehen auch von dieser Seite die beyden Nebenvorstellungen aus dem Hauptmotiv des Mittelbildes Leben und Bedeutung, und stehen mit ihm in näherem Zusammenhange.

Die Arabesken in dem darunter fortlaufenden Friese stellen einen Dithyrambus vor. In der Mitte der Genius der Poesie, er hält zu beyden Seiten eine Leyer. Auf Greifen und Tigern gaukeln in taumelnder Lust Faunen, Bacchanten und Amorinen, sich freuend des alles belebenden Strahls. Der Genius, so wie die Thiere, endigen sich nach beyden Seiten hin in fortlaufende Schnörkel aus zarten Stengeln mit Laubwerk, dazwischen Thier- und Menschengestalten, leicht und seltsam darein verschlungen, ihr heiteres Spiel treiben *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hierzu die zweyte Beylage: der Arabestenstreif.

Bau-Wissenschaft.

Archäologische Unterhaltungen. Erste Abtheilung. Ueber Vitruv. Von C. L. Stieglitz. 1820.

In diesem Werk wäre unter andern Folgendes zu berichtigen: Herr Stieglitz sagt: (S. 23) „Tribunal ist ein „solcher Unterbau oder erhöhter Platz bey runden Tempeln, „den wir unter andern bey den runden Tempeln zu Tivoli „finden." Dem stehet folgender Zusatz entgegen: „ein „halbrundes sezt Vitruv in den Tempel des Augustus." Da wäre das Tribunal das einemal ein Aeußeres, das andremal ein Inneres, zu ganz verschiedenen Zwecken. Eine solche Zweydeutigkeit des Worts ist nicht wahrscheinlich.

S. 30. „Das Wort Culmen wird gewöhnlich für einen „Riegel längs den Forsten des Daches gehalten, für einen „Forstbalken oben über den Giebelsäulen angebracht. Allein ein solcher Riegel würde ein unnützes Holz seyn, und „zu der Festigkeit des Sparrwerks nichts beytragen; ja viel „mehr einen Druck nach unten verursachen, und dadurch „der Festigkeit des Ganzen Eintrag thun." Herr Stieglitz scheint mit dem Zimmerwerk nicht am besten bekannt zu seyn; denn der Firstbalken ist bey den Dächern sehr gewöhnlich, weil er nützlich ist; durch ihn werden die Giebelsäulen und das Sparrwerk am obern Ende in der gehörigen Stellung erhalten, auch dient er beym antiken Gespärr den Dachstangen an ihrem obern Ende zur Anlegung; deswegen findet er sich aber doch nicht beym Vitruv als Culmen. Vermuthlich rechnet er ihn unter die Templa.

„Culmen wird von vielen lateinischen Schriftstellern „und Dichtern überhaupt für Dach gebraucht. Bey genauer Betrachtung der Vitruvischen Stellen aber zeigt es „sich, daß Culmen und Tectum einander entgegensteht, „woraus hervorgeht, daß Tectum das ganze Dach ist, besonders die äußere Bedeckung desselben, Culmen hingegen „das innere Dach, das Sparrwerk und alle darzu gehörigen Hölzer, ohne die äußere Bedeckung." Das habe ich schon vor 18 Jahren in meinen Erläuterungen über Vitruvs Baukunst gesagt: Tectum, französisch Toit, deutsch Dach, bedeutet eigentlich die Decke des Gebäudes von Ziegeln, Kupfer, Holz u. dgl. Culmen, französisch Comble, wird auch durch Dach übersezt, bedeutet hier aber vorzüglich das Gespärr des Daches und nicht den Firstbalken, wie Hr. Rode meint. Diese Erklärung hat Hr. Stieglitz anzuführen vergessen, obgleich die seinige darnach gebildet ist.

S. 32. „Nur eine Stelle Vitruvs bey der Beschreibung „der toskanischen Bauart supraque id fastigium columen

„cantherii etc. könnte irre führen, da in den gewöhnlichen „Ausgaben Vitruvs anstatt columen culmen steht. Dieses „ist jedoch eine falsche Lesart, die Schneider nach Manu„scripten und alten Ausgaben berichtigt und columen auf„nimmt, wodurch ein richtiger Sinn entsteht, der bey dem „Wort culmen fehlt.“ Ich habe in meinen Erläuterungen das Wort culmen für richtig angenommen, und die nachher von Schneider aufgebrachte Lesart in meinen Beyträgen zur schönen Baukunst 1818 widerlegt, wozu kein großer Aufwand von Gelehrsamkeit erforderlich ist; denn es hat ja keinen Sinn, wenn man über den Giebel von Holz oder Stein eine Dachsäule setzen soll; aber das Sparrwerk kann auf den Giebel gelegt werden. Ich habe culmen cantherii zusammen genommen durch Dach-Gespärr übersetzt. Will man die Worte trennen, so wäre cantherii, templa etc. die Erklärung von culmen. Die Stelle Transtra cum capreolis columnarum sustinent unum culmen beweist, daß die Balken, Dachsäulen und Streben nicht zum culmen gehören, sondern dasselbe nur stützen.

S. 33. „Transtra werden von einigen für die Dachbal„ken angesehen, von andern für Kehlbalken und Spannriegel „erklärt. Daß Vitruv hierunter nicht Balken versteht, erhellet „aus dem Vorhergehenden dieser Stelle, wo er die Balken, „tigna, besonders anführt.“ Ich habe in meinen Erläuterungen gesagt, daß Vitruvs Transtra von den Franzosen Entraits genannt werden. Es sind darunter die Dachbalken zu verstehen, auf welche die Dachsparren gesetzt werden; die andern Dachbalken heißen bey den Franzosen Solives und bey den Römern Tigna, das macht keinen Widerspruch.

„Die Transtra sind unstreitig Ueberschwellen, Ueber„züge die bey einem Hängwerke nach der Länge des Ge„bäudes über die andern Balken gelegt und daran befesti„get werden.“ Das sind sie unstreitig nicht. Warum achtet Hr. Stieglitz so gar nicht auf die von mir angeführte Stelle: Sextus Pompejus tradit esse tigna quæ a pariete in parietem porriguntur. Nicht nach der Länge des Gebäudes über die andern Balken, sondern querüber auf die Wände werden sie gelegt. Die Stelle: contra corpora et antas et parietes pronai collocata, welche Hr. Stieglitz zu einem Beweis aufstellt, zeugt eben so wider ihn. Auch seine Uebersetzung: „gegen die Körper, nämlich die Anten und Wände des Pronaus gestellt“ ist unrichtig; es gehört kein nämlich für und hieher. Die Corpora sind das starke Zimmerwerk über den Säulen der Basilika, das den Dachbalken zur Unterlage dient; die Antes und parietes pronai, auf welche die Transtra auch gelegt werden sollen, gehen sodann den Tempel an.

S. 36. „Die Asseres, sagt Hr. Stieglitz, nenne man „Dachlatten, ob sie gleich mit den bey uns gewöhnlichen „Dachlatten keine andere Aehnlichkeit haben, als daß auch „diese die Dachziegel tragen.“ Auch diese Aehnlichkeit ist auch eine große Unähnlichkeit; daher habe ich gesagt: daß man die Asseres nicht Dachlatten nennen könne; oder wie will Hr. Stieglitz die von mir angeführte Stelle: Ambrices sunt regulæ, quæ transversæ asseribus et tegulis interponuntur verdeutschen, wo die Ambrices unstreitig unsere Dachlatten sind? „Es darf uns nicht befremden, daß in „dem Dache der Paulskirche keine Dachsetten, templa, vor„kommen, und dafür die Dachlatten, asseres, nach der „Länge des Daches gelegt sind, wie Vitruv die templa an„ordnet.“ Vitruvs templa sind nichts anderes als asseres, die nach der Länge des Daches gelegt sind, also finden sich hier Vitruvs Templa und keine Dachlatten, die letztern sind eine Erfindung nördlicher Gegenden, wo die Ziegel wegen der Höhe der Dächer an ihre Nasen gehängt werden müssen, was bey den flachen Dächern in Italien nicht nöthig ist. S. 37. „Auch die transtra finden wir in dem „Dache der Paulskirche nicht, nach der von uns gegebenen „Erklärung dieser Hölzer.“ Wohl findet man hier keine Stieglitzischen transtra, aber die Vitruvischen sind da.

Die schöne Baukunst ist sammt den Säulen nicht aus der Hölen-Baukunst hervorgegangen, wie Hr. Stieglitz meint. Die Hölen-Bewohner sind nie zu einiger Cultur gelangt. Die prächtigen Hölen in Indien und Aegypten waren nie Wohnungen. Jene sind zu Tempeln und diese zu Gräbern angefertigt, zu einer Zeit wo die schönen Künste schon einen hohen Grad erreicht hatten, und die freye Baukunst schon sehr ausgebildet war. Die freyen Gebäude zu Schilminar sind älter als die indischen und ägyptischen Aushölungen, und bey Salomons Tempel werden die Säulen von Stein-Palmen genannt. Das zeigt ihren Ursprung an.

Die Anten sind keine solche Wandpfeiler, wie Hr. Stieglitz meint, die Vitruvius Parastatæ nennt, sondern Pfeiler, die an den Enden der auf beyden Seiten verlängerten Cellenwände angebracht werden, um ein Vorhaus zu bilden. Man kann sie Vorsprungspfeiler nennen. Vitr. IV, 4. Distribuitur autem longitudo ædis, uti latitudo sit longitudinis dimidiæ partis, ipsaque cella parte quarta longior sit, quam est latitudo cum pariete, qui paries valvarum habuerit collocationem, reliquæ tres partes pronai ad antas parietum procurrunt, quæ antæ columnarum crassitudinem habere debent. Die Länge des Tempels wird so eingerichtet, daß die Breite die Hälfte der Länge ausmacht, und die Celle mit Inbegriff der Mauer, worin die Thüre angebracht ist, um ein Viertel länger ist als die Breite; die übrigen Dreyviertel zum Vorhaus bis an die Vorsprungspfeiler der Wände vorspringen. Diese Vorsprungspfeiler sollen die Dicke der Säulen haben. — Gesetzt der Tempel sey 40 Schuh lang, so kommt seine Breite auf 20 Schuh, diese und ein Viertel davon machen 25 Schuh für die Celle, bleiben also noch 15 Schuh oder Dreyviertel von der Breite zur Länge der verlängerten Seitenmauern für das Vorhaus. Vitruv setzt hinzu, daß wenn der Tem-

pel breiter als 20 Schuh breit werden soll, so müssen zwey Säulen zwischen die Vorsprungspfeiler gestellt werden. Daraus entstehet der Tempel in Antis. Vitr. III, 1. In antis erit aedes cum habebit in fronte antas parietum qui cellam circumcludunt, et inter antas in medio columnas duas, supraque fastigium symmetria ea collocatum quae in libro fuerit perscripta. Ein Tempel in Vorsprungspfeilern ist ein solcher, welcher an den Wänden, welche die Celle einschließen, Vorsprungspfeiler hat, und zwischen diesen im Mittel zwey Säulen, und darüber einen Giebel nach den in diesem Buch vorgeschriebenen Abmessungen.

Aus diesen beyden Stellen ist doch klar genug, was einige Erklärer und darunter auch Hr. Stieglitz nicht einsehen wollen, daß hier nicht von bloßen Wandpfeilern, sondern von vorspringenden Mauern mit Endpfeilern die Rede ist, zwischen welche im leztern Fall zwey Säulen gesezt werden sollen, was ja bey bloßen Wandpfeilern nicht möglich wäre. Vitruvius fährt fort: Prostylos omnia habet quemadmodum in antis, columnas autem contra antas angulares duas, supraque epistylia quemadmodum et in antis, et dextra ac sinistra in versuris singula. Ein Prostylos (vorsäuliger Tempel) hat alles wie der Tempel in Antis, nur statt der Vorsprungspfeiler zwey Eckſäulen, über diese die Unterbalken wie bey den Tempeln in Antis, und rechts und links um die Ecken hinum besondere. — Das contra bedeutet hier nicht wie sonst gegenüber sondern anstatt, und weil hier die Vorsprungspfeiler und also die dazu gehörigen Wände wegfallen, so muß man die Stelle der leztern durch besondere Unterbalken ersetzen, die von den Eckſäulen auf die Cellenmauern hinüber gelegt werden. Das ist ganz klar.

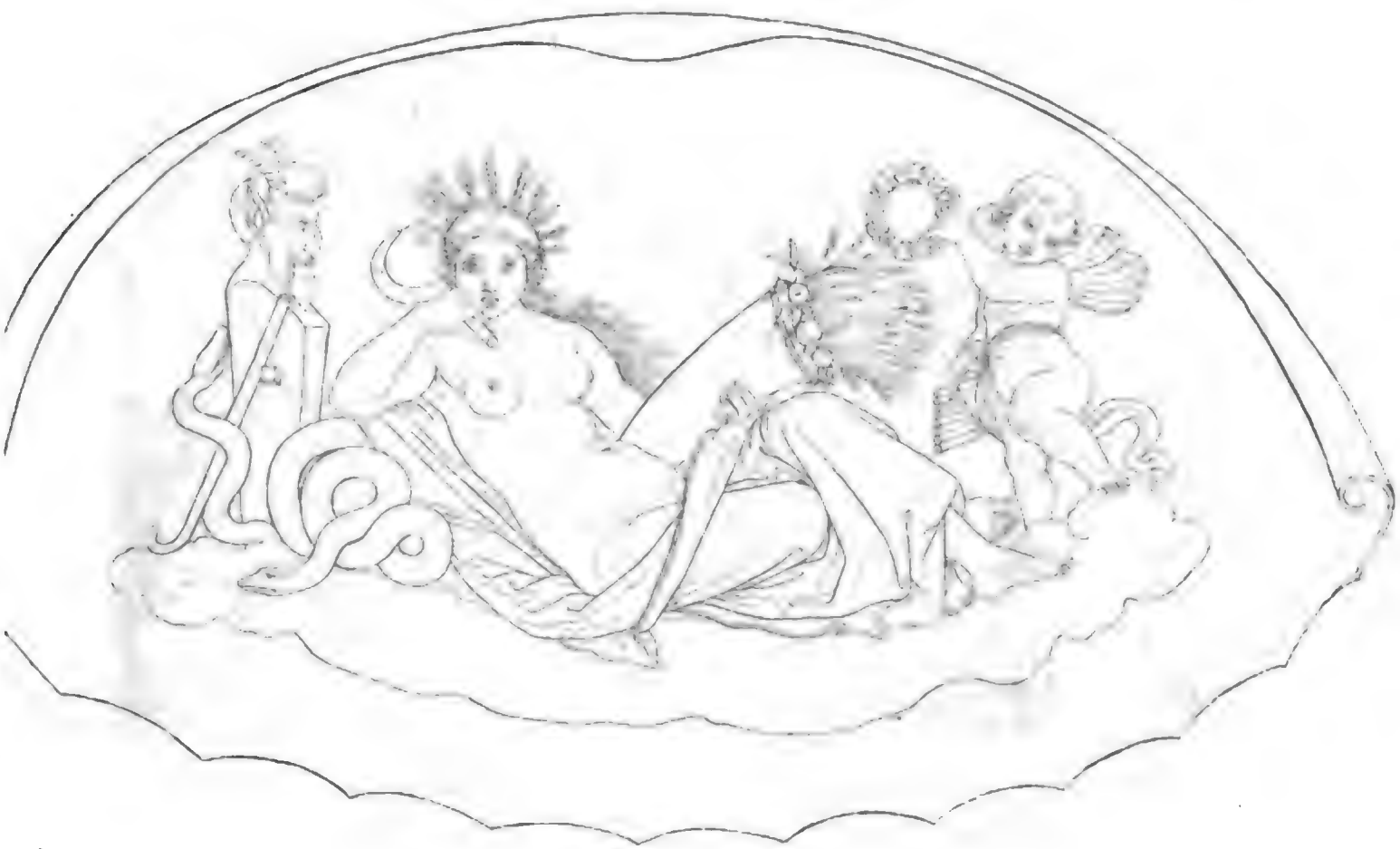
Der Toscanische Tempel. Vitr. IV. 7. Hat der Ort, worauf der Tempel erbaut werden soll, sechs Theile in der Länge: so nehme man einen Theil davon, und gebe das Uebrige der Breite. Die Länge aber theile man in zwey Hälften, wovon die hintere zu Cellen gebraucht, die vordere aber zur Säulenstellung gelassen werden muß. Imgleichen theile man die Breite in zehen Theile, wovon je drey zur Rechten und Linken kleinen Cellen, oder wo Flügel — alae (Gallerien) — angebracht werden sollen, diesen zu geben; die übrigen vier aber zum Mittelhaus — media aedes — zu nehmen sind. — Gesezt der Tempel hat sechs Theile zu acht Schuh in der Länge, so beträgt diese 48 Schuh, und seine Breite einen Theil weniger, 40 Schuh. Die Länge für die Cellen 24 Schuh, die Hälfte von 48. Der zehente Theil von 40 der Breite macht vier Schuh, und drey solcher Theile 12 Schuh für die Breite der Flügel oder Gallerien auf beyden Seiten, und 4 Theile 16 Schuh für das Mittelhaus oder die mittlere Celle. Spatium quod erit ante cellas in pronao, ita columnis designetur ut angulares contra antes parietum extremorum e regione collocetur, duo medii e regione qui inter antas (alas) et mediam aedem fuerint ita distribuuntur, ut inter antas et columnas priores per medium iisdem regionibus alterae (duae) disponantur. Man muß hier unstreitig inter alas statt inter antas lesen. Hr. Stieglitz hält es sodann für eine richtige Lesart, wenn Hr. Schneider in der Folge et inter antas statt ut inter antas sezt; allein der Sprachgebrauch bringt es meines Erachtens schon mit sich, wer auch nichts von der Sache versteht, daß auf ita ut folgen muß und nicht et. Hr. Schneider hat auch hinter alterae (duae) gesezt; ob man hier ein Wort für das andere oder auch beyde zusammen nehmen will, das macht keinen grossen Unterschied, doch möchte ich duae den Vorzug geben. — Der Raum, welcher sich vor den Cellen im Vorhaus befindet, werde den Säulen also angewiesen, daß die Eckſäulen den Vorsprungspfeilern der äußern Wände gegenüber in die gleiche Richtung gestellt werden; je zwey mittlere werden in die Richtung der Wände, die zwischen den Flügeln und dem Mittelhaus sich finden, dergestalt gesezt, daß in die Richtungen der Vorsprungspfeiler und der vordern Säulen je zwey mitten inne zu stehen kommen. — Diese Angaben sind sehr bestimmt: Man verlängert nämlich die beyden Mittellinien der Scheidewände über das Vorhaus hin, und verbindet die Mittelpuncte der Vorsprungspfeiler und der Eckſäulen durch gerade Linien, und wo diese die Linien der Scheidewände durchschneiden, da hat man die Mittelpunkte für die zwey Paar mittlere Säulen. Vitruvius fährt fort: Die untere Dicke der Säulen sey ein Siebentel ihrer Höhe, ihre Höhe ein Drittel der Breite des Tempels. — Der Modul der Säule sey ein Schuh, ihre untere Dicke also zwey Schuh. Die Breite des Tempels ist nach den Säulenweiten 40 Schuh; hierzu noch die halbe Dicke der Säulen von einem Schuh auf jeder Seite, macht 42 Schuh für die ganze Breite. Das Drittel davon ist 14 Schuh für die Höhe der Säule, und von dieser der siebente Theil für die untere Dicke der Säule, zwey Schuh, wie vorhin angenommen ist. Von vorne hat man vermöge der Flügel zwey Säulenweiten von 12 Schuh und die mittlere Säulenweite von 16 Schuh. Auf der Seite hat man für die Cellen zwey Pfeilerweiten von 12 Schuh und von hier aus eine Pfeilerweite von 12 Schuh bis zum Vorsprungspfeiler, und von diesem bis zur Eckſäule 12 Schuh, macht zusammen 48 Schuh, wie oben. Stellt man auf den mittleren Pfeiler der Cellen eine Scheidewand quer durch die Gallerien, so erhält man auf beyden Seiten zwey kleine Cellen von 10 Schuh ins Gevierte. Nach diesen Angaben läßt sich der Grundriß des Toscanischen Tempels leicht zeichnen. Nimmt man die Dicke der Säulen zu drey, vier Schuh, so wird alles nach diesem Maaß größer, aber die Verhältnisse bleiben.

Der gemischte Tempel ist ein Tempel in Antis und in dieser Rücksicht nach Vitruv's Meinung griechisch, aber nach den Toscanischen Verhältnissen der drey Cellen geordnet und daher auch Toscanisch, also gemischt.

Die Ursache, warum die archäologischen Unterhaltungen noch nicht so weit im Verstehen des Vitruv gekommen sind, als meine Erläuterungen über Vitruvs Baukunst 1802. wie meine gegenwärtigen Berichtigungen hinlänglich beweisen, ist vermuthlich diese, daß die ersten erst geboren sind, als die andern schon 18 Jahr als waren, und daß indessen durch den Hrn. Schneider auch noch falsche Lesarten in Gang gebracht worden, die den Hrn. Stieglitz irre geführt haben.

Oberst v. Rösch.

Mit zwey Beylagen in Steindruck.



Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. August 1821.

Unauflösliches wer löst es?
Liebende sich wieder findend.

Goethe im Divan.

Moina oder das Landmädchen vom Mont-Cenis.

(Von Joseph Buonaparte.)

Ich war abgereist von Paris, wenige Tage nach eingegangener Kunde von dem Uebergang der französischen Armee über die Brücke bey Lodi.

Es war noch im Anfange dieses Feldzuges, dessen Gedächtniß so bald nicht erlöschen wird. Ungeduldig, nach Italien zu kommen, zählte ich die Augenblicke, die für den Ruhm verloren giengen.

Schon hatte ich die Savoyischen Berge überstiegen, und der Mont-Cenis erhob sich majestätisch vor mir; da begegnete ich einem jungen Manne vom Militärstande.

Er erholte sich unter einem Kastanienbaum, nach dem heißen Tage, der in einen köstlichen Abend endete; er schien mit Entzücken die Schönheit der Gegend zu betrachten.

Er sagte mir, daß er, in Italien verwundet, nach Klein-Bremans zurückgehe. Er antwortete nur kurz auf meine vielfachen Fragen über die Lage der Armee, zu der meine Bestimmung mich rief; doch ein Zufall war mir günstig. Er stand in freundschaftlicher Verbindung mit einem meiner Brüder, der öfters mit ihm von mir gesprochen hatte; sie hatten die Gefahren des Krieges getheilt, er gab mir kostbare genauere Nachrichten. Sein Herz öffnete sich, es zog das meine mit Macht an.

Der junge Mann liebte; er suchte mir die Gewalt der Empfindungen nicht mehr zu verbergen, die auf ihn einstürmten, indem er seiner Heimath näher kam, der Heimath Moina's.

„Sie sollen sie sehen, sprach er zu mir; kommen Sie mit, im Dorfe zu übernachten; es ist nicht sehr weit hin, dieser Felsen schützt es vor dem Südwind, es ist zum Theil versteckt durch diese Kastanienbäume, die Sie auf dem Abhange sehen, bespült von diesen Wasserrinnen, die so still über die Wiese fließen, die sie ehrerbietig zu küssen scheinen. Vor wenigen Augenblicken stürzte dasselbe Wasser in schäumenden Wellen über die vorspringenden Spitzen dieser Berge. Ach! unsere Tage alle sind sich so gar ungleich. — Wie entfernt war ich damals, die Stürme vorauszusehen, die die andern Zeiten des Lebens trüben!"

Er sprach mit so viel Feuer und Hingebung von seiner ersten Liebe, daß ich beschloß, ihren Gegenstand kennen zu lernen. Meine Reisegefährten waren weit hinter mir, ich ließ ihnen einen Führer zurück, und schlug mit dem jungen Manne den Weg zum Dorfe ein.

Ich konnte nicht satt werden, bey jedem Schritte den Reichthum an mannigfaltigen Formen zu bewundern, in denen die Natur auf allen Punkten des Weges prangt.

Wälder von schwarzen Tannen, hängend über den Rücken der schneegebleichten Berge; weiter unten, umgränzt von wunderlich geformten, durch den Hauch des Alters geschwärzten Felsen, grünende Rasenplätze, wo die Schaafe im Schooße des Sommers weiden, während in kleiner Entfernung das Eis in Zapfen herabhängt, den kühnen Jäger und das furchtsame Reh bedrohend.

Das Dorf iſt auf einem Hügel gelegen, der ſich um den Berg her ausdehnt. Zur Rechten ragen in die Wolken Bergſpitzen empor, deren ſilberne Stirnen zuweilen die Sonne enthüllt; zur Linken Abgründe, die das Auge kaum zu unterſuchen wagt. Senkrecht abgeſchnittene Kalkfelſen ſtützen die Seiten des Gebirges. Mitten aus den Spalten treten Stämme von Haſelſtauden, Eichen und Lerchbäumen hervor, bewohnt von Eulen und Raben, die ihr Trauer-Geträchz mit dem Geräuſche des Waldſtroms miſchen, der ſeine bewegten Fluthen bis zu einer Mühle wälzt, wo er ruhiger wird und das Thal wäſſert, in welches unvermerkt das Gebirg ſich verliert. Dann gleicht er jenen unbeweglichen Kanälen, womit die Hand des Kunſtfleißes der Lombardey fruchtbare Ebenen bereichert hat.

Hier iſt es, rief der junge Mann, hier erfuhr ich was Glück iſt, hier, im Schooße der Erde, wo nur für mich Moina lebte! Wie oft hatte ich auf dieſem Felſen an ihrer Seite geſeſſen! Als Kinder noch empfanden wir ſchon das Bedürfniß zuſammen zu ſeyn. Moina umging den Felſen, erreichte die Höhe, ſie ſezte ſich, und ich ſtrengte mich noch an um dahin zu gelangen, auf geradem Wege die ſchroffen Wände erklimmend.

Ich will Ihnen nicht von dem Glück meiner erſten Jahre ſagen, Sie werden ja Moina ſehen. . . . Ich lebte mit ihr, ich war ihr Bruder, ihr Begleiter; ich ſah nur ſie.

Von dieſem Felſen trug ich ſie herab. Jener Tag iſt auf ewig gegenwärtig meinem Gedächtniß. Ich trug ſie auf dieſen ſchon erſtarkten Armen, ihr Geſicht berührte mein Geſicht; meine geſchloſſenen Hände drückten ſie recht feſt gegen mein Herz; ich wankte unter einer ſo lieben Bürde, wir fielen umſchlungen auf die unebene Erde, unſere Herzen klopften, uns quälte der brennende Durſt nach einem unbekannten Glück.

Die Nacht hatte das Firmament mit Sternen bedeckt; uns weckte aus dieſem Zuſtande der Betäubung ein Geſchrey, das aus einem Geſträuche kam, welches den Abſturz begränzt. — Moina zuerſt bemerkt ein junges Mädchen, das ſich vergebens anſtrengte, ſich an dem Geſträuche zu halten. Fortgezogen durch ihr eigenes Gewicht, war ſie ſchon in dem Strome, ſie konnte weder ſeiner Gewalt widerſtehen, noch das Ufer erreichen. Wir kamen vor ihr an den Ort, wo ein Theil des Waſſers, in ein engeres Bett eingeſchloſſen, ſich mit Geräuſch in den Kanal der Mühle wirft. Wir verſahen uns mit Stangen, die, zur Befeſtigung der Ränder des Kanals neu bereitet, in der Nähe lagen; ſie bilden eine Art von Floß, welcher die junge Clore aus der augenſcheinlichſten Gefahr rettete, womit ſie bedroht war. Schon hatte ſie dieſe vergeſſen, und zitterte nur noch über dem Gedanken des Empfangs, der ihr von einer grauſamen Stiefmutter bevorſtand; wir fanden aber unterwegs eine Heerde, die dem Vater Moina's gehörte.

Sie erſezte nun der jungen Clore den Verluſt der Milch, die ſie ins Dorf bringen ſollte, beruhigte ſo die Kleine vollſtändig, und umarmte ſie zärtlich. Die junge Hirtinn verließ uns mit Thränen im Auge, und es war uns nun noch wohler als zuvor.

Wir kamen ſpät zum Dorfe. Armond, Moina's Bruder, war böſe auf ſie. Neidiſche Hirten hatten uns beym Felſen umſchlungen geſehen. Sie hatten ihren Frauen erzählt, was ſie geſehen, und dieſe hatten keinen Augenblick verloren, es auszuklatſchen.

Man begnügte ſich nicht zu ſagen, was wahr war: „Und noch ſo jung!“ ſeufzten mit falſchem Mitleid manche der Weiber.

Man hatte beſchloſſen, mich in das Dorf R . . . . . zu ſchicken, welches ſechs Meilen hinter den Bergen liegt, die Sie vor ſich ſehen. Mein Vater befahl mir abzureiſen, ich wurde von ſeinem Bruder aufgenommen, der Pfarrer des Dorfs war.

Vergebens ſuchte ich mich ſeiner Aufſicht zu entziehen. Hier ſchmachtete ich ſechs Monate, ohne Moina zu ſehen. Unaufhörlich mit ihr beſchäftigt, ſprach ich nur von ihr, ich konnte den ſonderbaren Beweggrund unſerer Trennung nicht begreifen; doch die Ermahnungen des Pfarrers belehrten mich unvermerkt über das, was ich nicht wußte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die neueſten Reiſeberichte vom Innern des Auſtrallandes.

(Fortſetzung.)

Am 28. und 29. Juni zeigten ſich die Flußufer dermaßen ſumpfig und von tiefen Schluchten durchſchnitten, daß es unmöglich ward, ihnen nahe zu bleiben; am 30ſten ward es vollends unthunlich, den Weg weiter fortzuſetzen, indem der Fluß allenthalben aus ſeinen Ufern getreten war, und das Land ganz überſchwemmt hatte. Sich weiter zu wagen, wäre ſehr unvorſichtig geweſen, weil eintretender Regen leicht die Gewäſſer noch mehr anſchwellen und die Rückkehr unmöglich machen konnte. Herr Oxley entſchloß ſich demnach, ſein ſämmtliches Begleit mit Pferden und Reiſevorräthen zum Hügel Harris zurückzuſenden, für ſeine Perſon aber mit vier Freywilligen auf einer der Barken flußabwärts zu fahren, ſo weit der Strom ſchiffbar blieb, um wo möglich auszumitteln, wohin er ſeine Gewäſſer abſetze.

Am 2. Juli beſtieg er das Fahrzeug, nach wenigen Millen fand ſichs, daß der Strom in viele Arme ſpaltete, die von Zeit zu Zeit ſich wieder in eine tiefe und ſchnelle Strömung vereinbarten. Wechſelnd war der Fluß auf ein Bett beſchränkt, deſſen Ufer mit Bäumen beſezt waren,

oder er zog durch Sumpfgründe hin, über welche sechs bis sieben Fuß hohe Schilfrohre sich ausdehnten. Am folgenden Tag ward die Fahrt anfangs durch die vielen in den Fluß gestürzten Baumstämme gefährlich. Nach zurückgelegten zwanzig Millen verengte sich der Strom wieder in einen etwa drey Fuß tiefen und mit Schilf besezten Kanal. Drey bis vier Millen weiter ging er in einen See über, welcher abwechselnd drey bis vier Fuß Tiefe hatte, und ganz mit Schilfrohren bedeckt war. Die Frage, ob dieses wirklich der See oder das Binnenmeer sey, in welchen der Macquarie seine Gewässer entleert, und den er durch seine Geschiebe allmählig ausgefüllt hat, glaubt Herr Oxley, zwar nicht mit Gewißheit, doch aber mit Wahrscheinlichkeit bejahren zu dürfen. Auf jeden Fall wäre es allzugefährlich gewesen, sich in den dichten Schilfwald weiter hinein zu wagen; er verzichtete daher auf die Fortsetzung der Fahrt und schlug den Rückweg ein; auf diesem zeigten sich nun keinerley Schwierigkeiten und am 7. Juli hatte er seine beym Harris-Hügel lagernden Gefährten wieder eingeholt. Die Station befand sich unter 31° 18′ südlicher Breite und 147° 31′ Länge von Greenwich. Die Declination der Nadel war 7. 48.

Während Herr Oxley hier verweilte, damit Menschen und Pferde ausruhen konnten, beauftragte er den Herrn Evans, in nord-östlicher Richtung die Landschaft zu recognosciren, durch welche er seinen Weg weiter zu nehmen wünschte. Alsbald nach Herrn Evans Abreise fing der Macquarie zu steigen an, und in Kurzem ward das flache Land überall bis nahe an das Zelt des Herrn Oxley überschwemmt, so daß er sich Glück wünschen konnte, zu rechter Zeit einen Hügel erreicht zu haben, der ihn vor aller Gefahr schüzte. Die Gewässer zogen sich wieder eben so schnell zurück als sie gestiegen waren; aber besorgen mußte man, sie möchten die Ebenen unzugänglich machen, durch welche die Reise fortgesezt werden sollte. Nach zehn Tagen kam Herr Evans zurück und berichtete, er sey bis an einen in der Nähe der Arbutnoth-Berge gelegenen kleinen Fluß gelangt, welchem er den Namen Castlereagh gab, und er habe das Land, wenn nicht überall trocken, doch immerhin gangbar befunden. Hierauf entschloß sich Herr Oxley diesen Weg wirklich einzuschlagen, um das Gebirge Arbutnoth zu erreichen, von wo aus er das Land in nord-östlicher und östlicher Richtung sattsam kennen zu lernen hoffte, um alsdann entscheiden zu können, ob rathsam wäre längs des Castlereaghs flußaufwärts zu ziehen. Am 20. Juli ward diese Wanderung angetreten; die Kähne mußten zurückgelassen werden, weil sie über Land fortzubringen unmöglich war, so nüzlich sie in der That vielleicht seyn konnten. Nachdem man Gepäcke und Lebensmittel auf die Pferde geladen hatte, ging es langsam genug vorwärts. Bald waren es Sümpfe, worein man bis an die Kniee versank, bald dichtes Akacien- und Cypressen-Gesträuch, welches aufhielt. Von Zeit zu Zeit machten Pfüzen und Schluchten Umwege erforderlich. Nach sieben beschwerlichen Reisetagen endlich traf die Karavane am Ufer des Castlereagh ein; allein dieser Strom, welchen Herr Evans vierzehn Tage ohne alle Schwierigkeit durchwatet hatte, fand sich jezt so breit und sein Lauf war so schnell, daß an kein Uebersezen gedacht werden konnte, ehe er sich wieder bedeutend gesenkt hätte. Glücklicher Weise waren seine Ufer hoch und gegen Ueberschwemmung vollkommen sichernd, so daß die Reisenden ihre Gezelte aufrichten und den günstigen Zeitpunkt abwarten konnten. An Futter für die Pferde, und an Gewild, Kängurus nämlich und Kasuaren, fehlte es nicht, auch schien die Landschaft ziemlich bevölkert, wenigstens sah man viele Guniahs oder aus Baumrinden verfertigte Hütten. In der ersten Nacht nach ihrer Ankunft stieg das Wasser noch um mehr als acht Fuß, die Schnelligkeit des Stroms betrug über sieben Millen auf die Stunde und seine Fluthen führten viele Stämme, Baumäste und andere Dinge mehr. Am 29. nahm das Sinken des Wassers seinen Anfang, und am 2. August konnte man den Uebergang wagen. Der Ort, wo dieses geschah, befindet sich unter 31° 14′ 14″ südlicher Breite und 148° 18′ östlicher Länge. Die Deklination der Magnetnadel betrug 18. 14. östl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 29. Juli.

Vorigen Freytag hielt die königliche Académie des Inscriptions et belles Lettres ihre jährliche öffentliche Sizung. Zwey junge Advokaten erhielten den Preis wegen der besten Schrift über die von König Ludwig dem Heiligen eingeführten Staats-Einrichtungen; eine andre Preisfrage, in Betreff der Vergleichung der alten persischen und chaldäischen Denkmäler mit den Lehren und religiösen Allegorien im Zend aveste, wurde, da sie nicht zur Genüge beantwortet war, nochmals gegeben; eine andre, die im vorigen Jahre aufgestellt worden war, für das folgende Jahr bestimmt ist, und die Wanderungen und Ansiedelungen der Normänner in Frankreich betrifft, wurde wieder in Erinnerung gebracht, und eine vierte Preisfrage, betreffend den Zustand der Juden in Frankreich, Spanien und Italien, vom Anfange des fünften bis Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Hinsicht des bürgerlichen Rechtes, des Handels und der Wissenschaften, wurde für das Jahr 1823 zum erstenmal aufgestellt. Dann wurden drey Goldmedaillen an die Herren Schweighäuser, Delpon und Dumège vertheilt, wegen der besten Abhandlungen über die alten Denkmäler der Departemente, welche sie bewohnen. Diese Aufmunterungsmedaillen sind kürzlich vom Minister des Innern bewilligt worden, und der Akademie war es überlassen worden, dieselben denjenigen zuzuerkennen, welche sich unter den vielen Alterthumsfreunden der französischen Provinzen durch ihre eingesandten Abhandlungen am meisten ausgezeichnet hätten. Der Minister wurde sehr gelobt, daß er die Alterthumskunde in Frankreich so sehr in Aufnahme bringe; die königliche Gesellschaft der Alterthumsfreunde wurde aber mit keinem Worte erwähnt, obschon diese freye Gesellschaft, welche nicht die mindeste Unterstüzung von der Regierung bekommt, am meisten beygetragen hat, das Studium der französischen Alterthümer zu befördern, und die Aufmerksamkeit des Publikums auf die noch vorhandenen zu lenken. Allein durch Bureau-Intriguen aufgehalten, hat diese Gesellschaft es nie so weit bringen können, daß der Minister des Innern auch nur auf einige Duzend Exemplare der gedruckten Sammlung ihrer Abhandlungen

subscribirte, ob schon er Hunderte von Exemplaren mancher unnützen Werke nimmt, die hernach in die Bureaux des Ministeriums vertheilt werden, und womit die in den Bureaux angestellten Schreiber verfügen, wie es Ihnen gut dünkt. Und da nun diese freye Gesellschaft, die ganz aus eignen Mitteln besteht, bey dem Minister in keinem großen Ansehen steht, so hält auch die königliche Akademie aus hofmännischer Sitte es nicht für gut, derselben Erwähnung zu thun; dieß ist ganz in der Ordnung. Indessen hat der Wetteifer zwischen der königlichen Akademie, die sich sonst wenig um französische Alterthümer bekümmerte, und der freyen Gesellschaft, die sich beständig damit abgibt, das Gute, daß die Gelehrten in den Provinzen doppelt aufgemuntert werden, Nachforschungen anzustellen, und unbekannte Denkmäler ans Tageslicht zu fördern, oder die schon bekannten kritisch historisch zu beleuchten. Als die Preisvertheilung geendigt war, begann das Vorlesen verschiedener gelehrten Aufsätze; zuerst eine biographische Notiz über den Hrn. Millin, vom Generalsekretär der Akademie, Hrn. Dacier. Der vormalige Sekretär Millins, Hr. Krafft aus Strasburg, hat über den verstorbenen Akademiker bereits vor zwey Jahren eine so ausführliche und befriedigende Biographie drucken lassen, daß dem Generalsekretär weiter nichts übrig geblieben ist, als diese zu benutzen, und dieselben Thatsachen in etwas patriotischerem Style vorzutragen. Dem Verdienste des unermüdlichen Millins um die Alterthumskunde ließ Hr. Dacier volle Gerechtigkeit wiederfahren, wiewol er auch nicht verhehlen wollte, daß Hr. Millin zuweilen allzuflüchtig gearbeitet, und die Gelehrsamkeit etwas oberflächlich behandelt habe. Die Hauptwerke des Verstorbenen ging der Generalsekretär lobend durch, und hielt sich besonders bey dessen Monuments inédits, Dictionnaire des beaux arts und dessen Reisen in Frankreich und Italien auf. Das Annuaire du Républicain, welches Hr. Millin selbst in der Folge nicht unter seine Schriften anführte, überging der kluge Hr. Dacier, und bemerkte blos, Hr. Millin habe die Revolution anfangs gefevert; als er sie aber hernach nicht so human befunden wie er es erwartet hatte, habe er sich derselben widersetzt, und sey beynahe ein Opfer derselben geworden. Von der Histoire métallique de la révolution française schwieg der vorsichtige Generalsekretär nun vollends; von der Histoire métallique de Napoléon Bonaparte war gar nicht die Rede. Dagegen nahm der Redner von der Reise Millins in Italien Anlaß, um zu behaupten, Hr. Millin sey innig überzeugt gewesen, daß die erhabene Stufe, worauf in Italien die Künste gelangt wären, der Religion beyzumessen wäre, und daß in jenem glücklichen Lande eine bewunderungswürdige Verbindung zwischen Kultus und Kunst herrschten; hierauf folgte, vermuthlich um der Gesinnung der herrschenden Partey zu schmeicheln, ein großes Lob des italienischen Kultus. Ich habe Millin nach seiner Rückkehr aus Italien oft gesprochen, aber nie bemerkt, daß er für die kirchlichen Ceremonien, die er daselbst gesehen, besonders eingenommen war. Millin dachte über diesen Punkt sehr frey, und er würde nicht wenig erstaunt gewesen seyn, daß man ihm so andächtige Gesinnungen untergeschoben habe. In Betreff des von Millin herausgegebenen Magazin Encyclopédique bemerkte der Generalsekretär der Akademie, mit welcher rastlosen Thätigkeit der Herausgeber eine lange Reihe von Jahren hindurch dieses Inventarien der Wissenschaften und Künste unterhalten habe, wie ihn seine ausgebreitete Korrespondenz mit den ausgezeichnetesten Gelehrten aller Länder in Stand gesetzt habe, dem Publikum stets die merkwürdigsten Nachrichten aus allen Fächern der Gelehrtheit mitzutheilen. Aber billig hätte der Lobredner hinzusetzen sollen, wie wenig Ermunterung der Herausgeber vom französischen Publikum für diese mühsame und unangenehme Arbeit erhielt, daß diese nützliche Zeitschrift beynahe mehr im Auslande als in Frankreich verbreitet war, und daß der Absatz nur so eben die Druckkosten einbrachte; dieß war ungefähr der ganze Lohn, den Millin für seine zwanzigjährige Redaktion einernetete. Allerdings hatte ihm die Regierung sehr einträgliche Stellen ertheilt, die ihm wenig Zeit raubten; und eigentlich sollte jedweder Gelehrte, dem die Regierung große Ehrenstellen gibt, mit eben der Gewissenhaftigkeit als Millin thut, nicht allein die ihm vorgeschriebenen Pflichten erfüllen, sondern sich auch noch auf andern Wegen, die in seiner Macht stehen, dem Publikum nützlich erweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, im Juli.

(Beschluß.)

Eine für den Schiffsbau sehr wichtige Erfindung hat die englische Seemacht einem ihr angehörigen, Lord Exmouth sehr wohlbekannten, Offizier zu danken. Es ist bekannt, daß man zur Ausbesserung der Schiffe bisher keine andere Methode kannte, als sie auf die Seite zu legen. Ein Verfahren, das höchst mühseelig und oft mit Gefahr verbunden war. Um diese Arbeit zu erleichtern und ungefährlich zu machen, erfand erwähnter See-Offizier ein auf dem Wasser ruhendes Werft, welches nur eben so tief untersinkt, als es nöthig ist, um das auszubessernde Fahrzeug aufzunehmen; dann werden die Oeffnungen, vermöge deren das Werft unter Wasser gesetzt wurde, geschlossen, und dasselbe durch eine Dampfmaschine ausgeschöpft. Nun steht das Schiff trocken und den Arbeitern vollkommen zugänglich da. — Bey den Ausbesserungen, die man zum Behuf der Krönungsfeyerlichkeit in der Westminsterhalle vornahm, rauffte man einige Balken wegnehmen, die der höchsten Wahrscheinlichkeit nach unter der Regierung Wilhelm des Rothen (er regierte von 1086 an) eingesetzt wurden. Die Zimmerleute bewahrten mehrere Stücke davon auf, sie sind von englischen Eich- und französischen Kastanien-Bäumen, man verarbeitet sie jetzt zu Schnupftabacksdosen, die theuer verkauft werden. Einige enthalten eine Inschrift, die das Material, aus dem sie verfertigt wurden, bescheinigt, und die Zeit der Krönung Georg IV, bey deren Veranlassung solches gefunden ward, anzeigt. — In Brighton fand in diesen letzten Tagen ein Vorfall statt, der einem eifrigen Jäger wohl das Herz bluten machen könnte. Der König hat schon vergangnes Jahr seine Jagdhunde an diesen Badeort geschickt, um der Hundswuth vorzubauen, und das Seebad dagegen gebrauchen zu lassen. Das geschah auch dieses Jahr. Fast täglich tauchte man sie in die salzige Fluth, und da sich Zeichen der Wasserscheu bey ihnen blicken liessen, wurden sie, um das Gegenmittel noch wirksamer zu machen, bis zur Ersäufung in den Wellen zu verweilen gezwungen; ein Hund ward bey dieser Gelegenheit ersäuft, ein und der andre wurde nur mühsam wieder ins Leben gebracht. Allein alles war vergeblich, das Uebel griff dergestalt um sich, daß es gefährlich wurde, sich in den Hundsstall zu wagen. Es wurde darüber gehörig berichtet, und der Marquis von Cornwallis, der Oberjägermeister des Königs, ertheilte den Befehl, die ganze Meute ohne Schonung zu tödten. Der Befehl ward vollzogen und vier und zwanzig Koppeln der allerschönsten und kostbarsten Hunde fanden in derselben Stunde ihren Tod. Einer ihrer Wärter, der sie täglich besorgt, gepflegt, erzogen hatte, der sich gleichsam mit ihnen zu unterreden verstand, konnte den Jammer ihres Hinschlachtens gar nicht mit ansehen. Die Unwirksamkeit des Seewassers gegen die Hundswuth ist durch diese Erfahrung aber hinlänglich erwiesen.

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Freitag den 17. August 1821.

Unterhaltungs-Literatur.

A. Oehlenschlägers Briefe in die Heimath, auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Aus dem Dänischen übersezt von Georg Lotz. Altona b. Hammerich 1820. Zwey Bände IV, 321 u. 308 S. 8.

Der Uebersetzer hat wiederholt in den Gegenden sich aufgehalten, von welchen der Verf. erzählt. Jezt, wo ihm Blindheit das Reisen untersagt, wählte er diesen Schriftsteller zum Gefährten, um eine Reise in der Erinnerung zu machen, und so entstand diese Uebersetzung. Die Wahl war für ihn sehr gut; denn Oehlenschläger ist Dichter, und er, der Uebers. auch. Aber für die Leser möchte sie wohl minder glücklich seyn. Die Briefe sind im Durchschnitt geschrieben, wie man nun so nach Hause schreibt, an die lieben Angehörigen und an die guten Bekannten, die an zerbrochenen Deichseln, guten oder schlechten Wegen und Wirthshäusern, erneuerten Bekanntschaften, empfangenen Ehrenbezeugungen und anderen dergleichen Reisebegegnissen, lebhafteren Antheil zu nehmen pflegen, als das lesende Publikum, welches von einem reisenden Autor neue, überraschende, anziehende Beobachtungen erwartet, und z. B. Anecdoten, wie die S. 89. B. 2. von einem Wiener, der im Buchladen Poche's franz. Lexikon (dictionaire de poche) forderte, sich nicht gern für neue Würze verkaufen läßt. Dergleichen Mohnkörner hat der V. hier auf beträchtlichen Feldflächen ausgesät, und die Kritiker seines Vaterlandes werden ihm nicht mit Unrecht einen Vorwurf daraus machen, daß er diese Saat bey der Herausgabe seiner Briefconcepte nicht unteracketre. Dieser Vorwurf fällt in sofern' auf den Uebersetzer zurück, als derselbe diese Mohnfelder gar füglich den Dänen allein zum Abärndten hätte überlassen können, da die Deutschen an dergleichen Früchten einen selbsterbauten Ueberfluß besitzen.

„Abgesehen davon, hat das Buch in seiner Tendenz viel Aehnlichkeit mit Klingemanns Buch, Kunst und Natur; aber ob es gleich diesem vermöge der Reise „durch Frankreich" (i. e. nach Paris) überlegen ist; so steht es demselben doch in der Hauptsache, an interessanten Ansichten der Natur und der Kunst, weit nach. Rec. weiß nichts dafür zu thun, als daß er einiges aushebt, was er — nicht blos durchblättert hat.

Dahin gehören, im 1. Bd., des Vs. kritische Bemerkungen über das französische Theater, besonders über das tragische. Diese hat Rec. aufmerksam durchgelesen, und am Ende daraus geschlossen, daß — Lessing in Dänemark nicht stark gelesen wird: denn schwerlich würde sonst Oe. sich entschlossen haben, seine Bemerkungen drucken zu lassen. Nicht als ob seine Kritik mit der Lessing'schen im Widerspruch stünde (denn dann hätt' es sich schon der Mühe verlohnt); sondern weil sie meistens nur flachfallende Streiche auf das Standbild einer Conventions-Dramaturgie führt, welches Lessings Schwert vom Haupte bis auf den Bauch gespalten hat. Ein aufrichtiger Franzos, mit dem der V. S. 268. B. 1. über den jetzigen Zustand Frankreichs in einen kleinen Streit gerieth, sprach das Geständniß aus: Il faut dire la verité, nous sommes peut (peu) de chose à présent. In Hinsicht auf die tragische Dichtkunst, wenn man sie von der Tragödiencomposition für das Theater unterscheidet, möchte das eine alte Wahrheit seyn, die selbst Voltaire gefühlt und mehr als einmal berührt hat.

Indessen dem Dichter macht es nicht leicht ein Dichter zu Danke, und auch an den deutschen Dramatikern hat Oe. mancherley auszusetzen. Wir werden darauf kommen, indem wir eins und das andere auszeichnen, was den deutschen Lesern des Lit. Bl. in Bezug auf ihre Literatur und Kunst besonders interessant seyn könnte.

Ein altes Volkssprüchlein sagt: Wer todt gesagt wird, lebt lange. Wir haben uns daher gefreut, S. 287. B. 1. zu lesen, daß dem Reisenden im Wirthshause zu Offenbach gesagt wurde, der Doctor Cotta in Tübingen sey gestorben, und die Buchhandlung sey in den Händen seines Bruders.

In Wien erfuhr der V. (S. 16. Bd. 2.), daß sein Correggio auf dem Burgtheater mit großem Glück gegeben worden, aber auch, daß er „eine große Umkalfate-

rung erdulden müſſen," daß er nicht ſtirbt ſondern glücklich wird. Oe. wendet auf dieſen Fall die Worte der Margiana im deutſchen Aladin an: Ich hab' ein weiches Herz, ich kann das Mitleid nicht vertragen. Er ſezt hinzu: Wohl iſt es in der Wirklichkeit ſehr gut, wenn man dem Künſtler zu Hülfe kommt, eh' er krepirt, in (aus) der Tragödie aber nimmt man den Kern fort (weg), wenn man das Rührende und Ergreifende entfernt." Wenn doch die Theaterſchneider das einmal begreifen wollten! S. 32. Bd. 2. ſah er ſein Trauerſpiel Axel und Walburg, und bis auf die Veränderungen, die man in Hinſicht der Religion vorgenommen, war er mit allem wohl zufrieden, nur Ochſenheimer war ihm im 4ten Akte zu matt.

Späterhin (S. 33.) ſah' er auch Müllner's Schuld. Nun — „manche Verdienſte und viele dichteriſche Schönheiten; aber ihr Fatum mag er nicht leiden — es iſt ihm ein türkiſches Fatum." Er beruft ſich auf Herders Beweis, daß das Schickſal im Grunde nur von dem Menſchen ſelbſt ausgehe, und auf Novalis Spruch: Schickſal und Gemüth ſind Namen eines Begriffs. Er hat alſo als Tragöd überſehen, was dem Profeſſor nicht hätte entgehen ſollen: daß es in der Schuld gerade ſo iſt, wie er es verlangt, daß Hugo's Schickſal ganz von ihm ſelbſt ausgeht, und daß es einzig ſein Gemüth iſt, welches ſein Schickſal macht. Da die Wiener Schauſpieler ſchwerlich etwas hinzu gefezt haben; ſo hätt' er (qua Profeſſor nämlich) billig bemerken ſollen, daß von einer Vorausbeſtimmung kein Menſch im Stücke ſpricht, keiner daran denkt, als der Verbrecher, der darin Troſt ſucht, und daß Jerta ſeinen Glauben an den Einfluß der Geſtirne auf die unzweydeutigſte Weiſe als den Irrſinn des gefolterten Gewiſſens behandelt. *) Unſer Redacteur tröſte ſich indeſſen darüber **); denn S. 35. iſt Schillers Braut von Meſſina „eine geniale Grille," ferner ſind in Kabale und Liebe „die Motive nur ſchlecht," und, an einem andern Orte, iſt der Tod von Leſſings Emilia Galotti übel motivirt, weil — der Prinz kein Böſewicht iſt. Faſt ſollte man glauben, der Verf. wolle hier an Leſſings Emilia rächen, was, in Paris, die Stael an ſeinem Correggio verſchuldete. Sie fand deſſen Tod auch übel motivirt, indem ein Künſtler sous le poids de l'argent erliege. Das Wort argent hatte Oe. ſelbſt gebraucht, da er ſich aber mißverſtanden ſah, corrigirte er es durch cuivre, und die berühmte Frau war nun ſo artig, den Tod ſtillſchweigend für gut motivirt anzunehmen. Nun, wir ſehlen alle mannichfaltig *)

S. 185 iſt der Verf. in Dresden. „Der bekannte Dichter Herr Kind hat ein Stück: van Dyk, geſchrieben, worin recht viel liebliches und hübſches iſt. In demſelben hat der Dichter Gelegenheit gegeben, mehrere Bilder von Rubens, Oſtade und Tenniers auf der Bühne darzuſtellen, welches eine gute Wirkung macht, und den Dresdnern, welche ihre liebe Bildergallerie wieder erkennen, Vergnügen gewährt." Beyläufig: den Hamburgern auch, die ſie nicht erkennen. Und anderweit beyläufig: der Dichter, Herr Kind, iſt — ein Daniſmus. Die Dichter, die anerkannten, ſind in Deutſchland keine Herren, es wäre denn, daß man ſie in Kritiken en bagatelle tractiren wollte, welches jedoch, wegen des clericus clericum non decimat, den Dichtern nicht ſonderlich zu Geſicht ſteht.

Auf der Reiſe nach Berlin erzählt dem V. ein preußiſcher Rittmeiſter eine Anecdote von 1806, wie Napoleon, weil die Preußen franzöſiſche Gefangene entwiſchen laſſen, und daher nicht genug zur Auswechſelung der übrigen gehabt, eilf preußiſche Offiziers Ueberſchuß habe erſchießen laſſen; wie dabey Einer verſtümmelt worden, und wie er ohne Wanken den Schützen zugerufen: hieher müſt ihr treffen, hier ſizt mein deutſches Herz! Der däniſche Dichter iſt in der Kriegsgeſchichte von 1806 ſo gut bewandert, daß er dem preuß. Rittmeiſter dieſe Anecdote glaubt, und treuherzig nacherzählt. Einem Deutſchen hat dieſer ſie vermuthlich noch nicht erzählt: denn in Deutſchland iſt ſie nicht bekannt, und das wäre ſie doch ſeit 1806 gewiß geworden, wenn außer dem Rittmeiſter ſie jemand gewußt hätte.

Vor ſeiner Abreiſe aus Dresden ſah der V., wie er S. 193 nachholt, die dortige erſte Darſtellung von Axel und Walburg. „Die Vorſtellung gefiel, allein er ſah doch nun den Grund ein, warum die talentvolle Mad. Schirmer in Berlin in dieſer (Gaſt-) Rolle weniger Wirkung hervorbrachte, als man vermuthet hatte; es kam daher, daß ſie dieſelbe etwas anders nahm, als er ſich dieſelbe gedacht hatte." Ja, davon kommt's gewöhnlich, wenn gute dramatiſche Dichtungen in der Darſtellung verunglücken. Die Dresdener Walburg war ihm zu ruhig und reſignirt: „Das Schöne, Poetiſche aber beſteht in der ſüßen Schwärmerey und dem Unglück der beyden jungen Leute, um recht das Herz zu rühren, muß Walburg kräftig und voller Feuer und Gefühl ſeyn." Das mögen ſich die Walburge geſagt ſeyn laſſen, denn niemand kann beſſer, als der Dichter ſelbſt wiſſen, worinnen „das Schöne und Poetiſche ſeiner Dichtung beſteht." Indeſſen geſteht er doch

*) Vor der Bühne kann das auch einem Profeſſor der Aeſthetik entgehen, zumal, wenn es etwa dem Theaterhugo entgangen iſt; wenn er dieſen Aberglauben nicht ſo darſtellt, wie ihn Rec. hier ganz richtig bezeichnet hat. Und das hab' ich, vollkommen, nur einmal (von Eſtair) geſehen. M.

**) Nicht von Nöthen. M.

*) So iſt's: Im Recenſiren, wie im Dichten. M.

S. 195 selbst, „daß er mitunter in seinen Stücken die Todesscenen zu wenig motivirte, weil er keine Lust hatte, seine und der Zuschauer Phantasie lange mit dem blos Leidenden, und mit einer zu langen Vorstellung des physischen Schmerzes zu beschäftigen. Dergleichen muß im Reiche der Kunst mehr angedeutet als ausgemalt werden." Sehr richtig; aber auf der Bühne gilt, in Ansehung der sichtbaren Handlung, kein Andeuten, d. h. kein Halbthun, mithin muß man solche Dinge, und namentlich den sogenannten Tod in heiler Haut (einen Krampfschlag nennt De. den der Walburg) lieber on vûe setzen. „Ihr Herz (sagt er a. a. O.) bricht im poetischen, nicht im chirurgischen (?) Sinne, d. h. nicht die Fleischmuskeln in ihrer linken Seite, denn die sind zu stark, sondern ein anderes schwächeres Gefäß, dessen Vernichtung eben so gefährlich und tödtlich ist." All gut! aber die Volksbühne ist kein anatomisches Theater, und die Mimik kann den poetischen Bruch des schwachen Gefäßes nicht ausdrucken. Der Schreck über den Tod des Geliebten konnte die Walburg echt dramatisch tödten; aber auf der Stelle. De. läßt sie diesen Schreck ertragen, und langsam am Seelenschmerze sterben. Er hatte die Selbstüberwindung nicht, das romantische Verscheiden unter Harfenbegleitung dem Gesetz der Dramatik aufzuopfern. Darin mag wohl der Fehler liegen.

In Berlin (S. 242 Bd. 2) sah er Fouqué. „Nach seiner (des Vs.) Meynung ist er am besten in seinen Mährchen, er träumt schön von Tapferkeit, Liebe und der alten Zeit. Das Adelige spielt nur eine sehr große Rolle in seinen Werken." Freylich wahr; aber er hat ja selbst gesagt:

„Ich kann nicht anders, und Gott helfe mir!" (S. Lit. Bl. 1820. Nr. 46. S. 182). *)

Auch seinen Freund Tiek fand er in B. Er schäzt ihn, wie billig, scheint ihn wirklich zu lieben, doch — sagt er S. 246 — „was seine Meynungen angeht, so bin ich in mancher Hinsicht anderer Gedanken und erquicke mich mehr an seiner Poesie als an seiner Philosophie." (So ungefähr geht es uns auch mit ihm, dem V.) „Er ist mir zu streng gegen die jetzige Zeit, und betrachtet das Mönchswesen des Mittelalters, dessen Aristokratie und erste Kunstversuche mit allzugünstigen Augen." Tiek's vertrauliche Aeusserung: „Wenn Canova ein Bildhauer ist, so weiß ich nicht, was ein Bildhauer ist," hat er zwar recht artig beantwortet: „Das will ich dir sagen, das ist ein Mann, der in einen Stein mit einem Meisel haut und schöne Bilder hervorbringt; und das hat Canova gethan." Indessen rechtfertiget diese Antwort doch die Publikation jener mündlichen Aeußerung nicht, und ob auch Tiek sie ihm nachsehen möge, so dürfte sie doch andere Freunde leicht etwas behutsam gegen ihn machen.

Das mag hinreichen, das Buch zu charakterisiren, an welchem wir hauptsächlich tadeln zu müssen glauben, daß es (um die Sache recht mild zu geben) zu episch ist. Das Subject des Erzählers steht fast überall zu breit vor den Objecten, und von seinen eigenen Geisteswerken ist, verhältnißmäßig, zu häufig die Rede. Diese sind, so weit wir sie kennen, alle — bis auf dieses vorliegende exclusive — so beschaffen, daß man sie lieber genießt, als davon hört.

Ob die Uebersetzung ganz treu sey, können wir, in Ermangelung des Originals, nicht beurtheilen. Des Uebersetzers Styl ist angenehm, nur begreifen wir nicht, wie der Hamburger (und das ist ja wohl Loß?) zu gewissen märkischen Sprachfehlern kommt, z. B. S. 253 „eine kleine Rache an die (den) Mathematiker (n) verübt." S. 315 „am Guten (an das Gute) zu glauben." S. 258 Bd. 2 „sich an ein (em) unschuldiges (n) Mädchen rächen." Ob die Redensart S. 116. Bd. 1: „daß Racine mich mit diesem Raisonnement imponirte," auch für eine Märkerin, oder ob sie für eine Gascognerin zu achten sey, bleibe dahin gestellt. Gewiß ist, daß nach der Academie imposer, in dem Sinne von imposer du respect, den Dativ verlangt. Inzwischen vergesse man nicht, daß der blinde Loß dictiren muß, und nur mit dem Ohre revidiren kann.

*) 1820! Dr. schrieb das aber 1817. D. Recensenten. M.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortsetzung.)

La France telle qu'on l'a faite, par Kératry. Ist eine Fortsetzung der im vorigen Jahre angezeigten Urkunden zur Verständigung der Geschichte Frankreichs von dem nämlichen Verfasser. Da diese Urkunden viel Aufsehen erregten, viele Federn sie zu widerlegen in Bewegung sezten, so konnte es nicht fehlen, daß gegenwärtige Darstellung des französischen Reiches ebenfalls die Aufmerksamkeit des Publikums ansprechen mußte. Auch sind in kurzer Zeit mehrere Auflagen davon vergriffen worden. Die lezte ist mit einer Antwort des Verfassers auf einige wenig gemäßigte Angriffe, welche die ersteren Auflagen veranlaßt hatten, vermehrt worden. Jede Zeile dieser Schrift trägt das Gepräge wahrer Vaterlandsliebe, und macht der Denkungsart ihres Verfassers Ehre. Es ist die Sprache der Aufrichtigkeit, der innigsten Ueberzeugung, nicht des Partheygeistes oder der Rechthaberey, die K. Keratry führet, und womit er die Wahrheiten laut werden läßt, die er Frankreich und seinem Könige zuzurufen für nöthig erachtet, um öffentliches Unglück abzuwenden. Nur Schade, daß, ungeachtet des ausgezeichneten Verdienstes des Verfassers, sein Styl nicht immer klar und einfach, daß er mit Ausdrücken untermischt ist, die etwas Gesuchtes oder Gezwungenes haben, und, aus den höheren Wissenschaften

entlehnet, zu Metaphern und Wortfügungen Veranlassung geben, die der gute Geschmack verdammet. (18 Bogen Druck in 8. Preis 4 Fr. Bey Maradan).

De l'organisation municipale en France; par M le comte Lanjuinais, pair de France, et M. Kératry, député du Finisterre. Der Gesetzes-Entwurf, den bekanntlich die Regierung den Kammern über diesen Gegenstand vorgelegt hat, veranlaßte gegenwärtige Schrift, in welcher zwey verdiente Männer mit vereinigten Kenntnissen jenen Gesetzesentwurf bestreiten, oder vielmehr auf den Geist und Zweck desselben aufmerksam machen, und den Mitgliedern der Deputirtenkammer die Wichtigkeit eines solchen Gesetzes ans Herz legen. Dreyßigjährige Erfahrungen, tiefe Forschungen, eine gesunde Philosophie und unerschütterliche Grundsätze auf echtem Patriotismus gegründet, geben dem Urtheile des edlen Pairs ein entscheidendes Gewicht. Er widerlegt den Gesetzes-Entwurf in seinen verschiedenen Abtheilungen, und beweiset als Rechtsgelehrter von einer jeden die Unzulässigkeit ihres Gegenstandes. H. Kératry, seiner Seits, mehr zu methaphysischen Untersuchungen geneigt, betrachtet die gesammte Tendenz des Gesetzes-Entwurfs aus einem höhern Gesichtspunkte, und stellet gegen denselben allgemeine Grundsätze auf, die zu einleuchtend, zu tief in jedermanns Herz geschrieben sind, als daß die täuschendsten Scheingründe sie je daraus verbannen könnten. Man weiß, daß beyde Verfasser, von gleichen Gesinnungen beseelt, sich als Landsleute mehr denn einmal treulich die Hand gereicht haben, um für das Wohl ihres Vaterlandes ritterlich zu kämpfen. (6½ Bogen Druck in 8. Bey Baudouin.)

Lettre sur le projet d'organisation municipale, présenté à la Chambre des députés le 21 fevrier 1821. Par M. Piérot. Auch die Gegenparthey glaubte bey den bevorstehenden Debatten über die künftige Einrichtung der Obrigkeiten in Frankreich ein Wort über die Wichtigkeit dieses Gesetzesentwurfs laut werdrn lassen zu müssen. Weit entfernt jedoch, blos Lobredner desselben zu seyn, gehet H. Piérot ihn kritisch durch und äußert gegründete Zweifel über seine vermeinte Beförderung des allgemeinen Wohls. (in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Lenormant).

Petit manuel philosophique et politique. So oft die Stimme der Vernunft und der Freyheit, sie mag den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts nachgesprochen werden, oder als Resultat des eigenen Denkens aus dem Munde der heutigen Opposition hervorgehen, so ermangeln die Apostel der unumschränkten Gewalt nie, über Aufruhr oder Gottlosigkeit zu schreyen und bey den frommen, monarchischen Schriftstellern des sogenannten großen Jahrhunderts Hülfe zu suchen. Um ihnen zu zeigen, wie es sich mit diesem Zufluchtsorte eigentlich verhält, oder was sie daselbst antreffen, ist Hr. Michaux, ein junger geistreicher Schriftsteller, auf den Gedanken gerathen, gegenwärtiges Bändchen freysinniger Grundsätze einzig aus Fenelons Telemach und Massillons Petit Careme zusammenzutragen. Nirgends werden wohl die Vorurtheile der Geburt, die vermeinte Allmacht der willkührlichen Gewalt, die politische und religiöse Heucheley mit mehr Kraft niedergedonnert, als in den Schriften jener zwey Prälaten. Beyde machen der Literatur Frankreichs nicht minder Ehre als der Kirche, beyde schrieben unter einer unumschränkten Regierung zum Unterricht von zwey Prinzen, die bestimmt waren, dereinst den Thron zu besteigen. Möchten ihre hier gesammelten Lehren von allen Fürsten, die Nationen regieren, beherzigt werden! (2½ Bogen Druck in 18. Bey Baudouin.)

Projet adressé au Roi, en son conseil d'état, au ministre de l'interieur, aux prefets de la Seine et de police, betreffend die Straßenreinigung der Stadt Paris, ihre Verschönerungen, Bauten und öffentliche Anstalten, die, mit aller möglichen Gewährleistung, eine Gesellschaft zu unternehmen sich anbietet, wovon der Verfasser gegenwärtiger kleinen Schrift, Fleuriau de Bellemare, eines der thätigsten Mitglieder ist. Da Polizey-Angelegenheiten sich an die eigentliche Staatswissenschaft anschließen, so mag gegenwärtiger Vorschlag hier ein Nebenfach füllen, wäre es auch nur pour la rareté du fait. Die Idee gehet so sehr ins Große, daß man glauben sollte, der Verfasser sey an den Ufern der Garonne geboren, oder müsse einen der umfassendsten Köpfe in der Welt besitzen. Und dennoch soll die Ausführung dieser Idee so leicht als einfach seyn. Die Gesellschaft begnüget sich blos für die innere Reinlichkeit der Stadt sorgen zu wollen, sie will auch die Luft in den Straßen von Paris gesund erhalten und verspricht bey einer ausbrechenden Feuersbrunst die größte Sicherheit für die benachbarten Häuser; sie unterfängt sich sogar, an die bedürftigsten Arme täglich und unentgeldlich mehrere tausend Portionen Suppe à la Rumford auszutheilen, öffentliche Wärmeplätze (Chauffoirs) einzuführen, öffentliche und unentgeldliche warme Bäder zu erbauen und Hospitäler für alte Leute von beyden Geschlechtern zu gründen. Um alle diese und noch viel andere, minder bedeutende Anstalten auszuführen, ist für die ersten sechs oder sieben Jahre, ein Kosten-Aufwand von 1,082,550 Franken jährlich in Anschlag gebracht worden, nach diesem Zeitraume hofft man Alles mit einer halben Million bestreiten zu können. Zur Hebung derselben schlägt H. Fleuriau de Bellemare eine jährliche Abgabe vor, die für die Einwohner der mittlern Klasse, oder die nur einen mäßigen Mithins bezahlen, nicht über zwey Franken betragen würde. Dieser Kostenaufwand ist gewiß höchst unbedeutend. Rechnet man hinzu, daß die Mitglieder der Gesellschaft auch leben wollen, daß sie zum Lohne für ihre Erfindung nicht schlecht leben wollen, so bleibt von der verlangten halben Million vielleicht nur die Hälfte, also täglich nicht mehr als ungefähr drey Louisd'or zur Verwendung für die vielen beabsichtigten Anstalten übrig. Wie für diesen geringen Preis einzig nur die nöthige Anzahl von Portionen Suppen à la Rumford herbeygeschafft werden mögen, ist eine Aufgabe, welche die Mitglieder jener Gesellschaft wohl allein nur zu lösen verstehen, worüber jedoch in gegenwärtigem Vorschlage keine Auskunft gegeben wird. (2½ Bogen Druck in 8. Bey Everat).

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In der Ueberf. der Militärschriften Nr. 53. S. 1. Sp. 1. Z. 14. v. u. lies Auditeur st. Auditor. S. 2. Sp. 1. Z. 19. v. u. lies Lauer st. Lauen. S. 3. Sp. 1. Z. 30. v. u. fehlen in der Anzeige des Titels die Worte: 3te Abthl. des Handbuchs für Offiziere, und dadurch wird der Nachsatz: „die Tasche in der Hand.“ unverständlich. Nr. 54. S. 3. Sp. 2. Z. 12. v. u. muß vor dem Satze: „Ein vielversprechender Titel.“ ein Unterscheidungsstrich, und nach demselben kein Semicolon sondern ein Punkt stehen, weil sonst dieser Satz auf das folgende Buch bezogen werden würde, welches keinen vielversprechenden Titel hat. S. 4. Sp. 1. Z. 36. v. o. l. denn st. dann.

In der Rec. von Raupachs Erdennacht Nr. 56. S. 2. Sp. 1. Z. 12. v. u. lies eine statt ein.

Nro. 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. August 1821.

Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Schiller.

Gedichte von Friedrich Rückert.

Im Feld der König Salomon
Schlägt unterm Himmel auf den Thron;
Da sieht er einen Sämann schreiten,
Der Körner wirft nach allen Seiten.

Was machst du da? der König spricht,
Der Boden hier trägt Ernte nicht.
Laß ab vom thörichten Beginnen,
Du wirst die Aussaat nicht gewinnen.

Der Sämann, seinen Arm gesenkt,
Unschlüssig steht er still und denkt;
Dann fährt er fort, ihn rüstig hebend,
Dem weisen König Antwort gebend:

Ich habe nichts als dieses Feld,
Geackert hab' ichs und bestellt.
Was soll ich weitre Rechnung pflegen?
Das Korn von mir, von Gott der Segen.

*

Freunde, die mich traurig sahn,
Gaben diesen Text mir an:
Sey vergnügt! Im Weltenlauf
Baut zerfallnes neu sich auf.
Seufzend sagte ich sofort
Ihnen dieses andre Wort:
Nützt es wol dem todten Fisch,
Wenn die Flut kehrt wieder frisch?

*

Jeder Frühling muß vergehn,
Und kein Winter kann bestehn.
Und der Trutz des Winters machet,
Daß der Lenz so schöner lachet.

Doch ich Blume daure mich,
Blühnd im Herbste kümmerlich,
Zeugniß vor'gen Lenzes gebend,
Und den künft'gen nicht erlebend.

*

Ach o der Welt, wie treulos ganz
Sie ihren Hauch
An meinem Herzen übet.
Gott wahre jedes Spiegels Glanz,
Daß ihn nicht Rauch
Unreiner Kerzen trübet.

*

Diese Welt mit zwey Gesichtern,
Die gar oft ihr schlimmes macht
Frommen, und den Bösewichtern
Mit dem andern freundlich lacht,
Weis't vor allen meist den Dichtern
Nur das erste mit Bedacht;
Doch, umspielt von Himmelslichtern,
Geben sie darauf nicht Acht.

*

Eine stattliche Braut
Ist freylich das Glück der Erde,
Wäre sie nur so traut
Wie reizend von Geberde.

Sie hat ein Gesetz gemacht,
Wenn sie lüpfet den Schleyer,
In derselbigen Nacht
Mordet sie ihren Freyer.

*

Der Liebe Meer
Hat kein Gestade,
Die Wüste leer

Iſt ohne Pfade;
Man kommt nicht dort
Durch Klugheit fort,
Sondern durch Gottes Gnade.

Lieb' eine Führung iſt des Herrn;
Bald vor euch gehet her ein Stern,
Bald Feuer in der Wolke.
Sie führt euch wo und wie ſie will,
Und immer Folge ſtill,
Ziemt dem erwählten Volke.

Morgen warten Huri's
Auf dich in Edens Gefilde,
Und heut der Schenke mit dem Glas.
Was dir wählſt du, Hafis?
„Gelobt ſey Gott für die Milde!
Heut gebt mir dieß und morgen das.“

Nimm dein Glas und geh allein,
Daß ſie dir's entzwey nicht ſchlagen.
Trau in dieſen falſchen Tagen
Keinem Freunde als dem Wein.

Sinne nicht, wie du die Welt,
Die zu Grund will gehn, erretteſt,
Sondern los von ihr dich letteſt,
Daß ſie nicht auf's Haupt dir fällt.

Moina oder das Landmädchen vom Mont-Cenis.

(Fortſetzung.)

Eines Tages gelang es mir, Bramans zu ſehen; am andern Tage ſah ich die junge Clore, ich ſtürzte ihr entgegen. Sie hatte Moina in der Mühle geſehen, wohin ſie manchmal ging. Sie war untröſtlich; ſie wollte, ich wäre immer ihr Bruder. Sie hatte Cloren ein Papier gegeben, auf dem ich ſchwarz gezeichnete Linien bemerkte; ſie hatte es ihr über Alles empfohlen.

Ich hatte nichts gelernt in meines Oheims Schule, ich war ärgerlich über meine Unwiſſenheit, da mich die junge Clore verſichert hatte, die Linien ſeyen von Moina's Hand. Ich hütete mich wohl, ihre Auslegung zu verlangen; aber in wenigen Tagen war ich im Stande die Worte zu leſen: „Moina kann nicht mehr leben ohne Leander.“

Vergebens wartete ich auf die junge Clore. Schon waren vierzehn Tage verfloſſen; mein Oheim ging mir nicht mehr von der Seite. Ich hatte die Schwierigkeiten der erſten Anfangsgründe beſiegt, ich war im Stande alles zu leſen, was Moina mir hätte ſchreiben können, und ich ſah nicht Clore, nicht Brief.

Schon waren die Bäume entblättert, ſchon hörte man nur das dumpfe Gemurmel der Winde, weithin verlängert in den Schluchten dieſer Gebirge, ſtatt des Geräuſches der Ströme, deren Stimme das Eis gehemmt. Alles war verändert in der Natur, und Moina lebte mächtiger als je in meinem Herzen. Ich rief mir alle Zeitpunkte meines Lebens zurück, ſie verſchönte ſie alle. Glück, Moina, ich konnte das eine nicht ohne das andere denken.

Eines Tages ruft mich mein Oheim, und befiehlt mir, mich zu rüſten, um mit ihm nach Bramans zu gehen. Mein Herz zitterte bey dieſer ungehofften Nachricht. Ich ſoll denn Moina ſehen! rief ich aus in der Trunkenheit meiner Freude.

Angekommen auf dieſer Berge Gipfel, wunderte ich mich ſchaudernd über die Verwüſtungen des Winters. Ich ſah nicht mehr die alten Eichen, die die erhabenſten Spitzen bedeckten. Die Ströme, geſchwellt durch geſchmolzenen Schnee, hatten ſie fortgeriſſen in die Tiefe des Thales. Ein ungeheurer Damm vereinigte die entfernten Ufer. Die Mühle war verſchwunden unter den aufgehäuften Felſen, Erden, Bäumen; ſie ſchien mir im Mittelpunkt dieſer außerordentlichen Lawine zu liegen.

Der Strom drängte ſich mühſam unter dieſer ungeheuren Maſſe hervor, in nicht ſehr weiter Entfernung von der Mühle, die ich mit Schmerz begraben ſah, und wo ich nicht mehr hoffte, Moina wiederzuſehen.

Als ich im Dorfe angekommen, war man nicht mehr Herr über mich. Ich forderte ſie mit großem Geſchrey, man antwortete mir nur mit Seufzern: „Junger Menſch, ſagte mir der Vater, ſind wir nicht unglücklich genug! Seit acht Tagen iſt Moina nicht mehr für uns.“ — „Barbar, ſeit ſechs Monaten ſterbe ich fern von ihr.“

Seit acht Tagen waren alle Nachforſchungen vergeblich geweſen. Moina war verſchwunden. „Ihr unwürdige Eltern Moina's,“ rief ich mit der Stimme des Schmerzes und mit dem Tone der Herrſchaft, „wo iſt Moina? Ach! bin ich denn nur darum hier, weil ſie weit aus dieſem Dorfe verbannt iſt?“

Unſere Eltern, beſtürzt, ſtanden um mich her; ſie bemühten ſich, mich zu beſchwichtigen, ſie ſuchten Kraft, um mir Troſt zu geben, den ſie ſelbſt nöthig hatten.

Sobald ich mich verſichert hatte, daß Moina nicht mehr im Dorfe war, verließ ich es. Ich irrte in der Gegend umher. Das war nicht mehr das ſchüchterne und gelehrige Kind; man wollte vergebens mich zurückhalten, ich riß mich los, ich kam zu dieſem Felſen hier, ich küßte ihn mit Entzücken, ich bat ihn um Moina. Es war Nacht und ich irrte noch auf dem Felde, ich ſuchte Troſt und ſah nur Angeber, nur Feinde in dieſem ruhigen Dorfe, der Wiege meiner Kindheit. Ich nahm den Weg nach Cloren's Weiler, ein Strahl von Hoffnung war mir noch übrig, und ich fürchtete den Augenblick, nach dem mich verlangte. Ich ging mit großen Schritten. Schon hatte ich die trägeſten Schäfer erreicht, als ich ein junges Mädchen bemerkte, die eben von einer Quelle aufgeſtanden war, und mir der Eile der lebhafteſten Theilnahme auf mich zulief. Ich erkannte die junge Clore. Wir fragten uns im gleichen Augenblick um Nachrichten von Moina. . . Die Verzweiflung kehrte

bitter in mein wundes Herz zurück. Clore wollte mich in das Haus ihres Vaters fortziehen, ich widerstand ihrem Drängen. Sie verschwendete an mich alle Tröstungen der zärtlichsten Freundschaft; aber sie gestand mir, daß am andern Tage, nach dem des Sturzes, als sie die von Moina häufig besuchten Plätze, in ein furchtbares Chaos versunken sah, sie sich des trauervollsten Vorgefühls nicht erwehren konnte; daß ein unwillkürliches Zittern sich all' ihrer Glieder bemächtigt habe. . . . Sie sprach nicht aus. Ich lief sogleich weg, ein unüberwindlicher Trieb führte mich auf meinen Weg zurück. Der Mond war eben aufgegangen, sein blasser Schein verbreitete über das schneebedeckte Feld ein schwaches und ungewisses Licht, meine Augen unterschieden nichts. . . . .

Ich zweifelte nicht mehr, daß Moina zu leben aufgehört, daß ihr himmlischer Körper unter diesem aufgehäuften Schutte begraben liege. Ich bewaffnete mich mit einem spitzen Holz, die Verzweiflung gab mir eine nie gekannte Gewandtheit und Stärke. Ich glaubte jeden Augenblick Moina's Leichnam zu finden, unter diesen Eisschollen ausgestreckt, in jedem Augenblick stieß das Fantom des Schreckens meine Füße und meine Hände auf Haufen von Schnee, die in meinen Augen der eisige Leichnam meiner Geliebten geworden.

Ohne so viele krampfhafte Bewegungen zu bemerken, befand ich mich nun neben dem Strome, gerade an dem Orte, wo das eingezwängte Wasser sich in den Kanal stürzt, der es zum Mühlgerinne führt.

Es war dieselbe Stelle, wo wir, sechs Monate früher, Clore herausgezogen hatten. Ich war verzweifelt an meinen Bemühungen; meine Augen suchten ohne Furcht den Abgrund, der so vieles Unglück begraben konnte. Ich war nicht mehr Herr genug über mich, um mich heute noch erinnern zu können, ob ein überdachteres Gefühl meinen Entschluß erleuchtet hatte.

Es blieb mir nur eine verwirrte Erinnerung an den Augenblick, wo, fortgerissen durch den Strom, angehalten durch die Hindernisse, die den Durchgang sperrten, ich durchbrach . . . . . und auf einem mit Eisschollen bedeckten Kiesplatz strandete, fast besinnungslos; meine geräderten Glieder versagten alle Bewegung, ich fühlte nichts, ich unterschied nichts, ich war in der Behausung des Todes und der ewigen Nacht. . . . Ein dumpfes Rauschen weckte mich aus der Fühllosigkeit, in die ich gesunken war, ich erhob mich zitternd. Ein Schatten schien sich vor mir zu verlängern, mein Blut erstarrte wieder in meinem klopfenden Herzen. . . . O Gott! O himmlische Seligkeit! Es war Moina.

Moina in Lebensfülle, erwärmt mich mit ihrem Athem, drückt mich an ihr zitterndes Herz, und es träufeln über mich ihre liebeheißen Thränen. Ihr Königs-Paläste, und du selbst, strahlender Olymp, was seyd ihr neben solchem Grabe! Sie nennt mich mit gebrochener Stimme. Am Rande des Wassers strahlte auf uns ein schwaches Licht, es war mir gegönnt diese Moina, die vielbeweinte, zu sehen! Wir waren in dem Erdgeschoß der Mühle, wir stiegen hinauf in den großen Raum, wo die unthätig gewordenen Mühlgänge standen. Ein Lichtstrahl zog hindurch wie ein Flammenschwert, dessen Glanz uns zeigte, wie dunkel unsre Behausung sey. — „Allein mit dir hab' ich die ganze Welt." Moina saß, ich stürzte mich in ihre Arme. „O du Gefährte, du Freund, du Bruder meiner Kindheit! Drücke mich an dein Herz. Wir sind ferne von den Menschen, doch drängt es mich näher zu dir. Geliebt durch dich, allein mit dir, zittert unter deiner Hand mein Herz."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin den 24. Juli.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen."

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Neuigkeit: Das öffentliche Geheimniß — nämlich das Calderon'sche, von Lembert bearbeitet. Gut gespielt, aber — Bearbeitung! Wer an Calderons Intriguenstücken die musikalische Form zerstört, ohne eine gleich zierliche an ihre Stelle zu setzen, der bliebe besser davon. Konnte denn Hr. L. nicht, statt der langen Alexandriner und Mengverse, kurze Trochäen oder auch Jamben machen? Hätte doch fühlen sollen, wie viel hier der rasche und regelmäßige Fall der Reime thut. Und wenn er nun einmal am Original bessern wollte, warum nicht den Hauptanstoß weggenommen: die zu ernstliche Liebe der Fürstin zum Diener, und den zu plötzlichen Uebergang ihres Herzens an den Herzog?" (Das ist nicht leicht.)

Der Dramaturg Sauerampfer

verbreitet sich in einem Briefe von fast 2 Bogen über die „Schreußlichkeit verschiedener Berlinischen Theaterkostumes." Er spricht mit äußerst saurem (aigre) Witz über die Sucht der Schneider, auf dem Theater archäologisch glänzen zu wollen. Er weiset der sogenannten Correktheit nach, daß sie eines Theils die phantastischen Schöpfungen berühmter Maler unwissend für historische Wahrheit verkauft, und andern Theils der Freyheit des dramatischen Spieles schadet, indem sie den Darstellern die Last aufwirft, unbequeme Kleidungen und Behängsel zu tragen und zu handhaben. Er nennt es Unsinn, zu verlangen, daß schwerbehangene Schlittenpferde im warmen Klima der Kunst wettrennen sollen; und er unterstützt seine Mystificationen mit einigen Handzeichnungen, deren Anblick mich gezwungen hat laut aufzulachen. Da er aber am Schlusse seiner Kapuzinerpredigt selbst sagt, „daß dieses Uebel, von welchem die wahre dramatische Kunst abgemagert und ausgesogen werde, ein völlig unheilbarer Hauptkrebs sey;" so find' ich nicht zweckmäßig, seine Epistel hier abdrucken zu lassen. Ueber den neuen Schauplatz, den er endlich zu beschauen sich entschlossen hat, schreibt er nicht viel günstiger, als der Berliner Korrespondent der Eleganten in Nr. 145 und 146. Da er aber einräumt, daß der Schauplatz klein ist, und daß man gut darinnen hört; so begreif' ich nicht recht, was er eigentlich will. Das sind zwey große Vorzüge, welche der wahren dramatischen Kunst gewiß Vortheil bringen werden, wäre es auch erst alsdann, wenn der „unheilbare Hauptkrebs" von der Hand der alles heilenden Zeit kurirt seyn wird.

Brief der conſtitutionell geſinnten Dame.

„Ganz gewiß waſchen Sie jezt, ſtatt fremder Pelze, ihren eignen, das heißt, Sie ſitzen wieder im Bade zu Lauchſtädt.“ (ich komm' eben heute, den 6ten Auguſt, heraus) „und ich kann bis zum September warten, eh' ich meinen Julius-Brief gedruckt ſehe.“ (Das kann ſich zutragen.) „Deßwegen werd' ich Ihnen auch gar nichts über unſer Theater ſchreiben: denn wenn die Kritik ſo langſam nachhinkt, was hilft ſie?“ (Genau ſoviel, wie die ſchnelle in den Ortsblättern: nichts!) „Berichten Sie lieber mir! Beſchreiben Sie mir das Bade Diner vom 3ten Auguſt: denn ich wette, daß Sie es dießmal mitgemacht haben. Zwar iſt Ihnen das vorjährige, nicht genoſſene, ſchlecht bekommen; aber eben darum! Darauf kenn' ich Sie ſchon. Sie bleiben dießmal dort, Sie diniren mit dem Regierungs-Collegium, und wenn die Einladung dazu noch ſo offiziell wäre.“ (Getroffen! Aber doch auch geirrt. Es gab dießmal ein ſehr gutes Diner, aber keine offizielle Einladung in dem Sinne, wie die vor'm Jahre in Nr. 208 des Morgenblatts 1820, ſondern in einem beſſern, i. e. ſchicklicherem Sinne. Die dießjährige Einladung, das Geburtsfeſt des Königs zu feyern, ging von keinem Collegium aus, ſondern von dem ſouverainen Oberhaupte der Küche, dem Badewirthe. Keine Regierung dinirte in corpore; aber viele, wahrſcheinlich alle, Mitglieder der benachbarten nahmen als geladene auswärtige Gäſte mit den Badegäſten daran Theil. Ein geſchickter Tafeldecker, den ich der Dame als conſtitutionell empfehlen zu können glaube, hatte die Tafel en carré gedeckt, ſo daß niemand eigentlich obenan ſitzen konnte. Und ſo gab's denn ein frohes Mahl, das eben ſo wenig offiziell ausſah, als die obengedachte Einladung. Abends war Feuerwerk, wo der Namenszug des Gefeyerten in dunkelblauem Feuer brannte, und zwar brannte er weit länger, als der ſprühende Stoff, der ihn umgab. So ſtehen die Namen guter Könige in den Herzen ihrer Völker. Sie überdauern ſelbſt den Glanz ihrer Kronen, um wieviel mehr alſo auch alles, was unter und neben ihnen ziſchet, ſich dreht, bläht oder verpufft.) „Auch über das Leipziger Theater können Sie mir berichten, wenn es wieder dort geſpielt hat.“ (Es hat. Und wirklich möcht' ich über Eine Vorſtellung meiner conſtitutionellen Kunſtfreundin recht ausführlich berichten, wenn es F. Kind *) in Dresden mir nicht übel nähme. Es war eine Vorſtellung der Albaneſerin, ſo gut, daß ich ſie von Anfange bis zum Ende mit ungeſtörtem, immer ſteigenden Vergnügen angeſehen habe. Da mir dieß, bey'm Anſchauen meiner dramatiſchen Produkte auf der öffentlichen Bühne, hier zum erſten Male begegnet iſt — ich will ſagen, da ich hier zum erſten Male ein ganzes Stück von mir ohne Anſtoß, in gutem Einklange, und mit ſtets wacher Phantaſie in allen darſtellenden Perſonen, habe ſpielen ſehen; ſo wird F. Kind mir wenigſtens erlauben, dieſe Thatſache zu erwähnen. Früher ſah' ich eine Darſtellung von Houwalds Bild, ſie war gut; doch hätt' ich rathen mögen, das Tempo zu beſchleunigen. Die Vorſtellung von Fluch und Segen war mir anſprechender.)

„Nachſchrift. Ei, was iſt denn das? Eben kommt der Juniusheft in Nr. 171 an, und gleich dabey ſteht eine Korreſpondenz aus Karlsruhe, worinnen von mir die Rede iſt, von der bekannten conſtitutionellen Dame. Ich ſoll behauptet haben, daß der Gaſt, Herr Mayer aus Karlsruhe, der ſchönern Hälfte des Berliner Publikum faſt eben ſo gefallen habe, als Madame Neumann der andern. Ei, wo hab' ich denn das behauptet? Ich weiß kein Wort davon. Werd' ich ſo was behaupten! Das heiße ja ſoviel, als daß ich faſt eben ſo verliebt in Herrn. M. geweſen, als die Herren von Berlin in Mad. N! Gott bewahre mich! Ich weiß von Herrn M. nichts, als was mein Aeſthetiſcher mir von ihm geſagt hat, und der iſt gar nicht in ihn verliebt. Das laſſen Sie mir buchſtäblich drucken, der Karlsruhiſche Korreſpondent mag Herrn M. loben nach Belieben; aber er ſoll die conſtitutionelle Dame in Ruhe laſſen.“

Er hat vermuthlich eine andere gemeint.

Müllner.

Rom, den 28. Juli.

Seit langer Zeit iſt es in Rom nicht ſo ſtille geweſen als jezt. Auch unter uns Deutſchen iſt eine ſehr ſtarke Ebbe eingetreten.

Die Schauſpieltruppe von Argentina fährt mit ihren Vorſtellungen fort, der unbändigen Hitze ungeachtet. Als neulich Meneghin Pescena gegeben, und trotz Veſtris ſehr ergötzlichem Spiele das Haus ſehr leer war, ſo kündigte dieſer in einer ſehr langen launigen Rede dem Publikum an, daß das nächſtemal Jedem am Eintritte ein Fächer verehrt werden werde. Ich weiß nicht, warum dieſes unterbleiben muſſte.

Der Bau von Valle rückt vor, ich möchte jedoch noch immer wetten, daß dieſes Theater auf den Faſching von 1821 noch nicht wird eröffnet werden können.

Die Effemeridi enthalten im Juniusheſte eine ſehr intereſſante Abhandlung des Profeſſor de Matteis über eine Inſchrift, welche aus Fallari im Pittnum hieher in den Vatikan verſetzt wurde, und wo die Namen der Straßen, Plätze und Märkte ſammt dem Capitole ganz genau auch für Rom paſſen würden, ein Beweis, wie die alten Kolonien die Mutterſtadt im Kleinen nachzubilden ſuchten.

Der Mann, welcher groß genug war, die Revolution auf zehn Jahre ſtille ſtehen zu machen, aber nicht groß genug, ſie ihrem wahren und urſprünglichen Zwecke zuzuführen, wird in Ihnen noch mehr beſprochen, aber nicht mehr betrauert werden als hier. Seine Familie iſt untröſtlich, und ſelbſt der heilige Vater ſoll dieſem Todesfalle Thränen gezollt haben.

Recht zur Stunde erſcheint demnach nachſtehendes noch ungedrucktes Sonnet des berühmten Annibal Caro.

Jo pur travaglio, è sò ch'il mondo è un gioco
Che, se alcun più di me vive beato
Non è virtu, non è valor, ma fato:
Che contro il ciel il nostr'operar val poco.
Nascon due legni 'n un medesim loco,
D'uno se ne fa un Dio grande e ornato
Che ognun adora, e l' altro è destinato
Ad esser forco, o condannato a foco.
Così ciascun quaggiù segue sua stella
Ciascun è in terra a qualche fin produtto
E per tal variar natura è bella
Chi sparge il seme, e chi racoglie il frutto
E così va, fin che si giunge a quella
Che colla falce adunca adegua il tutto!

X.

Logogriph.

Zu des Vielgeliebten Grabe,
Meiner einzig letzten Habe,
Floh ich treu dem heiligen Bund;
Nimmſt du mir das erſte Zeichen,
Dann wie aus der Höhle Reichen
Sprüht der Tod aus meinem Schlund.

F. v. Mallitz.

Auflöſung der Charade in Nro. 191.
Wartthurm.

*) M. ſ. den Theaterbericht vom 24. April, wo die conſtit. Dame ſelbſt darüber ſich beſchwert, daß Kind von der Albaneſerin gar nicht mehr geſprochen wiſſen will. M.

Nro. 23.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Stuttgart und Tübingen: in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Allgem. politische Annalen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten, herausgegeben von Friedr. Murhard. Jahrg. 1821. 9s Heft.

Inhalt.

Portugal's Staatsumwälzung. — Beytritt der Insel Madeira zur konstitutionellen Staatsform Portugal's. — Ereignisse zu Neapel im Monat Februar 1821. — Schweiz. Verbesserte Rechtspflege und Strafgesetzgebung. — Politische Ansichten der Zeit.

* * *

Plangemäße Beyträge können entweder an den Herausgeber, Hrn. Hofrath Dr. Murhard in Frankfurt a. M. oder an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlags-Artikel politischen Inhalts in dem Journal wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, dem Herausgeber der Allg. polit. Annalen zu übersenden.

Allgem. deutsche Justiz- Kameral- und Polizei-Fama. Herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. 1821. Juni.

Kunst-Anzeige.

Bey Joseph Engelmann in Heidelberg ist so eben fertig geworden, und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Malerische Reise am Rhein, von den Vogesen bis zum Siebengebirge. Von Aloys Schreiber, Großherzoglich Badischem Hofrathe und Historiographen. Mit 40 von Professor Rour nach der Natur aufgenommenen und radirten Blättern. Folio. Gebunden, in Pappkistchen. Preis 24 fl. = 16 Thlr.

Achtungswerthe öffentliche Blätter haben dem Künstler-Talent des Herrn Prof. Rour Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und dieser Ansichten, von denen bis jezt nur der kleinere Theil ausgegeben worden, mit ermunterndem Lobe erwähnt. Sinnig hat der Künstler meist solche Scenerien gewählt, die nicht nur ein historisches oder romantisches Interesse gewähren, sondern zugleich auch eine anziehende, abgeschlossene Landschaft bilden, und mit der Wahrheit suchte er den malerischen Effect zu vereinbaren. Diese Blätter sollen dem, der die Rheinreise gemacht hat, eine freundliche Erinnerung zurückrufen, und auch den erfreuen, der jene herrliche Gegenden blos im Blicke kennen lernen will. Gefällige Treue mußte darum erste Bedingung für den Landschafter seyn, welchem wir das Werk verdanken, und durch einen Preis, billiger, als man ihn sonst an solchen Kupferwerken gewohnt ist, wollte der Verleger die Verbreitung erleichtern. Der Text ist historisch, und nicht nur eine unentbehrliche Zugabe in dieser Hinsicht, sondern auch belehrend und ansprechend für den Reisenden, der hier die reichhaltigsten Notizen über viele alte Burgen, Klöster, Städte ꝛc. findet.

Im Verlage von Immanu. Müller in Leipzig ist so eben erschienen:

S. von Tennecker,
die Reitschule.

Eine gründliche Anweisung zur Reitkunst enthaltend, für diejenigen, welchen die Gelegenheit fehlt, oder die die Kosten scheuen, um das Reiten auf der Bahn zu erlernen, die aber doch in kurzer Zeit gut und sicher reiten lernen wollen. 1821. geheftet 10 gr. sächs. oder 45 kr. Rhein.

Herr Major von Tennecker theilt hier seine vieljährigen praktischen Erfahrungen plan und faßlich mit.

* * *.

Im Verlage der Th. G. Fr. Varnhagenschen Buchhandlung in Schmalkalden erscheint binnen weniger denn 3 Wochen.

Griechenland und dessen zeitiger Kampf in seinem Ausgang und seinen Folgen betrachtet.

Der Herr Verfasser genau und innig vertraut mit der neusten Staatenpolitik, bisher selbstthätig handelnd im Fache der politischen Wissenschaften, bemühte sich eben so ruhig als besonnen und gründlich, eben so partheylos als auf reiche Erfahrung gestützt, seine Ansichten über einen Gegenstand nieder zu schreiben, der wohl mit Fug und Recht die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt in Anspruch nimmt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schreibers, A. (Großh. Bad. Hofraths und Historiographen) Auszug aus seinem Handbuche für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland ꝛc., enthaltend die Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf. Nebst einem eigenen Anhange, die Mainreise von Mainz bis Aschaffenburg enthaltend. Mit einer Karte. Ausgabe für 1821, mit den nöthigen Zusätzen und Verbesserungen bis zum 1. Januar. Gebunden in Futteral 3 fl.

Der Verleger wollte einem vielfach geäußerten Wunsche begegnen, indem er, aus dem mit Recht beliebten Schrei-

berſchen Handbuche für Rheinreiſende, die Abtheilung, welche die Reiſe von Mainz bis Düſſeldorf und über die Bäder am Taunus zurück enthält, beſonders abdrucken ließ. Eine Menge Berichtigungen und Ergänzungen erhöhen die Brauchbarkeit dieſes Abdrucks, und die beygefügte Reiſekarte, ſo wie das bequeme Taſchenformat und der billigſte Preis werden dem Büchlein außerdem zur weitern Empfehlung dienen. Die Reiſe von Frankfurt bis Aſchaffenburg iſt neu hinzugekommen, und überhaupt haben es weder der Verfaſſer noch der Verleger an der Sorgfalt mangeln laſſen, welche ihnen durch den ausgezeichneten Beyfall des Publikums zur doppelten Pflicht geworden iſt.

Heidelberg im Juli 1821.

J. Engelmann.

Bey Wilhelm Lauffer in Leipzig erſcheinen in 3 Wochen:

Waverley von Walter Scott 4 Bde. frey a. d. Engl. überſ.

Der Kreuzesritter oder Don Sebaſtian König von Portugal. Ein hiſtor. Ritterroman von Miß Anna Maria Porter, frey überſezt von Wilhelmine von Gersdorf. 2 Bde. mit Kupfern.

Mirabilis oder der Alte überall und nirgends, von Wilhelmine von Gersdorf.

Dieſe höchſt intereſſanten Werke verdienen die Aufmerkſamkeit aller gebildeten Leſer.

Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, geſammelt und mitgetheilt von

Dr. L. F. v. Froriep,

G. H. S. W. Ober-Medicinalrathe und Ritter des K. Würtemb. Civil-Verdienſt-Ordens.

Unter dem Titel Notizen ꝛc. wird der Herausgeber, — der durch Neigung und Verhältniſſe immer ziemlich früh von dem unterrichtet iſt, was die Aufmerkſamkeit eines Freundes der Wiſſenſchaften überhaupt und der Natur und Heilkunde insbeſondere verdienen möchte, — von Zeit zu Zeit einige Bogen drucken laſſen, welche vielleicht nicht unwillkommen ſeyn werden, da ſie auch, wo es nöthig ſcheint, von Bemerkungen begleitet und mit Abbildungen ausgeſtattet ſeyn ſollen.

Da man nicht vorher weiß, wie viel des wirklich Wiſſenswerthen dem Herausgeber vorkommt, auch nicht, wie viel er Herr ſeiner allerdings beſchränkten Zeit iſt, ſo wird derſelbe ſich nicht an Hefte von gewiſſem Umfange oder an beſtimmte Zeit für deren Erſcheinung binden. Es wird aber die Einrichtung getroffen werden, daß, ſobald ein Bogen, in groß Quartformat, auf ſchönem Papier gedruckt, vorhanden, was doch wenigſtens alle 10 — 12 Tage der Fall ſeyn möchte, derſelbe ſofort verſendet werden und durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu erhalten ſeyn ſoll.

Vier und zwanzig Bogen Text werden einen Band ausmachen, und nebſt den dazu gehörigen Kupfern — (jede Quart-Kupfertafel wird für einen Bogen Text gerechnet, eine ausgemalte für zwey) — mit Titelblatt und Sachregiſter verſehen, für diejenigen, welche ſich auf einen ganzen Band abonniren, 2 Rthlr. Sächſ. oder 3 fl. 36 kr. Rhein. koſten; außerdem aber wird jeder einzelne Bogen um 3 Gr. Sächſ. zu haben ſeyn.

Das erſte Stück, welches als Probe und Ankündigung dient, iſt in allen Buchhandlungen, ſo wie auf allen Poſtämtern Deutſchlands unentgeldlich zu haben, bey welchen man ſich abonniren kann.

Weimar im Julius 1821.

Gr. H. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Verzeichniß der Bücher, welche in der Oſtermeſſe 1821 in der Weidmanniſchen Buchhandlung in Leipzig fertig geworden ſind.

Aristophanis Comoediae auctoritate libri praeclarissimi saeculi decimi emendatae a Phil. Invernizio etc. Vol. Vllum. 8 maj.

Etiam sub titulo:

Commentarii in Aristophanis Comoedias. Collegit, digessit, auxit C. G. Dindorfius. Vol. Vlum. Commentarios in Lysistratam, Thesmophoriazusas et Indices in commentarios interpretum continens. 8 maj. Charta scriptoria. 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 fl. 36 kr. rhein.

— — Idem liber, charta belg. opt. 6 Thlr. 8 Gr. oder 11 fl. 24 kr. rhein.

(Vol. Vllum sub prelo.)

Aristophanis Pax. Ex recensione Guilielme Dindorfii. 8 maj. Charta impress. 15 Gr. oder 1 fl. 8 kr. rhein.

— — Idem liber, charta script. gall. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr. rhein.

— — Idem liber, charta membran. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Georget, D. M., über die Verrücktheit. Aus d. Franzöſ. überſezt und mit Beylagen vom Prof. D. J. C. A. Heinroth. gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 kr. rhein.

— — Daſſelbe Buch auf Schreibpapier 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Kämpf's, D. Joh., für Aerzte und Kranke beſtimmte Abhandlung von einer neuen Methode, die hartnäckigſten Krankheiten die ihren Sitz im Unterleibe haben, beſonders die Hypochondrie, ſicher und gründlich zu heilen. Dritte vermehrte und verbeſſ. Aufl., mit der Beantwortung der dagegen gemachten Einwendungen. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 49 kr.

Opuscula Graecorum veterum sententiosa et moralia. Graece et Latine. Collegit, disposuit, emendavit et illustravit Jo. Conr. Orellius. Tom. Ilus. 8 maj. Charta impress. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

— — Idem liber, charta script. 4 Thlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr. rhein.

— — Idem liber, charta membran. 5 Thlr. 8 gr. oder 9 fl. 36 kr.

Platonis, quae exstant Opera. Accedunt Platonis quae feruntur Scripta. Ad opt. librorum fidem recensuit, in linguam latinam convertit, annotationibus explanavit indicesque rerum ac verborum accuratiss. adiecit Fridericus Astius. Tom. Illus. continens Parmenidem, Cratylum, Philebum et Convivium. 8 maj. Charta impress. 1 Thlr. 20 gr. oder 3 fl. 18 kr. rhein. et meliori 2 Thlr. 4 gr. oder 6 fl. 54 kr.

— — Idem liber, charta script. gall. 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. rhein.

— —, Idem liber, charta membran. 3 Thlr. 20 gr. oder 6 fl. 4 kr. rhein.

(Tom. IVus sub prelo.)

Schleusneri, Joh. Frid., novus Thesaurus philologico-criticus sive Lexicon in LXX et reliquos interpretes graecos ac scriptores apocryphos Veteris Testamenti. Post Biblium et alios viros doctos congessit et edidit. Pars III. IV. V. et ultima. Z — Ω. 8 maj. Charta impress. 7 Thlr. oder 12 fl. 36 kr. rhein. et meliori 7 Thlr 18 gr. oder 13 fl. 57 kr. rhein.

— — Idem liber, charta script. gall. 9 Thlr. 12 gr. oder 17 fl. 6 kr. rhein.

— — Idem liber, charta membran. 11 Thlr. 18 gr. oder 21 fl. 9 kr. rhein.

Versio latina Epistolarum et libri visorum Joannis Novi Testamenti. Perpetua adnotatione illustrata a M. Godofr. Sigism. Jaspis. II Tomi. Editio altera novis curis emend. et aucta. 8 maj. Charta impress. 3 Thlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr. rhein.

— — Idem liber, charta script. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

— — Idem liber, charta membran. 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. rhein.

Bey uns sind erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu haben:

Anleitung zum Studium des Bergbaues und Hüttenwesens auf der Bergakademie zu Freyberg von W. A. Lampadius. (Bergkommissionsrath und Professor der Chemie und Hüttenkunde.) 8. geh. 2 gr.

Diese kleine Schrift wird nicht nur denen, welche auf der Bergakademie zu Freyberg studiren wollen, äußerst willkommen seyn, sondern auch denjenigen, welche dieses merkwürdige Institut, auf welchem Männer aus allen Ländern Europens ihre Studien vollenden, näher kennen zu lernen wünschen.

Gehörige Würdigung des Karlsbader Säuerlings, auf chemische und sonstige Erfahrungen gegründet, durch W. A. Lampadius. 8. geh. 5 gr.

Diese Schrift, von einem der vorzüglichsten Chemiker, ist interessant für jeden Naturforscher, und besonders lehrreich für diejenigen, welche das Karlsbad ihrer Gesundheit wegen besuchen.

Die Mineralogen, Georg Agricola zu Chemnitz im sechzehnten und A. G. Werner zu Freyberg, im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Fr. L. Becher. gr. 8. geh. 8 gr.

Diese biographische Zusammenstellung zweyer, zu verschiedenen Zeiten um die Mineralogie hoch verdienter Männer wird nicht nur dem Wunsche jedes Mineralogen, sondern überhaupt jedes wissenschaftlich gebildeten Mannes entsprechen.

Was wäre Sachsen ohne seinen Bergbau? Zur Beherzigung für Patrioten beantwortet von C. F. Hallbauer. 8. geh. 4 gr.

Der Herr Verfasser, welcher aus den zuverlässigsten Quellen schöpfte, zeigt uns hier die Wichtigkeit des Bergbaues, dessen hoher Werth nur zu oft verkannt wird.

Beyträge zur Kenntniß von Italien, vorzüglich in Hinsicht auf die mineralischen Verhältnisse dieses Landes; gesammelt auf einer im Jahre 1817 unternommenen Reise nach Neapel und Sicilien von C. G. Freyh. von Oeleben. 1r und 2r Theil mit Kupfern und Charten. 8. 3 Rthlr.

Nicht blos für den Mineralogen interessant, indem über Italien in dieser Hinsicht noch sehr wenig gesagt ist, sondern auch überhaupt für diejenigen, welche dieses europäische Paradies näher kennen und besuchen wollen. Jeden andern wird dieß Werk schon durch den humoristisch gewürzten Vortrag anzuziehen.

Der Sieg des reinen Sinnes oder die Schwergeprüften. Ein sittliches Gemälde von W. A. Junker. 2 Theile. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Rechtmoralische Tendenz und angenehmer Vortrag, welche des Herrn Verfassers früheres Werk „der verhängnißvolle Spazierritt," auszeichneten, sind auch hier zu rühmen und werden jeden Leser ansprechen.

Freyberg, im königl. sächs. Erzgebirge, Juli 1821.

Craz und Gerlach.

Neue Verlagsbücher von Ferdinand Rubach in Magdeburg

Jubilate-Messe 1821.

Jugenderholungen. Beyträge zu nützlichen und angenehmen Beschäftigungen in den Freystunden ꝛc. ꝛc. 3r Band. 1 Rthlr. 12 gr.

Militärische Theorien im Kampf mit der Praxis, mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse der Preußischen Armee. (In Commission) 6 gr.

Muller's, H., Handbuch liturgischer Bearbeitung aller Sonntags- und Festperikopen in Antiphonien, Collecten, Altar- und Kanzelgebeten zum öffentlichen und besondern Gebrauch für evangelische Geistliche. 1r Band 1 Rthlr. 12 gr.

Regierungsbezirk Magdeburg, der. Ein Handbuch zur Kenntniß der Topographie und Statistik dieses Departements seiner landräthlichen Kreise und sämmtlicher Ortschaften 4. 79½ Bogen. 2 Rthlr. 20 gr.

Register der Gesetze und Verordnungen, welche seit der Wiedereroberung des H. Magdeburg bis zum 1. Oct. 1820 durch das Gouvernementsblatt ꝛc. ꝛc. bekannt gemacht worden sind ꝛc. ꝛc. Herausg. von W. G. von der Hende. 22 gr.

Sickel's, H. F. F., Allgemeines Handbuch der Realkenntnisse für Lehrer an Land- und Bürgerschulen, und zum Selbstunterrichte. 1r Theil.

Auch unter dem Titel:

Kleines Lehrbuch der Erdbeschreibung und der Geschichte ꝛc. ꝛc. Mit Vorwort von C. C. G. Zerrenner. 18 gr.

In der Mitte des vorigen Jahres erschienen:

Damenfreund, der, oder kleines Hand- und Hülfsbuch für das schöne Geschlecht. broschirt 9 gr.

Ida von Athen. Nach dem Englischen der Miß. S. Owenson, von Leopold von Wedell. 2 Bände 2 Rthlr.

Höhen-Charte.
von
Teutschland und der Schweiz.

In der Ostermesse ist erschienen, und an alle Buch- und Land-Chartenhandlungen versendet und daselbst zu haben:

Höhen-Charte oder bildlich vergleichende Uebersicht der bedeutendsten Berge in Teutschland und der Schweiz, nebst Andeutung der Höhe vieler Städte, Dörfer, Seen ꝛc., nach den besten Barometer-Messungen entworfen von C. F. Weiland. Ein Blatt im größten Format auf ord. Landcharten-Papier 8 gr. oder 40 kr. Auf Holländ. Olifant-Papier 12 gr. oder 54 kr.

Die günstige Aufnahme, welche unsere Höhen-Charte der Erde gefunden, hat uns bewogen, Hrn. Hauptmann Weiland zu einer ähnlichen, ausführlicheren Zusammenstellung der Gebirge von Teutschland und der Schweiz zu veranlassen, die hiermit dem verehrten Publikum dargeboten wird. Das Blatt ist mit der Genauigkeit und Sorgfalt entworfen, wodurch sich alle Arbeiten des Verfassers auszeichnen. — Die Darstellung ist nach den neuesten und bewährtesten Hülfsmitteln, die auf der Charte selbst angegeben sind. — Durch die Illumination sind die Gebirge noch besonders hervorgehoben, und am Fuße befinden sich noch allgemeine Bemerkungen über die in obiger Höhen-Charte von Deutschland und der Schweiz angeführten Gebirge und einzelne Berge.

Weimar, im Julius 1821.

Geographisches Institut.

Bey mir ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Selam,
oder
die Sprache der Blumen.

Zweite durchaus verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Mit einem Kupfer und einer Vignette gezeichnet und gestochen von Laurens. 12mo. 664 Seiten. Elegant gebunden.

Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Berlin, C. H. G. Christiani.

So eben ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Die heiligen Schriften in ihrer Urgestalt deutsch und mit neuen Anmerkungen von M. K. Z. Keller. 4r Bd. Mosaische Schriften. Aechtmosaische und nachmosaische Gesetze, als Rest des zweyten bis fünften Buches. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 12 gr.

Dieser Band ist der Schlußstein eines für sich bestehenden Werkes. Der rühmlichst bekannte Herr Verfasser glaubt, daß Christi Werk, zu reinigen und zu läutern, wie es Maleachi (III, 2. 3.) beschreibt, noch fortdauert; weil noch viel Levitpriesterlicher Geist dem heiligen Geist gleichgeschäzt, und eben dadurch das Wahrhaftheilige entstellt und gemißdeutet werde. Im Geist und Sinne Christi soll auch dieses Buch wie das Feuer eines Goldschmidts seyn. Es werden also sechserley Gesetzgebungen, drey ächtmosaische und dreyerley nachmosaische, mit Hülfe der Geschichte, der Sprache und des durch Christum offenbarten Geistes unterschieden und nach ihrem Werthe für das zeitliche Leben auf ganz eigne Weise gewürdigt.

Wie der biblische Text in den 4 Bänden dieses Werkes geordnet und erklärt worden sey, wird man aus der kleinen Schrift ersehen, welche den Titel führt:

Die ursprüngliche Gestalt der salomonischen und mosaischen Schriften. Kürzlich dargestellt durch die ausführliche Inhaltsanzeige der Kellerschen Uebersetzung, Erklärung und Sichtung seiner Schriften. gr. 8. geh. 3 gr.

Freyberg im königl. sächs. Erzgebirge
den 1. Juli 1821.

Craz und Gerlach.

So eben hat die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands zu haben:

Anastasia oder Griechenland in der Knechtschaft unter den Osmanen seit der Schlacht bey Kossowa 1389 und im Befreyungskampfe seit 1821. Eine Zeitschrift in freyen Heften, herausgegeben von Dr. F. K. L. Sickler. 1s Heft mit Aly Pascha's Portrait. 12 gr.

Hildburghausen im Juli 1821.

Keßelring'sche Hofbuchhandlung.

In meinem Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

G. J. Guthrie,
(Mitglied des Königl. Chirurg. Collegiums zu London.)

Ueber Schußwunden in den Extremitäten und die dadurch bedingten verschiedenen Operationen der Amputation nebst deren Nachbildung. Aus dem Englischen mit Anmerkungen
von
G. Spangenberg.
Doctor der Medicin und Chirurgie, Königl. Hannöverschen Ober-Staabs-Chirurg, Ritter der Ehren-Legion.

Mit vier Kupfertafeln. 400 Seiten in gr. 8.

Preis 2 Rthlr. 8 gr.

C. H. G. Christiani, Buchhändler in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen in Deutschland ist zu erhalten:

G. B. Claudius, allgemeiner Briefsteller u. s. w. Siebente durchaus verb. und vollständigere Ausgabe.

Auch unter dem Titel:

Nützliche, auf alle fast erdenkliche Fälle nach den Erfordernissen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe u. s. w. 13te neu bearb. Ausg. 8. Leipzig, bey A. Wienbrack.

So groß auch die Anzahl der Briefsteller ist, keiner hat sich eines so allgemeinen Beyfalls zu erfreuen, als dieser. Auch im Betreff der Wohlfeilheit hat er vor allen den Vorzug. 45 Bogen für 18 Gr. ist nach den jetzigen Preisen der Papiere etwas seltenes.

Nro. 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. August 1821.

Das aus dem Herzen kommt,
Das ist das ärgste Uebel.

Drey kleine Gedichte.

1.

Verborgene Thränen.

Als du vom Schlaf' erstanden
Gewandelt durch die Au',
Da lag ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.

Doch als du ohne Sorgen
Schliefest auf weichem Pfühl,
Vergoß er bis zum Morgen
Der schweren Thränen viel.

In stillen Nächten weinet
So Mancher aus den Schmerz,
Daß es am Morgen scheinet
Stets fröhlich sey sein Herz.

2.

Antwort des Kranken.

Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht? —
Kein kühler Hauch aus Norden
Und keine Sternennacht.

Kein Schatten unter Bäumen,
Nicht Glut des Sonnenstrahls,
Kein Schlummern und kein Träumen
Im Blütenbeet des Thals.

Kein Trunk vom Felsensteine,
Kein Wein aus weitem Glas,
Der Bäume Früchten keine,
Keine Blume und kein Gras.

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun,
Natur ließ mich gesunden,
Der Mensch läßt mich nicht ruh'n.

3.

Der todte Müller.

Die Sterne überm Thale steh'n,
Das Mühlrad nur man höret.
Zum kranken Müller muß ich geh'n,
Er hat den Freund begehret.

Ich steig' hinab den Felsenstein,
Es donnert dumpf die Mühle,
Und eine Glocke tönt darein:
„Die Arbeit ist am Ziele!"

In Müllers Kammer tret' ich nun,
Todt liegt des Greisen Hülle,
Es stockt sein Herz, die Pulse ruh'n
Und draußen auch wird's stille.

Die treuen Lieben weinen sehr,
Starr bleibt sein Herz und kühle.
Die Wasser rauschen wohl daher,
Still aber steht die Mühle.

Justinus Kerner.

Ueber die Heilung der Fürstinn Mathilde von Schwarzenberg.

(Aus einem Schreiben des Herrn Professor Heine in Würzburg, vom 7. August 1821.)

Die Fürstinn von Schwarzenberg kam Ende Oktober 1819 mit mancherley äußerlichen Abnormitäten an dem

Thorax, Verkrümmung des Rückgrads, der Rippen ꝛc. hieher in meine Behandlung. Auch konnte sich dieselbe von der Sitzlage gegen den aufrechten Stand nicht erheben, und nicht erhoben werden, jedoch nicht in Folge einer Schwäche, oder einer Contraction oder irgend einer Verwachsung eines Theils; denn sitzend oder liegend, selbst horizontal flach liegend, hatte sie alle freye Bewegung und alle natürliche Kräfte in den untern so wie in den obern Extremitäten. Das Hinderniß, welches ihr das Erheben gegen oder in den aufrechten gestreckten Stand unmöglich machte, war ein heftiger Schmerz, der bey der geringsten Erhebung von der Sitzlage im Kreuzbeine erregt wurde, und bey einer Erhebung in einen Winkel von 100° so heftig wurde, daß ein Zittern der Extremitäten und eine plötzliche momentane Lähmung erfolgte, die jedoch nur so lange dauerte, bis die Patientinn wieder im rechten Winkel saß, oder irgend eine andere Lage annahm. So viele große Aerzte, Physiologen und Anatomen, die über diesen Zustand berathen wurden, konnten den eigentlichen Charakter und die wirkende Ursache dieser Krankheit nicht erkennen und bestimmen. Schon im dritten Lebensjahre verlor diese Fürstinn in Folge eines Lenden-Abcesses das Geh-Vermögen. Um ihre Gesundheit und das Geh-Vermögen wieder zu erlangen, lebte sie acht Jahre in Frankreich und Italien, sie kam endlich in Paris so weit, daß sie, mit beyden Füßen hüpfend, und sich mit Krücken unterstützend, in den Zimmern herumbewegen konnte. In dieser Lage kam sie im Jahre 1813 in die Arme ihrer Familie nach Wien zurück. Hier verlor sie wieder alles Vermögen, ihre Extremitäten zum Stehen oder Gehen zu gebrauchen. Sie reiste darauf unter obengenannten Umständen und Zeit nach Regensburg, wo sie vom bekannten Fürstlich Wallensteinischen Herrn Hofrathe Dr. Schäfer und mir gemeinschaftlich untersucht wurde. Beyde erkannten wir die Nothwendigkeit, daß die obenbeschriebenen Difformitäten des Thorax zunächst behandelt und gebessert werden müssten, wobey man die unbestimmte Hoffnung hegte, daß obengenannte Hindernisse bey der Erhebung in den aufrechten Stand mit den bestehenden Contraktionen der Muskeln und Difformitäten des Gerippes des Thorax in Complikation stehen möchten, oder daß man vielleicht bey der Behandlung dieser Difformitäten der Diagnose dieses Uebels näher kommen möchte. Nach diesen gefaßten Prinzipien entwarf ich meinen Heilplan, den ich in einer eignen Schrift umständlicher beschreiben werde. Ich erkannte bald gute Wirkung in Bezug auf die Difformitäten und Contraktionen, und verfolgte meinen Heilplan bey einer aufserordentlichen Gleichmuth und Standhaftigkeit der Patientinn, die hier eine bewundernswürdige Charakter-Stärke bewies. Schon im April 1821 erhob sich die Prinzessinn, nach gewöhnlichen Manipulationen, schon alle Tage von der Sitzlage ausstreckend auf ihr Lager, welches jezt in eine schiefe Ebene, oder mit der Horizontal-Fläche in einen Winkel ungefähr von 50° — gebracht war, ohne irgend eine Ahnung von dem sonst bey der Streckung eintretenden obenbenannten Schmerzen. Ende Mai erhob sich dieselbe von der Sitzlage schon vollkommen in den senkrechten Stand, ohne eine Spur von den vorhergehenden Schmerzen zu ahnen, und stand des Tages 4 — 5 Stunden ununterbrochen so gestreckt, wobey sie alle Bewegungen der Füße zum Gehen machte; d. h. einen Fuß um den andern aufhob, vor- und rückwärts bewegte, und höchstens nach 4 — 5stündigem Stehen auf ihren Beinen, klagte sie über allgemeine Müdigkeit in den Extremitäten, Brennen oder Schmerzen an den so gebrauchlosen Fußsohlen. Hiebey wurde die Patientinn noch am Kopfe mit Abhaltung von 8 — 10 Pfund des Gewichtes ihres Oberkörpers unterstüzt. Diese Bewegungen waren bey diesem Falle nichts mehr und nichts weniger als Stehen und Gehen, indem sie den einen Fuß aufhob, schwang sie denselben, als wie beym Schrittmachen vorwärts, und so lange wurde das Gewicht vom stehenden Fuße getragen, bis jener sich wieder zurück auf die Basis stellte, denn es hat sich hier in diesem Falle nicht um Stärke der Muskeln, oder um den erforderlichen Antagonismus derselben gehandelt, wie es bey vollkommner oder unvollkommner Lähmung der Fall ist. Die Extremitäten hatten unter allen Stellungen ihre natürliche Bewegungen, und die Muskeln ihre natürlichen gesunden Kräfte. Die Lähmung wurde hier nur momentan durch einen krankhaften Druck oder Spannung auf eine Nerve erzeugt, indem die Patientinn die Muskeln beym Aufrichten des Körpers in den gestreckten Stand anspannen wollte, oder durch die Senkung der Eingeweide im Becken zur gleichzeitigen Streckung im Hüftgelenke; auch durch Druck auf einen verkürzten Theil erzeugt. Dieser krankhafte Zustand ist nun erweislich von jener Zeit an geheilt, als sich die Patientinn von der Sitzlage in die gestreckte aufrechte, ohne jene vorherige lähmende Schmerz-Empfindung, erheben konnte. Während dieses mehrstündigen Stehens machte sie auch die verschiedenartigsten Bewegungen auf ihrem Stande. Sie schwang oder erhob nicht selten ihren Körper in die Höhe, so daß der Stift, der ihre Kopfvorrichtung mit der Haltungsfeder vereinigte, herausprang, wobey sie bey der, hiedurch freygegebenen mehr oder wenigern Senkung oder auch Prellung keine unangenehme Empfindung erregt zu haben glaubte. Es ist nun zu bemerken, daß ich während den lezten anderthalb Jahren der Behandlung keinen weitern Versuch zum Gehen mit ihr gemacht habe; denn dunkel und unbestimmt war der Zustand, und keine ähnliche Erfahrung gab mir eine Basis; wieviele Aerzte hatten hieran ihre Kunst versucht, und was hatten sie erlangt? Nichts als Ungewißheit. Auch die Geschichte der Medizin und Chirurgie schweigt von einem solchen Falle. Ich mußte also in der Behandlung dessen sorglich seyn, indem ein allenfalls fehlgeschlagener Versuch sowol mich als die Prinzessinn hätte

muthlos machen können. Deßhalb wollte ich hierin voraus sichere und bestimmte Zeichen eines glücklichen Erfolges haben, und wollte also die Patientin erst in den senkrechten Stand nach dem entworfenen Plane allmählig bringen, und in diesem Stande genüglich prüfen; denn ertrug sie diesen ohne Schmerz, so war man des ungehinderten Gehens sicher. Ferner konnte ich nicht ohne Sorgen seyn, daß bey einer solchen Bewegung bey noch nicht gänzlich gehobenen Hindernissen, das Gewonnene leicht wieder verloren, und neuer Schaden verursacht werden könne, so wie wir das Beyspiel bey den Versuchen der Wiener Aerzte zum geraden Gehen vorliegen hatten. Ich konnte meiner Vorsicht um so ungehinderter folgen, indem ich nicht im Mindesten von Jemand zu einem solchen Versuche veranlaßt oder aufgefordert wurde. In Beziehung dieser Sorgfalt und bey den endlich erreichten Zeichen, woraus wir die Heilung zuverlässig schließen konnten, dachte ich inzwischen auf Vorsichtsmittel zu dem ersten Versuche zum Gehen, welcher das lezte Moment des befolgten Gradation-Planes zu ihrer Heilung seyn sollte, und vor einer aus der vollen Bewegung allenfalsig entstehenden nachtheiligen Affektion auf das Bestimmteste sichern sollte. Je näher ich diese Gedanken fixirte, um so eifriger erkundigte ich mich jeden Tag nach dem Befinden der Prinzessinn in Betreff ihrer sonstigen Schmerzen im Kreuzbeine, als der sonstigen Hindernisse des aufrechten Stehens und Gehens. Schon mehrere Wochen klagte sie gar nicht mehr über dieselben. In den lezten Tagen des Mai kam ich wegen einer kleinen Unpäßlichkeit einige Tage nicht zu ihr; den 30. Abends machte ich wieder den ersten Besuch und Manipulation. Hier sagte mir die Gouvernante, sie hätte mir etwas Besonderes zu zeigen, weßhalb ich ja am folgenden Morgen den Besuch nicht versäumen sollte. Als ich am andern Morgen mit meinem gewöhnlichen Geschäfte fertig und die Prinzessinn auf die Matratze gestiegen war, die ungefähr in einem Winkel von 80° stand, stellte sich die Gouvernante derselben gegen das Fußbret der Bettlade, reichte der Prinzessinn die Hände, und zog dieselbe in den senkrechten Stand oder in den Winkel von 90°, welches die schon lange ersehnte Stellung war. Die Prinzessinn empfand hiebey gar nichts Widriges, und die Gouvernante bemerkte, daß sie diese Stellung während einiger Tage mehrmal gemacht habe. Ich ließ nun in dieser Stellung die Prinzessinn die Füße wechselsweise vor- und rückwärts schwingen, wie es beym Schrittmachen geschieht, welches für nichts mehr und nichts weniger als für wirkliches Vermögen zu Gehen betrachtet werden konnte, welche Geh-Bewegungen ihr ebenfalls nicht den mindesten Schmerz machten. Hierbey beschloß ich nun, daß die Versuche zum Gehen gemacht werden könnten und müßten, und in einigen Stunden darauf war ich mit der Erfindung zu einer Vorrichtung, die ich bey dem ersten Versuche zum Gehen anwenden wollte, fertig. In voller Freude theilte ich der Prinzessinn den folgenden Abend meinen Entwurf mit, mit dem Bemerken, daß ich nun ein Sicherheitsmittel erfunden hätte, durch welches mir aller Sorgen bey dem Geh-Versuche enthoben würden, der nun in wenigen Tagen nach Verfertigung der Vorrichtung gemacht werden sollte. Diese frohe Nachricht brachte ich allen ihren Freunden und namentlich ihrem Sachwalter, dem Herrn Fürsten von Wallerstein, und ich säumte keinen Augenblick, dieser Vorrichtung die Ausführung zu geben. Als diese bereits fertig war, bekam ich den 15. Juni eine hohe Einladung zu einem Consilium an einen ungefähr zehn bis eilf Posten von hier entfernten Ort, wo ich unfehlbar am 20. bis 21. erscheinen sollte. Wegen der vielseitigen unverschiebbaren Vorbereitungen mußte ich den Versuch des Gehens bey der Prinzessinn bis zu meiner Zurückkunft auf den 23. bis 24. verschieben, was ich ihr und ihren Freunden sogleich anzeigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 29. Juli.

(Fortsetzung.)

Die archäologischen Vorlesungen, die Millin hielt, waren ein andres Mittel, wodurch er die Franzosen für das Studium der Alterthumskunde zu gewinnen suchte; und da sein Nachfolger in der Aufsicht des königl. Medaillenkabinetts weder seinen rastlosen Eifer noch seine ausgebreiteten Kenntnisse besizt, so haben diese Vorlesungen ganz aufgehört, und es befindet sich gegenwärtig im gesammten französischen Reiche kein Professor der Archäologie; dagegen ist neulich eine Ecole des chartes errichtet worden, um junge Leute im geläufigen Lesen der alten Diplome zu üben. Witzlinge haben mit Anspielung auf den Mangel an konstitutionellen Schulen in Frankreich bemerkt, es wäre besser gewesen, eine Ecole de la charte anzulegen. Von Millin rühmte Hr. Dacier mit Recht, daß er den Geschmack des Studiums der Alterthümer bey den Großen wie bey den Kleinen, in die Kabinete wie in die Säle zu verbreiten und selbst der Frivolität Neigung zu diesem ernsthaften Studium einzuflößen gesucht habe. Eine Anekdote, die Hr. Dacier freylich nicht erzählt hat, die ich aber von der Hauptperson derselben vernommen habe, beweist aber, wie selbst einer der geschicktesten Archäologen sich in Acht nehmen muß, um nicht in seinen zahlreichen Verhältnissen mitten in einer großen Hauptstadt einmal angeführt zu werden. Ein sehr geschickter Zeichner in Paris, welcher viele alte Stücke abgezeichnet hat, sich aber bey einer Gelegenheit über Millin hatte zu beklagen gehabt, brachte ihm, als Millin in seinen Peintures de vases étrusques arbeitete, schöne Zeichnungen interessanter antiker Darstellungen, die er vorgeblich zu Neapel nach der Vasensammlung eines gewissen Kanonikus Zuppi mit der größten Genauigkeit abgezeichnet hätte. Millin war äußerst froh, daß er der Erste seyn könne, welcher diese interessanten Denkmäler herausgebe, ließ die Zeichnungen schnell stechen, und begleitete sie mit einer sehr gelehrten Erläuterung über die Bedeutung dieser uralten Darstellungen. Als er späterhin auf seiner Reise durch Italien nach Neapel kam, wollte er die Sammlung des vorgeblichen Kanonikus Zuppi besuchen, niemand wußte aber das Geringste von diesem Zuppi;

er merkte nun Unrath, und erkannte, daß man ihn mit den alten Zeichnungen angeführt habe, die wirklich eine Erfindung des Zeichners waren. Vermuthlich hat sich Millin mit dem Beyspiele P. Kirchers und andrer gelehrten Afterthumsforscher getröstet, denen ähnliche Unfälle zugestoßen sind. Nach der biographischen Notiz über Millin wurde eine trockne Abhandlung über die Regierung der Arsaciden von Hrn. St. Martin, einem unlängst zum Akademiker erwählten jungen Orientalisten, verlesen; es wurde darin erzählt, wie Alexander zu Babylon gestorben, wie es seinen Hauptleuten an seinem Genie gefehlt habe, und andre Neuigkeiten mehr. Ein zweyter junge Akademiker, Naudet, welcher bereits mit einigen einträglichen Stellen gesegnet ist, las eine kleine Abhandlung über die ehemalige Knechtschaft in Frankreich vor, die ihm wohl nicht viele Zeit und Mühe mußte gekostet haben. Das Interessanteste der Sitzung war, meinem Dünken nach, eine Abhandlung des Hrn. Remusat über die ursprünglichen Schriftzeichen der Chinesen. An dem tüchtigen Remusat hat die Akademie in der lezten Zeit ein wichtiges Mitglied erworben. Bey jeder öffentlichen Sitzung beschenkt er die Zuhörer mit einer philosophischen Abhandlung über das Volk, das er sich zum Hauptzwecke seiner Studien erwählt hat. Diesmal waren es Betrachtungen über die ursprüngliche Schrift desselben. Ehemals waren die Schriftzeichen der Chinesen bey weitem nicht so zahlreich, noch so zusammen gesezt, als sie es jezt sind. Sie besaßen 200 ursprüngliche Zeichen, wodurch eben so viele Begriffe ausgedruckt wurden; und diese Zeichen geben einen vollständigen Begriff von dem gesellschaftlichen, moralischen und wissenschaftlichen Zustande der Chinesen vor ungefähr 4000 Jahren, denn so alt sind jene Zeichen, die freylich sehr rob aussehen, wie man es, bemerkt Remusat, von Zeichnern aus der Zeit Abrahams erwarten muß. Sie sind, ihrer Bedeutung nach, in verschiedene Gruppen getheilt, die uns jedwede ein besonderes Fach des Wissens der Chinesen zu erkennen geben. In der einen Gruppe kommen Sonne, Mond, Himmel und Sterne vor, dann ein Schlachtopfer, aber kein Götze; eine andre Gruppe stellt mehrere Hausthiere vor, eine andre die wilden Thiere; aber von beyden nur wenige Gattungen; andre Gruppen enthalten Ackergeräthe, eine Hausthüre, ein oder zwey Metalle, worunter das Eisen fehlt, einen langen und einen runden Fisch, einige wenige Gewächse, worunter noch keine Theestaude begriffen ist; eine gebeugte Figur stellt schon die Unterwürfigkeit dar, allein die Figur eines Königs fehlt; die menschlichen Fehler und Laster werden, den Gesinnungen barbarischer Völker zufolge, durch die Figur der Frau angedeutet.

(Der Beschluß folgt.)

Luzern, 8. August.

Es strömen für die auf den 10. dieses Monats festgesezte Einweihung des zum Andenken der Schweizer vom 10. August 1792 errichteten Denkmals, eine solche Menge schaulustiger Menschen herbey, daß man sie unterzubringen Mühe findet. Den sämmtlichen Reisenden durch die Schweiz, die gerade jezt ihre größte Zahl erreicht haben, diente die überall verbreitete Ankündigung des Festes zum allgemeinen Stell-dich-ein; die fremden Gesandten in der Schweiz, welche der Tagsatzung wegen in Zürich weilen, treffen alle von da ein, etliche Mitglieder der Tagsatzung folgen ihnen, und die zahlreichen Subscribenten in der ganzen Schweiz haben besondere Einladungen erhalten. Bekanntlich ist das Ganze das Privatunternehmen eines Liebhabers, und Hr. Oberst Pfyffer, welcher das Denkmal in seinem Garten errichten ließ, hat dabey alles nach einem Gutfinden angeordnet. Wie verschieden und ungleich nun zwar die Urtheile über sein Unternehmen sich aussprechen, so ist hingegen unstreitig das Denkmal selbst, oder die Bildhauerarbeit des genau nach Thorwaldsen's Modell in den Felsen gehauenen Löwenbildes, vortrefflich gelungen, und es bringt dieselbe dem Künstler (Ahorn) viele Ehre. So kühn gedacht das Werk war, so musterhaft ist die Ausführung, zu der es großen Fleißes und beharrlicher Anstrengung bedurfte.

Dem eben ausgegebnen Programme des Festes zufolge, wird dieses am 9. durch große Mittagstafel und einem auf die Tagesfeyer Bezug habenden Konzerte eröffnet. Am 10. Vormittags, wird in der Kathedralkirche ein feyerliches Todtenamt zum Gedächtniß der am 10. August, 2ten und 3ten September gefallenen Schweizer gehalten. Während dem Requiem wird durch zwey Soldaten der ehemaligen Schweizergarde eine Collecte aufgenommen, die bestimmt ist, theils zur Abreichung einer Gabe an diejenigen Unteroffiziers und Soldaten, welche am Gefecht vom 10. August Theil genommen haben und sich in Dürftigkeit befinden, theils zum Beytrag an die Stiftung eines Invaliden-Plages, dessen Inhaber künftig die Verrichtung eines Hüters oder Wärters bey dem Monument und seiner Kapelle zu versehen haben wird. Um fünf Uhr Abends versammeln sich alle Subscribenten und wer sich ihnen anschließen will, im Casino, um von da im Feyerzuge sich zum Monument und für seine Einweihung zu begeben; bey einbrechender Nacht wird daßselbe beleuchtet. Deutsche und französische Lieder, die dabey gesungen werden sollen, werden ausgetheilt, und man will von den kleinern jeder Sprache eines versezen.

1.

Aus den lichten, blauen Höhen
Schwebt herab ein hoher Geist,
Der mit leisem Schöpferwehen
Allgewaltig sich erweist.

So wir seinen Hauch empfinden,
So der Blick sein Leuchten schaut,
Werden in des Busens Gründen
Die verschwiegnen Geister laut.

Und mit stillem Schöpferwalten
Regt sich die verborgne Macht,
Steigt in göttlichen Gestalten
Aus der tiefen, dunkeln Nacht.

Sieh vollendet ist erschienen,
Was den nicht'gen Staub verschmäht,
Was unwandelbar bestehet,
Wenn Jahrhunderte zerrinnen.

2.

Autour de ce Lion dont la force enchaînée
S'epuise en combattant un monstre furieux,
Suisses nous célébrons la fatale journée
Dont l'emblême frappe nos yeux.

Monument colossal que le deuil et la gloire
Couronnent à la fois de cyprès, de lauriers;
Que ton superbe aspect retrace à la memoire
Le dévouement de nos guerriers.

D'un Monarque opprimé défenseurs magnanimes,
Derniers soutiens des Lis, par l'orage abattus
Quand le sol de la France etoit souillé de crimes
Ils l'honoroient pas leurs vertus

De graver leurs exploits, Clio doit être fière,
Ses fastes publieront aux siècles à venir,
Pour conserver intact l'honneur de la bannière
Le Garde Suisse a su mourir.

Nr. 67.

Kunst-Blatt.

Montag, den 20. August 1821.

Ueber die fertigen Cartons zu den Fresco-Gemälden des Herrn Dir. Cornelius in der Glyptothek zu München, und über die Gemälde selbst, insofern sie ausgeführt sind.

(Fortsetzung.)

Denselben Raum auf der entgegengesetzten Seite nimmt

die Nacht

mit den ihr verwandten Nebenvorstellungen ein.

Oben thront der Eros der Unterwelt. Cerberus ist ganz in seine Macht gegeben. Den einen der Köpfe hält er frey umschlungen, die beyden andern charakterisirt Ruhe und tiefes Schweigen. Ein schöner Zusammenhang mit dem hohen Ernst und der Besonnenheit des Knaben, in dessen Zügen sein ganzes Wesen groß und unvergleichlich geschildert ist.

Im Fächer die Vorbedeutung des Festes der Saturnalien. — Eine liegende Hore schmückt sich zum Feste. Momus der Gott des Scherzes, von der Nacht und dem Schlafe erzeugt, neckt sie mit einer Maske, auf den Charakter des Festes hindeutend. Cupido entzündet die erloschene Fackel an der Hausglut. Die Saturnalien wurden im Winter, der mit der Nacht verwandtesten Jahreszeit, gefeyert.

Das Hauptbild in der Mitte *), hat die Nacht zum Gegenstand. — Das Haupt der Göttin schmückt der schlaferzeugende Mohn; sie selbst sizt auf einem Wagen, woran zwey fliegende Eulen, sein luftiges Gespann. Der Tod mit ausgebrannter Fackel im Bilde eines ihrer Kinder, liegt völlig aufgegeben, rücklings hingebeugt über ihren Schooß. Der Schlaf, sein Zwillingsbruder, schmiegt sich der Mutter näher an, schlummernd ruht er an ihrem Busen. — Sie selbst senkt das schweigende Haupt ernst und düsteren Blickes.

Träume, die Geburten der Nacht, sind in ihrem Gefolge und ziehen ihr voran. Gestalten, wie sie heiter und lieblich die nächtliche Phantasie umgaukeln, oder in grauser Mitternacht mit bleyernem Flügelschlag sie drückend ängstigen. Eine herrliche Gruppe!

Rechts, als Seitenbild hierzu die drey Parzen. Ihr Reich ist die Unterwelt und mit der Nacht verschwistert. Bey den Alten hatte dieses Phantasiegebilde mancherley Beziehung auf Götter und Menschen; unser Künstler hat, täuschen wir uns nicht, noch eine neue als Zeitbestimmung hinzugethan, indem er unter ihren Gestalten zugleich die drey verschiedenen Alter des Menschen versinnbildet hat. Lachesis zieht vom Rocken zuerst den Faden — es ist die Jugend. Durch Clotho's Hand läuft der Faden noch einmal, sie gibt ihm größere Dauer und windet ihn zugleich um die Spindel, so bestimmt sie seine Länge — das gesetztere Alter. Atropos endlich hält die Scheere, bereit jeden Augenblick dem Geschäfte der Schwestern ein Ende zu machen — das hohe Alter. Clotho und Lachesis charakterisiren sich durch reizendere Formen und stehen sich zunächst; zu ihren Füßen Atropos reif an Jahren.

Links, zum Gegenbilde Hekate, Nemesis und Harpokrates.

Hekate zunächst in ihrer Beziehung auf die Unterwelt, in der Eigenschaft als Tochter der Nacht und Senderin der Träume ꝛc. nimmt hier eine passende Stelle ein. Der Kranz von Farrenkraut, der sich um ihr Haupt windet, und der Stab in der Rechten, deuten auf ihre geheimen, magischen Kräfte. Mit der Linken greift sie nach der Urne, welche die dunklen Loose des menschlichen Schicksals enthält, die in ihrer Hand liegen. Sie sizt, und an ihrer Seite die im Reiche der Götter über irdische Vergangenheit ewig schweigende, allgefürchtete Nemesis, von der Nacht erzeugt, der Hölle Bewohnerin, bestimmt auf Erden des Verbrechens schwarzen Schleyer zu lüften, Hekate's würdige Gefährtin. Streng und ernst den spähenden Blick in die Weite gerichtet, hält sie in der Rechten eine Schleuder, womit ihr Arm auch den fernsten Verbrecher erreicht, gestüzt auf das Rad der Geschichte, der ewigen Offenbarung alles menschlichen Thuns und Lassens.

Zu den Füßen beyder ruht der Knabe Harpokrates. Bey den Aegyptern den kürzesten Tag bezeichnend, saß er

*) Welches wir mit dem folgenden Seitenbilde hier in Umrissen beygeben: der Wagen der Nacht, und die drey Parzen.

ursprünglich den Finger am Munde auf einer Lotusblume, kahlköpfig mit krummen Beinen. Hier sehen wir ihn, nach der spätern griechischen Veredlung, als wohlgestalteten Knaben, schön gelockt, schweigend den Finger auf den Mund gelegt, mit dem Füllhorn, dem des Schweigens goldene Früchte entfallen. — So motivirt schließt er sinnreich diese bedeutungsvolle Gruppe und tritt mit ihr zugleich wieder in näheren Zusammenhang mit dem Hauptinhalte des Mittelbildes.

Der Fries unterhalb schildert die abentheuerlichsten Erzeugnisse nächtlicher, grauenvoller Phantasie im Kampfe mit dem Menschen. — In der Mitte die Erde, sinnbildlich durch die obere Hälfte einer weiblichen Figur mit Fruchtgehängen dargestellt, deren untere Hälfte in Schlangengewinde sich endet. Groteske Ausgeburten, Sphinxe, Chimären, Minotauren und andere phantastische Thiere ringeln sich, wie aus sich selbst, empor in schöner Verwirrung, in und um sich selbst geschlungen, und umschlingend und tragend menschliche Gestalten — die eigenen Geburten im tödtlichen Kampfe gegen sie. Wilde Träume in schrecklichen Bildern!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beschreibung des Fest- und Concert-Locales und dessen Verzierungen im neuen Schauspielhause zu Berlin.

Die am 10ten Februar stattgehabte Eröffnung und am 27sten durch die Aufführung von Händels Alexander-Fest erfolgte Einweihung des Fest- und Concert-Locales im neuen Schauspielhause, gibt Veranlassung zu folgenden Mittheilungen und Angaben in Bezug auf dieses Bauwerk welches durch die Gnade Sr. Majestät des Königs eine Bestimmung erhält, die dem Publikum ein näheres Interesse abgewinnen muß.

Das neue Schauspielhaus besteht aus drey getrennten und, ihrer Bestimmung nach, ganz verschiedenen Gebäuden, und erhält hiedurch die ihm eigenthümliche Form. Das Theater und die Bühne, als die Haupttheile, bilden das sich emporhebende Mittel-Gebäude; die Theater-Oeconomie, Garderobe-, Ankleide- und Versammlungs-Zimmer, Probesäle, Decorations-Magazine, füllen den nördlichen Flügel; das Fest- und Concert-Locale den südlichen Flügel.

So nothwendig diese Anordnung für die Composition des ganzen Gebäudes und für die Uebereinstimmung desselben mit den beyden nebenstehenden Kirchengebäuden war, so beschränkend blieb sie, bey dem an sich bedeutenden Umfange des Ganzen, doch für jeden einzelnen dieser drey Theile. Aus diesem und manchem andern Grunde erhielt das Gebäude einen bedeutenden Zuwachs an Raum durch einen hohen Unterbau. Im mittleren Theile enthält letzterer die Vorhalle des Theaters und die untere Maschinerie, in dem nördlichen Seiten-Flügel die Magazine der Decorationen, im südlichen die Vorhalle des Fest- und Concert-Locales, die Wohnung des Castellans, die Küchen, die Keller aller Art, und noch manche andere Räume. Sämmtliche Treppen mußten bey zwar hinlänglicher Breite doch ebenfalls mit möglichster Oekonomie des Raumes angelegt werden, um den Haupt-Räumen so wenig als möglich Abbruch zu thun. Anstalten, mittelst welcher das ganze Gebäude durch erwärmte Luft, auf eine sichere, bequeme und wohlfeile Weise geheizt werden kann, wurden ebenfalls in den überwölbten Räumen des Unterbaues angelegt.

Der nunmehr innerlich vollendete südliche Flügel des Gebäudes umfaßt in seinen Haupt-Geschossen das Fest- und Concert-Local. Zu dem Hauptsaale gelangt man aus der Vorhalle der Treppen durch zwey Vorsäle. Eine breite Treppen-Anlage verbindet unmittelbar den unteren Raum des großen Saals mit einem hallenartigen oberen Vorsaal, aus welchem man auf die Tribünen und freyen Gallerien tritt, die rings um den großen Saal laufen.

Diese Anordnungen wurden theils erdacht, um bey festen die Gesellschaft in die Höhe und Tiefe auf eine für den Anblick angenehme Weise zu vertheilen und das Gesellige zu vermehren, theils um diejenigen Formen und Maaßbestimmungen zu gewinnen, welche in akustischer Hinsicht diesem Locale nothwendig waren.

Der Hauptsaal, unterhalb 76 Fuß lang, 44 Fuß breit, 43 Fuß hoch, ist an seinen beyden kurzen Seiten mit Tribünen versehen, welche in der Höhe von 21 Fuß liegen. Eine jede derselben ist durch eine Reihe von sechs jonischen Säulen und zwey Wandpilastern vom großen Raume des Saals geschieden. Die Tribüne an der Ostseite hat, wenn die Säulenstärke mit begriffen wird, eine Breite von 24 Fuß, die an der Westseite von 8 Fuß, so daß, wenn beyde Tribünen zu dem Raume des Saals gerechnet werden, derselbe in der obern Region 108 Fuß lang ist. Freye, auf reich verzierten Consolen ruhende Gallerien, führen aus den Tribünen an den langen Seiten des Saals fort und verbinden dieselben mit einander.

Die Decke des Saals ist eine horizontale Ebene, mit Cassetten versehen, die in Holz getäfelt, mit Schnitzwerk, Vergoldung und Malereyen verziert sind. Ein reiches Hauptgesims läuft um den Saal, und wird an den kurzen Seiten von der obengedachten jonischen Säulen-Reihe getragen, an jeder langen Seite durch eine Reihe von acht frey an der Wand stehenden Statuen, welche von den die Fenster einschließenden Pilastern getragen werden, und mit diesen zusammen etwas mehr als die Höhe der Säulenordnung ausmachen, so daß die Köpfe der Statuen frey an dem Architrav liegen, die Schultern unter demselben bleiben. Die Brüstung der frey um den Saal lau-

fenden Gallerie iſt mit mannichfaltig wechſelnden ganz durchbrochen gearbeiteten vergoldeten Arabesken ausgefüllt.

Die Wände des Saals unter der Gallerie ſind mit goldeingefaßten Marmortäfelungen von weißer Farbe verziert, in welchen ſich runde Niſchen bilden, um die Büſten berühmter Muſiker, Theaterdichter und Schauſpieler aufzunehmen. Der Fenſterwand gegenüber ſind, mit der Fenſter-Anordnung übereinſtimmend, vier Hauptabtheilungen an der Wand; die beyden mittleren ſind Oeffnungen, jede 10 Fuß breit, in welchen die oben erwähnten Verbindungs-Treppen liegen, deren Wände im Styl der Raphaeliſchen Logen mit bunten Arabesken ausgeziert ſind. Gerade über dieſen Treppenportalen iſt, als Krönung derſelben, auf der freyen Gallerie die Königliche Loge in einer leichten zeltartigen Form angebracht, und ziert die oben einfach fortlaufende Saalwand. Die beyden zur Seite der Treppenaufgänge liegenden Abtheilungen ſind mit zwey großen Gemälden ausgefüllt. An jeder der kurzen Seiten führen drey Thüren unter der obern Säulenſtellung in den Saal. Ein Parquett mit eingelegter Arbeit verziert den Fußboden des Saals.

Die Abenderleuchtung des Saals geſchieht hauptſächlich durch vier große Kronleuchter, die von der Decke herabhängen, und auf eine eigene Weiſe, für den Effekt einer recht gleichmäßigen ſtarken Lichtvertheilung, ohne Blendung, componirt ſind.

Die Heizung des Saals wird durch große aus Kupfer getriebene und mit durchbrochener Arbeit verſehene Candelaber bewirkt, durch welche die warme Luft aus den untern Heiz-Anſtalten, unmittelbar in den Raum des Saals ſtrömt.

Die Architektur der Vorſäle und Tribunen iſt harmoniſch und im gleichen Styl mit der des großen Saals, die Wände nach den Abtheilungen der Fenſter ſich richtend, mit Pilaſtern verziert, zwiſchen denen Täfelungen, Niſchen und Bilder angebracht ſind.

Die mannichfaltigen Kunſt-Arbeiten, welche in dieſem Locale angetroffen werden, ſind folgende:

1) An Sculpturen.

Die 16 obenerwähnten Karyatiden-artigen Statüen, unter dem Hauptgeſimſe an der langen Seite des großen Saals; ſie ſind ſämmtlich von dem Herrn Profeſſor Tieck modellirt. An der Fenſter-Seite ſtehen ſie, von der großen Tribune angerechnet, in folgender Ordnung: 1) Die Hoffnung, 2) Ganymed, 3) eine Victorie, 4) ein Heros, 5) Diana, 6) Endymion, 7) eine Tänzerin, 8) ein Eros. An der andern Seite: 1) Orpheus, 2) eine Muſe, 3) ein Schäfer, 4) eine Schäferin, 5) Bacchus, 6) Ariadne, 7) ein Bacchant, 8) eine Bacchantin.

In den Niſchen des Saals ſind vorläufig ſchon aufgeſtellt worden: die Büſten von Faſch und Händel, von dem Herrn Direktor Schadow für den Saal bearbeitet; dann die ältern ſchon bekannten Büſten von Goethe, Iffland, Fleck und von der Bethmann.

Im unteren Vorzimmer zunächſt dem großen Saale ſteht das Modell, welches Herr Profeſſor Tieck für die in Kupfer getriebene Figur im Greifen-Wagen auf dem Gipfel des Gebäudes, bearbeitet hat, und welches dem Maaßſtabe nach halb ſo groß iſt, als die obenſtehende Figur.

2) An Malereyen.

Im großen Saale ſind die Malereyen von den Herren Profeſſoren Kolbe, Dähling und Völker. An der Decke ſieht man die Vorſtellungen, welche allgemein auf Dichtkunſt, Muſik und Tanz Bezug haben, in ſechs Hauptgruppen angegeben; auf beyden Seiten der Mitte, Apollo auf einem Schwan die Lyra ſpielend, und Bellerophon mit dem Pegaſus; auf der einen Seite daneben iſt das Kriegeriſche und das Religiöſe; auf der andern das Paſtorale und Bacchanale vorgeſtellt. Auſſerdem ſind rings um dieſe, in 12 dreyeckigen Caſſetten, Figuren in muſikaliſcher Beſchäftigung, mit jenen Hauptgruppen in Beziehung, angebracht.

Die mannichfaltigen Blumenkränze ſind von Herrn Völker gemalt.

Die beyden obenerwähnten Bilder unter der Gallerie bezeichnen die alte und neue Muſik, durch den Orpheus und die Cäcilia, erſteres Bild von Hrn. Dähling, letzteres von Hrn. Kolbe ausgeführt.

In der großen Tribüne ſind die Wand- und Decken-Gemälde von Herrn Profeſſor Schumann. Erſtere bilden auf 13 Wandfeldern einen Zug des Eros ab, in bacchaniſcher Form durch Kinder vorgeſtellt; letztere ſtellen, in 21 Caſſetten, Gruppen von Kindern, und einzelne, auch in Verbindung mit Thieren, in Bezug auf die verſchiedenen Gattungen der Muſik und Dichtkunſt dar. Der neben der Tribüne liegende hallenartige Vorſaal iſt von Hrn. Höcker gemalt.

In 22 Wandfüllungen ſind Spiele von kleinen Liebesgöttern, die Wagenzüge der Götter und andere Vorſtellungen, größtentheils nach antiken Vorbildern, ausgeführt; an der Decke in 21 Caſſetten, die Vorſtellungen von den Stunden nach Rafael, und andere Geſtalten in ſecundlicher Beſchäftigung mit Gegenſtänden der Natur.

Durch Säulen geht man aus dieſem Saale auf die Treppe, welche hinab in den untern Raum des großen Saals führt.

Die oben ſchon erwähnte Ausſchmückung von Arabesken an den Wänden dieſer Treppenhalle, iſt von Herrn Stürmer ausgeführt. Außer den mannichfaltigen Vorſtellungen von ſpielenden und tanzenden Figuren, untermiſcht mit Laubgewinden, iſt in der Mitte des obern Raums die Geburt der Venus vorgeſtellt; in dem untern Raume ſieht man in ſechs arabeskenartigen Ausfüllungen die vier Jahreszeiten, das Symbol der Natur und das

der Erde, über welcher der Aufgang und Niedergang der Sonne.

Das untere, zunächst dem großen Saale liegende Vorzimmer, ist von Hrn. Hensel gemalt. Es enthält in 15 Wandbildern Scenen aus den Tragödien des Aeschylos, Sophokles, Euripides, des Shakspeare, des Calderon, des Goethe, des Schiller.

Dem Fenster gegenüber sieht man in der Mitte den Prometheus, rechts daneben das Opfer der Atossa, dann das Opfer der Polyxena durch Neoptolem, dann den Pentheus von der Agave in bacchantischer Wuth zerrissen.

Links von der Mitte ist Orestes am Thron Apollo's und die Eumeniden, dann Orest und Elektra, endlich Oedipus vorgestellt.

An der Seite wo die Statue des Apollo steht, sieht man in der Mitte Romeo und Julie, rechts König Lear, links Macbeth; an der gegenüber liegenden Wand, in der Mitte den standhaften Prinzen, rechts den Faust, links den Tasso, an der Fensterwand rechts die Jungfrau von Orleans, links den Tell, vorgestellt.

Die Decke enthält in 21 Cassetten, figürliche Darstellungen in Bezug auf das Theatralische und Bacchische.

Der erste untere Vorsaal neben dem ebengedachten, in welchen man aus der Treppen-Vorhalle tritt, ist von Hrn. v. Klöber gemalt; er enthält in 19 Wandbildern Darstellungen aus der Geschichte des Apollo, und in Beziehung auf dieselbe, in 21 Cassetten der Decke, einzelne und gruppirte Figuren in Bezug auf Vergnügungen.

Nach dieser Uebersicht der architektonischen Anordnung des Ganzen und der damit im genauesten Zusammenhang stehenden Kunstgegenstände, deren Zahl sich für das Fest- und Concert-Locale allein nahe an 300 beläuft, wird es den Beschauern leichter werden, sich in die durch das Ganze waltende Idee zu finden.

Steinschneidekunst.

Die Literary-Gazette vom 26. Mai und 3. Juni enthält eine Abbildung des Siegelrings der Königin Maria Stuart. Er zeigt das königliche Wappen von England und Schottland, mit der Krone und den Buchstaben M. R. zu beyden Seiten. Durch das darauf befindliche Königl. Wappen von England fühlte sich die Königin Elisabeth so sehr beleidigt, daß dieß viel zum Entschluß, über ihre Nebenbuhlerin den Tod zu verhängen, beygetragen haben soll. Der Stein ist ein viereckiger Diamant von etwa eines Silberpfennings Größe, 200 bis 250 Pf. Sterling werth, in einen einfachen goldenen Ring gefaßt, wie man damals die Siegel trug, und wegen der Schärfe und Schönheit des Schnitts vorzüglich merkwürdig. Ungeachtet der großen Fortschritte der Steinschneidekunst in England, zweifelt der Verfasser der Beschreibung, ob gegenwärtig ein solches Werk daselbst ausgeführt werden könne. Wahrscheinlich ist der Stein in Italien geschnitten. An der Aechtheit könnte man nicht zweifeln, wenn man auch nicht auf den ersten Blick einsähe, daß ein solches Wappen von solchem Werth blos für die unglückliche Königin gearbeitet werden konnte. Die Königin Maria gab ihn in den lezten Augenblicken vor ihrem Tode einem ihrer Diener, um ihn ihrem Sohne Jakob zu bringen. Von Jakob kam er durch Erbschaft auf Karl den I., und dieser gab ihn auf dem Schaffot dem Bischoff Juron. Jakob II., der ihn nachher besaß, war in seinem Unglück nach seiner Entsagung genöthigt, ihn in Holland an den General Phelps um 300 Pf. Sterling zu verpfänden. Nach dem Tode des Leztern ward er verkauft und kam wieder an die Familie Stuart zurück, indem er von dem alten Prätendenten um 320 Pf. erkauft wurde. Dieser vermachte ihn dem Cardinal von York, nach dessen Tode er nach England gesandt wurde, wo die Personen, durch deren Hände er bis jezt gegangen, wohl bekannt sind. Er ist nun im Besiz eines kunstliebenden Privatmannes.

Bey dieser Gelegenheit erwähnen wir eines baierischen Steinschneiders, der es in der Kunst, Wappen zu stechen, den besten gleich thut. Es ist Hr. Anton Paul Dallinger in Nürnberg. Wir haben Abdrücke mehrerer von ihm in Stein geschnittener Wappen von verschiedener Größe vor uns liegen, die an Reinheit, Schärfe und Tiefe, und an Eleganz nichts zu wünschen übrig lassen.

Denkmünze auf Belzoni.

Bekanntlich machte Belzoni bey seiner Rückkehr aus Aegypten seiner Vaterstadt Padua zwey löwenköpfige Bildsäulen aus Granit zum Geschenk, welche im Palazzo della Giustizia aufgestellt wurden. Es sind menschliche Figuren sitzend in der gewöhnlichen Stellung der Memnons-Statuen, mit Löwenköpfen, von welchen hinten eine Art Kalantika auf Schultern, Hals und Nacken herabgeht. Die Medaille drückt den Dank für dieß Geschenk und die Hochachtung der Stadt aus, indem sie auf der Vorderseite beyde Bildsäulen zeigt mit der Umschrift: Ob donum patriæ gratæ A. MDCCCXIX., auf der Rückseite die Worte: Jo. Bapt Belzoni Patavino, qui Cephrenis Pyramidem Apidisque Theb. Sepulcrum primus aperuit et urbem Berenicis Nubiæ et Libyæ Mon. impavido detexit. Die Medaille ist von L. Manfredini gearbeitet.

Mit zwey Beylagen in Steindruck: Der Wagen der Nacht und die Parzen.

image
not
available

image
not
available

Nro. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. August 1821.

Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, gibt uns das Anschaun des Unmöglichen.

Goethes Wahlverwandschaften.

Die neuesten Reiseberichte vom Innern des Australlandes.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden verfolgten nunmehr ihren Weg ostwärts, um die Gebirgskette des Arbuthnot zu erreichen. Der sumpfige und von Schluchten vielfältig durchschnittene Boden gestattete nicht mehr als sechs bis sieben Millen im Tage vorzurücken. Am 6. August erreichten sie einen Hügel, dessen Abhänge mit Gras bewachsen und durch Quellen bewässert waren. Sie nannten ihn den Känguru-Hügel, weil mehrere Hunderte dieser Thiere, Heerdenweise gleich Schaafen darauf weideten. Am folgenden Tag ward am Fuß eines andern Hügels zum Nachtlager Halt gemacht. Hr. Oxley erstieg den Hügel, um einige Beobachtungen anzustellen. Als er seine Boussole zufällig auf den Felsen stellte, welcher die höchste Spitze des Hügels bildet, nahm er mit nicht geringem Erstaunen wahr, daß die Magnetnadel sich erst ungemein schnell im Kreise drehte, und alsdann plötzlich, die Spitze gen Süden gerichtet, stille stund. Nachdem er die Boussole emporhob, erfolgte eine neue unruhige Bewegung der Nadel, deren Spitze die nördliche Richtung mit der Deklination von beynahe acht Grad wieder annahm. Im Abstande von etwa hundert Klafter südwärts, zeigte die Boussole nochmals eine sehr merkliche, obgleich mindere Störung, wogegen sie in geringer Entfernung vom Fuß des Hügels wieder ihre natürliche Richtung annahm. Hr. Oxley schlug einige Bruchstücke von dem Felsen ab, um sie genauer zu untersuchen; sie schienen ihm kein Eisen zu enthalten; wenigstens war kein Einfluß des Magnets auf den Stein wahrzunehmen; seine Farbe erschien als ein dunkles Eisengrau.

Ehe er diese Station verließ, erstieg Herr Oxley einen benachbarten Berg, welchem er den Namen Exmouth gab, und dessen Höhe er auf dreytausend Fuß schätzte. Er brauchte drey Stunden zum Ansteigen, dann aber fand sich seine Mühe durch die ausgedehnteste Fernsicht vollkommen belohnt. Westwärts in einer vermuthlichen Entfernung von etwa neunzig Millen erkannte er ganz deutlich die Hügel Harris und Forster, deren Höhe nicht über zwey bis dreyhundert Fuß beträgt. Mit Ausnahme dieser zwey Anhöhen war die ganze Landschaft von Süden bis Norden eine ungeheure zusammenhängende Ebene, eine Gattung Erd-Ozean. Von Nord-Ost gen Süden hin traten aus dem ziemlich unebnen Boden ansehnliche Hügel hervor, deren Felsengipfel ungemein malerische Gestalten darboten. Nord-östlich ward der Horizont durch eine schöne Bergkette begränzt, welcher Herr Oxley den Namen Hardwick gab. Die ganze, zwischen dieser Kette und dem Berge Exmouth befindliche, Landschaft erschien von tiefen Thalgründen und holperigen Hügeln durchschnitten. Die im Osten und Süd-Osten gelegenen hohen Ebenen, neigten sich unvermerklich gegen Nord-West und gingen in ausgedehnte Thalgründe über.

Am 10. August setzten die Reisenden ihren Weg in nord-östlicher Richtung weiter fort. Vierzehn Tage hatten

sie mit Hindernissen aller Art zu kämpfen. Sümpfe, tiefe Schluchten, bewegliche Sandebenen, dichtes Gesträuch, fast undurchdringliche Wälder, hielten die Wanderer auf und nöthigten sie bald zu großen Umwegen, bald zum Rückschreiten, oder zu veränderter Richtung; dazu kam noch Mangel an Pferdefutter. Am 26. August endlich erreichten sie glücklich ein fruchtbares, zwischen waldigen Hügeln gelegenes Thal, worin Kängurus und Kasuare hausten, welchem Hr. Orley den Namen Lushingtonthal gab, und worin Menschen und Thiere sich einigermaßen erholen konnten. Auch diese Gegend schien ihrer Fruchtbarkeit ungeachtet nur wenige Einwohner zu haben.

Auf der fernern Wanderung gelangten die Reisenden noch in mehr andere dem von Lushington ähnliche Thäler; überall fanden sie ein fruchtbares und üppiges Land, Wasser und Futter im Ueberfluß, schöne Bäume, hauptsächlich Acacien, Eucalyptus, Cypressen und Gummibäume; die zu Hunderten weidenden Kängurus und Kasuare zeigten sich dermaßen zahm, daß sie ungescheut den Reisenden nahe kamen. Nachdem diese über verschiedene kleinere Bergströme gesezt hatten, wurden sie von einem Flusse aufgehalten, der in Breite dem Macquarie und Castlereagh ähnlich kam, und dem der Name Peel ertheilt ward. Er war zum Durchwaten zu tief, und es mußten etliche Bäume gefällt werden, um eine Brücke zu bilden, die den Uebergang möglich machte. Es bietet der von diesem Strom bewässerte ungefähr zwanzig Meilen breite Thalgrund alle Vortheile dar, die zum Behuf einer neuen Kolonie-Anlage gewünscht werden können. Unfern vom Peelstrome erstieg Hr. Orley einen ziemlich hohen Hügel, auf welchem verschiedene, bey zwölf Fuß im Durchmesser haltende und etwa fünf Fuß tiefe Löcher bemerkt wurden, die mit Basaltfelsen umgeben waren; worunter mehrere sechsseitige und regelmäßige Eckſäulen befindlich waren. Der Kies oder Sand, welcher am Fuß des Hügels den Boden deckte, glich zerbröckeltem Granit, und im Thale fanden sich große Granitblöcke, die durch irgend eine unterirrdische Explosion ausgeworfen zu seon schienen. Einer derselben war ein 26 Fuß hohes sechseckiges Prisma, oben zugespizt und 48 Fuß im Umkreis haltend.

Nachdem Herr Orley einen, unter 31° 04′ 35″ südlicher Breite, und 151° 05′ 30″ östlicher Länge gelegenen Fluß, welchem er den Namen Cockburn gab, überstiegen hatte, gelangten die Reisenden in ein sehr felsigtes Thal. Auf ziemlich sanft ansteigendem Wege erreichten sie eine Berghöhe, von der sie hofften, es möchte sich da der Scheidepunkt zwischen dem östlichen und westlichen Abhange finden. Beym Absteigen auf der Ostseite ergab sich eine auffallende Verschiedenheit des Bodens: statt einer schwarzen und leichten Erde, war der feste und harte Lehmboden nur mit magerm Grase bewachsen. Etliche der Begleiter überraschten ein Lager von Eingebornen und führten zwey derselben ins Zelt des Herrn Orley. Ihr sehr ärmliches Aussehen ward durch den höchsten Grad von Unreinlichkeit noch erhöht; ihre dünnen Füße vermochten kaum den Körper zu tragen, und ihre ganze Gestaltung war sehr abstechend gegen diejenige ihrer Landsleute, welche Herr Orley im Innern des Landes gesehen hatte. Unfern von dem Ort dieses Zusammentreffens mußten die Reisenden wieder über einen Fluß setzen, dem der Name Sydney gegeben ward, und sie gelangten jezt in einen durch Reichthum des Pflanzenwuchses ausgezeichneten Thalgrund; hinwieder gab es da nochmals Kängurus, Kasuare, Schwäne und Enten in Menge, deren viele von den Reisenden erlegt wurden. Hr. Orley bemerkte hier Baumarten, welche gewöhnlich an den Küsten wachsen, und schloß daraus, er dürfte sich in der Nähe des Meeres befinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Heilung der Fürstinn Mathilde von Schwarzenberg.

(Fortsetzung.)

Den 19ten Abends bey meinem Besuch sprach ich mit der Fürstinn über meine bevorstehende Reise, die auf den darauf folgenden Abend festgesezt war. Sie bat mich besonders, so wie auch die Gouvernante, daß ich den folgenden Morgen doch kommen möge. Um zehn Uhr früh, als ich in das Vorzimmer der Prinzessinn kam, fand ich einen von mir noch nie gesehenen Herrn in der Mitte des Zimmers stehen. Die Thüre des Schlafzimmers der Prinzessinn war angelehnt; als ich nun diese, um hineinzugehen, öffnete, sah ich die Prinzessinn, statt wie gewöhnlich auf ihrem Bette liegend, auf einem Sessel sitzen, und die Gouvernante neben ihr stehen, und mit ihrem Ankleiden beschäftigt. Diese leztere bat mich, noch etwas zurückzutreten, indem die Prinzessinn gleich fertig sey. Nach einigen Minuten ging die Thüre des Schlafzimmers auf, in welches ich nun eintrat, wobey sich die Prinzessinn von ihrem Sessel erhob, und mir mit kurzen, etwas schwankenden Schritten entgegen trat. Ich verbeugte mich mit Zeichen und Ausdrücken der innigsten Freude und Danksagung zu Gott.

Uebrigens fand ich aber weder die Prinzessinn noch die Gouvernante in besonderer Gemüthsbewegung, vielmehr war ihr Gemüths-Zustand jenem in gewöhnlichen Momenten gleich, auch äußerte sich keine von Beyden in einem gefälligen oder freudigen Wort, welches sich unter diesen Umständen doch erwarten ließ; eben so wenig hörte ich etwas von ihnen über die Veranlassung des Aufstehens der Prinzessinn sagen.

Der oben erwähnte Herr trat unmittelbar mit mir in das Schlafzimmer, beobachtete diesen Auftritt mit Stillschweigen; endlich sprach er die Prinzessinn an und sagte:

„Nicht wahr, Mathilde! Sie hatten Vertrauen auf Gott und die heilige Dreyfaltigkeit?“ Die Prinzessinn antwortete: „Ja ich hatte und habe volles Vertrauen.“ Der Herr sagte darauf: „Dann ist Ihnen, und Gott hat Ihnen geholfen. Vertrauen auf Gott ist hier Bedingung. Warum hat Gott in alten Zeiten diese Thaten gethan, und warum sollte er sie jezt nicht mehr thun? Glauben Sie, sagte er, indem er die Hand an seine Seite legte, unlängst sind sogar Krebsschäden, wo die Rippen blos da lagen, und schon Alles zerfressen war, so geheilt worden.“ Aus diesen Reden merkte ich, daß etwas Fremdartiges im Spiele seyn müsste. Nun trat ich auf den bis jezt noch mir unbekannten Herrn zu, und fragte ihn, was dieß bedeute, und der Hergang davon sey? Er antwortete mir mit aufgestreckter und in die Höhe gehobener rechter Hand, und sagte: „Bey der Consecration und Aufhebung der heil. Hostie hätte er an die Prinzessinn gedacht, und es sey ihm eingegeben, daß ihr geholfen werden müsse, er habe sodann solches mit dem Herrn Fürsten von Wallerstein verabredet.“ Ich konnte hierüber nur staunen, aber nicht zum Nachdenken kommen.

Ich bat inzwischen die Prinzessinn, nochmals zu gehen, was sie auch wieder wie vorbesagt that. Mehrere gleichgültige und nicht zusammenhängende Reden wurden gewechselt, wobey sich besagter Herr verneigend empfahl und das Zimmer verließ. Unmittelbar nach seinem Abtritte wurde er mir als Fürst von Hohenlohe genannt. Ich unterhielt mich mit der Prinzessinn noch einige Minuten, sie ging noch einigemale im Zimmer hin und her, wornach ich sie verließ, ohne einen nähern Aufschluß über diese Begebenheit zu erhalten. Auf meinem Nachhausewege begegnete mir ein Lakey Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen, welchen ich bat, die glückliche Begebenheit, welche sich mit der Prinzessinn von Schwarzenberg zugetragen, der Frau Oberhofmeisterinn (von Redwitz) zu sagen. Da meine oben erwähnte, auf diesen Abend 6 Uhr bestimmte Abreise durchaus nicht verschoben werden konnte, und ich zu derselben noch so unverhältnißmäßige und unumgänglich nöthige Vorbereitungen zu machen hatte, gestattete es die Zeit nicht, über diesen Fall nachzudenken, vielweniger darüber zu sprechen; ich hörte nur zufällig als Gerücht erzählen, daß am Morgen ein Bauer bey der Fürstinn gewesen, und daß sie durch solchen geheilt worden sey. Doch sah ich dieselbe vor meiner Abreise noch einige Augenblicke, wo sich Herr von Reinach und einige Damen bey ihr befanden. Auch hier wurde kein Wort über den Hergang dieser Sache gesprochen. Weiter war mir nichts von dem Vorgang bekannt, als ich Abends halb sieben Uhr von hier abreiste; erst im Wagen fand ich Ruhe, diese Begebenheit zu durchdenken, worauf mir durch die Zusammenstellung ihres Vorganges mit einigen in den lezten vierzehn Tagen vorhergegangenen und hieher zu beziehenden Umständen, Zusammenhang und Klarheit erschien. Ich fand es für zweckmäßig, das Wahre von dem Resultate dieser Kur, mit Hindeutung auf die Person, jedoch ohne Benennung derselben, in einigen öffentlichen Blättern bekannt zu machen. In Werneck, als der ersten Poststation, schrieb ich einen kurzen Aufsatz darüber, und schickte ihn meiner Frau mit dem Auftrage, ihn in den Korrespondenten von und für Deutschland und in die Allgemeine Zeitung einrücken zu lassen. Sie werden ihn wohl in Nro. 177 des Korrespondenten gelesen haben. Wie ich am 23sten Abends von oben benannter Reise zurückkam, war es mir sehr unerwartet zu vernehmen, daß das Gerücht über den vorbeschriebenen Vorgang bey der Fürstinn von Schwarzenberg so vieles für sich gewonnen und ein so allgemeines Interesse erregt habe, daß es die ganze Stadt in Bewegung gesetzt hatte, und daß eine Menge Hülfbedürftiger aus derselben und vom Lande herbeyströmten, um auf diesem Wege Heilung durch den oben erwähnten Bauern, und jezt auch schon durch den Fürsten selbst zu erhalten. Noch denselben Abend kam dieser Bauer, Martin Michel, mit dem Herrn Fürsten von Hohenlohe, von mir unerwartet, in mein Institut; beyde versuchten gemeinschaftlich ihr Heilungswerk an drey Individuen, wovon zwey mit Rückgradskrümmungen und innern Krankheitszuständen, das dritte mit sogenannten Leberbeschwerden behaftet waren; ihr Zustand blieb unverändert, und ist jezt noch ganz gleich. Schon denselben Abend erfuhr ich eine Menge erwirkter Heilungen und Wundergeschichten, von Lahmen die gehend, von Blinden die sehend, von Tauben die hörend, und von sonstigen Krüppelhaften, die hergestellt seyn sollten.

Das sonderbarste bey diesen Begebenheiten schien mir zu seyn, daß in der Zwischenzeit der Herr Fürst die Eigenschaften dieser sogenannten Heilmethode erhalten oder erlernt habe, und solche jezt schon selbstständig und sogar noch mit höherer Kraft als Martin Michel ausübe. Uebrigens traf ich bey meiner Zurückkunft meine ehemalige Kranke, Fürstin von Schwarzenberg noch in ihrem ungehinderten Geh-Vermögen. Die begleitenden Umstände dieses Falles machen es leicht erklärbar, daß solche das Publikum, selbst aufgeklärte Männer, ja sogar Aerzte in Verwunderung sehen mussten. Es sind nun sieben Vierteljahre verflossen, als genannte Fürstinn hieher zu mir in die Kur kam. Es war im Publikum bekannt, daß dieselbe weder gehen noch stehen konnte, man sah sie damals und in der Zwischenzeit oft, aber nur in der Sitzlage, und wurde sie gefahren, auf den Armen der Dienerschaft in den Wagen getragen. Ihr eigentlicher Zustand und das Hinderniß am Stehen und Gehen, war dem Publikum unbekannt, selbst mir blieb es dunkel. Eben so wenig war auch mein Heilverfahren, welches in Versuchen meiner eigenen Ideen und Ansichten bestand, und die Fortschritte in demselben, wie auch dessen Erfolg niemand in seinem Zusammenwirken bekannt, selbst dem mittlerweile besuchenden Arzte hatte ich es nicht anvertraut.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 29. Juli.

(Beschluß.)

Hr. Remusat bemerkte, daß man aus diesen Gruppen ersehe, daß die Chinesen in allen Fächern auf derselben Stufe der Unvollkommenheit gestanden haben; die Schriftzeichen aber hätten sie vor andern Völkern voraus, die sich auf derselben Stufe befunden hatten. In der Folge wurden diese Sinnbilder zum Ausdrucken neuer Gegenstände und neuer Begriffe auf eine erfinderische Art vergrößert. Wollte man nämlich ein bisher noch unbekanntes Thier bezeichnen, so gebrauchte man dasjenige alte Sinnbild, was die Gattung bezeichnete, und fügte ein Zeichen hinzu, welches eine besondre Eigenschaft der neuen Thierart anzeigte. Somit vereinigte das neue Sinnbild das Genus und die Species, das alte Schriftzeichen, und was hinzugefügt worden war, um eine neue Art zu bezeichnen. Mich dünkt, Hr. Remusat hat durch das Studium der ursprünglichen Schriftzeichen der Chinesen ein äußerst sinnreiches Mittel erfunden, die Bildungsgeschichte dieses so merkwürdigen Volkes aufzuhellen. Es wird dieser philosophische Kopf wahrscheinlich noch manche wichtige Entdeckung in dem Felde der asiatischen Völkergeschichte machen. Ueberhaupt wird die morgenländische Literatur jezt in der Académie des Inscriptions et belles Lettres, die wahrlich einen bessern Titel, als diesen veralteten verdient, sehr emsig betrieben, und es sollte scheinen, als ob das Studium derselben dasjenige der klassischen allmählig verdunkelte. In den öffentlichen Sitzungen wenigstens hört man schon eben so viel Abhandlungen über die Erstere als über die Leztere. Ich denke nicht, daß man sich hierüber zu beklagen habe. Das klassische Fach ist in den zwey lezten Jahrhunderten so allgemein betrieben worden, daß in demselben wohl wenig wichtige Entdeckungen mehr zu machen sind; in dem orientalischen hingegen ist fast alles Terra incognita, und hier steht nicht so bald zu befürchten, daß die Quelle erschöpft werden wird. Vor zehn oder zwölf Jahren wurden noch zuweilen in den öffentlichen Sitzungen Abhandlungen über die Gestalt des Oberkleides der Alten und über andre unbedeutende aber sehr gelehrt ausgeführte Vorwürfe verlesen; ich wage zu behaupten, daß philosophische Untersuchungen über die Geschichte der Menschheit in einem so merkwürdigen Welttheile, als Asien ist, doch etwas mehr Wichtigkeit haben, als jene Kleidergelehrsamkeit.

Die Pariser Zeitungen haben neulich viel von einem gewissen Vicomte d'Arlincourt gesprochen, welcher seines mittelmäßigen Talentes ungeachtet die Kunst gehabt hat, sich in den meisten Blättern als ein Genie loben zu lassen. Dieser Herr Vicomte hatte vor zwey Jahren ein dickleibiges Gedicht La Caroleïde herausgegeben, und vermittelst eines frischen Titelblattes eine neue Ausgabe veranstaltet, ehe noch die erste gelesen war. Der Verfasser hat zwar kein großes Dichtertalent, besizt aber ein beträchtliches Vermögen, ein angenehmes Haus, und schöne Gesellschaft, und weiß die Journalisten durch sein zuvorkommendes Wesen so zu seinen Gunsten einzunehmen, daß er von ihnen ausposaunt wird, als ob Frankreich einen neuen Voltaire oder Rousseau bekommen habe. In diesem Jahre hat sich Hr. Vicomte auch im Fache des Romans versuchen wollen, und zu diesem Behufe eine Reihe grausender schwülstig erzählter Abenteuer zusammengestoppelt, die er unter dem Titel Le solitaire ans Licht gefördert hat; kaum waren acht Tage seit der Herausgabe verstrichen, so war auch schon eine zweyte Ausgabe fertig, acht Tage hernach eine dritte und dann nach einer ähnlichen Frist eine vierte. Dabey wurde in den Zeitungen alle Wochen angekündigt, welche eine außerordentliche Aufnahme der Roman des Hrn. Vicomte in den Sälen der großen Häuser gefunden habe, und dergleichen Aufschneidereyen mehr, die der Verfasser einigen Londner Buchhändlern abgemerkt zu haben scheint. Dann wurden auf Veranstaltung des nimmer ruhenden Verfassers Romanzen aus seinem Roman komponirt, und zulezt zwey Melodrame aus demselben zugeschnitten, die beyde zu gleicher Zeit aufgeführt wurden. Da man jedoch nicht jedermann zu Freunden haben kann, so haben auch einige Journalisten, die Hr. d'Arlincourt wahrscheinlich nicht mit Einladungen beimgesucht hat, und die folglich ihre Unabhängigkeit beybehalten haben, sich erlaubt, über den Hrn. Vicomte, über seinen romantischen Bombast und über seine Methode neue Auflagen zu veranstalten, gespoßt, und unter andern genau vorhergesagt, zu welcher Zeit Le solitaire eine siebente und achte Auflage erhalten werde. Der Held des Romans ist Karl von Burgund mit dem Beynamen der Verwegene, welcher nach der Niederlage seines Heeres bey Mürten, Nancy belagerte, und vor der Stadt umkam. Vicomte d'Arlincourt hat aber die Geschichte verdreht, und anstatt den Herzog umkommen zu lassen, hat er ihm das Leben gerettet, und ihn in eine Klause der Schweiz versezt, in deren Umgegend niemand die Geschichte des Zellenbruders kennt. Dann kommt die Liebe mit ins Spiel. Der Klausner will ein Fräulein von einer benachbarten Burg heurathen, allein als zur Hochzeit geschritten werden soll, erfährt man, daß der Bräutigam der schreckliche Karl von Burgund, der bitterste Verfolger dieses Geschlechts, sey. In dem Melodram, welches aus diesem Roman für das Gaietétheater zubereitet worden ist, und den großen Melodramenschreiber Pixérecourt zum Verfasser hat, folgt, wie ich höre, auf die schreckliche Entdeckung des Namens des Klausners ein Versinken desselben, und ein Vergehen aller Elemente mit ihm, zur großen Belustigung der Liebhaber dieses Theaters, denen die zulezt erfolgende Katastrophe immer desto lieber ist, je schrecklicher sie ausfällt. Wasserfluth und Feuersbrunst hatte Pixérecourt schon einigemal angewandt; um also etwas neues zu bekommen, ist er diesmal zum Zermalmen aller Elemente geschritten. Wie er diese lezte Frucht seiner Phantasie in einem folgenden Stücke noch wird überbieten können, sehe ich nicht wohl ein, er möchte dann etwa das Zermalmen der ganzen Bühne vornehmen. Diejenigen, welche an dergleichen Spektakelstücken kein Vergnügen finden, wohnen lieber der Aufführung eines neuen Lustspiels im Théâtre français bey, welches den Titel führt: die Mutter und Nebenbuhlerinn, und worin der in der großen Gesellschaft nicht sehr seltne Fall der Eifersucht einer koketten Mutter auf ihre aufblühende Tochter sehr geschickt dargestellt wird; oder sie besuchen das Gymnase dramatique, um daselbst die kleine Leontine Dufay, die sich auch schon, wo ich nicht irre, in Deutschland hat sehen und hören lassen, mit einer für ihr Alter bewunderungswürdigen Einsicht spielen zu sehen; oder sie horchen der Musik einer neuen Operette, Emma, komponirt von Auberi, zu. Der Miroir versichert, daß, als bey der ersten Aufführung des Stückes eine der Hauptpersonen desselben, ein Offizier, in einer österreichischen Uniform hervorgetreten sey, ein allgemeines Murren sich habe im Saale hören lassen. Man hatte neulich an der komischen Oper zwey Operetten von Dalayrac, die seit mehrern Jahren nicht waren gegeben worden, wieder auf die Bühne gebracht; allein das Publikum fand dießmal die Musik so einfach und kunstlos, daß es dieselbe nicht mehr hören wollte, und man genöthigt war, die Partituren wieder in die Vorrathskammer der Oper niederzulegen, wo sie wahrscheinlich Zeit haben werden, sich unter dem Staube zu verbergen. Und dennoch hatten diese Operetten ehemals den größten Beyfall erhalten. Aber das im Allgemeinen gerechte Publikum hat auch seine Launen.

D. S.

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 21. August 1821.

Prunkliteratur.

Deutscher Ehren-Tempel. Erster Band. Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrten (?) und herausgegeben von W. Hennings, Herz. Sächs. Geh. Legations-Rath. Gotha 1821. 144 S. gr. 4. mit 6 Kupfern.

Die kurze Vorrede erklärt sich nicht über den Plan des Werks, und sagt nur etwas sehr Allgemeines über den Zweck desselben. „Es soll den großen Erwerb dem Va„terlande einbringen, daß das Ausland erkenne, daß auch „der Deutsche seine fürstlich Großen ehrt; trugen sie Pur„pur oder nicht." Nach dem vorliegenden Bande zu urtheilen, soll diese Wirkung dadurch hervorgebracht werden, daß der Herausgeber kurze Biographien berühmter Deutschen sammelt, und, mit deren Bildnissen verziert, auf Subscription herausgiebt. Die Stärke der gedachten Wirkung auf das Ausland scheint sonach hauptsächlich von der Länge der Subscriptionsliste abzuhangen: denn woran sonst kann hier der Ausländer ermessen, wie „der Deutsche" — u. das heißt doch wohl, wie Deutschland — — seine eminenten Köpfe zu ehren sich bestrebt? Bis jezt enthält dieselbe nur gegen 500 Namen. Welch ein Verhältniß zu Deutschlands Bevölkerung! Wenn es dem Ausland' einfiele, aus diesen gegebenen Größen nach den Grundsätzen der Probabilitäts-Theorie von Laplace die Größe des Antheils zu berechnen, welchen Deutschland an dem Ruhme seiner großen Geister nimmt; welch ein winziges Resultat würde sich da ergeben! selbst dann, wenn man die Abneigung gegen das Subscribiren dergestalt in Anschlag brächte, daß man auf jeden Subscribenten 10 Käufer um den Ladenpreis als wahrscheinlich voraussezte. Diese hypothetische Größe zu vermehren, will Ref. alles thun, was das kritische Gewissen erlaubt.

Dieser Band enthält literärgeschichtliche Biographien von Wieland, Schiller, Herder und Thümmel, und schließt mit einem ebenfalls biographischen Aufsatze, welcher das Verdienst der Herzogin Anna Amalia von Weimar um die Literatur ihrer Zeit würdiget. Die wohlgetroffenen Bildnisse dieser fünf Berühmten zieren das Werk, und ein sechstes (Goethe) ist ihnen ohne Biographie beygesellt. Es scheint demnach vor der Hand auf einen Tempel desjenigen Ruhmes abgesehen zu seyn, welcher in der literarischen Republik, und um dieselbe, erworben wird. Das Einfache der Einrichtung verdient Lob, es entspricht der Forderung, welche der gute Geschmack an die Gestaltung eines Denkmahles macht. Der literärische Werth des Unternehmens hangt von der Güte der Biographien ab. Die von Schiller und Herder sind hier die gelungensten; der Verf. derselben (er unterzeichnet H. V. — Heinrich Voß?) hat, mit Entfernung aller unwesentlichen Anecdoten, auf die Wechselwirkung zwischen dem Geiste dieser Männer und dem Geiste ihrer Zeit sein Hauptaugenmerk gerichtet, und des afterkritischen Ab- und Zusprechens, wie es häufig in den biographischen Artikeln des Conversationslexikon und in den „Zeitgenossen" vorkommt, sich enthalten. Inzwischen ist der Artikel Schiller im Conv. Lex. Aufl. 5. um einige Thatsachen reicher, und obwohl der Ehren-Tempel in Bezug auf Herder dasselbe weit überbietet; so hat doch Ref. darinne den „Cid, nach span. Romanzen besungen durch J. G. v. Herder" vermißt. Die Lebensbeschreibung Wielands ist in der persönlichen Charakteristik glücklicher, als in der Beziehung des Mannes auf den literarischen Geist der verschiedenen Zeitepochen, die er durchlebte. Die übrigen zwey (Thümmel und Anna Amalia) sind ziemlich mager in allem Betracht.

Von einem Tempel übrigens fordert man billig auch äußerliche Pracht. Daher hat Ref. diese Anzeige unter die Kategorie „Prunkliteratur" gestellt, muß aber bekennen, daß ihm der Prunk des Ehrentempels allzudeutsch vorkommt, obwol die Lettern lateinisch sind. Wenn man ihn mit Göschens Prachtausgaben von Wieland und Klopstock vergleicht, möchte man ihn mesquin nennen, besonders wegen der papiersparenden, aber dem Leser höchst unbequemen Länge und Engigkeit der Zeilen. Und wie anstößig sind einem Werke, welches dem Auslande imponiren soll, die Druckfehler und Stylflecken! Ref. hat folgende im Lesen angestrichen.

S. 8. „beyde ſchrieben es bald dieſen(m) bald jenen(m) damals berühmten Dichter zu.“ S. 10. „Standpunkt bigottiſcher Intoleranz.“ Ebend. „den Unterricht (die Aufſicht) über die Söhne.“ S. 11. „Die Muſe — muß ihm fröhliche Kinder der Laune zeigen.“ (Der Autor muß ſie mit ihr zeugen.) S. 13. „Beydes (Beyde) waren Freunde alles deſſen.“ S. 23. Z. 9. v. u. ſteht „Iden für Idee oder Ideen. S. 27. „Berger“ (Bürger, der Dichter.) S. 37. „Grawell“ (Grävell, der Verf. des Buchs, der Menſch.) S. 61. „Pitar(v)al.“ S. 64. „Was er— erwiederte, er bewährte (es) auch.“ S. 67. „welchen er zum Held(en) ſeiner Tragödie machte.“ S. 76. „Beämpfen“ (Bekämpfen.) S. 79. „Welche gewaltigen Umtriebe mußten in dieſem Jünglinge ſeyn.“ (Hier hat der Redacteur ſelbſt dem unpaſſenden Worte ein parenteſirtes ? beygefügt.) S. 88. „Kathedo(e)r.“ S. 90. „Auf die entſetzlichſte Weiſe der Welt, von und ſeinem Deutſchland entrückt.“ S. 122. Den unentbehrlich erachtetſten Bequemlichkeiten.“ (So fehlerhaft, wie unſer Epiſtolarvocativ: Hochverehrteſter, ſt. Hochverehrter.) Dieſe Flecken — Druckſünden meiſt — fand Ref., ohne ſie zu ſuchen, man urtheile nun, nach der obenangeführten Probabilitätstheorie, ob ein aufmerkſamer Sucher deren nicht eben ſoviel in dieſem Prunkdrucke finden würde, als auf ebenſoviel Blattſeiten des — Literaturblattes ſich zu befinden pflegen.

Ueberſicht der theologiſchen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortſetzung.)

Vollſtändiges Gebetbuch für die häusliche Andacht. In zwey Theilen. Von Sam. Baur, Dekan und Pf. von Alpek. 1ſter Thl. IV Inhaltsanzeige u. 322 S. 2r Thl. X Vorr. u. Inhaltsanz. u. 347 S. 8. Ulm b. Ebner 1821 (Beyde Thl. 1 Thlr. 18 gr.) Eine von der Buchhandlung beſtellte Arbeit! Jene wünſchte ein ſolches Gebetbuch, das den Bedürfniſſen jedes Standes entſprechen, den Gebildeten nicht unbefriedigt laſſen, aber auch der Faſſungskraft des Bürgers und Landmanns angemeſſen ſeyn ſollte. Ob Hrn. Dek. B. gleich das Schwierige in dieſer Beſtellung ſogleich in die Augen fiel,*) und ihm auch einfiel, daß es an Andachtsbüchern, die dem Zwecke einer wahren Erbauung entſprechen, nicht fehle: ſo übernahm er die Arbeit doch, weil durch dieſe Umſtände das Beſtreben ebenfalls nützlich zu werden, nicht aufgehoben werde, und die Herausgabe eines neuen Gebetbuches nur inſofern Tadel verdienen könne, als es hinter den ſchon vorhandenen Arbeiten zurückbleibe. Zuletzt rühmt Hr. B. noch, daß ſein Buch mehr eigentliche Gebete enthalte, als alle bisherige Bücher dieſer Art. Der erſte Theil enthält Morgen- und Abendandachten auf acht Wochen in geſunden, auf eine ganze Woche in kranken Tagen, und dann noch Gebete auf die Feſte und bey der Communion; der zweyte Theil Gebete zur Belebung des Andenkens an Gott, zur Dankbarkeit gegen ihn und zur Uebung der vornehmſten chriſtlichen Tugenden, in Beziehung auf die vornehmſten Veränderungen in der Natur, auf die wichtigſten Verhältniſſe des häuslichen Lebens, Bitten um den göttlichen Segen bey Berufsarbeiten, Gebete für Schwangere und Gebährende, ſogar eins S. 194 bey einer harten Entbindung (!?) u. ſ. w. Faſt alle Gebete ohne Ausnahme enthalten ganz gewöhnliche Belehrungen in eine Anrede an Gott eingekleidet; das Gebet an den Marientagen S. 271 erwähnt die Maria gar nicht. Nichts läßt ſich weniger um und für Geld machen, als — Gebete. Ein ernſte Rüge verdient es, daß der erſte Theil dieſes Gebetbuches noch beſonders in den Buchhandel gegeben iſt mit dem veränderten Titel: Häusliche Andachtsübungen am Morgen und Abend in geſunden und kranken Tagen, und auf beſondere heilige Tage und Zeiten. Ulm u. ſ. w. (1 Thlr.) Auf jeden Fall mußte der Name des Vfs. auch hinzugeſetzt und bemerkt werden, daß es der erſte Theil des vollſtändigen Gebetbuches ſey, damit nicht Mancher getäuſcht werde und daſſelbe Buch doppelt, das Eine Mal ſogar 3 gr. theurer, kaufe. — Allerley Fuhrwerk zum Himmel. Für Alle, welche auf dieſer Lebensſtraße müde werden. Mannheim, Druckerey des kathol. Bürger-Hoſpitals. 1821. 64 S. 8. (8 gr.) Ref. weiß dieſes ſonderbare Büchlein nicht beſſer zu charakteriſiren, als mit den Worten des Vorberichts ſelbſt: „Das Büchlein enthält eine „unſchuldige Kurzweile in Geſtalt eines geiſtlichen Lotto„ſpiels, worin man ſich nach Belieben eine Nummer wählt „oder vielmehr gleichſam wie durch das Loos eines von den „Fuhrwerken erkieſet, welches Loos — einen moraliſchen „Spruch darbieten wird, der die Reiſe-Route andeutet, „die man wandelt oder zu wandeln hat, um nach dem „Himmel zu gelangen.“ Der Nachbericht meldet noch, daß dieſe Fuhrwerke aus einem franzöſiſchen Manuſcript genommen ſind und daß der Deutſche der franzöſiſchen Flüchtigkeit etwas nachgeholfen habe. Es ſind 60 Fuhrwerke angegeben, auf jeder Seite Eins. Zu den Fuhrwerken ſind auch gerechnet der Paradiesvogel, die Sturmleiter, die Biene, der Hermelin, die Halsfahrt ꝛc. Als eine Probe der Behandlung Nr. 1: Das Kärglein. (leider kennt Ref. dieſes Fuhrwerk nicht) „Sich auf dieſer kleinen

---

*) Wenn doch die Buchhändler auch das Unverſtändige einſehen wollten, welches in ihrem Verlangen nach Schuhen liegt, die für alle Füße paſſen! Sie gleichen damit auf ein Haar dem Theaterdirector in Goethes Fauſt:

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.

M.

„verächtlich scheinenden Fuhrgelegenheit im Gefühle sei„ner moralischen Gebrechen und Leiden vor Gott demü„thigen; mit dem lebhaften Vorsatze, hienieden und im „Himmel einen weisen und liebevollen Arzt aufzu„suchen, der da berathen, trösten und helfen könnte: ein „solches Fuhrwerk, das zu einem solchen heilsamen „Ziele uns bringt, überwiegt den stolzesten Triumphzug.“ Unterschrift: Uebung der Selbsterkenntniß. Möge der Deutsche die Andacht nie zu einer Kurzweil herabwürdigen!

Einen Vorschlag zur Vereinigung aller christlichen Religionsverwandten thut folgende Schrift: Die unsichtbare Kirche Jesu Chr. als Vereinigungsband aller sichtbaren Kirchen. Von G. Ch. Braun, Prof. am Gymn. zu Mainz. Mainz, bey Kupferberg 1821. 39 S. gr. 8. (4 gr.) Neu war dem Ref. die Etymologie des Worts Kirche von kerkern. Sinnvoll soll diese Ableitung eine ihre Kinder fest in sich beschließende, gleichsam (S. 6.) kerkernde Anstalt seyn. (Leider ist sie das oft gewesen und soll auch nach dem Willen Mancher dieß noch jezt seyn.) Der eigentliche Vorschlag stehet S. 29 — 35 und gehet dahin, daß die Stellen Joh. XVII, 3. Matth. XXVIII, 19. 1. Kor. XIII, 13. das Glaubensbekenntniß der Christen ausmachen und die Gemeinden, die dieß durch ihren Geistlichen bezeugen, jeden, zu welcher äußern oder sichtbaren Kirche er sich auch halte, als einen wahren Christen, Bruder und Miterben der Seligkeit versprechen anzuerkennen. In der Mitte Europa's wird ein Ort gewählt, wo alle Stimmen niedergelegt und in einem Heiligthume verwahrt werden. Dabey könnte auch ein Exemplar des griechischen N. T. mit allen Varianten niedergelegt werden. Hr. Br. mag es recht gut meynen; er hat aber wohl nicht bedacht, daß alle wahren Christen aller Confessionen von jeher schon nach diesen Grundsätzen gedacht und gehandelt haben. Wo Christi Geist wohnet, bedarf es nicht solcher Bekenntnisse und äußern Verpflichtungen, und den Dämon der Intoleranz und des Fanatismus vermag keine Förmlichkeit zu bannen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten aus England.

(Fortsetzung.)

Vor dem 3ten, 4ten und 5ten B. des allgemeinen Registers zum Gentleman's Magazine von 1787 bis 1818, die eben erschienen sind, steht eine Vorrede, welche für Freunde der Gelehrtengeschichte und besonders für Schriftsteller von Profession merkwürdig ist. Das Gentleman's Magazine ist unter allen gangbaren Monatsschriften in England die älteste und hält sich, ungeachtet der furchtbaren Concurrenz, noch immer. Aelternde Leute aus der Classe der Landeigenthümer und Geistlichen, und überhaupt alle Tories, alle die den neuen Theorien feind sind und die hergebrachte Englische Constitution, trotz mancher Mängel, aufrecht zu halten suchen, alle diese mögen von keiner neueren Monatsschrift etwas wissen. Sie unterstützen auch den Herausgeber reichlich mit Beyträgen: und wer sich darum bekümmert was eine bedeutende Anzahl gesezter, erfahrner und anspruchsloser Männer (denn die meisten Aufsätze sind pseudonym oder anonym) über die Begebenheiten auf den Brittischen Inseln und in der übrigen Welt, über Gelehrsamkeit und Kunst denkt, der findet hier echt-englische Urtheile aufgestellt, Urtheile die zwar mitunter etwas partheyisch ausfallen, aber mit Ruhe und ohne anmaßende Streitsucht niedergeschrieben sind. Das Gentleman's Magazin wurde 1731 von Eduard Cave angefangen. Es wollte erstlich die Verse und witzigen Aufsätze sammeln, welche in den Zeitungen des verflossenen Monats erschienen waren; und zweytens die Parlaments-Verhandlungen bekannt machen, welches damals ein ziemlich gefährliches Unternehmen war, weil das Parlament streng auf seinen Befehl zu halten drohete, daß von seinen Debatten nichts für den Buchhandel gedruckt werden sollte. Nach langem Ansteben wagte es Cave 1732 im Januar die Königliche Parlamentsrede in seinem neuen Magazine zu publiciren. Man sagte nichts dazu, und so ging er schrittweise weiter. Während einer Prorogation im Mai erschienen die Debatten, aber nur mit den Anfangs- und Endbuchstaben der Redner. Cave pflegte mit einem Freunde ins Parlament zu gehen und dort unbemerkt die Hauptpunkte der Debatten niederzuschreiben, welche kurze Anmerkungen in der Folge von einem Geübteren in Ordnung gebracht und aufgestuzt wurden. Guthrie, der Geschichtschreiber, erhielt zuerst diesen Auftrag für ihn. Im J. 1734 schrieb der nachher so berühmte Dr. Johnson aus Birmingham an den Verleger, bot ihm seine Dienste an, und zeigte, wie die Monatsschrift nach einem viel beßeren Plane, als bisher, eingerichtet werden könnte, wenn man Originalgedichte, Originalaufsätze u. s. w. aufnähme. Um nun gute Gedichte über vorgeschriebene Gegenstände zu erhalten, sezte Cave Preise aus, die bald aus 50 Pf. Sterl. bald aus einer goldenen Medaille bestanden. So kamen lesenswerthe Sachen in die Schrift, welche so viele Freunde fand, daß Nebenbuhler den nun einmal entdeckten Weg auch zu betreten anfiengen. Beynahe zwanzig ähnliche Institute suchten die Augen des Englischen Publikums auf sich zu ziehen, aber unter allen diesen konnte nur das London Magazine emporkommen, weil eine vereinigte Kompagnie von Buchhändlern es verlegte; es hatte wirklich einen bedeutenden Absatz bis 1785, wo es aufhörte. Cave war der erste Buchhändler, der Johnsons Feder brauchte, und es entstand von dem Augenblick an unter beyden eine nie unterbrochene Freundschaft. Johnson schickte ihm 1738 sein bekanntes Gedicht London zum Verlage. Als Johnson zuerst nach London kam, wendete er sich an einen berühmten Buchhändler Wilcox, welcher auf Johnsons unterseze, stämmige Gestalt hindeutend antwortete: „junger Mensch, Sie schicken sich besser zum Last„träger als zum Schriftsteller.“ Johnson erzählte dieß oft und war so wenig ungehalten darüber, daß er immer hinzusezte: „Wilcox war einer meiner besten Freunde.“ Johnson war damals in sehr bedrängten Umständen: 1738 schloß er einen Brief an Cave mit folgenden Worten: „Ich bin der Ihrige, impransus, Samuel Johnson.“ Das erste was Johnson in diesem Jahre zum Gentleman's Magazine beytrug, war ein lateinisches Epigramm an den Herausgeber:

auch schrieb er die Vorrede zu dem dießjährigen Bande, und zwar eine sehr gute, denn nach dem Zeugnisse der meisten Zeitgenossen war er so geschickt in Vorreden, daß Niemand darin mit ihm wetteifern konnte. Die Debatten, welche den Lesern des Gentlemans Magazine nun schon seit vielen Jahren so sehr gefallen hatten, wurde am 13. April 1738 durch einen strengen Befehl des Parlaments zu drucken verboten. Aber in England fürchtet man sich blos vor dem Buchstaben des Gesetzes. Cave wußte sich also zu helfen. Im Juni 1738 erschienen im Gentl. Mag. die Parlaments-Verhandlungen wie vorher, aber als Nachtrag zur Beschreibung des berühmten „Reichs Lilliput," und mit der Ueberschrift: „Debatten im Lilliputtischen Senate." Die Benennungen der Redner waren bald erdichtet, bald waren sie aus den Buchstaben ihrer wahren Namen nach Art eines Anagramms zusammengesezt. Guthrie und Johnson schrieben die Debatten erst gemeinschaftlich, aber 1740 mußte sie der leztere allein besorgen, und er that dieß einige Jahre. Sie waren fast ganz erdichtet. Daher Johnson noch auf seinem Todtbette sagte, daß er unter allen seinen Schriften diese Aufsätze allein zu bedauern hätte. Auch schrieb er äußerst schnell; oft drey gedruckte Spalten in Einer Stunde. Er lieferte viele andere Artikel für das Gentl. Mag. und die Vorreden der verschiedenen Bände wurden größtentheils von ihm abgefaßt. Bey allen seinen Talenten und seinem Fleiße, hatte er fast immer mit Mangel zu kämpfen, und mußte oft bey Cave demüthig um eine Guinee bitten. Dieser ließ im Gentl. Mag. den Prozeß des Lord Lovat drucken, wofür er 1747 im Hause der Lords einen öffentlichen Verweis erhielt und etliche Wochen gefänglich verhaftet wurde. Johnson war um diese Zeit zu sehr mit seinem Wörterbuche, seinem Rambler ꝛc beschäftiget, als daß er großen Antheil am Gentl. Mag. hätte nehmen können, welches 1751 anfing allmählig blos Originalien einzurücken. Cave verbesserte das Gentl. Mag. unabläßig bis an seinen Tod 1754. Da er viel dabey gewann, so lag es ihm sehr am Herzen. Man sagte von ihm, wenn er nur zum Fenster hinausgesehen, so habe er allezeit zum Zwecke gehabt, seinem Magazin förderlich zu seyn. Ging ein Käufer ab, so sagte er „wir müssen uns bemühen, das nächste Stück recht interessant zu machen." Unter den früheren Theilnehmern an dieser Monatsschrift war der geschickte, aber unglückliche Samuel Boyse, Verfasser eines Gedichts, unter dem Titel „the Deity" er überließ sich dem Trunke und niedrigen Ausschweifungen. Oft hatte er gar nichts und versezte alle seine Kleider. Geldcollekten, die Johnson unter seinen armen Freunden für ihn machte, verthat er gleich wieder. Er saß dann oft im Bette, steckte die Hände durch eine wollene Bettdecke, und schrieb Verse, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Doch witzigte ihn sein Unglück niemals. Cave, der ihm immer zu thun gab, bezahlte ihm für hundert Verse ein Gewisses. Zulezt warf ihn ein Wagen zu Boden, als er berauscht war, und er starb darauf. 1778 kaufte Nichols einen bedeutenden Antheil am Gentl. Mag., welches 1783 erweitert wurde, und so sehr im Ansehen gestiegen war, daß man einige der früheren Bände wieder auflegen mußte. Dieß Ansehen behauptet es noch jezt. Nichols giebt ein Verzeichniß von denen, die Aufsätze dafür eingesendet haben, und man findet darunter die berühmtesten Namen. Für die Englische Literatur ist das Gentleman's Magazine ein sehr nüzliches Repertorium, welches durch dieses vierfache Register für jeden Literator noch brauchbarer wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortsezung.)

Geschichte.

Historie universelle, par le Comte de Segur. Schon vor etlichen Jahren machte der Graf von Segur den Anfang mit der Herausgabe seiner Universalgeschichte, mit welcher er jezt bis zur Eroberung von Konstantinopel durch Mahomet II. vorgerückt ist. Er schadete seiner Arbeit dadurch, daß er ihr ein Aeußeres gab, als wäre sie ausschließlich für Kinder berechnet. Kleine Bilderchen zierten kleine Bändchen in 18. Format, deren Anzahl jezt schon auf 25 angewachsen ist, und vielleicht noch um das Doppelte vermehrt werden dürfte. Während nun der Verfasser die neuere, besonders die Geschichte Frankreichs bearbeitet, kündiget sein Verleger jene 25 Bändchen in einer verbesserten Octavausgabe von 10 Bänden mit einem Atlas in 4 an. Dieses Format ist einem Werke angemeßner, welches einen ausgezeichneten Platz in jeder Bibliothek einzunehmen verdienet. Obwol Hr. v. Segur nur wenig ausgedehnte Gränzen sich vorgezeichnet hat, so ist seine Universalgeschichte doch um Vieles vollständiger, als was Rollin, Crevier und Lebeau über die frühesten Zeiten und dem Mittelalter in geschichtlicher Hinsicht geliefert haben. H. v. Segur glaubte sein Augenmerk blos nur auf die Geschichtschreiber des Alterthums richten zu müssen, und nicht blos Materialien bey ihnen zu suchen, sondern auch ihre Art sie zu bearbeiten aufzunehmen. Man glaubt Thucidides, Tacitus, Livius und Sallust in einem französischen Gewande bey Stellen zu erkennen, die entweder eine besondere Kunst in der Darstellung, eine gedrängte Kürze, eine dramatische Erzählung, oder viele Kraft des Pinsels bey Porträtzeichnungen erforderten. Verstand und Geschmack finden sich beym Lesen stets gleichmäßig befriediget. Obwol die Fabeln der frühesten Geschichte nicht ganz mit Stillschweigen übergangen sind, so finden sie sich dennoch hier nicht als wesentlicher Bestandtheil des Ganzen eingemischt. Die hinzugefügten Bemerkungen sind kurz, sie gehen aus der Natur der Sache hervor, und ein einziges Wort sagt bey H. v. Segur oft mehr, als bey Andern lange Perioden. Der Atlas stellt in gut gezeichneten Kupferstichen die Trachten der Alten, ihre vorzüglichsten Denkmale, ihre Instrumente, Waffen, Acker- und Küchen-Geräth dar, und enthält überdem Grundrisse berühmter Städte und geographische Charten von den größern Ländern und Reichen. Diese leztere Arbeit hat Tardieu besorgt. Der Unterschriftspreis auf alle zehn Bände ist zu 60 Franken festgesezt, und zu 70 Franken mit dem Atlas. Das ganze Werk soll gegen die Mitte des Monats August d. J. vollendet seyn. (Bey Comere.)

Documens historiques sur les derniers événemens arrivés en Sicile. Der anonyme Verfasser dieser kleinen, interessanten Schrift scheinet hauptsächlich zur Absicht gehabt zu haben, die verkehrten Ansichten und falschen Angaben zu berichtigen, deren sowol italienische als französische Zeitschriften, rücksichtlich der lezten Bewegungen in Sicilien sich haben zu Schulden kommen lassen. Das Ganze ist sehr freysinnig, zugleich aber mit vieler Mäßigung geschrieben, und nicht Partheygeist, sondern der edelste Patriotismus scheint des Verfassers Feder dabey geführt zu haben. (5 Bogen Druck in 8. Bey Baudouin.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. August 1821.

Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, ächten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder, hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern blos so heißen müsste.
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste,
Das Neuste nur verfolgen.

Lessings Nathan.

Ueber die Heilung der Fürstinn Mathilde von Schwarzenberg.

(Beschluß.)

Man sah die Fürstinn noch wenige Tage vor dem 20. Juni so wie vor sieben Vierteljahren, wie immer in und aus dem Wagen auf den Armen tragen. Plötzlich kam, wie gesagt, am 20sten das Gerücht in das Publikum, daß die Kranke durch die Segnung des Bauers Martin Michel im Beyseyn des Fürsten von Hohenlohe von ihren Uebeln geheilt, und in demselben Momente zum Stehen und Gehen gebracht worden sey. Die Fürstinn und ihre Umgebungen bezeugten diese Thatsache bey den sich häufig darbietenden Gelegenheiten. Se. Königl. Hoheit unser Durchlauchtigster Kronprinz, der stets viel Antheil an dem Schicksale der leidenden Fürstinn nahm, so wie er an allen ähnlichen Uebeln, auch an Allem, was auf unser neues Institut Bezug hat, mit hohem Zartgefühl unablässig edelmüthigen Antheil nimmt, schickten, wie man sagt, sogleich nachdem Sie diese Begebenheit erfahren, Ihren Arzt zu der Fürstinn, um sich von der Wahrheit ihres Zustandes zu unterrichten. Derselbe überzeugte sich augenscheinlich von dem vollkommnen Stehen und Gehen der Fürstinn, und empfing die einfache Erzählung von derselben, daß sie durch Einwirkung des besagten Bauers Martin Michel und durch das Mitgebet des Herrn Fürsten von Hohenlohe geheilt worden und zum Gehvermögen plötzlich gebracht worden sey. Zu noch überzeugendern Beweisen ihrer Heilung erfuhr man einige Stunden darauf, daß sie schon über das Pflaster im Hofe, in den Garten spazieren gegangen sey.

Den Tag darauf, als am Frohnleichnamstage, ging die Fürstinn in Gesellschaft mehrerer Personen von Stande in feyerlichem Zuge in die, weit von ihrer Wohnung liegenden Kirche, zu St. Hugo, um in einem verbereiteten öffentlichen Gottesdienste, gleichsam als durch ein Te Deum dem Himmel für ihre glückliche Heilung öffentlich Dank abzustatten. Bey dieser Feyerlichkeit stellte der Herr Fürst den erwähnten Bauer Martin Michel als Werkzeug dieser wirklichen Gnade Gottes dar; wodurch denn diese Thatsache allgemein, augenscheinlich dargelegt und erwiesen zu seyn schien. Während meiner Abwesenheit war Niemand vorhanden, der über den indessen statt gefundenen Vorgang weder öffentlich noch privatim Aufklärung, weder schriftlich noch mündlich gegeben hätte; also war keine Beobachtung gemacht, die dem sogenannten Mirakel widersprach. Unmittelbar nach diesen Erfolgen fehlte es nicht an mancherley Berichten von weiter auf ähnliche Art erwirkten Heilungen und Wunder-Kuren. So wird es erklärbar werden, wie das Publikum, selbst der aufgeklärte Mann, in Ungewißheit kommen, ja selbst hingerissen werden musste. Bis meine oben erwähnte kleine Anzeige, die ohnehin zur Aufklärung über diesen Umstand nicht beabsichtigt war, erst nach Verlauf von acht Tagen ins Publikum kam, waren schon eine Menge von sogenannten bewirkten Wundern bekannt worden, und hatten Bewunderer gefunden; so daß

in diesem Augenblicke eine gründlichere Berücksichtigung der Dinge keinen Eingang mehr finden konnte.

Interessant war es mir, nun aktenmäßig zu erfahren, daß der Fürst Hohenlohe mit dem Bauern schon zwölf bis vierzehn Tage vor dem 20sten, gemeinschaftlich von Bamberg über Haßfurt nach Würzburg gekommen war, und sich so lange, ohne etwas von dem Zwecke ihres Aufenthaltes anderweitig anzugeben, aufgehalten haben; daß man auch bis jezt nur soviel wusste, daß in dieser Zeit Fürst Hohenlohe bey Herrn v. Reinach mit der Fürstinn Mathilde von Schwarzenberg und Fürsten von Walterstein ꝛc. gespeist habe, und daß diese Ankunft mit der Zeit, wo ich der Fürstinn obengenannte offizielle Anzeige gemacht habe: daß in wenigen Tagen die Versuche zum freyen Gehen mit der Fürstinn vorgenommen werden sollten, beyläufig zusammentraf.

Ew. Hochwohlgeboren werden begreifen, daß unter diesen Umständen, bey meiner Ueberzeugung, eine kluge Leitung meiner Gefühle von meiner Seite erfordert wurde, um mich in den politischen Verhältnissen zu behaupten, ohne jedoch der Sache etwas zu vergeben. Inzwischen kam der Fürst von Hohenlohe verschiedentlich zum Besuche einiger Kranken in mein Institut. Ich machte in demselben bekannt, daß es mein Wunsch sey, daß jeder sich darin befindliche Patient die Heilversuche des Fürsten von Hohenlohe oder des Martin Michel gefallen lassen möge, welche Versuche auch am 29. Juni an allen Individuen (mit Ausnahme von vier, von verschiedener Glaubens-Confession), und nach dem Wunsche des Fürsten, nach Ablegung aller Bandagen, und zum Theil wiederholt, jedoch ohne allen Erfolg vorgenommen wurden. Deßgleichen machte er auch an dem nämlichen Tage an den aus der Stadt ins Institut in Menge herbeyströmenden Kranken aller Art Heilversuche, wobey ich mir nach Beginnen dieser Heilung die Freyheit nahm, um mich von den Resultaten derselben genau zu überzeugen, mich mit meinem Gehülfen an die Gangthüre zu stellen, um die hereindrängenden Kranken zu examiniren, und ihre Zustände schriftlich aufzunehmen. Bald nachher stellte der Fürst seine Heilung ein, von denen ich auch hier keinen Erfolg ausmitteln konnte.

Nach allen diesen Vorgängen kam am 21. Juli die fürstliche Tante Eleonore von Schwarzenberg mit drey Prinzessinnen, um die Fürstinn Mathilde von Schwarzenberg zu besuchen, und in die Arme ihres Herrn Vaters zurückzuführen. Gleich den zweyten Tag nach ihrer Ankunft, beglückte diese Fürstinn sammt der Prinzessinn Mathilde, und ihren Durchlauchtigen Schwestern, mich mit einem Besuche, wobey mir die Erste ihre vollkommenste Zufriedenheit und Dankbarkeit über den Erfolg meiner Bemühungen bey der Prinzessinn Mathilde ausdrückte. Ich machte einige Bemerkungen über die Gefahr, in welche die Prinzessinn durch den unvorsichtigen Vorgang vom 20. Juni versezt worden sey, und daß ihr Zustand keineswegs von der Art wäre, um sich vollkommen darüber beruhigen zu können; besonders in Bezug auf die Rückgratskrümmung. Von diesem Tage an machte ich wieder meine gewöhnlichen Besuche, ohne jedoch die Prinzessinn Mathilde zu behandeln. Inzwischen berief ihre Fürstliche Tante den berühmten Herrn Hofrath Schäfer, der die Prinzessinn Mathilde, ehe sie nach Würzburg kam, mit mir gemeinschaftlich in Regensburg untersuchte, wieder zur Consultation über ihre Umstände hieher, worauf dieser auch gemeinschaftlich mit Herrn Professor Textor und mir meine bisherige Kranke untersuchte. Das war seit dem 20. Juni das erste Mal wieder, daß mir dieses vergönnt war. Herr Hofrath Schäfer fand eine große und vortheilhafte Veränderung in der Gestalt ihres Thorax, seit den sieben Vierteljahren, wo er sie in Regensburg gesehen hatte. Mir fiel hingegen eine nachtheilige Veränderung derselben seit dem 20sten Juni auf, von welcher Zeit an die Prinzessinn ohne allen Gebrauch von Bandagen oder Verwahrungsmitteln sorgenlos lebte. Es wurde in dieser Berathung beschlossen, daß die Prinzessinn, wenn es ihrer Neigung entgegen sey, sich länger hier aufzuhalten, und einer methodischen Behandlung bis zu der vollkommnen Befestigung ihres Rückgrats sich zu unterziehen, wenigstens während der Nacht sich in ihre Extensionslage begeben, oder bey Tage mit einer Unterstützungs-Maschine bekleidet werden solle, wobey Herr Hofrath Schäfer auf das Ueberzeugendste bestätigte, daß der wichtige Erfolg bey der Prinzessinn ein reines Produkt meiner Behandlung sey, und daß das sonst bestehende Hinderniß des Gehens schon lange vor dem 19ten Juni gehoben gewesen war.

Dieses ist ein Auszug der wahren Thatsache, die Begebenheit der Fürstinn von Schwarzenberg und die Heilungen in meinem Institute betreffend, von denen Sie jeden beliebigen Gebrauch mit der Unterschrift meines Namens zu machen autorisirt sind.

Heine.

Die neuesten Reiseberichte vom Innern des Australlandes.

(Fortsetzung.)

Am 9. Herbstmonat sezten die Reisenden nochmals über einen Fluß, dessen Richtung ost-süd-östlich war, und also die Vermuthung bestärkte, daß sie sich am östlichen Bergabhang befänden. Noch zwey Tage ging die Wanderung durch eine unebene Landschaft, worin fruchtbare Thäler mit steinigen Hügeln und dichten Wäldern vom Gummibaum wechselten; aber am 11. Herbstmonat ward der Zug durch eine breite, in der Richtung von Nord gen Süd laufenden Schlucht aufgehalten. Die senkrechte

Tiefe derselben schien mindestens dreytausend Fuß zu betragen; ihre Breite, die oben auf zwey bis drey Meilen geschäzt ward, nahm allmälig ab, so daß sie ganz unten mehr nicht als zwey bis dreyhundert Fuß zu betragen schien. Ans Herabsteigen auf dem überaus steilen mit Rollsteinen bedeckten Abhang war um so weniger zu denken, als derselbe wieder durch viele kleine Seitenschluchten, die dem Wasser zum Abflusse dienten, durchschnitten war. Die Tiefe der Schlucht war mit dichtem Gebüsch so bewachsen, daß die Richtung der Gewässer, denen sie als Bett diente, zu unterscheiden unmöglich war. Von der Vergebene aus, auf der sich die Reisenden befanden, erblickten sie eine Hügelreihe, von welcher Herr Orley vermuthete, sie gränze ans Meer; der ganze zwischen ihm und der Hügelkette befindliche Raum schien von Schluchten und tiefen Abgründen zerschnitten zu seyn. Es blieb anders nichts übrig, als längs der großen Schlucht so lange fortzuwandern, bis die Möglichkeit hinüberzukommen eintrat; allein selbst dieß war mit vielen Schwierigkeiten verbunden; denn Seitenschluchten, welche in die Hauptschlucht ausliefen, so wie mehr und minder bedeutende Bergströme, hielten die Reisenden öfters auf und nöthigten sie, die Richtung ihres Marsches zu ändern. Nach einer vollen Tagreise gelangten sie an einen Strom, welcher über einen bey hundert und fünfzig Fuß hohen senkrechten Felsen in ein weites Becken herabstürzte, und dann kaskadenförmig sich vollends in die Tiefe der Hauptschlucht versenkte. Sie nannten ihn den Wasserfall von Beckett. Ein heftiger Regen zwang in der Nähe desselben einen Tag zu verweilen. Am folgenden Morgen ward die Wanderung fortgesezt, und endlich gelang es, den Ausgang der Schlucht zu erreichen. Was die Reisenden hier zu Gesicht bekamen, war indeß geeignet, die überstandenen Beschwerden gutentheils vergessen zu machen. Ein bey siebenzig Klaftern breiter Strom, stürzte über eine zweyhundert fünf und dreyßig Fuß hohe Felswand, mit furchtbarem Getöse herunter, und bis auf dreyhundert Klafter Entfernung ward der davon ausgehende Regen fühlbar. Seine schäumenden Gewässer wälzten sich alsdann bey vierhundert Klafter weit in mannigfachen Wasserfällen bis auf den Grund der großen Schlucht, wo sie sich dem Auge völlig entzogen. Die scheinbar schwarze Farbe dieser Gewässer rührt wahrscheinlich von dem Schiefergrund her, über den sie ihren Lauf nehmen. Alle Umgebungen der schönen Erscheinung müssen die Ueberzeugung begründen, daß diese ganze Gegend vormals gewaltsame Umwälzungen erlitten hat.

Den Wasserfall nannte Herr Orley Bathurst und dem Strom gab er den Namen Apsley. Nach dem Uebergang dieses leztern, sezte er seinen Weg nochmals in östlicher Richtung fort, um desto schneller die Küste zu erreichen. Leider ward die Witterung ungemein stürmisch, regnerisch und kalt, so daß das Fahrenheitsche Thermometer mehrmals bis zu 5 Grad über dem Eispunkt herabsank; eine für den Herbstmonat unter 31° Breite, ganz ungewöhnliche Witterung, welche Herr Orley auf Rechnung der hohen Vergebene brachte, auf der er sich befand, und die er zwischen vier und fünftausend Fuß Erhöhung über der Meeresfläche schätzen zu können glaubte. Die Wanderung blieb fortdauernd beschwerlich, theils durch tiefe Schluchten, welche den Pferden im Auf- und Niedersteigen ungefähr gleich gefährlich waren, theils durch die den Weg überall sperrenden umgestürzten Baumstämme, deren einige über hundert und fünfzig Fuß Länge und bis auf zehn Fuß Durchmesser hatten. Am 22. Herbstmonat, nachdem sie den ganzen Tag durch stetes Auf- und Niedersteigen steiler Abhänge ermüdet waren, befanden sie sich mit eindrechender Nacht im Grund einer tiefen Schlucht, wo vier und zwanzig Stunden Halt gemacht werden musste, um den völlig erschöpften Pferden einige Ruhe zu verschaffen; der Aufenthalt war sehr mißlich, weil ein heftiger Sturm gewaltige Bäume zu entwurzeln drohte, deren Sturz den ermüdeten Wanderern lebensgefährlich werden konnte. Während seine Begleiter einiger Ruhe genossen, benuzte Herr Orley in Gesellschaft des Herrn Evans die Zeit, wo der Sturm nachgelassen hatte, um den Rand der Schlucht zu ersteigen, und einen gangbaren Weg ausfindig zu machen. Nach zweystündigem Ansteigen hatten sie den Gipfel des Berges erreicht, und zu ihrer nicht geringen Freude, erblickten sie von da aus, in einer auf ungefähr fünfzig Millen berechneten Entfernung das Meer. Das Niedersteigen auf der Ostseite schien schwierig, jedoch nicht unmöglich. Das Land bis zum Meeresufer bestand aus beholzten Hügeln und nicht sehr tiefen Thalgründen. Aufsteigende Rauchsäulen verriethen das Daseyn von Lagerstätten der Eingebornen. Dieses beruhigte den Herrn Orley über die Fortsetzung der Reise, er kehrte zu seinen Begleitern zurück und frischte ihren Muth neu auf, durch Aussichten auf das nahe Ende der Mühseligkeiten. Am 24. Herbstmonat ward die Fortsetzung der Reise angetreten, und in zwey Stunden der Berg erstiegen. Wenn dieser Theil des Weges mühsam und beschwerlich war, so galt das noch vielmehr vom Niedersteigen; in viertehalb Stunden indeß ward die Ebene erreicht, und in einem ziemlich schmalen Thale, das von einem Flusse bewässert wurde, dem Herr Orley den Namen Hastings gab, wurde Halt gemacht. Der Länge des zurückgelegten Weges und den Senkungswinkeln zufolge, glaubte er, die Höhe des Berges annähernd auf 6000 Fuß berechnen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Juli.

Des eingetretenen Sommers und andrer Zufälle wegen sind auf der hiesigen Bühne seit meinem lezten Schreiben nur

wenig Neuigkeiten gegeben. Ferdinands Cortez von Spontini ist so bekannt, daß ich nur wenig Worte darüber zu sagen brauche. Die Opern sind eben nicht die brillante Seite unsers Theaters, und die äußeren Verzierungen betreffend dürfte man vielleicht bey diesem bedauren, daß die darin angebrachte militärische Evolutionen, wovon ich übrigens kein Freund bin, die gelungensten waren; da man hier keine andre Tänzer, als lauter Kinder und den Balletmeister selbst hat, waren diese, geschickt genug, unter den übrigen Comparsen vermischt, obgleich ihr wahrhaft komischer allein zugleich ungratioser Tanz unter den großen bärtigen Mexicanern und den langen spanischen Soldaten immer an sich lächerlich war. Die Darstellung selbst könnte gelungener gewesen seyn; die Dekorationen waren höchst mittelmäßig und was aus den Händen des Machinisten hervorging, schlecht. — Sonderbar genug, daß die sonst so aufmerksame Direktion die Geduld des Publikum in dieser Rücksicht so lange prüfet. Uebertriebene Pracht und gar zu großen Aufwand darf man nicht von einer Privat-Unternehmung fordern, und sollte es eigentlich von keiner Bühne verlangen, allein wohl die Vermeidung aller solcher Dinge, die eine kunstwidrige Störung hervorbringen können; und dieser ist man leider hier von der Seite des Dekorations-Wesens und des Machinisten immer ausgesetzt. Die zweyte Neuigkeit ist wirklich so unbedeutend, und so leicht, um nicht leichtfertig zu sagen, daß es zu wünschen wäre, daß dieselbe ihren Flug über die Bühne hinweg, ohne sich nieder zu lassen, fortgesetzt hätte: Sie nennt sich: der Einsiedler im Lerchenwalde, wurde auch nicht con amore gegeben, und auch nur von dem obern Theil der Zuschauer con amore gesehen. —

Dagegen hat die Bühne einen großen Ueberfluß an Gästen gehabt; Hr. Mayer aus Karlsruhe war der erste Fremde, der diesen Sommer auftrat; ein empfehlender Ruf, eine imponirende Gestalt, ein kräftiges Sprachorgan nahmen bey seinem ersten Auftreten für ihn ein. Es ging ihm aber die schöne Simplicität ab, welche die Schröderische Schule auszeichnet, und seine nicht zu läugnende Sicherheit und Gewandtheit artete mitunter in Precidität aus; — als Carl Moor, und Czaar Peter, so wie auch in mehrern Rollen wurde er gerufen, ohne eben einen großen Enthusiasmus zu erregen.

Nach ihm trat ein Hr. Röckel aus Prag auf, in einer kleinen Scene aus Rossinis Barbier von Sevilla, die er zwischen den Akten eines andern Stückes in Costume dramatisch vortrug, erwarb er sich allgemeinen und ungetheilten Beyfall; er scheint darin ein wahres Buffo-Talent zu beurkunden, und erregte Erwartungen, die er leider, da er kurz nachher in einer ganzen Rolle auftrat, als Don Juan in Mozarts Oper, gar nicht befriedigte. Die Wahl dieser Rolle ist für einen Fremden bey jeder guten Bühne eine gefährliche Aufgabe; ich habe noch keinen Don Juan gesehen, der alle Forderungen dieses Charakters erfüllt hat; und es wird folglich schwieriger, diese Aufgabe befriedigend zu lösen, weil alle Kenner und Nichtkenner, freylich nicht ganz gerechter Weise, seit Hoffmann über diesen Charakter geschrieben, ihm eine Bedeutung unterlegen, die der gewöhnliche Künstler nicht aufzufassen vermag. Hr. Röckel machte nur den Wunsch in uns rege, ihn als den Barbier von Sevilla zu sehen, woran selbst sein Don Juan ein wenig streifte; dieser Wunsch wurde aber nicht erfüllt, denn er trat nicht mehr auf. —

Ein glänzender Erfolg krönte die Bestrebungen des Hrn. Cornets, ersten Tenoristen bey dem National-Theater zu Braunschweig; nicht allein eine schöne, kräftige und sonore Stimme steht ihm zu Gebote, sondern man kann von ihm sagen, daß Lehrer und Schüler sich gegenseitig Ehre machen; und Salieri war sein Lehrer. Dieser junge schon bedeutende Künstler trat zuerst als Tamino in der Zauberflöte auf, und machte in dieser Rolle Erwartungen wege, die er nachher als Sargino vollkommen bewährte. Nach dem hochgefeyerten Gerstäcker in eben diesen, seinen beliebtesten, Rollen aufzutreten, war in der That eine bedenkliche Sache, die jedoch mit glänzenden Erfolg belohnt war. Wegen Unpäßlichkeit der Demois. Pohlmann betrat die Mad. Cornet, gegen ihre erste Absicht als Sophie die hiesige Bühne, damit — wie es auf dem Zettel stand — die Darstellung zu Stande gebracht werden könne. — Sie zeichnete sich zu ihrem Vortheil aus, und das Publikum bezeigte ihr seinen Dank, wegen ihrer Gefälligkeit, dadurch, daß sie nach ihrem Gatten gerufen wurde. Uebrigens hat lange nicht das wahre Künstlertalent ein so begeistertes Applaudissement hervorgebracht, wie an diesem Abend; und öffentlicher sowol als Privat-Bitte zufolge, hat Hr. Cornet diese Rolle wiederholen müssen.

Kaum hatten die leider durch die Zeit beschränkten Vorstellungen dieses verdienstvollen Künstlerpaares aufgehört, als ein neuer glänzender Meteor am Theaterhimmel auch uns aufging; die Mad. Neumann aus Karlsruhe; es scheint als sey die Kunstreise dieses Ehepaars, denn auch Hr. Neumann ist hier aufgetreten — durch Nord-Deutschland ein wahrer Argonauten Zug. — Von einem seltnen Rufe vorausgegangen trat Mad. Neumann hier auf, von mancherley Huldigungen begleitet, die im Schauspielhause sich in lauten Beyfallsäußerungen verkündigten, und außer demselben sich enthusiastisch — sogar mitunter in ziemlich seichten Gedichten, aussprachen. — Sie ist allerdings sehr liebenswürdig, und dieser bezaubernden Eigenschaft ist wohl mehr ihre glänzende Aufnahme zuzuschreiben, als die Vorzüge, welche sie vor uns als Künstlerinn entwickelt hat; denn obgleich sie schon in der Kunst auf einer ehrenvollen Stufe steht, scheint sie dennoch noch nicht diejenige erreicht zu haben, die auf einen hinreißenden Enthusiasmus Anspruch machen können. Die Uneinigkeit, worin mehrere Kenner mit sich selbst begriffen sind, ob die Künstlerinn größere Anlagen für das komische oder tragische Fach besitzt, beweist schon jene Voraussetzung; denn wo Anlage vorhanden ist, ist noch nicht die Kunst auf ihre Höhe gebracht; ich habe viele, sehr viele schöne Einzelheiten von ihr gesehen, allein sehr wenige Rollen, die im Ganzen eine strenge Kritik aushalten können; gegen das Urtheil der hiesigen Kritiker bin ich entschieden der Meinung, daß ihr Talent im Komischen vorherrschend ist; Fanchon war ohne Zweifel ihre vorzüglichste Rolle, und man kann sie wohl vortrefflich nennen; auch ihre Rosine im Prokurator und Bauer, Margarethe in den Hagestolzen, Lisbeth in Peter und Paul, (obgleich sie unserer vortrefflichen Reinhold, die jetzt auf einer Kunstreise Lorbern sammelt), in der letzten nicht gleich kömmt, sind alle bemerkenswerth. Auch Isabelle in den Quälgeistern, und Baronin Wiburg in Stille Wasser sind tief, hatte allerdings vortreffliche Stellen, minder glücklich waren gewiß Donna Diana, Maria Stuart, und vor allen Beatrice in Braut von Meissina. ich nenne ausdrücklich alle diese Rollen, außer welchen sie noch mehrere darstellte, um zu zeigen, daß die Künstlerinn nach einer Universalität strebt, wozu allerdings ihre viele Naturgaben berechtigen; eine andere Frage ist es, ob dieser Zweck einer ernsten Ausbildung in der Kunst nicht widerstrebt. Obgleich er nicht die Theaterkritik angeht, die sich nur mit der Künstlerinn als solcher befassen soll, kann ich doch nicht umhin, der schönen Anspruchlosigkeit, die diese liebenswürdige Frau im Leben begleitet, und den Neid verstummen macht, zu erwähnen; möge sie nur immer die wahre Quelle so vieler Huldigungen anerkennen, und sich nie durch übermäßigen Beyfall verleiten lassen, sich selbst zu früh auf der Kunsthöhe zu sehen, wozu der Enthusiasmus der Menge sie schon so gern erheben will; es wäre ewig Schade, wenn so viel persönliche Liebenswürdigkeit eine so talentvolle Priesterinn Thaliens, der wahren Kunst untreu machen sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. August 1821.

Wer unterliegt mit Heldenmuth,
Deß Nam' ist Namen eingewebt,
Vor denen der Despot erbebt,
Und Enkel lernen noch durch ihn,
Tod ist der Schande vorzuziehn! —
Der Giaur von Lord Byron in Arthur von Nordsterns Uebersetzung.

Chorgesang der Freunde Hella's.

O Hellas, Hellas im blut'gen Kranz,
Wie bist du schön!
In dem kühnen Pyrrhichischen Waffentanz,
Furchtbar zu sehn!

O Hellas, Hellas in Todesnoth
Rührend und schön!
Dir helfen nicht Christen, so helfe dir Gott,
Es zu überstehn.

Hoch schwinge das heilige Kreuz empor,
Aus Blut und aus Mord;
Dir winkt der Heroen unsterblicher Chor:
Gott ist Dein Hort!

Ihr Töchter der heiligen Meeresfluth,
Schließet den Kranz!
Beginnet mit kühnem unsterblichen Muth
Salamis Tanz!

Du Hydra tauch' in der Wunde Mund,
Durstenden Pfeil!
Tief treff' er des Wütherichs Herzensgrund
Trunken voll Eil!

(*) Maria entreiße der Heidinn den Speer,
Den furchtbaren Schild;
Schwebe hoch über Meer und Land daher,
Jungfrau so mild!

Sende Todesangst dem Barbaren herab,
Aus dem Schreckensschild!
Werde Insel und Meer und Land sein Grab,
Schauerumhüllt!

(*) Panagia, der Pallas Lanze und Aegis. Unter dem ersten Namen wird die heilige Jungfrau jetzt, unter jenem ward die Schreckenverbreitende Aegisträgerinn sonst vom ganzen Griechenland als Schützerinn verehrt.

Siegesreihn der Griechen.

Wir tanzen Pyrrhichischen Todesreihn
Leicht unter gekreuzter Schwerter-Schein!
Wir sterben für Dich, o Vaterland,
Den Blick auf die heiligen Höh'n gewandt,
Wo die Palme sprießt.

Die Greiß' im gerötheten Silberhaar,
Getödteter Frau'n und Kindlein Schaar,
Sie winken zum Kampf, sie winken zum Sieg';
Wer ist, dem das Herz im Busen schwieg,
Wo die Palme sprießt?

Von Menschen verlassen, beschirmt von Gott,
Nicht läßt er uns werden Feindes Spott!
Uns leuchtet die Jungfrau im Kampfe voran,
Die Friedensfürstin bricht uns die Bahn,
Wo die Palme sprießt!

Tief stürzet des Halbmondes blutiges Horn
Geröthet aus unsers Lebens Born:
Wir sterben für Hellas, sterben fürs Recht.
Nicht mehr des Barbaren, des Türken Knecht
Soll der Grieche seyn!

Schnell wog' ihn hinüber o Hellespont!
Das hat Hellenen-Eintracht gekonnt!
Nun nimm ihn entnervtes Asien auf;
Europa Du staune dem Siegeslauf,
Dem die Palm entblüht!

Friederike Brun geb. Münter.

Moina oder das Landmädchen vom Mont-Cenis.

(Fortsetzung.)

Ich blickte Moina mit Entzücken an; ich schöpfte Trunkenheit aus ihren zärtlichen Augen; kostbare Thränen des Gefühles flossen aus ihnen. Fern von den Menschen, hatten wir ihre Vorurtheile nicht; wir kannten keine Rücksichten; die Schande und ihre Tochter, die Schaam, waren zurück auf der Erde geblieben. Die Innigkeit, dieser Drang, sein Wesen mit dem Wesen der Geliebten in Eins zu schmelzen. . . . . .

O! der weiß nichts von Glück, der nicht in dem Grabe Moina's war. . . . Ungerechte Menschen, die ihr sagt: „Es gibt kein Glück auf Erden," ihr habt denn nie geliebt? . . . . In des Elends Fülle, in der Verzweiflung Schoos, wenn euer Herz eines Menschen Herz ist, wenn ihr es tauschen könnt mit dem Herzen der angebeteten Geliebten, o! was vermögen da gegen euch die verschworenen Elemente, die verdorbenen Menschen! . . . Können sie, ohne euch zu zernichten, euch Gefühle entreißen, die allein hinreichen, unser Daseyn göttlich zu machen?

Dem wohlthätigen Lichtstrahle folgte bald ein tiefes Dunkel. Ich sah ihn lange nachher wieder erscheinen, ohne ein anderes Bedürfniß empfunden zu haben, als das, bey Moina zu seyn. Wie reissend schwand diese Nacht des Glückes dahin! Die Natur leitete unsere Unerfahrenheit. Die süße Geistes-Verwirrung, die kaum empfunden wieder flieht, und zurückkehrt auf den Flügeln des Verlangens, versetzte uns auf Augenblicke in den Himmel, und führte uns wieder in die Arme der Liebe . . . der treu beständigen Liebe, deren flüchtige Gefährtinn sie ist.

Endlich kam der Moment, wo wir die Augen auf die Wohnung warfen, die das blinde Geschick uns gegeben hatte; schon fingen wir an die Gegenstände besser zu unterscheiden.

Moina hatte mir erzählt, wie sie von dem Waldsturz überrascht worden, in diesem entlegenen Orte, wohin sie sich zuweilen zurückzog, um mir zu schreiben. Wenige Augenblicke zuvor war die Müllerinn in den Garten gegangen, der an das Haus anstößt. Da seit sechs Tagen oben niemand etwas von ihr gehört hatte, so waren wir überzeugt, daß sie unter den Eisschollen begraben worden. Moina hatte sich lange über das Loos dieser unglücklichen Frau betrübt, einer Wittwe, deren Söhne in der Armee des Königs von Sardinien dienten, der damals gegen die französische Republik verbündet war.

Moina hatte Lebensmittel genug gefunden, um ihr trauriges Daseyn die ersten acht Tage hindurch zu verlängern; ich beeilte mich zu untersuchen, was übrig war. Die Mühle war reichlich mit Allem versehen, was am nothwendigsten zum Lebens-Unterhalt gehört. Wir hatten kein Feuer, aber soll ich es Ihnen gestehen, ich hatte gar keine Unruhe für die Zukunft; ich lebte im gegenwärtigen Augenblicke, meiner Einbildungskraft genügte, die Freuden, die Moina mir gab, zu vereinigen und zu vervielfältigen.

Eines Tages jedoch stieg ich in das Erdgeschoß hinab; ich wollte mich überzeugen, ob es möglich wäre, aus diesem Gefängniß durch den Kanal zu entkommen. Alle meine Anstrengungen waren vergeblich. Der ungestüme Strom stieß mich mit Macht zurück; er hatte gehäuften Kies mit sich geführt, der den Durchgang unthunlich machte. Mein Glück ward alsdann gestört, durch den Gedanken, Moina bald des Nöthigsten beraubt zu sehen; oft verbarg ich ihr Thränen, die wahrlich nicht Thränen der Freude waren. Doch vergebens unternahm ich es, ihr meine Seele zu verstecken; sie trug sie ja ganz in ihrem Herzen. „Wie! sagte sie mir mit dem rührenden Tone der Unschuld, du bist bey Moina und du fürchtest den Schmerz? Du bist unschuldig, bist fern von den Menschen, und fürchtest das Unglück? Der, der die Berge stürzt, bricht nicht das Herz des Gerechten. Er ließ dich im Grabe, Moina, im Schooße des Todes das Leben finden. Wir haben hier Vorräthe, um lange noch unser Daseyn zu fristen; wir sind sicher, hier allein zu leben, und, auf alle Fälle, miteinander zu sterben. Der Tag des Unglücks war der, wo ich, begraben ohne dich, mir sagte: Er bleibt allein auf der Welt. Du hast gleich unrecht, wenn es dir an Muth oder an Achtung für mich fehlt. Fürchtest du um mich? Kenne die, welche dich liebt; ihr Muth lebt in deiner Treue, in deiner Liebe; sie weiß, daß der Böse nur sich zu fürchten hat. Eines Tages gewiß werden wir unsere Hügel und Heerden wiedersehen; einst noch unsere Eltern umarmen, die bis jezt durch ihre Vorurtheile verblendet sind; einst werden sie erröthen. . . . . Doch nein, sie sollen nicht erröthen, sollen uns diesen neuen Kummer sparen; sie werden ihr Unrecht vergessen, werden uns ihre Kinder nennen; sie werden Thränen der Rührung über unser Glück weinen, nachdem sie sie bitter genug über unsern Tod vergossen haben. Dieser Gedanke, der einzige der uns betrüben kann, wird aufgewogen durch die Hoffnung der Freude, die sie einst an uns haben sollen."

Sie begleitete ihre tröstende Rede mit dem zärtlichsten Kosen der Liebe; die Achtung meiner Geliebten verdoppelte meiner Liebe Feuer, und gebar in meinem Herzen das Verlangen, ihrer würdig zu seyn. Ich fühlte, daß mein Muth mir wieder kam.

Schon war es zwey Monate, daß wir uns in dieser Lage befanden; inzwischen war unsere Gesundheit blühend.

Der Lichtstrahl erschien nicht mehr, wir urtheilten über Tag und Nacht blos noch durch die mehr oder weniger empfindliche Kälte, die uns traf. Einmal war ich so glücklich, auf einem vorspringendem Steine Schwefel zu finden, den ich anzündete. Bey dieser ersten Helle bemerkte Moina eine Lampe, die bald in ihrer Hand ihre geliebten Züge erhellte. Welch ein köstlicher Augenblick! Wie ich mir Glück

wünſchte zu dieſem herrlichen Zufall! Wie ich ſeinen Werth fühlte in Moinas feurigen Blicken! Gleich den koſtbaren Pflanzen, die das Hochroth ihrer fremden Farben auch in den Treibhäuſern behalten, wo der ſorgfältige Gärtner ſie einſchloß, ſchien mir Moina ſchöner, prächtiger als je. Ihre Reize waren mit neuem Glanze geſchmückt, ihre Geſichtsfarbe verklärter, ihre zarten Wangen hatten neue Fülle, neue Feinheit, neues Roth gewonnen; Liebe und Unſchuld ſchien es, haben die Farben gemiſcht. Ihre großen, blauen, ſchön geſpaltenen Augen waren zierlich bedeckt mit zarten Wimpern, die, ſich öffnend, leichte Falten bildeten, aus denen das Verlangen der Liebe, wie ein Blitz hervorgeſchoſſen, ſchon gezündet hatte in meinem Herzen.

Die Heiterkeit der Unſchuld, und die Verwirrung der Leidenſchaft herrſchten da zuſammen, eine um die andere ſichtbar. Meine Phantaſie hatte einen Ruhepunkt gewonnen; wo hätte ſie mehr Friſche und Fülle gefunden!

Ich fühlte zu ſehr den Werth der Entdeckung, die ich gemacht hatte, um nicht Mittel zu ſuchen, ihren Genuß zu verlängern. Ich fürchtete jeden Augenblick, das Licht, möchte auslöſchen, und uns wieder in das Chaos verſenken, aus dem wir hervorgegangen waren: aber Moina, beſſer als ich im Hauſe bekannt, hatte im oberen Zimmer alles gefunden, was nöthig war, es zu nähren. Schon verwandelten ihre zarten Hände in Dochte die vielen Fäden, die ſie aus einer leichten Leinwand gezogen. Sobald wir der Erhaltung des Lichtes ſicher waren, dachten wir an ſeine Benutzung. Wir unterſuchten mit Sorgfalt alle Winkel unſerer Wohnung; wir ſahen den Herd, doch wagten wir nicht ein Feuer anzuzünden, unwiſſend, ob der Rauch einen freyen Ausgang finden würde.

Inzwiſchen fieng ſeit einigen Tagen Feuchtigkeit an durch das Dach zu dringen, und durch die Fenſter, deren zwey im Augenblick der Verſchüttung offengeſtanden hatten, und durch Baumſtämme und unordentlich aufgehäufte Stücke Holz verdeckt waren. Sie waren wie Kanäle, welche die Feuchtigkeit von auſſen in das Zimmer führten. Ich bemerkte Kaſtanien-Stämme, deren bereits gefüllte Knospen die nahe Ankunft des Frühlings verkündeten. Ich machte Moina auf dieſen Umſtand aufmerkſam, und wir zweifelten nicht mehr, daß das Thauwetter des Frühlings, eingedrungen in die Maſſe, die unſere Wohnung begraben hatte, die wahre Urſache der ungewohnten Feuchtigkeit ſey, die wir empfanden. Ich hielt es für möglich, daß die Entwicklung einiger Frühlings-Pflanzen dem Lichtſtrahl den Zutritt abgeſchnitten habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die neueſten Reiſeberichte vom Innern des Auſtrallandes.

(Beſchluß.)

Menſchen und Pferde waren von den überſtandenen Mühſeligkeiten des Bergſteigen dermaßen erſchöpft, daß die Karavane mehr nicht als ſechs bis acht Millen im Tage zurücklegen konnte. Die Landſchaft ward milder, und obgleich immer noch vielerley Hinderniſſe ſich darſtellten, ſo trat doch weiter kein Mangel an Futter und Gewild ein. Der Boden war durchaus fruchtbar und er ſchien gutentheils aus Pflanzenerde zu beſtehen. Hin und wieder ſah man kleine Haufen von Eingebornen, ohne ſich ihnen jedoch nähern zu können. Am 8ten Oktober endlich ward die Küſte erreicht, ungefähr eine halbe Meile von der Ausmündung des Haſtingsſtromes, welcher an dieſer Stelle eine Art Hafen bildet. In zwölf Wochen hatten die Reiſenden einen Weg zurückgelegt, der vom Macquarie-Strom bis zum Meer wohl ungefähr dreyhundert und funfzig Meilen Länge in gerader Richtung betragen mochte.

Der vom Haſtings-Strom gebildete natürliche Hafen, welchem Herr Orley den Namen Macquarie-Hafen gab, beſizt hinlängliche Tiefe für Fahrzeuge, die zehn bis zwölf Fuß im Waſſer gehen, und der Strom ſcheint hinwieder, wenigſtens bis auf eine gewiſſe Entfernung vom Meere fahrbar zu ſeyn, wodurch eine Niederlaſſung in dieſer fruchtbaren, und wie man glauben darf, mannichfacher Kultur fähigen Landſchaft erleichtert würde. An Hülfsmitteln aller Art fehlt es dem Lande keineswegs; daſſelbe beſizt vortreffliche Quellen; die Hügel ſind mit ſchönen Bäumen bewachſen; in den Ebenen kommen Kängurus von der größten Art in Menge vor; die Sümpfe in der Nähe des Hafens ſind mit zahlreichen Waſſervögeln beſezt, und der Hafen ſelbſt iſt ſehr fiſchreich. Die Landeseingebornen, welche den Reiſenden zu Geſicht kamen, zeigten ſich anfangs überaus furchtſam und ſcheu. Durch freundſchaftliche Behandlung gelang es jedoch, ſie einigermaßen umgänglich zu machen. Die Wirkungen des Schießgewehrs ſcheinen ihnen bekannt zu ſeyn; jedesmal wenigſtens, wo einer von Herrn Orleys Leuten eine Flinte ergriff, eilten ſie in ſchnellem Laufe weg, und wollten eher nicht zurückkommen, bis die Flinte weggelegt war.

Am 12. Oktober ward vom Macquarie-Hafen aus, die Rückreiſe nach Sydney, längs der Küſte angetreten. Der Weg war abermals beſchwerlicher, als man vermuthet hatte; tief ins Land tretende Meerengen, Süßwaſſer-Seen, Flüſſe und Sümpfe, hielten die Reiſenden öfters auf, und die Ueberwindung aller dieſer Hinderniſſe, ward weſentlich nur dadurch erleichtert, daß ſich am Geſtade ein verlaſſener Kahn fand, der von einem an dieſer Küſte geſtrandeten engliſchen Schiffe herrührte. Obgleich zur Hälfte im Sand vergraben, war er doch ſattſam gut erhalten, um leicht ausgebeſſert werden zu können. Er ward alſo von einem See zum andern auf den Schultern getragen, und ſo ging es, obgleich langſam, doch vorwärts. Die Eingebornen, welche man anſichtig ward, blieben allzeit in einiger Entfernung. Einmal hatte ſich einer der Britten von ſeinen Gefährten getrennt, um einen Baum zu erklettern und eine Kohlpalme abzuſchneiden; unverſehens traf ihn ein

von einem Wilden abgeschossener Wurfpfeil; sein Bell fiel ihm aus den Händen, der Wilde hob es auf, und lief schnell damit fort. Vermuthlich war es das Verlangen nach diesem Werkzeug, welches den Angriff veranlasst hatte. Seit diesem Vorfall waren die Reisenden etwas mehr auf ihrer Hut. Einige Tage nachher, während sie gerade mit Aufrichtung ihrer Gezelte am Fuße eines kleinen, die See beherrschenden Hügels beschäftigt waren, kamen bey dreyßig Eingeborner auf sie zu, die völlig unbewaffnet waren, und ganz friedfertig aussahen. Man suchte sie in guter Stimmung zu erhalten, indem man den Männern den Bart scheerte, den Kindern die langen Kopfhaare zuschnitt und kleine Geschenke unter sie austheilte; die erstern ließen sich mit Vergnügen ihrer Last entledigen. Diese Wilden blieben die Nacht über und verließen die Britten am folgenden Morgen erst. Als etliche Stunden nachher Herr Evans und der Doctor Harris in kleiner Entfernung von ihrem Zelt sich badeten, und eben mit Wiederankleiden beschäftigt waren, erschienen auf einer nahen Felsenspitze vier jener Wilden, welche bey ihnen übernachtet hatten, und schossen ihre Wurfpfeile gegen sie ab; zum Glück traf keiner, und sie zogen sich ins Zelt zurück. Alsbald folgten dann aber auch eine Menge Pfeilschüsse gegen das Zelt, worin sich Herr Orley befand, welcher nun seine Leute zur Recognoscirung des Hügels, wo die Wilden sich bargen, aussandte; bey ihrer Annäherung ergriffen diese die Flucht. Offenbar mochten sie einen offenen Angriff auf die Britten nicht wagen, hingegen suchten sie Einzelne und Unbewaffnete aus ihnen zu überfallen. Am folgenden Tage trafen die Reisenden im Stephens-Hafen ein, und am 6. November erreichten sie Newcastle, die nördlichste Niederlassung der Kolonie, von der sie zu Schiff nach Port Jackson übersezten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Beschluß.)

Hr. Neumann, der nur in wenigen Rollen aufgetreten ist, scheint unser Publikum nicht recht ansprechen zu wollen, nur in Baron Wiburg ist er mit entschiedenem Beyfall gesehen. — Vergebens strebten viele Bewunderer, das Ehepaar länger hier zu behalten; es darf aber nicht unbemerkt vorbeygegangen werden, daß unser Publikum in seinem Enthusiasmus für die neue liebliche Erscheinung, doch darum nicht die Schätze übersieht, die es sein Eigenthum nennen kann. — So wurde wenige Tage nach der Abreise der Mad. Neumann, die durch lange Unpäßlichkeiten von der Bühne entfernte Mad. Lebrun, die auf der Bühne weder in der Kunst noch in der Schönheit der Abgereisten nachsteht, bey ihrem ersten Wiederhervortreten mit so anhaltenden Beyfallsbezeigungen empfangen, daß sie lange nicht vor herzlicher Rührung Worte finden konnte.

Zu gleicher Zeit mit Mad. Neumann, trat auch Hr. Urban von München auf. Obgleich noch sehr jung hat er sich doch als einen Künstler in des Wortes ächtester Bedeutung bewährt; — jede seiner Rollen steht selbstständig, und aus einem gelungenen Gusse da. Nie läßt er sich von der Leidenschaftlichkeit hinreißen, immer schimmert die kräftige Besonnenheit durch, die den wahren Künstler beurkundet, ohne welche diese Benennung nie erreicht werden kann. Sein stummes Spiel ist beynahe das vortrefflichste, was ich noch auf der teutschen Bühne gesehen; und was ich mitunter auch für fehlerhaft in seiner Darstellung erkennen muß, liegt weniger an der Ausführung, als an einer verschiedenen Ansicht des Künstlers. — So wie Fanchon zum Benefiz der Mad. Neumann, so wurde Iffands Verbrechen aus Ehrsucht zu dem seinigen gegeben. Wir haben also auch dem Hrn. Urban die Wiederaufführung eines längst vergessenen Schauspiels zu danken, das, obgleich wenig Poesie, doch um so mehr psychologische Wahrheit besizt, und mit dem entschiedensten Beyfall wieder aufgenommen wurde. Das Haus war fast überfüllt, und die Darstellung wurde so trefflich ausgeführt, daß alle Spielende gerufen wurden, ein höchst seltner Fall, und um so mehr selten, da es verdient war. — Weniger gefiel der Künstler mir doch in dieser höchst schweren Rolle, er gab nämlich den Ruhberg, so wie den Fähnrich, den er höchst vortrefflich ausführte. Allein denselben Abend vergriff er sich auf eine merkwürdige Weise in der Rolle des Bedienten Wind in dem Kotzebueschen Stück: Verlegenheit und List. — Ich sage, merkwürdig, weil die Aufführung dieser Rolle deutlich zeigt, wie weit die süddeutsche Behandlung eines komischen Bedienten, von derselben auf den norddeutschen Bühnen abweicht. Hr. Lebrun, der sonst hier diese Rolle spielt, gibt sie mit der lustigen Feinheit eines Franzosen; sollte man ihm etwas vorwerfen können, ist es, daß der Bediente, seiner Bemühung ungeachtet, nicht genug durchschimmert, welches freylich diesem feinen und geschmackvollen Darsteller um so schwerer fallen muß, weil so viele Anstands-Rollen von mehrern Künstlern, nicht viel voraus vor einem französischen Kammerdiener haben. Hr. Urban dagegen hatte sich den italienischen Arlechin oder vielmehr den süddeutschen Casperle zum Vorbild gemacht; dieser Fehlgriff aber schien weniger von seiner Persönlichkeit, als von einer angewohnten Ansicht herzurühren, denn wir müssen ausserdem einen sehr tiefdenkenden Künstler in ihm anerkennen. — Durch diese Behandlung aber verlor das Stück allen inneren Zusammenhang und Haltung. Als Don Carlos hat Hr. Urban aufs neue sein seltenes Künstlertalent bewährt, und unvergleichlich war sein stummes Spiel, während Posa im fünften Akt ihm sein Betragen erklärt. — Er wird uns noch mit einigen Gastrollen erfreuen.

Nächstens wird hier eine kleine Gesellschaft englischer Schauspieler, die bisher zu Coventry und Windsor gespielt hat, erwartet; dem Vernehmen nach hat sie schon einen Kontrakt mit der Direktion abgeschlossen. —

Ein erfreuliches Schauspiel wird den Bewohnern Hamburgs alljährlich unter dem Namen Waisengrün gewährt; nicht ohne einige Rührung habe ich es in verwichner Woche mit angesehen. Die Waisenkinder zieken nämlich in Prozession Paarweise durch die mehrsten Straßen der großen Stadt; mehrere von ihnen mit Kränzen und Bändern geschmückt, tragen lange Stäbe, woran ein Beutelchen befestigt ist. — So nehmen sie alle Häuser, auch selbst Vorbeygehende in Anspruch; und die Bewohner, selbst Fremde, versäumen nicht, durch eine kleine Gabe, Antheil an der Wohlthat dieser öffentlichen Einrichtung zu nehmen, die einen blühenden Beweis ihrer guten Organisation abgibt. Die Kinder werden hernach vor dem Thor im Grünen gespeist; und die Hamburger strömen wie zu einer Feyer gekleidet haufenweise heraus, um sich durch den Anblick des aufblühenden Völkchens zu erfreuen, das ohne ihre reiche Fürsorge dem schändlichsten Elend anheimgefallen wäre. — So wird dieser Tag zu einem wahren Volksfest, und die alte Sitte dieser herkömmlichen Umwanderung, statt aufdringlich und bettelhaft zu scheinen, bekommt etwas Ergreifendes und Erhebendes. —

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 68.

Nro. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. August 1821.

Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt kommen ist; und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, denn das Licht: denn ihre Werke waren böse.

Worte der Schrift.

Der Jesusknabe.

Eine Parabel.

War ein Sternlein niedergefallen
Von den vielen Sternlein allen
Aus der lichten Sternenpracht
In die finst're Erdennacht.
Engel sahen's und thätens drum loben,
Klatschten ins Händchen und winkten von oben;
Meinten, es würde der Himmel auf Erden,
Wenn aus dem Sternlein viel Sternlein nun werden.

Aber die Freude darob war nicht groß;
Wären auf Erden das Sternlein gern los,
Aergerten sich drüber gar über die Maaßen,
Hätten es gern wieder ausgeblasen;
Haschten danach, und traten es aus:
Siehe, da wurden zwölf Sterne daraus;
Einer thät immer den andern anzünden,
Bald da leuchtet's auf Höh'n und in Gründen,
Sternlein, Sternlein, Sternlein licht,
Wachsen und leuchten und löschen uns nicht.

Sondershausen.

Moina oder das Landmädchen vom Mont-Cenis.

(Fortsetzung.)

Nicht lange, so fühlen wir eine erstickende Hitze um uns her; der Rauch, der überall durchdringt, läßt uns nicht mehr ungewiß über die Ursache davon. Die verzehrende Flamme glänzt in unsern Augen; von der untern Seite des Dammes ausgehend erhebt sie sich in Wirbeln von Licht. Unsere süßeste Hoffnung wird in einem Augenblick zur schmerzlichsten Bangigkeit. Zenaide, Moina, unsere Wohnung, Alles wird ein Raub der Flammen werden! Doch, so wie sie vordringen, genährt durch ungeheure Massen dürren und aufgehäuften Holzes, gereizt durch einen Sturm, der sie mit Wuth gegen die Mühle treibt; entdecken sie uns den Lauf des Stromes, den wir endlich mitten aus Asche und Trümmern heraus erblicken.

Wir hatten uns in das Erdgeschoß der Mühle geflüchtet, an den Ort wo das Rad war, mitten ins Wasser, das mir bis an die Wade reichte, sitzend auf dem Kiese, Moina mir, Zenaide ihr auf dem Schooße, beyde fest umschlungen haltend, erwartete ich, was aus dieser neuen Zerstörung werden würde. War uns Leben oder Tod, war uns Freyheit oder Knechtschaft beschieden? Ich verlor keinen Augenblick die nöthige Fassungskraft zu Erhaltung meines dreyfachen Daseyns. Unter dem Schutze der Mauern der Mühle gegen die Wuth der ersten Flammen, bemerkte ich, daß der Wind, der mit Wuth in diesem Schlunde sich fing, den Brand auf den angehäuften Schutt zur Rechten und Linken richtete, und das Bette des Stromes frey ließ. Die über dem Dach befindliche Masse von Balken und Holz hatte schon Feuer gefangen, und drohte uns zu zermalmen. Ich zauderte nicht, ich nahm Moina auf einen Arm, wollte Zenaide auf den andern nehmen; aber Moina wollte sie nicht von sich lassen, fest an ihre Brust sie andrückend; vergebens wollte ich ihr Zenaide entreißen. Dieser Kampf hätte uns können das Leben ko-

ſten , ich ſah, daß die mütterliche Liebe nur ſich ſelbſt vertraut. Schon ſtand das Dach im Feuer. Auf meinem Arme Alles, was mich ans Leben feſſelte, in der Hand die entladene Flinte, mit der ich die Brände entfernte, die auf meinem Wege ſich fanden, ſchritt ich mit raſchem und ſicherem Tritte den Strom hinab. Das Waſſer, bald ſiedend, bald kalt, gieng mir bis um die Mitte des Leibes. Angelangt an dem Orte, wo der Strom ſich gegen die Ebene wendet, wo der Brand nicht hingekommen war, glaubte ich mich in Sicherheit; ich war den verſchwornen Elementen entronnen, was hatte ich weiter zu fürchten? . . . . . Ich Unglücklicher! . . . . Ich kannte die Menſchen noch nicht. Eine grüne Ebene, mit Blumen geſchmückt, war bedeckt mit Leichnamen, mit Sterbenden, mit Verwundeten, mit Trümmern von Waffen, mit Helmen und Rüſtungen, mit Pferden die in dem Felde umher raſ'ten, und Alles was ſich auf ihrem Wege befand unter ihre Füße traten; Rinnen von Blut, von einem Stumpf eines Todten zum andern rieſelnd, Soldaten mit viehiſcher Luſt mitleidslos die Beſiegten plündernd, die zerſtreuten Zugthiere mordend, trunken von dem Greuel der Verwüſtung. . . . . .

Moina fiel ohnmächtig in dieſes Schreckens Gefilde hin. Ich ſelbſt, ich geſtehe es, hatte nicht die heroiſche Verruchtheit, bey einem ſo gräßlichen Anblick unempfindlich zu bleiben. . . . . .

. . . . . .

Ich wurde gepackt, entwaffnet, geknebelt; mein Mund wiederholte unaufhörlich die heiligen Namen Moina und Zenaide.

Man entfernte mich von ihnen; entkräftet von Mattigkeit, die Beine geſchunden, verbrannt, blutriefend, fiel ich in Ohnmacht. Ich erwachte endlich, rief Moina, ſtreckte die Arme aus, um Zenaide von ihr zu empfangen. Aber wo bin ich? Ich bin von Fremden umgeben, deren Sprache mir unbekannt iſt. Harte Leute, deren Seele dem Mitleiden, wie ihr Körper den Strapatzen unzugänglich, und gefühllos für Geſchrey und Seufzer iſt. Das ſchreckliche Geheul des raſenden Schmerzens, blaſſe Fackeln in Menge, beſtändiges Gelärm, viehiſches Hohngelächter, die dummſte Gleichgültigkeit, das Blut, die Verwirrung, eine verpeſtete Luft, das Lärmen einer Menge Menſchen mit blutigen Schürzen angethan, mit ſchneidenden Inſtrumenten verſehen, umgeben von Schlachtopfern, die mitten unter den ſchauervollſten Martern ſtarben, oder durch die grauſamſten Leiden die Verlängerung ihres Daſeyns erkauften. . . Das war der Ort, wo ich wieder zur Beſinnung kam. Unter den Bangigkeiten des Schmerzens wagte ich es, nach Moina zu fragen. Das Lager, auf dem ich mich befand, theilte mit mir ein Unglücklicher, von dem ich bey meinem Erwachen Zenaide verlangte. . . . . Dieſer Unglückliche hatte eben zu leben aufgehört, er erröthete nicht mehr, ein Menſch zu ſeyn.

O! ihr unſinnigen und nichtswürdigen Menſchen, ihr kennet den Krieg nicht, wenn ihr es waget, die ſchreckliche Lehre davon auszubreiten!

Seit ich das glückliche Grab Moina's verlaſſen hatte, welches unfaßliche Schauſpiel hatte meine Augen gepeinigt, meine Sinne verdorben, mein Weſen vernichtet!

O! ihr ehrgeizigen und kalt gräßlichen Menſchen, die ihr die Menſchen treibet, einander zu erwürgen, die ihr die unfaßliche Metzeleyen, von denen ich euch oben nur ein ſchwaches Bild gab, das Feld des Ruhmes und das Bett der Ehre nennet, ſeht hier, was ein Schlachtfeld, und was ein Militär-Hoſpital iſt.

Ich fand in dem Hoſpiz der Geſundheit von Grenoble, wohin ich gebracht worden war, eine Sorgfalt, die mich bald wieder herſtellte. Seit zwey Monaten war ich unter den Geneſenden, ſchon fieng ich an, die Sprache meiner Gefährten zu lernen, und unvermerkt wurde ich frey von dem allzuungünſtigen Vorurtheil, das ich gegen ſie gefaßt hatte. Ich fing an, ihre Sitten und ihre Grundſätze zu würdigen; ich überzeugte mich, daß der Menſch im Kriegs-Zuſtand überall derſelbe iſt, jeden Augenblick allen Entbehrungen, den Schmerzen und dem Tode ausgeſezt; wie könnte er für andere ein Mitleiden haben, das er ſich ſelbſt verſagt?

Einmal, als ich von einem Spaziergange zurückkam, den man hie und da den Geneſenden erlaubt, erhielt ich einen Brief von Moina; er war aus Bramans vom 3ten Mai 1793 datirt.

Sie gab mir Nachricht, daß, nach langer Unruhe über mein Schickſal, ſie endlich den zehnten meiner Briefe erhalten; daß ſich ihr Herz der Freude wieder geöffnet habe. Sie lud mich dringend ein, kein Mittel unverſucht zu laſſen, das meine Rückkehr beſchleunigen könnte. Sie verſicherte mich, daß ungeachtet der Unfälle des Krieges ich in Bramans das Glück wiederfinden würde. Sie erzählte mir, wie ſie, am Tage unſerer Trennung der Aufſicht einiger Bauern überlaſſen, und in dieſes Dorf gebracht worden ſey. Erweckt aus dem Zuſtande der Ohnmacht, in dem ſie verſunken war, hatte ſie eine neue, heftigere Criſe überfallen, bey dem Anblick ihrer um ſie bemühten Eltern und der jungen Clore, die ihr nicht mehr von der Seite gegangen war. Sie müſſen fühlen, auf welche Proben ſie geſtellt wurde, bey ihrer Rückkehr unter das väterliche Dach, neben ihrer Tochter und ihrem Vater, welche ſie in der Trunkenheit des Glückes ſah. Aber ich war ferne von ihr, alle anderen Zuneigungen der Natur vereinigten ſich umſonſt. Dieſer Zuſtand von Bangigkeit hatte nun kaum aufgehört; und um ihrem Herzen die Ruhe wieder zu geben, forderte ſie meine Rückkehr.

Moina ſprach weder von ihrer noch von Zenaidens Geſundheit, ich konnte mir jedoch nicht verhehlen, daß ſie be-

deutend geschwächt seyn müsse, weil sie sich begnügte, ihrem Freunde zu schreiben, statt in seine Arme zu eilen.

Gequält von Furcht und Hoffnung bat ich, mich zurückzulassen in meine Heimath; alle meine dringenden Bitten waren vergeblich. Jeden Augenblick erstaunte ich mehr über die Kälte, mit der man meine Bitten aufnahm, um eine Sache, die mir jedes Menschen innigste Theilnahme anzusprechen schien, der Gatte und Vater gewesen war; statt aller Antwort erhielt ich den Befehl, nach Grasse abzureisen.

Ich war in ein Bataillon getreten, das beynahe ein Jahr lang in Nizza in Garnison blieb. Ich befand mich unter der Zahl der jungen Männer, welche das Requisitions-Gesetz von ihrer Heimath entfernte, und zu Vertheidigung der damals von den Feinden der Französischen Republik angegriffenen Gränzen berief; unser Land war gerade für einen integrirenden Theil der Republik erklärt worden.

Die Gesellschaft vieler jungen Leute, die, wie ich, ihre Heimath vermißten, das Aufbrausen des gesteigerten Jugendgefühls, die Wahrheit der Grundsätze und die Gerechtigkeit der Sache, die ich zu vertheidigen berufen war; dieser Geist der Selbstverläugnung, damals der Hebel der Großthaten der französischen Krieger, diese erhabene Begeisterung, die jeden von ihnen der Reihe nach zum Soldaten, Redner, Richter, selbst zum Feldherrn machte, und fast immer mit Erfolg; die häufigen Briefe Moinas und selbst die muthvollen Erinnerungen von ihr, meine Aufgabe als Bürger zu lösen; endlich ein entschiedener Geschmack für die schönen Künste, Lektüre und Theater, ... es bedurfte wahrlich nichts Geringeres als die Vereinigung aller dieser Antriebe, um mich das Leben ertragen zu lehren — fern von Moina und Zenaide.

Im folgenden Jahre befand sich das Bataillon, in welchem ich diente, in dem Armee-Corps, das zu der Expedition von Oneille, von Saorgio, von Cairo, bestimmt war, zu diesem Vorspiel des merkwürdigen Feldzuges, der vielleicht Italien seine alte Unabhängigkeit wiederzugeben bestimmt ist.

Bey Eröffnung dieses Feldzuges befand ich mich in der Redoute von Montenesino; auch ich schwor in die Hände des tapfern Rampon den Eid, sie zu vertheidigen bis in den Tod.

(Der Beschluß folgt.)

Guckkastenbilder und sonst Allerley aus Paris.

3.

Auf dem Quai steht Abends um halb zehn Uhr ein Mann in der einen Hand ein Talgstümpchen, in der andern ein Blatt Papier, und predigt sehr vor einem großen Kreis von Zuhörern besonders Charboniers u. s. w. Im Vorbeygehen hör' ich ihn sagen; Henry IV. de glorieuse memoire apres avoir victorieusement combattu la ligue, entre dans Paris u. s. w. Der Kerl liest förmlich ein collegium publicum über französische Geschichte. Gleich dabey hat Einer fast mitten auf der Straße einen großen Tubus auf drey Beinen aufgestellt, und läßt jedermann für 2 Sous in den Mond sehen.

4.

Ein Mensch zieht die Rue poissonnière herauf, hinter ihm her drey angezogene Hunde, die drollig genug aussehen, einen hat er unterm Arm. An einer Ecke sind die heutigen Theaterzettel und sonstige Festivitäten angeklebt, es stehen eine Menge Leute dabey, um sie zu lesen. Wie sie an der Ecke vorbey kommen, bleiben die drey angezogenen Hunde (zwey Herren und eine Dame) zurück, stellen sich ganz reputirlich auf den Hinterbeinen zu den andern Leuten, und lesen eben auch die Anschläge. Glücklicherweise wird es vorne etwas frey, gleich drängen sich die drey Hunde hervor, und stellen sich vor alle Welt hin; dabey drängt einer immer den andern fort, so trippeln sie eine ganze Weile von einem Zettel zum andern, wedeln zuweilen sehr, horchen ängstlich nach dem Herrn, der sie ruft, und reißen sich endlich mit Mühe los, um wieder auf vier Beinen ihrem Herrn nachzulaufen; der sie auf dem nächsten Boulevard tanzen läßt — (das tollste war, daß kein Mensch etwas Auffallendes an den drey Hunden finden wollte, sondern alle Leute thaten, als wenn sie eben dahin gehörten — mich sah alle Welt an, weil ich so ungeheuer lachen mußte.)

5.

An der Ecke der Rue des Mathurins sizt ein Schuhputzer mit seinem Kasten, Bürsten u. s. w. Wenn er gerade nichts zu putzen hat, so macht er mit der größten Mühe auf ein Stück Papier Buchstaben mit einer Feder, die er gewiß im Kehricht gefunden hat, so wie ein zerbrochenes Arzneyglas, worin er statt Dinte dünne Stiefelwichse hat. — So habe ich ihn schon mehreremale sehr emsig seine Schreibübungen treiben sehen, dabey kniet er auf den Steinen vor seinen Wichskasten, und die Wagen und Leute fahren ihm beynahe über den Leib weg.

6.

Einem meiner Bekannten gegenüber, im siebenten Steck, wohnen ein Paar Leute, denen ich zuweilen zusehe. Ob sie verheurathet sind, weiß ich nicht, verliebt sind sie wenigstens bis über die Ohren; sie sind übrigens beyde weder jung noch hübsch, wohnen auch schon lange dort. Wenn ich Morgens gegen Zehne ans Fenster trete, sitzen sie beyde an einem Tischchen, er feilt an etwas, (ich weiß nicht ob er Knopfmacher oder Formenschneider ist), und sie zeichnet, wahrscheinlich Stickmuster. Dabey lachen sie und scherzen beständig; bald hilft sie ihm etwas halten, bald zieht er ihr Linien, dabey liebkosen sie sich, so oft es sich thun läßt, er sieht oft nach der Uhr. — Endlich schlägt es zehn, nun ziehen sie mit großem Eifer beyde an einer alten Kommo-

den Schublade, nehmen ein Papier heraus und legen es auf den Tisch — es wird mit großer Wichtigkeit aufgewickelt, und drinnen ist eine kalte Kalbskotelette, ein Stück Brod kommt dazu, und nun frühstücken sie sehr vergnügt, — a propos, vorher hat sie noch ein Stückchen Toilette gemacht. Das Frühstück dauert unter lauter Küssen und Lachen eine gute halbe Stunde. — Darnach fangen sie wieder an zu arbeiten.

7.

Lezten Sonntag, als ich um 4 Uhr bey Taber, Restaurateur Rue de Rohan, für 23 Sous dinirte, kam herein ein sehr süßer, ehrbarer, süffisanter Pariser Bürger, mit einer ziemlich dicken Frau, einem Kinde und einem Hund, sezten sich neben mich und dinirten eben auch — dabey sagte der Pariser a Madame die schönsten Sachen über „les charmes d'un tel dîner.“ Ueberhaupt kriegt man, besonders Sonntags, wunderliche Käuze bey diesen Restaurateurs zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

(Fortsetzung.)

Die Sängerinn Marianna Sessi, die sich mehrere Jahre hindurch in Portugal aufgehalten hat, ließ sich vor kurzem in einer auf dem Theater an der Wien gegebenen Akademie hören. Sie ist bereits zu demjenigen Alter vorgerückt, wo eine Sängerinn, deren vorzüglicher Werth noch in der Anwendung ihrer Kunst besteht, nicht mehr bezaubert, auch mußte man sich erst daran gewöhnen, dasjenige zu entbehren, was die Zeit unwiederbringlich mit hinweggenommen hat. Die Intonation war zuweilen etwas scharf, und es kostete der Sängerinn Mühe, die höheren Tonstufen zu erklimmen; aber der großartige Charakter des Gesanges wirkte noch mit imponirender Kraft. Das edle Tragen der Stimme, würdevoller Ausdruck, und ein kunstgerechter Triller, zeugten für die ächte Virtuosität. In dem Vortrag einer Preghiera offenbarten sich diese Vorzüge besonders. Sie versteigt sich zuweilen, und zeigte Vorliebe für Bravouren, die ihr vielleicht nie in hohem Grade eigen waren, und deren sie auch leicht entbehren kann. Zulezt wurde ein Volkslied durch einen Marsch angekündigt, beyde von ihrer eignen Komposition, und lezteres, das mit den Worten anfieng: Viva Francesco! ausdrucksvoll gesungen und begleitet von einer wahrhaft theatralischen Darstellungsweise, wirkte freylich mehr, als die harmonische Ausführung.

Ein neues Ballet: Lodoiska, von Taglioni, dem Nachfolger des Balletmeisters Aumer, und zugleich erster Tänzer, hat allgemeinen Beyfall erhalten. Mit der technischen Anordnung des Ganzen, die ungemein glücklich auf den dramatischen Effekt berechnet ist, vereinigt sich die werthvolle Musik — der erste und zweyte Akt von Umkauf, der dritte von Gyrowetz — so wie die Kunstfertigkeit der Tänzer und der geschmackvolle Glanz des reizenden Nationalkostüms. Der tartarische Waffentanz und der Kampf zwischen Polen und Tartaren sind in der ersten Abtheilung besonders wirksam. Die zweyte wird zwar blos durch Pas de deux und Entrées ausgefüllt, wozu das Fest Gelegenheit gibt, welches Durlinsky der Lodoiska zu Ehren anstellt, aber sehr sinnreich ist die Zusammenkunft zwischen den beyden Liebenden (die Rossiers und Taglioni) benuzt, die während eines trefflich ausgeführten pantomimischen Tanzes durch Zeichen eine Stunde der Zusammenkunft verabreden, und so an einem zarten Faden die Handlung fortgeführt. Das lezte Pas de deux wird von Rossiers und der Millières getanzt, jener durch Kraft und Gewandtheit, diese durch die hohe Grazie ihrer Kunst ausgezeichnet. Ein Sextett mit einem allgemeinen Schlußtanz verbunden und von einer lieblichen Musik im Polonaisentakt begleitet, machen das Ende dieser Abtheilung. Im dritten Akt ist lauter Handlung. Sehr lebendige Scenen folgen auf einander, worin die Kraft der Darstellung mit der Anlage wetteifert. Interessant ist vorzüglich der Moment, worin der Tyrann die Liebende in ein unterirdisches Gewölbe mit sich hinab zieht, und Beyde, sobald die Fallthüre niedersinkt, worauf sogleich die hintere Gardine in die Höhe rauscht, weit zurück, hoch oben auf derselben lang gewundenen Treppe, Durlinsky mit der flammenden Fackel, wieder sichtbar werden. Zur Erklärung dieses Phänomens bedarf es weder Wieglebs noch Anderer Offenbarungen aus dem Gebiet natürlicher Magie. Die Mauer stürzt durch die Gewalt des heranbringenden Feindes ein, tief im Hintergrunde zeigt sich die zerstörte Burg in Flammen, und eine kunstreich gebildete Gruppe schließt die Vorstellung.

Wenden wir uns nun zu einem andern Schauspiel, das an der Wien gegeben wurde, nämlich: Heinrich der Vierte vor Paris, Drama in fünf Aufzügen, nach dem Englischen des Morton, von Vogel, so finden wir ein sogenanntes Spektakelstück, wo es durchgängig auf den Knalleffekt abgesehen ist, und das keinen andern Effekt hervorbringt, als Lachen, wo man weinen sollte. Alles ist nach dem Schlendrian der gewöhnlichen Theaterwirkung so zusammengestellt, daß jeder ernsthafte Augenblick nur dem Possenhaften zur Unterlage dient. Es ist schwer zu bestimmen, was aus der deutschen und der englischen Feder geflossen ist; doch nimmt man deutlich genug wahr, daß Jemand die Hand mit im Spiel gehabt, der etliche Dutzend paar Schuhe auf den Brettern zerrissen hat. Besonders ist da ein Kerkermeister, der eine ächte Theaterfigur spielt, ungefähr von der Art, wie ihn schriftstellerische Künstler für sich selbst auf den Applaus zuzurichten pflegen. Es ist traurig zu sehen, wie sich dieser Held in der Komik deswegen zerarbeitet. Während die entscheidendste Schlacht geliefert wird, worauf der König in Paris einzieht, spielt er selbst auf einem Dorf Komödie mit den Bauern. Er stellt unbekannter Weise seine eigne Person vor, ein sonderbares Gewächs von Menschen macht den Sully, der wirkliche Sully schaut zu, ein Bauermädchen spielt die Sorel, und der König muß einige Mal sein beliebtes vontre saint gris anbringen. Ein Paar Freunde duelliren sich, gegen das Verbot bey Lebensstrafe. In der Eile verwechseln sie die Kleider, der Flüchtling findet einen Befehl in der Tasche, der dem Verwundeten galt, vollzieht ihn, und bedeckt sich mit Lorbern. Jener wandert in's Gefängniß, wo der eben angestellte Kerkermeister sich seiner erbarmt, und ihn in der Nacht auf kurze Zeit entfliehen läßt, weil er auf einer nah gelegenen Burg einen Heirathskontrakt unterschreiben muß. Auf dem Rückweg trifft er im Walde Unglückliche, die von Räubern angegriffen werden, diese jagt er in die Flucht, und wird des andern Morgens, als er zur Hinrichtung gehen soll, zum König geladen, der eben seinen Einzug hält, mit einer Prozession im Stole der Krönungsfeyer Karls VII, und wird sofort begnadigt, weil der Monarch das Leben ihm verdankt. Die Sprache ist so platt wie möglich, das Stück gefiel im Ganzen nicht. Die zweyte Einnahme war zum Vortheil des Bearbeiters, der sich dafür verbindlich gemacht, außer diesem noch drey andere zu liefern; der Ertrag mochte ungefähr dem Honorar für zwey entsprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 69.

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 28. August 1821.

Mathematik.

Essai philosophique sur les probabilités; par le marquis de Laplace. 4me édition. Paris, Courcier 1819. 271 S. gr. 8.

(Beschluß.)

„Um aber", fährt unser Verfasser fort, „von dieser vortrefflichen Methode einige interessante Anwendungen zu geben, habe ich die Jupiters- und Saturns-Tafeln von Bouvard gewählt. Die Behandlung zahlloser Bedingungsgleichungen nach dem oben geschilderten Verfahren, geben Bouvard z. B. die Saturnsmasse = 1/3512 von der Masse der Sonne; und ich finde, aus den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung, man könne 11000 gegen 1 wetten, daß dieses Resultat noch nicht um den Einhundertsten Theil seines Betrages unrichtig sey. Gleichergestalt hat Bouvard die Jupitersmasse gleich dem 1071sten Theile der Sonnenmasse gefunden; und man kann hier gar Eine Million gegen Eins wetten, daß diese Angabe bis auf die nämliche Grenze zutreffe." Nichts erweckt mehr Zutrauen für eine Theorie und deren verwickeltere Anwendungen, als wenn sie, in einfacheren und leichter übersichtlichen Fällen, ein Resultat gewährt, dem der bloße gesunde Menschen-Verstand gleich beytreten muß. So aber zeigt sich die Wahrscheinlichkeits-Rechnung. Gesezt man habe die drey Winkel eines ebenen Triangels gleich aufmerksam gemessen, ihre Summe aber dennoch, statt daß sie, wie bekannt, nur gerade gleich 180° seyn sollte, etwas größer gefunden; so wird man durch den bloßen Instinct des gesunden Menschen-Verstandes gedrängt, jeden Winkel um den gleichen dritten Theil jenes Ueberschusses über 180° zu verringern; es ist aber unendlich erfreulich, diesen Vortheil in der Fehler-Vertheilung, „que le simple bon sens fait pressentir, mais que le calcul des probabilités peut seul apprécier", auch durch die Rechnung bestätiget zu finden. „Zu den allermerkwürdigsten Erscheinungen des Weltsystems (fährt der V. fort) gehört die, daß die rotatorische und progressive Bewegung aller Haupt- und Nebenplaneten in der nämlichen Richtung, *) nämlich in der der Rotation der Sonne, vor sich geht. Ein so überraschendes Zusammentreffen ist kein Werk des Zufalls: es sezt eine allgemeine Ursache voraus, welche alle diese Bewegungen verursacht hat. Um die Wahrscheinlichkeit lezterer Voraussetzung zu bestimmen, erinnern wir uns, daß unser Planetensystem, so weit es uns heut bekannt ist, aus 11 Haupt- und 18 Neben-Planeten besteht; und daß rotatorische Bewegung an der Sonne, an 6 Planeten, unserm so wie den Jupitersmonden, am Saturnsringe und 1 seiner Monde beobachtet worden. Dieß giebt, mit Inbegriff der progressiven, 43, im nämlichen Sinne vor sich gehende Bewegungen; und der Probabilitäts-Calculus lehrt, man könne 4000 Milliarden (eine Milliarde ist gleich Tausend Millionen) gegen 1 wetten, daß diese Uebereinstimmung sonach kein Werk des Zufalls sey." *)

Referent darf hoffen, daß seine Leser, dem Verfasser,

*) Referent kommt, bey dieser Veranlassung, auf die, von der Redaktion, in Nro. 91. des vorigen Jahrganges gegenwärtiger Blätter, geäußerten Zweifel über die Bezeichnung der Richtung dieser rotatorischen Bewegung der Sonne zurück. Allerdings erfolgt sie, gleich allen übrigen rotatorischen und progressiven Bewegungen unseres Planeten-Systems, nach der Folge der Zeichen, d. h. gleich wie bey der Erde, wirklich von Abend gegen Morgen. Aber eben deßwegen muß sie ja, wie bey der leichtesten Anstrengung der Einbildungskraft sogleich einleuchtet, dem Beobachter auf der Erde in entgegengesetzter Richtung, also von Morgen nach Abend vor sich gehend erscheinen: die Sonnenflecke können ja für ihn, eben in Folge jener ersteren, wirklichen Richtung der Bewegung, unmöglich einen andern Weg einschlagen. Chr. Wolf, der die Sonne von Morgen gegen Abend, und Sommer, der sie von Abend gegen Morgen rotiren läßt, haben also Beyde Recht: sie setzen nur einen verschiedenen Standpunkt des Beobachters voraus; die Redaction hat aber noch mehr Recht, zur Beseitigung von Mißverständnissen, die Substitution des, seinem Sinne nach, nie zweydeutigen Ausdruckes „nach der Folge der Zeichen" zu verlangen. Schade nur: daß er weniger augenblickliche, sinnliche Befriedigung gewährt. R.

*) Ueber diesen unendlich interessanten Gegenstand hat Johann Bernoulli tiefsinnige Untersuchungen angestellt. Er leitet, in seiner Abhandlung de collisione corporum irregularium (Opp. IV. 278 sqq.), die rotirende sowol als progressive Bewegung der Weltkörper von dem selben primitiven Anstoße her, und zeigt, daß dieser Stoß,

nicht weniger gern über die Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die moralischen Wissenschaften zuhören werden. „Man sollte," sagt er, „in allen Staats-Büreaus genaue Register über die Erfolge führen, welche gewisse administrative Maßregeln gehabt haben: Erfahrung und Wahrscheinlichkeitsrechnung sind die einzigen Mittel, um über ihre Anwendbarkeit, im Großen, zu entscheiden. N'opposons point une résistance inutile et souvent dangereuse aux effets inévitables du progrès des lumières; mais ne changeons qu'avec une circonspection extrême nos institutions et les usages, auxquels nous sommes depuis long-tems pliés. Nous connoissons bien par l'expérience du passé, les inconvéniens qu'ils présentent; mais nous ignorons quelle est l'étendue des maux que leur changement peut produire. a) Dans cette ignorance, la théorie des probabilités *prescrit d'éviter tout changement.*" β) (Mit diesen Grundsätzen hätte sich der Probabilitäts-Calculus kühnlich auf dem Laibacher Congresse präsentiren können. Vergl. weiter oben.) — „Um diese Art von Anwendung unseres Rechnungsverfahrens, durch Beyspiele, übersichtlich zu machen, wollen wir zuerst die Wahrscheinlichkeit untersuchen, durch Zeugnisse auf den Grund einer Sache zu kommen. Aus einer Urne, die tausend Nummern enthält, sey Eine derselben gezogen; ein Augenzeuge sagt aus, es sey die Nr. 79 gewesen: wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich dieß wirklich so verhalte? Man wisse aus früheren Erfahrungen, daß unter 10 Aussagen dieses oft gebrauchten Zeugen im Durchschnitte immer 1 falsch gewesen sey, so ist seine Zuverlässigkeit offenbar nur $= \frac{9}{10}$. Die Wahrscheinlichkeit selbst aber, daß von den vorhandenen 1000 Nummern, wirklich die angegebene Nr. 79. herausgekommen sey, ist, gleich offenbar, nur $\frac{1}{1000}$, da es eben sowol jede der übrigen 999 gewesen seyn könnte; und dieß $\frac{1}{1000}$ mit der Zuverlässigkeit des Zeugen $\frac{9}{10}$ multiplicirt, giebt seiner Aussage, die gezogene Nummer sey in der That keine andere als die 79 gewesen, nur ein Gewicht von $\frac{9}{10000}$." †)

„Es ereignen sich aber zwischen Himmel und Erden so ganz außerordentliche Dinge (ja wohl! ich meyne, schon ein Beyspiel davon gegeben zu haben), daß nichts deren Unwahrscheinlichkeit aufzuheben im Stande ist. Pascals Nichte, eine Dem. Perrier, Pensionärin in der Abtey Port-Royal, nicht fern von Paris, welche drey Jahre lang an einer Thränenfistel litt, berührte mit einer Reliquie, einer angeblichen Spitze aus der Dornenkrone des Heilandes, das kranke Auge, und war augenblicklich genesen. Aerzte, Wundärzte, Tausende von Zeugen bestätigten das Wunder: es trug sich im Jahre 1656 zu; und beweist die überwiegende Gewalt, welche vorgefaßte Meynungen auf den Menschengeist ausüben, und welche also als eine Modification des Vertrauens erscheint, das wir, nach den vorausgesendeten Rechnungsprincipien, den Zeugen-Aussagen zu schenken haben. Les vrais principes de la probabilité des témoignages, ayant été méconnus de philosophes mêmes, j'ai cru de mon devoir d'insister sur ce point important de ma théorie." — Unter einem noch interessanteren Gesichtspunkte stellt sich, bey dem vorherrschenden Constitutionsdrange unseres Jahrhunderts, die Wahrscheinlichkeits-Rechnung aber in ihrer Anwendung auf „choix et décisions des assemblées" dar, welche den Vorwurf des folgenden Kapitels dieses Abschnitts ausmacht. Zwar hat Condorcet (Application de l'analyse à la probabilité des décisions rendues à la pluralité des voix. Paris, 1785) davon schon in einem eigenen Werke gehandelt, welches den Staatsmännern, in der gegenwärtigen Zeit, vielleicht nicht genug empfohlen werden kann; da dasselbe aber, was den mathematischen Theil anbetrifft, etwas dunkel geschrieben ist, auch schon tiefere Kenntniß der Analysis voraussetzt: so vernehmen wir lieber unsern Verfasser, der sich sehr zeitgemäß ausdrückt, und den ich, bey der Wichtigkeit des Gegenstandes, unmittelbar einführe. „La probabilité des décisions d'une assemblée," sagt er, „dépend de la pla-

um beyde Bewegungen, wie wir sie beobachten, auf Einmal hervorbringen zu können, nicht durch das Centrum, sondern, für die Erde, durch einen, um $\frac{1}{10}$ ihres Halbmessers, weiter von der Sonne entfernten Punkt gehen mußte; wie sich dieß, im Allgemeinen, durch bloßes Nachdenken begreift. Diese zusammengesezte Bewegung erfolgt übrigens nicht wie bey einer Kegel-Kugel, welche, überschlagend, in der Bahn fortrollt; sondern die Planeten rotiren, für den die Sonne im Gesicht habenden Beobachter, unter sich, oder vielmehr hinter sich, während sie zugleich in der Bahn fortgehen. Wenn die Leser, eine Kugel an einem Faden in der Hand, in einem Kreise herum gehen, wie ich's gemacht habe, so können Sie sich hiervon eine sehr deutliche Vorstellung verschaffen. M.

a) Avis aux gouvernemens expérimenteurs! Trève d'institutions provisoires! M.

β) Da geht die Wahrscheinlichkeitstheorie ein wenig zu weit, und droht, alles Bestehende und historisch Begründete zu versteinern. M.

† Hier scheint mir Laplace zu irren. Die Wahrscheinlichkeit, daß gerade diese Nummer herausgekommen, steht mit der Zuverlässigkeit des Zeugen in keiner solchen Verbindung, daß sie diese Zuverlässigkeit mindern oder mehren könnte. Der Zeuge hat richtig gesehen oder nicht; er will die Wahrheit sagen, oder er will nicht: darauf kommt es hier an, und ob 1000 oder 1,000,000 Nummern in der Urne waren, das könnte höchstens in seferne in calculum kommen, als sich nachweisen ließe, daß unter 1,000,000 Nummern mehr, als unter 1000, sich befänden, deren Verwechselung mit der Nr. 79 (in der Beobachtung) wahrscheinlich wäre. Müllner.

ralité des voix, des lumières et de l'impartialité des membres qui la composent. Tant de passions et d'intérêts particuliers y mêtent si souvent leur influence, qu'il devient au moins très difficile de soumettre au calcul cette probabilité. Il y a cependant quelques résultats généraux que le simple bon sens dicte, et qui sont confirmés par le calcul. Si, par exemple, l'assemblée est très peu éclairée sur l'objet soumis à sa décision; si cet objet exige des considérations délicates, ou si la verité sur ce point est contraire à des préjugés séçus; alors la décision de la majorité de l'assemblée sera probablement mauvaise, et la crainte à cet égard sera d'autant plus juste, que l'assemblée sera plus nombreuse. Il importe donc (und das mögen ſich die Laibacher Herren Profeſſoren anderſeits auch geſagt ſeyn laſſen, beherzigend:

„Qui'il est une stupide et lourde deité,
„Le Smolus autrefois fut par elle habité;
„L'ignorance est son nom: la Paresse pesante
„L'enfanta sans douleur au bord d'une eau dormante;
„Le Hasard l'accompagne, et l'Erreur la conduit;
„De faux pas en faux pas la Sottise la suit."

und hiernach den tieferen Sinn der ihnen gegebenen, wohlgemeinten Weiſung auffaſſend, die offenbar nur den Zweck einer Verhütung des Mißbräulichen haben konnte.) à la chose publique, que l'instruction soit généralement repandue, et que les bons ouvrages, fondés sur la raison et sur l'expérience, éclairent tout le monde — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Terminons en disant un mot de la manière de renouveler les assemblées, qui doivent changer en totalité, dans un nombre d'années déterminé. Ce renouvellement doit-il se faire à la fois; ou convient-il de le partager entre ces années? D'après ce dernier mode, l'assemblée seroit formée sous l'influence des diverses opinions dominantes pendant la durée de son renouvellement; l'opinion qui y regneroit alors, seroit donc très probablement la moyenne de toutes ces opinions: L'assemblée recevroit ainsi du tems le même avantage que lui donne l'extension des élections de ses membres à toutes les parties du territoire qu'elle représente. Maintenant, si l'on considère, ce que l'expérience n'a que trop fait connoître, savoir, que les élections sont toujours dirigées dans le sens le plus exagéré des opinions dominantes; on sentira combien il est utile de tempérer ces opinions les unes par les autres, au moyen *d'un renouvellement partiel*." Goldene Worte! —

* * *

Nachträgliche Anmerkung.

Da in dieſer Anzeige wiederum von der Bewegung der Erde die Rede iſt, einer Lehre, deren Verbreitung der Römiſche Hof ſich noch in dieſem Jahrhunderte (!) widerſezt hat, wie dieß in Nr. 94 des vorigen Jahrganges dieſer Blätter im Allgemeinen angeführt worden: ſo benuzt Referent dieſe Veranlaſſung zur Erfüllung des, in einer Anmerkung zu derſelben Nummer, geäußerten Wunſches der Redaction, das Detail jenes merkwürdigen „Rückfalles der Cenſur" angeführt zu ſehen. Oeffentliche Blätter γ; erzählen darüber Folgendes mit:

Gegen Anfang des vorigen Jahres legte der Profeſſor der Aſtronomie an der Academie della Sapienza zu Rom, Herr Settele, die Handſchrift ſeiner Vorleſungen der Behörde vor, und bat um Druck-Erlaubniß. Man wies ihn ab: „weil er die Bewegung um die Sonne vertheidige;" eine Lehre, die der Römiſche Hof bekanntlich als der Bibel zuwider verdammt, und die ſchon dem unſterblichen Galilei die Schmach eines Widerrufs zugezogen hatte. Settele ließ ſich indeß nicht irre machen, und wandte ſich an die Inquiſition, mit der Bitte, eine, dem jetzigen Zuſtande der Wiſſenſchaften angemeſſene Entſcheidung von ſich zu geben. Dieſe entſchied nun zwar der Druck des Buches und öffentlicher Vortrag des Kopernikaniſchen Syſtems ſolle geſtattet werden; zugleich aber erhielt Settele den Befehl, in einer Anmerkung, „der Wahrheit gemäß" hinzuzufügen: „daß die Verfolgung, welche Galilei erlitten, nicht ſowol ſeinem Syſteme, als ſeinem Betragen und der von ihm geführten, ungebührlichen Sprache zuzuſchreiben ſey." Dieß iſt aber bekanntlich nicht wahr, wie ſchon die Formel, die er ausſprechen mußte: Corde sincero et fide non ficta abjuro maledico et detestor supradictos errores et haereses." beweiſt.

γ) Welche denn? Dinge, die nach der Probabilitäts-Lehre des Herrn Laplace ſo unwahrſcheinlich ſind, fordern beſtimmtere Quellen-Anführung. M.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortſetzung.)

Länder- und Völkerkunde.

Sejour d'un officier français en Calabre, oder „Briefe über den ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtand dieſes Landes, über die Denkungsart und Sitten der Einwohner, und über die politiſchen und militäriſchen Ereigniſſe, die ſich in demſelben zugetragen, während die franzöſiſchen Truppen

es besetzt gehalten haben." Der Verfasser nennet sich nicht, und diese Anonymität könnte glauben machen, daß er zu irgend einer politischen Partey gehöre, besonders da sein Buch zu der Zeit erschien, als ganz Europa sein Augenmerk auf das Königreich Neapel gerichtet hielt, und schwerlich Jemand ahnte, daß die zu erwartenden großen Begebenheiten sich in Dampf auflösen würden. Vielleicht ist die Herausgabe des Buchs durch jene politische Gaukeley veranlaßt worden, nicht aber um die Sache der Carbonarii und Consorten zu vertheidigen oder zu verdammen, sondern um den Leser mit jenem wenig bekannten Schauplatze und den handelnden Personen des bevorstehenden Dramas näher bekannt zu machen. Der Verfasser ist nicht einseitig zu Werke gegangen: er hat nicht, wie so viele andere Reisende, ausschließlich gelobt oder getadelt, was er gesehn; er hat dem schönen Theile Italiens, den er beschreibt, Gerechtigkeit wiederfahren lassen; die Mühseligkeiten und Gefahren des Krieges haben ihm nicht gegen die Pracht des Landes und den Reichthum des Bodens die Augen verschlossen; sie haben ihn nicht verhindert, wahrzunehmen, daß freylich einige Straßenräuber, aber auch eine große Anzahl vortrefflicher Menschen sich unter den Einwohnern Calabriens befinden. Der Verfasser hatte bey seinem mehrjährigen Aufenthalte, seinen vielfältigen Märschen und seinen besonderen Verhältnissen in diesem Lande, mancherley Bemerkungen zu machen Gelegenheit, die sich nicht jedem Reisenden darbieten, daher er im Stande war die Aufmerksamkeit des Lesers auf unzählige Gegenstände zu ziehen, die dieser, ungeachtet der vielen Beschreibungen Italiens, bis jezt noch nicht kannte. (20 Bogen Druck in 8. Preis 4 Fr. Bey Bechet.

Coup d'œil sur Petersbourg; par J. C. Obwol die Verbindungen zwischen den Höfen von Petersburg und Paris täglich zunehmen, so kennt man in Frankreich doch nur höchst unvollkommen die russische Nation; warum? weil es den meisten Reisenden, die über diese Nation geschrieben haben, an dem unentbehrlichsten Erfordernisse, an der Kenntniß der Landessprache fehlte, um sich von den großen Fortschritten Rußlands in der sittlichen und geistigen Bildung gehörig zu überzeugen. Von dem Verfasser gegenwärtiger Schrift läßt sich in diesem Stücke eine richtigere Ansicht erwarten, da sein vieljähriger Aufenthalt ihn, in jeder Rücksicht, dazu in den Stand gesezt hat. Nach dem Titel zu urtheilen sollte man glauben, seine Bemerkungen beschränkten sich blos auf Petersburg; aber er entwirft nur eine leichte Skizze von dieser Stadt, und richtet vorzugsweise seinen Blick auf die russischen Sitten, auf einige, durch Herkommen geheiligte Mißbräuche, und auf den gegenwärtigen Zustand des russischen Bauern. Von diesen Betrachtungen gehet der Verfasser zur Erziehung über, und endiget seine Arbeit mit einer Uebersicht der russischen Literatur, wovon er einige Uebersetzungen zur Probe mittheilet. (5¼ Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. 50 Cent. Bey Ponthieu.)

Voyage pittoresque et historique à Lyon, aux environs et sur les rives de la Saône et du Rhône, par F. M. Fortis. Bis jezt ist von diesem Werke nur eine vorläufige Ankündigung gemacht worden. Es soll aus zwey starken Octavbänden und einem Atlas mit zwanzig äußerst sorgfältig gearbeiteten Kupferstichen bestehen. Diese, von gleicher Größe, werden auf dem schönsten, unter dem Namen Colombier bekannten Velinpapier abgezogen und in zehn monatlichen Lieferungen ausgegeben worden. Preis einer jeden Lieferung 25 Fr. Die Subscribenten erhalten die zwey Bände Text unentgeldlich, die übrigen zahlen für jeden Band 7 Fr. oder für das ganze Werk 264 Fr. (Bey Bosange.)

Voyage pittoresque et romantique dans l'ancienne France; par M. M. Ch. Nodier, de Tailor et de Cailleux. Diese schon in unserer literarischen Uebersicht vom vorigen Jahre angezeigte romantisch-malerische Reise im Innern von Frankreich, die blos die noch vorhandenen Denkmale des Alterthums zum Gegenstande hat, verdient einer neuen Erwähnung, denn die Ausführung des Werks, wovon schon acht Lieferungen erschienen sind, übertrifft bey Weitem die Erwartung, die man sich bey Ankündigung desselben von dem ausgezeichneten Talente sämmtlicher Mitarbeiter gemacht hatte. Man sollte glauben, die berühmten Zeichner, Hr. Frayonard und Obrist Athalin, hätten, bey jeder neuen Lieferung, nunmehr die Lithographie auf ihren höchsten Standpunkt gebracht, und dennoch läßt das nächstfolgende Heft größere Vollkommenheiten wahrnehmen. Jezt ist auch Isabey hinzugetreten, dessen Zeichnungen voll Grazie auf den ersten Blick den großen Künstler verrathen, den Europa kennet. Der Text von Nodier stehet mit den Zeichnungen, rücksichtlich der Vollkommenheit, im schönsten Verhältnisse. Nicht selten ist bey großen Kupferwerken die Beschreibung derselben sehr vernachlässiget, und hier liefert sie ein so ausführliches Gemälde, daß die Zeichnungen beynah überflüssig wären. Gewiß ist dieses Werk des belohnenden Beyfalls würdig, mit welchem das Publikum es bisher aufnahm, so wie der ausgezeichneten Aufmunterung, die es von der Regierung erhalten hat.

Sprachwissenschaft.

Oeuvres complètes de M. T. Cicéron, traduites en Français avec le texte en regard. Mehrere schon bekannte Uebersetzungen finden sich hier mit neueren vereiniget, um ein vollständiges Ganzes zu bilden. Die Namen der Uebersetzer sind: Mongault; Prévost; d'Olivet; René Binet, ehemaliger Rector der Universität; Auger, Uebersetzer von Isokrats und Demosthens Reden; Gueroult, ehemaliger Titular-Rath der Universität; Burnouf, Professor der lateinischen Beredsamkeit im College de France; Wailly, Provisor des Königl. Collegiums Heinrichs IV.; Naudet, Mitglied des Instituts, u. a. Die ganze Leitung des Unternehmens ist dem Professor Le Clerc vom Kollegium Charlemagne anvertraut worden. Hoffentlich wird es besser gelingen als zwey vorhergehende Versuche, einer Ausgabe der sämmtlichen Werke Ciceros in einer französischen Uebersetzung. Im Jahre 1789 unternahm Desmeuniers eine Ausgabe ohne Text, die zwey Jahre nachher, mit dem achten Bande, in Stocken gerieth. Der Buchhändler Fournier fing seine Ausgabe 1816 an, und brachte sie 1818 zwar zur Vollendung, aber sie fand keinen Beyfall. Was man daran auszusetzen fand, soll bey gegenwärtigem Unternehmen sorgfältig vermieden werden. Sie wird aus dreyßig, von Crapelet gedruckten Octavbänden bestehen, und alle zwey Monate in Lieferungen von zwey oder drey Bänden ausgegeben werden, wovon die erste schon erschienen ist. Unterschriftspreis eines jeden Bandes auf feinem geglätteten Papier. 7 Fr. Bey Lefevre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. August 1821.

Einen Tag nur dauert der Rühmende und der Gerühmte.

Mark Aurel.

Etwas über England.

(Fortsetzung der Auszüge aus dem Tagebuch des Amerikaners Jonathan Kentucky in Nro. 192.)

Welch ein anderes Thier ist doch der Engländer zu Hause und im Auslande. Im Auslande kann er keinen Schritt thun, ohne gegen jedweden Gegenstand und jedwede Person zu schimpfen, während er dem Alten England beständig Loblieder singt; zu Hause schimpft er mit gleicher Heftigkeit gegen die Gewohnheiten und Einrichtungen seines Vaterlandes. Zu Hause ist er ein Freund der Freyheit und ein Vertheidiger der gleichen Rechte der Menschheit, im Auslande verfährt er wie die Römischen Proconsuln in ihren Provinzen, als sey der größere Theil des Menschengeschlechtes zu keinem andern Zwecke geboren, als seinen Wünschen zu fröhnen. In kleineren Gegenständen ist der Unterschied eben so auffallend. Im Auslande ist er ein unermüdlicher Beschauer, und in dem unbedeutendsten Städtchen muß er Alles sehen, was nur ein Lohnbedienter zeigen kann; — zu Hause verliert er alle diese Wißbegierde, und ich glaube, es giebt viele Engländer, die die Hälfte ihrer Zeit in London verlebt haben, und die doch weniger von dessen Merkwürdigkeiten wissen, als von Rom, Theben oder Athen. — Diesen Morgen, gerade als ich meine tägliche Wanderung anfangen wollte, kam einer meiner Englischen Freunde zu mir, welcher drey Theile der Welt durchreist hatte; als ich ihn aber bat, mir in der Auswahl der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten behülflich zu seyn, gestand er mir, daß mit der Ausnahme der Westminsterabtey, der Menagerie, des Towers und des brittischen Museums, die man ihm als Schulknabe gezeigt, er nichts in London gesehen hätte. Ich nahm ihn also mit mir. Zum erstenmal in seinem Leben besah er die St. Paulskirche mit der Aufmerksamkeit, die ein so edles Gebäude verdient. Diese Kirche steht nur der St. Peterskirche zu Rom nach, und bey deren Vergleichung muß man nicht vergessen, was die Engländer mit so vielem Rechte rühmen, daß, während es 12 Architekten, 19 Päpste und 145 Jahre bedurfte, um die Peterskirche zu vollenden, die Paulskirche innerhalb 35 Jahre, unter einem Bischoff, Dr. Compton und einem Architekten, Sir Christoph Wren, erbaut wurde, denn dieser legte den ersten Stein im Jahr 1675, und sah den letzten Stein in der Laterne von seinem Sohne im J. 1710 einsetzen. Nichts scheint schwerer zu seyn, als die Erlangung einer genauen Kenntniß von der Größe einer Kirche, und die Sache ist auch nicht der Mühe des Erforschens werth. Kaum zwey Schriftsteller kommen in ihren Angaben bey der Vergleichung der Peters- und Paulskirche überein. Wren's Parentalia und Penants London, beydes Werke von Ansehen, widersprechen sich fast überall, wo vom Maß die Rede ist. Wo soll nun der arme Reisende die Wahrheit suchen? — Wenn das Aeußere der Paulskirche der Peterskirche nachsteht, so ist dieß noch mehr im Innern der Fall. Als wir die öden schmutzigen Schiffe durchgingen, wo Alles nachläßigen Verfall ankündigte, konnten wir nicht umhin an die Sorgfalt zu denken, welche der römische Tempel von seinen katholischen

Aufsehen erhält. Die Denkmäler, mit wenigen Ausnahmen, entstellen die Kirche. Eine dieser Ausnahmen liegt in den unterirdischen Gewölben vergraben — Dr. Donne im Todtenhemde. Kurz vor seinem Tode zog er dieses Sterbekleid an, und schloß seine Augen wie ein Todter, in welcher Lage ihn ein geschickter Maler malte; und dieses Gemälde diente nachher dem Denkmal zum Muster. Dieses Denkmal möchte mit geringen Kosten an's Tageslicht gezogen werden, aber es scheint, als dürfe nichts von den Einkünften der Kirche an deren Verschönerung verwendet werden. Hier liegt auch die Blume der Ritterschaft, Sir Philipp Sidney, begraben; und hier zeigt man ebenfalls den Sarg des großen Admirals Nelson, der Stolz der englischen Marine; — Männer aber, wie Sidney und Nelson gehören, dem ganzen Menschengeschlechte an, und keiner, wessen Landes er auch immer seyn mag, kann ohne eine innere Regung auf die sterblichen Ueberreste des hingeschiedenen Heldenmuthes blicken. Hier in einem finstern Winkel desselben Gewölbes liegen auch unter einem gemeinen Stein die Ueberreste Wrens begraben; und an der Mauer darüber ist eine von seinem Sohne verfertigte Inschrift, welche mit folgenden Worten schließt, die aber freylich in dem dunkeln Loche, wo sie sich jetzt befinden, nicht an ihrer Stelle sind: — Lector, si monumentum requiris, — Circumspice. Der Erbauer dieses Gotteshauses hätte gewiß eine mehr ins Auge fallende Verewigung seines Namens und seines Ruhmes verdient. Warum sollte nicht der spätere Gedanke seines Sohnes, den er in der Parentalia gegeben, nicht ihre geeignete Stelle unter der großen Kuppel erhalten? — Lector, si tumulum requiris, — Despice — si monumentum, — Circumspice. —

Der Besuch der verschiedenen Schulen in London hat mir viel Vergnügen gemacht. .... Die Vortheile, die eine englische öffentliche Schule gewährt, sind zu einleuchtend, um vielerley Erklärung zu bedürfen. Obgleich vielleicht zu viele Jahre dem ausschließlichen Studium der Classiker darin gewidmet werden dürften, so lernen doch die Schüler wenigstens das, was nirgends so gut gelernt werden kann, und was alle Gelehrsamkeit übertrifft — Selbstbeherrschung. Ein Knabe, der sich in denselben befindet, lernt bald einsehen, daß er nur durch die Güte seiner Gemüthsart und Aufführung die Achtung seiner Mitschüler erlangen kann, und er richtet sich darnach ein. Auf den Stolz des Knaben haben Rang und Vermögen wenig Einfluß, daher bestrebt sich jeder, seine Ansprüche durch persönliches Verdienst zu begründen. Ueberdieß ist England so beschränkt, daß drey oder vier der großen Gymnasien hinlänglich sind, um den meisten von denen, welche sich im späteren Leben auszeichnen, ihre Erziehung zu geben; so daß der Charakter, den sich der Knabe erworben, auch dem Manne den größten Vortheil bringt, wenn er im Leben mit denselben Personen die Rollen noch einmal zu durchgehen hat, die sie in der Schule im Kleinen zusammengespielt. Es ist ein allgemeiner Gebrauch, die unteren Klassen zu den Dienern der höheren zu machen, und ob sich gleich manches dagegen einwenden ließe, so dürfte doch das praktische Resultat davon gut seyn. Wenn es eine Sklaverey ist, so lehrt es doch wenigstens die Gleichheit der Sklaverey, und da Rang und Vermögen nicht davon befreyen können, so dürfte es zuweilen dazu dienen, Ahnenstolz und den Trotz auf Reichthum herabzustimmen. Und die öffentliche Meynung, welche nirgends mehr Einfluß hat, als bey der Schuljugend, wird schon dafür sorgen, daß die Strenge des Systems nicht die Gränzen der Mäßigung überschreite.

In der Charterhaus-Schule ist Bell's Lehrsystem eingeführt; aber wie wohl dieses System auch geeignet seyn mag, die Anfangsgründe des Unterrichts schnell und allgemein zu verbreiten, so scheint es doch nur schlecht auf die Mittheilung eines höhern Unterrichts berechnet zu seyn. Als ein Beweis von den Vortheilen dieser Lehrmethode hat man mir die außerordentlichen Fortschritte der Charterhaus-Schüler zu Oxford und Cambridge angeführt; ich bin aber der Meinung, daß sie diese Verschritte nicht in Folge des Systemes, sondern trotz demselben machen, und daß solche mit größerm Rechte der Geschicklichkeit der jetzigen Lehrer und ihren unablässigen Bemühungen zugeschrieben werden könnten, durch Privatunterricht die Lücken auszufüllen, die bey dem gegenseitigen Unterrichte der Schüler unter einander nothwendig gelassen werden müssen. Die vorzügliche Vortrefflichkeit dieser Schule scheint mir aber darin zu bestehen, daß sie die Leibesstrafen abgeschafft hat. Wird man es glauben, daß es in England im Jahr 1821 noch der allgemeine Gebrauch ist, in den Gymnasien Schüler von jedwedem Alter, von 9 bis 19, täglich einer Art von Strafe zu unterwerfen, welche sowohl den Anstand empört, als sie den gesunden Menschenverstand beleidiget.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moina oder das Landmädchen vom Mont-Cenis.

(Beschluß.)

In Millesimo, Mondovi, Saint-Michel, beym Uebergang über den Po, hatte ich den Muth meiner tapfern Gefährten, und die unermüdliche Thätigkeit unsers jungen Feldherrn bewundert; aber bey der Brücke von Lodi begriff ich die moralische furchtbare Wirkung, die das kühne Genie eines Anführers hervorbringen muß, der um so sicherer ist zu siegen, als den gewöhnlichen Menschen der Sieg unmöglicher scheint.

Verwundet mitten auf der Brücke, wollte ich den Ruhm haben, mit der triumphirenden Armee hinüber zu

gehen. Doch, angelangt bey den vom Feinde verlassenen Batterien, geschwächt durch Blutverlust, konnte ich unsern siegreichen Truppen nicht folgen. Gezwungen, zurückzubleiben, ward ich nach Mailand geführt, wo ich meine Ernennung zum Kapitain erhielt, und einige Zeit darauf die Erlaubniß, mich in den Schoos meiner Familie zurückzuziehen, mit dem Versprechen eines Festungs-Kommandos in der Lombardey, wenn ich den Feldzug fortsetzen wollte. Meine Wunde, weniger gefährlich, als sie anfangs geschienen hatte, erlaubte mir bald zu reisen. Viele gediente Militärs wünschten die Stelle, die man mir anbot, andere in gleich großer Anzahl waren durch die Vereinigung mehrerer Korps in Reduktion gefallen. Die meisten dieser Offiziere verließen ungern die Armee; ich aber nicht also. Ich hatte dem allgemeinen Besten das schmerzliche Opfer aller meiner Liebe gebracht, durch die Entfernung von Moina; aber von dem Augenblick an, wo ich mit Ehre zu ihr zurück konnte, schwankte ich nicht. Ich verließ ohne Bedauern eine volkreiche Stadt, und die rauschenden Gesellschaften. Die Augen gewandt nach dem Mont-Cenis sah ich nichts mehr als Moina und Zenaide, ich reiste ab. Ach! wie so oft hat mich verlangt, am Ufer dieses Stromes zu sitzen, auf dieser mütterlichen Erde, zu der die heilige Vorliebe sich nie zerstört. . . . . Und du, o Moina, Moina! meine schwache Augen wagten es nicht, dich fest zu fassen. Ich hätte gezittert für mein allzuschwaches Herz: die gefühlte Nothwendigkeit, bey dir zu seyn, hätte mir können zu feiger Pflichtvergessenheit rathen, und diese hätte mich deiner auf immer unwürdig gemacht. O Moina, Moina, du Gefährtin, du Freundin meiner Kindheit, dich hab' ich vergeblich in den verfeinerten Ländern gesucht, die ich durchzog. Ihnen hat die Natur Reichthum und Fruchtbarkeit, Civilisation, Künste und alle Bequemlichkeiten des Lebens gegeben; du wurdest diesem ländlichen Canton geschenkt, und du ersetzest hier die Mängel der Natur.....

Inzwischen waren wir dem Dorf ganz nahe gekommen. „Sie ist 's, rief der junge Mann entzückt, sie ist es, doch Sie kennen Moina nicht!"

Die jungen Gatten erkannten sich zuerst; eingeschlungen, Eines in des Andern Arme, ließen sie den Nachbarn Zeit, sich im Kreise um sie her zu drängen. Alle Dorfbewohner fanden sich durch die lebhafteste Theilnahme versammelt; alle sezten sich im Kreise um einen weiten Herd. Die liebenswürdige Zenaide, bald an der Brust der Mutter, bald auf dem Arme des Vaters, lächelte beyden zu, und schien durch ihre Liebkosungen des Glückes volle Schaale auf die guten Gatten auszugießen.

Schon hatte sich der neugierige Haufen zerstreut, die nächsten Verwandten saßen zu Tische. Moina, mit ihrem Herzen voll Glück, wußte doch der Zubereitung des Abend-Essens noch ihre Sorgfalt zu widmen. Noch vermißte ich meine Reisegefährten, als wir an die Thüre klopfen hörten. Ich erkannte sogleich die junge Clore an den Liebkosungen, womit beyde Liebenden sie überhäuften. Sie zeigte uns die Ankunft mehrerer Fremden an, denen sie vorangelaufen war.

Ich sezte mich zur Seite meiner Reisegefährten, denen ich in wenigen Worten erzählte, was ich eben erfahren hatte. Sie waren vergnügt über meiner Erzählung, und wünschten mir Glück zu dem Gedanken, die große Straße verlassen zu haben, um auch sie zu Zeugen dieser Scene von Glück zu machen.

Man stand vom Tische auf, man lief in die Kirche: die beyden Liebenden, seit lange Gatten, wurden es noch vor dem heiligen Altare. Ich begab mich in das Zimmer, das man mir angewiesen hatte.

Die Sonderbarkeit dieser Begegniß, die Macht der Vernunft, die ich bey diesen beyden jungen Leuten bewunderte, die rührende Schönheit Moinas, die Harmonie, die in dieser Familie glücklicher Landbewohner herrschte, rührte mich lebhaft. In jeder Nacht glaubte ich eine geheime Stimme zu hören, die mir sagte: „Wohin willst du, Unsinniger? Warum in die weite Welt laufen, das Glück zu suchen? Die Natur hat es dir zur Seite gestellt; es befindet sich unter deiner Hand, wie die erfrischende und stärkende Milch der Mutterbrust unter der Hand des neugebornen Kindes. Unabhängig von äußeren Ereignissen ist es die Belohnung dessen, der meine Stimme hört: Sey gut, so wirst du glücklich seyn."

Wir hätten mit Tagesanbruch abreisen sollen, aber ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, unsre neuen Gatten noch wiederzusehen.

Diese glückliche Familie begleitete uns bis zum Felsen der Erinnerungen. Ich warf einen letzten Blick auf die Mühle, deren Dach ausgebessert war; meine Augen begegneten den Augen Moina's und ihres Lieblings; ich umarmte sie noch einmal, und wir reis'ten ab — reis'ten ab, und verliessen die Freystätte des Friedens und der Unschuld. Ich ging über den Mont-Cenis, und da bin ich nun mit den Wassern der Doire in dieses berühmte Italien hereingeschwemmt, in das Theater so vieler Kämpfe, so manchen Unglücks.

Es ist wohl ein traurig Geschenk um einen fruchtbaren Boden und einen bezaubernden Himmelsstrich: er ladet Kriegsgeschrey und Waffen ein, indeß Moina's Geliebter, im Schooße der glücklichen Mittelmäßigkeit, zwischen Bramans Felsen ein selig Leben genießt.

Neueste Nachricht von der Nordpol-Expedition. *)

Am Bord des Fury in der Hudson-Meer-Enge schreibt einer der Offiziere vom zehnten Juni 1821: Unsre bisherige Fahrt war sehr glücklich; seit acht Tagen stießen wir auf Eis und versuchten zweymal Schwer Geschütze-Vorräthe vom Nautilus auf unser Schiff zu bringen; da dieses Fahrzeug aber nicht so, wie das unsere, zum Widerstand gegen Eisschollen befestigt ist, mußten wir uns eine Zeitlang von ihm entfernen. So eben machen wir einen dritten Versuch, und hoffen dieses Schiff in zwey oder drey Tagen zurücksenden zu können. Auf den Orkaden blieben wir gegen vierzehn Tage und beschäftigten uns mit der Jagd. Unsre frischen Lebensmittel und Schlachtvieh jeder Art werden bis Weihnachten ausreichen; wir haben viel Eis um uns,

*) Das diese Unternehmung begleitende Schiff, der Nautilus, welches zurückgeschickt wurde, brachte diese Nachrichten nach England.

jedoch nicht in dem Grade, daß wir nicht, hätten wir den Nautilus nicht bey uns, durchsegeln könnten. Vor acht Tagen trafen wir auf die Insel Resolution, wo wir Indianer zu finden hofften, allein zwischen der Küste und uns war so viel Eis, daß wir nicht landen konnten. Wenn Sie keine sehr gute Charte haben, kann ich Ihnen von der Fortsetzung unserer Reise keinen Begriff geben, indem die gewöhnlichen alle unrichtig sind, und unsre Richtung größtentheils vom Eise abhangen wird. Können Sie sich aber eine gute Charte verschaffen, so wurde Sie folgende Andeutung leiten: von den Orcaden segelten wir auf das Cap Farewell an der südlichen Spitze von Grönland 60° N. Br., von da in die Hudsons-Enge, zwischen Cap Chidley und der Resolutions-Insel, ungefähr westlich von Cap Farewell, wo wir uns jezt befinden. Zunächst gedenken wir, wenn Wind und Eis es erlauben, N. W. zu steuern, um zwischen den Einschnitten des Landes an der nördlichen Küste der Hudsonsbay eine nördliche Durchfahrt zu suchen; von da gerade nach Norden in das von Hearne in der Gegend des Kupferflusses gesehene Meer, wo wir wahrscheinlich überwintern; dann zu dem von Makenzie gesehene Meer, von diesem zur Behringsstraße, von wo wir nach England über Cap Horn zurückzukehren hoffen.

Wir rüsten unsre Flinten, um Damhirsche und Rennthiere, welche ich hoffentlich auf der nächsten Küste, die wir berühren, finden werden, zu schießen. Indeß nähren wir uns sehr gut: wir haben Rindfleisch in Ueberfluß, eben so Hammel- und frisches Schweinefleisch, Federvieh, Eyer, Fisch u. s. w. auch noch vierzehn bis funfzehn Schöpse, zwey und zwanzig Ochsen und eben so viele Schweine, auf dem Nautilus. Auch bleibt uns noch in Töpfen aufbewahrtes Fleisch, so daß wir vielleicht während der ganzen Reise nicht im Fall kommen könnten, unsre gesalzne Vorräthe anzubrechen. Die Offiziere sind sehr einträchtig, und dem Kapitän Parro herzlich zugethan. Alles dieses betrachtet, zweifle ich nicht, daß wir den Winter sehr angenehm zubringen werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

(Beschluß.)

Ein kleines Lustspiel aus dem Französischen, von Castelli: Die seltsame Lotterie, dreht sich um den seltsamen Einfall eines jungen Menschen, sich selbst auszuspielen. Dieß gibt zu einigen komischen Scenen Anlaß, unter andern mit einem Dienstmädchen, das sammt der ganzen weiblichen Mitdienerschaft ein Loos in Kompagnie verlangt. Die Geliebte des jungen Abenteurers, als Engländerinn verlappt, nimmt alle Nummern, baar bezahlt, er aber weist sie ab, der Auserwählten wegen, und wird ihr Mann, wird glücklich lebenslang. Das Lustspiel ist auf französische Art mit Zartheit und Geschick behandelt, aber sehr theatralisch und sehr gemischt, ein wenig zu gedehnt. Auf dieser Bühne werden öfter auch Volksopern vom Leopoldstädter Theater gegeben; zuweilen dort schon ausgediente, lezthin eine nagelneue nach einem Märchen von Musäus, bekannt unter dem Titel: Der Schwanenteich. Diese Zauberposse nennt sich aber die Reise durch die Luft. Das ist eine entsezliche Dalferey, wie wir andern Wiener sagen! (So viel wie Läpperey!) Daß man darüber lachen kann, find' ich sehr natürlich; daß man den Spaß aber für Witz hält, ist doch ein wenig verdrießlich. Der meiste Spaß liegt überhaupt in der lokalen Mundart und den örtlichen Beziehungen. Ein Schneider spielt die Hauptrolle; die vornehm thuenden Schneider kriegen ihre Tappen, was machen die sich draus? Sie schreiben nächsten Samstag ihre Rechnungen um eine Viertels-Elle länger. Ein Mädchen verwandelt sich in eine Wiltgans — Gelegenheit genug, die Mädchen per licentiam poeticam mit Gänsen zu vergleichen. Der Schneider kommt mittelst eines Wunschhütleins in die arabische Wüste, soll dort reiten und sezt sich verkehrt aufs Pferd. Das macht sich drollig genug, neu ist es nicht, denn man hat es mehr als hundertmal am Circus gymnastikus des Hrn. de Bach gesehen. Eins in's Andre zu reden, so wird ihm eine Bratgans präsentirt, die er für sein Liebchen hält, und zärtlich an das Herz drückt. Ei wie witzig! — aber närrisch? — à la bonne heure. — Seit mehrern Monaten haben die bestallten Theaterdichter an der Leopoldstädter Bühne für ihren Grund und Boden nichts Neues geliefert, weil die jezige Kommittee während der Sequestration ihre gesteigerten Forderungen nicht bewilligt hat. Das Theater ist gleichsam in Blokade-Zustand erklärt. Wir werden umsehen, welcher von beyden Theilen den ersten Schritt zur Aufhebung machen wird. Der vorige Pächter Hensler macht alle Anstalten, die Direktion zu übernehmen, und stand lezthin als Führer des Werks bereits auf dem Zettel, mußte jedoch wieder abtreten, weil eine Schuldenmasse von vielleicht einer halben Million Gulden zu berichtigen ist, und die Gläubiger vorher auf Sicherheit bestehen. — Das Kinderballet leidet seyn wieder Einbuße. Die erste Tänzerinn, Therese Herberle, tanzte kürzlich zum leztenmal, und hat im vollen Verstande jezt die Kinderschuhe ausgetreten. Sie unternimmt eine Bildungsreise nach Paris; es wird nicht gesagt, ob zur Erweiterung ihrer Geschicklichkeit, oder ihrer Intelligenz. Und doch käme es darauf an, um zu wissen, wie lange der Aufenthalt wohl dauern möchte. Auf der Bühne ist diese junge Tänzerinn recht anziehend.

Fr. Wähner ist nicht mehr Mitarbeiter an der Zeitschrift für Kunst, Literatur u. s. w. Seine Beurtheilungen hatten Vorzüge, die ihnen niemand absprechen wird; diesen aber standen schwankende Ansichten und leidenschaftliche Strenge größtentheils entgegen. Es wird nicht an solchen fehlen, die in der Folge, weil sie nicht mehr in Berührung mit ihm kommen, dasjenige vermissen werden, was sie früher besser wünschten. Ja hört sie von weitem. Man muß indessen nicht vergessen, daß unbefangene Ansichten und Mäßigung, zu dieser Zeit besonders, wünschenswerthe Eigenschaften sind. Der Herausgeber dieser Zeitschrift achtet weder Mühe noch Kosten, um sie zu einem würdigen Rang unter den bessern literarischen Erscheinungen des Tages in Deutschland zu erheben, und hat seinen Bestrebungen kein Ziel gesezt, wie die immerfort erweiterten Korrespondenzen beweisen. — Nachdem die Vorstellungen auf dem Hoftheater nächst der Burg wieder begonnen, und die Oper für diesen Monat, der Gewohnheit nach, die übrigen geschlossen hat, sind verschiedene Gastspieler aufgetreten, wovon ein andres Mal. Nächstens wird Houwalds Tragödie: Das Bild, zur Aufführung kommen.

Ein Quidam rühmt sich hier, die Quadratur des Zirkels erfunden zu haben, und zeigt das Instrument, womit dieß Kunststück ihm gelang, am Hals getragen, wie ein Ordenszeichen, indem er ganz bestimmt den Datum wie die Stunde nennt, und den von der Londner Societät auf die Entdeckung festgesezten Preis verlangt. Wenn man diesen Wundermann so reden hört, bemerkt sich's leicht, ohne daß es nöthig wäre, auf dem Kopf herum zu tasten, welche Erhöhung dort, nach Gall's Lehre von den Organen des Gehirns, am hervorragendsten ist, und welche Figur der innere Raum beschreiben mag. Vor einigen Tagen hat es unweit Schönbrunn Insekten geregnet, die man häufig in chirurgischen Gläsern auf den Straßen beschaut, wie man vor einigen Jahren in die Kalederstöpe guckte. Es sind Tausendfüßler, die sich zahlreich in den Sümpfen hier herum vermehren.

Nr. 68.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. August 1821.

Alterthumskunde.

Neuentdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweyten Katarakte gezeichnet und vermessen im J. 1819. und als Fortsetzung des großen französischen Werks über Aegypten herausgegeben von F. C. Gau aus Köln. Stuttgart und Tübingen im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Erste Lieferung, mit 5 Kupfertafeln, 1 Vignette und 2 Bl. Text. Groß Folio. Gedruckt zu Paris mit Didot'scher Schrift. Auf feinem Papier 9 fl. Auf Velinpapier 18 fl.

Mit französischem Text unter dem Titel:

Antiquités de la Nubie, ou Monumens inédits des bords du Nil, entre la première et la seconde cataracte, mesurés et dessinés en 1819, par M. Gau, de Cologne, architecte. Ouvrage pouvant faire suite au grand Ouvrage de la Commission d'Egypte etc.

Ohne Scheu bekennt Ref., daß er, nach dem vorliegenden Anfang zu urtheilen, dieß Werk zu denjenigen zählt, welche nicht blos dem deutschen Fleiß und Forschungsgeist, sondern auch dem deutschen Buch- und Kunsthandel am meisten Ehre bringen. Es ist selten, daß ein Prachtwerk dieser Art, so nach allen künstlerischen Forderungen ausgeführt, so mit aller typographischen Schönheit ausgestattet, in Deutschland zu Stande kommt, noch seltener, daß es durch Privatunternehmung schnell zur Befriedigung des Publikums geschieht. Beydes ist hier der Fall, und verdient um so mehr die öffentliche Anerkennung.

Dieß Werk ist zwar nach seinem Inhalt an sich schon als Fortsetzung der großen französischen Beschreibung von Aegypten zu betrachten; aber es kann dieser auch, wenn gleich nicht an Umfang und Größe, doch in Hinsicht auf Schönheit der Ausführung an die Seite treten. Das Format ist das für die kleineren Blätter des ägyptischen Werks angenommene; die Kupfertafeln, von den nämlichen Künstlern gestochen, übertreffen vielleicht noch manche von jenen, da ihre Verfertiger seit jener Zeit bedeutende Fortschritte in ihrer Kunst gemacht haben.

Der Verf., im Bewußtseyn des Werths und der Bedeutsamkeit aller seiner Untersuchungen, hat nicht eben geeilt, durchaus das Wichtigste und Anziehendste zuerst zu geben. Dieß erste Heft enthält nur einige kleinere Monumente von Nubien, nebst einigen sehr interessanten Sculpturen, aus der Mitte der festgesezten Ordnung herausgenommen, weil man das zuerst fertig Gewordene dem Publikum nicht vorenthalten wollte. Aber auch an diesen läßt sich das Verdienst der genauen Darstellung und vollendeten künstlerischen Ausführung hinlänglich erkennen und schätzen, und der Alterthumskenner findet hier schon des Merkwürdigen genug, während ihm das Ausgezeichnetste und Wunderbarste jener uralten äthiopischen Kunst noch in den folgenden Heften zu erwarten bleibt.

Das erste Blatt, Nr. 48. enthält Ansicht und Grundrisse des Tempels zu Amadon, gestochen von Baltard, das zweyte Nr. 49. den Längen- und Breiten-Durchschnitt desselben, gestochen von Dormier. Dieser Tempel ist nicht in den Fels gehauen, sondern steht frey auf der Ebene, und liegt ohnweit des Nils auf dessen linkem Ufer, ungefähr in der Mitte zwischen der ersten und zweyten Katarakte. Bis zur Hälfte im Sande vergraben, ragt der obere Theil desselben malerisch aus der nackten Fläche hervor; öde ist alles umher, kein Strauch, kein Baum belebt den Ort, nur in der Ferne zeigen sich kleine Gebirge, die Krümmungen des Flusses und seine ärmlich bebauten Ufer. So wie seine Haupteintheilung in Vorhalle und Cella die frühere Bestimmung augenblicklich errathen läßt, so deutet eine auf der Mitte sich erhebende kleine Kuppel auf den spätern Zweck, und die Umwandlung aus dem heidnischen in einen christlichen Tempel. — Auf der vordern Seite des Monuments, die dem Flusse zugewandt, sind die Ueberreste der Thüre, zwischen zwey nach ägyptischer Art thurmähnlich aufgeführten Mauern, welche den Eingang bildeten. Durch diese gelangt man in eine Vorhalle, aus vier Reihen Pfeilern bestehend, in deren äußersten Reihen die Zwischenweiten zugemauert sind. Die lezte Reihe von dem Eingange der Cella hat vier, den dorischen, ähnliche Säulen, deren Oberfläche nach Art der Kannelirungen in vier und zwanzig flache senkrechte Streifen getheilt ist, ein

Abakus bildet das Kapitäl. Dieſe Säulen ſind, wie ſich aus den Verzierungen der Architraven und den auf denſelben angebrachten Sculpturen ergibt, ein ſpäterer Zuſatz; an ihrer Stelle ſtanden vermuthlich früher Pfeiler, die den übrigen ähnlich waren. Pfeiler und Säulen ſind mit Hieroglyphen in theils erhabener, theils vertiefter Arbeit verziert. Eine Thür mit ſtarkem Sturze, in der Mitte der vordern Zellenwand, führt aus der Vorhalle in ein finſteres Veſtibul, in welchem drey Eingänge zu drey verſchiedenen Kammern ſind. In der mittleren und größten dieſer Kammern ſieht man heidniſche und chriſtliche Abbildungen ſonderbar vermiſcht. Ein Bewurf von Erde, worauf die Gegenſtände chriſtlicher Verehrung gemalt ſind, bedeckt die heidniſchen Bilder, und dieſe ſind nur da ſichtbar, wo jene zerſtört, und der Bewurf heruntergefallen iſt, und ſo ſind auch nur theilweiſe die in halb erhobener Arbeit verfertigten heidniſchen Sculpturen und einige nur noch wenig erhaltene, ſchlecht gemalte Apoſtel-Figuren, in den Abbildungen zu erkennen. — Obgleich ſolche allzuunvollkommene Verſuche unſerer chriſtlichen Vorfahren für die Kunſt wenig Intereſſe bieten, ſo fühlte der Verf. doch zu viel Achtung für dieſe ehrwürdigen Ueberreſte, als daß er dieſelben hätte zerſtören ſollen, um die darunter noch vorhandenen ägyptiſchen Sculpturen abbilden zu können, zumal da dieſe lezten hier nichts Ungewöhnliches und Unbekanntes andeuteten. Der Ort, wo ſich dieſes Gebäude befindet, heißt, nach Norden, Amada, nach Burkhardt Haſſaya, und die Landleute, die in der Nähe wohnten, benannten ihn dem Verf. Amadon.

Dieſe Beſchreibung iſt ein Auszug aus dem Textblatt, welches Hr. Gau den zwey erſten Blättern zur Erklärung beygegeben hat. Die maleriſche Anſicht auf dem Blatt 48., von der Schattenſeite in der Morgenbeleuchtung genommen, um das an ſich hellfarbige Monument genugſam hervorzuheben, entſpricht vollkommen der Schilderung. Blendend ſtehen die Sandſteinmauern (dieß iſt das am ältern Theil des Tempels angewandte Material, während die Conſtructionen aus der chriſtlichen Zeit von ungebrannte Ziegeln ſind) gegen den dunkeln Himmel, und der kahle glänzende Sandgrund mit wenigen Bergen, einigen Dattelbäumen und ärmlichen Hütten in der Ferne, ſticht wieder traurig gegen die dunkelbeſchatteten Wände ab. Da der Verf. aus Mangel an Arbeitern hier keine koſtſpielige Ausgrabung unternehmen wollte, ſo ſind auf den Durchſchnitten die untern vom Sand verſchütteten Säulen und Pfeiler nach dem Vorbilde anderer Monumente ergänzt. Die ganze Länge des antiken Gebäudes beträgt 75 Fuß, 3 Zoll rhein., die Breite 29 Fuß. — Wir hätten gewünſcht, daß Hr. Gau noch ſeine Meynung über das Alter des Gebäudes angegeben hätte; die Einfachheit des Ganzen berechtigt wohl, es unter die ältern Monumente Nubiens zu zählen, wie auch Burkhardt thut.

Auf dem dritten Blatt, Nr. 50. ſind zwey Anſichten des Felſen-Tempels von Derri, geſtochen von Reville und Sellier. Oben die Anſicht der kleinen Fläche, welche die Stadt Derri von dem Felſengebirge trennt; in der Mitte das Grab eines mahomedaniſchen Heiligen in kubiſcher Form, mit einer Kuppel, umher mehrere Privatgräber. Links ſieht man die Stadtmauern von Derri, an denen ein Araber ſein Kameel hinführt, rechts das Felſengebirge mit dem Eingang des Tempels. Dieſer iſt auf der untern Abbildung aus der Nähe dargeſtellt, unſtreitig ein noch viel älteres Denkmal als der vorige. Vier einfache gewaltige Pfeiler, an denen koloſſale Figuren geſtanden, wovon man nur noch die Beine erkennt, tragen das Felſengebälke. Zwiſchen den mittleren durch ſieht man im Hintergrund den Eingang ins Sanctuarium, eine ſchön gearbeitete Thüre, zu beyden Seiten eine Wand mit Hieroglyphen. Große Felſenmaſſen liegen im Vorgrund, und zwey abgebrochene Pfeiler vor jedem der vier ſtehenden zeigen die Anordnung des Vorbaues. Der Grundriß und Längen-Durchſchnitt und Abbildungen der Sculpturen werden auf der 51ſten und 52ſten Tafel gegeben, die noch nicht in dieſem Heft enthalten ſind. Hierzu gehört aber die Vignette auf dem Textblatt, welche die Wohnung des Kaſcheffs zu Derri, ein maſſives Gebäude mit ſtarken viereckigen oben verjüngten Thürmen, auf einem Hügel am Ufer des Nils zeigt. Es iſt von Palmbäumen umgeben; jenſeits des Nils, der von einigen Fahrzeugen belebt iſt, ſieht man Gebüſche und Gebirge.

Die zwey lezten Blätter Nr. 14. und 15. enthalten Sculpturen aus dem Tempel von Kalapſche, geſtochen von Bigant. Von den zwey erſten halberhaben gearbeiteten iſt die eine ſchattirt, getreu nach ihrem jetzigen Zuſtand ausgeführt, die andere in Umriß, eben ſo wie die beyden halb vertieftgearbeiteten. Auf dem erſten ſieht man einen Helden, auf einem von zwey Menſchenköpfen getragenen Poſtament ſtehend. Er hält in der Rechten eine Art von Scepter, in der Linken einen Bogen, und hat zugleich mit dieſer die Köpfe von zwey vor ihm knieenden mit den Armen zuſammengefeſſelten bärtigen Gefangenen am Schopf gefaßt. Ein anderer Krieger, unbärtig, wie jener, aber kleiner, mit einer langen Kalantika, und einen Stab in der Linken tragend, der ſich oben in Form der ſogenannten Sperberfeder *) endigt, führt an Stricken zween andere bärtige Gefangene herbey, der eine nackt, bis auf einen Gürtel um die Mitte des Leibes,

*) Vergl. die Anſichten und Stellen über das Perſeablatt oder die Sperberfeder geſammelt in Dr. G. Fr. Waagens Abhandlung über die in den Sammlungen der K. Akad. der Wiſſenſchaften zu München befindlichen Mumien und anderen ägyptiſchen Alterthümer. Nebſt einem Vorwort des Gen. Sekr. der Akad. Dir. von Schlichtegroll. S. 24. Anm.

der andere mit einem weiten kuttenartigen Gewand bekleidet, und ſich durch eine eigene Kniebeugung charakteriſirend. — Das zweyte Basrelief zeigt den Oſiris, vielleicht den Helden ſelbſt als Oſiris-König gedacht, mit Krummſtab und Scepter auf dem Thron unter einem Portale ſitzend, über welchem eine Verzierung von ungefügelten Phanesfiguren mit Kugeln auf den Köpfen hinläuft. Der Krieger mit der langen Kalantika, in weit kleinerer Figur, hier mit Bogen und Köcher, bringt den bärtigen Gefangenen (Juden?) gefeſſelt herbey; unter dieſer Gruppe eine andere von vier weißbekleideten, beynah weiblich ſcheinenden Figuren, welche den Stab mit der Sperberfeder tragen; eine andere mit einem bloßen Stab, geht ihnen voraus, und zuvorderſt ſteht eine größere mit demſelben Attribut, welche ſie dem Oſiris-Herrſcher vorſtellt. In einer zweyten Abtheilung deſſelben Basreliefs erſcheint der Held mit hoher Mütze, den Köcher und Bogen tragend — er hält den knieenden bärtigen Feind am Schopf und iſt im Begriff ihm mit einem krummen Meſſer, Harpe, den Schopf abzuſchneiden oder ihn zu tödten. Während der Beſiegte mit emporgehobenen Händen fleht, ſpringt ein kleiner Hund an ihm hinauf. Oben über dem Haupte des Helden ſchwebt der heilige Sperber, ebenfalls die Feder tragend. Zwiſchen dieſen Vorſtellungen befinden ſich Hieroglyphen.

Wie die beyden erſten Sculpturen Sieg und Triumph, ſo ſtellt der dritte Kampf dar. Der Held, abermals vom heiligen Sperber begleitet, ſtürmt auf dem Kriegswagen heran, von zwey Roſſen mit hohem prächtigem Hauptſchmuck gezogen. Er führt den Bogen; der Köcher hängt am Wagen, die Zügel ſind ihm um den Leib befeſtigt. Vor ihm fliehen die kleinen bärtigen Feinde, mit Bogen, Pfeilen und krummen Meſſern bewaffnet. In der zweyten Abtheilung hält er wieder den feindlichen Anführer beym Schopf, der hinter einem Hügel hervorſieht, und einen ſonderbar geſtalteten Bogen hält. Vor dem Hügel iſt ein hohes Gebäude (wie ein hölzernes Gerüſte) wo kleine Figuren von einer größern mit einem Beile bewaffneten, belagert werden. Eine Mutter mit langem Haar läßt ihr Kind herunter, und hinten ſtürzt ein Krieger herab.

Den intereſſanteſten und mannichfaltigſten Anblick aber gewährt die vierte Sculptur, auf dem 15ten Blatt. Der Oſiris-Herrſcher ſitzt wieder auf ſeinem Thron unter dem Portal oder Baldachin, das heilige Taa in der Hand, mit prächtigem Kopfputz und langgeſchnäbelten Schuhen. Er nimmt die ganze Höhe des Bildes ein, das nun links von ihm ſich in zwey horizontalen Streifen ſondert, auf welchen eine Prozeſſion, wie es ſcheint zur Huldigung, zu ihm heranzieht, und von ihm mit aufgehobener Rechten empfangen wird. Auf dem oberen Streifen erſcheint abermals der Krieger mit der langen Kalantika vor ihm, hier aber nur den mit Bändern gezierten Stab mit der heiligen Feder tragend. Er ſcheint dem Herrſcher eine weibliche Figur vorzuſtellen, welche durch einen mit Lotosblumen, Früchten, Korallen- oder Perlenbändern und herabhängenden Thierhäuten reichbeſetzten Altar von ihm ſelbſt getrennt iſt, und ihre Arme ausbreitend von zwey jugendlichen Geſtalten umfaßt wird, die an ihr hinaufſehen, und wovon die eine ein Trinkgefäß in der Hand hält. Die Rede, welche zwiſchen der vorderſten Figur und dieſer Gruppe geführt wird, iſt wahrſcheinlich durch die oben zwiſchen ihnen ſtehenden Hieroglyphen angedeutet. Weiter links ſind verſchiedene Poſtamente mit Broden und Weinkrügen, dahinter eines mit einer ausgeſpannten Thierhaut, aufgeſtellt, und oben darüber andere Dinge, wahrſcheinlich Produkte des Kunſtfleißes, die wir nicht zu deuten wiſſen. Dann eine Reihe von Thronſeſſeln, und mehrere verſchiedenartige Poſtamente mit ſchildförmigen Geräthen, darüber die ſogenannten Sperberfedern und weiter hinauf unter andern zwey halbkreisförmige Fahnen, wie man deren auch auf dem berühmten Bild von der Prozeſſion mit dem heiligen Schiff und der Lade im Pallaſt zu Karnak ſieht. *) Dieſen aufgeſtellten Huldigungsopfern ſchließt ſich ein Zug von Thieren an, die von Führern geleitet werden, zuvorderſt ein Panther, dann eine Art von Antilope und zuletzt zwey Stiere oder Büffel mit langen geſchwungenen Hörnern. Eine kleine Gazelle wird von einem Mann auf dem Arm getragen, und ein anderer trägt eine abgezogene Haut. Den Beſchluß machen fünf Männer mit kurzen Speeren bewaffnet, und ein ſechster, der wegen Verletzung der Wand unkenntlich iſt. — Auf dem untern Streif wird der Herrſcher zunächſt von mehreren weißbekleideten (vielleicht weiblichen), mit Federn verſehenen Figuren angeredet; ihnen folgt eine andere, die auf der Schulter ein langes Brett trägt, welches wieder mit Blumen, Früchten, kleinen Idolen dazwiſchen, mit Korallenſchnüren und Thierhäuten reich beſetzt und behängt iſt: Hinter dieſer führt ein Mann einen Miſſethäter, dem Nacken und Arme in ein Joch geſpannt ſind, herbey; und ein dritter wendet ſich ſprechend zu einem vierten zurück. Nun folgen wieder die Thiere mit ihren Führern. Ein Mann trägt auf einer breiten Stange über der Schulter einen kleinen Affen; ein anderes Aeffchen gaukelt in der Luft vor ihm; unten geht ein Thier, das einem Windhund ähnlich ſieht. Weiter folgt einer, der eine zarte Gazelle trägt, dann eine hohe Giraffe mit ihrem Führer; zwey Büffel der oben beſchriebenen Art werden hinter ihr hergeleitet. Ein langgeſchwänzter Affe ſpringt über ihnen hin. Auf einen Mann, der zunächſt geht, folgt eine Frau, ihr Kind an der Hand führend, dem ein Aeffchen auf der Achſel ſitzt; eine andere mit einem Korb auf dem Rücken, auf dem man kleine Figürchen bemerkt. Endlich wieder eine Art von Antilope, doch mit kurzem

*) Descr. de l'Egypte. Antiq. Vol III. pl. 52.

Geweih, ein Strauß und ein Windhund, mit zwey Führern. — Irren wir uns nicht, so läßt sich in dieser Sculptur die Huldigung eines südlichen Volks an einen äthiopischen König vermuthen. Diese ganze halbvertiefte Arbeit auf der Felswand des Tempels zu Kalapsche, ist dem angegebenen Maaßstab zu Folge, 20 Fuß lang. Die Gesichter, auch auf den vorigen, sind nur an der Hauptfigur des Helden ausgearbeitet, außerdem nur durch runde Umrisse, aber dennoch charakteristisch bezeichnet.

Mit wahrer Freude betrachtet Ref. diese Blätter, wodurch Hr. G. das Leben eines uralten Volks der Anschauung nahe bringt. Religion, Cultur und Sitte, an Denkmälern der Kunst ausgesprochen, tritt hier nach Jahrtausenden wieder ans Licht, einer späten Generation neue Ansichten und Gedanken darbietend. Von Indiens aus dem lebendigen Felsen gehauenen oder darein vertieften Monumenten ist nun der Uebergang zu Aegyptens freystehenden Tempeln und Palästen leichter vermittelt, und wir kennen ein gebildetes Volk der alten Welt mehr, das vor Kurzem noch für fabelhaft galt. — Und diese Kenntniß verdanken wir wenigen Reisenden, und dem gediegenen Fleiß unseres Landsmannes, während wir über Indien aus den Händen der Engländer, die dort ein zweytes Vaterland gefunden, noch nichts so befriedigendes besitzen!

Hrn. Gau's Arbeiten sind am 3ten März dieses Jahrs den sämmtlichen Classen des französischen Instituts vorgelegt worden; mehrere der gegenwärtigen Gelehrten, welche an der Expedition in Aegypten Theil genommen, waren competente Richter in jeder Hinsicht, und seine Zeichnungen erhielten den ungetheiltesten Beyfall. „Der Grabstichel „der französischen Künstler, denen die Ausführung anver„traut ist," so bemerkt bey dieser Gelegenheit ein geistreicher Kenner in einer zu Paris erschienenen Nachricht über das Werk, „muß sich bemühen, dieß naive Gefühl der „Wahrheit wieder zu geben, das in den Original-Zeich„nungen desto schätzbarer ist, je mehr seit einigen Jahren „unter uns die Kunst, durch allgemeine Tendenz auf die „entgegengesezte Seite gezogen und das Gefühl des Ein„fachen durch das immer mehr in Schwang kommende Ge„suchte und selbst Manierirte, erstickt wird."

Wenn übrigens die Franzosen den Verf. gern zu den Ihrigen zählen, und sein Werk ihrer Literatur aneignen, so gilt dieser Anspruch nur in so fern, als er sich früher in Paris zum Architekten gebildet, und es jezt daselbst leichter als an jedem andern Ort möglich war, durch die vielen, dort versammelten Künstler, die Ausführung schnell zu bewerkstelligen. Doch haben sie auch billigermaßen die liberale und höchst ehrenwerthe Weise anerkannt, womit die Verlagshandlung die Ausführung dieses für Wissenschaft und Kunst so ruhmwürdigen Unternehmens fördert, ohne welche es so schnell nicht gedeihen konnte.

Nach dem Versprechen des Vfs. sollen die nächsten Lieferungen in kurzen Zwischenräumen folgen, und auch colorirte Kupfer enthalten; der Text, gemäß der Ankündigung, mit dem lezten oder 12ten Heft.

Zwey der Inschriften, welche Hr. Gau in Nubien gesammelt, sind von Niebuhr kürzlich in Rom mit einer erklärenden Abhandlung herausgegeben worden. Die eine griechische enthält eine Proklamation eines Nubischen Klein-Königs unter Diocletian; die andere lateinische preißt in Hexametern die Thaten eines römischen Landpflegers Mamertinus, der wahrscheinlich unter Kaiser Antoninus Pius die Nilstaaten verwaltete. Die Abhandlung führt den Titel: Inscriptiones Nubienses. Commentatio in corona societatis archæologicæ lecta a Nieburio. Romæ, de Romanis 1820, 26 S. kl. Fol. S.

Bau-Wissenschaft.

Heidelberg und Speier bey August Oswald: Praktisches Lehrbuch des Steinschnitts der Bögen, Gewölbe und Treppen. Herausgegeben von G. Strobel. 1819. 3 Bogen Schrift in Folio und 25 Steindruckplatten.

Erste Abtheilung: Bögen. 1. Bogen mit schräger Stirnseite. 2. Schräger Bogen mit grader Stirnseite. 3. Schräger Bogen, dessen äußere Seite mit Böschung, und die innere sich mit einem Tonnengewölbe verbindend. 4. Bogen in einem runden Thurm, aussen mit Böschung, innen sich mit einem Kuppelgewölbe verbindend. 5. Steigender Bogen, in einem runden Thurm, Aussenseite in Böschung, innen sich mit einem Kuppelgewölbe verbindend. 6. Schräger Bogen mit Hakenstücken, in einem runden Thurm, Aussenseite in Böschung, innen sich durch Gratstücke mit einem centralen Tonnengewölbe verbindend. 7. Marseiller oder Kernbogen. 8. Wagrechter Bogen.

Zweyte Abtheilung: Gewölbe. 1. Kreuz-Gewölb. 2. Welmen-Gewölb. 3. Kuppel-Gewölb. 4. Tonnen-Gewölb von einem andern in winkelrechter Richtung durchbrochen. 5. Nische. 6. Nische unter einem rechtwinklichen Eck. 7. Ueberragendes Gewölb dessen Grund einen einwärtsgehenden Winkel bildet. 8. Ueberragendes Gewölb, aus einer graden Mauer entspringend. 9. Inclinirendes Gewölb mit schräger Stirnseite. 10. Inclinirendes Gewölb mit gerader Stirnseite, welches in schiefer Richtung sich mit einem Tonnengewölbe verbindet. 11. Aufriß eines gedrückten Bogens. 12. Eine Ellipse aufzureißen, und die Puncte zu bestimmen, aus welchen die Schnitte der Kelle gerissen werden können.

Dritte Abtheilung: Treppen. 1. Auftrag einer runden Treppen-Zarge. 2. Schraubenförmiges Treppen-Gewölb, welches sich um den cylindrischen Kern der Treppe wölbt. 3. Schraubenformiges Treppen-Gewölb, welches sich um den cylindrischen Kern der Treppe wölbt, von einem Bogen unterbrochen, welcher durch Gratstücke sich mit dem Gewölbe verbindet. 4. Wendeltreppe ohne Spindel. 5. Runde freygetragene Treppe.

Für alle diese Fälle ist die Verzeichnung der Lehrbretter gelehrt. In dieser Rücksicht ist es als ein brauchbares Lehrbuch anzusehen. Zum vollständigen Unterricht fehlt aber noch die Anwendung der Lehrbretter beym Steinhauen, und zur leichten Faßlichkeit wäre es dienlich gewesen, wenn die Gegenstände auch zugleich in perspectivischen Rissen dargestellt wären. R.

Nro. 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. August 1821.

Und jezt . . . . . .
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freyheit, wird gerungen.
Prolog zu Schillers Wallenstein.

Skizzen aus dem lezten französisch-spanischen Kriege.

(Fortsezung.)

5.

Massena hatte Badajoz, seinem alten König treu ergeben, und von den Engländern unterstüzt starrsinnig auf seiner Vertheidigung beharrend, mit seinem Heere überzogen. Er war zwar nicht immer ein guter Vater seiner Kinder zu nennen; sehr oft wurden lezlere in Hinsicht auf Verpflegung und Lebensmittel, wenn sie nicht, was er gerade nicht ungern sah, selbst Rath schafften, ziemlich stiefväterlich behandelt. Wenn der weit uneigennüzigere Soult, und mehr noch als dieser der edle Suchet für Tuch, Hemden, Schuhe u. s. w. redlich sorgten, bedachte Massena nur seine Kasse allein mit klingender Münze.

Seine bey Badajoz und Ciudad-Real stehen den Korps, hatten der Strapazen ohne Zahl, und litten Mangel an Allem.

Weit hinter dem Rücken und zu beyden Seiten der Armee mussten kleine Truppenabtheilungen die Gegend durchstreifen, eifrig die Zufuhr betreiben, und nach Massena's Lieblingssysteme, wenn sie nicht immer wurmstichigen Zwieback essen wollten — requiriren.

Eine ähnliche Wallfahrt hatte ein Infanterie-Kapitain, ein junger, entschlossener, lebenslustiger Mann, angetreten. Mißmuthig, die durchzogenen Landschaften ziemlich mager und ausgesaugt gefunden zu haben, überschritt er unbedachtsam die Grenzen des ihm angewiesenen Distrikts, und verlor sich, nach dem Manna des gelobten Landes lechzend, in der von Estremadura nach Algarbiens Grenzen laufenden Gebirgskette.

Eines Abends gewahrte er in der Veja Valverde auf dem Gipfel einer Felsenhöhe ein stattliches Kloster. Der Anblick eines Klosters, und der Gedanke an eine fette Küche und volle Weinkrüge, war für ihn unzertrennlich. Der Tambour führte wirbelnd die bewaffneten Pilger bis an des Klosters Pforte. Der Prior empfing den Kapitain mit besonderer Höflichkeit; in Kurzem erquickten weingefüllte Bockshäute, und Körbe mit Lebensmitteln, die in dem Vorhofe auf Tornistern lagernde Mannschaft. So gut war es ihr lange nicht gegangen. Dem Kapitain wurde zum Nachtlager eine reinliche Zelle angewiesen; in dem Refectorium erwartete ihn ein köstlicher Labetrunk, und nach einiger Vorbereitung eine reichlich besezte Tafel. Der muntere Kapitain, dem es an gesundem Appetite nicht fehlte, ließ sich nicht zweymal bitten. Bey dem heitern, und von vortrefflichem Weine gewürzten Tischgespräche wusste der schlaue Prior geschmeidig ihm die Bitte vorzutragen, die heiligen Mauern seines Klosters mit der nächtlichen Einquartirung seines Kommando's zu verschonen, und schlug ihm vor, dasselbe in das nahe, kaum einen Flintenschuß von dem Kloster am Abhange des Berges gelegene Dorf zu verlegen, wo alles zu der Verpflegung der Soldaten bereitet wäre, und diese morgen die zum Transport der für die Armee verlangten Zufuhre requirirten Bauern gleich bey der Hand haben würden. Freudig über seine glücklichen

Geschäfte, und im Voraus auf den Dank seines Obristen für den bewiesenen Diensteifer stolz, willigte er, ohne zu überlegen ein, ließ seinen Sergeantmajor kommen, und gab diesem den nöthigen Befehl. Bedächtig schüttelte der alte Prakticus den Kopf, und wollte Vorstellungen machen; allein der vom Wein Erglühte verwies ihn kurz zu seiner Pflicht. Freundlicher wurde der Prior, heiterer die Mönche, öfterer kredenzte der Guardian. Erst spät ging man auseinander, worauf ein Mönch den Kapitain zu seiner Zelle geleitete. Ein schmales Bettchen, ein Tisch, ein Stuhl, ein großer Schrank waren der letztern einziges Hausgeräth. Der Mönch wünschte gute Nacht, und verschwand mit seinem Leuchter.

Jezt war er allein in der einsamen Zelle, hell schien der Mond durch die Eisenstäbe der Gitterfenster, und jezt erst vermißte er, bisher immer gewohnt in der Mitte der Seinigen zu schlafen, als er sich ein wenig auskleiden wollte, seine Ordonanz. Er eilte an die Thür; ein vorgeschobener Riegel schien sie von aussen zu verschließen; er pochte, er rief mit lauter Stimme seinem treuen Diener; unbeantwortet hallte seiner Stimme Ton aus dem Kreuzgange wieder.

Jezt erst fing er an, seine Unbedachtsamkeit zu bereuen, heftiger stieß sein Blut, das ohnehin der starke Wein beflügelt hatte, ans pochende Herz. Er untersuchte den Schrank, und fand ihn leer, und als er an das Gitterfenster der Zelle trat, an welchem der ferne Jubel seiner singenden und wahrscheinlich zechenden Leute, aus dem unten liegenden Dorfe zu ihm emporzusteigen schien, lachte er über seine Furcht, legte seine scharf geladenen Sackpistolen und seinen Degen auf den Tisch, und warf sich mit dem festen Vorsatze, nicht zu schlafen, auf die Matrazze. Lange blieb er seinem Entschlusse getreu. Doch als am Ende die öde Stille, das trauliche Halbdunkel der von dem Monde matt erleuchteten Zelle, und sein halber Rausch ihn einzuschläfern begannen, da regte ein dumpfes Geräusch die matt gewordenen Lebensgeister auf. Der große Schrank schien sich zu bewegen, und allmälig nach innen vorzurücken; kaum wollte er seinen Augen trauen. Vorsichtig sich aufrichtend, und nach den Pistolen greifend, schlich er sich leise auf den Zehen heran, und schon gewahrte er zu seinem Entsetzen, zwischen dem Schranke und der Wand eine hohe, fast handbreite Oeffnung. Ohne sich lange zu besinnen, schoß er seine Pistole in selbige ab. Ein lautes: Jesus Maria, von einem dumpfen Gemurmel begleitet, ließ sich vernehmen — lange hallte der Nachhall des Schusses in den Gewölben sich verlierend, wieder. Da war's ihm, als höre er zugleich unten im Dorfe den Tambour wirbeln. Rasch, und mit Anstrengung aller seiner Körperkräfte, drängte er den Schrank wieder an die Wand, rammelte den Tisch quer vor, und sich mit den Füßen an diesen stemmend, erwartete er mit dem Degen in der einen, und der Pistole in der andern Hand, unerschrocken den Anbruch des Tags. So wie der Morgensonne erste Strahlen das Thal vergoldeten, trat er ans Fenster; einzelne seiner Soldaten zwischen den Dorfhütten gewahr werdend, schoß er seine zweyte Pistole in die Luft, und rief und winkte den Seinigen. Fast eine halbe Stunde mußte er ihrer Ankunft harren; endlich hörte er Fußtritte in den Kreuzgängen, donnerte mit beyden Fäusten an die Zellenthür, und lockte so die Herumirrenden herbey.

Gott sey Dank! rief der alte Sergeantmajor, als er in die Zelle trat, daß wir Sie noch am Leben finden; Thor und Pforte waren verschlossen, wir mußten über die Mauern klettern, und Thüren sprengen; im Kloster selbst ist weder Prior noch Mönch, nicht eine menschliche Seele zu hören und zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moina oder das Landmädchen vom Mont-Cenis.

(Fortsezung.)

Wir durchsuchten mit schmerzlichem und widerstrebendem Gefühl eine Kiste, die alle Kostbarkeiten der armen Müllerinn enthielt. Wir fanden da einiges Frauen-Weißzeug, Windeln, Briefe von den bey der sardinischen Armee befindlichen Söhnen der Müllerinn, ein Exemplar von Kempis Nachahmung Christi, und eines von Tasso's befreytem Jerusalem; Sie wissen, daß dieses Buch von den größten Kennern bewundert, auch die einfachsten Bäuerinnen ergözt; es gibt hier Hirten, die ganze Gesänge davon auswendig können. Wir hatten nie ein Buch gelesen, dieses öffnete sich in den Händen Moinas an der gelesensten Stelle; es war im siebenten Buche, das mit diesen Versen anfängt, die in aller Italiener Munde sind:

Intanto Erminia infra l'ombrose piante
D'antica selva, dal cavallo è scorta
Ne più governa il fren la man tremante
E mezza quasi par trà viva e morta, etc.

Moina, geübter als ich, war bald im Stande, diesen schönen Abschnitt zu lesen, wo der Dichter der Natur mit so viel Wahrheit und Gefühl die unschuldigen Gewohnheiten des Hirtenlebens beschreibt, wo jede sanfte Zuneigung sich entfaltet im Schooße der Ruhe und des häuslichen Friedens, fern von dem Ehrgeiz der Höfe und den Leidenschaften der in volkreichen Städten angehäuften Menschen. Die liebende Seele Moina's war lebhaft gerührt durch die Erzählung von Herminiens Schicksal; wenn sie an die Leiden dieser Heldinn dachte, schien sie die ihrigen zu vergessen.

Ich gewann unvermerkt Geschmack an dieser neuen Uebung, ich überwand die ersten Schwierigkeiten; wir un-

verstützten uns mit unsern gegenseitigen Einsichten; wir fanden z. B. die Episode von Olindo und Soffronia sehr natürlich, welche beyde dem Unglück, einander zu überleben, den Tod und die Schmach der Hinrichtung vorzogen.

Aus dem fühlbaren Fortschritte der Pflanzen, die uns umgaben, und der gemäßigteren Temperatur der Atmosphäre schloß ich, daß der Frühling vorgerückt sey. Ich beschloß einen Ausgang aus dieser Wohnung zu versuchen, und einen Zeitpunkt zu benutzen, in dem wir noch mit allen Lebensmitteln versehen waren, die uns einst ausgehen konnten. Ich fing meine Arbeit an der Seite eines der durch das Gehölz verdeckten Fenster an. Ich bewaffnete mich mit der Axt und arbeitete so eifrig, daß es mir in acht Tagen gelang, mir einen Weg bis zum Dache zu öffnen, und dasselbe vom Wasser und dürren Blättern zu befreyen.

Moina begnügte sich nicht, mir mit den Augen zu folgen, und die meiste Zeit sich mit Kleiderarbeit zu beschäftigen, die ihre kunstreiche Thätigkeit zu vervollkommnen wusste. Sie wollte auch die Versuche mit mir theilen, die ich nach aussen zu unserer Befreyung machte.

Eines Tages, als wir zur Erholung uns einen Augenblick auf das Dach setzten und ausruhten, drang in mein Ohr der Gesang eines Vogels, meine Augen konnten nichts unterscheiden; aber indeß ich Moina auf dieses neue Ereigniß aufmerksam machte, schlugen uns Zweige ins Gesicht, die eben bewegt worden waren. Ich suchte noch die Ursache davon, als der wiederholte Gesang des Vogels, der nahe an uns vorbeygekommen war, sie mir anzeigte. Ich erhob mich und zog mit Kraft an den Zweigen; sie machten sich los und fielen auf uns. Moina that einen Schrey, ich zitterte für sie; doch es war ein Freudenruf. — sie hatte den Lichtstrahl wieder entdeckt, den wir so lange vermißten; ich verdoppelte meine Bemühungen, und bald drang die Sonne durch bis zu uns; es war uns nun gegönnt, das Holzwerk zu sehen, unter welchem wir uns befanden.

In dem Augenblick des Bergsturzes hatten sich ganze Reihen von Tannen und über einander hingefallene Kastanienbäume wie Strebe-Pfeiler gegen einander gesperrt, und bildeten über der Mühle eine Verrammelung, fähig das ungeheuerste Gewicht zu tragen.

Seit einigen Tagen schien die Gesundheit Moinas zu wanken; ich wusste damals nicht, daß die größten Freuden, welche uns die Natur bereitet, durch Ungemächlichkeiten angekündigt werden, und daß Schmerz ihr Vorläufer ist.

Ich arbeitete nun mit Hartnäckigkeit an Abräumung des versperrten Kamins, und sobald ich den Luftzug darin wieder hergestellt sah, so zweifelte ich nicht mehr an der Möglichkeit, mich des Feuers zu bedienen. Ich stieg freudig in das erste Zimmer hinab, zerbrach die trockenen Bretter, welche die Mühlsteine umgaben, sammelte die unter der Asche begrabenen Kohlen; es gelang mir, Feuer anzumachen.

Wir hatten nun gesundere Nahrung. Das Fleisch, getrocknet und geräuchert nach der Weise der Hirten dieser Berge, hatte sich vollkommen erhalten; das Wasser befreite es von dem Salze, womit es durchdrungen war, und das Feuer gab ihm wieder einen angenehmen Geschmack. Inzwischen verbesserte diese neue Lebensweise die Gesundheit der zarten Moina nicht; zwar hörte ich nie eine Klage aus ihrem Munde, aber ich las in ihren Augen, denen Verstellung fremd war, das Uebelbefinden, das sie mir umsonst zu verbergen suchte.

Schon dauerte dieser Zustand mehrere Monate, ohne daß es schlimmer wurde. Moina, die mir zuerst abzunehmen geschienen, war ausserordentlich stark geworden.

„O mein guter Freund! sagte sie mir eines Tages, als sie auf meinem Gesichte den Kummer las, den ihre Lage mir verursachte, warum runzelt Sorge deine Stirn? Der Zustand, in dem ich mich befinde, obgleich ungewöhnlich, ist doch ohne Zweifel natürlich, weil ich keinen schneidenden Schmerz empfinde. Die äußerste Gewalt des Uebels scheint die Zerstörung anzuzeigen; wenn es aber lange mäßig fortwirkt, so bereitet es ohne Zweifel größere Genüsse. O mein Vielgeliebter! Wir sind nicht bestimmt, immer allein zu bleiben; wenn Moina krank würde, so würde eine andere Moina, die von mir entstehen muß, dir deine Last tragen helfen. Ich kann nicht mehr daran zweifeln, bald werde ich Mutter seyn; ich fühle das Kind meines Vielgeliebten, es ist in meinem Schooß. Du erinnerst dich jener Augenblicke süßer Geistes-Verwirrung, wo brennend von Liebe und Verlangen du ich seyn wolltest, ich du seyn wollte! Ja, der Gott, der die Wünsche des guten Menschen erhört, hat auch unsere Wünsche erhört. Das Kind, das uns geboren werden wird, soll unsere Zuneigung vermehren, und wenn es möglich ist, ihr einen neuen Werth für uns geben. Laß uns ruhig seyn, der unsere Herzen eins fürs andere schuf, wird nicht zugeben, daß sie sich entrissen werden. Seit einiger Zeit ist ja auch unsere Wohnung schon bewohnbarer, hoffen wir zunehmende Hülfe, im Vertrauen gestärkt durch die schon uns gewordene, haben wir doch frische Luft Licht und Feuer wieder."

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Tamerlans Leben.

I.

Der Name Tamerlan bedeutet in der persischen Sprache einen Lahmen und wurde diesem berühmten Eroberer gegeben, weil er lahm war. Ein persischer Gefangener, der einst mit vielen andern hingerichtet werden sollte, wandte sich an Tamerlan mit der Bitte, ihm das Leben zu schenken, weil er ein Maler sey, und fähig in Tamerlans Bildniß selbst das größte Meisterwerk seiner Kunst zu liefern. Tamerlan versprach ihm das Leben, wenn er leiste, was er verheißen habe. Der Maler malte ihn, der mit dem rechten Fuße lahm und auf dem linken Auge blind war, in der Stellung, daß er sich auf den rechten Fuß beugte, das linke Auge schloß und das rechte auf die

Armbrust legte, als wenn er auf der Jagd sey und nach einem Wild ziele. Tamerlan fand diese Art, seine körperlichen Gebrechen zu verstecken, so sinnreich, daß er ihm zu dem Leben auch die Freyheit schenkte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 1. Aug.

Ich blieb in meinem lezten Berichte noch einige Worte über das neue Trauerspiel Peter und Alexis schuldig, welches auf unserer Bühne vor Abgang der Gesellschaft in das Bad Lauchstädt gegeben wurde. Der Vf. hat mit demselben einen Fortschritt in seinen dramatischen Arbeiten gemacht. Er hat einen Stoff gewählt, in welchem ein tragischer Keim sichtbar enthalten ist, welcher ihm gestattete, den Kampf alter und neuer Zeit und Sitte, der die Gemüther gewaltsam auseinanderreißt, mit lebhaften Farben zu schildern. Vater und Sohn stehen sich hier gegenüber, wie bey ähnlichem Thema in Raupachs Erdennacht; hier wie dort hält der Sohn am Bestehenden fest, der Vater wirkt für einen neuen Zustand der Dinge; aber der Vater ist hier im Besiz der Gewalt und des Rechts, der Sohn vertritt die Macht der Gewohnheit, die in ihrer Ruhe aufgestört, der Neuerung sich um so heftiger entgegenstellt, da diese der verjährten Sitte oft in Gestalt der Herrscherlaune erscheint; und die kämpfenden Partheyen werden hier wirklich repräsentirt, und dem Zuschauer vor Augen gebracht. Endlich fällt hier der Sohn als Opfer; aber das Wie scheint mir nicht dringend zu seyn, und dieß liegt in der Schilderung beyder Hauptpersonen. — Alexis kehrt mit feindlichen Absichten gegen seinen Vater von seinen Reisen in sein Vaterland zurück, Catharina des Czaars Gemahlin sucht umsonst die Streitenden zu versöhnen. An Alexis schließt sich die Schaar der Mißvergnügten an, die falsche Nachricht von dem Ertrinken des Czaars treibt die Absicht des Jünglings hervor; er gebietet sogleich die neuen Einrichtungen seines Vaters aufzuheben — da tritt ihm der Czaar lebend entgegen (die wirksamste und imposanteste Scene des Stücks) der ihn erst grollend niederschlägt, aber bald durch Catharina besänftigt, Gnade und Verzeihung anbietet. Ein Kampf entsteht in Alexis Brust, das Signal des Aufruhrs ertönt, und zieht sein Herz vom Vater ab, zu seinen treuen Russen hin: der Aufruhr wüthet, aber der Czaar siegt, nimmt den Sohn gefangen und übergibt ihn seinem Staatsrath, damit dieser ihn nach dem Gesetze richte; gleichwohl kämpft er mit sich selbst, und lauscht sogar vor der Thüre mit bangem Herzen auf diese Entscheidung. Der Staatsrath verurtheilt jenen natürlich zum Tode. Der Czaar besucht ihn im Gefängnisse. Hier treten beyde Ansichten einander noch einmal gegenüber, es eröffnen sich die Herzen, Alexis bekennt sich zwar für besiegt, aber dennoch nicht fähig, von seinen Gesinnungen abzugehen, und so verläßt ihn der Vater im Kerker. Ein Offizier, Alexis Freund, meint ihm die Schande des Henkertodes zu ersparen und ersticht ihn, was den zurückkehrenden Czaar mit Trauer erfüllt. — Alexis sollte als Beschützer der — rohen — Sitte seines Volkes dastehen, aber doch durch seine Kraft und durch sein wohlgemeintes Streben interessiren — eine schwere Aufgabe, die dem Dichter zu lösen nicht gelungen ist. Denn indem Alexis das Licht, wie von ihm gesagt wird, nicht sehen will, indem er sich für besiegt erklärt, es durch seine Absichten nicht aufgeben kann, ist er im Widerspruche mit sich selbst, er hat reflectirend sich auf einen höhern Standpunkt erhoben, aber bleibt mit gemeinem Eigensinn und egoistischer Hartnäckigkeit auf einem niedern stehen, womit das Interesse an ihm verloren ist. Es ist sogleich von einem wahren Kampf des Vaters gegen ihn nicht mehr die Rede. Peter, der Schöpfer einer neuen Ordnung der Dinge in seinem Reiche, ist in die Nothwendigkeit versetzt, den Sohn als Gegner zu bekämpfen, und seine Absichten auf das Reich unwirksam zu machen. Hatte er ihn im äußern Kampfe besiegt, so konnte nur die Frage seyn, ob er ihn gesetzlich richten lassen wollte oder nicht (d. h. ob er ihn zum Tode verurtheilen oder begnadigen wollte, wie ihm als Oberherrn zustand, gesezt, wir nähmen auf den Charakter des russischen Alleinherrschers auch keine Rücksicht) — nicht darnach, wie ihn der verordnete Staatsrath richten würde, noch weniger von lauschender Erwartung, die des Czaars Verhältniß fast ins Lächerliche stellt. Der Zuschauer würde es weit natürlicher finden, wenn der Czaar im heftigen Zorn über das von seinem Sohn hartnäckig bereitete Blutvergießen, ihn schnell hinzurichten befähle, als daß er auf eine Weise ihn handeln sieht, bey der man den Verdacht der Zweydeutigkeit nicht völlig entfernen kann. Von Begnadigung konnte den Vater der Gedanke abhalten, daß der Begnadigte seinem Werke nicht aufhören würde gefährlich zu seyn; aber dieß schloß immer die Möglichkeit nicht aus, durch Festhaltung im Gewahrsam oder Thronenterbung einerseits, andrerseits durch die Gewalt der Aufklärung selbst kräftig zu seinem Ziele zu gelangen, und den feindlichen Widerstand zu entwaffnen. Da diese Möglichkeit nicht abgeschnitten ist, so läßt der Vf. am Ende mehr den Zufall wirken, und Peter steht als müßiger Zuschauer da. Diese mangelnde Nothwendigkeit, und das Schwankende der Charaktere, worauf sie gegründet ist, ist der Grund, warum das in einzelnen Partien lobenswerthe Stück nicht befriedigen kann. Die Sprache des Gedichtes ist rein, und mit Gewandtheit gehandhabt, aber nicht individuell genug, indem zu häufig Gedanken und Phrasen, die der gegenwärtigen Zeit angehören, angewendet sind, welche die Personen aus einer ungebildeteren, aber kräftigeren Zeit fremdartig kleiden. —

Während unserer Theaterpause hat der Declamator Solbrig in Verbindung mit dem hier durchreisenden Komiker Wurm eine sehr besuchte declamatorisch-humoristische Abendunterhaltung im Saale des Hôtel de Prusse mit vielem Beyfall gegeben. Ersterer sprach besonders die Gedichte: der Stieglitz (von Kind), Auswanderung (von Roos), die heiligen Hallen, von demselben, und mit Hrn. Wurm die travestirte Scene der Königinn Elisabeth und Maria Stuart, leztere (so viel ich weiß ungedruckte) Variationen von Clemens Brentano über die Worte Goethe's: Sehe jeder wie er's treibe ꝛc. mit unwiderstehlicher Laune.

Im Uebrigen scheint die in diesem Sommer herrschende unbeständige und unfreundliche Witterung, die sich jezt in starken Gewittern entladet, die Badereisen von hier aus sehr vermindert zu haben. Wenn indessen die Bäder selbst in unserer Nähe sich, wie bisher, vermehren (im vorigen Jahr wurde in dem anderthalb Stunden von hier gelegenen Dorfe Mitting ein Bad eingerichtet, in diesem Sommer aber ein neues Mineralbad bey dem 6 Stunden von hier, zwischen Grimma und Borna liegenden Städtchen Lausigk, nach dem Entdecker das Hermannsbad genannt, eröffnet), so scheint dieß in der Folge noch mehr der Fall zu seyn.

Von literarischen Neuigkeiten kann ich berichten, daß eben der erste Theil von Busby's Geschichte der Musik a. d. Engl. übers. von Michaelis (Leipz. b. Baumgärtner); und Franz Stöpels, Grundzüge der Geschichte der modernen Musik (Berlin b. Dunker) 4. — (der Hauptsache nach eine tabellarische Uebersicht zur Literärgeschichte der Musik) erschienen sind. Der Musikhändler Steiner in Wien hat wegen Zusendung seiner schönen Ausgabe von Stadlers lezthin erwähnten Oratorium: die Befreyung von Jerusalem, von Sr. Maj. dem König von Bayern eine goldene Medaille empfangen.

A. W.

Beylage: Literaturblatt Nro. 68.

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Freitag den 24. August 1821.

Mathematik.

Essai philosophique sur les probabilités; par le marquis de Laplace. 4me édition. Paris, Courcier 1819. 271 S. gr. 8.

„Die Theorie der Wahrscheinlichkeiten ist im Grunde „nichts, als der gesunde Menschenverstand, auf Rechnung „zurückgebracht (reduit au calcul): sie lehrt dasjenige mit „Genauigkeit schätzen, was die wohl organisirten Geister „(les esprits justes) durch eine Art von Instinct fühlen, „oft ohne sich davon Rechenschaft geben zu können." So der Verfasser. Er rühmt sodann den Einfluß dieser Theorie auf die mathematische Analysis, ihre Anwendbarkeit auf die wichtigsten Probleme der Naturwissenschaft (philosophie naturelle) und Moral (sciences morales), ihre Nützlichkeit bey öffentlichen (Staats-)Anstalten, ihre Perfectibilität; und fügt endlich hinzu: on verra qu'il n'est point de science plus digne de nos méditations, et qu'il soit plus utile de faire entrer dans le système de l'instruction publique. (S. 269 sqq.)

Nun wahrhaftig! auf eine solche Versicherung, aus einem solchen Munde, wagt kein Recensent mit seinen Lesern etwas, wenn er bey der Anzeige einer solchen Arbeit gründlicher als gewöhnlich zu Werke geht.**) Und doch führt Laplace noch immer viel zu wenig zur Empfehlung seines Buches an: er spricht doch blos von den Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die „etablissemens d'utilité publique," auf die „questions les plus importantes de la philosophie naturelle et des sciences morales." Was werden meine Leser aber sagen, wenn ich Ihnen, aus der nämlichen Theorie, gar die unendlich wichtigeren und interessanteren Fragen beantworte: wieviel Hoffnung z. B. vorhanden sey, in der Zahlen-Lotterie eine Ambe zu gewinnen? — oder beym Würfeln einen Pasch zu werfen? — ja wenn ich Ihnen, mit Ausdehnung auf das ganze Gebiet der combinatorischen Analysis, ausrechne: wie viel verschiedene Spiele, mit oder ohne Spadille und Baße, in der Hand des l'hombre möglich sind? — Und damit will ich anfangen, um mir Nachsicht wegen der obigen, dann zu betrachtenden, unbedeutenderen Gegenstände zu verschaffen. Was heißt denn aber zuerst Wahrscheinlichkeit, und die, natürlich nur darauf zu gründende Hoffnung, eines Spielers z. B. auf Gewinn, unter gegebenen Umständen? Die Antwort lautet, nach Verschiedenheit des Falles, verwickelt genug; im Allgemeinen aber hangen Wahrscheinlichkeit und Hoffnung offenbar „von dem Verhältnisse der Anzahl der günstigen zu der Anzahl der überhaupt möglichen Fälle ab." (S. 12.) Man nehme hiernach an, daß es unter n überhaupt möglichen Fällen, wie eine Begebenheit sich ereignen kann, m Fälle gebe, welche irgend einer darauf gegründeten Erwartung entsprechen, also n — m Fälle, wo ein ungünstiger Erfolg eintritt: so ist die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg nur $= \frac{m}{n}$ d. h., wenn z. B. von einem Spiele die Rede ist, man darf, in der Regel, bey einer n maligen Wiederholung desselben nur m mal zu gewinnen hoffen. In den gewöhnlichen Zahlen-Lotterien (Lotto di Genua) werden von 90 Nummern bekanntlich jedesmal nur 5 als Treffer gezogen: die Hoffnung (allgemeine Wahrscheinlichkeit) einen einfachen, unbestimmten Ausjug zu errathen, ist also nur $\frac{5}{90}$ oder $\frac{1}{18}$ d. h. man darf, im Durchschnitte, in 18 Ziehungen nur einmal zu gewinnen hoffen; und da ein solcher Ausjug den Einsatz nur 15 mal gewinnt, so verliert man also

*) In der Allg. Litt. Zeitung von Halle Nr. 99. v. J. 1821. Sp. 792. ist die Rede von
Laplace's kleinem Werke über die Probabilitäten, übersetzt mit Anmerkungen von Langsdorff. Heidelberg b. Groos 1819.
Sey diese Uebersetzung nun das nämliche, hier angezeigte Werk, oder ein Ausjug daraus; immer hätt' ich gewünscht, daß der geehrte Beurtheiler sie zugleich mit der Urschrift angezeigt hätte, aus leicht begreiflichen Gründen. M.

**) C'est selon! Bey dem sogenannten großen Publikum wagt man mit der Gründlichkeit immer, es denkt nicht, wie im L. Bl. Nr. 24. der „Pedant":
Sieh, was gründlich ist und nützlich,
Ob ich auch darüber schliefe.
Am wenigsten ist ihm mit einer Gründlichkeit beyzukommen, die sich anmelden läßt. M.

bey fortgesezter Spielung eines solchen Auszuges $\frac{1}{36} = \frac{1}{4}$ seines Geldes. Für den bestimmten Auszug ferner, ist die Hoffnung nur $\frac{1}{30}$, der Betrag des Treffers, bekanntlich der 75malige des Einsatzes, und der Verlust, im Durchschnitt, also $\frac{1}{30} = \frac{1}{4}$ wie oben. Um hiernächst die Hoffnung auf eine Ambe zu bestimmen, muß man, nach der oben angegebenen Regel, zuerst wieder die Zahl aller, in den 90 Nummern überhaupt möglichen, und hiernächst die, in den 5 gezogenen Nummern wirklich nun herauskommenden Amben vergleichen. Nun sind, wie man sich, wenn man den analytischen Weg nicht gehen mag, durch Versuche leicht überzeugen kann, in den 5 lezteren Nummern 5. 4 : 1. 2 = 10, und, nach dieser Analogie, in allen 90 Nummern also 90. 89 : 1. 2 = 4005 Amben enthaltend, welches für die gesuchte Hoffnung $\frac{1}{4005}$ fast $\frac{1}{400}$ giebt. Da aber eine Ambe, welche hiernach wahrscheinlicherweise in 400 Ziehungen nur einmal herauskommt, doch den Einsatz nur 275 mal gewinnt, so verliert man, bey lezterer Speculation, offenbar $\frac{125}{400} = \frac{5}{16}$ seines Geldes; und noch viel unvortheilhafter wird, wie man beym Weiter-Rechnen bald findet, für den Spieler das Verhältniß bey Ternen u. s. w. *) — Hiernächst denn zu den Würfeln, diesem, schon des Klapperns wegen, so sehr modischen Zeitvertreibe; und da beklage ich recht, mich, des Raumes wegen, auf die Hauptfrage: nach der Wahrscheinlichkeit mit drey Würfeln einen Pasch, d. h. zwey gleiche Augen und nicht mehr, zu werfen? beschränken zu müssen. Wie groß ist denn aber diese interessante Wahrscheinlichkeit? Leider nur $\frac{1}{12}$, d. h. man wird, in der Regel, unter 12 Würfen nur 5 Päsche haben, welchen ergötzlichen Versuch meine Leser, um sich von der Wahrheit meiner Anführungen handgreiflich zu überzeugen, Vergnügen mit dem Wunsche wissenschaftlicher Belehrung verbindend, ja ganz leicht anstellen können. **) Wie überzeugen wir uns denn aber, ohne jenen Versuch, davon? Ganz leicht: Ein Würfel nämlich zuvörderst kann offenbar nur 6 Würfe geben, nachdem die 1, 2, u. s. w. oben zu liegen kommt; jeder dieser 6 Würfe läßt sich aber mit allen 6 Würfen eines zweyten Würfels verbinden, welches demnach, für zwey Würfel, 36 verschiedene Würfe giebt, deren jeder wieder mit allen 6 Würfen eines dritten Würfels verbunden werden kann, so daß also mit drey Würfeln zusammen überhaupt 36. 6 = 216 verschiedene Würfe möglich sind. Unter jenen 36, mit zwey Würfeln überhaupt möglichen Würfen, sind aber offenbar nur 6 Päsche, welches mit den 5 Würfen des dritten Würfels verbunden (der 6te würde die ausgeschlossene Verbindung drey gleicher Zahlen geben) 6. 5 = 30 Päsche, und, da diese zwischen dem 1sten, und 2ten, oder 2ten und 3ten, oder endlich zwischen dem 1sten und 3ten möglich sind, zusammen 3. 30 = 90 Päsche giebt. Also kommen auf 216 Würfe 90 Päsche, d. h. (mit 18 dividirend) auf 12, nur 5, wie oben. — Mit den Auseinandersetzungen über das L'hombre hoffe ich bey meinen Lesern noch mehr Ehre einzulegen. Jeder Spieler kann nämlich, beym Geben, offenbar so viel verschiedene Spiele erhalten, als sich 9 Charten auf eine verschiedene Art aus 40 nehmen lassen; die Deduction wird uns lehren, wie oft das geschehen kann. Seyn nur 6 Charten: a, b, c, d, e, f; und die Frage: wie oft sich daraus 2 auf verschiedene Art nehmen lassen? Man kann offenbar nur erhalten:

ab, oder ac, ad, ae, af, oder
bc, bd, be, bf, oder
cd, ce, cf, oder
de, df, oder
ef.

= 15 = 6. 5 : 1. 2 verschiedene Spiele. Die obige Zahl der L'hombre-Spiele, die beym Geben in Eine Hand kommen können, ohne daß eins davon dem andern ganz gleich, d. h. nicht wenigstens in Einer Charte davon unterschieden wäre, ist also nach dieser Regel

$$= \frac{40.\ 39.\ 38.\ 37.\ 36.\ 35.\ 34.\ 33.\ 32}{1.\ 2.\ 3.\ 4.\ 5.\ 6.\ 7.\ 8.\ 9.} = 27343880;$$

und diese Zahl muß noch mit 3 multiplicirt werden, weil die nämlichen Charten ein anderes Spiel geben, nachdem man sie zur Vorhand, Mittelhand oder Hinterhand erhält: macht 820316640. Nun will ich annehmen, daß die eifrigsten L'hombre-Spieler unter meinen Lesern, jeden Tag, 300 Spiele machten, wozu die raschesten Spieler, nach einer Erfahrung, doch allerwenigstens 5 Stunden gebrauchen werden: so könnte man also 2734388 Tage, oder fast 7492 Jahre solchergestalt spielen, ohne ein nämliches Spiel wieder erhalten zu müssen. Wenn die Versicherung nicht tröstlich ist, so weiß ich's nicht! — Die Wahrscheinlichkeit: ob unter den gegebenen 9 Charten beyde Aß seyn werden? findet man durch Vergleichung der in allen 40 Charten, zu den in den 9 Charten möglichen Ambey, wie bey einigem Nachdenken über das bisher Vorgetragene sogleich erhellt. Nun ist die Zahl der ersteren = 40. 39 : 1. 2 = 780, der lezteren = 9. 8 : 1. 2 = 36, die gesuchte Wahrscheinlichkeit also $\frac{1}{780}$ oder etwan $\frac{1}{21}$, d. h. man darf unter 21 Malen nur Einmal beyde Aß gleich beym Geben zu erhalten hoffen. *) — Nachdem solchergestalt auf sonnenklare Art gezeigt worden ist, daß Untersuchungen über die Wahrscheinlichkeit noch an andern

*) Diese Auseinandersetzung hat auch eine moralische Seite.

**) Ich wette, Sie werden unter 1200 Würfen sehr nahe 500 Päsche haben. N.

*) Ich wette wieder, daß dieß unter 21maligem Geben fast immer 10 mal der Fall seyn wird. N.

Tischen als dem Büchertische ihre Anwendung finden, werden mich meine Leser bereitwilliger auf dem Streifzuge durch Laplace berühmtes Werk begleiten. „Erinnern wir uns," sagt er in der Einleitung — und diese Erinnerung ist mir ganz besonders zeitgemäß vorgekommen, — „erinnern wir uns, daß der lange Schweif des Cometen vom Jahre 1456 einen um so größeren Schrecken über ganz Europa verbreitete, als die Unwissenheit damit die blutigen Erfolge der türkischen Waffen in ursachliche Verbindung sezte, die eben damals das deutsche Reich verheerten:" indeß wir, fügt Referent hinzu, geleitet durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung, selbst das Ungewöhnliche in der physischen und politischen Welt von dem Zusammentreffen eigenthümlicher Umstände, wie sie die Kette der Jahrhunderte und der Combinationen nothwendig herbeyführen muß, abhängig machen; und daher, ohne Besorgniß eines gegenseitigen Bezuges, den dießjährigen Cometen*) sammt dem gleichzeitigen Marsche östreichischer Truppen nach Neapel sehen, oder Kaiser Franz des Ersten Anrede an seine Laibacher Professoren vernahmen, welche nach der Berliner Vossischen Zeitung, Nr. 21 dieses Jahrganges, wörtlich folgendergestalt lautete, †) „Meine Herren! „die Krainerischen Studenten wurden immer für gute „Studenten gehalten: trachten Sie, dieselben bey diesem „guten Rufe zu erhalten. Halten Sie sich übrigens an „das Alte, denn das ist gut; unsere Vorfahren haben „sich dabey gut befunden, warum sollten wir es nicht? Es „sind jezt neue Ideen im Schwunge, die ich nicht billigen „kann, und nie billigen werde. Enthalten Sie sich von „diesen, und halten sich an das Positive, denn ich „brauche keine Gelehrte, sondern brave, rechtschaffene Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden, liegt „Ihnen ob. Wer Mir dient, muß lehren, was Ich befehle; wer dieß nicht thun kann, oder Mir mit neuen „Ideen kommt, der kann gehen, oder Ich werde ihn entfernen. —" Und welche also, hinsichtlich des darin angekündigten Strafgerichts, von den Herren Professoren nicht als ein durch den Cometenschweif vorausgedrohetes Unglück, sondern als ein, in dem Probabilitäts-Calcül ganz wohl begründetes, nothwendiges Eintreffen unvermeidlicher Folgen muthmaßlicher Unvorsichtigkeiten betrachtet werden muß. (Vergl. weiter unten).

Nachdem von dem Verf. hiernächst zehn Principien der Wahrscheinlichkeit und darauf begründeten Hoffnung, deren erstes Referent an die Spitze seines praktischen Präliminar-Artikels gestellt hat und auf deren übrige er nach Maßgabe weiterer, praktischer Veranlassung zurückzukommen gedenkt, erörtert worden, verbreitet er sich in einem eigenen Abschnitte summarisch: über die analytischen Methoden der Wahrscheinlichkeitsrechnung; worüber, außer dem großen eigenen Werke von Laplace (théorie analytique des probabilités, nouvelle édition; ein starker Quartband, dessen Studium tiefe analytische Vorkenntnisse voraussezt), ein zugänglicheres von Lacroix: Traité élémentaire du calcul des probabilités; Paris, 1816; Preis 5 Franken; existirt. Traktatenmäßig führe ich meine Leser sodann gleich in die Geheimnisse der Anwendung des Probabilitäts-Calculus auf Staatswirthschaft, auf die Naturphilosophie u. s. f. ein. „Sorgfältig geführte Geburtslisten," heißt es in dem ersten der darauf bezüglichen Abschnitte des lois de la probabilité qui résultent de la multiplication indefinie des événemens, „können zur Bestimmung der Volksmenge großer Staaten dienen, ohne daß man nöthig hätte, zu allgemeinen Zählungen seine Zuflucht zu nehmen:*) es kommt nur darauf an, das Verhältniß der Bevölkerung zur Summe der jährlichen Geburten nahe genug zu bestimmen. Das genaueste Mittel, um zu dieser Bestimmung zu gelangen, besteht darin: 1) im Lande, nach einer, zur Vermeidung localer Einflüsse, möglichst das Ganze in Anspruch nehmenden Rücksicht, einzelne Bezieke auszuwählen; 2) in jedem derselben zu einer bestimmten Zeit, die Einwohnerzahl mehrerer Ortschaften und 3) eben so die entsprechende mehrjährige Durchschnittszahl der Geburten festzustellen. — Auf diese Weise habe ich das jetzige Verhältniß der Bevölkerung zu den jährlichen Geburten in Frankreich =28,352845 gefunden, mit welcher man die lezteren also zu multipliciren hat, um die Menge der Bewohner anzugeben. Wie groß ist denn nun aber die Wahrscheinlichkeit, daß das solchergestalt gefundene Resultat sich nicht über eine gewisse Grenze von der Wahrheit entfernen werde? Dieses Problem habe ich der Analyse des Probabilitäts-Calculus unterworfen, und mich überzeugt, es sey 300000 gegen 1 zu wetten, daß, wenn die Zahl der jährlichen Geburten in Frankreich z. B. 1000000 betrage, die, nach jenem Verhältniß, daraus abgeleitete Bevölkerungsmenge von 28352845 Köpfen, mindestens bis auf eine halbe Million richtig sey." — Die Anwendungen, welche der V., in dem folgenden Abschnitte, (Application du calcul des probabilités à la philosophie naturelle) von der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Naturwissenschaften macht, sind zum Theile von höchst bewunderungswürdiger und überraschender Natur.

„Bey den Natur-Erscheinungen wirken fast immer so

*) Er war zu Ende Februars d. J., bald nach 7 Uhr Abends, am westlichen Himmel, im Pegasus, mit unbewaffnetem Auge deutlich zu sehen und sein gegen 4° langer Schweif, hat diese associatio idearum recht natürlich in mir erregt. M.

†) Wenn mir recht ist; so haben die Zeitungen diese Neuigkeit widerrufen. M.

*) Da der dießfallsige Vorschlag des Verfassers vom Französ. Gouvernement genehmiget worden ist, so darf sich das, was er darüber sagt, wohl noch anderweite Berücksichtigung versprechen. N.

viel fremdartige, störende Einflüsse mit, daß es außerordentlich schwer hält, ihr wahres Gesetz auszumitteln. Man muß also die Beobachtungen und Versuche sehr vervielfältigen; wonächst es Aufgabe der Analysis bleibt, daraus ein mittleres, keinen jener fremdartigen Einflüsse, auf Unkosten der übrigen, begünstigendes Resultat zu ziehen." Die Grundzüge des, unter dem Namen der Methode der kleinsten Quadrate bekannten Verfahrens, welches sie dazu aufbietet, und mit dessen Anwendung besonders in der Astronomie, eine neue Epoche vorher nicht einmal geahneter Genauigkeit anhebt, sind von mir in der Anzeige von Biot's Astronomie, Nr. 72. des vorigen Jahrgangs dieser Blätter im Allgemeinen dargestellt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortsetzung.)

Précis historiques des principaux événemens politiques et militaires qui ont amené la revolution d'Espagne; par Louis Jullian. Der Gegenstand dieser Schrift, in gegenwärtigem Augenblicke von so großem allgemeinen Interesse, wird durch die anziehende Art, womit Hr. Jullian ihn hier behandelt, noch um vieles erhöhet. Die Meynungen und Gesinnungen des Verfassers stimmen mit der Sache der Freyheit und den constitutionellen Lehren vollkommen überein. Viele der hier erzählten Thatsachen kannte man bis jezt nur unvollkommen. Sie werfen ein neues Licht auf die spanische Revolution und gewähren einen richtigen Begriff von ihrer Natur. Die Denkungsart der Männer, die in den Begebenheiten, welche den ersten Bewegungen vorangingen und nachfolgten, eine vorzügliche Rolle spielten, sind hier mit vielem Talente gezeichnet worden. (Octavband. Preis 6 Fr. Bey Mongie).

Précis, ou Historie abregée des guerres de la révolution. Mehrere Militärpersonen sind zusammengetreten diese abgekürzte Geschichte der Revolutionskriege, unter Anleitung des Professors Tissot vom Collège de France, herauszugeben. Alle strategetische Details sind aus derselben gänzlich weggelassen, doch ist kein militärisches Ereigniß von einiger Bedeutung unberührt geblieben, so daß das Ganze, in geschichtlicher Hinsicht, jeden Leser hinlänglich befriediget und ihm das große, unter dem Namen: Victoires et conquêtes bekannte Werk, entbehrlich macht. (2 starke Octavbände. Preis 12 Fr. Bey Raymond.)

Biographie.

Dissertation sur J. B. Poquelin-Molière; par L. P. Beffara. Nichts kann an sich gleichgültiger seyn, als die genaue Zeit- und Ortangabe der Geburt eines Mannes zu erfahren, der schon seit anderhalb hundert Jahren im Grabe ruhet. Wenn aber dieser Mann der Triumph einer Nation war, wenn von einem Homer, einem Shakespear, einem Molière die Rede ist, so gewinnen die geringfügigsten, ihr Leben betreffenden Umstände ein lebhaftes Interesse. Der Verfasser vorliegender kleinen Schrift verdient daher Dank, daß er in derselben Molière's Geburtstag genau bestimmt, und mit eben so vieler Genauigkeit die Wohnung anzeigt, in welcher der Dichter zuerst das Licht erblickte. Es scheint jezt außer allem Zweifel zu seyn, daß er den 15 Januar 1622, und nicht 1620 geboren wurde; daß das Haus seiner Eltern in der Straße de la Saint-Honoré und nicht in der Straße de la Tonnellerie gelegen war; daß seine Mutter Maria Crésé, und nicht Anna Boudet oder Boutet hieß; daß er selbst nicht Johann Baptist sondern blos Johann sich nannte. Die Quellen, worin H. Beffara die Beweise dieser Angabe schöpfte, sind zu authentisch als daß selbst Voltaire und die übrigen Biographen des unsterblichen Dichters sie nicht gerne zulassen würden, wenn sie noch lebten. (2 Bogen Druck in 8. Bey Vente.)

Essai sur la vie, les écrits et les opinions de M. de Malesherbes; par le comte Boissy-d'Anglas. Troizieme partie. Es geziemte Plato eine Lobrede auf Socrates zu halten; es war der Feder eines Tacitus würdig, das Leben des Agricola zu schreiben, und Malesherbes konnte nur an einem Mann, wie Boissy d'Anglas, einen würdigen Biographen finden. Nicht Familienverhältnisse, sondern Freundschaft, Hochachtung und diejenige Art sympathetischer Verwandschaft, die aus den entferntesten Weltgegenden große Seelen mit einander verbinden, bewog den edlen Pair vorliegenden Versuch über das Leben seines Freundes Malesherbes, dem unsterblichen Ruhme desselben als Denkmal zu errichten. Aber konnte er sichs einfallen lassen, daß selbst in der Familie dieses großen Mannes sich Verkleinerer seines Ruhmes finden würden? — So unwahrscheinlich die Sache auch scheinen mag, so verhält sie sich dennoch nicht anders. Nachkommen des Herrn von Malesherbes haben gegen die Lobrede auf ihren Vorfahr protestirt, haben ihren Unwillen darüber geäußert, daß einer der würdigsten Männer Frankreichs es unternommen hatte, einen der schönsten Charaktere, der die menschliche Natur ehret, der Bewunderung künftiger Jahrhunderte zu übergeben. Diese Protestation ist nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben. Französische Biographen, namentlich Michaud in seiner Biographie universelle, haben, sich darauf stützend, das Andenken des verewigten Malesherbes verläumdet, ihn als den Urheber gefährlicher Staatsveränderungen, ihn als einen Mann dargestellt, dessen hauptsächliches Bemühen die Erschütterung der Throne zum Zweck hatte, der aber am Ende seines Lebens bewogen wurde, Grundsätze abzuschwören, die stets dessen unwandelbare Richtschnur gewesen waren. Gegenwärtiger dritter Theil des Boissy d'Anglas'schen Versuchs ist also eigentlich ein Nachtrag zu den zwey ersten Theilen, eine aus der Fülle des Herzens geschriebene Widerlegung jener Verunglimpfungen. Der beredte Verfasser schließt mit folgenden Worten: „Hr. von Malesherbe war so sehr dem Despotismus als dem Aristokratismus abhold, unter welcher Gestalt beyde sich auch zeigen mochten; er war ihnen abhold, weil sie unaufhörlich mit dem wahren Interesse des Volkes und des Königes im Widerspruche stehen. Er war stolz darauf gegen diese zwiefache Beeinträchtigung der königlichen Macht stets gekämpft zu haben, obwol seine individuelle Lage und seine Familienverhältnisse ihm Veranlassung genug geben mochten, die eine wie die andere zu begünstigen. Die Geschichte des Hrn. v. Malesherbe und der Angriffe auf sein Andenken, findet sich in diesen Worten hinlänglich erörtert; und wenn man hinzufügt, daß ihm niemand den Vorwurf machen kann, je von der Bahn abgewichen zu seyn, die er sich im Kampfe seines Lebens vorgezeichnet hatte; wenn man bedenkt, daß diese Bahn keine andere, als die des rechtschaffnen Mannes war, so stehet die Lobrede dieses Edlen mit einem Zuge vollendet da, wie nicht weniger die wahren Beweggründe derjenigen, die sein Andenken verunglimpfen, dadurch anschaulich gemacht werden." (7 Bogen Druck in 8. Bey Treuttel und Würz.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. August 1821.

Er will und spricht, so sind und werden Welten,
Und Er gebeut, so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.

Gellert.

Das zerstörte Thal.

Mein Großvater war einer der ersten Pflanzer in Kentucky. Er war von Profession ein Müller, und baute sich eine Kornmühle in einem Dorfe, in jenem Staate. Es hieß Thiatira, nach einer alten Stadt, deren die Schrift erwähnt; und er und seine Nachbarn, die Stifter dachten, es würde einst eine große Stadt werden; aber keine Spur, weder vom Dorfe noch von der Mühle ist jezt mehr vorhanden — aber ich erinnere mich noch dessen alles. Es war ein schöner Ort, am Fuße einer, oben mit Gehölz bedeckten Hügelreihe — ein schöner Strom floß an ihnen vorüber, und die Mühle stand neben einem anmuthigen Wasserfall. — Mein Großvater hinterließ sein Eigenthum in einem blühenden Zustand meinem Vater, der ein unternehmender Mann war. Er nahm thätigen Antheil an dem Unabhängigkeits-Krieg, und als endlich Friede wurde, kehrte er nach Thiatira zurück, wo er die alte Getreidemühle erweiterte und noch eine andere zum Sägen des Bauholzes anlegte, wovon die Hügel einen reichlichen Ueberfluß lieferten. Jedermann prophezeyte meinem Vater, daß er bald einer der reichsten Männer im Staat seyn würde, wozu auch jeder Anschein vorhanden war. — Im Sommer, ehe das gelbe Fieber in Philadelphia ausbrach — ich war, während das Fieber in jener Stadt wüthete, dort, weßwegen ich mich's so genau erinnere — fehlte meinem Vater das Wasser zu seinen Mühlen. Die regenlose Witterung hatte den Strom aufgetrocknet, und die Räder stockten. Einige seiner älteren Nachbarn waren in ihrer Jugend an dessen Quelle gewesen. Er kam aus einem See, weit oben im Gebirge hinter den Hügeln, und mein Vater dachte: könne er nur die Oeffnung im See, wo der Strom hervorkam, weiter machen, so würde er Wasser genug kriegen. — Der Plan war ausführbar, und er dingte eine Anzahl Arbeiter, die er in dieser Absicht mit zum See nahm. Ich war damals jung, liebte jede Art von Abentheuer, und begleitete die Helden der Beile und Schaufel auf ihrem Zuge. Wir hatten eine lustige Wanderung durch die Wälder. Schwärme von Fliegensauger flogen vor uns auf, wie die im Wind flatternden Aepfelblüthen; des Nachts schliefen wir im Walde, und wir kamen durch mehrere alte indische Kriegerbahnen (war-tracks) an den Inschriften in den Felsen kenntbar; wir sahen auch im Walde künstliche Wälle, auf welchen uralte Bäume wuchsen. Sie waren die Werke der Einwohner vor dem jetzigen Geschlecht — die vielleicht vor der Sündfluth hier gehaußt. Zuweilen kommt mir der Gedanke, Amerika sey die alte Welt, die damals zerstört wurde. Dem sey aber wie ihm wolle, so enthält es doch viele Ueberreste eines unerforschten Alterthums. Auf den Kriegergürteln der Indianer sieht man Hieroglyphen. Die Egyptier schrieben in dieser Sprache. Lehrten sie wohl die Indianer? — Um mich indessen nicht bey einem solchen verwickelten Gegenstand aufzuhalten, so sage ich nur bloß, daß wir am zweyten Tag den See erreichten, welcher dem Strom sein Wasser gab. Er war ungefähr zehn Meilen lang, und fünf breit — ein Kessel mitten zwischen mehre-

ren Hügeln. Die Berge und Wälder ragten hoch darüber empor, aber gegen unſer Dorf zu ſchien ihn ein mächtiger Damm aufzuhalten, über welchen der Thiatira-Strom herabfloß. — Es war Abend, als wir oben auf den Damm anlangten; wir nahmen einige Erfriſchungen, und mein Vater ſchlug vor, bis am Morgen zu warten; das ganze Geſchäft hatte das Anſehen einer Jagdpartie, unſer Zweck war Arbeit, aber wir milderten die Mittel durch Vergnügen. Demnach begab ſich jeder nach dem Eſſen, wozu ihn ſein Hang einlud. Ich beſtieg einen Felſen, welcher ſich über den See erhob, und ſezte mich nieder, um die Landſchaft zu beſchauen, welche in ſtiller Pracht vor mir ausgebreitet da lag. Der Geiſt des Ortes berührte den meinigen, und ich ward von ſchrecklichen Ahnungen ergriffen. Wie ein Leichnam lag die Ruhe auf dem Waſſer; ſtumm wie das Grab ſaß die Stille auf dem Gebirge; die Wälder ſchienen beym Hinſchwinden des Tageslichts allmälig die Geſtalt der Federbüſche auf dem Leichenwagen anzunehmen; und als ich hinab nach dem heimatlichen Dorf hinſah, da dachte ich an das Thal Jehoſaphat und den jüngſten Tag. Welch ein ſonderbarer Sinn des Geiſtes, ſchärfer als das Aug' und ſchneller als das Ohr, gab mir am ganzen Abend das Vorgefühl deſſen, was da geſchehen ſollte. — Meine Begleiter lagen in ſanftem Schlummer, ich aber vermogte kein Auge zu ſchließen. Sobald ich ſolches that, entdeckte mir auch das immer rege Gefühl meiner Seele die Zeichen deſſen, was da kommen ſollte, und ſchreckte mich auf. Es iſt erſtaunlich, wie dergleichen Dinge geſchehen! — Was mich betrifft, ſo bin ich der Meinung, daß die Seele einſchläft, und daß unſere Träume blos das bildliche Mittel ihrer Gedanken ſind, wenn die fünf phyſiſchen Sinne verſchloſſen ſind. Träume, möchte ich ſagen, ſind blos die Bilder, worin die Seele denkt. Aber die Geheimniſſe des Reiches der Seele ſind dunkler als die Geheimniſſe aller andern Naturreiche; und ich vermag ſie nicht zu enträthſeln.

Bey Tagesanbruch rief uns mein Vater munter an die Arbeit. Ich weiß nicht was für ein Gefühl mich bewegte. Ich war von einem ſonderbaren Mann erzogen worden — ein tiefer Gelehrter in klaſſiſchen Schriften, der ſich in Thiatira niedergelaſſen hatte. Er hatte zu Oxford ſtudiert, und er ſchrieb allen organiſchen Körpern eine lebendige Kraft zu. Für ihn beſaßen die Wälder ihre Geiſter, die Ströme hatten ihren Sinn, und die Felſen das Gedächtniß Zeugniß zu geben. Dieſe Einbildungen fielen mir auf einmal aufs Herz, ich lief zu meinem Vater, faßte ſeinen Arm und ſagte: „Halter ein, es dürfte wohl ſündlich ſeyn den uralten Lauf dieſes einſamen Waſſers zu ſtören.“ Mein Vater lachte und hieb aufs neu mit ſeiner Haue in den Boden. Es war ein verderblicher Hieb, denn als er das Werkzeug herauszog, ſchien der Boden zu ſchaudern, und ſogleich hörten wir ein Krachen, als bräche der ganze Damm zuſammen. — Mein Vater hatte durch den Hieb ſeiner Haue eine Sandkruſte geſpalten, die ſo zu ſagen den Rand des Sees bildete. Das Waſſer rauſchte in die gemachte Oeffnung und erweiterte den Spalt mit großer Gewalt. Der Damm, welcher den See einhemmte, war durch eine allmälige Anhäufung gefallener Baumſtämme gebildet worden. Das Waſſer drängte ſich durch die Oeffnung zwiſchen die Maſſe hinein, wuſch den Schlamm und Sand zwiſchen den angehäuften Stämmen hinweg, und die Maſſe verlor ihren Zuſammenhang. In wenigen Minuten, Gott weiß, durch welche verborgene Macht, fing der mächtige Damm ſich zu bewegen an; er gerieth in heftige Zuckungen, ein furchtbares Gebrülle erſchallte aus ſeinen Eingeweiden; die Waſſer des Sees kochten aus der Tiefe empor; ich ſtürzte hinweg, mein Vater und ſeine Freunde ſtanden bewegungslos vor Schrecken; unten im Walde flogen die Vögel mit Gekrächze empor — ich rief meinem Vater und den andern zu, mir um Gotteswillen zu folgen; ich blickte nach dem See — es ſchien mir, als werde deſſen ruhige Oberfläche wie abſchüſſiges Glas; ich faßte den Zweig eines Baumes, welcher auf dem Felſen wuchs, von welchem ich den Abend vorher die Gegend überſchaut hatte; es war mir als fühlte ich den Erdball unter meinen Füßen hinwegeilen; ich machte eine Anſtrengung, ich erreichte den Felſen; alles um mich her taumelte; Hügel und Wälder flogen abwärts. — Ich ſchloß meine Augen mit Entſetzen, und, indem ich die Hände übers Geſicht ſchlug, warf ich mich auf den Felſen nieder, als läge ich zu den Füßen des Engels des Verderbens. Jezt hörte ich einen Schall, lauter denn Donner; meine Sinne waren eine Zeitlang betäubt. Was inzwiſchen geſchah, weiß ich nicht; als ich aber endlich Muth genug fand, um mich zu blicken, ſah ich mich am Rande eines furchtbaren Abgrunds — ein ſchwarzes, ſchlammiges Thal, gewächslos wie das Grab, lag ſtatt des Sees vor mir; und ſtatt des Dammes, wo ich meinen Vater und die Arbeiter zurückgelaſſen, erblickte ich eine gräßliche Spalte! Furchtbare Zerſtörung, wie die Sündfluth rauſchte das Thal hinab gegen Thiatira zu. Der Schall nahm ab, während ich ihr nachſtarrte, und es erfolgte eine Stille, wie ſie der Rabe Noahs auf der Erde gefunden haben mogte, als er hinausflog — um ſich an den zerſtörten Geſchlechtern der alten Welt zu mäſten.

Skizzen aus dem lezten franzöſiſch-ſpaniſchen Kriege.

(Fortſezung.)

Der in der Mitte der Seinigen wieder aufleben de Kapitain erzählte ihnen nunmehro die Abentheuer der vergangenen Nacht.

Mir ahnete ſchon geſtern Abend nichts Gutes, erwiederte der alte Krieger, ſeit meinen Feldzügen in Neapel und Calabrien traue ich aus Erfahrung den Mönchen

nicht. — Als ich noch nach Mitternacht in den einzeln Häusern die Bauern den Soldaten unmäßig zutrinken, und das sämmtliche Klostergesinde mitzechen sah, ließ ich Appel schlagen, und versammelte in meinem Quartier die ganze Mannschaft; das schien den Bauern nicht recht zu seyn. Hätte ich dieß nicht gethan, und fleißig patrouilliren lassen — Gott weiß es! Wir Alle wären diesen Morgen um einen Kopf kürzer gewesen!

Soldaten eilten mit Lampen und brennenden Kerzen herbey, man schob den Schrank bey Seite, und begann die Wanderung in den finstern Bogengang, in welchem blutige Spuren bis zu einer Wendeltreppe geleiteten, die sich in einen großen Keller verlor.

Die Soldaten durchstöberten alle Winkel, und fanden nichts — eine Seitentreppe führte in die offen und völlig leer stehende Klosterküche herauf. Wahrscheinlich waren also die Mönche entfloh'n! —

Schon wollte man weiter gehen, als einer der in dem Keller zurückgebliebenen Grenadiers zwischen zwey hohen steinernen Weinkrügen eine niedrige, mit Eisen beschlagene Thür entdeckte.

Mehrere Flintenschüsse sprengten das Schloß, und siehe da! auf den Knieen liegend, und ängstlich um Gnade flehend, fand man die ganze Klerisey; in ihrer Mitte die Leiche des Priors, dem die Kugel durch die Brust gegangen war.

Sehr schwer wurde es dem Kapitain, einen Entschluß zu fassen. Die Mönche nach eigenmächtig gehaltenen Standrechte niederschießen zu lassen, konnte er nicht wagen; sie gefangen mit wegzuführen, war für sein schwaches Kommando eben so gefährlich; und er musste fürchten, unterwegens von den gereizten Bauern angegriffen und aufgerieben zu werden; das reiche Kloster ungeplündert oder unbewacht zu verlassen, widerrieth ihm die Furcht vor dem so rach- als habsüchtigen Marschalls Zorn.

Ein Soldat, Piemonteser von Geburt, und der spanischen Sprache vollkommen mächtig, erbot sich eines der Maulthiere des Klosters zu besteigen, und in estramaduriſche Bauerntracht verkleidet, den Rapport des Kapitains ins Hauptquartier zu überbringen.

Dieß geschah, — mittlerweile schaffte man Stroh in den kleinen Keller, den nunmehrigen Kerker der Mönche, versorgte sie von Zeit zu Zeit mit nothdürftigen Lebensmitteln, und stellte Schildwachen an die fest verschlossene Pforte.

Das Kloster selbst wurde zu einer kleinen Citadelle, Posten standen am Thore und auf den Mauern, man öffnete die vollen Speicher und Keller, und was fehlte, mussten die Bauern liefern. Die Grenadiere kochten und drehten den Bratspieß, an der Tafel repräsentirte der Kapitain den Prior, die Soldaten die Mönche, und das Refectorium wurde zum Speisesaale einer Kaserne. Lustig und guter Dinge erwartete man die Antwort aus dem Hauptquartier.

Nach einigen Tagen erschien ein Aide de Camp des Marschalls, und ein Kriegskommissair; mit ihnen ein Bataillon. Die Schätze und Kostbarkeiten des begüterten Klosters, (kurz alles, was dem Kommissair nicht niet-, band-, wand- und nagelfest dünkte), wurden auf Wagen geladen, die Mönche paarweise zusammengekuppelt, (die Zeitumstände hinderten mich, ihr weiteres Schicksal zu erfahren), und so ging der Zug ins Hauptquartier.

Der nimmersatte Massena — nicht immer kann der unparthepische Erzähler dem: de mortuis nil nisi bene treu verbleiben — brachte den reichlichen Fischzug für sich ins Trockne. —

Der Kapitain wurde — ob zur Belohnung für leztern, oder für die ausgestandene Todesangst? — Bataillons-Chef.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

Der Kammersänger und Operist Moltke aus Weimar ist sechs Mal in Allem auf dem Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor aufgetreten. Zehn Gastrollen waren ihm zugestanden, er fand für gut, auf die übrigen Verzicht zu leisten, gewiß unter so vortheilhaften Bedingungen für ihn, wie es die Liberalität der Hoftheater-Direktion erwarten läßt. Sein Gesang, oder bestimmter zu reden, seine Manier zu singen, wollte nicht ansprechen, sein Spiel noch weniger, und lezteres verdarb vollends, was auf der andern Seite noch zu schätzen war. Daß er sich, wie es scheint, für einen bedeutenden Schauspieler hält, und durch sein sonderbares, meistentheils ganz widersprechendes, überladenes Gestikulationswesen glänzen will, gereicht ihm zum größten Nachtheil. Diese Erscheinung wird noch auffallender durch die obligate Kopfbewegung, und jemand bemerkte bey einer solchen Gelegenheit, es gemahne ihn an jenen Vogel in der bekannten allegorisch-satyrischen Dichtung, der sich über sein eignes Ich verwundert. Als Murney erinnerte er in dem Duett mit Myrrha wirklich an jeden Ausdruck: David tanzte vor der Bundeslade, so seltsame Pas und Gesten machte hier der Sänger. Es wurden überhaupt mehrere nicht begünstigende Vergleichungen angestellt, und man fand unter anderm Aehnlichkeit zwischen ihm und einem gewissen Cache, der komische Bediente spielt, nach altväterisch gespreiztem Zuschnitt. Sein Tenor ist kräftig, biegsam, hat angenehme Höhe, und beträchtlichen Umfang; der Vortrag zeigt sich ungleich und fehlerhaft. Bald übernimmt er sich, und stößt einen Satz übermäßig stark heraus, bald markirt er einen andern wieder so schwach, daß man ihn nur singen sieht. Er deklamirt zu viel und deklamirt unrichtig, weil er, wie im Rezitativ, Accent und Zeitmaß oft verwechselt. Für den rechten Ausdruck mangelt ihm die richtige Empfänglichkeit und die Schule des Geschmacks. Als Tamino wurde der Gast mit Wohlwollen aufgenommen, wie dieß überhaupt hier jeder zu erwarten hat, sobald ihn nur einigermaßen ein guter Genius berührte; das ist Folge der Gutmüthigkeit; der starke Takt behauptete sein Recht nachher. Die Arie sang er größtentheils gut, das Solo im ersten Finale vorzüglich. Eben so die zweyte Arie als Belmonte, in der dritten: „Wenn der Liebe Thränen" ꝛc. war er fast nicht mehr zu kennen. Das rührt von der vorerwähnten Ungleichheit, und dem Bestreben, sich selbst zu

übertreffen, her. Im Joseph, von Mehul, trug er Manches so piano vor, daß man hätte glauben können, er wolle das nicht hören lassen, was er singen sollte. Noch trat er im Othello auf, als Rodrigo, und schloß seine Gastrollen mit Tamino, worin er zuerst erschien, verlor aber immer mehr und mehr die Theilnahme, so, daß endlich auch das Anerkannte nicht mehr wirken wollte.

Während dieser Zeit und kurz vorher trat eine junge Sängerin von hier in ihren ersten Versuchen auf: Demois. Fröhlich, die nun eine schätzbare Acquisition der Bühne geworden ist. Kaum hat man je bey einer Anfängerinn so große Schüchternheit bemerkt, die, statt der immer wachsenden Aufmunterung zu weichen, durch sie nur noch vermehrt zu werden schien. Jetzt geht es aber immer besser. Konstanze ist ein Wagestück für ein junges Frauenzimmer, das zum ersten Male die Feuerprobe des Theaters zu bestehen hat, einem Kreis von fünf, mit neugierigen Menschenköpfen besetzten Stockwerken gegenüber. Es muß ihr vorkommen, wie an den Pforten des Serails. Und vollends nun die tausend Brillen und Gucker, alle wie die Feuerschlünde auf die Aermste hingerichtet, dann auch noch der verzweiflungsvolle Gedanke an die kritischen Notizen in den Zeitschriften — gibt es für ein junges Mädchen wohl einen kritischeren Augenblick, ausgenommen an dem Trauungstag vielleicht! — Die Stimme ist besonders stark, der Ton aber noch zu streng, sie hat ungemein viele Höhe und bereits große Geläufigkeit, die musikalischen Kenntnisse nicht zu vergessen. Das Benehmen ist für eine Anfängerinn sehr lobenswerth, und Gelegenheit zu lernen hat sie hier genug, ich will nicht eben sagen, von den Kritikern, denn die Lehren dieser Herren schlägt man gewöhnlich in den Wind, und große Künstlerinnen — will so viel heißen als die „Sterne erster Größe" (ein romantisch-kritischer Ausdruck!) — pflegen den kleineren hierin mit gutem Beyspiel vorzugehen. Auch das Theater an der Wien hat einen neuen Tenoristen gewonnen, der gut musikalisch ist, große Biegsamkeit der Stimme besitzt, und für den Rossini selbst zu doch nicht setzen wird; aber das Gesicht dieses Sängers (Holzinger) eignet sich für einen Liebhaber wenig, versteht sich auf der Bühne, in andern Fällen will ich nicht entscheiden, ich könnte mir sonst eine weibliche Antikritik auf den Hals ziehen, die einen galanten Referenten in Verlegenheit setzen würde. Unterdessen von etwas Anderm.

Unsre Feuerwerke, die auf einem bestimmten Platz im Prater abgehalten werden, ihrer fünf alljährlich an der Zahl, leiden diesen Sommer durch das Wasser. Sonst folgt im jetzigen Monat schon das vierte; dießmal erwarten wir das dritte noch, das seit dem Annenfeste von Tag zu Tage, der Witterung wegen, aufgeschoben wurde. Dieses Namensfest gehört zu den beliebtesten im ganzen Jahr, und pflegt daher in einem bunt schimmernden Feuer vergoldet zu werden. Mit Annen und Nanetten sind wir reich gesegnet, und ich glaube, wenn man zehn hübsche Kinder nach der Reihe fragt, so rechnen sich wenigstens vier solche „liebe Narren" in diese Namens-Kategorie. Denn nicht nur die genannten, sondern auch alle Nanneri, Nettel, Netti, und sogar Nina und Nineri gehören hieher. Besonders einige Tage vor dem Feste selbst, hüte dich, lieber Leser, diese und jene artige Grisette nach ihrem Taufschein zu befragen; es kostet dich ein Angebinde, wenn du Ehre im Leibe hast. Indessen gibt es mancherley sinnreiche elegante Gratulations-Karten und ähnliche papierne Galanterien, daß man leicht einen Ausweg finden kann. Schon am frühen Morgen laufen die Annen und Nanetten einander zierlich geputzt, und freudenvoll entgegen mit einem „grüß Ihnen Gott, Nettel!" Man sollte glauben, es sey von einer dritten Person die Rede. Abends führt jeder ehrenfeste Ritter — hieher sind auch die sogenannten Fisolen-Chevaliers zu rechnen, eine Art von Kartoffel-Rittern, mit den allereleganteſten Frakk, Brillen auf der Nasen, damit sie die Leute recht über den Haufen rennen, und oftmals ohne Strümpfe in den Stiefeln, aber Sporen daran — führt, sag' ich, jeder galante Ritter sein holdes Fräulein Nineri in's Theater, auf die Burgbastey, in den so geheißenen Paradeisgarten, oder zum Feuerwerk im Prater, wo unser pyrotechnischer Meister, Prof. Müller, denn er ist wirklich ein Meister seiner Kunst, der den Handschuh weit und breit hinwerfen kann, um ihn selbst wieder aufzuheben, dieß Mal zur Feyer des Festes sein Glanzwerk angekündigt hatte, unter dem Titel: Amors feuriger Herzensregen, der die Hauptdekoration ausmachen sollte; auch: „das ersehnteste Angebinde der Nanetten" genannt. Er hatte „folgende Idee" dazu gewählt: „Säulen, Bogen und Guirlanden verbinden sich zum Paradeplatz der Liebenden." (Unser werthgeschätzter Meister muß den alten Spruch vergessen haben: Verliebte brauchen keine Zeugen!) „Die Herzen werden in großer Anzahl herabfallen, so zwar, daß der Boden in der ganzen Länge des Gerüstes mit feurigen Sinnbildern der Liebe bedeckt seyn wird — zur beliebigen Auswahl für die Schönen bestimmt, denen nichts ersehnter seyn wird, als ein feuriges Männerherz." (Abermals verrechnet.) — „In der Mitte — heißt es zuvor — erhebt sich der von allen Schönen so hochverehrte Amor unter einem prächtigen Baldachin." — Ein wenig stark, aber recht orientalisch, und kaum ist das Diplom des persischen Ali Schah an den gelehrten Hammer in einem blühenderen Styl geschrieben. Uebrigens sind diese Ankündigungen auf das Volk berechnet, und der Verfasser ist ein tüchtiger Mann in seiner Kunst; wie viele armselige Reimgesellen, die so gar Fouqué und Andere nachäffen wollen, können weiter nichts, als stümpern in der Reimerey und kauderwälschen in der Prosa.

Ein Seitenstück möchte folgende Affiche seyn, die ich letzthin in der Kärnthnerstraße angeheftet fand, um das Benefiz eines Schauspielerpaares in Baden anzukündigen. Was mich stutzen machte, war die Benennung der zweyten Hälfte sämmtlicher Produktionen, welche lautete: Der Beobachter und der Sammler. Bey Licht besehen war das Uebrige ein Quodlibet, worunter folgende Stücke sich befanden. Ouverture aus der Kaiserrose. (Man denke sich!) Die Pantoffel-Brüderschaft. Der heurige Wein in Paffstädten. (Komisches Ehestandsgespräch.) Der Pudel als Kindsweib. (Aus einer Parodie des Drama: der Hund des Aubri.) Hannibal, das Husarenpferd. Der Ochsenbauer vom Heiligenkreuz. (Schwank aus den Gebirgen des Helenenthals bey Baden.) Scene aus Othello, der Mohr in Wien. Den Anfang machte Abraham und Isaak, biblisches Gemälde ꝛc.; den Schluß des Ganzen: Der Schlachtsturm bey Aspern und Eßlingen. — Solche Mittheilungen könnten für die Herren Beneficianten deutscher Bühnen als neue Modelle zu Einladungs-Zetteln, von großem Nutzen seyn; daher gab ich mir die Mühe, diesen durchzustudiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Das Erste bist du selbst, doch magst du es nicht heißen.
Das Zweyte ist ein Bild von Ewigkeit und Welt.
Willst du das Ganze seyn, so mußt du dich befleißen,
Zum Himmel aufzusehn, von Phöbus nicht erhellt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 198.

Thecla. Hecla.

Nro. 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. August 1821.

Wird auch mein Kind von den Unsterblichen verlassen — auch das hat seinen Grund.

Sophokles.

Moina oder das Landmädchen vom Mont-Cenis.

(Fortsetzung.)

Jeden Augenblick berieth wir uns zusammen über die Mittel, Moina's Zustand weniger beunruhigend zu machen. Ich sah auf den Augenblick ihrer Entbindung mit einem heimlichen Gefühl von Freude und Unruhe hin; aber wir waren weit entfernt, die Schmerzen, die Bangigkeiten und die Verlegenheiten vorauszusehen, die damit verbunden seyn mussten. Inzwischen kam dieser Augenblick, und so groß auch meine und Moina's Unruhe war, so wurde sie doch weit glücklicher entbunden, als die meisten Frauen, von denen ich seitdem sprechen hörte. Der heftige Schmerz gieng nur wenige Augenblicke der Geburt meiner Tochter voran.

Ich nahm sie in meine Arme. Das Schreyen verkündete ihren Eintritt ins Leben; ich kannte die Mittel nicht, es zu beruhigen, aber so wie ihre Mutter allmählig ihre Kräfte sammelte, fand das Kind einen Beystand und Hülfleistungen, wobey nur ausschließlich die Zärtlichkeit einer Mutter lange Erfahrung entbehrlich machen kann.

Schon hatte die kleine Zenaide aus den mütterlichen Quellen des Lebens eine gesunde und reichliche Nahrung getrunken, und wir, wir hatten uns überall helfen gelernt, wo man sonst in der Welt die Kunst der Hebammen zu Hülfe ruft.

Warum sollte auch die Natur, unterstützt durch die Zärtlichkeit eines Vaters und einer Mutter, nicht ebenso erfinderisch seyn, das Kind von den ersten Unbequemlichkeiten zu befreyen, und die Quellen anzuzeigen, woraus es die Verlängerung seines Daseyns schöpfen muß, als sie geschickt ist, solche Quellen in der Brust der Mutter durch Mittel zu bereiten, welche uns unbekannt sind?

Ich erfuhr jezt die Wahrheit dessen, was Moina mir einige Wochen früher gesagt hatte. Meine Liebe zu ihr, weit entfernt, schwächer zu werden, hatte einen neuen Grad von Wärme erlangt, dessen ich sie nicht fähig geglaubt hätte.

Mitten unter den heißesten Leiden schien sie nur für die Zärtlichkeit Gefühl zu haben; der Schmerz nahm auf ihrem himmlischen Gesichte den Ausdruck der Sanftmuth und Güte an. Die anhaltendste Anstrengung, die ermüdendste Sorgfalt, schien denjenigen Reiz für sie zu haben, den auf das gemeine Volk unter den Frauen vielfältige Lustbarkeiten ausüben.

Der Kreis unserer Zuneigungen und unserer Freuden hatte sich erweitert, doch mit ihm auch der Kreis unserer Bedürfnisse und unserer Besorgnisse.

Unsere Seelen waren nicht mehr durch ein einziges herrschendes Gefühl bemeistert. Unser Kind machte uns einander nicht theurer, aber es knüpfte uns fester ans Leben.

Wir fühlten inzwischen immer mehr das Gefährliche unserer Lage. Zufrieden mit dem gegenwärtigen Augenblick, fürchteten wir die Zukunft. Die Lebensmittel, die uns übrig waren, mussten endlich ausgehen; ach! wie war

der Gedanke zu ertragen, Zenaide und Moina an Erschöpfung sterben zu sehen!

Eines Tages, als mir diese Furcht den Muth gebrochen, und ich nicht wusste wie sie los zu werden, entschloß ich mich an das über das Haus erhabenste Gehölz Feuer anzulegen, in der tollen Hoffnung, die verzehrende Flamme würde die ungeheuren Massen, die uns gefangen hielten zerstören, und unsere Freystätte verschonen.

Moina kam noch zu rechter Zeit, um mich von diesem unsinnigen Vorhaben abzubringen. Unsere Zenaide lag in ihren Armen. Dieses Kind, schon das Bild seiner Mutter, schien aus ihren Augen den Ausdruck zu schöpfen, den die Mutter der Zärtlichkeit so schön zu geben wusste. Ihre Kindes-Händchen bewegten sich in derselben Weise, und harmonirten mit den Bewegungen ihrer zarten Lippen, woran sich schon das Lächeln der Unschuld entfaltete.

Ich schauderte über mein Vorhaben. Moina zeigte mir, daß wir noch für einige Monate Lebensmittel haben, daß eine neue Jahrszeit uns unerwartete Früchte bringen könne, daß bereits das Dach unserer Wohnung mit frisch gefallenen Kastanien besäet sey.

Es geschah wenige Tage nach dieser Unterredung, daß ich, aufmerksam gemacht durch das Geschrey einiger in den Zweigen verborgenen Vögel eine Flinte abschoß, ohne auf einen bestimmten Punkt zu zielen. Ich tödtete einen derselben, er fiel auf das Dach. Auf einmal glaubte ich Donnerschläge zu hören. . . . . Ich kannte die Kanonen noch nicht. Bald darauf unterschied ich ein fernes Geräusch, das unvermerkt näher kam, und mir durch schneidende Instrumente, die auf die Masse des Sturzes gerichtet wären, verursacht zu seyn schien.

Ich wusste nicht, welchem Umstande ich ein so günstiges und neues Ereigniß zuschreiben sollte. Ich theilte mein Erstaunen und meine Hoffnungen Moinen mit. . . . . In Kurzem vermuthete ich, daß einige Landleute, die unweit des Dammes gewesen wären, den Flintenschuß, den ich so eben gethan hatte, gehört, und meine Eltern und das ganze Dorf davon benachrichtigt haben; diese Vermuthung schien mir bald untrügliche Gewißheit zu seyn. Ich drückte meine Frau an mein Herz, ich küßte meine Tochter, ich war schon bereit, sie beyde trostlosen und geliebten Eltern vorzustellen. Ich bedauerte nur, die Thätigkeit der Arbeiter nicht anfeuern zu können; meine Stimme wäre nicht hörbar geworden. Wie gar leicht öffnet sich doch die Seele der Hoffnung. . . Doch ich muß horchen, um das Geräusch der Arbeiter zu vernehmen. Die Schläge folgen nur noch langsam auf einander, dann höre und verstehe ich nichts mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem lezten französisch-spanischen Kriege.

(Beschluß.)

6.

Ein biederer, in jeder Hinsicht sehr achtungswerther Priester, der Cura von St. Salmon wirft in den Schatten der vorhergehenden Schilderungen, welchen der Pinsel der Wahrheit bisweilen grelle Farben auftragen mußte, ein sehr erfreuliches Licht.

Den Franzosen, als Siegern, nicht knechtisch fröhnend, sondern, der Anarchie und dem Fanatismus männlich entgegen zu arbeiten, aus reiner Vaterlandsliebe bewogen, hatte er in mehr als zwanzig Ortschaften eine, fast möcht' ich sagen polizeyliche Ordnung eingeführt. Er war mit den Alcalden derselben, um den unter den Namen der Patrioten in dem Lande herumziehenden zügellosen Banden, welche den eignen Landsmann oft noch schonungsloser behandelten, als die siegreichen Fremdlinge, kräftig die Spitze bieten zu können, in enge Einverständnisse getreten, und hatte von seinen bewaffneten Bauern eine Art Landmiliz gebildet, welche nicht allein den Franzosen, sondern auch dem spanischen Bürger und Landmanne sehr wesentliche Vortheile verschaffte. Ein großer Strich des zwischen Burgos und Palencia gelegenen Landes, war Zeuge seiner Thätigkeit. Oft setzte er sich persönlich bey Escortirungen von Transporten und andern Streifzügen an der Spitze seiner Landmilizen, welche er von Dorf zu Dorf schnell in größere Haufen zusammenziehen konnte, den größten Gefahren aus, und keine Bewegung der unstät im Hinterhalt lauernden Guerillasbanden entging seinem spähenden Geiste, und seinen unbemerkt wirkenden Kundschaftern. Mehr als einmal dankten französische Kommando's oder ausgestellte kleinere Posten seinem thätigen Beystande, oder seinen noch zu rechter Zeit eintreffenden Nachrichten ihre Rettung. Und doch war er kein knechtischer Franzosenfreund. Denn mit gleicher Gewissenhaftigkeit ließ er die Nachzügler und Marodeurs der leztern verhaften, und durch seine bewaffneten Bauern an ihre Behörden abgeben; thätig, jedoch mit genauer, fast nach der Zahl der Köpfe berechneten Gewissenhaftigkeit sorgte er auf gemeinschaftlichen Streifzügen zu Vermeidung von Zwistigkeiten und zur großen Zufriedenheit der Truppen und der Dorfrichter für die nöthige Verpflegung; mit edler Unerschrockenheit widersezte er sich den übertriebenen Anmaßungen einzelner Offiziere, und übersendete in diesem Falle an ihre Chefs die bündigsten Rapports.

Den von den Generalen Reile, Ferrier, Dorsenna und Caffarelli sehr Geschäzten belohnte der Kaiser mit dem Kreuze der Ehrenlegion für seine ersprießlichen Dienste.

Als Spaniens Schicksal eine andere Wendung nahm, mußte der wackere Mann, wie mehrere seiner Landsleute nach Frankreich flüchten, und lebte geraume Zeit in Paris.

Zwar ließ Ludwig XVIII. dem General Mina und Andern ziemlich ansehnliche Pensionen auszahlen; der arme Cura hätte aber in der großen Hauptstadt mit dem drückendsten Mangel kämpfen müssen, hätten nicht einige begüterte Josephinos und die Großmuth einiger französischen Generale den braven Mann unterstützt.

Wahrscheinlich wird ihm jetzt sein guter Stern über die Pyrenäen hinweg wieder in seine Heimath geleuchtet haben! —

B — m — r.

Guckkastenbilder und sonst Allerley aus Paris.

1.

Auf dem Quai de l'Ecole liegt ein Hund, und nagt sehr vergnügt an einem Knochen. Ein armer Teufel kommt und schlägt ihm den Knochen mit seinem Suchstock aus dem Maul; sie schlagen sich ein Zeitlang um ihn. Eine brillante Equipage fährt dazwischen und quetscht den bestrittenen Knochen dermaßen in den Koth, daß weder der Hund noch der Mensch ihn mehr mag. Der Hund hat bey der Geschichte einige Tritte gekriegt und heult erbärmlich; gleich laufen alle Hunde aus der Gegend zusammen, stellen sich um den Hund und den armen Teufel, und kondoliren sehr; sogar die kleinen Hunde, die längs des Quais in Käfigten ausgestellt sind, wimmern aus Zartgefühl mit. Der arme Chiffonier zieht ab, wird ausgelacht, und sucht im nächsten Kehrichthaufen mit seinem Harkenstock nach neuen Schätzen. Die Hunde verlaufen sich auch wieder. — Zuletzt kommt ein gar zerlumpter schäbigter Hundebettler oder Bettlerhund, nimmt den Knochen ins Maul und trägt ihn fort.

2.

Eines der grimmigsten Höckerweiber auf dem Pont Neuf, die immer mit aller Welt sich herumschimpft, hat einen kleinen Jungen neben sich stehen, dem sie mit der größten Ruhe und Freundlichkeit Lesen lehrt, mitten unter dem ärgsten Gedränge, Koth und Staub; dazwischen findet sie immer wieder jemanden, den sie herunter machen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Luzern, 15 August.

Die auf schöne Witterung berechnete Feyer der Einweihung des Denkmals der Schweizergarden vom zehnten August, ist durch endlosen Regen getrübt und auf die allzuengen Räume der Kirche und Gesellschaftssäle beschränkt worden. Was in diesen letzteren zu leisten möglich war, hat am Vorabend des Festes die melodramatische Darstellung im Casino, oder das von der Musikgesellschaft veranstaltete Concert geleistet, worin ein schönes, von dem Professor und Chorherrn Güggler verfaßtes Gedicht, mit Musik begleitet, deklamirt ward.

Den Preis und Ruhm vom Tode für's Vaterland verkünden die ersten Strophen des hehren Gesanges: dann fährt er also fort:

Aber ach, wen das Geschick,
Wen eigne Wahl,
Des Herzens dunkler Drang und Durst
Nach Gefahr, nach That, nach Ruhm,
In der Mannheit Blüthe
Forttreibt aus der Heimath stillem Schoos,
Fort in die Fremde,
Die ferne Fremde,
Freund ihm an Herzen, Sinn und Geist!
Wehe! wenn da auf ihm laurt der Neid,
Der giftige Haß, die bleiche Furcht,
Wie laurt im Verborgnen der Jäger
Auf das volle Wild,
Das da unkundig der Gefahr
Herschreitet die Bahn!

Sechs andere Strophen zeichnen die schauerlichen Bilder der Umgebungen des Tages, von dessen Thaten die Rede ist, und weiterhin heißt es:

Wer ist es denn, der da steht vor dem Thron,
Den alle sonst verlassen,
Dem Löwen gleich? —
Auf dessen Gesicht keine blasse Furcht,
Dessen Arm nicht laß', dessen Knie nicht wankt?
Der allein in der wilden Brandung
Dem Felsen gleich, nicht achtet des Sturms;
Der da schwingt gleich dem Blitze das Schwert,
Der die hochgewölbte Brust,
Wie ein mächtiges Schild,
Stellt vor den Thron
Vor den hohen Gesalbten?
Es ist der Fremdling.

Wer erstünde so Hohes um Gold,
Um alles Gold, so die Erde beut?
Wer erschaffet mit Würden der Ehre,
Hohen Zartsinn, des Mannes Adel?
Nein, ihn bindet ein ander Band,
Es ist der heilige Eid, den er geschworen,
Die Treu' vor Gott!
Wissen müsse die Nachwelt,
Daß Männer gelebt,
Deren Wangen vor gewissem Tod nicht bleich geworden;
Daß Etwas, das da mehr denn Leben,
Ueber Seyn und Nicht! —

Eilf neue Strophen beklagen den Fall der Helden, und die Klage endigt sich nochmals:

Ach, daß Ihr fallen mußtet fern von der Heimath!
Nicht für das Vaterland, nicht für die Euren!
Fallen, gefällt von Verrath und Hohn! —
Sieh! nicht folgen Eurem Sarg die Freunde,
Nicht die Söhne, die Töchter,
Das Weib nicht! —
Ach! nicht netzt die Thräne des Dankes
Die Erde, die Euch deckt!
Nicht hebt sich der bekränzte
Grabhügel Euch;
Und so nach Jahren der Wanderer kommt,
Zu schauen das Denkmal
Und fragt nach dem Grabe
Der so G fallnen,
So kennt man es nicht!
Ach! was [illegible] ist größtes,
Ach! was Eurer That Höchstes,
Spurlos schwand sie im Gange der Zeit!

Und nun die sechs Schlußstrophen (der Gesang besaßt drey und dreißig):

Heil dir Land, dem hohen Sinn,
Dem des Höchsten Segen,
Der Tugend Ehrfurcht und ernste Liebe

Tief, nicht verwüſtlich durch Druck und Zeit,
Von Weltalter zu Weltalter friſch und jung,
In die Seele gelegt.
Geſchrieben Gott!

Dem, wenn auch Stürme vorüberrauſchen,
Wenn auch Nacht decket jeden Stern,
Nie aus dem Sinne entſchwindet die Sonne,
Das Ewige, Gott!
Denn ſieh' o Volk! es vergehet die Nacht,
Es enteilet der Sturm!
Still hebt das Morgenroth den Schleyer,
Heiter geht hervor die Sonne
Und es feyern die Auen auf's neue
Der Schöpfung Tag! —

Wo ſeyd ihr Stürme der Zeit, der Nacht?
Sie ſind vorüber!
Heiter ſtrahlet uns heute die Sonne und hehr!
Darum laßt uns gedenken jener Helden,
Die ſie heut höher beſtralet,
Deren That einzig und ewig,
Die im ewigen Kreiſen der Zeit
Das Heute erheben und halten
Zum dauernden, feſtlichen Tag! —

O ihr Felſen, die ihr himmelan raget,
Die ihr beglänzt in reinem Schnee
Von der Abendſonne Stral,
Wie in himmliſcher Brautfeyer ſtralet,
Weit in der Sterblichen Länder hinaus!
Ihr Berge, ſo ruhig, ſo feſt, ſo hoch,
An denen der Wetterſturm,
Der Donner, der Blitz ſich verſuchen,
An denen die Weltalter
Bleichen und ſtürzen, die Geſchlechter,
Dem Laube des grünen Waldes gleich,
Vorübergehen, und ihr wißt es nicht! —
O! ihr Hohen, wie waren die Helden
Euch gleich, ſie, eure Söhne! —

Ruhet ſanft, große Todte!
Und decket auch Euer Grab,
Statt des Steines Raſen nur, der es birgt,
Strahlt doch Euer Ruhm, Eure Treu
Weit durch alle Zeiten,
Von Geſchlecht zu Geſchlecht! —
Blutbeſprengtes Panier,
Beſtaubt zwar, zerfetzt von der Zeit,
Doch nie geſunken, gebrochen,
Ewig müſſe das Volk zu Berg und Thal
Dich wehen ſeh'n in den freyen Lüften.

Möchte, o Volk! ſolcher Helden Bild
Prangen an allen deinen Felſen!
Aus jeder Grotte, von jeder Höh'
Dich begeiſternd ausſprechen!
Daß du nie vergäßeſt der großen alten Zeit,
Daß du ſinnend bedächteſt
Auf allen Wegen
Des Pfades, des ſteilen, des ſchmalen,
Den ſtarke Helden Füße nur ſteigen,
Durch den du zur Höhe
Hinan geſtiegen;
Gedächteſt der Stürme, die im Lauf der Zeit
Vorübergerollt zu deinen Füßen,
Der Tiefe Länder verheerend,
Während dich hold die Sonne beſchien! —
Möchte doch zünden im Herz deiner Jünglinge,
Wie ein Stral ewiger Glut
Die Vergangenheit und alles Große,
Das je geſchah! —
Ja, zu neuen, friſchen Saaten
Müſſe keimen die große, ewige Zeit
Der hehren Väter!

Denn, o Volk! würde leuchten dieß Licht
Wieder, wie einſt,
Fürchten würde der Feind deine Grenzen,
Wie man fürchtet des Grabes Schlund:
Würde tönen dein Name
Von Oſt zu Weſt! —
Und, o laßt uns nicht zweifeln,
Würden die Alten wir ſeyn,
Gott nur fürchtend, die Menſchen ehrend,
Glücklich und frey. —

Am zehnten Auguſt wurde Vormittags in der Stiftskirche, in deren Mitte ein auf drey Kanonen und vielen Flinten ruhender, mit den Wappen und Namen der gefallenen Offiziere, ſo wie mit zwey Schweizer und eben ſo viel franzöſiſchen Fahnen gezierter Katafalk errichtet war, die Todtenmeſſe gehalten, und durch ein zahlreiches Orcheſter ein Requiem von Cherubini aufgeführt. Nachmittags konnte die Weihe des Monuments ſelbſt, eben auch nur in der Kirche geſchehen. Unter wechſelnder Militär-Muſik, Abſingung der für den Anlaß verfertigten Gedichte, dem Wirbeln der Trommeln und Kanonenſalven, wurden die Namen ſämmtlicher, am 10. Auguſt, 2. und 3. Sept. gefallenen ſowohl als geretteten Offiziere und Soldaten des geweſenen Gardecorps verleſen, und alsdann die Einweihungsakte von den noch lebenden und anweſenden Offizieren des Regiments, von dem das Feſt durch ſeine Gegenwart verherrlichenden Kronprinzen Chriſtian von Dänemark, den Geſandten von Frankreich, Rußland, Preußen, Spanien und Sardinien, und noch anderen vorzüglichen Gäſten mehr unterzeichnet. Eine kurze Unterbrechung des, übrigens den ganzen Tag anhaltenden Regens, erlaubte gegen Abend der Geſellſchaft, das Denkmal ſelbſt noch in flüchtiger Eile zu beſuchen, wo dann der Marechal de Camp von Gady, dem geſchickten Bildhauer Adorn von Konſtanz, ein Lebehoch ausbrachte, dem die Anweſenden fröhlich zuſtimmten.

Zwey Empfindungen drängten ſich dabey auf: die eine über das Schickſal des Künſtlers, der, mit großer Anſtrengung und Ausharrung ein kühnes und ſchweres Unternehmen ausführte, um geringen Lohn, der ihm zu Theil ward, und der jezt mit einem kalten Dank verabſchiedet wird; die andere über den Anblick von beyläufig dreyßig der Unteroffiziere und Gemeinen des 10 Auguſt, die zum Feſte eingeladen waren, und ihre lezte Anſtrengung gemacht zu haben ſchienen, um in einem nicht zerriſſenen Kleide ſich dabey zeigen zu können. Von ungefähr 360, die durch ſonderbare Verumſtändung in jenen Tagen gerettet werden konnten, mögen nach dreyßig Jahren nur wenige unter den Lebenden noch wandeln. Ihre That wird durch Denkmale gefeyert, und das Gefühl der Nation wie des Auslandes äußert ſich in Stolz und Bewunderung. Aber wer gedenket derer, welche dieſe That vollbrachten, der Noth, in der die Meiſten verſunken ſind, und der kleinen Summe, die es bedürfte, um ihre letzten Tage der Härte des drückenden Elends zu entreißen. Dieſer Anblick bricht den Stab über die Sentimentalität unſerer Zeit, die ihr Gefühl in ſchönen Worten und eitler Ziererey ausdrückt, aber in der das Herz ohne Wärme, ohne Theilnahme, ohne Erkenntlichkeit ſich gefühllos abſtumpft.

Beylage: Kunſt-Blatt Nro. 69.

Nr. 69.

Kunst-Blatt.

Montag, den 27. August 1821.

Ueber die fertigen Cartons zu den Fresco-Gemälden des Herrn Dir. Cornelius in der Glyptothek zu München, und über die Gemälde selbst, insofern sie ausgeführt sind.

(Beschluß.)

Zur Rechten dieser Darstellung

der Morgen.

Oben in der Spitze Eros mit dem Pfaue. Er bezeichnet das Element der Luft und sein schimmerndes Gefieder deutet auf den heiteren Glanz frischer, blühender Jugend.

Im Fächer das Fest der Flora.

Die Göttin, in der Mitte sitzend, hält ein Füllhorn, dem des Frühlings bunter Farben-Schmuck in mannichfaltigen Blumen entquillt. Zur Seite ein Genius mit der Leyer, die munteren Frühlings-Gesänge zu begleiten. Ein anderer bindet Blumenkränze.

Darunter das Hauptbild. Aurora fährt auf goldenem Wagen am Horizonte hin, von Lampus und Phaeton, zwey muthigen Pferden gezogen. Sie selbst eine edle, hehre Gestalt lenkt mit der Rechten die Zügel und streut Rosen hernieder, frisch entknospet vom kühlen Morgenthau, ihre Spur zu bezeichnen. — Ihr Erscheinen ist von kurzer Dauer, denn Helios folgt ihr auf der Spur. Mit ihm zugleich besteht sie nicht; ist er am Horizonte heraufgestiegen, muß sie entwichen seyn; darum sieht sie, fliehend vor ihm, stets nach ihm zurück, und kehrt nun verjüngt jeden Morgen wieder, immer dieselbe, unsterblich.

Auroras jüngste Töchter — die ersten Stunden vor dem kommenden Tage — umschweben sie in leichten, fliegenden Gewändern. Sie gießen aus kleinen Urnen Auroras Thränen, den frischen Morgenthau herab auf die Erde.

Unter dem mächtigen Hufschlag des schnaubenden Gespanns schwebt Lucifer noch, der Sterne Führer, fliehend vor Aurorens Purpurglanz. Er senkt die Fackel, mit ihm erlischt der lezte Funke am nächtlichen Himmel.

Mit Aurorens ewiger Jugend steht das Motiv der beyden Seiten-Vorstellungen zunächst in Verbindung.

Hier zur Rechten sehen wir die Göttin zu Jupiters Füßen, Tithonos, den zarten Jüngling, den sie entführt, sprachlos und Aurorens Fürbitte allein vertrauend, ihr zur Seite. Sie kennt ihres Glückes keine Grenzen. Mit Tithonos im ewigen Genusse der Liebe zu seyn, ist ihr höchstes Verlangen, daß der Vater der Götter und Menschen dem Geliebten Unsterblichkeit verleihe, jezt ihre einzige Bitte. So kniet sie in Demuth vor Jupiters Thron, das flehende Auge schüchtern zu ihm emporgerichtet, in rührender Bewegung, die lautere Anmuth, eine herrliche Gestalt.*)

Jupiter ist ganz seiner würdig gehalten, groß und mächtig. Aus dem tiefen Blicke tritt hoher Ernst und gespannte Aufmerksamkeit hervor; was zu beschließen, scheint er reiflich zu erwägen, doch will der Mund die Gewährung der Bitte nicht versagen.

Hinter ihm steht Ganymed, an seiner rechten Stelle, die Schaale deutet auf sein Amt. — Wie ihm die phrygische Mütze so gut läßt auf dem üppig gelockten Haar um Stirn und Nacken; ein lieblicher Knabe. In kindlicher Unbefangenheit kehrt er sorglos seinen Blick der Bittenden zu, und was auch sein königlicher Herr beyden gewähren mag, es dünkt ihm einerley.

Den Erfolg dieses Momentes erklärt das Nebenbild zur Linken. Hier sehen wir Tithonos als Greis. Hohes Alter hat Stirn und Wangen gefurcht, sein Mund und Kinn sind vom grauen Barte dicht umwachsen, die abgemagerten Glieder deckt weites Gewand. So liegt er vor Schwäche völlig ermattet, schlafend hingesunken zu den Füßen der Göttinn. — Ein langes Leben hat ihm Jupiter auf Aurorens Bitte verliehen; doch vergaß sie zugleich um ewige Jugend für ihn zu flehen. So ward er mit den Jahren immer älter und endlich des Lebens satt und müde.

Ein schöner Contrast zu der noch immer jugendlich frischen und reizenden Gestalt der Göttin. Sie hat sich eben, wie vom ersten Morgengruß des Hahnes geweckt, aus ihrem Lager neben Tithonos erhoben, schon wittert sie die Morgenluft. Ihr Blick ist dem Orte zugewendet, an

*) Man vergleiche damit den beyliegenden Umriß: Aurora und Tithonus, vor Jupiter kniend.

dem sie heraufführt den strahlenden Tag zu verkünden. So steht sie, das junge frische Leben, zwischen dem in ohnmächtigen Schlaf versunkenen Tithonos und Memnon, dem Sohne, der leise schlummernd von Morgenträumen umschwebt ist; er bezeichnet den allmäligen Uebergang aus dem Schlafe ins Erwachen.

Der Fries hat zur mittleren Figur eine singende Sirene. Zu beyden Seiten Tritone und Meerungeheuer in vielfach gewundenes Laubwerk künstlich verflochten.

Auf der entgegengesezten Seite gegen das Fenster

der Abend.

Im obersten Raume Eros auf einem Delphin mit dem Dreyzack. Er bedeutet das vierte Element und die Ruhe des Meeres bey stillem Abend, an welchem Luna schweigend sich zur Erde hernieder senkt.

Im Fächer das Bachus-Fest. Der junge Gott sizt in der Mitte auf einen Tiger gestüzt. Ein Faun-Knabe neben ihm, der in einen goldenen Becher den Saft der Traube preßt. Auf der andern Seite Silen, des Bachus Geleiter und munterer Zecher als Herme.

Inhalt des mittleren Bildes. Helios ist verschwunden und Luna die keusche, auf ihrem Wagen mit zwey Rehen bespannt, senkt sich leise zur Erde nieder. Sie hält den gehörnten Mond. Hesperus, der Abendstern zieht voran, der erste, der am dämmernden Himmel den entschwundenen Tag verkündet; er führt des Wagens leichtfüßiges Gespann. Die Göttin ist von Hesperiden umschwebt, den Stunden des Abends; leichte Gewänder umhüllen ihre Gestalten. So umschleyern der Dämmerung graue Nebel jegliche Gestalt der Erde, und Alles zieht sich dann schweigend und still in sich zurück.

Darstellung zur Rechten. Diana hat sich aus dem Bade erhoben. Aktäon, der freche Jäger, belauscht sie durch das Gebüsch. Die entrüstete Göttin, von Schaam ergriffen, sucht sich mit ihrem Gewande zu bedecken, während sie mit der andern Hand dem Frevler Wasser entgegen spritzt, ihn zu verscheuchen. Ihre Gefährtinnen, zum Theile noch von den leicht bewegten Wellen des Bades umspielt, eilen, von seinem Anblicke erschreckt, sich den Augen des Verwegenen zu entziehen; indessen Aktäons eigene Hunde ihn mörderisch anfallen, die Schmach der Göttin an ihm zu rächen.

Als Seitenstück gegenüber Diana und Endymion. Luna, nächtlicher Weile zur Erde herabgestiegen, besucht als Diana den geliebten Endymion auf Latmos, wo ihn ein ewiger Schlaf gefesselt hält. Des holden, reizenden Jünglings krausgelocktes Haupt ruht auf Dianens Schooß, das sie mit unendlich zarter Hand kaum zu berühren wagt, das eigene Haupt zugleich mit dem süßen Blick unnennbarer Lust auf den Geliebten hinabgesenkt. — Amor hält indessen den Jagdhund sorglich umschlungen, daß er durch Bellen Endymions Ruh nicht störe. — Alles ist lieblich gestaltet und voll der anmuthigsten Bewegung.

Den Fries unterhalb bilden Centauren und Nymphen im Jagdgetümmel, leicht und geistreich in einander geschlungen. In seiner Mitte zeigt sich die ephesinische Diana.

Wir überlassen uns jezt noch einer kurzen Betrachtung über das Ganze.

Es ist kein Zweifel, daß die poetische Erfindung dieses bis hierher zu Stande gekommenen Werkes eine höchst fruchtbare Einbildungskraft erforderte, mit welcher, und der lebendigsten Begeisterung zugleich, eine tiefe Einsicht in den Umfang der Mythologie verbunden seyn mußte, um darin die wichtigsten Momente in zeitlicher Beziehung aufzufinden, in analoge Zusammenstellung zu bringen, die Nebenbegriffe in ihrer mittelbaren Verwandtschaft mit der Hauptidee richtig zu wählen, um sie mit ihr in Eins zu verschmelzen; damit so von der obersten Spize an bis herunter zu dem breiten Friese, allem Mannichfaltigen nur Eine Idee zum Grunde läge, aus der es sich zur Einheit eines Ganzen gestaltete.

In dieser Beziehung ist uns von mythologisch bildlichen Werken neuerer Zeit nichts bekannt, was eine so umfassende Aufgabe auf ähnliche Weise gelöst hätte.

Wie mit dem Umfange, so war auch mit dem geistigen Wesen der Mythologie dem Künstler eine höchst vertraute Bekanntschaft nothwendig. Durch eine bildliche Darstellung sollten die Ideen räumlich festgehalten, versinnlichet werden. Hierzu genüzten nun nicht bloße Formen, nicht Ausdruck und Charakter im Allgemeinen und in's Unbestimmte hin. Es wurde überall die strengste Eigenthümlichkeit gefordert, damit jede Figur, auch abgesehen von ihrem Attribute, soviel möglich der Idee nah komme, jede mit sprechender Bezeichnung ihres inneren Wesens, jede in Stellung und Bewegung ihr Daseyn für sich völlig bedeutend erfülle, und wieder im Zusammenhange mit den übrigen; denn nur so konnte sich aus dem Einzelnen das Ganze zur Deutlichkeit der zum Grunde liegenden Idee hervorbilden.

Von diesem Gesichtspunkte aus finden wir diese umfassende Aufgabe so glücklich gelöst, daß jeder Unbefangene bey dem Anblicke dieses Werkes und bey tieferer Betrachtung desselben, von der Genialität unsers Künstlers und dessen blühender, eigenthümlicher Kraft sich überrascht fühlen muß.

Gleichen Anspruch auf unsere Bewunderung haben die Arabesken des Frieses. Nebst ihrer sinnigen Beziehung auf das Ganze zeigt sich in ihnen eine Leichtigkeit der

Erfindung, ein so heiteres, lebendiges Spiel der Phantasie in der Zusammenstellung des Sonderbaren mit dem Natürlichen, und noch mehr in der Art ihrer Verbindung daß auch hierin ähnliche Phantasie-Erzeugnisse der neueren Kunst diesen kaum den Vorzug streitig machen dürften.

Hinsichtlich der malerischen Anordnung, vor Allem der Gruppirung, waren da und dort manche Schwierigkeiten zu überwinden. Nicht alle Räume boten sich gleich günstig dar, am wenigsten die vier obersten kleinsten Felder, und die beyden dreyeckigen Räume zu beyden Seiten des Mittelbildes. Es zeigt sich aber überhaupt in der Composition unseres Künstlers eine weise Oekonomie, womit er seine Räume nicht an-, sondern passend ausfüllt. Nirgends stoßen wir auf eine müßige Figur, aber auch nirgends auf Mangel. Ueberall findet man das Nöthige, um die Idee klar und vollständig zu bezeichnen.

In den erwähnten beyden Seiten Räumen konnte sich die Anordnung nur auf drey wesentliche Figuren beschränken, wobey jedesmal eine als sitzend, liegend oder knieend durch die gegebene Form des Raumes nothwendig bedingt war. Es lag in den Einsichten des Künstlers, aus dem weiten Gebiete der Mythologie gerade jene Motive zur äußeren Darstellung hervorzuholen, die nebst einer mittelbaren Beziehung auf den Hauptgegenstand, sich in der Anordnung der einzelnen nicht weniger den Bedingnissen des Raumes fügten, damit das Nothwendige zugleich wieder zufällig erschiene.

Wie nun Hr. Cornelius den Erfordernissen einer guten Composition Genüge gethan und das besonders Schwierige dabey glücklich gehoben habe, das haben unsere Leser zum Theil aus den Beylagen gesehen.

Zu einer der erfreulichsten Eigenthümlichkeiten des Künstlers, so wie dieses Werkes, in welchem sie sich zu erkennen gibt, zählen wir die durchgängige Bestimmtheit der Umrisse mit strengerer Bezeichnung ihres Charakters im Runden. — Wie weit bleiben hier nicht jene weichlichen Gebilde zurück, worin sich nur zu oft unsere moderne Kunst gefällt, in deren Gestalten man vor lauter Duft keinen Charakter mehr wahrnimmt, wo Alles in weicher Verblasenheit endet, und alle Formen, wie aus Dunst gebildet, form- und charakterlos zusammen rinnen.

Wir können uns nicht überzeugen, daß damit auch nur im Geringsten der Grazie förderlich gedient seyn könne; da diese ja nicht in einer gänzlichen Unsichtbarkeit der Umrißlinien, sondern in ihrer zarten, fließenden Bewegung besteht, mit welcher sie den Körper umschreiben, und innerhalb welcher als seiner bestimmten Grenzen er sich nur in Anmuth halten und bewegen kann. — Wir sehen dieß an der Behandlungsweise unseres Künstlers hinlänglich bestätiget. Alle Umrisse sind streng bestimmt, alle Theile bis in ihre zartesten Ausgänge scharf geschieden, und dennoch vermissen wir in den Bewegungen, besonders der weiblichen Gebilde, keineswegs Zierlichkeit und Grazie, wenn man anders diese nicht in Uebertreibung und ekle Ziererey zu setzen geneigt ist. So, und zugleich in Verbindung mit dem Individuellen der Formen und Physiognomien einer gewählten, kräftigen Natur, tritt Alles, bis zu dem großen ernsten Style der Gewänder, plastisch hervor, und erinnert uns, wir gestehen es, an die schönste Periode der Kunst in Italien, worin sie zwischen der früheren Härte und Trockenheit der Conturen, und der späteren verweichlichten Unbestimmtheit derselben, die glückliche Mitte gehalten hat.

Ein so lobenswerthes Verfahren dürfte wohl jungen Künstlern ein Vorbild seyn, nach welchem sie die eigenen Cartons technisch zu behandeln haben.

Was im Laufe des Sommers 1820 von diesem Werke in Fresco ausgeführt worden ist, beschränkt sich außer den vier Eros, noch auf die Darstellungen der Nacht und des Tages mit ihren Nebenbildern ꝛc. von welchen letzteren in der Hauptsache nur weniges unvollendet bleiben mußte.

Die Art der Behandlung dieser Malerey aber ist für Deutschland wieder eine neue Erscheinung. Man muß gestehen, daß Hr. Cornelius auch hierin sich die technische Weise der älteren italienischen Meister mit großem Erfolge zu eigen gemacht hat. Wie bey jenen, treten auch hier die Gestalten mit großer Bestimmtheit von dem Hintergrunde ab, und geben die von jenen Künstlern hierin geübte eigenthümliche Art der Behandlung vielseitig zu erkennen. Es ist die Wahl ihrer Farben, ihre Mischung, es sind die Töne ihres Colorits, ihre Kraft, Wärme, Harmonie, nur mit mehr Wissenschaft im Hell-Dunkel, und die Festigkeit der Behandlung. — Wir finden das Süßliche, weichlich gefärbte Fleisch der modernen Fresken nicht, aber desto mehr das Ernste und Einfache der Alten.

Bis hierher sind die vier Eros, die Darstellung der Nacht mit den drey Parcen zur Rechten, und Helios als Tag rückwärts gegen über, von der Hand des Meisters selbst ausgeführt. Das Uebrige wurde einigen jungen Künstlern anvertraut. So ward dem Herrn Professor Clemens Zimmermann die Ausführung der Hekate, Nemesis und des Harpokrates zur Linken der Nacht, mit den dazu gehörigen Arabesken des Frieses überlassen. — Herr Heinrich Heß übernahm das Fresco-Gemälde Apollo und Daphne ꝛc. rechts von der Darstellung des Tages; und links das Gegenbild Clitia, Leucothoe und Hyacinth Hr. Jos. Schlotthauer. Den Fries mit dem Dithyrambus unterhalb fertigte Hr. Sipmann. Hr. Telot begann das Fest der Saturnalien und Hr. Kühlen jenes der Ceres in den beyden Fächern auszuführen.

Man muß gestehen, daß die wackeren Gehülfen den Meister gut unterstüzt haben, und, besonders bey den wesentlicheren Darstellungen der Seitenbilder, in den Geist ihrer vorstehenden Cartone recht glücklich eingedrungen sind, so, daß wir die Ausführung im hohen Grade gelungen nennen können.

Dasselbe gilt auch hinsichtlich des technischen Verfahrens. Es genügte schon eine kurze Anweisung. Eine nähere Kenntniß des Materials, der Eigenthümlichkeit seiner Natur und der Behandlung im Auftrage war hinreichend, schon nach einigen praktischen Versuchen die Hand an das Werk selbst zu legen, und zwar mit so erfreulichem Erfolge, daß die bedeutendsten Arbeiten der Jünger neben denen des Meisters, ihres geistreichen Erfinders, mit allen Ehren bestehen können.

Dieses glückliche, gemeinschaftliche Zusammenwirken erinnert uns an jene frohe Zeit, wo mehrere Künstler zur Ausführung großer Werke in Fresco, theils unter sich, theils mit ihren Schülern sich verbunden hatten, bald nach eigenen Ideen, bald nach Zeichnungen des Meisters den Triumph der Kunst in Fresken zu feyern.

Auf ähnliche Weise entstanden die bedeutenden Wandgemälde in verschiedenen Kirchen zu Florenz, in St. Francesco zu Assisi, im Campo santo zu Pisa, im Dom zu Orvieto und in vielen andern Kirchen Italiens. Welche treue Gehülfen Rafael bey den Werken des Vatikans an seinen Schülern, und selbst nach seinem Tode noch zur Ausführung seiner früheren Entwürfe daselbst hatte; und wie späterhin die Carracci zur Ausführung der Fresken im Pallaste Farnese zu Rom — wenn auch nicht bis zur völligen Vollendung — sich die Hände boten, ist hinlänglich bekannt.

Nur unter so günstigen Verhältnissen können wir einer früheren Vollendung dieses umfassenden Werkes entgegensehen, und zugleich die Freude haben, den in die Cartone niedergelegten Geist durch die Ausführung von den Mitarbeitern nicht nur glücklich erreicht, sondern das Wesen der Fresco-Malerey selbst, durch den Meister auf sie so übertragen zu sehen, daß kein Zweifel mehr seyn wird, sie werde sich, durch ihn in Deutschland aufs neue zum Leben geboren, in ihm und seinen Schülern auch sofort darin erhalten. Möchte diesem nur bald ein zweytes Werk von ausgedehnterem biblisch geschichtlichem Inhalte folgen.

Ueber die Ausführung in Fresco der zweyten Hälfte der erwähnten Cartone, so wie über die bereits begonnenen Zeichnungen zu den drey großen Bogenräumen unterhalb der Decke dieses Saales zunächst, werden wir unsern Lesern zu seiner Zeit das Wesentliche mittheilen.

Grabmal des Paolo Mascagni, ein Werk des Bildhauers Stefano Ricci.

Die Kirchen von Florenz sind voll von Bildhauerarbeiten des Stefano Ricci, in der Kirche von Sta Croce sieht man eines der schönsten, die eheliche Treue, Symbol der liebenden Gattin, welche gebeugt über dem Grabmal des verstorbenen Gatten weint. — Aber nicht blos in dieser Stadt, auch in Siena finden sich Werke desselben Bildhauers. Hier im Dom, in diesem berühmten Bezirk, auf dessen Wänden man die ersten Gemälde Rafaels bewundert, ist nun das Grabmal des Paolo Mascagni aufgestellt. Es ist einfach. Eine einzige Figur sizt auf dem Grabstein, mit traurigem Angesicht; mit den Händen rollt sie ein Papier auf, in welchem man den Titel des großen Werks liest, welches Mascagni's Namen unsterblich gemacht hat. *) Die Statue ist etwas mehr als natürlicher Größe, und hat das Ansehen einer Frau oder Göttin in griechischem Gewande. Sie stellt die Anatomie vor, welche mit Betrübniß auf dem Grabmal die Instrumente zerstreut sieht, womit Mascagni so nüzliche Dinge entdeckte, und die er nun fürder nicht mehr brauchen kann. Auf der vorderen Seite des Grabsteins ist das Profil Mascagni's in Basrelief angebracht. Viele möchten wünschen, daß große Männer in ganzer Figur auf ihrem Grabmal abgebildet würden. Freylich gefallen auch Verzierungen und symbolische Figuren; aber der Beschauer sucht immer mit dem ersten Blick den, dessen Andenken er durch Marmor- oder Erz-Inschriften geehrt sieht. Und oft verliert die schönste Composition des Künstlers an Werth, weil sie der Geschichte unnüz ist. Ricci hat die gewöhnliche Sitte befolgt, und sich in allen von ihm ausgeführten Theilen den gegründetsten Anspruch auf Lob erworben.

Nicht weniger Lob verdient der Cavaliere Giulio del Taja aus Siena, welcher die Verpflichtung, die alle Toscaner für die ihrige erkannten und zu erfüllen wünschten, für sich vollzogen, indem er auf seine Kosten dieß edle Grabmal errichten ließ. Ich preise mich glücklich, in einem Lande geboren zu seyn, wo Viele mehr auf den Ruhm des Vaterlandes als auf eigenen Vortheil bedacht sind.

Antonio Benci.

*) Vasorum lymphaticorum historia et ichnographia. Dieses und die übrigen Werke von Mascagni, nämlich die Anotomia per uso degli studiosi di pittura e di scultura, und der Prodromo della grande Anotomia finden sich nur bey Giuseppe Molini. Ob die Grande Anotomia in Verlag gegeben ist, bezweifle ich; alle Kupfer, oder wenigstens der größte Theil, waren schon vor Mascagni's Tode gestochen, aber es fehlt die Erklärung.

Mit einer Beylage in Steindruck: Aurora und Tithonus vor Jupiter knieend.

Nro. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. August 1821.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann,
Meldeten den großen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln ihr voran;
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden
Fröhlich zum Genusse ein.

Schiller.

Weinlied.

Chor.

Auf des Weines Heimathhügeln
Thronet Evan-Evoe!
Fröhlich schwebt auf goldnen Flügeln
Psyche drüber in der Höh! :,:

Solo.

Auf des Berges Doppelgipfel
Herrschet Bachos und Apoll!
Horch! es rauscht der Lorberwipfel
Seel- und Harmonienvoll.
Aber wo der goldnen Reben,
Muntre Reihn am Hügel stehn,
Da nur wird dir erst das Leben
Recht belebt entgegen geh'n.

Chor.

Und in dieß belebte Leben
Stürzen wir uns froh hinein!
Bachos, Bachos, gibt uns Reben,
Musagete, gib uns Wein! :,:

Solo.

Um des Feuers reges Leben
Neiden uns die Götter noch!
Kann Prometheus nimmer geben,
Gibt uns Vater Evan doch!
Und mit dieses Feuers Schwingen
Götterschmucke, angethan,
Flattern wir — mit Schmetterlingen
Den Olympos froh hinan.

Chor.

Süßer Gott, um uns zu laben,
Kehre oft noch bey uns ein,
Spende deine Göttergabe,
Spende immer deinen Wein! :,:

Solo.

Einsam, Ariadne Psyche,
Weilst du an der Wellen Strand —
Hart ist Theseus, hart ist Tyche!
Bachos nur reicht ihr die Hand.
Und erst unterm Thyrsusstabe,
Aus der Rebe Sonnengold
Winket ihr der schöne Knabe,
Nahet Amor sich recht hold.

Die Felskapelle an der Waag.

Alt und häufig waren sie, die Sprüchwörter und Gleichnisse der Oberungarn über stürmische Unbeständigkeit, entlehnt von der stürmischen und unbeständigen Waag, die das von ihr benannte, durch viele Wunder der Anmuth und Heilkraft, durch große Erinnerungen magiarischer Vorwelt, durch viele romantische Sagen berühmte Thal durchwindet, sich beynahe jedes Jahr ein neues Bette gräbt, und nur zu oft ein Schauder erregendes Nachbild jener, in aller Völker urältesten Mythen fortlebenden, allgemeinen Fluth gibt. — „Die Waag sey zu spät gekommen, als der Schöpfer die Gewässer regelte und ordnete, daher sey sie verurtheilt worden zu irren, ohne bestimmte Ufer, daher auch dieses Flusses

Name, „Vagus, der Herumirrende," ist ein eben nicht glücklicher Witz der Sage nicht nur, sondern auch mancher alten Chronik. — Aber irre und schäume und tobe der mächtige Waldstrom auch immer, nimmer kann man dem Zürnenden zürnen, wenn er oft, nur mit äußerster Gewalt, sich zwischen himmelansteigenden Felsblöcken den schmalen Durchgang brausend erzwingt?

Eine solche Stelle zeigt sich unter andern an den Gränzmarken der Trentsiner Gespannschaft gegen die Thurotz. Zwey mächtige Felswände drängen sich ganz nahe an einander, und kaum begreift man, wie sich die Wogen hier einen, wenn auch noch so schmalen, Durchgang gebrochen? — Die von schwarzem Nadelholz finster umlockte Scheitel dieser starren Riesenhäupter krönten einst sturmfeste, trutzige Burgen, sich so nahe, daß die eine, über den tosenden Abgrund hinüber, mit einer Feldschlange die andere gar leicht erreichen konnte. Oft waren Erb- und Ahnenfeinde die Besitzer. — Strecsen und Owar sind auch jezt noch, da sie längst in Schutt und Trümmer gesunken, nicht unbekannt, nicht unberühmt in der Umgegend, als die Hauptsitze ansehnlicher Güter, die diesen mächtigen Schlössern huldigend, als Zugehörden, auch von ihnen benannt wurden.

Strecsen war in den unruhvollen Tagen der Ferdinande ein Eigenthum Franzens Wesselenyi von Hadad, der in der Jugend und im früheren Mannesalter, da er noch wenig Anderes sein nennen mochte, als einen alladelichen Namen und sein gutes Schwert, alldort wohnte.

Durch des Cardinal Primas Peter Pazmann Feuereifer, ein zwanzigjähriger Götterjüngling, zum Uebertritt vom reformirten Bekenntniß zum Glauben seiner Väter bestimmt, mit Schönheit und Stärke, mit List und Kriegesmuth gerüstet, ein unbändiges Blut in den Adern, im Haupt die größten Entwürfe, einen ungeheuern Trieb raschen Wirkens durch große Mittel in der ewig bewegten und dennoch verschwiegenen Brust, Jahr aus Jahr ein, auf flüchtigem Rosse, wider den türkischen Erbfeind im Kampf, Berge und Auen und einsamen Wald und gesellige Burgen vorüberfliehend, suchte Wesselenyi allmählig, — (die ersten Schritte sind immer die schwersten) einen festen Grund- und Schlußstein weiteren Emporsteigens. — Den fand er bald in einer reichen Heirath, in der engen Verbindung mit einem angesehenen Hause. — Glühende Rosen wollte er seinen frühen Lorbeern gesellen.

Als Feldobrister zu Filek, hatte der mächtige Thomas Bosnyak, ein wider die Türken siegerprobter Kampfesheld, geehrt an Ferdinands Hofe, in Ungarn geliebt und gepriesen, eine längere Reihe von Jahren mit dem Ruhm seines Namens erfüllt. Doch dieser Name reifte mit ihm dem Grabe entgegen. Aus zwey Ehen war kein Sohn ihm geblieben, wohl aus der ersten drey liebliche Töchter, denen einst all sein großes Besitzthum heimfallen sollte.

Hieher wendeten sich des jungen Wesselenyi Blicke. Des Greisen Bosnyak und des kühnen Jünglings feurige Augensterne, treue Hände und freudige Herzen begegneten sich, hielten sich fest, ließen sich nimmer. — Bevor Wesselenyi noch gesehen, war ihm Sophie, die älteste Tochter, durch des Vaters ernsten Willen, zugesagt, und solchem Willen für das ganze Leben sich zu fügen, war in jenen sturmerregten Tagen der zarten Töchter dunkles Loos und unterwürfige Sitte. — Doch zündete bey der Anwerbung des schönen, feurigen Helden der ersten Liebe heiliger Götterstrahl die einer milden Neigung, wie die Blumen des Sonnenlichtes, bedürfende Engelseele. — Der Kindheit eintönige Wünsche schwanden, wie Seifenblasen, auf einmal alle. Ein plötzlicher Frühling duftete und blühte in dem frommen, warmen Herzen. Vor der eignen Liebe ihrer nur halb bewußt, zaghaft erröthend, durchzitterte die Holde ein einzig freudig-süßer Zweifel, wie das Wanken der Schatten, wie Waldesrauschen, wie der Gießbäche fernes Gespräch. — Kaum wagte sie's zu athmen, zu schauen, zu fühlen, denn ihr Alles war auf einmal sein geworden, so wähnte sie, sey auch die Luft sein und das Licht und alles Leben!

Auch Wesselenyi war einen Augenblick im Innersten mächtig ergriffen. Selbst eine raubere Heldenbrust widersteht sehr schwer dem Morgengeschenk der Liebe. — Nur, wer geliebt wird, sollte den Himmelsklang: „Mein!" aussprechen, der Sieger nicht, und nicht der Reiche, auch nicht der Künstler und nicht der Wissende! — Dein und Mein sind die Angeln, die beyde Welten bewegen, und das erste schüchterne: „Unser!" ist ein Geheimsiegel der Himmel. — — Sophiens Liebe-Verwirrung, das süße Ringen jungfräulicher Unschuld mit der willkommenen Uebermacht der Liebe dehnten und weiterten sein stolzes Herz, — und Beyder Flammen brannten zusammen; seine, wie aus dem Dunkel die rothe Fackel glüht; ihre, wie dem weißen, milden Mondlicht die Blumen stärker duften und der Thautropfe voller erglänzt! — Alles klagte über Strecsens einförmige Einsamkeit, man sey ja, wie außer der Welt! — Sophien war diese Einsamkeit ein theures Glück, ihre Welt war Er.

Die Liebe der Wittwe des Siebenbürger Fürsten, (einst Gegenkönigs) Bethlen Gabor, Catharina, Prinzessinn von Brandenburg zu Stephan Csaky, — Gustav Adolfs beständige Aufreitzungen Georg Rákóczys, — des lezteren Feindschaft wider die Bethlens, — des Palatins Esterhazy üble Laune — und die öfteren Türkengefechte bewegten Ungarn in diesen Jahren. — Oft riß sich Wesselenyi aus den Armen der sanften Sophie. — — Lieben, wachen, weinen, beten war ihr Thun. Sie hatte in den

froh verflossenen Jahren zweymal Mutterfreuden erlebt. Um so inniger hing ihr Herz an dem, ins wilde Leben stracks hinauseilenden Gemahl, der Anfangs immer ein unverändert Herz mit heimzubringen schien.

So blieb es aber nicht immer. — Aus Wesselenyi's dunklem, wildem Auge glühte eine verzehrende Sehnsucht, dem Waldbrande gleich, der, wenn jeder Baum schon verbrannt ist, noch in den Wurzeln unter der Erde wüthet. — Sein stundenlanges träumerisches Schweigen glich einem fernen Wasserſturzes kaum mehr hörbarem Fall; — manch plötzlich rasches Wort, dem räthselhaften Donner im heitern Himmelsblau. — Sophie verdoppelte ihre Zärtlichkeit, und die Wolken an seiner Stirne verfinsterten sich nur desto mehr; er wollte fliehen, und blieb wie angewurzelt. Eine Höllenangst durchzuckte ihn, wenn die Arme der holden Frau ihn umwanden. Schon vor ihren Tritten erbebte er, gleich einem scheuen Reh. — Seiner Kinder Lallen scholl ihm furchtbar — Und als Sophie einst mit süßen Worten ihr vergebliches Liebesflehen beklagte, brach der Gewaltige, an allen Gliedern zitternd, und auf den kalten Boden hingestreckt, in einen Strom von Thränen aus!? — Aber sie linderten nicht. Die Brust war ihm zu — sein Mund blieb verschlossen. — Als er ausgebebt und sich allein sah, schritt er gesenkten Blicks zur Burg hinaus, befahl, ihm seinen alten Emmerich mit dem schnellen Barberroß nachzuschicken, und bot, bis dieser mit ein Paar Knechten, mit Rossen und Waffen herbeysprengte, vom Toben der Elemente, wie gelüstet und gelezt, den heißen Kopf, die zerrissene Brust, unbedeckt den Blitzen und den Strömen des Himmels dar, schwang sich aufs schäumende Roß, und ritt, wie von seinem bösen Engel fortgerissen, spornstreichs davon. — Sein Geist strebte nach Hoheit, nach Besitz, nach Gewalt. — Sophiens zärtliche Liebe war ihm noch Frost. Er bedurfte einer irdischeren Flammenbrust, Glut in Gluten unterzugehen und sich wechselseitig zu verzehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Guckkastenbilder und sonst Allerley aus Paris.

(Fortsetzung.)

8.

Wenn ich den Don Giovanni gehört habe, so kommt es mir immer wieder vor, als wenn ich doch Sinn für Musik hätte. — Warum versteh' ich nur hier die Sprache der Töne, und kann ihrem Sinne beynah von Anfang bis zu Ende folgen, als wenn ich es in Worten ausgesprochen hörte? — So eine Oper von Rossini geht mir dagegen zu einem Ohr hinein, zum andern heraus, es klingt mitunter hübsch, aber ich kann mir nichts dabey denken. — Ich habe noch nie solche Entzückungen gesehen, wie bey einigen Franzosen, bey der Aufführung des Don Giovanni; ein ältlicher Herr besonders schnalzte, und heulte und schnurrte und wimmerte, und rang die Hände und hielt sich den Leib und den Hals zu, um nur nicht zu zerspringen vor lauter Entzücken; zuweilen konnte er es gar nicht mehr aushalten, und fing mitten in einem Solo an, unter der Hand zu klatschen und Brave zu rufen, dann schalt er sich aber wieder selbst wegen der Unterbrechung noch viel lauter, und hielt ordentlich seine Hände fest und wimmerte wieder — kurz zum Todtlachen! Nachher sprach er aber recht vernünftig mit seinem Nachbar über die Musik, und es schien wirklich, als wenn es nicht blos hübsche Airs gewesen, sondern daß er wirklich den Sinn des Ganzen, wenn auch nicht eigentlich verstanden, doch wenigstens gefühlt habe, daß einer drin sey, in jeder Musik seyn müsse — auch schrie er sehr laut, daß Rossini gar nichts dagegen sey, und daß ihm etwas fehle, er könne selbst nicht sagen was? — Dagegen hatte ich den Jammer beym Herausgehen, einen jungen Laffen zum andern sagen zu hören: ah mais il y a des passages assez remarquables. Dabey strich er sich die Haare zurecht und sah sehr albern aus. — So sehr mir die Franzosen in Masse recht sind, so unausstehlich sind' ich im Durchschnitt die jungen Leute hier in der Hauptstadt; noch nie hab' ich so viele nichtssagende, gehaltlose, windbeutlige Gesichter gesehen, die nicht den Ausdruck der Leidenschaft, sondern nur den des Lasters haben, das sich noch dazu sehr breit und prazig macht. — Du weißt wohl, daß ich unsere Studentchen eben nicht sehr verehre, aber da findet man doch so viele Gesichter, wo man denkt: es ist ein Kloß, aber man kann noch etwas aus ihm schnitzeln — hier ist aber schon alles verarbeitet, aber schlecht. — Das beste an ihnen ist, daß sie beynah alle, gewissermaßen aus Instinkt, liberal sind. — Das ist recht gut, aber nicht alles — wenn sie übrigens nicht so schlimm sind, als sie aussehen, so ist es ihr Verdienst — warum sehen sie fatal aus, wenn sie es nicht sind. — Da bin ich aber sehr von meinem alten Herren abgekommen, von dem ich übrigens auch nichts mehr zu sagen weiß, als daß ich schon mehrere von der Art angetroffen habe. — Zu meinem großen Triumph hab' ich lezthin einen Franzosen dahin gebracht, daß er sagen mußte, nous sommes des barbares dans la musique.

9.

Bey ***** sah ich lezthin einen italienischen Prinzen von *** mit einem recht klugen trockenen Gesicht. Der erklärte einem Fremden, was es mit den Parteyen hier in der Kammer auf sich habe; und meinte aber, daß die Ultras, wie die Liberalen und Ministeriellen, den Teufel nach dem Staate fragten, und alle nur nach den Plätzen der Minister jagen. Die Liberalen hielt er nur deßhalb für die klügsten, weil sie sich am besten hinter Redensarten versteckten, u. s. w. — Ich denke aber, daß alles klingt viel gescheuter, als es eigentlich ist; denn es bleibt immer eine

ſehr beſchränkte, einſeitige Anſicht. Ich bin wahrlich kein Enthuſiaſt für die Freyheit, eben ſo wenig wie ich enthuſiaſtiſch für das Athemholen portirt bin — ich halte nicht einmal viel von dem Enthuſiasmus, weil es ein gar bequemes Ding für Schwache iſt — aber grade darum glaub' ich, daß recht viele Menſchen, die dabey ſo menſchlich ſeyn mögen als tauſend andere, aus Ueberzeugung ihrer Vernunft, die Freyheit wollen und bereit ſind, ſich dafür aufzuopfern. — Ganz lächerlich iſt es aber, daß viele Leute von den Liberalen eine übermenſchliche Uneigennützigkeit und Tugend verlangen. — Ich glaub's gern, ſie möchten uns weiß machen, die Freyheit ſey nicht für Menſchen, den Engeln laſſen ſie ſie eher paſſiren. A propos oder vielmehr mal à propos! In der Ueberſicht der Leipziger Meßliteratur fielen mir die vielen Schriften für gebildete Leſer, für gebildete Stände, für höhere Klaſſen, für Gebildete u. ſ. w. auf; hier in Paris, d. h. in Frankreich, iſt mir noch keine einzige Schrift vorgekommen, auf deren Titel ſo was geſtanden hätte. — Was beweist das? — Ich denke gar nichts — aber übel nehmen würden es die Leute hier gewiß.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Juni.

Zu den im Ausland minder bekannten, aber ſehr beachtenswerthen, wiſſenſchaftlich zugleich und gemeinnützig thätigen Vereinen gehört die in Zürich längſt ſchon beſtandene, ſeit fünf Jahren aber reſtaurirte mathematiſch-militäriſche Geſellſchaft, eine Schweſter oder Tochter der naturforſchenden, mit der ſie auch ein gemeinſames Lokal benuzt. Weil die Kultur der Kriegswiſſenſchaften in dem Bedarf der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft der eigentliche Vorwurf ihrer Arbeiten iſt, und weil ſie für dieſen Behuf durch Abordnung einiger ihrer Glieder alljährlich irgend einen wichtigen Theil der Schweizergrenze beaugenſcheinen und würdigen läßt, ſo kann ſie in der That auch den Namen einer ſchweizeriſchen und nicht blos zürcherſchen Geſellſchaft verdienen. Wir haben den gehaltreichen Jahresbericht ihrer Verhandlungen vom März 1820 bis dahin 1821 vor Augen; weil aber einzelne Nachrichten demſelben zu entheben unthunlich wäre, und eine bloße Namen-Aufzählung der gehaltnen Vorleſungen oder erſtatteten Berichte nur wenige Theilnahme wecken könnte, ſo mag es gerathener ſeyn, eine Stelle der Einleitung, welche befriedigenden Aufſchluß über Geiſt und Ziel der Arbeiten des Vereines gibt, hier mitzutheilen. „So wie es (ſagt der Stabshauptmann Nyſcheler, als Referent der Geſellſchaft) in der Kriegskunſt Grundſätze gibt, die allen Zeiten, ſo gibt es auch ſolche, die allen Völkern gemein ſind, allein ſo wenig man die ältere Kriegskunſt ohne weſentliche Veränderungen auf unſer Zeitalter anwenden darf, eben ſo wenig wäre es möglich, eine allgemeine Form oder Syſtem zu erfinden, welches die Kriegsverfaſſung aller Völker nach dem gleichen Urbilde geſtalten könnte. Jedes Volk beſizt ſeine individuelle Eigenthümlichkeit, welche bey zarter Schonung und weiſer Benuzung weſentlich dazu beyträgt, ſeine Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit zu ſichern. Allein dieſe Eigenthümlichkeit ſcheint weniger in der Form der Waffen, in der Eintheilung des Heeres, in der langen oder tiefen Schlachtordnung zu liegen, als in der ungeſchwächten moraliſchen Kraft, in der unauslöſchlichen Anhänglichkeit an den Boden und die Sinnesart ſeiner Vorfahren, und in der Entfremdung von den phyſiſchen und moraliſchen Entartungen anderer Völker und Staaten. So lange ein Volk dieſe Nationalzüge bewahrt, ſo kann es zwar wohl im Frieden durch unpaſſende Nachahmung fremder Kriegsformen beläſtigt werden; allein im wirklichen Kampfe wird es von ſelbſt ſich alles überflüſſigen Tandes entledigen, und nur das beybehalten, was mit ſeinem phyſiſchen und moraliſchen Weſen vereinbar iſt. Wenn hingegen das Grundweſen eines Volkes durch ſtufenweiſe Angewöhnung fremder Sitten, durch Gewerbe, welche die Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden einem größern Wohlſtand zum Opfer bringen, erſchüttert iſt, und wenn daſſelbe durch zu genaue Kenntniß mit vormals unbekannten, aber verführeriſchen Genüſſen vollends umgeſchaffen iſt, alsdann mag es auch weder durch die Schwerter und Helme, noch durch die Streitbaxen der Vorfahren wieder hergeſtellt werden. Durch eine ſolche Umſchaffung ſuchten ſich einſt die Römer das Volk der Deutſchen zu unterwerfen, weil ſie wohl einſahen, daß die Waffengewalt zwar im Stande ſey, daſſelbe zu beſiegen und eine Zeitlang zu unterdrücken, aber nicht ſein politiſches Daſeyn zu zernichten. Dieſe moraliſche Taktik würde ohne Zweifel ihren Zweck erreicht haben, wenn das ungeſchwächte Auge der Deutſchen ihr künſtliches Gewebe nicht durchſchaut und zerriſſen hätte. Unſtreitig kann auch durch zweckmäßige wiſſenſchaftliche, praktiſche und techniſche Bildung und Geſtaltung der perſonellen und materiellen Streitkräfte, die militäriſche Kraft eines Volks weſentlich gehoben, durch unzweckmäßige Einrichtungen hingegen ſehr nachtheilig gehemmt werden. Allein die Beſtimmung deſſen, was das Zweckmäßigſte und Beſte, was ganz abzuſchaffen und was dagegen neu einzuführen ſey, kann nicht Sache eines plözlichen genialen oder poetiſchen Aufſchwungs, ſondern nur eines gründlichen Studiums, ruhiger Ueberlegung und reifer Erfahrung ſeyn. Wenn daher unſere Geſellſchaft zu dieſem Zweck ihre Kräfte verwendet, ſo iſt es nicht durch voreiligen Tadel und Herabſetzung der beſtehenden Einrichtungen, ſondern durch dankbare Anerkennung der weſentlichen Fortſchritte, welche unſer Kriegsweſen ſeit wenigen Jahren gemacht hat, durch Entwicklung der Ideen über die beſte Benuzung der bereits vorhandenen Hülfsmittel und durch beſcheidene Vorſchläge über diejenigen Punkte, wo noch Verbeſſerungen ſehr wünſchbar wären, daß ſie denſelben zu erreichen ſucht." — Drey merkwürdige, ſeit Anfang dieſes Jahrs erſchienene, auf das ſchweizeriſche Militärweſen und das Vertheidigungsſyſtem dieſes Landes Bezug habende Schriften, dürfen hier nur genannt werden. Die erſte: De la Suisse dans l'interêt de l'Europe, ou examen d'une opinion énoncée a la tribune par le général Sebastiani (Paris ch. Auselin et Pochard. 125 S. 8°) rührt von einem einſichtsvollen Genfer her; die zweyte: Sur la troupe soldée, dite Garnison, et sur les dépenses militaires du canton de Genève, par Fazy-Pasteur, membre du conseil representatif (ch. Paschoud. 130 S. 8.) geht meiſt nur Genf an; und die dritte: Beſtand und Geiſt der eidsgenöſſiſchen Kriegsweſen, wie ſie ſeyn ſollten (Bern. 43 S. 8.), hat den berniſchen Hauptmann von Tavell zum Verfaſſer, und ſie ſoll ohne Zweifel die oben ſtehende Rüge des genialen oder poetiſchen Aufſchwungs im Munde des Referenten der Zürcher Geſellſchaft treffen.

Beylage: Kunſt-Blatt Nro. 70.

Nr. 70.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 30. Auguſt 1821.

Ueber die Vergötterung Homer's, ein berühmtes altes Kunſtwerk erhabener Arbeit, jezt im Brittiſchen Muſeum zu London.

Von Dr. G. H. Noehden,

Aufſeher am Brittiſchen Muſeum.

Zu den lezten Erwerbniſſen im Fache der Kunſt, womit das Brittiſche Muſeum bereichert worden iſt, gehört das merkwürdige Bildwerk von der Vergötterung *) Homers, welches viele Jahre hindurch das Eigenthum der Familie Colonna in Rom war. Nicht blos den Kennern und Freunden der Kunſt, ſondern jedem Gelehrten, der ſich mit den Angelegenheiten des Alterthums auf irgend eine Weiſe beſchäftigt hat, iſt es bekannt. Durch mehrere Gelehrten iſt es beſchrieben worden, vom alten Athanaſius Kircher, im 17ten Jahrhundert an, bis auf Millin im 19ten Jahrhundert. **) Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, das heißt, zwiſchen den Jahren 1650 und 1660, ward es gefunden. Ganz genau iſt das Jahr, ſo viel ich weiß, von keinem Schriftſteller angegeben; in jener Beſtimmung aber kommen alle überein. *) Kircher, der erſte, welcher von dieſem Denkmale redet, ſagt, es ſey ante bina lustra vor der Zeit, wo er ſchrieb, entdeckt worden: er ſchrieb aber zwiſchen 1660 und 1670; alſo muß das Bildwerk zwiſchen 1650 und 1660 gefunden worden ſeyn. Der Ort, wo man es ausgrub, **) war Frattochie, ein Landſitz der Familie Colonna, an der Via Appia, etwa zwey deutſche Meilen von Rom. Auf der Stelle ſtand vormals das in der Geſchichte Roms bekannte Bovillæ. Seit ſeiner Entdeckung war jenes Bildwerk im Beſitze der Familie, auf deren Grund und Boden es gefunden worden war; und wurde dem Kunſtkenner, oder neugierigen Reiſenden, im Pallaſte Colonna zu Rom gezeigt. Seit etwa funfzehn Jahren, iſt dieß ſeltene Stück von ſeiner alten Heimath entfernt worden, und nach England gekommen; auf welche Weiſe, habe ich bis jezt nicht genau erfahren, man glaubt aber, daß es von dem Beſitzer gegen geliehenes Geld dem Gläubiger, einem Engländer oder einer Engländerin, überliefert worden. Es war in London bey einem Banquier (Lubbock) in Verwahrung gegeben. Dem Brittiſchen Muſeum wurde bald darauf kund gethan, daß dieß Kunſtwerk im Lande, und daß man geneigt ſey, es um einen gebührlichen Preis abzulaſſen. Man hatte damals die Beſcheidenheit, zehn tauſend Pfund Sterling zu fordern, eine ſo übermäßige Summe, daß das Muſeum ohne weiteres ſich von der Sache abwendete. Sie blieb nun ruhen, und es geſchah ihrer, wenigſtens bey dem Muſeum, keine Erwähnung, bis vor etwa vier Jahren. Es hatte ſich kein anderer Käufer

*) Apotheosis Homeri.

**) Die Schriftſteller, welche von dieſem Kunſtwerke handeln, ſind: 1) Athanasius Kircher, in ſeinem Latium. Fol. Amst. 1671. 2) Gesbert. Cuper, Apotheosis vel Consecratio Homeri. 4. Amst. 1683. 3) Schott, Explication nouvelle de l'apothéose d'Homere. 4) Ludolph. Küster, Historia critica Homeri, Sect. V. 5) Ezechiel Spanheim (ſ. Cuper, p. 193. Schott, p. 16.) 6) Dan. Heinsius (ſ. Schott, p. 16.) 7) Fabretti, in einem Briefe an Magliabecchi (ſ. Cuper, p. 194 Schott, p. 3.); und in ſeinem Syntagma de columnâ Trojanâ. 8) Jac. Gronovius, Thesaur. Antiqq. Tom II. 9) Jo. Rodolph. Wetstenius, Dissertatio de fato scriptorum Homeri. 10) Montfaucon, Antiquité expliquée. Tom. V. Part. I. 10) Fabricius, Bibliotheca Græca, unter Homerus. 12) Addison, Remarks on Italy. 13) Museo Pio Clementino, Tom. I. 14) D'Hancarville, Recherches sur l'origine, l'esprit, et les progrès des arts de la Grèce. Tom. II. 4. Lond. 1785. 15) Lumsden, Remarks on the antiquities of Rome. 4. London 1797. 16) Winckelmann, Geſchichte der Kunſt des Alterthums. 2 Th. 4. Dresden 1764. 17) A. L. Millin, Galerie mythologique Tom. II.

*) D'Hancarville, Recherches Tom. II. p. 296. Vers le milieu du dernier siècle (er ſchrieb im 18ten Jahrhundert) on découvrit un basrelief en marbre, dont la sculpture représente l'apotheose d'Homere.

**) Latium, p. 81 Marmor — ante bina circiter lustra in agro Marini oppidi, cum nescio quid fodicarent rustici, detectum fuit.

gefunden, und da man glaubte, daß die vormaligen Erwartungen außerordentlich herabgestimmt wären, so fanden die erneuerten Vorschläge so weit Gehör, daß man das Werk wiederum, von Seiten des Museums, in Augenschein nahm, um ein angemessenes Gebot zu bestimmen. Dieß wurde auf Eintausend Pfund, also $\frac{1}{5}$ geringer als die ursprüngliche Forderung, festgesezt, ein so auffallender Unterschied, daß der Verkaufende dieß Gebot ohne Anstand und mit Verachtung abwies. Es verstrichen nun wieder über zwey Jahre, ohne daß ein Kauflustiger aufgetreten wäre. Das Museum wurde daher im Jahr 1819 zum Drittenmale angesprochen, es beharrte aber bey seinem Gebote, der Verkäufer kam auf 1800 oder 1500 Pfund herab — und stimmte zulezt in den Handel ein. Für tausend Pfund Sterling also wurde das Bildwerk gekauft, und seit dem Monat August 1819 ist es das Eigenthum des Brittischen Museums. Nach den gehörigen Vorbereitungen ist ihm im Sommer 1820 eine paßliche Stelle in der Sammlung der Alterthümer, oder der sogenannten Antiken-Gallerie angewiesen. Es ist nämlich in die westliche Wand des dritten Zimmers der Gallerie eingesenkt, wo es für das Auge eine sehr zweckmäßige Wirkung hervorbringt.

Welchem Zeitalter dieses Bildwerk angehöre, hat man aus gewissen Umständen zu schließen gesucht, wozu der Ort, an welchem es gefunden worden, Veranlassung gegeben hat. Frattochia, *) wie gesagt, war die Stelle des alten Bovillæ. Hier war der Tempel der Julischen Familie, sacrarium familiæ Juliæ, **) und unter den Ruinen hat man geglaubt die Ueberbleibsel eines Pallastes oder einer Villa des Kaisers Claudius zu entdecken. ***). Ich habe nicht zu untersuchen Gelegenheit gehabt, worauf sich diese Meinung gründe: wir wollen annehmen, (aber der zu bestimmenden Wahrheit unbeschadet), daß sich dieß so verhalte, und daß zu Frattochia ehemals ein Landhaus des Claudius gewesen sey. Nun macht man folgende Schlüsse: Das Bildwerk ist an einem Orte gefunden, wo eine Villa des Claudius war; es ist wahrscheinlich, daß es zu der Villa gehörte; daß es dem Kaiser Claudius gehörte; daß da dieser Kaiser ein großer Verehrer Homers war, es von ihm angeschafft worden ist; daß es auf seinem Befehl verfertigt worden; daß es also die Arbeit seines Zeitalters ist. Wie sehr man Gefahr läuft, bey diesen Schlüssen zu irren, da nicht nur die Gründe, worauf sie beruhen, sondern auch die Folgerung selbst keinen geringen Bedenklichkeiten unterworfen ist, wird dem nachdenkenden Leser einleuchten. Die erste, ob denn wirklich an dem Orte eine Villa des Claudius gestanden habe, berühre ich weiter nicht. Wird dieses aber angenommen, wie wir es bedingt gethan haben, so ist die Wahrscheinlichkeit nicht zu leugnen, daß das Bildwerk dem Kaiser Claudius gehört haben möge. Nun wird geschlossen, daß er es habe verfertigen lassen. Dieß soll aus der großen Vorliebe, aus der begeisterten Bewunderung gegen den Homer, welche man diesem Kaiser zuschreibt, hervorgehen. Allein von einer solchen Vorliebe, einer solchen Bewunderung, den hohen Gefühlen Alexanders des Großen ähnlich, wissen wir eigentlich gar nichts. Man kann sich es hingegen kaum denken, daß solche edle Gesinnungen dem grobsinnigen, schwachgeistigen Claudius, so wie er uns von den Schriftstellern des Alterthums geschildert wird, zuzueignen seyen. Alles was uns bekannt ist, kommt darauf hinaus, daß er nicht ohne gelehrte Bildung war, *) daß er die griechische Sprache sehr liebte, **) und gut verstand, und daß er unter andern den Homer häufig anzuführen ***) pflegte. Aber unter die eigentlichen Bewunderer des Dichters, die Fürsten und großen Männer, denen die Benennung Φιλόμηρος zustand, ****) hat ihn niemand gerechnet: und es konnte es niemand thun, denn die Geschichte verbürgt es nicht. Athanasius Kircher war der erste, welcher diese sinnreiche Vermuthung, die aber nicht hinlänglich mit Gründen unterstüzt werden kann, äußerte. Ihm sind andere gefolgt und Winckelmann geht so tief in dieselbe ein, daß sein Urtheil über den Werth des Kunstwerkes dadurch eine schiefe Richtung erhält. Die Vorstellung, daß es in ein verhältnißmäßig spätes Zeitalter gehöre, blendet ihn, und er läßt der Kunst, welche sich an dem Werke bewährt hat, nicht Gerechtigkeit widerfahren. Wenn wir auch zugäben, daß Claudius der Besitzer dieses Bildwerkes gewesen sey, und daß er es aus Liebe zum Homer sich verschafft habe, so folgt dennoch daraus bey weitem nicht, daß er es habe verfertigen lassen. So wie viele andere Kunstwerke, konnte es in eine höhere Zeit gehören, und aus Griechen-

*) In agro Marini oppidi, Kircher, p. 81. In agro Marino seu Ferentino, Küster, p. 41.

**) Siehe Lumsden, p. 115.

***) D'Hancarville, Tome II., p. 296. „On a trouvé ce monument vers le dixième mille de la voie Appienne, dans un endroit appelé Pratochie. C'étoit l'ancienne Bovilles: il existoit beaucoup de ruines de cette ville, parmi lesquelles on croit reconnoitre celles d'une maison de l'Empereur Claude."

*) Dio Cass. Lib. IX. Tom. II. p. 939. ed. Reimar. οὗτος τὴν μὲν ψυχὴν οὐ φαῦλος ἐγένετο, ἀλλὰ καὶ ἐν παιδείᾳ ἤσκητο, ὥστε καὶ συγγράψαι τινά.

**) Siehe Sueton. Claud. 42.

***) Sueton. ebendaselbst. Multum vero pro tribunali etiam Homericis locutus est versibus.

****) Siehe Ludolf Küster, Historia Critica Homeri, Sect. II.

land nach Italien gebracht worden seyn.*) In der Arbeit sehe ich wenigstens nichts, das diesem Begriffe widerspräche. Der Name des Künstlers ist in dem Marmor eingegraben, Αρχελαος Απολλωνιου εποιησε Πριηνευς. Es war Archelaus, der Sohn des Apollonius, aus Priene in Jonien.

Es ist noch keine richtige und gute Abbildung von diesem Bildwerke vorhanden. Keine von allen, so viel ihrer sind, gibt eine erträgliche Vorstellung. Urtheilt man aus diesen Abbildungen, so kann man wohl nicht zu einer günstigen Meinung gelangen: aber dazu dienen sie vortrefflich, daß wenn man sie mit dem Werke selbst vergleicht, man auffallend deutlich sieht, was die schöne Kunst geleistet hat. Wir dürfen uns wohl mit der Hoffnung schmeicheln, daß uns mit der Zeit eine schickliche Darstellung davon werde zu Theil werden, wenn es z. B. dem Hrn. Corbould, einem geschickten Künstler, der jezt mit dem Abzeichnen der Elginschen Bildwerke im Britt. Mus. beschäftigt ist, aufgegeben würde, wie es nicht unwahrscheinlich ist, davon eine Zeichnung zu liefern.

Daß es Griechische Arbeit sey, daran wird der Kenner nicht zweifeln. Es ist aus einem Stück Marmor gehauen. Der Marmor ist gut erhalten, weder verwittert, noch auf andere Art beschädigt. Er ist von reinlicher zum Gelblichen sich ein wenig neigender weisser Farbe. Die Platte ist ein längliches Viereck, wovon die Länge 45½ Zoll, und die Breite 32 Zoll beträgt; die Dicke des Marmors mag gegen 6 Zoll seyn. Am obern Ende, wo der Berg, auf welchem Jupiter thronet, vorgestellt ist, ist die Platte zugeengt nach Art eines gerundeten Dreyecks, um den Berggipfel auszudrücken. Dieß wird man auf den Abbildungen erkennen. Aber um das Viereck wieder hervorzubringen, hat man an die Seiten des Dreyecks Stücken angesezt, doch ohne im geringsten der Darstellung des Künstlers zu schaden, welche über diese angesezten Stücke hervorgeht. Um die ganze Platte geht eine neuere Einfassung von Marmor, mit einfachen Verzierungen, welche Einfassung nicht im Brittischen Museum hinzugekommen ist, sondern seit längerer Zeit dazu gehört hat. Die Einfassung auf jeder Seite, außer der obern, ist 3¼ Zoll breit. Oben über der Bergspitze ist sie beynahe 6 Zoll breit; sie ist daselbst ausgerundet, oder ausgehöhlt, und bildet eine Art von Wölbung über dem Haupte des Jupiter. Wenn man diese Einfassung mit in die Messung einschließt, so kömmt zu der Länge des Stückes eine Ausdehnung von 9½ Zoll, und zu der Breite 7 Zoll: also wäre das Maaß des ganzen Stückes, wie es jezt ist, der Länge nach 55 Zoll, der Breite 39 Zoll.

(Der Beschluß folgt.)

*) D'Hancarville p. 296. „Rien n'est moins fondé que cette opinion; car le basrelief dont il s'agit, paroissant avoir été apporté d'ailleurs, comme tant d'autres ouvrages Grecs, dont les Romains remplirent leurs maisons de campagne, il pourroit être d'un tems antérieur au regne de Claude."

Neueste Arbeiten des Kupferstechers Carl Rahl in Wien, nebst einigen Notizen über sein Leben.

Dieser thätige Künstler hat seit einiger Zeit angefangen, die Hogarthschen Kupferstiche in verkleinertem Format (Klein Folio) herauszugeben. Sie sind nach den Originalen copirt, welche die Herzogl. Albertsche Sammlung in Wien besizt, wo sich zugleich neben den Originalen die seltensten Varianten finden. Hogarth nahm an seinen Platten mancherley Aenderungen vor, so daß frühere Abdrücke manchen interessanten Vergleich bieten. Bis jezt sind von Rahls Copien 7 Hefte erschienen, wozu von der Buchhandlung Kaulfuß und Armbruster ein Abdruck der Lichtenbergischen Erklärungen in kl. 8. veranstaltet worden ist. Kupfer und Text kosten zusammen 57 fl. 40 kr. W. W. ungefähr 28 fl. rhein. — Die folgenden 5 Hefte sollen in einem Jahr beendigt seyn. — In Vergleich mit den Riepenhausenschen Nachstichen, hat Hr. Rahl mehr und freyer und sehr geistreich mit der Radirnadel gearbeitet. Die Köpfe geben sämmtlich denselben Ausdruck, und zum Theil noch schärfer wieder, da bey jenen etwas Aengstliches nicht zu verkennen ist. Dagegen haben wenigstens die ersten der Riepenhausenschen Blätter bey ihrer sorgfältigen Ausführung durch den Grabstichel mehr Harmonie und machen eine kräftigere Wirkung. In wie fern diese oder Hrn. Rahls Behandlung den Originalen angemessener sey, können wir nicht entscheiden, da uns leztere nicht zur Hand sind.

Herr Kupferstecher Seyffer in Stuttgart hat uns einige Notizen über Hrn. Rahls Künstler-Laufbahn mitgetheilt, welche unsere Leser nicht ohne Interesse lesen werden. Diesen lassen wir im nächsten Blatt eine, von dem Künstler selbst verfaßte Nachricht über das Gemälde folgen, wonach er den schönen in Nr. 46. des Kunstblatts 1820 angezeigten Kupferstich: Die heilige Margaretha, nach Rafael, verfertigt hat. Red.

* * *

Notizen über Rahls Künstler-Laufbahn.

Rahl ist zu Heilbronn am Neckar geboren, und gegenwärtig etwa 40 Jahr alt. Zeichnen war von Jugend auf seine liebste Beschäftigung; sein Vater hatte zwar daran Freude, doch meynte er nicht, daß er ein Künstler werden sollte, weil er glaubte, wenn man es nicht sehr weit brächte, sey es besser davon zu bleiben, besonders wenn man kein Vermögen besize.

So mußte sich nun Rahl entschließen, etwas zu ergreifen, das unter dem zu wählenden seiner Neigung noch am nächsten lag; er wurde ein Silber-Arbeiter, benutzte aber alle freye Stunden, um seiner unüberwindlichen Neigung zum Zeichnen und Stechen nachzuhängen, er radirte Titelblätter zu musikalischen Werken, und kann noch Porträts und Landschaften aus dieser Periode aufweisen. Dabey stach er Schriften so gut es gehen wollte, welches auch sein Vater noch am liebsten sah, weil er es für einen solideren Erwerbszweig hielt. Auch viele Andere riethen ihm wohlmeynend, dabey zu bleiben und sich nicht zu hoch zu versteigen, weil er dann mit Vielen in Concurrenz kommen würde, die alle geschickter als er wären, und er wohl schwerlich so weit vordringen würde, um die verlorne Zeit nicht bereuen zu müssen. Allein Rahl machte an sich selbst die Erfahrung, wie eitel gewöhnlich der Rath ist, den man bey einer so entschiedenen Neigung gibt, und wie selten ein junger Mensch wohl thue, etwas Anderem als seiner innern Stimme zu folgen. *) Es hat ihn nie gereut sich selbst gefolgt zu haben, vielmehr würde ihn das Gegentheil lebenslang schmerzen. Das damals in Heilbronn bestehende Industrie-Comptoir von Carl Lang gab ihm nun die Möglichkeit an die Hand, sich nach verlornen Jahren wieder von der ergriffenen Profession zu trennen, und seinem Wunsche, ein Kupferstecher zu werden, nachzugehen. Er stach nun für das Industrie-Comptoir Schriften und Plane, auch versuchte er sich in der Punctir-Manier, stach Wielands Porträt für Langs Almanach, und das des Musik-Compositeurs Ammon in Heilbronn, und anderer, dabey auch Vignetten.

Seine Begierde weiter zu kommen veranlaßte ihn nun im Herbst 1799 nach Wien zu gehen, um daselbst zu thun, was Umstände und Kräfte gestatten würden. Sein fester Grundsatz war, sich mit Brod-Arbeiten nur so weit abzugeben, als es unumgänglich nöthig wäre, alle andere Zeit aber vorzüglich dem Zeichnungs-Studium zu widmen, indem er überzeugt war, daß ohne einen soliden Grund darin am Ende nichts Tüchtiges herauskommen könne. Den Mechanismus der Kupferstecherkunst betrachtete er damals mit einer Geringschätzung, die ihn auf manchen Abweg führte.

Indessen meynt Rahl doch, dieser Gang sey vortheilhafter für seine Entwicklung gewesen, als selbst die Leitung des trefflichsten Meisters, indem dabey seine Eigenthümlichkeit ungestört blieb, und er überzeugt war, das Fehlende würde mit der Zeit schon ins rechte Geleise kommen. Den Mechanismus des Kupferstechens glaubte er nur auf diesem Weg sich eigen machen zu können, ohne ihn durch Aengstlichkeit zu theuer zu bezahlen. Was ihm ein Meister hätte sagen können, schien ihm erst dann Werth zu haben, wenn er auf dem Punkte der eigenen Einsicht und Ueberzeugung angelangt wäre, und diese wollte er sich nur aus einer allgemeinen Vergleichung der besten alten und neuen Werke der Kupferstecherkunst holen. Bis er nicht alle von den größten, talentvollsten Meistern aufgefundene Mittel, den vorgesezten Zweck zu erreichen, aufgesucht, und davon seiner Individualität gemäß das ihm zusagende aufgenommen, war an keine Ruhe oder Ueberzeugung in seinem Verfahren zu denken, und bis die Experimente alle practisch durchgemacht waren, ging viele Zeit hin, aber für sich wußte er, auch wenn die günstigsten Umstände eingetreten wären, keinen andern Weg möglich zu machen.

Mit Schrift und mit der Punktir-Manier erwarb er sich nun in den ersten Jahren in Wien seinen Unterhalt, und einige seiner Porträts in Punktir-Manier zeichneten sich aus, z. B. das vom Feld-Marschall Kray und von Professor Schmidt, dem berühmten Augen-Arzt.

„Vom Punktiren wollte ich nun aber weiter gehn, (fährt Rahl in seinem Brief an mich fort) und gab es also auf; blos radiren und stechen wollte ich nun. Damals, Freund, waren aber Sie schon hier und erinnern sich noch wohl, wie ich das erste Blatt nach Wächter zum Lucan machte, wie wir die Landschaften mit einander stachen, und wie ich durch Sie auf den Poussin im Belvedere kam. Die Zeichnung davon ist längst in Stücken zerrissen, den Kupferstich aber haben Sie wohl noch. Dann kam die Samariterin (nach Annib. Carracci) und dann der Hieb nach Wächter, der das beste Reife war, und den ich jezt auch nicht besser zu machen wüßte, dessen auch im Morgenblatt 1806 rühmlich erwähnt wurde. Dann kam die Landschaft nach Franc. Milet, bey der man den Mechanismus in Luft und Figuren nicht loben kann. Dieser zeigt sich zuerst reifer in der h. Familie nach Dominichino, so daß Sie selbst über meine Vorschritte sich wunderten, und nun, seitdem ich die Werkzeuge im Großen und Kleinen mannichfaltig geübt habe, zeigt sich das Erworbene in der h. Margaretha zum Erstenmal beysammen.

Noch muß ich bemerken, daß mir der Weg, den in gegangen bin, beym Hogarth trefflich zu statten kommt, denn wer nicht viel frey radirt hat, kommt mit dem Hogarth gewiß ins Verzagte und Geistlose, und wer nichts kann als frey radiren, der bringt die Köpfe nicht zu Stande; es ist hier zum guten Erfolg beydes gleich nöthig, Radiren und Kupferstechen."

Ungefähr seit vier Jahren ist Rahl Mitglied der Wiener Academie der bildenden Künste *).

*) Vorausgesezt daß es eine wahrhafte innere Stimme ist. Red.

*) Hr. Seyffer hat mehrere Exemplare der h. Margaretha in vorzüglichen Abdrücken in Commission vorräthig, und nimmt auch Bestellung auf die Hogarthischen Kupfer und die heil. Familie nach Dominichino an. Red.

Nro. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. August 1821.

Sie hebt zu dem Lichte die leuchtenden Augen.
Schüchtern empor, und schaut mit dem Himmel zugleich den Geliebten.
Ovid.

Die Felskapelle an der Waag.

(Fortsetzung.)

Sophie war betrübt bis in den Tod. — Doch nicht den Gatten klagte ihre tiefe Herzenswunde an. Mild gegen den Geliebten, gegen den Vater der lächelnden, blühenden Kinder, die sie ihm geboren, strenge gegen sich selbst, durchforschte sie jeden Tag und jede Stunde, jeden Schritt und jedes Wort, einen Fehler (unwillkührlich zwar und unbewußt) zu ergründen, der des Gemahls Tiefsinn verschuldet, der seine Neigung ihr entzogen habe? — Umsonst! — Einsam, die schönen Hände in den Schooß, den feuchten Blick zur Erde gesenkt, aufgelöst die langen güldnen Flechten, die Wesseleny in den Stunden des ersten Minneglückes, oftmals trunken, als einen unauflöslichen Knoten um seinen Hals und Arm geschlungen, mit wehmüthigem Lächeln vor sich hinstarrend, saß sie oft stundenlang, aber ein Ruf, ein Liebesblick, ein Küssen und Kosen der Kinder nahm den Stachel aus der Seele, den Schmerz aus dem Herzen, goß ihn aus in brünstigem Gebet.

Wesseleny war bey der Wiederkehr gefaßter, gehaltener. Noch wetterleuchtete es in seinem Innern; aber es erfolgte kein Ausbruch. Desto entschiedener war er für Sophien durch und durch erkältet und erstorben. — Achtungsvolle Höflichkeit, sanften Anstand schien ihm sein Gewissen strenge zu befehlen, — aber ihre Nähe machte ihn unruhig und unglücklich. — Wo man innig geliebt hat und nicht mehr liebt, sollte man auch nicht mehr leben; — man hat ja sich selbst überlebt! —

Hätte Sophie auf Strecsen nicht beynah' in undurchdringlicherer Einsamkeit gelebt, als einst Genofeva in dichtster Wildniß, so wäre auch ihr kein Geheimniß geblieben, was aller Welt längst keines mehr war, Wesseleny, der feurig-stolze Kriegesheld, schmachte in den Banden eines stolzen Weibes! In dem Liebestrank, den sie ihm zugebracht, habe sie das Mark seines Daseyns ausgetrunken. — Sein Gehirn glühe, Fieberhitze durchzucke seine Adern, sein Herz brenne ohne zu verbrennen. Er lebe ein beständig Sterben, ohne zu ersterben. Gleich der Windesrose folge Er ihren Augenwinken, ihre Nähe labe und verzehre ihn zugleich! — Doch ohne sie zu leben — sey ihm unmöglich, der Kopf wüste, das Herz verdorret, alle Lebenskraft weggegossen! — Der ewig Bewegte, der nie Ausgefüllte bringe (ein anderer Herkules bey Omphalen) jetzo Stunden und Tage damit hin, zu ihren Füßen an ihren Blicken zu hängen, ihren Bewegungen zu folgen, ihre ungebornen Wünsche zu erspähen, verliebe Wochen im Schweigen und in müßigen Träumen von ihr! — Wie sie die Augen von ihm wende, wie sie den Fuß aus dem Gemache setze, wähne er die Himmelspforte vor ihm zugeschlagen und sich, zähneklappernd und verzweifelnd, draussen in der ewigen Finsterniß! — Die anmuthstralende Zauberinn, ihren Sklaven durch Furcht und Hoffnung, durch herrische Launen und durch unterwürfige Zartlichkeit, durch

Gunst und Strenge, nun anziehend, nun zurückstoßend, lasse ihn sogar mit gräßlichen Gedanken gierig spielen, wie Kinder mit dem Messer, mit dem Gedanken der Trennung von Sophien, des Abfalls vom Glauben, der Wiederkehr zur abgeschwornen Lehre, um der ersten Ehe Ueberdruß zu lösen, und die ersehnte zweyte anzuknüpfen!! — — Ist denn, kraft jenes ewigen Widerspruches in dem trotzigen und verzagten Menschenherzen, den Herrschsüchtigen nur wohl, nicht wo sie herrschen, sondern gerade wo sie beherrscht werden?!

Noch war das von warnender Schwesterhand geschriebene Blatt, welches diese unheilsvolle Kunde ertheilt, nicht zu Ende, als es der Herrinn heftig zitternden Händen entflatterte. — Langsam wie ein fliehendes Glück, das noch zum ewigen Abschiede Zeit lassen will, sank es zur Erde. Schneller war in schmerzlicher Ohnmacht, auf ferner einsamer Kammer vergehend, Sophie ihm nachgesunken, das Herz dicht an dem Briefe zuckend, wie an dem Mordstahl die Todeswunde! — Ins Leben und Bewußtseyn zurückgekehrt, schaute sie, wie in eine höher und höher gegen sie heraufsteigende Fluth des Verderbens. Ringsum überall nur schwarze Wolken und kaltes Gewässer. — Ihr Blick fiel auf den Gekreuzigten. Sie sank nieder vor dem erhabensten Bilde des Liebens und Leidens, und in heißen Thränen löste sich allmählig der stumme, starre, unendliche Schmerz, den sie nicht aussprechen, nicht einmal ahnen lassen durfte vor ihren Kindern, vor ihren Frauen. — Wie dem Irdischen bereits entrückt, umgab ein höherer Glanz ihre holden Züge. — Kein Gotteshaus der Umgegend blieb ohne reichere Spende, kein Altar ohne Zierden von ihrer kunstreichen Hand; — kein Gefangener ohne Trost, kein Kranker ohne Hülfe, kein Armer ohne Gabe, von dieser „neuen Elisabeth!"

Ein dunkler Liebeszug kettete Sophien schon lange mit besonderem Vertrauen an die nahe Felskapelle an der Waag, auf einer steilen Spitze über den brausenden Wasserschlund und die gefahrvolle Durchfahrt herabhängend, gegenüber der schmalen, unsichern, in die Thurotz führenden Bergstraße, deßhalb ein Gegenstand der Bitten und Gelübde der Reisenden zu Wasser und zu Lande. — Am späten Abend war sie einst vom gewohnten Bittgang zur Mutter aller Gnaden, müde und matt, zur einsamen Burg gekehrt und entschlummert, als sie sich im Traume noch immer da sah, woher sie eben erst gekommen, in der Felskapelle, vor der Hochgebenedeyten. Der Glanz der Himmel und die Harmonie der Sphären verherrlichte die Jungfrau mit ihrem Sohn. Mild und hülfreich schien sie auf die Dulderinn zu blicken, und mit jedem dieser Blicke eine schwere Last abzurollen von der bedrängten Brust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pompejussäule.

(Mit einem Steindruck.)

So nennt man gewöhnlich eine antike Säule zu Alexandrien, die nach Sandys bey den Arabern Hemadelare heißt. Die ziemlich zerstörte Inschrift am Fußgestell derselben hat seit Pococke, der den ersten Versuch zur Entzifferung machte, den Scharfsinn mehrerer Alterthumskenner beschäftigt. Wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten in früheren Zeiten christliche Reisende zu kämpfen hatten, die es versuchten, die Alterthümer Aegyptens zu untersuchen, so wird man leicht entschuldigen, daß Pococke's Deutung verfehlt war. In der kurzen Zeit, die er der Untersuchung widmen konnte, erwarb er sich doch das Verdienst, die beyden ersten Buchstaben der dritten Zeile und die drey ersten der vierten richtig zu bestimmen. Auffallend aber ist es, daß die französischen Gelehrten während ihres langen Aufenthaltes in Alexandrien nichts weiter von der Inschrift gedeutet haben, da sie doch wissen mußten, daß es Pococke gelungen war, etwas davon zu lesen, und andere Reisende versichert haben, sie sey lesbar. Norry sagt dagegen in seiner Abhandlung im 1sten Band der Memoires sur l'Egypte ganz bestimmt, sie sey unleserlich. Späterhin ward behauptet, der Franzose Jaubert habe die Inschrift gelesen, und Villoison zuerst sie erklärt; es ist aber nicht zu bezweifeln, daß jener eine Abschrift der, von den Engländern Leake, Squire und Hamilton im Jahr 1802 gelesenen Inschrift in Händen hatte. Chateaubriand bestätigt dieß in seiner Reise nach Jerusalem, wo er sagt, er glaube der erste Reisende zu seyn, der die Inschrift nach Frankreich gebracht habe, aber die Deutung verdanke man einigen Engländern. Die Obersten Leake und Squire fanden schon 1801, daß die Inschrift leserlich sey; erst im folgenden Jahr aber gelang es ihnen, in Verbindung mit Hamilton, dem Verfasser der Aegyptiaca, dieselbe zu entziffern. Im Jahr 1806 war der thätige Salt mehrere Tage beschäftigt, die Inschrift zu lesen und abzuzeichnen, und bey einer wiederholten Untersuchung gelang es ihm, auch die drey von seinen Vorgängern unentziffert gelassenen Worte zu lesen. Leake und seine Reisegefährten mittelten zuerst das Wort ΔΙΟΚΛΗΤΙΑΝΟΝ (Diokletian) aus; Jaubert und Chateaubriand behaupten gleichfalls, diesen Namen deutlich gelesen zu haben, und dasselbe bestätigt Salt's Abbildung, wodurch es nun ausgemittelt ist, daß die Säule dem Kaiser Diokletian gewidmet wurde. Nach dieser Entzifferung lauten die vier Zeilen:

ΤΟΝ ΤΙΜΙΩΤΑΤΟΝ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΑ
ΤΟΝ ΠΟΛΙΟΥΧΟΝ ΑΛΕΞΑΝΔΡΕΙΑΣ
ΔΙΟΚΛΗΤΙΑΝΟΝ ΤΟΝ ΑΝΙΚΗΤΟΝ
ΠΟΣΙΔΙΟΣ ΕΠΑΡΧΟΣ ΑΙΓΥΠΤΟΥ,

d. i. dem hochgeehrten Kaiser, dem Schutzgott Alexan-

driens, Diokletian dem Unüberwindlichen; Rosidios, Präfekt von Aegypten.

Von einer fünften Zeile fand der Graf Mountnorris, der in einem Brief an den Herausgeber des Quarterly-Journal of Science, literature and Arts (Nro. 19) jene Entzifferung mittheilt, keine Spur, (die Widmung der Säule ist in jenen Zeilen völlig ausgesprochen), und Salt's genaue Abbildung, die zur Rechtfertigung jener Deutung hier beygefügt wird, zeigt, daß auch er bey seiner zweyten Untersuchung nichts davon entdeckt hat. L.

Guckkastenbilder und sonst Allerley aus Paris.

(Fortsetzung.)

10.

Auf dem Boulevard Bonne nouvelle sah ich lezthin eine sehr lustige Puppenkomödie, auf einem von den Theatern, die von dem deus ex machina und Regisseur auf dem Rücken herumgetragen werden. Personen: eine Katze (aber eine wahre), ein Advokat und eine Art von Scharfrichter oder Polizeyperson. Erst kommt die Katze und stiehlt eine Wurst, dann wird ihr von dem Advokaten der Prozeß gemacht, der Scharfrichter bringt einen Galgen herbey, und nach vielem Spektakel und Widerstand wird die Katze gehängt. — Uebrigens war es zum Todtlachen! Die Katze spielte ganz fürtrefflich, wehrte sich recht zierlich mit den Tatzen, ließ sich von den Puppen hin und her schleppen und schnitt endlich am Galgen erbärmliche Gesichter; zulezt wurde sie von den Puppen vom Galgen herunter genommen und außerordentlich gestreichelt und geliebkost, sie schien dagegen ordentlich ein Attachement für die Puppen zu haben, leckte sie und wedelte und spann — und da war die Komödie längst aus. — Ein Weib ging herum mit einem Teller und rief: n'oubliez pas le petit chat! — Wieder mal à propos: an den großen Feyertagen, Pfingsten, Himmelfahrt u. s. w., stellen die Kinder hier auf den Straßen, tant bien que mal kleine Duodezaltärchen mit allerley dazu gehörigen Puppen und Geschirr auf; und laufen einem nach mit: n'oubliez pas la petite chapelle.

11.

Im Palais royal waren lezthin ein Dutzend Kinder, Knaben und Mädchen von fünf bis zehn Jahren, die tanzten sehr vergnügt. Die zwey lezten von der Reihe machen mit den Armen einen Bogen, worunter die andern durchschlüpfen, dabey sangen sie: je file mon eglise oder so was — aber Gott sey es geklagt, was sind die Kinder in Deutschland hölzern gegen diese. Das ging immer: passez s'il vous plait messieurs, par ici mes demoiselles s'il vous plait, und so allezeit aufs allerzierlichste. Dabey blieben denn die Leute stehen, so daß zulezt ein großer Kreis um die Kinder sich gebildet hatte, meistens unvornehme Leute, und hatten ihre große Freude dran. Ueberhaupt gibt es gar nichts niedlicheres als die vielen kleinen Kinder, die man besonders in dem Garten der Tuilerien sieht, so hübsch angezogen, und gescheid und munter, und doch ganz Kinder. A propos. Wer vor einiger Zeit und auch jezt noch hier am meisten Lärm machte, war ein Kind von zehn Jahren, Mlle. Leontine Fay, die auf dem Gymnase dramatique spielt, für jeden Abend (20 Abende) bekömmt sie 500 Fr. Ich bin nur mit Widerwillen hingegangen, aber ich versichere, es ist rein unbegreiflich, wie ein Kind so spielen kann und ich bin ganz bekehrt worden — du hast aber auch keine Idee von dem Enthusiasmus, womit sie das Publikum aufnimmt. Ihre beste Rolle ist la petite Sœur (in einem Stück gleiches Namens); ich setze dir hier ein Paar Verse hin, die ihr auf die Bühne zugeworfen wurden, sie sind selbst hier wenig bekannt, und vielleicht finden sie bey euch manchen Amateur; auch sind sie recht hübsch:

„Quel est l'enfant offrant des jeunes fleures
Dans le temple ou Thalie est Adorée,
Jouant encore avec la poupée,
Jouant déja avec nos pauvres cœurs?" —
Ainsi demande maint admirateur,
„Tu ne le sais?" dit la Muse etonnée —
„Ne vois tu pas, c'st ma petite sœur."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, den 13. August.

In einer ehrenwerthen Wiener Zeitschrift stand unlängst ein Berliner Korrespondenzartikel, das Gastspiel des Hrn. Mayers betreffend, auf welchen von hier aus erwiedert wurde; jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß dieses, nicht so wol wegen der Kritik, die keine war, als des Orts halber geschah, wo sie abgedruckt stand. Drob ereifert sich der Berliner Gesellschafter so heftig, als ob er es selbst gewesen wäre, der jenen Artikel nach Wien gesendet hätte; welches aber ein zu abgenuzles Kunstgriffchen wäre, als daß wir es einem feinen Berliner Gesellschafter zutrauen dürften. Genug er wird ungeheuer böse, daß man in dem kleinen Karlsruhe sich unterstehe, an der Unfehlbarkeit einer Berliner Kritik zu zweifeln, die ja schon deßhalb tiefe Ehrfurcht gebeut, weil sie aus einem brandenburgischen Gänsekiel floß. Aber so sehr wir sorgendes Unrecht übten, uns über die heilige Autorität eines Märkischen Theaterrecensenten ungläubig hinweg zu setzen, eben so unrecht ist es von dem Gesellschafter, daß er darüber böse wird, dieweil ja ein böser Gesellschafter kein guter Gesellschafter ist. Um ihn nun nie mehr in diesen Widerspruch mit sich selbst zu bringen, so versprechen wir ihm hiemit, daß wir künftighin alles Mögliche, was er wird drucken lassen, es sey worüber es wolle, auch über Dinge, die er nicht versteht, es sey auch noch so absprechend, anmaßend, noch so diktatorisch, suffisant und arrogant, daß wir das Alles aus grober Unwissenheit höflich glauben wollen. Und um ihm gleich einen Beweis davon zu geben, so versichern wir, daß uns seine gewichtige Prosa mit Centnerlast zu Boden geschmettert, und sein witziges Wortspiel mit „fasten und fast", wie ein Pfeil vom Bogen Apollens getroffen hat. Was die Verse betrifft, die wie aus der Luders- und Wegnerischen Schule klingen, so wird sich Hr. Mayer furchtbar darüber ärgern; mehr aber noch Goethe, weil sie sein bekanntes Gedicht: Musen und Grazien in der Mark, so schlagend widerlegen.

Hamburg.

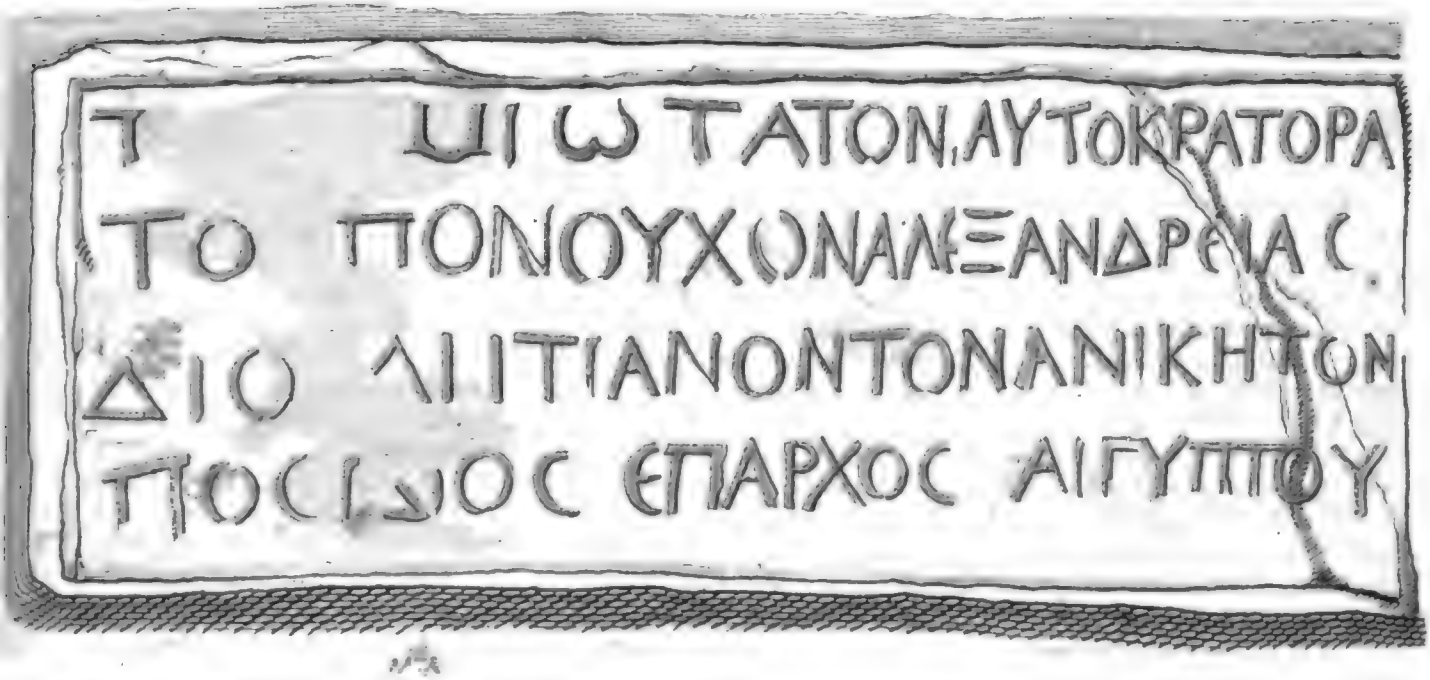
Nachdem unsere Bühne durch die Abreise und Kränklichkeit mehrerer ausgezeichneten Mitglieder derselben eine Zeit lang

gezwungen war, nur Wiederholungen kleinerer Stücke zu geben, erscholl plötzlich für die Theaterfreunde der Freudenruf, es werde ein neuer Stern für sie in der Erscheinung einer ausgezeichneten Künstlerinn aufgehen; dieß war Mad. Neumann vom Großherzogl. Badenschen Hoftheater, die hier eine Reihe von Gastrollen zu geben verheißen hatte. Von Berlin aus hatte sich ihr Ruhm bisher verbreitet; dort hatte die Künstlerinn einen völligen Triumph gefeyert, indem man sie nicht allein bat, für immer ein Mitglied des Berliner Theaters zu werden, sondern sie in den Wagen und zu Hause nach Beendigung des Schauspiels mit eben dieser Bitte von Seiten des Publikums begleitete; auch Se. Majestät der König von Preußen und Se. königl. Hoheit der Kronprinz hatten ihr großen Beyfall gezeigt. Man kann denken, mit welcher Begierde man dem ersten Auftreten dieser Künstlerinn entgegensah; wirklich war auch das Haus bey ihrer ersten Gastrolle so angefüllt, wie es selten in jetziger Jahreszeit zu sehen ist. Mad. Neumann hatte zu ihrem Debüt die Rolle der Isabelle in den „Quälgeistern," von Beck nach Shakespeare bearbeitet, gewählt. Das Stück führt eigentlich im Original den Titel: „Viel Lärmens um Nichts" (Much ado about nothing), und unter diesem haben wir es zu des unsterblichen Schröder Zeiten, von diesem bearbeitet, öfterer auf unserer Bühne. Shakespeare nahm den Stoff zu diesem höchst interessanten Lustspiele aus einer Erzählung des Franzosen Belleforest, deren Inhalt ungefähr folgender ist: Bey der Anwesenheit König Pedros von Arragonien zu Messina verliebte sich der Freund und Günstling desselben, Don Timbreo, in Donna Fenicia, die Tochter Lionato's, und wusste ihre Gunst zu erwerben, so daß man den Tag der Vermählung festsetzte. Hierüber ergrimmte Timbreos unbegünstigter Nebenbuhler, Don Girondo, und dieser wusste geschickt dem Verlobten ein so heftiges Mistrauen gegen die Braut einzuflößen, daß er ihr am Tage der Vermählung den Kauf aufsagte, worüber sie in eine solche Ohnmacht versank, daß man sie für todt hielt. Als sie endlich ins Leben zurückkehrte, lag sie ihren Vater an, sie für gestorben auszugeben und ihr zu gestatten, auf einem einsam gelegnen Landhause ihre Tage in tiefster Verborgenheit zu verbringen. Nach ihrem vermeinten Tode fühlt Don Girondo aber Gewissensbisse und entdeckt dem Timbreo seine Verrätherey und die Unschuld der verstoßenen Geliebten. Voll Betrübniß und Reue begibt sich dieser nun zu ihrem Vater Lionato und trägt ihm Genugthuung an, indem er ihm sein ganzes Vermögen anbietet. Lionato lehnt dieß Anerbieten aber ab und fordert blos von ihm, daß er es sich gefallen lassen solle, eine Gattinn aus seiner Hand zu empfangen; dieß ist dann Fenicia und das Ganze löst sich höchst anmuthig. Schon Shakespeare fand es für gut, alle Namen zu verändern, und dieß geschah auch bey der deutschen Uebersetzung von Schröder, welche im October 1792 fast zu gleicher Zeit mit der von Beck erschien und hier aufgeführt ward. Schröder selbst spielte in diesem Stücke unübertrefflich, und schwebt noch jetzt den Schauspielfreunden als das Ideal eines ausgezeichneten Künstlers in der Rolle des Breitenau vor. Unser Herfeld gibt diese Rolle (bey Beck heißt Breitenau Hauptmann von Linden) ganz außerordentlich gut, und Sammet den imbecillen Anwald Dupperich nicht minder trefflich. In der Hauptrolle, der Isabelle, trat Mad. Neumann auf; die Natur hat diese Künstlerinn in jeder Hinsicht auf das reichste und anmuthigste ausgestattet, denn ihr Körper ist so schön, ihr Gesicht so interessant, als ihre Stimme wohllautend, ihr Organ stark und rein. Eine edle Haltung und ein sehr sorgfältiger, geschmackvoller Anzug erhöhten den Werth dieser seltenen Erscheinung, so wie das Gepräge der Jugendlichkeit, welches sie an sich trägt, reiche Hoffnung für die Zukunft verheißt, wenn erst das Talent mehr in ihr zur Reife gelangt ist, was jetzt nur noch in einzelnen Strahlen durch verfehlte Momente blitzt. Die Rolle der Isabelle erfordert eine sehr gewandte Darstellerinn; der Hauptzug ihres Charakters soll nach dem Willen des Verfassers Muthwille, spöttische Laune und sogar einige Dreistigkeit seyn, wie man sie oft bey den weiblichen Charakteren der Shakespearischen Lustspiele antrifft, als die Viola in: „Was ihr wollt," die Celia in: „Wie es euch gefällt," u. a. m. Das warme, liebende Herz sucht Isabelle unter einer alles Heilige höhnenden Spottsucht zu verstecken; aber dennoch gelingt ihr dieß nicht immer, und auf Momente durchbricht der bessere Geist auch äußerlich die ihn einengenden Schranken. Eine solche Charakterzeichnung ist wahrlich keine kleine Aufgabe für den Mimen, und nur sehr erfahrene sollten sich an solche wagen. Mad. Neumann hatte viele überaus gelungene Augenblicke, obgleich das Ganze Den nicht befriedigen konnte, der mit sehr hohen Ansprüchen an ihre Leistungen hineingetreten war; man rief sie am Schlusse, und zollte ihr den ungemessensten Beyfall, den sie auch in eben diesem Stücke zweymal gleichfalls in Berlin einerntete, wo sie damit begann und endete. Zur zweyten Gastrolle erwählte Mad. Neumann die Louise in „Kabale und Liebe." Wer wird nicht darin mit mir einverstanden seyn, daß diese Rolle eine der schwersten, ja vielleicht die Klippe sey, woran auch das größeste Talent scheitern muß? Der Charakter der Louise ist ganz und gar Sentimentalität, eine solche, wie man sie vor vierzig und mehrern Jahren in den höhern und niedrigern Ständen überall antraf und jetzt nur mit Ekel betrachtet; Schillers Stück erschien gerade in jener Periode und machte natürlich viel Glück, weil das damals wie aus dem Leben gegriffen war, was uns jetzt als Unnatur erscheinen muß. Dieses Stück trägt überhaupt neben großen, unverkennbaren Schönheiten den Stempel hoher Jugendlichkeit und Unreife des Talents an sich; der Redeschwall darin, die herbeygezogenen Gleichnisse und Wortspiele, besonders im Munde Ferdinands und Louisens, kommen uns seltsam im Vergleiche mit dem vor, was wir jetzt lieben und schön nennen, und was selbst Schiller uns bey größerer Reife seines Talentes bot. Es ist bey dem Obenangeführten daher auch wohl begreiflich, daß die wackere Künstlerinn, Mad. Neumann, eben kein Glück in dieser Rolle machte, zumal da die einfache, fast ärmliche Kleidung, worin die Tochter des Stadtmusikanten Miller erscheinen muß, die Blässe des Grames auf ihren Wangen, sie auch noch aller Vortheile beraubte, welche sonst ihre anmuthige Gestalt ihr in jeder Rolle leihen müssen. Uebrigens spielte sie den Charakter noch ärger in die Sentimentalität hinüber, und, statt zu mildern, wo der Dichter entweder zu stark aufgetragen hatte, oder was wir jetzt kaum mehr begreifen, erhöhte sie die grellen Tinten noch um ein Beträchtliches. Ihr Gatte als Ferdinand zeigte gar geringe theatralische Anlage überhaupt, denn er scheint zu den unverbesserlich schlechten Schauspielern zu gehören, weil er mit einer ins Erstaunen setzenden Süffisance auftritt; für diese blüht keine Hoffnung mehr! Die schöne Scene mit der Lady Milford, worin unsere Unger als Lady ein Stern erster Größe glänzt, war so verfehlt, daß sie Widerwillen erregte, auch scheint Hr. Neumann der Muttersprache wenig mächtig, denn es schlichen sich arge Sprachfehler ein, eine Sache, die an Schauspielern nicht genug zu rügen ist. Wir ertheilen dem Künstlerpaare den Rath, „Kabale und Liebe" ein- für- allemal aus der Reihe ihrer Gastspiele zu streichen, denn es scheiterte selbst das schöne Talent der Madame Neumann daran, und das thut uns leid, weil es uns sonst so große Freude gewährte, wenn gleich die Kritik sich nicht durch persönliches Interesse für den Künstler bestechen lassen darf, und offen reden muß, wo jenes vielleicht Schweigen erheischte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Ein Steindruck. Literaturblatt Nro. 70.

Literatur-Blatt.



[illegible] begründet, als daß eine Leidenschaft gesteigert werde, die in unseren Zeiten doch schwerlich bis zu einem Kreuzzuge für die bedrängten Christen gehen dürfte. Dr. Sickler zeigt sich in diesem Probeheft wärmer, als es dem Historiker ziemen will. Die Neuheit der empörenden Ereignisse, die wir vernommen haben, entschuldiget ihn deshalb; aber mit dieser Neuheit wird hoffentlich auch seine Wärme ab[illegible] ausfüllen werde. Der Herausgeber, der bereits im vorlezten Decennium durch sein Gemälde von Constantinopel und durch die Zeitschrift: Constantinopel u. S. Petersburg, seinen Beruf zum historisch-politischen Schriftsteller

*) S. Schillers 8ten Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Freitag den 31. August 1821.

Periodiſche Literatur.

Anaſtaſia,

oder Griechenland in der Knechtſchaft unter den Osmanen ſeit der Schlacht bey Kaſſowa 1389, u. im Befreyungskampfe ſeit 1821. So lautet der Titel einer neuen Zeitſchrift, welche der gereiste Archäolog, Philolog und Hiſtoriker, Dr. Sickler zu Hildburgshauſen, in freyen Heften herausgiebt und wovon das erſte Heft (Hildburgshauſen, Keſſelring'ſche Hofbuchhandl. 1821. 112 S. 8.) vorliegt. Sie ſoll nach S. 11. keineswegs politiſch, ſondern blos hiſtoriſch ſeyn. Wie iſt das möglich? könnte man fragen, da ihr Gegenſtand, der eben begonnene Freyheitskampf, ein wichtiger Gegenſtand der europäiſchen Politik iſt. Es ſcheint, daß der Herausgeber aus der Vorgeſchichte des Drama und der handelnden Perſonnagen Licht ziehen wolle zur Beleuchtung und Würdigung der Erſcheinungen, welche bey Gelegenheit dieſes Kampfes die europäiſche Politik nächſtkünftig darbieten wird. Das iſt allerdings ein Unternehmen hiſtoriſcher Natur, und der Herausg. iſt wohl der rechte Mann, um es nützlich auszuführen. Mög' er denn die bevorſtehenden Begebenheiten auf dieſe Weiſe begleiten mit belehrenden Rückblicken und frommen Wünſchen! Nur, möchten wir rathen, mit Unbefangenheit und Ruhe. Die öffentliche Meynung iſt dergeſtalt für die Sache der Griechen, daß man ſie, in dieſem Augenblicke, faſt für öffentliche Leidenſchaft halten könnte. Iſt es die Lage und das Wagniß der Griechen, oder ſind es die chriſtlichen Türken unter den deutſchen und franzöſiſchen Zeitungsſchreibern, welche dieſe Leidenſchaft entzündet haben und nähren? Non liquet. Aber auf jeden Fall iſt es beſſer, daß die öffentliche Meynung hiſtoriſch begründet, als daß eine Leidenſchaft geſteigert werde, die in unſeren Zeiten doch ſchwerlich bis zu einem Kreuzzuge für die bedrängten Chriſten gehen dürfte. Dr. Sickler zeigt ſich in dieſem Probeheft wärmer, als es dem Hiſtoriker ziemen will. Die Neuheit der empörenden Ereigniſſe, die wir vernommen haben, entſchuldiget ihn deshalb; aber mit dieſer Neuheit wird hoffentlich auch ſeine Wärme abnehmen, welche wenig geeignet iſt, die chriſtlichen Türken von ihrer geheimen Vorliebe für deſpotiſche Ohnmacht zu bekehren. Das Anziehendeſte in dieſem Hefte iſt übrigens der Anfang einer Biographie des Paſcha von Janina, mit deſſen Porträt in Steindruck. Ein wahrhaft gräuliches Deſpotengeſicht. Von dem „edlen, offenen, durch auffallende Züge bezeichneten Geſichte" und von dem „einnehmenden Blicke," welche Pouqueville in ſeiner Reiſe durch Morea und Albanien (Bd. 1. Abſchn. Alban. Kap. 3. S. 205. der Müller'ſchen Ueberſ.) an ihm rühmt, iſt hier keine Spur. Auch die Schilderung ſeines Charakters und ſeiner Sitten weicht ſehr von der Anſicht des gedachten Franzoſen ab, und zwar allenthalben in's Schwarze, Infernaliſche. Der Herausgeber nennt die Bewohner von Albanien überall Albanier, welches wohl richtiger ſeyn möchte, als Albaneſen oder gar Albaneſer. Des Prof. Krug Aufruf zu Hülfsvereinen für die Griechen hat ihm bey Erſcheinung dieſes Heftes noch nicht bekannt ſeyn können, ſonſt würd' er der darin enthaltenen Aufforderung zur Aufnahme in alle Zeitſchriften wohl entſprochen haben. Herder's Frage: „Was ſollen Fremdlinge, die noch nach Jahrtauſenden aſiatiſche Barbaren ſeyn wollen, in Europa?" ſteht an der Stirn der Schrift. Möge ſich die Chriſtenheit in dieſem kritiſchen Falle ſo benehmen, daß ſie Schiller's Frage: Woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren ſind?" Lügen ſtrafe.*)

Allgemeine politiſche Annalen,

in Verbindung mit einer Geſellſchaft von Gelehrten herausgegeben von Friedrich Murhard. (Cotta, 1821.) Dieſe neue Zeitſchrift, von welcher wir 7 Hefte vor uns haben, iſt beſtimmt, in die Stelle der von Poſſelt begonnenen Europäiſchen Annalen einzurücken. Es hat allen Anſchein, daß ſie dieſelben würdig ausfüllen werde. Der Herausgeber, der bereits im vorlezten Decennium durch ſein Gemälde von Conſtantinopel und durch die Zeitſchrift: Conſtantinopel u. S. Petersburg, ſeinen Beruf zum hiſtoriſch-politiſchen Schriftſteller

*) S. Schillers 8ten Brief über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

beurkundete, hat mit dem Atalantenlaufe der Zeit rüstig Schritt gehalten, und die gereifte Erfahrung, die den Beobachter der Zeitgeschichte so leicht erkältet, hat der klaren Lebendigkeit seiner Darstellungsgabe nichts von ihrem Reize entzogen. Er beginnt mit einem Ueberblicke der politischen Weltlage im Anbeginn des Jahres 1821. Es kommt bey solchen Ueberblicken hauptsächlich auf den Standpunkt des Verfassers an, und diesen kann er nicht wählen, er muß durch Geist, Gemüth und Welterfahrung darauf erhoben worden seyn. So ist es hier, und daher ist dieser politische Aufsatz echt kosmopolitisch. Herr M. betrachtet die gegenwärtige Weltlage als eine Situation in dem großen Drama ohn' abseheliches Ende, welches unter dem Titel: Weltgeschichte, aus dem Kampfe der menschlichen Vernunft mit dem eigensüchtigen Triebe, der moralischen Freyheit mit der blinden Nothwendigkeit, hervorgeht; und sein kritischer Blick würdiget alle Zeiterscheinungen nach Maaßgabe der Frage, inwieferne sie den Sieg der Vernunft fördern, und die Menschengesellschaft auf Erden zu einer freyen Collectivpersönlichkeit erheben können, wozu dieselbe durch die Vernunft, dieses gemeinsame Geschenk der Gottheit an die Menschheit, berufen zu seyn scheint. Vorzüglicher Fleiß ist in den vorliegenden Heften auf die möglich-vollständigste Mittheilung der Verhandlungen verwendet, womit die stellvertretenden Versammlungen im constitutionellen Europa sich neuerdings beschäftiget haben. Wir müssen das billigen. Wenn das unconstitutionelle Europa dabey in den Annalen zu kurz kommt; so wird es leicht mit der (nur allzuplausiblen) Hoffnung sich trösten, statt des Raumes auf dem Papier desto mehr Raum auf der Erde zu gewinnen. Die Annalen versprechen S. 5., von der politischen Literatur aller Länder und Sprachen Rechenschaft zu geben. Soll das nicht ein leerer hiatus promissoris werden; so müssen sie künftig die „Rechenschaft" kürzer fassen, als es S. 145 — 164 bey der Anzeige von Soden's Schrift über die Staats-National-Bildung, und S. 177 — 189 mit den bekannten Benzenbergianis und Anti-Benzenbergianis geschehen ist. Heft 5, S. 116, befindet sich ein Vorschlag zur Austilgung der geheimen politischen Gesellschaften, welcher — überraschend genug — auf den Vorschlag hinausläuft: Constitutionen, den Napoleonisch-italiänischen ähnlich, auf 4 oder 5 Jahre provisorisch einzuführen. Solch ein Provisorium wäre ganz das Gegentheil von den in der neuesten Staatspraxis üblichen Provisorien: man belastet und bindet gern provisorisch, damit die Hoffnung auf bessere Zustände tragen und leiden helfe; aber welcher Staatsmann wird es wagen, provisorisch frey zu lassen, in der Hoffnung, daß die Furcht vor der Wiedereinziehung der Freyheit den Mißbrauch der letztgedachten verhüten werde? Inzwischen — als Mittel gegen die geheimen Gesellschaften, die eine Art provisorischer Revolutionen sind, ließen sich provisorische Repräsentativ-Verfassungen wohl versuchen: die homöopathische Heilkunde spricht für den Gebrauch der Hundshaare (poil de la bête).

Ein Aufsatz von fremder Hand Heft 6: „Ueber die Länder, wo die Repräsentativ-Verfassung nicht auf dem Wege gütlicher Uebereinkunft, sondern durch Revolution begründet worden," wird vom Herausgeber zu kritischer Prüfung besonders empfohlen. Er verdient sie; aber wir haben zu wenig Raum dazu. Die Gedanken des Verf. (er ist Franzos) hängen eng zusammen unter sich und mit wichtigen, politischen Erfahrungen, die meist einer mehrfachen Auslegung und Anwendung fähig sind. Hier braucht die Kritik viel Platz, sey es zur Musterung oder zur Schlacht.

Die Darstellungen der Zeitgeschichte (also den eigentlichen historischen Theil der Schrift) verheißt der Herausgeber, stets nach Originalquellen zu bearbeiten, und keine wichtige politische Urkunde, welche die Zeit gebiert, soll in den Annalen fehlen. Die Schreibart dieses Gelehrten ist die Blüthe eines reifen Geistes, und, einige harte Auslassungen der Hülfszeitwörter ausgenommen, wüßten wir nichts daran zu tadeln.

Uebersicht der theologischen Literatur vom Jahre 1821.

(Fortsetzung.)

Wissenschaftliche Theologie,

Vermischte Schriften. Kritische Prediger-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. Joh. Friedr. Röhr, Grhzl. Sachs.-Weim. Oberhofprediger ꝛc. Zweyter Band. 1s u. 2s Quartalheft. Neustadt a. d. O. bey Wagner 1821. 376 S. gr. 8. (der ganze Jahrgang 3 Thlr.) Geist und Gehalt dieses kritischen Instituts sind so bekannt, daß nur die Erscheinung der beyden ersten Hefte für das laufende Jahr angezeigt werden darf. In dem ersten H. sind 20, in dem zweyten 36 Schriften beurtheilt. Auch das angehängte theolog. Quartal-Blatt erhält sich in seinem Werthe, und liefert mehrere sehr interessante Nachrichten, unter welchen die merkwürdigste ist, daß in Bonn der Protestantismus ecclesia pressa ist und Anstalten dort von Katholiken getroffen sind, die Proselytenmacherey im Großen zu treiben. Der protest. Prof. der Philosophie Kalker ist mit seiner kathol. Braut nicht eher getraut worden, als bis er versprochen hat, alle aus dieser Ehe zu hoffende Kinder katholisch werden zu lassen. — Analekten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie, herausgegeben von Dr. Ernst Friedr. Carl Rosenmüller und D. Heinr. Gottlieb Tzschirner, Professore

der Theol. auf der Univ. zu Leipzig. Vierten Bds. 1stes Stück. Leipzig b. Barth. 1821. 218 S. gr. 8. (20 gr.) Folgende Aufsätze sind hier mitgetheilt: 1) Anzeige eines hebräischen biblischen Manuscipts in Halle. Von Dr. P. J. Bruns. (S. 1 — 5.) Dieses weder durch Alter noch durch merkwürdige Lesarten ausgezeichnete Mscr. findet sich in der Universitäts-Bibliothek zu Halle und enthält den Pentateuch. Hr. Br. zeigt denselben an, weil die zu den Paraschen gehörenden Haphtaren über und unter den Text mit kleinen Buchstaben ohne Vocale geschrieben sind, und der Schreiber des Codex am Ende die ihm gebornen Kinder mit frommen Wünschen eingezeichnet hat. 2) Exeget. - krit. Anmerkk. zu einzelnen Stellen der Psalmen, v. Matthias Heinr. Stuhlmann, Pred. zu St. Kath. in Hamburg. (S. 6 — 36.) Diese Anmerkungen rechtfertigen die früher erschienene Uebersetzung der Psalmen von Hrn. St. in solchen Stellen, wo die Gründe der Abweichungen von andern Auslegern nicht offen am Tage liegen. Sie gehen in diesem Hefte bis Ps. 41 und werden fortgesezt. 3) Ueber die Geschichte, Lehre und Schicksale Joh. des Täufers, ein Beytrag zur bibl. Theol. d. N. T., von M. Karl Wilh. Stein, Diak. zu Niemegk. (S. 37 — 40.) In drey Abschnitten wird von der Geschichte und dem Charakter, von der gesammten Wirksamkeit und der eigentlichen Lehre, und von den Jüngern des Täufers gehandelt. Die hier in Frage kommenden Momente sind ihrer Entscheidung nicht näher gebracht. Der psychologische Blick des Vfs. scheint noch nicht hinlänglich geübt; die Darstellung ist etwas gedehnt und nimmt zuweilen auch sogenannte Kanzelbeweise auf. So heißt es S. 68: „Auch darin „möchte ich die edle Güte seines Charakters suchen, daß er, „weit entfernt, seine eigene Vernunft über sich entscheiden „zu lassen, sich vielmehr auf die Stelle Jes. 40, 3. beziehe." 4) Für künftige Ausleger des 1sten Br. Petri, von d. Insp. Böhme zu Lucka. (S. 81 — 87.) In der Stelle 1. Petr. V, 12. glaubt der Hr. Verf. Spuren zu finden, daß Petrus diesen Brief auf Veranlassung des Sylvanus, eines Gehülfen Pauli, geschrieben habe, um durch sein Zeugniß zu bestätigen, daß Paulus das wahre Evangelium Jesu gelehrt habe. 5) Von der Pflicht der Bescheidenheit, von dem Insp. Böhme. (S. 88 — 106.) Die Bescheidenheit wird im Allgemeinen, als Pflicht des Menschen, seinen Werth lieber zu tief, als zu hoch anzusetzen, und dann im Besondern in Beziehung auf Gott, die Menschen und die vernunft- und leblosen Geschöpfe betrachtet. Es ist manche neue Ansicht gegeben, welche theils Beachtung, theils Prüfung verdient. 5) Ueber Zweck und Bedeutung der Johanneischen Taufe, von M. G. U. Osiander, Diak. zu Balingen im Kr. Würtemb. (S. 107 — 138.) Die Taufe des Joh. ist nach Hrn. O. einzig und allein eine Buß- und Reinigungstaufe, und hat keinesweges die Absicht auf den kommenden Messias zu verpflichten. Die Beweise gegen die leztere Ansicht sind mit Umsicht und Scharfsinn aufgestellt. 7) Der Mosaismus als ein Werk der Engel exegetisch dargestellt, von J. A. Voigtländer, Past. zu Kleinwolmsdorf im Kr. Sachsen. (S. 139 — 144). Eine Vertheidigung der Erklärung, welche ein Rec. in der Allg. deutschen Biblioth. u. Winterberg von Gal. III, 19, 20 gegeben haben. Die ganze Beweisweisführung des Hrn. V. beruht auf der Behauptung, daß die Engel nach dem N. T. das Mosaische Gesetz selbst gegeben haben und nicht blos Vermittler gewesen sind. Ref. kann sich davon nicht überzeugen; denn wo im A. T. Jehovah und der Engel des Herrn als synonym gebraucht werden, läßt sich nicht an die Engel überhaupt denken, und in dem Briefe an die Hebr. III, 1 — 6, den der Hr. V. für Paulinisch erklärt, werden Moses und Christus als Versorger der Familie Gottes in Parallele gestellt. 8) Ueber den 109. u. 110. Psalm, von M. Hartwig, Pf. in Großhartmansdorf bey Freyberg. (S. 145 — 172.) Hr. H. hat die Bemerkung gemacht, daß nicht selten 2 Psalmen so auf einander folgen oder vielmehr absichtlich geordnet sind, daß sie wechselseitige Beziehung auf einander haben, und zusammengenommen erst ein schönes, vollständiges Ganze ausmachen. Dahin rechnet er Ps. 50 u. 51, 90 u. 91, 105 u. 106, 111 u. 112, 20 u. 21, 3 u. 4. Die Flüche im 109. Ps. sind von Davids Feinden niedergeschrieben worden, um desto kräftiger zu seyn, und dieser unterzeichnete dann mit einer Retorsion das in seine Hände gekommene Exemplar. Der 110. Ps. enthält nun die Bestätigung der Verheißungen, welche Gott dem David gegeben hat. Das Künstliche in diesen Annahmen läßt sich nicht verkennen. 9) Ueber eine Stelle der Proverbien, von demselben. (S. 173 — 178.) Es ist die Stelle XXVI, 10, von welcher Hr. H. 10 ganz von einander abweichende Uebersetzungen aufgezählt und eine neue, ihm wahrscheinliche hinzufügt. 10) Verschiedene Ansichten des h. Nachtmahls in den Urkunden des Christenthums, von Dr. Schultheß, Prof. d. Theol. in Zürich. (S. 179 — 218.) Hr. Pr. S. stellt eine Erklärung der Einsetzungsworte des h. Abendm. auf, bey welcher nach seiner Meynung kein reformirter Christ (S. 216.) sich ein Gewissen oder Bedenken machen kann, in einer luther'schen oder kathol. (auch sub una?) Kirche diese heilige Stiftung andächtig und mit Segen zu feyern. Voraus wird gesezt, daß der Bericht des Ap. Paulus 1. Kor. XI, 23 — 26 das höchste Alterthum und die entschiedenste Authentie habe, deren sich die drey Evangelisten nicht rühmen können, da Markus und Lukas nicht unmittelbar von dem Herrn hatten, was sie erzählten, und die Authentie des Matthäus durch Uebersetzung aus dem Aramäischen und durch mehr als eine Umarbeitung zu viel verloren hat.

Digitized by Google

V. 24 erklärt Hr. S. σωμα für Gesellschaft aller an Christum Glaubenden, κλωμενον ist interpolirt, vielleicht auch το ὑπερ ὑμων. Sind die lezten Worte aber auch als ächt zuzulassen, so bedeuten sie: das eure Stelle vertritt. Αιμα im folgenden V. ist synonym den Worten γενεα oder σπερμα Χριστου, also auch dem σωμα, διαθηκη ἐν τῳ αἱματι μου ist soviel als διαθ. του αἱματος μ., und der Genitiv bezeichnet (S. 189.) das Subject, mit dem und unter dem der Bund bestände. Die Worte bey dem Pauliner Lukas: το ὑπερ ὑμων ἐκχυνομενον müßten nach der Grammatik auf ποτηριον bezogen werden; allein Hr. S. (S. 192.) ist zweifelhaft, ob er diese Redensart dem Lukas zutrauen solle. Auch kann er keine Abweichung (S. 193.) von dem Berichte des Paulus für ächt halten. Der Sinn der Einsetzungsworte würde dann seyn (S. 216): dieses (Brod und Wein) ist Sinnbild meines allegorischen Leibes und Blutes. Von S. 202 werden Stellen aus mehreren Kirchenvätern beygebracht, welche dieselbe Ansicht von dem h. Abendm. vorgetragen haben sollen. Ref. muß sich begnügen, diese Erklärung, entkleidet von dem gelehrten Apparat, mit dem sie umgeben ist, seinen Lesern mitzutheilen, da Hr. S. mit allem Rechte eine Prüfung des Aufsatzes (S. 218.) nach dessen ganzem Umfange, Zusammenhange und Gehalte nur zulassen will, welche hier nicht angestellt werden kann. Es läßt sich aber wohl von unsern Theologen erwarten, daß sie dem Indifferentismus der Meynungen in Bezug auf diese heilige Stiftung durch gründliche, umfassende und in ächt christlichem Geiste angestellte Untersuchungen zu begegnen suchen werden. Noch werde bemerkt, daß dieses Heft, wie viele Schriften desselben Verlages, mehrere Druckfehler hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Januar, Februar, März, 1821.

(Fortsetzung.)

Oeffentlicher Unterricht.

Observations sur les inconvéniens du Système actuel d'Instruction publique en Europe, et surtout en France, et sur les moyens d'y remédier. Par F. G. Pottier.

Der Verfasser dieser Bemerkungen über die Unzulänglichkeit des Systems, welches heut zu Tage in Europa, besonders aber in Frankreich, zur Grundlage des öffentlichen Unterrichts dienet, ist der nämliche Lehrer an einer der pariser lateinischen Schulen, wovon wir im vorigen Jahre eine Zeitschrift unter dem Titel Hermes classique ankündigten, die mit dem sechsten Hefte aufhörte. Damals erkühnte sich Hr. Pottier gegen unsern hochverehrten Heyne zu Felde zu ziehen, und wurde in diesem ungleichen Kampfe mitleidig belächelt. Hier aber stehet er auf einem Boden, den er besser kennet, und alles, was er über das schlechte Unterrichtssystem in Frankreich sagt, ist wahr und keineswegs übertrieben. Nur hätte er bey Frankreich stehen bleiben, nicht ganz Europa in sein Verdammungsurtheil einschließen sollen. Er gehet so weit zu behaupten, daß in ganz Europa schwerlich ein Jüngling zu finden seyn dürfte, der im Stande wäre, zehn Verse von Virgil auf eine genugthuende Art zu erklären. Dieser Ausspruch ist hart und läßt vermuthen, daß Hr. Pottier nur Frankreich kenne, und mit einem logischen Schnitzer von der pariser auf die lateinischen Schulen des Auslandes geschlossen habe. Die Bemerkungen über das Fehlerhafte der jetzigen Unterrichtsmethode füllen über zwey Drittheile seiner Schrift an. Sie scheinen Alles zu erschöpfen, was darüber gesagt werden kann, und man sollte jezt glauben, er werde mit einer ähnlichen Ausführlichkeit die Mittel auseinandersetzen, wodurch dem Uebel abzuhelfen ist; aber hier findet er für gut nur in leichten Umrissen einzelne Züge eines Systems anzudeuten, welches, von anderen gelehrt, durch die praktische Anwendung schon lange bewährt erfunden wurde. Hr. Pottier nimmt drey Zeitabschnitte für den Unterricht an. Der erste soll sechs Jahre dauern, und in demselben das Gedächtniß und der Verstand durch Erwerbung praktischer Kenntnisse geübt werden. Demnächst sollen zwey Jahre dazu angewendet werden, die Urtheilskraft und die Vernunft durch theoretische Begriffe zu schärfen. Der dritte Zeitraum, gleichfalls von zwey Jahren, ist der Vervollkommnung der Einbildungskraft und des Geschmackes durch Aufsätze über verschiedene Gegenstände gewidmet. Der Hauptgrundsatz dabey ist, stets vom Bekannten zum Unbekannten überzugehen, und dieses durch jenes zu erläutern. Auf dem nämlichen Grundsatze beruhet, unsers Dafürhaltens, die Pestalozzische sowol, als die Gaultierische Methode, und Niemand wird der einen oder der anderen, ihre große Vorzüge absprechen können. Es wäre daher zu wünschen, daß bey der höchst nöthigen Veränderung oder Verbesserung des Unterrichts-Systems in Frankreich auf gegenwärtigen Fingerzeig des Herrn Pottier Rücksicht genommen werden möchte. (7 Bogen Druck in 8. Bey Arthus Bertrand.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Damon und Edone.

Dieses Gedicht von Winfried, im Nordalbingischen Musenalmanach für 1821, ist in Nr. 8. des L. Bl. um seines Schlusses willen getadelt worden. Der bescheidne Verfasser hat in diesem Tadel die Feder eines Kenners zu erkennen geglaubt, und das Gedicht, ganz im Sinne der Kritik verändert, im 6ten Hefte der Nordalbingischen Blätter wieder abdrucken lassen. Die episodisch-katastrophische Natter ist verschwunden, und die Kritik, die zischende Schlange, hat einmal gesiegt, ohne zu tödten und ohne zu verwunden. So glücklich ist sie selten.

M.

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip–55m-10,'68(J4048s8)458—A-31/5

Digitized by Google